MAGAZIN: MONATSSCHRIFT FÜR LITERATUR, KUNST UND KULTUR



Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erschein jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 4. Januar 1868. [№ 1.

Inhalt.

Inhalt und Titel des vorigen (zweiundsiebzigsten) Bandes werden ut der nächsten Nummer ausgegeben.

Deutschland und das Ausland.

1 8 6 8.

Göthe und das Freie Deutsche Hochstift seiner Vaterstadt.

Das „Freie Deutsche Hochstift" in Frankfurt a. M. hat den 118ten Jahrestag der Geburt Göthe's, am 28. August 1867, durch ene in des Dichters Vaterhause abgehaltene solenne Sitzung und durch die Herausgabe einer von Frau v. Stein gedichteten, bisher ungedruckten Tragödie „Dido" gefeiert,*) die dem Stite, als Geschenk der Tochter Schiller's, Frau von Gleichen-Rußwurm, zugegangen war.

Al Einleitung zu dieser, Göthe gewidmeten „freien Huldigung aus seiner nicht mehr freien Vaterstadt", schickt der Obmann und Meister des Freien Deutschen Hochstiftes, Herr Dr. Volger, die Festrede voran, die er am 28. August gehalten und velche die besondere Ueberschrift trägt: „Göthe unter den Einflüssen des Hoflebens."

Wir hätten gewünscht, daß die aus seiner „nicht mehr freien" deutschen Vaterstadt kommende freie Huldigung des großen deutschen Dichters ein minder unfreies und dagegen mehr deutsches Werk gewesen wäre, als dieses Trauerspiel „Dido", ein Werk der Rache und der Unwahrheit, der widerwärtigsten, unweiblichen Gefühle gegen den Dichter.† Wir hätten gewünscht, daß Frau v. Stein, die sich ihre langjährige Korrespondenz mit Göthe von diesem hat zurückgeben lassen, um sie zu verbrennen, statt ihrer, das Manuscript der „Dido" verbrannt hätte, womit zugleich ein Denkmal unwürdiger Schwäche jener hochgebildeten Frau vernichtet worden wäre, die sich der reinsten, tief empfundensten Verehrung zu erfreuen hatte, welche der Dichter jemals einem weiblichen Wesen zu Theil werden ließ. Sie, die ihm vorgeschwebt, als er seine schönen edeln Frauen-Gestalten in der „Iphigenia" und im „Tasso" zeichnete; sie, in deren Geist er die Fürstin von Ferrara sagen läßt:

> Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
> Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen:
> Es sei ein Urtheil über einen Mann
> Der alten Zeit und seiner Thaten Werth,
> Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
> Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
> Dem Menschen nutzt, indem sie ihn erhebt;

sie, die auf Christiane Vulpius Eifersüchtige und Erboßte, läßt in dieser „Dido" ihren Ogon-Göthe sagen: „Ich war einmal ganz im Ernst nach der Tugend in die Höhe geklettert; ich glaubte und wollte das erlesene Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht: ich wurde so mager dabei. Jetzt seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden! Sieh, ich will Dir freimüthig ein Geheimniß offenbaren: erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrumpften Magen. Also, was ich dir vorhin sagte, paßt nicht auf mich, ich zähle mich jetzt auch unter's Gewürm, lebe auch am liebsten mit ihm und bin ein recht gutmüthiger Narr." Und als Elissa (Frau v. Stein) dem Ogon (Göthe) vorwirft, daß seine Moral von seiner Küche abhänge,*) erwiedert ihr der Treulose: „Du weißt, daß ich dich einmal liebte. Es ist schwer, die Wahrheit zu sagen, ohne zu beleidigen, aber echte menschliche Natur ist schlangenartig; eine alte Haut muß sich nach Jahren einmal wieder abwerfen: diese wäre nun bei mir herunter."

Und diese sogenannte Tragödie, voll der trivialsten Bemerkungen und gemeiner Invektiven gegen den Dichter und seine Freunde Knebel und Bertuch, hat das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt im J. 1867, als erste freie Huldigung Göthe's, aus seiner „nicht mehr freien" deutschen Vaterstadt, drucken lassen!

Wir verargen es den Männern Frankfurts nicht, daß sie mit Schmerz auf die, ihrer alten Vaterstadt verloren gegangene, historische Unabhängigkeit und Freiheit blicken; wir wundern uns sogar nicht, wenn in ihren Augen ihr Verlust größer scheint, als der politische Gewinn, den das gesammte deutsche Vaterland aus den Ereignissen des J. 1866 gezogen. Aber wenn der Obmann des Freien Deutschen Hochstifts sagt, „daß Deutschland staatlich nicht mehr besteht", daß wir „mit tiefer Bekümmerniß die gemeinsame geistige Fortentwicklung bedroht sehen durch die gegenwärtige, staatliche Zertrennung der deutschen Länder und Völker", daß „aber in diesem Hause noch Deutschland ist", und „ist auch das Band zerschnitten, der Geist lebt in uns Allen" — so scheint uns doch, daß der Schmerz die Männer von Frankfurt verblendet und sie nicht sehen läßt, was der ganzen Welt klar ist, daß Deutschland nämlich durch die Aufhebung einiger souverainer Kleinstaaten im Jahre 1866 und

*) Dido. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Charlotte Albertine Ernestine von Stein-Kochberg, geb. von Schardt. Im Auftrage des Freien Deutschen Hochstiftes für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung, in Göthe's Vaterhause, herausgegeben von Dr. Heinrich Düntzer MrFDH. Frankfurt a. M., Verlag des Fr. D. Hochstiftes.

*) Göthe soll, wie zur Zeit in allen Kaffee- und Thee-Gesellschaften Weimars versichert wurde, an Christiane Vulpius hauptsächlich wegen ihrer guten Eigenschaften als Köchin Wohlgefallen gefunden haben. D. R.

durch die freie Einigung Nord- und Süddeutschlands zu Schutz und Trutz an Macht und Ansehn im Auslande unendlich gewonnen und dadurch ein nationales Band hergestellt worden ist, welches ebenso veredelnd und sittigend auf das deutsche Volk wirken wird, wie nur jemals das Band der gemeinsamen Sprache und Literatur auf dasselbe gewirkt hat.

Der Obmann, Meister Dr. Volger hat „Göthe unter den Einflüssen des Hoflebens" zum Thema seiner Festrede gemacht und dabei sein Bedauern ausgesprochen, daß der Dichter nicht sein ganzes volles Leben dem freien, deutschen Frankfurt gewidmet und daß er vielmehr dem Fürsten Karl August nach Weimar gefolgt sei, „wo er seine Zeit in fürstlichen Unterhaltungen, Landes-Bereisungen, Verwaltungs-Geschäften, seine Begeisterung in der Anordnung von Hofspielen und Festlichkeiten verzettelte, bis er endlich — das Elend, in welches er gerathen war, tief empfindend und nach Erlösung, Befreiung aus demselben, nach einer Wiederkehr zu sich selbst, nach einer Wiederentzündung seiner reinen geistigen Flamme ringend — die erste Reise nach Italien antrat." . . . Der Redner beurtheilt hier und im weiteren Verlaufe seines Vortrages Göthe's Verhältniß zu Karl August augenscheinlich ebenso falsch, wie das gegenwärtige Verhältniß des deutschen Volkes zum gemeinsamen Vaterlande. Ueber sein Verhältniß zu seinem fürstlichen Freunde, sagte Göthe selbst in seinen „Gesprächen mit Eckermann":

„Es heißt, ich sei ein Fürstendiener, ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen, einem Despoten? Diene ich etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen Gottlob! längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das Innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern . . . Soll ich denn mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist."

Was die Vertauschung seines Aufenthalts in der freien Stadt Frankfurt gegen den am Hofe von Weimar betrifft, so schrieb Göthe an seine Mutter, die Frau Rath, in einem Briefe, worin er sich über die Aeußerungen von Freunden beklagt, die seine Stellung in Weimar falsch beurtheilten, „daß diese immer nur das sähen, was er aufgegeben, nicht aber das, was er gewonnen habe" Er bemerkt dabei ausdrücklich, daß der enge Kreis eines bürgerlichen Lebens seinem glühenden, hochfliegenden Geiste nicht zugesagt haben würde. Frankfurt, die zopfige, philiströse Reichsstadt des vorigen Jahrhunderts, hat die Schwingen des jungen Aars mit Bleigewichten belastet, wie Göthe selbst in seinen Briefen an die Familie Schönkopf in Leipzig klagt und wie auch seine wiederholten Entfernungen aus dem Vaterhause und aus der Vaterstadt beweisen, nachdem er dort bereits als Advokat sich niedergelassen hatte. Und als Göthe, der in Weimar gefeierte Sohn Frankfurts, trotz wiederholter Mahnungen des Rathes der freien Stadt, die rückständigen Abgaben einzusenden zögerte, hat Frankfurt den deutschen Dichter feierlichst aus seinen Bürgerlisten gestrichen!

Lewes sagt dagegen über Göthe's Stellung in Weimar: „Wer, wie Niebuhr, der Meinung ist, der Hof von Weimar sei die Delila gewesen, welcher Göthe seine Locken geopfert, der versteht weder seinen Genius, noch sein Leben. Wäre sein Genius von so rückhaltloser, heftiger Natur gewesen, wie wir dies bei großen Reformatoren und großen Märtyrern wahrnehmen, hätte er die Mission gehabt, die Menschheit bis in ihr innersten Tiefen aufzurütteln und sie durch erhabene Verkündigungen der Zukunft zu den höchsten Opfern zu begeistern — dann allerdings durften wir von ihm sagen, daß er sich nicht in das bunte Gewühl hätte mischen sollen, um unter fröhlichem Sang und Klang den Strom des Lebens hinab zu gleiten. Der Göthe war ein Dichter, dessen Religion die Schönheit, dessen Heiligthum die Natur, dessen Zweck die Bildung war. Seine Mission war, das Leben darzustellen, und dazu mußte er das Leben beobachten. Freilich — das empfand er oft — wäre es etwas Anderes gewesen, wenn er eine Nation hinter sich gehabt hätte, statt einer bunten Masse kleiner Stämme, die sehr viel vom Vaterlande sprachen, aber in keiner Weise dazu angethan waren, ein Volk zu sein."

Diese Nation, deren Mangel auch Lessing, der große, deutsche Lehrer der Humanität, tief empfunden hat — sie ist jetzt, im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, vorhanden, oder doch in der Bildung begriffen. Sollte nicht auch das Freie Deutsche Hochstift Vertrauen zu einer Zeit fassen können, die Deutschlands großen Söhnen auch ein großes Vaterland, ein einig denkendes, dem Auslande einig gegenüberstehendes Volk zuführt, ein ganz anderes als dasjenige war, welches den großen Sohn Frankfurts im engen Bezirk seiner Vaterstadt nicht zurückzuhalten vermochte und ihn, wie der Jahresbericht von 1867 sagt, auch jetzt noch nicht durch würdige Unterstützung des „Freien Deutschen Hochstiftes" zu ehren weiß?

Joseph Lehmann.

Ein hannoverscher Hochtory und die Politik des neuen Deutschland.*)

Das Jahr 1866 ist in Deutschland epochemachend gewesen. Der ungeheuere Umschwung, den das Heraustreten Preußens aus der conservativen Tradition hervorgerufen, hat Europa in ganz neue Bahnen gelenkt; es hat mit den politischen Erfolgen der Früchte von 1815 gebrochen, das Werk des Wiener Kongresses liegt zerfallen zu den Füßen der Staatsmänner unseres Welttheils. Ein hohes Interesse kommt daher der Betrachtung der abgelaufenen Epoche entgegen. Wie viel ist nicht vernichtet worden, wie viel errungen, wie viel für die Zukunft in Frage gestellt! Man hatte sich gewöhnt, in Preußen den politischen Nachtreter Oesterreichs, einen Schildknappen à contre coeur zu erblicken: heut sind wir weit abgeschleudert von diesem Standpunkt, welcher den Anhängern der norddeutschen Großmacht jetzt fast wie ein Traum erscheint! Die Schleusen der Weltereignisse sind eröffnet worden, und wenn nicht Alles trügt, wird schon das Jahr 1870 eine sehr veränderte Gestalt Europa's zeigen.

Fern davon, Feudalgespenster erwecken zu wollen, was nach 1866 ein unerhörter Anachronismus wäre, möchten wir auf ein Buch aufmerksam machen, welches, aus dem hochtoryistischen

*) Politische Skizzen über die Lage Europa's vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart (1815—1867). Nebst den Depeschen des Grafen [illegible] Münster über den Wiener Kongreß. Von Georg Herbert Graf zu Münster. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867. (VI und 302 S.)

Lager Alt-Hannovers entsprossen, die Sachlage seit 1866 im Sinne der Politik des Grafen Bismarck darstellt. Georg Herbert Graf zu *Münster*, Erblandmarschall und Grundherr zu Derneburg im Hannoverschen, hat nebst einer Auswahl aus den Depeschen seines Vaters, des Grafen Ernst Friedrich Herbert zu M., einstigen Vertreters der hannoverschen Lande auf dem Wiener Kongresse, eine kurzgefaßte Schilderung der politischen Entwickelung seit 1815 veröffentlicht und hierdurch bewiesen, daß er selbst, seinem Vater nachstrebend, zu den denkenden Politikern gehört. Wir können die „Skizzen" des Grafen Münster nicht als mustergiltig ansehen; wir halten sogar den Standpunkt des Verfassers einer *ganz* unbefangenen Würdigung der Ereignisse geradezu schädlich, weil der Umschlag von 1866 die „Conservativen", bei Lichte besehen, völlig aus dem Konzepte gebracht hat, obwohl sie aus leicht begreiflichen Gründen noch nicht dahin gelangt sind, dies einräumen zu wollen. Mit dem schönen Streitroß, welches man „Legitimitäts-Prinzip" nannte, ist es dermalen zu Ende: vergeblich würde man es, sammt dem hohen Bundestage, aus dem Grabe wieder hervorscharren wollen. Das Nationalitäts-Prinzip hat die Legitimität überwuchert, Throne sind zusammengebrochen wie dürres Reis, und die Diplomatie der alten Schule ist seit 1815 zum zehnten oder zum elften Male mehr als je in Verlegenheit. Sie hat sich freilich dies Alles selbst zuzuschreiben, aber ihre Tragik ist nichtsdestoweniger beklagenswerth, denn in ihr spiegelt sich die Blindheit menschlicher Voraussichten gegenüber von Handlungen, deren praktische Folgen nach jedweder Richtung hin unausbleiblich waren.

Man denke nicht etwa, daß wir aus Vorliebe für die Strebungen radikaler Revolutionsmänner die Schaale der Ironie über den von Graf Münster geschilderten Gang der Dinge ausgießen möchten. Wir sind von der Revolutions-Monomanie, wie von den Feudalgespenstern, gleich weit entfernt, und müssen bekennen, daß der bloße Zerfall einer gegebenen Rechtsordnung *an und für sich* uns *keine* lebhafte Freude bereiten würde. Der politisch-soziale Himmel ist noch immer umwölkt; noch ist der Berg der Hindernisse nicht überstiegen, und wir haben Grund zu beten, daß Gott in der Stunde der Gefahr unser deutsches Volk fest und einig beisammenstehen lasse! Dieses Gebet des Grafen Georg Münster ist auch aus unserem Herzen gesprochen. Die Niederlage der conservativen Staatsauffassung, welche sich in der Selbstvernichtung des Bundestages verkörpert hat, ist eine Sache *aller* Parteien, deren Vortheile und Nachtheile von Allen gleichmäßig empfunden werden. Wir hätten sicher gewünscht, daß 1815 etwas *wahrhaft* Conservatives, d. h. *Dauerbares* geschaffen wäre! Aber man hat es versäumt. Man hat 50 Jahre hindurch die Begründung dauerhafter Zustände Deutschlands versäumt und ist schließlich angesichts des drohenden Bonapartismus genöthigt worden, den Neubau coûte qui coûte zu versuchen.

Unser hannoverscher Gewährsmann giebt, obgleich in etwas lakonischen Stylwendungen, ein recht anschauliches Bild von diesem Staatsprozesse. Ein liberalisirender Tory, will er die politische Ehre seines Vaters retten; ein vormals hannoverscher Patriot, will er darthun, daß er das Preußen von 1866 anerkennt, die Nothwendigkeit des Umschwunges einsieht und den hannoverschen Partikularismus dem nationalen Gesammtwohl unterordnen will. Er bekennt ausdrücklich, daß die Lebensbedingungen der praktischen Staatskunst seit 1866 *andere* geworden sind und man auf dem ausgetretenen Pfade der alten Routine nicht mehr fortwandeln kann. Er will an die Stelle des Systems der Contrerevolution, beziehungsweise der Revolutions-Beschwichtigung, das System einer vorurtheilsfreien *Real-Politik* setzen und den Conservatismus nur als Mäßigung, Milderung und gedeihliche Regelung des politischen Fortschritts aufrecht erhalten. Vernünftiger kann man nicht denken. Das Reformbedürfniß springt überall in die Augen und die Ungeduld der verschiedenen Oppositions-Parteien ist oft zügellos. Wie die Dinge jetzt liegen, hat nur Derjenige auf Gelingen Aussicht, der den Consequenzen von 1866 muthig in's Antlitz schaut und die Neugestaltung Deutschlands und mit ihm Europa's nicht nach den Luftgebilden feudalistischer Phantasieen, sondern auf dem Boden der gegebenen Thatsachen und nach der Richtschnur der *modernen Staatsidee* ausführt.

Was nun zuvörderst die Rolle des älteren Grafen Münster auf dem Wiener Kongresse anlangt, so können wir die Apologie des hannoverschen Ministers nur als theilweise gelungen bezeichnen. Aus den französisch geschriebenen Depeschen an den Prinz-Regenten Georg von Großbritannien geht allerdings hervor, daß der Bevollmächtigte dieses Fürsten gar Manches von dem klaren Blick der damaligen Staatsmänner Englands in sich aufgenommen hatte; wir finden z. B. eine richtige Würdigung der verhängnißvollen Stellung Preußens zu Rußland, welche Kaiser Alexander I. veranlaßte, sich eine Art Protectorat über Preußen und dessen Zukunft anzumaßen, während das vulgäre Gerede gar nicht begreifen konnte, weshalb England der totalen Einverleibung Polens in Rußland, der Vorrückung der *russischen Gränze bis an die Oder* und dem preußischen Projekt eines Umtausches seiner polnischen Gebietstheile gegen ganz Sachsen in dem Grade widerstrebte, daß es mit der Metternich'schen Politik einträchtig Hand in Hand ging, was wie die schnödeste Undankbarkeit aussah. Man hat damals Preußen gegen seinen Willen vor dem Schicksale eines russischen *Vasallen-Staates* gerettet, und es ist interessant, wahrzunehmen, wie dem Staatskanzler Hardenberg allmählich ein Licht über die Pläne der russischen Freundschaft aufging. Daß auch Oesterreich sich verrechnete, hat der Erfolg des Jahres 1866 erwiesen; der selbständig erhaltene Rest des Königreichs Sachsen liegt gegen Preußen hin überall offen und hat in Wahrheit *keine* politische Selbständigkeit. Im Uebrigen zeigt sich, daß Hannover 1815 einige Anläufe machte, liberal zu erscheinen und ständische Rechte zu befürworten — eine Rolle, die ihm leider nicht geglückt ist. Wir müssen anerkennen, daß Graf Münster von der Nothwendigkeit der Kräftigung der deutschen Bundes-Central-Gewalt eine Ahnung hatte, ja, daß er die *Bundes-Verfassung* nur als eine den Wünschen des deutschen Volkes gewährte *Abschlags-Zahlung* ansehen konnte, allein die von dem Herausgeber mitgetheilten amtlichen Erklärungen der hannover'schen Regierung (S. 9—16), welche gewiß Ehrenrettungen des Grafen Münster sind, lassen um so mehr die Fortführung einer entschieden nationalen Politik vermissen, die nicht so erfolglos, wie die von Weimar, Baden und Braunschweig geblieben wäre, weil hinter Hannover das mächtige England stand. Die dürre Wahrheit ist aber: die großbritannisch-hannover'sche Regierung hatte von den ihr aus einem kräftigen Deutschland erwachsenden Vortheilen kein hinlängliches Bewußtsein. Sie empfand Eifersucht, wo sie Sympathie hätte empfinden müssen, und sie ließ den günstigen Moment entschlüpfen, weil das hannoversche Junkerthum vor den „*Jakobinern*" zu Berlin, in Thüringen, Baden und am Rhein Himmelangst zu bekommen anfing. Diese unseligen Jakobiner haben auf die Phantasie des Ministers Grafen Münster einen entsetzlichen Eindruck hervorgebracht, der-

gestalt, daß der Freund des Freiherrn vom Stein mit vollen Segeln in das Fahrwasser der Reactions-Partei hineinfuhr. Wer den nationalen Aufschwung von 1813 als ein Aufgähren des Jakobinismus betrachten konnte, dem war die nationale Idee unvermerkt abhanden gekommen, und die schönen „ständischen Rechte" wurden ihm selbst zuwider. Siehe die hannover'sche Verfassungs-Geschichte!

Es ist ein eigenthümliches Ding um die liberale Politik der zur Reaction hinneigenden Gemüther. Die Gebildeten unter dieser Partei sind einer vorurtheilsfreien Handlung nicht selten fähig; sie wagen und gewinnen einen herzhaften Streich, aber sie möchten die Consequenzen desselben ablehnen; es bleibt ihnen immer die Sehnsucht, von dem Boden der ihnen fremden Prinzipien sich wieder fortzubegeben. Dieses zweischneidige Schwert, welches die Entwickelung Deutschlands in die Herzen der Freunde des Alten hineingestoßen hat, läßt ihre freieren Regungen nicht sicher und ungezwungen gerathen. Man staunt, wenn man bei Graf Münster die Skizze der Erfolge von 1866 liest und nicht die geringste Andeutung davon findet, daß die conservative Partei des Nordens, wofern sie die Politik Bismarck's unterstützt hat, die Hauptstücke ihres politischen Glaubens-Bekenntnisses opferte. Sie ahnt, wie es scheint, nicht, was geschehen ist, und glaubt, es sei für ihre Interessen tout pour le mieux dans le meilleur des mondes possibles. Das ist nun wohl seit den Annexionen und seit Einführung des allgemeinen Stimmrechts vollends ein Wahn. Allein man muß diesen Wahn träumen, weil man den bitteren Kern des Umschwunges sich nicht eingestehen will. Georg Herbert Graf zu Münster denkt, daß „der Demokratie durch den Krieg von 1866 ein großer Hebel entrissen" sei. Heißt das einen großen Hebel entreißen, wenn man ihr das Prinzip des allgemeinen Stimmrechts, die Grundlage der demokratischen Rechtsanschauung, sammt der geheimen Abstimmung einräumt?

Unser Autor, welcher auf seine Eigenschaft als Realpolitiker ein erkleckliches Gewicht legt und beispielsweise erklärt, wer an eine friedliche Lösung der deutschen Frage glauben konnte, mußte „ein politisches Kind, ein Schwärmer, ein Idealist oder ein deutscher Gelehrter sein" — scheint seinerseits dem Vordringen Rußlands gegenüber die Milch der frommen Denkungsart in etwas starkem Quantum eingesogen zu haben. Sein Abschnitt „Rußland" könnte aus russischer Feder kaum triumphirender geschrieben sein; mindestens ist die Vertrauensseligkeit des Herrn Grafen, der überhaupt keinesweges zu den Schwarzsehern gehört, ein wenig weit getrieben. Wenn er angesichts der Uebergriffe in den deutschen Ostsee-Provinzen bloß den Fehler Rußlands beklagt, daß es aus dem deutschen Element nicht mehr den ersprießlichen Vortheil ziehe, so beweist dies, daß der Verfasser das wahre Bild der russischen Zustände nicht kennt und ihm noch das Palladium der heiligen Allianz vorschwebt. Nachdem Nicolaus I. kräftigst gerühmt worden, empfängt Alexander II. ein schrankenloses Lob; die Abschaffung der Censur in Rußland ist dem Autor ein Glaubensartikel, den die täglichen Thatsachen leider umstürzen; kurz, den polnischen Mißton abgerechnet, ist Alles zum Besten in der bestmöglichen Welt. Das Anwachsen des Panslavismus und die erfolgreiche Benutzung desselben von der russischen Diplomatie werden standhaft ignorirt und das gute Einvernehmen Preußens mit seinem zweideutigen Nachbar aus Herzensgrund gepriesen und für vollkommen gesichert angesehen. In Asien werden natürlich auch England und Rußland nicht aneinander gerathen! Die Russen sind bloß dicht an Afghanistan vorgerückt und wie könnten sie dort, d. h. in nächster Nähe von Indien, daran denken, die Herrschaft der Engländer zu bedrohen? Sie werden es nicht, wenn es nicht längst schon der Fall ist. Ja, Baumwollen-Politik und conservative Vertrauensseligkeit werden bald ein inniges Bündniß mit einander schließen und wenn die Karte von Europa im Interesse des Panslavismus revidirt sein wird: dann werden vielleicht auch „Schwärmer, Idealisten und deutsche Gelehrte" nebst einigen Rittergutsbesitzern aus ihrem Traum erwachen und heiße Thränen weinen um ein verlorenes Paradies. Alsdann wird es freilich zu spät sein!

Trauttwein von Belle.

Nord-Amerika.

Der internationale Buchhandel und der Schutz des literarischen Eigenthums.

I.

Englische Bücher in Amerika und amerikanische in England.

Gegenüber den Klagen, welche von deutscher, wie überhaupt von europäischer Seite laut werden gegen das in Amerika herrschende, durch das Gesetz sanktionirte, oder doch wenigstens durch kein Gesetz verbotene System literarischen Nachdruckes, gegenüber den Beschuldigungen, welche man, daran anknüpfend, gegen amerikanische Buchhändler und dortige Verhältnisse schleudert, ist es interessant, auch einmal eine Stimme von jenseit des Oceans zu vernehmen und belehrt zu werden, daß man sich in Amerika keineswegs, wie vielfach die Ansicht verbreitet ist, in diesem Zustand der Dinge gefällt, sondern daß gerade die buchhändlerische Welt dort in ihrem eigenen Interesse dringend nach Abhilfe verlangt.

Das in Boston erscheinende, geachtete Journal „Atlantic Monthly" bringt unter dem Titel „International Copyright" ein Essay über diesen Gegenstand, das wir nachstehend im Auszuge mittheilen. Mögen auch manche der darin aufgestellten Behauptungen von patriotischer Voreingenommenheit diktirt und vom europäischen Standpunkte aus anfechtbar sein, so hat sich der Verfasser doch offenbar bemüht, parteilos und objektiv zu verfahren, so sind doch darin viele Darlegungen enthalten, welche eine überraschende Aehnlichkeit mit den bei uns herrschenden Zuständen haben und schon um dessentwillen das Gepräge der Wahrheit tragen, so dürfte doch, mit Einem Worte, das Essay als Beitrag zur richtigen Würdigung des internationalen Bücher-Verkehrs dienen und deshalb Vielen willkommen sein, welche sich mit Lösung der Frage beschäftigen, wie dem literarischen Eigenthum ein wirksamer internationaler Schutz gewährt werden könne.

Das Essay wird eingeleitet durch bittere Klagen gegen Amerika, welches geduldet, daß eine auf seinem Boden lebende ausgezeichnete Frau, eine Frau, die ihrem Vaterlande die höchste Ehre mache, welche wesentlich dazu beigetragen, durch ihr Werk es von seinem ärgsten Schandfleck, der Sklaverei, zu reinigen, vom Auslande um mindestens 200,000 Dollars beraubt sei. Diese Frau sei Mrs. Harriet Beecher-Stowe, deren Buch „Onkel Tom's Hütte" in Amerika wie in England fast verschlungen worden, das in alle civilisirte Sprachen übersetzt, beinahe auf allen Theatern gespielt sei, und die dafür Alles in Allem etwa vierzigtausend Dollars, das Honorar für die ameri

kanische Ausgabe, erhalten habe, während sie für die in England veranstalteten Ausgaben und die Uebersetzungen so gut wie nichts und von den Bühnen absolut nichts erhalten habe.

„Hätte ein französischer Autor ein Buch von solcher allgemeinen Anziehungskraft, von solcher immensen Wirkung geschrieben", ruft der Verfasser, „so würde ihm die Tantième, welche ihm die Bühnen für die Erlaubniß, den Stoff zu dramatisiren, gezahlt hätten, schon ein Vermögen eingebracht haben, trotz des beklagenswerthen Umstandes, daß Amerika das Produkt seines Geistes nicht gekauft, sondern gestohlen haben würde. Hätte Mrs. Beecher-Stowe sich in ein merkantilisches Unternehmen eingelassen, was einen annähernd ähnlichen Erfolg gehabt hätte, so würde sie Millionen dabei gewonnen haben; da sie aber zur Feder griff und ihrem Vaterlande durch die Früchte ihres Talentes wahrhaften Nutzen brachte, belohnt man sie, indem man sie berauben läßt."

Von der Romanschriftstellerin wendet sich die Abhandlung zu den amerikanischen Geschichtschreibern der Neuzeit: zu Motley, Bancroft, Prescott, und weist in einem echt amerikanischen Rechen-Exempel nach — wobei die Jahre der Vorbereitungen, die Reisen, der Ankauf von Büchern u. s. w. Alles in runden Summen in Anschlag gebracht werden — daß Motley von seiner „Geschichte der holländischen Republik und der Vereinigten Niederlande" und Bancroft von seiner „Geschichte der Vereinigten Staaten" mehr baare Auslagen gehabt, als sie ihnen Honorar eingebracht haben.

„Mr. Motley's Werk", heißt es im Verlaufe dieser Darlegung, „kostet 15 Dollars das Exemplar. Ein Werk zu diesem Preise hat in den Vereinigten Staaten einen sehr guten Erfolg, wenn 5000, einen ausgezeichneten Erfolg, wenn 7000 Exemplare davon verkauft werden, und auf einen Absatz von mehr als 10,000 bei Lebzeiten des Verfassers ist schlechterdings nicht zu rechnen. 10,000 Exemplare ergeben, das Exemplar zu 2 Dollars gerechnet, den höchsten Prozentsatz, den ein Verleger zahlen kann, für den Autor 20,000 Dollars, eine armselige Summe, mit welcher seine Auslagen nicht vergütet sind und wobei er für seine Zeit, seine Arbeit und sein Talent ganz leer ausgeht."

„Aber", fährt der Verfasser fort, „die Werke eines Motley, eines Bancroft haben ein universelles Interesse. Gebt dem Autor den Markt der Welt und ihr entschädigt ihn in angemessener Weise. England kauft eine große Anzahl theurer Bücher, weil dort Reichthum und Bildung gewöhnlich vereint sind, in den Vereinigten Staaten dagegen können Diejenigen, welche solche Bücher brauchen, sie gewöhnlich nicht kaufen und sind öffentliche Bibliotheken, die den besten Markt dafür bilden, noch sehr selten. Eine Ausgabe für England, eine Uebersetzung in's Französische und Deutsche unter dem Schutze eines Gesetzes für das literarische Eigenthum würde dem Autor sein Honorar verdreifachen, wo nicht vervierfachen."

„Wir haben die obige Berechnung nur aufgestellt", läßt sich der Artikel weiter vernehmen, „um danach zu beweisen, daß, wie die Zustände jetzt sind, nur reiche Leute solche Werke schaffen können; es sei denn, sie machten es wie Noah Webster, der von seinem ABC-Buch lebte, während er sein Lexikon schrieb. Ist aber ein solcher Zustand gesund, ist er einer großen Nation würdig? Die Erringung eines unabhängigen Einkommens ist das Werk eines Menschenlebens, aber auch die Herstellung eines solchen Buches ist es. Nicht Einer unter Millionen Menschen vermag Beides zugleich. Man gebe uns internationalen Schutz des literarischen Eigenthums und wir werden Verleger genug finden, die einem Autor die Möglichkeit verschaffen, ohne daß er pekuniäre Mittel besitzt, sich einer solchen Arbeit ausschließlich zu widmen."

Buckle sagt: „Wir haben erst dann eine Wissenschaft, wenn wir eine Klasse besitzen, welche Muße gewonnen hat; denn trotzdem die Meisten dieser Klasse diese Muße zum Haschen nach Vergnügen anwenden werden, wird es doch immer Einzelne geben, welche sie der Pflege der Wissenschaft widmen. Diese Wenigen sind dann die Blüte der Nation, ihre Zierde und ihre Wohlthäter, von ihnen geht die kostbare Frucht aus, welche endlich auch die Andern ernährt und veredelt." In einem neuen Lande, wo diese Bedingungen noch nicht erfüllt sind, ist es etwas sehr Seltenes, daß man einen Mann findet, der reich genug und befähigt genug ist, um sich einer großen wissenschaftlichen Arbeit zu widmen, und der auch den Willen und die Lust dazu hat. Es gereicht den Vereinigten Staaten wahrlich zur Ehre, daß eine Generation drei solcher Männer — Bancroft, Motley und Prescott — hervorgebracht hat; aber ist der glückliche Umstand, daß diese Leute das Geld nicht brauchen, auch eine Rechtfertigung dafür, daß man es ihnen vorenthält? Kein Mensch ist so reich, daß er nicht gern redlich verdientes Geld annehme; solches Geld ist nicht eine Bezahlung, es ist eine Ehrenbezeugung, und es steht Denjenigen, welche Wohlthaten empfangen haben, nicht zu, ungerecht zu sein, weil man großmüthig gegen sie war. Noch einmal wiederholen wir, sollen wir wirklich bei Einrichtungen verharren, die uns nöthigen, die Bereicherung unserer Literatur mit Werken dauernden und universellen Werthes davon abhängig zu machen, daß jene oben angeführten Eigenschaften sich einmal in einem Manne vereinigen?"

Die Abhandlung weist nun ebenfalls durch Zahlen nach, daß die Werke amerikanischer Autoren, mehr als man gewöhnlich in Amerika denke, in Europa und namentlich in England Absatz finden, daß aber den Verfassern aus diesem sie ehrenden Umstande nirgend ein erheblicher Gewinn erwachse. Selbst Longfellow, der in England so beliebt wie in Amerika sei und der allerdings für die erste englische Ausgabe seiner Werke eine beträchtliche Summe erhalten habe, beziehe doch für den jährlichen Absatz seiner Schriften in England keine weiteren Prozente.

„Und alle diese groben Ungerechtigkeiten, welche Männern und Frauen, die unserm Lande zur Zierde gereichen, zugefügt werden, fallen uns zur Last!" ruft der Verfasser. „Wir sind es, welche die europäischen Verleger zum Diebstahl zwingen. England, Frankreich, Deutschland, Schweden, Dänemark und Rußland sind bereit, mit uns einen Vertrag zu schließen, kraft dessen das literarische Eigenthum in einem civilisirten Lande ebenso heilig sein soll wie Branntwein und Tabak, kraft dessen unsere Autoren den ihnen gebührenden Lohn ihres Talentes erlangen und dadurch in eine Lage gebracht werden, welche sie schützt vor der Gefahr der Ueberproduction, die unsere ganze Literatur zu versanden droht.

„Ein anderes, nicht minder hoch zu veranschlagendes Uebel, das aus dem Mangel eines das literarische Eigenthum schützenden internationalen Vertrages erwächst, ist, daß darunter gerade die Besten und Bedeutendsten zu leiden haben. Ein Buch untergeordneten Ranges, das keine Anziehungskraft besitzt, hat in diesen Eigenschaften schon so viel Schutz, daß es keines andern bedarf, denn Niemand fühlt den Reiz, danach seine raubgierige Hand auszustrecken. Ebenso wenig Rücksicht verdient der geschickte Compilator, der Büchermacher, dem eine glückliche Spe-

kulation auf die Zeitströmung und auf die Neugierde des Publikums in kurzer Zeit zu einem Vermögen verhilft, das der gediegene Schriftsteller in Jahren angestrengten Fleißes und ernster Arbeit nicht zu erwerben vermag. Brachte doch das in einer Zeit von vier Monaten zusammengeschriebene und geklebte „Leben Abraham Lincoln's" dem glücklichen Bücherfabrikanten einen Gewinn von 30,000 Dollars. Dergleichen Handlanger der Literatur bedürfen keines Schutzes; sie leiden nicht unter der Gesetzlosigkeit unserer amerikanischen Zustände; es sind unsere besten, unsere unsterblichen Schriftsteller, ein Emerson, Hawthorn, Longfellow, ein Motley, Bancroft, Prescott u. s. w., die wir plündern lassen. Müssen durchaus amerikanische Bürger im Auslande ihres Eigenthums beraubt werden, so gebt doch einmal Baumwolle und Tabak preis und seht einmal, wie dies unseren Grundbesitzern und Kaufleuten gefällt. Man lasse Manchester in die Docks von Liverpool kommen und sich nach Gefallen bedienen; man gebe den Europäern freies Rauchen; man wähle für die Plünderung welchen Geschäftszweig man wolle, nur nicht gerade die Literatur!"

„Das Schlimmste bleibt jedoch noch auszusprechen", fährt der Verfasser fort. „Es ist sehr übel, sich bestehlen zu lassen, aber noch weit übler, selbst zu Spitzbuben zu werden. Nicht bloß die Rechte unserer Autoren werden im Auslande gekränkt, den ausländischen Autoren geht es bei uns ebenso, am allerschlimmsten befindet sich aber bei diesem unseligen Zustande die Literatur. Sie wird herabgewürdigt und zum Gegenstande der elendesten Spekulation gemacht."

Der Artikel schildert nun die Art und Weise, wie das Uebersetzungs-Geschäft in Amerika betrieben wird, und wir konnen im Hinblick auf manche, jetzt glücklicherweise etwas im Verscheiden begriffene Uebersetzungs-Fabriken in Deutschland hinzufügen: „Tout comme chez nous". Respektable Firmen haben ein Entsetzen vor dem Verlag von Uebersetzungen aus dem Französischen und Deutschen, da ihnen, nachdem sie die Kosten für eine gute Uebersetzung und eine angemessene Herausgabe des Werkes getragen haben, keine gesetzliche Bestimmung Sicherheit dafür gewährt, daß nicht morgen oder übermorgen zwei Concurrenz-Ausgaben des Buches erscheinen. Der Verlag von Uebersetzungen fällt also in die Hände gewöhnlicher Spekulanten, welche für den geringsten Preis die schlechtesten Uebersetzer dingen und von ihnen eine das Original dermaßen entstellende Uebertragung liefern lassen, daß man von ihr nur sagen kann, sie ist würdig des Löschpapiers, auf das sie gedruckt wird, der Ausstattung, die sie erhält und die ihr einen Platz anweist unter jener auf der Straße feilgebotenen Literatur, welche von der Farbe ihrer Cartonnage „die Literatur vom gelben Umschlage" genannt wird.

So lange ein amerikanischer Verleger sich nicht durch einen rechtmäßigen, vom Gesetze sanktionirten Kauf das Eigenthumsrecht eines ausländischen Werkes sichern kann, hat nach der Meinung des Verfassers Amerika keine Hoffnung, etwas Gediegenes nach dieser Seite zu erhalten. Und doch, fügt er hinzu, wäre gerade hier noch ein so großes Feld buchhändlerischer Thätigkeit, da allein die Uebersetzungen aus dem Französischen recht gut zwei große Verleger beschäftigen könnten.

Bei dieser Gelegenheit wird auch des von der Firma Appleton in New-York gemachten Versuches gedacht, die historischen Romane der Frau Louise Mühlbach dem amerikanischen Publikum in guten Uebersetzungen zugänglich zu machen, und dabei des der deutschen Schriftstellerin von dem genannten Hause gesandten Ehrengeschenks von 1000 Dollars erwähnt. Der Verfasser giebt zu, daß diese Summe durchaus kein Aequivalent sei für das, was die Schriftstellerin, ginge es nach Recht und Gerechtigkeit, eigentlich für die amerikanische Ausgabe ihrer Werke erhalten müßte und was ihr der Verleger auch gewiß gern zahlen würde, könnte er einen rechtsverbindlichen, sein Eigenthum schützenden Vertrag mit ihr abschließen. Bei der gegenwärtigen Sachlage müsse man der Freigebigkeit der Firma Appleton Anerkennung zollen und zugeben, daß sie nicht mehr thun könne. Es kostet sie große Summen, die noch unbekannte Schriftstellerin in Amerika einzuführen, und reüssirt sie damit, so liegt eben in dem Erfolge für sie die größte Gefahr. Sobald die „Ritter vom gelben Umschlage" wittern, daß das Publikum an dieser Lektüre Geschmack gefunden, überschwemmen sie den Markt mit schlecht übersetzten, schlecht gedruckten, schlecht ausgestatteten und deshalb weit billigeren Ausgaben, mit denen ein anständiges Verlagsgeschäft nicht concurriren kann.

Das Essay geht hierauf auf die Schwierigkeiten über, mit welchen der Verlagsbuchhändler mehr als jeder andere Geschäftsmann zu kämpfen habe, da er, so zu sagen, die Katze immer im Sacke kaufen müsse und bei Annahme eines Manuscriptes nie mit Bestimmtheit wissen könne, ob es Erfolg haben werde oder nicht. Auch aus diesem Umstande wird die Wichtigkeit des internationalen Schutzes des literarischen Eigenthums und die dadurch bewirkte Ermöglichung eines ausgebreiteten Verlags von Uebersetzungen hergeleitet. Dieser Artikel sei der einzige welcher dem Verleger einen sichern Anhalt gewähre; er hat das fertige Werk vor sich und kenne das Urtheil, welches das Publikum, dem es in der Originalsprache geboten worden, darüber gefällt. Dieses Urtheil sei aber maßgebend; denn die Erfahrung lehre, daß der Geschmack der verschiedenen gebildeten Nationen in der Literatur sich gleich bleibe, sobald ihnen nur das Buch in einem ihrem und dem Geiste der Sprache, aus der es übersetzt sei, angemessenen Gewande dargereicht werde.

Frankreich.

Bürgerliche und ländliche Zustände des vorigen Jahrhunderts.

I.

Die Frohndienste.

Wir wollen hier eine Episode aus der Geschichte der Frohndienste und des Zunftzwanges in Frankreich mittheilen, eine Episode, die bisher wenig bekannt ist, obwohl sie auf die Umgestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse in Europa einen Einfluß geübt, der sich noch heutigestages bemerklich macht.

Es gewährt immer einen Gewinn für die praktischen Anschauungen der Gegenwart, die Vorstellungen der Vergangenheit in Bezug auf die sozialen Verhältnisse, sowie die Geschichte der allmählichen Gestaltung der bürgerlichen Zustände unserer Zeit kennen zu lernen. Wir lernen daraus zugleich, daß, wie Vieles auch in diesen Zuständen heutzutage noch unvollkommen und verbesserungsbedürftig ist, wir doch im Vergleiche zu den sozialen und gewerblichen Zuständen früherer Zeiten, Ursache haben, den Männern zu danken, welche die Arbeit des Landmannes und des Städters von den Fesseln befreit haben, die unsere Vorfahren so schwer bedrückten.

Unser französisches Nachbarland hat das Verdienst, in dieser Beziehung zuerst das Richtige erkannt zu haben. Die Franzosen

sind gewöhnlich die Ersten, die einen neuen civilisatorischen Gedanken aufzufassen und sich selbst, sowie der übrigen Welt, anschaulich zu machen wissen. Sie sind freilich aber auch ebenso oft die Ersten, die einen solchen Gedanken wieder fahren lassen, ja die in ihrer Leichtfertigkeit im Stande sind, sich dann für das gerade Gegentheil dieses Gedankens zu begeistern.

Die Bestrebungen, die Arbeit auf dem Lande, wie in den Städten von den Fesseln zu befreien, die noch vom Mittelalter her auf ihr lasteten, datiren nicht erst von der Zeit der französischen Revolution von 1789, welche allerdings in den Anschauungen der Menschen über ihre Rechte und Pflichten, sowie über die Freiheit und die gleiche Berechtigung Aller, die moralisch ihre Schuldigkeit thun, eine große Umwälzung hervorrief. Diese Bestrebungen machten sich vielmehr schon in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts fast gleichzeitig in Frankreich, in England und in Nordamerika geltend. In den beiden erstgenannten Ländern hatten einige geistvolle Schriftsteller auf den Gebieten der Philosophie und der Volkswirthschafts-Lehre darauf hingewiesen, daß das erste aller Menschenrechte das Recht auf freie Arbeit sei und daß die neue Zeit keine würdigere Aufgabe habe, als das Befreiungswerk, wodurch der ländlichen wie der städtischen Arbeit die Fesseln abgestreift würden, die aus einer noch unerleuchteten, von rohen und wilden Kräften beherrschten Zeit stammend, auf ihr lasteten.

Es war zu der Zeit, als unser großer Lessing in seiner stillen Klause zu Wolfenbüttel seine Ideen über die Erziehung des Menschengeschlechts ausarbeitete, es war im J. 1776, als in England Adam Smith's berühmtes Werk über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums erschien, ein Werk, dessen Grundsätze über die Freiheit der Arbeit und des internationalen Verkehrs noch heutzutage muster- und maßgebend für die Volkswirthschafts-Lehre und die Gewerbe-Gesetzgebung sind. In demselben Jahre kam Benjamin Franklin, als Gesandter des um seine Unabhängigkeit und bürgerliche Freiheit kämpfenden jungen Amerika nach Paris, wo er mit den für die große Aufgabe der Erziehung des Menschengeschlechts begeisterten Männern seine Ideen austauschte. Und in demselben Jahre trat der Minister Turgot, der Freund Benjamin Franklin's und Adam Smith's, der erleuchtete Finanzmann und Staatsökonom des jungen Königs Ludwig XVI., mit seinen ersten Vorschlägen hervor, auf dem Lande die Frohndienste und in den Städten den Zunftzwang abzuschaffen. In beiden Lasten erkannte die neue Schule der Freiheits- und Menschenfreunde Hemmschuhe für die Verbesserung und Vermehrung des Ackerbaues, der Handwerke und der Fabriken und das Haupthinderniß des allgemeinen Wohlstandes. In England aber noch mehr, als in Frankreich, waren damals alle Reform-Versuche vergebens. Die Ideen Adam Smith's und Turgot's haben in beiden Ländern erst später sich Bahn brechen können, seitdem aber überall reife und reiche Früchte getragen.

Als der Minister Turgot im J. 1776 mit seinen Edikten über die Abschaffung der Frohndienste auf dem Lande und die Freigebung von Handel und Gewerben in den Städten vor die französischen Parlamente trat, deren es fast in jeder der damaligen Provinzen Frankreichs eines, nach Art unserer Provinzialstände, gab, da erhob sich in diesen Versammlungen adeliger Rittergutsbesitzer, hoher Prälaten und Gerichts-Personen ein Sturm von Hohn und Verwünschung über so unerhörte Neuerungen, welche man einerseits als philosophisch-atheistisch und andrerseits als willkürlich-türkisch bezeichnete, Letzteres, weil auch der Sultan angeblich durch Befreiung des Volkes von seinen Lasten dasselbe für sich zu gewinnen suche, um dadurch die Großen seines Reiches besser im Zaume halten zu können.

So geneigt auch der junge, herzensgute, aber äußerst schwache und inkonsequente König Ludwig XVI. allen Reformen war, konnte er doch die jetzt von Turgot beabsichtigten dem Sturm und der Wuth seiner feudalen Parlamente gegenüber nicht aufrecht erhalten, und dies ist sein Unglück geworden. Die gründlichsten Geschichtschreiber Frankreichs, unter Anderen Ed. Laboulaye in seiner Geschichte der französischen Staatsverwaltung unter Ludwig XVI., sind der Ansicht, daß, hätte Turgot im J. 1776 seine großen Reform-Ideen durchgeführt und, wie seine Absicht war, allmählich auch über alle andere Verwaltungs-Gebiete ausgedehnt, speziell über das der Finanzen, deren jährliches Deficit seit der Regierung Ludwig's XV. bereits von 74 Millionen Livres von ihm auf die Hälfte reducirt worden war, dann auch im J. 1787 keine Einberufung der Notabeln und demnach auch im J. 1789 keine konstituirende National-Versammlung nöthig gewesen und vielleicht die ganze Revolution mit ihren Schrecknissen vermieden worden wäre.

Ohne uns auf eine Erörterung dieser Hypothese einzulassen, wollen wir für unseren besonderen Zweck, nach Quellen, die erst in neuester Zeit zugänglich gemacht worden, einen Blick auf jene Reform-Versuche Turgot's werfen, die jedenfalls mit den volkswirthschaftlichen Lehren, welche Adam Smith in England verbreitete, in geistigem Zusammenhange standen.

Es war im März des J. 1776, als der König Ludwig XVI. jene beiden Edikte erließ, durch welche erstlich im ganzen Königreiche für die Bauern die Staats- und Herren-Frohnden resp. ganz abgeschafft oder, je nach ihrer Eigenschaft als Gegenleistungen, der Ablösung anheimgegeben wurden, und zweitens für die Kaufleute, Handwerker und Fabrikanten alle Innungen und Zünfte, sowie die damit verbundenen Einrichtungen des Meisterrechtes, des Handlungsdiener-, resp. Gesellen- und Lehrlings-Zwanges aufgehoben wurden. Allen Landleuten und Stadtbürgern ward dadurch die Freiheit der Arbeit und das Recht verliehen, sich an jedem beliebigen Orte ohne Zahlung von Niederlassungs-Abgaben, Innungs- oder Zunft-Gebühren, sowie ohne Anfertigung von Meisterstücken &c., zu etabliren, mit der einzigen Maßgabe, daß Jeder sich dabei den allgemeinen Landesgesetzen zu unterwerfen habe.

In Frankreich und England, sowie in dem rein germanisch gebliebenen Theile von Deutschland, haben zwar die mit der persönlichen Leibeigenschaft verbunden gewesenen Staats- und Herren-Frohnden niemals in der Strenge bestanden, wie in slavischen, oder in den eine Zeitlang von Slaven beherrscht gewesenen germanischen Ländern; gleichwohl waren sie auch dort noch hart genug, indem die Frohnpflichtigen, und zwar sowohl Männer als Frauen, dem Staate, resp. der Gemeinde oder dem Gutsherrn, einen großen Theil ihrer Arbeitszeit ohne, oder doch gegen eine nur sehr geringe Entschädigung widmen mußten.

In Deutschland wurden die Frohnden auch „Hofedienste", „Grunddienste" und „Scharwerke", in Oesterreich „Robolen" genannt. In Preußen sind durch die Stein'sche Reform-Gesetzgebung im Jahre 1808 Verordnungen erlassen worden, welche die Leibeigenschaft und die Staats-Frohnden abschafften und die bisherigen glebae adscripti zu freien Bauern machten, während diejenigen Frohnden, die den Charakter von Gegenleistungen an Gutsherren und Gemeinden hatten, der Ablösung überwiesen wurden, worüber in den Jahren 1811, 1816, 1819 und 1821 die näheren gesetzlichen Bestimmungen ergingen. Zu diesen Bestimmungen gehörte, daß die bisherigen Schranken der Erwer-

bung von Rittergütern (für Bürgerliche und für Israeliten) aufgehoben wurden und der Gutsherr von solchen bäuerlichen Gütern, die er oder sein Vorfahr ihren Besitzern ursprünglich ohne Kaufgeld und lediglich gegen Leistung von Diensten überlassen hatte, einen bestimmten Theil des Bodens zurückerhielt; das übrige wurde hierdurch unbeschränktes, freies Eigenthum des Landmannes. Auch konnte der ermittelte Werth der betreffenden Dienste, d. h. der Gegenleistung, in eine Geldrente verwandelt werden, deren Kapital auf ihren 25fachen Betrag, also auf 4 Procent, festgestellt wurde.

Im übrigen Deutschland, mit Ausnahme der unter Napoleon I. der französischen Gesetzgebung unterworfen gewesenen Theile, wo alle Frohndienste ohne Unterschied und ohne Entschädigung aufgehoben worden waren, hat die Ablösung der Grundlasten und Dienste erst in neuerer Zeit allmählich stattgefunden. In Mecklenburg, das freilich auch noch in vielen anderen Stücken hinter den Kulturstaaten Europa's zurück ist, bestehen die Frohndienste und die auf dem Landmanne lastenden Beschränkungen zum Theil auch heutzutage noch in ihrer schroffsten Gestalt.

Wir kommen jedoch zunächst auf die Geschichte der Arbeit im vorigen Jahrhundert zurück: Sowohl vom Standpunkte der Gerechtigkeit und Humanität, als von dem der Staatswohlfahrt und Volkswirthschaft, erhoben sich im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts die kompetentesten Stimmen für die Nothwendigkeit der Abschaffung der Frohnden und des nicht minder auf den armen Bauern lastenden Jagdrechtes, oder vielmehr Jagd-Unfuges. Adam Smith und der französische, volkswirthschaftliche Schriftsteller Quesnay wiesen nach, daß nur die freie Arbeit, oder wenigstens die dem Arbeiter einen entsprechenden Lohn gewährende, auch eine gerechte Arbeit sei; nur sie werde freudig und mit dem gehörigen Kraft-Aufwande verrichtet. Der sklavische Frohndienst, im Nutzen des Frohnherrn, mochte dieser nun der Staat, die Gemeinde oder der Gutsbesitzer sein, tödtete die Arbeitslust und lähmte die Arbeitskraft. Die auf diesen Dienst verwandte kostbare Zeit wurde daher zum größten Theil, ohne wahren Nutzen für den Einzelnen, wie für die Gesellschaft, vergeudet. Nicht die Hälfte, vielleicht nicht ein Viertel, nach Umständen nicht ein Zehntel dessen, was der Arbeiter in derselben Zeit hätte produziren können, wäre er frei und für sich selbst thätig gewesen, wurde durch die Frohndienste geleistet. Und auch dieses Wenige war meistens schlecht, oder doch weit minder gut, als das, was die freie oder bezahlte Arbeit produzirt. Es liegen darüber aus dem vorigen Jahrhundert die vielstimmigsten Zeugnisse und die unzweifelhaftesten Berechnungen vor.

Der Erste, der in Frankreich mit Erfolg gegen die Frohnden auftrat, war der nachmals in der Revolution so berühmt gewordene Marquis von Mirabeau, der in einer 1775 erschienenen Schrift die Frohndienste als das größte Scheusal der Verheerung bezeichnete, welche den Landmann ärger treffe, als Mißwachs und Viehsterben. „Ich prophezeie", sagte er „daß wenn man fortfährt, in Frankreich diese Geißel wüthen zu lassen, das ganze Land bald nichts, als ein großer Kirchhof sein wird."

Die Frohnbauern im Dienste des Staates wurden in Frankreich meistens dazu verwandt, die öffentlichen Landstraßen, sowie Brücken und Kanäle, zu bauen, wozu man sie nicht bloß selbst, sondern auch ihre Pferde und ihr Rindvieh heranzog, wobei sie förmlich bei den Pächtern einquartiert, aber sehr schlecht genährt und gar nicht bezahlt wurden. Man schätzte die Last, die dadurch dem Lande auferlegt war, auf jährlich 8 Millionen Livres (über 2 Millionen Thaler), während die Arbeit, die jährlich geliefert wurde, höchstens die Hälfte dieses Werthes hatte. Die Willkür, mit welcher die Beamten dabei zu Werke gingen, war im höchsten Grade empörend.

Der Minister Turgot, der früher selbst General-Intendant in der Provinz gewesen war und dort mit eigenen Augen beobachtet hatte, wie nachtheilig die Frohnden für das Gedeihen des Landes seien, hatte dem jungen König im Januar 1775 eine Denkschrift vorgelegt, worin er auseinandersetzte, daß diese unerträgliche Last hauptsächlich den ärmeren Theil der Bevölkerung treffe und darum doppelt ungerecht sei. Aber die übrigen Minister weigerten sich, auf seine Ansichten einzugehen. „Alle öffentlichen Lasten", sagte Einer derselben, „hat allein das gemeine Volk (la canaille) zu tragen, das in seinem Stande steuerpflichtig (taillable) geboren ist und nach Belieben zu Frohnden herangezogen werden darf, während die Adeligen dagegen von allen Abgaben eximirt zur Welt kommen."

Man ersieht hieraus, wie unglaublich verwahrlost im vorigen Jahrhundert nicht bloß die Humanität, sondern auch die Logik der Hofleute in Frankreich war. Joseph Lehmann.

England.

Die englischen Arbeiter-Verhältnisse.

Ein Korrespondent der „New-York Tribune", der, nach zwanzigjähriger Abwesenheit von England, dorthin wieder gereist war, um die jetzige Lage der arbeitenden Klassen zum Gegenstande eingehender Studien zu machen, veröffentlicht darüber in dem genannten Blatte eine Reihe von Briefen, in denen er sich anerkennend ausspricht über die großen Verbesserungen, welche die letzten Decennien der Arbeiter-Bevölkerung Englands gebracht haben. Wir entnehmen diesen Briefen die folgende Mittheilung, die wohl geeignet sein dürfte, auch in Deutschland Interesse zu erregen, indem sie gerade die Fragen berührt und beleuchtet, welche auch bei uns zahlreiche und oft erbitterte Diskussionen erregen und oft genug zu allen möglichen Agitationen gebraucht und gemißbraucht werden.

„Eine sehr wichtige, folgenreiche Seite der Arbeiter-Frage", heißt es in dem Briefe, „ist unstreitig das Genossenschaftswesen. Die allen solchen Verbindungen zu Grunde liegende Idee, der Ein- und Ausgangs-Punkt aller, die Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital berührenden und nicht selten erschütternden Agitationen ist die mehr oder minder kategorisch aufgestellte Forderung, die Arbeit als Eigenthum des Arbeiters, als sein Kapital hinzustellen, von dem er den gleichen Nutzen ziehen müsse wie der Arbeitgeber von dem in seinem Geschäfte angelegten Kapital an Geld und Credit. Man hat in England gegenwärtig unter drei verschiedenen Formen versucht, diesen Forderungen gerecht zu werden.

„Die erste dieser Art von Associationen zwischen Kapital und Arbeit findet ihre beste und würdigste Illustration durch das von der großen Teppich-Weberei der Herren John Croßley u. Comp. in Halifax gegebene Beispiel. Das genannte sehr bedeutende Handlungshaus hat seine Arbeiter mit gutem Erfolge beim Geschäfte betheiligt, indem es sich aus einer Firma von Kapitalisten, deren Geschäft einfach nach den hergebrachten Prinzipien geführt ward, in eine Handels-

gesellschaft verwandelte, bei der sich durch eine Kapital-Anlage zu betheiligen, jedem Arbeiter der Fabrik in liberaler Weise die Möglichkeit gegeben ist. So groß der durch diese Einrichtung den Arbeitern gewährte Vortheil ist, entspricht sie jedoch noch nicht den Forderungen des gleichberechtigten Genusses von Kapital und Arbeit an dem durch die Vereinigung Beider erzielten Gewinn, indem sie vom Arbeiter, als Bedingung zur Theilnahme am Gewinn, immer noch eine Kapital-Anlage verlangt und ihm nur die Gelegenheit bietet, dahin auf einem leichten, jedem ordentlichen Arbeiter zugänglichen Wege zu gelangen.

„Weiter geht der zweite Plan, den z. B. die Herren Henry Briggs u. Son, Besitzer der Kohlengruben von Whitwood u. Mithley aufgestellt haben. Sie sind die ersten Arbeitgeber, welche die Arbeit als solche ausdrücklich als berechtigt zur Theilnahme am Gewinn anerkennen. Gleich den Herren Crossley, haben auch sie ihr Geschäft in eine Handelsgesellschaft verwandelt, bei der ihre sämmtlichen Arbeiter betheiligt sind, jedoch dergestalt, daß von dem erzielten Gewinn zuerst zehn Prozent für das darin angelegte Kapital reservirt werden, das übrige Geld aber gleichmäßig vertheilt wird zwischen den Kapitalisten und den Arbeitern, deren Thätigkeit so viel dazu beiträgt, die Kapital-Anlage ergiebig zu machen. Diese Theilung nimmt keine Rücksicht darauf, ob der Arbeiter sonst noch Kapital im Geschäft hat oder nicht; wohl aber steht es ihm frei, solches darin anzulegen.

„Eine noch weitere Ausdehnung des Prinzips finden wir bei einer Handelsgesellschaft in Manchester, welche nicht nur die Kapitalisten und Arbeiter gleichmäßig am Gewinn partizipiren lassen, sondern auch den Käufern ihren Antheil daran zuwenden will. Die Clayton Plate and Iron Bar Company in Manchester, unter deren Direktoren sich, Männer wie Jacob Bright, Alderman Heywood, Grunning u. A. finden, hat folgende Prinzipien hinsichtlich der Theilung des durch den Geschäftsbetrieb erzielten Gesammtgewinns aufgestellt: Es werden zuvörderst 10 Prozent als Zinsen für das im Geschäft angelegte Kapital abgezogen und alsdann die übrigbleibende Summe vertheilt, erstens: unter die Kapitalisten, zweitens: an die Käufer und drittens: an die Arbeiter. Bei den beiden ersten Kategorieen richtet sich die Höhe der Dividende nach der Summe, die sie angelegt oder für die sie gekauft haben, während sie bei den Arbeitern nach der Höhe des von ihnen bezogenen Arbeitslohnes bemessen wird. Das Etablissement befindet sich bereits in erfolgreicher Thätigkeit."

Der Berichterstatter behält sich vor, nach einigen Wochen, während welcher er die erwähnten Etablissements und andere eingehend zu studiren gedenkt, noch umfassendere Mittheilungen über Organisation und Wirksamkeit derselben zu machen und erklärt die vorläufige Schilderung nur entworfen zu haben, um zu beweisen, daß kein wirklicher Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit bestehe und sich sehr wohl die Form finden lasse, unter welcher sich beide zu beiderseitigem Nutzen die Hand reichen können. Es ist ihm um so mehr darum zu thun, dies hervorzuheben, als er constatirt, daß in England unter sämmtlichen intelligenten Arbeitern, mit denen er in Berührung gekommen, unter ihnen Männer, die nicht nur bei ihren Genossen, sondern auch in weiteren Kreisen im höchsten Ansehen stehen, nur Eine Stimme darüber herrsche, daß die einzige wirksame Lösung des sozial-ökonomischen Problems in der Association zwischen Kapital und Arbeit bestehe. Eine Association lediglich von Arbeitern habe nach der Aussage jener Männer in England fast noch nie Erfolg gehabt, was sie aus dem Umstande erklären, daß nur der Besitz und Gebrauch des Geldes auch jene administrative Geschicklichkeit und Erfahrung verleihe, welche unbedingt nothwendig sei, ein solches Unternehmen lukrativ zu machen. Naturgemäß müßten dem Arbeiter diese Eigenschaften abgehen, weshalb nur eine aus Arbeitern und Kapitalisten bestehende, mithin alle Bedingungen in sich vereinigende Association Aussicht auf Erfolg habe.

Nach diesen Betrachtungen über das Genossenschaftswesen wendet sich der Berichterstatter zu dem Eindrucke, welchen die Gesammtheit des englischen Arbeiterstandes auf ihn gemacht, und spricht er sich mit großer Befriedigung über die wohlthätige Veränderung aus, die sich darin während seiner siebzehnjährigen Abwesenheit vom Vaterlande vollzogen zu haben scheine. Es wehe ein demokratischer Hauch unter der englischen Arbeiter-Bevölkerung, der erfrischend auf ihn wirke. Die einzelnen Gesellschafts-Klassen wären nicht mehr so wie früher durch ihren Anzug unterschieden, die einfache bürgerliche Kleidung sei vorherrschend in den Straßen.

„Als ich England verließ," fährt er fort, „war es kurz nach der gänzlichen Niederwerfung der Chartisten-Agitationen und der republikanischen Bewegungen auf dem Kontinent. Eine dumpfe Hoffnungslosigkeit hatte sich der Gemüther der Radikalen unter den Arbeitern bemächtigt. Die Aufmerksamkeit Derer, welche hauptsächlich bei den Chartisten-Bewegungen thätig gewesen, richtete sich aber schon damals auf die industriellen Verhältnisse, zumal einige damals vorkommende große Strikes von sich reden machten und auch das Interesse bedeutender Männer aus den höhern Kreisen erregten. Und so ist in der That erstaunlich viel geschehen, obgleich damit natürlich nicht gesagt sein soll, daß nicht noch viel zu thun übrig bleibe. Ich höre von intelligenten Arbeitern überall republikanische Ansichten äußern und komme zu dem Schlusse, daß sie damit der allgemeinen Stimmung Ausdruck geben. Diese Ansichten tragen durchaus keinen revolutionairen Charakter, werden aber sicher nicht ohne Einfluß auf die Zukunft Großbritanniens sein."

Wir überlassen natürlich dem Correspondenten der „Tribune" die Vertretung der letzteren Aeußerung und können nicht umhin, anzunehmen, er habe hier wohl mit den Augen eines „amerikanischen" Berichterstatters gesehen; dagegen vernehmen wir durch ihn mit Freuden das gewiß unparteiischere Urtheil über den segensreichen Einfluß, welchen das Genossenschaftswesen in der Gestalt von Bau-Genossenschaften, Versicherungs-Gesellschaften, Spar- und Darlehns-Vereinen, Productiv-Genossenschaften u. s. w. in England ausgeübt. Die von Arbeitern angeregten und zum Theil controlirten Bau-Genossenschaften füllen ganze Vorstädte Londons mit gesunden, freundlichen Häusern und setzen den Arbeiter in den Stand, sich ein eigenes Heim zu erwerben. In Birmingham haben sich auf diese Weise 9000 Arbeiter ansässig gemacht.

Eine nicht minder wohlthätige Wirkung auf die verbesserte Lage der Arbeiter wird der Gesetzgebung zugeschrieben. Ein Gesetz habe das sogenannte Trucksystem aufgehoben, d. h. die Einrichtung, wonach die Arbeiter gezwungen waren, ihre Bedürfnisse an Lebensmittel, Kleidung u. s. w. aus vom Arbeitgeber eingerichteten Verkaufsstellen zu entnehmen; ein anderes Gesetz hat die Arbeitszeit abgekürzt, ein drittes die Verwendung von Kindern bis zu einem gewissen Alter in den Fabriken untersagt, ein viertes angeordnet, daß die in den Fabriken, Gruben u. s. w. beschäftigten älteren Kinder die gehörige Anzahl Freistunden erhalten, um eines geordneten Unterrichtes theilhaftig zu werden.

„Alle diese Gesetze", so schließt der Schreiber des Briefes, „haben in Verbindung mit dem Koalitions-Gesetze dazu beige-

tragen, den großen Unterschied herbeizuführen, welcher zwischen den Arbeitern von Sonst und Jetzt dem Beobachter aufdrängt. Männer wie Frauen der jungen Generation sind geistig, wie physisch gesünder, kräftiger und entwickelter, als man es vor einem Menschenalter möglich gehalten."

Möge der Amerikaner recht gesehen haben und jedes neue Jahrzehnd gleichen und größern Fortschritt bringen, nicht nur in England, sondern überall, wo man lebt und arbeitet.

Schweiz.

Eine Dorfgeschichte der französischen Schweiz.*)

Auf dem Gebiete der epischen Belletristik hat sich seit den letzten Jahrzehenden mit besonderem Erfolge eine Gattung entwickelt, welche, zwischen Erzählung und Roman in der Mitte liegend, innerhalb der engen Schranken des häuslichen, vorzugsweise ländlichen Lebens, mit den einfachsten Motiven und Ausführungen hauptsächlich sozial-pädagogische Tendenzen verfolgt. Als deutsche Schriftsteller haben sich in dieser Richtung besonders die schweizerischen Landsleute Pestalozzi's ausgezeichnet. Wir nennen Bizius (Jeremias Gotthelf), Oertel und Oeser, die mit Recht lebhafte Anerkennung gefunden haben. Ihre Werke, groß und klein, sind ein geschätztes Gemeingut der eine ernstere, belehrende Unterhaltung liebenden Lesewelt geworden. Als durchgehende Eigenthümlichkeit dieser Dorfgeschichten-Gattung kann man dies bezeichnen: Irgend ein Individuum von niederer Herkunft wird dargestellt, welches von der Natur gut ausgestattet, auf begränztem Gebiete des Denkens und Wirkens sich rüstig und sicher bewegend, auf schwierige und wenig lohnende Arbeit angewiesen, in bescheidenem Vertrauen auf seine Kraft, wie auf eine höhere, besonders der Verlassenen und Zurückgesetzten sich annehmende Waltung, in nüchterner, gleichmäßiger Uebung und Thätigkeit, unter Entbehrungen und Mühen redlich und strebsam sich allmählich frei emporarbeitet, zu Besitz und Ansehen gelangt und nach einer gedrückten und traurigen Jugend sich ein glückliches, durch Genügsamkeit und Zufriedenheit gehobenes, ja beneidenswerthes Alter schafft. Spannende und leidenschaftliche Verwickelungen und Verschlingungen sind von dieser Art der Darstellung größtentheils ausgeschlossen; ruhig und gemessen, schmiegt sie sich an das an, was im gewöhnlichen Leben, nicht ohne Anwendung von List und Vorsicht, freundlich oder friedlich, bequem oder unbequem sich abzuspinnen pflegt, und gewährt für sittliche und praktische Anschauung und Belehrung, bei nicht überreizten Ansprüchen, ein nicht allzufern noch tief liegendes, immer und überall genügendes, abgerundetes und dankenswerthes Ereigniß.

Dieselbe Tendenz, möglicherweise als Nachahmung des früher Geleisteten, sehen wir auch in dem vorliegenden, sehr schätzbaren Werke eines bereits bekannten französischen Autors der Schweiz, Urban Olivier, in anmuthigster Vollendung ausgeprägt. Ohne auf den näheren Inhalt des Einzelnen einzugehen, welcher eben nur in seiner ausführlichen Darstellung den ihm eigenen Reiz behalten würde, sei hier nur bemerkt: daß wir, dem Titel des Werkes gemäß, einen jungen, mittellosen Verwaisten vor uns haben, welcher, mit allen wünschenswerthen Gaben des Geistes und Herzens reichlich versehen, und gut vorgebildet, in bedrängter Lage auf Veranlassung des Gemeinderathes eines benachbarten, auf den Abhängen des französischen Jura liegenden Dorfes, in die Familie eines der Mitglieder desselben aufgenommen wird, dort die nöthige Pflege und Erziehung genießt, gesund und kräftig aufwächst, zur Befriedigung und Freude Aller sich tadellos und vortrefflich entwickelt, in der Folge mannigfache Unbilden des böswilligen Neides und der unverdienten Zurücksetzung erträgt und nach mehrfachen, harten Prüfungen, bei angemessenem Gebrauche seiner Anlagen und Kräfte, in angestrengter und rastloser Thätigkeit, sowie in ungeschwächtem Vertrauen auf höheren Beistand, durch äußere Zufälle begünstigt, zu größerem Besitze gelangt und in standhafter und liebevoller Ausdauer allmählich das sichere Glück seines Lebens gründet.

Die einzelnen Begegnisse der Erzählung entwickeln sich durchweg auf dem Boden der alltäglichen Vorkommnisse des ländlichen und industriellen Betriebes und seiner einfachen, wenngleich mühevollen Beschickungen, in welche die Erscheinungen des städtischen Lebens mitunter wie leise Mißklänge von fern hereintönen. Die Charakteristik des achtungs- und liebenswerthen jugendlichen Helden selbst, so wie der verschiedenen Personen, zu welchen er in Beziehung tritt, ist mit sicherer Hand klar, leicht und fest gezeichnet; die Entwickelung der Thatsachen und Handlungen, die Schilderung der landschaftlichen Umgebungen, in welchen sich das Ganze bewegt, durchaus übersichtlich, anschaulich und lebendig gehalten. Und obgleich Alles, selbst das Unbedeutendste, sich wie in dramatischer Folge sicht- und greifbar vor uns entfaltet, ist doch jede Art von stark aufgetragener, Sinn und Gefühl heftig erregender oder berauschender Spannung, welche gewöhnlich mit einer unnützen Schaustellung psychischen Kraftaufwandes verbunden ist, vermieden, eine Tugend, welche, innerhalb der gezogenen Schranken einer überwiegend verständig-sittlichen Darstellung, die entschiedenste Anerkennung verdient.

Von Alexander v. Humboldt erzählt man, er habe als Knabe, bei Gelegenheit eines herbstlichen Ausfluges, das abgefallene und verdorrte Blatt einer Pappel aufmerksam betrachtet, an dem Anschauen seines bloßgelegten Gerippes sich stillsinnend erfreut und in dieser Betrachtung einer einfachen Naturbildung den ersten Anstoß zu seinen späteren Studien erhalten. An unserer harmlos schönen Darstellung haben wir ein ähnliches Product, nur freilich ein jugendlich frisches und grünes, in dessen feinem und zart hervortretendem Geäder wir den wohlgefügten, lebendigen Zusammenhang allgemein menschlicher Gefühls- und Denkweise, wie es einem vielgliedrigen, alles Mögliche wahr und rein abspiegelnden Mikrokosmus, erquickt und erfreut auffassen. Stark und bedeutsam tritt in dem Ganzen, außer dem moralischen und pädagogischen Interesse, namentlich das religiöse des Verfassers hervor, und zwar in einer naiven Form dogmatischer Anschauung, welche unseren naturverehrenden Metaphysikern und unseren durch kritische Geschichtsforschung gebildeten und geschulten Lesern nach manchen Seiten wenig zusagen dürfte. Zu Gunsten des achtungswerthen Verfassers, des entschiedenen Anhängers liberaler Principien, möchte hier zu bemerken sein: daß, wenn die Art seiner religiösen Anschauung auch nicht als die absolut richtige und angemessene gelten kann (was übrigens, nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, größtentheils immer noch eine offene

*) Der Verwaiste. Eine Dorfgeschichte, von Urban Olivier. Aus dem Französischen übersetzt. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1868.

Frage ist), er doch nicht derjenigen Form des religiösen Treibens huldigt, welche, als kaltdestillirte und forcirte Orthodoxie besonders in gewissen vornehmen und romantisch gefärbten Kreisen Norddeutschlands heimisch, weniger dem eigenen Denken, Fühlen und Wähnen, als dem trüben und selbstsüchtigen, auf äußeren Erfolg berechneten Parteistreben angehört und somit, als trügliches Tünchwerk formeller Ueberschwänglichkeit, ohne jeden realen Werth innerer Ueberzeugung, sittlicher Vervollkommnung und gemeinnützigen Wirkens ist. Diesen bedeutenden Unterschied mögen einerseits diejenigen beherzigen, welche dem Verfasser schlechthin einen trivialen Pietismus zum Vorwurf machen, andererseits diejenigen, welche, in hypokritischer Selbstverblendung, sich etwa versucht sehen sollten, ihn als einen der Ihrigen zu begrüßen, als welcher er wahrscheinlich um jeden Preis nicht gelten möchte. S.

China.

Der Bruderbund von Himmel und Erde.

Schon lange hat man in Europa von einem chinesischen Geheimbunde erfahren, dessen Zwecke Stärkung des National-Gefühls und Untergrabung der ausländischen (Mandschu-tungusischen) Dynastie sein sollten, welche das chinesische Reich seit dritthalb Jahrhunderten beherrscht. Die vollständigsten urkundlichen Nachrichten über diese weitverzweigte und keinesweges zu den „privilegirten Geheimen" gehörende Verbindung verdankt man Herrn G. Schlegel, chinesischem Interpreten für das niederländische Indien.

Eine große Anzahl für die Kenntniß des merkwürdigen Geheimbundes höchst wichtiger, gedruckter Urkunden, durch glücklichen Zufall in Herrn Schlegel's Hände gerathen, haben ihm Stoff geboten zu einem ansehnlichen, mit großem Fleiß bearbeiteten Werke, das im vorigen Jahre zu Batavia in englischer Sprache erschienen ist*).

Die Entstehung und Fortentwickelung dieser im ganzen alten und neuen Asien vielleicht einzig dastehenden Brüderschaft liegen in einem Dunkel, das vielleicht nie aufgehellt wird, wie groß auch die Rolle sei, welche das Licht in ihren Gebräuchen spielt. So viel scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß sie schon die Seele des großartigen Befreiungskrieges vom Joche der Mongolen (im vierzehnten Jahrhundert u. Z.) gewesen. Die Benennung „Bund von Himmel und Erde" erinnert an den wahren, uralten National-Kultus, von welchem jedoch das buddhistische Pantheon keineswegs ausgeschlossen ist; außerdem nennt die Verbindung sich Hung, welches Wort hier einem soviel als Ueberflutung bedeutenden Schriftzeichen entspricht, denn die Erde soll von ihren Anhängern gleichsam überflutet werden.

Diese bombastische Ausdrucksweise kann aber nach unserer Ansicht keinen Grund zur Annahme einer kosmopolitischen Tendenz der Verbrüderten abgeben; denn „Erde" oder „Welt" ist selbst für den heutigen Chinesen immer noch gleichbedeutend mit „China". Auch ist mir keine Stelle ihrer literarischen Denkmäler bekannt, die einen auf Verbrüderung aller Völker gerichteten Wunsch ausspräche. Eine Art Tugendbund sind die Hung unleugbar, sofern jedem Mitgliede neben der politischen Thätigkeit auch Sittenreinheit und immer werkthätige Bruder-Liebe zur Pflicht gemacht werden; aber diese Anforderungen gelten nur den gegenseitigen Beziehungen der Verbrüderten, und ihr Katechismus sagt nirgends, daß man jeden Menschen, von welcher Nation er auch sei, als Bruder im weiteren Sinne zu betrachten habe. Außerdem sind Uebertretungen von Statuten des Bundes mit barbarischen Strafen bedroht, die auf nichts weniger als bedeutende Fortschritte der Humanität schließen lassen, und nichts weniger als human können auch die Mittel heißen, deren sich die Häupter des Bundes oft bedienen, wenn es auf Gewinnung neuer Mitglieder ankommt.

Sehr lesenswerth sind die Parallelen, welche Herr Schlegel zwischen Symbolen der Hung und denen des Freimaurer-Ordens zieht. Wir heben hier die wichtigsten derselben heraus: Am Eingang der Logen (wie man die geheimen Versammlungs-Gebäude mit vollem Rechte nennen kann) werden neue Mitglieder von der Brüderschaft empfangen, die, in doppelter Reihe aufgestellt, durch Kreuzung der Spitzen ihrer Schwerter einen Bogen bilden. Diese Ceremonie heißt der „Durchgang unter der Brücke". Die Schwerter sind gerade und zweischneidig, gleich denen der Freimaurer. Jede Loge hat ihren Haupteingang gegen Osten; der Altar und Sitz des chinesischen Großmeisters steht in derselben Himmelsgegend. Die Loge heißt Land der großen Gleichheit (thái phing ti), weil ein Geist brüderlicher Gleichheit Alles durchdringen soll. Die Verpflichtung, dem Bunde anzugehören, heiligt ein blutiger Eid, wie ehemals bei den Freimaurern. Vor Ableistung dieses Eides werden drei Becher Wein dem Himmel, der Erde und dem Altare zugetrunken. So fordert im ältesten englischen Katechismus des Maurerthums der Meister vom Stuhle den Novizen auf, dem „Genius des Bundes" zuzutrinken. Die Novizen der Hung erscheinen in Trauerkleidung mit aufgelöstem Haar und Stroh-Sandalen an den Füßen, womit angedeutet wird, daß ihr alter Mensch absterben und ein neuer angezogen werden soll, daher sie auch nach der Aufnahme sich neue Menschen nennen und ihre Jahre künftig von diesem Zeitpunkte der Wiedergeburt an berechnen. Auch eine Reinigung durch Wasser müssen sie bestehen. Bei der Aufnahme in einige Freimaurer-Logen reicht man dem Novizen Wasser mit folgenden Worten: „Gleichwie das Wasser Deinen Leib reinigt, so reinige Du auch Deine Seele von schnöden Begierden und Dein Leben von unreinen Flecken". Zu dem Hung-Novizen wird gesagt: „Wasche den Staub der Tsing von Deinem Antlitz, lege ab die Verderbtheit, um in dem Heiligthum der Ming Dich niederlassen zu können*)."

Eines der vornehmsten Symbole ist das Anzünden von Lampen. Licht ist in dem Hung-Bunde wie in der Maurerei wichtigstes Symbol. Das nie erlöschende Leben, die Kraft und Unzerstörbarkeit werden durch Fichte, Ceder und Cypresse, wie bei den Freimaurern durch die Akazie versinnbildet. Wir finden in der Hung-Verbrüderung Wage und Meßschuh als Werkzeuge des Wägens und Messens im natürlichen und symbolischen Sinne, wie in der Freimaurerei. Auch der Spiegel hat in beiden Geheimbünden gleiche symbolische Bedeutung. Die Verse auf dem Spiegel sagen aus, daß er das Herz der Menschen widerstrahlt, und der Maurer wird vor den Spiegel geführt, damit er „sich selbst erkenne".

---

*) Sein Titel: *Thian ti hwui*, the *Hung*-league or Heaven-Earth-league, a secret society with the Chineso in China and India.

*) Tsing (Reinheit) ist der chinesische Name, welchen das Kaiserhaus der Mandschu in China angenommen hat. Die von ihnen gestürzte einheimische Dynastie, deren angebliche Nachkommen man wieder auf den Thron bringen will, nannte sich Ming (Licht, Klarheit).

In dem Werke: „Das geoffenbarte große Geheimniß der Freimaurerei" (London 1725) liest man: der rechte Maurer sei daran zu erkennen, daß er die Fersen zusammenstellend, und die Spitzen der Füße auswärts kehrend, eine Art von Dreieck bildet. Die Hung machen ihr Dreieck umgekehrt, indem sie die Fußspitzen zusammenhalten und die Fersen sperren. Bei den Freimaurern soll jenes Dreieck das pythagoräische Zeichen Y, d. h. Hygiea oder Unsterblichkeit (eigentlich Gesundheit), bei den Hung-Brüdern aber das chinesische Schriftzeichen für die Zahl Acht darstellen, und zwar mit Hinweisung auf die acht Begrüßungen, welche jedes Mitglied vor seiner Aufnahme ausgesprochen. Die acht Begrüßungen gelten dem Himmel, der Erde, der Sonne, dem Monde, den Planeten, den Stiftern des Bundes, der ganzen lebenden Brüderschaft und den verstorbenen treuen Brüdern*).

Auch der Gebrauch vieler Wörter in einem nur der Brüderschaft verständlichen Sinne und die ihnen eigenthümlichen Wort- oder vielmehr Schriftkürzungen geben Stoff zu Parallelen.

Der Verf. verweilt mit großer Ausführlichkeit bei Beschreibung der Logen und ihrer Geräthe, beim Ceremoniell der Aufnahme in den Bund, wobei alle Mal Diplome zur etwa nöthigen Legitimation ausgestellt werden, bei der Verwaltung und den selbstgewählten Behörden des Bundes, in welchem Abschnitt man auch Formulare der Einladung zu ihren geheimen Sitzungen, zu Empfangsscheinen für Beiträge u. s. w. findet. Die Fülle des Gegebenen ist so groß, daß wir auf Auszüge ganz verzichten müssen und den Leser lieber auf das Werk selbst verweisen, wo er alle eingestreuten chinesischen Textstücke, besonders Verse (eine Art Couplets) von treuer Uebersetzung begleitet findet. In dem Examen der Novizen spielen nämlich auswendig zu lernende Verse eine große Rolle.

Neue Mitglieder werden auf verschiedene Weise gewonnen. Sind die Adepten unfähig, durch Aufzählung der Beschwerden gegen die Mandschu-Herrschaft Leute zum Eintritt in den Bund zu bewegen, so ergreift man wohl das Mittel der Drohungen. Eines schönen Tages findet Jemand in seinem Hause ein Blatt Papier mit dem Siegel des Bundes, wodurch ihm befohlen wird, sich zu einer bestimmten Zeit an einen bestimmten Ort zu begeben, mit beigefügter Drohung, daß im Falle seines Nichterscheinens oder gar einer Denunciation, er selbst mit seiner Familie gemordet und sein Haus niedergebrannt werden solle. Zuweilen hält den Erkorenen auf seinem Wege ein Unbekannter an und reicht ihm einen ähnlichen Befehl. Selbst brutale Gewalt wird angewendet. Einer der Eingeweihten beschimpft irgend eine Person auf ihrem Wege durch einen Schlag ins Gesicht. Der Insultirte setzt natürlich dem fliehenden Beleidiger nach, der ihn an irgend eine abgelegene Stelle lockt. Hier stellt er sich endlich zum Kampfe, giebt aber zugleich ein Zeichen, das andere Bundesbrüder herbeizieht, die nun seinen Gegner zu Boden schlagen. Das Opfer wird sofort in einen Sack gesteckt und an den Ort geschleppt, wo man Loge hält. Begiebt er sich in Folge drohender Einladung aus freien Stücken an den bezeichneten Ort, so erblickt er anfänglich nicht eine Seele, da die Bundesbrüder hinter Bäumen oder altem Mauerwerk sich verbergen, um von da aus zu sehen, ob er nicht von Polizei oder Soldaten begleitet wird. Schon beginnt der Ankömmling freier zu athmen und glaubt alle Gefahr vorüber; da erscheint plötzlich Einer und winkt ihm zu folgen, bis sie, oft auf unheimlichem, pfadlosem Wege, zu dem mystischen Lager kommen, wo die versammelte Brüderschaft ihrer wartet.

Die 36 Artikel des Eides sowohl, als die Gesetze oder Statuten des Bundes, hat Herr Schlegel nur in Uebersetzung mitgetheilt.

Von geheimen Erkennungszeichen der Hung ist ebenfalls sehr erschöpfend die Rede. Dergleichen giebt es bei Fragen und Antworten auf Reisen, beim Eintritt in Haus, Laden oder Schule eines „Bruders", bei der Begegnung mit Räubern oder Piraten (die möglicher Weise auch Hung-Brüder sind!), beim Theetrinken, Weintrinken, gemeinsamen Essen, Tabakrauchen, Betelkauen u. s. w. Immer müssen auch hier gewisse auswendig gelernte Verse zur Hand sein, die größtentheils Anspielungen auf den bezweckten Umsturz der Mandschu-Herrschaft enthalten.

Das Auflösen der Haare mittelst Beseitigung des Zopfbandes scheint nur in den Logen statthaft zu sein, da ein fliegendes oder als Wulst auf dem Scheitel befestigtes Haar — die ursprüngliche und nationale Art es zu tragen — sofort Hochverrath wittern ließe, wenn es vor den Augen der mandschuischen oder den Mandschu ergebenen Bureaukratie sich präsentirte. Der verrufene chinesische Zopf führt nämlich mit großem Unrecht seinen Namen; er ist mandschuische Nationaltracht und wird den Chinesen seit dritthalb Jahrhunderten durch ihre Unterdrücker gewickelt, die nicht haben wollten, daß die unterworfene Nation ein von ihnen verschiedenes Kostüm träge. Nur wo die Hung sich stark und widerstandsfähig fühlen, haben sie den verhaßten Zopf ganz abgelegt.

Als mächtige Verbindung traten sie zuerst in Süd-China auf, das überhaupt nordischen Barbaren am Längsten und Ausdauerndsten Widerstand zu leisten pflegte. Von dort ist ja auch in den letzten Jahrzehnden der bekannte Befreiungskrieg ausgegangen, auf dessen Erfolge europäische Einmischung hemmend eingewirkt hat. Trotz neuer religiöser Elemente, die der viel genannte Hung Siu-tsjuan den patriotischen Kämpfern einzuflößen gewußt, bleibt es eine große Frage, ob der mögliche endliche Sieg ihrer Sache den Einsturz des alten Systems in seinem Gefolge haben werde. Die Chinesen haben schon öfter ein ausländisches Joch zerbrochen, um sich ein inländisches, das um kein Härchen minder drückend war, wieder aufzuladen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß nach Vertreibung der Mandschu die alte Komödie sich erneuert. Was für Werth kann man jenem „Befreiungskrieg" beilegen, wenn er nur den Wechsel der Sklaverei zur Folge hat, wenn in den Völkern nie das Bedürfniß erwacht, ihr angebornes Recht gegen die Willkür übermüthiger „Söhne des Himmels" zu wahren? Wird der noch existiren sollende Nachkomme des entthronten einheimischen Kaiserhauses Ming eine Aera der Volksbeglückung eröffnen, wenn er auf den Thron kommt? Sch.

*) Doch verdient hier Bemerkung, daß auch die drei schaffenden Gewalten der Chinesen (Himmel, Erde und Mensch) als Triangel symbolisirt werden.

Südamerikanische Freistaaten.

Prof. Burmeister's Thätigkeit in Buenos-Ayres.

Die Uebersiedlung Burmeister's von der Universität Halle nach Buenos-Ayres ist den Lesern dieses Blattes hinlänglich bekannt, weniger vielleicht die rastlose Thätigkeit, mit welcher der weltberühmte Gelehrte in seiner neuen Stellung fortwirkt.

Es liegt uns die dritte Lieferung der Annalen des öffentlichen Museums von Buenos-Ayres vor. Diese Annalen werden von Burmeister, dem Direktor des Museums, herausgegeben und sind durch ihn begründet worden. Der Zweck derselben ist, neue oder wenig gekannte Objekte der Naturgeschichte, welche im Museum aufbewahrt werden, für die Wissenschaft zu verwerthen. „Anales del Museo publico de Buenos-Ayres para dar a conocer los objetos de la historia natural nuevos o poco conocidos conservados en este establecimento, por German Burmeister, Med. Dr. Phil. Dr. Director del Museo Publico de Buenos-Ayres. Entrega Tercera. Buenos-Ayres, Imprenta de la Tribuna, 1866."

Wir können hier nicht den reichen naturwissenschaftlichen Inhalt dieser Publikation näher beleuchten und erwähnen nur, daß der uns vorliegende Band sich hauptsächlich mit den fossilen Säugethieren des diluvianischen Bodens beschäftigt. Gut ausgeführte lithographische Tafeln erläutern den Text. Europäische Gesellschaften werden zum Austausch ihrer Publikationen eingeladen.

Aus dem Anhang dieses Bandes ersehen wir auch, daß am 11. Juli 1866 eine paläontologische Gesellschaft von Burmeister gegründet worden ist, die durch ein besonderes Dekret der Regierung von Buenos-Ayres ihre Approbation erhielt. „Actas de la Sociedad paleontologica de Buenos-Ayres fundada en el año de 1866, y aprobada por decreto del superior gobierno fecha 8 de Agosto corriente. Buenos-Ayres, Imprenta de la Tribuna, 1866."

Möge Burmeister noch lange zur Ehre seines alten und neuen Vaterlandes und zum weiteren Nutzen der Wissenschaft streben, wirken und schaffen!

Aug. Theod. Stamm.

Kleine literarische Revue.

— **Geschichte Friedrichs des Großen für Schulen.** Von Thomas Carlyle's History of Friedrich II. of Prussia hat Herr Dr. Rudolf Sonnenberg mit Genehmigung des Verfassers einen Auszug bearbeitet, der als erstes Bändchen seiner besonders als Lectüre für Unterrichts-Anstalten geeigneten „Sammlung interessanter geschichtlicher Werke der englischen Sprache"*) erschienen ist. Man kann auf diesen Auszug den alten Hesiodischen Spruch anwenden, daß die Hälfte manchmal mehr werth sei, als das Ganze. Mit Genehmigung des englischen Verfassers sind uns in dieser deutschen Ausgabe seiner Geschichte des großen Königs eine Menge der dem Werke nur zum Nachtheil gereichenden Dryasdust Chapters erspart worden. Eine in englischer Sprache abgefaßte Lebens-Skizze Carlyle's geht dieser geschickt bearbeiteten Abkürzung der Friedrichs-Geschichte voran, die dem Unternehmen der, am Schlusse jedes Bändchens mit sprachlichen Anmerkungen ausgestatteten Sammlung geschichtlicher englischer Werke nur zur Empfehlung gereichen kann.

In französischer Sprache ist „à l'usage des écoles" ein „portrait militaire" Friedrich's des Großen erschienen,**) das, als eine gedrängte, ebenso präcise als lichtvolle Uebersicht der Zeit und der Thaten Friedrichs, seinen Zweck zu erfüllen ganz geeignet ist. Die Jugend, die Thronbesteigung, die ersten schlesischen Kriege, der siebenjährige Krieg, die Regierung Friedrichs, seine philosophischen, volkswirthschaftlichen und humanistischen Anschauungen, sowie sein Charakter überhaupt, sind klar und verständnißvoll dargestellt. Dem Einleitungs-Gedicht an Rauchs Statue Friedrichs entnehmen wir die folgenden beiden Schluß-Strophen:

> Roi vainqueur, sois content, la Prusse ne craint rien,
> La Prusse c'est l'Empire! Elle n'a plus d'égale,
> Et contemple à ses pieds son ancienne rivale,
> Ce triomphe inouï ne vient-il pas du tien?
>
> Dors en paix, vieux guerrier! Désormais ton ouvrage,
> Soutenu par un peuple à qui la liberté
> Que tu aimais est chère, ainsi que l'équité,
> Aux mains de tes neveux, fleurira d'âge en âge.

*) Danzig, Constantin Ziemssen, 1867.

**) Frédéric le Grand. Portrait militaire, par J. C. A. Vallat, conseiller delégation de S. A. R. le Duc de Saxe-Meiningen. Leipzig. Ernst Fleischer, 1867.

— **Lessing's religiöse Ideen in Frankreich.** Abermals ist in Frankreich eine treffliche Studie über unseren großen Lessing erschienen, den früher bereits St. Marc Girardin, Charles Dollfus und Crouslé zum Gegenstand ihrer Darstellung des Dichters des „Nathan", des Verfassers der „Dramaturgie" und des Vorgängers von Goethe und Schiller gemacht. Gegenwärtig ist es Lessing's Christenthum, das Herr Ernest Fontanés in einem mit Liebe und gründlichster Kenntniß der Sache geschriebenen Buche dem französischen Publikum erläutert.*) Wie in Deutschland, so wächst auch in Frankreich mit jedem Jahre die Achtung vor Lessing, in dessen Geist man die Keime aller Ideen erkennt, die seitdem ein ganzes Jahrhundert bewegt haben und namentlich auf religiösem Gebiete in allen Kulturländern auch heute noch fortwirken. Herr Fontanés, ein Kämpfer für das Recht der freien Forschung in Frankreich, nimmt dort jetzt unter dem Banner Lessing's den Kampf gegen die Orthodoxie auf, den dieser mit so vielem Erfolge für den Geist und die Gesittung seines Volkes in Deutschland geführt. Der Verfasser ist Protestant und Bekenner eines positiven Christenthums, das er ebenso allen materialistischen, wie allen katholischen Auffassungen entgegenstellt und zu welchem er mit der Wärme eines Apostels seine Landsleute herüberziehen möchte.

— **Alfred Tennyson in deutschem Gewande.** Neuerdings sind zwei Dichtungen des in England besonders von den höheren Gesellschafts-Klassen sehr gefeierten Dichters in deutsche Verse übertragen worden: sein Enoch Arden, von Robert Waldmüller (Eduard Duboc**), und seine Königs-Idyllen, von Werner Scholz***). In Deutschland wird vielleicht sein Enoch Arden keine solchen Bedenken erregen, wie in England, wo man es als einen Verstoß gegen das sittliche Gefühl ansieht, daß Tennyson in dieser Dichtung eine von ihrem Gatten heißgeliebte Frau einem Andern ihre Hand reichen läßt, weil sie Jenen, Enoch Arden, der vor Jahren in See gegangen, für todt hält und nun nicht mehr dem Freunde sich versagen kann, der sie seit ihrer Jugendzeit unglücklich geliebt hat. Der in Folge eines Schiffbruches auf eine wüste Insel verschlagen gewesene Enoch Arden kömmt jedoch zurück, findet sein Weib und seine Kinder

*) Le Christianisme moderne, étude sur Lessing par M. Ernest Fontanés. Paris, Germer-Baillère, 1867.

**) Hamburg, Hermann Grüning.

***) Berlin, Georg Reimer.

als Familie eines Andern, und da er ihr Glück nicht stören will, so giebt er sich nicht zu erkennen und stirbt einsam und ungekannt. Man kann nicht leugnen, daß in dem Entschlusse der Frau, einem Andern anzugehören, noch bevor sie die sichere Nachricht vom Tode ihres vielbeweinten, heißgeliebten Gatten hat, etwas Unweibliches und Verletzendes, Manche vielleicht sogar an Frau Martha in Goethe's „Faust" Erinnerndes liegt. Gleichwohl hat Tennyson den Gegenstand so poetisch und wirkungsvoll behandelt, daß man das etwas eintönig in blanc verses abgefaßte Gedicht mit Interesse bis an's Ende liest.

Romantischer und sittlich-chevaleresker sind die „Königs-Idyllen". Enid, Vivien, Elaine und Guinevra, zu denen in jüngster Zeit Meister Gustav Doré effectvolle Illustrationen geliefert, sind Gestalten vom Hofe des Königs Arthur, und die Erzählungen, die sich an sie knüpfen, sind rührende und erhabene Bilder von der Hingebung der Frauen, von ihrer nie versiegenden Liebe zu dem Manne ihrer Wahl. Tennyson hat darum auch diese Idyllen der Königin Victoria und den Manen des Prinzen Albert gewidmet, von dem er in seiner Widmung sagt:

. . . . Fürwahr, er scheinet mir
Kaum anders, als mein idealer Ritter,
„Der sein Gewissen ehrt' als seinen König,
„Deß Glorie war, das Unrecht zu bekämpfen,
„Der Lästerung nie sprach, noch hört auf sie,
„Nur Eine liebt' und hing an ihr."

— **Englische Buchhändler-Weihnachten.** Die diesmalige Weihnachts-Ausgabe der englischen Buchhändler-Monatsschrift (The Christmas Bookseller, 1867)*) ist selbst wieder ein werthvolles illustrirtes Jahrbuch, das als literarische signatura temporis dienen kann. Eine Sammlung dieser Weihnachts-Jahrbücher wird künftigen Literarhistorikern der beste Maaßstab für die große künstlerische Technik und den kindlich-kindischen Bilderkram unserer Literatur-Periode sein. Wie bereits der Christmas Bookseller von 1866, so bekundet auch der diesjährige wieder eine Zunahme des französischen Illustrations-Buchhandels auf dem englischen Büchermarkt. Besonders Gustav Doré ist mit seinen wahrhaft klassischen Zeichnungen zu Chateaubriand's „Atala", zu Lafontaine's „Fabeln" und selbst zu Alfred Tennyson vielfach vertreten. Mehr und mehr stellt sich die photographische Illustration der xylographischen an die Seite, während auch der Stahl- und Kupferstich mit Hilfe der neuen Mittel zur leichteren Vervielfältigung desselben wieder in seine Rechte tritt. Deutsche Conkurrenz auf dem englischen, illustrirten Büchertisch ist nicht wahrzunehmen, obwohl solche Publikationen, wie die von Georg Scherer herausgegebenen „Deutschen Volkslieder" mit Bildern von Ludw. Richter, Albert v. Schwind, Carl Piloty, Paul Thumann u. A.**) oder Friedr. Pecht's nunmehr vollendete „Lessing-Galerie"**) sehr wohl verdienten, neben den Verlagswerken von Henri Plon in Paris dem englischen Publikum bekannt zu werden. Nicht minder sind wir überzeugt, daß, wenn der deutsche Verleger dafür gesorgt hätte, daß die von Adolf Menzel meisterhaft illustrirte „Geschichte Friedrich's des Großen" in England gehörig bekannt wäre, dann nicht bloß eine ganze Auflage dieses Buches drüben abgesetzt sein, sondern auch Carlyle uns mit seinen Witzen über den Mangel an graphischer Würdigung des großen Königs in Deutschland verschont haben würde. Spuren deutschen Geistes im vorliegenden Christmas Bookseller sind nur in der neuen Auflage der prachtvoll in altdeutschem Geschmack illustrirten „Lyra Germanica" und in der ebenfalls trefflich illustrirten Ausgabe der von Sarah Austin übersetzten „Geschichte ohne Ende", von Carové, wahrzunehmen.

*) London and Berlin: A. Asher & Co.

**) Leipzig, Alphons Dürr. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1868.

Literarischer Sprechsaal.

Die von dem geschätzten Literarhistoriker Heinrich Kurz herausgegebene kritische Zusammenstellung von Goethes Werken ist kürzlich in ihrem ersten, aus vier Lieferungen (à 5 Sgr.) bestehenden Bande vollendet erschienen.*) Wir sind allerdings von dem, gleich dem November-Sternschnuppen-Schauer, in Massen vom deutschen Buchhändler-Himmel sich ergießenden November-Klassiker-Schauer nicht gerade geblendet und enthusiasmirt; wir sind vielmehr der Meinung, daß, nach dem Vorübergehen des ersten Sturmes, sehr bald im deutschen Publikum eine gewisse Blasirtheit gegen diese zahlreichen Bescheerungen von wohlfeilem Löschpapier eintreten und man dann vorzugsweise — wie man dies täglich in England und Frankreich wahrnehmen kann — zu den kritisch wie typographisch musterhaft ausgestatteten Ausgaben der Klassiker greifen wird; aber wir halten es gleichwohl für einen großen Fortschritt, daß wir endlich auch, gleich den anderen Kultur-Nationen Europa's, unsere besten Schriftsteller dem ganzen Volke durch wohlfeile Preise zugänglich gemacht sehen. Der Goethe von Heinrich Kurz verbindet überdies mit diesem praktischen Vorzuge eine gediegene kritische Redaction und eine dem Auge wohlthuende Ausstattung. Dem ersten Bande, welcher die Hälfte der sämmtlichen lyrischen und epischen Dichtungen umfaßt (während der zweite Band die andere Hälfte bringen wird), ist eine trefflich geschriebene Lebensskizze des Dichters, die kein wesentliches Moment seines Seins und Wirkens unberücksichtigt läßt, beigegeben. Auch an sorgfältiger Wort- und Buchstaben-Kritik à la Bernays hat es der Herausgeber nicht fehlen lassen, wie der vorliegende erste Band beweist, wo z. B. in den beiden schönen Gedichten „das Göttliche" („Edel sei der Mensch, hilfreich und gut") und „der Wanderer" („Gott segne dich, junge Frau"), große Fehler der älteren Ausgaben verbessert sind. In denselben fehlt nämlich von dem ersten Gedichte die zehnte Zeile ganz, so daß der zweite Absatz desselben fast unverständlich ist, und im zweiten Gedichte fehlt in jenen Ausgaben die Zeile „Du, meines Lebens Hoffnung", worin sich die Mutterliebe so schön und rührend ausspricht. Durch diese beiden Ergänzungen allein schon hat sich der Herausgeber den wärmsten Dank der Freunde Goethe's erworben.

Im Monat November fand in London ein glänzendes Fest zu Ehren von Charles Dickens statt, eines der großartigsten Banquets, welches je einem Helden der Feder gegeben ward. Ueber vierhundert der ersten Größen in Literatur, Kunst, Wissenschaft und Staat (vielleicht eben so viel mußten wegen Mangel an Raum abgewiesen werden) hatten Charles Dickens am 2. November im großen Saale der Freimaurer-Taverne, unter dem

*) Deutsche National-Literatur. I. Goethe's Werke. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Hildburghausen, Bibliograph. Institut, 1868.

Vorsitze des Lords Bulwer Lytton ein Ehrenmahl veranstaltet, welches hauptsächlich durch die dabei aufgetischten geistigen Speisen — Reden und Toaste — ausgezeichnet war. Solche Festreden gerathen fast überall, besonders aber in England traditionell, pomp- und phrasenhaft; aber was die Herren, besonders der Vorsitzende und Dickens selbst, bei dieser Gelegenheit sprachen, gehörte literarisch und oratorisch unstreitig zu den würdigsten Leistungen. Es war ein Abschiedsschmaus. Dickens wollte nach Amerika hinüber, um dort seine berühmten Vorträge aus seinen eigenen Werken auch das Brudervolk der Amerikaner genießen zu lassen und ein drittes, geistiges Kabel zu ziehen. Auch seine Reise nach Liverpool im königlichen Salonwagen, sonst nur der königlichen Familie und ihren fürstlichen Gästen zugänglich, war ein wahrer Triumphzug. Dort begleiteten ihn jubelnde Menschenmassen unter glänzendstem Flaggenschmuck und mit vieltausendstimmigen Hurrahs auf dem festlich decorirten Dampfer, wo er feierlich empfangen ward. Noch größere Festlichkeiten wurden zu seinem Empfange in Amerika vorbereitet. Dickens ist dadurch, wie wohl niemals ein Dichter vorher, von zwei großen Nationen zum Dichterfürsten gekrönt worden.

Seine ersten Vorlesungen in den Vereinigten Staaten hat Dickens diesmal in Boston gehalten. Die Stadt hatte sich für die Zeit seiner Ankunft vollständig in Schmuck geworfen: das „Staaten-Haus“ und die alte „Südkirche“ wurden neu abgeputzt, und im „Volksgarten“ hatte man eine Statue von Edward Everett aufgestellt, der seinen Hut in die Höhe schwingt, als wollte er den Ankommenden mit einem Hurrah! begrüßen. Alle Schaufenster der Buchhändler waren mit seinem Bildniß und mit der in Boston bei Ticknor u. Fields erschienenen Ausgabe seiner Werke geschmückt. Die Reichen und Vornehmen der Stadt hatten in ihren Häusern Feste ihm zu Ehren vorbereitet, aber Dickens besuchte nur Longfellow, seinen Verleger Fields und den in der Nähe von Boston wohnenden Emerson, da er sich durch Nichts in den Vorbereitungen für seine künstlerisch, d. h. dramatisch-oratorisch gehaltenen Vorträge stören läßt. Natürlich waren die sehr theueren Plätze im Tremont Temple für alle von Dickens angekündigten Abende bereits ausverkauft, als er in der Hauptstadt von Massachusetts eintraf. Gleichwohl fehlte Niemand von sozialem, literarischem oder politischem Namen in und um Boston. Er hatte eine ungemein intelligente, zum großen Theil von Damen gebildete Zuhörerschaft, die ihn anfangs gar nicht zu Worte kommen ließ, so stürmisch und gar nicht enden wollend äußerte sich in jeder möglichen Ausdrucksweise der Gruß, mit dem man ihn bewillkommnete. Von Dickens sind diejenigen Abschnitte seiner Romane (die „Pickwickier“, das „Christmas Carrol“ 2c.), die er für dergleichen öffentliche Vorträge bestimmt hat, dramatisch zugestutzt, und für die Yankee's hat er noch ganz besondere, auf den Effekt in Amerika berechnete Redactions-Aenderungen in reichem Maße bewirkt. Die gebildeten Deutschen, die dort seine Vorträge hörten, sind darum auch weniger entzückt davon, als die Amerikaner, und Manche von ihnen äußerten, daß es gewiß ein ganz anderer, für sie viel befriedigenderer Genuß sein würde, wenn die nicht so künstlich berechneten, dagegen aber um so tiefer das Gemüth und die edelsten Empfindungen der Zuhörer ergreifenden Darstellungen geschätzter deutscher Novellisten, wie Gustav Freytag, Berthold Auerbach, oder Friedrich Spielhagen, in Newyork, Boston und anderen von Deutschen vielbewohnten, amerikanischen Städten vorgetragen würden.

Gleichzeitig mit Friedrich Kapp's „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika“ (Nr. 49 des „Magazin“ von 1867) ist in London eine Geschichte der Irländer in Amerika (The Irish in America) erschienen, deren Verfasser das Parlaments-Mitglied, Herr Maguire, ist. Der Verf. ist selbst ein Irländer und hatte die Reise nach den Vereinigten Staaten hauptsächlich unternommen, um die dortigen, bekanntlich sehr zahlreichen, irländischen Kolonien kennen zu lernen und ihre Geschichte zu schreiben. Seiner Schilderung nach, vermehren sich die Irländer in Amerika durch den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle in weit größerem Verhältnisse, als die Eingeborenen. In einem von Irländern viel bewohnten Distrikte des Staates Massachusetts soll die mehr als noch einmal so viel betragende Seelenzahl der anglo-amerikanischen Bevölkerung doch nur ebenso viele Geburten jährlich zählen, als die halb so starke irländische. Herr Maguire glaubt darum auch, daß in den Vereinigten Staaten nach einigen Jahren das Votum der Irländer bei politischen Abstimmungen den Ausschlag geben dürfte, und bei dem großen Hasse gegen England, der unter allen Irländern in Amerika verbreitet ist, hält er es für nicht unwahrscheinlich, daß dadurch über kurz oder lang ein Krieg der Vereinigten Staaten gegen England provocirt werden würde. Von dem Fenierthum fürchtet Herr Maguire nichts. Dasselbe wird von allen verständigen Leuten ebenso in Amerika wie in Europa für ein tolles Hirngespinst angesehen.

Zu den Weihnachten war in Boston und New-York ein neues Gesellschafts-Spiel unter dem Titel „Bismarck gefangen durch das Zündnadel-Gewehr-Spiel“ (Bismarck captured by the Needle-gun game) angekündigt. Ein Herr E. W. Keyes in Boston hat ein Patent auf die Erfindung dieses Spiels erhalten, das auf einer kleinen Tafel gespielt wird, auf welcher sich, in einander entgegengesetzten Richtungen, zwei Flintenläufe befinden, in denen durch Nadeldruck Kugeln in Bewegung gesetzt werden, die, nach Besiegung von Hindernissen, ein bestimmtes Ziel zu erreichen haben. Es beweist dieses kindliche Spiel, wie populair selbst in Amerika der Name Bismarck und wie groß der Ruf des Zündnadel-Gewehrs dort ist. Auch die Bismarck colour ist dort jetzt, wie in England, Italien und Frankreich, eine sehr beliebte, moderne Farbe.

Unter dem Titel „Bienen-Corporation“ (Corporation des abeilles) ist in Paris ein Frauen-Verein zusammengetreten, der sich die Aufgabe stellt, die Frauen-Arbeit und die Verwerthung derselben zu angemessenen Preisen zu fördern. Die „Bienen“ haben zu diesem Zwecke in ähnlicher Weise, wie der „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frauen“ in Berlin, einen Bazar errichtet, in welchem die Arbeiten von Frauen, die vermöge ihrer sozialen Verhältnisse keine Gelegenheit haben, ihre Erzeugnisse selbst zu verwerthen, feilgehalten und verkauft werden, und zwar lediglich zum Nutzen der betreffenden Frauen selbst. Es sind sowohl Kunst- als weibliche Hand- und andere Industrie-Arbeiten, die in diesem Bazar (4, rue de la paix) angenommen werden.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Berthold Auerbach's Deutscher Volkskalender
auf das Jahr 1868.

Mit vollständigem Kalendarium mit zwölf bezüglichen neuen Gedichten von **Emil Rittershaus.** Mit 44 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

Drei größere Aufsätze, zum Theil heiteren Inhalts: Das Frankfurter Loos, Michel Phönix und Das Glück auf der Extrafahrt aus der Feder des Herausgebers; ferner Beiträge von **Ludwig Bamberger** (Die soziale Frage), **Max Maria von Weber** (Was eine schöne Frau für das Eisenbahnwesen that), **Friedrich Mohr** (Justus Liebig ein Eroberer), **Alfred Woltmann** (Die Kunst im Handwerk), **H. A. Oppermann** (Tagebuch eines Annektirten); endlich Neue Stücklein vom alten Gevattersmann bilden den hauptsächlichsten Inhalt dieses neuen Jahrganges des beliebten Kalenders. Er wird seinen zahlreichen Freunden willkommen sein. (1)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von
Rudolf Gottschall.

Mit Beginn des Jahres 1868 feiert diese Zeitschrift, die seit drei Jahren von Rudolf Gottschall herausgegeben wird, das funfzigjährige Jubiläum ihres Bestehens. Sie hat sich in diesem langen Zeitraum, während eine Menge anderer Literaturzeitungen neben ihr entstanden und wieder eingingen, die Gunst ihrer Leser wie ihr Ansehen in der literarischen Welt ungeschwächt zu erhalten gewußt. Durch die Vereinigung frischen anregenden Tons mit objektiver Unparteilichkeit werden die „Blätter für literarische Unterhaltung" auch ferner sich auszeichnen und ihren Rang unter den beliebtesten deutschen Zeitschriften behaupten.

Besonders werden auch die bisherigen Abonnenten des Ende 1867 eingegangenen **„Deutschen Museum"** auf diese Zeitschrift als auf den besten Ersatz desselben aufmerksam gemacht.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 2½ Thlr., halbjährlich 5 Thlr., jährlich 10 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für die Zeile berechnet.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs ist als Probenummer in allen Buchhandlungen gratis zu haben (2)

Von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist zu beziehen:

Jacob Grimm: Reden und Abhandlungen.

1864. 26½ Bogen. Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Diese Reden und Abhandlungen bilden den ersten Theil der „Kleineren Schriften" von Jacob Grimm, ein in sich abgeschlossenes Ganze. Prof. Robert Prutz begrüsst im „Deutschen Museum" das Erscheinen derselben u. a. mit folgenden Worten:

... „Auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass gerade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten." (3)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

= Jetzt vollendet. =

Das heutige Mexiko

unter spanischer Herrschaft sowie nach erlangter Selbstständigkeit **bis zum Tode des Kaisers Maximilian.** Zweite vermehrte Auflage. 30 Bogen. Mit sechs Tonbildern und 150 Text-Illustrationen.

Inhalt: Mexiko unter spanischer Herrschaft. — Ausbreitung und Niedergang der spanischen Macht. — Zweite Entdeckung Mexiko's durch Alexander von Humboldt und dessen Nachfolger. — Selbstständigkeit Mexiko's. Krieg Mexiko's gegen die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Gänzliche Zerrüttung des Landes. Anarchie und Parteienherrschaft. Die Verkommenheit der Bevölkerung. — Frankreich als Civilisationsretter. Fortdauer der Civilisations-Komödie. — Erzherzog Maximilian als Kaiser und Regenerator. Juarez. Kampf und Zerrüttung von Ozean zu Ozean. Das Siegesjahr der Kaiserlichen. Einmischung Amerika's zu Gunsten der Republik. Kaiser und Papst. Die österreichischen und belgischen Freiwilligen. Die kaiserliche Fahne im Sinken. Bazaine und Castelnau. — Kaiserin Charlotte. Ihre Rückkehr nach Europa. In den Tuillerien und im Vatikan. Geistiger Tod der Gemahlin Maximilian I. — Frankreichs Doppelzüngigkeit und Rückzug. Va banque! Das Trauerspiel von Queretaro. — Letzte Kämpfe, Prozeß und Tod Maximilians.

In derselben Ausstattung und von demselben Autor erschien:

Th. Armin, Das alte Mexiko

und die Eroberung Neuspaniens durch Ferdinand Cortez. 376 Seiten. Mit 120 Text-Illustrationen, 7 Tonbildern ꝛc.

Preis für jeden Band: geheftet 1½ Thlr., in eleg. engl. Einband 2 Thlr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. (4)

Die Sprache und ihr Leben.

Populäre Briefe über Sprachwissenschaft von Prof. Dr. A. Boltz. 10 Bog. gr. 8. 24 Ngr. Leipzig, H. Haessel.

Der Zweck dieser Schrift ist, die allgemein interessanten Ergebnisse der neueren (vergleichenden) Sprachwissenschaft den Gebildeten aller Stände zugänglich zu machen. Das Werk hat bereits mehrere sehr günstige Beurtheilungen erfahren, u. a. von dem berühmten Sprachforscher Dr. **L. Diefenbach** in Didaskalia No. 302. (5)

So eben erscheint in unserm Verlage:

Deutscher Glaube und Brauch
im Spiegel heidnischer Vorzeit

von
Prof. C. L. Rochholz. (6)

Zwei Bände. 8. geh. Preis: 3 Thlr.

Erster Band: **Deutscher Unsterblichkeitsglaube.**

Inhalt. Geld, Milch und Blut. — Ohne Schatten, ohne Seele. — Oberdeutsche Leichenbräuche. — Der Knochencultus. — Allerseelenbrod.

Zweiter Band. **Altdeutsches Bürgerleben.**

Inhalt. Deutsche Wochentage. — Alemannisches Wohnhaus. — Roth und Blau, die deutschen Leib- und Nationalfarben. — Deutsche Frauen vor dem Feinde.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen unentgeltlich die erste Nummer der neuen Zeitschrift:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsklassen.

Wöchentlich vorläufig ein Bogen.

Preis vierteljährlich 1 Thaler. (7)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Das Ausland. (8)

Nr. 51. Rückblicke auf die Politik der großen Mächte. — Neubildung von Mineralien, besonders Erzen. — Walachische Märchen. — Besuch einer Amsterdamer Diamantschleiferei. — Blicke in die Naturgeschichte des Pflanzenreiches. — Der neue Ausbruch des Vesuv. — Geologische Beobachtungen auf Wanderungen im Innern Brasiliens. — Nochmals die Gefahren des Bergmanns von einem alten Bergmann. — Aus Valencia. — Verschiedenes.

Nr. 52. Rückblicke auf die auswärtige Politik. — Biologische Notizen über englische Schriftsteller. — Die Schädelbildung der Deutschen. — Der versteinerte Wald bei Cairo. — Edward Whymper's Rückkehr aus Grönland. — Die Verschiedenheit der Floren von Südwest- und Südost-Australien. — Die Reisen des Samuel Kiechel. — Ueberwinterung der Telegraphen-Erbauer im vormals russischen Nord-Amerika. — Die Juden in Rußland. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] — Berlin, den 11. Januar 1868. — [N° 2.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Briefe H. Heine's an den Herausgeber des „Magazin für die Literatur des Auslandes."

Es war im Winter des Jahres 1821, in einer Vorlesung Hegel's über Aesthetik, als H. Heine mir von einem Studirenden aus Mecklenburg vorgestellt wurde. Er hatte eben in der Maurer'schen Buchhandlung einen Band Gedichte drucken lassen, die mir der Mecklenburger zugleich als Empfehlung seines früheren Bonner Commilitonen präsentirte und die in der That, obwohl es die Erstlings-Gedichte eines Studenten waren, so viel Bedeutendes enthielten, daß sie uns jungen Leuten gewaltig imponirten. Ich interessirte mich für den Dichter, der sich auch seinerseits an mich enger anschloß, führte ihn in die mir nahestehende Familie des Banquiers Veit ein, und hier wurde er auch mit seinem nachmaligen vertrauten Freunde Moser, mit Professor Gans und mit dem früh verstorbenen, unglücklichen Dichter Dan. Leßmann näher bekannt.

Im J. 1822 übernahm ich, der ich damals fast täglich mit Heine verkehrte, aus dessen Mund ich immer zuerst die Lieder vernahm, die er eben gedichtet hatte, die Korrektur der Druckbogen der von ihm unter dem Titel „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" herausgegebenen, im Drucke jedoch, den er fortdauernd änderte, sehr langsam vorschreitenden Trauerspiele „Ratcliff" und „Almansor", zwischen denen eine Anzahl seiner schönsten, nachmals im „Buch der Lieder" aufgenommenen und Friederike (Rahel) Varnhagen von Ense gewidmeten lyrischen Gedichte abgedruckt war. Eduard Hitzig hatte seinen Freund, den Buchhändler Ferdinand Dümmler, bewogen, den Verlag dieser von allen Freunden der deutschen Volkspoesie sofort als sehr werthvoll erkannten Dichtungen zu übernehmen. Aber der geringe Erfolg, den sie gleichwohl im Publikum fanden — Heine hatte sich vergeblich bemüht, eine seiner Tragödien auf das Theater zu bringen, und im Buchhandel wurden kaum zweihundert Exemplare des Buches abgesetzt — verstimmte den jungen Dichter dermaßen, daß er hauptsächlich in Folge dessen Berlin verließ und sich zu seinen damals in Lüneburg wohnenden Eltern begab. Mit Moser, sowie mit mir, blieb er in freundschaftlicher Verbindung, und dieser Zeit gehören die im J. 1862 bei Otto Wigand in Leipzig erschienenen „Briefe von Heinrich Heine an seinen Freund Moses Moser", sowie die nachfolgenden fünf Briefe an, die ich hier zum erstenmale veröffentliche und denen ich noch einen sechsten aus späterer Zeit hinzufüge, der zwar bereits in der ersten Gesammtausgabe von H. Heine's Werken abgedruckt ist, jedoch mit einigen so sinnentstellenden Druckfehlern, daß eine berichtigende Redaction desselben gerechtfertigt erscheint.

Joseph Lehmann.

I.

Lüneburg, 26. Juni 1823.

Lieber Lehmann! Sie haben mich durch Ihren Brief und die mitgetheilten Blätter sehr erfreut. Was darin über das Charakteristische meiner Poetereien überhaupt gesagt ist, fand ich sehr schön und erquicklich.

Wie befindet sich Mademoiselle Sobernheim? Ich bedauere wirklich recht sehr, in diesem Augenblicke nicht in Berlin zu sein, und ich gebe Ihnen den Auftrag, das liebenswürdige Mädchen recht herzlich von mir zu grüßen. Sie gehört zu den schönsten, d. h. erfreulichsten Bekanntschaften, die ich in Polen gemacht. Sie wissen ja, lieber Lehmann, ich ging dort auf die Jagd nach reinen, gesunden Menschen-Naturen, die ich gut herauszufinden verstehe, da mir das Unreine und Kranke so genau bekannt ist. Ich habe immer unter Jüdinnen die gesundesten Naturen gefunden....

Was Sie in Betreff Rousseau's*) vermuthen, scheint seine Richtigkeit zu haben. Ich bin seit drei Monaten und noch länger ohne Brief von ihm und habe Spuren, daß er schon Koth herbeischleppt, um mich damit zu bewerfen. Ich habe längst gewußt, daß er sich mit meinen alten, grimmigsten Gegnern, mit den Altdeutschen, wieder verbunden; und das Mißfallen, das die Tendenz des „Almansor" am Rhein erregt, welche Tendenz er selbst jetzt einsehen mag, wird dazu beigetragen haben, einen ihm eingeflößten Groll gegen mich aufkommen zu lassen. Mein Stillschweigen über seine Poetereien ist es nicht; er weiß, daß ich erst später eine Beurtheilung derselben schreiben wollte, und diese ist jetzt schon geschrieben, ohne Lob und ohne Bitterkeit, und bleibt unverändert.

Ich hoffe, daß dieser Brief Sie, lieber Lehmann, noch in Berlin findet. Wie können Sie glauben, daß ein Stillschweigen von meiner Seite eine Gleichgiltigkeit bedeute? Wenn Sie irgend ein gutes Prinzip in mir annehmen, dürfen Sie das nicht glauben. Sie wissen, daß ich Ihnen auf so vielfache Weise verpflichtet bin, daß es eine schmutzige Undankbarkeit wäre, dieses aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Sie sind fast der Erste in Berlin gewesen, der sich mir liebreich genaht, und bei meiner

*) Johann Baptist Rousseau, ein Göttinger Studien-Genosse Heine's, Herausgeber eines „Rheinischen Musen-Almanach" und nachmals eine Zeit lang Redacteur der im österreichisch-katholischen Interesse agitirenden „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung". J. L.

Unbeholfenheit in vielen Dingen sich mir auf die uneigennützigste Weise freundlich und dienstfertig erwies. Es liegt in meinem Charakter, oder besser gesagt in meiner Krankheit, daß ich in Momenten des Mißmuthes meine besten Freunde nicht schone und sie sogar auf die verletzendste Weise persiflire und maltraitire. Auch Sie werden bei mir diese liebenswürdige Seite kennen gelernt haben und hoffentlich in der Folge noch mehr kennen lernen. Doch müssen Sie nicht vergessen, daß Giftpflanzen meistens dort wachsen, wo ein üppiger Boden die freudigste und kräftigste Vegetation hervorbringt, und daß dürre Haiden, die von solchen Giftpflanzen verschont sind — auch nur dürre Haiden sind. Wäre ich Dr. Gans, so würde ich hier einerseits die brasilianischen oder afrikanischen Wälder und andererseits die Lüneburger Haide citiren.*)

Nun kömmt der eigentliche Anfang meines Briefes: Ich hätte Ihnen, lieber Lehmann, schon früher geschrieben, wenn mich nicht mein Unmuth und mein Unwohlsein davon abgehalten hätten. Ich bin wahrlich noch immer sehr krank, und folglich verdrießlich, und folglich schreibe ich keine Zeile. Nur vor kleinen Liedern dann und wann kann ich mich nicht hüten. Dagegen sammelt sich in meinem Kopfe viel poetischer Stoff. Die „Traumbilder" stehen vor mir und verlangen die ihnen gebührenden Verse. Eine ganze, neue fünfaktige und gewiß in jeder Hinsicht originelle Tragödie steht dämmernd, doch mit ihren Hauptumrissen vor mir. Eine Menge rein wissenschaftlicher Aufsätze wollen geschrieben sein und — ich kann nichts thun!

Ich lese jetzt die Alten, meistens die Römer, und das Allerneueste — den „Hamburger Korrespondenten". In acht oder zehn Tagen reise ich nach Hamburg, und wenn ich zurückkomme, denke ich Ihnen viel Erfreuliches zu schreiben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich auf einige Zeit nach Berlin zurückkomme.

Schreiben Sie mir bald, lieber Lehmann, wie es mit Ihnen, mit Ihrer Muse und mit unseren Freunden steht. Besonders sagen Sie mir, was Gans macht. Ich getraue mich nicht, ihm zu schreiben; wenn ich ihm etwas mitzutheilen hätte, würde ich es lieber gleich in's Intelligenzblatt setzen lassen. Sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe — das ist die Hauptsache, alles Andere ist Kohl!

Auch erwarte ich, daß Sie, der alle Blätter liest, mich gleich davon in Kenntniß setzen, wenn irgendwo ein Ausfall auf mich, besonders in Hinsicht der Religion, zu finden ist. Sie wissen, inwiefern mich das sehr interessirt.

Hier bekomme ich nur dann und wann zufällig ein Blatt zu lesen.

Ich habe noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, den „Ratcliff" aufgeführt zu sehen, obschon ich keine Schauspieler kajolirt und keine Schauspielerin fetirt habe, und es überhaupt nicht verstehe, etwas mühsam auf die Bretter hinauf zu schmuggeln. Ich denke, das Schreiben und Sprechen über das Stück bringt es auf die Bühne.

Leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen Ihrem Sie liebenden Freunde

H. Heine.

Grüßen Sie mir die Herren Veit. Meine Adresse bleibt dieselbe, wenn ich auch von hier abreise.

*) Heine pflegte den in Gesellschaften von Geist und Gelehrsamkeit ebenso, wie von kleinen Geschichten und Médisance, übersprudelnden Gans stets zu necken, indem er ihn bald mit dem Conversations-Lexikon und bald mit dem Intelligenzblatt verglich.

II.

Lüneburg, 28. November 1823.

Lieber Lehmann! Ihr letzter Brief hat mich wie gewöhnlich erfreut als ein Zeichen Ihrer Freundschaft. Doch habe ich mich über denselben zu beklagen: er scheint mir zu knapp. Das Format ist zu klein, und Ihre Buchstaben sind zu groß; und ich bin doch immer begierig, viel von Ihnen zu erfahren. Wie leben Sie, wie geht's Ihnen? Was macht Ihre Muse? Ich bekomme hier keine Zeitschriften zu sehen, und der H. Anselmi*) wird mir fremd; nicht der Lehmann. Was mich betrifft, so arbeite ich jetzt viel, freilich bloß ernsthafte Sachen und Brotstudien. Das Versemachen habe ich auf bessere Zeiten verspart, und wozu soll ich sie auch machen? Nur das Gemeine und Schlechte herrscht, und ich will diese Herrschaft nicht anerkennen. Noch viel weniger aber gelüstet mich's nach Martyrkronen.

Was ich für die Zukunft beabsichtige, kann Ihnen Moser sagen; der weiß es eben so gut als ich selbst. Von Ihnen verlange ich, daß Sie mir gewogen bleiben. Vielen Menschen bin ich jetzt bekannt, aber wenige sind mir gut. Am Rhein, wie mir mein Oheim schreibt, haßt man mich sogar. Was hat man Ihnen über mich von Hamburg geschrieben? Bitte, bitte, bitte, sagen Sie es mir doch! Sie äußerten sich so mystisch.

Leben Sie wohl, und vergessen Sie nicht

Ihren ergebenen

H. Heine.

III.

Lüneburg, 23. October 1825.

Lieber Lehmann! In der That, ich war bis jetzt der Meinung, daß Sie es seien, der mir lange nicht geantwortet. Sie behaupten nun das Gegentheil. Indessen, sei dem, wie ihm wolle, ich habe nichts destoweniger oft an Sie gedacht. Vielleicht auch schrieb' ich nicht, weil ich immer auf dem Sprunge stand, selbst nach Berlin zu kommen. Und was sind alle Briefe gegen eine Stunde heiterer, mündlicher Besprechung? Darum will ich auch heute wenig Worte machen. Genug, ich bin, wie mein Bruder Max versichert, noch in gutem Andenken bei Ihnen. Und auch ohne meines Bruders Worte bin ich dessen hinlänglich überzeugt. —

Ueber meine Muse kann ich wenig Erbauliches erzählen. Die Göttinger Bibliothek, die Jurisprudenz, und mein Kranksein haben nicht zugelassen, daß ich mit besagter Muse viel spielte. Doch jetzt geht's mit meiner Gesundheit viel besser. Römische Rechts-Antiquitäten werden an den Nagel gehängt, meine ungeheuern historischen Vorarbeiten werden geordnet, poetische Fragmente werden vollendet, Fertiges wird reinlich abgeschrieben, und die Presse wird bald von mir in Thätigkeit gesetzt werden.

Was machen Sie, lieber Lehmann? Schreiben Sie mir bald, wie es Ihnen geht, und ob noch immer die Göttinen — darunter versteh' ich nicht immer die Musen — Ihr Haupt beschützen?

Mein äußeres Leben war in Göttingen sehr einförmig: nichts als Studium und Studium. Anfangs August machte ich eine Badereise nach Norderney, bin seit vier Wochen hier, und im Begriff nach Hamburg zu reisen. Von dort aus will ich Ihnen mehr und Bestimmtes schreiben.

Ist Gans schon, ruhmbefrachtet, aus Paris zurückgekehrt? Als ich auf der Nordsee herumschwamm, hörte ich vernehmbar

*) H. Anselmi war ein Anagramm von J. L. Lehmann; unter jenem Namen hatte ich damals einige Gedichte und Aufsätze in Zeitschriften veröffentlicht. J. L.

seine Stimme, trotz aller Mühe, die sich Aeolus gab, ihn zu überheulen.

Leben Sie wohl, herzlich wohl; grüßen Sie mir die werthe Familie Veit, und alle Freunde, die mir gewogen blieben.

Ihr Freund

H. Heine.

Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen.

Die sogenannte Frauenfrage und ihre Lösung ist schon seit Jahren ein Gegenstand eingehender Erörterungen durch Wort und Schrift gewesen. Sie hat heftige Gegner, begeisterte Verfechter gefunden, ist zuweilen von ihren Feinden gegen deren Willen gefördert worden, hat noch öfter durch ungeschickte Vertheidiger recht bedeutenden Schaden gelitten, und wir besitzen jetzt schon eine gar nicht unbedeutende Literatur darüber. Ohne nun irgend einem jener Männer und Frauen, die mit warmen Herzen und beredten Worten für die Erweiterung der den Frauen durch die Satzungen der Gesellschaft und des Herkommens gezogenen Gränzen gesprochen und geschrieben haben, im Entferntesten zu nahe treten zu wollen, müssen wir doch bekennen, daß die klarste und überzeugendste Arbeit auf diesem Gebiete uns ein ganz kürzlich vom Professor Dr. v. Holtzendorff in Berlin gehaltener und bereits im Druck erschienener Vortrag über die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen*) zu sein scheint. Derselbe ist nicht nur die Frucht eines eingehenden Studiums, nicht nur das Produkt eines reichen Geistes, der Ausfluß eines echt menschlich fühlenden Herzens; was ihn noch außerdem so bemerkenswerth macht, ist, daß er wie auf diamantnem Grunde auf dem Boden des unwandelbaren Rechtes ruht, gewogen ist mit der Wage einer unbeugsamen, unbestechlichen Gerechtigkeit.

Herr v. Holtzendorff leitet seinen Vortrag ein mit der Bemerkung, daß Mancher schon die Aufstellung einer Frage, wie die von ihm zu behandelnde, als ein Zeichen beginnender Entartung mit Mißtrauen und Entsetzen betrachte; es liege jedoch im Geiste unserer Zeit, Alles zu erforschen, Alles zu untersuchen, und so habe auch die Frauenfrage ein volles Recht auf wissenschaftliche Prüfung. Mit diesen Worten kennzeichnet der Verfasser den Standpunkt des Rechtes und der Gerechtigkeit, auf welchen er sich zu der Frage gestellt und den er auch im Verlaufe der ganzen Abhandlung unverrückt festhält.

Der Verfasser verhehlt sich nicht, daß wenige Aufgaben mit so großen Schwierigkeiten verknüpft sind, wie die Untersuchung über das rechtlich angemessene Verhältniß der Geschlechter zu einander und zum Staate; er hält die Ueberzeugung von dem Vorhandensein wesentlicher und tief liegender Verschiedenheiten zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte unerschüttert aufrecht, erklärt die Herstellung einer absoluten Gleichheit zwischen beiden Geschlechtern für gleichbedeutend mit Aufhebung der Familie, tritt aber mit der ganzen Kraft seiner logischen Beweisführung als Mensch und Rechtsgelehrter für eine Erweiterung und Verbesserung der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen ein.

Die Betrachtung der rein individuellen Lebenszwecke, heißt es im weiteren Verlaufe des Vortrages, sei bei einer Untersuchung der Frauenfrage sehr wohl zu trennen von der Würdigung der den Frauen innerhalb der Familie zukommenden Stellung. Ebenso sei daran festzuhalten, daß der Staat sein Verhalten gegen die Frauen wesentlich mit Rücksicht auf die Familie einzurichten habe. Herr v. Holtzendorff ist weit entfernt, die Heiligkeit der Familie antasten zu wollen; er erblickt in ihr die Grundlage der Gesellschaft und des Staates und hebt es ganz besonders hervor, daß gerade in der Thatsache, daß die Begründung von Familien sich gegen früher erschwert und verringert habe, der Grund zu jenen, namentlich das weibliche Geschlecht schwer treffenden Mißständen liegt, deren Beseitigung die Gegenwart in Angriff genommen. Wohlberechtigt sei in Rücksicht auf die vielen, in ihrer Existenz auf den Erwerb durch eigene Thätigkeit angewiesenen Frauen die Frage, wie sich der Berufskreis des männlichen Geschlechts zu dem der Frauen verhalte und welche Zugeständnisse dem Verlangen nach einer Erweiterung des den Frauen überwiesenen Rechtsbezirks gemacht werden dürfen, ohne die wichtigsten Aufgaben der Gesellschaft zu schädigen. Freilich sei es unmöglich, bei der Prüfung der von den Frauen erhobenen Ansprüche von der Annahme auszugehen, welche eine geistige und moralische Ueberlegenheit des männlichen Geistes behauptet. Soweit die Familie nicht in Betracht komme, für welche die Verschiedenheit der geistigen Funktionen und Thätigkeitskreise durch das allgemein menschliche Bewußtsein als eine auch gesetzlich zu würdigende Thatsache Geltung suche, sei vielmehr von der wesentlichen Gleichheit nicht nur der persönlichen Freiheit, sondern auch der moralischen und geistigen Befähigung für die Angehörigen beider Geschlechter auszugehen.

Diesem Grundgedanken der Rechtsgleichheit entsprächen denn auch die wesentlichsten Bestimmungen des heutigen bürgerlichen Rechtes in Deutschland in Bezug auf die Frauen, über welche sich der Verfasser mit einer bei ihm selbstverständlichen Sachkenntniß verbreitet, hier und da noch herrschende Antiquitäten mit treffenden Worten geißelt, eine Parallele zwischen den heutigen Zuständen und denen des Mittelalters zieht und sehr interessante und überraschende Mittheilungen macht über die alterthümlichen Bestimmungen hinsichtlich der Rechts- und Handlungsfähigkeit der Frauen in England, von denen ein alter Schriftsteller behaupte, daß sie Krüppeln, Unmündigen und Blödsinnigen gleichgestellt seien. Nicht anders verhält sich das öffentliche Recht der Frauen in Staat, Kirche und Gemeinde, indem sie hier von jeder Activität ausgeschlossen sind. Während man sich nun aber in Deutschland diesen Zuständen gegenüber ziemlich passiv verhalte, mache man in England und Amerika beträchtliche Anstrengungen, um den Frauen Eingang zu verschaffen in die ihnen bisher verschlossenen Portale des Staatsgebäudes.

Herr v. Holtzendorff kommt nun auf die auch in diesen Blättern eingehend besprochene Petition der englischen Frauen beim Parlament um Verleihung des Stimmrechts und auf die beredten Vertheidiger der Forderungen John Stuart Mill's und Professor Fawcett's wie auf die zu gleichen Zwecken in Amerika gemachten und ebenfalls von uns erörterten Bestrebungen. Er erkennt die von den Petentinnen angeführten Gründe für ihre Forderung als vollständig stichhaltig und berechtigt an und spricht es aus, daß es, wenn man das allgemeine gleiche Stimmrecht jeder erwachsenen Person zugebe, nach logischer Consequenz auch kein Vernunftgrund vorhanden sei, die Frauen davon aus-

*) Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. Berlin, 1867, C. G. Lüderitz'sche Buchhandlung (A. Charisius).

zuschließen. Sobald man die Wahlberechtigung einfach an die persönliche Geltung des Menschen anknüpfe, werde auch der Unterschied des Geschlechts bedeutungslos, und man könne im Ernste nicht behaupten, daß die Verpflichtung einer Hausfrau gegen die Familie durch eine dreijährige oder siebenjährige Ausübung des Wahlrechts mittelst Stimmzettel irgendwie verletzt werden müßte; andererseits könnten aber die Frauen der Mittelklassen von sich doch mit Fug und Recht ein höheres Maß politischer Bildung behaupten, als die unterste Schicht der ländlichen Tagelöhner.

Angesichts der auf den Erwerb des Stimmrechts zielenden Bestrebungen der Engländer, wirft Herr v. Holtzendorff noch die Frage auf, wie es komme, daß in Deutschland eine Sache unbeachtet bleibe, die in England bei annähernd gleichem Verhältniß der Kultur die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nimmt, und findet die Erklärung darin, daß die Frauen in England im öffentlichen Leben eine andere Stellung einnehmen als bei uns, daß den englischen Frauen thatsächlich eine Wirksamkeit gestattet ist, gegen deren Anerkennung sich gegenwärtig noch die deutsche Sitte sträubt.

Der Verfasser beweist durch Anführung einer Reihe hervorragender Frauen-Namen, daß es wenige Gebiete der inneren Staatsverwaltung und Politik giebt, denen nicht durch die Aufmerksamkeit englischer Frauen eine bedeutende Förderung erwachsen wäre, und fährt dann, sich wieder den deutschen Zuständen zuwendend, fort:

„Zwischen der öffentlichen politischen Wirksamkeit, die den Frauen bisher verschlossen war, wohl auch voraussichtlich bis zu einer Umformung unserer heutigen Denkweise verschlossen bleiben wird, und ihrer bereits im Wesentlichen vorhandenen Gleichberechtigung in privatrechtlicher Hinsicht, liegt ein Thätigkeitskreis in der Mitte, dessen Inhalt darin besteht, daß unter öffentlicher Aufsicht und Autorität dem Publikum gewisse Dienste und Leistungen auf Grund besonders nachzuweisender Befähigung geboten werde.“

Herr v. Holtzendorff nennt beispielsweise die Advokatur und ärztliche Praxis, besonders die letztere, zu welcher die Zulassung der Frauen vielfach begehrt werde, und kommt damit auf den Hauptpunkt der sogenannten Frauenfrage, auf die wirthschaftliche und erwerbende Thätigkeit der Frau.

Er kennzeichnet hierauf den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft in Bezug auf die wirthschaftliche Stellung der Frauen im Allgemeinen, die Zunahme der Maschinenarbeit, die großartigen Veränderungen in der Arbeitstheilung und Arbeitsvertheilung nach den Geschlechtern, die steigernde Verfeinerung in der Technik der Produktionsmittel und damit verbunden die steigende Schwierigkeit eines Wechsels in der Wahl der Arbeitsverrichtung, zunehmende Bedrohung des städtischen Mittelstandes durch die moderne Organisation der Beziehung zwischen Kapital und Arbeit, spätere und seltenere Eheschließungen innerhalb der höheren Schichten der mittleren Gesellschaftsklassen.

Im Zusammenhange mit diesen großen, gewaltig einschneidenden Thatsachen muß sich, wie Herr v. Holtzendorff entwickelt, die gesellschaftliche Stellung der Frauen nach zwei Richtungen hin verändern. Einmal bemerken wir, daß die Frauen der arbeitenden Klassen ihren Beitrag zur Bestreitung der ehelichen Lasten nicht mehr in natura zu leisten vermögen und von der verwaltenden Aufgabe der Gattin und Mutter auf den Arbeitsmarkt gedrängt wird, von der anderen Seite sehen wir zahlreiche Mädchen aus den mittleren Gesellschaftsklassen gezwungen, für ihren Unterhalt durch eigenen Erwerb zu sorgen.

Herr v. Holtzendorff bespricht nun die Lage der Fabrik-Arbeiterinnen, die Aufgabe, welche Staat und Gesellschaft ihnen, wie überhaupt der Arbeiter-Bevölkerung gegenüber habe, und vertritt auch hier den Grundsatz, daß, so wenig Ursache man auch haben möge, auf diesem Gebiete mit der Entwickelung der Dinge zufrieden zu sein, doch das Recht der arbeitsuchenden und arbeitbedürftigen Frauen nicht angezweifelt werden könne. Von eben demselben Grundsatze der persönlichen Freiheit müsse man aber auch ausgehen bei der Beurtheilung der von unverheirateten Mädchen der Mittelklassen erhobenen Ansprüche auf Erweiterung ihres Berufskreises, auf die Gewährung größerer Selbstständigkeit im bürgerlichen Leben.

Mit Schärfe und Klarheit tritt der Vortrag den verworrenen und ungerechten Behauptungen mancher Volkswirthe entgegen, man müsse diese Bestrebungen bekämpfen, weil in dem Maße, wie man die Selbständigkeit der Frauen begünstige, die Neigung zur Eheschließung bei ihnen sich vermindern werde, und daß die Vorbereitung zu einer wirthschaftlich selbständigen Stellung die Ausbildung der zum häuslichen Glück und zur häuslichen Pflichterfüllung dienlichen Charakter-Eigenschaften der Frauen beeinträchtige. Vor allen Dingen wird aber auch hier wieder die rechtliche Seite der Frage betont. Wenn man einmal zugeben müsse, heißt es weiter, daß Ehelosigkeit einer sehr erheblichen Anzahl von Mädchen theils statistische Nothwendigkeit, theils Consequenz unabänderlicher wirthschaftlicher Zustände sei, so müsse man entweder Polygamie empfehlen, oder Bedingungen eintreten lassen, von denen das menschliche Urrecht, das Recht der Existenz, abhängig sei. Für die mittleren Gesellschaftsklassen komme es also darauf an, den Frauen solche Arbeitsgebiete zu eröffnen und zu gestatten, welche mit ihren Lebensgewohnheiten, Kräften, Neigungen und geistigen Anlagen in einem angemessenen Verhältniß stehen. Allerdings sei es möglich, daß durch die Mitbewerbung der Frauen einzelnen Männern der Verdienst entzogen und geschmälert werden könnte; diese Rücksicht müsse aber zurücktreten hinter den viel höheren Gesichtspunkt eines allgemein menschlichen Grundrechts, an dem die Frauen so viel Antheil haben, wie die Männer.

Herr v. Holtzendorff weist darauf hin, daß das Bedürfniß einer besseren Vorsorge für das weibliche Geschlecht gerade in denjenigen Ländern, welche in der wirthschaftlichen Kultur am Höchsten stehen, am meisten anerkannt werde. Deutschland sei zögernd gefolgt, indem man sich lange Zeit von dem Vorurtheil hemmen ließ, es könne unter diesen Bestrebungen die innere Gesundheit der Familie leiden, obgleich nicht gut einzusehen war, warum die deutsche Familie nicht ertragen sollte, was sich in England unschädlich erwies.

Daß jene Besorgnisse im Schwinden begriffen sind, beweisen die in verschiedenen Städten und so auch in Berlin ins Leben getretenen Vereine zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. Wie weit man bei diesen Bestrebungen über die Gränzen der gewohnheitsmäßigen Ueberlieferung hinausgehen solle und dürfe, das lasse sich mit einfacher Rede nicht darstellen, noch mit scharf zugespitztem Zirkel abmessen. Als wünschenswerthe oder dem Interesse der Frauen zusagende Ziele werden indeß hervorgehoben: Die Ausbildung zu allen feineren Kunstgewerben, zur kaufmännischen Buchführung, den ländlichen Wirthschafts-Methoden. Ebenso erklärt sich der Verfasser für die Zulassung der Frauen zum Post- und Telegraphendienst, wie zur ärztlichen Praxis.

So lange der Staat nicht das Erforderliche für Vorbildung der Frauen zu derartiger Berufsbildung veranlasse, sei es Aufgabe der Privatthätigkeit, die Sache in die Hand zu nehmen, und

hier liege es namentlich den Vereinen ob, an der Hand der Erfahrung das Richtige herauszufinden. Jene Vereine wären die ersten Kundgebungen eines für die Frauen thätig werdenden Gerechtigkeitssinnes und hätten als solche die höchste Bedeutung; sehr im Irrthum befinde man sich jedoch, wenn man von ihnen eine durchgreifende Lösung der Frauenfrage erwarte. Diese könne nur bewirkt werden durch die organische Kraft der Familie, durch ein von Hause aus verbessertes System der weiblichen Erziehung. Die Zukunft unverheiratet bleibender Töchter sei grundsätzlich ins Auge zu fassen, während man gegenwärtig Nichtverheiratung, gleich einem Eisenbahn-Unglück, als unberechenbaren Zufall zu betrachten pflege.

Herr v. Holtzendorff zeichnet nun mit scharfen, kräftigen Zügen die Mängel unserer heutigen Frauen-Erziehung und nennt den in vielen Familien verbreiteten Irrthum, daß die höhere Bildung des Geistes dem weiblichen Herzen und Gemüthe Eintrag thue, beinahe verhängnißvoll. Eine Verbesserung auf diesem Gebiete sei dringend geboten, nicht nur weil der materielle Nothstand der unverheiratet bleibenden Töchter gebieterisch dazu auffordert, sondern weit mehr noch, weil die geistigen Interessen dies erheischen, indem unsere neuere Gesellschafts-Entwickelung den Frauen eine viel weiter gehende Verantwortung bei ihrer Mitwirkung an der erziehenden Arbeit innerhalb des Volkes stellt. Die Frauen haben die höchst schwierige Aufgabe, die realen Berufs-Interessen mit den idealen Gütern der Menschheit auf dem Gebiete der Erziehung zu vermitteln, den abnehmenden Einfluß der väterlichen Gewalt durch freie Einwirkung auf die Neigung des jungen Geschlechtes zu ersetzen.

„Wäre deshalb", ruft Hr. v. H., nachdem er diesen Gedanken weiter ausgeführt, „die geistige Anlage der Frauen eine von Natur noch so verschiedene von derjenigen der Männer, — immer bliebe als Aufgabe der Erziehung ihnen gegenüber bestehen: daß sich die geistige und sittlich freie Persönlichkeit bis zu denjenigen Gränzen ungehindert entfalten könne, die sie zu erreichen befähigt und geneigt ist."

Mit recht eindringlichen Worten schildert der Vortrag noch, welches Verbrechen am Gemeinwohl diejenigen Frauen begehen, welche aus Mangel an Einsicht, aus Furcht vor der Macht der Vorurtheile, dabei beharren, daß sie sich gegenüber den bewegenden Gedanken des Zeitalters theilnahmlos und gleichgiltig verhalten und so dazu beitragen, Charakter-Eigenschaften zu vererben, die den Forderungen der staatlichen Gemeinschaft entgegenwirken. Endlich aber verkündet er das Wort der Erlösung denjenigen Mädchen, denen die Begründung eines eigenen Heerdes versagt ist, indem er es im Gegensatze zu Manchem, der sich auch einbildet, ein Vertreter der Frauenfrage zu sein und doch grade an dieser einschneidenden Stelle im gröbsten Irrthum befangen ist, mit warmen, überzeugenden Worten ausspricht, daß Ehelosigkeit nicht gleichbedeutend sei mit Berufs-Verfehlung. Er schildert die vielfachen Zweige segensreicher Thätigkeit, denen sich solche Frauen mit Befriedigung hingeben können und heißt es die menschliche Freiheit in Abrede stellen, den moralischen Tod über Diejenigen verkünden, welche, außerhalb der Familie stehend, einen eigenen Lebensberuf wählen müssen, wenn man ihre Stellung als Naturwidrigkeit im Gegensatz zu dem einzigen natürlichen Berufe hinstelle. Gerade die Lehre von der vermeintlich ausschließlichen Bestimmung der Frau zu häuslichen Lebenszwecken sei es, welche, im Widerspruch mit den gewaltig auftretenden Thatsachen der Gegenwart stehend, der Erziehungsweise eine so schiefe Richtung gebe.

Es ist trotz der, wie im Eingange erwähnt, nicht unbedeutenden Literatur, die sich über die Frauenfrage angesammelt, doch vielleicht das erste Mal, daß dieselbe in dieser Weise behandelt wurde, indem nicht das Wohlwollen, nicht die Nothwendigkeit, nicht die Humanität in erster Linie betont ist, sondern ein Grundrecht der Menschheit zur Geltung gebracht wird. Jede denkende Frau wird einsehen, welche hohe Bedeutung diese von einer so competenten Seite beleuchtete Seite der Frage für ihr Geschlecht und dessen heiligste Interessen hat und dem, der so klar und warm dafür eintrat, aus tiefstem Herzen dankbar sein.

Daß Viele der Zuhörerinnen des Hrn. v. Holtzendorff von diesen Gesinnungen beseelt waren, davon gaben sie ihm Kunde, indem ihm bereits eine, mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Dankadresse Berliner Frauen und Jungfrauen überreicht ward.

J. H.

Nord-Amerika.

Der internationale Buchhandel und der Schutz des literarischen Eigenthums.

II.

Die bisherigen Auskunftsmittel und das literarische Völkerrecht.

Interessant sind die Mittheilungen über die Auskunftsmittel, zu denen die amerikanischen Buchhändler in dem Chaos, wo Niemand weiß, ob er ein Recht habe und was sein Recht sei, gegriffen haben. Man könnte von ihnen mit dem Apostel sprechen: „Dieselbigen, dieweil sie das Gesetz nicht haben, sind sie ihnen selbst ein Gesetz." Unter dem Titel „Courtesy of the Trade" haben die anständigen Verleger unter sich einen Codex aufgerichtet, welcher anfangs nur aus dem einzigen Paragraphen bestand: „Hat ein amerikanischer Buchhändler ein fremdes Buch im Verlag, so darf kein anderer eine Ausgabe davon veranstalten." Es kam jedoch öfter vor, daß mehrere Firmen den Verlag desselben Werkes zu gleicher Zeit ankündigten oder in Angriff nahmen. Diesen und andern Eventualitäten vorzubeugen, hat man jetzt den Codex der „Courtesy of the Trade" folgendermaßen paragraphirt:

1. Verlegt ein amerikanischer Buchhändler ein ausländisches Werk, so hat er für alle Zeiten das Recht des ausschließlichen Verlages erworben.

2. Demjenigen Buchhändler, welcher zuerst ankündigt, daß er ein ausländisches Werk zu verlegen beabsichtige, giebt diese Ankündigung ein ausschließliches Recht auf dessen Publikation.

3. Hat ein Buchhändler ein Werk eines fremden Autors verlegt, so erhält er dadurch das ausschließliche Recht auf den Verlag aller noch folgenden Werke desselben.

4. Der Ankauf der ersten Bogens eines ausländischen Buches behufs der Veröffentlichung in einer Zeitschrift giebt dem Buchhändler das ausschließliche Recht, das ganze Werk später in irgend einer beliebigen Form zu publiziren.

5. Alle die vorgedachten Rechte können gleich andern Besitzthümern verkauft und gekauft werden.

Hören wir nun, was der Verfasser unseres Essay über dieses Gesetz ohne Rechtsverbindlichkeit urtheilt. Zuvörderst erscheint es ihm ohne Fundament, weil es auf einer Ungerechtigkeit aufgebaut ist, indem man das Recht des Autors, über sein Eigenthum zu verfügen, dabei ganz außer Acht läßt und die Literatur des Auslandes gleichsam als herrenloses Gut be-

trachtet, ein Umstand, der übrigens am allerletzten den Buchhändlern zur Last zu legen sei. Abgesehen davon, habe aber dieses System, das man in Ermangelung eines bessern adoptirt hat, noch viele andere Inconvenienzen: Zuvörderst halte sich doch nur der anständige Buchhändler dadurch gebunden, während das Gelichter „vom gelben Umschlage", unbeirrt davon, sein Wesen treibe. Aber auch unter den ehrenhaften Männern sei die Aufrechthaltung dieses selbstgeschaffenen Gesetzes und die Berufung darauf ein Herd fortwährender Mißhelligkeiten. Es gäbe große Buchhändler-Firmen, welche sofort Alles was jenseits des Oceans erscheine, ankündigten, um das Vorrecht zu haben. Kleinere Firmen haben nun ihr Augenmerk auf dieses oder jenes Buch gerichtet, dürfen aber in Folge jener Ankündigung nicht daran denken, es zu verlegen, obgleich das große Haus niemals an eine Veröffentlichung geht. Der Schwache, der nur unter dem Schutz des Gesetzes einer ruhigen Sicherheit genießen kann, werde auf diese Weise von oben erdrückt durch die Starken, während das Gewürm „vom gelben Umschlage" unter seinen Füßen den Boden unterwühle. Eine natürliche Folge dieses Systems sei somit, daß viele vortreffliche Werke der Literatur des Auslandes dem amerikanischen Publikum gar nicht zugänglich gemacht werden, eine andere, daß es nur sehr selten eine neue verbesserte und vermehrte Auflage eines schon eingebürgerten ausländischen Werkes erhalte. In Europa sei es nicht, wie in Amerika, Sitte, die erste Ausgabe eines wichtigen Werkes sogleich zu stereotypiren. Die europäischen Autoren unterwerfen jede neue Ausgabe ihres Werkes einer sorgfältigen Durchsicht, nähmen oft wesentliche Veränderungen und Verbesserungen damit vor, so daß eine spätere Ausgabe im Vergleich zur ersten ein beinahe neues und besseres Werk sein könne. Dank den unseligen in Amerika bestehenden Einrichtungen, sei der Eingang einer solchen verbesserten Auflage versperrt durch einige hundert Pfund Stereotypen-Metall, das zu zerstören der Besitzer sich nicht entschließen kann, während kein anderer Buchhändler aus „Courtesy of the Trade" eine Ausgabe der verbesserten Auflage veranstalten darf.

„Man klage indeß ob dieses Mißbrauchs die amerikanischen Buchhändler nicht an," ruft der Verfasser; „es ist in der menschlichen Natur begründet, daß man sich gegen einen Verlust von mehreren Tausenden seines Eigenthums wehrt; man schleudere vielmehr seine Sarkasmen gegen das amerikanische Volk, welches duldet, daß durch einen empörenden Mangel in seiner Gesetzgebung fremde und einheimische Autoren geplündert werden und seine eigene Literatur beeinträchtigt und zurückgesetzt wird."

Hieran anknüpfend, spricht sich das Essay in höchst anerkennender Weise aus über die Ehrenhaftigkeit der amerikanischen Buchhändler, über das zwischen ihnen und den Schriftstellern bestehende schöne Verhältniß der Kordialität und des gegenseitigen unbedingten Vertrauens und erklärt es für eine große Ungerechtigkeit, zu behaupten, die Buchhändler wären Diejenigen, welche sich dem Abschluß eines internationalen Vertrages zum Schutze des literarischen Eigenthums widersetzten. Beinahe wie Ein Mann wären sämmtliche anständige Verleger dafür; die einzige Ausnahme, welche dem Verfasser vorgekommen, sei nicht etwa, wie fälschlich gesagt werde, das Haus Harper, sondern merkwürdigerweise der Verleger von Webster's Wörterbuch, eines Buches, das gerade durch den im Auslande erlangten Schutz wesentlich gewinnen würde. Die Erwähnung der Firma Harper giebt dem Verfasser Gelegenheit, sich auch mit der Lage der amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften zu beschäftigen und darzuthun, daß auch die Verleger solcher periodischen Schriften wesentlich durch einen internationalen Vertrag gewinnen würden, indem sie jetzt, wo sie angemessene Honorare für gute gediegene Beiträge zu zahlen hätten, nicht im Stande wären, zu concurriren mit Blättern, welche einfach die in England erscheinenden Blätter nachdruckten und dabei keine andere Kosten, als für Druck und Papier hätten.

Nachdem das Essay es als einen Uebelstand beklagt hat, daß durch das gegenwärtige System das Publikum verwöhnt werde und Bücher absolut zu einem Schleuderpreise kaufen wolle, spricht es sich über diesen Punkt folgendermaßen aus:

„Gute Bücher neuerer Autoren können nicht billig sein, wenn sie nicht gestohlen werden, und brauchen es auch nicht zu sein, denn es ist durchaus nicht nöthig, daß man jedes Buch, das man lesen will, kaufe. Durch die Einrichtung öffentlicher Bibliotheken, wie sie in Europa in jeder nur einigermaßen bedeutenden Stadt existiren und dem Publikum für eine geringe Summe die Schätze der Literatur zugänglich machen, wird man der Verlegenheit überhoben werden, jedes Buch, das man kennen lernen will, besitzen zu müssen. Die Einführung des internationalen Schutzes des literarischen Eigenthums und die daraus ganz naturgemäß entstehende Vertheuerung der Bücher wird zur Einrichtung jener in Amerika bisher noch so wenig gepflegten Institute führen, außerdem aber auch noch einen andern Vortheil haben. Man wird es als eine unerhörte Verschwendung betrachten lernen, ein gutes Buch in schlechter Ausstattung zu kaufen und nachdem man es gelesen, bei Seite zu werfen, sondern wird einsehen, daß es die größte Sparsamkeit ist, ein gutes Werk, das man einmal kauft, nur in der besten Ausgabe und in der besten Ausstattung anzuschaffen und es zu einem sich auf Generationen vererbenden Besitz zu machen. Die zehn Prozent, welche der Schutz des geistigen Eigenthums den fremden Autoren zuwendet, werden in dieser Weise dem amerikanischen Volke in mehr als Einer Hinsicht zu Gute kommen."

In seiner sehr erschöpfenden Weise beschäftigt sich nun auch das Essay mit den amerikanischen Autoren, welche durch irgend ein günstiges Zusammentreffen der Umstände vor der Ausbeutung in Europa geschützt worden sind. Dahin gehöre Washington Irving, der, obgleich ein amerikanischer Patriot vom reinsten Wasser, doch in seinen Produktionen so vollständig englisch sei, daß viele Engländer ihn noch heute lesen, ohne eine Ahnung zu haben, daß er nicht ihr Landsmann sei. Washington Irvings siebzehnjähriger Aufenthalt auf dem Kontinent habe ihm die Revenüen seiner Arbeiten gesichert und ihn bewahrt vor der fluchwürdigen Nothwendigkeit des „Vielschreibens", dem andere Autoren, wie z. B. der in ganz Europa gelesene und bestohlene Cooper, zum Opfer gefallen. Einen dritten Schriftsteller, Audubon, habe die Kostbarkeit seines Werkes „Die Vögel von Amerika" vor Ausbeutung geschützt. Der Preis von 1000 Dollars für ein Exemplar habe nur Eine Auflage ermöglicht, in die sich Amerika und England getheilt und deren Ertrag dem Autor ein behagliches, sorgenfreies Leben verschafft habe.

„Angesichts der Schwierigkeiten, mit denen die Verleger in den Vereinigten Staaten von Amerika zu kämpfen haben", ruft der Verfasser im weiteren Verlauf seiner Abhandlung aus, „ist ihre Liberalität gegen ausländische Autoren nicht genug zu rühmen." Er macht nun mehrere solcher Verleger namhaft, voran die Herren Ticknor u. Fields in Boston — die Verleger des Atlantic Monthly — die z. B. Dickens und Tennyson eine erkleckliche Tantième von den durch sie veranstalteten verschiedenen Ausgaben ihrer Werke gesandt. Aehnliches wird von andern amerikanischen Buchhändlern gegen andere englische Schrift-

steller berichtet, wogegen sich kaum Ein Beispiel von einer gleichen Handlungsweise eines englischen Verlegers gegen einen amerikanischen Autor anführen lasse. Der Verfasser verwahrt sich dagegen, mit dieser Bemerkung irgend einen Tadel gegen die Buchhändler jenseits des Oceans aussprechen zu wollen; er habe sie nur gemacht, um seinen Landsleuten die verdiente Anerkennung zu zollen und verkenne nicht, daß es nicht die Schuld Englands, sondern die Amerikas sei, daß diese so geheiligten Interessen der Civilisation immer noch ohne den Schutz des Gesetzes sind.

Das Essay beschäftigt sich endlich noch mit der rechtlosen Stellung, welche die dramatischen Dichter Amerikas den Bühnen gegenüber einnehmen. Dieselben sind durch keine gesetzliche Bestimmung verpflichtet, ihnen irgend eine Tantième von der Aufführung ihrer Stücke zu zahlen, so daß Dion Boucicault, der begabteste amerikanische Bühnendichter, sich genöthigt gesehen hat, Schauspieler zu werden, um nur auf irgend eine Weise einen Gewinn aus seinen Arbeiten zu ziehen. Zum Schlusse spricht sich der Verfasser etwa folgendermaßen aus:

„Es gab niemals einen größeren Irrthum, als die fast die ganze Welt beherrschende Meinung, es bestehe in dieser Branche der Thätigkeit kein Verhältniß zwischen guter Arbeit und gutem Lohn. Einige große Männer, die in ihrem Charakter, wie in ihrer Lebenslage den Ausnahmen zuzuzählen sind, Milton, der blind, Dante, der verbannt, Cervantes und Bunyan, die gefangen waren, haben vielleicht geschrieben um sich dadurch zu trösten oder um Ruhm zu erlangen, in der Regel aber haben die bedeutendsten Männer in erster Linie gearbeitet, um Geld zu verdienen. Wir brauchen hier nur Shakespeare zu nennen, von dem Jeder weiß, daß er Stücke schrieb, einfach zu dem Zwecke, sie auf dem Theater, dem er angehörte, aufführen zu lassen. Molière, der größte Name in der französischen Literatur, war zugleich Schriftsteller, Schauspieler und Theaterunternehmer. Die ganze Geschichte der Literatur zeigt, daß sie stets da geblüht hat, wo man sie anständig bezahlte, und im Gegentheil überall in Verfall gerieth, wo man ihr den ihr rechtmäßig zukommenden Lohn vorenthielt.

„Nur Eine Nation giebt es, inmitten welcher es der Literatur immer möglich gewesen, die Macht, die Würde, das Ansehen eines anerkannten Berufes zu behaupten, und diese Nation hat für die Erzeugnisse ihrer Literatur stets einen bedeutenden Theil des Weltmarktes gehabt. Diese Nation ist die französische, welche in dem Umstande, daß ihre Sprache die der Gebildeten der ganzen Welt ist, einen internationalen Schutz ihres literarischen Eigenthums besitzt. Französische Bücher bilden einen bedeutenden Verkaufsartikel aller Buchhandlungen in Europa, wie in Amerika, Indien und Australien, und außer diesem großen, andauernden Absatze ihrer Werke in jeder Stadt der Erde, genießen die französischen Autoren des ausgedehntesten Schutzes in ihrem Vaterlande und haben ein Publikum, das gewöhnt ist für ein neues Buch einen Preis zu zahlen, bei dessen Feststellung der Autor gehörig berücksichtigt ward. Es kommt vor, daß ein Roman dem Verfasser 25,000 Francs einbringt und daß eine gleiche Summe ihm durch Bearbeitung des Stoffes für die Bühne zufällt."

„Was die allgemeine Kenntniß der französischen Sprache für Frankreich gethan", fährt das Essay fort, nachdem es die angenehme, geachtete Stellung der französischen Schriftsteller geschildert und gepriesen, „das, und mehr als das, würde ein internationaler Schutz des literarischen Eigenthums für die Vereinigten Staaten und für Großbritannien bewirken. Es existiren jetzt vier große Staaten, in welchen die englische Sprache gesprochen wird: Großbritannien, die Vereinigten Staaten, Canada und Australien. In allen diesen Ländern herrscht ein Geist, der nicht eher rasten wird, als bis die Leser überall dort nach Millionen zählen. Schon jetzt sind sie so zahlreich, daß der Erfolg eines einzigen Buches, vortrefflich genug, um universelles Interesse zu erregen, dem Autor, wenn seine Rechte gehörig gewahrt würden, Muße für seine ganze übrige Lebenszeit gewähren könnte."

„Aber der Fluch des Vielschreibens fällt wie Mehlthau auf die Blüthen des Genius.

„Dem Meisterwerke folgen handwerksmäßige geistlose Nachahmungen. Männer, welche berufen sind, die Menschheit zu belehren und zu erleuchten, martern ihr Gehirn mit kleinlichen Arbeiten um das tägliche Brod. Ein Mann, ein Meisterwerk! das ist das allgemeine Gesetz. Nicht Einen bedeutenden Schriftsteller haben beide Länder aufzuweisen, der nicht durch das Zuviel-Produciren seine Kräfte beeinträchtigt und seinen Ruhm auf das Spiel gesetzt hat. Wir richten ja nicht an Elias Howe einen Brief mit der höflichen Anfrage, wieviel er wohl für „eine Serie" ähnlicher Erfindungen, wie die der Nähmaschine, berechnen werde, sondern wir setzen ihn ganz einfach in den Stand, von jedem Exemplar dieser Erfindung einen Dollar zu beziehen. Warum zwingen wir denn unsere Schriftsteller, nachdem sie kaum ein vortreffliches Werk vollendet, die Feder schon wieder zur Hand zu nehmen? Warum bedenken wir nicht, daß lange Zeit vergehen muß, ehe derselbe Mensch nach einer ersten literarischen Arbeit von hohem Werthe wieder eine von gleicher Bedeutendheit liefern kann?

„Die Gründer der Republik hatten die Absicht, dem intellectuellen Eigenthum den ausgedehntesten Schutz angedeihen zu lassen und diese Absicht in der Constitution zum klarsten Ausdruck gebracht. Ermächtigt durch diese Autorität, hat der Congreß die Patentgesetze gegeben, unter deren Schutz unsere Industrie jenen die Welt in Staunen setzenden Aufschwung genommen hat; dagegen krankt unsere Literatur unter den mit ebenso guter Absicht erlassenen Nachdruck-Gesetzen. Die Gründe dafür liegen klar zu Tage. Für eine arbeitersparende Erfindung ist Spielraum genug in den Vereinigten Staaten, so daß der Erfinder hier seinen Lohn im reichsten Maße für dieselbe findet; dagegen bedarf ein bedeutendes Buch, um lukrativ für den Autor zu sein, des Marktes der ganzen civilisirten Welt.

„Wir rufen deshalb den Mitgliedern unseres Congresses, welche nach Washington gehen, noch in einer andern Absicht, als Präsidenten zu machen, zu: Die Zeit hat ein neues, von den Gründern unserer Constitution nicht bedachtes Bedürfniß geschaffen; an Euch ist es jetzt, durch ein geeignetes Gesetz diesem Bedürfniß zu genügen und damit zugleich die Absichten Eurer Vorgänger in Ausführung zu bringen, welche dem Genie, dem Talent und der Gelehrsamkeit das Eigenthumsrecht ihrer Productionen sichern wollte. Wir bedürfen eines internationalen Systems zum Schutze eines Eigenthums, das nicht an den Markt gebracht werden kann, ohne zugleich der Plünderung ausgesetzt zu werden. Wir bedürfen eines Systems, wonach dem Verfasser eines Buches auf Jahre hinaus das ausschließliche Recht gesichert ist, Ausgaben und Uebersetzungen davon, an welchem Punkte der Erde es auch sei, zu veranstalten. Unter den Mitgliedern unseres Congresses befinden sich sehr Viele, welche wissen, wie viel wir unseren Schriftstellern und Künstlern verdanken. An diese Männer wenden wir uns· von ihnen hoffen

wir, daß sie die Initiative ergreifen, um eine eben so sehr von der Gerechtigkeit, wie von der Klugheit gebotene Maßregel in Ausführung zu bringen."

Frankreich.

Bürgerliche und ländliche Zustände des vorigen Jahrhunderts.

II.

Der Zunftzwang und das Genossenschaftswesen.

Was den Innungs- und Zunft-Zwang der Kaufleute und der Handwerker betraf, so war er allerdings nicht so drückend und verderblich, wie der Frohndienst für den Landmann, aber auch er war entschieden eine Fessel der Arbeit und ein Hinderungsgrund des allgemeinen Wohlstandes. Noch heutzutage hört man zwar zuweilen die Vertheidiger des Zunftwesens dasselbe als ein belebendes organisirendes Element der Arbeit anpreisen, während man auf die Verderblichkeit der leidigen Concurrenz und auf die angebliche Ausbeutung der Arbeiter durch das Kapital hinweist; aber die Thatsachen, wenn man sie ruhig betrachtet und mit den früheren Zuständen der Arbeit vergleicht; der mit der allgemeinen Bildung gewachsene Wohlstand des Bürgers und des den Anforderungen der Zeit entsprechenden Handwerkers widerlegen jene Behauptungen auf das Entschiedenste.

Als im Mittelalter der städtische Arbeiter eines kräftigen Schutzes gegen das Faustrecht bedurfte, da waren allerdings jene bürgerlichen Genossenschaften, die, gleich den kirchlichen, meistens unter der Protection der Bischöfe standen, ebenso nothwendig als segenvoll. Indem die bürgerlichen Genossenschaften die Anzahl und die erforderlichen Eigenschaften der Kramer-Meister, der Handwerks-Meister, der Handlungsdiener, der Gesellen und der Lehrlinge normirten, handhabten sie zugleich die dem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber nothwendige Ordnung und Disciplin. Eine Profession wurde ebenso ein Erbgut, wie ein Lehen oder ein Amt. Man wurde nur durch Erbrecht, oder durch Kauf, zur Ausübung einer solchen zugelassen. Gleichzeitig wurden, um zu dieser Ausübung die Fähigkeiten zu erlangen und nachzuweisen, Lehr- und Wanderjahre, Gesellen- und Meisterstücke eingeführt und endlich die Aufnahme in die privilegirte Zunft an die Zahlung eines Geldbetrages geknüpft, den nicht Jeder aufbringen konnte. Unsere Vorfahren setzten gewissermaßen einen Ehrgeiz darein, die bürgerliche Gesellschaft unbeweglich und unveränderlich zu machen, d. h. sie gegen jeden Fortschritt abzuschließen.

Aber wenn auch die Gesellschaft keine Fortschritte macht — die Menschheit bleibt nicht stehen; die Ideen bewegen die Massen: mens agitat molem, d. h. der Geist ist mächtiger, als der massige Widerstand. Als in Frankreich die Wissenschaft erkannt hatte, daß nur die Freiheit der Arbeit, auf dem Lande sowohl, als in den Städten, den Staat vor dem Untergang schützen könne, opponirte freilich das Beamtenthum, denn dieses wollte sich seiner bisherigen Bevormundung der Bürger und der Bauern durch den Zwang der Zünfte und der Frohnen nicht begeben; der König aber, in seinem jugendlichen Enthusiasmus, entschied sich für die Lehren der Wissenschaft, und so erschienen denn im März 1776 die berühmten Edikte, durch welche die Arbeit des Landmannes und des Städters von ihren drückenden Fesseln befreit werden sollte.

Von der oft mit der größten Lächerlichkeit verbundenen Unsittlichkeit der damaligen sozialen Zustände hat man heutzutage kaum mehr einen Begriff. Um bei den Zünften stehen zu bleiben, führe ich beispielsweise an, daß in Frankreich seit dem Jahre 1530 die Schneider mit den Trödlern in einem Prozesse über den Handel mit neuen und alten Kleidern sich befanden. Dieser Prozeß war im Jahre 1776, also nach 246 Jahren, noch nicht entschieden. Da kam das königliche Edikt und brachte beide Parteien um den Gegenstand ihres Zwistes, indem es sie durch die Freiheit versöhnte. In gleicher Weise prozessirten unter den Kaufleuten die Frucht- mit den Specerei-Händlern. Die Bäcker und die Schlächter lagen beständig mit den Gast- und Schankwirthen in Prozeß, die Brater mit den Garköchen und die Schuhmacher mit den Schuhflickern und Pantoffelmachern. Den Schuhflickern war bei Strafe streng untersagt, neue Schuhe, wenn auch nur für sich selbst oder ihre Familien, anzufertigen, und die Pantoffelmacher durften, unter Androhung der Confiscation ihres Fabrikats, keine Absätze zu dem Schuhwerke liefern, das sie fabrizirten.

Das königliche Edikt vom Jahre 1776, durch welches der Zunftzwang in Frankreich abgeschafft wurde, hat folgende, von Turgot verfaßte, schöne Einleitung:

„Wir Ludwig, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra, sind allen unseren Unterthanen die Wahrung des Vollgenusses ihrer Rechte schuldig; besonders jener Klasse von Menschen, die kein anderes Vermögen, als ihre Arbeitskraft und ihren Fleiß besitzen, sind wir diesen Schutz schuldig, da sie mehr als Andere das Bedürfniß und das Recht haben, die einzigen Hilfsmittel, die sie zu ihrer Existenz besitzen, in ihrer ganzen Ausdehnung anzuwenden.

„Wir haben mit Schmerz wahrgenommen, wie sehr dieses natürliche, allgemeine Recht durch Institutionen beeinträchtigt wird, die allerdings sehr alt sind, gleichwohl aber weder durch die Zeit, noch durch die Sitte, noch endlich durch die Autorität, die ihnen Gesetzeskraft verliehen, als legitim berechtigt erscheinen.

„Denn Gott, der dem Menschen Bedürfnisse gegeben, der das Hilfsmittel der Arbeit zur Nothwendigkeit für ihn gemacht, hat jedem Menschen das Recht, zu arbeiten, als Eigenthum verliehen, und dieses Eigenthum ist geheiligter und unverjährbarer, als irgend ein anderes.

„Wir betrachten es demnach als eine der ersten Pflichten unserer Gerechtigkeit und als eine der würdigsten Handlungen unseres Wohlthuns, unsere Unterthanen von allen Hindernissen zu befreien, die sich diesem unveräußerlichen Rechte der Menschheit in den Weg stellen.

„Wir wollen demzufolge jene willkürlichen Einrichtungen abschaffen, die dem Bedürftigen nicht gestatten, von seiner Arbeit zu leben; die ein Geschlecht, welchem seine körperliche Schwäche mehr Bedürfnisse auferlegt und weniger Hilfsmittel verliehen hat, zurückstoßen und durch Verurtheilung desselben zu unrettbarer Noth die Verführung und die Liederlichkeit zu begünstigen scheinen; die den Wetteifer im Gewerbefleiß ersticken und die Talente Derjenigen lähmen, denen die Umstände die Aufnahme in eine Zunft unzulässig machen; die den Staat und die Kunstgewerbe aller der Einsichten und Vortheile berauben, welche durch Ausländer uns zugeführt werden können; die den Fortschritt dieses Kunstgewerbes hintertreiben durch die unendlichen Schwierigkeiten, welche sie jedem Erfinder bereiten, indem diese oder jene Zunft ihm das Recht bestreitet, eine Erfindung, auf welche sie keinen Anspruch hat, auszubeuten; die — durch die

ungeheuern Kosten, welche sie den Handwerkern auferlegen, um nur die Befugniß zur Arbeit zu erlangen, durch die Geldschneidereien aller Art, die überhaupt damit verbunden sind, durch die beständigen polizeilichen Beschlagnahmen wegen angeblicher Zuwiderhandlungen, durch die Verschwendung von Geldern zu persönlichen Zwecken, durch die unaufhörlichen Prozesse der verschiedenen Zünfte über die Ausdehnung ihrer ausschließlichen Privilegien — die Industrie mit einer ungeheueren Auflage belasten, welche, ohne irgend einen Nutzen für den Staat, zuletzt alle Unterthanen trifft, und die endlich, vermöge der leichten Gelegenheit, welche sie den Zunft-Mitgliedern bieten, sich unter einander zu verbinden und dadurch die ärmeren Mitglieder zu zwingen, sich den Vorschriften der reicheren zu unterwerfen — ein Werkzeug des Monopols werden und Manöver begünstigen, durch welche der Preis aller dem Volke nothwendigen Lebensbedürfnisse weit über ihren natürlichen Werth gesteigert wird."

In dieser volkswirthschaftlichen Einleitung des königlichen Edikts von 1776 werden die Nachtheile des Zunftwesens und die Nothwendigkeit seiner Aufhebung schlagender dargelegt, als es jemals früher oder später geschehen. Vier Gewerbe allein blieben damals von der Aufhebung ihrer Innungs-Privilegien ausgenommen: es waren dies 1) das der Buchdrucker; 2) das der Apotheker; 3) das der Goldschmiede und 4) endlich das der Perrückenmacher, Barbiere und Bader. Die Ursachen, weshalb die drei erstgenannten Gewerbe ausgenommen waren, lassen sich auch noch heutzutage erklären. Unerklärlich scheint dagegen das dem vierten, aus etwas verschiedenartigen Elementen kombinirten Gewerbe bewilligte Ausnahme-Gesetz, weil man jetzt nicht mehr weiß, welche ungeheuere Rolle der Puder und der Zopf damals in der Welt spielten. In Paris allein zählte man nahe an tausend Perrückenmacher-Meister, welche mit ihren Gesellen zugleich die Verrichtungen der Barbiere und Bader besorgten, und in ganz Frankreich soll es über hunderttausend solcher Meister gegeben haben.

Als nach dem Ausbruche der französischen Revolution die constituirende Versammlung im Jahre 1790 die Freigebung aller Gewerbe, mit Einschluß das der Perrückenmacher, dekretirte, wandten sich die Letzteren mit einem feierlichen Protest gegen diese Freigebung an die Vertreter des Volkes. Dieser Protest ist sehr charakteristisch und verdient daher auf die Nachwelt zu kommen. Er lautete:

„Die Perrückenmacher-Zunft von Paris hat die Unterzeichneten bevollmächtigt, der Nationalversammlung in ihrem Namen und, wir dürfen sagen: im Namen der Perrückenmacher von ganz Frankreich die übele Lage unseres Gewerbes vorzustellen. Eine heillose Concurrenz ist zwischen unseren bisherigen Gesellen und uns eingetreten. Unser Gewerbe kann mit keinem andern verglichen werden, weil unsere Gesellen unsere Arbeit und unser Einkommen in Händen haben. Darum ist auch zu allen Zeiten in unserer Zunft eine strenge Polizei gehandhabt worden. Gegenwärtig werden jedoch unsere reglementarischen Bestimmungen nicht geachtet. Unsere Gesellen nehmen uns die Kunden fort, die wir ihnen anvertraut hatten. Noch trübseliger dürfte unsere Lage im neuen Jahre werden, wenn die Nationalversammlung nicht zu unseren Gunsten einschreitet. Denn einerseits wird von uns die Bezahlung der Einkommensteuer für das Jahr 1791 verlangt und andererseits verbinden sich unsere Gesellen, um uns die Mittel dazu zu entziehen. Bereits sind in Paris 400 Läden zum Schaden von 972 Familienvätern eröffnet, die durch die Einbuße ihrer Gerechtsame sich nicht zurückhalten lassen, die neue Verfassung mit dem reinsten Patriotismus zu vertheidigen. Unsere Gerechtsame haben uns 22 Millionen gekostet, die der Staat profitirte; wir bezahlen jährlich 270,000 Livres an Einkommen- und Patent-Uebertragungs-Steuern. Unser Gewissen gebietet uns dringend, Ihnen zu erklären, daß man bei der Auswahl der Personen, die unser Gewerbe betreiben dürfen, nicht vorsichtig genug sein kann.... Gleichwohl, welches auch Ihre Entscheidung sein möge, werden wir stets die treuesten Anhänger der Verfassung und Freunde der auch von uns beschworenen Erklärung der Menschenrechte bleiben."

Man sieht, die Herren Perrückenmacher von 1791 hatten bereits eine Ahnung von den übeln Folgen, die es nicht bloß für ihre Perrücken, sondern auch für ihre Köpfe haben könnte, wenn sie sich nicht, trotz ihrer Sehnsucht nach den Fleischtöpfen des alten Regiments, für unbedingte Freunde des neuen erklärten.

Um aber auf das Edikt von 1776 zurückzukommen, so stieß dasselbe in den damaligen Adels-Parlamenten, besonders in dem von Paris, auf ebenso heftigen Widerstand, wie das Edikt über Aufhebung der Frohndienste. Der Präsident des Pariser Parlaments meinte, daß dieses Edikt alle Bande der bestehenden Ordnung plötzlich lösen würde. „Denn es hebt, fügte er hinzu, für junge Leute, die gewöhnlich recht aufgeblasen und ungezogen sind, jeden Zügel auf, der ihnen bisher nur mit Mühe von der Polizei, sowie durch die innere Disciplin der Zünfte und durch die häusliche Autorität der Meister über die Gesellen, angelegt werden konnte." Der General-Advokat Seguier wandte sich an den König mit der Bemerkung, daß der ganze Staat im Grunde nur eine Zusammensetzung von Corporationen, Gilden, Innungen und Zünften sei. Zu diesen Corporationen zählte er auch den Adel, die Geistlichkeit, die oberen und niederen Gerichtshöfe, die Universität, die Akademieen, Schulen 2c., die, wenn jenes Edikt gegen die Handels-Gilden und die gewerblichen Zünfte nicht zurückgenommen werde, ebenfalls aufgehoben werden müßten. „Wird auch nur Ein Ring von dieser Kette gelöst (sagte er), so ist das Ganze gefährdet. Der bloße Gedanke, diese kostbare Kette zerstört zu sehen, muß uns schon erschrecken. Die Gilden und die Zünfte sind nothwendig, weil die Unabhängigkeit ein Grundfehler in der politischen Gesetzgebung und der Mensch stets in Versuchung ist, seine Freiheit zu mißbrauchen."

Seguier prophezeite sehr üble Folgen von der Aufhebung des Zunftzwanges. Unter Anderem meinte er, daß die Freiheit Handel und Gewerbe ruiniren werde, daß die Arbeiter auswandern, die Arbeitslöhne herabgesetzt werden, und die Landbewohner, die jetzt von ihren Frohnden befreit werden sollen, die Städte überschwemmen würden, um hier in Müßiggang zu leben u. s. w. Alle diese Prophezeiungen sind zwar, wie die Geschichte lehrt, nicht eingetroffen und waren überdies abgeschmackt; aber die Rede des General-Advokaten machte doch auf die Zeitgenossen solchen Eindruck, daß dadurch viele bis dahin schwankende Personen für die Verwerfung des königlichen Edikts gewonnen wurden. Der König selbst ließ sich durch die geschickte Behauptung täuschen, daß man die Zunft-Privilegien und selbst die Frohnden als ein Werk des guten Königs Heinrich's IV. anzusehen habe, der dergleichen Gesetze gewiß nicht bestätigt, oder erneuert haben würde, wenn er sie nicht als eine große Wohlthat für sein Volk erkannt hätte.

König Ludwig XVI. war damals 22 Jahr alt. Das im März 1776 in die Gesetzsammlung eingetragene Edikt wurde im August desselben Jahres wieder darin gestrichen und durch ein

neues ersetzt, durch welches zwar die Gilden, Innungen und Zünfte etwas modifizirt, aber im Wesentlichen wieder hergestellt wurden.

Ein Gleiches geschah mit dem Edikt über Abschaffung der Frohndienste. Man kann, wie gesagt, annehmen, daß diese Schwäche des Königs, dieses Verkennen des öffentlichen Geistes und des Zeitbedürfnisses in Frankreich sehr bedeutend dazu beigetragen hat, die Unzufriedenheit im Volke, sowohl auf dem Lande, als in den Städten, zu vermehren und der Revolution die Wege zu bahnen.

Die Nacht vom 4. August 1789 hat mit allen anderen Bedrückungen, Privilegien und Unfreiheiten auch die Frohndienste und den Zunftzwang in Frankreich aufgehoben. Als die konstituirende Versammlung denjenigen Theil der berühmten enthusiastischen Erklärung der Nacht vom 4. August, der sich auf die Gewerbefreiheit bezog, im J. 1790 zur Ausführung brachte, wußte sie nichts Besseres zu thun, als das Edikt von 1776 mit seiner von Turgot verfaßten, volkswirthschaftlichen Einleitung wiederherzustellen und dieses Staatsmannes Theorieen in praktische Anwendung zu bringen. Gleichzeitig wurde die jetzt noch bestehende Patent- oder Gewerbesteuer eingeführt, welche den Staatsschatz mehr als hinreichend für das entschädigte, was er durch Aufhebung der von den Gilden und Zünften gezahlten Abgaben verloren hatte.

Was die Frohnden betrifft, so weigerten sich, selbst nach der berühmten Erklärung der Nacht vom 4. August 1789, die adeligen und die geistlichen großen Gutsbesitzer, die Herren-Frohnden, Zehnten &c. gegen die ihnen zugestandenen Entschädigungen, die ihnen als viel zu gering erschienen, fallen zu lassen. Eine Folge davon war, daß der Nationalconvent am 17. Juli 1793 mit Einem Schlage die Aufhebung jeder Grundherrlichkeit, ohne irgend eine Vergütung, dekretirte. Die französische Republik hat dann diese allerdings in die Rechte und Eigenthums-Verhältnisse übergreifende Maßregel zum Schaden eines großen Theiles aller Gutsbesitzer mit tyrannischer Härte durchgeführt.

Es dürfte nicht uninteressant sein, an diesen Rückblick ein französisches Urtheil über das in neuerer Zeit wieder zu Ehren gekommene Genossenschaftswesen zu knüpfen. Die französische Revolution von 1789 hat, um den durch die Corporationen der Gilden, Zünfte &c. geübten Zwang mit der Wurzel auszurotten, die ganze bürgerliche Gesellschaft in ein unterschiedsloses Gemisch von gleichartigen Personen verwandeln wollen, was jedoch, wie Alles, was gegen die Natur der Dinge ist, als eine Unmöglichkeit sich erwies und sehr bald als ein Eingriff in das Bedürfniß und das Recht der Menschen, sich zum gemeinsamen Wohl zu verbinden, empfunden wurde. In England zuerst und sodann in Deutschland — hier hauptsächlich durch das Verdienst von Schulze-Delitzsch — wurden die Erwerbs-Genossenschaften im freiheitlichen Sinne wieder hergestellt. In Belgien und zuletzt in Frankreich ist man in neuester Zeit diesen Beispielen ebenfalls gefolgt, und zwar hat man hier, wo der Volks-Unterricht bisher sehr vernachlässigt war, sogar eine große, über das ganze Land verbreitete Genossenschaft (Liga) für den öffentlichen Unterricht gegründet. Der Verfasser der Geschichte der Landesverwaltung unter Ludwig XVI., Herr Laboulaye, dem ich einen Theil meiner Data über den Zunftzwang und die Frohndienste in Frankreich verdanke, äußert sich über das Genossenschaftswesen folgendermaßen:

„Ein Einwurf, welchen man in neuerer Zeit der Gewerbe-Gesetzgebung Turgot's gemacht hat, besteht darin, daß sie durch Vernichtung aller Corporationen — aller sozialen Organisirung — die einzelne Persönlichkeit geschwächt und dieselbe einer allmächtigen Verwaltung gegenüber wehrlos gemacht habe. Jener Staatsmann, heißt es, wollte der Freiheit einen Dienst erweisen, aber er hat leider auch dem Despotismus des Staates in die Hände gearbeitet. In diesem Einwurfe liegt etwas Wahres, aber die Schuld trifft nicht Turgot. Man hat seine Idee mißverständlich in dem Sinne aufgefaßt, daß zwar der Einzelne in seiner Freiheit nicht zu beschränken, ihm jedoch keineswegs verstattet sei, sich mit seinen Arbeits- oder Studien-Genossen zu associiren und zu verbinden. Man hat jedes gemeinsame Auftreten wie es in der Form der Corporation sich darstellt, unterdrückt. Das war ein großer Fehler, den aber nicht die Idee Turgot's, sondern nur die spätere Art ihrer Anwendung zu verantworten hat. Es war ebenso ein Irrthum, die Genossenschaft ganz zu unterdrücken, als sie zur maßgebenden Grundlage des Staates zu machen.

„Heutzutage redet man freilich wieder viel vom Genossenschaftswesen, das ich sehr hoch stelle; aber es bedarf dabei einer gewissen Vorsicht von Seiten der Genossen. Namentlich möchte ich um keinen Preis die Einmischung des Staats in das Genossenschaftswesen einerseits und die brutale Beherrschung der Genossen durch ihre Führer andererseits.

„Das erste Streben des selbstbewußten Mannes ist, frei zu sein; sein zweites geht dahin, sich aus dem, was ihn umgiebt, ebenso viele Werkzeuge seines Strebens nach Freiheit zu machen. Aber nur zu oft ist man geneigt, seines Gleichen für seine Werkzeuge zu halten und hat man darum (wie es in neuester Zeit einige Erwerbs-Genossenschaften und Coalitionen in England zeigten) ebensoviel Lust, in die Freiheit Anderer einzugreifen, als die seinige wahrzunehmen. Darin liegt die Gefahr der Genossenschaften — eine Gefahr, die in den alten Zünften vorhanden war und die eben der Revolution Waffen gegen sie in die Hand gab. Man kann jedoch diese Gefahr leicht erkennen und ihr vorbeugen, und wenn man dies gethan, so ist die Genossenschaft nur etwas Gutes, denn sie concentrirt die Kräfte und die Hilfsmittel. Freilich darf man von der Genossenschaft nicht erwarten, daß sie ein Universalmittel gegen alle Uebel sei; dies wäre ein ebenso großer Fehler, wie die frühere Unterdrückung des Genossenschaftswesens. Ein Universalmittel, welches gleichzeitig den Einzelnen und die Genossenschaft schützt, weil es sie beide achtet, ist einzig und allein die bürgerliche Freiheit."

Joseph Lehmann.

Italien.

Ein Allerwelts-Polizei-Spion.

Beim ersten Durchlesen des ziemlich starken Bandes,*) welcher die Memoiren Griscelli's enthalten soll, wurden wir lebhaft an die Erzählungen eines Leipziger Spießbürgers erinnert, der, allem Vermuthen nach, während der dreitägigen Völkerschlacht zitternd und bebend im Keller gesessen, sich später jedoch in die von ihm ausgeführt sein sollenden Heldenthaten so hinein gelogen, daß er der vollsten Ueberzeugung lebte, er habe zur Entscheidung jenes blutigen Dramas wesentlich mit beigetragen, und Jedem, der es hören wollte, die ausführlichsten Relationen über

*) Memoires de Griscelli. Bruxelles, Genève, Londres, Bern, 1867.

seinen persönlichen und mündlichen Verkehr mit sämmtlichen Heerführern der beiderseitigen Armeen gab. — Der „Dorfbarbier", im Keil'schen Verlage, hatte sich des dankbaren Stoffes bemächtigt und stellte den biedern Helden dar, wie er, auf dem Dache eines Spritzenhauses sitzend, dem zur Schlacht hinaus reitenden Napoleon eine Prise bietet.

Daß Signor Griscelli, wenn überhaupt, in Corsica geboren sei, und, wenn überhaupt, auch in der Schweiz noch leben kann, wollen wir, da er es uns sagt, keineswegs in Abrede stellen, namentlich da es im natürlichen Laufe der Dinge recht wohl möglich ist; was jedoch die dazwischen liegende Periode betrifft, von der das grüne Buch mit einiger Ausführlichkeit handelt, so sind uns darüber einige unbescheidene Zweifel aufgestiegen, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Allerdings ungewiß, ob hier eine Mystifikation, oder die nicht reumüthigen zwar, aber belehrenden Berichte eines viel gebrauchten und mißbrauchten Werkzeugs der Mächtigen der Erde vorliegen, beschränken wir uns auf eine kurze Relation über den sachlichen Inhalt des Buches.

Bunt und bewegt genug sind allerdings die Irrfahrten, von denen uns Griscelli erzählt. — Aufgewachsen in den korsischen Bergen und als Ziegenhirt 6 Jahre lang Tag und Nacht im Freien kampirend, ist seine eiserne Constitution dennoch der ränkevollen Tücke einer bösen Frau nicht gewachsen, die er sehr jung geheiratet hat. Um sich ihr zu entziehen, geht er unter die Soldaten, und das 60. Linien-Regiment in Lyon unternimmt es, ihn zum Helden auszubilden. Das gelingt auch in so überraschender Weise, daß er, als hitziger Duellant, ½ bis ¾ Dutzend seiner Kameraden im Duell tödtet, eben so viele verwundet und eben so viele aus der Arena wirft, worauf er seinen Abschied als Korporal nimmt oder bekommt; Beides ist für ihn gleichbedeutend.

Ueberraschend wird aber jedenfalls dem Leser der Salto mortale sein, den er nun plötzlich aus der Unteroffizier- in die Journalisten-Carrière macht, obwohl wir noch kürzlich gelesen haben, daß er in Moskau und in Reval eine Advokatenpraxis sucht. — Also möglich ist Alles!

Was er als Journalist gemacht, gedacht und getrieben, das erfahren wir nicht; weshalb er nach mehrwöchentlicher Unthätigkeit (er giebt nur den Namen zum Journal) flüchten muß, weiß er selbst nicht, braucht daher der Leser auch nicht zu wissen; dagegen bringt ihm die Liebe eines jungen, unerfahrenen Mädchens, die seine Eigenschaft als verheirateter Mann zu spät entdeckt, zwei Jahre Zuchthaus.

Nachdem er diese überstanden, fühlt er selbst seine Qualification zum Agenten des zweiten Kaiserreichs in so hohem Grade, daß er sich sofort seinem Landsmann Pietri anbietet und acceptirt wird. Hier thut er nun fabelhafte Heldenthaten, erdolcht und erschießt diverse Individuen, die der Conspiration oder des Kaisermordes verdächtig werden könnten, macht auch eben so viele faux-pas, indem er hin und wieder fürstliche Personen, die sich dem Kaiser, den er speziell überwacht, vertraulich nähern, verhaftet oder zu erdolchen droht, macht die „Vive l'Empereur"-Rufe an verschiedenen Orten mit mehr oder minder Geschick, fällt endlich mit seinem Protector Pietri in Ungnade und geht zu Cavour.

Die Aufzählung der Mittel, mit welchen die italiänische Einheit gemacht und geleimt wird, ist höchst ergötzlich und si non vero, ben trovato. Dann — man sollte meinen, er wäre der Politik seines Herrn und Meisters nur um einige Jahre voraus geeilt — geht er aus dem nationalen in das klerikale Lager über. Eine Zeit lang dient er beiden Parteien gegen entsprechende Vergütung, und verräth sie abwechselnd; nachdem Rom ihn jedoch zum Baron von Rimini gemacht, bleibt er bis auf Weiteres der Sache treu.

Je näher zum Schluß, desto mehr decken Personen und Sachen die uns bekannten Daten und Fakten. Immerhin ist das Buch eine bedeutsame signatura temporis, und wem es nicht darauf ankommt, hin und wieder bis an die Knöchel im Schmutz der moralischen Versumpfung des zweiten Kaiserreichs zu waten, dem ist die Lektüre nicht abzurathen. E. S.

England.

Eine irländische Stimme über die Fenier.

Die Feinde Englands, namentlich in Amerika, haben das Vorgehen der Fenier mit geheimer Freude begrüßt. Die Fenier selbst haben sich in allen den Aeußerungen, welche von ihnen in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, als eine politische Partei gerirt. Die englischen Journale haben anfangs diesen Standpunkt der Fenier, wenigstens theilweise, zugestanden — nach den letzten Thaten dieser Genossenschaft hingegen, namentlich nach der von ihr veranlaßten Explosion zu London, hat selbst in den wenigen Blättern, welche bis dahin eine mildere Auffassung der fenischen Bestrebungen hatten, diese Auffassung der härtesten Verurtheilung Platz gemacht.

Und nach unserer Ansicht mit Recht! Wir haben in Deutschland, trotz aller Unähnlichkeit der bezüglichen Verhältnisse, durch eigene Erfahrung einen Maßstab für die Beurtheilung der Fenier gewonnen: die Sympathie für Polen, welche 1830 weit verbreitet war, hat abgenommen, je mehr wir durch eigene Anschauung in den Revolutionen von 1847 und 1863 die polnischen Verhältnisse kennen lernten.

Man mißverstehe uns nicht: wir sind weit entfernt davon, die Verhältnisse in Irland und Polen sehr ähnlich finden zu wollen — wir wollen nur andeuten, daß nach unseren Erfahrungen eine Idee, welche sich mit dem Morde vergesellschaftet, auf ein hartes Urtheil bei uns rechnen kann.

Bei der Entschiedenheit unseres eigenen Urtheils, haben wir doch die Pflicht, mildere Stimmen nicht zu überhören, und wir geben darum aus dem in unserer vorigen Nummer erwähnten Werke des Parlaments-Mitgliedes John Francis Maguire über „die Irländer in Amerika" einige Notizen.

Maguire spricht von den Feniern allerdings mit Zurückhaltung. Die Organisation ihres Bundes kennt er nicht, aber Viele von ihnen hat er kennen gelernt; diese gehörten keineswegs der Hefe des Volkes an, es waren vielmehr tüchtige, gebildete, edle Menschen, welche von der Heiligkeit ihrer Mission durchdrungen waren. Allerdings schätzt Maguire die Leistungsfähigkeit des Feniersthums nicht hoch, aber er betont, daß die Genossenschaft durch ihre bisherigen Niederlagen nicht entmuthigt ist. Der mißlungene Versuch in Canada hat die Fenier von neuen Versuchen in Cork und Kerry nicht abgehalten, und auch das Mißlingen dieser letzteren hat sie nur zu der Meinung veranlaßt, daß allein der Zeitpunkt für ihre Unternehmungen nicht gut gewählt war; von einem günstigern Moment hoffen sie einen bessern Ausgang.

Maguire verlangt, daß man die Bestrebungen der Fenier

nicht mit englischem Maße messe, sondern mit irischem. Er abstrahirt bei der Beurtheilung der Fenier völlig von ihrem Auftreten in Europa, weil sie hier sich nicht frei äußern könnten. Er meint, zur richtigen Würdigung der fenischen, resp. irischen Bestrebungen müsse man die Ansichten der Irländer in Amerika studiren. Dies hat er denn auch wirklich gethan. Er machte in Amerika die Runde bei den dortigen Irländern in Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Canada und den Vereinigten Staaten. Er hat mit Irländern aller Stände Bekanntschaft gemacht und hat dabei sein Ziel: die Feststellung ihrer politischen Bestrebungen, stets im Auge behalten.

Die amerikanischen Iren verbinden nach seinen Erfahrungen eine warme Liebe zu ihrem neuen Vaterlande mit einem energischen Haß gegen England. Die Fenier, wie ihre nicht-fenischen Stammgenossen rechnen mit Zuversicht auf die künftige Befreiung ihres Vaterlandes; Jene erwarten das Heil von der Revolution, diese von dem Einfluß Amerika's und von ihrer eigenen Bedeutung im neuen Vaterlande; sie rechnen auf einen über kurz oder lang ausbrechenden Krieg zwischen England und Amerika, und dann, meinen sie, könnte es an dem Gelingen der revolutionären Bestrebungen in Irland nicht fehlen.

Maguire behauptet, daß viele Tausende disciplinirter Soldaten bereit waren, den Einfall in Canada zu unterstützen, aber nur unter der Voraussetzung: daß auch Seward die Bewegung unterstützen werde; als diese Voraussetzung nicht eintraf, als vielmehr die Regierung der Freistaaten das Versprechen, welches sie offen gegeben: den Einfall in Canada möglichst zu hindern, ehrlich hielt — da zogen sich alle disciplinirten Elemente von dem Unternehmen zurück und dieses, nur von ungeordneten Freischaaren getragen, zerfiel in Nichts.

Der Verfasser vermeidet es, ein eigenes Urtheil über die voraussichtlichen Erfolge der irischen Bestrebungen zu fällen; man kann auch nirgends bei ihm offene Sympathieen für diese Bestrebungen finden; es scheint, als käme es ihm darauf an, gegenüber den gleichmäßig harten Urtheilen der Engländer, von dem Charakter seiner Landsleute ein möglichst günstiges Bild zu verbreiten — und die Details, welche er in dieser Beziehung über die sozialen Verhältnisse der Irländer in Amerika beibringt, sind allerdings geeignet, den landläufigen Urtheilen, welche den Iren kaum anders denn als einen händelsüchtigen, trunkliebenden Burschen darstellen, ein Gegengewicht zu halten.

Hoffen wir, daß es den Engländern gelingt, durch maßvolle Reformen die Ansprüche der Irländer, soweit sie berechtigt sind, zu befriedigen und so den Krater, aus welchem schon so viele bedauerliche Eruptionen gekommen sind, für immer zu verschütten.

Baltische Provinzen.

Junglettisches.

Einer der namhaftesten Führer der Jungletten, d. i. der den Russen bei ihren Agitationen gegen die Deutschen in den baltischen Provinzen in die Hände arbeitenden Letten, der Redakteur einer eingegangenen junglettischen Zeitung in Petersburg, der russische Beamte, Herr Woldemar, hat in einer besonderen Schrift über die durch ihn im J. 1865 angeregte und mißglückte Letten-Auswanderung nach dem Gouvernement Nowgorod einen Feldzug gegen die baltische deutsche Presse eröffnet. Die bei Schmaler und Pech in Bautzen erschienene Broschüre enthält, außer der Vorrede und einem Anhange, die deutsche Uebersetzung von vier Artikeln desselben Verfassers in der bekannten „Moskauer Zeitung", in denen er die Beschuldigung, Hunderte seiner nächsten Landsleute bei jener Auswanderung in das Unglück gestürzt zu haben, zurückweist, aber dabei die Gelegenheit zu zahlreichen Anfeindungen der baltischen Deutschen und zu Befürwortung der moskowitischen Umtriebe und Pläne benutzt.

Ein besonderer Dorn im Auge ist dem Herrn Woldemar die „Rigaer Zeitung". Er verlangt, daß „kein germanisirter Lette, sei er Gutsbesitzer oder Beamter, Kaufmann oder Prediger, Lehrer oder Arrendator (Pächter) im neuen Jahre auf sie abonnire, und daß von den Deutschen sich Jedermann, der es irgend vermag, der Maßregel anschließe". Es versteht sich von selbst, daß Herr Woldemar, nach jungrussischer Taktik, die „Rigaer Zeitung" als eine Vertreterin des „Feudalismus" bezeichnet, was sie bekanntlich durchaus nicht ist. Ohne Zweifel hat dieselbe sich bereits gegen die Anschuldigungen des Verfassers gebührend vertheidigt, wenn es nicht die russische Censur verhindert hat.

Wir Deutschen im Stammlande vermögen jedenfalls nicht mit einem Manne zu sympathisiren, welcher Mitarbeiter der „Mosk. Ztg." ist, und der sich offen zu der Ansicht bekennt, daß die deutschen Ostsee-Provinzen „ihren deutschen Charakter verlieren müssen", wenn er auch in einem Athem wieder versichert, daß er „nie ein Gegner des Deutschthums der baltischen Gouvernements gewesen". Diese entgegengesetzten Aussprüche mit einander in Einklang zu setzen, muß ihm natürlich überlassen bleiben. Wenn Herr W. an einer anderen Stelle erklärt, daß „der Lette und Ehste deutsch lernen müsse zur Erlangung seiner geistigen Freiheit und russisch zur Erlangung seiner politischen, staatsbürgerlichen Freiheit", so macht der zweite Theil dieses Ausspruches sicher bei jedem anderen, als russischen Leser einen komischen Eindruck. Die Sprache desjenigen Volkes, dessen weitaus größter Theil bis vor wenigen Jahren leibeigen war und die persönliche Freiheit nicht durch eigne Kraftanstrengung, sondern durch einen Machtspruch seines Herrschers erlangt hat, des Volks, welches nur geringe Spuren von „politischer, staatsbürgerlicher Freiheit" aufweist, und auch diese, namentlich die Censurfreiheit, in den beiden Hauptstädten, nur so lange und so weit, als es der Staats-Polizei beliebt, die Sprache der Popen und Kosaken, die Sprache von Tomsk und Irkutsk, die Sprache Iwans des Schrecklichen und Murawjews soll „politische, staatsbürgerliche Freiheit" mit sich bringen! Daß die deutsche Sprache „geistige Freiheit" gewähren kann, Freiheit von Vorurtheilen aller Art, namentlich von nationaler Befangenheit, das räumt freilich Jeder gern ein. Herr Woldemar versteht gewiß viel besser russisch, als deutsch. Wir unserseits meinen, daß es für die Geistes- und Charakter-Entwickelung Niemanden vorzugsweise förderlich sein kann, viele Sprachen zu erlernen und damit seine Geistesbildung mehr oder weniger zu erschöpfen; wir meinen, daß Letten und Ehsten Geist und Herz hinreichend bereichern und sich auch für die ausgedehnteste politische Freiheit vorbereiten werden, wenn sie sich darauf beschränken, die Schätze von Gedanken und Kenntnissen zu heben, welche in der deutschen Sprache niedergelegt sind.

Im Uebrigen würde die Broschüre nicht Wichtigkeit genug besitzen, um sie in diesen Blättern einer Besprechung zu unterziehen, wenn nicht nebenbei so mancherlei aus ihr zu erlernen wäre. So liefert der Verfasser eine Erklärung des Umstandes, daß die Zahl der Deutschen in den Ostsee-Provinzen sich so wenig vermehrt. Es kommt das nach ihm daher, daß fortwährend

ein großer Theil von ihnen in das übrige russische Reich ausgewandert, während dieser Verlust durch Einwanderung aus Deutschland und Germanisirung von Letten und Ehsten nicht gedeckt wird.

Alsdann erfahren wir, daß es noch kein russisch-lettisches und lettisch-russisches Wörterbuch giebt. Freilich ist das ein Stück Geistesarbeit. Warum verrichtet sie keiner von den russischen Popen, mit welchen die Ostsee-Provinzen zum Proselytenmachen überschwemmt werden, keiner von den russischen Journalisten, welche sich mit ihrer Freundschaft zu den baltischen Urvölkern so breit machen, um sie besser gegen die „schmarotzenden deutschen Barone" hetzen zu können, keiner von den russischen Sprachforschern, welche die Letten als Slaven in Anspruch nehmen, keiner der Jungletten? Wenn es aber auf Geistesarbeit ankommt, dann möchte in Rußland immer ein Deutscher eintreten; dazu ist er gut genug.

Um zu beweisen, daß die lettische „keine bloße Bauernsprache" ist, erzählt uns Herr W. auch, daß „mehrere baltische Adelsfamilien, viele Prediger, recht viele Lehrer und sehr viele Schreiber und Beamte Letten sind, daß die Zahl der gebildeten Letten in Mitau und Riga allein gewiß 20,000 übersteigt". Daraus möchten wir den Schluß ziehen, daß unsere deutschen Stammesbrüder in Livland und Kurland doch so bodenlose Tyrannen gegen die Letten nicht sind, als uns die Herrn Jungletten weismachen möchten, auch daß der „deutsche Charakter" der Ostsee-Provinzen nicht für die „Möglichkeit eines gerechten Regiments für die Nichtdeutschen" einer Umwandlung in den russischen bedurfe. Es scheint uns sehr zweifelhaft, ob bei einer ungefähr gleichen Gesammtbevölkerung in Odessa, auf welcher Stadt der Fluch des „deutschen Charakters" nie gelastet hat, 20,000 „gebildete" Russen zusammengerechnet werden würden. Vielleicht würde es dem Herrn W. sogar schwer fallen, in der etwa dreifachen Gesammteinwohnerzahl des heiligen Moskau noch eine gleiche Zahl wirklich „gebildeter" Russen ausfindig zu machen.

Wir erhalten endlich in der Schrift den guten Rath, daß „das deutsche Volk im Interesse seiner inneren Freiheit auf die Eroberung des baltischen Gouvernements für die fernste Zukunft verzichten" solle und die Nachricht, daß „dieser Köder ihm jetzt so zahlreich von Schwärmern und Feudalen vorgeworfen wird". Wir in Deutschland wissen von diesem Köder nichts. Der Unterzeichnete hat seit zwei Jahren die Frage der Ostsee-Provinzen mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt und ziemlich Alles, was darüber von Bedeutung öffentlich und in deutscher Sprache gesagt oder geschrieben worden ist, zu seiner Kenntniß gebracht; er hat aber nirgends eine Andeutung dieses Vorschlages gefunden, außer in der Abhandlung „Preußens Beruf im Osten" in der Zeitschrift „Unsere Tage" (4. Band 1866/67). Und auch dieser „Köder" würde ihm wahrscheinlich entgangen sein, da die Tagespresse gar keine Notiz davon genommen hat, wenn er nicht selbst der „Schwärmer und Feudale" wäre, der ihn ausgeworfen. Es ist eben seine, allerdings noch sehr vereinzelte Ueberzeugung, daß den Bedrückungen des deutschen Elements durch die Russen nur durch das deutsche Schwert abgeholfen werden wird und daß Preußen namentlich zu dieser Hilfeleistung durch seine Ehre und seinen Vortheil verpflichtet ist. Die Zeit wird es erweisen, ob diese Ansicht begründet ist.

Im Munde eines Jungletten ist aber die Behauptung einer „so zahlreichen" Anreizung zur Eroberung des Landes eine böswillige Denunziation bei den Russen zum Nachtheil der baltischen Deutschen. Edwart Kattner.

Kleine literarische Revue.

— **Dem Andenken Maximilian's.** Aus Raab in Ungarn ist uns eine Nänie an Kaiser Maximilian zugegangen, die, obwohl wahrscheinlich aus einer dort heimischen und jetzt in Rio-Janeiro weilenden ungarischen Feder geflossen, ein wahrhaft deutsches, poetisches Wort ist.*) An die Gemahlin Maximilian's, die unglückliche Kaiserin Charlotte, richtet der Dichter die Verse:

Sein Schicksal ist erfüllt, der Kampf beendet,
Der Kelch geleert. Verleumdet und verkannt,
Verrathen und im Schlafe übermannt,
Hat seinen Todesgruß er Dir gesendet
Und segnend Dein gedacht, Du holde Fee!
Sein Lebewohl trug die geliebte See
Hinüber an die heimischen Gestade.
Das war der schönen Laufbahn schönster Schluß:
Für Dich sein letzter Hauch, sein letzter Kuß,
Für Dich und ihn des Weltenschöpfers Gnade.

Er sprach es selbst, er hat es hingeschrieben,
Dein milder Herr, Dein zärtlicher Gemahl:
„Angstvolle Tage, Sorgen ohne Zahl,
„Enttäuschung, Noth sind mir allein geblieben,
„Seit Du, mein guter Engel, nicht mehr hier.
„Du warst mein Hort, mein Trost und meine Zier!
„Geduld, wenn Deiner Seele düstrer Schleier
„Zur Erde fällt, dann komm' an Gottes Hand
„Hinüber, in ein neues Vaterland,
„Hinüber, zu der neuen Hochzeitfeier!"

— **Riga'scher Almanach für** 1868.**) Mit einem noch herzlicheren Willkommen! als sonst, begrüßen wir diesmal den deutschen Jahres-Herold aus der Hauptstadt der baltischen Provinzen. Es ist der neue Riga'sche Almanach wieder eine erfreuliche Manifestation des deutschen Geisteslebens im fernen Nordosten. Allerdings hat befohlenermaßen der Almanach seine offizielle Zeit um zwölf Tage zurückstellen müssen; dem wissenschaftlichen, Gregorianischen Kalender Europa's und Amerika's ist, aller Protestationen der Dorpater Universität ungeachtet, der unwissenschaftliche Julianische Kalender des griechischen Orients vorangestellt; aber im Uebrigen zeugt doch in diesem Büchlein Alles von Civilisation und Fortschritt: so z. B. die beiden Stahlstiche der lutherischen St. Gertrud-Kirche und des Realgymnasiums in Riga, die äußerlich in ihren erst seit wenigen Jahren neu erstandenen schönen Formen, wie innerlich durch den Geist, der darin fortdauernd waltet, den Beweis liefern, daß wir hier in der Stadt uns befinden, die seit mehr als siebenhundert Jahren, seitdem die ersten Bremer Kaufleute an der Mündung der Düna landeten, treu an deutscher Sitte und Bildung hängt. Bestätigt wird dieses Heimgefühl durch die den beiden Kirchen- und Schulbildern sich anschließende historische Skizze des Universitätslebens von Dorpat. Ja hier, wo neben klassischen und poetischen Studien der „Comment" des flotten Burschenthums noch in seiner Urwüchsigkeit gepflegt wird, hier ist deutscher Boden! Allerdings hatte Kaiser Nikolaus im Jahre 1836 gewissermaßen eine Russificirung der Universität angeordnet, indem den Studenten die Anlegung von Uniformen

*) Kaiser Maximilian. Von Dranmor. Raab, Rudolf Hennicke, 1868.

**) Elfter Jahrgang. Mit drei Stahlstichen. Riga, W. H. Häcker.

befohlen, den Comitaten und den Liedern der Burschenschaft eine strenge Censur auferlegt und der Versuch gemacht wurde, die Studirenden als disciplinirte Soldaten und Unteroffiziere und die Professoren als ihre Hauptleute und Generale zu behandeln, aber die deutsche Hochschule überstand diese Prüfungszeit mit Ruhm, und als Kaiser Alexander II. nach seiner Thronbesteigung, und in weiterer Ausdehnung im J. 1862, der Universität ihre alten Rechte wiedergab, da zeigte sich, daß Dorpat's akademische Bürger reif waren für die Zeit der Oeffentlichkeit und der bürgerlichen Freiheit.

Der vorliegende Jahrgang des Riga'schen Almanachs bringt außerdem noch eine historische Skizze aus der Schweden-Zeit der baltischen Provinzen: „Kaia, die Wetter-Hexe", und ein phantastisches „Wintermärchen" von Johanna Conradi, worin mit Humor und treffenden Anspielungen auf literarische Zustände in Deutschland und in den Ostsee-Provinzen eine Unterhaltung der Folianten, Quart- und Octavbände einer deutschen Buchhandlung in Riga durchgeführt ist.

— **Tyndall's Buch über die Identität der Wärme- und der Bewegungs-Kraft.** Wir haben in diesen Blättern mehrfach über die von Professor John Tyndall in London, gleichzeitig mit anderen berühmten Physikern in Deutschland, Italien und Frankreich, gemachte Entdeckung und Nachweisung der Identität der Wärme- und der Bewegungs-Kraft berichtet. Gegenwärtig sind die Vorlesungen Tyndalls', in welchen er die Einheit aller großen Naturkräfte überhaupt und das Einheitsgesetz nachweist, von welchem sie beherrscht sind, in einer populären, von wissenschaftlichen Autoritäten geleiteten, deutschen Uebersetzung erschienen.*) Der Verfasser bespricht in diesem Lehrbuche, in dreizehn Vorlesungen, von denen jede in einem Anhange erläuternde Ergänzungen enthält, die Grundsätze der heutigen Natur-Anschauungen. Die wichtigste Errungenschaft der neueren Naturwissenschaft: daß Licht, Wärme, Magnetismus und Elektricität nicht verschiedene Kräfte, gebunden an verschiedene Fluida, sind, sondern nur verschiedene Aeußerungen Einer Kraft, nur verschiedene Arten der Bewegung, und daß jede Art von Bewegung sich umwandeln lasse sowohl in Licht als auch in Wärme, in Magnetismus oder in Elektricität — diese Errungenschaft ist dem deutschen Leser hinlänglich bekannt; wir haben sie auch in diesen Blättern wiederholt besprochen. Aber wir haben bisher kein Werk gefunden, in welchem der nicht fachkundige Leser so allmählich und doch so folgerichtig gleichsam zur eigenen Entwicklung dieses Grundsatzes geführt wird, wie in dem Werke Tyndall's. Wir können für unsere Behauptung keinen besseren Beweis beibringen, als daß wir noch erwähnen: das Original ist von den Professoren Helmholtz und Wiedemann übersetzt.

— **Riehl's Novellenbuch.** W. H. Riehl, der Psycholog des Volks und seiner Charakterköpfe, hat ein „Neues Novellenbuch" drucken lassen**), das wir in diesen Blättern, da sie vielfach auch zur Anzeige neuer, deutscher Novellen benutzt werden, nicht unerwähnt lassen dürfen, wenn uns nicht der Vorwurf treffen soll, daß wir gerade das Bessere auf diesem Gebiete nicht besprechen. Von den sieben Novellen, die den Inhalt dieses stattlichen Bandes bilden, ist gleich die erste: „Abendfrieden" ein anmuthiges Genrebild aus der Jugendzeit des Dichters, als er im Schloßgarten von Bieberich dem aus Italien nach Abbotsford heimkehrenden Walter Scott begegnete, der dem Knaben, welcher schon damals gern Feierabend-Geschichten erzählte, nach einem stürmischen Tage den „Abendfrieden" brachte. Er erzählt: „Mich hat der Heimweg am Feierabend zur Novelle geführt, und der nachwirkende Eindruck, den der größte Erzähler der neuen Zeit meinem Kindesherzen machte, da ich ihn mit Augen sah, als er eben auch den Heimweg zum Feierabend ging und in seinen erlöschenden Zügen doch das heitere Lächeln des Humoristen noch nicht verloren hatte. In dieser Kindergeschichte liegt der Schlüssel zu meinen Novellen." — Einen ähnlichen Charakter hat die letzte Novelle des Buches: „Die Dichterprobe", worin erzählt wird, wie Richard Märker, der zum Dichter geboren war, aber früher starb, als er es werden konnte, auf seiner Wanderung durch die Thäler am Rhein, um das Leben des Volkes und seine Empfänglichkeit für Poesie zu beobachten, dadurch von selbst zu einer romantischen Volks- und Dorfgeschichte kam. „Giebt es einen beneidenswerthern Nachruhm für Heine (heißt es in dieser Novelle), als daß er seine Loreley, von welcher vordem nicht einmal die Häuser im Städtchen St. Goar das Mindeste gewußt, dem ganzen deutschen Volke so fest in den Mund gedichtet, daß man diesem literarischen Gespenste sogar schon einmal eine überlebensgroße Statue hat setzen wollen? Und mit welchem Stolze müßte es Heinrich v. Kleist erfüllen, wenn er jetzt nach Heilbronn käme und sähe, wie man dem Fremden das Haus seines Käthchens von Heilbronn zeigt, welches doch niemals wo anders hauste, als in seinem Buch und auf den Brettern!"

*) Die Wärme, betrachtet als eine Art der Bewegung, von John Tyndall, Professor der Physik zu London. Braunschweig, Vieweg, 1867.

**) Stuttgart, J. G. Cotta, 1867. (444 S.)

Literarischer Sprechsaal.

Zwei geachtete Zeitschriften Leipzigs haben mit dem J. 1868 eine Jubiläums-Strecke ihrer Laufbahn zurückgelegt: die „Blätter für literarische Unterhaltung" eine fünfzigjährige, und die „Illustrirte Zeitung" eine fünfundzwanzigjährige. Beide Zeitschriften beginnen ihren neuen Jahrgang mit einem Rückblicke auf ihre Geschichte. Kotzebue hatte im J. 1818 in Weimar das „literarische Wochenblatt" begründet, das der Nagel zu seinem Sarge wurde, da hauptsächlich die Opposition dieses Blattes gegen die Excentricitäten der „altteutschen" Turnerei und Romantik den Zorn der damaligen Burschenschaft gegen ihn anregte und im J. 1819 die That Sand's zur Folge hatte. Nach Kotzebue's Tode fristete das „literarische Wochenblatt" nur noch ein Jahr lang in Weimar sein Leben. Unter Müllner's Leitung verlor es den größten Theil seiner Abonnenten, und sein Verleger Hoffmann verkaufte es daher im J. 1820 an den bisher von ihm systematisch angegriffenen Buchhändler Friedr. Arnold Brockhaus in Leipzig, der und dessen Sohn Heinrich den Titel des Blattes, das dreißig Jahre lang von Heinrich Brockhaus allein geleitet wurde, zuerst in „literarisches Conversationsblatt" und im J. 1827 in „Blätter für literarische Unterhaltung" umwandelten. Von 1853 bis 1864 hat Hermann Marggraff und von 1865 ab Rudolf Gottschall das Blatt redigirt, das in den letzten Jahren einen neuen Aufschwung genommen.

Die Leipziger „Illustrirte Zeitung" hat vor 25 Jahren die

Holzschnitt-Illustrationen auch auf ästhetischem und politischem Gebiet in die deutsche Lesewelt eingeführt. Daß sie es, wie ihr Historiker in der vorliegenden Nummer sagt: auf journalistischem Gebiet überhaupt gethan und damit ein neues Genre in der periodischen Literatur begründete, ist ein Irrthum, da lange vor der „Illustrirten Ztg." das „Pfennig-Magazin" den Reigen eröffnet und zugleich eine sehr weite Verbreitung gefunden hatte. Doch ist nicht zu verkennen, daß die deutsche „Illustrirte Zeitung" durch Ton und Haltung ihres Inhalts sowohl, als ihres Bilderschmuckes, nicht wenig zur Hebung des Geschmackes und zur besseren Würdigung der Illustrations-Literatur in Deutschland beigetragen hat. Dem Herausgeber des „Magazin für die Literatur des Auslandes" bleibt es eine angenehme Erinnerung, daß er, im Jahre 1843 durch das Vertrauen des hochgeachteten Verlegers der „Illustrirten Zeitung", Herrn J. J. Weber, dazu berufen, bei der Gründung des Blattes und bei der Redaction seiner ersten Wochenberichte und Uebersichten thätig mitgewirkt und eine Einrichtung hat in's Leben rufen helfen, die jetzt so ruhmvoll und mustergiltig ihre Stelle in der deutschen Journalistik einnimmt.

Zur Beurtheilung der Eisenbahn-Frage in Norddeutschland und besonders im Königreich Sachsen hat der durch seine Thätigkeit beim deutschen Handelstage bekannte Fabrikant, Herr Gustav Dörstling in Chemnitz, eine Schrift herausgegeben*), die, bei der Lage Sachsens im Centrum von Deutschland, auch außerhalb des kleinen Königreichs ein allgemeines Interesse darbietet. Der Verf. geht von dem unbestrittenen Gesichtspunkt aus, daß diejenigen Eisenbahn-Linien, welche die geradesten und mithin kürzesten Verbindungen der großen Productions- und Handels-Mittelpunkte mit dem Meere, oder des einen freien Verkehrs-Landes mit dem anderen bilden, die Herrschaft über alle anderen Linien gewinnen werden. Er strebt somit danach, die günstige geographische Lage seines engeren Vaterlandes dazu benutzt zu sehen, daß dessen Haupteisenbahnen Mittelglieder der großen Verbindungskette des Nordens und des Südens, des Ostens und des Westens von Deutschland werden. Er behandelt zugleich die wichtigen, volkswirthschaftlichen Fragen: ob Staats- oder Privat-Eisenbahn-Anlagen vorzuziehen seien, ob man zur Aufbringung der zum Bau nöthigen Kapitalien die natürlichen, aber langsam arbeitenden Kräfte des Landes, oder künstliche, rascher zum Ziele führende Mittel der Finanz-Speculation in Anspruch nehmen soll? Er warnt mit Entschiedenheit gegen die letztgedachten Mittel, die zwar seit einigen Jahren mit scheinbar günstigem Erfolg in Preußen in Anwendung gebracht worden, deren schließlicher Einfluß aber auf den Wohlstand der Landschaften, welche zum Theil die künstlich bezifferten, hohen Summen des Bau-Anschlages und der Kosten der Geldbeschaffung haben aufbringen müssen, noch gar nicht zu berechnen ist. Nicht dem unklugen Verlangen der Landschaften nach Eisenbahn-Linien von lediglich lokaler Bedeutung sei nachzugeben, sondern einzig und allein mit einem Blick auf das große Ganze, auf die Herstellung der geradesten und mithin kürzesten Weltverkehrs-Linien, sei fernerhin vorzugehen.

*) Einige Worte zur Eisenbahn-Frage im Königreich Sachsen, von Gustav Dörstling. Chemnitz, D. May's Buch- und Kunsthandlung, 1867.

Der rühmlichst bekannte französische Volkswirthschafts-Lehrer Herr G. v. Mollnari, ein Kampfgenosse Michel Chevalier's auf dem Felde der freien Volks-Arbeit, sagt in einem gegen die altersschwachen politischen Theorieen des Herrn Thiers gerichteten Artikel des Journal des Débats: „In diesem Augenblicke findet bekanntlich in Rußland eine panslavistische Bewegung statt, die nichts Geringeres bezweckt, als die Vereinigung aller mehr oder weniger authentischen Slaven-Länder mit dem Zaren-Reiche. Zugegeben nun, daß es den Panslavisten gelänge, ihren Zweck zu erreichen und sowohl Oesterreich, als die Türkei, zu Gunsten des unermeßlichen Reiches zu berauben, das sich von der Behring-Straße bis zur Ostsee, vom Eis- bis zum Schwarzen Meer erstreckt — würde dadurch die Macht Rußlands wirklich gewonnen haben? Selbst in Rußland giebt es Leute, die daran zweifeln. Vielmehr glauben diese Leute, daß ein Staat, ganz ebenso wie ein Privatmann, verarmen und sich ruiniren kann, wenn er Erwerbungen von Grund und Boden macht, die nicht im richtigen Verhältniß zu seinen Hilfsmitteln stehen. Jene Leute sind der Ansicht, daß Rußland, statt unaufhörlich, mit großen Kosten, halbkultivirte Länder mit anderen kaum bewohnten Ländern und arme Bevölkerungen mit anderen armen Bevölkerungen zu vereinigen, weiser handelte, sich Reichthümer durch eine bessere Kultur seines eigenen Bodens und demzufolge größere Macht auf der ohnehin schon zu ausgedehnten Oberfläche des ungeheuern Zaren-Reiches zu schaffen. Die Ansichten dieser gemäßigten Leute haben zwar bei den Festmahlen des Slaven-Kongresses keinen Beifall gefunden, sind aber gleichwohl von Werth und verdienen, von allen Staatsmännern beherzigt zu werden, die sich nicht durch Cajolirung der Leidenschaften des Tages eine leichte Popularität verschaffen wollen."

Der Gedanke des französischen Unterrichts-Ministers, Herrn Duruy, die Wohlthaten des höheren Unterrichts auch den Frauen zu Theil werden zu lassen, ist in Frankreich zwar auf großen Widerstand von Seiten der katholischen Geistlichkeit gestoßen, die sich dadurch in ihrem bisherigen Privilegium der Erziehung des weiblichen Geschlechts beeinträchtigt sieht, doch kömmt dieser Gedanke dort mehr und mehr zur praktischen Anwendung. Wie in Paris bei der Sorbonne, so ist gegen Ende des Jahres 1867 auch in Bordeaux, Orleans, Troyes und Beauvais ein Cursus für den höheren Unterricht von Mädchen im Alter von 16–20 Jahren eingerichtet worden. Der hauptsachlich von elsaßischen Federn geschriebene „Temps" sagt über die von den französischen Bischöfen, nach dem Vorgange von Monsignor Dupanloup, zelotisch bekämpfte Frage des höheren weiblichen Unterrichts: „Es handelt sich jetzt darum, zu wissen, ob der Priester, der in Frankreich noch die Leitung der Frauenwelt hat, durch dieses Medium wiederum die Herrschaft überhaupt erlange, oder ob es der bürgerlichen Gesellschaft gelingt, sich vom Priester zu emancipiren, indem sie ihm die Erziehung der Frauen aus der Hand nimmt und diese an der Kultur und am allgemeinen Geistesleben Theil nehmen läßt. Im Grunde genommen, ist es schließlich das Schicksal Frankreichs, um welches es sich in dieser Frage handelt. Deutschland — oder Spanien! Frankreichs Zukunft hängt von der Wahl ab, die es treffen wird."

Der Titel und Inhalt des zweiundsiebzigsten Bandes liegt dieser Nummer bei.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagsbandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 18. Januar 1868. [Nº 3.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der gelehrte Buchhändler Frobenius in Hamburg.*)

Der Name Frobenius (Froben) hat in der Kultur- und Literatur-Geschichte einen guten Klang, doch wird bei demselben meist nur an den gelehrten Baseler Buchdrucker Johann Froben gedacht, obwohl dessen Großneffe Georg Ludwig Frobenius ebenso viele Beachtung verdient. Aus dem Verlage des Letztern führt Dr. Gustav Schwetschke in seinem Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis nicht weniger als 185 Werke an, meist gelehrte in lateinischer Sprache, die zum größeren Theil vergessen und heute entbehrlich sind, aber doch auch z. B. eine gesuchte Ausgabe des „Reinike de Vosz" vom Jahre 1604. Mit diesem jüngeren, dem Hamburger Froben, beschäftigt sich die vorstehend genannte kleine Schrift eines Gelehrten, der sich um die Hamburger Spezialgeschichte schon mehrfache Verdienste erworben hat. Unter den sorgfältig zusammengestellten Quellen für die Lebensgeschichte G. L. Froben's ist am Meisten von Interesse ein im Besitz des Rechtsanwalts Frobenius in Ansbach befindlicher Stammbaum der Familie, nach dessen Angabe Georg Ludwig am 25. August 1566 in dem würzburgischen Städtchen Iphofen als Sohn des dortigen Bürgermeisters Mag. Bonifacius Froben geboren wurde und die Schulen in Windsheim, Ansbach und Kloster Heilsbronn besuchte, von wo er im Jahre 1586 auf die Universität Tübingen ging. „Hier kam er am 3. Julii an, liess sich 4. ejusd. alleine publice in Bursa deponiren, da ihm dann die Bachanten-Hörner so scharff abgestossen worden, dass ihm Mund und Nasse geblutet." 1590 promovirte er zum Magister, wurde dann Hauslehrer in der Familie des Dr. Megkbach in Halle, der ihm, als die Zöglinge das älterliche Haus verließen, Empfehlungsschreiben an den Statthalter von Holstein, Heinrich von Rantzau, mitgab. Froben versuchte es, bevor er von dieser Empfehlung Gebrauch machte, mit einer andern, die ihm Melanchthon's Schwiegersohn, Dr. Peucer, an Tycho de Brahe gegeben hatte. Aber sein Aufenthalt in Uranienburg war von kurzer Dauer: der berühmte Astronom wollte seine Assistenten gar zu billig haben. Bei dem Statthalter von Rantzau trat er dann in Dienste und war zugleich Informator, Sekretär, Redakteur für die literarischen Arbeiten seines Gönners und Geschäftsführer für mancherlei Aufträge im Reich.

Im November 1595 heiratete er die Nichte des Rantzau'schen Gutspächters in Wandsbeck, Detlev Wolders, bei dem er bis zum 1. März des folgenden Jahres wohnte und dann von ihm die Pachtung sich abtreten ließ. Als Gast des Eigenthümers, quartierte sich hier im nächsten Jahre auf Jahr und Tag Tycho de Brahe mit seinem ganzen Hausstande ein, welcher „dem M. Froben in seiner Nahrung merkl. Verhinderung u. Abbruch gethan. Gott verzeihe es ihm." — „Am 6. Jan. 1599 reisete Tychonis Brahe (der mit seinen Söhnen, Dienern, Pferden und Wagen um Michaelis 1598 abgezogen war) Frau und Töchter, auch ab, doch verhielten sich die letztern ganz stille, eingezogen und friedlich." Nach dem Tode seines Gönners ward von dessen Söhnen nun auch dem Frobenius die Pacht gekündigt und dieser ging nach Hamburg, ward dort Bürger und — Buchhändler. „Was Frobenius veranlasste, Buchhändler zu werden, muss unentschieden bleiben. In der Grabschrift heisst es: fato suo negotiationi librariae implicitus." Daß Froben auch eine eigene Druckerei gehabt habe, ist nicht nachzuweisen und stellt sich als unwahrscheinlich heraus, obwohl er hier und da in Sammelwerken unter den Buchdruckern angeführt wird. — Das den biographischen Notizen folgende Schriften-Verzeichniss berichtigt Ungenauigkeiten der Titel-Angaben, die aus Moller's Cimbria literata in Jöcher's Lexikon und andere Werke übergegangen sind. Die ganze Monographie, für das größere Publikum nicht berechnet, ist als dankenswerther Nachtrag zu dem vom Verein für Hamburgische Geschichte herausgegebenen Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller zu betrachten.

F. H.

*) Von Friedrich Lorenz Hoffmann, Doktor ꝛc. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1867.

Briefe H. Heine's an den Herausgeber des „Magazin für die Literatur des Auslandes."

IV.

Hamburg, 26. Mai 1826.

Lieber Lehmann! Vielleicht, wenn ich meinen Bruder Max nicht in Berlin hätte, würde ich Ihnen öfter geschrieben haben. Dann auch ist es mir, als hätte ich noch zuerst einen Brief von Ihnen zu erwarten. Und endlich meinte ich, selbst nach Berlin zu kommen; dieses hat sich aber von einem Monat zum anderen verschoben, und mag sich noch eine Weile hinziehen. Ich sehe, Sie fragen mich: wie ich hier in Hamburg lebe? O, lieber Lehmann, nennen Sie es, wie Sie wollen, nur nicht leben!

In isolirter Zurückgezogenheit beschäftige ich mich bloß mit den Wissenschaften und der Herstellung meiner Gesundheit. Diese verbessert sich allmählich, und komme ich einmal ganz auf

den Strumpf, so dürfen Sie viel Erfreuliches, sowohl im Leben, als in der Literatur, von mir erwarten.

Ich hätte Ihnen, ich muß es gestehen, doch noch nicht geschrieben, wenn ich es über's Herz bringen könnte, Ihnen den ersten Band der „Reisebilder“ ohne einige Zeilen zuzuschicken. Aber auch dieses Buch trug ich Bedenken, Ihnen zuzuschicken. Es ist so wenig darin, und ich möchte jetzt so viel geben — doch, ich denke, Sie kennen mich genug, um sich in Gedanken das Buch zu ergänzen. Vielleicht gefällt's Ihnen auch, daß ich jetzt die „Harzreise“, die im ledernen „Gesellschafter“*) in so trister Gestalt erschien, ehrlich durchgearbeitet, verbessert und erweitert, und mit Vor- und Nachwort versehen habe. Ja, lieber Lehmann, die Zeiten sind schlecht; ich muß etwas für meinen Ruhm sorgen, indem ich jetzt so halb und halb davon leben muß, und vorzüglich weil der Lorbeer, der meine Stirn umkränzt, doch manchem Lump, der mich mit Koth bewerfen möchte, eine heilige Scheu einflößt. Darum sollen Sie, lieber Lehmann, wieder etwas für diesen Ruhm wirken, und ich wünschte sehr, daß Sie Sorge trügen für mein Büchlein.

Es ist doch hübsch: bei so vielen Fatalitäten, die mich bedrängen, kann ich doch sicher auf meine Freunde rechnen, und unter diesen haben Sie mir immer die schönsten Beweise von Freundschaft gegeben. Und seltsam, es ist mir in diesem Augenblicke zu Muthe, als könnte es nicht anders sein, als müßten die, die mich einmal ganz kennen, nicht von mir ablassen in Liebe und Freundschaft.

Wenn ich Zeit habe, schreibe ich dieser Tage auch an Gans, gegen den man mich sehr unwillig gemacht hat, und den ich doch von Grund des Herzens sehr liebe.— Mit Moser lebe ich seit einiger Zeit in beständigen Mißverständnissen. Ich schreibe ihm, aber nicht mehr über mein Wollen, noch viel weniger über mein Thun, am Allerwenigsten aber über meine Poeterei. Diese scheint ihn zu langweilen, und wer weiß — er mag Recht haben. Auch ist das Denken sein eigentliches Element, und hat er sich selbst seit kurzer Zeit ganz umgedacht, d. h. durch Denken zu einem neuen Menschen gemacht; unsereiner bleibt aber derselbe, und das ist vielleicht gut!

Wie leben Sie und was machen Sie? Ich höre, Sie verkehren viel mit meinem Bruder Max. Es ist ein wackerer Mensch, und ich verspreche mir sehr viel von ihm.

Wahrscheinlich beschäftigt Sie das Theater noch wie sonst. Ich will, sobald sich zur Ruhe komme, ein Lustspiel schreiben. Das hiesige Theater ist schlecht; auf das dortige Königstädter Theater bin ich sehr neugierig. Die „Schnellpost“, die hier viel gelesen wird, hat mich gar besonders neugierig darauf gemacht. Saphir's Witze amüsiren mich königlich. Er hat viel Geist; er kann sich zum wahren Humor hinaufschwingen, und Sie sehen, daß ich mich nicht geirrt habe, als ich Sie vor vielen Jahren auf seine erste Gedicht-Sammlung aufmerksam machte. Um so unangenehmer berührte es mich, daß er sein Blatt dazu hergab, mich insultiren zu lassen. Das war Unrecht. Auch zwischen geistigen Mächten existirt ein Völkerrecht, das nicht verletzt werden darf. Diese wechselseitige Achtung, selbst bei feindseliger Gesinnung, muß nie aufhören unter bedeutenden Geistern, sonst würde jenes Lumpengesindel, das untereinander nur gar zu fest verbündet ist, gar bald gewonnen Spiel haben.

Dieses, lieber Lehmann, war immer meine Ansicht, und Sie werden Sie wieder erkennen im nächsten Bande der „Reisebilder“, wo ich über die neueste deutsche Literatur sprechen werde. Im zweiten Bande soll ebenfalls der „Rabbi“ erscheinen, und ich bin darauf gefaßt, daß ich alsdann in der römischen und pietistischen Welt ganz verhaßt bin. Ich hoffe, es wird mir alsdann nicht viel mehr daran gelegen sein.

Es fällt mir ein, ein Beispiel zu dem oben gesagten ist die Rezension meiner Tragödien in den „Wiener Jahrbüchern“; das heißt: Achten, trotz der feindlichen Stellung. — Der antipietistische Geist im ersten Theile der „Reisebilder“ wird schon gleichfalls mißfallen. Desto mehr muß man sorgen für gute, öffentliche Stimmen. Ich lege Ihnen das an's Herz. —

Leben Sie wohl, lieber Lehmann, und bleiben Sie mir Freund. Schreiben Sie bald, mein Bruder hat jederzeit meine Adresse.

Ihr Freund

H. Heine.

V.

Lüneburg, 16. December 1826.

Lieber Lehmann! Diesmal kann ich mein langes Stillschweigen nicht durch Geständniß der Faulheit entschuldigen. Ich bin in der letzten Zeit sehr rührig und regsam gewesen; aber dennoch von Außen und Innen bedrängt, kam mir kein ruhiger Augenblick, wie ich ihn wünsche, um Freunden von ganzem Herzen zu schreiben. Und dieser Augenblick ist auch jetzt noch nicht da, und ich würde noch nicht schreiben, wenn ich nicht ganz einsam wäre, und doch so gern von den Freunden etwas hörte. Seit mein Bruder Max Berlin verlassen, hör' ich und seh' ich nichts mehr, was daher kömmt. Er war October hier, und wir sprachen viel von Ihnen, lieber Lehmann! Er hat mir bestätigt, daß Sie zu der Zahl meiner erprobtesten Freunde gehören, und das war mir lieb. Sie haben sich wahrlich als solchen erwiesen; und für die Theilnahme, die Sie meinen „Reisebildern“, mehr als sie verdienten, erzeigten, muß ich noch besonders danken. Ich befand mich bei deren Erscheinen in Hamburg, unter lauter Kothwürfen, und recht benöthigt des freundlichen Zurufs aus der Ferne. — Jetzt befinde ich mich etwas besser, auch schon in Hinsicht der Gesundheit, die ich diesen Herbst wieder durch das Norderneyer Seebad gestärkt habe.

Moser ist mir schon seit drei Monaten Antwort schuldig. Fragen Sie ihn doch, ob er noch lebt, und in diesem Falle lassen Sie es sich von ihm schriftlich geben. Ich bitte, sagen Sie ihm, ich spräche schlecht von ihm; vielleicht bewegt ihn das, mir bald zu schreiben. Und ist es denn nicht schlecht, diejenigen Freunde, die uns am meisten lieben, ohne Brief zu lassen? — Recht lieben Gruß an Gans; in meiner hiesigen Einsamkeit denke ich viel an ihn. — Sehen Sie Leßmann, so grüßen Sie ihn ebenfalls; ich habe seitdem im „Gesellschafter“ manches Hübsche von ihm gelesen, was mich recht erfreut hat. Ich hätte ihn oft küssen mögen. Es ist ein geistig reicher Mensch, und ich kann nicht begreifen, wie es Menschen möglich ist, die wahrhaftesten Geschichten zu schreiben, woran kein wahres Wort ist. Sehen Sie Zunz und Hillmar, so grüßen Sie sie ebenfalls.— Aber was machen Sie? Haben Sie noch mit der Muse zu thun? Mit Folgen oder Erfolg? Wissen Sie auch, daß ich für Ihre Prosa sehr vielen Respekt habe? und das will viel sagen, wenn man weiß, wie hoch ich gute Prosa achte.

Der zweite Theil der „Reisebilder“ soll Ostern ganz bestimmt erscheinen; ich selbst erscheine bei Ihnen früher schon. Jetzt bin ich im Begriff nach Hamburg zu reisen. Doch bleibe ich wohl

---

*) Der „Gesellschafter“, von Prof. Gubitz in Berlin redigirt, hat in den Jahren 1821—1826 viele Beiträge in Poesie und Prosa von H. Heine gebracht und nicht wenig zur ersten Verbreitung seines Namens und seines Ruhmes beigetragen. J. L.

noch hier bis zum 15. Januar; haben Sie Lust mir bis dahin nochmal zu schreiben, so ist meine Adresse H. H. Dr. jur. bei S. H. auf dem Markt, in Lüneburg; nach dem 15. ist sie, wie früherhin, nämlich per adresse von Hoffmann u. Campe in Hamburg. Saphir zu grüßen.

In Betreff des zweiten Bandes der „Reisebilder" dürfen Sie die kühnsten Erwartungen hegen; d. h. Sie dürfen viel Kühnes erwarten, ob auch Gutes? Das ist eine andere Frage. Auf jeden Fall sollen Sie sehen, daß ich frei und edel spreche, und das Schlechte geißle, mag es auch noch so verehrt und mächtig sein. — Ehe ich Hamburg verließ, sah ich nochmals Bella Veit. Sie ist sehr liebenswürdig. Ein etwas angegriffenes, aber noch immer köstlich munteres Herz schimmert durch die zarte Gestalt. Sie gefällt mir sehr.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb. Wir werden noch schöne Tage zusammen leben.

Ihr Freund
H. Heine.

VI.

Paris, 5. October 1854.

Ihren freundlichen Brief habe ich gestern erhalten, und beeile mich um so mehr, Ihnen zu schreiben, da ich Ihnen anzeigen muß, daß die Piècen, die Sie mir zugeschickt haben, mir nicht zu Handen gekommen sind*). Auch das Paquet mit kleinen Druckschriften, daß Sie wahrscheinlich auf die Eisenbahn hierher gegeben**), ist bis zu dieser Stunde nicht angekommen, und ich bitte Sie, gefälligst darüber an die Behörden ein Rundschreiben zu erlassen; ich hoffe auf diesem Wege wird mir das Paquet bald zukommen.

Ich habe meine Wohnung***) geändert, und wohne jetzt: aux Batignolles, 51, grande rue. Diese neue Wohnung, die ich comfortable einrichtete, werde ich dennoch gegen Ende dieses Monats verlassen müssen, da die darin herrschende Feuchtigkeit mir eine Halsentzündung bereits zugezogen hat.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre Mittheilung in Betreff der „Allgemeinen Zeitung". Wenn nicht durch Zufall, erfahre ich jetzt gar nichts, da ich gänzlich isolirt lebe, und außer meinen beiden Secretairen, die Beide zu anständig sind, um sich mit deutschem Klatsch zu beschäftigen, sehe ich keinen einzigen Deutschen. Mein Buchhändler Jul. Campe in Hamburg schreibt mir nur, was eben seine eigenen Interessen betrifft. Aus Schonung wird mir vielleicht auch Manches von dorther verschwiegen, was sehr lächerlich ist, da ich bereits früher gegen alle Rohheiten abgehärtet war, und jetzt gar den meisten weltlichen Eitelkeiten abgestorben bin.

Meine Frau hat die meisten Deutschen von meinem Hause verscheucht, manchen sogar im wahren Sinne des Wortes hinausgeschmissen. Auch sind viele in den letzten Jahren durch den Tod fortgerafft worden; theils auch sind sie abgereist, oder sitzen in Irren- oder Zuchthäusern, so daß ich, wie ich Ihnen sage, vom Vaterlande nichts erfahre, was mir doch manchmal nothwendig wäre, in Fällen, wo ich einer bestimmten Lüge widersprechen müßte, und in dieser Beziehung wäre es mir sehr lieb, wenn Sie mir häufiger schrieben; sicherlich kann mich Nichts verletzen, und Manches kann mich sogar amüsiren. Dann auch, da ich, sobald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine „Memoiren" versenken werde, kann irgend eine Mittheilung über Schicksale und Transformationen landsmännischer alter Freunde für mich von einigem Nutzen sein. Manchen glaube ich lebend, der längst todt ist; und manchen glaube ich todt, der unterdessen bloß dumm geworden oder schlecht. Sie haben keinen Begriff davon, welch ein Furore des Beifalls mein Aufsatz in der Revue des deux Mondes gemacht hat. In einigen Wochen soll er ganz gedruckt in meinem Buche de l'Allemagne erscheinen, für welches derselbe als Schluß-Kapitel geschrieben ist.

Ich gebe meine Werke auf Französisch bei Michel Levy frères heraus, die man mir als Verleger empfahl. Ich hatte die Wahl zwischen ihnen und einem anderen Verleger, der ein ehemaliger Bonnetier, d. h. baumwollener Nachtmützen-Fabrikant war, und ich gab Ersteren den Vorzug, vielleicht eben, weil sie vom Stamme Levy. Ich glaube, daß Herr Levy darum nicht minder ein ehrlicher Mann ist, und mein Vertrauen verdient, und wenigstens ich, sollte ich mich auch zu meinem größten Schaden irren, ich darf vom alten Vorurtheil gegen die Juden mich nicht leiten lassen. Ich glaube, wenn man sie Geld verdienen läßt, so werden sie wenigstens dankbar sein, und uns weniger übervortheilen als die christlichen Kollegen.

Eine große Civilisation des Herzens blieb den Juden durch eine ununterbrochene Tradition von zwei Jahrtausenden. Ich glaube, sie konnten deshalb auch so schnell theilnehmen an der europäischen Kultur, weil sie eben in Betreff des Gefühls nichts zu erlernen hatten, und nur das Wissen sich anzueignen brauchten. Doch das wissen Sie Alles besser als ich, und es mag Ihnen nur als Wink dienen zum Verständniß dessen, was ich in meinen „Geständnissen" gesagt habe. Aber wenn ich auch Campe den Auftrag gebe, das Buch Ihnen zu senden, so bekommen Sie es gewiß erst an dem Tage, wo auch der Messias eintrifft, wenn er, der alten Tradition nach, auf einem Esel kommt, und nicht die Eisenbahn benutzen will.

Es ist mir unendlich lieb, daß Sie das, was ich Ihnen über die Gasbeleuchtungs-Filouterie des wackern Herrn F. gesagt, nicht vergessen haben; er hat meinem Bruder Gustav wirklich durch die abgefeimtesten Lügen von seiner Verfolgung meiner Interessen abzustehen vermocht, und er spekulirt auf meine Krankheit, die ihn von jeder Ahndung eines Morgens befreien würde. Er irrt sich aber sehr.

Ich weiß kaum, was ich dictire, so schläfrig macht mich nämlich der Uebergenuß des Opiums, und ich schließe, indem ich Ihnen nochmals für Ihre Güte danke und Sie freundschaftlichst grüße.

Ihr
Heinrich Heine.*)

*) Ich hatte ihm durch die Post einige Nummern meiner Zeitschrift übersandt, in welchen Artikel standen, die für ihn Interesse hatten, aber wie auch noch heutzutage, so unterschlug damals die kaiserliche Postverwaltung alle Kreuzband-Sendungen, die etwas kaiserlich Censurwidriges enthielten.

**) Es war ebenfalls auf die Post gegeben worden, und diese hat es, wie ich ermittelte, zwar nach Frankreich befördert, aber in Paris wurde es nicht abgeliefert.

***) Bis dahin rue d'Amsterdam, wo Heine mehrere Jahre in seiner „Matratzen-Gruft" lag. J. L.

*) Diese Unterschrift ist von Heine selbst groß und deutlich, mit fester Hand gezeichnet, während der Brief einem Secretair in die Feder dictirt war. J. L.

Die deutschen Nationalfarben.

Nach E. L. Rochholz.*)

Herr Prof. Rochholz hat die Geschichte des deutschen Alterthums mit einem neuen interessanten Werke bereichert. Das kulturhistorische Werk besteht aus zwei Theilen, deren erster dem „deutschen Unsterblichkeits-Glauben", während der zweite dem „altdeutschen Bürgerleben" gewidmet ist. Unter diesen umfassenden Bezeichnungen behandelt der gelehrte Verfasser Alles, was von dem äußeren und inneren Leben und Treiben unserer heidnischen Vorfahren, im Uebergange zu den bezüglichen Umwandelungen der späteren christlichen Zeit bis auf die Gegenwart, als wichtige und charakteristische Antiquität irgendwie in Betracht kommen kann Seine Beweismittel und Thatsachen schöpfte er mit außerordentlichem Fleiße theils aus unseren Geschichts-, Rechts- und Sprach-Alterthümern, theils aus den historischen Traditionen und Sitten des Volkes. Indem er gelehrtes Wissen mit persönlicher, eingehender Beobachtung Hand in Hand gehen ließ, ist ein überaus reiches, durch fortwährende Vergleichungen mit den Zuständen, Sitten und Anschauungen fremder Stämme und Völker beleuchtetes Material zu einer schönen, leichtfaßlichen, übersichtlich klaren und anziehenden Darstellung verarbeitet worden, deren Inhalt sowohl dem Fachgelehrten, als jedem Gebildeten zur vielseitigsten Belehrung auf den betreffenden Gebieten, sowie namentlich auch zum besseren Verständniß der älteren deutschen Literatur, dienen kann.

Zum anschaulichen Belege, wie unser Meister den ihm vorliegenden Stoff behandelt hat, wollen wir aus dem zweiten Theile seines Werkes von einem größeren, sehr inhaltreichen Abschnitte, über die deutschen Leibfarben, einige Kapitel, welche über den Gebrauch der rothen Farbe handeln, auszugsweise hier vorführen.

Roth, die Hausfarbe der Germanen. — Der Wappenschild der Germanen war vorzugsweise weiß-roth; von gleicher Farbe war auch der Hausschild gewesen. Für Letzteres hat man des Tacitus sicheres Zeugniß, welcher von den Germanen (Germ. c. 16) sagt: „Gewisse Stellen des Hauses bestreichen sie sehr sorgfältig mit einer Erdfarbe, die so rein und glänzend ist, daß sie wie Malerei und Farbenzüge aussieht." Dieser Brauch, der bis heute dem deutschen Landvolke eigen geblieben, entspringt aus der Beschaffenheit des Landes selbst, das, je nördlicher gelegen, um so mehr das Rothbraun als Naturfarbe über das Grün vortreten läßt. In diese Lieblingsfarbe der Natur kleidet sich der Nordländer. An Häusern wie an anderen Gegenständen der Nordländer (Büchern) sieht man gewöhnlich die rothe oder braunrothe Farbe angewendet. Die Mittel, mit denen der einsame und bildungslose Nordländer von jeher gewußt hat, dieses Roth als Wasser- und als Oelfarbe technisch herzustellen, sind die allereinfachsten; wir kennen sie aus alten und neuen Zeugnissen. Nach Fischer (Geschichte des teutschen Handels I. 80.) heißt die grobe rothe Oelfarbe, deren rohe Masse dem von Tacitus beschriebenen Thone ziemlich gleich kommt, noch jetzt im Würtembergischen Hausfarbe, weil damit die Thüren und Fensterbekleidungen gewöhnlich angestrichen werden. Nach dieser, in verschiedenen Mischungen und Nüancen angewendeten rothen Färbung, haben die ältesten Kirchen, Thürme, Thore, Vogtshäuser und Herbergen ihre stehenden Hausnamen erhalten.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert begannen die deutschen Städte das ungeschriebene Herkommen und Gewohnheitsrecht schriftlich abfassen zu lassen. Aus diesen ersten Versuchen, die örtlichen Einungen zu codificiren, bildeten sich die Stadtrechte. Diese handschriftlichen Satzungen sind in rothes Leder oder in roth überzogene Holzdeckel gebunden und heißen „Rothes Buch". Die Bänke der Schöffen waren mit rothem Tuch gedeckt; roth ist der Mantel des Blutrichters und der Amtstalar der Juristen-Facultäten; mit rothem Wachse siegeln, galt als Zeichen eigener Herrschaftlichkeit. Immer mehr verliert mit der Zeit die Farbe ihre altreligiöse Bedeutung gegenüber der criminalistischen. Doch jene erstere läßt sich noch vollkommen nachweisen. Wenn nämlich Gott Thorr im Norden vorzugsweise der Landgott hieß, landâs, numen patrium, so mußten Landesmarke und Landesweg unter seinem Schutze stehen. Die isländischen Ansiedler nannten Thörsmörk jenen Bezirk, welchen sie diesem Gotte heiligten, und die norwegische Sage weiß von der Straße Thors-vej (-Weg). Myth. 169. Ebenso heißt nach der Sprache der westphälischen Vehmgerichte der ganze Gerichtsbezirk, in welchem die einheitliche Satzung gilt, „Rothe Erde". Wo sich den Sagen vom Umzuge des Wilden Heeres die Gottheit Donars beigemischt hat, da tragen die Landschaften, Berge, Flüsse und Marken, durch welche die wilde Jagd zieht, immer noch in ihren Namen Etwas von dieses Gottes Leibfarbe (Roth) an sich.

Schild- und Pannerfarben. — Der Name Schild führt auf Schilderei, Gemälde, sowie althochdeutsch wâfan, Waffe überhaupt, auf Wappen und Wappenschild. Waffengenoß hieß der zu einem Wappen Berechtigte; das Wappen des Herrn als Zeichen übernommener Dienstmannschaft tragen, hieß seine Waffen tragen. Schild und Bild sind also altvereint. Die Bemalung der Germanenschilde mit auserlesenen Farben, lectissimis coloribus, hebt bereits Tacitus (Germ. c. 6.) hervor; sie werden als militärische Unterscheidungszeichen der Stämme und Geschlechter gedient haben; dagegen von den Schilden der Arier sagt er (c. 43.), daß sie schreckhaft schwarz bemalt waren. Die bevorzugten Schild-Farben waren weiß oder roth, je nachdem sie dem Frieden oder dem Kriege zu dienen hatten. Nach Angabe der Sagen, ist der altnordische Friedensschild weiß und wurde von den Seefahrern jeden Abend, wenn man stille lag, am Mastbaum in die Höhe gezogen. Wurde er aber am Morgen unter Hörnerschall durch einen rothen ersetzt, so war damit der Beginn des Unfriedens zu erkennen gegeben. Denn Rothgelb oder Gelbroth sind Farben von der Plusseite; sie stimmen lebhaft, regsam strebend (Göthe, Farbenlehre Th. III., 311). Das Eddische Lied von Brynhildens Todesfahrt giebt Str. 9 und 10 an, Odhin habe die Walküre mit weißen und rothen Schilden umschlossen. Krieg war häufiger als Frieden, der rothe Schild also gebräuchlicher als der weiße. Roth ist also hier gleich Blut. — Der gelbe Eisenocker, der sich durch's Feuer zu einer sehr hohen Röthe steigert, sowie der zu gleichem Zwecke verwendbare Rothstein gaben dem damit bemalten Schilde den bleibenden Namen. Malen heißt altnordisch steina; der diese Steinfarbe tragende Schlachtschild heißt daher im Hildebrands-Liede steimbart. Roth oder braun ist nach friesischer Rechtsformel und nach Saxo's Angabe (3, 56; 5, 132.) der Schild. Der Lorscher Wildbann von 1423 ertheilt dem Nachen des Hübners auf dem See der dortigen Wildhube so weit freien Lauf, „als man einen rothen Schild gesehen mag". (Rechts-

*) Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Von Prof. E. L. Rochholz. 2 Bände. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1867.

Alterthümer, 74.) Soweit der Schild blinkt, soll die Sühne gelten, die mit dem gefriedeten Mörder eingegangen ist; so bestimmt die Graugans, das älteste Rechtsbuch Islands. — Gold im Epos ständig das rothe genannt, tritt also später an die Stelle des heraldischen Roth, gleich wie Weiß in der Wappenfarbe durch Silber und im Siegel durch einen leeren Raum repräsentirt wird.

Roth ist dem Gesagten zufolge die vorherrschende Wappen-Farbe gewesen; man hat ihr die Bedeutung der Kühnheit, Großmuth und Liebe beigelegt. Seitdem der Schild aufgehört hat, geführt zu werden, und die Ordenszeichen entstanden sind, macht sich unter diesen der rothe Bändel (Ehrenlegions-Band, rother Adlerorden) nicht minder geltend, so daß nun selbst unsere Kinder für ihre Schmetterlings-Sammlung ein sogenanntes rothes Ordensband, die phalaena noctua, fangen.

Gehen wir über auf die älteren Panner-Farben. Hier ist Roth nicht bloß Kriegs-, sondern Hoheits-Zeichen und wird später häufig durch Gold ersetzt. Schon von Sigfrid's Schwert heißt es in diesem Sinne Nib. 1722: diu scheide was ein borte rôt. Von Volkers Panner-Farben ebenda 1535: er bant ouch zeime schafte ein zeichen daz was rôt. In den altnordischen Liedern heißt es von Widga's Erster Ausfahrt: Widga hatte ein rothes Banner und darauf Hammer und Zange mit weißer Farbe gezeichnet. Thidrek hatte ein weißes Banner mit einem rothen, goldbesäumten Löwen. Kaiser Heinrich IV. belehnt 6. Juni 1195 die Stadt Cremona mit einem rothen Banner, in dem ein weißes Kreuz: Confalonus, cum quo eos investivit, erat rubeus, habens crucem albam intus. — Bei Beschreibung der 1495, auf dem Reichstag zu Worms vorgekommenen Belehnungen heißt es: Item, so hat Herr Johann Graf zu Isenburg und Büdingen getragen das ganz rot Fenlin, das beduten ist die Regalien, genant die Blutfanen. Böhmer (Frankfurt. Archiv I., Heft 3. 114.) sagt: Englands Pannerfarbe ist roth; seine drei Contre-Admirale stufen sich im Range nach den drei Flaggen ab: der weißen, als der höchsten, indem diese die königliche Hausfarbe ist, sodann der rothen und der blauen. Roth ist der Rock der englischen Armee, das rothe (blaue?) Buch des steriums enthält dessen diplomatische Correspondenz.

Im deutschen Reiche und in dessen Reichsstädten begegnet uns aus gleichen Gründen dieselbe Farbenwahl. Das Ehren-Panier, das die Augsburger Weberzunft für ihre in der Schlacht am Lechfelde bewiesene Tapferkeit 955 aus Otto's I. Hand empfing und noch auf dortigem Zunfthause verwahrt, ist roth und schwarz. Drei schräglaufende rothe Bänder in weißem Schilde waren einst Nürnbergs Stadtwappen.

Das rothe Wimpel mit dem Kreuz am Stadt-Panner Zürichs ist als Abzeichen oberster Gerichtsbarkeit dieser Stadt durch Rudolf von Habsburg im J. 1274 ertheilt worden. Als sich die Stadt im J. 1444 allen übrigen eidgenössisch Verbündeten entgegensetzte und mit König Friedrich in ein Waffenbündniß trat, schwur die Bürgerschaft dem kaiserlichen Feldhauptmann vnd ward dss mer, dass si sich zaichnen söltint mit ainem roten crütz, als si vor allweg das wis crütz getragen hatten. (Klingenberger Chronik, S. 295.) So wechselt Weiß und Roth in einer und derselben Grundfarbe des Panners. König Rudolf's Heer im Marchfelde trug weiße Kränze, Ottokar's grüne. Im Schwaben-Kriege war es List der Schweizer, rothe Kreuze auf der Brust zu tragen, aber zugleich weiße auf dem Rücken. (Pirckheimer II., S. 23, 24.) Die gegen die Schweizer damals aufgebotenen Nürnberger Truppen waren roth uniformirt.

Theils also blickt in diesen Abänderungen die Grundfarbe des Reichs-Panners durch, theils bezieht sie sich auf das in Ober-Deutschland maßgebend gewesene Kaiserwappen Oesterreichs, dessen Mittelschild auf der Brust des Adlers die Länge herab getheilt und wobei das rothe Feld mit silbernem Querbalken der Erzherzoge Hauswappen ist. Danach bestimmte sich der Ursprung der Farben mehrerer schweizer Kantone und oberdeutschen Stifte. Das Constanzer Stift führt ein silbernes Kreuz im rothen Feld. Die Seidenschnüre, mit denen Schwyz, Unterwalden, Solothurn und Wallis ihr Landessiegel an die Urkunden befestigen, sind weiß und roth. Der Schild von Schwyz ist ursprünglich roth, ohne jegliches Bild. Vom weißen Kränzlein in der rechten Oberecke des jetzigen Schwyzer Kantonal-Wappens schreibt Albrecht von Bonstetten, dasselbe rühre erst seit 1478, von König Rudolf her. Noch Stumpfen's Chronik zeigt den Schwyzer Schild ohne das Kränzlein, es fehlt auch noch auf den Landesmünzen von 1673. Der Glarner Schild ist roth; die schwarze Figur des Landes-Patrons Fridolin ist erst später hineingesetzt, wahrscheinlich durch Papst Julius II., der seit 1512 fast alle schweizerischen Landeswappen eigenmächtig ausschmückte und abänderte. So ist auch das noch vorhandene Schlachtfähnlein von Näfels, das vor 400 Jahren gegen den österreichischen Adel das Feld behauptete, rothseiden.

Als durch Beschluß der Frankfurter Bundes-Versammlung die deutschen Bundesfarben Schwarz-roth-gold in's Reichs-Panier gesetzt wurden, reihte sich daran eine kleine Literatur von Broschüren, von denen die einen die Unrichtigkeit dieser Annahme, die anderen, obwohl mit unzulänglichen Gründen, die Berechtigung derselben darzuthun versuchten. Das Ergebniß dieses Streites liegt nun in der Schrift vor: Die deutschen Farben ꝛc. von Fr. Karl, Fürsten zu Hohenlohe-Waldenburg (Stuttgart 1866). Danach geht der bis jetzt nachweisbare Ursprung der rothen Farbe im Reichs-Banner bis in's vierzehnte Jahrhundert zurück, wo deren Vorkommen in Schrift und Bild bezeugt ist, während ihr Bestand selbst ohne Zweifel viel älter ist. Schwarz und Gold erscheinen ursprünglich für Schwarz und Gelb. Schwarz wird in der Schildmalerei mit Beinschwarz wiedergegeben, im Siegel mit gekreuzten Strichen heraldisch ausgedrückt. Roth hat Zinnober und Mennig zur Farbe, und im Siegel den senkrechten Strich. Gold wird theils mit Ducaten-Gold, theils mit Chromgelb und Gummigutti ausgedrückt, im Siegel punktirt. Mithin ist Schwarzgelb heraldisch gleich Schwarzgold, da Gelb nicht unter die sechs geltenden Wappenfarben gehört. Aber auch Roth wird zugleich durch Gold vertreten. Das rothe Ahnen-Roß des Gottes Heimdall heißt Gullintopp, „Goldzopf"; das weiße Roß Odhins Sleipnir; jenes ein Fuchs, dieses ein Schimmel, jenes golden, dieses silbern. Bei Gemälden des Mittelalters, an denen noch kein Goldgrund vorkommt, erscheint der Hintergrund mennigroth und bedeutet Gold, wie sich dies an den Bildern der niederrheinischen Schule, namentlich an der Sammlung des Kölner Stadt-Baumeisters P. Weyer erweist. Eben so oft hat sich neuzeitlich die rothe Schildfarbe in die prunkendere goldne umgewandelt. Der Aarauer Gasthof „zum goldnen Löwen" steht im Jahrzeitbuch dieser Stadt, das mit dem Jahre 1300 beginnt, fol. 40 b. unter dem Jahre 1491 eingeschrieben als hospitium ad rubrum leonem.

Manche Pannerfarben, die eines neuzeitlichen Ruhmes genießen, sind gleichwohl nur Geschöpfe der allerletzten Vergangenheit, so z. B. die französische Tricolore. Roth und Blau, die Farben der Stadt Paris, wurden bei Errichtung der National-Garden, mit Hinzufügung des königlichen Weiß, zur National-Farbe erhoben. Pommerisch Blau-weiß, als Staats-

Farbe, stammt aus einer vom 16. November 1802 datirenden Cabinets-Ordre über Kragen und Aufschlag landständischer Uniformen. Sächsisch Weiß-grün ist gar erst im Jahr 1815 entstanden.

Belgien.

Vlamische Bewegung.

In einer ihrer letzten Sitzungen des Jahres 1867 hat die belgische Abgeordneten-Kammer über die wichtige, auch in unserem „Magazin" schon zur Sprache gekommene, kulturhistorische Frage verhandelt, ob in den vlamischen Provinzen Antwerpen, Ostflandern, Westflandern und Limburg, sowie in den brabantischen Gerichtsbezirken Brüssel und Löwen, die Richter auch der Volkssprache, d. h. des Vlamischen, vollkommen mächtig zu sein verpflichtet werden sollen. Es wurde der Antrag gestellt, daß in den genannten Distrikten Niemand fortan zu richterlichen Functionen zugelassen werden solle, der nicht auch vlamisch sprechen könne, welcher Antrag jedoch mit 54 gegen 40 Stimmen abgelehnt wurde. Die Argumente, welche gegen den Antrag vorgebracht wurden, sind bezeichnend für den Standpunkt, welchen die in Belgien dominirenden Franzmänner einnehmen. Viele wiesen darauf hin, daß die Revolution in Belgien (1830) dadurch hervorgerufen wurde, daß König Wilhelm I. von Holland die vlamische Sprache zur quasi-offiziellen erheben und Belgien hollandisiren wollte, dadurch aber dessen Abfall von den Niederlanden herbeigeführt habe. Es mag richtig sein, daß die französische Minorität sich damals gegen die Unterdrückung gewehrt, und daß ihre Gegenwehr, verbunden mit Einflüssen der katholischen Priester, welche diese Provinzen vom protestantischen Holland losreißen wollten, und mit den Agitationen Frankreichs, dem die Festungslinie an seiner Nordgränze ein Gräuel war, die belgische Revolution hervorgerufen habe. Aber, wenn die Belgier sich im Jahr 1830 nicht hollandisiren lassen wollten, ist das ein Grund, daß jetzt die Majorität der Einwohner Belgiens französirt werden sollen? Die Entgegnung, daß man auch das Wallonische als Gerichtssprache einführen müßte, wenn das Vlamische diese Bedeutung durch ein Gesetz erlangte, ist geradezu lächerlich. Das Wallonische ist nie Schriftsprache, nie etwas anderes gewesen, als ein französischer Dialekt, eine rein örtliche Mundart; die vlamische Sprache dagegen ist die Sprache von 80 bis 100 täglich erscheinenden Zeitungen; sie ist die Sprache von 3 Millionen Belgier, also der großen Majorität der Einwohner des Königreiches. Der Justizminister hat zwar behauptet, daß fast alle Richter in den Bezirken, auf welche die Antragsteller wiesen, vlamisch sprächen; doch es ist ihm bewiesen worden, daß sie vielleicht etwas davon verständen, daß sie aber jedes in vlamischer Sprache geführte Plaidoyer sich übersetzen ließen, wenn es ihnen nicht gelingen konnte, den betreffenden Advokaten zum Gebrauche der französischen Sprache zu bewegen; es ist bewiesen worden, daß die meisten Advokaten sich der letzteren bedienten, weil sie es im Interesse ihrer Klienten für gerathen hielten; inwieweit es oft gerathen war, schlecht französisch, anstatt gut vlamisch zu plaidiren, dem Gerichtshof zu Gefallen, ist nicht leicht zu entscheiden. Die ganze Angelegenheit ist bisher in Deutschland in ihrer hohen Bedeutung für den germanischen Stamm nicht genug gewürdigt; deswegen sollte die deutsche Presse von Zeit zu Zeit darauf hinweisen.

Die vlamische Bewegung ist seit einiger Zeit auch auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts sehr wahrnehmbar. Die in Brüssel ihren Mittelpunkt habende, belgische Unterrichts-Genossenschaft (Ligue de l'enseignement) wird ebenso, wie die Abgeordneten-Kammer, von ihren die Mehrheit der Stimmen besitzenden wallonischen Mitgliedern beherrscht, und so kömmt es, daß sich die Vlamingen von den Arbeiten der sonst sehr heilsam wirkenden — hauptsächlich gegen die Einflüsse der Finsterlinge und Priester gerichteten — Genossenschaft zurückziehen. Die „Toekomst", das Organ der vlamischen Lehrerschaft, enthält in ihrem Januar-Heft eine Reihe von Artikeln, die theils dieser Genossenschaft und theils der Sache der vlamischen Volkssprache gewidmet sind. Erstere hatte in ihrem Stiftungs-Programm erklärt, daß sie vorzugsweise bestrebt sein werde, die Rechte der vlamischen Bevölkerung zu achten. Aber nichtsdestoweniger hat sie bei Aufstellung ihres Lehrplanes für die Realschulen in den vlamischen Provinzen die vlamische Sprache gewissermaßen als eine fremde und nicht als Lehrsprache behandelt. Ja, nicht einmal in allen Schulklassen, sondern nur in den niederen soll darin Unterricht ertheilt werden, und während die vlamischen Schüler überall verpflichtet sind, französisch zu lernen, ist in den wallonischen Schulen der Unterricht in der vlamischen Sprache völlig freigestellt und ebenso wenig obligatorisch, wie der in der deutschen und der englischen Sprache.

Die Mitglieder der Liga betrachten die vlamische Bewegung des Landes als eine Art dillettantisme littéraire, für den, als eine Curiosität, man allenfalls sich interessiren könne, der jedoch auf staatliche und politische Berücksichtigung keinerlei Anspruch habe.

In den Konferenzen der Liga zu Brüssel wird nur in französischer Sprache verhandelt, und wenn einmal ein vlamisches Mitglied in seiner Muttersprache das Wort nimmt, so rufen ihm gleich einige Stimmen zu: „Mais, monsieur, vous vous exprimez parfaitement en français; soyez donc généreux!" In solchem Falle gehen dann die Vlamingen in ihrer Generosität so weit, daß sie lieber die Französischsprechenden allein reden lassen, statt der eigenen Zunge Gewalt anzuthun und sich in einen ungleichen Wortkampf einzulassen.

Daß in Brüssel so etwas vorkömmt, ist weniger zu verwundern, da diese Stadt gewohnt ist, sich in allen Stücken Paris zum Muster zu nehmen, und die vornehme Welt dort von jeher sich geschämt hat, vlamischer Abkunft zu sein und eine in ihren Augen ungebildete Sprache zu reden. Aber was soll man dazu sagen, wenn in der alten historischen Hauptstadt von Flandern, wenn in der Stadt der Artevelde und der Willems, in Gent, die Schulbehörden sich beeifern, das vlamische Element in den Schulen täglich mehr zurückzusetzen und das französische Element allein als maßgebend zu betrachten? Die Gemeinde-Verwaltung dieser berühmten, großen Stadt legt keinen Werth auf die Erhaltung und Pflege der niederdeutschen Nationalität, die einst den alten Vlamingen den Ruhm erworben, den bürgerlichen Gewerbfleiß Europa's zu einer selbständigen Macht zu erheben und sowohl den hochdeutschen Brüdern, als den Engländern und Franzosen Lehrer der Industrie zu sein. Vielmehr giebt man sich auch dort den Anschein der Urbanität durch Bevorzugung der französischen Sprache und Politheit, und ein Schöffe, Namens Wagener, welcher Referent des Magistrats in Schul-Angelegenheiten ist, scheut sich nicht, gegen die wackeren Vertheidiger des vlamischen Sprachrechtes aufzutreten und im Namen des Magistrats einen Befehl an die städtischen Lehrer zu erlassen, worin ihnen mit sechsmonatlicher Suspendirung vom Amte gedroht wird, wenn sie fortführen,

sich in Tageblättern, wie die „Toekomst", über Zurücksetzung der vlämischen Sprache in den Schulen von Gent zu beklagen. Die französische Sprache, erklärte der Herr Schöffe, müsse in der Elementarschule schon, und zwar auch in den unteren Klassen, gelehrt werden, aus folgenden Gründen: 1) weil es in Belgien wallonische Brüder gebe, die kein Vlamisch verstehen; 2) weil die belgischen Arbeiter bei eintretenden industriellen Krisen genöthigt seien, nach Frankreich zu gehen, um Arbeit zu finden, und 3) weil die Kinder bereits zu viele Schulstunden am Tage hätten, um daneben auch noch Abends Unterricht im Französischen nehmen zu können.

„Sie morden", ruft ein Kritiker in der „Toekomst" den Genter Magistrats-Herren zu, „Sie morden ein ganzes Volk. Sie morden in unseren Schulen die Sprache unseres Volkes und mit der Sprache das Volk selbst. Man begann damit, sie zu entadeln und zu entmannen, und nachdem dies gelungen sein wird, hat man leichtes Spiel, sie vollends todt zu machen."

Allem Anschein nach, haben diese energischen Protestationen in neuester Zeit doch einigen Erfolg gehabt, indem mehrere Ortsbehörden in Flandern die Verordnung erlassen haben, daß in den Bürgerschulen alle Unterrichts-Gegenstände ohne Ausnahme in der Volkssprache vorgetragen werden.

Könnten wir in Deutschland irgend welchen Einfluß darauf üben, so sollten wir Alles aufbieten, um die vlamische Sache in Belgien zu unterstützen, denn von dem Umstande, ob es der französischen Sprache gelingt oder nicht, die alte niederdeutsche in Belgien vollends zu verdrängen, oder sie doch zur verachteten Magd der übermüthigen, fremden Herrin zu erniedrigen, wird es abhängen, ob auch noch die nächste Generation an den Mündungen der Schelde und des Rheins ein von Frankreich unabhängiges Volk, eine eigenartige, historisch berechtigte Nationalität sieht. Joseph Lehmann.

Rußland.

Franz Lefort.

Die russische Zeitschrift „Vaterländische Annalen" (Otétschestwennia Ssapiski), eines der besten vielgelesenen Journale St. Petersburgs, bringt eine kritische Beleuchtung des in Frankfurt a. M. bei Jos. Baer erschienenen Werkes: „Der General und Admiral Franz Lefort, sein Leben und seine Zeit, von Dr. Moritz Posselt." Interessant ist es, besonders bei der jetzt in Rußland stärker als je herrschenden Antipathie gegen alle fremdländischen Elemente, vor Allem aber deutsche, die Ansichten des russischen Kritikers über das Werk des deutschen Gelehrten zu vernehmen, der dem Schweizer Lefort fast jegliches Verdienst um Rußland nehmen und ihm gern den ihm gebührenden Antheil an dem Eintritt dieses Landes in die Reihe civilisirter europäischer Staaten absprechen möchte. Er sagt: „wie es wohl zu begreifen, daß Dr. Posselt dem russischen Geschichtsschreiber Ustrialov nicht gewogen sei, weil er in seiner Meinung von der Darstellung des Herrn U. abweiche und in Lefort einen Reorganisator des todten russischen Organismus sehe, was eine ganz irrige Ansicht sei, in welche, namentlich heutzutage, kein Russe einstimmen könne, noch dürfe."

Hat sich nun zwar der Herr Kritiker durch diesen Ausspruch von vorn herein auf einen Partei-Standpunkt gestellt und sich so sein Urtheil schon selbst gesprochen, — als ob man etwa Geschichte nur für heute oder für diese oder jene Partei schriebe — so wollen wir doch den Leser noch mit einigen weiteren Auszügen aus der Kritik des russischen Journals bekannt machen, um zu zeigen, auf welchen Standpunkt sich die Tagespresse in Rußland gestellt hat, wenn vom Verdienst fremder Nationalitäten um dieses Land die Rede ist.

Aus Franz Lefort's ziemlich wild verbrachter Jugendzeit macht der Herr Kritiker ihm einen bittern Vorwurf und stellt ihn als einen charakterlosen, oft unehrenhaften Menschen dar, der, in Folge einer so übel verbrachten Jugend, unmöglich selbst später habe ein großer, hervorragender Mann werden können: „er habe keine Selbständigkeit besessen, kein Streben nach einem höheren, edlen Ziele, sein einziges Bemühen sei nur auf Rangerhöhung, reiche Heirat u. s. w. gerichtet gewesen. Er war", fährt der Kritiker fort, „nichts weiter als ein flotter, lustiger, sorgloser Bursche, bereit, den ersten Besten um Geld anzubetteln und mit dem ersten Besten das Erbettelte zu verprassen. Diese liebenswürdigen Eigenschaften auch waren es, die ihn dem Zaren Peter so angenehm machten. Die „russische Natur" des letzteren, die, wie ja überhaupt bei allen Russen, viel Gutmüthigkeit und Sorglosigkeit kund giebt, fühlte sich leicht zu dem Genfer Abenteurer hingezogen."

Weiter sagt der Kritiker: „Peter's sehnlicher Wunsch, mit den Ausländern bekannt zu werden, entstand in ihm durch seine nähere Bekanntschaft mit dem Leben und Treiben der deutschen Bewohner der sogenannten „Vorstadt" Moskau's, den fremden Gesandten u. s. w. Was uns der Dr. Posselt da sagt, ist aber nur theilweise richtig; der Herr Doctor vergrößert denn doch ein wenig zu sehr die Bedeutung der Ausländer, namentlich der Deutschen. Indem sie dem jungen Zaren schmeichelten, hatten diese schlauen Eindringlinge nicht Rußlands Größe im Auge, sondern nur ihren eigenen Vortheil. Die Uneigennützigkeit der Deutschen, Peter gegenüber, scheint uns höchst verdächtig, weil sie in ihm nur schlimme Leidenschaften zu entwickeln suchten, die in der Folge die Hauptfehler seines ganzen Lebens wurden, nämlich: Verachtung alles Russischen und Ueberschätzung (sic!) des Ausländischen, Trunksucht, Völlerei u. dergl. mehr. Ist es etwa nicht bekannt, wie Peter seine Nächte in der deutschen Vorstadt Moskau's durchschwelgte, wie man bemüht war, ihn mit der schönen Deutschen, Anna Mons, zusammenzubringen? Wozu denn da die hinterlistigen Ausfälle auf die russischen Sitten?" (Wer da wissen will, wie es in Rußland seit Jahrhunderten und an dessen Höfen auch noch später herging, braucht nur das erste beste Geschichtsbuch zur Hand zu nehmen, ja selbst die Schriften der Herren Ustrialov, Kostomarov, Solowiew. — Sittsamkeit und Mäßigkeit, wo sind sie größer, damals und noch jetzt, in Rußland oder in Deutschland? Und nun sollen die armen Ausländer, die Eindringlinge, an Allem schuld sein!!)

Doch hören wir weiter: „Als ob denn bei den damaligen russischen Gastmählern nur Schwelgereien und Ungebührlichkeiten vorkamen, und etwa bei den Deutschen nicht? Hat nicht Peter sein ganzes Leben lang Alles den Deutschen nachgemacht? Hat er nicht mit seinem Lefort die berüchtigten „Trinkgelage" eingerichtet? Und wem verdankt er die Bekanntschaft mit dergleichen, wenn nicht etwa den Deutschen?"

Nach solchen lächerlichen Behauptungen fehlt nur noch, daß der Herr Kritiker seinen Landsleuten zu beweisen sucht, wie Peter die Schiffbaukunst doch eigentlich von einem Russen erlernt habe.

Die ganze Kritik, von der wir glauben, mehr als genug gegeben zu haben, verdiente eigentlich keine Erwiderung, wenn

sie eben nicht das beste russische Journal gebracht hätte; sie ist in einem Ton gehalten, den etwa ein Petersburger Kanzlei-Director, Excellenz, seinem jungen, noch grünen Secretair gegenüber anzunehmen gewohnt ist, halb väterlich verweisend und belehrend, halb hoch über demselben planirend und verächtlich herabblickend; der gewöhnliche Ton solcher Artikel in russischen Journalen, dem nur die üblichen „realistischen" Schimpfwörter fehlen.

Wem der eingefleischte Haß und Neid jedes „gebildeten" Russen, der sich jedoch geschickt zu verstellen weiß, näher bekannt (das apathische Volk weiß nichts davon, es beugt sich höchstens vor dem geistigen Uebergewicht des Deutschen, der Alles besser liefert, nüchterner und mäßiger ist, als er selbst) — wer die panslavistischen Bestrebungen der letzten Zeit aufmerksam verfolgt, die ihre Spitze in der jetzt herrschenden aristokratischen, altrussischen Hofpartei finden, wer ferner das allmählich fortschreitende Russifiziren der baltischen Provinzen in's Auge faßt, die systematischen Verfolgungen der deutschen Zeitungen in Rußland wegen ihrer Polemik mit den Moskauer Zeitungen, vor Allem mit der des Redacteurs Katkov, eines Mannes, der zwar im Auslande theilweise erzogen und hauptsächlich Heidelberg seine Bildung verdankt, aber vortrefflich seine Zeit und Aufgabe erkennend, es verstand, sich der herrschenden Richtung anzubequemen, derselben seine gewandte Feder anzubieten und sich natürlich dabei wohlbefindet; wer, wiederholen wir, alles dieses aufmerksam verfolgt, den wird die obige Kritik des russischen Journals nicht weiter befremden, wohl aber wird er sie mit gerechtem Mißtrauen, als einer unlautern Quelle entsprungen, aufnehmen.

Da wir uns nun in Deutschland, besonders nach den Ereignissen des Jahres 1866, die uns hoffentlich auf immer von einem gewissen russischen Einfluß befreit haben, leicht über russische Unzufriedenheit trösten können, so wollen wir auch die Bemerkungen der Herren Slavophilen mitleidig belächeln und uns begnügen, dem Herrn Dr. Posselt zum Trost, noch den Schlußsatz des russischen Kritikers hinzuzufügen, der denn doch wenigstens dem Fleiß des deutschen Gelehrten Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er zugiebt, daß derselbe ein unendlicher gewesen, und daß das Werk für Jeden, der die Zeit Peters des Großen kennen lernen will, unschätzbares Material liefert.

Frankreich.

Die Franzosen unserer Zeit.*)

Die Weltausstellung von Paris hat mehr als jemals die Aufmerksamkeit Europa's auf Frankreich hingelenkt und die Literatur ist, wie immer, als Spiegel der Zeitstimmung thätig gewesen, in sich Paris und die Franzosen aufzunehmen.

Diese Werke über französische Zustände haben durch die eben erschienene Schrift von Schmidt-Weißenfels gewissermaßen einen Abschluß erhalten, denn er bespricht alle Tagesfragen und jede Institution, die irgend von Bedeutung ist. Es würde sogar zu viel Raum erfordern, wollten wir nur das Inhalts-Verzeichniß des ersten Bandes hier wiedergeben! Die Einleitung bildet gewissermaßen das Kapitel: Das Kaiserreich und die französische Gesellschaft; es enthält viele schwungvolle Sätze und viele überraschende Behauptungen, aber wenige haltbare Ideen und wenige Wahrheiten. Schmidt-Weißenfels schreibt einen glänzenden Styl und spricht in geistreichen Sentenzen, aber er täuscht sich selbst und Andere über die Richtigkeit seines Urtheils. Er schwärmt für die Revolution, er feiert sie wie eine wohlthätige Macht, wie eine Segens-Quelle für die Völker und kann doch keinen passenderen Vergleich für sie finden, als den mit einer unberechenbaren Naturgewalt, dem Ausbruch feuerspeiender Berge! Die größten Antagonisten der Revolution würden diesen Vergleich für ihre Verdammungs-Urtheile derselben mit viel mehr Anwartschaft auf Logik anwenden können.

Mit diesem Ausspruch, daß die Revolution einer „vulkanischen Gewalt vergleichbar" sei, entkräftet Schmidt-Weißenfels fast alle seine eigenen Anklagen gegen das Kaiserreich. Die Maßregeln Napoleons, um die Revolution niederzuhalten, sind dadurch gerechtfertigt. Welcher vernünftige Mensch wird behaupten, daß man alle Vorsicht, alle Löschapparate bei Seite setzen solle, weil doch zuweilen das Feuer nicht zu dämpfen ist und die Schrecken des Ausbruchs eines Vesuvs nicht zu überwinden sind. — Wie die Revolutionen von 1789 und 1848 bewiesen haben, wird immer nur auf kurze Zeit die bestehende Weltordnung umgeworfen und der Schaden, welcher der Volkswohlfahrt daraus erwächst, ist meistens unersetzlich gewesen.

Schmidt-Weißenfels vergißt, wie so viele Schwärmer, daß nur eine augenblickliche Umwälzung nach solchen politischen Naturereignissen entsteht und daß immer wieder der Zeitenstrom in sein altes Bette einlenkt, nicht durch die Kunstgriffe und Gewaltstreiche der herrschlustigen Häupter einer Partei, sondern durch die Natur der Dinge. Es liegt im Gesetz der Schwere, daß es ewig ein Oben und Unten geben wird. Seit Jahrtausenden haben alle Reiche, von dem Thron der Pharaonen bis zu dem Stuhl der Präsidenten in der neuen Welt, diesem Gesetze gehorcht. Daß dabei für eine Zeitlang auch einmal ein wenig das Unterste zu oberst kommt, ist nur ein Beweis mehr für die Regel und ein kurzes Fest für die Emporkömmlinge. Das Glück eines Rienzi, eines Cromwell, ja selbst eines Napoleon I. war von wenig beneidenswerther Dauer und jedenfalls nicht des Blutvergießens der Völker werth. Deshalb werden die Revolutionen mit dem Fortschreiten der Civilisation immer seltener werden, so oft sie auch von dem Jugend-Verlangen nach Veränderung herbeigewünscht werden mögen.

Das ewig junge Herz der Franzosen sehnt sich allerdings ganz besonders nach Abwechselung, und Napoleon III. hat versucht, solche in reizender Weise ihm zu verschaffen, aber, wie verzogene Kinder immer mehr verlangen, so wird bald nur noch die Wahl bleiben zwischen Krieg und Revolution. Es sind dies zwei Abgründe, in denen Frankreich und sein Kaiser untergehen können.

Daß ein so staatskluger Kopf, wie Napoleon III., nicht wagt, ein einfaches Heilmittel gegen die allgemeine Unzufriedenheit seiner Unterthanen anzuwenden, ihre möglichst ausgedehnte Betheiligung an der Regierung, eine Art self-government einzuführen, ist nur ein Beweis mehr, wie schwer es ist, aus den widerstreitenden, gährenden Elementen einer Masse von Köpfen, Volk genannt, zusammenwirkende Kräfte auszuwählen. Es könnte ja eigentlich für den Kaiser nichts Besseres und Bequemeres geben, als eine Theilung der Gewalt und damit auch eine Theilung der Vorwürfe und Klagen, die gegen ihn geschleudert werden. Man erhebt ihn damit gewissermaßen zur

---

*) Frankreich und die Franzosen. Von Schmidt-Weißenfels. Berlin, A. Sacco Nachfolger, 1868.

Höhe der Gottheit und beschuldigt ihn, die Ursache jeglichen Unglücks zu sein, das Frankreich betrifft, selbst des Mißwachses und der Ueberschwemmung!

Schmidt-Weißenfels bestätigt es wieder, daß bei einem Theil der Menge Napoleon III. für den Sündenbock gilt und bei einem andern für den nothwendigen Deckel der Pandora-Büchse. Ebenso führt er aus, daß seltsamerweise die Demokratie in Frankreich den kaiserlichen Despoten liebt und die Aristokratie ihn haßt. Die Bildung einer Napoleonischen Adelskaste sollte einigermaßen den Kaiser dafür entschädigen; wie Schmidt-Weißenfels diese schildert, bestände sie nur aus den Resten des ersten Kaiserthums und aus einigen Männern, die das zweite errichten halfen. Dem ist jedoch nicht ganz so; es haben sich viel mehr Namen der alten Aristokratie um Napoleon III. geschaart, als jemals um den Juli-König, und die französischen Hofämter werden sobald noch nicht von Bürgerlichen besetzt werden.

Die nächsten Freunde und Gehilfen Napoleons, Persigny, Walewski und Flahaut läßt Schmidt-Weißenfels in ihren Lebensläufen auftreten, ebenso die Kaiserin Eugenie und die Prinzessin Mathilde. Es wird nichts Neues darin erzählt, aber die alten Verleumdungen sind vermieden und die Charakteristik ist feiner gezeichnet, als von früheren Publicisten geschah.

Die Männer der republikanischen Partei sind mit mehr Vorliebe geschildert und ihre Namen sind auch wohl für die meisten Leser neu, weil darin stets Zuwachs von allen Klassen der Unzufriedenen stattfindet. Der Advokat Marie hat sich schon 1848 bekannt gemacht durch seine Theilnahme an der provisorischen Regierung. Havin ist Redakteur des Siècle, eines republikanischen Blattes, Advokat Picard gilt für einen niederschmetternden Redner. Eugen Pelletan hat ein Buch über Paris geschrieben unter dem Titel: „Das neue Babylon". „Jungblütig, leidenschaftlich, kampflustig, ist er unaufhörlich auf der Lauer, eine boshafte Bemerkung zu machen, oder eines der republikanischen Stichwörter in die Debatte zu werfen und damit einen Sturm zu erregen." Man könnte ihn mit Camille Desmoulins vergleichen. In ähnlicher Weise, nur noch beißender, boshafter, schlagfertiger, ist Glais-Bizoin, ein Hauptkämpfer der kleinen Oppositions-Schaar. Vicomte de Lanjuinais, ein Aristokrat, ist, als Gegner des Kaiserthums, ebenso beredt und scharfzüngig wie ein Demokrat. Jules Simon, der tiefsinnige Schriftsteller über die Krebsschäden der Armuth, ist gleichfalls ein leidenschaftlicher Demokrat und Republikaner. Er ist dabei aber Idealist und strenger Moralist, der die Gewaltstreiche der Revolution aus Consequenz verdammt. Garnier-Pagès und Jules Favre werden ebenfalls von Schmidt-Weißenfels hochgefeiert, letzterer hat jedenfalls augenblicklich die meiste politische Bedeutung in Frankreich.

Unter den berühmten Männern der religiösen Richtung hebt der Verfasser Lamenais und Lacordaire als Gegensätze hervor. Bekannt ist, daß die „Worte eines Gläubigen" über hundert Auflagen erlebten und in alle Sprachen übersetzt wurden. Börne gab die deutsche Uebersetzung heraus. „An Hoheit der Ideen, an Schönheit der Sprache, an Begeisterung der Empfindungen war es ein literarisches Kunstwerk ersten Ranges; an Inhalt war es die Feuerwerkstätte eines Giganten, ein bewunderungswürdiges Chaos", sagt Schmidt-Weißenfels, und wir unterschreiben das letztere Wort. Die Charakteristik der ultramontanen Partei ist eigentlich die beste Beweisführung, wie tief der religiöse Eifer noch in einem Theil des französischen Volkes zu wirken vermag; wo sich solche Priester ausbilden können, muß noch ein ertragsfähiger Boden für ihre Bestrebungen vorhanden sein. Der Verfasser schildert als den hervorragendsten Streiter der Ultramontanen den Bischof von Orléans, Dupanloup, folgendermaßen: Er ist ein höchst gebildeter, geistvoller, talentreicher Prälat, welcher desto gefährlicher ist, weil er mit der Energie seiner Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der katholischen Dogmen und von der berufenen Allherrlichkeit und weltlichen Macht des Papstes eine Klarheit der Anschauungen über die Ursachen der geistigen Zeitbewegungen verbindet, die er in einschmeichelnder Beredsamkeit zu Gunsten seiner Sache zu schildern und zu vertheilen versteht. Er ist ein wirklicher Staatsmann auf seinem Gebiet, rührig, kampflustig und sicher in der Führung seiner scharfen Waffen. Man kann sagen, er hat sich durch diese staatsmännische Begabung und aufrichtige Hingabe an die Interessen der alleinseligmachenden Kirche in Frankreich die Stellung eines Stellvertreters des Papstes errungen.

Graf Montalembert und Graf Falloux sind demnächst die einflußreichsten Katholiken. Ohne Priester zu sein, wirken und arbeiten sie unablässig für ultramontane Zwecke. Louis Veuillot ist der Dritte im Bunde; er will katholischer sein, als der Papst und macht sich ein Verdienst aus der Intoleranz. Sein Buch, Les odeurs de Paris und seine Selbstbiographie „Rom und Loretto", geben übrigens Zeugniß von großem schriftstellerischen Talent.

In einem Abschnitt, „Wirthschaftliche Zustände" bespricht der Verfasser die Schulen, die Armee, den Ackerbau, die Industrie und den Luxus; letzterer leitet ihn zu dem Lieblingsthema aller Schriftsteller, die über Paris schreiben, zu der demi-monde. Das Kaiserreich soll auch die Schuld an dieser Institution des Jahrhunderts tragen, obwohl in allen Ländern und großen Städten, auch in Amerika, das gleiche Uebel herrscht. Die Kleiderpracht ist gewiß eine mitwirkende Ursache desselben, aber doch nicht die alleinige, und es ist kein Zeugniß der Unfehlbarkeit, wenn der Verfasser einem französischen Autor nachspricht, daß der Umfang der Kleider stets zunehme im Verhältniß, als das geistige Element im Leben abnehme. Zur Zeit des ersten Kaiserreichs und jetzt wieder haben unsere Damen sich den engen Röcken zugewendet, aber ihre Zunahme an Geistesfülle läßt sich keineswegs damit beweisen. Im Uebrigen stimmen wir natürlich vollkommen überein mit dem Verfasser, der die Versunkenheit der Sitten unter der vornehmen Männerwelt in Paris brandmarkt und es mit Recht bitter tadelt, daß die Frauen, welche sich mit Edelsteinen und Atlaskleidern erkaufen lassen, in der Welt und sogar in der Literatur mit so großer Nachsicht behandelt werden.

Das reichhaltige Thema einer Besprechung des französischen Schriftstellerthums hat sich Schmidt-Weißenfels für den zweiten Band seines Werkes vorbehalten. F. v. H.

Nord-Amerika.

Das Frauen-College in Poughkerpsie bei New-York.

Wie manche Pflanzen, die in unserem europäischen Klima eine geraume Zeit zu ihrer Entwickelung bedürfen, in Amerika's günstigerem Boden ein fabelhaft rapides Wachsthum entfalten, und schnell eine bei uns unbekannte Höhe erreichen, so ähnlich scheint es mit manchen Keimen der Kultur und des Geisteslebens zu ergeben. Institutionen, die bei uns eines langen

Zeitraums bedürfen, um nur überhaupt Wurzel zu fassen, nehmen jenseit des Oceans schnell Dimensionen an, vor denen wir staunend stille stehen. Wie es freilich mit der Dauer dieser Riesenpflanzen beschaffen ist, dafür fehlt bei dem verhältnißmäßig so jungen Staatsleben noch jede eigentliche Erfahrung.

Die Idee, daß den Frauen eine gründlichere Bildung zu Theil werden müsse, als bisher, hat in Amerika u. A. ihren Ausdruck in der Gründung eines großartigen College gefunden, über das ein Jahresbericht uns vorliegt. Dasselbe heißt nach seinem Gründer Vassar-College und liegt in der Nähe New-Yorks, in Poughkeepsie am Hudson. Das Titelbild zeigt ein palastartiges Gebäude; es mißt 500 Fuß Front bei 170 Fuß Tiefe, und ist umgeben von ungefähr 200 Morgen Landes, wovon ein Drittel zu schönen Garten- und Parkanlagen, Spielplätzen rc. verwandt ist, während der übrige Theil dem Gemüse-, Obstbau und anderen landwirthschaftlichen Zwecken dient. Zur Rechten des Gebäudes erhebt sich eine vollständig ausgestattete Sternwarte, zur Linken eine große Reithalle, die beide zu dem Institute gehören. Das Hauptgebäude enthält fünf ganz unabhängige Wohnhäuser für dort wohnende Aufsichts-Beamte, Einrichtungen zur Aufnahme von vierhundert jungen Damen und ihrer Lehrerinnen, Zimmer und Säle für Deklamation, Vorlesungen, Musik rc. Ferner enthält es eine Kapelle, eine Speisehalle, Bibliothek, Kunst-Galerie, chemische und andere Laboratorien, Naturalien-Cabinette und alle für ein Gymnasium nöthigen Lehrmittel.

Es ist mit einem vollständigen System für Erwärmung und Lüftung versehen; das Gas, womit das ganze Gebäude versehen ist, wird auf dem Grundstück selber bereitet. Küche, Wasch- und Baderäume sind mit den neuesten und wirksamsten Erfindungen auf diesem Gebiete ausgestattet. Die Kost ist einfach, nahrhaft und gediegen; aus dem Pachthofe und den Gärten, die mit dem Institute in Verbindung stehen, ist ein beständiger Zufluß frischer Gemüse, von Früchten und guter Milch ermöglicht.

Der Gründer dieses großartigen Etablissements, Herr Vassar, hat bereits über eine halbe Million Dollars dafür verausgabt. Ihm zur Seite steht eine Art Comité aus zweiunddreißig Männern, die die Leitung des Ganzen überwachen und im Institute selbst ist ein Lehrer-Collegium von vierzig Personen, Herren und Damen, angestellt, unter denen sich gar manche deutsche Namen befinden. Die Gehälter betragen bei freier Station 1000 Dollars und darüber.

Der Zweck dieses Institutes, wie er vom Gründer selbst angegeben wird, ist der: „jungen Damen das zu ermöglichen, was durch Gymnasien (colleges of the first class) den jungen Männern geboten wird", nämlich ihnen die Mittel einer gründlichen, gleichmäßigen und liberalen Bildung zu geben.

Keine „Studentin" wird aufgenommen, die nicht mindestens fünfzehn Jahre alt und mit Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, englischer Grammatik und der Geschichte der Vereinigten Staaten vertraut ist, da für Unterricht in diesen Fächern im College nicht gesorgt wird. Ist auch das Zeugniß über sittliche Führung ein gutes, so wird die sich Meldende für ein Jahr (vierzig Wochen) aufgenommen. Sie kann dann entweder den regelmäßigen Cursus durchmachen, der etwa vier Jahre umfaßt, oder sich Spezialstudien widmen, doch nur mit Zustimmung des Präsidenten. Die Spezialklassen sind nur für die vorgeschritteneren Studirenden bestimmt, welche Mängel in ihrer früheren Erziehung auszugleichen wünschen, oder besondere Fächer weiter treiben möchten. Alle Studirenden unter siebzehn Jahren müssen den regelmäßigen Cursus durchmachen. Spezialklassen werden je nach Bedürfniß gebildet zum weiteren Studium des Griechischen, Deutschen, Italiänischen, Spanischen und Angelsächsischen. Lateinisch wird regelmäßig in jeder Klasse getrieben, ja, ehe eine Studirende das erste Jahr des regelmäßigen Cursus anfängt, muß sie die Eclogae Caesarianae et Ciceronianae lesen können; außerdem wird französische Grammatik vorausgesetzt, Algebra bis zu den Gleichungen zweiten Grades; sie muß freie Aufsätze englisch machen können und die Umrisse der alten Geschichte kennen. Dies Alles kann sie im Institut selber sich erwerben.

Im ersten Jahr des regelmäßigen Cursus wird dann die Aeneide gelesen, lateinische Prosodie durchgenommen, lateinische Aufsätze gemacht. Algebra wird beendet und Geometrie begonnen, Botanik, Zoologie und Sprachen getrieben.

Im zweiten Jahr treten die Ciceronischen Reden und Livius an die Stelle Virgils; Geometrie wird beendet und Trigonometrie begonnen; Physiologie und Hygienie, sowie die Umrisse der neueren Geschichte, treten dazu.

Das dritte Jahr bringt die Oden und Satiren des Horaz und den Tacitus, Astronomie, Geologie, Mineralogie, physische Geographie, Logik — Aufsätze. Und erst das letzte Jahr beschäftigt sich mit natürlicher Theologie und den Beweisen des Christenthums, ein Zeichen für die wirklich liberale Gesinnung des Gründers.

Wenn nun Musik oder Zeichnen und Malen vorzugsweise geübt werden sollen, so werden natürlich einer oder mehrere der genannten Studienzweige vom Lektionsplan gestrichen, wie es denn überhaupt wohl erlaubt sein wird, anzunehmen, daß der Studienplan nicht in ganzer Rigorosität durchgeführt wird. Wo Gelegenheit zu guter Ausbildung in Musik und Malerei geboten wird, wie hier, ist doch wohl anzunehmen, daß weibliche Neigung und Beruf sich mehr nach dieser Richtung hingezogen fühlen, als nach der abstrakten Gelehrsamkeit.

Beim Abgang der Studirenden ist das College „by its charter" berechtigt, all die gewöhnlichen und außergewöhnlichen akademischen Grade zu ertheilen. Diejenigen, welche den ganzen regelmäßigen Cursus durchmachten, erlangen den Bakkalaureats-Grad; die, welche nur Spezialstudien, Musik oder Malerei getrieben haben, erhalten hierüber lautende Zeugnisse.

Der Preis für den Aufenthalt im Institute nebst Beköstigung und allem Unterricht (gleichviel wie wenig oder wie viel man davon benutzen will) beträgt jährlich nur 400 Dollars, was für amerikanische Verhältnisse und das dort Gebotene unglaublich niedrig erscheint, da ja auch der Gebrauch der Bücher und Karten, sowie aller Apparate hierbei eingeschlossen ist; — nur für den Unterricht in den Künsten werden Extra-Honorare entrichtet, doch auch sehr geringe, von 50 und 60 Dollars jährlich.

386 junge Damen haben, laut dem Verzeichniß, im letzten Jahre das Institut besucht, die meisten natürlich aus dem Staate New-York und nur drei aus den Südstaaten.

Ein weiblicher, promovirter Arzt residirt im Hause selbst, in dem sich auch äußerst wohl eingerichtete Räume für etwaige Kranke befinden. M. St.

Brasilien.

Fortschritte und Rückschritte des Kaiserreichs.

I.

Eisenbahnen und andere Communicationswege.

Das polytechnische Institut in Rio de Janeiro, welches sehr tüchtige Kräfte unter seinen Mitgliedern und den Grafen von Eu, Schwiegersohn des Kaisers, zum Präsidenten hat, gab kürzlich seine jährliche „Revista" heraus, worin sich auch eine Uebersicht der in Brasilien exlstirenden Eisenbahnen und chaussirten Straßen befindet. Hiernach besitzt Brasilien jetzt sechs Eisenbahnen:

1) Die Dom Pedro-Eisenbahn, welche die Provinzen Rio de Janeiro, S. Paulo und Minas Geraes verbinden soll, und bis jetzt eine Ausdehnung von ca. 160 Kilometer hat;

2) die von Bahia, welche die ganze Provinz bis zum Flusse S. Francisco zu durchschneiden hat und von welcher 183 Kilometer dem Verkehr übergeben sind;

3) die von Pernambuco, welche, vom Hafen aus durch das Innere gehend, ebenfalls als Ausgangspunkt den Fluß S. Francisco haben wird. Von dieser sind 130 Kilometer fertig;

4) die von S. Paulo. Diese verbindet den Hafen von Santos mit dem Innern der Provinz, und sind etwa 140 Kilometer befahren;

5) und 6) zwei kleine Bahnen im Innern der Provinz Rio de Janeiro, von welcher die erste, die von Cantagallo, 50 Kilometer, die zweite, die von Mauá, welche Rio mit Petropolis zum Theil verbindet, 17 Kilometer (2¼ Meilen) lang ist.

Die ganze Ausdehnung der Schienenwege beträgt also ungefähr 680 Kilometer oder ca. 90 Meilen, eine Ausdehnung, die allerdings verschwindend klein, wenn man das riesenhafte Reich ins Auge faßt, jedoch schon jetzt von großer Bedeutung, wenn man erwägt, daß die jährliche Einnahme der Bahnen 2,650,000 Milreis oder ca. 2 Millionen Thaler beträgt.

Der chaussirten Straßen giebt es neben den Eisenbahnen verhältnißmäßig wenige, weil es eben vor Erfindung der letzteren auch keine Chausseen im Lande gab, und man jetzt, wenn es sich darum handelt, dem Verkehr neue Bahnen zu schaffen, die Mehrausgabe nicht scheut, gleich Eisenbahnen anzulegen.

Die schönste macadamisirte Straße im Lande ist unstreitig die Estrada União e Industria, von Petropolis bis Juiz de Fóra, ein Prachtwerk, welches aber auch ungeheure Summen gekostet. Ueberhaupt sind Straßenanlagen ein kostspieliges Ding in Brasilien, nicht nur, weil der Arbeitslohn sehr hoch, sondern auch, weil fast überall die Terrain-Verhältnisse die Arbeiten sehr erschweren.

II.

Die Provinz Rio Grande do Sul.

Ueber die deutsche Auswanderung nach Brasilien, die in neuester Zeit durch die Agenten des amerikanischen Kaiserstaates wieder vielfach in Anregung gebracht wird, hat Herr J. J. Sturz, der frühere General-Konsul von Brasilien, nach längerem Schweigen über diese von ihm bekanntlich lange bekämpfte Auswanderung ein Rundschreiben (Berlin, 25. Dec. 1867) drucken lassen, dem wir folgende, den Kern des Ganzen enthaltende Stelle entnehmen:

„Es ist allgemein bekannt, wie bis vor Kurzem noch die brasilianische Regierung bei ihren Colonisations-Versuchen hauptsächlich von der illusorischen Ansicht ausging, der deutsche Ackerbauer sei geeignet, als Ersatzmittel für die absterbenden Sklaven in den Zucker- und Kaffee-Plantagen der tropischen Provinzen Brasiliens zu dienen, und daß sich auf dieses fehlerhafte Princip jene berüchtigten Werbungen mit Halbpacht-Contracten gründeten, durch deren Folgen sich die königlich preußische Regierung bewogen sah, in Preußen alle Auswanderungs-Agenturen für Brasilien zu verbieten.

„Wenn wir aber auch anerkennen, daß die brasilianische Regierung, nachdem sie mehr Erfahrung in der Auswanderungs-Frage gesammelt, jetzt wenigstens im Princip dieses unhaltbare System aufgeben, und den berechtigten Ansprüchen des freien Einwanderers mehr Würdigung angedeihen lassen zu wollen scheint, so nimmt sie doch noch Anstand, sich offen einzugestehen, daß die tropischen Theile des Reichs für deutsche Auswanderer in jeder Beziehung und unter allen Umständen ungeeignet sind.

„Die Auswanderung nach Brasilien muß gegenwärtig in drei Kategorieen gesondert werden, und zwar: Erstens in die nach der Provinz Rio Grande do Sul, zweitens die nach den Provinzen Sta. Catharina und Parana und drittens die nach allen übrigen rein tropischen, Kaffee und Zucker producirenden, ausschließlich mit Sklaven arbeitenden Provinzen. Die Werbung von deutschen Auswanderern für diese letzteren Provinzen bleibt nach wie vor in jeder Beziehung verwerflich, und ist zu hoffen, daß die preußische Regierung in Betreff dieser bei ihren bisherigen Bestimmungen beharrt. Es ist daher über dieselben nichts weiter zu sagen, sondern bloß zu constatiren, daß, trotz aller Maßregeln zu ihrer Verhinderung, im Frühjahr dieses Jahres auf Privat-Spekulation von Hamburg aus zwei Schiffsladungen deutscher Auswanderer nach Santos, auf der niedrigen, heißen und sumpfigen, von Fiebern heimgesuchten Küste San Paulo's expedirt worden sind, um sie dort als Feld-Arbeiter an einen Kaffeepflanzer zu verdingen, und daß die brasilianische Regierung erst im Januar d. J. ein verwickeltes, aus unzähligen Paragraphen bestehendes Reglement für dieses Arbeits-Verhältniß aufgestellt hat. Dasselbe will zwar einem großen Theile der Willkürlichkeiten, die unter den alten Parceria-Contrakten begangen werden konnten, vorbeugen; man weiß aber, wie wenig im Innern Brasiliens und da, wo Deutsche nur in kleinen Gruppen zusammen wohnen, Verlaß auf eine unparteiische Rechtspflege ist. Und überdies bekundet der ganze Inhalt des Reglements schon ein so gebundenes und untergeordnetes Verhältniß, wie sich ihm ein Deutscher nicht unterwerfen sollte.

„Was die Auswanderung nach Rio Grande do Sul, der südlichsten Provinz des Reichs, anbelangt, so ist im Interesse der bereits dort lebenden 30,000 deutschen Arbeiter hervorzuheben, daß, nachdem neuerdings die brasilianische Regierung in mehrfacher Beziehung der Tüchtigkeit, der Ruhe und dem Fleiße derselben die Anerkennung hat zu Theil werden lassen, die ihnen gebührt, und neuen Ankömmlingen auch mehrfache Vergünstigungen gewähren will, diese Provinz einen großen Theil der Bedingungen verwirklicht, die das volle Gedeihen des deutschen Einwanderers erfordert; es ist somit wünschenswerth, daß der Auswanderung Deutscher nach diesem Theile Brasiliens für die Zukunft von keiner Seite mehr Hindernisse im Wege stehen.

„Die Provinz hat eine Oberfläche von 4600 geographischen Quadratmeilen, ein überaus schönes, gesundes Klima, das den vortheilhaftesten Anbau aller europäischen Cerealien und des Weinstocks im Großen gestattet, einen fruchtbaren, zur Bearbei-

tung durch den Pflug geeigneten Boden, ein den inneren Transport nach dem Seehafen auf's äußerste erleichterndes großes Netz von schiffbaren Flüssen, sowie Kohlen und Erzreichthum, unabsehbare treffliche Weidegründe, die von Hornvieh, Pferden und Schafen wimmeln, und einen sehr bedeutenden Handel, ja sogar schon eine nicht unbedeutende Industrie, die ausschließlich in den Händen der Deutschen ist. — Die deutschen Ansiedler gedeihen dort auch, was das Materielle anbelangt, auf's Beste, werden wohlhabend, erhalten ihre Sprache und Sitten, und wenn auch noch manche Uebelstände dort vorhanden sind, so ist doch mit Sicherheit zu erwarten, daß eine vermehrte deutsche Bevölkerung durch ihre Tüchtigkeit und die Achtung gebietende Stellung, die sie sich immer mehr erwirbt, dieselben durch ihren Einfluß auf die Central-, wie auf die Provinzial-Gesetzgebung in nicht ferner Zeit gänzlich beseitigen wird. Die deutschen Colonieen in Rio Grande befinden sich auf einem zur Verbreitung deutscher Kultur höchst wichtigen Punkte Südamerika's und eine kräftige Entwickelung dieser Colonieen kann der deutschen Nation nur zum größten Nutzen gereichen, da sich durch eine vermehrte Zuwanderung aus Deutschland dort unfehlbar bald eine vorwiegend aus Deutschen bestehende, den politischen, commerciellen und industriellen Interessen Deutschlands günstig gestimmte, wohlhabende und kräftige Bevölkerung herausbilden muß.

„Keine Provinz des brasilianischen Reichs bietet wie diese alle Garantieen für die gesunde Erhaltung der physischen, moralischen und nationalen Kraft des Deutschen. Eine unfreie Einwanderung nach dieser Provinz hat nie stattgefunden, und der Erwerb guter Ländereien ist hier in Folge der vielseitigen Concurrenz unter Verkäufern, wie auch der noch bestehenden Menge von wohlgelegenen Staatsländereien mit keinen Schwierigkeiten verknüpft. — Leider konnte selbst diese Provinz den Deutschen als Auswanderungsziel nicht anempfohlen werden, bevor eben die brasilianische Regierung nicht, wie sie es jetzt zu thun in Aussicht stellt, den gerechten Ansprüchen des deutschen Einwanderers im ganzen Reiche Würdigung angedeihen ließ, anstatt ihn zur unfreien Arbeitsmaschine erniedrigen, oder doch bürgerlich dem Brasilianer unterordnen zu lassen.

„Was nun die zweite Kategorie betrifft, die der Auswanderung nach der Provinz Sta. Catharina und allenfalls noch Parana, so ist die Lage dieser Provinzen eine subtropische und ihr Klima, wenn es auch dem Reisenden und dem dort zeitweilig, für andere als Ackerbauzwecke Weilenden, noch so angenehm erscheinen muß, schon zu warm für den vortheilhaften Anbau der deutschen Feldfrüchte, als Kartoffeln, Roggen und Weizen, während der Zucker- und Kaffee-Plantagen-Betrieb durch dort öfters eintretende Kälte häufig gefährdet wird, so daß die Colonieen Donna Francisca und Blumenau noch nicht zur Feststellung des Ackerbau-Zweigs gelangt sind, der für sie zur Ausfuhr am geeignetsten ist."

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Das Hohe Lied in neuen deutschen Bearbeitungen.

Seitdem Herder dem Hohen Liede Salomonis einen ganzen Band seiner Werke gewidmet und durch ihn und Moses Mendelssohn die Schönheit der Dichtung von dogmatischen Verunzierungen befreit worden war, hat sich eine Legion neuerer Bearbeiter und Nachahmer an diesem „Liede der Lieder" versucht und Jeder findet von Neuem neue Schönheiten darin.

Seit sich die Synagoge und die Kirche des Werkes bemächtigten und, weil es im Kanon stand, zum heiligsten der heiligen Lieder stempelten — was ist aus diesem Gedichte und in dasselbe hinein gedeutet und gedeutelt worden. Die Mystik suchte in jedem Spruche Beziehungen, von denen der Verfasser sicher keine Ahnung hatte, da, „als der Dichter sang, die Sprache noch nicht den schmerzhaften Tod der Heiligen gestorben war, und die ersten, die sich an dem Liede ergötzten, noch nichts von sinnbildlicher Deutung kanonischer Bücher wußten", wie Zunz sich ausdrückt.

Man ist endlich zum einfachen Sinne und bessern Verständnisse zurückgekehrt, und Jeder weiß, was er in dem herrlichen Gedichte zu suchen hat: „Liebe und nur Liebe; vom Kuß fängt's an und endigt mit einem zarten Seufzer." (Herder) — Sehr schön, sinnig und minnig aufgefaßt und übertragen hat es A. Rebenstein (Bernstein 1834); mit Verständniß besprochen und übersetzt hat es Daniel Sanders (1845); neuerdings liegt uns eine Doppelübersetzung mit Erklärungen vor, zuerst in einfacher Uebertragung und dann in dramatischer Bearbeitung von L. J. Mandelstamm *), einem russisch-jüdischen Gelehrten in St. Petersburg, welcher sich schon anderweitig durch seine biblischen Studien und Kritiken bekannt gemacht hat.

Der Verfasser hält das Hohelied wirklich von Salomo oder für Salomo bearbeitet; es ist nach ihm nicht sowohl Idylle, als ein kleines Hochzeits-Drama, und danach ist auch die zweite deutsche Uebertragung eingerichtet. Man kann der Arbeit des Herrn Mandelstamm den Beifall nicht versagen, da sie von genauem Verständniß des alten Orients und von gutem geläuterten Geschmacke Zeugniß giebt; auch bieten die exegetischen Anmerkungen manches Neue und Ueberraschende.

Der Bearbeitung selbst geht ein Mahnruf voran: An den Geist Meyerbeer's, worin Herr Mandelstamm seinen Unmuth gegen den zur Zeit des Druckes der Dichtung noch lebenden **) Tondichter ausläßt, daß derselbe so gar nicht daran gedacht, seine Kunst auch einer heiligen Dichtung zu widmen, während doch Halevy, Felix Mendelssohn, Byron, Bendemann u. A. sich für Israel's Heiligthümer begeistert hätten.

— — — „Fragt ihn, ihn selbst, den großen Meister, — der jeden leisen Lebenszug — erhob in's ew'ge Reich der Geister, — hat er, auf seinem Weltenflug — der Heimat je als Kind gedacht, — ein Lied auch ihr je dargebracht? — Als er ringsum mit vollen Händen — gestreut die königlichen Spenden, — schenkt' er den Brüdern hier und dort, — als Liebesgabe je ein Wort, — je eine Thräne, einen Blick, — aus Beileid für ihr schwer Geschick?" — . . . „Da ihm der Geist der frommen Ahnen — die Perlen des Gesanges lieh, — war das sein Dank den edlen Manen, — daß er die heil'ge Harmonie — der Fremden Leidenschaft geweiht, — und nie beweint der Brüder Leid? — Daß zu der jungen Mägdlein Füßen — er mit der Harfe niederkauert, — in Liebeleien, honigsüßen, — den Leichtsinn und die Rosen preist, — da seine Mutter einsam trauert, — und zu ihm schmachtend spricht im Geist, — daß er sie rette, sie befreie, — die ihn geboren, für ihn rang, — und für ihn litt ihr Leben lang. — mit jedem Lebensweh und Schmerz; — daß er jetzt kräft'ge ihr das Herz — mit seinem himmlischen Gesang!?"

---

*) Das Hohelied, metrisch übersetzt und neu erklärt. (Gr. Lexicon-Format; XLVIII u. 37 S.)

**) Meyerbeer starb am 2. Mai 1864.

. . . „Es preist ein ferner, fremder Haydn — die Schöpfung nach dem Wort der Schrift; — Italien müssen wir beneiden, — deß Sänger jenes Meer durchschifft, — wo in Gedanken, gleich Korallen — tief unter Wogen Blumen ruh'n, — das Leben Messe, groß vor Allen! — Und er kann nicht ein Gleiches thun?! — Auf unsern Bergen sind die Palmen, — in unsern Schriften sind die Psalmen: — da lagert königlich der Leu, — dort hüpft durch's Grün, das immer neu, — die Hindin zu den reifen Halmen; — das Wort ist tief, das Herz ist treu, — die Thatenkraft ist ohne Bande: — und nichts hat ihn im Volk begeistert, — wie das Gestrüppe fremder Lande, — wo falscher Stolz den Wüstling meistert, — wo von der Gottheit keine Spur — und krankhaft hinsiecht die Natur!? . . ." . . . „O Sängermeister, bliebst du Sohn — dem alten Volk, dem du entsprossen, — und hätte sich dein Lied ergossen — für deine blutende Nation: — ein Liebesband wär' bald geschlossen — um alle Welt vor deinem Thron; — die Brüdervölker blieben nicht — so ungerührt bei unsern Leiden; — es säßen Christen nicht wie Heiden — dann über Zion zu Gericht; — in deinem Harmonie-Gewande — gelangte durch das Ohr zur Brust — der Geist der Wahrheit, strömte mächtig, — bis ihre Herzen, . . . wie Eisesmassen an den Quellen, — beim jungen Frühling, weich und zart, — sich aufgelöst zu Thränenwellen." „Wir können, Meister, das nicht loben, . . . daß du dich selbst nicht hast verstanden . . ."

Seitdem sind noch zwei andere deutsche Bearbeitungen des Hohenliedes erschienen, eine von Dr. M. Friedländer*), welche einige neue Seiten an dem herrlichen Gedichte bespricht. Wir hätten aber von dem sonst tüchtigen Verfasser etwas Besseres und Gründlicheres erwartet. Die andere Bearbeitung ist eine „dem Geiste Friedrich Rückert's" gewidmete, sehr gelungene, wenn auch allerdings mit großer Freiheit behandelte Versification von Moritz Ehrlich**), die immerhin auch auf jedem modernen Damen-Lesetisch sich zeigen kann und von Berufenen mit Interesse gelesen werden wird. Den 21 Canzonen, in welchen frei das Hohe Lied erscheint, geht eine orientalisch gehaltene Parabel des Bearbeiters voran, worin er zu erklären sucht, warum die so reizende Ueberlieferung des Hohen Liedes doch in fremdem Gewande selten in der ihr eigenthümlichen Schönheit erscheint. „Jung muß das Alte werden, wenn es fortleben soll, und wer es sich (als ein Lebendiges) aneignet, der wird es besitzen." K.

Kleine literarische Revue.

— **Reumont's Geschichte Rom's.** Von der in diesen Blättern (1867, Nr. 32) in einem eingehenden Artikel angezeigten Geschichte der Stadt Rom, von Alfred von Reumont, ist, nachdem im ersten Bande die Geschichte bis zum Ende des römischen Weltreichs geführt worden, kürzlich der zweite, das Mittelalter in seiner engeren Begränzung umfassende Band erschienen***). Ueber zehntehalb Jahrhunderte (von 476 bis 1420) werden darin dargestellt, Jahrhunderte der schwersten Kämpfe und der entsetzlichsten Leiden für die Stadt Rom, Jahrhunderte, in denen das Alte unterging, das Neue sich um so mühsamer und unvollkommener gestaltete, „da", wie Herr v. Reumont sagt, „dieser Untergang des Alten nicht begriffen ward und die phantastisch-willkürliche Vermengung widerstrebender Elemente die neuen Bildungen im Keime verdarb, im Wachsthum hemmte." Rom, der Brennpunkt aller Geschichtsstrahlen des Mittelalters, bietet der historischen Darstellung den großartigsten, weltgeschichtlichen Stoff, und wenn auch die Stadt selbst unter den Kämpfen zwischen Kaiserthum und Papstthum, zwischen republikanischer und theokratischer Herrschaft, materiell wie geistig tief heruntergekommen ist, hat doch der unverwüstliche Kern ihrer aus dem klassischen Alterthum überkommenen Größe auch jene finsteren Zeiten glücklich überwunden, und die Stadt ist aus der mittelalterlichen Verkümmerung zu neuem Glanze auf dem örtlich allerdings beschränkten Gebiete der Kunst hervorgegangen, der Kunst eines Michelangelo und Rafael, die Rom jetzt noch zum bewunderten Schauplatze eines nicht mehr an seine göttliche Mission glaubenden Jahrhunderts macht. Herr v. Reumont wird im dritten Bande seiner Geschichte der Stadt Rom diese Epoche der Renaissance zu schildern haben und dabei gewiß auch viele interessante, neue Data zu Tage fördern.

— **Ein naturgeschichtliches Volksbuch.** Sobald ein großes Werk die einstimmige Anerkennung und das unbedingte Lob der gesammten Kritik gewonnen, dann tritt wohl bald das allgemeine Bedauern darüber ein, daß die große Anzahl aller minder Wohlhabenden nicht in seinen Besitz gelangen kann. Dies ward bereits längst und in außergewöhnlich hohem Grade jenem Werke gegenüber fühlbar, von dem die hervorragendsten Forscher und Gelehrten unserer Zeit es ausgesprochen haben, daß es in seinem Gebiete das beste Buch sei, welches wir besitzen, und von dem man mit vollem Recht behaupten kann: keine andere Nation der Welt habe ein gleiches aufzuweisen.

Wir meinen das „Illustrirte Thierleben"*) von A. E. Brehm mit Zeichnungen von Robert Kretschmer, welches jetzt in seinem V. und VI. Bande — a die Kriechthiere oder Lurche, b die wirbellosen Thiere umfassend — der Vollendung schnell entgegengeht.

Da Brehm's Thierleben I. bis IV. Band das, was Blasius, Tschudi, Lenz, Scheitlin u. A. für einzelne Gruppen oder nur abgegränzte geographische Gebiete Vorzügliches geleistet haben, in hoher Vollendung das ganze Bereich der Säugethiere und Vögel umfassend bietet, so war es schon von vornherein nicht blos für alle Privat-, sondern namentlich für die Schul-Bibliotheken ein großer Mangel, wenn sie sich dies Werk nicht anschaffen konnten. Diesem Uebelstande ist nun dadurch abgeholfen, daß die Verlagshandlung eine wohlfeile Volks- und Schul-Ausgabe des Thierlebens veranstaltet hat. Zu dem mäßigen Preise von 5 Sgr. wird man jetzt in 31 Lieferungen oder 2 Bänden das Werk erlangen und zwar in einer, in der That vorzüglich ausgestatteten Ausgabe, welche die große Mehrzahl der werthvollen Illustrationen enthält, und die von Friedrich Schoedler, dem bekannten und geschätzten Verfasser des „Buch der

*) Berlin, Julius Benzian, 1867.

**) Das Hohe Lied Salomonis. In poetischer Nachbildung von Moritz Ehrlich. Berlin, Mitscher u. Röstel, 1867.

***) Geschichte der Stadt Rom. In drei Bänden. Auf Veranlassung Maximilian's II., Königs von Bayern. Von Alfred von Reumont. Zweiter Band. Von der Herrschaft germanischer Völker bis zum Ende des grossen Schisma. (1254 S. gr. 8., mit 12 Stammtafeln.) Berlin, R. v. Decker, 1867.

*) Hildburghausen, Bibliographisches Institut.

Natur" besorgt wird. Eines Weiteren zur Empfehlung dieses neuen dankenswerthen Unternehmens wird es nicht bedürfen. Wir sind überzeugt, daß mit uns jeder Wohlmeinende den Worten des hochverdienten Leunis: „Wem Förderung und Verbreitung naturhistorischer Kenntnisse in weiten Kreisen am Herzen liegt, der muß pflichtmäßig zur weiteren Verbreitung dieses Buches beitragen" sich gern anschließen werde. K. R.

— **Spach's vermischte Aufsätze über elsassische Geschichte.***) Von den Oeuvres choisies des Ober-Archivars Herrn Ludwig Spach in Straßburg ist vor einigen Monaten ein prächtig ausgestatteter dritter Band erschienen unter dem besonderen Titel: „Mélanges d'histoire alsatique". Diese Sammlung ist ungemein reichhaltig an urkundlichen Nachrichten über die Abteien, Kirchen und Burgen des Elsaßes; sie liefert eine Menge wichtiger Beiträge zur Geschichte Westdeutschlands, namentlich des eigens so genannten „Westrichs", dessen Wechselbeziehungen zu Deutschland und Frankreich diesem Stück Erde einen so buntfarbigen und anziehenden Charakter ausdrücken. Hr. Ludwig Spach hat mit vollen Händen aus dem Straßburger Präfectur-Archive geschöpft, die Akten der Provinzial-Intendantur der einstigen Provinz Elsaß, die dort aufbewahrt werden, sorglich benutzt und neben aller Gelehrsamkeit sehr anmuthig und fließend erzählt. Seine kurze Geschichte der Abtei Weißenburg, seine ausführlichere der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (welche im Niederelsaß belegen das vorige Jahrhundert hindurch den Landgrafen von Hessen-Darmstadt gehörte, während Hanau-Müntzenberg bei Frankfurt a. M. an Hessen-Cassel gefallen war), seine schönen Beschreibungen der alten Feudalschlösser, von denen 1859 zur Zeit, als der archäologische Congreß in Straßburg tagte, noch 166 im Oberelsaß und 232 im Niederelsaß, natürlich meist nur Ruinen, vorhanden waren, bezeugen den vaterländischen Sinn des Autors und seinen Eifer, die Kenntniß der Vergangenheit für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Den Kennern und Freunden der deutschen Literatur empfehlen wir aber besonders den köstlichen Aufsatz: „Die Stadt und Universität Straßburg im Jahre 1770". Er giebt ein mit warmen Tinten gemaltes Bild der damaligen Zustände der alten Reichsstadt, im Zeitalter des Zopfstyls, und ist als passende Denkschrift am 28. September 1842 auf der 10. General-Versammlung des Congrès scientifique de France zu Straßburg vorgelesen worden. Der Antheil des Elsaßes an Deutschlands Reichs- und Rechtsgeschichte hat ebenfalls ein mannigfaches Echo in diesen Blättern gefunden; wer das Sinken der Habsburgischen Macht in ihrem Stammlande schon während des 15. und 16. Jahrhunderts verfolgen will, darf hier einer Menge werthvoller Aufschlüsse gewiß sein. T. v. B.

— **„Im Hochland."****) Der von Jahr zu Jahr mächtiger anschwellende Strom der Touristen, der die Schweiz überflutet, kann nicht verfehlen, Spuren seines Laufes in ihren Thälern und Bergen zurückzulassen. Wie jeder andere Strom, hat er die Eigenheit, mit sich fortzuspülen, was sich seinem Laufe entgegenstellt, und so sind es besonders die uralten Sitten und Gebräuche, die Eigenart des eigentlichen Schweizervolks, die mehr und mehr der vordringenden Civilisation weichen. Natürlich ist daher der Wunsch des Dichters, Züge echter Volksthümlichkeit im Bilde festzuhalten, wo sie sich noch finden, und so bietet Herr Robert Schweichel uns unter obigem Titel abermals eine Sammlung von Novellen, die dritte, deren Schauplatz jene wunderbar großartigen, und in ihrer jedes Gemüth ergreifenden Schönheit ewig neuen Gegenden der romanischen Schweiz bilden, die ein wirklich internationaler Versammlungsort aller Völker geworden sind.

*) Oeuvres choisies de Louis Spach, archiviste du département du Bas-Rhin. Tome troisième: Mélanges d'histoire alsatique. Paris et Strasbourg, Berger-Levrault, 1867. (619 pag.)

**) Novellen aus der romanischen Schweiz von Robert Schweichel. Dritte Sammlung. Berlin 1868, Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung (A. Charisius).

— **W. Kaulbach in England.** Später als die anderen illustrirten Weihnachts-Bücher und fast zu spät für diese Saison ist in London eine von dem geschätzten Biographen Goethe's, Herrn G. H. Lewes, herausgegebene, englische Ausgabe der von Wilh. Kaulbach gezeichneten weiblichen Charactere Goethe's erschienen.*) Aber allem Anschein nach, hat dieses im Christmas Bookseller noch nicht aufgenommene Illustrations-Werk vor allen anderen am Weihnachtsmarkte Londons den Sieg davon getragen, und wäre es etwas früher gekommen, so würde vielleicht schon in diesen Weihnachten die ganze Auflage vergriffen worden sein. „Obwohl bereits sick of Illustrations, sagt die Times, können wir doch bei dieser Gelegenheit nicht umhin, unsere Bewunderung auszusprechen, denn als Maler steht Kaulbach auf gleicher Höhe mit Goethe, dem Dichter."

— **Ein Lorbeerhain auf den Gräbern der Veteranen des deutschen Befreiungskrieges.****) Der bejahrte Verfasser, früher unter dem Schriftsteller-Namen Freimund Ohnesorgen wohlbekannt, liefert hier in zwei Bänden zum Theil amüsante, zum Theil ergreifende Beiträge zur Charakteristik der Helden aus den Befreiungskriegen, Beiträge, die er aus eignen Erinnerungen und bei seinen Kampfgenossen gesammelt hat. In Anekdoten-Form finden wir von Blücher, York, Bülow, Horn, Hünerbein und anderen Größen der deutschen Heldenzeit von 1813 Mosaikbilder zusammengestellt, die an Deutlichkeit der Züge nichts zu wünschen übrig lassen. Vor Allem tritt darin jene Derbheit der Ausdrucksweise hervor, die, ein Vorrecht des Soldatenstandes, bei den Haudegen der Befreiungskriege mit der Tapferkeit gradezu um die Palme der Berühmtheit ringt. Der Verf. ist in dieser Beziehung mit der Gewissenhaftigkeit eines Historikers zu Werke gegangen. Freilich, hätte er auch manchen Fall der Vergessenheit überlassen, wo das bekannte geflügelte Wort, das Göthe im Götz kühn in die Schriftsprache aufnahm, von unsern Helden citirt worden — ihr Ruhm würde derselbe bleiben. Es ist aber zu bedenken, daß dergleichen Worte aus dem Munde der Feldherrn auch ihren Antheil am Erfolge der Befreiungskriege gehabt haben. — Im Uebrigen wird der Geschichtsforscher in dem Werkchen manchen Zug finden, der noch in die Spezialgeschichte jener Kriege einzureihen ist, indem der Verf. Vieles (u. A. den Hergang im Kriegsrathe zu Breitenfeld vor der Schlacht bei Leipzig) als Augenzeuge neu erzählt.

*) Female Characters, from the Original Drawings of W. Kaulbach, with explanatory Text by G. H. Lewes. London, Trübner u. Co.

**) Von einem Veteranen und Mitkämpfer, Louis Baron v. Falkenstein, Oberstlieut. z. D. Potsdam, Eduard Döring, 1867.

Literarischer Sprechsaal.

Auch die nichtpolitische, periodische Presse Deutschlands darf sich des Umschwungs freuen, der mit dem Beginn des Jahres 1868 in Oesterreich eingetreten ist. Der Sieg über verjährte Ideen und Vorurtheile, den jetzt die politische Bildung deutscher Staatsmänner in diesem lange unterdrückten Lande feiert, erfüllt jedes deutsche Herz mit Stolz. Nicht mehr darf der auf seine Verfassung pochende Magyar mit Hochmuth auf unsere Stammesbrüder im deutschen Erzherzogthum blicken; nicht mehr in Kurböhmen der halbbarbarische Slave dem deutschen Landesgenossen vorwerfen, daß er in allen Kronländern der Bediente einer despotischen Regierung sei, und nicht mehr in Südtirol der italiänisch redende Landsmann Andreas Hofer's das Deutsche als die „Sprache der Knechte" bezeichnen. Deutsche Ehrenmänner sind es: Fürst Auersperg, Herbst, Giskra, Berger, Hasner, Brestel, die jetzt im cisleithanischen Oesterreich das Staatsruder führen. Ihre Namen sind geehrt in Nord-, wie in Süd-Deutschland, und mit Genugthuung hat das deutsche Volk aus ihrem Munde vernommen, daß in Oesterreich der Rechtsstaat an die Stelle des Polizeistaats getreten, daß fortan dort die Unabhängigkeit des Richterstandes und das moralische Ansehen der öffentlichen Meinung — zwei Bürgschaften der bürgerlichen Freiheit — gesichert seien, und daß die Minister in der sittlichen Befriedigung des Landes auch die beste Förderung seines physischen Wohlseins erblicken. Hat der alte Kaiserstaat erst wieder Vertrauen zu sich selbst gewonnen, dann wird auch die übrige Welt wieder Vertrauen zu ihm fassen. An dem Volke Oesterreichs ist es, durch politische Bildung, durch Aufbietung aller seiner moralischen Kräfte zu beweisen, daß es der gewonnenen Freiheit würdig ist.

Das Journal des Débats berichtet nach russischen Quellen*), daß die ausschließlich auf den polnischen Gutsbesitzern der westrussischen Gouvernements lastenden Grundsteuern für die sechs Palatinate von Litthauen allein 2,100,000 Rubel und für die drei südlicher gelegenen Gouvernements 1,365,000 Rubel jährlich betragen. General Murawieff hat im J. 1863 den polnischen Gutsbesitzern diese Steuer als Strafe dafür auferlegt, daß sich ein Theil derselben bei der damaligen Insurrection betheiligt hatte. Seitdem wird sie regelmäßig weiter eingetrieben, und zwar bleibt die Steuer-Summe, deren Repartition auf die polnischen Gutsbesitzer der russische General-Gouverneur allein anordnet, fortdauernd dieselbe, und müssen demnach, sobald ein Gut aus der Hand eines polnischen Besitzers in die eines russischen übergeht, wodurch es von der Steuer befreit wird, die verbleibenden polnischen Gutsbesitzer die Deckung des Ausfalles übernehmen. In Folge dieser drückenden Belastung ihrer Güter vermindert sich die Zahl der polnischen Gutsbesitzer in Litthauen, Kiew rc. mit jedem Jahre mehr, und würde, wenn das jetzige Verfahren konsequent beibehalten wird, zuletzt ein einziger etwa noch im Besitz verbleibender Pole die ganze Last von 2,100,000, resp. 1,365,000 Rubel auf sich allein zu nehmen haben. Nach einem feststehenden, außerordentlichen Budget wird der Ertrag jener Grundsteuern in den betreffenden Gouvernements folgendermaßen verwendet: zur Vermehrung der Besoldungen der dortigen russischen Beamten 654,000 Rubel; zur Dotation der griechisch-russischen Geistlichkeit daselbst (die Steuer wird ausschließlich von Katholiken entrichtet) 400,000 Rubel; zur Subventionirung der russischen Theater und Bibliotheken in Wilna, Kiew rc. 15,000 Rubel; zur Unterstützung der russischen und schismatischen Elementarschulen 175,000 Rubel; zur Subventionirung zweier russischer Zeitungen der betreffenden Provinzen (des „Westrussischen Boten" und des „Kiewlanin") 7600 Rubel rc. Die ganze, ausschließlich von polnischen Gutsbesitzern aufzubringende Steuersumme wird demnach zur Denationalisirung und Russificirung der betreffenden, ehemals polnischen Provinzen verwendet.

*) Es sind die Katkov'sche „Moskauer Zeitung", die „St. Petersburger (russische) Zeitung" und der „Golos" genannt.

Sir George Rose, in seinen späteren Tagen englischer Gesandter in Berlin, war in seinen jüngeren Tagen Parlaments-Reporter — eine Carrière in England, die, wie Figura zeigt, zu etwas führen kann. Eines Tages, als — was zuweilen auch in deutschen und in preußischen Kammern vorkommt — die Redner recht langweilig und im Widerspruche mit sich selbst waren, lieferte er folgenden epigrammatischen Report an die Morning Chronicle:

Sir John Leach	Sir John Leach
Made a speech	Hielt 'nen Speech,
Angry, neat and wrong;	Zornig, nett und schlecht;
Mr. Hart	Mister Hart,
On the other part,	Als sein Widerpart,
Was right and dull and long;	War langweilig und hatte recht;
Mr. Parker	Mister Parker
Made the case darker,	Im Verdunkeln ein Starker,
Which was dark enough without;	Hat noch schlechter das Schlechte gemacht;
Mr. Cook	Mister Cook
Cited a book,	Citirt: Kukuk,
And the chancellor said: „I doubt!"	Und der Kanzler*) sagt': „ich dacht!"

*) Kanzler im Unterhause war damals Sir John Scott, nachmals Lord Eldon und als Lord-Kanzler im Oberhause langezeit eine große richterliche Autorität der englischen Rückschritts-Männer. D. Red.

Das „deutsche Gewerbe-Museum" in Berlin hat am 12. Januar seine Thätigkeit durch Eröffnung seines Unterrichts-Cursus begonnen. Gegenstände des Unterrichtes sind vorläufig: 1) Elementar-Zeichnen (Baumeister Jacobsthal); 2) Ornament-Zeichnen (Prof. Lohde und Baumeister Heyden); 3) gebundenes Zeichnen für Maschinenbauer und Bauhandwerker (Ingenieur Greiner); 4) Figuren-Zeichnen, Anatomie und Proportions-Lehre (Herr Wisniewsky); 5) Dekoratives Malen (Maler Schneider); 6) Modelliren (Bildhauer Göritz); 7) Compositions-Klasse (Baumeister Kolscher.) Außerdem werden Vorlesungen über chemische Technologie (Dr. Buff), Farbenlehre in gewerblicher Beziehung (Prof. Dr. Rosenthal) und Geschichte des Kunst-Gewerbes (Dr. J. Lessing) gehalten.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 25. Januar 1868. [№ 4.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte des Ausbruchs des siebenjährigen Krieges.

Nach Arnold Schäfer.*)

I.

Zur diplomatischen Vorgeschichte.

Eine der bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der vaterländischen Geschichte, die das eben verflossene Jahr gebracht, ist die „Geschichte des siebenjährigen Krieges" von Arnold Schäfer. Es liegt uns davon der erste Theil vor, und wir dürfen uns wohl der Hoffnung hingeben, in diesem Jahre ein Werk vollendet zu sehen, das sich ebenso durch fesselnde Darstellung, wie durch eine allseitige Benutzung der vorhandenen historischen und archivalischen Quellen, durch gesunde Kritik und eine echt deutsche Gesinnung auszeichnet.

Die Geschichte des siebenjährigen Krieges schrieb zuerst König Friedrich selbst im Laufe des ersten Jahres nach dem glorreich errungenen Frieden in großen und scharfen Zügen, wie sie ihm vor der Seele stand, unter gleichmäßiger Rücksicht auf die Politik und die Kriegführung. Das Werk wurde nach Friedrich's Tode im Jahre 1788 unter Hertzberg's Aufsicht zum erstenmale in Druck gegeben. Früher schon hatte der General Henry Lloyd versucht, die Ereignisse des deutschen Krieges wissenschaftlich darzustellen. Die Uebersetzung und Bearbeitung dieses Buches von G. F. von Tempelhoff bildete, neben der populären Arbeit von J. W. v. Archenholtz, lange Zeit die Grundlage für das Studium der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Seitdem ist eine Fülle von Berichten, Tagebüchern und einzelnen Mittheilungen, zum Theil von höchstem Werthe, an's Licht getreten. Eine neue Bearbeitung unternahmen die Offiziere des königl. preußischen großen Generalstabes, mit Benutzung des militärischen Staatsarchivs und der Plankammer, nicht für das Publikum, sondern als Studien der Generalstabs-Offiziere für den Gebrauch der Armee. Das Werk wurde als Manuscript gedruckt (Berlin, 1824—1847) in 6 Theilen, und trotz mancher Mängel ist es ein rühmliches Denkmal des wissenschaftlichen Geistes, der im preußischen Generalstabe lebt und der die ganze vaterländische Wehrverfassung durchdringt. In späteren Jahren sind noch einzelne ausgezeichnete Arbeiten über Abschnitte des Krieges aus der Mitte des Generalstabes hervorgegangen.

Weniger, als die Kriegsgeschichte hat die Politik jener Zeit Beachtung gefunden. Lange Zeit sind die auf Friedrichs II. Befehl von Hertzberg veröffentlichten Aktenstücke des sächsischen Archivs die hauptsächlichste Grundlage gewesen, auf der sich das Urtheil über Friedrichs und seiner Gegner Handlungsweise bildete. Bei dieser Beschränkung des Gesichtskreises konnten Parteischriften, wie die Geheimnisse des sächsischen Kabinets vom Grafen Vitzthum von Eckstädt (Stuttgart, 1866), sich unterfangen, die gegen den preußischen Staat gesponnenen Komplotte rund weg abzuleugnen und Friedrich II. für die Störung des europäischen Friedens verantwortlich zu machen.

Es war daher ein Haupterforderniß für eine neue Bearbeitung jener Geschichte, nicht bloß die bereits publizirten Akten zusammenzufassen, sondern diese aus den Staatsarchiven zu ergänzen, namentlich die Berichte zu prüfen, auf Grund deren Friedrich seine Entschlüsse faßte. In dieser Beziehung lieferte das geheime Staatsarchiv in Berlin die reichsten und gediegensten Materialien in den diplomatischen Akten und in der Correspondenz des Königs und seiner Minister mit den königlichen Gesandten in Paris und London. Dazu kommen die historisch denkwürdigen Papiere, welche die Nachkommen englischer Staatsmänner zur Ehre ihrer Vorfahren veröffentlicht haben, und die reichhaltigen Sammlungen, welche Andrew Mitchell, als Gesandter bei Friedrich dem Großen, angelegt hat.

Liegt so die Politik Preußens und Englands vor der Welt offen da, so hüllten dagegen ihre Gegner, namentlich der österreichische und französische Hof, ihre Entwürfe in das tiefste Geheimniß, und obgleich mehr als hundert Jahre verflossen sind, trägt man in Wien sowohl, wie in Paris noch immer Bedenken, den Schleier fallen zu lassen. Bis zu dieser Stunde versagt die österreichische Regierung fremden Gelehrten die Mittheilung auch der unverfänglichsten Aktenstücke. Alfred von Arneth's gediegene Arbeiten haben bedeutende Abschnitte der Regierung Maria Theresia's aufgehellt, aber die Periode des siebenjährigen Krieges berühren sie noch nicht. Jüngst hat allerdings Onno Klopp die Vergünstigung erfahren, daß ihm für die zweite Auflage seines Buches über Friedrich II. (Schaffhausen, 1867) die Berichte Starhemberg's aus Paris, wenigstens vom 18. März 1756 ab, vorgelegt worden sind. Daraus hat denn selbst dieser preußenfeindliche Schriftsteller gelernt, was er früher zuversichtlich ableugnete, daß zu der angegebenen Zeit der österreichische Hof mit dem französischen nicht bloß über einen Defensiv-Vertrag, sondern auch über ein Offensiv-Bündniß gegen Preußen unterhandelte, und sieht sich zu dem Bekenntnisse genöthigt: „Der wesentliche Inhalt der Vorschläge, welche das Offensiv-

*) Geschichte des siebenjährigen Krieges. Erster Band. Der Ursprung und die ersten Zeiten des Krieges bis zur Schlacht bei Leuthen. Berlin, Wilhelm Hertz, 1867.

Bündniß betreffen, läßt sich in die Worte fassen: mit dem Tage, an welchem Oesterreich durch französische Hilfe Schlesien und die Grafschaft Glatz wieder gewinnt, tritt es an Frankreich einen bedeutenden Theil der österreichischen Niederlande ab."

Trotz der bestehenden Verdicte gegen wissenschaftliche Arbeiten über eine längst vergangene Zeit, sind doch aus österreichischen und französischen Archiven bedeutende Publicationen erfolgt von dem sächsischen Minister Grafen von Schulenburg, von dem belgischen Gelehrten Gachard, von Huschberg, Wuttke, Christoph Koch, Flassan, Schlosser, Stuhr u. A. Die kaiserliche Bibliothek in Paris bot unserm Verfasser zwei Handschriften von vorzüglichem Interesse: die eine ein Copialbuch der Ministerial-Correspondenz des Herzogs von Choiseul-Stainville während seiner Gesandtschaft in Wien, 1757—1758; die andere eine nicht bloß für die Kriegsschule, sondern auch für die Politik dieser Zeit wichtige Schrift: Mouvemens des armées du roi en Allemagne, 1757—1762, offenbar aus den Papieren des Generals du Muy.

Dies sind, außer mehreren einzelnen Mittheilungen, die Hauptquellen, aus denen der Verfasser geschöpft hat. Einen großen Theil des vorliegenden Bandes nehmen die diplomatischen Actionen vor dem Kriege ein. Wir beschränken uns, daraus in Kurzem die Hauptmomente hervorzuheben, die zu dem verhängnißvollen Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich führten.

Die durch Friedrich II. plötzlich geschaffene preußische Macht verwirrte alle bisherigen Verhältnisse; die ganze Richtung der Politik war dadurch geändert. Zwischen Oesterreich und Frankreich war seit mehr als drittehalb Jahrhunderten ein fast ununterbrochener Kampf gewesen; die eine Großmacht hinderte die andere, ihre Ueberlegenheit auf die kleineren Staaten des Kontinents geltend zu machen, und so blieb das Gleichgewicht bisher erhalten. Die Verjüngung und Kräftigung des preußischen Staats blieb weder in Frankreich noch in England unbemerkt. Die französischen Staatsmänner sahen in Preußen das Gegengewicht gegen das Haus Habsburg, und in England erkannte man in Preußen den natürlichen Bundesgenossen, und dies um so mehr, je lästiger und unersprießlicher die bisherige österreichische Allianz wurde. Oesterreichs Einfluß auf die Angelegenheiten Europa's war bedroht, so lange Preußens Macht einen Ausschlag in der Politik zu geben vermochte. Es kam daher vor Allem darauf an, Preußen zu seiner früheren Unbedeutendheit wieder zurückzubringen, und dies konnte nur im Bunde mit Frankreich geschehen. Die Umstände waren zu einem solchen Bündnisse günstig. Der Haß der Pompadour gegen Friedrich sollte die Brücke sein, welche die bisherige Kluft zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg überbaute. Von den Gesandten aller Höfe empfing die Pompadour Huldigungen, von keinem weniger, als von dem preußischen. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit in hohem Grade, daß Maria Theresia sich durch ihren Gesandten, den Grafen Starhemberg, ihr Bildniß ausbat. Friedrich ließ sich zu einer solchen Bitte so wenig, als zu irgend einer anderen Aufmerksamkeit herab; vielmehr wurden ihr beißende Spötteleien desselben über sie und ihren Herrn überbracht. Am Tiefsten mochte sie die Verachtung reizen, mit der Friedrich, als sie ihn durch Voltaire ihrer Verehrung versichern ließ, erwiedert hatte: „Je ne la connais pas!" Er sollte sie kennen lernen.

Den Plan des Bündnisses mit Frankreich hatte Maria Theresia selbst mit dem Grafen Kaunitz entworfen. Schon auf dem Aachener Congreß machte Kaunitz dem Grafen St. Severin Anträge in diesem Sinne und knüpfte mit dessen Gönnerin, der Pompadour, eine Correspondenz an. Gegen die französischen Gesandten in Wien sprach sich die Kaiserin offen aus, wie sehr sie ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich wünsche: statt, wie bisher, durch ihre Zwietracht den Frieden von Europa zu stören, seien Oesterreich und Frankreich vielmehr berufen, vereint den Frieden zu erhalten, und wenn eine Macht zweiten Ranges ihn störe, diese in engere Gränzen zurückzuführen. Dies galt Preußen. „Ich habe der Ruhe von Europa meine theuersten Interessen zum Opfer gebracht und Schlesien abgetreten — sagte sie einst zu dem französischen Gesandten Hautefort — aber wenn je zwischen dem König von Preußen und mir der Krieg wieder entbrennt, so trete ich in alle meine Rechte wieder ein, oder ich gehe darin unter, ich und der Letzte meines Hauses." Kaunitz ging selbst im Jahre 1751 als Botschafter nach Frankreich, und seine Vorstellungen verfehlten nicht, bei den französischen Ministern Eindruck zu machen. Aber die Kluft, welche die Interessen des österreichischen Hauses von Frankreich trennte, war zu groß, als daß sie es verantworten mochten, auf ein Bündniß einzugehen, welches, statt den Frieden zu sichern, nur neuen Krieg und zwar zum Vortheile des so lang bekämpften Gegners in Aussicht stellte. Kaunitz war weit entfernt, die Sache übereilen zu wollen. Dem äußeren Scheine nach hatte seine Mission kein weiteres Resultat, als daß die beiden Höfe seitdem auf freundlicherem Fuße mit einander verkehrten. Ganz so verhielt sich Graf von Starhemberg, der 1753 als Gesandter an Kaunitz Stelle trat. Er behauptete die Gunst der Frau von Pompadour und bestärkte sie in dem Verlangen, das Bündniß mit Oesterreich durchzusetzen. Der im Frühjahr 1755 beginnende Seekrieg zwischen Frankreich und England brachte auch für diese Frage die Entscheidung.

Indessen arbeitete Kaunitz in Wien darauf hin, das politische System, zu dessen Durchführung Frankreich an seinem Theile mitwirken sollte, nach allen Beziehungen einzuleiten und zu begründen. Kaunitz war bei aller Frivolität und allen Sonderbarkeiten, die er zur Schau trug, ein Staatsmann von scharfem, methodischem Verstande, von festen Grundsätzen und beharrlicher Willenskraft. Maria Theresia wußte ihn nach Gebühr zu schätzen und ehrte ihn durch rücksichtsloses Vertrauen. So sehr die Kaiserin auch sich selbst beherrschen lernte, so entsprang doch immer ihre Staatskunst zum guten Theile aus dem Gemüth und ward von unmittelbaren Impulsen, von Haß und Vorliebe, bestimmt. Kaunitz dagegen gab keiner Leidenschaft Raum; er brachte Regel und Methode in die österreichische Politik und entwarf mit der nüchternsten Erwägung das System, auf welchem seiner Ueberzeugung nach die Größe des Kaiserhauses beruhte. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf die deutschen Angelegenheiten. Die Auflösung des Reichskörpers betrachtete er als unausbleiblich und als nahe bevorstehend; die Vorstellung aber, daß das deutsche Volk mit dem Falle seiner Verfassung nicht untergehen, sondern sich verjüngen und nach ...en Formen seines staatlichen Daseins ringen werde, lag völlig jenseits seines Horizontes. Für ihn handelte es sich darum, aus den Trümmern des Reiches so viel zu retten, um das Uebergewicht des österreichischen Hauses zu behaupten und zu befestigen. Das konnte geschehen theils durch Abrundung seiner Territorien und neue wohlgelegene Erwerbungen, theils indem man die katholischen Höfe in immer engere Verbindung mit dem Kaiserhause zog, während man das Mißtrauen der Protestanten nach Möglichkeit beschwichtigte. Im Reiche war für diese Pläne kein Gegner zu fürchten außer Preußen; dieses stand überall im Wege.

Die Einverleibung Schlesiens in Preußen brachte Oesterreich nicht nur um eine reiche Provinz, sondern sie gab

auch den Protestanten in Deutschland ein erhöhtes Gewicht und drohte, die bisherige Stellung der Parteien zu ändern. Durch die Erwerbung Schlesiens erhob sich Preußen zu einer protestantischen Macht auf dem Continente, und seine Siege hatte nicht bloß Preußen, sondern das ganze protestantische Deutschland aus dem Stande der Demüthigung und Duldung zum stolzen Selbstgefühl emporgehoben. In den österreichischen Landen ward auch unter Maria Theresia das System der Unterdrückung der Protestanten beibehalten; im Reiche ging damals die Politik des Kaiserhofes dahin, zwar den Gedanken an einen Religionskrieg nicht aufkommen zu lassen, überhaupt Niemanden um seines Bekenntnisses willen zu verfolgen, aber ebenso wenig den Protestanten über diesen Stand der Gnade hinaus eine selbständige Macht zu gestatten. Demgemäß waren Maria Theresia und Kaunitz darin einverstanden, daß der preußische Staat aufgelöst und zerstückelt werden und daß vor Allem Schlesien an Oesterreich zurückfallen müsse. Nicht allein daß diese Provinz für die katholischen Interessen hochwichtig erschien, sondern Preußen beherrschte mit derselben auch die Verbindung von Sachsen und Polen und gefährdete Sachsen selbst. Wenn Friedrich Sachsen, das er schon einmal in Händen hatte, eroberte und die brandenburgischen Fürstenthümer in Franken mit seinen Staaten verband, so war Oesterreich vom Reiche so gut wie ausgeschlossen. Deshalb mußten die unruhigen und aufstrebenden Hohenzollern auf die Mark Brandenburg beschränkt und für immer unschädlich gemacht werden. Der Hauptgegner, den der österreichische Hof zu fürchten hatte, war Frankreich, das mit Preußen verbündet war. Wenn es gelang, Oesterreich und Frankreich zu verständigen, daß sie zusammenwirkten, waren die beiden Mächte jedem Gegner überlegen und lenkten die Geschicke Europa's nach Belieben.

Um dieses Ziel zu erreichen, galt es eine Basis zu finden, auf der die habsburgischen und bourbonischen Interessen sich vereinigten, und eine solche war durch die Geschichte beider Dynastieen gegeben. Die eine wie die andere hatte, so weit ihr Arm reichte, bei ihren Unterthanen den Protestantismus unterdrückt und die Katholizität gewaltsam hergestellt. So bildeten sie einen natürlichen Gegensatz zu den protestantischen Mächten. Mit dieser inneren Geschichte beider Dynastieen, durch welche sie die katholischen Großmächte geworden waren, trafen die persönlichen Neigungen der Monarchen zusammen. Maria Theresia war eine fromme, eifrige Katholikin und sah im Protestantismus nur Abfall von Gott, und Ludwig XV. vermeinte die Menge seiner Sünden durch fromme Werke decken zu können und hielt sich der ewigen Gnade versichert, wenn er nach dem Vorbilde seiner Ahnen die Ketzerei vertilgte. Gerade damals, in den Jahren 1754 und 1755, waren die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich besonders häufig. Geistliche wurden gehängt und Greise auf die Galeeren geschleppt. Je tiefer der König in Unsittlichkeit versank, desto eifriger ward seine Devotion und die Verbindung mit protestantischen Fürsten beschwerte sein Gewissen.

Graf Kaunitz war nichts weniger, als von kirchlichem Eifer beseelt; ihm war es nur um das politische Princip zu thun, welches sich auf die katholischen Tendenzen der Monarchen begründen ließ. Die wesentlichen Objecte des bisherigen Streites zwischen Frankreich und Oesterreich bildeten Italien und Belgien. Daß in Italien das Haus Lothringen im Besitze von Toscana bleibe, lag im Interesse Frankreichs, damit nicht die Ansprüche auf das Stammland Lothringen wieder auflebten, welches Frankreich damals noch nicht förmlich einverleibt hatte. Belgien konnte man dem bourbonischen Hause anbieten, unter der Bedingung der Beihilfe zur Eroberung Schlesiens. Damit erreichte Ludwig XV., was früheren Feldherren und Staatsmännern in Frankreich als das höchste Ziel des Ruhmes gegolten hatte. Freilich ließ sich gegen diesen Plan einwenden, Frankreichs Uebermacht könnte dadurch zum Schaden Oesterreichs wachsen, und England, von Oesterreich verlassen, könnte sich mit Preußen verbünden. Aber Kaunitz kannte die inneren Schäden des französischen Hof- und Staatswesens und fürchtete das Wachsthum der französischen Macht nicht, und was England betraf, so bemühte sich der österreichische Hof fortwährend, den Widerwillen und Argwohn Georgs II. gegen Preußen zu nähren.

Indeß hatte der Seekrieg zwischen England und Frankreich factisch begonnen. Am 17. Juli 1755 traf der Bericht von dem Gefechte bei Neufundland in Paris ein. Jetzt glaubte das französische Kabinet, sich enger mit Friedrich verbünden zu müssen, um ihn zur Theilnahme an einem Landkriege gegen Hannover zu bewegen. Zu gleicher Zeit empfing Friedrich ein Schreiben von seinem Schwager, dem Herzog Karl von Braunschweig, des Inhalts, daß der englische Minister Holdernesse am 10. August bei ihm erschienen sei und den Wunsch ausgesprochen habe, unter seiner Vermittlung im Namen des Königs Georg II. mit Preußen Maßregeln zu vereinbaren, um die Ruhe Deutschlands bei dem bevorstehenden Kriege zu sichern. Zu diesem Zwecke begehrte er ein förmliches Versprechen des Königs von Preußen, daß er nichts gegen die deutschen Lande des Königs von Großbritannien unternehmen und eine französische Invasion verhindern wolle. Friedrich erbot sich zum Vermittler zwischen Frankreich und England, um den Frieden zwischen beiden herzustellen. Auf diesen Vorschlag ging Georg nicht ein. Darauf schlug Friedrich eine Convention vor, die die Neutralität Hannovers festsetzte, in der Voraussetzung, daß Frankreich aus Scheu vor einem Continentalkriege gegen einen Vertrag, der den Frieden Deutschlands sichere, nichts einzuwenden haben werde; nur wünschte er, daß sich England zuerst hierüber bestimmt ausspreche. Friedrich ließ durch seinen Gesandten Knyphausen in Paris an das französische Kabinet die Meldung gelangen, daß ihm wichtige Anträge gemacht worden seien, über die er sich vorbehalte, dem Herzog von Nivernois, dessen versprochene Sendung er erwarte, das Nähere mitzutheilen. Der französische Hof erkannte leicht die Beziehung auf England und versah den Herzog von Nivernois mit einer Instruction, deren wesentlichen Inhalt Knyphausen dem Könige mitzutheilen im Stande war. Die französisch-preußische Allianz sollte erneuert werden, wenn Preußen zu einem Angriffe gegen Hannover die Hand biete; dafür versprach man Preußen die Garantie von Ostfriesland und den Besitz der westindischen Inseln St. Vincent, St. Lucie und Tabago, zu deren Eroberung Frankreich ihm leicht verhelfen könne.

Diese jämmerlichen Propositionen dienten nur dazu, Friedrich in dem Entschlusse zu befestigen, sich durch Frankreich in keinen Krieg verwickeln zu lassen. Er schöpfte bereits Verdacht, daß zwischen den Höfen von Versailles und Wien geheime Verhandlungen gepflogen würden, und stand deshalb um so weniger an, auf eigene Hand, ohne auf den französischen Botschafter, Herzog von Nivernois, der immer noch nicht kam, zu warten, die von England angetragene Neutralitäts-Convention anzunehmen, am 7. Dezember 1755.

Frauen-Arbeit.

Türkische Teppiche.

Der bereits in Nr. 47 des „Magazin" von 1867 besprochenen ersten Lieferung von A. Daul's „Frauen-Arbeit"*) sind nun noch vier andere Hefte gefolgt, die in ähnlicher Weise wie das erste die bereits bekannten Thätigkeitsfelder der Frauen besprechen, zugleich aber eifrig bemüht sind, neue aufzufinden. In der That hat Herr Daul so viel Fleiß und guten Willen aufgewandt, „neue Bahnen" zu entdecken, daß man mit Sicherheit annehmen kann, ein um Beschäftigung verlegenes weibliches Wesen müsse in diesem Buche irgend einem Winke begegnen, wie es sich eine praktische Thätigkeit schaffen könne, wenn auch freilich nicht immer eine sehr lohnende.

Als einen Beweis dafür, daß Hr. Daul nicht blos die europäischen und amerikanischen Frauen in den Kreis seiner Betrachtung zieht, führen wir in Nachstehendem an, was er über die Verfertigung der berühmten türkischen Teppiche sagt.

„Die so sehr geschätzten Teppiche von Smyrna und Caramanien geben besonders Zeugniß davon, was weibliches Geschick und Talent hervorzubringen im Stande sind, denn dieselben werden nur von Frauen gewoben.

Zu Uschek, in Kleinasien, im Paschalik Kutajeh, werden diese, bei uns unter dem Namen Smyrnaer bekannten Teppiche verfertigt. Die männliche Bevölkerung von Uschek ist ausschließlich mit dem Ackerbau beschäftigt, und nach der Aernte wird fast der ganze Tag in den zahlreichen Kaffeehäusern zugebracht, während die Frauen zu Hause bleiben und sich mit dem Verfertigen von Teppichen beschäftigen. Die Wolle zu diesen Teppichen wird meistens von den Kurden geliefert, deren unermeßliche Schäfereien die Berge bedecken, und die jedes Jahr zu bestimmten Zeiten in die Ebenen hinabsteigen, um die Stadt mit Wolle zu versehen. Die Reichen kaufen die Wolle und verkaufen sie dann wieder auf Credit, natürlich mit wucherischem Aufschlag, an die Aermeren. Diese Wolle wird zuerst in fließendem Wasser von den Frauen gewaschen, wodurch sie die Hälfte ihres Gewichtes verliert, dann sorgfältig kartätscht und gesponnen. In dieser Gestalt kommt sie wieder auf den Markt und wird zu halben Okas an die Weber verkauft, ehe sie jedoch auf den Webstuhl kommt, von den Frauen gefärbt, die sich die nöthigen Pflanzen dazu selbst auf den Feldern sammeln; nur das Blau mit seinen verschiedenen Nüancen wird von besondern Färbern gemacht. Die Zeichnung wechselt nie, d. h. es besteht eine gewisse Anzahl (7) Muster, von denen man sich in keinem Fall und unter keinem Vorwand entfernt. Neuerungen oder Veränderungen konnten europäische Kaufleute bei diesem rohen Volke, dem das Herkommen zu heilig ist, nicht einführen. Man erkennt Teppiche erster Qualität gleich an der Franze, die stets grün ist. Die Länge des Stücks, die man weben kann, ohne das Gewebte frisch aufzurollen, nennt man Pik, und keine Arbeiterin macht an einem Teppiche mehr als Einen Pik. Ist sie damit fertig, so steht sie auf und eine zweite setzt sich an die Arbeit, so daß, wenn ein Teppich zwölf Piks hat, zwölf Arbeiterinnen nach einander daran kommen. Man führt jährlich aus Uschek auf Kameelen 70,000 Piks solcher Teppiche aus. Der Pik wird im Durchschnitt mit 23 Piaster = 1 Thlr. 20 Sgr. bezahlt, doch steigt bei der Auswahl der Preis auch auf das Doppelte.

*) Die Frauen-Arbeit und der Kreis ihrer Erwerbsfähigkeit. In mehr als 600 Berufsarten praktisch nachgewiesen. Altona, Hammerich, 1867—1868.

England.

Der Schlegel-Tieck'sche Shakespeare in neuer Gestalt.

Das Versprechen, welches die deutsche Shakespeare-Gesellschaft am dreihundertsten Jahrestage der Geburt des großen britischen Dichters der deutschen Leserwelt abgelegt hat, ist dermalen in der Erfüllung begriffen. Von der revidirten Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung, dieser von der Gesellschaft als mustergiltig anerkannten, ist der erste Band bei Georg Reimer hierselbst erschienen und in Nr. 46 des „Magazin" vom 16. November 1867 bereits vorläufig angekündigt worden. Das Unternehmen verdient, wie dies damals mit Recht erklärt wurde, aus wichtigen Gründen eine genauere Betrachtung; handelt es sich doch, unbeschadet des Shakespeare-Jahrbuchs, um das höchste Specimen der Leistungen der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, welche, nach unserer bescheidenen Meinung, der vaterländischen Literatur gegenüber einen sehr ernsthaften Beruf hat. Der Deutsche liebt zwar, für Alles, was von der Fremde kommt, was also „weit her ist", sich nur allzuleicht zu begeistern, und die Geschichte der deutschen Bildung singt manches, nicht eben artige Liedchen hiervon; aber andererseits muß, wohl oder übel, eingeräumt werden, daß die fragliche Lieblings-Neigung dem Nationalcharakter der Deutschen vollkommen entspricht und mehr als das, dem providentiellen Berufe des Deutschthums einwohnt. Ist denn Deutschland in Europa nicht das wirkliche „Reich der Mitte", nicht um den chinesischen Stillstand, sondern den idealen Fortschritt der Menschheit zu verkörpern? Und weil dem so ist und die Kultur-Elemente der verschiedensten Völker von allen Seiten auf Deutschland zusammenströmen, ist es eine unumgängliche Aufgabe der Nation, diese Kultur-Elemente gründlich zu verarbeiten, sie in Fleisch und Blut ihres eigenen Selbst übergehen zu lassen und sie, statt ein eiteles Spiel mit ihnen zu treiben, zur Stärkung der nationalen Eigenthümlichkeit patriotisch zu verwerthen.

Shakespeare hat unter den Deutschen eine Mission; das ist für die Vergangenheit eine allbekannte Thatsache. Lessing, Goethe, Schiller wären ohne Shakespeare's Einfluß unmöglich gewesen; der freiere Geist der angelsächsischen Bildung hat dem Vorwiegen der französischen Classicität ein heilsames Gegengewicht herbeischaffen müssen. Aber hiermit ist die Sache nicht abgethan. Die germanische Kultur erstreckt sich über Deutschlands Gränzen hinaus. Deutschland hat Vorposten und Fühlhörner in allen Welttheilen; vom finnischen Meerbusen bis nach Nordamerika lebt deutsche Artung; Engländer und Amerikaner sind uns keinesweges blos Fremde. Die Bestandstücke der eigenen Kultur, welche die Reibung des Völkerverkehrs von uns abgestreift hat, muß der Deutsche in den Liedern und Sprachdenkmälern seiner germanischen Stammgenossen wieder aufsuchen, an sich ziehen und neu sich anbilden. Darum hat die deutsche Shakespeare-Gesellschaft, welche das Interesse an dem nationalsten Dichter von England zugleich an dem in Deutschland am meisten heimisch gewordenen vertritt, einen hohen kulturhistorischen Beruf, und es sind nicht ästhetische ludibria, welche sie hervorbringen, sondern wichtige, patriotische Zwecke, die sie arbeitsam fördern soll.

Der Präsident der Gesellschaft, Hr. Professor Dr. H. Ulrici, Verfasser des Werkes „Shakespeare's dramatische Kunst", hat die Leitung der Revision des Schlegel-Tieck'schen Textes übernommen und während er sich dieser schönen Aufgabe unterzog,

auch das Vorwort der Gesammtausgabe geschrieben. Auf 111 eng gedruckten Mitteloctav-Seiten führt Hr. Prof. Ulrici dem Leser eine gedrängte „Geschichte Shakespeare's und seiner Dichtung" vor, die eine Fülle von Material enthält und aus gewissenhafter Forschung mit umfassender Benutzung der Quellen ein kerniges Bild des Dichter-Genius liefert. Dasselbe ist nicht so construktiv gehalten, wie die im Uebrigen höchst anerkennenswerthe Studie des Professors Sievers in Gotha: „William Shakespeare, sein Leben und Dichten" (1. Bd., Gotha 1866, vgl. Magazin Nr. 9 v. 2. März 1867), sondern schließt sich genauer an die unbestreitbaren Thatsachen an und läßt in Professor Ulrici kaum den Philosophen wieder erkennen. Dieser Philosoph ist zwar gemäßigter Real-Idealist, doch herrscht in der einleitenden Skizze entschieden der reine Realismus vor und mehr die Literatur-Geschichte im engeren Sinne, als die Kultur-Geschichte im Allgemeinen. Hr. Ulrici kann seinen gerechten Widerwillen gegen überschwengliche Erklärungen, gesuchten Geistesreichthum und unangebrachte Gelehrsamkeit nicht verleugnen; er hat sich auf das Wichtigste und dringend Nothwendige beschränkt und statt längerer Excurse eine knappe Darstellung der älteren und neueren Shakespeare-Literatur gegeben. Wir wollen mit ein paar Federstrichen von derselben Akt nehmen.

Wer unbefangenen Sinnes die Geschichte der Shakespeare-Literatur verfolgt hat, muß nothwendig die Einsicht gewinnen, daß die heutige Weltstellung des großen Briten in vorzüglichem Grade ein Werk der Deutschen ist. Wohl haben die besten Zeitgenossen des Dichters und bedeutende Männer unter allen Gliedern der späteren Geschlechter den Werth und den Ruhm Shakespeare's vor England anerkannt, ja, Shakespeare ist sogar der volksthümlichste aller Sänger Altenglands geworden, aber nichtsdestoweniger, seine Weltstellung verdankt er recht eigentlich dem Deutschthum. Hr. Prof. Ulrici hat es an Hinweisen auf diesen merkwürdigen Umstand nicht fehlen lassen. Schon Ben Johnson, bekanntlich ein nahe befreundeter Zeitgenosse Shakespeare's, hat trotz der rühmendsten Anerkennung der Leistungen seines Freundes, anderen dramatischen Grundsätzen gehuldigt und ist praktisch andere Wege gewandelt. In ihm ist die „Kunst der Renaissance" auf der englischen Bühne zum bewußten Ausdruck gelangt; er hat das wesentlich Künstlerische an Shakespeare vermißt und sich seinerseits lieber den Alten, aber, nach Ulrici, nicht sowohl den Griechen, als den Römern, nämlich einem Plautus, Terenz und Seneca angeschlossen. Ob zwar das Letztere mit Absicht, möchte mit Recht bezweifelt werden. Dieser Mann hat nun auf die englische Dramaturgie einen weitgreifenden Einfluß geübt: Beaumont, Fletcher, Massinger, Ford und selbst ältere Dichter, wie G. Chapman und J. Webster, sind vorwiegend dem Beispiele Ben Johnsons gefolgt und haben der antiken Klassicität ihre Schöpfungskraft anvertraut. Bis über die Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hinaus ist der altklassische Geschmack auf Englands Theater vorherrschend. Und als die Restauration des Hauses Stuart nach 1660 auch im Reiche der schönen Literatur einen mächtigen Umschwung bewirkte, strebten zwar die begabtetsten Dichter, ein John Dryden, ein Nathaniel Lee, ein Thomas Otway dem Vorbilde Shakespeare's nach, um sich als englisch national zu bewähren, aber die Kritik blieb dennoch dem Banner der Alten treu. Der Kritiker John Dryden hat die Regeln der Classicität bekannt und auf Aristoteles geschworen, wenn auch der Dichter John Dryden sich von dieser Richtschnur entfernte. Auffallender Weise brachte gerade die Revolution von 1688 mit dem Siege Wilhelm's III. und der Verfassungs-Partei, die doch so entschieden national war, die Nachahmung der antiken Muster von Neuem zur Geltung. Addisons „Cato" (1713) ist der sprechendste Beweis. Es folgte eine lange Reihe von Dramaturgen, in denen das achtzehnte Jahrhundert hindurch der Triumph der Ideen Ben Johnson's gesichert schien. Auch die neuen Ausgaben von Shakespeare's Werken, die von Nicholas Rowe (7 Bände, London 1709—10) an der Spitze, konnten den Sturz des klassischen Ideals nicht herbeiführen. Sie waren auch anfangs gar zu mangelhaft. So die Ausgaben von Pope, Hanmer, Warburton, und zum Theil die von L. Theobald, welcher noch der meiste kritische Werth unter den genannten zukommen soll. Willkürliche Verbesserung des Shakespeare'schen Textes für die Ausgaben und willkürliche Bearbeitung desselben für die Bühnen-Darstellung waren schlecht geeignet, dem großen Dichter Bewunderer zu wecken. Nicht einmal Samuel Johnson, von welchem Ulrici eine neue Epoche der Shakespeare-Würdigung datirt, hat sich von allen Vorstellungen antiker „Correctheit" losmachen können. Im Prinzip war selbst für Samuel Johnson Shakespeare ein regelloser Geist. Die Freiheit des Dichters in der Charakterzeichnung, in der Schilderung der Affekte und Leidenschaften, sein gänzlicher Mangel an moralisirender Tendenz bis zum Hinanstreifen an sittliche Indifferenz, sein Würfeln mit Ort und Zeit, mit Geschichte und Geographie; all' dies hat den kritischen Kennerblick eines Samuel Johnson beleidigt und seine Apologie Shakespeare's bedeutend herabgestimmt. Mit Lessing darf man ihn keinesweges auf Eine Linie stellen, wenngleich seine Ausgabe die philologisch-kritische Periode der Shakespeare-Literatur eröffnet. In Wahrheit hat diese Periode nicht auf Englands, sondern auf Deutschlands Boden die herrlichen Blüten getrieben. Denn, nachdem Samuel Johnson und E. Capell in ihren Ausgaben die rechte Bahn eingeschlagen, lenkte der Dritte dieser kritischen Trias, G. Steevens, bereits wieder auf die gefährliche Spur willkürlicher Textverbesserung ein; seine selbständige Ausgabe von 1793 ist ein Rückfall zu dem kaum überwundenen Standpunkte und ein um so böserer, als das Ansehen dieses Kritikers auf eine Menge von Volksausgaben Shakespeare's verderblich gewirkt hat. Erst Edmund Malone gab der englischen Shakespeare-Kritik eine breitere, festere Grundlage, ohne freilich mustergiltig zu sein, da es Malone an Schärfe und Tiefe der Auffassung gebricht. Chalmers, Reed und namentlich Boswell, der 1821 in 21 Bänden die Malone'sche Ausgabe überarbeitet hat, haben Größeres und Besseres geleistet, indem sie ein reiches historisch-kritisches und literarisches Material herbeigeschafft haben.

Was Ulrici bescheiden genug andeutet, ist vielleicht das Bedeutsamste für die Pflege Shakespeare's gewesen: Es waren August Wilhelm Schlegel's zu Heidelberg gehaltene „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" (Heidelberg 1809 ff.), welche den Söhnen Altenglands zeigten, was sie an ihrem großen Nationaldichter hatten. Auf Schlegel folgten 1814 die Vorlesungen von S. T. Coleridge über Shakespeare, die gewaltigen Eindruck machten und auch der Textes-Kritik eine edlere, behutsamere Richtschnur verliehen. Am Stärksten hat Ch. Knight in seiner „Pictorial Edition" (London 1839—41) der Ehrfurcht vor den alten Originalausgaben Rechnung getragen, er übertrieb sogar, insofern er selbst deren Fehler zu bewahren und zu rechtfertigen suchte. Allein, auch nach dem von Coleridge angeregten Shakespeare-Enthusiasmus war noch ein Rückfall zur alten Willkür der Textverbesserer möglich: S. W. Singer hat es mit seiner Ausgabe (London 1826) drastisch dargethan. Zwar kehrten Halliwell und schon früher mehr an

Knight sich anlehnend der gelehrte J. P. Collier zur strengen Beachtung der Originaltexte zurück; aber, o Unheil! Collier selbst ist 1853 in seiner 2. Edition, durch ein ihm in die Hände gekommenes Exemplar der Folio-Ausgabe von 1632 verleitet, ebenfalls eine Beute der Verbesserungswuth geworden und hat neben einzelnen trefflichen Gedanken eine Menge verwegener Abänderungen über den Text ergossen. Nur die Ausgaben von A. Dyce (London 1857 u. 1864), der von den ältesten Texten ausgehend sich zu einer der Schranken wohl bewußten Freiheit des Urtheils erhoben hat, und die des Amerikaners R. G. White (12 voll. Boston 1862 fol.) verdienen nach Ulrici den Rang wahrhaft klassischer Gesammt-Ausgaben, die historisch, kritisch und literarisch dem Stande der heutigen Wissenschaft Ehre machen. Ganz unbestritten ist dies mit den beiden Ausgaben des ersten deutschen Shakespeare-Kenners, des Professors Nicolaus Delius der Fall (7 Bände. Elberfeld 1854 ff. u. 1864); also dem Deutschthum gebührt die Palme des Ruhmes auf diesem Felde germanischer Literatur, und es ist doppelt erfreulich, daß die vorliegende Uebersetzung sich der helfenden Mitwirkung des kritischen Meisters Delius erfreuen darf. Nicht bloß die Bodenstedt'sche Concurrenz-Ausgabe, sondern auch die von der deutschen Shakespeare-Gesellschaft veranstaltete Uebertragung genießt den Vortheil, Delius unter ihren Mitarbeitern zu haben, er ist eine Autorität, vor der zwei verschiedene Heerlager der deutschen Bewunderer sich beugen. Wahrlich, es ist viel, wenn man in Deutschland einer und derselben Person gegenüber so einig ist!

Professor Ulrici hat in dem Präsidial-Vorworte angedeutet, worauf die Delius'sche Recension für die neue Schlegel-Ausgabe sich erstreckt. Der berühmte Meister der Textkritik soll diejenigen Stellen, in welchen seiner Ansicht nach von Schlegel der Sinn verfehlt worden ist, aufzeichnen, das richtige Verständniß derselben nachweisen und die nöthige Correctur ausüben. Im Uebrigen wird der Schlegel'sche Text aufrechterhalten und das ist gewiß ebenso der einfachste wie der sicherste Weg. Die Schlegel-Tieck'sche Version nimmt ihrerseits einen viel zu hohen Platz in der Shakespeare-Literatur ein, um rücksichtslos über Seite gestoßen oder in den Papierkorb geworfen zu werden. Zu den Verdiensten der Deutschen um Shakespeare giebt sie den kräftigen Schlußstein. Und der vorliegende Band rechtfertigt ganz das in die Vereinsthätigkeit der Gesellschaft gesetzte Vertrauen. „König Johann" bearbeitet von Prof. Dr. Karl Elze in Dessau, „König Richard II." und „König Heinrich der Vierte, Erster Theil" von Prof. Dr. Alexander Schmidt in Königsberg sind Probestücke ausgezeichneter Talente, gründlichster Kenntniß und regsamen Fleißes. Jedes Drama hat eine besondere Einleitung empfangen, welche die Geschichte des Stückes, seinen tragischen Gehalt und sein Verhältniß zu den Vorgängen der historischen Wirklichkeit erörtert. In jeder Einleitung wird auch die Stelle angegeben, welche das Stück in der Entwickelung des Dichters behauptet oder beanspruchen darf, es wird hier Dasjenige im Einzelnen geboten, was der neueste Shakespeare-Erklärer, Professor Sievers in Gotha, zum Gegenstande seines ganzen Werkes gemacht hat. Diese Einleitungen der Revisoren Schlegels verkörpern sehr beachtenswerthe Beiträge zur Shakespeare-Kunde, während das Verfahren der Bearbeiter, ihre Abweichungen von Schlegel hinter dem Text zu discutiren, deshalb Anerkennung verdient, weil es nicht, wie dies sonst so häufig geschieht, die Aufmerksamkeit von den Schönheiten der Dichtung abzieht und ohnehin der deutschen Gelehrsamkeit freieren Spielraum gewährt. Mögen die Briten auf ihren Shakespeare immerdar stolz sein: die deutsche Wissenschaft hat Antheil an seinem Ruhm, die Commentatoren von Rötscher bis auf Rümelin, die Uebersetzer von Wieland bis auf Schlegel in seiner neuen, zeitgemäßen Gestalt!

Trauttwein von Belle.

Nord-Amerika.

Zur Naturgeschichte des Humbugs.*)

Was sieht man von der Welt, wenn man in der Welt lebt? Möglicherweise sehr viel, sehr Verschiedenartiges, Widersprechendes, Alltägliches, Auffälliges — aber was hat man gesehen, wenn man auf den Gedanken geräth, sich selbst zu fragen: „Was hast du nicht gesehen?" Gewiß, unendlich mehr, unendlich Wichtigeres hat man nicht gesehen, und wäre man selbst ein vielgereister Wanderer und ein sehr aufmerksamer Beobachter. Was man sieht, ist meist nur das Aeußere, die Maske, die Scene; der beste Theil spielt hinter den Coulissen. Wer sich Menschenkenntniß erwerben will, muß ein starkes Schlußvermögen besitzen; er muß aus dem Sichtbaren auf's Unsichtbare, aus der Klaue auf den Löwen, aus der Mundfalte und der Stirnrunzel auf den gesammten Seelenzustand, aus drei Fällen auf zehntausend schließen können und lernt nie aus. Ja, wenn man sich unsichtbar machen könnte, um in die geheimen Werkstätten der Menschen schleichen zu können, ja wenn die Dächer durchsichtig wären, wenn man sie unmerkbar abheben könnte und darunter sehen, das wäre nicht Alles, aber doch schon etwas. So machte es Le Sage's hinkender Asmodäus und enthüllte die Geheimnisse spanischer Städte; so versucht es auch unser Verfasser (pseudonym?) zu machen, indem er uns seine amerikanischen Lebenserfahrungen zu Markte bringt, und daher nennt er sein Buch, von dem er eine Fortsetzung verspricht — „Transatlantische Visionen." Der hinkende Kobold enthüllt ihm mit sarkastischer Laune die Geheimnisse des amerikanischen Lebens.

„Der Verfasser nachfolgender Visionen hatte insbesondere die Wirkungen der verschiedenen Staatsformen zum Gegenstande seines Studiums gemacht, und begab sich hauptsächlich darum nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's, weil hier die demokratisch-republikanischen Institutionen in Wirksamkeit sind, ohne daß der Einwand zu erheben ist: es könnten sich dieselben wegen allerlei nachbarlichen Einflusses nach freiheitlicher Richtung nicht genügend und ungehindert entfalten. Er wählte zu seinem Standquartier New-York, das für den Kundigen weit mehr als kennzeichnende Vertretung nicht nur Nordamerika's, sondern des ganzen vierten Welttheils angesehen werden kann, wie etwa Paris für Frankreich und London für England. Der Verfasser beobachtete und studirte die Zustände jener „jungen Riesin" eine längere Reihe von Jahren hindurch mit vielem Eifer, so daß er zuletzt selbst an diesem Orte in Bezug auf mancherlei Dinge als Autorität galt, und zwar bei wohlunterrichteten Personen."

Das Resultat aller dieser Untersuchungen ist ein sehr trauriges. Wenn wir dem Verfasser Glauben schenken, läuft New-York nicht bloß an Geschäftsthätigkeit und im Schwindel, sondern auch in jeder Art von Lasterhaftigkeit und Nichtswürdig-

*) Transatlantische Visionen. Von C. Pilger. Leipzig, F. Löwe, 1867.

keit den europäischen Hauptstädten den Rang ab. Die Freiheit ist fast unbeschränkt; man thut, was man will, und thut eben das Schlechteste, was möglich ist. Asmodäus erscheint also bei dem Verfasser; derselbe macht einen Pakt mit ihm, und nun führt ihn der sarkastische Unhold hoch durch die Luft, um ihm New-York aus der Vogel-Perspective zu zeigen, und ihm durch Fernglas und Hörrohr seine Geheimnisse zugänglich zu machen.

Er macht kritische Bemerkungen. Die Yankees sind ein Gemisch aller möglichen Völker und haben von jedem vornehmlich hier Untugenden geerbt, von den Engländern den verstockten Dogmatismus, von den Franzosen frivole Leichtfertigkeit, freche Selbstsucht, Windbeutelei, Aufschneiderei und Anmaßung, von den Spaniern Dummstolz, von den Italiänern Eifersucht, heuchlerische List, Verschlagenheit und Habsucht, von den Juden den Schachergeist, von den Indianern deren Unstätigkeit, Ungezügeltheit und Grausamkeit. Sie sind die „modernen Phönicier".

Der Verfasser fragt, was sie von den Deutschen gelernt haben, und Asmodäus hält auch über diese eine Vorlesung. Die Deutschen besitzen die Tugend der Liebedienerei und den Mangel an taktvoller Würde; deshalb ahmen ihnen die Amerikaner nicht nach, sodann auch aus Furcht, überflügelt zu werden. Haß ist der Sohn der Furcht. Ein Yankee nimmt eher Neger-Sitten an.

Zuerst kommen „die Quacksalber" an die Reihe. Die amerikanische Medizin ist Quacksalberei, Schwindel, Humbug, Verbrechen. Herr Pilger schildert den berühmten Doctor Velpeau, alias Merville auf dem Broadway. Er ist ein großer Geschäftsmann in Liebespulvern und giebt den Damen der Shoddy-Aristokratie geheime Audienzen für hohe Honorare. Er hext Ehebündnisse. Eine dieser Audienzen wird dramatisirt mitgetheilt — Alles sehr anständig, äußerst gemein und schrecklich dumm; aber es bringt Geld.

Sodann kommt der berühmte Dr. Townsend an die Reihe, der in einem mit Bauern-Prunk errichteten Palaste (V Avenue, Ecke der 34. Straße) wohnt. Der Palast soll ihn 200,000 Dollar gekostet haben. Das Dach desselben bildet einen von Säulen gestützten Dom; Galerien und Mauern sind mit Frescomalereien, Vergoldungen und Stuck-Arbeiten angefüllt. Das Geschäft muß es also bringen. Der Mann ist der Prophet der Sarsaparille, mit welcher er angeblich alle ungesunden Stoffe, namentlich das Quecksilber aus dem Leibe treibt. Die Yankees scheinen also stark quecksilberhaltig zu sein. Die amerikanischen Aerzte heilen ganz vorzüglich gern mit Quecksilber, von dem sie einen sehr rationellen Gebrauch machen; aber auch die Deutschen zeigen hierin großes Talent

Ein „deutsch-amerikaner Dokhter" kündigt sich folgendermaßen an: „Ich wohne in ein reichen Zettlement (settlement) Amerikanischer Deitsche, ich Ketsche behwiehs (I catch babies) leiste Geburtshilfe, zuweilen fünpf in einer woch, und habe schöne geile (Gäule) bokie und solke" (buggies and sulkies, Arten leichter Wagen).

Hierauf folgt die lehrreiche Geschichte einer ähnlichen deutschen Doctorschaft, die einem wirklichen Arzte auf der Reise begegnete, ihm ihren Namen entlehnte und damit Geschäfte trieb. Doch wir können uns damit begnügen, die genannten Beispiele angeführt zu haben. Das Anpreisen von Lebens-Elixiren, Universal-Medizinen, bildet natürlich einen Humbug im weitesten Umfange, aber die mitgetheilten Prachtstücke solcher Annoncen zeigen doch, daß es ein non plus ultra giebt, wo die Stimme überschnappt und die Hyperbel versagt. Die Gelehrten von Hoff's Malz-Extract verstehen die Sache auch, sie werden höchstens um eine Nasenlänge geschlagen von Dr. J. C. Ayer, der seine „Unermeßlichen, ungeheuren Quantitäten von Cherry-Pectoral und Katarrh-Pillen, welche durch die türkische Armee zu Land und Wasser bestellt wurden", in folgender Weise einführt:

„Das ungeheure und nicht zu überragende Genie des Amerikaners gegenüber allen anderen Völkern des gesammten Erdballes ist erwiesen! In der Welt-Industrie-Ausstellung zu London hat der Amerikaner Alles überragt und übertroffen, was jemals da war! Wir erdrücken Alles durch Schiffe, Eisenbahnen, Telegraphen, Maschinerien, Wissenschaften, Künste, Chemie, Medizin, und mit Einem Worte — durch alle Productionen des menschlichen Geistes..... Das Genialste natürlich sind Dr. Ayer's Katarrh-Pillen."

Offenbar ist es ein Zeichen gesunkener Moralität, daß sich unter dem Publikum keine Reaction dagegen regt, und daß der Schwindel verfängt. Wie viel Dummheit muß es doch in der Welt und gerade unter den Gebildeten geben! Denn ein Mensch von gesundem Gefühl empfindet einen natürlichen Ekel gegen solche Sprache, und die einfachste Ueberlegung lehrt ihn, sich davon abzuwenden. Jedenfalls befördert diese typische Humbug-Sprache die geistige Rohheit in traurigster Weise.

Auch Indianer-Doctoren giebt es, self made men, die aus Genie curiren und den Nimbus des Zauberers haben. Für sie schwärmt man. Sie besitzen, als Erben uralter weiser Medizin-Männer, arcana, die sie in ihren Medizin-Säcken tragen und sind dabei Magier und Nekromanten. Schade, daß sie nicht nach Deutschland kommen. Was sind unsere alten Schäfer und Urinschauer gegen einen Medizinmann? Ein prächtiger Kerl, der verdiente, promovirt zu werden, ist Dr. Le Brun, ein Farbiger von St. Domingo. Dieser kurirt alle Leute, die thun, was er vorschreibt; wenn es nicht hilft, giebt er das Geld zurück. Mr. Jennings hatte ihn verklagt, daß ihm die Kur nicht geholfen, und daß ihm der Arzt doch nicht das Geld wiedererstatte. Der würdige Arzt vertheidigte sich sehr geschickt damit, daß er angab, der Mann habe nicht gethan, was er vorgeschrieben, und damit hatte er Recht. Denn er hatte eine Pillenkur von 40 Tagen vorgeschrieben. Der Patient sollte am ersten Tage zwei, am zweiten vier, am dritten acht und so immer die doppelte Zahl von Pillen nehmen. Am fünften Tage hatte Mr. Jennings richtig 32 Pillen genommen; da wurde es ihm hell und er fing an zu rechnen und fand, daß er am vierzigsten Tage mindestens eine Dosis von mehreren Scheffeln zu gewärtigen habe.

Die amerikanischen „medizinischen" Akademieen und Kollegien sind auch danach. Sie machen jeden handfesten Hufschmied nach sechswöchentlichem sogenannten Studium zum Doctor medicinae. Mindestens 50,000 Aerzte, Wundärzte, Zahnärzte, Patent-Medizin-Fabrikanten u. s. w. sollen, nach statistischen Angaben im Unionsgebiete vorhanden sein — Quacksalber, Apotheker und Medizinhändler nicht mitgerechnet. Glückliche Nation! Die Zahl der Todtengräber dürfte damit im Verhältniß stehen.

Das dritte Kapitel handelt von „Physiognomien" und schildert vornehmlich die Aristokratie, die in diesem freien Lande ebenso gut zu Hause ist, wie in Europa. Die allgemeine Gleichheit ist eine Utopie. Dieser Adel heißt freilich nur gentleman und lady, aber was sind das für Gentlemen? Pöbel mit den Grimassen des Adels, roh, aufschneiderisch, hartherzig, gewinnsüchtig, bis zum Aeußersten langweilig und gelangweilt.

„Es thut meiner inneren Natur (sagt Asmodäus) besonders wohl, und ich habe meinen größten Spaß daran, wenn diese Muster-Republikaner, diese Nation von Fürsten mit

ihren Queens of the country (Königinnen des Landes) am Arm nach den zahllosen Kirchen wallfahrten. Gemessenen Schrittes im Stile des Don Ranudo da Colibrados und mit dem unnachahmlichen long face (Langgesicht), die höchste Würde im Ausdruck erstrebend, obschon der Spitzbube stark durchblickt, so geht diese Bagage hin, wo sie sich vornehme Sitze erkauft hat, um Unbemitteltere mit Neid und Aerger zu erfüllen. Auf dem Rückwege werden dann die Köpfe mit kastilianischem Stolze gehoben und die prächtigen Anzüge hochbewußt getragen. Jede und Jeder giebt sich dann das Ansehen, von oben herab stolz auf alle Welt zu schauen, und scheint zu fragen: „Wer bin ich und wer seid Ihr? Blast mir den Staub hinweg und beneidet mich; denn ich bin groß und Ihr seid gar erbärmlich klein!“.....

Es wird dann geschildert, wie diese „fürstlichen Gentlemen“ sich kurz nachher betrinken, Streit anfangen, mit Messern stechen, mit Revolvern schießen, die gemeinsten Ausdrücke und Schmutzreden führen und sich wohl gar die Nasen abbeißen oder auf indianisch die Augen ausdrücken. Wer noch keine Raufereien unter echten Amerikanern gesehen hat, der kann sich nimmermehr einen richtigen Begriff von der schönen raffinirten Bosheit machen, die durch Anfall und Vertheidigung an den Tag gelegt wird.

Ein solcher Millionär, Namens Thore, machte sich durch seine aristokratischen Ausschweifungen in Paris zum Löwen des Tages. Er überbot durch die Pracht seiner Pferde und Equipagen den Kaiser selbst, indem er mit Achten fuhr, bis es ihm Napoleon verbot. Wenn seine Töchter ausritten, so fand ein mehr als königliches Ceremoniell statt. Fünf Reitpferde, eine Kutsche mit Lakaien, Bedienten, Kutschern u. s. w. stellten sich vor dem United-States-Hotel auf. Beim Aufsteigen der jungen Damen waren zwei Lakaien und mehrere Zofen, die das Reitkleid ordneten, behilflich, und während dieser Zeit präsentirten andere Lakaien den Pferden Zucker auf silbernen Tellern.

Was der Verfasser von der offenen und geheimen Lasterhaftigkeit der amerikanischen Weiber, dieser Crême der Gesellschaft, erzählt, können wir hier nicht näher berühren. Es überbietet Roms schlechteste Zeiten, und wenn es nur zur Hälfte wahr ist, so ist dies ein trauriges Zeugniß für die amerikanische Gesittung. Die europäische Zucht entartet dort auf eine furchtbare Weise.

Das Kapitel über Politik und Politiker ist besonders lesenswerth. Der Verfasser vergleicht sich mit dem Marquis von Custine, der als eifriger Royalist nach Rußland ging und dort von seinen absolutistischen Ideen zurückkam. Ihm sei es umgekehrt gegangen. Er habe in Deutschland alles Heil von der Einführung demokratisch-republikanischer Staatseinrichtungen erwartet; in Amerika sei er aber davon bekehrt worden und dahin gekommen, auf die Staatsverfassung kein übermäßiges Gewicht mehr zu legen. Er will die Erfahrung gemacht haben, daß honnette Männer sich am politischen Parteiwesen gar nicht betheiligen. Das ist also ziemlich dasselbe, was wir früher in Griesinger's Buche gelesen, der dies etwas derber ausdrückt und behauptet, in Amerika sei statesman (Politiker, Aemterjäger &c.) ziemlich gleichbedeutend mit rascal. Die politischen Streitigkeiten, behauptet er, seien mehr Spaß als Ernst (hier muß man aber wohl die Stellung zu den Südländern ausnehmen). „Sie reichen sich, lachend wie Auguren, die Hände und stehen vereint gegen eine jede andere Nationalität auf, während Deutsche unter gleichen Umständen zwischen sich selbst Händel und Skandal anfangen, weil sie den Spaß ernsthaft nehmen.“

Den faulen Fleck bildet die Verwaltung. Die amerikanischen Beamten betrachten die Stelle, die sie zeitweise innehaben, als ein Mittel, rasch reich zu werden und das Amt mit vollem Beutel zu verlassen. Das Volk schreit nach ehrlichen Beamten, weil es allzustark geschoren wird, aber es ist selbst Schuld daran und macht durch seine Anforderungen die Beamten selbst zu Spitzbuben. Die Bestechlichkeit ist allgemein, und wer Geld hat, verlangt von dem Bestochenen, daß er ihm zu Liebe das Recht verletze und Untreue begehe. Man denke nur an das Lieferantenwesen. „Americans must rule America“ wird illustrirt durch ein anderes Sprichwort: it takes a thief to catch a thief, d. i. Spitzbuben kann man nur durch Spitzbuben fangen. Die Gewinnsucht durchdringt alle Kreise; Alles rennt in rasender Hast nach Geld; wer kann es dem Beamten verargen, wenn er dasselbe thut?

Asmodäus rechnet uns vor, was eine Präsidentenwahl in Amerika kostet — Ausgaben, um die Presse zu stempeln, Druckarbeiten, Schreibereien, Porto, Telegraphiren, Miethe für Versammlungs-Säle, Besoldung der Rump-Redner, die im Lande umherziehen — denn umsonst thun's die Leute natürlich nicht, und solcher Redner rechnet man an tausend — 25,500,000 Dollars.— Wie man sieht, gerade nicht wohlfeil! — Die Praxis ist so ausgefahren, daß man mit ziemlicher Genauigkeit weiß, wie viel Geld anzuwenden ist, um Unions-Präsident, Senator, Gesetzgeber, Richter, Bürgermeister, Rathmann u. s. w. werden zu können, falls die Wahl glücklich für den Bewerber ausfällt. Die Aemterjäger halten sich natürlich an Parteien, die ihnen am Meisten Chancen bieten, und ihr Trachten, wenn sie im Amte sind, geht natürlich dahin, nicht nur auf ihre Kosten zu kommen, sondern obenein ein recht profitables Geschäft zu machen. Selbst „unbesoldete Aemter“, wie Hospital-Verwaltungen u. dgl., werfen ein recht Bedeutendes ab, wenn man es nur versteht, und die Yankees verstehen es. Ob demnach die republikanische Staatsform den Vorzug der Wohlfeilheit hat, mag billig in Frage gestellt werden.

Was von der Presse gesagt wird, wollen wir, so wie vieles Andere, nicht erst berühren. Es wird ihr vorgeworfen, daß sie käuflich im höchsten Grade und in ihrem Einflusse auf die Sittlichkeit nur negativ sei. Die landesübliche Frechheit bildet eine taugliche Schutzwehr gegen Alles; die große Masse der öffentlichen Menschen ist schimpf- und schandefest, und die äußersten Ehrenrührigkeiten verfangen eben nicht, weil der Begriff Ehre keinen Cours hat. So weit Asmodäus, der ein sarkastischer, boshafter Geist ist. Ob er bloß New-York, das als Hauptstadt natürlich vorzugsweise ein modernes Babel, wie Paris, London u. s. w. ist, ob er nur die Oberfläche der Gesellschaft malt, den schlechten Schaum, den die an's Zügellose gränzende Freiheit der Verfassung nach oben auswirft, und ob nicht darunter doch noch gute Elemente versteckt sind, das ist eine weitere Frage, die wir wohl aufstellen möchten, deren Beantwortung wir aber heute nicht unternehmen.

Ungarn.

Der Umschwung in Ungarn und die magyarische Presse.*)

Die neueste Wendung der Dinge in Ungarn, die Vollendung des Ausgleichs, hat ohne Zweifel einen so mächtigen Ein-

*) Geschrieben zu Pest im Januar 1868.

fluß auf das gesammte moralische und materielle Leben des Landes, daß ein internationales Organ, wie das „Magazin f. d. L. d. A." in seiner Umschau auf die geistigen Bewegungen der Völker seinen Blick gewiß auch eine Weile auf Ungarn ruhen läßt, um zu sehen, wie die ungarische Nation in ihrer neuen Stellung sich verhält.

Um eine Geistesströmung Ungarns in dieser neuesten Phase mit wenig Worten zu charakterisiren, — muß ich sagen, daß dieselbe bei aller Rührigkeit und Beweglichkeit der Nation, auf literarischem Felde doch vorzugsweise auf die Erreichung materieller Zwecke gerichtet ist. Die Wurzel der Neigung zum Ausgleich findet sich zuletzt doch nur in der Frage des Landes nach materieller Wohlfahrt, und die ersten Momente der freien Bewegung wurden bezeichnend genug zu sich überstürzenden Actien-Unternehmungen benutzt. Was freilich noch immer viel besser ist, als der mit sich selbst in Widerspruch befindliche Idealismus der äußersten Linken, und aller Derjenigen, die derselben nachbeten. Sie träumen von einer absoluten Selbständigkeit des Königreichs Ungarn, und halten ihre Blicke doch auf Kossuth gerichtet, der bekanntlich die sogenannte Donau-Conföderation anstrebt, in welcher Ungarn keineswegs selbständig bestehen könnte, sondern sich mit Serben und Wallachen verbinden müßte. Dieser Unklarheit der Ideen begegnen wir bei den oppositionellen Elementen des Landes noch öfter. In der Frage der Gleichberechtigung der Nationalitäten, welche übrigens noch nicht zu einer definitiven Entscheidung gelangt ist, hält unsere Opposition wie in allen übrigen Fragen sich für liberaler, als die mit der Regierung gehende Majorität; dennoch aber ist gerade bei diesen „liberalen" Elementen die alte Unduldsamkeit bei der factischen Berührung mit den nicht magyarischen Elementen am ehesten anzutreffen.

Kürzlich haben eben diese Elemente ihre Unduldsamkeit auch auf religiösem Gebiete kundgegeben. In der Congregation (Versammlung der Comitats-Repräsentanten) des Pester Comitats kam neulich zur Sprache, daß die sogenannten „Nazarener" ihre Kinder nicht taufen lassen, und ihre Militärpflichtigen der Rekrutirung entziehen. Während nun die Besonnenen die religiöse Frage von der politischen trennten, und vorschlugen, daß die Anhänger dieser Secte über ihre Staatsbürger-Pflicht, die Kinder in die Matrikelbücher eintragen zu lassen, belehrt werden müßten, wollten die Repräsentanten der Opposition Gewaltmaßregeln angewendet wissen. Dieses problematische Wesen, dieses gleichzeitige Bekennen und Mißachten liberaler Grundsätze ist ein Ueberrest aus jener langen, bangen Zeit, in welcher Ungarn fortwährend für seine politische und nationale Existenz zu kämpfen hatte, — in welcher daher Liberalismus und Opposition gleichbedeutend war.

Die auf diese Art in Verwirrung gerathenen Begriffe sind noch lange nicht geklärt, — um so weniger, da ein gewisser Grad von politischer Bildung, eine ziemlich klare Uebersicht über die europäischen Verhältnisse dazu gehört, um die neue pragmatische Sanction, den Ausgleich des Königreichs Ungarn mit dem Kaiser von Oesterreich, zu verstehen und zu würdigen. Dazu kommt noch, daß es Vielen schwer ist, den vormärzlichen Kossuth vom gegenwärtigen Kossuth zu trennen. Dieser Name besitzt für das Volk einen berechtigten Zauber, insofern er die Aufhebung der ehemaligen Steuerfreiheit des Adels, die Befreiung des Landvolks von der Scholle, an welche es ehemals gebunden war, bedeutet. In den Jahren 1848 und 1849 hat er natürlich an Popularität noch gewonnen, — und so kommt es, daß manche kleine Blätter, die keine sichere Partei-Grundlage haben, sich darauf verlegen, Opposition um jeden Preis zu machen. Sie erzählen Waffenthaten der ehemaligen Honved-Armee, glorificiren Kossuth, wenn nicht anders, doch wenigstens so, daß sie dessen Namen kompreß drucken, und klagen darüber, daß die Unabhängigkeit des Landes durch den Ausgleich mit Oesterreich nicht gewahrt sei. Das ist so im Geschmack der kleinen Intelligenz auf dem Lande, und so kommt es, daß einige Blätter in der angedeuteten Richtung sich erhalten. „Sie leben" von der Opposition, wie der Minister-Präsident Graf Andrássy vor Kurzem in einer Sitzung des Unterhauses sagte.

Dies gilt zunächst von der „Magyar Ujság" (Magyarische Zeitung), einem politischen Journal, das von dem auf der äußersten Linken sitzenden Deputirten Ladislaus Böszörményi redigirt wird, und bereits drei Preßprozesse auf dem Halse hat. — Mit derselben Richtung kokettiren auch die illustrirten Blätter, deren es vier giebt, und deren Publikum sich meistens aus den Kreisen der magyarischen Landbevölkerung rekrutirt. Ich erwähne diese politische Richtung der illustrirten Blätter deshalb ausdrücklich, weil sie neu ist. Während dieselben früher, was auch angemessener war, keine besondere politische Farbe hatten, befleißigen sie sich in neuester Zeit, die Portraits und Biographieen der Führer der Linken u. dgl. zu bringen. Uebrigens sei hier bemerkt, daß die Kunst der Illustration sowohl hinsichtlich der Zeichnung als auch des Holzschnittes hierlands schon einen ziemlich hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat.

Und sowohl in dieser künstlerischen Beziehung, als auch was die linke Richtung anbelangt, können wir hier gleich einige Worte über die magyarischen Witzblätter anschließen: Sie sind alle vortrefflich illustrirt, und dienen sammt und sonders der Opposition. „Üstökös" (der Komet), von dem Romandichter und im linken Centrum des ungarischen Abgeordnetenhauses sitzenden Abgeordneten Jókai redigirt, gehört schon wegen des politischen Glaubensbekenntnisses des Redacteurs zur Linken, und um Ihnen diese Richtung des genannten humoristischen Blattes zu veranschaulichen, gestatten Sie mir Nachstehendes aus der jüngsten Nummer zu erwähnen. Der Üstökös bringt in der Regel parodirende Landtags-Berichte; da aber die Sitzungen seit Neujahr auf einige Wochen sistirt sind, so brachte er in seiner letzten Sitzung einen Bericht aus dem Parlament der Mäuse, die jetzt in dem leeren Hause tagen. Sie sind in zwei Parteien gespalten. Die Rechte behauptet, die Mausefallen seien in letzterer Zeit ausschließlich zum Wohl der Mäuse da, bloß damit diese ein Winkelchen haben, wo sie ihren Speck ruhig verzehren können. Die Linke dieses Mäuse-Parlaments jedoch bringt dagegen genau solche Argumente vor, wie die Gegner der Delegationen sie gegen dieses Institut im Parlament vorbrachten.

Ferner haben wir einen „Bolond Miska" (der närrische Michel), der gleichfalls von einem Abgeordneten, dem Lyriker und Theater-Dichter Koloman Tóth, redigirt ist, und parteilos war, so lange der Redacteur zur Majorität gehörte. Seitdem aber dieser in jüngster Zeit sich zur Linken schlug, ist auch sein Witzblatt mit Sack und Pack in das Lager der Linken übergegangen. — Seit einigen Wochen hat auch die äußerste Linke ihr illustrirtes Witzblatt: „Pecsovics", der Schimpfname der ehemaligen Conservativen, — ein Blatt, dessen Grobheit weiter reicht, als sein Witz, und welches seit der kurzen Zeit seines Bestehens es auch bereits zu einem Preßprozeß und zu einer Verurtheilung gebracht hat. — Wo Alles „liebt", kann die mit der Regierung gehende, herrschende Partei nicht ohne Witzblatt bleiben, und in der That ist ihr seit dem neuen Jahr im „Borsszem-Jankó"

(etwa: daumlanges Hänschen), ein humoristischer Paladin erstanden, der sich nicht genirt, den Kossuth-Kultus zu parodiren. Es fehlt jetzt nur noch ein über den Parteien stehendes Witzblatt. Jedenfalls ist es eine merkwürdige Illustration unseres rüstigen politischen Jahres, daß der ernste Streit der Parteien selbst noch im Bereiche des Humors fortgesetzt wird. Ein humoristischer Kaulbach könnte darin den Vorwurf eines lustigen Seitenstückes zu der gespensterhaften Hunnenschlacht finden. — Uebrigens ist diese Darstellung eines Theiles unserer Preß-Zustände durch die Bemerkung zu ergänzen, daß das zuletzt erwähnte humoristische Blatt von einem Israeliten (Dr. Adolf Agai) redigirt wird, der gegenwärtig zu den besten humoristischen Schriftstellern der magyarischen Literatur gezählt wird. Hier stimmt das Glaubensbekenntniß des Redacteurs ganz gut zu der Thatsache, daß die ungarischen Israeliten — einzelne isolirte Ausnahmen abgerechnet — schon ehe das Gesetz ihrer politischen und bürgerlichen Gleichberechtigung gebracht wurde, insgesammt zur herrschenden Deak-Partei gehörten.

Nach dieser einleitenden Erledigung der kleinen Presse folgt nächstens Einiges über unsere große politische Tagespresse.

Rußland.

Zur Finanzwissenschaft.

Nicht bloß das Papiergeld ruft die Krisen im Handel und im Staatshaushalt hervor, auch das Kupfergeld hat solche bereits früher veranlaßt. Ihre Entstehung und Wiederholung rührt einestheils von der launenhaften Willkür und absolutistischen Regierungsweise, anderntheils von dem Mangel an volkswirthschaftlichen Kenntnissen her. Der halb abgethane, aber hinter der Decke noch heute fortwühlende Absolutismus betrachtete den Staat mit allen Personen und Gütern als sein Eigenthum, mit dem er nach Belieben schalten und walten konnte. Der Dynast und sein Interesse, das waren die ausschließlich leitenden Gesichtspunkte der Regierung, die sich von servilen „Doktoren" die nöthigen Recepte und „Gutachten" dazu ertheilen ließ. So schrieb Louvois für Ludwig XIV. ein politisches Testament, worin er orakelt und gutachtet: „Alle Ihre Unterthanen, welche sie auch seien, verdanken Ihnen ihre Person, ihr Gut, ihr Blut, ohne Recht auf irgend einen Anspruch. Indem sie Ihnen Alles opfern, geben sie Ihnen doch nichts, denn Alles gehört ja Ihnen."

Kein Wunder, wenn da die Herren Büreaukraten nach Herzenslust darauf loswirthschafteten, wenn da die Finanzen zerrüttet wurden. Diese Zustände beleuchtet Herr A. Brückner in der Einleitung zu seinem Buche*). „Die allmächtigen Minister", sagt er, „sind in den letzten Jahrhunderten besonders in den Fragen des Staatshaushalts dem Volks-Interesse gefährlich geworden" ..... „Habgier und Willkür, Eigennutz und Ignoranz, Gewissenlosigkeit und Leichtsinn vereinigten sich, um systematisch von Staatswegen zu plündern." Gewiß ein freimüthiges Bekenntniß von einem russischen (eigentlich in Rußland schreibenden) Gelehrten.

Er beginnt die Schilderung der russischen Finanzwirthschaft mit dem Zar Alexei (1667). Die Finanzen Rußlands hatten zu jener Zeit mehr einen privat- als staatsrechtlichen Charakter. Der Zar war Hauptunternehmer und oberster Kaufmann. Er monopolisirte viele Handelszweige, wie z. B. den Handel mit Kaviar, Pelzwerk, Wachs u. dgl. m. Ja, ein kaiserlicher Gesandter berichtet, der Zar habe es sogar nicht verschmäht, den Detail-Verkauf von Fleisch und Obst zu übernehmen. Auf alle mögliche Weise suchte man sich am russischen Hofe aus den Nöthen zu ziehen und Geld anzuschaffen. Der Zar ließ schlechte Silbermünzen prägen, und verfiel dann auf den Gedanken, die ausländischen Thaler in vier Theile zu schneiden und den Nominalwerth eines jeden Viertels zu verdoppeln. (In Oesterreich zertheilte man in den fünfziger Jahren die Gulden-Zettel auch in vier Theile.) Innerhalb fünf Jahren ließ der Zar die Summe von 20 Millionen Rubeln in Kupfergeld ausgeben und gewann bei dieser Operation über 19 Millionen Rubel, da das Metall nicht einmal den vierzigsten Theil der ganzen Summe an Werth hatte. Die Folgen blieben nicht aus. Das Kupfergeld sank im Course auf den zehnten Theil seines Nominalbetrags, das Land gerieth in furchtbare Theuerung, das Volk in unerträgliche Noth. Dazu kam die Falschmünzerei, die als Geschäft große Vortheile brachte. Kotoschichin berichtet über die durch alle Schichten der Gesellschaft verbreitete Falschmünzerei: „Alsbald, da kam in Moskau und in andern Städten viel falsches Kupfergeld zum Vorschein. Man ergriff die Leute, bei denen man dasselbe fand und folterte sie; sie sollten gestehen, woher sie das Geld hätten." Dann ergriff man die Silberschmiede, die Zinn- und Bleigießer, die großen Aufwand machten. Man folterte sie, und sie sagten dann aus, daß sie Prägestöcke an viele Personen aus allen Ständen verkauft hätten. Die Krisis wurde immer schrecklicher. Die Offiziere klagten über die ungeheure Theuerung, und die Regierung nicht minder.

„Man hatte", sagt der Verf., „statt des soliden Werthmessers eines geordneten Geldsystems, chimärische Tauschwerthe geschaffen, die sich als Werthmesser wie Ellen von elastischem Gummi erwiesen." Auch ein Aufstand hatte stattgefunden, und die Regierung nahm endlich die Münz-Reorganisation vor. Diese Geschichte wiederholte sich später (1723—56) bei den kupfernen Fünfkopeken-Stücken. Die Regierung kämpfte mit allen Mitteln gegen ein Deficit, das sie doch nicht beheben konnte. Ueberredungen, Droh- und Zwangsmittel zur Annahme der schlechten Münzen halfen nichts, ebenso wenig die Gränzcordons zur Verhütung der Silber-Ausfuhr. Es zeigten sich also schon damals die schlechten Folgen der Willkür-Regierung und der unsinnigen Wirthschaft, wie in neuerer Zeit in Oesterreich. Zur Vergleichung solcher Zustände bietet die Monographie des Hrn. Brückner viele Anhaltspunkte, und die Finanzmänner können aus ihr Manches lernen, was man — nicht thun soll.

*) Finanzgeschichtliche Studien — Kupfergeld-Krisen — von A. Brückner. St. Petersburg, H. Schmitzdorff, 1867.

Panslavistisches.

Dem „Centralblatt für slavische Literatur und Bibliographie"*) entnehmen wir folgende Notizen über čechische Nationalbestrebungen in Böhmen:

„Die Matice lidu, ein neuer böhmischer Verein zur Herausgabe guter und wohlfeiler Bücher für das Volk, um dessen Gründung Herr Dr. Eduard Grégr in Prag die meisten Verdienste

*) Bautzen, Schmaler und Pech, 1868.

hat, nimmt einen sehr erfreulichen Aufschwung. Derselbe zählt nach kurzem, kaum nach Wochen zählendem Bestande bereits 5047 Mitglieder, und die Anzahl derselben nimmt noch immer zu. Die Matice lidu wird im ersten Jahre ihres Wirkens sechs Werke herausgeben; drei sind schon erschienen, und zwar: „Obraz Slovanstva" von Fr. B. K. und „Pašek z Vratu" historische Erzählung von Bleek und „Život na Rusi" von Heller. Auch eine große ethnographische Karte der slavischen Völker (natürlich mit Einschluß der Lausitz und Oberschlesiens) wird die Matice herausgeben. — Der Ausschuß hat das geringste Honorar für jeden Druckbogen der herausgegebenen Werke mit 35 fl. normirt, und es ist daher zu erwarten, daß sich die besten Kräfte diesem Unternehmen widmen werden, das vorzüglich darauf hinarbeitet, dem Volke eine gesunde geistige Nahrung zuzuführen, was um so nothwendiger ist, als von gewisser Seite Alles gethan wird, um Böhmen mit schlechten Uebersetzungen noch schlechterer deutscher Romane zu überschwemmen. Die Beitragsleistung zur Matice beträgt bloß 1 fl. für das ganze Jahr, wofür jedes Mitglied sämmtliche vom Vereine herausgegebenen Schriften unentgeltlich erhält."

Ein eigenthümliches literarisches Unternehmen ist die in Warschau von Russen und deren Anhängern veranstaltete Ausgabe polnischer Schriften in russischen Charakteren. Sogar für die polnischen Bauern hat man eine Chrestomathie unter dem Titel: Хрестоматія вейска in dieser Weise erscheinen lassen welche Arbeiten von Maciejowski, Wojcicki, Mickiewicz, Szajnocha Kochanowski, Morawski, Lenartowicz, Pol und Malczewski enthält, und die auch Verbreitung gefunden haben muß, da bereits die zweite Auflage angekündigt ist.

Den nachträglich im slavischen Centralblatt noch immer erscheinenden Berichten über den im vorigen Sommer in Moskau stattgehabten Slaven-Kongreß entlehnen wir Nachstehendes über die feierliche, große Festversammlung der Universität zu Ehren der slavischen Gäste. Das Fest, bei dem sich, außer der Universität, achtzehn wissenschaftliche und Kunst-Vereine Moskau's betheiligten, fand am 30. Mai in der großen Aula statt. Nachdem der Rektor der Universität die Gäste bewillkommnet hatte, nahm zunächst der Präsident der kaiserlichen Gesellschaft der Naturforscher das Wort, um zu erklären, zu welcher großen Genugthuung es diesem Vereine gereiche, die Initiative zu der ethnographischen Ausstellung und hierdurch indirect zu der voraussichtlichen Einigung der slavischen Nationen ergriffen zu haben.

Der nach ihm auftretende Geistliche Ivancov-Platanov sprach Namens des Vereins der „Freunde für geistliche Aufklärung", welcher bei Gelegenheit der 1000jährigen Gedenkfeier der Slaven-Apostel Cyrillus und Methodius gegründet worden war, unter Anderem die Bemerkung aus, daß diese beiden heiligen Brüder durch Erhebung der slavischen Sprache zur Kirchensprache und durch Einführung der slavischen Schrift die ersten und eigentlichsten Gründer der slavischen Einheit seien. Allerdings wäre diese Einheit durch die Ungunst der Zeiten und durch die Thorheit und Schlechtigkeit der Menschen nicht zu der wünschenswerthen Vollkommenheit gelangt, und darum sollten die Slaven, welche endlich jetzt eingesehen hätten, was ihnen Noth thut, nach dem Beispiele ihrer Apostel handeln und das, was diese in ihrer Weisheit angestrebt und bis zu einem gewissen Punkt durchgeführt hätten, zur Vollendung bringen.

Als Repräsentant des „mathematischen Vereines" bestieg hierauf Herr Bugajev das Katheder und sprach unter Anderem dahin seine Meinung aus, daß eine nähere Verbindung der slavischen mathematischen Vereine der Wissenschaft, welche sie pflegen, und überhaupt der Aufklärung zu großem Vortheile gereichen würde. „Der große Slave Kopernik war es, der in der Wissenschaft unserer irdischen physischen Welt anbefahl — sich um die Sonne zu bewegen; es dürfte aber jetzt, nach langer Zwietracht und Verkehrtheit, slavische Männer geben, welche unsrer moralischen Welt Anstoß geben, sich um die Sonne der Wahrheit, Liebe und Freiheit zu bewegen."

Nach ihm sprach der Präsident des „physisch-medicinischen Vereins", Herr Pokunin, und erinnerte daran, was die Medicin slavischen Gelehrten, wie Purkynje, Rokitanský, Škoda u. s. w. zu verdanken habe. Er gedachte auch der Verdienste des anwesenden Dr. Hamernik und schloß seinen Vortrag mit dem Versprechen, daß sein Verein stets allen Anforderungen, welche von andern slavischen Vereinen behufs Lösung wissenschaftlicher Fragen an ihn gestellt werden sollten, auf das Bereitwilligste entsprechen würde.

Der Vorsitzende des „Vereins russischer Aerzte", Herr Sokolov, bemerkte, daß dieser Verein, obgleich noch ziemlich jung, doch schon mit den berühmten slavischen Aerzten Rokitansky, Hamernik und Lambe, welche er zu seinen Mitgliedern ernannt habe, in Verbindung getreten sei. Außer seinen wissenschaftlichen Zwecken, lasse er sich auch besonders die Praxis angelegen sein und widme demnach seine Thätigkeit vorzüglich der kranken Menschheit. „Und wenn er in seinem Hospital Tausende russischer Slaven curirt, so hält er es auch für seine heilige Pflicht, den etwa in Moskau erkrankenden fremden slavischen Studenten mit seiner Hilfe beizuspringen. Theuere Gäste! Wenn Sie in die Heimat zurückkehren, so bringen Sie unsere Anerkennung, unseren Gruß und unsere Liebe allen slavischen gelehrten Arbeitern, besonders aber den beiden Patriarchen Purkynje und Rokitansky, welche eine Zierde der Wissenschaft sind und auf deren Namen auch die slavisch-russische Welt stolz ist."

Hierauf folgte Herr Grigorjev und bewillkommnete die slavischen Gäste im Namen des „Vereins der Freunde des Gartenbaues". Indem er auf die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Gewächse in dem ausgebreiteten russischen Reiche aufmerksam machte, sprach er zugleich die Ansicht aus, daß in dem Falle, wenn die Slaven auf dem Gebiete des Gartenbaues mit vereinten Kräften arbeiten würden, auch den im Norden wohnenden Slaven die Gartenproducte ihrer südslavischen Brüder zugänglich gemacht und die nützlichen Gewächse Rußlands ein neues Vaterland in den südwestlichen Gebieten des Slaventhums finden würden.

Hierauf sprach der Präsident des „juridischen Vereins", Herr Leschkov, und indem er den Zweck desselben auseinandersetzte, gab er zugleich zu erkennen, daß hierzu auch die Erkenntniß des Rechts bei den außerhalb Rußlands wohnenden Slaven gehöre, und daß es daher zeitgemäß sei, wenn sie auch auf diesem Felde gemeinschaftlich arbeiten wollten. Nachdem er gezeigt, wie dieses am Besten zu geschehen habe, sprach er die Ueberzeugung aus, daß dieses auch geschehen werde, und daß wir daher die Hoffnung hegen dürften, daß unsere Nachkommen die Erben eines allgemeinen slavischen Rechtes sein werden.

Herr Buslajev begrüßte uns im Namen des „Vereins für altrussische Kunst". Indem er in trefflicher, gedrängter Uebersicht die Geschichte derselben gab, setzte er zugleich auseinander, wie sie hierbei auch stets mit den übrigen slavischen Stämmen in Verbindung geblieben sei, und zwar nicht nur mit den Südslaven, sondern auch mit den Böhmen und Polen.

Als Herr Sokovjev das Katheder betrat, um uns Namens des „archäologischen Vereins" zu bewillkommnen, wurde dieser beliebte Gelehrte von den Anwesenden dergestalt mit Beifallsbezeugungen empfangen, daß er erst nach mehreren Minuten zu Worte kommen konnte. Er bemerkte, daß allerdings zuvörderst die russische Archäologie das Ziel des Vereins sei, daß er aber klar erkannt habe, er würde seinen Zweck nicht erreichen, ohne die allgemeine slavische Archäologie in den Bereich seiner Arbeiten zu ziehen, und er zähle auch bereits die Herren Palacky, Erben, Vrtjatko, Kolař, Patera, Smolar (Schmaler) und Holovackij als seine Mitglieder im slavischen Auslande. Nachdem er weiterhin auf die Wichtigkeit der archäologischen Forschung hingewiesen und zeitweise Versammlungen von slavischen Archäologen als höchst wünschenswerth bezeichnet hatte, schloß er seine Rede mit einem Slava! auf die slavischen Gäste überhaupt, sowie auf Palacky, den Patriarchen unter den slavischen Historikern, und auf Erben, als einen der ältesten slavischen Archäologen insbesondere.

„Der Secretair des Vereins der „Freunde der russischen Literatur", Herr Šečbalskij, begrüßte uns hierauf im Namen desselben und erinnerte zugleich daran, daß der Zweck dieses Vereins dem Herzen jedes Slaven nahe liegen müsse, denn die russische Literatur sei ein Zweig von dem Baume, welchen die heiligen Arbeiter Cyrillus und Methodius gepflanzt hätten, und Rußland habe davon allen denen gern mitgetheilt, welche in dieser Beziehung Wünsche geäußert hätten. — Indessen hätte nunmehr die Wiedergeburt der Slaven begonnen und es wäre zu wünschen, daß die Festfeier, welcher die Repräsentanten der slavischen Stämme eben beiwohnten, nicht ohne Nutzen vorübergehen möge. „Aus der Mengen von Dialekten, welche in Europa herrschten, haben sich im Laufe der Zeit einige wenige zu Literatur-Sprachen herangebildet, und sie allein sind die Bewahrer und Fortbildner der Civilisation. Slavische Brüder! Sollen wir denn nicht auch dem Beispiele von Westeuropa folgen? Jeder slavische Dialekt mag sich nach seiner Weise unabhängig entwickeln, allein jeder mag seine localen Eigenthümlichkeiten der allgemeinen Schatzkammer des slavischen Wortes darbringen, und es mag sich über allen diesen Dialekten eine slavische Literatur-Sprache ausbreiten, gemeinsam jedem gebildeten Slaven, vom Adriatischen Meer und von Prag bis nach Archangelsk und dem Stillen Ocean, und jeder slavische Stamm, sein Religionsbekenntniß und seine Regierungsform sei welche sie wolle, mag diese Sprache zum Organ der gegenseitigen Mittheilung machen."

„Nach ihm begrüßte uns im Namen des „Vereins der Kunstfreunde Herr Zolotarjev und im Auftrage des „russischen musikalischen Vereins", der Präsident desselben, Herr Rubinstein. Letzterer machte die Bemerkung, daß unter den Künsten die Musik den ersten Platz bei den Slaven einnehme, und daß das musikalische Gefühl bei ihnen vorzüglich ausgebildet sei. Es würde sich daher sicherlich der Mühe verlohnen, wenn sich die Slaven die Hand zur Entwickelung einer rein slavischen Musik reichten. „Diese gemeinsame Arbeit mag zugleich mit einer Grundlage der geistigen Einheit der Slaven sein; es mag die Harmonie der Töne stets entsprechen der Harmonie unsrer, durch die Bande brüderlicher, uneigennütziger Liebe vereinten Herzen!"

„Namens des „Vereins fur Landwirthschaft" trat hierauf Herr Žerjebcov auf das Katheder, und indem er zuvörderst den Wunsch aussprach, Gott möge die engere Vereinigung der slavischen Stämme fördern, setzte er dann noch auseinander, wie die russischen Slaven so glücklich gewesen wären, schon bei Zeiten einen festen Staat zu bilden, welcher durch den Kaiser Alexander II. auf die Höhe der freiesten Länder erhoben worden sei, zugleich aber seinem Gebiete nach eine solche Ausdehnung besitze, daß noch viele, viele Millionen darin Platz und Nahrung finden können. Es wäre daher betrübend, wenn alljährlich Tausende der Westslaven nach Amerika übersiedeln, wobei schon die Ueberfahrtskosten mehr betragen, als der Preis eines ausreichenden landwirthschaftlichen Anwesens, welches sie sich auf russischem Boden erwerben könnten. Außerdem wäre es auch bedauernswerth, daß so viele Slaven in Amerika ihre Nationalität aufgeben müßten. Der Moskauer landwirthschaftliche Verein habe es daher für angezeigt gehalten, ein Comité zu ernennen, welches sich mit einem etwa zu gründenden böhmischen Comité ins Vernehmen zu setzen hätte, um die slavische Auswanderung nach den fruchtbaren Landstrichen Rußlands zu leiten und den Slaven, welche ihr Vaterland zu verlassen genöthigt oder gewillt wären, auf billige Weise eine gesicherte Zukunft zu schaffen."

Türkei.

Eine französische Stimme über den kandiotischen Aufstand.

Die Pforte hat wiederholt von den europäischen Großmächten, mit Ausnahme Englands, den Rath erhalten, die Verhältnisse in Kreta durch eine internationale Commission feststellen zu lassen; sie hat die Befolgung dieses Rathes abgelehnt und sie ist dafür in der offiziösen Presse jener Großmächte mit sehr wenig freundlichen Worten bedacht worden. In Folge dessen hat das große Publikum die Mittheilungen jener offiziösen Zeitungen mit Mißtrauen aufgenommen. Es ist gewiß schwierig, bei dieser Sachlage eine annähernd klare Einsicht in die verworrenen Zustände zu erlangen, und man muß daher für Mittheilungen dankbar sein, welche von einem vorurtheilslosen Standpunkte geboten zu werden scheinen. Auf eine solche Mittheilung ist in diesen Blättern bereits aufmerksam gemacht worden.*) Wir weisen heut kurz auf eine zweite**) hin, welche uns noch bemerkenswerther erscheint. Sie rührt von dem Herzog von Valmy her, welcher die Türkei seit vielen Jahren kennt. Die Hauptansicht des Verfassers über die vorliegende Frage gipfelt in folgenden Bemerkungen:

„Man sagt, die Türkei habe nicht die Kraft, Aufständen erfolgreich entgegen zu treten. Diese Behauptung ist allerdings richtig für einen Aufstand, welcher vom Auslande unterstützt wird; aber wir sind überzeugt, daß ein solcher Aufstand sehr schnell in sich zusammenfiele, sobald ihm die äußere Unterstützung entzogen würde. Wären die Türken in der That so ohnmächtig, wie ihre Gegner behaupten, so wäre es unverantwortlich, sie zu unterstützen, denn eine solche Unterstützung wäre nur nutzlose Vergeudung lebendiger Kraft. Eine unbefangene Prüfung lehrt, daß diese Behauptung irrig ist, daß vielmehr nichts Anderes gethan zu werden braucht, als — wie dies schon Aali-Pascha, 1856, verlangte — streng und ehrlich das Prinzip der Nichtintervention zu befolgen, die Unabhängigkeit des Sultans ohne Vorbehalt zu achten und ihm nicht mehr in diplomatischen Noten gebieterische Rathschläge zu ertheilen; wie er bis ins Detail sein Reich

*) La vérité sur l'insurrection de Crète par des Garibaldiens.

**) La Turquie et l'Europe en 1867 par le Duc de Valmy. Paris, Amyot.

verwalten solle, als wenn es ihm an den ersten Bedingungen der Kultur fehlte. Die kleinste europäische Macht dürfte sich mit Recht verletzt fühlen, solche Rathschläge zu erhalten, welche sie in den Augen ihrer Unterthanen erniedrigen, ihre besten Absichten lähmen und — indem ihre Handlungen den Stempel eines fremden Drucks erhielten — ihr Nationalgefühl empören müßten. Was den Christen gegenüber gerecht und nothwendig ist: das wäre die Beruhigung der Religions-Feindschaften und die Ausgleichung der Racen-Unterschiede zu erleichtern, indem man aufhörte, diese vorhandenen Gegensätze durch eine offenbare Protektion des einen zu reizen. Was Europa gegenüber gerecht und nothwendig ist, wäre: die Aufnahme der Türkei unter die europäischen Nationen nicht von Bedingungen abhängig zu machen, welche keine andere Nation annehmen würde und welche die wichtigste Stipulation des Vertrages von 1856 illusorisch machen. Allerdings ist es schwierig für die Regierungen, die Kette, welche von der Vergangenheit her auf ihnen lastet, zu lösen: Erben der mittelalterlichen Garantieen, welche Völkern zugesichert wurden, die sie zu einer ewigen Knechtschaft verdammt glaubten, halten sie es für möglich, eine solche Erbschaft abzuweisen und die Christen der Diskretion der Muselmänner zu überlassen. Wenn man sich aber an die thatsächliche Annäherung erinnern will, welche zwischen Christen und Muselmännern rasch eintrat, sobald nur der fremde Einfluß sich ehrlich einer jeden Störung der Harmonie enthielt, wenn man vor Allem bedenkt, daß die Umstände jetzt an die Spitze des ottomanischen Reiches einen der Souveraine gestellt haben, die ihre Regierung durch soziale und politische Reformen auszeichnen, so kann man auf die Zukunft der Christen im Orient ohne Beunruhigung hinsehen, und man kann den Muth haben, welchen man 1856 nicht hatte, den Muth: die Insurrektionen zu entmuthigen."

Man sieht, der Verfasser ist zuversichtlich; ob die nächste Zukunft sich dieser Zuversicht gemäß entwickeln wird, ist schwer zu sagen. Daß Rußland und Griechenland jetzt — da der griechische König durch verwandtschaftliche Bande den Petersburger Einflüssen näher gebracht worden — erst recht gemeinsam die revolutionären Bewegungen im Lande ihres „Erzfeindes" unterstützen werden, dies unterliegt wohl keinem Zweifel. Daß Oesterreich, Frankreich und Preußen den griechischen Bestrebungen nicht hindernd in den Weg treten wollen, läßt sich nach der Haltung ihrer officiösen Organe, wie wir im Eingang angedeutet, annehmen, und es können Umstände eintreten, welche den Widerstand Englands weniger gewichtig machen.

Kleine literarische Revue.

— **Die Naturgeschichte nach Spruch und Wort des Volkes.***) Das deutsche Volk hat von jeher des Ruhmes genossen, ein äußerst lebendiges Naturgefühl zu besitzen. Ein aufmerksamer Blick in die deutschen Dichter der ältesten, wie der neuesten Zeit vermag diesen Ruhm zu bestätigen; ganz besonders aber vermag dies das Volkslied, als ein Erzeugniß des dichtenden Volksgeistes. Dieser äußert sich jedoch auch außerhalb des Volksliedes; selbst das Sprüchwort ist zum Theil ein Ausfluß desselben. Auch die Art, wie ein Volk Dingen ihre Namen giebt, vermag Zeugniß abzulegen von der größeren oder geringeren dichterischen Befähigung eines Volkes. Nach den beiden bezeichneten Seiten hin lernen wir das deutsche Volk aus dem angezeigten Buche kennen. Während auf der einen Seite sich ein lebhaftes Naturgefühl, eine bedeutende Fähigkeit, Schönheiten oder wenigstens Eigenheiten der äußeren Natur aufzufassen kundgiebt, zeigt sich auf der andern Seite eine lebhafte Phantasie, die bei der Benennung der Naturgegenstände zumeist in dichterischer Weise verfährt. Das Buch stellt unter den Rubriken: Haushuhn, Pferd, Esel, Rind, Schaf, Gans, Wolf, Löwe u. s. w. auf die betreffenden Thiere bezügliche oder ihre Pointe von besonderen Eigenschaften dieser Thiere entlehnende Sprüchwörter zusammen und fügt diesen Etymologien hinzu von solchen Namen der Naturkörper, die ebenfalls an die Namen jener Thiere oder an Namen von Theilen derselben anknüpfen. Beim Lesen dieser fleißigen Zusammenstellung drängt sich zugleich die Bemerkung auf, daß das deutsche Volk reich an köstlichem Humor ist, und dieser Humor hat sogar den Verfasser angesteckt, der seiner Darstellung ebenfalls oft ein humoristisches Gewand zu geben sich bemüht. Müssen wir auch sagen, daß dies nicht allemal mit Glück geschieht, so wollen wir doch dadurch den Werth, den die fleißige Arbeit für Natur- und Sprachforscher gleicherweise hat, keineswegs herabsetzen. An einzelnen Stellen leidet die Darstellung auch an unnöthiger Breite, und wir vermochten z. B. nicht einzusehen, warum die auf Seite 24 sich findenden Mittheilungen über Lebensweise und Benutzung des Nilpferdes gerade in diesem Buche einen Platz gefunden haben. A. R—r.

— **Die Wichtigkeit der Volkswirthschafts-Lehre.***) Die vorliegende kleine Schrift kann da, wo man die Bedeutung der Volkswirthschafts-Lehre für das bürgerliche, wie für das wissenschaftliche Leben noch nicht erkannt hat, sehr wohlthätig wirken, indem sie in gründlich eingehender und zugleich populärer Weise die Geschichte dieser Lehre und ihre Wirkungen in verschiedenen Ländern und Zeiten darstellt. Im dreizehnten Jahrhundert hat bereits Thomas von Aquino in einer Schrift: De regimine principum sehr verständige Ansichten über die materiellen Zwecke des Staates, über den Einfluß der Lage und des Klimas eines Landes, über Nahrungsmittel, Landstraßen ꝛc. ausgesprochen. Demnächst wird Franciscus Patricius von Siena († 1694) genannt, der einer der Ersten war, die das Unwesen der Sklaverei gebrandmarkt und über die sittliche Würde der Arbeit geschrieben haben. Was Herr Dr. Contzen über Patricius sagt, läßt es in der That als wünschenswerth erscheinen, daß die Gedanken dieses letzten Repräsentanten des Mittelalters, der noch die Entdeckung von Amerika erlebte, uns vollständig wieder offenbart werden. Hr. Contzen hat sich augenscheinlich ganz besonders mit der Geschichte seiner Wissenschaft beschäftigt, und was er in der vorliegenden Schrift giebt, soll nur eine Vorstudie, eine Aufmunterung der Leser sein, sich mit der Volkswirthschafts-Lehre zu befreunden und sie nicht bloß oberflächlich als Etwas, das Jeder von selbst versteht, zu betrachten. Er weist auf die besten Schriften hin, die in neuerer Zeit in Deutschland über diese Materie erschienen, und macht auf die Bedeutung aufmerksam, welche die Volkswirthschafts-Lehre für den Philosophen, den Naturforscher, den Historiker und ganz besonders für den Rechtsgelehrten und den Kaufmann hat. In England soll es über

*) Von Dr. Wilh. Medicus. Nördlingen, C. H. Beck. 1867.

*) Die Wichtigkeit der National-Oekonomie oder Volkswirthschafts-Lehre. Von Dr. H. Contzen. Zweite Auflage. Leipzig, M. G. Priber, 1868.

4000 Schulen geben, in welchen auch die Volkswirthschafts-Lehre einen Zweig des Unterrichts bildet. Wie wenige Schulen giebt es dagegen in Deutschland, von denen dasselbe gesagt werden kann! Sollte vielleicht darin zum Theil die Ursache des Mangels an praktischer Durchbildung liegen, den man, im Gegensatze zu den englischen, unter dem Gros der deutschen Kaufleute und Rechtsgelehrten findet?

— **Die kleinen deutschen Fürstenhöfe** haben seit langen Jahren bereits vielfachen Stoff zu halbhistorischen, mehr oder weniger anziehenden und ergötzlichen Darstellungen geliefert und werden ihn auch für die Zukunft, d. h. wahrscheinlich noch lange über die Zeit ihres voraussichtlichen Verschwindens hinaus, reichlich liefern. Mögen diejenigen Leser, welchen die trockenen Ergebnisse der strengen Geschichtsforschung ferner liegen, als die farbenreichen der freien Kunstschöpfung, in eindringlicher Weise aus diesen ersehen, was es für den Staat, wie für den Einzelnen bedeute, wenn die Regierung eines Landes theils nach dem starren Systeme zeitwidriger Grundsätze, theils nach den wechselvollen Eingebungen krankhafter Launen und Aufwallungen, geführt wird. In der vorliegenden kleinstaatlichen Idylle*) erscheint ein von der Natur mit ebenso schwachen als edlen Eigenschaften ausgestatteter deutscher Herzog, welcher in den wenigen Auftritten seiner ziemlich gebundenen und abhängigen Herrschergewalt gleichwohl eine so große Menge trefflicher und großherziger Charakterzüge herauskehrt, daß man, zumal in Rücksicht auf manche imperialistische Zerrbilder früherer und späterer Zeit, sich eher von achtungsvollem Bedauern, als von verachtendem Widerwillen durchdrungen fühlt. Weder dieser Landesvater selbst, noch sein Haus oder sein Staat ist hier namhaft gemacht; Alles erscheint anonym oder pseudonym. Nach bekannten Ueberlieferungen, ist indeß der Boden der Erzählung leicht zu errathen. Mit dem herzoglichen Hause verknüpft, erscheinen die Interessen einer sehr geheimnißvoll auftretenden adeligen Familie, ebenso die eines autokratischen Ministeriums nebst dessen heimlichen, unerbittlichen Widersachern und einer ihre Rechte gegen jenes, wie gegen einen hypokritischen, gemein gaunerischen Landprediger mit kluger Beharrlichkeit wahrnehmenden Dorfgemeinde. Der ganze Zusammenhang beruht, wie ausdrücklich angegeben ist, auf wirklichen Ereignissen, deren weitere Ausschmückung dem Dichter angehört.

— **Die letzten Nachfolger der Räuber von Schiller.****) Die Vorgänge und Auftritte, welche der ungenannte Verfasser veröffentlicht, umfassen im Ganzen nur die Zeit eines halben Jahres und bewegen sich auf dem Boden einiger Oberämter Würtembergs und der angränzenden Bezirke von Baden, Baiern und Sigmaringen. Ebenso erscheinen die Handlungen, welche die in drei Banden vereinigten Räuber verübten, nicht an und für sich als großartig und bedeutend; es sind Diebstähle und Raub mittelst Einbruchs in die Häuser. Der Verfasser verfolgt mit seiner Ausführung besondere kulturgeschichtliche und ethnologische Zwecke, welche bei der Natur des Gegenstandes leicht in die Augen fallen. Er hat dabei, wie er selbst angiebt, ein sehr umfangreiches Material aktenmäßiger Quellenstudien verarbeitet. Die Darstellung ist übersichtlich und anziehend, entbehrt aber, wegen des meist unbedeutenden thatsächlichen Inhaltes, fast durchweg eines allgemeinen Interesses.

*) Mon Plaisir. Aus dem Leben eines deutschen Fürsten, von F. W. Ebeling. Leipzig, G. J. Purfürst, 1868.

**) Die letzten Räuberbanden in Oberschwaben in den Jahren 1818—1819. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. Nach den Akten und nach mündlicher Ueberlieferung dargestellt von Dr. M. P. Mit 6 Holzschnitten nach Originalzeichnungen J. W. Pfluge. Stuttgart, A. Koch, 1866.

— **Aus Tibur und Teos.***) Herr Heinrich Stadelmann, ein im Fache der poetischen Uebertragung bereits vortheilhaft bekannter Schriftsteller, ist nunmehr mit einer Auswahl lyrischer Gedichte aus Horaz, Anakreon, Catull, Sappho und einigen anderen antiken Dichtern hervorgetreten, welche er unter dem Titel „Aus Tibur und Teos" veröffentlicht hat. Er nennt seine Auswahl mit Absicht „Nachdichtungen", denn von wortgetreuer Uebersetzung sind diese Spenden allerdings weit entfernt. Schon die modernen Versformen und der Reim, den Herr Stadelmann durchweg anwendet, verlegen den Schwerpunkt in die Subjectivität des deutschen Bearbeiters, dessen lyrisches Talent alle Achtung verdient. Die Gedichte lesen sich fließend und angenehm; sie sind meist recht schwungvoll gehalten und geben dem Nichtkenner der antiken Literatur ein anmuthiges Bild von den Herzens-Ergießungen der alten Dichter. Einzelnes, zumal aus Horaz und Anakreon, nähert sich auch der Schönheit des Originals; der Ton ist fast immer richtig getroffen. Die Sammlung darf einer willkommenen Aufnahme sicher sein.

— **Hebräisch und neugriechisch.** Zwei kleine Gedicht-Sammlungen, die Eine in hebräischer und die Andere in neugriechischer Sprache, die Eine Friedrich Bodenstedt und die Andere Emanuel Geibel gewidmet, liegen vor uns. „Sehire Mirza-Schaffi"**) heißt die eine Sammlung, die in hebräischer Sprache die Religions- und Weisheitssprüche, die Liebes- und Weinlieder und die Epigramme Mirza Schaffy's trefflich und zwar in gereimten Versen wiedergegeben, die der Uebersetzer, Herr Joseph Choczner, durch einen poetischen Prolog einleitet. Die in Στρελίτσια ἡ Νέα (Neustrelitz, bei Barnewitz) erschienenen, Geibel gewidmeten Gedichte in neugriechischer Sprache, 21 an Zahl, sind Α Δρ unterzeichnet und behandeln in Anakreontischer Weise antike und moderne Stoffe.

Literarischer Sprechsaal.

Während wir heute, am 24. Januar, dem 156sten Jahrestage der Geburt Friedrichs des Großen, in unserem Eingangs-Artikel das wichtige Werk Arnold Schäfer's zur Geschichte des siebenjährigen Krieges und seiner diplomatischen Genesis anzeigen, ist es uns zugleich eine angenehme Pflicht, darauf hinzuweisen, daß am heutigen Tage hier***) eine Schrift zu Ehren Friedrich's: „Fridericus Rex und sein Heer", von E. Grafen zur

*) Aus Tibur und Teos. Eine Auswahl lyrischer Gedichte von Horaz, Anakreon, Catull, Sappho nebst einigen anderen poetischen Stücken in deutscher Nachdichtung von Heinrich Stadelmann. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1868.

**) Breslau, Schletter, 1868.

***) Berlin, Vossische Buchhandlung (Strikker).

Lippe-Weißenfeld, ausgegeben wird, worin zwar nicht das historisch-strategische, wohl aber das technisch-militairische Genie des größten Feldherrn des achtzehnten Jahrhunderts zum Gegenstand eingehender Darstellung und belehrender Unterhaltung gemacht ist. Zahlreiche Anekdoten sind in dem Buche eingestreut, wie z. B. S. 9, wo über die von einigen kleinen deutschen Fürsten zum Kriegsdienst in fremden Welttheilen vermietheten oder verkauften deutschen Landessöhne, eine kaustische Aeußerung Friedrich's mitgetheilt wird, die er bereits im J. 1748 in einem Briefe an seinen Bruder, den Prinzen August Wilhelm, gethan. „Der Herzog", schrieb Friedrich damals, „erhält sieben Thaler monatlich für den Mann. Man sucht bei ihm Menschen, wie die Viehhändler Ochsen in Podolien, um sie zur Schlachtbank zu führen. Ich bin über dieses Verfahren indignirt." Im J. 1776, als der bekannte Verkauf hessischer Landeskinder zum Kampf für die Engländer in Amerika stattfand, soll Friedrich (wie sein Biograph Preuß im dritten Bande seines Werkes erzählt) befohlen haben, von den hessischen Durchreisenden in Preußen den „Viehzoll" zu erheben.

Ein in historisch-strategischer Hinsicht sehr bedeutendes und werthvolles Werk über Friedrich's Feldzüge ist die vom General-Major Karl Marschall von Sulicki kürzlich herausgegebene Studie des Detaschements- und des kleinen Krieges: „Der siebenjährige Krieg in Pommern und in den benachbarten Marken", mit einem Vorwort unseres berühmten Strategen, des preußischen Generalstabs-Chefs, Generals von Moltke.*) „König Friedrich", sagt der bescheidene Nachfolger des großen Monarchen auf seinem strategischen Operations-Gebiet in Böhmen, „standen solche Mittel, wie Volksheer und Requisitions-System, Eisenbahnen und Telegraphen, nicht zu Gebot. Er hatte nicht bloß gegen Deutschland, sondern gegen Europa um eine berechtigte Stellung seines kaum entwickelten Staates zu ringen, und der Glanz der neuesten Thaten kann in keiner Weise die der Vergangenheit in Schatten stellen. Der große König wird zu allen Zeiten das Vorbild eines Feldherrn bleiben, und am Meisten da, wo Unglücksfälle und Widerwärtigkeit ihn an den Rand des Verderbens zu drängen schienen."

Würdig reiht sich an das vorstehende Werk die ebenfalls kürzlich erschienene, kriegsgeschichtliche Darstellung des greisen General-Lieutenants von Strotha (der, als junger Offizier, in der heftigsten Krisis der Schlacht bei Leipzig durch seine energische Führung einer reitenden Batterie die Entscheidung herbeiführen half): „Die königl. preußische reitende Artillerie vom J. 1759 bis 1816".**) Friedrich war es, der die „reitende Artillerie" überhaupt erfunden hatte und zunächst im J. 1759 in seine Armee einführte, wo sie zwar anfänglich mit Unfällen mancher Art zu kämpfen hatte, später aber den Armeen des Auslandes zur Nachahmung der Idee des Königs, wenn auch erst nach drei Jahrzehnten, Anlaß gab. Es hat also das Werk des Generals von Strotha eine um so größere Wichtigkeit für das Studium der Kriegswissenschaft.

Die Zahl der Bände, welche die Hauptbibliotheken der verschiedenen europäischen Staaten enthalten, ist jetzt genau bekannt. Die Bibliographie de la France bringt darüber einige Angaben, die mit Interesse gelesen werden: Die Staatsbibliothek von Paris besitzt 1,100,000 Bände und 80,000 Handschriften; die St. Genevièven-Bibliothek 155,000 Bände und 2000 Handschriften; die Mazarin-Bibliothek 150,000 Bände und 4000 Handschriften; die Sorbonne 80,000 Bände und 900 Handschriften; die Bibliothek des Rathhauses (Hôtel de ville) 65,000 Bände. Die Zahl aller Bände in den öffentlichen Bibliotheken in Frankreich beträgt 6,233,000; in England: 1,772,000; in Italien (wo sehr wenige Bücher der neueren Literaturen, sondern meistens Werke und Handschriften des Alterthums, oder der Kirchenväter und der katholischen Theologie sich finden): 4,150,000 Bände; in Oesterreich: 2,488,000 Bände; in Preußen: 2,040,000 Bände; in Rußland (wo, wie die Bibliographie de la France bemerkt, die im Vergleiche zu der Größe und Sprachen-Fülle des Reiches unbedeutende Zahl der Bibliotheken ein Beweis sei, wie wenig sich die moskowitische Verwaltung um den Unterricht und den geistigen Fortschritt der Bevölkerung kümmere): 852,000 Bände; in Bayern: 1,268,500 Bände; in Belgien: 510,000 Bände. Im Ganzen besitzen die sämmtlichen öffentlichen Bibliotheken Europa's über zwanzig Millionen Bände.

Mit Genehmigung des Unterrichts-Ministers Duruy sind im Schuljahr 1866—67 in den verschiedenen Städten Frankreichs 893 freie Vorlesungen (cours et conférences) gehalten worden, und zwar 389 in Paris und 504 in den Departements. Es vertheilten sich dieselben auf folgende Fächer:

Gegenstand der Vorlesungen.	Zahl der autorisirten Vortragenden.
Exakte Wissenschaften	124
Angewandte Wissenschaften	189
Literatur	184
Geschichte	153
Erdbeschreibung	22
Philosophie	39
Volkswirthschaftslehre	72
Rechtswissenschaft	24
Alterthumskunde	6
Kunst	20
Gesundheits- und Heilkunde	8
Landbau	12
Zusammen	893

Ein namhafter Gelehrter aus Ostpreußen hat der Redaction der „Zeitschrift für exacte Philosophie" zu Halle und Leipzig, die Summe von 400 Thalern zur Disposition gestellt, als Preis für die beste Bearbeitung folgender Aufgabe:

„Sind die Thatsachen der Astronomie, Geologie und Biologie von der Art, daß sie zur Annahme eines zeitlichen Anfanges unseres Sonnensystems und insbesondere der Erde und ihrer Bewohner unbedingt nöthigen, oder lassen sie sich möglicherweise auch mit der Annahme ihres ewigen Bestehens vereinigen?"

Bei Behandlung dieser in deutscher Sprache zu erörternden Frage, sind die darauf bezüglichen astronomischen und geologischen Thatsachen möglichst speciell und übersichtlich darzustellen und einer Kritik mit Rücksicht darauf zu unterwerfen, ob aus ihnen mit Nothwendigkeit oder hoher Wahrscheinlichkeit eine Kosmogonie folgt, oder ob sie sich auch mit der Ansicht von der Ewigkeit der gegebenen zweckmäßigen Weltordnung vereinigen lassen. — In Hinsicht auf die zoologische Partie sind die generatio spontanea oder aequivoca und die Darwin'sche Theorie einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. — Als äußerster Termin der Einlieferung der Arbeiten ist der 1. Mai 1869 festgesetzt.

---

*) Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1867.

**) Berlin, Vossische Buchhandlung (Strikker).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direct erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit $1\frac{1}{2}$ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.



Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 1. Februar 1868. [№ 5.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Das Unterrichtswesen im deutsch-slavischen und im ungarischen Oesterreich.

Die Statistische Central-Kommission in Wien hat unlängst über das Unterrichtswesen Oesterreichs ausführliche Zusammenstellungen veröffentlicht. Die nachfolgenden Auszüge stützen sich im Wesentlichen auf die Tabelle im statistischen Jahrbuche der österreichischen Monarchie für das Jahr 1865, herausgegeben 1867 von der genannten Central-Kommission.

Universitäten. Oesterreich zählt deren sieben, und zwar zu Wien, Gratz, Innsbruck, Prag, Krakau, Lemberg und Pest — d. h. 6 in den deutsch-slavischen und eine in den ungarischen Ländern. In Innsbruck und in Lemberg fehlt inzwischen die medizinisch-chirurgische Fakultät. Im Sommer-Semester 1865 lehrten an der Universität Wien im Ganzen 185 Personen, von welchen für 2559 Studirende 223 Vorlesungen gehalten wurden; an der zu Gratz, welche von 535 Studirenden besucht wurde, lehrten 58 Personen mit 111 Vorlesungen; an der zu Innsbruck waren 54 Personen als Lehrer für 374 Studirende mit 67 Vorlesungen thätig; die Universität Prag wurde von 1212 Studirenden (von diesen 756 Čecho-Slaven) besucht und zählte 112 Lehrer mit 153 Vorlesungen; an der zu Krakau lehrten 65 Personen, welche für 309 Studirende (von diesen waren 297 Polen) 91 Vorlesungen hielten; an der zu Lemberg mit 693 Studirenden (darunter 257 Polen und 305 Ruthenen) wirkten 38 Lehrer mit 81 Vorlesungen; an der zu Pest mit 1541 Studirenden (darunter 1494 Magyaren) waren 78 Lehrer mit 110 Vorlesungen thätig. Die Gesammtzahl aller in Oesterreich Studirenden betrug im Jahre 1865: 7323; davon waren Inländer 7121 und Ausländer 202.

Theologische Lehranstalten. In den deutsch-slavischen Ländern gab es im Jahre 1865 in Allem 42 lateinisch-katholische theologische Lehranstalten mit 236 Lehrern und 1831 Studirenden; in den ungarischen 25 Lehranstalten mit 124 Lehrern und 873 Studirenden; in der ganzen Monarchie 67 Lehranstalten mit 360 Lehrern und 2704 Studirenden. Die 84 Studirenden der bischöflichen Anstalt zu Klagenfurt in Kärnthen gehörten sämmtlich dem slovenischen Volksstamme in Krain und Kärnthen an; von den 116 Studirenden des Küstenlandes waren 80 Süd-Slaven; von den 302 Studirenden Böhmens waren 204 Čecho-Slaven; von den 289 Studirenden Mährens: 190 Čecho-Slaven; von den 690 Studirenden Ungarns: 451 Magyaren.

Griechisch-katholische Lehranstalten der Theologie. Solcher waren im Jahre 1865 in allem 5 vorhanden und zwar die bischöfliche Lehranstalt zu Przemysl in Galizien; die bischöfliche Lehranstalt zu Unghvár und das Hausstudium der Basilianer in Maria Poes in Ungarn; die erzbischöfliche Lehranstalt zu Blasendorf und die bischöfliche zu Szamos-Ujvár in Siebenbürgen. Dieselben zählten in Allem 23 Lehrer und 225 Studirende; von den letzteren waren 65 Ruthenen und 159 Ost-Romanen.

Armenisch-katholische; solcher giebt es nur eine und zwar zu Wien — nämlich das Hausstudium der Mechitharisten, welche Anstalt 1865 9 Lehrer und 23 Studirende zählte.

Griechisch-orientalische; solcher sind 9 vorhanden: die theologische Lehranstalt zu Czernowitz in der Bukowina; die Klerikalschule zu Zara in Dalmatien; die theologische Lehranstalt zu Paerae in Kroatien; die erzbischöfliche Lehranstalt zu Karlowitz und die bischöfliche Lehranstalt zu Placki in der Militairgränze; die theologische Lehranstalt zu Hermannstadt in Siebenbürgen; endlich die Lehranstalten zu Versec, Arad und Zombor in Ungarn. Die 6 nichtungarischen theologischen Lehr-Anstalten zählten 1865 in Allem: 25 Lehrer und 329 Studirende, von den letztern waren 20 Ruthenen, 137 Südslaven und 172 Ost-Romanen.

Evangelische Lehranstalten giebt es — abgesehen von der K. K. theologischen Facultät zu Wien — elf, und zwar in Ungarn sechs, nämlich zu Oedenburg, Preßburg, Eperies, Debreczin, Sáros Patak und Kecskemet; in Siebenbürgen fünf, zu Bistritz, Schäßburg, Kronstadt, Hermannstadt und Mediasch. Für die Unitarier giebt es eine theologische Lehranstalt in Klausenburg.

Für das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften bestehen elf Rechtsakademieen: zu Preßburg, Erlau, Kaschau, Großwardein, Debreczin, Kecskemet, Eperies und Sáros-Patak, sämmtlich in Ungarn; ferner zu Agram, Hermannstadt und Klausenburg.

Chirurgische Lehranstalten sind sechs vorhanden: zu Salzburg, Innsbruck, Olmütz, Lemberg, Pest und Klausenburg; Hebammen-Lehranstalten 16 und Thierarznei-Institute zwei, zu Wien und Pest.

Der polytechnischen Institute giebt es sieben, zu Wien, Gratz, Prag, Ofen, Brünn, Lemberg und Krakau.

Montan-Lehranstalten giebt es drei, nämlich die Montan-Anstalten zu Pribram, Leoben und zu Schemnitz in Ungarn; niedere Bergschulen sind zu Pribram in Böhmen, zu Wielicka in Galizien, zu Nagyag in Siebenbürgen und zu Wiedschacht und zu Nagy-Bonya in Ungarn.

Für Land- und Forstwirthschaft bestehen: niedere Forstschulen zu Aussee, Weißwasser, Hinterbrühl und Gratz, und zwei Forstakademieen zu Mariabrunn und Schemnitz; ferner die höhere landwirthschaftliche Lehranstalt zu Ungrisch-Altenburg und 16 Ackerbau-Schulen, 4 Weinbau-Schulen, 2 Garten- und Obstbau-Schulen, 2 Hufbeschlags-Lehranstalten und die Seidenbau-Schule zu Baierdorf.

Für die Weberei bestehen zwei Weberschulen in Brünn und in Reichenberg.

Fünf höhere Handels-Lehranstalten sind in Wien, Gratz, Prag, Pest und Triest (Handels-Akademie).

Für Nautik bestehen, abgesehen von der Handels-Akademie zu Triest, sechs nautische Schulen zu Lussin piccolo, Zara, Spalato, Ragusa, Cattaro und Fiume.

Kunst-Akademieen (für Malerei und Bildhauerkunst) giebt es vier: zu Wien, Prag, Gratz und Krakau.

Musik-Conservatorien sind zu Wien und Prag; außerdem giebt es neun Musikschulen, größtentheils in Böhmen.

Militair-Lehranstalten. Hier sind zuerst zu erwähnen die Militair-Akademie zu Wiener Neustadt; die Artillerie-Akademie zu Weißkirchen in Mähren; die Genie-Akademie zu Kloster Bruck bei Znaim. An diese schließen sich: die Kriegsschule, die medizinisch-chirurgische Josephs-Akademie, die militair-administrative Lehranstalt, die Kavallerieschule, das Thierarznei-Institut — sämmtlich zu Wien, und das Militair-Lehrer-Institut zu Wiener-Neustadt. Kadetten-Institute sind zu Hainburg, Marburg, Eisenstadt und Fiume; Schul-Compagnieen für Infanterie: zu Hainburg und Olmütz, für Pioniere zu Tulln, für Artillerie zu Olmütz, Krakau, Prag und Liebenau, für das Geniewesen zu St. Pölten. Die Militair-Erziehungshäuser zerfallen in obere und untere; die Ersteren befinden sich zu Straß (in Steiermark), Kuttenberg, Güns, Kaschau und Kamenitz (Militairgränze), die Letzteren zu Fischau, Bruck, Prerau und Weißkirchen.

Zur Geschichte des Ausbruchs des siebenjährigen Krieges.

Nach Arnold Schäfer.

II.

Das Bündniß zwischen Oesterreich, Frankreich und Rußland.

Unterdeß waren die Bemühungen Oesterreichs um die französische Allianz verdoppelt worden. Die Pariser Gesellschaft trug sich bereits mit Anekdoten über einen Brief, den die Kaiserin auf Kaunitz' Andringen in den freundschaftlichsten Ausdrücken an die Pompadour geschrieben habe. Dies hat Maria Theresia auf das Nachdrücklichste in Abrede gestellt; sie giebt nur zu, der Marquise im Jahre 1756 ein nicht sowohl prächtiges, als artiges Geschenk gemacht zu haben; ihre Gesandten hätten ihr den Hof machen müssen, wie alle anderen, aber ein vertrauliches Verhältniß habe nicht bestanden; die Verhandlungen seien nicht durch sie gegangen. Das Letztere ist nicht wahr. Wenn auch die Kaiserin ihrer Frauenwürde nicht so viel vergab, daß sie der Pompadour mit eigenhändigen Briefen schmeichelte, so haben Kaunitz und Starhemberg es in ihrem Namen und Auftrage um so angelegentlicher gethan und ihren Zweck durch die regierende Buhlerin zu erreichen gesucht. Die Pompadour zog zunächst den Grafen Bernis in's Vertrauen. Dieser rieth von der österreichischen Allianz ab. Dennoch sprach die Marquise mit Ludwig XV. davon, und dieser ging über Erwarten lebhaft auf den Plan ein. Er bezeigte die freundschaftlichsten Gesinnungen für die Kaiserin, die er früher ungerecht bekriegt habe; dagegen war er ungehalten über den König von Preußen, den ketzerischen Schöngeist, der ihn mit seinen Spöttereien persönlich beleidige. Seinen Wünschen entsprach eine Allianz der katholischen Höfe, welche den akatholischen Mächten Gesetze vorschreiben könne; dadurch werde England seines mächtigsten Bundesgenossen beraubt und jede Gefahr eines continentalen Krieges beseitigt. Ehe jedoch Ludwig XV. einen definitiven Entschluß faßte, sollte Bernis mit Starhemberg das Nähere besprechen. Die Besprechung fand den 22. December 1755 statt. Starhemberg setzte den von Kaunitz entworfenen Plan in allen Details auseinander. Der König verwies hierauf die Sache nicht an das Conseil, sondern an ein eigenes, aus Kreaturen der Pompadour zusammengesetztes Comité. Dieses rieth, daß Frankreich, bevor es über die österreichischen Anträge entscheide, die weiteren Schritte Englands und Preußens abwarten solle. In diesem Sinne ward der Kaiserin geantwortet. Diese forderte nunmehr den französischen Hof zu Gegenvorschlägen auf, und Bernis entwarf darauf einen Unions- und Garantie-Traktat beider Höfe für ihre Besitzungen in Europa. Diesem sollte auch Preußen beitreten können; England ward wegen seines Friedensbruches ausgeschlossen. Ludwig XV. war darüber verstimmt, daß keine engere Allianz beliebt wurde, und die Kaiserin machte die größten Schwierigkeiten, in die Garantie des preußischen Staates zu willigen; aber in Erwägung, daß ein solcher Vertrag sie vor jedem feindseligen Schritte Frankreichs sicher stellte, und daß Friedrich II. selbst zu einem Kriege Anlaß geben werde, sprach sie endlich ihre Zustimmung aus.

Am 23. December 1755 wies Friedrich seinen Gesandten am französischen Hofe an, Mittheilungen von dem mit England abzuschließenden Neutralitäts-Vertrag zu machen. Die Folge war, daß endlich der Herzog von Nivernois in Berlin ankam, im Januar 1756. Im Namen Ludwigs XV. trug er auf die Erneuerung des Allianz-Vertrages von 1741 und auf Preußens Mitwirkung zur Invasion Hannovers an, wofür als Entschädigung die Insel Tabago angeboten wurde. Hierauf erwiderte Friedrich: „er wolle nicht in die Fußstapfen des Marschalls von Sachsen treten, dem diese Insel einmal zugetheilt war, und werde nicht wie ein Kaufmann Krieg führen; man möge sich nach einem geeigneteren Gouverneur von Barataria, der Insel des Sancho Pansa, umsehen." Allen Ernstes aber suchte er den französischen Botschafter von seinem Rechte und seiner Pflicht zu überzeugen, sich in dem französisch-englischen Krieg neutral zu halten und sich dieser Neutralität durch einen förmlichen Vertrag zu versichern. Um Nivernois noch vollständiger von der Beschaffenheit des Neutralitäts-Vertrages zu überzeugen, legte Friedrich ihm das Original des am 16. Januar 1756 in Westminster abgeschlossenen Vertrages vor und ließ ihm eine Abschrift davon geben. Der französische Hof sah in dem ganzen Vorgange eine Beleidigung der französischen Ehre. Vergebens wagte Belleisle, der französische Minister, für Preußen seine Stimme zu erheben; vergebens ließ Friedrich durch seinen Gesandten Knyphausen sein Verfahren rechtfertigen. Die Pompadour regierte, und ihrer Laune und Leidenschaft mußten sich die Minister fügen. Am 1. Mai 1756 ward zu Versailles das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich unterzeichnet. Es umfaßte eine Neutralitäts-Convention und einen Unions- und Freundschafts-Vertrag, und fünf geheime Artikel bildeten die Basis eines demnächst zu schließenden geheimen Bundes-Vertrages.

Am 13. Mai hatte Keith, der preußische Gesandte in Wien, bei der Kaiserin eine von ihm erbetene Audienz. Sie schob die Schuld an der Auflösung des alten Systems auf den König von England, der durch den Vertrag mit Preußen sie und jenes System verlassen habe. „Ich und der König von Preußen sind unvereinbar und keine Rücksicht der Welt soll mich je bewegen, in eine Vertrags-Genossenschaft einzutreten, an der er Theil hat." Im weiteren Gespräche deutete die Kaiserin auf den möglichen Abschluß eines Vertrages mit Frankreich. Als Keith einwarf: „Wollen Sie, die Kaiserin und Erzherzogin, sich so weit erniedrigen, sich in die Arme Frankreichs zu werfen?" erwiederte sie rasch: „Nicht in die Arme, sondern auf die Seite Frankreichs." Sie schloß die Unterredung mit den Worten: „Meine Hauptaufgabe ist, meine Erblande zu sichern. In Wahrheit habe ich nur zwei Feinde zu fürchten, den König von Preußen und die Türken, und so lange ich und die Kaiserin von Rußland in so gutem Einvernehmen bleiben, wie jetzt zwischen uns besteht, werden wir Europa überzeugen, daß wir im Stande sind, uns gegen diese, wenn auch furchtbaren Feinde, zu vertheidigen." Der Haß der Kaiserin gegen Friedrich und die Furcht vor seiner Ueberlegenheit ließ keine andere Erwägung aufkommen, und das Gefühl des Triumphes, welches sie in jenen Tagen erfüllte, hob sie leicht über jeden Zweifel an der Weisheit ihrer Entschließungen hinweg. In gleicher Stimmung schrieb Kaunitz an den Prinzen Karl bei Uebersendung der französischen Verträge: „Wir haben den Rubicon überschritten, und die Vorsehung muß das Uebrige thun. Wir müssen hoffen, daß, nachdem wir für unsere Sicherheit gesorgt haben, die Gunst des Schicksals uns gleichermaßen die Gelegenheit verschaffen wird, unseren Vortheil zu bedenken."

Zunächst aber galt es, den Widerspruch im eigenen Hause zu überwinden; denn Maria Theresia und Kaunitz standen den Ueberzeugungen des Kaisers und aller anderen Minister allein gegenüber. Kaiser Franz war dem lothringischen Blute nicht so entfremdet, daß ihm nicht ein Bund mit Frankreich auf's Aeußerste zuwider gewesen wäre, und seine Gesinnung theilte namentlich sein erster Minister, der Reichskanzler Graf Colloredo, im Hinblick auf die deutschen Verhältnisse, und Graf Batthiany, der Gouverneur des Erzherzogs Joseph. Daher gab es lebhafte Debatten in der Conferenz am 19. Mai. Kaunitz setzte die Vorzüge der französischen Allianz auseinander. Der Kaiser unterbrach ihn und verließ schließlich mit einem Protest gegen einen so unnatürlichen Bund die Sitzung. Die Kaiserin gebot jedoch dem Staatskanzler, seinen Vortrag zu beendigen und sprach ihre Zustimmung so nachdrücklich aus, daß sie damit den Widerspruch ihrer Räthe zum Schweigen brachte. Sie bekannte mehrmals, daß sie noch keine Convention mit so vergnügtem Herzen unterschrieben habe. Was den Kaiser betraf, so übernahm sie es, seine Zustimmung nachträglich zu erwirken. So ward die Ratification der Verträge vollzogen, und die betreffenden Urkunden wurden am 20. Mai zu Versailles ausgewechselt.

Nachdem dieser wichtige Schritt gethan war, beantwortete Kaunitz die Propositionen des russischen Hofes. Sie enthielten den Plan zur unverzüglichen Offensive und zur Theilung der preußischen Monarchie. Schlesien und Glatz sollten an Oesterreich zurückkommen, Preußen an Polen, dagegen Kurland und Semgallen Rußland zufallen. Nach Beginn der Operationen wären Sachsen und Schweden zum Beitritt aufzufordern und Ersterem Magdeburg, Letzterem das brandenburgische Pommern zuzusichern. Die Russen wollten ihre Operationen im August beginnen. Kaunitz erwiderte unter dem 22. Mai, daß der österreichische Hof alles Mögliche thun werde, um die große Idee auszuführen; doch halte er die vorgängige Zustimmung des französischen Hofes für nothwendig. Inzwischen würde Alles darauf ankommen, das Spiel recht zu verdecken und den Verdacht, den England und Preußen schon gehegt haben, auf die thunlichste Weise zu verhindern, folglich das Vorhaben bis zum Ausbruche geheim zu halten. Gegen Preußen und England nahm Kaunitz die Maske der Neutralität vor, und während er die Hitze des russischen Hofes von voreiligem Bruche ablenkte, suchte er die noch immer laue französische Regierung anzufeuern. Die Aufgabe war jetzt, es dahin zu bringen, daß Preußen zuerst zu den Waffen greife, sei es um Hannover gegen eine französische Invasion zu vertheidigen, oder um einen Angriff gegen Oesterreich oder dessen Bundesgenossen zu erheben; dann war Frankreich schon durch die Defensiv-Allianz zur Theilnahme am Kriege gezwungen. Daß aber unter allen Umständen der Krieg nicht früher als zum künftigen Frühjahre beginnen werde, nahm Kaunitz mit solcher Bestimmtheit an, daß er bis dahin die Kriegsrüstung verschob.

Die wahre Lage der Dinge und die ihm drohende Gefahr erkannte Friedrich seit der Mitte Juni. Knyphausen's Berichte aus Paris ließen keinen Zweifel über die Absicht des österreichischen Hofes. Gleichzeitig erhielt der König zwei Schreiben aus Rußland, „im höchsten Vertrauen und von sehr guter Hand". Das erste, vom 19. Juni, brachte die Nachricht, daß die für den laufenden Sommer beabsichtigten Kriegsoperationen zum nächsten Frühjahre vertagt seien; das zweite, das Friedrich am 8. Juli erhielt, meldete, daß die beiden Kaiserhöfe übereingekommen seien, Preußen im nächsten Jahre gleichzeitig anzugreifen, der österreichische mit 80,000 Mann und der russische mit 120,000 Mann. Ohne Zweifel war der Briefsteller kein Anderer, als der Großfürst Peter. Diese Berichte stimmten mit den Mittheilungen, die dem Könige Weingarten, der bestochene Secretair des österreichischen Gesandten de la Puebla, aus dessen Correspondenz mit Wien und Petersburg gemacht hatte, und mit den Copieen aller wichtigen Depeschen aus Wien und Petersburg, die von dem sächsischen Kanzlisten Menzel eingingen. Unter diesen Umständen traf Friedrich seine Entscheidung. Griff er noch in diesem Jahre an, so hatte er es noch nicht mit den Heeren dreier Mächte zu thun, sondern mit den Kaiserlichen allein, die auch noch nicht in voller Kriegsrüstung waren, während Preußen die Mittel zum Kriege in Bereitschaft hatte. Im Staatsschatze lagen 18 Millionen Thaler und das Heer stand zu Befehl.

Jetzt galt es, dem britischen Kabinet die Nothwendigkeit darzuthun, den Krieg zu eröffnen. Der König lud den englischen Gesandten Mitchell nach Potsdam, am 17. Juli, und theilte ihm seinen Entschluß mit. Mitchell suchte ihn zu beruhigen; er stellte ihm vor, die Berichte möchten übertreiben; die Absicht der Oesterreicher gehe vielleicht dahin, ihn zu reizen, den ersten Schritt zu thun, damit sie dann berechtigt wären, französischen und russischen Beistand zu fordern. Da antwortete Friedrich rasch und lebhaft, dem Gesandten fest in's Auge sehend: „Wie? Herr! Was sehen Sie in meinem Gesichte? Glauben Sie, daß meine Nase dazu gemacht ist, Nasenstüber hinzunehmen? Bei Gott, die werde ich mir nicht bieten lassen!" Er zeigte Mitchell noch andere Berichte und schloß, indem er vor dem Bilde Maria Theresiens stehen blieb: „Diese Dame will Krieg, und sie soll ihn haben! Ich kann nichts dagegen thun, als meinen Feinden zuvorzukommen. Meine Truppen sind bereit, und ich muß versuchen, diese Verschwörung zu brechen, bevor sie zu stark wird." Mitchell fuhr fort abzureden; er rieth,

von der Kaiserin eine Erklärung über ihre Rüstungen zu fordern; falle die Erklärung nicht befriedigend aus, so werde alle Welt es berechtigt finden, wenn der König seine Macht zu seiner Vertheidigung brauche. Friedrich widersprach: das werde die Sache nur ärger machen; er laufe Gefahr, eine anmaßende und beleidigende Antwort zu erhalten, die er sich nicht gefallen lassen werde. Mitchell bemühte sich, seinen Vorschlag weiter zu begründen, aber der König schloß endlich die lange Unterredung mit den Worten: „Sie kennen die Leute nicht; das wird sie nur stolzer machen und ich werde mich ihnen nicht fügen." Darauf ging er zur Tafel und ließ während derselben Mitchell auffordern, noch zu bleiben und Abends die italiänischen Sänger zu hören. Nach dem Concert rief der König den Gesandten zu sich und sagte: „Ich habe über den Vorschlag, den Sie diesen Morgen so warm empfahlen, nachgedacht und werde meinen Gesandten in Wien anweisen, bei der Kaiserin selbst eine Audienz nachzusuchen, ohne die Dazwischenkunft ihres Ministers. Vielleicht erhalte ich durch Ueberraschung eine Antwort; aber wenn sie Zeit haben, sie vorzubereiten, wird sie so ausfallen, wie ich Ihnen sagte."

Die Audienz des preußischen Gesandten Klinggräff fand am 26. Juli statt. Die Kaiserin hörte seine Anfrage an und las darauf die von Kaunitz aufgesetzte Antwort ab: daß, da die allgemeinen Angelegenheiten sich in einer Krisis befänden, sie es für angemessen erachtet hätte, Maßregeln für ihre eigene Sicherheit und für die ihrer Verbündeten zu ergreifen, welche übrigens auf Niemandes Nachtheil abzielten. Damit brach sie die Audienz ab und entließ den Gesandten. Diese energische und dunkle Antwort war, wie Kaunitz dem sächsischen Gesandten am nächsten Tage auseinandersetzte, darauf berechnet, jede weitere Verhandlung, welche die Kriegsrüstungen verzögern oder die Kaiserin irgend binden könnte, abzuschneiden. Man rechnete darauf, daß der König von Preußen entweder durch die kostspielige Kriegsbereitschaft seinen Schatz erschöpfen und bei langsamem Feuer sich verzehren, oder einen übereilten Schritt thun werde. Friedrich hatte vorher schon den Entschluß gefaßt, für den Fall, daß die Kaiserin einer bestimmten Erklärung ausweiche, eine zweite Frage zu stellen. Demgemäß lautete die königliche Instruktion für den Gesandten dahin, unverzüglich die Kaiserin um eine Audienz zu bitten und sie um bestimmtere Erklärungen zu ersuchen. Weder ihre noch ihrer Verbündeten Staaten seien von einem Angriffe bedroht, wohl aber die seinigen. Er sei auf eine Weise, die keinen Zweifel zulasse, davon unterrichtet, daß sie eine Offensiv-Allianz mit Rußland gegen ihn geschlossen habe. Der Angriffsplan sei verschoben worden, weil Rußland noch nicht kriegsbereit sei; das nächste Frühjahr sei für die Ausführung bestimmt. Da er nun von allen Seiten von Truppenbewegungen und Rüstungen in Böhmen und Mähren vernehme, so halte er sich berechtigt, von der Kaiserin eine förmliche und kategorische Erklärung zu verlangen, daß sie keine Absicht habe, ihn in diesem oder dem nächsten Jahre anzugreifen. „Ich muß wissen, ob wir in Krieg oder Frieden sind; ich mache die Kaiserin zur Schiedsrichterin hierüber. Wenn ihre Absichten lauter sind, so ist jetzt der Augenblick, sie an den Tag zu legen; aber wenn man mir eine Antwort im Orakelstile giebt, unbestimmt oder nicht bündig, so wird die Kaiserin sich alle Folgen vorzuwerfen haben und ich nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich an dem Unglücke, das daraus entspringen wird, unschuldig bin!"

Am 7. August erhielt Klinggräff die Instruction und dieser setzte Kaunitz davon in Kenntniß. Der Kanzler forderte von dem Gesandten ein schriftliches Memoire, das dieser am 18. August übergab, und er empfing darauf am 21. August die Erwiderung der Kaiserin. Sie habe den Inhalt der Denkschrift mit Erstaunen und der gerechtesten Empfindlichkeit vernommen; die Denkschrift sei sowohl dem Gegenstande, als den Ausdrücken nach, der Art, daß die Kaiserin die Schranken der Mäßigung, welche sie sich vorgezeichnet, überschreiten müßte, wenn sie auf Alles, was sie enthalte, antworten wolle. Das jedoch wolle sie erklären, daß die Nachrichten von einem zwischen ihr und der Kaiserin von Rußland abgeschlossenen Angriffs-Bündniß falsch und erdichtet seien. Daraus werde Europa ersehen, daß die traurigen Ereignisse, welche der Gesandte ankündige, ihr niemals beigemessen werden könnten. — Friedrich empfing am Abend des 25. August die stolze Abfertigung seines Gesandten. Am 26. August gingen die Befehle an die Truppen zum Einmarsch in Sachsen ab.

Was nun folgte, ist bekannt: die Besetzung Dresdens, die Einschließung des festen Lagers der Sachsen bei Pirna, der Sieg Friedrichs bei Lowositz über den österreichischen Feldmarschall Brown, die Kapitulation des sächsischen Heeres. Jetzt brach auch Frankreich offen mit Preußen. Am 28. Oct. schrieb Friedrich an Knyphausen: da der französische Hof in der Leidenschaft ganz blind sei, werde er sich keine Rücksicht mehr auflegen; aus Furcht vor den französischen Drohungen werde er deshalb nicht sterben. Am 30. Oct. verließ der preußische Gesandte Paris. Den Winter füllten die Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich. Am 1. Mai 1757 wurde endlich der Theilungsvertrag zu Versailles unterzeichnet, dessen Zweck war, ein neues System der europäischen Politik zu bilden und sowohl für Deutschland und die Niederlande, als auch für Italien Anordnungen zu treffen, welche den Interessen der Häuser Habsburg und Bourbon entsprächen. Oesterreich sah sich am Ziele seiner Wünsche, mit Hilfe Frankreichs die preußische Monarchie zu vernichten und die Hohenzollern zu Markgrafen von Brandenburg und Herzögen von Hinterpommern herabzudrücken. — Dafür überließ es gern Belgien, das bisher als eine Schutzwehr des freien Hollands und des deutschen Reiches gedient hatte, den Franzosen, und Luxemburg, die Schutzmauer der Rheinlande, wurde der Zerstörung preisgegeben. Es klang fast wie ein Hohn gegen Deutschland, daß Frankreich die Unkosten der Zerstörung dieser Festung, welche damals für die stärkste in Europa galt, auf seine Rechnung übernehmen sollte. Die überrheinischen Lande wurden so wehrlos der französischen Raubgier überliefert.

An die verhängnißvollen Folgen solcher Schritte dachten die Kaiserin und Kaunitz freilich nicht. Wenn es gelang, den in Wohlstand, Geistesbildung und Kraft aufstrebenden preußischen Staat mit Hilfe der Franzosen, Schweden und Russen zu zerstören, so war das nördliche Deutschland unheilbar zerrüttet, und über kurz oder lang mußte der Ruin der preußischen Monarchie auch auf Oesterreich zurückwirken, dem die Hohenzollern schon oft mit ihren Waffen beigestanden hatten und das für große Krisen des Beistandes, den ein starkes Preußen zu bieten vermochte, nicht entrathen konnte, ohne an den Rand des Verderbens geführt zu werden. Diese Ueberzeugung trug der damals sechzehnjährige Erzherzog Joseph in sich. Als er die Ratifikation des Versailler Vertrages erfahren hatte, machte er seinem Vater die lebhaftesten Vorstellungen: man wolle ihn zum Vasallen Frankreichs machen; die Kaiserin solle doch statt dessen sich mit dem Könige von Preußen über einen vernünftigen Frieden einigen. Das erschien seiner Mutter als knabenhafter Eigensinn und ward als solcher bestraft.

In der That war der Kampf Friedrichs des Großen gegen die Uebermacht der europäischen Kabinette ein Rettungskampf für Deutschland und ward als solcher in tausend deutschen Herzen empfunden. Darin lag zugleich seine Bedeutung für das europäische Völkerleben überhaupt, welche von den gleichzeitigen englischen Staatsmännern, vor Allen von Pitt, vollkommen gewürdigt wurde. Preußen unter seinem heldenmüthigen Könige bestand die Probe und ging durch Noth und Drangsal gestählt aus dem Kampfe. Aber der Krieg schlug Deutschland schwere Wunden und verzehrte viele edle Kräfte, und unter den schlimmen Folgen des österreichisch-französischen Bündnisses hatte noch die nächste Generation zu leiden. Es lag in der Hand der Kaiserin, im Einverständnisse mit England, und durch England mit Preußen, Deutschland den Frieden zu erhalten. Statt dessen reizte die österreichische Regierung hier die Leidenschaft des russischen, dort des französischen Hofes auf; sie verwickelte die Franzosen in den deutschen Krieg und zog sie damit von der Vertheidigung ihrer Kolonieen ab, in der sie bis dahin glücklich und den Engländern überlegen gewesen waren. Durch den deutschen Krieg kam Frankreich um seine wichtigsten Kolonialgebiete, und was auch später geschah, um die französische Seemacht wieder herzustellen, große nationale Aufgaben hatten die Franzosen in der neuen Welt nicht mehr zu verfolgen. Sobald ihre Kräfte entfesselt waren, ergossen sie sich über das Festland Europa's und suchten vor Allem Deutschland heim. Und für das Kaiserhaus selbst ist die Strafe nicht ausgeblieben, daß Maria Theresia, um ihre Rache an Friedrich dem Großen zu kühlen und Schlesien wieder zu erobern, Ludwig XV. und der Pompadour schmeichelte und diese Machthaber zu Verträgen bewog, welche die nationalen Interessen, sowohl Oesterreichs wie Frankreichs, schädigten und beide Staaten dem Bankerotte nahe brachten. Für die Sünden des verworfenen Königs von Frankreich und die sittliche Fäulniß, welche sein Hof und sein Regiment verbreiteten, hat Maria Theresiens jüngste Tochter Marie Antoinette leider mit ihrem Blute gebüßt.

Eine Parallele zwischen der damaligen und der gegenwärtigen Zeit zu ziehen, enthalten wir uns; sie ergiebt sich von selbst. Heute ruft der Schatten des unglücklichen Kaisers von Mexiko seinem Bruder die Warnung zu, auf gallische Treue nicht zu bauen und aus Rachegefühl gegen Preußen nicht zum zweiten Male ein verhängnißvolles Bündniß mit Frankreich zu schließen. Ob er diesem Warnungsrufe gefolgt, wissen wir nicht; aber das wissen wir, daß Preußen heute ebenso zur Abwehr jedes Versuches gegen seine Existenz und Deutschlands Unabhängigkeit bereit und gerüstet ist, wie vor 112 Jahren, als der große König in seiner drastischen Weise den englischen Gesandten fragte: „Glauben Sie, daß meine Nase dazu gemacht ist, Nasenstüber hinzunehmen? Bei Gott, die werde ich mir nicht bieten lassen!“

Eduard Munk.

Ungarn.

Die magyarischen großen Zeitungen.*)

In unserer Tagespresse spiegelt sich das politische Leben Ungarns vielleicht entschiedener ab, als sonst in einem Lande. Ein Vergleich mit der materiell florirenden Wiener Journalistik stellt den Unterschied klar vor Augen. Die gelesensten Wiener Blätter haben nicht immer die gleichen politischen Grundsätze verfochten; sie mußten schon zufolge des Zwanges der Verhältnisse vom centralistischen zum dualistischen Standpunkt übergehen, und die meisten derselben sind von gleicher Farbe. Bis auf ein feudales und ein klerikales verfolgen alle die gleiche Richtung; ihre materielle Grundlage bildet die große Masse des Publikums, dessen Leselust sie auf jede mögliche Weise fortwährend zu reizen bestrebt sind. Diese Stellung der Journale hat nebst manchen schlimmen Folgen auch ihre gute Seite, insofern die Concurrenz sie zwingt, alle ihre Kräfte aufzubieten, allen möglichen Interessen, die sonst unbeachtet geblieben wären, gerecht zu werden.

Die ungarischen Zeitungen hingegen, deren jedes das Organ einer bestimmten Partei ist, haben erst in letzterer Zeit angefangen, etwas rühriger zu werden, sind aber selbst heute noch von einer gewissen Indolenz nicht frei, die eine Folge ihrer Stellung als Partei-Organe ist. Denn als solche haben sie ihre Aufgabe mit der nöthigen Partei-Pronunciation erfüllt, und da sie keine Privat-Unternehmung sind, so brauchten sie sich weiter nicht anzustrengen. Als Partei-Organe kümmerten sie sich auch zumeist nur um die Angelegenheiten der Politik, und behandelten die Lokal-Interessen stets nur nebenbei, und die Indolenz in dieser Beziehung stimmte ganz wohl mit einem Grundzug der ungarischen Nation überein, die wenigstens bis auf die neueste Zeit ihren Schwerpunkt nicht im städtischen Leben hatte. Der Umschwung, der sich in dieser Hinsicht mit den Ausgleichungs-Bestrebungen zu vollziehen begann, ist eine interessante kulturhistorische Erscheinung, auf welche ich noch zurückzukommen Gelegenheit haben werde. — Vorderhand gestatten Sie mir eine Revue über unsere politischen Journale, als eben so viele Banner der Parteien.

Zunächst ist das „Pesti Napló“ (Pester Journal) das von Baron Sigmund Keménу redigirte Organ der Deak-Partei. Während des Bach'schen Regiments beschäftigte es sich bloß mit der auswärtigen Politik, und behandelte mit Vorliebe solche Fragen, welche mit der ungarischen mehr oder weniger Aehnlichkeit hatten, so die Geister wach erhaltend. In diesem Journal veröffentlichte Franz Deak vor drei Jahren seinen berühmten Oster-Artikel, welcher das Signal zum Beginn der Ausgleichs-Verhandlungen war. Nachdem der Ausgleich vollzogen war, wurde die Nachricht verbreitet, daß die Deak-Partei ihre Mission vollendet habe, daß sie sich auflösen, und daß ihr Organ in die Hände der Regierung übergehen werde. Dagegen brachte „Pesti Napló“ vor Kurzem eine bedeutsame Erklärung des Inhalts, daß die Partei fortbestehen müsse, um ihr Werk, den Ausgleich, zu beschützen. Das Journal bleibt sonach, was es war, das gewichtige Organ der herrschenden Partei. Trotz oder vielmehr eben wegen dieser Wichtigkeit zeichnete sich „Pesti Napló“ in der oben erwähnten Indolenz am Meisten aus, dermaßen, daß es von diesem Blatte heißt: es werde nicht redigirt, sondern es redigire sich selbst.

Seit sechs Jahren besteht „Hon“ (das Vaterland), dessen Eigenthümer und Redakteur Moriz Jókai ist, und das bis zum Ende des J. 1867 das Organ der gemäßigten Partei war. Indeß kam es vor, daß sowohl der Redakteur als auch dessen Mitarbeiter Ideen aussprachen, welche die Führer dieser Partei nicht verantworten konnten, und im Publikum war man längst darüber einig, daß „Hon“ zwischen der gemäßigten und der äußersten Linken schwankt. Im vorigen Monat kam es bei Gelegenheit der Wahl der „Delegations-Mitglieder“, welche im Verein mit der Delegation des Wiener Reichsraths in Wien über das ge-

*) Geschrieben zu Pest am 15. Januar 1868.

meinsame Reichsbudget verhandeln sollen, im Kreise der Linken zu einem Bruch. Die kleinere Fraktion derselben wollte zuerst sich an dieser Wahl gar nicht betheiligen; später zeigte sie sich zwar bereit, an der Wahl theilzunehmen, wollte jedoch Niemanden aus der eigenen Mitte der Linken, sondern nur Mitglieder der Rechten wählen. Die größere Fraktion der Linken jedoch, darunter die Matadore derselben, Ghyczy und Tisza, acceptirte die Theilnahme an der Delegation — eingestandenermaßen, um die für die Selbständigkeit Ungarns schlimmen Folgen dieser Einrichtung möglichst zu verhindern, sub rosa jedoch, weil diese Fraktion sich regierungsfähig erhalten will, weil sie hofft und danach strebt, daß im Falle einer künftigen Kabinets-Krisis Männer aus ihrer Mitte an's Ruder gelangen.

Die hier dargelegte Meinungs-Verschiedenheit hatte zur Folge, daß die kleine Fraktion ausschied und sich um das „Hon" gruppirte, — während die größere Fraktion ein neues Organ in's Leben rief, welches seit dem 12. dieses Monats unter dem Titel „Hazánk" (Unser Vaterland), und unter der Redaktion des Partei-Mitgliedes, Baron Friedrich Podmaniczky, erscheint. Dieses Organ strebt das möglichste Maß von staatlicher Selbständigkeit für Ungarn an, und will die Verbindung mit der westlichen Hälfte der Monarchie nur durch internationale Verträge von Fall zu Fall und durch zeitweilige Berührung der beiderseitigen Regierungen aufrecht erhalten. Auf sozialem Gebiete will es den Fortschritt mit entschiedenerem Liberalismus anstreben, als die Regierung und deren Partei. — Zu bemerken ist, daß die Redakteure aller drei Parteiblätter Roman-Schriftsteller sind; sie können sich also in ihren zu gewärtigenden Polemiken gegenseitig poetische Utopieen vorwerfen, und einer von ihnen wird dies wohl mit Recht thun.

Außer den bisher genannten giebt es noch mehrere große politische Journale, die alle der Regierungs-Politik dienen und dabei noch verschiedene Nebenbestimmungen haben. Seit Beginn dieses Jahres erscheint unter den Auspizien des Generals Klapka „Századunk" (Unser Jahrhundert), als Organ des hiesigen Gleichheits-Klubs, dessen Präsident der General ist. Dieses Blatt geht in den politischen Hauptfragen mit der Regierung, will sich aber sonst durch Partei-Disciplin nicht binden lassen, und auf sozialem Gebiet die liberalen Interessen verfechten.

Der katholische Klerus verfügt über drei Blätter, die bei Hauptfragen die Politik der Regierung zu der ihrigen machen, sonst aber klerikalen Interessen dienen, und zwar: „Idök tanuja" (Testis temporum), das Organ des niedern Klerus, „Hirnök" (Herold), um einige Schatten ultramontaner als das vorige, und „Független Capok" (Unabhängige Blätter), welche den wissenschaftlichen Instituten und dem Unterrichtswesen des Landes besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Außerdem giebt es hier noch eine Reihe von politischen Wochen- und Fachblättern. Die in der Provinz erscheinenden Blätter haben in neuerer Zeit um so entschiedenere Parteifarben angenommen, da die großen Parteien Ungarns jetzt schon fast in jeder größeren Stadt des Landes durch Klubs repräsentirt sind. Alle Blätter haben in neuester Zeit von der oben erwähnten Indolenz zu ihrem Vortheil sehr viel verloren. Mit dem Wiederaufleben ihrer im J. 1848 demokratisirten Verfassung schwindet der aristokratische Geist der ungarischen Nation immer mehr dahin; sie hat ein offeneres Auge für die bürgerlichen Interessen des Lebens, wie für die verschiedenen städtischen Angelegenheiten, und zwar zunächst aus dem Grunde, weil die Städte, wie das ganze Land, jetzt im Sinne der vaterländischen Verfassung durch gewählte constitutionelle Organe verwaltet werden. Hierzu kommt noch der meistens lebhaft angeregte Sinn für materielle Angelegenheiten, Eisenbahnfragen, industrielle Unternehmungen aller Art, und der so herbeigeführte Umschwung in der Denkweise und den Gewohnheiten der Nation verfehlte nicht seine Rückwirkung auf die magyarische Tagespresse. Diese geht nicht mehr ganz in der Partei-Politik auf, sondern widmet ein fleißiges Augenmerk den volkswirthschaftlichen Interessen des Landes und den lokalen Interessen der Landes-Hauptstadt.

Außer den erwähnten politischen Faktoren wurde dieser Umschwung in der magyarischen Tagespresse auch noch durch die hiesige deutsche Presse in nicht geringem Maße gefördert. Gestatten Sie mir nun dieser, zur weiteren Charakteristik unserer politischen und sozialen Zustände, einen eigenen Artikel zu widmen.

Holland.

J. P. Heije's „Aschenbrödel" und „gestiefelter Kater".

Der geschätzte Dichter der „Nederlandsche Kinderliederen en Volksdichten", Dr. Heije, dessen poetische, des Komponisten würdige Bearbeitung des Textes von Beethoven's „Ruinen von Athen" (Athene's Bouwvallen) wir in diesen Blättern (1867 Nr. 43) angezeigt haben,*) hat seitdem abermals zwei Dichtungen veröffentlicht, welche ein glänzendes Zeugniß dafür sind, daß nicht allein die Vorurtheile und Abneigungen gegen deutsches Denken und Dichten, durch die sich einige der gefeiertesten holländischen Dichter dieses Jahrhunderts — namentlich Bilderdijk — bemerklich gemacht, unter ihren heutigen Nachfolgern geschwunden sind, sondern daß im Gegentheil jetzt unter den Dichtern des niederländischen Volkes das Verlangen vorherrscht, in den Herzen der stammverwandten Deutschen Anklang und Sympathie zu finden und in dem großen Lande, dessen nordwestliche Ausstrahlungen die niederländischen Provinzen sind, verstanden zu werden.

Zweien der liebenswürdigsten indo-europäischen — nicht, wie Herr Heije meint, Perrault'schen oder Grimm'schen — Hausmärchen: „Aschenbrödel" und dem „gestiefelten Kater" hat der niederländische Dichter ein neues, anmuthiges Gewand verliehen, das er in zwei Prachtausgaben publizirte, mit deutscher poetischer Uebersetzung, die dem holländischen Texte gegenüber steht und mit überaus künstlerisch ausgeführten photolithographischen Bildern und Radirungen geschmückt.

Der Dichter sagt ausdrücklich: „Bis jetzt saß die niederländische Poesie, im Vergleiche mit ihren hochsinnigen deutschen, englischen und französischen Schwestern, wie Aschenbrödel, am kleinen holländischen Küchenheerd. Nun aber — da eine gute Fee sie lehrte, auch mit hochdeutschem Finger an Thüren und Herzen zu klopfen — da befreundete Geister sie so zierlich schmückten — nun wird es ihr vielleicht gelingen, in den Thronsaal des europäischen Kunstlebens einzutreten."

Wir haben die bei G. L. Funke in Amsterdam erschienene

*) Es ist zu wünschen, daß diese sehr poetische Umarbeitung von Kotzebue's höchst prosaischem Text zu Beethoven's „Ruinen von Athen" auch in Deutschland Beachtung finde und hier bei öffentlichen Aufführungen jenen Unsinn verdränge. Der holländische Dichter hat seinem in Amsterdam gedruckten Texte auch eine, Beethoven's klassischer Musik angepaßte, deutsche Uebersetzung beigefügt. D. R.

Ausgabe des „gestiefelten Kater" vor uns liegen und stehen nicht an, dieses Buch, seines inneren Werthes, wie seiner äußeren Ausstattung wegen, allen deutschen Frauen als eine Zierde für den Lesetisch ihrer Kinder zu empfehlen.

Nachstehendes ist der vollständige holländisch-deutsche Titel des Buches: „De Gelaarste*) Kat (Der gestiefelte Kater). Een sprookje uit de oude doos.**) Op rijm gebragt door J. P. Heije. Allen frommen deutschen Kindern zu Liebe aus dem Holländischen des Dr. J. P. Heije übersetzt von Henriette Heinze-Berg. Ets-Photogrammen door Hein J. Burgers. Photo-Lithographie van A. Kroon, volgens de vindeng van Mr. E. J. Asser." ***)

Es ist eine neue, in Holland gemachte Erfindung: Aetzen auf Glas, die hier zum erstenmal auf photolithographischem Wege zur Anwendung gebracht ist und deren kunstreiche Leistungen in der That beachtet zu werden verdienen. Der Zeichner, Herr Hein J. Burgers, hat ein nicht gewöhnliches Talent zur Darstellung dieser humoristisch-phantastischen Gestalten und besonders des Helden Mietz in seinen verschiedenen diplomatischen Missionen entwickelt. Die deutsche Bearbeitung liest sich wie ein Original, doch haben wir manchmal den Grund nicht eingesehen, weshalb die Uebersetzerin, Frau Heinze-Berg, die einfachen, germanischen Laute Heije's nicht beibehalten und Umschreibungen dafür gegeben hat.

Es wird deutschen Lesern nicht uninteressant sein, den Ton des holländischen Märchen-Textes, der etwas Treuherziges und Kindliches hat, kennen zu lernen. Wir setzen darum folgende Stelle nebst der Uebersetzung von Frau Heinze-Berg her:

Daar ging hij nu, — en Poes†) er bij!	Da ging er hin, — und Mietzchen mit!
Zij hield zich digtjes aan zijn zij'	Gefolgte treu ihm Schritt für Schritt,
En als hij somseens, moe en mat,	Und setzte sich das arme Paar,
Op steen of helling nederzat,	Wenn es vom Laufen müde war,
Dan streelde hem de looze kat	Dann stieß ihn Mietzchen schmeichelnd an,
En spinde wat ze spinnen kon —	Indem zu schnurren es begann; —
Ja 't scheen hem eindlijk, of de Poes	Auf einmal fing das Ding sogar
(Wel zacht, maar duidlijk toch) begon	(Wohl fein, doch deutlich, hell und klar)
Te spreken! Wat hij keekt „De Droes! ††)	Zu sprechen an! „Potz Donnerstag!"
Dat 's raar!" riep hij verwonderd uit	Rief unser Bursche staunend aus:
Bij 't hooren van dit vreemd geluid.	„Was ist das für ein Ohrenschmaus?"
Maar ja, 't was waar! en woord by woord,	Und wirklich! ja, die Katze sprach;
Trots de allerbesten Advocaat,	Als wäre sie ein Advokat,
Kwam uit haar kleinen snorbaard voort!	So folgte Wort dem Worte nach!

Wie geschätzt Heije, als Dichter, nicht bloß in seinem engeren Vaterlande, sondern auch im stammverwandten vlamischen Belgien ist, das mag man aus folgendem Urtheil über ihn ersehen, welches sich im letzten Vierteljahrs-Hefte der zu Brüssel erscheinenden Nederduitsch Tijdschrift, herausgegeben von Emanuel Hiel, befindet. Der Letztere, selbst ein sehr geschätzter Lieder- und Oratorien-Dichter, sagt von J. P. Heije:

„In jeder Gegend, jeder Stadt und jedem Dorfe, in allen Kreisen singt man jetzt die Nederlandsche Liederen von Heije, und mit diesen Liedern entwickelt sich der Freiheits-Gedanke, der Fortschritts-Sinn, und mit diesen Liedern veredeln sich die Sitten des Volkes und verfeinert sich sein Kunstgeschmack. Käme es bloß darauf an, den Namen des Dichters zu verewigen, dann würden wir seine Schöpfungen nicht so laut hier rühmen, ihnen nicht so überschwenglich zujauchzen; aber hier gilt es, seinem Geiste, seinem Volksgeiste, zu huldigen, welcher Herz und Sinn aufschließt, um darin das heilige Wort der Erkenntniß, Wissenschaft und Wahrheit zu befestigen. Den Baum der Lebensweisheit hat der Dichter in den vaterländischen Boden gepflanzt, und hier grünt und blüht er und trägt er Früchte. Seine Blüthen durchduften die Atmosphäre, erfrischen und erheben das Gemüth; seine Früchte speisen und laben die nach Weisheit Dürstenden, nach Erkenntniß Hungerigen. In seinem üppigen Laube träumen Tausende von Liebenden und singen Tausende und aber Tausende von harmonischen Kehlen die schönsten Lieder. Dies beglückt den Dichter, und er ist zufrieden mit seiner Schöpfung — doch nein, er ist nicht zufrieden! Die schöne Muttersprache, das arme, im Auslande verschmähte Aschenbrödel, sie soll sich auch draußen Freunde gewinnen! Nicht bloß der Landsmann soll ihre Herrlichkeit bewundern — auch der hochdeutsche Bruder soll dieses Kleinod kennen, schätzen und lieben lernen!"

Joseph Lehmann.

*) Laars ist das holländische Wort für Stiefel.

**) Ein Mährchen aus alter Zeit (Büchse).

***) Auf getontem Papier in 4o. 64 Seiten mit ebenso vielen Bildern und Radirungen, und in Golddruck-Einband. Pr. 2 Thaler. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

†) Poes, poesje, (spr. Pus, Pusche) Katze, die auch im niedersächsischen Plattdeutsch Pus, Pusekatze (Engl. puss) heißt.

††) Droes, (spr. Drus), böser Geist, Teufel, auch auf plattdeutsch Drus, Drud, soviel wie Alp; die Wurzel des Wortes „Verdruß".

Nord-Amerika.

Der Hauptsitz und das Grundübel des Fenierthums.

Wir haben zwar bereits zu wiederholtenmalen des Buches „Die Irländer in Amerika", von Maguire, erwähnt, doch bei dem wachsenden Interesse an dem räthselhaften Fenierthum möchte ein abermaliges Wort darüber und daraus nicht unwillkommen sein. Auch in Deutschland haben die Irländer in England mit ihren explodirenden Heldenthaten und tollkühnen, revolutionären Bedrohungen theils Furcht eingejagt, theils Schadenfreude gemacht, da es Viele den stolzen und mit ihrer Humanität prahlenden, „rothborstigen Barbaren" gönnen, daß sie auch einmal mit ihrem wahren Charakter als unterdrückende und herrschsüchtige Liebhaber von martialischen Polizeimaßregeln hervortreten. Doch hätten auch wir mehr Grund zur Furcht, wenn diese Fenier es zu einer wirklichen Schreckensherrschaft und wohl gar zur Unabhängigkeit brächten, weil dann die Engländer und mit ihnen unsere tausendfachen Beziehungen zu England nicht eher wieder zur Ruhe und zum Gedeihen kommen würden, als bis nach gänzlicher Verstopfung der Quellen dieser Beunruhigung in der Nachbarschaft und noch mehr in Amerika, der Hauptbrutstätte revolutionärer und kriegerischer Pläne, so daß selbst ein englischer Krieg mit Amerika und damit eine unberechenbare Zerstörung des Welthandels und des Wohlstandes in Europa die Folge sein würde.

Sehen wir uns den Hauptsitz des Fenierthums, das heißt die Irländer in Amerika, etwas näher an. Zwar schildert Maguire seine Landsleute nach besten Kräften mit rosigen Farben, aber er kann sich auch nicht gegen die gar zu stark auffallenden Thatsachen verschließen und muß zugeben, daß die Grund- und Erbfehler der Irländer auch in Amerika dieselben Ergebnisse liefern, wie auf der grünen Insel der Heimat und in England.

So sagt er wörtlich: „Das Geheimniß des Erfolges und des Unglücks der Irländer in Amerika kann in einem einzigen Satze ausgedrückt werden, welchen ich viele hundertmal in allen Theilen Amerika's wiederholen hörte: „Wo die Irländer ausdauernd und nüchtern arbeiten, kommen sie ganz sicher vorwärts, wo sie dem Trunk ergeben, leidenschaftlich und liederlich sich umhertreiben, gehen sie natürlich zu Grunde.""

Dies versteht sich für jeden Menschen in jedem Lande von selbst und ist in Amerika für die Irländer ein um so größerer Vorwurf, als sie dort von keiner englischen Regierung gehindert und überall von Mustern der Arbeitsamkeit und Nüchternheit umgeben, sich nach allen Seiten ausbreiten und guten Lohn für die niedrigste und gewöhnliche Arbeit finden können. Aber was füllt die schmutzigen Winkelgassen New-Yorks ärger, was giebt den Polizeibehörden, Wohlthätigkeits-Anstalten, Krankenhäusern und Criminalgerichten mehr Beschäftigung, als diese Irländer? Der landsmännische Bewunderer irischer Tugenden in der neuen Welt muß doch selbst zugeben, daß die Irländer dort das meiste Brod der Wohlthätigkeit essen und dabei alle Klassen von Verbrechern und sittlicher Verwahrlosung am Reichlichsten vermehren. Die zahlreiche Einwanderung von Irländern und ihr Schmutz, ihre Bettelei, ihre Skandal- und Trunksucht haben wenigstens einen ganzen Stadttheil von New-York zu einer nie versiegenden Quelle sozialer Schäden und Schandthaten gemacht. Nach Maguire's eigener Angabe kommen in dem bevölkertsten Theile Londons hundertsechsundsiebzigtausend achthundertsechzehn Menschen auf die englische Geviertmeile, in New-York nicht weniger als zweihundertneunzigtausend mit besonders viel Irländern.

„Der arme Landsmann", sagt er, „welcher sein eigenes Land verläßt, um der Tyrannei des unbarmherzigsten englischen Grundherrn zu entfliehen, um der sklavische Vasall eines der unzähligen Blutsauger in diesen Schmutzhöhlen New-Yorks zu werden, verbessert seine Lage nicht viel mehr, als der Fisch, der aus der Bratpfanne in's Feuer fällt." Die Blutsauger sind nämlich Besitzer von Branntwein- und Materialläden, welche ihren Reichthum den zusammengebettelten, gestohlenen oder durch niedrigste Tagelöhnerdienste erworbenen Cents der Irländer verdanken. Obgleich er dann immer wieder in Verherrlichungen irländischer Tugenden zum Dichter zu werden sucht, nöthigen ihn Thatsachen und Erlebnisse wiederholt zu Aussprüchen folgender Art: „Die Irländer sind gar zu geneigt zu wilder Ausschweifung im Trinken, und ich glaube, daß diese tödtliche Neigung die Hauptursache aller der Uebel, aller Mißstände, Täuschungen und Schmutzereien ist, welche die großen Städte Amerika's mit den Ruinen irischer Tugend, irischer Ehre und irischer Hoffnungen überstreut hat, welche jeder Patriot seit undenklichen Zeiten immer wieder Ursache gehabt hat, zu beklagen."

Nun meint er zwar freilich, seine lieben Landsleute tränken in Amerika nicht mehr, als andere Amerikaner, aber dann ist er wieder ehrlich genug, einzuräumen, daß die verbrecherischen Klassen drüben hauptsächlich aus Irländern bestehen. Dafür giebt er nun zwei sonderbare Gründe und Entschuldigungen, nämlich, daß die Irländer in Amerika, wo sie wie jeder andere Einwanderer auf die leichteste Weise sich Heimats- und Bürgerrecht verschaffen können, Fremde und als solche ganz besonders der Beobachtung und der Kritik der Eingeborenen ausgesetzt seien. Sehr schöne Logik von einem Parlamentsmitgliede und noch originellerer irländischer Patriotismus! Die Fremde und die Kritik treibt sie also wahrscheinlich zu dem Grade von Verzweiflung, daß sie als Strolche faullenzen, betteln, stehlen, umherhauen und durchaus Verbrecher werden müssen. Nein, in England sind die Engländer, in Amerika die Amerikaner Schuld an diesen kleinen Schwächen der Söhne Erin's. „Nicht allein gerade die Tugenden der Amerikaner verschwören sich gegen sie (so heißt es wörtlich Seite 282), sondern auch die herrschende Sitte des Landes ist eine immerwährende Herausforderung zu ausschweifender Trunksucht." Zu diesem Zweck schildert er diese herrschende amerikanische Sitte auf folgende Weise: „Einladungen zum Trinken sind allgemein und regnen förmlich den ganzen Tag auf dich herab und zwar ohne Unterschied deines Ranges und Standes, der Zeit und des Ortes und sonstiger Verhältnisse. Die Amerikaner sind vielleicht das allermunterste Volk in der Welt, aber sie müssen des Morgens immer einen „eye-opener" haben. Um dich für Mahlzeiten zu rüsten, wirst du gebeten, deinen Magen zu kräftigen und deine Verdauungskraft mit einem „appetizer" zu schärfen. Um den Tag über munter zu bleiben, wirst du eingeladen, die Hilfe eines „pony" anzunehmen. Schreckst du vor dem Worte „Trunk" zurück, so wirst du es doch schwer finden, einen „nip" zu verweigern. Und nur der allermürrischste Mensch — und die Irländer sind alle sehr heiter — kann dem Einflusse eines „smile"*) widerstehen. Bald gilt es einen „cocktail", bald einen „cobbler", bald einen „julep" oder gar einen „smasher" durch die Halsbinde zu gießen; und wenn du vor der Macht eines Bourbon zurückschreckst, fürchtest du dich doch gewiß nicht vor „a single glass of lagerbeer". Dem großmüthigen, geselligen Irländer gilt es wie Hochverrath an der Freundschaft und Tod der Geselligkeit, gutgemeinte Einladungen dieser Art zurückzuweisen; aber wehe diesem leicht erregten Irländer, der das Opfer dieser herrschenden Sitte Amerika's wird! Der Amerikaner trinkt, der Deutsche trinkt, der Schotte trinkt, der Engländer trinkt — Alle trinken mit mehr oder weniger Nachtheil für ihre Gesundheit; aber wie groß dieser auch sei, er trifft immer den merkurialischen und leichtherzigen Iren viel schwerer, als die Racen mit hartem Kopfe und schläfrigem Temperamente."

So vertheidigt das irische Mitglied des englischen Parlaments seine armen Opfer amerikanischer Trunksucht aus eigener Erfahrung: denn er trieb sich jedenfalls den ganzen Tag lang mit irländischen Amerikanern, immer wieder unwiderstehlich eingeladen, aus einem Branntweinladen (grogshop) in den andern. So erklärt sichs wenigstens die Times, welche unsere deutschen Landsleute bei dieser Gelegenheit, der Wahrheit gemäß, gegen die Maguire'sche Verleumdung in Schutz nimmt. Er sagt nämlich: „Der Amerikaner mag von früh bis in die Nacht ohne Nachtheil für sein Vaterland, ohne Gefahr für seine Nationalität trinken; der Deutsche kann sich in einer Sündfluth von Lagerbier in Besinnungslosigkeit hineinschnarchen, ohne seinem Vaterlande Schande zu machen; nur dem armen Irländer wird dies zum Vorwurf gemacht." Darauf erwiedert die Times: „Hat Mr. Maguire niemals die Theile New-Yorks besucht, welche hauptsächlich von Deutschen bewohnt sind? Und fiel ihm dabei nie der Gegensatz zu dem Schmutze, dem Skandale und der Liederlichkeit der irländischen Quartiere in der Ordnung und Reinlichkeit der deutschen Straßen auf? Die Amerikaner sind stolz auf ihre deutschen Mitbürger; sie gehören zu den anständigsten, gedeihlichsten und fleißigsten Bewohnern der Vereinigten Staaten. Wird die Polizei Amerika's den Irländern jemals ein ähnliches Zeugniß ausstellen?"

Wir wissen außerdem durch genaue Schilderungen eines Deutschen, der funfzehn Jahre in den eigentlichen Yankee- oder

*) Natürlich sind dies Alles euphemistische Kunstausdrücke mit Umgehung der ehrlichen Worte Schnaps, Branntwein, Whisky, Liqueur rc.

Neuengland-Staaten lebte, daß alle Bewohner sich durch ausnahmslose Nüchternheit und blühenden Wohlstand auszeichnen und Bettler, Verbrecher und Trunkenbolde ohne Ausnahme der unglückseligen celtischen Race angehören.

Daß, nach der Versicherung des irisch-amerikanischen Homer, Irländer beiderlei Geschlechts überall, wo sie in ihrer Großmuth und Geselligkeit nicht als Opfer der deutschen und amerikanischen „Blutsauger" und Säufer in die Rinnsteine sinken oder in Zuchthäuser gesteckt werden, wahre Muster sind, versteht sich von selbst; daß aber irländische Regimenter allein in dem großen Bürgerkriege die Siege erfochten und entschieden, wie er wohl an zwanzig Stellen immer wieder versichert, mag wohl nur Folge von zu viel eingenommenen „Augenöffnern", „Hahnenschwänzen", „Schuhflickern", „Schmeißern" oder gar „Bourbonen" sein. Auch folgende Stelle mag er vielleicht auf einem Liqueur-„Pony" reitend niedergeschrieben haben: „So oft die Schwachen und Unbeschützten einen Vertheidiger, Frauen einen Ritter oder gefährdete Kirchen einen Schutzheiligen bedurften, fand sich der Vertheidiger, der Ritter, der Schutzheilige immer unter den Irländern, welche für ein Prinzip, nicht der Rache oder der Zerstörung wegen, fochten. Von allen Theilen des Landes hört man Irländer wegen ihrer Nachsicht, ihres Muthes, ihrer Ritterlichkeit preisen. Diese Anerkennung verdient um so größeren Werth, als die willkürlichen Missethaten und die schauderhaftesten Grausamkeiten nur zu häufig unter dem Vorwande strengerer Nothwendigkeit entschuldigt oder bemäntelt werden."

Dies heißt insofern den Thatsachen in's Gesicht schlagen, als selbst die südlichen Rebellen wegen dieser Schandthaten in ihren Zeitungen und Büchern niemals ihre Mitbürger und Feinde im Norden beschuldigten, sondern stets die Irländer. Wenigstens ist es unbestreitbare Thatsache, daß Irländer das Neger-Waisenhaus mit siebenhundert Kindern darin niederbrannten, daß sie bei einer anderen Gelegenheit sich verschworen hatten, alle Hotels von New-York während einer einzigen Nacht in Brand zu stecken, daß die boshaften Emeuten von 1863 in New-York nur die Irish-riots genannt werden. Ueberhaupt kann wohl fast jede amerikanische Zeitung fast jeden Tag Beweise liefern, daß die Criminalfälle, die Verhaftungen wegen trunkener Skandäle u. s. w. immer von Irländern reden. Diese Gründe und Thatsachen stempeln auch den bedeutendsten und begeistertsten Theil des Maguire'schen Werkes im besten Falle zu einer Don Quijoterie. Er schwelgt nämlich geradezu in der Hoffnung, daß ganz Amerika sich der fenischen Verschwörung anschließen, Canada erobern und England in einem Kriege für ewige Zeiten demüthigen und verkrüppeln werde.

Dabei enthüllt er das Wesen des Fenianismus mit dankenswerther Ehrlichkeit als viel schlimmer und geradezu wahnsinniger, als wir bis jetzt geglaubt haben. Die mörderische Schandthat in Clerkenwell zu London erscheint da als Blüthe des ganzen fenischen Geistes. „Eigenes und das Leben Anderer zu gefährden, um einen großen Zweck zu erreichen", sagt Maguire wörtlich, „gilt bei den Feniern als große Nebensache. Sie haben sich mit dem Tode gar zu sehr befreundet, haben dem Könige der Schrecken gar zu oft in das Gesicht geblickt, als daß sie Verlust des Lebens auch anderer Menschen nicht mit der größten Gleichgiltigkeit ansehen sollten. „„Ich werde der blutigen englischen Regierung nie vergeben, was ich an Unrecht, Kummer und Sorgen erlitten, von alten Ruhmesthaten, von Hoffnungen für die Zukunft verloren habe"" — das ist der Schrei aller Irländer, deren in Amerika geborene Kinder mit Empfindungen dieser Art erzogen werden. Man lehrt sie, solche Rachegefühle zu nähren, obgleich sie nicht verstehen, wofür sie sich eigentlich rächen sollen." Ein Irländer wurde furchtbar wüthend, als ihm Maguire erklärte, daß ein gewisser Uebelstand, gegen welchen er mit großer Beredtsamkeit loszog, schon vor Menschenaltern abgeschafft sei. Die Fenier finden es mitten in ihrer Empörung ganz besonders empörend, daß England zuweilen etwas thut, in Irland Uebelstände abzuschaffen und Reformen einzuführen. Maguire sagt wörtlich: „Die Leiter des Fenierthums sind durchaus damit einverstanden, daß wirkliche Ursachen irländischer Unzufriedenheit bestehen bleiben, denn sie schließen ganz natürlich so: wenn unsere Hoffnungen, Irland wieder herzustellen, sich einmal auf Revolution gründen, ist es für unseren Zweck besser, daß die verschiedenen Ursachen und Quellen der Unzufriedenheit und des Hasses fortwirken und dadurch das Volk immer mehr reizen und erbittern, wodurch es für unsere revolutionären Lehren in der günstigsten Lage erhalten wird. Laßt die Quellen der Unzufriedenheit versiegen, die Ursachen des Aergers und der Erbitterung verschwinden — was können wir dann noch hoffen? Wenn morgen ein halb Dutzend neue Mißstände improvisirt würden, so könnte die bloße Nachricht davon nur auf den höchsten Beifall der fenischen Leiter rechnen, denn sie begrüßten darin neue Quellen für den Rachegeist gegen England. Ein abgestellter Uebelstand ist gleich einer zerbrochenen Waffe der Revolution."

Dieses Geständniß des irländischen Apostels und Tugend-Sängers, welches durch die fenischen Kriminalakten und den irländischen Charakter überhaupt genugsam bestätigt wird, würde die englische Regierung thatsächlich in die größte Verlegenheit setzen, da sie die Häupter der Revolution durch Befriedigung der irländischen Ansprüche nur destomehr zu erbittern fürchten müßte und andererseits durch Beharren in der jetzigen Politik und Beibehaltung empörender Mißstände den revolutionären Geist stärken würde, wenn sie nicht schon längst gelernt hätte, wie mehr oder weniger alle Engländer und auch Amerikaner, wie man mit diesen leidenschaftlichen, erregbaren, für alles Gute sehr empfänglichen und oft bei der geringsten Reizung mörderisch wüthenden Celten verfahren muß. Sie haben mehr Freiheiten, als fast alle mehr oder weniger unterdrückten, von europäischen Großstaaten abhängigen Racen- und Nationalitäts-Ueberbleibsel, machen den unbeschränktesten Gebrauch und Mißbrauch von unbeschränkter Preßfreiheit, dem Versammlungs-, Vereins- und Verschwörungsrecht, von Rede-, Gewissens- und Religionsfreiheit, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, sind im Parlamente wie alle andern Engländer vertreten und sind damit im Besitz aller anständigen Waffen, womit die Engländer selbst ihre Freiheiten und Rechte, ihre Kultur und ihren Wohlstand wahren und fördern. Aber wir haben eben erfahren, daß sie diese Rechte und Freiheiten geradezu hassen, weil dies ihre revolutionären Pläne schwächt. Da sie dessenungeachtet mit aller Tücke und Bosheit an Revolution arbeiten, können sie von den Engländern durchaus auf keine Schonung und Humanität rechnen. Und diese wissen bekanntlich im Nothfalle ebenso grausam und unerbittlich zu verfahren, wie alle anderen Regierungen, welche so unglücklich sind, besondere Racen- und Nationalitäts-Ruinen mit noch nicht erstorbenem Unabhängigkeits-Spuk annectirt und einverleibt zu haben. Vor der Drohung, daß Amerika den Feniern helfen werde, wie Maguire triumphirend verkündet, fürchtet sich England nicht, denn es weiß besser, daß alles Andere zu einem Bruche mit den republikanischen Brüdern in der neuen Welt führen kann, nur nicht das Fenierthum.

Folgende Stelle in Maguire's Werke mag für sich selbst

reden: „Könnte die amerikanische Regierung ihrer internationalen Pflicht so untreu werden und ihre Augen den Ereignissen verschließen, die aus dem Fenierthum in Amerika sich jeden Augenblick entwickeln können, ohne sich zur Theilnahme zu rüsten? Ueberzeugten sich die Irländer von deren Abneigung, handelnd oder hindernd einzuschreiten, würden sie die Gränzen Canada's einmal plötzlich überschreiten — und was dann? Nun Gott weiß, was dann? — Ein Bruch mit England — zu endigen, wann? Nur nach einem langen, furchtbaren, scharfen und gottlosen Kampfe, welcher mit der Verwirklichung der amerikanischen Idee von den natürlichen Gränzen der Vereinigten Staaten jenseits des Lorenzstromes und der großen Seen von Labrador bis zum großen Oceane endigen würde. Die Zukunft ist in den Händen der Vorsehung."

Also ein neuer germanischer Bruderkrieg über den ganzen Atlantischen Ocean und mittelbar über den ganzen europäischen Welthandel hinweg, um den Irländern, die sich unter einander fast in jeder Gesellschaft nach reichlich ausgewechselten Beweisen ewiger Liebe und Freundschaft, bloß weil es ihnen nationales Bedürfniß zu sein scheint, braun und blau schlagen, eine Republik zu verschaffen? Diese Hoffnung erscheint gar zu fenisch, um so mehr, als eine Menge amerikanischer Zeitungen, obgleich diese nach Maguire's naiver Versicherung meist unter dem Einflusse von Irländern stehen sollen, erst neuerdings den Antrag im Kongresse, man solle die Irländer und Fenier, welche in Amerika Bürger geworden und in England als Verbrecher behandelt würden, schützen, sich mit Entrüstung ähnlich aussprachen, wie die New-Yorker Zeitung „The Nation": „Wir würden dann jährlich wohl ein Dutzendmal in den Fall kommen, einen Krieg mit England anzufangen, um Strolche zu befreien, die vielleicht nur eine Woche auf amerikanischem Boden zubrachten, und zwar in einem New-Yorker Grog-Shop."

Ja, auch der begeisterte Vertheidiger celtischer Tugenden und Ideale hat, wie wir gesehen haben, unwillkürlich eingestehen müssen, daß die Fehler und Laster der Irländer auch auf amerikanischem Boden wuchern und die republikanische Freiheit nicht im Stande ist, sie vor ihrem Untergange zu retten. So viel Unterlassungs- und Begehungssünden wir auch den Engländern in Behandlung der grünen Insel und ihrer Bewohner vorwerfen mögen, und was die Regierung auch ferner ihnen Gutes thun oder Böses unterlassen könnte, die irische und fenische Unzufriedenheit und Revolution werden sie nicht eher los, als bis diese vorsündfluthlichen Ueberbleibsel einer bereits untergegangenen Race und Kultur theils im germanischen Geiste, theils durch sich selbst untergegangen sein werden.

Vor diesem Schicksale rettet sie weder eine siegreiche Revolution, noch das selbständige Parlament und die eigene Verfassung, womit sich einige gemäßigte Revolutionärs des Celtenthums für befriedigt halten würden. Dieses seltsame Gemisch von überwallender Gutmüthigkeit und schnaubender, mörderischer Leidenschaft, von knixender und Hände küssender Servilität und Freiheitssucht, wenn unzählige christliche Feste oder der innere Dämon der Geselligkeit und Trunksucht zur Liederlichkeit, Ausschweifung und Faulheit auffordern, dieser irische Charakter, wie ich ihn selbst Jahre lang in allen möglichen Persönlichkeiten und Verhältnissen Londons zu studiren Gelegenheit gehabt habe, ist für die moderne, wirthschaftliche nüchterne Kulturwelt längst ein Anachronismus geworden und wird unter allen Umständen nach und nach allmählich sich theils in diese Kultur hineinretten, theils unrettbar untergehen. Die bekannt gewordenen fenischen Explosionen und weitere Pläne werden nur dazu dienen, die anglogermanische Faust mit unerbittlicher Kraft und der Wuth der Rache zu waffnen und somit den tragischen Prozeß des celtischen Unterganges zu beschleunigen.

H. B.

Abessinien.

König Theodorus und sein Heer.*)

Die in dem vorliegenden (in unserem Blatte bereits erwähnten) stattlichen Bande geschilderte Reise des Herrn v. Heuglin wurde bekanntlich von der in Gotha zur Erforschung der Schicksale des unglücklichen Dr. Vogel zusammengetretenen deutschen Gesellschaft veranlaßt, welcher gegenüber Hr. v. Heuglin sich verpflichtet hatte, eine Expedition in der Richtung nach Wadai zu unternehmen. Dieser Plan zerschlug sich aus noch nicht vollständig ermittelten Gründen; Herr v. Heuglin wandte sich, statt nach dem Südwesten, nach dem Südosten Afrika's. Seine „Reise nach Abessinien" ist aber, wie uns Dr. A. E. Brehm im Vorworte berichtet, nur der Vorläufer einer Reihe von Werken, welche handschriftlich größtentheils schon beendigt sind und die in den Quellen-Ländern des Weißen Nil gesammelten Erfahrungen, sowie die wissenschaftlichen Forschungen Heuglin's zum Gegenstand haben. Der erste Theil, welcher vorliegt, soll einen zusammenhängenden Ueberblick über die Reise nach Habesch geben, dessen pflanzen- und thierkundliche Verhältnisse besprechen und zur Erläuterung der dem Werke beigefügten Karte dienen. Das Buch bietet aber in der That weit mehr. Da Heuglin zu Gunsten der Erd- und Thierkunde das Land bereiste, sind selbstverständlich diese Zweige der Wissenschaft ganz besonders berücksichtigt, außerdem aber in die Erzählung der Erlebnisse eine Menge Angaben, Beobachtungen und Erfahrungen durchaus wissenschaftlicher Natur eingeflochten.

Die sehr zahlreichen botanischen Angaben stammen zum größten Theile aus dem handschriftlichen Nachlasse des Dr. H. Steudner, der ein Reisegefährte des Verfassers war, aber seinem Forschungsdrange zum Opfer gefallen ist. Deshalb hat auch Herr v. Heuglin seinem Buche eine Widmung an die Manen des Verstorbenen vorgesetzt.

Unter den jetzigen Zeitverhältnissen, wo ein englisch-ostindisches Heer im Begriff ist, in Abessinien einzudringen, und wo wir darauf gefaßt sein können, daß dieses Land längere Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen wird, dürfte unsere Leser vor Allem der Mann interessiren, der es dahin gebracht hat, die Engländer ihrer Friedensliebe abspenstig zu machen, und sie zu einem Kriege zu veranlassen, der eben nicht bedeutende Lorbeeren und Trophäen verspricht. Hr. v. Heuglin, der den schwarzbraunen König Theodorus sehr genau kennt, und mit ihm auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden, giebt uns eine so bedeutende Menge von Aufschlüssen über Abstammung, Lebensgeschichte, Hof und Kriegführung desselben, wie wir sie noch nirgend gefunden haben. Wir wollen danach ein möglichst kurzes und zusammenhängendes Bild entwerfen.

*) Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862. Von M. Th. v. Heuglin. Mit Vorwort von Dr. A. E. Brehm. Nebst 10 Illustrationen in Farbendruck und Holzschnitt, 1 lithogr. Tafel und 1 Originalkarte. Jena, H. Costenoble, 1868.

Nach alten abessinischen Landeschroniken, deren Werth freilich sehr problematisch ist, herrschte gleichzeitig mit König David in ihrem Lande ein Negus David oder Daud sieben Jahre lang, dem in der Regierung seine Tochter Maketa folgte, die als Negesta Aziab (Königin des Südens) zu Saba in der Nähe von Aksum regierte. Sie ist die berühmte Königin von Saba, die nach Jerusalem kam, dem Salomo zu huldigen. Sie hatte angeblich von ihm einen Sohn, Namens Meneleck Ebhn Hakem, der vierundfünfzig Jahre regierte und Stammvater der äthiopischen Könige wurde. Von ihm bis Christus rechnet man 25—30 Könige aus dieser Dynastie, von der auch der heutige Negus Theodorus seine Abstammung herleitet. Die Abessinier sind mit Unterbrechungen stets wieder auf sie zurückgekommen; seit 1769 aber herrschte in dem Reiche Anarchie, während welcher die eigentlichen legitimen Herrscher seit Negus Johannes in Abhängigkeit von einer Art von Major domus (Ras) gerathen waren. Bei dem Mangel eines kräftigen Oberhauptes war das Land in Parteien zerrissen, und die Häuptlinge suchten sich so unabhängig als möglich zu machen. Nach einem alten Herkommen hielt man die nächsten Verwandten des jeweiligen Negus in strengem Gewahrsam auf Bergfesten, und holte, wenn derselbe starb, den zunächst Berechtigten aus dem Kerker, um ihn auf den Thron zu setzen. Nicht selten geschah es, daß diese politischen Gefangenen die allgemeine Unordnung zur Erlangung ihrer Freiheit benutzten und sich einem gerade mächtig gewordenen Parteiführer in die Arme warfen. Wenn zum Könige proklamirt, wurden sie dann ebenso leicht wieder im Stiche gelassen und gefangen gesetzt, während eine andere Partei einen Gegenkönig aufstellte.

Um das Jahr 1830 entstanden auf diese Weise mehrere getrennte kleine Reiche. Dedschas Ubié von Semien unterwarf sich die Häuptlinge von Tigrié, während Ras Ahli von Gondar aus sich in Amhara zum ziemlich unumschränkten Gebieter machte. Ein drittes Reich bildete das damals durch Gala-Horden vom Mutterlande losgerissene südliche Schoa unter einem erblichen, unabhängigen Könige.

Den beiden genannten mächtigen Fürsten erwuchsen zwei gefährliche Nebenbuhler in Goschu Buru aus Godscham und Kasa von Sana und Goara, von denen der letztere endlich obenauf kam. Er ist eine und dieselbe Person mit dem König Theodorus. Kasa schlug in offener Feldschlacht den Goschu Buru, sodann 1853 (im Mai) die vereinigte Macht des Ubié und des Ras. Sein Sieg war nicht vollständig; seine Gegner hielten sich noch in ihren festen Stellungen; aber er hatte so viel erreicht, daß ein Reichstag zu Gondar zu Stande kam, der von allen Parteien beschickt wurde. Die öffentliche Stimme entschied sich für die Herstellung des legitimen Königthums, welches Kasa durch seine Abkunft von der Königin von Saba repräsentirte, aber man fühlte sich stark genug, ihm eine Wahl-Capitulation abzudringen, die ihn stark behinderte und seine Macht einschränkte. Der Primas des abessinischen Reiches, der Abuna Salama, ein Anhänger des geschlagenen Ubié, war sein natürlicher Gegner, und diesem Umstande ist es jedenfalls zuzuschreiben, wenn auf Kasa's Betrieb und Einladung Monsignor Jakobis, Chef der Lazaristen-Mission des Küstenlandes, in Gondar erschien, und sich unter Umständen anheischig machte, ihn (was der Abuna zu thun sich weigerte) zum Könige zu krönen. Denn die Abessinier verlangen, daß dies von einem geweihten Bischofe geschehe. Natürlich betrachtete der Abuna dies als einen Eingriff in seine Gerechtsame, und schleuderte den Bannstrahl gegen Kasa, doch half ihm dies sehr wenig; des Erstern Ansehen und kriegerischer Anhang wuchs. Es scheint, daß der schlaue Barbar den italiänischen Priester nur benutzt hat, um den Abuna zu sich herüberzuziehen; denn er ließ Jenen im Stich. Mit knapper Noth entging Jacobis einer Verurtheilung als Landesverräther, während der Abuna seinen Bannfluch zurücknahm und sich mit Kasa versöhnte.

Im Januar 1855 schlug derselbe seinen Hauptgegner Ubié, der abermals mit bedeutender Heeresmacht die Offensive ergriffen, in einer kurzen, entscheidenden Schlacht, die mit dessen Gefangennahme und gänzlicher Versprengung seiner Truppen endigte.

Zwei Tage später krönte der Patriarch Abuna Salama den Sieger in der Kirche zu Deber Eskié zum Negus von Aethiopien. Derselbe nahm den Thronnamen Theodorus II. an. Ubié's Schätze und gesammtes Kriegsmaterial fielen mit Einnahme der Bergfeste Ambal-Hai in die Hände des neuen Königs, der es sich nun fortan zur Aufgabe machte, das äthiopische Reich im alten Glanze wieder herzustellen.

Nach Besiegung einiger kleiner Fürsten und sonstiger Rebellen, hielt Theodorus im Mai 1856 seinen feierlichen Triumpheinzug in Gondar und in die alte Kaiserburg; doch gelang es ihm nicht, sich in unbestrittener Oberherrschaft zu erhalten. Seine Gegner ließen ihm keine Ruhe, verschiedene Rebellen und sogar ein Gegenkönig (Agow Unguste in Tigrié), den Monsignor Jacobis und der französische Consul in Masaua förmlich unterstützten, traten gegen ihn auf. Im November 1856 eroberte der Negus die Hauptfestung der Gala, Amba-Geschen, und erst 1859 gelang es ihm, den Gegenkönig zu stürzen und sich Tigrié zu unterwerfen. Hierauf machte er sich daran, die zahlreichen kriegerischen Stämme der Gala zu bezwingen.

Auf einem dieser Feldzüge traf Hr. v. Heuglin mit dem Negus zusammen, der ihm schon von früher her bekannt war. Der „Negus Negest za Aethiopia, Theodor II." hatte damals grade im Gala-Distrikt Etschebed sein Lager.

„Am Abhange eines Hügels mit etlichen Baumgruppen, wo die königlichen Zelte standen, sahen wir aus der Ferne schon den Negus, umgeben von einem weiten Kreise von Offizieren und Priestern; nach allen Seiten hin dehnten sich lange Reihen von Zeltkreisen aus; dazwischen war ein buntes Gewühl der Ankommenden, die von andern Truppen begrüßt wurden, von Viehheerden, Pferden und Maulthieren. Ein großer, runder, freier Raum schied den Platz, wo der König mit seinen Küchen- und Stall-Zelten etablirt war."

Der König war so gnädig, den Reisenden noch am Abende desselben Tages, an dem er angekommen, in seine Gegenwart zu bescheiden. Hr. v. Heuglin, der in aller Eile Toilette gemacht, fand ihn in seinem sehr großen, rechteckigen, durch eine Tücherwand in zwei Zimmer getheilten Zelte auf einem niedrigen Ruhebette sitzend, vor dem Teppiche ausgebreitet waren. Seine Kleidung bestand in einem einfachen weißen, rothbordirten Umhängetuche. Neben ihm stand sein Beichtvater, der Etschege, zur Linken einige Offiziere und Prinzen des Hauses.

„Seine Majestät grüßte sehr herablassend, aber ceremoniell, lud uns ein, auf den Teppichen zu seiner Rechten Platz zu nehmen, und unterhielt sich eine Weile mittelst Dragoman in ambarischer Sprache mit uns. Es gehört zur alten Etikette des abessinischen Hofes, daß der Herrscher zu Fremden nur durch einen Dollmetscher (den Mund des Königs) redet. Dieser Mund des Königs heißt Af, der Einführer am Hofe Baltrarbär. Den Gästen wurde ein frugales Abendbrot servirt, bestehend in gutem Honigwein, Honigbranntwein und Fastenspeisen, denn es

waren damals gerade die strengen Osterfasten. Man erbot sich, den Gästen Fleischspeisen zu reichen, aber diese hatten dieselben ausgeschlagen und den Wunsch geäußert, nach abessinischer Weise zu speisen.

„Nach dem Abendbrod wurde die Unterhaltung lebhafter, der Becher kreiste abermals, und Theodor unterhielt sich in arabischer Sprache, die er fertig spricht, direkt mit den Fremden.

„Seine Majestät hatte seit meinem letzten Besuche (1853) merklich gealtert, seine Hautfarbe schien mir dunkler geworden zu sein, aber das Feuer seines klugen und verschmitzten Auges war nicht erloschen. Er erinnerte sich an Dinge, die wir längst vergessen . . . .

„Jeden Morgen erkundigte sich ein königlicher Bote nach unserem Befinden, worauf auch unsererseits Einer nach Landessitte Sr. Majestät guten Morgen wünschte.

„Vom frühesten Tagesgrauen an bis spät in die Nacht war der Negus sowohl in Rechts- und Administrations-Sachen, als durch Kriegsrath und religiöse Functionen in Anspruch genommen. Alle Regierungs-Geschäfte besorgt er selbst.

„Dutzende von Bittstellern versammeln sich lange vor Sonnenaufgang vor der Kette der Leibwachen, die sein Zelt umgeben, und rufen Abêt, Abêt! oder Dschan-hoi! Herr, Herr, höre uns! Vom Lager aus antwortet der König, erhebt sich, hört Begehren und Klagen an, urtheilt und theilt Gnaden und Geschenke aus. Dann langen Rapporte und Boten an, die Patrouillen liefern etwaige nächtliche Ruhestörer, Diebe oder Spione ein, Prozeß und Exekution folgen ohne viele Redensarten und Umstände auf der Stelle. Theodor gilt als gerecht, großmüthig und freigebig, aber auch als unerbittlich streng. Nur mit eisernem Scepter kann sein Volk, dessen Charakter er kennt und verachtet, regiert werden.

„In seinem Aeußeren ist der Negus einfach gekleidet, wie seine Landsleute; er geht barfuß oder in Sandalen, ist ein vortrefflicher Reiter und Schütze und in der Schlacht immer an der Spitze seiner Truppen. Die Europäer achtet er, erkennt ihre Bildung, Wissen und ihre Erfindungen hoch an, liebt aber ihren Einfluß im Lande selbst nicht, indem er in dieser Beziehung schon sehr traurige Erfahrungen gemacht. Auch hat er, mit Ausnahme seines Freundes Plowden, nie einen europäischen Consul in Abessinien bestätigt."

Die Geistlichkeit umgiebt den König in Schaaren. Welchen Einfluß sie ausübt, ist schwer auszumachen. Aeußerlich hält er sich streng an die Satzungen der Kirche, und er würde sich unpopulär machen, wenn er gegen die Geistlichkeit aufträte, die Hr. v. Heuglin nicht in vortheilhaftester Weise darstellt. Direkt stammt Theodor nicht von der Salomonischen Linie, sondern ist mit ihr nur von mütterlicher Seite verwandt. Seiner Familie gehörte seit alten Zeiten das Fürstenthum Sana und Guara in Westabessinien; als Herzog (dedschas matsch) dieser Länder hieß er, wie gesagt, Kasa. Die Verfassung des Landes ist die unumschränkte Monarchie.

Früher bestand eine Art von höchstem Gerichtshofe unter dem Vorsitze des Negus. Angesehene Bürger, welche das Landesgesetzbuch Fita Negest studirt hatten, waren die Richter. Dieses Gesetzbuch, angeblich auf dem Concile zu Nicäa verfaßt, enthielt sowohl das kanonische, als das bürgerliche Recht.

Minder bedeutende Streitigkeiten schlichten die Distrikts-Gouverneure (Schuno), die an den Markttagen öffentliche Gerichtssitzung halten. Die Proceduren dabei sind ziemlich einfach und alterthümlich. Verbrechen werden meist auf der Stelle bestraft, Rebellion, Majestätsverbrechen mit dem Strange oder der Steinigung, Raub, Diebstahl unter erschwerenden Umständen durch Verlust der rechten Hand, des linken Fußes, oder beider Hände. Vergehen kirchlicher Natur, Meineid, Fastenbruch und dergl. können mit dem großen oder kleinen Kirchenbann belegt werden, der vom Abun ausgesprochen und wieder gelöst wird. Mord kommt selten vor; denn die Blutrache ist im Brauche, die sich von Generation zu Generation vererben kann. Loskauf ist gestattet; nehmen die Verwandten aber das Gebot nicht an, so wird ihnen der Schuldige zur Tödtung ausgeliefert. Die Sitten des Volkes sind sehr verdorben; Ehebruch und sonstige Zuchtlosigkeit ist derart eingerissen, daß sie eigentlich zum guten Ton gehören.

Das Heer brach kurz vor den Osterfeiertagen auf, um das Fest in einer besseren Gegend zu feiern, als die war, wo es bisher gelagert hatte. In dem kalten, holzarmen und dazu gründlich verwüsteten Hochlande hatte sich bereits der Mangel eingestellt, da das Getreide zu fehlen anfing und für Heerden und Reitthiere kein Futter mehr aufzubringen war.

„Am 10. April wurde abmarschirt. Der König reitet gewöhnlich an der Spitze der Truppen und bestimmt den kommenden Lagerplatz durch Aufschlagen des rothen Signal-Zeltes. Ueber die Zahl der vereinigten Truppen hörte man die übertriebensten Angaben."

Herr v. Heuglin glaubt das Heer, dessen Zug in gelöster Ordnung bei einer Breite von einer Meile oft eine Länge von zwei bis drei Meilen hatte, auf etwa 150,000 Köpfe schätzen zu dürfen, von denen man etwa den dritten Theil als Kombattanten zu betrachten hat. Denn der Troß ist unverhältnißmäßig groß. Die Vornehmen führen ihre Frauen, Knechte, Waffenträger und Köchinnen mit, die meisten Soldaten haben wieder ihre Diener und Mädchen, manche reich mit Kindern gesegnet. Ebenso sind die gefangenen Gala, und die Geistlichen und Mönche in Anschlag zu bringen. Eigentliche Waffengattungen, als feste, geschlossene Körper giebt es nicht, die Reiterei kaum ausgenommen. Die Artillerie besteht nur aus einigen Gebirgskanonen. Mehrere Provinzen, z. B. Schoa und Damot, stellen eine gute Reiterei. Die Schoaner reiten auf leichten, kräftigen, unbeschlagenen Pferden, deren Kopfzeug mit Metallplatten geziert ist. Sie tragen schwarze Wollmäntel und führen meist nur kurze, breite Säbelmesser und Lanzen. Die Reiter von Damot bilden eine Art Leibgarde des Königs. Viele von ihnen waren damals zum Feinde übergegangen. Die Infanterie trägt zum guten Theile lange Luntenflinten oder Kapselgewehre, Feuerschlösser versagen zu häufig bei dem feuchten Klima, welches das ohnehin schlechte Pulver unbrauchbar macht. Die Gewehre gehören dem Könige, Pulver und Kugeln hat sich der Soldat selbst anzuschaffen, der sich Ersteres meistens selber fabricirt. Die Kugeln sind aus Eisen, da Blei zu theuer ist. Pistolen sind selbst bei der Reiterei wenig in Gebrauch. Die Kriegskunst der Abessinier besteht in Massen-Angriffen und fingirten Chargen der Kavallerie. Auf dem Marsche reiten alle Offiziere, auch die der Infanterie; in der Schlacht kämpfen sie zu Fuß an der Spitze ihrer Leute.

Der Zug der Truppen während des Marsches ist sehr ordnungslos: ein buntes Durcheinander von Offizieren zu Maulthieren, Geistlichen, Soldaten, Lastträgern, Eseln und Packpferden, dazwischen schmucke, hochgeschürzte Köchinnen aus Tigrié, den langen, stabartigen Kochlöffel in der Hand, oder gleich einem Säbel an der Seite tragend, auf dem Rücken die Gilgileh, einen feinen Strohkorb mit konischem Deckel, zum Aufbewahren von Speisen oder als Mütze auf den zierlichen Zöpfchen einen Koch-

napf oder ein Paar Kürbisschalen mit Butter tragend. Keiner fehlt ein kleines Kopfstühlchen aus Holz, wie es die alten Aegypterinnen und heut noch die Berberiner Damen führen.

Auf stattlichem Maulthier mit klingenden Glöckchen und schotterndem Metall-Halsband reitet der Patriarch in blauem Tuchgewand und schwarzem, kleinem Turban und feinem, roth ausgeschlagenem Burnus.

Dann kommt eine auf tscherkessische Art verschleierte Königin, vortrefflich beritten, im eng anliegenden blauen, silbergestickten Sammetmantel. Sie ist von einem Trupp von Eunuchen und Soldaten umgeben, welche ihr den Weg durch das Getümmel bahnen.

Weiterhin erscheint ein Trupp von Eseln und Mauleseln, die in schweren Ledersäcken Mehl, Getraide, und dabei Kürbisflaschen tragen. Ihnen folgt der alte Etschege, das Haupt der geistlichen Congregationen, in weißem Gewande und Turban, und von andern hohen Klerikern begleitet, die dicht vermummt in die weite, schon etwas schmutzig gewordene Schamma gehüllt sind. Ledergekleidete Schoaner Mönche und abessinische Klosterbrüder mit verschossenen, ursprünglich schwefelgelben Mützen und Fliegenwedeln aus Pferdehaaren oder einfach aus einem Kuhschwanze bestehend, schließen sich daran. Hierauf folgt zu Fuße ein Mönch, ein Glöcklein läutend, mit den Heiligthümern — einer Anzahl hölzerner Gesetztafeln (Mosis), die in rothe Tücher gehüllt, auf indischen Lehnsesseln oder in Körben getragen werden. Dabei ist auch ein feister Hahn, der die Pflicht hat, den Herren Geistlichen als Uhr zu dienen, d. h. sie am Morgen zum Gebete zu wecken.

Kranke und Verwundete auf Tragbahren, in Holzgabeln gezwängte und von Soldaten eskortirte Gefangene, politische Verbrecher, theilweise mit verstümmelten Händen, Mütter mit neugeborenen Kindern machen den Schluß. Geier, wilde Hunde und Hyänen bilden den Nachtrab, der über Alles herfällt, was ermattet am Wege liegen blieb.

Kleine literarische Revue.

— **Geschichte Jesu von Nazara, nach Theodor Keim.***) Die Geschichten des Lebens Jesu scheinen nachgerade die stetigen Jahresspenden des theologischen Büchermarktes werden zu wollen. Auch der berühmte Vorkämpfer der Züricher kritischen Richtung, Prof. Theodor Keim, hat sich zur Herausgabe einer Biographie Christi entschlossen und, seinen Vorgängern gleich, sein Glaubensbekenntniß in dieser Schrift niedergelegt. Was von vornherein zu erwarten war: tiefe, gründliche Gelehrsamkeit, starke Belesenheit in den heiligen Urkunden, in der kirchlichen wie profanen Literatur und eine ernste, reine, streng der Sache d. h. dem Zwecke der Wissenschaft als solcher zugeneigte Gesinnung bilden die redenden Vorzüge des Keim'schen Buches, das unzweifelhaft die Beachtung aller Freunde theologischer Forschung verdient. Indessen über die innere Bedeutung des Werkes muß man sich erst verständigen. Es verkörpert gewiß in großer Reichhaltigkeit das sehr bestrittene Inventar der heutigen Schriftforschung und liefert über die gewichtigsten Fragen derselben tüchtige Bemerkungen, fleißig begründete Urtheile und anregendes Material für den Eingeweihten; aber ein eigentliches Geschichtswerk ist das Buch nicht, noch gar eine wirkliche Lebensbeschreibung, sondern ein kritischer Commentar zu den Quellen, eine auf den Schultern der neuesten Gewährsmänner stehende Auslegung der Evangelien, welche — man hätte es fast anders erwarten sollen — mit lebhafter Betonung vom Standpunkte der sogenannten „Vermittelungs-Theologie" geschrieben ist. Hr. Keim hat keineswegs die dogmatische Basis des Protestantismus grundsätzlich verlassen; er hat vielmehr seinerseits zwischen dem modernen Bewußtsein und den Anforderungen der Kirche vermitteln wollen und seine Theologie ist also kein Bruch mit dem traditionellen Christenthum. Die Voraussetzungslosigkeit des Herrn David Strauß, welche allerdings in philosophischer Hinsicht bei diesem Jünger Hegel's gar nicht besteht, wird von Keim entschieden verdammt; der Autor will Christ und warmer Anhänger des Christenthums sein, während er die Fackel der Kritik nach allen Seiten hin leuchten läßt. Keim vertheidigt die Davidische Abkunft Jesu; er nimmt die Synoptiker unter den Evangelisten gegen ihre Herabwürdiger in Schutz und greift desto härter den Werth des Johannis-Evangeliums an, welchem er künstliche Glätte, Absichtlichkeit und Monotonie der Darstellung, widernatürliche Zeichnung der Personen und subjective Eitelkeit des Verfassers vorwirft. Es sind dies lauter Vorwürfe, die nach dem Vorgange Renan's nicht neu und, wie uns bedünkt, eher von dem Streben nach möglichst freier Kritik, als vom kulturhistorischen Geiste dictirt sind. T. v. B.

*) Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesammtleben seines Volkes frei untersucht und ausführlich erzählt von Dr. Theodor Keim. I. Band: Der Rüsttag. Zürich 1867, Orell, Füßli u. Comp. XII. u. 646 S. gr. 8.

— **Die Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde** hat auch im abgewichenen Jahre mit rüstigem Eifer auf diesem dornenvollen und mit Gestrüpp verwachsenen Felde gearbeitet. Wir bescheiden uns hier, nur Einiges hervorzuheben, ohne damit dem Werthe dieser oder jener Arbeit nach richtigem Verhältniß gerecht werden zu wollen und zu können. Den Eingang im Januar-Blatte macht ein französischer Aufsatz von W. Pleyte in Leyden, der durch mehrere Nummern fortläuft, über die phonetische Aussprache der ägyptischen Zahlwörter. Herr Johannes Dümichen, der mit so großem Eifer an der Erweiterung der ägyptischen Wissenschaft arbeitet, giebt darauf einen Beitrag über einige noch problematische Zeichen und setzt seine Kalender-Studien fort. Herr Brugsch, der jetzt in Göttingen dozirt, theilt ein interessantes Denkmal über die hieroglyphischen Sinnbilder der zwölf Tagesstunden mit und erläutert damit die räthselhaften Kapitel des „Todtenbuches", die von den zwölf Verwandlungen handeln.

Eine Notiz am Schlusse der März-April-Nummer bringt die Mittheilung von dem am 8. Dezember 1866 erfolgten Tode des Rev. Dr. Edward Hincks zu Killyleigh bei Belfast in Irland, des bedeutendsten englischen Aegyptologen, der in letzter Zeit ein fleißiger Mitarbeiter der Zeitschrift war. Außer den genannten Herren und Prof. Lepsius, dem umsichtigen Herausgeber der Zeitschrift, finden wir noch die Herren Lauth in München, Chabas, Le Page Renouf, Baillet, alle drei in Frankreich, und Goodwin zu Shanghai in China vertreten.

Sehr werthvoll ist der jeder Nummer beigefügte Anzeiger der Arbeiten und Werke, die auf dem Gebiete der Aegyptologie erschienen sind.

— **Deutsche Roccoco-Bilder.***) Der bescheidene Titel dieser Novellen von Karl Neumann-Strela besagt, daß ihre Stoffe und Motive durchweg dem vorigen Jahrhundert angehören. Es sind Darstellungen aus dem bürgerlichen, vorzugsweise künstlerischen und wissenschaftlichen Treiben der Zeit, welche wir als die anregende und schöpferische Vorläuferin der gegenwärtigen deutschen Entwickelung betrachten. Unter Anderem finden wir hier eine höchst ergötzliche Episode aus dem kurzen Leben der bedeutenden Schauspielerin Schlanzowsky, welche, aus Prag plötzlich nach Weimar übersiedelnd, bei ihrem dortigen Auftreten in einen drolligen Konflikt mit der kunstrichterlichen Studenten-Welt gerieth und durch eine verwegene Improvisation zu gleicher Zeit einen Triumph ihrer Kunst und eine Niederlage für ihre ferneren Bestrebungen erlebte. — Ein anderes anziehendes Bild derselben Periode ist das eines gewandten und ehrenwerthen französischen Küchenmeisters, des seiner Zeit literarisch berühmten François de Goullon, welcher am weimarischen Hofe, unter Goethe's Protektion, nicht allein auf dem Gebiete der praktischen und wissenschaftlichen Gastronomie, sondern auch auf dem der Liebe, sein Glück zu gründen wußte. — Christoph Bode, der hin- und herziehende Musiker und Literat, findet in seinen jugendlichen Bestrebungen, seinen unruhigen Weltfahrten gleichfalls eine treffende novellistische Beleuchtung. — Der ganze Inhalt dieses Werkchens besteht aus mehr oder weniger interessanten Erscheinungen jener Zeit, deren künstlerische Ausführung und Darstellung mit großer Frische, Fülle und Lebendigkeit gelungen ist und ebenso viel historische Belehrung wie anziehende Unterhaltung gewährt.

— **Eine ungarische Dorfgeschichte.****) Der Verfasser des vorliegenden Romans scheint sich in Ungarn längere Zeit aufgehalten zu haben; mit überaus frischer und treuer Anschaulichkeit zeichnet er die Lebensweise und Sinnesart der halbbarbarischen Natursöhne der ungarischen Pußten. Den Inhalt seines Werkes bilden die heiteren und traurigen Begegnisse einer ländlichen Familie, in welche auch fremde Erscheinungen, Juden und Zigeuner, nach ihrer Weise eingreifen. Die Darstellung ist wohlzusammenhängend, rasch fortschreitend, übersichtlich und anziehend, und das Ganze läßt, als gelungenes ungarisches Sitten- und Lebensbild, wünschen, daß es dereinst in guter Uebersetzung der noch sehr mangelhaften ungarischen Nationalliteratur einverleibt werde.

— **„Minne-Leben, eine romantische Dichtung.“*****) Unserer realistisch gestimmten und politisch stark bewegten Zeit eine romantische Dichtung zu präsentiren, ist jedenfalls ein Unternehmen, zu dem ein gewisser Muth gehört. Indeß haben wir Grund, uns darüber zu freuen, daß diese Gattung von Gedichten auch heute noch ihren Vertreter findet. Manches zart besaitete Gemüth, von den Härten der Gegenwart erschreckt, sehnt sich zurück in die Zeiten der Romantik und findet in ihrem Zauberhaine, der Dichtung, die verlorene Ruhe wieder. Solchem Gemüthe sei das „Minne-Leben“ empfohlen. — Der Autor, ein in Wien lebender Westfale, zeigt in seinem Werke eine nicht geringe dichterische Begabung. Er entfaltet einen reichen Schatz gediegener, sinniger Gedanken, ist von weichlicher Sentimentalität wie von witzbrütender Leichtfertigkeit gleich weit entfernt, und bewegt sich in ansprechenden, natürlichen, künstlerisch gebildeten Formen. Voll Schwung, Begeisterung und Phantasie, regt der Inhalt seiner Dichtung Geist und Herz wohlthuend an, während der klare Verlauf der Erzählung das Interesse des Lesenden wach erhält. — Der junge Dichter, in Oesterreich an Allerhöchster Stelle mit der großen goldnen Medaille für Kunst und Wissenschaft geehrt, hat jedenfalls Anspruch darauf, daß auch das deutsche Volk sein Schaffen und Streben beachte.

*) Mit dem Zopf. Geschichten von Karl Neumann-Strela. 2. Aufl. Leipzig, Dürr, 1868.

**) Ilka, von Karl Schröter. Berlin, O. Janke, 1868.

***) Von F. W. Helle. Münster, Adolph Russell, 1867.

Literarischer Sprechsaal.

Mehrere Heidelberger Professoren, so namentlich die Herren Bluntschli und Oncken, haben in diesem Winter, auf die Einladung einiger Städte des Großherzogthums Baden, daselbst Vorträge wissenschaftlicher Art vor Herren und Damen gehalten. Am 11. Januar sprach Herr Bluntschli in Pforzheim über die Geschichte des Zustandekommens der Bundesverfassung der nordamerikanischen Union, wobei er es an Hinweisungen auf die Begründung der Bundesverfassung der neuen deutschen Union nicht fehlen ließ. Der Redner stellte zunächst die Prinzipien auf, die jeder Staatenbildung, wenn diese auf Dauer Anspruch macht, zum Grunde liegen müssen und zeigte dann, wie gerade in Nordamerika die Bedingungen hierfür vollständig vorhanden waren. Als solche wurden genannt: 1) eine Nation, fähig zur Selbstbestimmung, 2) ein leitender Gedanke, die rechte Persönlichkeit oder eine Autorität. Redner nannte jenes die passive und dies die active Seite der Staatenbildung und zeigte dann, welches die Zustände der 13 Kolonieen Nordamerikas nach dem Unabhängigkeits-Kriege waren. In lebhaften Farben schilderte er die Gefahren, welche die lose Verbindung der einzelnen Staaten, sowie der Mangel einer leitenden Autorität, mit sich führe, und wie sich dies in allen Beziehungen nach Innen wie nach Außen fühlbar mache. In treffender Weise wurde gezeigt, wie der Besitz der bloßen Freiheit am Ende nur Auflösung und Verwesung erzeuge und dies, wie in Nordamerika, endlich zur Anarchie führen müsse. Zur Befestigung des Staates und seiner Institutionen gehören: Autorität, Macht und Einheit. Diese active Seite der Staatenbildung sei in Nordamerika durch Alexander Hamilton vertreten worden, der das allein Richtige erkannt habe. Es war dies eine einheitliche Staatsgewalt, die über den Einzelnstaaten steht. Hamilton sei der Erste gewesen, welcher den bisher noch nirgends aufgetauchten Gedanken hatte, einen Gesammtstaat mit einheitlichem Willen und mit einheitlicher Verfassung neben und über den Einzelstaaten, eine oberste Souveränetät über die Souveränetät der Einzelstaaten in's Leben zu führen. Herr Bluntschli zeigte demnächst, wie dieser Gedanke zur Ausführung gelangte. Er führte an, wie das Bedürfniß hiernach mehr und mehr sich geltend machte, wie man zunächst eine Zolleinigung anstrebte, bis endlich auf Betrieb Hamilton's, im Mai 1787, ein constituirender Kongreß zusammentrat. Der Redner schilderte die Zusammensetzung des Kongresses, die Schwierigkeiten der Verhandlungen und der Verständigung, sowie die noch größeren Hindernisse, welche der Annahme der Unions-Verfassung durch die Einzelstaaten entgegentraten. Besonders wurde hierbei betont, wie angesehene politische Führer entschiedene Gegner der neuen Verfassung waren, da dieselbe die per-

sönliche Freiheit zu wenig wahre, daß aber die Reife des amerikanischen Volkes sich endlich dadurch vollständig erwies, daß, nachdem die Verfassung einmal angenommen war, die Bekämpfung derselben aufhörte.

Mit dem einstimmigen Beifall eines sehr zahlreich versammelten, gebildeten Publikums wurde am 24. Januar die literargeschichtliche Eröffnungs-Vorlesung des Professors Dr. Robert Prutz im großen Saale der „Gesellschaft der Freunde" begrüßt. Ist doch jetzt unter den zahlreichen öffentlichen Vorlesungen Berlins, die der Akademie der Wissenschaften und der Universität mit eingeschlossen, nichts so ungenügend vertreten, als die Geschichte der Literatur! Seitdem Professor Dr. Gosche von Berlin nach Halle versetzt wurde, erinnern wir uns nicht, in Berlin vergleichende, literargeschichtliche Vorlesungen gehört zu haben, und so war es denn Vielen sehr willkommen, als der frühere Universitäts-Professor von Halle, der Dichter Robert Prutz, ankündigte, in Berlin, der seit einem Jahrhundert als vorzugsweise kritisch verschrieenen Stadt, dem, wie es scheint, von unserem Unterrichts-Ministerium für durchaus überflüssig erachteten Bedürfnisse der Berliner nach kritisch-literarischer Belehrung abhelfen zu wollen. Auch sehr viele Studirende hatten sich dem Laien-Publikum angeschlossen und notirten sorgfältig, was Prutz in zweistündigem, freien Vortrage über die Geschichte der deutschen Literatur seit dem Jahre 1830 und über die am Eingang dieser Epoche vom Leben geschiedenen, die vorangegangene Epoche abschließenden, deutschen Denker Göthe, Hegel und Schleiermacher sagte. „Eine Geschichte der neueren deutschen Literatur", bemerkte der Vortragende, „ist unmöglich ohne vergleichende Blicke auf die gleichzeitige Literatur des übrigen Europa. Wie das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Interessen ein Merkmal der modernen Zeit ist, so sind auch die Schätze der Literatur in fortwährendem Tauschhandel des einen Volkes mit dem andern begriffen. Ja, die Literatur-Geschichte ist die Geschichte der Erziehung des Menschengeschlechts zur Humanität!"

Mit Begierde sehen wir dem Fortgange dieser Vorlesungen entgegen.

William Hepworth Dixon, der seit einem Jahre in England und in Nordamerika vielgenannte Verfasser des Werkes New America, das anerkanntermaßen die beste und vollständigste Schilderung der Vereinigten Staaten enthält und von dem in wenigen Monaten sieben Auflagen erschienen, hat soeben ein neues Buch publizirt unter dem Titel „Spiritual Wives", „Geistliche Frauen", welches den Pietismus neuerer Zeit, das sogenannte Muckerthum, wie es sich namentlich in der Frauenwelt kundgegeben, zum Gegenstand hat. Die englischen Theologen haben diesen Erscheinungen den Namen „Revivals", „geistiges Wiederaufleben", gegeben, und Dixon's Buch ist eine Geschichte dieser Revivals in England sowohl, als in Nord-Amerika, und speziell auch in Ostpreußen, wo vor einigen dreißig Jahren die beiden Geistlichen Ebel und Diestel eine separatistisch-religiöse Gemeinde gestiftet hatten, deren eifrigste Mitglieder dem weiblichen Geschlecht angehörten. Ueber diese Angelegenheit sind zwar zur Zeit in Deutschland sehr viele Streitschriften (mehr als 40) erschienen, worunter die des Professors Olshausen, des Ersten, der gegen das Muckerthum auftrat, die meisten Aufschlüsse gab, doch war damals die Publication der Akten des vor den preußischen Gerichten verhandelten großen Prozesses nicht verstattet. Herr Dixon, der zu diesem Zwecke ausdrücklich nach Königsberg gereist war, versichert, sich dort die geheimen Papiere dieser cause célèbre und namentlich eine überaus interessante Denkschrift des verstorbenen Prof. Sachs verschafft zu haben, nach welcher er nunmehr eine vollständige, genaue Geschichte des ostpreußischen Muckerthums, unter Offenbarung aller dabei betheiligten Namen, sowohl der Frauen als der Männer, geliefert hat.

In der englischen Sprache hat das Wort man die doppelte Bedeutung von „Mensch" und „Mann". Dieser Umstand kann möglicherweise in England die politische Gleichstellung der Frauen herbeiführen, ohne daß es dazu eines neuen besonderen Antrages des Herrn Stuart Mill bedürfen wird. Die Reform-Akte von 1867 erklärt nämlich, daß „every man of full age" (jeder volljährige Mann, oder Mensch), im Besitze gewisser Qualificationen, zu einer Wahlstimme berechtigt ist. Eine andere Parlaments-Akte (13 & 14 Vict. c. 21) enthält die Bestimmung, daß, wenn in Gesetzen Wörter männlichen Geschlechts, z. B. „der Verbrecher", „der Zeuge" 2c., vorkommen, diese, falls nicht das Gegentheil ausdrücklich gesagt ist, auch auf Frauen sich beziehen. Hiernach würde also das Wort man, in der Reformbill, in seiner allgemeineren Bedeutung aufgefaßt, den Frauen ohne Weiteres das politische Wahlrecht zusprechen. Es haben sich für diese Interpretationen einige angesehene juristische Autoritäten, wie Herr Anstey, erhoben, während Andere freilich die entgegengesetzte Ansicht haben. Herr Anstey weist nach, daß bereits in früherer Zeit das Wort man in Landesgesetzen und Statuten auch auf Frauen bezogen worden und daß bei vielen älteren Parlamentswahlen in „boroughs" und in Städten Frauen mitgestimmt, ohne daß die Wahl vom Parlament angefochten worden sei. Im Jahre 1739 sei vor dem Gerichtshofe der Kings-Bench ein Prozeß verhandelt worden, bei welchem es sich um das Recht einer Frau, vermöge ihres Steuer-Census an der Wahl der städtischen Beamten der City von London Theil zu nehmen, gehandelt und wobei das Gericht zu Gunsten der Frau entschieden habe. „A femme sole freeholder", war damals, nach älteren Exemplificationen, der Terminus, unter welchem das Wahlrecht der Frau als legal erkannt wurde. Auch in einer britischen Kolonie von Australien hat die Legislatur auf Grund dessen, daß in dortigen Gesetzen das Wort „person" gebraucht ist, die Frauen für politisch gleichberechtigt mit den Männern erklärt.

In Uebereinstimmung mit dem, was wir in unserem heutigen Artikel Holland über die unter den Dichtern und anderen Schriftstellern dieses Landes wachsende Theilnahme für Deutschlands Sprache und Literatur sagen, spricht sich die Kölnische Zeitung vom 23. Januar über die neueste Wandlung der politischen Antipathieen der Holländer folgendermaßen aus: „Wir registriren mit Befriedigung, daß die unvernünftige Preußen-Furcht und Feindschaft, die sich während der Verhandlung der Luxemburger Frage allmählich bis nahe an die Gränzen des Deliriums gesteigert hatte, seit dem Sommer 1867 immer mehr als Ergebniß theils hirnverbrannter, theils gewissenloser Agitatoren erkannt wird. Als Beweis kann auch die Thatsache dienen, daß seit Monaten in den holländischen Zeitungen heftig darüber gestritten wird, welcher niederländischen Partei eigentlich die Schuld an der augenblicklichen Erkaltung der Beziehungen zwischen Preußen und Holland beizumessen sei."

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 8. Februar 1868. [№ 6.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Das Tabak-Monopol in Oesterreich, früher und jetzt.

Der Dualismus hat in Oesterreich Vieles anders gestaltet und neben der Herstellung der Verfassung in Ost- und West-Oesterreich auch eine getrennte und natürlich doppelte Haushaltung für den in zwei Hälften getheilten Staat herbeigeführt. Hat schon die Vertheilung der direkten Steuern auf die Landes- und Reichs-Ausgaben und das Verhältniß der Beitragsquote zu der Staatsschuld zu nicht geringen Schwierigkeiten und zu langen Auseinandersetzungen zwischen Ungarn und den Erblanden Anlaß gegeben, so bieten die indirekten Steuern, die Zölle und die Gefälle, einen fast unentwirrbaren Knäuel von Fragen, die den schärfsten Verstand zu ihrer Lösung herausfordern. Eine der schwierigsten Angelegenheiten ist das Tabak-Monopol und die Verrechnungen aus den Einnahmen desselben. Herr Dr. Joseph Krükl hat dieser wichtigen Frage eine interessante Arbeit („Das österreichische Tabak-Monopol und der Ausgleich mit Ungarn") in der „Oesterr. Revue" (7. Heft, Juli 1867*) gewidmet. Bevor er an die Lösung seiner Aufgabe geht, giebt er einen geschichtlichen Ueberblick über die Entstehung und Ausbeutung dieses Monopols. Da die Behandlung dieser Steuerquelle auch für Norddeutschland von hohem Interesse und bereits der Gegenstand lebhafter Erörterungen war und ist, so dürften wir bei dem Nachfolgen in die Spuren des Verfassers auch unsere Rechtfertigung und die Theilnahme der Leser finden.

Das österreichische Tabak-Monopol schreibt seine Entstehung schon aus dem Jahre 1670 her. Damals hatte Kaiser Leopold I. dem Grafen Khevenhüller das ausschließliche Recht der Tabak-Einfuhr in Oesterreich ob der Enns gegen Entrichtung eines Zolles von 40 Kr. pro Centner verliehen. Die finanzielle Bedeutung dieser ausschließlichen Privilegien für Tabakhandel stellte sich aber erst mit dem Jahre 1678 ein und wuchs bis 1694. Am 20. Mai 1701 kamen die ersten codificirten Bestimmungen über das „Tabak-Monopolium", welches aber nach drei Jahren wieder aufgehoben, und dann im Jahre 1723 abermals eingeführt und unter die unmittelbare Verwaltung des Staates gestellt wurde. Die erste Tabak-Fabrik in Hainburg war schon ein Jahr früher entstanden, und das Erträgniß aus dem Tabak-Gefälle betrug dazumal 300,000 Gulden, im Jahre 1736 aber schon 615,000 Fl. Das Erträgniß steigerte sich rapid weiter, und zwar von 3,1 Million Fl. im Jahre 1784 auf 12,1 im J. 1844. Mit der Ausdehnung des Monopols auf die ungarischen Länder im J. 1851 nahm das Erträgniß einen außerordentlichen Aufschwung: es stieg von 14,6 Millionen im J. 1851 auf 28,2 Millionen Fl. im J. 1858, und erreichte seine höchste Ziffer von 40,9 Millionen Fl. im J. 1862. Im Durchschnitt von fünf Jahren (1860—1864) stellten sich die reinen Einnahmen aus dem Tabak-Monopol auf 33,772,660 Fl. Auf den Kopf der Bevölkerung macht dies eine Consumtion von 1 Fl. 87 Kr. (2¼ Pfund Tabak) in den deutsch-slavischen, und von 90 Kr. (1¹/₇ Pfd.) in den ungarischen Ländern.

Der Verf. bringt damit den Verlauf und die Ergebnisse des Monopols in Frankreich in Vergleich. In Frankreich hat das Tabak-Monopol schon seit dem Jahre 1674 bestanden. Es lieferte im J. 1790 einen Ertrag von 30 Millionen Livres, und wurde im folgenden J. 1791 doch abgeschafft, trotz der Fürsprache von Barnave und Mirabeau, welche in diesem Monopol einen der erträglichsten und am wenigsten drückenden Einkommenszweige erblickten. Man hatte sich darauf in verschiedenen Auflagen und Besteuerungs-Arten versucht: man hatte abwechselnd die Einfuhr, die Fabrication und den Handel besteuert; man erhöhte den Einfuhrzoll von Tabak auf 25, auf 66, 100, 220 und auf 440 Francs; man steigerte auch die Licenzgebühren für Fabrication und Handel, ohne daß das Einkommen im entsprechenden Maße zunehmen wollte, denn es erreichte im J. 1804 kaum 9 Millionen, und im J. 1809 erst 13,7 Millionen Frcs., was also gegen den vorgedachten Ertrag von 30 Millionen um 16,3 Millionen Fr. zurückblieb. Man kehrte darauf mit dem kaiserlichen Decret vom 29. December 1810 wieder zum Monopol zurück. Da stiegen die Einnahmen rasch. Von 1811 bis Ende 1814 betrugen sie im Durchschnitt 26,7 Millionen Frcs., hoben sich 1815 auf 32 Millionen und erreichten 1862 die Höhe von 163 Millionen Francs. Für den Kopf der Bevölkerung stellt sich das Verhältniß in den Jahren 1851—58 also: in Frankreich eine Consumtion von 9,12 Pfund, in Oesterreich eine solche von 13,27 Pfd. pro Kopf, mithin in Oesterreich um 45,5 Procent mehr. Trotzdem ist die Einnahme in Oesterreich geringer. Sie betrug da 1858 rein 26,9 Millionen Fl., hingegen in Frankreich 50,8 Millionen Gulden, somit in letzterem um 89,4 Proc. mehr, was in den günstigern Absatz-Verhältnissen und in den höheren Verkaufspreisen Frankreichs seine Ursachen hat; denn Frankreich verkauft den Wiener Centner um 142,2 Fl., Oesterreich aber um 69,7 Fl., jenes gewinnt 104,1 Fl., dieses nur 36,4 Gulden am Wiener Centner.

Herr Dr. Krükl steht auf dem Standpunkte des Monopols und vertheidigt dasselbe mit allen möglichen Beweisen und mit vieler Gewandtheit. Wenn man ihn liest, sollte man meinen, alle Regierungen hätten nichts Besseres und Eiligeres zu thun, als sofort das Monopol für Gefälle einzuführen. Das Monopol entspreche den gerechten Anforderungen bei der Veranlagung; die Steuerforderung richte sich unmittelbar an den Consumenten und die Entrichtung gehe auch von diesem aus; der Consument steuere da nach seiner Leistungsfähigkeit und nach der Qualität

*) Wien, Karl Gerold's Sohn.

der Waare, und die finanzielle Aufgabe sei hierdurch in der besten Weise gelöst. Die Erfahrung habe unwiderleglich bewiesen, sagt er, „daß es nicht möglich ist, den durch das Monopol erzielten Steuerertrag durch Auflagen auf die Production, Fabrication und den Handel zu ersetzen." Auch Deutschland muß mit Beweisen herhalten, und er citirt eine in Berlin 1857 erschienene Schrift: „Der Zollverein und das Tabak-Monopol", in welcher es heißt: „Man kann alle Einwendungen der Wissenschaft gegen das Monopol zugeben, denn es wird durch diese Einwendungen allein noch nichts bewiesen."

Diese Verfechtung eines lästigen staatlichen Vorrechts wollen wir dem Verfasser in seiner Oratio pro domo, denn er spricht für die Einnahmen des österreichischen Gesammtstaates gegenüber den separatistischen Forderungen Ungarns, um seines Patriotismus willen zugute halten. Einverstanden sind wir damit nicht. Deutschland hat erst neuestens in der Aufhebung des Salz-Monopols den Beweis geliefert, daß man das Wohl der Gesammtheit mit dem fiskalischen Vortheil ganz gut vereinigen kann, ohne zu gehässigen Beschränkungen des Verkehrs und zu widerwärtigen Privilegien zu greifen. Hoffentlich wird man beim Tabak-Gefälle nicht wieder in die alten verfahrenen Geleise und Irrwege zurückfallen. Die Denkschriften der Tabak-Fabrikanten und -Händler des Zollvereins beleuchten diesen Gegenstand mit gründlicher Sachkenntniß von allen Seiten, und die von ihnen erhobenen Einwände gegen das Staats-Monopol scheinen uns viel beherzigenswerther, als was der genannte Autor zu Gunsten desselben vorbringt. Für so verschuldete und durch schlechte Wirthschaft herabgekommene Staaten wie Oesterreich mag das Monopol allenfalls ein Nothanker und ein leidliches Auskunftsmittel sein: Staaten mit geordneten Finanzen brauchen solche verzweifelte Mittel nicht.

Einmal die Nothwendigkeit der Erhaltung des Tabak-Monopols für Oesterreich angenommen, beschäftigt sich der Verfasser mit dem Plane der Theilung der Einkünfte und der Verwaltung dieses Regals. Die Trennung solle nach dem industriellen und administrativen Geschäfte bewerkstelligt werden, so daß Ersteres als „Regie" unter der Controle der Delegationen (Reichsvertretung), Letzteres aber unter Controle der Landesvertretungen stehen würde. Die Regie-Verwaltung hätte demnach die Aufgabe, die Fabrication und den Ankauf des Tabaks zu besorgen, während die Landes-Finanzminister sich mit dem Verschleiß und dem gebührenden Antheil zu befassen hätten. Der Verf. kommt schließlich zu folgenden Resultaten seiner Betrachtungen: 1) Die Aufrechthaltung des Tabak-Monopols ist ein „unabweisliches Bedürfniß" für Oesterreich; 2) die Ausübung dieses Hoheitsrechtes soll im ganzen Reiche auf gleichen Grundlagen beruhen; 3) die Verwaltung des Tabak-Gefälls und die Einnahmen aus demselben sollen an die Landesfinanzen übergehen; hingegen sollen die Regie-Geschäfte „für Rechnung beider Reichshälften" von einer gemeinschaftlichen Administration geführt werden.

Das stellt sich auf dem Papiere leichter her, als in der Wirklichkeit. Das Tabak-Monopol ist übrigens nicht die einzige Schwierigkeit, die bei der Theilung des Reichs zu überwinden sein wird. Der ganze, sehr complicirte Mechanismus, unter dem die österreichische Staatsmaschine jetzt arbeiten soll, muß sich erst erproben. Aufrichtigkeit, Fähigkeit, Einsicht und tüchtige Arbeitskraft können das geborstene Staatsschiff noch retten und die lockeren Theile im steuerfähigen Zustande erhalten. Die jetzt zur Regierung berufenen Männer in Deutsch-Oesterreich berechtigen zu den besten Erwartungen von ihrer staatsmännischen Thätigkeit: hoffen wir, daß man nun auch in den obersten Regionen ernstlich bestrebt sein werde, diesen erwählten Männern den nöthigen Spielraum zur Verwirklichung ihrer Pläne und zur Rettung der Monarchie zu gönnen. H. L. B.

England.

Aus dem zweiten Bande des Buches der Königin Victoria.*)

Während in Europa, wie in Amerika, die meisten Beherrscher der Großstaaten sich mit immer mehr Kriegern und Kriegsmaterial gegen einander zu schützen suchten und die Kaiserin der „grande nation" sich anstrengen mußte, alle ihre neuen Kleider, à Stück fünfhundert bis tausend Francs, wenigstens je Einmal zu tragen und dabei noch in Gemeinschaft mit ihrer spanischen Nachbarin den Kirchenstaat gegen schnöde weltliche Ansprüche zu schützen, machte sich die Königin Victoria, deren Unterthanen über die ganze Erde verbreitet sind, durch die anmuthigsten Exercitien mit den vierundzwanzig friedlichen Guttenberg-Soldaten berühmt. Nachdem sie uns bereits auf die einfachste und herzlichste Weise in ihre junge Liebe und Ehe eingeweiht hatte, lernen wir sie durch ihren neuesten Band, aller königlichen Pracht und diplomatischen Steifheit entledigt, als einfache, warmfühlende und gebildete Dame, Mutter und Frau in ihrem liebenswürdigsten Incognito näher kennen, und zwar in den schottischen Hochlanden, in denen stets ihr Herz war, nicht hier und da in königlichen Schlössern, umgeben von steifen Ceremonienmeistern und schulmeisterlichen Hofdamen, welche oft die Nase rümpften, wenn sie einfach menschlich und herzlich mit ihren theuersten Angehörigen umzugehen suchte.

Es giebt nicht viele Schriftsteller in der Geschichte, welche neben der Feder zugleich auch das Zepter führten, und unter diesen ist die Königin von England gewiß die liebenswürdigste und herzlichste Persönlichkeit. Kaiser Friedrich II. schrieb ein lateinisches Buch über Abrichtung von Jagdfalken, und sein preußischer Namensvetter hinterließ dreißig Bände, die dem Denker und Könige, wenn auch nicht gerade unserer deutschen Literatur, allezeit zur Ehre und zum Ruhme gereichen werden. Der dritte Napoleon suchte, als Exeget des römischen Eroberers und Todtengräbers der Freiheit, seiner Politik einen antiken Heiligenschein umzumänteln, und ein englischer Jakob schrieb und donnerte vergebens gegen den Rauchtabak. Nur der schottische Jakob erwarb sich durch sein Gedicht: „The King's Quhair" einen bedeutenden Ehrenplatz in der englischen Literatur und die herzlichste Liebe seines Volkes, weil er demselben darin die Geheimnisse seines Herzens und seiner Liebe offen und ehrlich verkündete. Dies thut auch die jetzige englische Königin, aber auf viel einfachere und unbefangenere Weise in Form eines gewöhnlichen Reise-Journals durch ihre lieben schottischen Hochlande.

In dem grünen Kleide dieses Buches tritt sie vertraulich in bürgerliche Verhältnisse und Häuser. Sie nimmt uns bei der

*) Leaves from the Journal of our Life in the Highlands, from 1848—1861. To which are prefixed and added Extracts from the same Journal, giving an Account of Earlier Visits to Scotland and Tours in England and Ireland, and Yachting Excursions. Edited by Arthur Helps. London, Smith Elder and Co.

Hand, setzt sich mit uns vor das Kohlenfeuer, öffnet uns ihr Herz und spricht sogar gern von ihren Dienstboten, aber nicht in der üblichen, klagenden und ermüdenden Weise anderer Hausfrauen, sondern mit der rührendsten Anerkennung der Treue, Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit, besonders ihrer hochschottischen Diener John Brown und Grant. Wir lesen von all' den kleinen Liebhabereien und Unannehmlichkeiten, welche das gewöhnliche Alltagsleben ausmachen, von Hunger und Durst, von Wachen und Schlafen und Ermüdung, von Gelächter und Thränen, von Schmerzen, Besorgnissen und Freuden, und es thut uns heute noch weh, wenn wir die kleine „Vicky“, unsere jetzige Kronprinzessin, plötzlich auf einem Wespenneste und jämmerlich zerstochen finden.

Mancher mag die Königin Victoria beneidet haben, so oft sie in der vergoldeten, prächtigen Equipage, umgeben von einem langen Zuge der prachtvollsten Reiter, Wagen und Fußgänger, zur Eröffnung des Parlaments fuhr; aber wir lernen sie erst wirklich lieben und ehren, wenn wir hier lesen, wie sie, ungekannt und in der einfachsten Bürgerlichkeit, durch die Hügel und Thäler streift, in die ärmsten Hütten als freundlicher Genius einkehrt, Trost und Geschenke vertheilt und sich mit Gemahl und Kindern in dem gewöhnlichsten Gasthause einzurichten weiß, wo sie von einem Dienstmädchen des Hauses bedient, ein Paar aufgetriebene junge Hühner so vertheilen muß, daß viele hungrige Magen dadurch einigermaßen befriedigt werden.

Aus diesen Andeutungen des Inhaltes ersehen wir schon, daß wir nicht sogenannte geistreiche Schilderungen und romantisch aufregende Scenen, überhaupt kein schriftstellerisches Kunstwerk erwarten dürfen. Der große Reiz des Buches besteht gerade in der wunderbaren Einfachheit und ungekünstelten Natürlichkeit, in dem furchtlosen Vertrauen, womit sie ganz gewöhnliche Eindrücke und Erlebnisse auf's Papier wirft. Und insofern Emerson sagt, daß eine ganz besondere Eigenthümlichkeit des Genius darin bestehe, gewöhnliche Dinge und Empfindungen, die von Alltagsmenschen nicht beachtet oder der Aufmerksamkeit unwerth gehalten werden, in ihrem tieferen Werthe zu würdigen, muß man diesem neuen Buche der Königin auch Genialität zuerkennen. Gerade deshalb trifft und rührt sie das Herz des Volkes besser, als etwa durch geistreiche und hochfliegende Betrachtungen und Schilderungen. In dieser ehrlichen Beachtung des Gewöhnlichen liegt nun gerade wieder etwas Ungewöhnliches, insofern es so einfach und oft sogar naiv von einer Königin niedergeschrieben ward, welche so peinlich von Ceremonieen, politischen und sozialen Rücksichten gefesselt und beschränkt wird.

Außerdem durchdringt das Buch eine idyllische Einheit des Interesses, da es sich fast ganz auf das Leben und die Erfahrungen in den schottischen Hochlanden beschränkt, von welchen sie, nach Burns, mit mehr Wahrheit singen kann, wie jeder Andere: „Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier“.

Wir wollen hier bemerken, daß es in Schottland zwei bestimmte Racen giebt, die südlichen Niederländer oder Sassenach und die nordischen Hochländer celtischer und norsischer Abkunft. Zwischen diesen beiden Klassen herrscht, wenn nicht Abneigung, doch mehr oder weniger feindliche Neckerei. Der Hochländer blickt auch aus großer Armuth auf den Sassenach, wie auf ein untergeordnetes Wesen herab und hält sogar seine Schwächen, Trägheit und Leidenschaftlichkeit für Vorzüge vor dem Schotten des Thales; aber er ist fast immer mannhaft, muthig und höflich und wird niemals triecherisch. Er ist von starkem Bau, meist männlich schön und von natürlicher Grazie in Haltung und Benehmen. Die Königin und Prinz Albert wählten ihre nächste Dienerschaft aus diesen Hochländern und bewunderten in ihnen das gentlemanartige, treuherzige, einfache, verständige und zuverlässige Wesen, worin sie nie getäuscht wurden. So giebt sie einem derselben, Mr. Grant, ihrem Haupt-Intendanten, ein so vortreffliches Zeugniß und ein so gemüthliches curriculum vitae, wie es der geschätzteste, ebenbürtige Freund nicht besser verlangen könnte. Auch dessen sechs Söhne und die achtzigjährige Mutter finden ihren ungeheuchelten Beifall.

Von ihrem Hauptbegleiter, erstem Diener und späterem beständigen, persönlichen „Kammerdiener im Freien“, dem vierzigjährigen John Brown, spricht sie mit wahrer Wärme; sie rühmt die dem Hochlande eigene, unabhängige Gesinnung, das männliche Selbstgefühl, Offenheit, Einfalt, Gutherzigkeit und Einsicht, Eigenschaften, welche viele andere Menschen nur dann zu schätzen wissen, wenn sie ohne Verbindung mit dem hochländischen Unabhängigkeits-Sinn auftreten. Die Königin hat sogar folgende naive Aeußerung John Brown's mit Wohlgefallen in ihr Tagebuch aufgenommen: „Während wir ritten, unterhielt sich Albert sehr lustig mit Grant; dabei bemerkte Brown gegen mich in seiner einfachen Hochlands-Sprache: „Es ist sehr angenehm, in Gesellschaft einer Person zu sein, welche immer zufrieden ist.“

Daß sie von ihrer, ganz nach dem Geschmack Albert's eingerichteten schottischen Sommerwohnung stets mit Begeisterung spricht, versteht sich von selbst; aber auch für die schottische „Kirk“ und deren Prediger hat sie warmen Sinn und frommes Verständniß. So schreibt sie unter dem 29. October 1854: „Wir gingen, wie gewöhnlich, um zwölf Uhr zur Kirche. Die Predigt wurde von Sr. Ehrwürden Norman M'Leod, aus Glasgow, gehalten, und ich hörte nie etwas Besseres. Ganz extempore gesprochen, war sie durchweg bewundernswerth; so einfach und doch so voller Beredtsamkeit, so schön in ihren Beweisen. Der Text war aus der Erzählung von Nicodemus, wie er des Nachts zu Christus kommt (St. Johannes, Kapitel III). Er bewies in seiner Predigt, wie wir Alle versuchten, uns selbst zu genügen und nur dafür lebten, wobei wir jedoch keine Befriedigung und Ruhe finden könnten. Christus wäre nicht bloß gekommen, um für uns zu sterben, sondern auch zu zeigen, wie wir leben müßten. Das zweite Gebet war sehr rührend; seine Anspielungen auf uns klangen so einfach und vielsagend; besonders als er nach Erwähnung der Eltern ausrief: „Segne ihre Kinder“.

Sie vergißt dann nicht, mit echter Freude zu erwähnen, daß sie, alle Hochländer und auch alle ihre Dienerschaften, wirklich erbaut die Kirche verließen. Aehnliche Bemerkungen über anderweitige Erbauungen in der schottischen Kirk (niemals in einer englischen High Church) finden wir mehrmals wiederholt und sehen darin einen schönen Beweis von ihrer einfachen, echt christlichen, nicht glaubens- oder wortseligen, sondern praktischen Frömmigkeit. Ebenso herzlich und anmuthig lesen sich ihre mannigfaltigen kleinen Erlebnisse in den Hütten armer Hochländer, besonders alter Mütterchen, die sie mit ihren Kindern auf Streifzügen und Spaziergängen besuchte, um mit ihnen harmlos zu plaudern und an ihren Schicksalen herzlich und durch kleine Geschenke Theil zu nehmen. Wie idyllisch und einfach klingt folgende Stelle:

„Ich begab mich in die kleine Hütte der alten Kitty Kear. Sie ist sechsundachtzig Jahre alt, noch ganz gerade und bewillkommnete uns mit einer Miene großer Würde. Sie setzte sich und spann: Ich gab ihr auch einen warmen Unterrock und sie sagte: „Möge der Herr immer mit Euch und den Eurigen sein, hier und jenseits; und möge der Herr Euch immer ein Führer sein und Euch vor allem Schaden bewahren.“ Sie war ganz

erstaunt über Vicky's Größe (14. October 1855); man nimmt großes Interesse an ihr. Dann gingen wir in das Häuschen der alten Wittwe Symons, die trotz ihrer achtzig Jahre immer noch ein hübsches, rosiges Gesicht hatte. Sie war sehr freundlich, schüttelte uns Allen die Hände, fragte, wer ich sei und wiederholte manche liebe Segenssprüche. Zu Vicky sprach sie, als sie gehört hatte, daß sie sich bald verheiraten werde: „Möge der Herr in Eurer Zukunft Euer Führer sein und jedes Glück Euch zu Theil werden." Ueberhaupt war sie sehr gesprächig."

So erfahren wir noch von ähnlichen Besuchen bei anderen hochschottischen Familien, auch bei Grant's Mutter, welcher statt des Unterrocks ein Kleid und ein Taschentuch geschenkt ward, wofür sie unter Thränen dankte. Auch sprach sie in ihrer simplen Weise ihre Trauer über Vicky's bevorstehendes Scheiden aus und setzte hinzu, daß es auch wohl ihr leid thun werde. Ueber diesen Ausspruch erschrak sie, aber sie entschuldigte sich damit, daß sie immer sage, was sie denke und nicht, was sich passe. Eine solche Runde schließt die Königin mit folgender Bemerkung: „Die Zuneigung solcher guten Leute, die so herzlich und glücklich sind und an Allem Theil nehmen, ist wahrhaft rührend und erfreulich."

Ihre Vorliebe für die Hochschotten und deren Eigenthümlichkeiten dehnt sich sogar bis auf die Dudelsackspfeifer aus, wie folgende Stelle beweist. „Wir hatten neun Dudelsackpfeifer im Schlosse Balmoral; manchmal spielte Einer, manchmal Drei. Sie spielten immer während des Frühstücks, dann wieder zum luncheon (zweiten Frühstück), ebenso wie oft wir auch aus- und eingingen, dann wieder vor und meist während des Mittagessens. Wir beide haben Dudelsäcke förmlich lieben gelernt."

Auch war die Königin keine Kostverächterin schottischer Volksgerichte; ihr schmeckte sogar die von Dr. Johnson verächtlich behandelte dicke Hafermehl-Suppe, welche sie für sehr gut hielt, ebenso die Finnan haddies (geräucherter Kabeljau erster Klasse). Aber der Ruhm und Stolz der schottischen Küche, hodge—podge, (Hammelbrühe mit verschiedenen Gemüsen) fand ihren Beifall durchaus nicht, weshalb sie sich beim zweiten Gange durch sehr gute Kartoffeln entschädigte. Doch wir können nicht in alle die gemüthlichen Erlebnisse, harmlosen Abenteuer und landschaftlichen Schönheiten Schottland's eingehen, von welchen uns die Königin so einfach und oft mit Begeisterung zu erzählen weiß. Geben wir bloß einige ihrer Ansichten und Urtheile wieder: „Des Morgens machten wir uns auf, um diese lieben Hochlande zu verlassen. Ich hatte für jede Kleinigkeit, jedes Fleckchen Zuneigung gewonnen; unser Leben der Ruhe und Freiheit, alles Liebliche um uns herum und alle die Hochländer und das Volk, welches mit uns ging, hatte ich gar so sehr lieben gelernt. O diese lieben Hügel, es machte mich sehr traurig, sie hinter mir zu lassen! Die englische Küste erschien dagegen so furchtbar flach. Die Eigenthümlichkeit der Hochlande und der Hochländer ist groß; sie sind so ritterlich, fein und thätig. Unser Aufenthalt unter ihnen war so voller Freuden! Unabhängig von der schönen Scenerie hatte die Ruhe, die Zurückgezogenheit, die Wildheit und Freiheit und die Einsamkeit einen solchen Reiz für uns."

Die Königin und Prinz Albert liebten es, häufig incognito kleine Ausflüge zu machen, von denen wir uns einen von der Königin schildern lassen wollen:

„Einige Sekunden brachten uns hinüber zu der Straße, wo wir zwei schäbige Fahrzeuge fanden, eine Art von Barouche, in welche Albert und ich stiegen, Lady Churchill und General Grey kletterten in das andere gebrechliche Ding, jedes mit ein paar kleinen und ziemlich elenden Pferden, die vom Bocke gelenkt wurden. Grant hatte sich an unseren, Brown an den anderen Wagen angeschlossen. Von den vierzig Meilen, die wir zurücklegten, ritten wir wenigstens die Hälfte auf unseren Pferden. Wir hatten uns vorgenommen, uns Lord und Lady Churchill mit Begleitung zu nennen! Lady Churchill passirte als Miß Spenser und General Grey als Dr. Grey. Brown vergaß dies einmal und nannte mich Ew. Majestät, und Grant rief einmal Albert Ew. Königl. Hoheit zu, worüber wir viel lachen mußten, aber Niemand bemerkte es. Von allen landschaftlichen Schönheiten war mir auf der ganzen Reise nichts so erfrischend, als die vollständige Einsamkeit: kaum irgendwo eine Wohnung oder ein einzelner Mensch. Endlich wurde es dunkel; die Berge verschwanden allmählich, der Abend war mild mit einigen Tropfen Regen. Wir fuhren immer weiter und weiter, bis wir endlich Lichter sahen und durch eine lange, krüppelige Stadt fuhren. Hier lenkten wir durch einen schmalen Hof ein, hielten vor der Thür des Gasthauses und stiegen aus. Wir stiegen eine kleine Treppe hinauf und wurden in unser Schlafzimmer unter dem Dache gewiesen, einen kleinen, aber reinlichen Raum, wo das große Himmelbett beinah Alles ausfüllte. Gegenüber war das Gesellschafts- und Speisezimmer — sehr sauber und von ansehnlicher Größe. Dann kam Albert's sehr kleines Ankleidezimmer. Meine beiden Mädchen waren auf einer anderen Straße gekommen; wir machten Toilette und setzten uns zu Tische. Grant und Brown hätten uns aufwarten sollen, aber waren zu verschämt (bashful) und thaten es nicht. Eine Frau in Locken that Alles; und nach dem Essen deckte sie ab, stellte die Flasche Wein, die wir uns mitgebracht hatten, mit den Gläsern auf den Tisch, wie es alte englische Sitte war. Hernach versuchte ich, einen Theil dieser Notizen niederzuschreiben; aber das Sprechen ringsum verwirrte mich, während Albert patience spielte. Etwa halb zwölf Uhr begaben wir uns zu Bett. — Habe nicht sehr gut geschlafen. Ein nebliger, regnerischer Morgen. Wir standen ziemlich früh auf und saßen arbeitend und lesend bis zum Frühstück, auf welches wir ziemlich lange warten mußten. Guter Thee und Brod und Butter und eine ausgezeichnete Suppe.

Jane Shackle (eine von den Kammermädchen) war sehr nützlich und aufmerksam und sagte, daß sie Abends alle zusammen in dem Commercialzimmer gegessen hätten, sie, die beiden Mädchen, Grant, Brown, Stewart und Walker und sehr lustig gewesen wären. Die Leute um uns waren sehr amüsant. Die Wirthin sagte ihr (Jane) unter Anderem: Ihre Dame macht mir keine Umstände. Auf der Straße draußen, einer sehr langen, war es vollkommen ruhig, nur daß hier und da ein einzelner Wagen fuhr oder ein Kind lief. General Grey kaufte sich in einem Laden eine Uhr für zwei Pfund. Gegen Mittag ritten wir auf unseren Ponies ein Stück hinaus, wo wir mit einer schönen Aussicht auf den Avon-Fluß auf dem Rasen frühstückten."

Hier wurden Brown und Grant mit mildem Vorwurf gefragt, warum sie am Tage vorher nicht aufgewartet hätten? Brown entschuldigte sich damit, er hätte gefürchtet, daß er als nicht gelernter Kellner es nicht recht gemacht haben würde, worauf die Königin entgegnete, sie möchten es bei ähnlichen Gelegenheiten nur hübsch versuchen, da sie nicht gern fremde Personen um sich habe.

Das sind lauter unscheinbare Kleinigkeiten, mit denen fast das ganze Buch gefüllt ist, so daß Leser und Leserinnen, durch handlungs- und sensationsreiche Romane und abenteuerliche Reisebeschreibungen verwöhnt, wohl kaum den rechten Sinn und Ge-

schmack finden werden, ein so einfaches Tagebuch und den gutmüthigen weiblichen Sinn darin mit ihrer vertraulichen Offenheit gehörig zu würdigen. Aber der Umstand, daß es eine Königin, die Königin des stolzesten und in Bezug auf Essen und Trinken und Lebens-Bequemlichkeiten anspruchsvollsten Volkes schrieb, giebt gerade dieser Einfachheit und Anspruchslosigkeit einen Reiz, nach welchem die geistreichsten und abenteuerlichsten Bücher vergebens streben. In unserer blasirten und anspruchsvollen Zeit, wo jeder reisende Handlungsdiener auf Logis und Kost zu schimpfen geneigt ist und die gewöhnlichsten Bürger- und Bauernfrauen ihre Ansprüche auf Wohnung und Kleidung, Speisen und Getränken an öffentlichen Orten nicht hoch genug schrauben zu können meinen, sind wir der Königin von England schon für Stellen ihres Buches herzlich dankbar, in welchen sie sich mit Thee, Brod und Butter und Suppe zum Frühstück für befriedigt erklärt und es nicht unter ihrer Würde hält, und sogar vielleicht interessant findet, zu melden, daß General Grey sich im Laden eine Uhr für zwei Pfund kauft.

Uebrigens wissen wohl die Millionen englischer Unterthanen ihrer bescheidenen, echt weiblichen und mütterlichen Königin das einfache, vertrauliche Tagebuch gut zu würdigen und lasen es schon während der ersten vier Wochen in mehr als 20,000 Exemplaren im engeren Vaterlande. Man muß es auch ordentlich und ganz lesen, um aus diesen einfachen Mittheilungen die echte Weiblichkeit, vertrauliche Offenherzigkeit und das ganze, anspruchslose Wesen einer Königin herauszufühlen und in den allgemeinen Herzensruf des englischen Volks aller Klassen einzustimmen: „Gott segne und erhalte sie!"

Möge der Himmel dieses Gebet erhören, denn ihr Nachfolger scheint schon jetzt das Seinige dazu beizutragen, daß der einst unvermeidlich werdende Verlust als das größte National-Unglück gefühlt werde. H. B.

Mexiko.

Das Trauerspiel in Mexiko.

I.

Die Enthüllungen Kératry's.*)

Wichtige Aufklärungen über die Geschichte des unglücklichen Kaisers Maximilian brachte die in politischen Zeitungen viel besprochene, von uns aber bisher noch nicht erwähnte Schrift des Grafen Kératry: „Des Kaisers Maximilian Erhebung und Sturz". Sie lieferte einen neuen Beweis von der Verderblichkeit der den Napoleoniden eigenen Politik, wonach sie, als Herrscher der großen Nation, den Beruf zu haben glauben, die Vorsehung der politischen Welt zu spielen. Maßte sich Napoleon I. bloß für Europa die Rolle eines die Geschicke der Fürsten und Völker leitenden Gottes an, so meinte Napoleon III., nachdem er durch die Kriege in der Krim und in Italien seine Uebermacht bewiesen hatte, den kühnen Plan fassen zu dürfen, seinen Einfluß auch auf die neue Welt auszudehnen. Die Umstände waren günstig. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, die allein sich seinem Vorhaben widersetzen konnten, waren durch den Bürgerkrieg gelähmt, und die Convention vom 30. Nov. 1861 zwischen Frankreich, England und Spanien: Mexiko zur Erfüllung seiner Verpflichtungen und zur Garantie eines wirksamen Schutzes für die Personen und das Eigenthum der Nationalen der drei Mächte zu zwingen, gab den Vorwand, eine Flotte mit einem Heere nach Mexiko zu schicken. In dem Präliminar-Vertrag von Soledad, vom 19. Februar 1862, erklärte sich der Präsident Juarez, dessen Autorität der Artikel 1 ausdrücklich anerkannte, bereit zu der von den drei Alliirten verlangten Genugthuung und zu der Leistung der geforderten Garantieen. England und Spanien ratificirten den Vertrag; nur Frankreich erklärte, daß es die Convention von Soledad nicht annehmen könne, weil sie der nationalen Würde zuwider sei. Das englische und spanische Geschwader kehrte nach Europa zurück; das französische Expeditionsheer bereitete sich zur Offensive vor.

Dem Scheine nach, hatte also die französische Invasion nur den Zweck, die Interessen der Nationalen zu schützen, und die Schuld des Krieges fällt einzig auf Juarez, der durch Weigerung oder illusorische Concessionen den Forderungen Frankreichs nicht gerecht werden wollte. Allein ganz anders erscheint die Sache, wenn wir erfahren, was vorher hinter der Scene vorgegangen war. Am 18. Januar 1861, zehn Monate vor der Convention der drei Mächte, während Juarez noch ruhig in Mexiko residirte, ohne den Sturm zu ahnen, der ihm von Europa aus drohte, war bereits sein Sturz entschieden. In der kleinen Stadt Tlalpam, vier Stunden von Mexiko, knüpfte der General Leonardo Marquez die ersten Fäden der Verschwörung, mit der sich schon das Kabinet der Tuilerien und der Prinz in Miramar einverstanden erklärt hatten. In dieser Nacht des 18. brachte ein indianischer Bote ein vertrautes Schreiben von Marquez an den Licentiaten Aguilar, den früheren Minister Santa-Anna's, des Inhalts, daß die Stunde gekommen sei, die politische, soziale und militairische Reaction zu organisiren. Er bot ihm die Präsidentschaft eines Directoriums und das Recht an, dazu die Mitglieder zu wählen, die er für den Dienst der guten Sache am Meisten befähigt halten würde. Dios e Orden sollte das Signal der Revolution sein gegen Libertad e Independencia, die Devise der Republik. Bereits hatten in Paris die mexikanischen Emigrirten Gutierrez de Estrada, Hidalgo, Almonte, der Ex-Präsident Miramon für die Sache gewirkt, und in Rom hatte der Erzbischof von Mexiko, La Bastida, für dieselben Interessen, im Namen des seiner Güter der todten Hand durch das Gesetz von 1859 beraubten Klerus, gekämpft. In Paris, wie in Rom, zeigte man sich dem Plane günstig, einen Prinzen aus dem Hause Habsburg auf den alten Thron Iturbide's zu erheben. Mit geheimer Unterstützung des französischen Hofes, wo spanische Sympathieen ein Hauptgewicht hatten, bot die Partei der mexikanischen Emigrirten dem Erzherzog Maximilian, der eben alle seine Chargen in seinem Vaterlande aufgegeben und sich nach Miramar zurückgezogen hatte, die Kaiserkrone an. Die Unterhandlungen zwischen Paris und Miramar dauerten acht Monate, ehe der Widerstand des Erzherzogs besiegt war.

Erzherzog Maximilian war von Hause aus ein eifriger Katholik und ein ritterlicher Charakter, voll romantischer Ideen, der als Sprößling Karl's V. sich zu einem Throne berufen glaubte. Er setzte ein unbedingtes Vertrauen in die politische Einsicht des Kaisers Napoleon. Kurz nach dem 2. December 1852, ehe noch das Kaiserthum in Frankreich proclamirt war, erkannte der künftige Kaiser von Mexiko in dem künftigen Kaiser von Frankreich „den mächtigen Geist eines Staatsmannes, der sein Jahrhundert beherrscht". Sonst war er den Franzosen abgeneigt; sie waren ihm zu wenig katholisch und zu wenig

*) L'empereur Maximilien, son élévation et sa chute. D'après des documents inédits, par le comte Émile de Kératry. Leipzig, Duncker et Humblot, 1867.

romantisch, und was er am Meisten verabscheute, das waren ihre Ideen und ihr Esprit; mehr sympathisirte er mit den Spaniern. Der Prinz richtete ein Schreiben an den autorisirten Vertrauten Gutierrez de Estrada, worin er sich bereit erklärte, die angebotene Krone anzunehmen, wenn Frankreich und England ihn mit ihren moralischen und materiellen Garantieen zu Land und Meer zu unterstützen sich verpflichteten. Dieses kostbare Document ward nach Meriko an Aguilar befördert; aber das Geheimniß wurde nicht fest bewahrt. Aguilar wurde verhaftet, doch aus Mangel an genügenden Beweisen später freigelassen. Im October 1861 beauftragte der Minister Thouvenel den französischen Gesandten in London, das englische Kabinet in Bezug auf die von Marimilian geforderte Garantie Englands zu sondiren, ohne doch in seinen Eröffnungen sich gerade heraus zu erklären. Thouvenel, deshalb vom englischen Gesandten mehrmals interpellirt, fürchtete, zu weit gegangen zu sein und antwortete kategorisch: „Dem merikanischen Volke soll keine Regierung aufgedrängt werden." Auf die Frage des Lords Cowley, ob in Betreff der Candidatur des Erzherzogs Marimilian Unterhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich schweben, erklärte der Minister Thouvenel: „Unterhandlungen sind bloß durch die Merikaner in Paris angeknüpft worden, die sich deshalb nach Wien begeben haben." England handelte klug, die Autorität Juarez' anzuerkennen und sich von dem ganzen Handel fernzuhalten; es hatte den Vortheil, daß es am Günstigsten mit den Merikanern abschnitt, da es im Voraus auf die merikanischen Einnahmen während der Expedition zu Gunsten seiner Nationalen Beschlag gelegt hatte.

Die eigentliche Absicht, die Napoleon bei der Anspinnung der Intrigue hatte, spricht er deutlich selbst aus in einem Schreiben an den General Forey, vom 3. Juli 1862: „Wenn Marimilian seine Unabhängigkeit bewahrt und die Integrität seines Reiches behauptet; wenn mit dem Beistande Frankreichs eine feste Regierung in Meriko Dauer gewinnt: so werden wir der lateinischen Race auf der anderen Seite des Oceans ihre Macht und ihr Ansehen wiedergegeben haben". Die Expedition hatte demnach zum Zweck, den Triumph der lateinischen Race auf amerikanischem Boden und die Zurückdrängung des bisherigen Einflusses der angelsächsischen. Unter Napoleons Hegemonie sollte in Amerika, wie in Europa, die romanische Race die germanische beherrschen, und mit dem Siege des Romanismus war auch zugleich der Sieg des Katholicismus über den Protestantismus entschieden. Wahrlich, eine großartige Idee, wie sie nur der moderne Cäsar fassen konnte! Diese wahre Absicht Napoleons stand in formellem Widerspruch mit den Instructionen der französischen Regierung an ihre Bevollmächtigten und mit der Sprache der Minister Billault und Rouher, welche bis jetzt auf der Tribüne behauptet hatten, daß es sich nicht um die Gründung eines Reiches für Marimilian gehandelt habe, sondern daß nur die Vertheidigung der nationalen Interessen die Feindseligkeiten gegen Juarez hervorgerufen hätten. Weder Juarez, noch die Vereinigten Staaten waren darüber in Zweifel, daß Napoleon den Krieg der Süd- und Nord-Staaten benutzen wollte, seine Politik auch in Amerika zur Geltung zu bringen. Der Präsident Lincoln schrieb an Juarez: „Wir sind nicht im offenen Kriege mit Frankreich; aber rechnen Sie auf unser Geld, auf unsere Kanonen und auf Freischaaren, deren Werbung wir begünstigen werden."

Der Verfasser kommt zur Erzählung der Kriegsereignisse, die wir hier übergehen. Der General Forey, der Sieger von Puebla, rückte in Meriko ein. Der Enthusiasmus der Merikaner war ein gemachter. Juarez war nicht von der Bevölkerung aus der Hauptstadt verjagt worden, sondern hatte sie, der Uebermacht weichend, als Staatsoberhaupt verlassen, ohne sich zu compromittiren. Er hat nie seiner Gewalt entsagt, sondern hartnäckig sein Recht behauptet. Darin lag das Geheimniß seiner Kraft und seines Widerstandes. Unter Einfluß der klerikalen Partei ward eine Regentschaft eingesetzt, nachdem der General Forey eine Junta berufen hatte, die den Erzherzog Marimilian zum Kaiser von Meriko wählte. Im Oktober 1863 erhielt der General Bazaine das Ober-Kommando der französischen Armee aus den Händen des General Forey, der, zum Marschall erhoben, nach Frankreich zurückkehrte. Am 28. Mai 1864 landeten der Erzherzog und die Erzherzogin zu Vera-Cruz. Ihr Empfang war ein übler; nur die indianische Race kam ihm mit Vertrauen entgegen. Die Indianer hofften von Marimilian das Versprechen der Freiheit und der bürgerlichen Rechte und kehrten enttäuscht in ihre armseligen Rancho's zurück.

Marimilian hat zahllose Fehler begangen, weil er die Verhältnisse nicht kannte und im Vertrauen auf Frankreich auf einem gesicherten Throne zu sitzen glaubte. Er erlag der Last des Budgets, den entfesselten Leidenschaften und dem Verrath, der in dem Blute der Merikaner liegt. Die Merikaner brauchten einen Regenten wie Ludwig XI. oder Cromwell, der gerade auf das Ziel losgeht, und nur an das Land, nicht an die Individuen denkt, der, das Schwert an der Seite, immer im Sattel ist. Statt dessen, hoffte Marimilian das Land mit Gesetzentwürfen zu gewinnen, und weil er Alles an Einem Tage schaffen wollte, zerfiel das Reich, ehe es noch eigentlich entstanden war. Im letzten Jahre kam noch der Zwiespalt zwischen dem Kaiser und dem französischen Oberbefehlshaber hinzu. Der zweideutige Marschall Bazaine hat einen warmen Vertheidiger an unserem Verfasser gefunden.

Der unerwartete definitive Sieg der Nordstaaten Amerika's über die Südstaaten machte dem schlauen Spiel Napoleons ein Ende. Die Regierung zu Washington forderte energisch die Räumung Meriko's, und Napoleon war gezwungen, Marimilian fallen zu lassen. Damit der Treubruch verdeckt werde, kam es darauf an, dem Kaiser von Meriko es unmöglich zu machen, weiter zu regieren, und ihn so zur freiwilligen Abdankung zu bewegen. In diesem Sinne waren die Instruktionen abgefaßt, die Bazaine aus Paris erhielt. Der General war aber zu sehr Soldat und zu wenig Hofmann, um die Absicht zu erkennen. Er begnügte sich, die Befehle wörtlich auszuführen, und als Napoleon den General Castelnau nach Meriko schickte, der in Verbindung mit dem französischen Gesandten Dano zum Sturze Marimilian's selbst heimlich mit den Dissidenten conspirirte, hielt Bazaine sich fern von den Intriguen, die ihm mit seiner militärischen Ehre unvereinbar schienen. Allerdings hätte er sich um Napoleon, wie um Marimilian ein großes Verdienst erworben, wenn er, als Marimilian sich nach Orizaba begeben hatte, um nach Europa zurückzukehren, mit Gewalt sich seiner Person bemächtigt und ihn so gehindert hätte, auf die Vorspiegelungen der Klerikalen, die ihm Truppen und Geld versprachen, seinen Entschluß zu ändern und von Neuem den Kampf zu beginnen, der die traurige Katastrophe herbeigeführt hat.

Marimilian wurde das Opfer des unglückseligen Decrets vom 3. October 1865. Es war in der Zeit erlassen worden, als sich das falsche Gerücht verbreitet hatte, Juarez habe zu Paso del Norte die merikanische Gränze überschritten und sich auf nordamerikanisches Gebiet geflüchtet. Marimilian glaubte, Juarez habe selbst seine Sache aufgegeben, und hielt es an der Zeit, die republikanische Partei mit sich zu versöhnen. Im

Staatsrathe gab er seinen Entschluß zu erkennen, Juarez die Präsidentenstelle des höchsten Gerichtshofes anzubieten und alle Berühmtheiten der republikanischen Partei um sich zu sammeln; das Decret sollte nicht gegen die Anhänger Juarez', sondern gegen die Plünderer, die noch ferner unter der republikanischen Fahne ihr Wesen treiben würden, gerichtet sein.

Maximilian hat das Decret eigenhändig geschrieben und alle Minister haben es unterzeichnet; nur Bazaine verweigerte seine Unterschrift, weil es unnütz sei neben den Funktionen des französischen Kriegsgerichts (Hr. von Montlong widerspricht dieser Angabe in seiner nachfolgend erwähnten Schrift und macht über Bazaine ganz andere Enthüllungen). In Folge des Decrets wurden die Generale Arteaga und Salazar, die dem regelmäßigen Heere Juarez' angehörten, erschossen. Dieser Gewaltact führte angeblich als Repressalie den Tod Maximilian's herbei.

Sein unglückliches Geschick hat Maximilian einzig Napoleon zu verdanken, wie er es auch selbst ausgesprochen hat. Als er die kaiserliche Botschaft vom 31. Mai 1866 erhielt, worin der Vertrag von Miramara zerrissen und dafür eine andere Convention verlangt wurde, nach der die letzten Hilfsquellen des Reiches, die Zölle von Tampico und Vera-Cruz, zur Hälfte an Frankreich überliefert werden sollten, widrigenfalls mit der sofortigen Abberufung der französischen Truppen gedroht wurde, rief er aus: „Man hat mich betrogen! Es giebt eine geheime Convention zwischen dem Kaiser Napoleon und mir, ohne welche ich den Thron nicht angenommen hätte; sie garantirt mir in allen Fällen den Beistand der französischen Truppen bis Ende 1868." Man kennt in London die Existenz dieses geheimen Tractats. Maximilian war zur sofortigen Abdankung entschlossen; die Kaiserin hielt ihn zurück. Sie wollte es versuchen, persönlich für ihn bei Napoleon und dem Papst zu wirken. Die Erörterungen, die zwischen dem Kaiser von Frankreich und der Kaiserin von Mexiko zu St. Cloud stattfanden und von denen die Kaiserin Charlotte unmittelbar nachher selbst den Bericht dictirt hat, waren von der Art, daß sich von da an der Wahnsinn der unglücklichen Frau datirt, und statt der Hilfe und des Trostes, die sie in Rom bei dem heiligen Vater suchte, wurden ihr die herzlosesten Vorwürfe, daß Maximilian den Ansprüchen des Klerus nicht gerecht geworden sei. Sie wußte nicht, daß ihr Gemahl zu seinem Verderben sich bereits in die Arme der Klerikalen geworfen hatte. Der Pater Fischer war es, der den Kaiser zu diesem unheilvollsten Schritte trieb, wodurch er sich noch die letzten Sympathieen des mexikanischen Volkes verscherzte.

Augustin Fischer, ein Deutscher, war 1845 in Texas eingewandert. Nachdem er da eine Zeitlang ohne Erfolg Clerc bei einem Notar gewesen war, begab er sich nach Californien, um Gold zu suchen. Auch damit scheint es ihm nicht geglückt zu sein; er wanderte daher nach Mexiko, schwor da als Protestant seinen Glauben ab, nahm die Weihen und erhielt den Posten eines Secretärs des Erzbischofs von Durango. Bald jedoch wegen seines lüderlichen Lebens aus dem erzbischöflichen Palaste verbannt, fand er Aufnahme bei Sanchez Navarro, der ihn dem Kaiser Maximilian empfahl. Dieser übertrug ihm eine diplomatische Mission nach Rom, die keinen Erfolg hatte. Trotzdem wuchs Fischer's Einfluß nach seiner Rückkehr. Der Ehrgeiz des kaiserlichen Secretärs kannte keine Gränzen; die Gunst seines Herrn sollte ihm zu dem Bisthum Queretaro, der reichsten Pfründe in Mexiko, verhelfen. Fischer war der böse Dämon, der den Kaiser in den letzten aussichtslosen Kampf trieb, indem er ihm die kräftigste Unterstützung der Klerikalen an Truppen und Geld versprach. Man muß es bedauern, daß Maximilian nicht in Queretaro, das Schwert in der Hand, den Tod gesucht hat. Ein Eroberer, den das Geschick besiegt hat, fällt würdiger im Feuer der Schlacht, als von der Kugel eines Kriegsgerichtes. Indeß darf man annehmen, daß Maximilian immer noch auf eine friedliche Entwickelung gehofft hat. Er war entschlossen, seine Macht in die Hände Juarez' zurückzugeben, und capitulirte, weil sein ritterliches Herz an Großmuth glaubte.

„Die große Lehre" — so schließt unser Verfasser — „die aus der Geschichte der mexikanischen Expedition folgt, ist, daß Staaten nicht ungestraft abenteuerliche Zufalls-Politik treiben. Sie erschüttern dadurch nur im Inneren, wie im Aeußeren ihre Macht und büßen den Nimbus ihrer Würde ein. Die Regierungen dürfen nicht vergessen, daß die Menschen in den höchsten Regionen, wie in den niedrigsten Schichten von Leidenschaften beherrscht werden; daher ist es ihre Pflicht, alle ihre Handlungen der heilsamen und schützenden Controle ihres Volkes zu unterwerfen, wenn sie sich nicht der strengeren Controle der Nachwelt aussetzen wollen." E. M.

II.

Wilhelm v. Montlong's authentische Enthüllungen.*)

Der Herausgeber der vorliegenden, mit einer reichen Fülle von authentischen Schriftstücken und Belegen ausgestatteten Denkschrift, Herr Wilhelm v. Montlong, war Kabinets-Offizier Maximilian's und Hauptmann (zuletzt Major) im mexikanischen Generalstab. Er hat, wie kein Anderer, Gelegenheit gehabt, die Handlungen des unglücklichen Kaisers und die Intriguen der ihn umgebenden Personen, der Mexikaner sowohl als der Franzosen, die sich gegenseitig durch fides punica zu übertreffen suchten, zu beobachten. Der Auftrag, eine „genaue, detaillirte Schilderung des Benehmens zu entwerfen, das die französische Armee während ihrer Besetzthaltung des Landes beobachtete (de formar una noticia exacta y pormenorizada acerca de la conducta observada por el Ejército frances durante su permanecencia en el Pais), ist dem Hauptmann von Montlong durch einen den kaiserl. mexikanischen Regierungs-Minister (Ministro de Gobernacion) gerichteten, vom Kabinets-Sekretair Augustin Fischer unterzeichneten Befehl des Kaisers vom 3. Februar 1867 ertheilt worden.

Maximilian hat leider zu spät die punische Treue des französischen Heeres und seines Führers, des Marschalls Bazaine, vollständig durchschaut. Vergebens hatte er das Geliebteste, was er auf Erden besaß, die Kaiserin Charlotte, die in Mexiko sein Schutzengel gewesen war, nach Europa ziehen lassen, um den Kaiser der Franzosen zu einem minder punischen Verfahren zu bewegen. Vergebens hatte Maximilian, nachdem Napoleon III. sein feierliches Versprechen, die französischen Truppen bis Ende 1868 in Mexiko zu lassen, zurückgenommen, seine sofortige Abdankung angeboten; die mexikanischen Klerikalen drängten ihn, sie nicht zu verlassen, und zuletzt haben sie ihn, im Einverständnisse mit solchen Menschen, wie Fischer und Lopez, selbst verrathen.

Im Widerspruche mit Graf Kératry, schildert Hr. v. Montlong den Charakter des Marschalls Bazaine, als den eines Mephistopheles, der den edeln Faustischen Schwärmer Maximilian in sein Verderben und seinen Untergang hineinzog.

*) Authentische Enthüllungen über die letzten Ereignisse in Mexiko. Auf Befehl weiland Sr. Majestät des Kaisers Maximilian, nach Dokumenten bearbeitet von Wilh. v. Montlong. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung, 1868.

Bazaine ist mit einer nahen Verwandten des Verräthers Lopez verheiratet, und soll die Absicht gehabt haben, selbst einmal Präsident der mexikanischen Republik zu werden. Eine ganze Reihefolge von Thatsachen wird aufgeführt, um das hinterhaltige Verfahren Bazaine's und die unehrenhaften Operationen des französischen Expeditions-Corps zu charakterisiren. Als Wendepunkt des mexikanischen Dramas wird der Fall von Matamoros bezeichnet, der in nachstehender Weise geschildert wird:

„Der kaiserl. mexikanische General Olvera erhielt vom Ober-General, Don Tomas Mejia den Befehl, einen Waaren-Transport im Werthe von 1½ Millionen Piaster (1 Piaster à 5 Francs 80 Cent.) von Matamoros zu Land nach Monterey zu escortiren. Die Colonne, bestehend aus 2000 Mann aller drei Waffengattungen, worunter 300 Oesterreicher mit einer halben Gebirgs-Batterie, marschirte am 14. Juni 1866 von Matamoros ab. Ohne Unfall langte sie bis auf kurze Distanz von Camargo, am 16. Juni in Santa Gertrudis an, als plötzlich der Feind, der in doppelter Stärke, von amerikanischen Neger-Regimentern unterstützt, hier im Hinterhalt lag, von allen Seiten angriff. Der erste Stoß erfolgte im Rücken der Colonne auf ein Bataillon der Contra-Guerilla, es war jedoch nur ein Scheinangriff der Banden des Canales. Die Oesterreicher schlugen den Angriff der ganzen feindlichen Kavallerie ab und schon war es ihnen gelungen, die feindlichen Reihen in Unordnung zu bringen, als diese mit Verstärkung neuerdings anrückten und noch heftiger angriffen. Die in dem ebenen Terrain in ganzer Front unter Trevino's Anführung angreifende Kavallerie, wurde von den zwei gezogenen Geschützen der Oesterreicher mit Büchsen-Kartätschen und aufgesetzten Shrapnels wiederum zum Weichen gebracht (aus beiden Geschützen gaben sie auf Entfernungen von 30, 40, 50 Schritten über 40 Schüsse. Beim dritten Angriff endlich ertönte auch von den kaiserlichen Mexikanern plötzlich der Ruf „viva la libertad!“ und Freund wie Feind richteten nun in vollster Wuth ihre Waffen nur gegen die Oesterreicher. 6—700 Todte blieben auf dem Kampfplatze; von den Oesterreichern, welche wie die Löwen kämpften, wurden 148 Mann zu Gefangenen gemacht und nach Camargo transportirt, ja! eine große Anzahl dieser Gefangenen wurde sogar noch nach dem Kampfe, während des Transports, niedergemetzelt. Auf Escobedo's Befehl wurden später noch mehrere erschossen.

„Die nächste Folge war, daß der brave General Mejia, der in Matamoros commandirte und durch zwanzig Monate diese wichtige Stadt dem Kaiserreiche zu erhalten gewußt, sie nun nicht mehr behaupten konnte und — um die Einwohner nicht den Schrecken einer Belagerung und Plünderung auszusetzen, es vorzog, mit dem Delegirten Carbajal's, Don Juan José de la Garza, unter den Auspicien des in Brownsville commandirenden amerikanischen Generals Getty — eine Capitulation mit freiem Abzug sammt Waffen abzuschließen. Ein Theil der Garnison und Einwohner, die sich vor den Repressalien der Liberalen auf ein Schiff retteten, litt auf der Fahrt nach Veracruz Schiffbruch, wobei, bis auf 61 Personen, Alles umkam. General Mejia langte über Bagdad am 30. Juni in Veracruz an.

„Allerdings war man schon durch die Vorfälle in Bagdad auf eine solche Katastrophe vorbereitet; doch man rechnete darauf, daß der vom französischen General Jeanningros begonnene Feldzug, die vom General Olvera dem Dissidenten General Cortina beigebrachten zwei Niederlagen, die Nähe der französischen Truppen in Nuevo Leon und Saltillo, endlich die wachsenden Zwistigkeiten im Juaristischen Lager ein solches Unglück verhindern würden.

„Welche Dienste aber leisteten die Franzosen bei diesem Handstreich? Benachrichtigt vom Angriff der Liberalen auf den Waaren-Convoi und trotz des Befehls, von Monterey aus dem Transport entgegen zu gehen, ließ Oberst Toussis auf etwa sechs Leguas von Santa Gertrudis zwölf Stunden rasten, und obgleich er recht gut wußte, daß der Convoi vom Feind noch nicht in Sicherheit gebracht sein konnte, Tags darauf eine ganz entgegengesetzte Richtung einschlagen! Auch hier, wie in so manchen andern Gefechten, wurden die tapfern Oesterreicher von den Franzosen elend im Stich gelassen und geopfert; es war ja ein Verbrechen, seine Schuldigkeit zu thun und dem Kaiser treu zu bleiben!“

Solcher Art war der Beistand, den die Franzosen ihrem Verbündeten, einem Fürsten, leisteten, den sie allein beredet hatten, sein schönes Tusculum am Adriatischen Meere, sein durch die Liebe der edelsten Frau geschmücktes Schloß Miramar zu verlassen, um dafür jenseits des Oceans auf die blutigen Stufen des Thrones der Azteken zu treten! Bekanntlich hat der Erzherzog Max die Kaiserkrone erst angenommen, als ihm in Miramar die Abstimmungs-Protokolle vorgelegt waren und die großbritannischen Kron-Juristen diese Abstimmungen als legal und als Ausdruck des Willens der mexikanischen Nation anerkannt hatten. Aber wie waren diese Abstimmungen von den Franzosen zu Stande gebracht worden? Herr v. Montlong theilt uns auch darüber interessante Enthüllungen mit. Er erzählt:

Der französische General Jeanningros ließ in Monterey die Angesehensten zu sich rufen und redete sie folgendermaßen an: „Der Kaiser der Franzosen, stets auf die Wohlfahrt unglücklicher Völker bedacht, hat im Interesse eueres Glückes beschlossen, die mexikanische Republik in ein wohlhabendes, blühendes Kaiserreich umzuwandeln und euch den liberalsten, aufgeklärtesten Fürsten Europa's, Erzherzog Maximilian von Oesterreich, zum Kaiser auserfehen. Inzwischen verlangt der Kaiser Napoleon, daß Maximilian durch allgemeine Abstimmung der Nation erwählt werde. Ich habe euch somit hierher berufen, um eure Abstimmung entgegen zu nehmen.“

Nach Beendigung dieser Anrede, die er an allen Orten in gleicher Weise wiederholte, schritt General Jeanningros mit drohender Miene auf die Anwesenden zu und rief: „Nicht wahr, meine Herren, Sie nehmen den Fürsten an, den Ihnen der Kaiser Napoleon auserfehen?“ Die Befragten, eingeschüchtert durch die hinter dem General aufgestellten Soldaten, stimmten mit Ja! worauf Jeanningros seinem Adjutanten zurief: „Schreiben Sie, daß diese Stadt einstimmig für das Kaiserreich votirte und lassen Sie es sodann diese Herren unterzeichnen.“ Auf diese Weise kam ein Abstimmungs-Protokoll nach dem andern zu Stande.

Als aber in San Luis Potosi die ersten Bürger nebst dem Pfarrer eine derartige Abstimmung verweigerten, ließ sie der General Jeanningros in's Gefängniß werfen, wo sie sechsunddreißig Stunden ohne jegliche Nahrung blieben, bis sie, durch Hunger mürbe gemacht, ihre Widerspenstigkeit aufgaben und für die Wahl votirten, worauf man ihnen die Freiheit wieder gab.

Diese Proben werden genügen, um auf das an Aufschlüssen und Enthüllungen reiche Buch hinzuweisen, das bis zur Geschichte der Bestattung der Leiche Maximilian's in der kaiserlichen Familiengruft in Wien reicht, und das wahrscheinlich nur aus Courtoisie gegen den in neuester Zeit mit dem Kaiser Franz Joseph wieder so befreundeten Kaiser Napoleon nicht in der österreichischen Hauptstadt, sondern in Stuttgart gedruckt worden ist.

J. L.

Baltische Provinzen.

Baltisch-russische Polemik.

Die „Nordische Post" in St. Petersburg brachte im November 1867 einen offiziösen Artikel über die deutschen Beschwerden der Ostsee-Provinzen, welchen wir zum Verständniß des Folgenden in seinem Haupttheile hier wiedergeben.

„Einige Zeitungen", heißt es dort, „befassen sich beständig mit den Angelegenheiten der baltischen Provinzen und beurtheilen oder erheben Fragen, welche sich auf diese Angelegenheiten beziehen. Die hierüber entstandene, nicht enden wollende Polemik nahm oft durch ihre Erbitterung schädliche Formen an und ließ extreme Ansichten und Richtungen zu Tage treten, die ebenso wenig dem Wesen der Sache, als den Absichten der Regierung und dem allgemeinen Staatsinteresse entsprechen." Es werden hierauf die verschiedenen Befürchtungen der baltischen Deutschen vor weiteren Eingriffen in ihre Provinzial-Rechte namhaft gemacht und dann wird gesagt: „Diese Ansicht fand in einem großen Theile der Organe der ausländischen Presse Wiederhall. Es ist an der Zeit, allen diesen Zweifeln Gränzen zu setzen." Zu den Sprachen-Ukasen übergehend heißt es: „Die Verbreitung der Kenntniß der russischen Sprache in jenen Provinzen wird durch die eigenen Bedürfnisse derselben hervorgerufen." Folgen einige Belege für diese Behauptung.

„Diese Maßregel ist von der Regierung ergriffen; sie verändert aber in keiner Weise die lokale Gesetzgebung und bedrückt die dortige Bevölkerung nichtrussischer Herkunft keineswegs. Die Regierung hegt keine Mißachtung für das, was dem einen oder anderen Theil dieser Bevölkerung wegen seiner historischen Grundlagen und der Formen seiner bürgerlichen und gesellschaftlichen Bildung theuer ist. Sie strebt nicht nach einer erzwungenen Gleichmachung aller Abstufungen und hat nicht im Sinne, alle Eigenthümlichkeiten des Landes ohne Unterschied zu vernichten. Sie schützt die durch das Gesetz sanctionirten Rechte der verschiedenen Glaubensbekenntnisse und gewährt dem Gebrauche nicht allein der deutschen Sprache, sondern auch der örtlichen Volksdialekte gebührenden Spielraum. Sie verlangt von den baltischen Provinzen, wie auch von allen übrigen Theilen des Reichs, bedingungslose Unterordnung unter die allgemeinen Grundsätze der Reichseinheit; gleichzeitig aber läßt sie den Kodex der Lokalgesetze in Kraft, entwickelt die agrarischen Verhältnisse der Landbevölkerung auf Grundlage besonderer Vorbedingungen und beabsichtigt bei der Ausdehnung der Grundprinzipien der Justizreform auf die baltischen Provinzen den besonderen Nüancirungen Rechnung zu tragen."

Zum Schluß wird den Bewohnern der deutschen Ostsee-Provinzen noch ein Loyalitäts-Zeugniß ausgestellt und mit Anwendung des Preßstrafgesetzes gedroht.

Diese allgemein gehaltenen, nicht bindenden Zusicherungen und der undeutliche Tadel gegen die national-fanatische russische Presse neben Aufrechthaltung der unerträglichen Sprachen-Ukase, bei der Fortdauer der Knebelung der baltischen Presse, konnten unter den baltischen Deutschen wenig Befriedigung und Beruhigung gewähren. Dennoch mußten sich die deutschen Preßorgane in Rußland den Anschein geben, als wäre ihnen damit eine Genugthuung gegeben.

Dieselben Rücksichten hat man im Auslande nicht zu nehmen. So hat denn der „Herausgeber der Livländischen Beiträge" in einer Flugschrift*) den Artikel einer schneidigen Beurtheilung unterworfen.

Er frägt, warum die Regierung nicht schon längst gegen die Anfeindungen der Deutschen im Reiche, gegen „die Erregung des Racenhasses", wodurch „die Reichseinheit" gefährdet werde, mit der Strenge des Gesetzes eingeschritten sei, sondern diesem Gebahren vielmehr noch dadurch Vorschub geleistet habe, daß sie der baltischen Presse Schweigen auferlegt habe? „Waren etwa zwischen dem 6. April 1865 (wo die Anfeindungen der „Moskauer Zeitung" begannen) bis zum 22. (10.) November 1867 die deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands Feindesland? — Waren sie in Belagerungszustand, unter Standrecht, außer dem Gesetz erklärt, daß etwa für sie der Spruch gälte: Inter arma silent leges?"

Ueber die Sprachen-Ukase äußert sich der Verfasser folgendermaßen: „Wenn durch alle jene unleugbaren „Zwangsmaßregeln" die Bevölkerung der Ostsee-Provinzen gezwungen werden soll, im Verkehre mit den Behörden nicht nur, die tausendfältig an ihr tägliches Leben herantreten, nein sogar in der Erlernung einer so das innigste Verständniß erfordernden Wissenschaft, wie die Geschichte, als Unterrichts-Vehikels einer Sprache sich zu bedienen, die sie nun einmal nicht spricht, sondern nur so weit schulmäßig erlernt, als sie, zu ihrem Fortkommen, entweder soll oder muß — einer Sprache, gegen deren, wie jeder andern, als der deutschen, lettischen und estnischen, Aufnöthigung sie sich bisher durch den Artikel 121 Thl. I. des Allerh. bestätigten Provinzialrechts und dessen offiziell anerkannte und allegirte Quellen hinlänglich geschützt glauben durfte, — dann möchten wir doch wissen, woher den Ostsee-Provinzen die Zuversicht kommen soll, daß es nicht darauf abgesehen sei, ihnen „alle lokalen Eigenthümlichkeiten definitiv zu beseitigen". Denn was giebt es denn noch Eigenthümlicheres, als die Sprache, in der wir nicht nur reden und singen, nein, auch denken und beten? Und wer das Allereigenthümlichste nicht verschont, sollte der des minder Eigenthümlichen schonen wollen?"

Ein Bedürfniß zur Verbreitung der Kenntniß der russischen Sprache sei nicht vorhanden. Die russische Bevölkerung habe sich durch Einwanderung nicht vermehrt, sondern sei in den „russischen Vierteln" der größeren Städte nicht mehr gestiegen, als die eingeborene. „Das halbe Dutzend nationalrussischer Besitzer von Landgütern in den Ostsee-Provinzen" habe dieselben nach wie vor nur „wie höchst seltne Strichvögel" besucht. Sie haben sich auch nicht vermehrt, es werden vielmehr zwei Güter namhaft gemacht, welche aus russischen in deutsche Hände übergegangen sind.

Was bleibt also für die von der „Nordischen Post" behauptete „Zunahme der in den Provinzen ansässigen Einwohner russischer Herkunft" übrig?

Soldaten — Tschinowniks — Popen — der Rest ist Wind!

Und weil es für diese Herren seine „Unbequemlichkeiten" haben mag, „vorzugsweise in deutscher Sprache Geschäfte zu führen" (so heißt es im Provinzial-Kodex), so sollte es „nothwendig" sein, für die nichtrussische Masse der Bevölkerung russisch zu sprechen.

„Die russische Sprache als Unterrichtsgegenstand ist ja bekanntlich in niederen und höheren Schulen, wie in allen Fakultäten der Universität Dorpat schon längst bis zu erdrückendem Uebermaße obligatorisch, und die Anforderungen an ihre Kennt-

*) Einige Fragen an die Nordische Post, gestellt von dem Herausgeber der Livländischen Beiträge. Berlin, Stilke u. van Muyden.

niß so hoch gespannt, daß darunter das Studium aller übrigen, nach der Meinung aller urtheilsfähigen Nichtrussen mindestens ebenso wichtigen, meistens aber unendlich viel wichtigeren Unterrichts-Gegenstände mehr oder weniger empfindlich zu leiden hat. Dieser Thatbestand wird von jedem gebildeten und unabhängigen, dem baltischen Schulwesen irgend nahe stehenden nichtrussischen Manne bezeugt werden können: von dem Kurator des Dorpater Lehrbezirks, Grafen Kayserling, von jedem Professor der Universität Dorpat, von jedem baltischen Gymnasial-Oberlehrer an, bis herunter zu dem letzten Lehrer einer Kreisschule, der letzten Lehrerin einer Mädchen-Pension!"

Es werden auch anderer Beschwerden der Ostsee-Provinzen, welche in Deutschland meistens weniger bekannt sind, gedacht, besonders der kirchlichen Bedrängnisse.

Wenn nach kaiserlicher Verordnung bei Mischehen von dem trauenden Popen nicht mehr dem nicht orthodoxen Theile der Revers abgefordert werden darf, daß die Kinder in der orthodoxen Kirche erzogen werden sollen, so wird diese Verordnung von den dickköpfigen Priestern dadurch illusorisch gemacht, daß sie sogenannte „Aussagen über die Ehe" ausstellen lassen, welche dieselbe Wirkung haben.

„Werden nicht fortwährend jene russischen Strafgesetze aufrecht erhalten und gehandhabt, durch welche 100,000 aufrichtige, nach dem heiligen Abendmahle hungernde und durstende Lutheraner lettischer und estnischer Nationalität unbarmherzig vom Tische des Herrn ausgeschlossen und zu sakramentlosem Dahinleben verdammt werden?"

Die Einkünfte der lutherischen Kirchen vom Grund und Boden werden zu Prämien des Glaubenswechsels für die Besitzer angewendet, indem dieselben nach einem Willkürbefehl des Kaisers Nikolaus nur von den lutherischen, nicht aber von übergetretenen Besitzern entrichtet werden dürfen.

Von den Krondomänen werden Parzellen an übergetretene Bauern vergeben, nicht aber an lutherische.

Das oberste Appellationsgericht der Ostsee-Provinzen ist, wie für das ganze Reich, der Senat in Petersburg, welcher in russischer Sprache verhandelt und gar nicht einmal mit solchen Richtern besetzt ist, welche Kenntniß des baltischen Rechts besitzen. So müssen denn die dort Rechtsuchenden unter ungeheurem Aufwande von Zeit und Geld die sämmtlichen bis dahin angesammelten Akten in das Russische übersetzen lassen, wozu noch kommt, daß nicht einmal im Geiste des baltischen Rechts erkannt wird. Diese allerdings schon sehr alte Verletzung der Privilegien der Provinzen verdient wegen ihrer großen Wichtigkeit die größte Beachtung.

Der russische Riese hat seine eiserne Faust schwer auf diese alten deutschen Reichslande gelegt. Ist nirgend Rettung?

E. K.

Afrika.

Missions-Karten von Abessinien und Süd-Afrika.*)

Es liegen uns zwei neue Lieferungen des interessanten, kartographischen Werkes vor, dessen erstes Fascikel wir im vorigen Jahre angekündigt haben. Mit Lieferung II und III ist die erste Abtheilung des Missions-Atlas, Afrika umfassend, vollendet. In der dritten Lieferung ist momentan das Kärtchen von Abessinien von besonderem Interesse, da es ja ursprünglich die Differenzen der dort stationirten englischen und französischen Missionaire sind, welche den Anlaß zu dem gegenwärtigen Kriegszuge der Engländer nach diesem Lande gegeben haben. Die anglikanischen Missionen unter Gobat und Isenberg hatten sich die Aufgabe gestellt, das in Abessinien seit Jahrhunderten sehr verkommene Christenthum moralisch zu heben, als das auf Englands dortigen Einfluß eifersüchtige Frankreich mit Hilfe der drei katholischen Missionen der Lazaristen, der Capuziner und des Marien-Vereins die Herrscher in Amhara, Tigre und Schoa wider die Engländer und Schotten aufzustacheln verstand. Nachdem die Anglikaner im Jahre 1842 aus Abessinien völlig ausgewiesen worden waren, kamen sie im J. 1854 unter verdeckter Form zurück, indem sie sich als Handwerker einführten, die allmählich so viel Einfluß im Lande und auf den zur alleinigen Herrschaft gelangten Negus Theodoros gewannen, daß nunmehr an die katholischen Missionaire die Reihe der Ausweisung kam.

Inzwischen gestattete auch Theodoros nicht, daß die englischen und schottischen Missionaire auf seine sogenannten christlichen Unterthanen den alten Einfluß wieder gewannen, und jene mußten sich scheinbar auf die Bekehrung der Juden unter den Falaschas beschränken, zu welchem Zwecke sie in Genda und Derma neue Stationen gründeten. Da sie jedoch dort Einiges unternahmen, was dem Negus nicht gefiel, so ließ er sie, sowie den englischen Consul, gefangen nehmen und in Fesseln legen, was zu dem jetzigen Kriege den nächsten Anlaß gab. Mittelbar sind jedoch sicher die Hetzereien der inzwischen auch wieder zurückgekehrten französischen Missionaire in Abessinien als erste Veranlassung zu betrachten.

Die zweite Lieferung des Missions-Atlas enthält sieben Karten von Süd-Afrika, wo die Holländer, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, zahlreiche Missions-Stationen errichteten, zu denen später auch ebenso zahlreiche deutsche und englische gekommen sind. Viele dieser Stationen sind seitdem ansehnliche Städte geworden, die einen bedeutenden Handel treiben.

Seit dem Jahre 1852 giebt es in Süd-Afrika, außer dem unter englischer Herrschaft verbliebenen großen Caplande, zwei Republiken: den Oranjefluß-Freistaat und die Transvaalsche („Südamerikanische") Republik, deren Gränzen jedoch noch in beständigen Conflikten mit den Gebieten der freien, wilden Stämme der Hottentotten, Betschuanas (Buschmänner) und Kafirs (Swaziland, Moschesch, Sulu-Land, Kafirland) sind. Aus Vermischungen der Europäer (alter holländischer Boers) mit den Eingeborenen sind Mischlings-Racen, wie die Namaqua's, Griqua's 2c. entstanden, die zwar zum Christenthum sich bekennen, jedoch zum Theil ebenso widerwärtige Zerrbilder des Christenthums sind, wie die Abessinier. Diese und die noch sehr zahlreichen heidnischen Stämme zu belehren und zu civilisiren ist die Aufgabe der alten holländischen, sowie der neueren deutschen und englischen Missions-Stationen, die sich sämmtlich auf den vorliegenden Karten verzeichnet finden, doch ist zu bedauern, daß der beigefügte erklärende Text so mangelhaft abgedruckt und an manchen Stellen kaum verständlich ist.

Der gegenwärtige Präsident der Sudafrikanischen (transvaalschen) Republik heißt Prätorius und die Hauptstadt des Landes, die zugleich die erste deutsche (Berliner) Missions-Station ist, Prätoria. Nachdem kürzlich die englische Regierung die Unabhängigkeit und Souverainetät der Republik an

*) Allgemeiner Missions-Atlas. Nach Originalquellen bearbeitet von Dr. R. Grundemann, Prediger. Gotha, Justus Perthes, 1867.

erkannt und einem Consul derselben das Exequatur im vereinigten Königreich ertheilt hat, ist vom Präsidenten Prätorius der Wunsch ausgesprochen worden, auch mit dem Norddeutschen Bunde, dessen Angehörige bereits zahlreich in der Südafrikanischen Republik vertreten sind, officielle Verbindungen anzuknüpfen. Schade, daß die Republik nicht direkt am Meere liegt; es würden sich sonst mit diesem fruchtbaren Lande, das auch eine sehr gute, gesunde Lage hat, die segensreichsten Kolonial- und Handelsverbindungen herstellen lassen.

Joseph Lehmann.

Kleine literarische Revue.

— **Die Philosophie Hegel's in Italien.***) Die unten genannte italiänische Schrift ist eine gekrönte Preisschrift über das Hegel'sche System und seine praktischen Folgen. In Neapel beschäftigt man sich bereits seit längerer Zeit mit Hegel, wenn auch nur, wie es scheint, um ihn zu widerlegen. Wenigstens versucht dies der gelehrte Verfasser, dessen Eifer man bewundern muß, da es für den Italiäner doppelt schwer sein muß, diesen Philosophen zu verstehen, dessen abstruse Sprache so viele seiner Landsleute und sogar viele seiner Anhänger nicht verstanden haben. Herr Antonio Galasso kritisirt gleich im Anfange stark das Hegel'sche „Werden" (il devenire), und vermißt das dazu gehörige „Sein" (il essere), das sich allerdings bei Hegel ziemlich verflüchtigt. Auch geht er stark in's Zeug gegen die Junghegelianer, namentlich Stirner, und gegen die deutsche kritische Schule überhaupt.

Das erste Kapitel handelt von den Tendenzen der deutschen Philosophie, von Kant bis Hegel; das zweite giebt einen kurzen Abriß vom Hegel'schen Systeme; die weiteren Kapitel enthalten philosophische Untersuchungen und Kritik, welche große Vertrautheit mit dem deutschen Leben verrathen. Denn der Verfasser kommt auf alle Persönlichkeiten zu sprechen, die in der jüngst vergangenen Periode in den Vordergrund getreten sind, auf H. Heine, Arnold Ruge, Max Stirner, Bruno Bauer, David Strauß u. A. Der Vorwurf, der dem Hegel'schen Systeme gemacht wird, ist der bekannte, nämlich daß Hegel selbst kein echter Hegelianer sei, der den Muth seiner letzten Konsequenzen gehabt hätte, und daß diese direkt zum Nihilismus führen.

— **Masurischer Aberglaube.** Die schon in zweiter Auflage vorliegenden Beiträge Toeppen's zum masurischen Volks-Aberglauben**), liefern werthvolle Ergänzungen zu dem Zweige der dahinschlagenden Literatur. Je weiter sich die Untersuchungen auf diesem Gebiete der Forschung ausdehnen, desto mehr wird man die gesetzliche Regelmäßigkeit in der Entstehung bestimmter Vorstellungskreise erkennen, und es bleibt dann eben die Aufgabe der vergleichenden Psychologie, den verbindenden Faden nachzuweisen. Fast für jedes der in diesem Buche angeführten Beispiele ließen sich eine große Menge Analogieen herbeiziehen, und zwar nicht nur allein aus Deutschland und den Nebenländern, wo sie sich schon Jedem von selbst bieten. Für die Gelübde auf Seite 6 ist an die Mokisso's der afrikanischen Westküste oder die Summanu der Fantih zu erinnern, die Krazno lutki gleichen den Begus der Batta's, und ihrem „froschartigen Quaken und Gurgeln" (Seite 22) kann man den Satz des heiligen Hieronymus beifügen: Ut taceam de crepitu ventris inflati, quae Pelusiaca religio est. Das Ausgießen des Wassers (Seite 108) soll die Todtenwelt durch einen stygischen Fluß abtrennen, und wenn man in Lubalnen dem Todten zum Ausruhen neben der Leiche einen Stuhl hinsetzt, so bittet man ihn dagegen auf den Mariannen, seinen Aufenthalt in dem dorthin gelegten Topfe zu nehmen. Für die Mährchen hat der Verfasser schon verschiedene Parallelstellen aus dem deutschen Mährchenschatz herbeigezogen, doch ließen sich auch hier über die Gränzen dieses hinaus noch weitere Analogieen gewinnen (z. B. bei dem von den goldenen Tauben).

*) Del sistema Egheliano e sue pratiche conseguenze per Antonio Galasso. Memoria che ottenne un premio straordinario della Commissione del Premio Ravizza per l'anno 1865. Napoli, Stamperia del Fibreno, 1867.

**) Aberglauben aus Masuren, mit einem Anhange, enthaltend: Masurische Sagen und Mährchen. Mitgetheilt von Dr. M. Toeppen. Zweite, durch zahlreiche Zusätze und durch den Anhang vermehrte Auflage. Danzig, Th. Bertling, 1867.

Literarischer Sprechsaal.

Der „Allg. Deutsche Frauen-Verein" in Leipzig, dessen leitende Ideen im vorigen Jahrgange dieser Blätter dargelegt wurden, hat in einer Ansprache sämmtliche Lokal-Vereine im deutschen Vaterlande aufgefordert, sich ihm anzuschließen, um dadurch die vereinzelten Bestrebungen in einen Mittelpunkt zu vereinigen, in welchem und aus welchem der belebende Gedanke, der allen praktischen Bemühungen zu Grunde liegt, seinen Weg suche und finde. Die Verfasserin der Broschüre „Bedeutung des Vereinslebens für die Frauen" hat in einem Antrage an den Frauen-Verein in Lissa, sich dem Allg. Deutschen Frauen-Verein anzuschließen, diesen sehr klar und überzeugend motivirt. „Es ist", heißt es darin, „für die Frauensache durchaus nicht gleichgiltig, ob ihre Idee durch eine Gesammtheit repräsentirt wird, oder ob dieselbe Idee von einer Anzahl einzelner Vereine an einzelnen Orten vertreten wird. Der Allg. D. Frauen-Verein legt mit Recht das höchste Gewicht darauf, daß alle gleichstrebende Frauen des deutschen Vaterlandes einen großen Verband unter sich bilden, sich gegenseitig stützend durch das offene Bekenntniß gleicher Gesinnung." Der Allg. D. Frauen-Verein verdient schon deshalb die Unterstützung und Theilnahme der Lokal-Vereine, weil er einen Weg betreten, dessen Verfolgung allen Frauen praktisch zu Gute kommen wird: den Weg der Petition bei den Gemeinde- und Staatsbehörden, damit die bereits bestehenden Bildungs-Anstalten, soweit thunlich, auch dem weiblichen Geschlecht zugänglich gemacht und neue Lehranstalten für eine bessere Vorbildung und erweiterte Berufsthätigkeit der Frauen errichtet werden. Erwähnt mag noch werden, daß der Norddeutsche Reichstag die Petition des Allg. Deutschen Frauen-Vereins wegen Gewerbefreiheit, Freizügigkeit der Frauen, sowie über deren Zulassung zum Post- und Telegraphendienst angenommen und dem Bundeskanzler zur Berücksichtigung überwiesen hat. Dieser beschied den Verein dahin, daß, soweit die Frauen in Bezug auf Freizügigkeit und Gewerbefreiheit in einzelnen Theilen des Norddeutschen Reiches benachtheiligt wären, diese Benachtheiligung wegfallen würde; was aber den Post- und Telegraphendienst betreffe, so würden nur in einzelnen Fällen Frauen berücksichtigt werden können.

Ueber den „Verein für weiblichen Erwerb in Bremen" giebt Herr Dr. A. Lammers im neuesten Hefte des „Arbeiterfreund"*) Nachricht. Derselbe wurde im Winter 1865—66 gegründet und hat die Aufgabe, die Hindernisse zu beseitigen, die sich einer ausgedehnteren wirthschaftlichen Verwerthung der Frauen-Arbeit entgegenstellen. In dem Aufrufe, den der Verein zu diesem Zweck erließ, heißt es unter Anderem: „Viele Krämer und kleine Handwerker sind in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Buchhaltung und etwaige Korrespondenz durch einen salarirten Buchhalter besorgen zu lassen; in vielen Fällen werden sie diese Kosten ersparen können, wenn ihre Frauen oder Töchter im Stande sind, diese einfachen Geschäfte zu besorgen. Ferner kommen nicht selten Frauen, denen der Mann durch einen frühen Tod entrissen wird, in die Lage, sich durch einen Geschäftsbetrieb ernähren zu müssen, und sind mit demselben nicht glücklich, weil es ihnen an den einfachsten kaufmännischen Kenntnissen fehlt." Gegenwärtig zählt der Verein bereits an 400 Mitglieder, größtentheils Frauen und junge Mädchen. Es wurde zunächst eine Nachweisungs-Anstalt für weibliche Arbeit und sodann ein weibliches Fortbildungs-Institut errichtet, in welchem Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache, Geschäfts-Korrespondenz, Buchhalten, Freihand- und Musterzeichnen gelehrt wird. Später hat man auch noch für weibliche Handarbeiten eine Nachmittags-Schule (Mittwoch und Sonnabend) gegründet. Was den Bremer Verein von anderen ähnlichen unterscheidet, ist das in der Verwaltung vorherrschende Verhältniß der weiblichen Thätigkeit. So völlig bei Seite gedrängt, wie anscheinend in dem Allg. deutschen Frauenverein in Leipzig, ist die männliche Thätigkeit allerdings nicht, aber sie ist auch nicht so hervorragend und ausschließend, wie in einigen anderen Vereinen. Die Hauptlast der laufenden, zum Theil sehr zeitraubenden Geschäfte ruht auf den Damen des Vorstandes und der Ausschüsse. Die mitthätigen Herren, deren Zahl sich auf vier beschränkt, repräsentiren im Grunde nur das Element agitatorisch-parlamentarischer Praxis und sicherer Vertrautheit mit dem öffentlichen Leben, das dem weiblichen Geschlecht dermalen noch abgeht.

In Stockholm ist soeben eine schwedische Uebersetzung des in Nr. 48 des „Magazin" von 1867 angezeigten Werkes von L. Passarge: „Schweden, Wisby und Kopenhagen" erschienen**). Es ist ein ehrenvolles Zeugniß für den Werth der deutschen Reisebeschreibung, daß sie in dem Lande selbst, dem sie hauptsächlich gewidmet ist, so bald und so vollständig übertragen ward. Besonders rühmt man in Schweden die darin enthaltenen Mittheilungen über Wisby, welches, obwohl einst zur Hansa gehörend und von deutschen Kaufleuten gegründet, sowie die ganze Insel Gottland, nur selten von Touristen aufgesucht wird. Ebenso erfreulich ist, daß das Bestreben des deutschen Autors, die schwedischen Verhältnisse unbefangen aufzufassen und darzustellen, in Schweden selbst Anerkennung findet. Wir registriren gern, wenn der Uebersetzer sagt, daß die Abneigung der Schweden gegen Deutschland keineswegs so groß sei, als man hier zu glauben scheine; „mit Ausnahme der natürlichen Parteinahme der Schweden für Dänemark während des ungerechten Krieges, welchen Oesterreich und Preußen gegen das kleine Land geführt, (met undantag af svenskarnes naturliga partiskhet för Danmark onder den orätvisa strid som Oesterrike och Preussen började met den lilla staten) ist keine Antipathie gegen die Deutschen in Schweden wahrzunehmen."

In der Januar-Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft erörterte der Vorsitzende, Herr Professor Dove, aus den bisher eingegangenen meteorologisch-statistischen Belegen die Ursachen des vorjährigen Mißwachses. Wenn man erwägt, daß ein solcher in der Regel aus einer erheblichen Erniedrigung der Temperatur oder aus einer zu großen oder zu geringen Menge des Niederschlages hervorgeht, so hielten sich die Temperatur-Verhältnisse des verflossenen Jahres in allen Monaten, mit Ausnahme des Februar, stets unter den normalen. Die Temperatur-Erniedrigung war zwar nicht bedeutend, dafür aber ununterbrochen anhaltend. Sie fällt, namentlich in Ostpreußen, vorzugsweise in den Mai, wo jedem Tag durchschnittlich 3 Grad Wärme fehlten; dagegen war der Ueberschuß des Regens über das normale Maß ein ganz ungewöhnlicher, so daß die mittlere Regenmenge an jedem Orte um viele Zoll übertroffen wurde. Dasselbe beobachtete man in Holstein und Schleswig. In Brandenburg und in den Rheinlanden waren die Regenmengen ziemlich normal; dagegen überschritten sie in Schwaben das mittlere Maß sehr bedeutend. So fielen z. B. in Freudenstadt (Schwarzwald) 78 Zoll; auch in Klausthal im Harz wurden beinahe 70 Zoll beobachtet.

Herr Dr. Stamm hielt einen Vortrag über die Wichtigkeit der Geographie für die Typhus-Erforschung. Die Untersuchungen und Erfahrungen des Vortragenden beweisen zunächst, daß der Darmtyphus in der gemäßigten wie in der heißen Zone vorkommt, und daß klimatische Verhältnisse demselben keine Gränzen setzen. Allerdings findet sich derselbe in Brasilien wegen des Genusses des oft verdorbenen carne secco häufig, dagegen wird er in Vorder-Indien, wo man sich der Fleischnahrung enthält, selten angetroffen. Ebenso ist der Flecktyphus über die ganze Erde verbreitet. Im Jahre 1857 richtete diese Krankheit unter den Indianern Peru's die ärgsten Verheerungen an und wüthete namentlich im Gebirge, während die Küstenstädte davon verschont blieben. Dort erwiesen sich Armuth, schlechte Nahrung und elende Bekleidung als die vorzüglichsten Beförderer der Epidemie; hier leisteten verhältnißmäßige Wohlhabenheit und ausreichende Ernährung der Krankheit Widerstand. Aus ähnlichen Ursachen, wie in Amerika, trat der Flecktyphus im Jahre 1848 im Regierungsbezirk Oppeln und wiederholt in Irland auf, woher ihm auch der Name Typhus Hibernicus beigelegt worden ist. Schließlich ergiebt sich aus allen Beobachtungen, daß die Hoch- oder Tieflage der Länder keinen wesentlichen Einfluß auf die Verbreitung oder Intensität der Krankheit ausübt.

*) Der Arbeiterfreund. Herausgegeben von K. Brämer. Fünfter Jahrgang, Heft III. Halle, Waisenhaus-Buchhandlung, 1867.

**) Resa i Sverige år 1865 af L. Passarge. Öfversättning från Tyskan af G. Swederus. Stockholm, P. G. Berg, 1868.

Verantwortl. Redakteur: Joseph Lehmann in Berlin. — Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße 86. — Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] — Berlin, den 15. Februar 1868. — [Nº 7.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Höhe der Staufischen Politik.*)

I.

Der Riesenkampf, welchen das römische Kaiserthum deutscher Nation mit der Kurie und dem deutschen Fürstenadel führte, bildet den Inhalt der hundert Jahre, während deren das Geschlecht der Staufen den Kaiserthron inne hatte: eine Zeit, welche auf lange hinaus über das Schicksal der Nation entschied, welche nicht minder die glänzende Höhe wie den tiefen Fall unseres ruhmvollsten Kaisergeschlechts in rascher Folge einander ablösen sieht. Die hundert Jahre von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts haben vor Allem Anspruch darauf, dem Gedächtniß der Nation in sorgfältiger Darstellung vorgeführt zu werden; wenn sie auf der einen Seite durch eine Reihe der stolzesten Heldengestalten, welche je aus der Mitte unseres Volks hervorgingen, dem nationalen Bewußtsein Schwung und Befriedigung geben, so zeigen sie andererseits mit unwidersprechlicher Klarheit, wo die Nation die Ursachen ihres Falls und ihrer so langwährenden, tödtlichen Erschöpfung zu suchen hat.

Die moderne deutsche Geschichtschreibung, soweit sie durch die Schule Ranke's vertreten wird, hat erst seit wenigen Jahren diesem hochwichtigen Zeitraum eine eingehendere Beschäftigung zugewendet. Die ausgedehnten Vorarbeiten, welche durch die Kritik und Edition zahlreicher alter und neuer Quellen erfordert wurden, ließen eine zusammenfassende Darstellung lange Zeit mehr zurücktreten. Auch darf man nicht verhehlen, daß der geheimnißvolle Reiz, mit welchem die tief und tiefer eindringende Forschung unserer Historiker berückte, den Gedanken an die zweite große Aufgabe der Historie ferner legte und — wie es beinahe scheinen will — überhaupt den Trieb zu historischer Darstellung, welche die neugewonnenen Schätze gesichtet, geordnet und künstlerisch aneinandergereiht vorführen soll, nicht recht aufkommen ließ. Der Meister der deutschen Geschichtschreibung, Leopold Ranke, wenn er es war, welcher die kritische Richtung neu begründete, hat auch auf dem eben erwähnten Gebiet der Historie den wirksamsten Anstoß gegeben, theils durch sein eigenes, unübertroffenes Beispiel, theils durch thatkräftiges Anregen und Eingreifen, wozu ihm sein Verhältniß zu der jüngeren, von ihm geschulten Generation leicht Gelegenheit gab. Schon vor dreißig Jahren regte er den Gedanken an, die Geschichte des deutschen Reichs zunächst in Form von Jahrbüchern darzustellen; in annalistischer Folge geordnet, sollten die Mittheilungen der Quellen über die Kaiser kritisch geprüft vorgeführt werden. Eine Reihe werthvoller Werke ist jener Anregung entsprungen.

Im letzten Jahrzehend hat es sich gefügt, daß jenes Unternehmen in ausgedehnterer Weise wieder aufgenommen werden konnte. Ranke's fürstlicher Freund, König Maximilian II. von Bayern, begründete die historische Kommission bei der Münchener Akademie, zu deren Mitgliedern sämmtliche namhafte Historiker und Germanisten unter Vorsitz Ranke's berufen wurden. Unter den zahlreichen wichtigen Arbeiten, welche durch diese Kommission in's Leben gerufen wurden, stehen in erster Reihe wieder die Jahrbücher des deutschen Reichs. Ein Theil der Karolinger-Zeit sowie einige der sächsischen Kaiser haben auf diese Weise ihre Darstellung gefunden. Die betreffenden Werke (u. A. Dümmler, die ostfränkischen Karolinger; Waitz, Heinrich I.; Hirsch-Usinger, Heinrich II.) haben, wie bereits erwähnt, vor Allem den Zweck, eine sorgfältig kritische Verarbeitung des Materials zu liefern; sie erheben nicht den Anspruch, über den Kreis der Fachgenossen hinaus in die Hände aller Gebildeten der Nation zu gelangen. Eine Ausnahme hiervon macht das Buch, welches wir in der Anmerkung zur Ueberschrift nannten: Toeche's Heinrich VI. ist das erste Werk in der neuen Folge der Jahrbücher, welches sich mit der Staufischen Zeit beschäftigt; und zwar ist es die Geschichte desjenigen Kaisers, der die gewaltigen Pläne der Staufer ihrer Vollendung am nächsten brachte. Mit nicht geringem Erfolg hat sich der Verfasser bemüht, sowohl den Anforderungen streng kritischer Forschung, wie denjenigen geschmackvoller Darstellung, gerecht zu werden. Daß sich nicht überall der richtige Einklang herstellen ließ, daß die Feststellung dieses oder jenes minder wichtigen Detail dem Fluß der Erzählung hier und da Abbruch thut, liegt in der Natur der Sache. Das Buch bietet durch das gesunde, machtvolle, stets auf die großen Züge der Zeit eingehende Urtheil, durch die feine Zeichnung der Charaktere, durch die poetische Intuitionskraft, welche auf das Glücklichste zu einer lebensvollen Darstellung der Begebenheiten beigetragen hat, so viel des Bedeutenden und Anziehenden, daß man über jene Ausstellung leicht hinweg sieht. Es ist hier nicht der Ort, das Buch nach dem Werth, den es durch die Resultate seiner kritischen Forschung hat, zu würdigen. Auch verbietet es sich von selbst, auf die ausführliche, die gesammte Ueberlieferung des Gegenstandes erschöpfende Darstellung einzugehen.

Wer Toeche's Buch nach der Bedeutung, die es für die Lösung der durch den Gegenstand unabweisbar gestellten, hochwichtigen, weltgeschichtlichen Frage von der Berechtigung und Nothwendigkeit des römischen Kaiserthums deutscher Nation hat, betrachtet, wird sich vor Allem mit den letzten Abschnitten des Werkes befreunden. Mit unbefangenem Urtheil und in geistvoller Weise,

*) Th. Toeche: Kaiser Heinrich VI. Leipzig, Duncker und Humblot, 1867.

ohne sich über die antinationale, auf Weltherrschaft gerichtete Tendenz der Staufer zu erhitzen und die dadurch gegebenen billigen Nutzanwendungen zu ziehen, hat Toeche jene Haupttriebfeder in dem Handeln unserer größten Kaiser geprüft. Uns will es scheinen, als ob die Resultate, zu denen er hier gelangt, der wichtigste und anziehendste Theil des Werkes ist.

So mag es gestattet sein, die letzten Jahre Kaiser Heinrich's VI., des Sohnes Barbarossa's, auf Grund der Toeche'schen Darstellung in engem Rahmen hier vorzuführen. — Indem wir die Kämpfe übergehen, welche Heinrich in Deutschland gegen Heinrich den Löwen und dessen Anhang führen mußte, wenden wir uns sofort den italiänischen Händeln zu.

Der Besitz, den Konstanze, die Erbtochter Siziliens, ihrem kaiserlichen Gemahl zugebracht hatte, veranlaßte eine Reihe harter Kämpfe, welche aus den Empörungen der Sizilianer erwuchsen. Erst nach Jahren ging Heinrich als Sieger aus diesen Kriegen hervor. Und auch in Oberitalien war es ihm nicht leicht gemacht, die ererbte kaiserliche Oberherrlichkeit stets zu voller Anerkennung zu bringen. Dem siegreichen Schwert wie dem staatsklugen Sinn des Kaisers gelang es indeß, schließlich aller Schwierigkeiten Herr zu werden, und um das Jahr 1195 war Heinrich mit der Unterwerfung Italiens zu Stande gekommen. Der Lombarde nicht minder wie der Sizilianer gehorchte dem mächtigen Staufer, und der römische Adel schaarte sich huldigend um den Kaiser, vor welchem jetzt die ganze Halbinsel, von den Alpen bis zu den Gestaden Siziliens, sich beugte. Zwar geschah es um eben diese Zeit, daß, während der deutsche Kaiser in Italien triumphirte, daheim die Dänen zum ersten Male siegreich die Gränze überschritten und das deutsche Reichsland Holstein in Besitz nahmen. Der Kaiser hatte seinen Sinn hiervon abgekehrt. Ihm war vor Allem daran gelegen, die Hand zu größerem Werk zu erheben, als zur Vertheidigung der Gränzlande Deutschlands gegen räuberische Anfälle. Und auch die Erwerbung Italiens war für den ruhelos strebenden Geist des Kaisers nur die Grundlage und der Uebergang zu weiteren riesenhaften Plänen. In ihm lebte dämonisch der Gedanke von der Begründung einer Weltherrschaft, von der Vereinigung beider Kaiserreiche, des occidentalischen und orientalischen. Noch hart an der Gränze zwischen Jüngling und Mann hat Heinrich diesen Gedanken nie aus dem Gesichte verloren. Nichts Anderes war die Lehnspflicht, welche Richard Löwenherz, als er auf der Rückkehr vom heiligen Lande in die deutsche Gefangenschaft gerathen war, dem Kaiser hatte leisten müssen, als ein Schritt näher zu seinem Ziele der Oberherrschaft über die anderen Fürsten. Auch hat Heinrich nie aufgehört, den englischen König als seinen Lehnsmann anzusehen; in ihm glaubte er das Werkzeug gefunden zu haben, durch welches er sich Frankreich, Spanien, ganz Westeuropa sichern könne. Seiner eigenen, selbsteingreifenden Arbeit behielt er es vor, den Osten, das Erbe des griechischen Kaisers zu gewinnen. Der unheilbar verfallene Zustand des byzantinischen Reichs, die Rechtstitel, welche Heinrich's Bruder, Herzog Philipp, als Gemahl der byzantinischen Prinzessin Irene hatte, ließen dem Kaiser das Werk als keines der schwersten erscheinen. Und meisterhaft verstand es die Staatsklugheit des Kaisers, die Wege, die zum Ziele führen sollten, zu ebnen.

Am Ostersonntag des Jahres 1195 nahm er das Kreuz und ließ einen Aufruf zum Zuge in das heilige Land ergehen. Das gewann ihm das Herz der wenig freundlich gegen ihn gesinnten römischen Kurie, die er nicht gering durch die Erwerbung des Normannenreiches, als dessen Oberlehnsherr der Papst sich betrachtete, erbittert hatte. Und noch viel weiter gehende Pläne durfte er an den Kreuzzug knüpfen; gewann er Palästina und faßte dort festen Fuß, so konnte er Byzanz von Westen und Osten gleichzeitig angreifen. So sollte der Kreuzzug der Begründung des Weltreichs dienen. — Das Jahr 1195 sah den Kaiser auch in Deutschland, um dort den Kreuzzug vorzubereiten und Ruhe und Frieden zu stiften. In eben diesem Jahre starb des Kaisers gefährlichster Feind, Heinrich der Löwe, ein vereinsamter und lebenssatter Greis, in seiner Burg zu Braunschweig. Die Wirren in Sachsen und Holland waren alsbald geschlichtet. Auf den Reichstagen zu Gelnhausen und Worms versammelte Heinrich die deutschen Fürsten um sich und ermahnte sie, das Kreuz zu nehmen. Die vornehmsten Fürsten folgten dem Rufe des Kaisers. Und als ob sich Alles vereinen wollte, um Heinrich die Zuversicht des Gelingens einzuflößen, so erschien zu Ausgang des Jahres eine Gesandtschaft des Herrschers von Cypern, welche dem Kaiser die Lehnshoheit über die Insel antrug und im Namen des Königs Amalrich ihm huldigte.

Der Gedanke der Weltherrschaft, wie er in Heinrich lebte, hatte bis zu den letzten Konsequenzen den Weg vorgezeichnet, der zu beschreiten war. Nicht eine ideale Oberherrlichkeit, welche bei dem Wahlrecht der deutschen Fürsten nur unsichere Aussichten auf Erstarkung bot, sollte gegründet werden, sondern eine kraftvolle Einherrschaft, die in demselben Geschlecht forterbend, über ein eng zusammgehöriges Reich gebieten könne. Es bezeichnet den Plan Heinrich's in seiner ganzen gigantischen Gestalt, daß der Kaiser in eben der Zeit, wo er die ersten Schritte zur Gewinnung neuer Lande that, auch die ersten Versuche zu einer durchgreifenden Umgestaltung der Reichsverfassung machte. Zwei Ziele sind es, denen Heinrich in dieser Richtung nachstrebte: er wollte unter Beseitigung des uralten, germanischen Wahlrechts die Krone in seinem Hause erblich machen, und somit nach dem Ausspruch der Zeitgenossen „ein neues und unerhörtes Gesetz einführen; er wollte ferner als maßgebendes Präcedens für die Folgezeit sein normannisches Erbe, das Königreich beider Sizilien, mit dem Reiche verbünden." Diese Pläne waren, wie unser Verf. mit Recht hervorhebt, keineswegs im nationalen Sinne gefaßt, sondern die Kräftigung der kaiserlichen Macht in Deutschland sollte nichts Anderes sein, als die unerläßliche Grundlage für den Aufbau des Weltreichs.

Deutsche Erzähler.

Melchior Meyr. — Levin Schücking. — Julius Rodenberg. — Friedrich Spielhagen. — Karl Frenzel. — Jacob Corvinus. — Adolf Glaser. — Eduard Höfer. — Hans Hopfen und Andere.

Die Zahl unserer belletristischen Geister ist so groß, daß es seine Schwierigkeiten hat, die Rechten und Besten herauszugreifen, ohne zehn Andere ihres Genre's dadurch zu verletzen.

Der alte Glaube, daß Jeder ein Dichter sein will, der Verse macht, ist noch immer nicht ausgestorben. Es glauben Viele, Größen der Erzählungskunst zu sein, und doch sind sie nur ganz mittelmäßige Talente.

Hat man Freunde unter ihnen, wie ich zum Exempel, wird es Einem doppelt sauer, ein ungeschminktes Wort über ihre Leistungen zu sprechen, und man thut klug daran, wenn man nur Diejenigen unter die Spitze des kritischen Messerleins nimmt, die uns auf's Gerathewohl, so von Ungefähr, in die Hände kommen. Das ist die beste Art, Coterie-Verdächtigungen zu entgehen.

Ich lese nur solche Schriftsteller, die ich lesen mag, d. h. die mir Gefallen erregen. Denn ich bin auch Publikum und will meinen Genuß von der Sache haben, so gut wie jeder Andere, der in Leih-Bibliotheken abonnirt. Da kommt mir z. B. ein Melchior Meyr in die Hände. Das ist ein Erzähler, der seinen Figuren eine Idee in den Kopf zu setzen weiß, die sie mit allem Scharfsinn und aller Geistreichigkeit durchzuführen suchen. Der Mann hat einen philosophischen Blick und spitzt für die verschiedensten Erscheinungen des Tages die treffendsten Pfeile. Es liegt ein Inhalt in seinen Werken, ein Kern, der uns mit der Welt versöhnt. Ob er ein Menschenkenner ist, wage ich nicht zu sagen, aber ein bedeutender Denker ist er, ein Naturforscher der Daseins-Räthsel, der in seinen Schöpfungen uns spielend seine Beobachtungen kund werden läßt. Ist er interessant? Das ist eine Frage, die man unbedingt mit Ja beantworten muß. Den pikanten Stil Spielhagen's hat er nicht, und die Ausmalung des Wirklichen will ihm auch nicht so gelingen, wie es bei Gustav Freitag der Fall. Aber in der Ideentiefe überragt er Beide — er steht der Menschheit ideal näher als diese. Der Flug seiner Gedanken geht weit über parteiische Klüftungen dahin; es weht ein Hauch der Classicität in ihm, ein griechischer Schönheits-Duft und ein Orakel-Klang, wie er nur in der Sphäre vom Götter-Odem beseelter Menschen zu finden ist. Meyr's Gestalten sind edler Gattung.

Seinem Namen reih' ich den unweit älteren Levin Schücking's an. In diesem Dichter hat sich die Romantik mit dem Modernen vereinigt. Er liebt es, altadeliche Ritterhöfe zu zeichnen und Stammerben in sie hineinzusetzen, die den Geist der neuen Zeit in sich aufgenommen. Auch ein Ideal, und zwar mit mehr Realismus, mit mehr Naturwahrheit ausgestattet, als wir es, gerade herausgesagt, bei Karl Gutzkow finden. Ein Genuß sind die Schücking'schen Romane immer; sie beschäftigen sich mit unsern sozialen Verhältnissen, und streben ihre Helden eine Ausgleichung der gesellschaftlichen Gegensätze an. — Den Hauptreiz bildet die westfälische Scenerie; Schücking malt sie mit aller Meisterschaft aus, und müssen wir schon um derer-willen seine Schöpfungen als höchst beachtenswerth hinstellen.

Weniger stark in Charakteristik und Figurenzeichnung als der Vorige, aber blendender, bezaubernder in der Malerei der Natur ist Julius Rodenberg. Er ist geradezu bewundernswerth in der landschaftlichen Beschreibung. Den Duft der Blumen, den Hauch der Wälder, Meere 2c. empfinden wir förmlich aus seinem Stile heraus. Rodenberg als Tourist wäre unser größter Reisebeschreiber geworden, aber er wollte ein Roman-Schriftsteller sein, und in diesem Fache können wir ihm nur halb das Lob, das er als Land- und Leute-Entdecker verdient, zuertheilen.

Allen Respect vor Friedrich Spielhagen. In diesem Manne steckt ein Genie, das das großstädtische Leben zu brillirendem Glanz und schöngeistiger Verschwendung verleitet. Er tritt mit seinen Ideen unmittelbar in die Reihe Derer, die das Jahrhundert zu erlösen suchen von seinen Ueberlieferungen, seinem romantischen Schwindel, von seiner Uniform-Steifheit und sozialen Gedrücktheit. Er ist der Verkünder eines neuen Menschen-Evangeliums, der Prophet einer großen Zukunft, der herrliche Darsteller menschlicher Vorzüge und Schwächen. Seine Ideen leuchten wie Sonnenstrahl, seine Worte zünden, sie sind aus der Seele geschrieben, mit Feuer und Flamme und mit der Begeisterung des echten Poeten. Es ist wahr, seine Gestalten befriedigen nicht, sie gehen entweder auf gewaltsame Weise aus der Welt oder sie verschwinden wie ein Phänomen, aber es liegt Wahrheit in ihnen, Natur, frisches, pulsirendes Leben, und er malt seine Zeit. Er zeichnet die Menschen, wie sie sind, mit vielleicht mehr Leidenschaft als erlaubt, mit vielleicht mehr Farbenpracht, als das Portrait enthalten soll — aber Spielhagen kennt sein Publikum; je blendender desto besser. Gelesen wird Alles!

Karl Frenzel hat Romane geschrieben, die von Geist Zeugniß ablegen, die uns den berühmten Essayisten auf jeder Seite erkennen lassen, aber spannende Geschichten sind's nicht, aus dem Leben gegriffene Charaktere stecken nicht darin. Möge Karl Frenzel nicht die Schwäche haben und den Werth seines Talents weniger in seinen Essays, und mehr in seinen Romanen suchen. Seine Ansichten würden mit den Ansichten Vieler weit auseinandergehen. Das neueste Buch von ihm: „Freier Boden" fängt allerdings recht interessant an und hält spannend im ersten Bande aus, die Fortsetzung wird aber beschreibungsartig, nicht mehr romanhaft, das Interesse schwindet, und die Geschichte endet in einem langen, plauderhaften Redeschwall. Ich liebe, ich verehre diesen Autor, denn er ist nahezu der beste Essayist in Deutschland, und aus jeder seiner Leistungen spricht viel Geschmack und viel Schule. Das Letztere gereicht dem Roman-Schriftsteller zum Vorwurf, dem Essayisten zur Ehre.

Haben Sie Einiges von Jacob Corvinus gelesen? Es steckt Jean Paul'sches Element in ihm. Der Mann hat Geist, schöne Sprache, das Interesse kettet sich an seine Darstellungsweise — er kann Bedeutendes leisten, ergreift ihn nicht das Productionsfieber.

Verschwindender an Größe der Begabung ist Moritz Hartmann. Ein Talent von vielen Anlagen, von hervorragenden Eigenschaften, aber hastiger Zerfahrenheit. Der Mann ist mit seinen Gedanken nie da, wo er sein soll. Er erzählt uns das Blaue vom Himmel herunter, spricht, als habe er Alles selbst mitgemacht, verrennt sich dabei in Unmöglichkeiten, und hier ertappen wir ihn bei seinen Don-Quixoterieen. Hartmann muß ein guter Reisegesellschafter sein, ein angenehmer Kneipier, ein Hocuspocusmacher im besseren Sinne. Läßt man ihn erzählen und hört ihm geduldig zu, hascht man manche interessante Bemerkung, Beobachtung von ihm auf. Gutes und Schlechtes fliegt wie Spreu aus seinem Munde, und zuletzt wissen wir ihm doch Dank, daß er uns unterhalten. Besonderes ist nichts an ihm, aber er rutscht glücklich mit durch unter der Masse erzählender Schriftsteller und wird auch die Nachwelt nicht von ihm sprechen, die Gegenwart bewahrt ihm gewiß ein gutes Angedenken. „Er brachte uns manche schöne Sachen von Paris mit", werden die Damen von ihm sagen, und dann gehört Hartmann zu Denen, die im Exil ihre Zeit nicht vertrödelt, sondern wirklich Etwas gelernt haben.

Aber da kommt mir eine ganz aparte Erscheinung zu Gesicht. Das ist der niederländische Nacherzähler Adolf Glaser. Selten wird man ein Buch mit größerem Interesse lesen, als seine „Niederländischen Novellen". Es entgeht uns kein Wort, keine Silbe — Alles hat Werth in diesem Buche. Eine Kleinmalerei steckt darin, wie sie sonst kaum in der zeitgenössischen Novellistik zu finden ist. Dem häuslichen Heerde, Elternhause, den Umgangs-Figuren ist ihr geheimstes Mysterium abgelauscht und mit einer Genauigkeit wiedergegeben, daß wir erstaunt das Büchlein zuschlagen und uns sagen müssen: Wie war es möglich, mit solcher Feinheit und Eleganz und Interessantheit die unbedeutendsten Gegenstände darzustellen? Glaser hat sich hier als vollendeter Nacherzähler bewiesen. Im Interesse der Literatur wär' es zu wünschen, daß er uns mehr von Derartigem böte, der Dank jedes Lesers würde ihm nicht fehlen. Er selbst hat

Original-Erzählungen geliefert, die alle ihren Werth haben und mehr und minder sich der niederländischen Schule anschließen. Das Prädikat des Bedeutenden haben sie nicht, sind aber nicht im Mindesten dem gewöhnlichen Lesefutter an die Seite zu stellen. Sie schwimmen auf der Oberfläche schöner Begabung, reihen sich dem Besseren an und verfolgen einen Zweck in der Art, was man unterhalten nennt.

Edmund Höfer ist ein Erzähler, dem man treffliche Eigenschaften nachrühmen kann. Aber die Fabrikation hängt ihm an, die Eile des Schreibens; er geht zu sparsam mit den Gedanken um und zu verschwenderisch mit den Worten. Die Zeit kommt, wo er erschöpft ist und, um gelesen zu werden, sich eine längere Ruhe gönnen muß, und ein größeres Studium. — Mit einigen Modificationen läßt sich dasselbe auch von Max Ring und Balduin Möllhausen sagen.

In Ph. Galen haben wir einen Namen anzuerkennenden Ranges. Sein Talent hätte ihn weit gebracht, aber die ewige Productionswuth ruinirt den besten Menschen. Warum muß man denn beständig dem Moloch der Unterhaltungsuchenden ein Opfer bringen? Ein kleiner Einhalt, ein tiefes Athemholen, ein längeres Nachdenken würde uns bessere Werke bringen.

Ein ganz vortreffliches Talent ist Karl Heigel; wir sehen in ihm und in H. Grimm noch bedeutende Producenten deutscher Erzählungskunst erstehen. Auch Hans Hopfen zählen wir hierzu, dessen Roman „Verdorben durch Paris", obwohl auf dem unsaubern Gebiete des französischen Demimonde sich bewegend, doch nichts weniger, als eine Nachahmung des Dumasschen Genre ist. Es wäre nachlässig, wollten wir hier nicht auch Ludwig Habicht's Feder erwähnen; sie befleißigt sich der Feinheit, des saubern Schliffs, — schöne Partieen treten uns in seinem „Stadtschreiber" entgegen.

Lernen, viel lernen könnten alle im Vorigen mit kleinen Säbelhieben Abgeurtheilten von Berthold Auerbach, Paul Heyse und Gustav Freytag. Wenn jemals die beschreibende Erzählung zu einer Vollendung gediehen, so ist es durch diese deutschen Schriftsteller geschehen. Der Götterfunke des Gedankens und idealer Begeisterung brennt nicht auf ihrer Stirne, aber der Stempel hoher Meisterschaft im Darstellen. Sie sind der vollsten Bewunderung werth und glauben wir, in ihnen die ersten Chorführer moderner Stilistik zu sehen.

„Damit wären wir wieder einmal fertig!" sagte ein Hamburger Pastor, als er ein Kind getauft; ich schließe mit denselben Worten diese Erzähler-Galerie, die zwar nicht die Edelsten und Besten unserer Nation enthält, aber doch ihre Blüten, ihre Knospen und ihren Kern. Otto Spielberg.

Belgien.

Vlamische Bewegung.

Der neue belgische Kriegsminister. — Vlamisches National-Theater. — Niederdeutsches Verbrüderungs-Fest.

Als ein dem germanischen Volksgeiste in Vlamisch-Belgien gemachtes, wichtiges Zugeständniß darf es angesehen werden, daß der neue belgische Kriegsminister, General Renard, am 22. Januar d. J. einen Armee-Befehl erlassen hat, wodurch die ältere Verordnung, daß den Soldaten, die keine Schulkenntnisse besitzen, Elementarunterricht ertheilt werden soll, dahin modifizirt wird, daß dieser Unterricht den Soldaten wallonischer Abstammung in französischer, denen vlamischer Abkunft aber in niederländischer Sprache zu ertheilen ist. Bisher nämlich ist in allen Soldaten-Schulen das Französische die Unterrichtssprache gewesen, was augenscheinlich ein großer Nachtheil für die Vlamingen war. Het Volksbelang („Die Volkssache"), eine in Gent erscheinende, große Zeitung, spricht die Hoffnung aus, daß sich der Magistrat der flandrischen Hauptstadt an dieser Verfügung des Kriegsministers ein Beispiel nehmen und auch den Lehrern der städtischen Elementarschulen gestatten werde, den ihren Unterricht bezahlenden Knaben diesen in vlamischer Sprache zu ertheilen.

Die „vlamische Bewegung" wächst im Lande mit jedem Tage; denn mehr und mehr werden die Belgier sich bewußt, daß bei dem bevorstehenden, nahen Aufeinanderplatzen der Nationalitäten weniger die materielle, als die geistige Macht der kleineren Staaten, die um ihre nationale Selbständigkeit kämpfen, für sie den Ausschlag geben wird. Zu diesem Zwecke sind im vorigen Jahre in Vlamisch-Belgien mehrere sehr tüchtige Zeitungen in niederdeutscher Sprache gegründet worden: so das vorhin genannte Genter Volksbelang und die in Brüssel (dreimal wöchentlich) erscheinende Vlaamsche Tijding, welche, ebenso wie die alte Gazette van Dendermonde, in jeder Nummer einerseits polemische Artikel gegen die belgischen Gallomanen und andererseits treffliche Essays und Erzählungen zur Belebung des vaterländischen Sinnes und der Theilnahme für die Sprache des Volkes enthalten. Leider giebt es nicht blos in Belgien, sondern auch in dem alten freien Holland, sehr viele Niederländer, die, ihrer eigenen großen Nationalgeschichte uneingedenk, dieser Sprache des Volkes die polirtere, fremde Sprache vorziehen.

In Brüssel haben einige patriotische Männer, an deren Spitze der Director Mülders steht, ein vlamisches National-Theater gegründet, in welchem Schauspiele, Opern und Oratorien in der Volks-Sprache aufgeführt werden. Herr Emanuel Hiel, Professor am königl. Conservatorium der Musik, ist es namentlich, der sich um die vlamische Kunst sehr verdient gemacht, indem er für einige ausgezeichnete belgische Komponisten (Benoit, Director des vlamischen Musik-Conservatoriums in Antwerpen, van Gheluwe u. A.) Texte zu Oratorien („Die Schelde", „Lucifer", „Prometheus") und Opern („Isa" u. A.) gedichtet hat.

Am 21. Januar wurde im vlamischen Nationaltheater das lyrische Drama „Frans Ackerman" zum Benefiz des die Hauptrolle darin spielenden Tenoristen Warnots aufgeführt, der wesentlich zu dem Erfolge beigetragen, den dieses Stück und das Nationaltheater überhaupt in Brüssel bisher gehabt. Bei dieser Gelegenheit wurde dem Künstler die Auszeichnung zu Theil, daß ihm öffentliche Huldigungen einerseits von Vertretern der vlamischen Poesie durch Herrn Emanuel Hiel und andererseits von Männern aus dem Volke, zweien Handwerkern, dargebracht wurden, die in blauen Kitteln auf der Bühne erschienen und ihm mit einem Blumenkranz eine laut verlesene Adresse überreichten, die mit folgenden Worten begann: Wij zijn jongens uit het volk en komen hier op in naam van de werkende klas (Wir sind Jungens aus dem Volk und kommen hier herauf im Namen der arbeitenden Klasse). In dem Gedichte Hiel's hatte die erste Strophe daran erinnert, wie die vlamische Muse bisher von ihren Feinden verhöhnt worden, welche gerufen hätten: Es is geen Vlaandern meer! („Es giebt kein Flandern mehr!") Aber, heißt es in der folgenden Strophe:

Fel trof dit woord uw hart! Med moed
Kwamt ge in de rei der vlaamsche legerscharen,
En dan — aan't hoofd der Kunstenaren —
Riept ge uit met zielengloed:
Wij willen niet meer lijden
Der domheid dwaas gesmaal;
Vooruit, wij moeten strijden
Voor ons bestaan door onze kunst, door onze taal!

Hart traf dies Wort Dein Herz! Mit Muth
Trat'st in die Schaar der vlam'schen Kämpfer Du,
Und hier — als Führer unsrer Künstlerschaft —
Riefst Du mit Seelengluth:
Wir wollen nicht mehr leiden
Der Dummheit Narrenspott;
Vorwärts, wir müssen streiten
Für unser Volksthum durch unsre Sprach' und Kunst!

Am 24. Februar wird zu Ehren des um die, mit vielen Opfern verbundene Leitung des vlamischen Nationaltheaters hochverdienten Directors Mülders ein großes Verbrüderung-Fest gegeben werden, zu welchem sich alle literarische und künstlerische Notabilitäten von Brüssel, Antwerpen, Gent und Brügge vereinigt haben. Sie haben zu diesem Zwecke einen Aufruf erlassen, dem sie eine deutsche Uebersetzung des vlamischen Textes beigefügt. Hoffentlich werden sich auch zahlreiche Hochdeutsche bei diesem niederdeutschen Verbrüderungs-Feste betheiligen.

Dem gedachten vlamisch-deutschen Aufruf entlehnen wir folgende kräftige Stellen:

„Mögen die Vertheidiger einer fremden Kultur, unsere entarteten Gallomanen, das, was wir erstreben, immerhin angreifen, verspotten oder mit Geringschätzung behandeln — wir müssen vorwärts, wir müssen handeln, großherzig handeln, denn unser Zweck ist erhaben und groß — unser Zweck: die Erhebung des niederdeutschen Stammes durch eigene Kraft.

„Wer dies mit uns energisch will, wer mit uns durch eigene Bildung ein gesundes Volks- und Staatsleben hervorrufen will, das ein fruchtbarer Boden für das Schöne, Gute und Wahre sei, der strebe mit uns für unser Recht, unsere Sprache und unsere Kunst.

„So werden wir wieder in der Reihe der Völker unseren eigenen Platz einnehmen, so unsere Selbständigkeit in der menschlichen Gesellschaft behaupten.

„Unsere Sprache, dieses edle Kennzeichen unseres Volksthums, dieser lebendige Springquell unserer Geistesschöpfungen, wird angetastet von der Unwissenheit und von den Adepten einer fremden Bildung. Unser Recht wird mißachtet von Menschen, die ohne unsern Stamm keine Volks-Existenz haben. Unsere Kunst wird verleugnet von den impotenten Bewunderern ausländischer Versunkenheit.

„Aber allen diesen Feinden gegenüber besitzen wir unwiderstehliche Hilfsmittel: eine eigene Sprache, eigene Kunst und einen auf Energie, Arbeit und Muth sich stützenden Geist.

„Keine Gelegenheit, wie gering sie auch sei, dürfen wir vorübergehen lassen, unsere Selbständigkeit, unser eigenthümliches Leben und unsere Bestrebungen darzulegen. Wir sind ein selbstdenkendes Volk und wollen es bleiben. Darum Liebe Denjenigen, die uns lieben, Achtung Denjenigen, die uns wohlwollen!

„Brüder! Reichen wir uns die Hand! Wer die Feder führt und ein Wort spricht zur Förderung unserer heiligen Volkssache, der komme zu uns und vereinige sich mit uns zu dem, einem der Unsrigen veranstalteten Feste, einem Manne zu Ehren, der unsere Achtung, Huld und Liebe verdient durch seine Energie, seine Thätigkeit und seinen Muth."

Auch in Deutschland werden diese Worte mit brüderlicher Theilnahme gelesen. „Liebe Denjenigen, die uns lieben, Achtung Denjenigen, die uns wohlwollen!" — nach diesem Wahlspruche dürfen wir Hochdeutsche auf die Liebe und die Achtung unserer niederdeutschen Brüder zählen. Gönnen wir ihnen doch von ganzem Herzen, daß sie im Nordwesten, wie die freien Schweizer im Südwesten unseres gemeinsamen, germanischen Mutterlandes, in dieser Zeit der Sammlung und der Befestigung der zusammengehörigen Nationalitäten ihr eigenes, historisch wohlbegründetes Volksthum für alle Zukunft sichern!

Joseph Lehmann.

Holland.

Preßfreiheit und Zeitungen der Zukunft.*)

„Die folgenden Seiten unterbreiten der Ueberlegung des Lesers ein System der Freiheit, zu reden, zu schreiben und zu veröffentlichen, welches von den über diesen Gegenstand herrschenden Ansichten wesentlich verschieden ist. Sie enthalten die Darlegung der Möglichkeit und der Nützlichkeit einer völligen Freiheit des Wortes, einer Freiheit, Alles zu sagen, zu schreiben und zu veröffentlichen, die von keiner Einschränkung behindert oder begränzt wird, selbst nicht von solcher, die irgend welche Rücksichten wünschenswerth erscheinen lassen könnten." So bezeichnet der Verfasser des unten angezeigten Buches in der Vorrede seinen Zweck, und er verspricht, die Freiheit, für welche er kämpft, soll nicht eine ideale, nur in Utopien mögliche, sondern eine praktisch anwendbare sein. Dieser praktischen Tendenz getreu, geht der Verfasser von den konkreten Verhältnissen seines Vaterlandes aus, dieses gelobten Landes der Preßfreiheit: „Jeder halbwegs gebildete Niederländer hat gehört und weiß, oder, besser gesagt, glaubt zu wissen — denn die Sache ist nichts weniger als wahr —, daß die Niederlande seit langer Zeit und in erster Linie das Land des freien Gedanken-Ausdrucks gewesen sind."

Der Verfasser weist nach, daß dies denn doch ein patriotischer Irrthum sei. Er zeigt, daß in den Niederlanden so gut wie anderswo die Freiheit der Meinungs-Aeußerung zuerst auf wissenschaftlichem Gebiet habe errungen werden müssen, daß dann noch eine ganze Zeit hingehen mußte, bevor dieselbe Freiheit auch in Sachen der Religion und der Philosophie (die ihm nicht zu den sciences gehört) gewonnen wurde, und daß man endlich noch heute erst auf dem Wege ist, für politische und gesellschaftliche Fragen die gleiche Freiheit zu erreichen, welche zwar im Prinzip als berechtigt anerkannt, aber auch von der freisinnigsten Gesetzgebung nur unter solchen Ausnahmen und Einschränkungen gewährt werde, daß dieselbe in dieser Gestalt keineswegs den Forderungen wahrer Civilisation entspreche. „Noch heute wird jedes Zerreißen der Bande unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Orthodoxie von den Behörden und vom Vorurtheil als Beleidigung, Schmähung und Verleumdung („Erregung von Haß und Verachtung") verfolgt und mit Ge-

*) La liberté de la parole. Etude en droit criminel, par L. A. P. F. Buyn, docteur en droit. Amsterdam, Johannes Müller, 1867.

fängniß und Geldbuße bestraft, ganz ebenso wie früher die Ketzerei auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Religion und der Philosophie."

Unter den praktischen, konkreten Forderungen hat der glückliche Niederländer nicht nöthig, Freiheit des Worts auf der Tribüne zu heischen. Das Recht der Kontrole, welche die Volksvertretung über die Regierung zu üben hat, ist dort außer Frage. Er hat im Gegentheil zu klagen, daß die Minister und das Volk nicht gleiches Recht gegen die Volksvertreter haben, daß diese vor einer „absoluten Kritik" ihrer Pflichterfüllung geschützt, von moralischer und politischer Verantwortlichkeit frei seien. Das gesetzlich anerkannte Recht der Nation zu solcher Kritik sei „beschränkt und schon deshalb ungenügend." Das Urtheil der Nation könne so ausfallen, daß sie bei den Einschränkungen des bestehenden Gesetzes gezwungen wäre, „es ungesprochen zu lassen, um sich nicht gerichtlicher Verfolgung auszusetzen. Die einfache Möglichkeit einer solchen Verfolgung vernichtet ihr Recht der Kontrole und unterdrückt die moralische Verantwortlichkeit der Kammer."

Der Verfasser kommt nun zu dem Wege, auf welchem die Nation ihr Urtheil kundgiebt: „Die meetings und die strikes liegen nicht in unserem Charakter und eignen sich auch nicht zu täglicher Anwendung; außerdem sind sie sowohl wie die Petitionen ein zu umständliches Mittel, um gewöhnlich nur einen einzelnen politischen oder gesellschaftlichen Gedanken zum Ausdruck zu bringen," daher sind die Zeitung und die Flugschrift am Meisten in Gebrauch. „Man nennt oft die Tagesblätter die Organe der öffentlichen Meinung im Gegensatz zur Flugschrift, die nur die Gedanken eines einzelnen Individuums enthält. Die Tagesblätter sollten freilich in der That sein, wofür man sie ausgiebt, allein in Wirklichkeit sind sie meistentheils nur periodische Flugschriften; sie enthalten nur die Gedanken eines einzelnen Individuums, des Redakteurs, in regelmäßigen Mittheilungen. Zwischen den „parlamentarischen Skizzen" (Parlementaire Schetsen) des Herrn Groen van Prinsterer, so lange dieselben in regelmäßiger Folge erschienen, und einem gewöhnlichen Tageblatt ist thatsächlich nicht der geringste wesentliche Unterschied.

„Aber man giebt vor, das Tageblatt werde deshalb für das Organ der öffentlichen Meinung gehalten, weil der Redakteur die doppelte Aufgabe erfüllt, dieselbe zu leiten und zugleich ihr Dolmetsch zu sein. Abgesehen davon, daß diese Behauptung eine contradictio in terminis enthält, bliebe doch noch zu fragen, ob der Redakteur sich dieser ganzen Aufgabe entledigt, und ob folglich sein Blatt in der That ein Organ der öffentlichen Meinung ist? Außerdem darf man wohl zweifelhaft sein, ob das, was civilrechtlich negotiorum gestio heißt, so ohne Widerspruch auf das politische Recht angewendet werden könne und ob der Erste Beste, den die Lust dazu anwandelt, bevollmächtigt sei, sich als improvisirten Mandatar der öffentlichen Meinung hinzustellen. Bei dem geringsten Nachdenken springt in die Augen, daß das Recht des Journalismus, dies Amt zu übernehmen, im Grunde nur eine seltsame Täuschung über seine wahre Natur und seine Bestimmung ist. In der That steht fest, daß gewöhnlich für öffentliche Meinung ausgegeben wird, was nur Einzelurtheil des Redakteurs ist. Für die Möglichkeit, daß der Gedanke eines einzelnen Redakteurs oder einer kleinen politischen Fraktion, der ein Tageblatt zur Verfügung steht, sich den weiten Mantel der öffentlichen Meinung umwerfe, und für die Schwierigkeit, diese Verkleidung zu erkennen, liegt der Grund zum großen Theil in unseren Preß-Polizei-Gesetzen, welche der wahren Kundgebung der öffentlichen Meinung bei der großen Menge hindernd entgegentreten. Darin liegt die Macht und zugleich die Gefahr des modernen Journalismus. Er ist ein Tyrann, der seine Stärke aus dem Mundtode der Völker zieht.

„Nach diesen Betrachtungen wird man nicht mehr erstaunt sein, wenn ich meine Meinung dahin eröffne, daß die Tages-Presse, trotz ihrer sogenannten riesigen Entwickelung, noch in ihrer Kindheit liegt.

„Stellen wir eine Vergleichung unserer heutigen Tagesblätter an mit denen der Zeit unserer Republik der Vereinigten Provinzen und, abgesehen von dem Format des Papiers und der Vervielfältigung der Verbreitung, die mit dem Wesen eines öffentlichen-Meinungs-Organs nichts zu thun haben (?!), werden wir als einzigen Unterschied die Ausdehnung des Inseratentheils bemerken, d. h. der Zahl der individuellen Gedanken-Ausdrücke über einen Gegenstand lediglich gesellschaftlicher Natur, nämlich auf den Handel bezüglich, deren Veröffentlichung und folglich Verbreitung vom Gesetzgeber leidlich frei gelassen sind. Im Uebrigen hat allerdings der Ausdruck der politischen Gedanken in der periodischen Presse merkliche Fortschritte an innerm Gehalt, ich möchte fast sagen: an Intensität, gemacht, aber die Tages-Presse, wie verbessert sie auch sei, ist dadurch der Verwirklichung ihrer Bestimmung, das Organ der öffentlichen Meinung zu sein, um keinen Schritt näher gekommen. Sie kann dieses Ziel nur erreichen durch Erweiterung der Zahl der individuellen politischen Gedanken in derselben Weise, wie dies für die ceremoniellen Gedanken statt gefunden hat.

„Es offenbart sich in der That in unsern großen Blättern ein Streben, so viel wie möglich die Individualität des Redakteurs durch Vermehrung der Zahl der Mitredakteure zu ergänzen; die Leitartikel eines solchen sind oft von bekannten oder unbekannten Politikern inspirirt; die Rubrik „Eingesandt" wird zahlreicher und theilt sich in einigen Blättern schon in zwei Kategorieen, je nachdem sie unter der Verantwortlichkeit oder außer Verantwortlichkeit der Redaktion Platz findet; die auswärtigen neuen Nachrichten sind so viel wie möglich von „unserm Special-Correspondenten". Wer jedoch den Mechanismus der Tages-Presse in der Nähe beobachtet hat, der weiß, wie viel noch zu wünschen und zu verbessern bleibt; wie klein die Zahl der treuen und zuverlässigen Mitarbeiter ist; wie oft eine Notiz, die zur Unterstützung eines Leitartikels mitgetheilt wird, aus der eigenen Feder des Redakteurs fließt, und wie viel auswärtige neue Nachrichten von „unserm eigenen Berichterstatter" an Ort und Stelle im Redaktions-Büreau verfaßt sind; der absonderlichen Dienste zu geschweigen, welche in heutiger Zeit besonders der Telegraph leistet. Aber wir wollen dies Alles mit dem Mantel der Liebe bedecken, um unsere Aufmerksamkeit auf die Erscheinung zu beschränken, die ich hauptsächlich im Auge habe, nämlich, daß die Zahl der Mitarbeiter, der Correspondenten, der Einsender fortwährend steigt, und daß schon gegenwärtig gar nicht mehr denkbar ist, ein solides Tagesblatt könne sich halten ohne Betheiligung vieler Mitarbeiter.

Eine mächtige Entwickelung in dieser Richtung kann allein aus dem Tagesblatt das Organ der öffentlichen Meinung machen. In Rücksicht auf die äußerst winzige und unzureichende Ausdehnung, welche der Entfaltung des Journalismus bis jetzt in dieser Richtung gegeben ist, und in Rücksicht auf die Bestimmungen, die ich von demselben in einer vielleicht fernen, aber unausbleiblichen Zukunft hoffe, glaube ich nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß unsere gegenwärtige Tages-Presse sich noch in ihrer Kindheit befindet.

Die Klippe des Gesetzes, welche die Böswilligen indessen nicht zurückhält, verhindert die anständigen Leute, mit ihrer Ansicht auf dem Wege der Tagesblätter öffentlich hervorzutreten. Die bloße Möglichkeit amtlicher Nachfragen oder, noch schlimmer, einer Berührung mit der Justiz genügt, um der gesammten besitzenden Klasse ein fast vollständiges Schweigen aufzuerlegen, d. h. demjenigen Theil der Nation, welcher der zahlreichste, beste und gebildetste, aber zugleich auch, mit wenigen Ausnahmen, der furchtsamste ist. Dies ist der Zustand der Gesellschaft nicht allein in den Niederlanden, sondern in ganz Europa. Eine systematische Stummheit hat die Sitten des Mittelstandes, der behäbigen Klasse der achtbaren Leute, so vollständig durchdrungen, daß, wenn es nicht für ein Vergehen oder eine unmoralische Handlung gilt, unterzeichnete oder anonyme Artikel in öffentliche Blätter zu setzen, dies doch sicherlich im Allgemeinen nicht als Etwas angesehen wird, was zur Empfehlung gereicht. Oft ist diese Thatsache schon hinreichend, um den Schreiber als „verdächtig" oder als „ein Original" betrachtet werden zu lassen und um ihm die Erlangung einer großen Zahl von Ehrenposten zu verschließen.

Nach und nach wird der gepreßte Bürgersinn die Fesseln sprengen, welche den Ausdruck der sozialen Gedanken hemmend umschnüren; er wird die Brust ausweiten und in freier Veröffentlichung seiner Gedanken wieder voll aufathmen lernen. Der anständige Mensch wird zu begreifen anfangen, wie lächerlich es ist, seiner Würde den Mundtod als Schutzwache zu bestellen; in dem Maße, wie die Gefahr der Berührung mit der Justiz verschwindet, wird sein Gewissen aufwachen, und er wird erkennen lernen, daß er als Staatsbürger, als Glied der Gesellschaft berufen ist, eine höhere Bestimmung zu erfüllen, als die scheue Beobachtung einer conventionellen Schicklichkeit. Die Meinungen und Mittheilungen über Gegenstände von sozialem Interesse, die in den Tagesblättern veröffentlicht und von dem wohlerzogensten, aufgeklärtesten und einflußreichsten Theil der Nation geliefert werden, werden an Umfang wohl abnehmen, aber beträchtlich an Menge und Gehalt zunehmen und der Zahl der Geschäfts-Annoncen sehr nahe kommen.

Ich glaube in der That, daß man sich von dieser zukünftigen Ausdehnung des Journalismus eine zu übertriebene Vorstellung gar nicht machen kann.

Man will oft die Zukunft der Tages-Presse von der Ermäßigung oder Abschaffung der Stempelsteuer abhängig sein lassen. Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um zu berechnen, daß dies keine andere Folge haben kann, als die Zahl der Abonnenten zu erhöhen und die Menge der Leser zu vermehren; der innere Werth des Blattes kann davon nicht berührt werden.

Die Aufhebung der Gesetze, welche die Enthüllung der Gedanken in Schranken halten, wird auch einen bemerkenswerthen Einfluß auf die Haltung der Tagesblätter haben. Die Bestrebungen, sie zum Ausdruck der wirklichen Wahrheit und der wirklichen Schicklichkeit, statt des Ausdrucks einer dem Straf-Gesetzbuch angepaßten Wahrheit und Schicklichkeit zu machen, können dann allein ihr Ziel erreichen. Es wird in Folge dessen eine Sonderung der Journale eintreten; man wird solche finden, die sich bestreben, uns die Wahrheit in angemessener Form zur Kenntniß zu bringen, aber man wird auch Blätter finden, die nur Artikel verbreiten, welche nach Inhalt und Form verächtlich sind. Es muß jedoch auch solche geben; die Nation hat ein Recht darauf, wie auf die Duldung der Prostitution. Schandblätter und lüderliche Häuser sind ein nothwendiges Uebel. Man kann darüber bekümmert sein, aber man kann nichts daran ändern. Der Gesetzgeber, der sich zum Moral-Professor macht, wird lächerlich, verhaßt und erreicht schließlich seinen Zweck nicht; im Gegentheil: er verschlimmert das Uebel, denn indem er es vernichten will, breitet er es aus und verderbt selbst das Gute. In der That kommt der ausschweifende und mit Recht gefürchtete Einfluß der periodischen Presse hauptsächlich daher, daß Wahrheit und Täuschung durch das Gesetz gezwungen sind, mittels desselben öffentlichen Organs an's Licht zu treten. Wenn man seine Freunde von seinen Feinden unterscheiden kann, so ist das schon das Aeußerste, und der beste Redakteur kann, in Anbetracht der kleinen Zahl seiner Mitarbeiter, sich in Betreff ihres sittlichen Werthes nicht schwierig zeigen." — Wie subjektiv und schwankend überdies der Begriff „Schandschrift" sei, weist dann der Verfasser an den wesentlich veränderten Beurtheilungen nach, welche im Laufe der Zeit in Holland das Leben Jesu von Strauß und das Projekt einer Reform der Kolonial-Politik erfahren haben.

Wir haben diese lange Auseinandersetzung hier in ihrem ganzen Zusammenhange wiedergegeben, damit der Leser von dem wunderlichen Buche des Herrn Dr. Buyn ein wirkliches Bild gewinne. Die Einleitung erinnert schon an den bekannten Anfang von Rousseau's Bekenntnissen: Je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple", und in der That ist charakteristisch für den Verfasser die Ueberzeugung von der Neuheit und Kühnheit seiner Gedanken; von dieser Ueberzeugung ist er durchdrungen; sie schwellt seinen Stil und hebt ihn über naheliegende Erwägungen, oft über die einfachste Logik hinweg. Es stecken fruchtbare Ideen, fleißiges Studium und gute Beobachtungen in dem kleinen Buche, aber die Sucht nach Paradoxen thut überall, sowohl dem aufrichtigen Streben, wie dem klaren Blick Eintrag. Daß z. B. den Zeitungen eine große Zukunft dadurch bevorstehe, daß ein immer größerer Kreis des Publikums sich an aktive Betheiligung gewöhne, den Gedanken unterschreibt man unbedenklich, aber er ist doch auch wahrlich nicht so unerhört, daß man, um ihn auszusprechen, sich breit in Positur stellt, sich geräuschvoll räuspert und auf den Gesichtern der Zuhörer nach dem Ausdruck staunender Ueberraschung späht. Dagegen wäre man anderswo, etwa bei uns zu Lande, mit der holländischen Preßfreiheit wohl zufrieden, nur — ohne die dortige Zeitungssteuer, die fast einem Prohibitiv-Zoll gleicht. Der Verfasser seinerseits hat gegen die Steuer eigentlich nichts einzuwenden, findet aber die Preßfreiheit übrigens sehr mangelhaft. Nun gehört doch wahrlich, um mit Herrn Dr. Buyn selbst zu reden, pas beaucoup de sagacité dazu, um einzusehen, daß für die Zukunft, welche er dem Journalismus wünscht und verkündet, erste und unerläßliche Bedingung die Aufhebung der drückenden Steuer ist. Daß dadurch die Verbreitung der Blätter ungemein zunehmen würde, bestreitet er selber nicht; nur scheint ihm dies höchst unwesentlich. Es wäre also für die „öffentliche Meinung", zu deren Organe er die Journale machen will, gleichgiltig, wie groß ihr Kreis ist? Ist Oeffentlichkeit in kleinem Kreise denn überhaupt noch Oeffentlichkeit? Kann ein Blatt nicht seine dauernde große Verbreitung mit Recht dafür geltend machen, daß seine Artikel im Allgemeinen den Ansichten eines großen Publikums entsprechen, also im Einklang mit einem großen Bruchtheil der öffentlichen Meinung sind? Und vor allen Dingen: wie soll die Reform des Zeitungswesens beginnen, wenn nicht aus dem Kreise der Leser? Sollen Leute außer dem Kreise der Journalisten von Fach an Zeitungen sich betheiligen, die sie selbst nicht lesen? Eine große Zahl solcher freiwilligen Mit-

arbeiter soll den Zeitungen der Zukunft erst ihren Werth und den Charakter von Organen der öffentlichen Meinung geben: aber woher sollen diese Einsender kommen, wenn nicht aus dem Kreise der Leser? Groß muß also zunächst die Zahl der Leser werden, um eine große Zahl von Mitarbeitern, wie der Verf. sie wünscht, zu ermöglichen. Oder will etwa der Verf. als Faktoren der öffentlichen Meinung nur Mitglieder der wohlhabenden Klasse gelten lassen, denen es auf ein paar Gulden oder Thaler mehr für das Abonnement nicht ankommt?

Das scheint doch auch nicht, denn der Verf. steigt mit seiner öffentlichen Meinung, freilich wieder nicht ohne ein kleines Malheur, tiefer herab, wo er ein Faktum brauchen zu können glaubt. Die öffentliche Meinung und ihre Organe, die Zeitungen der Zukunft, sollen nämlich auch die Regelung der internationalen Beziehungen der Völker den Diplomaten und den Gewalthabern entreißen, damit künftig nicht mehr wenigen Ehrgeizigen zu Liebe Völker gegen ihre Neigungen und Interessen in Kriege mit einander verwickelt werden und damit die Last des bewaffneten Friedens endlich von der Wohlfahrt der Völker genommen werde. „Die diplomatischen Noten müssen der Stimme der Völker Platz machen, und dies kann nicht stattfinden, bevor der Journalismus geworden ist, was er nicht ist: das Organ der öffentlichen Meinung." Als sporadische Anfänge wirksamer Emancipation der Völker führt er nun an — die Adresse des Berliner Arbeitervereins vom 9. Mai 1867 und die Versammlung im Leipziger Odeum gegen die „aspirations belliqueuses du gouvernement prussien". Wir, und auch wohl manche Landsleute des Verfassers, betrachteten die Luxemburger Frage etwas anders.

Das Princip der völlig unbeschränkten Freiheit des Gedanken-Ausdrucks wird nun auch noch auf civilrechtliches Gebiet übertragen, und als Beispiel der Anwendbarkeit desselben wählt der Verfasser eine Veröffentlichung, die gegen den Kredit eines Kaufmannes gerichtet wäre, also eine durch die Gesetze aller civilisirten Nationen verbotene Handlung. Wie beschränkt die Ansichten über diesen Punkt noch seien, belegt er durch den Widerspruch, den auf dem internationalen Kongreß 1862 Emil de Girardin's vollkommen richtige Ansicht gefunden habe: es müsse jede Zeitung das Recht haben, über jeden Kaufmann fälschlich das Gerücht zu verbreiten, er habe Konkurs angemeldet. Wenn das nicht einmal einer solchen Versammlung einleuchte, könne man sich denken, wie es erst vom Publikum aufgenommen werden würde. Das glauben wir allerdings auch, obwohl der Verf. nicht übel anführt, der amtliche Courszettel sei ja z. B. schon eine Verletzung des rechtlich angenommenen Princips, denn das Fallen der Papiere heiße doch nichts anderes, als daß man dem Credit des betreffenden Staates oder der betreffenden Gesellschaft nicht traue. Herr Dr. Buyn wird wohl Recht haben, wenn er nicht zu hoffen wagt, auch nur Einen Leser dahin zu bringen, daß er die Dinge ganz so wie er selber betrachte.

F. H.

England.

Englische Verfassungs-Zustände, von Walter Bagehot.*)

Ueber englische Verfassungs-Zustände sind in Deutschland im Laufe der letzten Jahre vortreffliche Arbeiten von Rudolf Gneist und Eduard Fischel erschienen, und auch die englische Verfassungs-Geschichte von John Erskine May ist in ihrer deutschen Uebertragung viel gelesen worden.*) Die Krisis, in welcher sich unsere eigenen parlamentarischen Zustände befanden, lenkte natürlich die Aufmerksamkeit der zu historischen Vergleichungen stets geneigten politischen Köpfe auf die Darstellungen der Geschichte des englischen parlamentarischen Rechts aus Federn, die dieser Aufgabe vollständig gewachsen waren.

Indessen ist nicht zu verkennen, daß diese Arbeiten, so umfassend und geistvoll sie auch sind, als Studien, die auf Berichten und Anschauungen älterer Darsteller und Zeiten beruhen, immerhin noch etwas zu wünschen übrig lassen: nämlich den Blick in das volle Staatsleben der Gegenwart, das mehr und eindringlicher, als jedes Beispiel der Geschichte, auf die Neugestaltung unserer eigenen parlamentarischen Zustände einwirkt.**) Es ist allerdings tröstlich für uns, zu erfahren, daß auch in England die parlamentarische Freiheit langer Lehrjahre und Prüfungen bedurfte, bevor sie ihre jetzige Höhe und Sicherheit erreichte, aber es ist keine Beschwichtigung für unsere Sehnsucht, wenn wir dadurch gewissermaßen auf Entschädigungen verwiesen werden, die künftig einmal unseren Enkeln zu Theil werden sollen. Etwas Anderes ist es, wenn uns gezeigt wird, daß es in der Gegenwart Bedingungen giebt, welche eine Wiederholung des alten langsamen, beständig unterbrochenen Ganges der Entwickelung nicht gestatten und dasjenige, was damals der Jahrhunderte bedurfte, jetzt auf Jahrzehnte reduziren.

Das von Frau Henry-Lehmann aus dem Englischen übersetzte Buch von Walter Bagehot, dessen Uebertragung ein deutscher Kenner des parlamentarischen Rechts, Herr Professor Franz v. Holtzendorff, veranlaßte, erschien zuerst in der Fortnightly Review in einzelnen Essays über die parlamentarische Cabinetsregierung in England, über das Haus der Lords und das Haus der Gemeinen, über Ministerwechsel und das sogenannte Gleichgewicht der Staatsgewalten, und erregte in dieser Gestalt die Aufmerksamkeit der nicht bloß mit politischer Kannengießer-Weisheit sich begnügenden Leser. Diese Essays besitzen allerdings eine gewisse Frische und Anschaulichkeit, wie sie eben nur ein den Zuständen und Personen nahe stehender Zeitgenosse seinen Darstellungen zu geben vermag. „Schärfe der Beobachtung", sagt Herr v. Holtzendorff, „und ein überall erkennbarer Reichthum an Erfahrungen befähigen den Verfasser, über das Wesen und die Bedingungen des parlamentarischen Systems und den Zusammenhang desselben mit der Verwaltung zu sprechen. Werthvoll erscheint dabei die fortlaufende Gegenüberstellung der englischen und der nordamerikanischen Verwaltungs-Einrichtungen, sowie derjenigen der britischen Kolonieen."

Bagehot ist, abweichend von der unter den Verfassungs-Freunden des Kontinents verbreiteten Vorliebe für das Selfgovernment, einer mehr centralisirenden Richtung geneigt und hält eine weitere Verminderung der corporativen Selbständigkeit der Gemeinde-Verwaltungen für wünschenswerth. Auch Gneist hat in einem kürzlich veröffentlichten Vortrag über die

*) Mit einem Vorwort versehen von Dr. Franz von Holtzendorff. Berlin, Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung (A. Charisius), 1868.

*) Verfassungs-Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Georgs III. Bearbeitet von O. G. Oppenheim (preuß. Appellationsgerichts-Rath). Leipzig, Hermann Mendelssohn, 1864.

**) Das von Thomas Erskine Mai herausgegebene und ebenfalls von O. G. Oppenheim übersetzte Handbuch „Das englische Parlament und sein Verfahren" (Leipzig, H. Mendelssohn, 1860) hat mehr den parlamentarischen Geschäftsgang und Mechanismus, als einen Einblick in die politische Wirksamkeit des constitutionellen Rechts im Auge.

D. Red.

Kommunalverwaltung der Londoner City auf die noch vielfach unter uns verbreiteten Irrthümer über das Self-government in England, über die angebliche Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit der unbesoldeten Beamten des Bürgerthums, hingewiesen. Bagehot glaubt sich berechtigt, die sachlichen Leistungen dieser Selbstverwaltung ziemlich gering zu veranschlagen. Hört man doch bereits in England allen Ernstes die Frage erörtern, ob den Geschworenen Diäten gezahlt werden sollen. Thatsache ist die stets zunehmende Klage über die Unbequemlichkeiten des unentgeltlichen Gerichtsdienstes.

Wir wollen hier eine Stelle aus dem belehrenden Buche über die, wie man gewöhnlich annimmt, vom englischen Hause der Gemeinen als sein ausschließliches Privilegium betrachtete Bewilligung der öffentlichen Gelder, sowie über die Parlaments-Regierung überhaupt, folgen lassen:

„In Wahrheit besteht die Haupteigenthümlichkeit des Hauses der Gemeinen bei finanziellen Angelegenheiten heutzutage nicht in einem besondern Privilegium hierzu, sondern in einer exceptionellen Nichtberechtigung. Jedes Mitglied kann über gewöhnliche Gegenstände irgend welche Vorschläge machen, nicht aber in finanziellen Angelegenheiten, — der Minister allein kann über die Besteuerung des Volkes Vorschläge machen. Dieser Grundsatz ist gewöhnlich in der mittelalterlichen Metaphysik über die Prärogative der Krone enthalten, aber er ist im neunzehnten Jahrhundert ebenso nützlich als im vierzehnten und beruht auf einem ebenso sichern Prinzipe. Längst hat das Haus der Gemeinen, welches jetzt der wahre Herrscher ist und die wirkliche Executivgewalt ernennt, aufgehört, die einschränkende, sparende und ökonomische Körperschaft zu sein, die es einst gewesen ist. Es ist jetzt mehr als der jeweilige Minister geneigt, Geld auszugeben. Ich habe einen sehr erfahrenen Finanzier sagen hören: „Wenn ihr euch Beifallsrufe im Hause der Gemeinen sichern wollt, so braucht ihr nur eine Lobrede über die Sparsamkeit im Allgemeinen zu halten; wollt ihr eine sichere Niederlage herbeiführen, so schlagt irgend eine Ersparniß im Einzelnen vor." Der Hergang ist einfach. Jede Verausgabung öffentlicher Gelder geschieht anscheinend für einen dem öffentlichen Leben angehörigen Gegenstand; diejenigen, welche das Geld zu verausgaben wünschen, verbreiten sich weitläufig über diesen Gegenstand. Sie sagen z. B.: „Was machen 50,000 Pfd. diesem großen Lande aus? Ist es jetzt an der Zeit, krämerhafte Einwendungen zu machen? Niemals ist unsere Industrie so productiv und niemals sind unsere Hilfsquellen so beträchtlich gewesen. Was sind 50,000 Pfd. im Vergleich zu diesem großen, nationalen Interesse?" Die Mitglieder, welche für die Ausgabe sind, nehmen sich der Sache auf der Rednerbühne stets an; vielleicht hat sie ein Wähler oder ein Freund, welcher von der betreffenden Ausgabe Nutzen ziehen will, oder sonst auf die Sache erpicht ist, gebeten, sich um die Angelegenheit zu kümmern; jedenfalls ist ein Votum im populären Sinne dabei abzugeben, über welches die Zeitungen, welche immer menschenfreundlich sind, sich aber bisweilen beschwatzen lassen, sicherlich Lobreden halten werden. Die Mitglieder, welche gegen die Ausgabe sind, kommen selten von selbst auf die Rednerbühne; weshalb sollten sie sich ohne Grund unbeliebt machen? Die Forderung scheint angemessen zu sein; viele ihrer Unterstützer meinen es sicher ehrlich; ein gehässiges Votum würde ihnen Feinde machen und von den Tagesblättern besprochen werden. Wenn es hier nicht ein gewisses Gegengewicht gäbe, so würde das „Haus des Volkes" bald über die Gränzen des Volksvermögens hinausgehen.

„Dieses Gegengewicht liegt in der Verantwortlichkeit, welche das Cabinet für die Finanzen der Nation trägt. Wenn Jedweder eine Steuer vorschlagen könnte, so könnten die Minister das Haus darüber verfügen lassen, wie es wollte, sie könnten ihre Hände von der Sache fern halten; nun aber ist das Ministerium genöthigt, — sobald eine Ausgabe genehmigt wird und wenn dies auch gegen den Wunsch des Ministeriums geschieht — das Geld dafür zu finden. Sie haben demgemäß auch die stärksten Gründe, sich jeder außerordentlichen Ausgabe zu widersetzen; sie müssen die Rechnung bezahlen. Entweder müssen sie Steuern auferlegen — und das ist immer etwas Unangenehmes — oder sie müssen Anleihen vorschlagen, und das ist unter gewöhnlichen Verhältnissen beschämend. Das Ministerium muß so zu sagen die politische Familie speisen, es hat ebenso gut die Kosten für Menschenliebe und Ruhm aufzubringen, wie das Oberhaupt der Familie die Mildthätigkeit seines Weibes und die Toilette seiner Töchter zu bezahlen hat.

„Wenn ein Cabinet in Wahrheit die einzige Executivgewalt ist, so folgt daraus, daß es auch allein das Amt der Finanzverwaltung haben muß, denn jede Action kostet Geld, die ganze Politik hängt vom Gelde ab und das Amt der Executive ist es, die relative Kraft der Action mit den Forderungen der Politik in Einklang zu bringen.

„Aus einer Betrachtung dieser Functionen folgt, daß wir durch das Haus der Gemeinen regiert werden; wir sind auch in der That so daran gewöhnt, auf diese Weise regiert zu werden, daß es uns gar nicht befremdend erscheint. In Wirklichkeit aber ist die Regierung durch eine öffentliche Versammlung die sonderbarste aller Regierungsformen. Da sind 658 Männer aus allen Gegenden des Landes zusammengekommen, von verschiedener Natur, verschiedenen Interessen, verschieden von Sprache und Ansehen. Wenn wir bedenken, welch ein großes Reich das englische ist, wie verschieden seine Bestandtheile, wie unendlich seine Beziehungen sind, wie seine Politik in die Weltgeschichte eingreift; wenn wir bedenken, welche umfassende Kenntnisse, welch ein klares Unterscheidungsvermögen, welch ein fester Wille zu dem Charakter der Lenker dieses Reiches gehören muß, so werden wir erstaunt sein, wenn wir dieselben sehen. Wir bemerken eine Körperschaft durcheinander gemischter Persönlichkeiten; zuweilen sind deren wenige, zuweilen viele, niemals eine Stunde hindurch dieselben da; mitunter sind sie aufgeregt, meist aber gelangweilt und halb ermüdet, ungeduldig über die Reden, welche sie hören müssen, und nach irgend einem Scherze wie nach einer Erleichterung haschend. Dies sind die Männer, welche das britische Reich regieren, welche England, Schottland, Irland, welche einen großen Theil von Asien, einen großen Theil von Australien, einen großen Theil von Amerika und überall zerstreut liegende Bruchtheile regieren."

Frankreich.

Erckmann-Chatrian's Belagerung von Pfalzburg.

Wir fanden schon früher Gelegenheit, in diesen Blättern auf die Elsasser Schriftsteller-Firma Erckmann-Chatrian aufmerksam zu machen, deren Werke seit einer Reihe von Jahren verdientes Aufsehen erregen. Nicht nur der seltene Umstand, zwei Schriftsteller, von denen der Eine auch Maler ist, gemein-

schaftlich und mit Erfolg arbeiten zu sehen, und zwar so, daß die Conception des Ganzen dem Einen, die Detailmalerei und besonders die landschaftlichen Schilderungen hingegen dem Andern überlassen bleiben, sondern auch vor Allem die Tendenz ihrer Werke ist es, der sie ihren Einfluß, leider aber auch ihre theilweise Verfolgung von Seiten des Empire zu verdanken haben. Ihren Stoff bietet ihnen zumeist die Geschichte des ersten Kaiserreichs und das fortwährende Jagen desselben nach Gloire. Die menschenmörderischen Schlachten geben ihnen vorzügliche Gelegenheit, ihre Meinungen über Krieg, Armee, Ruhm, persönliches Regiment 2c. einfließen zu lassen und der Gegenwart so gewissermaßen in der Vergangenheit einen Spiegel vorzuhalten. Besonders gut ist ihnen dies in dem uns vorliegenden Werke „Le Blocus" gelungen, worin ein ehrwürdiger Greis von jüdischer Abstammung einem jüngeren Sprossen alle die Leiden und Drangsale schildert, die er mit seiner Familie während der Belagerung ihres Heimatsorts, der kleinen elsassischen Festung Pfalzburg, durch die Verbündeten zu erdulden hatte.

Das genannte Städtchen ist die Heimat eines unsrer Schriftsteller, und diesem Umstande hat gewiß die lebendige, anschauliche Schilderung der Charaktere und Oertlichkeiten nicht am Wenigsten zu verdanken. Dem Vernehmen nach, befindet sich eine des Originals würdige Uebersetzung dieses Werks schon unter der Presse; wir wollen nicht unterlassen, den Charakter des Buches in einigen scharfen Zügen zu skizziren, um unseren Lesern einen Begriff von seinen Schönheiten zu geben und zu seiner Lectüre anzuregen.

Das schöne Elsaß mit seiner rührigen handels- und gewerbthätigen Bevölkerung, seiner bedeutenden Industrie, nimmt bekanntlich einen hervorragenden Rang unter den französischen Provinzen ein. In der Finanzwelt, im Verwaltungswesen, in der Technik, im Journalismus versorgt es die Hauptstadt mit den bedeutendsten Capacitäten. Ganz besonders charakteristisch ist auch das stark vertretene, jüdische Element innig mit der übrigen Bevölkerung verwachsen, meist noch streng an den alten Gesetzen festhaltend, wie wir dies auch in unseren kleineren Rheinstädten noch meistens finden, mit deren Leben und Treiben uns das Elsaß überhaupt viel Analoges zu haben scheint. Die Schilderungen des jüdischen Familienlebens sind den Verfassern trefflich gelungen; das Aneinanderhangen der einzelnen Familien-Mitglieder, der schon in ihren jüngsten Sprossen entwickelte rege Erwerbstrieb, der Abscheu gegen das unnütze Todtschlagen, die Freundschaft des alten Moses mit Burguet, dem verbummelten Genie, dem uneigennützigen Redner und Gourmand, als Repräsentanten der höheren Intelligenz, und vor Allem der bärbeißige Sergeant Trubert, der alte Veteran des Kaiserreichs, der, in hundert Schlachten ergraut, den Untergang seines Heros nicht überleben mag und dem außerdem das Soldaten-Handwerk so zur zweiten Natur geworden ist, daß er im Frieden eben Nichts mit sich anzufangen weiß! Die Früchte des Veteranenthums! Das Alles sind so prächtige, lebenswahre, so recht aus dem Vollen herausgemeißelte Gestalten, daß wir sie leibhaftig vor unseren Augen stehen sehen und — lebenswahr zu bilden, ist ja des Dichters größtes Verdienst!

Zum Schluß glauben wir unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie mit einigen der kräftigsten Tendenzstellen des Werkes bekannt machen.

So heißt es bei Gelegenheit von mühevoll ausgeführten Festungsarbeiten: „Ich habe schon oft daran gedacht, daß wenn die Franzosen soviel Arbeit, Verstand und Muth auf die Angelegenheiten des Friedens verwendeten, sie das reichste und glücklichste Volk von der Welt sein würden. Ja, sie würden sogar schon Jahrelang die Engländer und Amerikaner überflügelt haben. Aber, haben sie nun tüchtig gearbeitet und gespart, überall Chausseen angelegt, prächtige Brücken gebaut, Häfen und Kanäle gegraben, ist ihnen von allen Seiten der Reichthum zugeflossen, dann werden sie plötzlich wieder vom Kriegsschwindel befallen, ruiniren sich in 3—4 Jahren durch große Heere, Kanonen, Pulver und Menschenverluste und sinken dann in noch größeres Elend zurück. Einige Soldaten werfen sich dann zu ihren Herren auf und behandeln sie à la Canaille! — das haben sie davon!"

Ferner heißt es bei Gelegenheit eines verderblichen Angriffs auf junge, ungeübte preußische Landwehr: „Seitdem kam es mir immer vor, als tauge das Landwehr-System nichts, und als wäre es besser, eine tüchtige Armee von Freiwilligen zu halten, die ihre Heimat lieben und auch sich bewußt sind, daß sie ihren Sold, ihre Pension und ihre Auszeichnungen vom Volke selbst und nicht von der Regierung erhalten: junge, vaterlandsliebende Leute, wie die von 1792, die mit Begeisterung kämpfen, weil man sie ihrer Aufopferung wegen achtet und ehrt. Ja, solcher Leute bedarf man im Kriege und nicht solcher, die an Frau und Kinder zu Haus denken."

Endlich wollen wir noch folgende kräftige Tirade für die in Frankreich schmerzlich entbehrte Freiheit unseren Lesern vorführen: „Ach! Diejenigen, welche die Freiheit über Alles stellen, haben leider nur zu recht, denn in einem Gefängniß zu leben, und wäre es selbst so groß, als ganz Frankreich, ist dennoch unerträglich. Die Menschen sind einmal dazu geschaffen, zu gehen, zu kommen, zu sprechen und zu schreiben, wie es ihnen beliebt, gesellig mit einander zu leben, zu verkehren, sich Neuigkeiten zu erzählen, und nehmt ihr ihnen das, so ist der Rest eben — Schweigen. Die Regierungen wollen diese einfache Geschichte durchaus nicht begreifen; wenn sie die Menschen verhindern, nach ihrem goût zu leben, halten sie sich eben für stärker, und schließlich — wird es dann doch Allen zu arg. Die wahre Kraft einer Regierung steht immer im Verhältniß zu dem Maße von Freiheit, das sie uns gewährt und nicht zu dem, welches sie uns vorenthält. Die Verbündeten hatten das in Betreff Napoleons begriffen und daher entsprang ihr Vertrauen zu sich selbst."

Polen.

Die alte polnische Verfassung und das deutsche Städterecht.*)

Während bei den freisinnigen deutschen Politikern aus der Mitte des Volkes abwechselnd die neuen demokratischen Staatsverfassungen von Norwegen, Spanien von 1812, Belgien, Kurhessen, Nordamerika, der Schweiz von 1847 den meisten Beifall gefunden haben, hat sich bei den eigentlichen Staatsmännern die schon seit länger als einem Jahrhundert auf dem Festlande viel bewunderte Verfassung von England immer noch in überwiegender Gunst erhalten. Man kann wohl sagen, daß man bei uns erst einige Aufmerksamkeit und Achtung der alten Verfassung Ungarns zugewendet hat, seitdem ein englischer Minister auf ihre wohl nur oberflächliche Aehnlichkeit mit der dortigen hingewiesen hat. So alt der Ruhm von jener auch ist, so reicht

*) Dr. Siegfried Hüppe: Verfassung der Republik Polen. Berlin, Ferdinand Schneider.

er doch nicht über die Zeit der sogenannten „glorreichen Revolution" unter dem oranischen König Wilhelm hinaus. Früher galten mehr die Verfassungen der Niederlande, Venedigs, der alten Eidgenossenschaft als Schöpfungen besonderer staatlicher Einsicht und Weisheit. Noch früher, besonders am Anfange des 16. Jahrhunderts, stand in gleichem Ansehn — wer sollte das jetzt wohl glauben? — diejenige der königlichen Republik Polen. Damals bewarben sich mächtige auswärtige Fürsten, wie uns Lelewel erzählt, um das Bürgerrecht dieses Staates als um eine Ehre.

Daß dieser Ruhm nicht unbegründet war, daß die Polen bei der Fortbildung ihrer Staatsform in jener Zeit sich durch ein redliches Streben nach Gemeinwohl leiten ließen, ja daß ihr eine Idee zu Grunde lag, welche die Menschen nie aufhören werden, zu ihren höchsten zu rechnen, das beweist uns Dr. Siegfried Hüppe in seinem neuen Werke, welches man wohl als eine Geschichte der Verfassung Polens bezeichnen kann. „Die Republik Polen", sagt er, „hat sich geopfert bei dem thätlichen Versuch, bis zu welch denkbarem Grade sich die Freiheit ausdehnen lasse." „Durch Empirie schreitet die Menschheit vorwärts; jetzt wissen wir, daß die Freiheit nicht regieren darf, sondern nur so lange wohlthätig ist, als sie maßvoll und sich unterordnend den regierenden Willen beschränkt, durch welche allein der Staat Staat wird und bleibt. —"

Wir vermögen allerdings der Grundanschauung des Verfassers nicht völlig beizustimmen; wir sind besonders nicht im Stande, mit ihm der Freiheit nur die bescheidene Stellung des „Schattens im Verhältniß zur Sonnenwärme, gegenüber dem Wirken der Staatsgewalt" anzuweisen. Vielmehr scheint uns die „Empirie" der Gegenwart, wie der Vergangenheit, so weit die Völkerkunde und die Geschichte reicht, unwiderleglich zu beweisen, daß gerade die Freiheit eine solche belebende, befruchtende Wirkung im Staatswesen ausübt, wie die „Sonnenwärme" in der Natur. Auch die Geschichte Polens widerspricht dieser Erfahrung mit nichten. Es erscheint uns in jetziger Zeit schon paradox, dem polnischen Staate ein Uebermaß von Freiheit zugeschrieben zu sehen, nachdem schon ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen ist, daß der eifrigste polnische Patriot, Lelewel, ihn „eine große Sklavenhöhle" genannt hat, und das mit vollem Recht; denn selbst in der Blütezeit des Reiches genoß der Freiheit immer nur ein geringer Bruchtheil des Volkes, während dessen große Masse in der Knechtschaft schmachtete. Sodann ist auch die Frage aufzuwerfen, welcher Art denn diese Freiheit auch des polnischen Adels war? Freiheit ist nicht Anarchie. Zu der Freiheit steht nicht die „Unterordnung" des eignen Willens im Gegensatz, sondern sie ist ein wesentlicher Bestandtheil derselben, freilich nicht sowohl „Unterordnung unter den regierenden Willen", obwohl auch diese nicht von ihr ausgeschlossen ist, vorzugsweise aber Unterordnung des eigenen Willens unter den Gesammtwillen, welcher seinen dauernden Ausdruck in dem Gesetz, aber auch in dem Beschlusse der Vertreter des Volkes findet. Freiheit ohne solche Unterordnung ist eben keine Freiheit, sondern, wenn sie von der regierenden Gewalt ausgeübt wird, Willkür, wenn von den Regierten, Anarchie. In Polen aber fand eine Unterordnung des Eigenwillens unter Gesetz und Gesammtwillen nach der Verfassung nur von Seiten des Königs statt. Der Adel, die sogenannte „Nation", stand in seiner Gesammtheit, wie in seinen einzelnen Mitgliedern über dem Gesetz, er lebte in Anarchie. Die Masse des Volkes war der persönlichen Willkür untergeordnet; sie lebte in Knechtschaft. Das war in der That eine verkehrte Welt.

Indem wir über die Entgegensetzung der Begriffe „Freiheit" und „Wille" mit dem Verfasser diesesmal nicht rechten, wollen wir indeß gern zugeben, daß den leitenden Staatsmännern Polens in der Zeit der Ausbildung seiner Verfassung immerhin ein ideales Bild von Freiheit vorgeschwebt hat, dem sie nachgestrebt haben, wenn es auch bei seiner Ausführung in irdischem Stoff, anstatt zu einem Kunstwerk zu einem Zerrbild geworden ist. Gern stimmen wir dem Verfasser bei, daß Polens Verfassung und Geschichte eine Fundgrube staatsmännischer Einsicht ist, wenn beide auch vorzugsweise in der Eigenschaft als abschreckendes Beispiel wirken. Wenn wir uns mit obiger Einschränkung auch den Ausspruch von Hüppe aneignen, daß „die wunderbare Verfassung Polens ein Eldorado sei, wo die Goldkörner für den Sehenden zu Tage liegen", so können wir noch hinzufügen, daß wir um so leichter diese Goldkörner finden werden, wenn wir seine schürfende Vorarbeit benutzen. Mag Herr Hüppe, nach Ausweis dieses Werkes, welches dem Grafen Bismarck gewidmet ist, immerhin der conservativen Partei beizuzählen sein: die Forschungen und Lehren eines Schriftstellers, welcher sich „nur lautere Wahrheit zum Ziele und leitenden Gedanken" genommen hat, verdienen auch Beachtung bei Männern entgegengesetzter Parteistellung. Und so wollen wir denn auch noch besonders auf folgende Mahnung von ihm aufmerksam machen: „Wie viel Deutsche kennen die verhängnißvolle Art, in der sich beschränktes Königthum, Zweikammersystem, Steuerverweigerungs-Recht und ein auf Theilnahme aller Staatsbürger gegründetes Heer- und Gerichtswesen bei den Polen ausbildeten?"

Das Buch ist übersichtlich in 14 Abschnitte, jeder wiederum mehrere Kapitel umfassend, eingetheilt.

Um eine Vorstellung von der Behandlung des Gegenstandes durch den Verfasser zu geben, heben wir denjenigen Abschnitt, welcher vorzugsweise unser nationales Interesse erregt, heraus und geben aus ihm einige Auszüge; es ist der siebente, welcher die „Gemeinden deutschen Rechtes" behandelt und in folgende 6 Kapitel zerfällt: „1) Stellung der Städte in Polen, 2) Gesetzgebung der deutsch-rechtlichen Gemeinden, 3) Behörden der deutschrechtlichen Gemeinden, 4) gesellschaftliche Stellung der Städter, 5) Verhältniß der deutsch-rechtlichen Gemeinden unter einander, 6) Städte und Staat."

„In jenem Staat, wo die große Mehrzahl der Staatsangehörigen nichts von dem genoß", so leitet Hüppe den Abschnitt ein, „was man später die Rechte des Menschen und des Bürgers genannt hat, war der Begriff Adel mit der Idee des Staatsbürgerthums identisch geworden, wo der Klerus als politischer Stand in der Ritterschaft aufgegangen war und wo die Juden als eine nothwendige Schmarotzerpflanze der Gesellschafts-Vegetation betrachtet und behandelt wurden, kurz in dem eigentlichen polnischen Staat gab es nur eine Immunität noch: die Städte und Dörfer, die nach magdeburgischem Recht angesetzt waren.

„Diesen Gegensatz zu brechen, mußte seit dem 15. Jahrhundert das Streben der polnischen Staatsmänner sein. In Polen kam die Idee des modernen Staates, als der über allen Theilen und Kräften eines Landes gebietenden Autorität, schon früh zum Bewußtsein, und sogleich ging ein lebhafter Zug darauf hinaus, die Staaten im Staate zu paralysiren und aufzulösen.

„Nur traf man mit der Form, die zerstört werden sollte, zugleich die Sache; um den deutsch-rechtlichen Gemeinden ihre politische Sonderstellung zu nehmen, vernichtete man ihr Wachsthum, ertödtete man ihr Leben. So wurden die Städte in Polen immer unbedeutender, bis sie zuletzt eine ganz verschwindende Potenz waren."

Es wird hierauf der Zustand vor Gründung deutscher Städte in Polen erörtert. „Da kam die Mode der Immunitäts-Ertheilungen in das Land — eine Nothwendigkeit für den Bruch, den die altpolnische Verfassung im 12. und 13. Jahrhundert erlitt, existirte nicht. Allerdings es ist auch keineswegs zu leugnen, daß die Befreiung der Unterthanen des Clerus von den Lasten des polnischen Rechts und von der Unannehmlichkeit des königlichen Gerichtsstandes viel zum augenblicklichen Flor des wirthschaftlichen Zustandes beitrug. Denn nur unter der Bedingung, nach eigenem Recht und eigener Verwaltung leben zu dürfen, ließen sich deutsche Ansiedler herbei, stromweise auf die Güter der großentheils aus Deutschland stammenden und mit Deutschland in enger Verbindung stehenden Geistlichkeit zu ziehen. Ein bisher nur in Deutschland gekannter Wohlstand schien auf einmal in Polen festwurzeln zu wollen.

„Da ahmten die Fürsten bald das Beispiel des Clerus nach......

„Noch höhere Bedeutung und weitere Ausdehnung gewann das deutsche Gemeindewesen in Polen, als die Fürsten deutsche Auswanderer in Masse auf die Plätze schon bestehender städtischer Vereinigungen der Slaven verpflanzten.....

„So allein erklärt sich das Phänomen, welches darin liegt, daß innerhalb des 13. Jahrhunderts ganz Groß- und Kleinpolen sich mit deutschen Colonieen besäeten......

„Polens deutsche Gemeinden tragen in ihrem Ursprung und in ihrer Gründungs-Epoche vollkommen ausgeprägt den Charakter von Colonieen; was Wunder, wenn sie in ihrer weiteren Dauer dem allgemeinen Naturgesetz unterworfen waren, das coloniale Niederlassungen beherrscht: athemloses Steigen, überraschende Prachtblüte, Vortheile gegen das Mutterland in materieller Beziehung, dann plötzlicher Sturz und langsames klägliches Hinsiechen. Und blieben sie ja doch auch beständig zu ihren Umgebungen und zum Mutterlande, ja zu einander im Verhältniß colonialer Absonderung......

„Jedes größeren Gesichtskreises beraubt, sahen diese deutschen Städter bald nicht mehr die Gefahr, in der sie schwebten; sie wollten nicht bemerken, daß sie durch ihre Abgesperrtheit, die dem slavischen Geiste so sehr zuwider war, den nationalen Haß Derer erregen mußten, die ihnen Wohnsitz gegeben hatten, und daß diese im Stande waren, jederzeit den verhaßten Weichbildern die Lebensadern zu unterbinden.

„Zwei Wege hätten zum Heile dieser versprengten Deutschen führen mögen: Energische Versuche, eine Anknüpfung mit Deutschland herzustellen und ganz Polen in der Weise zu germanisiren, wie es mit Schlesien der Fall wurde, hätten auch im Falle des Mißlingens einen kräftigen Geist in diesen Städten erzeugt und den Polen Achtung abgenöthigt. Eine kräftige Theilnahme am polnischen Staatsleben würde auf der anderen Seite zwar einen Verlust der Nationalität und der rechtlichen Sonderstellung herbeigeführt, aber die wohlthätigsten Folgen für Polens Gemeinwohl und für die Nachkommen der Ansiedler erzeugt haben. Zum ersten Unternehmen aber glaubten sich die Städter zu schwach; für das zweite waren sie zu engherzig......

„Die Bezeichnung Stiefgermanen, die Arnold Ruge nicht ganz mit Recht*) den Posener Deutschen im Jahre 1848 zu Theil werden ließ, paßt leider nur zu sehr auf die schlaffen Pfahlbürger der deutschen Städte in Polen zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert."**) Nur die preußischen (westpreußischen) Gemeinden sind ehrenvoll auszunehmen; vom Kaiser und Reich schmählich verlassen, hielten sie fest an der ideellen Verbindung mit der deutschen Nation und vertheidigten ihre politische Stellung im polnischen Staat mehr als Einmal mit gewaffneter Hand. Freilich auch sie unterlagen schließlich*), nachdem der sie umgebende preußische Adel sich völlig polonisirt hatte......

„Die Städter der Republik Polen trugen ebenso wenig moderne Gesittung in sich, sind ebenso wenig mit heutigen Staatsbürgern auf Eine Linie zu stellen, als der polnische Adel. Wohl richtig, die Peitsche des polnischen Ritters hat keine angenehmen Erinnerungen unter der arbeitsamen Bauerschaft zurückgelassen; aber noch ganz andere Geschichten können sich die unterirdischen Gewölbe der Rathhäuser in Polens deutschen Städten erzählen. Und so ist es zwar im Interesse des polnischen Staates zu beklagen, daß der Adel, um die Sonderstellung der Städte zu vernichten, diese selbst dem Untergange nahe brachte, aber wer die Geschichte und das Wesen der deutschrechtlichen Gemeinden kennt, wird sich schwerlich von Mitleid für diese ergriffen fühlen......

Ueber das Bemühen der polnischen Patrioten in verspäteter Zeit, im Jahre 1791, den Städten, welche indeß durchweg polonisirt worden waren, durch Gesetze wieder aufzuhelfen, äußert sich Herr Hüppe folgendermaßen: „Allgemein glaubte man in jener Zeit, um einen Staat zu beglücken und zu retten, bedürfe es kaum anderer Vorkehrungen, denn einer umformenden Gesetzgebung, und um den Staat zu erhalten, genüge es, daß die Summe der Macht an die gerecht organisirte gesetzgebende Körperschaft übertragen werde. Hätten diese Sätze Anspruch auf allgemeine Giltigkeit, so wäre Polen möglicherweise durch die annähernde Gleichstellung mit dem souveränen Adel gerettet worden, welche man anfing, den deutsch-rechtlichen Gemeinden zu gewähren; und der Adel hoffte ernstlich durch diesen Bruch mit seinen gegen das Städtewesen gerichteten Traditionen das Vaterland zu erhalten. Aber die Erfahrung hat uns seit jener Revolutionszeit gelehrt, daß die wesentliche Kraft in jedem Staate die Regierungsgewalt ist, ebenso wie der Wille das Maßgebende im Leben des einzelnen Menschen."

Hier können wir nicht unterlassen, eine Bemerkung einzufügen. Ein Vergleich zwischen einem Staate und dem „menschlichen Leben" ist nicht zutreffend. Verglichen kann nur werden der Staat und der menschliche Körper, so wie das Leben des einen mit dem Leben des anderen. So wie denn der menschliche Körper ohne Einheit des Willens für sein äußeres Leben nicht bestehen kann, so auch der Staat ebenfalls nicht. Für das innere Leben ist weder hier noch da Willen oder Einheit des Willens nöthig; er ist vielmehr an beiden Stellen schädlich, er wirkt nur zerstörend. Es ist ebenso wenig der Beruf des Willens im einzelnen Menschen, die Bildung von Muskeln, Nerven, Knochen anzuordnen, den Blutumlauf festzustellen, den einzelnen Organen ihre Thätigkeit vorzuschreiben, etwa dem Magen zu befehlen, er solle das Blut durch den Körper treiben, dem Herzen dagegen, die Speisen zu verdauen, als es der Beruf der Regierungsgewalt ist, dem Handel seine Wege zu weisen, die Marktpreise zu bestimmen, den Genuß von Mehlbrei anstatt Kaffee vorzuschreiben, dem Volk eine beliebige Sprache aufzuzwingen oder seine Religion festzustellen. In diesen Dingen muß hier wie da nicht der Wille, sondern die Freiheit walten. In Polen nun bestand in

*) Wir meinen: ganz ohne Recht.

**) Wir möchten doch dieses wegwerfende Urtheil ein wenig durch Thatsachen begründet sehen. Fast möchten wir es der eigenthümlich deutschen Bereitwilligkeit, über Mitglieder des eignen Stammes fremde gehässige Urtheile sich anzueignen, zuschreiben.

*) Ausgenommen Danzig.

letzterer Beziehung „Wille", sogar Einheit des Willens die Hülle und Fülle, in dem Auftreten nach außen fehlte beides. An dieser Verkehrtheit ist das wunderliche Gemeinwesen Polens zu Grunde gegangen, nicht an dem Uebermaß von Freiheit.

Der Verfasser geht dann zu den religiösen Verhältnissen der Städte über. „Jene Eigenschaft, die gewiß ein accidentieller Vorzug kräftiger Staaten sein kann, die religiöse Einheit, war in Polen, ebenso wie in Spanien zu einem Charakteristicum der Nationalität gemacht worden. Nicht ebenso lauter waren die Mittel, durch welche sich diese den Völkern von außen aufgedrungene, aber noch heute geltende Thatsache vollzogen hatte, und das Wesen beider Nationen hat lange unter deren vergiftenden Nachwirkung gelitten......

„Die Jesuiten auch waren es, die des Adels Kastengefühl durch religiöse Scheingründe bestärkten; und sie sind die erbittertsten Feinde der deutsch-evangelischen Städte gewesen. Gegen Riga, das doch schon im Jahre 1621 schwedisch wurde, hatten sie bis dahin 400 Prozesse eingeleitet. Wo es ihnen aber gelang, die Herrschaft über die Behörden einer katholischen Stadt zu gewinnen, da vernichteten sie durch ihre Intoleranz oft den Wohlstand der deutschrechtlichen Gemeinde, ebenso wie sie den Staat zerstört haben. Man kann Achtung haben vor der großartigen Organisation und vor der planvollen Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu; aber eine Achtung, ja Bewunderung, wie sie uns der durchweg auf geschickt vernichtende Thätigkeit berechnete Bau einer Boa oder eines vorsündflutlichen Drachen einflößt. Den Jesuiten bleibt zuletzt doch der Ruhm, Polen zu Grunde gerichtet zu haben. Sie waren ein schlimmerer Fluch für das Land, als die Inquisition für Spanien. Um etwas durchzuführen, das in einem Staate als Nebensache wohlthätig wirken kann, die Vernichtung verschiedener Bekenntniß-Gemeinschaften, haben sie die Hauptsache in jedem Staat, das Ansehen der Regierungsgewalt, systematisch in den Gemüthern ausgetilgt und ein modernes, auf Heranziehung aller Staatseinwohner in das Staatsinteresse ausgehendes Verfassungswesen für lange Zeit und zur rechten Zeit unmöglich gemacht."

Wir möchten hier noch den Verfasser fragen, wo denn die Herstellung oder Erhaltung der „religiösen Einheit" irgend in der Welt einem Staatswesen wirklich nützlich gewesen ist, etwa in Italien, in Spanien, in Oesterreich, in Rußland, in Marokko oder in Japan? Die Einheit des Glaubens in einem Volke ist nichts weiter als eine kindische oder greisenhafte Schwäche in dessen Denkvermögen, ihre Wiederherstellung, wo sie bereits gebrochen war, ist Mord des geistigen Lebens. Nein, am Jesuitenorden ist Alles verderblich und unheilvoll, sowohl sein Zweck, als seine Mittel. Je geschickter die letzteren ausgedacht sind und angewendet werden, desto verwerflicher ist der Werkmeister. E. K.

Kleine literarische Revue.

— **Abschaffung der Todesstrafe.** Das 36. Heft der unter der Leitung von R. Virchow und F. v. Holtzendorff erscheinenden „Sammlung gemeinnütziger wissenschaftlicher Vorträge"*) enthält einen Vortrag des Prof. Dr. Richard John über die Todesstrafe, in welchem die Ergebnisse der auf Abschaffung dieser Straf- oder vielmehr Vernichtungsart gerichteten wissenschaftlichen und gesetzgeberischen Thätigkeit mit Sachkenntniß und Klarheit dargelegt sind. Wir können dabei eine Bemerkung nicht unterdrücken, zu der allerdings weniger dieser Vortrag, als die nach dem Erscheinen desselben publicirten preußischen Gesetze Anlaß gaben. Während nämlich die Ueberzeugung von der Verwerflichkeit der Todesstrafe sich in immer weiteren Kreisen befestigt, und auch auf legislatorischem Gebiete eine langsame, aber im steten Wachsen begriffene Wendung zum Besseren unverkennbar ist, haben wir es als einen Rückschritt der Gesetzgebung zu beklagen, daß in Nassau, wo neben Oldenburg, Anhalt und Bremen die Todesstrafe in Folge des Beschlusses der deutschen Reichsversammlung von 1848 abgeschafft geblieben war, eine Wiedereinführung derselben durch die Verordnung, welche das preußische Strafgesetzbuch für die neuen Landestheile der Monarchie publicirte, erfolgt ist. Die Stimmen, welche auf das Bedenkliche dieser Maßregel warnend aufmerksam machten, sind nicht beachtet worden. Aus welchen Gründen, ist schwer zu errathen. Konnte dieselbe Verordnung zu Gunsten der Spielbanken eine Ausnahme von den allgemeinen Strafgesetzen treffen, so wäre es mit der Rechtseinheit wohl auch nicht unvereinbar gewesen, das Gesetz, welches die Todesstrafe in Nassau abgeschafft hatte, als eine „berechtigte Eigenthümlichkeit" bestehen zu lassen. Jedenfalls beweist dieser Vorgang, daß die Agitation, welche dieses Ziel allgemein verfolgt, noch keineswegs überflüssig geworden ist. Bald nach dem Erscheinen des John'schen Vortrages hat der Tod den Nestor der deutschen Strafrechts-Wissenschaft, der auch in dieser Frage bis in's höchste Greisenalter allezeit ein unermüdlicher Vorkämpfer des Guten und Richtigen geblieben war, abberufen. Mittermaier's Andenken bedarf keines Denkmals. Aber sicher wäre es in seinem Geiste, wenn in seinem Namen und an seiner Stelle ein besonderer Verein sich der Aufgabe unterzöge, den Kampf gegen die Todesstrafe fortzusetzen und reformirende Schritte der Gesetzgebung vorzubereiten. Vielleicht öffnen sich auch hier mit der Wirksamkeit des Norddeutschen Bundes freiere Bahnen als bisher!

Es sei uns bei dieser Gelegenheit verstattet, auf ein gründliches Werk über die Todesstrafe hinzuweisen, das ein schwedischer Schüler Mittermaier's, Herr Dr. Olivecrona, Professor des Civil- und des Römischen Rechts an der Universität Upsala, im vorigen Jahre hat erscheinen lassen und seinem berühmten Lehrer gewidmet hat*). Dieses Werk behandelt die wichtige Frage sowohl vom historisch-politischen, als vom ethisch-religiösen Standpunkte. Es wird dabei namentlich auf die Verhandlungen des schwedischen Reichstages von 1862—63 über diese Frage Bezug genommen und das reiche statistische Material mitgetheilt, welches die Kriminal-Rechtspflege Schwedens darbietet. Als Wahlspruch hat sich der Verf. die Worte Mittermaier's gewählt: „Wie einst die früher für unentbehrlich gehaltene Folter, die verstümmelnden Strafen, die körperliche Züchtigung und die qualificirte Todesstrafe durch den Sieg der Gesittung und des sittlichen Bewußtseins verschwunden sind, ebenso wird diese Macht auch die Todesstrafe verdrängen."

— **Goethe in Frankreich.** In Frankreich, wo das Interesse für deutsche Wissenschaft und Literatur fortdauernd im Wachsen ist,

*) Berlin, C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

*) Om dödsstraffet. Af Dr. S. D. R. K. Olivecrona. Upsala, W. Schultz.

wird namentlich auch Goethe mehr und mehr gewürdigt. Die „Revue de l'instruction publique" bringt eine sehr interessante Studie über Goethe's Verhältniß zur französischen Literatur, namentlich zu Voltaire, Diderot und Rousseau, aus der Feder von Emil Montigny. Ein größeres Werk über Goethe, über sein Leben, seine Werke und seine Zeit hat Alfred Hédouin herausgegeben*), der dabei jedoch den Engländer Lewes sehr viel benutzt zu haben scheint. Wenigstens deutet darauf der ganze Gang der Lebensbeschreibung hin, und selbst das Wort von Jung-Stilling, über Goethe's Herz, „das nur Wenige gekannt". Jedenfalls aber beurtheilt der Franzose das Verhältniß Goethe's zu Karl August richtiger, als der Obmann des freien deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M., Dr. Volger.

— **Das Freiligrath-Album.****) Bei dem im Allgemeinen ziemlich lauen Interesse des lesenden Publikums für poetische Leistungen, möchte es behufs solcher ehrenwerther Zwecke, wie des vorliegenden, künftig gerathener sein, statt einer Anthologie von Dichtungen eine zweckmäßig ausgestattete Sammlung anziehender Novellen und Erzählungen zu veranstalten, die jedenfalls reichere Erfolge erzielen dürfte. Doch trotz jener bekannten, wenig ermuthigenden Erfahrung, wollen wir den Wunsch und die Hoffnung aussprechen, daß das vorliegende literarische Unternehmen, eine gut ausgestattete, durch lyrische und epische Beiträge von mehr als hundert namhaften deutschen Dichtern gebildete, zugleich mit einer trefflichen, geistvoll charakterisirenden Biographie Freiligrath's eingeleitete Sammlung, welche des Schönen und Reizenden sehr Vieles bietet, zur Ehre unseres werthen, in England lebenden Landsmannes, sich einer recht vielseitigen und wohlwollenden Beachtung erfreuen möge.

— **Edmund Zoller's Uebersetzung des Don Quijote.*****) Die im Bibliographischen Institut in Hildburghausen erscheinende werthvolle „Bibliothek ausländischer Klassiker" bringt in acht Lieferungen (zum Durchschnittspreise von 7½ Sgr.) eine Uebersetzung des Don Quijote, die wir mit Fug und Recht als die beste empfehlen können, die bis jetzt in unserer Sprache vorhanden ist. Nach der „Spanischen Bibliographie" (Bibliographia Española) sind in den Jahren 1605 bis 1657 nicht weniger als vierhundert Ausgaben des Don Quijote in Spanien selbst, im Auslande aber nahe an 650 Uebersetzungen erschienen, und zwar 200 englische, 168 französische, 96 italiänische, 80 portugiesische, 70 deutsche, 13 schwedische, 8 polnische, 6 dänische, 2 russische und eine lateinische. Sehr richtig bemerkt Herr Zoller am Schlusse seiner, dem Ganzen vorangeschickten Lebensskizze des Cervantes, daß nur die Unkenntniß Ludwig Tieck als einen der besten Uebersetzer des Don Quijote (den er in urspanischer, aber undeutscher Weise immer „Don Quixote" schreibt) bezeichnen könne. „Tieck übertyrannte den Tyrannen, d. h. er suchte die glänzenden Lichter des Cervantes'schen Geistes durch die Sprühteufel des eigenen Humors und die gesuchte Komik des Ausdruckes noch zu überbieten: er hat uns den Don Quijote geradezu verballhornt und von Grund aus verdorben." — Es ist sehr zu bedauern, daß die Verleger der deutschen Ausgabe von Gustav Doré's Don Quijote keinen andern Text, als den Tieck'schen, den meisterhaften Illustrationen als Erklärung mitgeben, und wir würden jedem Besitzer dieses Kunstwerkes rathen, sich auch die Zoller'sche Uebersetzung für zwei Thaler anzuschaffen. Eine Folge der bisherigen mangelhaften Uebersetzungen ist, daß, obwohl die ganze Welt den Namen Don Quijote's beständig im Munde führt und seine hagere Gestalt, wie die seines feisten Schildknappen Sancho Panza, Jedermann bekannt ist, doch kein klassisches Buch so wenig in Deutschland gelesen wird, als das des Cervantes. Die vorliegende Uebersetzung Zoller's ist ganz geeignet, dem Buche sehr viele neue Leser zuzuführen und selbst für das Illustrations-Werk Doré's, das vielleicht einmal in einer folgenden Auflage mit dem unendlich besseren deutschen Text sich schmückt, ein erhöhtes Interesse zu erwecken.

*) Goethe, sa vie et ses oeuvres, son époque et ses contemporains, par Alfred Hédouin. Paris, librairie internationale.

**) Deutsche Dichtergaben. Album für Ferdinand Freiligrath. Eine Sammlung bisher ungedruckter Gedichte der namhaftesten deutschen Dichter. Herausgegeben von Christian Schad und Ignaz Hub. Leipzig, Duncker und Humblot, 1868.

***) Cervantes' Don Quijote. Deutsch von Edmund Zoller. 4 Bde. in 12. Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1867—68.

Literarischer Sprechsaal.

Holländische Blätter, die des Nothstandes in Ostpreußen gedenken, erinnern daran, daß in den Niederlanden, als hier im Jahre 1861 durch Deichbrüche und furchtbare Ueberschwemmungen in einigen Landestheilen ein ähnlicher Nothstand hervorgerufen worden war, auf Anordnung des Königs Wilhelm III., an seinem Geburtstage (19. Februar), dessen anderartige Feier er sich ausdrücklich verbeten hatte, in allen Städten und Landgemeinden von den Magistraten und Gemeinde-Vorstehern, mit Hinzuziehung der Frauen, eine allgemeine Landes-Kollekte veranstaltet wurde, die so außerordentlich viel eingebracht habe, daß dadurch alle Noth beseitigt werden konnte.

Das Januar-Heft von Macmillans Magazine enthält einen an „Mr. Grimm, Cassel" (wahrscheinlich an Wilhelm Grimm, in dessen nachgelassenen Papieren er sich gefunden) gerichteten Brief Walter Scott's aus Abbotsford vom 29. April 1814, worin sich des Letzteren lebhaftes Interesse an den altdeutschen Sprach- und Sagen-Forschungen der Brüder Grimm zu erkennen giebt. „Ich bin kein Fremdling", schreibt er, „auf dem reichen Felde der alten Poesie Ihres Vaterlandes. Durch Professor Müller's Sammlung, die sich im Besitz eines meiner Freunde befindet, bin ich mit dem „alten Hildebrand" und anderen ritterlichen Gestalten des „Heldenbuches" ziemlich vertraut. Das, was ich über diese Literatur weiß, verdanke ich dem Unterrichte des Herrn Heinrich Weber, eines Sachsen von Geburt, eines unermüdlichen Forschers alter Sagen, sowohl englischer als deutscher, der bis zu Anfang des vorigen Winters in Edinburg gewohnt. Er wird Ihnen wahrscheinlich von London über das, was er dort auf dem Gebiete der romantischen Sage jetzt erforscht, manches Interessante mittheilen, da ich ihn aufgefordert, Ihnen zu schreiben" ꝛc. Es folgen demnächst auch noch Mittheilungen über einige andere zeitgenössische Forscher auf dem Gebiete der Sagen, Romanzen und Balladen, so namentlich über Robert Jamieson, Ellis und Ritson, welcher Letztere

damals in einem Anfalle von Wahnsinn, nachdem er den größten Theil seiner Abschriften alter Manuscripte zerstört hatte, sich das Leben genommen.

In der Brüsseler „Indépendance" vom 3. Februar 1868 befindet sich nachstehendes Curiosissimum. Die Verantwortlichkeit für die Mittheilung muß natürlich dem Correspondenten des Journals verbleiben. In dem erbitterten Kampfe, welchen der Bischof von Orleans, Herr Dupanloup, gegen den französischen Unterrichts-Minister über den den Frauen zu ertheilenden höheren Unterricht führt, ist es belehrend, eines der moralischen Musterbücher kennen zu lernen, welches sein, so zu sagen, alter ego, Herr Veuillot, der französischen Jungfräulichkeit zur Erbauung und sittlichen Erhebung unterbreiten möchte. Man lese und staune!

„Das „Univers" ist so freundlich, uns durch die zarte Feder des Herrn Louis Veuillot eine „Veröffentlichung" zu empfehlen, welche den Titel führt: „Visionen (oder vielmehr Verzückungen) der gottseligen Angela von Foligno." Diese Empfehlung kommt zu gelegener, zu sehr gelegener Zeit in dem Augenblicke, in welchem der Klerikalismus gegen die Einmischung der Universität in den Unterricht der Frauen einen Feldzug eröffnet hat, in welchem Monseigneur Dupanloup der General-Feldmarschall ist. Man muß die Visionen der „Demoiselle" Angela lesen, um zu begreifen, bis zu welchem Grade die rasende Hysterie des Fanatismus sich zu steigern vermag. Diese Demoiselle Angela scheut sich nicht, den Leserinnen, welche sie mit ihrem Zutrauen beehren, den heiligen Geist zu zeigen, wie er sie zur Liebe auffordert, wie er sie seine Gemahlin, seine Ergötzlichkeit, seinen Tempel nennt, wie er ihr ein Gemälde zeigt, welches den heil. Franziskus darstellt und zwar den heil. Franziskus an die Brust Jesu gedrückt! Dabei sagt der Heilige zu ihr: „Ich werde Dich noch fester, als so, umschlungen halten, ich werde Dich umschlingen in einer Umschlingung, welche in zu hohem Grade innig ist, als daß sie gesehen werden könnte." Darauf hin fällt die Demoiselle Angela in ohnmächtige Verzuckung, heult, winselt und ruft in dem Augenblicke, in welchem der h. Geist sich entfernt, aus: „Liebe, Liebe, Du verlässest mich, und ich habe nicht Zeit gehabt, Dich kennen zu lernen!" Es ist gut, daß man aus dem Munde des Hrn. Veuillot selbst seine Absicht erfährt, derartige Musterbücher der Moral in die Hände der jungen Mädchen zu bringen. Es scheint, daß man in der sehr katholischen Welt diese aphroditischen Epilepsieen den sittlich-ernsten und verständigen Lektionen ehrbarer Professoren vorzieht, welche zugleich Familien-Väter sind. Nehmt Kenntniß davon, Ihr Eltern französischer Töchter!"

Von Herrn Edmund Lobedanz in Kopenhagen ist uns nachstehendes Schreiben zugegangen:

Geehrter Herr Redacteur! Mit Bezug auf eine in Ihrer geschätzten Zeitschrift enthaltene Recension des von mir herausgegebenen Nordischen oder Nordgermanischen Albums, erbitte ich mir gütigst einen Platz für folgende Zeilen:

Tief beklage ich, daß durch ein Versehen in Folge allzubeschleunigten Druckes, der mir bei der Entfernung meines Wohnorts nur ganz kurze Zeit zur Durchsicht der Revisions-Bogen ließ, ein Vers (4) des Sjöberg'schen Gedichtes, „Leben und Tod", ausgefallen ist. Derselbe heißt:

Und seh' ich — in Andacht versenkt und Gebet —
Des Abends, von Felsenhöh'n,
Wie in Silber und Purpur die Nacht ersteht,
Dann denk' ich: der Tod ist schön!

(Står jag om en afton på fjellets topp,
Försjunken i andakt och bön,
Och sér natten i silfoer och purpur gå opp,
Jag tänker: hvad döden är skön!)

Bei einer so umfassenden Arbeit (ein dänischer Recensent, der mir warmes Lob spendete, nannte sie herkulisch) sind noch andere Irrthümer eingelaufen; z. B. ist J. P. Willatzens Name unter dem Ingemann'schen Abendliede vergessen, welches mir um so mehr leid thut, da dieser ehrenwerthe, talentvolle Uebersetzer sich durch eine nicht schlimm gemeinte, aber, wie ich bekenne, besser unterdrückt gebliebene Randbemerkung verletzt gefühlt hat. Daß ich sein Talent ehre und anerkenne, habe ich durch That und Wort doch bewiesen. Was meine Vorrede betrifft, so war sie nicht in unbescheidenem Sinne hingeschrieben, sondern im Gefühl der Freude über eine endlich vollendete, schwere Arbeit. In solcher Stimmung öffnet sich das Herz, man vergißt, seine Worte abzuwägen, man möchte die ganze Welt umarmen und meint, sie habe auch ihrerseits die Arme ausgebreitet, um uns an's Herz zu schließen, uns den Lorbeer auf's Haupt zu setzen! Aber ach! „das Gesehene ist überall abhängig von den Augen, welche sehen!" (M. Goldschmidt.) Alles Menschenwerk ist Stückwerk und neben dem vielleicht Gelungenen lauert der Irrthum oder das Verfehlte. Ich schließe mit dem aufrichtigen, herzlichen Wunsche, daß bald ein Andrer kommen möge, der, auch mit auf meine Schultern steigend, Besseres liefert, als ich es vermochte — ein Schelm giebt mehr als er hat —. An mir und meinem Buche liegt nichts, wenn nur das, was ich wünschte, geschieht, daß die Schätze der nordischen Literatur auch in Deutschland so bekannt werden, als sie es verdienen. In diesem Sinne bin ich einig mit meinem Recensenten und reiche ihm über's Meer freundlich meine Hand.

Kopenhagen, 23. Jan. 1868. E. Lobedanz.

In San Leopoldo in Brasilien ist zu Anfang des J. 1868 eine neue deutsche Zeitung gegründet worden — die vierte in deutscher Sprache, die jetzt in diesem Kaiserreich erscheint. In der Provinz Rio Grande do Sul ist eine Anzahl von Deutschen zu einem Bergwerks-Unternehmen zusammengetreten. Man will nämlich die vor zwei Jahrhunderten von den Jesuiten ausgebeuteten, reichen Silber-Bergwerke des „Tajo" in der Provinz Santa Catharina, deren Spuren seitdem verloren gegangen sind, wieder aufsuchen und mit Hilfe der neu erfundenen mechanischen Hilfsmittel in fruchtbringender Weise neu an- und ausbauen.

Der eben erschienene „Jahresbericht des jüdisch-theologischen Seminars" in Breslau enthält eine aus der Feder des geschätzten Historikers Dr. H. Grätz geflossene kritische Untersuchung „Frank und die Frankisten", die nach authentischen Quellen über die Entstehungsgeschichte und Verbreitung der von Frank gestifteten jüdischen Sekte neue interessante Aufschlüsse enthält. Ueber diese Sekte und deren Stifter waren kürzlich drei verschiedene romantische Darstellungen erschienen: Aug. Becker's vielgelesener Roman „Des Rabbi Vermächtniß"; eine monographische Schrift von Schenk Rinck: „Die Polen in Offenbach" und eine Erzählung in der Gartenlaube: „Der heilige Herr", welche sämmtlich auf unhistorischen, romantischen Auffassungen beruhen.

Halle im Pfeffer'schen Verlage erschien:

Conträr und Contradictorisch

(nebst convergirenden Lehrstücken)
festgestellt und
Kant's Kategorientafel berichtigt.
Eine philosophische Monographie
von
Gustav Knauer.
Preis: 1 Thlr. (41)

Im Verlage von **Firmin Didot Frères, Fils & Co.** in Paris sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. Rambosson, Histoire et légendes des plantes utiles et curieuses. gr. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Vallet (de Viriville), Procès de condamnation de Jeanne Darc dite la pucelle d'Orléans traduit du latin. gr. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. (42)

In der **Rieger**'schen Verlagsbuchhandlung in **Stuttgart** ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Auf dem Vulkan.

Pariser Schilderungen
von
Sigmund Kolisch.

Preis 1 Thlr. 10 Ngr. — 2 fl. 12 kr. rhn.

Inhalt: Französisch und deutsch. Kaiserin Eugenie. Prinzessin Mathilde. Prinzessin Clotilde. Prinz Napoleon. Herzog von Morny. Graf Walewski. Bekehrung des Herzogs von Persigny. Ein Fest in den Tuilerien. Proudhon's Jugendjahre. Eine Stunde bei Michelet. Ernst Renan. Victor Cousin. Abbé Liszt als Mensch. Rouvière. Marktschreier. Mirès. General Lamoricière. Louis Veuillot. Emile Ollivier. Pariser Weihnachten Salon der Gräfin d'Agoult. Der Pariser Bourgeois. **La Messe.**

Dieses vorzügliche, äußerst pikant geschriebene Buch ist geeignet, gerade in unsern Tagen, deren besonderes Interesse sich dem Treiben in der französischen Hauptstadt zuwendet, nicht nur vorübergehendes, sondern nachhaltiges Aufsehen zu erregen. Das Inhaltsverzeichniß schon spricht für die Bedeutung des sehr hübsch ausgestatteten Werkes. (43)

Preis-Herabsetzung.

Durch jede Buchhandlung oder auch direct von unterzeichnetem Verlage ist zu beziehen:
Aus
Karl Ludwig von Knebel's
Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette,
Erzieherin der Prinzessin
Karoline von Sachsen-Weimar-Eisenach
(1774—1813)
Ein Beitrag
zur deutschen Hof- und Literaturgeschichte.
Herausgegeben von
Heinrich Düntzer. (44)

Preis: Statt zu 3 Thlr. — 1 Thlr. 15 Sgr.

Jena **Mauke's Verlag**
(Hermann Dufft).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien: (45)

Geographischer Handatlas

über alle Theile der Erde.
Entworfen und gezeichnet
von Dr. **Henry Lange.**
30 Blätter in Farbendruck.
Zweite berichtigte und ergänzte Auflage.
Folio. In 6 Lieferungen 6 Thlr.
Cartonnirt 6⅔ Thlr. Gebunden 7 Thlr.

Lange's „Geographischer Handatlas" empfiehlt sich zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit und Correctheit, Sauberkeit des Stichs und Colorits mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt und so die glückliche Mitte hält zwischen Schulatlanten und umfangreichen Kartenwerken. Er hat bereits so günstige Aufnahme gefunden, dass sofort eine zweite Auflage nöthig wurde, welche jetzt vollständig vorliegt. Sämmtliche Karten wurden genau revidirt und mit allen Grenzveränderungen, den neuen Eisenbahn- und unterseeischen Telegraphenlinien sowie mit dem neuentdeckten geographischen Material bis auf die Gegenwart ergänzt.

Das Werk ist auf einmal cartonnirt oder gebunden, aber auch nach und nach in 6 Lieferungen à 1 Thlr. durch alle Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen zu beziehen.

In **Carl Heymann's Verlag (J. Imme & A. Danz)** in Berlin sind folgende gediegene Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Atterbom, P. D. A., Aufzeichnungen über berühmte deutsche Männer und Frauen nebst Reise-Erinnerungen aus Deutschland und Italien aus den Jahren 1817—1819. A. dem Schwedischen übers. von **F. Maurer.** gr. 8. brosch. 1½ Thlr.

Maurer, F., Die Nikobaren. Colonial-Geschichte und Beschreibung, nebst motivirtem Vorschlage zur Colonisation dieser Inseln durch Preußen. Mit 4 Karten. 8. brosch. 1½ Thlr. (47)

Neumann, K. F., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von der Gründung der Kolonien bis auf unsere Tage. 3 starke Bände. gr. 8. 9 Thlr.

Verlag von Firmin Didot Frères, Fils & Co. in Paris.

In unserm Verlage erschienen so eben folgende Neuigkeiten und Fortsetzungen:

Raymond, Mme. Emmeline, Leçons de couture, crochet, tricot, frivolité, guipure sur filet, passementerie et tapisserie. Ouvrage illustré de 400 figures. 1 Vol. in-18. Brosch. Preis 1 Thlr.

Ramée, Daniel, L'architecture et la construction pratiques mises à la portée des gens du monde, des élèves et de tous ceux qui veulent faire bâtir. Ouvrage illustré de 447 figures sur bois. 1 Vol. in-18. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Histoire Romaine de Dion Cassius, trad. en français avec des notes critiques, historiques etc. et le texte en regard par E. Gros et continué par V. Boissée. T. IX. 1 Vol. in-8. Brosch Preis 3 Thlr.

Decaisne, Le jardin fruitier du Muséum. Livr. 92. In-4. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Dictionnaire de Géographie ancienne et moderne à l'usage du libraire et de l'amateur de livres. Livr. 8. In-8. Preis 8 Sgr.

Observations sur l'Orthographe française suivies d'un exposé historique des opinions et systèmes sur ce sujet depuis 1527 jusqu'à nos jours par Ambroise Firmin Didot. 1 Vol. in-8. Brosch. Preis 1 Thlr. 2½ Sgr.

Ferner sind die schon seit längerer Zeit vergriffenen Bände unserer Bibliothèque grecque:

Fragmenta historicorum graecorum. T. IV. 1 fort vol. in-8. Brosch. Preis 5 Thlr. 15 Ngr.

Plutarque, Morales publ. par Dübner. T. I. 1 Vol. in-8. Brosch. Preis 4 Thlr.

nunmehr wieder neu gedruckt und wie die oben aufgeführten Bücher durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (48)

Paris, im Januar 1868

Firmin Didot Frères, Fils & Co.

Im Verlage der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin ist so eben erschienen und von derselben, sowie durch die Buchhandlungen und sämmtliche Post-Anstalten des Norddeutschen Bundes zu beziehen: **Aus dem Königlich Preußischen Staats-Anzeiger für 1867. Zweiter Jahrgang.** 27¼ Bog. 8. geh. Preis 12½ Sgr.

Derselbe enthält: Ueber das Sternschnuppen-Phänomen. November 13—14. 1866. — Rußlands Handel über die asiatische Grenze im Jahre 1865. — Das statistische Jahrbuch für die österreichische Monarchie für das Jahr 1865. — Zur Statistik des Verkehrs und Verbrauchs im Zollverein 1842—1864. — Einnahmen des Zollvereins an Ein- und Ausgangs-Abgaben im Jahre 1865. — Die Einnahmen des Zollvereins an Rübenzuckersteuer in der Betriebsperiode September bis Dezember 1866. — Einnahmen des Zollvereins im I. Semester 1867. — Zum Haushalts-Etat des Norddeutschen Bundes für das Jahr 1868. — Uebersicht der Verhandlungen des Reichstages des Norddeutschen Bundes während der Sitzungsperiode 1867. — Die Handels-Marine des Norddeutschen Bundes. — Statistische Nachrichten über Thüringen. — Zum Militär-Dienst-Jubiläum Sr. Majestät des Königs. — Die Hohenzollern-Standbilder in Preußen. — Zur Geschichte des Krönungs- und Ordens-Festes. — Der Louisen-Orden und die Rettungs-Medaille. — Uebersicht der Ressort-Verhältnisse der Königlichen Ministerien und Central-Behörden. (Hierbei ist zu bemerken, daß die Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens nach dem Allerhöchsten Präsidial-Erlaß vom 18. Dezember 1867, Nr. 306 des Staats-Anzeigers, an das Kanzleramt des Norddeutschen Bundes übergegangen ist) — Zum Staatshaushalts-Etat für 1868. — Aus dem Verwaltungsberichte des Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten für die Jahre 1864, 1865 und 1866. — Zur Kunde der volkswirthschaftlichen Zustände des preußischen Staats. — Die direkten Steuern im vormaligen Königreich Hannover. — Die direkten Steuern im vormaligen Kurfürstenthum Hessen. — Die direkten Steuern im vormaligen Herzogthum Nassau. — Die preußischen Eisenbahnen im Jahre 1865 — Die Bevölkerungszunahme in den bedeutenderen Städten des vormaligen Königreichs Hannover in den letzten zwölf Jahren. — Uebersicht der Thätigkeit der beiden Häuser des Landtages während der I. Session der IX. Legislatur-Periode 1866—1867. — Peter von Cornelius. — Adolph Menzel's Gedenkblatt. — Die Kunstsammlungen der neuen Landestheile: I. Die Gemälde-Galerie zu Kassel. II. Das Städelsche Kunst-Institut zu Frankfurt a. M. — Kunstsammlungen in Sigmaringen. (46)

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniss von **werthvollen Werken zu ermässigten Preisen** aus dem Verlage der **C. F. Winterschen Buchhandlung** in **Leipzig** und **Heidelberg.** (49)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 56.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 22. Februar 1868. [Nº 8.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Cotta'sche historisch-kritische Schiller-Ausgabe.*)

Wie groß die Bewegung ist, welche die Aufhebung des Schiller-Privilegiums in die literarische Welt gebracht hat, mag man an der Rührigkeit ermessen, welche jetzt im Cotta'schen Verlage auf diesem Gebiete sich zeigt. Das klingt vielleicht auffällig, ist aber nichts weiter, als die einfache Beobachtung der natürlichen Thatsache, daß Cotta auch im Sturme der Concurrenz noch der feste Mittelpunkt unserer Schiller-Literatur bleiben will. Beim Ablauf des Monopols, sehen wir den privilegirten Schiller-Verleger mit zwei Schiller-Ausgaben auf einmal hervortreten, beide ihrem Zwecke und ihrer Ausstattung nach wohl geeignet, die Freunde des nationalen Dichters wie der Literatur überhaupt mit Befriedigung zu erfüllen.

Es liegt uns hier ob, von der einen dieser Ausgaben, der großen historisch-kritischen, zu sprechen, welche vom Göttinger Carl Goedeke, im Verein mit Ellisen, Köhler, Müldener, Oesterlen, Sauppe und Vollmer, besorgt ist.

Es sind die beiden ersten Bände, die uns beschäftigen. Bei ihrem Anblick, bei dem Blick auf die Jahreszahl 1867, läßt sich das Bedauern nicht unterdrücken, daß der Inhaber des Schiller-Privilegiums so lange gezögert hat, die deutsche Literatur mit dieser Gabe zu bereichern. War ihm vor Jahrzehenden das Material dazu nicht wenigstens annähernd ebenso zugänglich wie jetzt? Damals würde dem Monopol-Besitzer von allen Seiten das Verdienst zuerkannt worden sein, um der großen Sache willen die geistige Werkstatt des Lieblings der Nation mit vollem Lichte versehen zu haben. Heute darf einen wesentlichen Theil dieses Verdienstes die Concurrenz in Anspruch nehmen.

*) Schiller's sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Stuttgart, J. G. Cotta. 1867.

Indeß, halten wir uns an das, was wir besitzen, und hierbei dürfen wir mit der Bemerkung nicht zurückhalten, daß der Inhalt der Cotta'schen historisch-kritischen Ausgabe das Vollständigste zu werden verspricht, was die Schiller-Literatur in diesem Genre überhaupt erwarten darf.

Der erste Theil enthält die Jugendversuche Schiller's und ist von Goedeke selbst zusammengestellt. Es ist der Grundsatz festgehalten worden, daß es hier, wo es sich meistens um den Schüler Schiller, um seine anfängliche Entwickelung, um die erste Geschichte seines Dichtergeistes handelt, darauf ankommt, die einzelnen Belege dieser Geschichte möglichst vollständig zu sammeln, und zwar in der Gestalt, wie sie der Zeitfolge nach erschienen, dabei aber nur über die von Schiller selbst oder dem ersten Herausgeber seiner Werke, seinem Freunde Körner, getroffenen Veränderungen Rechenschaft zu geben.

Natürlich hat der Herausgeber die früheren Ausgaben gereinigt und Sachen ausgeschieden, die von der Muse Schiller's unzweifelhaft nicht empfangen sind. So haben Schubart's „Morgengedanken“, Armbruster's Schilderung des menschlichen Lebens, die Rede „der Kampf einer tugendhaften Seele mit der höheren Pflicht“ auf die Ehre verzichten müssen, fernerhin noch als Geschwister Schiller'scher Schriften zu gelten.

Gewissenhaft sind die Nachrichten über die ersten Regungen von Schiller's dichterischem Geiste aufgezeichnet. Im Allgemeinen stimmt darin die Ausgabe mit den Angaben der Schiller-Biographen überein. Nur in Bezug auf das eigentlich erste deutsche Gedicht Schiller's finden sich kleine Abweichungen. Dies Gedicht verdankt bekanntlich der Konfirmation des Dichters seinen Ursprung. Palleske erzählt dies wie folgt: „Kurz vor dem Zeitpunkt, wo Schiller sein Glaubensbekenntniß öffentlich ablegen soll, sieht ihn die fromme Mutter theilnahmlos auf der Straße umherschlendern. Sie ruft ihn zu sich, macht ihm Vorwürfe über seine Gleichgiltigkeit und stellt ihm mit eindringlichen Worten die Wichtigkeit des kommenden Tages vor. Er zieht sich in die Einsamkeit zurück, und durch die lateinische Rinde, welche die Schule um sein Herz gelegt hat, quillt sein wahres Gefühl in einem deutschen Gedichte hervor. Das, fühlte er in bitterem Drang, mußte die Mutter von einer Empfindung überzeugen, die er vor der Kirche (d. h. vor dem Kirchentyrannen Zilling) und den Menschen unter einem gleichgiltigen Wesen verbarg. „Bist du närrisch geworden, Fritz? —“ Unter solchen Worten verbarg der Vater seinerseits auch eine Empfindung, als er das erste deutsche Gedicht seines Sohnes zu Gesicht bekam. — Dagegen lautet eine Notiz der vorliegenden Ausgabe nach Petersen: „Das erste Gedicht, das Schiller eigentlich ausarbeitete, war in lateinischen Doppelversen und hatte zum Gegenstand — seinen Tauf-Erneuerungsbund im Jahre 1772. Als er es seinem Vater überreichte, empfing ihn dieser mit der Frage: „Bist du närrisch geworden, Fritz?“ In einer zweiten Notiz nach Conz wird dann der Vorfall in Bezug auf das deutsche Gedicht, ähnlich wie von Palleske, mitgetheilt, wobei aber der Ausruf des Vaters fehlt. Wenn Petersen in seiner Mittheilung nicht ungenau gewesen sein sollte, so muß angenommen werden, daß Schiller der Gelegenheit seiner Konfirmation zwei Gedichte gewidmet hat: dem lateinverständigen Vater brachte er das, nach dem Brauch

der damaligen gelehrten Schulen, lateinisch verfaßte, der deutschen Mutter aber das deutsche Gedicht. Beide Gedichte scheinen den Tag ihrer Entstehung nicht lange überdauert zu haben.

Von den dichterischen Arbeiten, an denen Schiller auf der Militair-Akademie im Geheimen den Schwung seiner jungen Flügel prüfte, scheint ebenfalls kein Buchstabe mehr zu existiren. Ueber das erste Trauerspiel „Absalon", über den epischen Versuch „Moses", über die von Werthers Leiden hervorgerufene Tragödie „der Student von Nassau", und über das Trauerspiel „Kosmus von Medici" können nur Notizen über eine wahrscheinlich sehr kurze Existenz gegeben werden. Von Kosmus allein sind in den „Räubern" noch einzelne Bilder und Einfälle vorhanden. Den „Studenten von Nassau" so früh vernichtet zu haben, hat Schiller selbst später lebhaft bedauert mit dem Bemerken, daß er mehrere, mit erster glühender Wärme des Gefühls entworfene und ausgeführte Situationen vielleicht noch als Mann hätte benutzen können.

Man wird sich über den praktischen Grund, den Schiller hier für sein Bedauern anführt, im Hinblick auf die späteren Meisterwerke, hinwegsetzen können. Im Interesse der Geschichte seines Geistes aber muß man den Verlust jener Erstlings-Arbeiten tief beklagen. Es waren eben freie Ausflüsse, unwillkürliche Ventilationen seines Geistes, und wir würden für sie gern die allerunterthänigsten Berichte an den Herzog Carl und die forcirten Gelegenheits-Gedichte zu Hoffestlichkeiten hingegeben haben, die der Zögling der Akademie anfertigen mußte und deren Aufnahme in Schiller's sämmtliche Schriften nicht zu umgehen war, obgleich sie, man mag Schiller's Beziehungen zum Herzog und zur Reichsgräfin von Hohenheim auffassen wie man will, gleichsam hinter dem Rücken seiner Muse entstanden sind.

An die Zeit der Militair-Akademie schließen sich einige Arbeiten aus der Periode des Regiments-Medikus an. Unter ihnen befindet sich das satirische, freie Gedicht „der Venuswagen", das, ein keckes Zeichen der Zeit, nur aus inneren Gründen unserem Dichter zugeschrieben wird, indem jedes äußere Zeichen seiner Autorschaft fehlt. Darauf folgt die Anthologie. Sie ist vollständig aufgenommen, weil Schiller der Herausgeber war und die Verantwortlichkeit in ästhetischer und ethischer Beziehung zu tragen hatte, übrigens aber auch nur von einem einzigen Gedichte — Ossians Sonnengesang — ein anderer Verfasser durch äußeres Zeugniß feststeht. Eine Zusammenstellung dessen, was in der Anthologie unzweifelhaft zur Autorschaft Schiller's gehört und wahrscheinlich nicht gehört, ist ganz zweckmäßig am Schlusse der Gedichtsammlung gegeben, woran sich Nachträge, bestehend in Stammbuch-Inschriften und Briefen, anreihen.

Einen recht werthvollen kritischen Apparat enthält der Schluß des ersten Bandes: ein mit biographischen Notizen ausgestattetes Verzeichniß der Personen, mit denen Schiller auf der Militair-Akademie in Berührung kam; ferner Erläuterungen über Schiller's schwäbische Orthographie; sodann ein Verzeichniß der von ihm, dem Schwaben, so oft gebrauchten, dem Norddeutschen so auffälligen reichen und unreinen Reime; endlich eine Auswahl von Wörtern eigenthümlicher Art, deren sich Schiller bediente. Es ist dabei vorzugsweise auf die Composita Rücksicht genommen, die er, obwohl er sie bei fortschreitender Kunst verwarf, doch nie ganz vermeiden konnte. Wer den Dichter studiren will, wird für diesen kritischen Apparat dankbar sein dürfen.

Der zweite Theil der Ausgabe enthält zwei Bearbeitungen der „Räuber" und Schiller's Beiträge zum Württembergischen Repertorium.

Beide Bearbeitungen der Räuber sind von Vollmer besorgt, der hierbei eine schwierige Aufgabe mit Glück gelöst hat. Er hatte etwa 15 Ausgaben der ersten, und 10 Ausgaben der zweiten Bearbeitung zu vergleichen. Die Abweichungen sind sorgfältig unter dem Anmerkungsstriche aufgezeichnet.

Die Bearbeitung mit dem Titel „Die Räuber, ein Schauspiel; Frankfurt und Leipzig 1781", gilt als die erste, ist aber eigentlich schon die zweite Bearbeitung. Denn während des Druckes hat Schiller auf Zureden seiner Freunde und aus eigener besserer Erkenntniß manches geändert und gemildert. Bei genauer Durchsicht der ursprünglichen Ausgabe von 1781 findet sich, daß einige Bogen, der zweite, vorletzte und letzte, viel splendider gesetzt sind, als die übrigen. Zwischen den einzelnen Absätzen sind große Zwischenräume, die darauf hindeuten, daß im fertigen Satze bedeutende Kürzungen vorgenommen sind, die, um nicht allzuviel umbrechen zu müssen, durch Zwischenschlag ersetzt wurden. Von den bereits abgezogenen und ersetzten Bogen hat sich durch Zufall oder Veruntreuung in der Druckerei der eine und der andere erhalten. Ein Exemplar von dem unterdrückten zweiten Bogen befindet sich im Privatbesitz. Leider ist dasselbe der Benutzung für die vorliegende Ausgabe vorenthalten worden. Gödeke hat es früher durchgesehen und findet, daß die Abweichungen mehr auf ästhetischen, als auf ethischen Gründen beruhen. Eine der bemerkenswerthen Abweichungen ist die, daß in der zweiten Scene (die Libertiner in der Schenke an der Gränze von Sachsen) Schwarz, in der bekannten ersten Ausgabe, den verhängnißvollen Brief ohne Weiteres übergiebt, in dem unterdrückten Bogen aber erst nach längerem Sperren und Zerren ihn sich durch Moor's energisches, mit dem Degen unterstütztes Drängen abpressen läßt.

Indessen giebt es Umarbeitungen, welche noch im Manuscripte und vor dem Drucke vorgenommen wurden. Von diesen konnte bei Behandlung des Textes natürlich keine Rechenschaft gegeben werden. Was darüber bekannt geworden ist, läßt darauf schließen, wieweit sich damals Schiller's Phantasie zuweilen in das Reich bedenklicher Ausschweifungen hat hinreißen lassen. So dringen in einer jetzt nicht mehr existirenden Scene die Räuber mit C. Moor in das Nonnenstift, wo Amalia war, mit Waffengewalt ein, wobei der Geliebte im Gotteshause, in welchem die Vestalinnen beten, die Geliebte mit einer furchtbaren, die heilige Stätte entweihenden Drohung zum Eigenthume fordert.

Schiller hat, während die Räuber entstanden, nie daran gedacht, dieses Riesenkind seiner Phantasie — ein Kind der Liebe — auf die Bretter zu führen. Auch ohne seine Gründe in den beiden Vorreden von 1781 zu kennen, würde man das begreifen, wenn man bloß den Inhalt der ersten Composition mit Rücksicht auf Aenderungen jener Art in Betracht zieht.

Die Bühnen-Ausgabe: „Die Räuber, ein Trauerspiel u. s. w., Mannheim 1782" erscheint im Wesentlichen als ein Destillations-Produkt aus Dalberg'scher Retorte. Dalberg fürchtete natürlich, daß die Aufführung des Rohprodukts hier und da Verdauungs-Beschwerden verursachen möchte. Es sind nicht nur Kürzungen vorgenommen, wie sie freilich durchaus nothwendig waren; auch nicht bloße „Zweideutigkeiten" waren auszurotten, wie Schiller in der Vorrede zu dieser Bearbeitung sagt; sondern es giebt auch Abänderungen, welche dem Charakter einiger Personen unbillig nahe treten. Man wird leicht den Einfluß Dalberg's erkennen, wenn man z. B. folgende Zusammenstellung vergleicht:

Schauspiel 1781. 1. Akt 2. Scene.	Trauerspiel 1782. 1. Aufzug. 4. Auftritt.
C. Moor: Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus. Sie verpallisadiren sich in's Bauchfell eines Tyrannen, hofiren der Laune seines Magens, und lassen sich klemmen von seinen Winden. — Ah! daß der Geist Herrmann's noch in der Asche glimmte! — Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster seyn sollen. (Er wirft den Degen weg u. s. w.)	Friede in Deutschland! — Geh', diese Zeitung hat dich auf ewig schwarz gebrandmarkt. — Gänsekiele für Schwerter. — Nein! ich mag nicht daran denken. — Ich soll meine Rippen pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen in Gesetze schnüren. — Friede in Deutschland! Fluch über den Frieden, der zum Schneckengang verderbt, was Adlerflug geworden wäre. — Der Friede hat noch keinen großen Mann gebildet, aber der Krieg brütet Kolosse und Helden aus. — (Bedeutend) — Ah! daß der Geist Herrmann's noch in der Asche glimmte. — Stelle mich vor ein Heer Kerls wie ich, und aus Deutschland — aus Deutschland — doch! Nein! nein! Laß! Es soll herunter! u. s. w.

Noch andere solcher Concessionen wurden der Freiheitsliebe Carl Moors abgenöthigt. Selbstverständlich wurde auch Franz Moor 1782 in seinen Reden um Vieles subtiler und weniger materialistisch wie 1781. Vielleicht die besten Resultate seiner medicinischen Studien mußte der Regiments-Medicus bei Franz Moor daran geben. Sonderbarer Weise erscheint dagegen Amalia 1782 viel unglücklicher, stürmischer und sinnlicher, wie im Vorjahre. Für Dalberg scheint sie 1781 nicht effektvoll genug gewesen zu sein. Wohl! Uns aber wird er nicht verdenken, aus der großen Scene zwischen Amalia und C. Moor im 4. Aufzug des Trauerspiels uns in die correspondirende Scene im 4. Akte des Schauspiels zurückzuwenden, wo uns Amalia in ungleich reinerer Weiblichkeit entgegentritt!

Schon bei den „Räubern" begannen jene Einflüsse, welche Schiller's Flug nach der Höhe des deutschen Shakespeare zu hemmen versuchten. Zum Glück sind die damals seinen Schwingen ausgezogenen Federn nicht verloren gegangen. An ihrer Schwungkraft mögen wir erkennen, wohin sich bei voller Unabhängigkeit der Dichter des deutschen Volkes von seinem Genius hätte führen lassen!

Die Höhe der Staufischen Politik.*)

II.

Heinrich schritt zur Verwirklichung jenes Planes, da er auf der Höhe seiner Macht stand, da der Ruf seiner italiänischen Siege überall in Deutschland mit Stolz und Freude vernommen wurde. Doch durfte der Kaiser nicht wagen, den deutschen Fürsten ein so gewaltiges Zugeständniß, wie die Aufgebung ihres Wahlrechts war, ohne Weiteres abzuzwingen. Der staatskluge Kaiser zog es vor, den Weg der Verhandlung zu gehen und die Einwilligung der Fürsten durch Zugeständnisse seinerseits zu erkaufen. Deshalb bot er den weltlichen Fürsten für ihre Territorien dasselbe, was er für das Kaiserthum forderte, nämlich die volle Erblichkeit der Reichslehen in männlicher und weiblicher Linie mit der Berechtigung, den Besitz beim Fehlen direkter Deszendenten auf Seitenverwandte zu vererben. Die geistlichen Fürsten suchte er dadurch zu gewinnen, daß er ihnen die Aufgebung des Spolienrechts seitens des Kaiserthums verhieß. Fast scheint es, als ob der Werth der Zugeständnisse, zu denen sich Heinrich herbeiließ, vollständig gleichkommt der Anmuthung, die er den Fürsten stellte. Beruhte doch die ganze Gewalt des Kaisers in der Lehnshoheit, in der stetigen und unmittelbaren Oberhoheit über die Lehnsfolge, und wurde durch das Aufgeben dieses Rechts, durch die Einführung der freien Erbfolge der fürstlichen Unabhängigkeit der größte Vorschub geleistet. Dennoch schien es den Fürsten, als ob ihr Recht, den römischen Kaiser und deutschen König zu bestellen, ein so unvergleichlich hohes sei, daß es durch nichts abgekauft werden könne. Es gab kein fürstliches Geschlecht, welches nicht die Hoffnung hegte, dereinst zum kaiserlichen Thron berufen zu werden. Es kam hinzu, daß die Lehnsgewalt des Kaisers theils durch die erstarkte Macht der Fürsten, theils durch die nothgedrungene Nachgiebigkeit der Kaiser bereits damals in einer Weise geschwächt war, daß es dem Oberlehnsherrn schwer wurde, über ein erledigtes Lehen mit Uebergehung des nächststehenden erbberechtigten Verwandten zu verfügen, daß somit diejenige Berechtigung, welche der Kaiser erst jetzt den Fürsten formell zugestehen wollte, faktisch, wenn auch noch nicht ganz ausgebildet, so doch auf dem besten Wege war, den Fürsten in naher Zukunft, von selbst, ohne weiteres Zugeständniß von ihrer Seite zuzufallen. Und noch weniger, wie die weltlichen Fürsten Grund fanden, dem Kaiser in seinen Plänen entgegenzukommen, hatten die Geistlichen hierzu Veranlassung. Ihnen bot der Kaiser die Aufgebung des ihm angeblich zustehenden Spolienrechts, eines Rechts, welches überhaupt keines war, da es von den geistlichen Fürsten nie anerkannt war und nur zwangsweis durchgesetzt werden konnte.

Nicht minder bedenklich war endlich die Einverleibung des normannischen Besitzes in das Reich. Konnten die Fürsten es zugeben, daß sie ohne Weiteres den normannischen Vasallen gleichgestellt wurden, war es zu ihrem Vortheil, daß der Kaiser für die deutschen Angelegenheiten sizilische Barone zuziehen durfte und deutsche Fürsten für die Aufrechterhaltung der kaiserlichen Macht im fernen Süden einstehen mußten? Mehr als zu viel Opfer hatte der Boden Italiens von den Deutschen gefordert. Konnten die Fürsten endlich zugeben, daß ihr mächtigster Bundesgenoß, die römische Kurie, durch die übermächtige Gewalt des Kaisers in Italien gänzlich wesenlos gemacht wurde?

Solche Erwägungen machten sich geltend, da die deutschen Fürsten dem Reformplan gegenüber traten. Auf dem Reichstage zu Worms, am 6. December des Jahres 1195, legte ihn Heinrich zum ersten Male den versammelten Fürsten vor und forderte im Tone eines Herrschers die Annahme desselben. Die Mehrzahl der Fürsten war auf jenem Reichstage nicht erschienen; es war natürlich, daß die Anwesenden sich nicht befugt hielten, in Aller Namen zu beschließen. Man stimmte für Vertagung der Sache bis zum nächsten Reichstage. Gleichzeitig aber war es dem Kaiser unter Drohungen und Versprechungen gelungen, die lothringischen und sächsischen Fürsten, welche in Worms erschienen, für seinen Plan zu gewinnen und hier zu verpflichten, daß sie auf dem nächsten Reichstage, welcher zu Würzburg zusammentreten sollte, den anderen Fürsten die Annahme der kaiserlichen Pläne anempföhlen. Im April des Jahres 1196 wurde der Reichstag zu Würzburg eröffnet. Der Kaiser hatte die Zwischenzeit meisterhaft benutzt; ausgedehnte Verhandlungen waren geführt; Ueberredung und Drohung hatten gewirkt. Und so geschah es, daß die versammelten Fürsten, wenn auch un-

*) Th. Toeche: Kaiser Heinrich VI. Leipzig, Duncker und Humblot, 1867.

muthig und zögernd, den Plan des Kaisers gut hießen und die Urkunde untersiegelten. Eine nicht geringe Anzahl der mächtigsten deutschen Fürsten war auf diese Weise verpflichtet, darunter die Herzöge von Baiern, Sachsen und Zähringen, der Pfalzgraf vom Rhein, der Landgraf von Thüringen, der Markgraf von Brandenburg, die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, die Bischöfe von Bamberg und Metz, der Abt von Fulda &c. Wohl fehlten noch manche der Fürsten, und eine beträchtliche Opposition, bestehend aus lotharingischen und westfälischen Großen, an deren Spitze Erzbischof Adolf von Köln, erhoben sich gegen den Plan des Kaisers; doch Heinrich hielt es nach einigen vergeblichen Versuchen, auch diese zu gewinnen, für unnöthig, jetzt noch gewaltsam einzuschreiten. Die Mehrzahl der Fürsten hatte die Urkunde unterzeichnet; Heinrich hielt es für das Beste, die Wirksamkeit des neuen Gesetzes zu erproben, indem er auf Grund desselben den Papst zur Krönung seines Sohnes gewann und somit durch die päpstliche Sanction der neuen Ordnung jedweden Widerstand entkräftete.

Im Sommer 1196 begab sich Heinrich wieder nach Italien. Es gelang ihm nicht, den Papst für sich zu gewinnen; die Kurie durchschaute die himmelstürmende, für sie in hohem Grade gefährliche Politik des Staufers. Unter dem Verlangen, Bedenkzeit zu gewinnen, wich man in Rom dem Drängen des Kaisers aus. Und nicht minder unerfreulich gestalteten sich alsbald die Dinge in Deutschland. Während der Abwesenheit des Kaisers hatte die Opposition der Fürsten neue Kräfte gesammelt und sich konsolidirt. Die mißlungenen Unterhandlungen zwischen Kaiser und Papst gaben den Fürsten den Muth, theils ausweichend, theils geradezu ablehnend, sich dem Verlangen des Kaisers sowohl in Betreff des Kreuzzuges wie bezüglich des neuen Verfassungsgesetzes entgegenzustellen. Heinrich sah sich genöthigt, seinen Plan einstweilen zu vertagen; aufgegeben hat er ihn sicherlich nicht. Diese Nachgiebigkeit übte einen bedeutenden Einfluß auf die Fürsten; man hatte einem gewaltthätigen Auftreten des Kaisers entgegengesehen, und war nun wohlthuend enttäuscht, als der Kaiser, statt an die gewaltsame Durchführung seiner Pläne zu gehen, von den Fürsten nur die Wahl seines Sohnes zum deutschen König begehrte. Bald genug waren sie hierfür gewonnen, und im Jahre 1197 hatten fast alle dem jungen Friedrich, nachmals dem größten und unglücklichsten der Staufer, geschworen.

Heinrich hatte wohlgethan, sich mit den deutschen Fürsten in Güte zu benehmen, denn gar bald bedurfte er seiner ungetheilten Kräfte, um den Gefahren zu begegnen, die sich im Süden erhoben. Die eiserne Strenge und schonungslose Härte, mit welcher Heinrich's Regiment in Sizilien waltete, reizte die trotzigen Gemüther der Normannen zum Aufstande. Es gelang dem Kaiser, durch seine deutschen Schaaren, die Aufrührer zu Paaren zu treiben. Ein schauerliches Blutgericht brach über das unglückliche Land herein; der leidenschaftliche Kaiser ließ seiner Rache freien Lauf; der „nordische Sturmwind“, welcher über Sizilien dahin brauste, entfremdete ein- für allemal dem deutschen Herrn die Herzen der Einwohner.

Indessen die Ruhe war wiederhergestellt, und der Kaiser konnte sich den orientalischen Plänen wieder mit aller Kraft widmen. Ein stattliches Heer war zum Kreuzzuge in Unter-Italien versammelt. Im September des Jahres 1197 brach die deutsche Flotte, 44 Segel stark, von Messina auf und ging nach Akkon; ein glänzender Erfolg des Kreuzzuges schien in Aussicht zu stehen. Gewarnt durch das Beispiel seines Vaters und dem Rath der Fürsten folgend, war Heinrich im Reiche geblieben. Er bereitete sich zu einem neuen Zuge nach Deutschland, um seinen Sohn, den erwählten König der Deutschen, in Aachen krönen zu lassen. Da griff die eiserne Hand des Geschickes schonungslos ein in die Pläne des gewaltigen Kaisers. Der Himmel Siziliens war sein Verderben. Fast bei jedem Aufenthalt hatte seine Gesundheit unter dem dortigen Klima gelitten. Im August 1197 überfiel ihn von Neuem ein heftiges Fieber, das er sich auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, zugezogen hatte. Am 28. September ist er zweiunddreißigjährig in Messina gestorben. Jammernd geleitete das Heer den kaiserlichen Leichnam nach Palermo, dort wurde er im Dom beigesetzt. Noch heute ruht er dort im Porphyr-Sarkophage an der Seite seines Sohnes Friedrich.

Mit Heinrich's Tod war der Traum von einem Weltreich zerstoben. Wie ein glänzendes Gestirn war Heinrich über seine Lande dahingezogen; für zukunftsreiche Bildungen glaubte er die Grundfesten gelegt zu haben. Nur zwei Menschenalter noch — und Alles war vernichtet, was der gewaltige Sinn des Kaisers geplant hatte; siebzig Jahre später sah Neapel das Schaffot, von welchem Konradins, des letzten Staufers, Haupt fiel.

Was Heinrich dem Kaiserthum zubringen wollte, das erwarb Innozenz III., der gewaltigste der Päpste, für die Kirche. Im Kampfe gegen diese verblutete das edle Haus der Staufer. In Deutschland und Italien beeilte man sich, Alles zu vernichten, was Heinrich zur Stärkung der kaiserlichen Macht angebahnt hatte. Um den Gedanken von der Erblichkeit des Kaiserthums zu ersticken, wählte man den Welfen Otto, Heinrich's des Löwen Sohn, zum Kaiser, so glaubte man den großen Reformplan des Kaisers am Wirksamsten abzuthun. Nicht vom nationalen Standpunkt, der jener Zeit überhaupt fremd, war Heinrich an sein Werk gegangen. Es ist in hohem Grade bezeichnend für die Anschauungen jener Zeit, daß Gottfried von Viterbo sich bestrebt, die Verwandtschaft der Römer und Deutschen, und damit die innere Berechtigung des römisch-deutschen Imperiums nachzuweisen. Solche universale Gesichtspunkte, welche unsere großen Kaiser, die Ottonen, Heinrich III. und vor Allem die Staufer beherrschten, waren das Erbtheil, welches die Nachfolger der römischen Imperatoren unabweislich überkamen.

Toeche hat in geistvoller Ausführung auf den unversöhnlichen Gegensatz aufmerksam gemacht, der in der Verbindung deutschen Volkskönigthums mit römischer Imperatoren-Würde lag. Jenes, eine Bildung eigenster Art, gegründet auf eine Fülle persönlicher Beziehungen und ausgehend von der Idee einer Vollberechtigung des Volkes neben dem Oberhaupte, — dieses, getragen von dem Bewußtsein stolzester Machtvollkommenheit und gottähnlicher Herrscherwürde über eine unterschiedliche Masse von Gehorchenden.

So mußte es sich fügen, daß die Stellung des römischen Kaisers deutscher Nation sich loslöste von den Wurzeln, die es an seinen deutschen wie an seinen römischen Ursprung banden. Aber unwidersprechlich geboten erschien es den Geistern in jener Zeit, daß neben der gemeinsamen Kirche ein gemeinsamer Staat in Gottes Ordnung liege, und die Wiederherstellung des römischen Reichs im christlichen Sinne wurde das Ideal der mittelalterlichen Entwickelung. Toeche hat es vermieden, die politische Vorzüglichkeit jenes Prinzips der Weltherrschaft zu erweisen; ebenso wenig hat er auf die internationale Seite desselben die Vorwürfe gehäuft, welche man der modernen Anschauung zu entnehmen pflegt. Er weist mit vollem Recht den rein nationalen Maßstab zur Beurtheilung der weltgeschichtlichen Stellung des Kaiserthums zurück, obwohl er nicht verkennt, daß

diese Stellung dem deutschen Volke mehr Unsegen als Segen gebracht hat. Der Verf. betont vielmehr vor Allem die unabweisliche Macht der Idee der Weltherrschaft, die von dem Moment an, da die Deutschen das Erbe der Imperatoren angetreten hatten, mit verhängnißvoller Macht unter den Kaisern fortlebte und ihr politisches Handeln in vorgezeichnete Bahnen lenkte. Und noch eine andere Seite dieser Frage wird hervorgehoben. Der Kampf der Kaiser gegen die Kirche, aus dem jene besiegt, diese freilich siegreich aber tödtlich erschöpft, hervorging — war ein opfervoller Vorkampf, den die Deutschen zu Gunsten Europa's auf sich nahmen, indem sie den anderen Völkern Raum und Ruhe zur Ausbildung eines nationalen Staates schafften. Nicht bloß die Zeit der Kaiserherrlichkeit ist es, welche zeigt, daß ein Martyrium das Erbtheil der Deutschen war. Die Jahrhunderte, welche das Mittelalter beginnen, und die späteren, welche dasselbe abschließend in die neue Zeit herüberführen, legen vollwichtigen Beweis hierfür ab. Die edelsten Stämme des Volkes düngten die alte Welt mit ihrem Blut; ihr eigenstes Wesen aufgebend, schufen sie in Italien, Gallien, Spanien jene Race, welche nur durch die Aufnahme jenes jugendfrischen Elements geeignet war, einen fruchtbaren Boden für die lebenskräftige Fortführung der antiken Kultur abzugeben, die der Welt unverloren bleiben mußte. Und als ein Jahrtausend nach jener Zeit die Reformation unter den Deutschen erstand, da nahmen sie das Verhängniß einer lange unheilbaren Spaltung auf sich, um jene große Bewegung voll zu entwickeln. Sie sind erst spät dazu gelangt, sich selbst wiederzufinden und haben erst lange nach anderen Völkern begonnen, ihr Haus auszubauen. Das neue Heimwesen wird darum nicht minder gut und fest sein, die unangreifbare Wohnung eines großen und freien Volks.

Dr. R.

Ein Buch aus und über Meran.

„Aus Meran“ giebt uns die langjährige Mitarbeiterin an unserem Weinberge für die Literatur des Auslands eine anmuthige Schilderung der lieblichen Gegend im Passeierthale*). Es ist eben die Art, wie man die Dinge sieht, welche den eigenthümlichen Reiz einer Beschreibung ausmacht, und daher folgen wir dem Gange derselben mit ungeschwächtem Interesse, wenn wir auch die Gegend aus Autopsie oder durch die Beschreibung anderer Autoren schon kennen. In geschickter Weise verflicht die Verfasserin historische Daten mit ihren eigenen Wahrnehmungen und Beobachtungen, und indem sie die Naturschönheiten in lichtvoller Darstellung uns vor Augen führt, entschleiert sie auch das Bild der Vergangenheit. Das Kloster der Kapuziner in Meran wurde 1616 vom Bischof von Chur, Johannes Flugi von Aspermont, gegründet. Nach zwölf Jahren sah es den Herzog Alphons III. von Modena als Ordensbruder Johann Baptist in seinen Mauern. Das Meraner Gymnasium wird unentgeltlich von den Benediktinern seit 1725 geleitet, in welchem Jahre Meran nach langjährigen Vorstellungen endlich die Erlaubniß erhielt, seine Jugend ausbilden zu lassen. Den künstlerisch aufgerichteten Thurm der Meraner Pfarrkirche St. Nikolaus hat König Heinrich von Böhmen im Jahre 1302 beginnen lassen, die Bürgerin Patlina Hemelin hat 1343 ihre Besitzungen zum Weiterbau dargebracht, und endlich hat der Wanderbischof Burchard im Auftrage des Bischofs Peter von Chur am 10. December 1367 die Einweihung vorgenommen; aber wer die Kirche und den schönen Thurm gebaut hat, weiß man nicht, berichtet die Verfasserin. Die Passeier oder der Passeierbach schwemmte schon im J. 1340 alle Brücken und Stege fort; 1401 wurde sie seewild, weil ihr der Gespellerberg in den Weg fiel, 1419 riß sie in ihrer Wuth das Spital „für die Armen Jesu Christi“, zu welchem Meinhard II. nebst Gemahlin Elisabeth am 8. Juni 1271 den Grundstein legten, mit allem Zugehör und mitsammt dem Priester am Altar mit sich fort, und am 9. September 1773 brach diese Passeier zum siebenten Male aus ihrem Wildsee hervor. Seit 1817 aber, wo sie wieder sehr unartig wurde, wird sie mit großen Kosten in Zucht und Zaum gehalten.

Von der bekannten glaubenseinheitlichen Starrsinnigkeit meint die Verf., daß die religiöse Schwärmerei vermöge des Volkscharakters und der landschaftlichen Natur in Tirol häufiger vorkommen müsse, als anderswo. Dennoch weiß man von zwei Reformatoren. Der eine hieß Steinwanter und war eine Art von Thierarzt, der Anfangs dieses Jahrhunderts in der Gegend von Schlanders seine Mission begann. Der andere hieß Balthasar Dosser und war ein Müller aus dem Thale Lüsens bei Brixen. Dieser wollte die Erzherzogin Magdalena, Tochter des Kaisers Ferdinand I., heiraten und in Innsbruck ein Bauern-Regiment einrichten. Das geschah um 1562, nachdem durch den Luftzug der Reformation schon 1525 ein Bauern-Aufstand ausgebrochen war. Das Streben der Reformatoren dahier hatte natürlich keinen Erfolg. In Tirol sind alle Gewohnheiten einige hundert Jahre alt, und die Ehrfurcht vor der Geistlichkeit ist dort so groß, daß selbst Eltern und Verwandte ihren geistlichen Sohn und Angehörigen mit „Herr“ und nicht mehr mit „Du“ anreden.

Von den Niederlassungen der Römer in Rhätien finden sich in der Gegend von Meran noch drei Wahrzeichen: das untergegangene Maja; Teloneum, heute Töll, die Zollstätte an der von Drusus angelegten Straße durch's Vintschgau, und endlich Teriolis, die Burg, die Landesveste, das jetzige (Schloß) Tirol. „Wer im Land Tirol herrschen will, muß Herr von Schloß Tirol sein“, diese Antwort gaben die Stände, als König Siegmund das Land von Friedel abwendig machen wollte. Unter der Occupation Baierns wurde Schloß Tirol veräußert, aber die Stadt Meran kaufte es zurück und schenkte es am 20. Mai 1816 ihrem Kaiser Franz.

Solche geschichtliche Erinnerungen führt Frau von Reinsberg uns bei jedem wichtigen und sehenswerthen Gebäude vor. Sie eröffnet das Buch mit einer Novelle, in der die magere Handlung durch die Gefühlsstimmung und durch einige gelungene charakteristische Federzeichnungen ersetzt wird. Sie verläßt jedoch das immerhin anziehende Gebiet der novellistischen Erzählung und begiebt sich auf das Terrain der Flur- und Ortsbeschreibung, auf das ihr der Leser mit Vergnügen folgen wird.

Schweiz.

Ahenius, der Reformator von St. Gallen.

Die Gemeinschaft der Sprache, der Geschichte, der Wissenschaft, der Literatur und besonders der Poesie unterhält oder erneut immer wieder das Band, welches das deutsche Volk mit

*) Aus Meran, von Ida v. Reinsberg-Düringsfeld. Meran, Moser'sche Buchhandlung, 1868.

einem längst aus dem Vaterhause geschiedenen Sohne verbindet. Er hat sich mannhaft sein eignes Heimwesen in rauhen Bergen gegründet, hat es gegen übermüthige und raubgierige Nachbarn heldenmüthig vertheidigt und sich dadurch Ruhm und Ehre erworben; dann aber hat er sich an die stille, bürgerliche Arbeit des Friedens begeben und seine steilen Berghänge und engen Thäler zum Sitz der Wohlhabenheit und der Kultur gemacht.

Beachtenswerthe Beiträge zur Unterhaltung der Verbindung zwischen dem deutschen und dem Schweizervolk liefert der „historische Verein" zu St. Gallen durch seine „Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte".*) Wenn in den Heften 3 und 4 ein Geschichts-Abriß von „St. Gallen unter den ersten Karolingern" und eine Beurtheilung einiger „Urkunden Ludwigs des Frommen für Cur" geliefert wird, so interessirt das freilich vorzugsweise nur den wissenschaftlichen Geschichtsforscher. Durch die Veröffentlichung von Denkwürdigkeiten eines namhaften schweizerischen Reformators, Johannes Keßler in St. Gallen, in dem Doppelheft 5 und 6, erhalten wir dagegen den Beweis, wie innig beide Völker noch in der Reformations-Zeit in ihrem geistigen Leben und Streben mit einander verbunden waren, daß man sich damals in St. Gallen und selbst in Zürich noch selbst als Deutsche betrachtete. Es ist übrigens bekannt, daß das Band zwischen der Eidgenossenschaft und dem Reich erst durch den westfälischen Frieden förmlich gelöst wurde. Es ist aus diesen Denkwürdigkeiten, welche nach dem damaligen Geschmack den verzwickten Titel „Sabbata Chronica" führen und in einem abschreckenden Deutsch geschrieben sind, zu ersehen, daß die Kirchen-Bewegungen in Deutschland und in der Schweiz keinesweges, wie man gewöhnlich annimmt, in gesonderten Betten dahinströmten. Der große Wittenberger Doktor hatte auch in den Alpen seine eifrigen Jünger. Johann Keßler, nach damaliger Sitte, als Schriftsteller, „Ahenius" umgetauft, hatte selbst in der neuen sächsischen Hochschule zu seinen Füßen gesessen. Von der neuen Erkenntniß durchdrungen, glaubte er im Geiste des Gründers der Heilslehre zu handeln, wenn er nicht als Mitglied eines abgesonderten Standes sich mit ihrer Verkündigung beschäftigte, sondern wenn er ohne Scheidewand von dem Volke sich von einem bürgerlichen Gewerbe nährte und dabei doch das Wort Gottes verkündete. Jedenfalls gewann er dadurch, daß er die Sattlerei erlernte und sie betrieb, nur noch mehr Vertrauen und Einfluß bei seinen Mitbürgern in St. Gallen. Er ließ sich nach einigen Jahren denn doch bewegen, die Leitung einer Schule und das Prediger-Amt zu übernehmen.

Interessant sind Keßler's Urtheile über seine berühmten Zeitgenossen, welche eine hervorragende Stellung bei der kirchlichen Bewegung eingenommen haben. Wir setzen einige davon in ihrer unveränderten, naiven Gestalt, in ihrer rauhen, ungenießbaren Schale hierher. Es ist ganz der ungeleckte, eckige Stil, der uns auch an den Gemälden eines Lukas Kranach nicht eben anmuthend begegnet.

„Von Desiderio Erasmo Rotherdamo."

„Wie hochverrumbt der name Erasmi by allen, fürnehmlich aber by den gelerten gehalten werd, ist mengklichen und besunder die der Latinischen sprach wissen tragend, onverborgen, dann er alle sine bucher in dißer genannten zungen beschriben." ....

„Do aber Martinus Luther etwas fraidiger hefurtrettene, hatt Erasmus sich nitt witter wellen mercken lassen, und die wil man in fur den aller gelertsten und verstendigsten gehalten, hatt menigklich und besunder die gelerten und hohe schulen in solcher spaltung uff sin urtail und verstand an uffsechen gehebt und lange zit gewartet, er aber hatt jedermann in zweifel ston lassen, uff welche part des Luthers oder des papsts er genaigt und zufellig sye." .....

„Von Herr Huldrichen ab Hutten, ritter."

„Huldrich ab Hutten in dem land Wirtenberg, welcher sich nitt hatte wellen vernugen lassenn, nach liblich stammen und blut edel geboren sin, sunder wol wissend, das wißhait und tugend ainen zu warem riter schlachend, nach sollichem adel hatt er gefochten und in so ver erlanget, daß er in kunst und wißhait furtrefflichen gelert ist worden. Und do er nach seiner kunst und wissenhait nach der hochen schulen gewonhait wol hett mogen doctor werden oder ainen anderen erenrichen grad an nemmen, hatt er solliche tittel gantzlich ußgeschlagen und veracht, vil meer geliebt on den titel gelert sin, dann nitt, und darfur gehalten werden, ja mitt offenlichen geschrifften die angetastet so mitt gelt und schenkinen mer dann mitt werdschafft irer kunst hoche titel und nammen erkoffenn. Ain solche wurtz (Wurzel), disem adelichen gemut ingerflantz, hatt nitt großer not bedorffen, wie es euangelischer warhait bericht wurde, sunder wie bald Luther anfieng broßen (zu sprossen), war die frucht an im schon blugend, und furnemmlich betrachtet wie Tutschland von Romischer thyranny beschwert und berobit werde, darburch sin blut entzundt, daß er nitt allain mit der feder, och schier (wo es geburt hatte) mit dem schwert Tutschland von sollichem triegen begerte ze entledigen; in sollicher brunst hatt er ettliche dialogos, das sind gesprechwiß geschribne bucher außgon laßen, darinn (wie man spricht) kain har gespalten, sunder fry wie im am hertzen, mit dem mund herfur tragen. Wie wol solliche hitz Martino Luther und sinen verwandten nitt gentzlich wolgefallen, doch ist es nitt übel geradten." .....

„Von Huldrichen Zwingli Ecclesiaste zur Zurich."

„Huldrich Zwingli, uß der Graffschafft Doggenburg zum Wildenhuß genannt, hurtig, nach libs form an schoene dapfere person, zimlicher lenge, sin angesicht fruntlich und rotfarb, nach dem gmut in gaistlichen und weltlichen handel klug, fursichtig und radtschlegig, aines erbaren wandels, das von sinen widerwertigen im nichts mag furgeworfen werden, dann das er sin entquickung empfacht uff erbarlichem bruch des saltenspils."

Diesen Huldrichen hatt Gott och fru und glich von anfang in den wingarten des euangelions bestelt." .....

„Von Philippo Melancthone."

......„Nach libs form ain claine magere unachtbare person, vermeintest, er wer ain knab nitt über 18 jaren, so er nebet dem Martino Luther gât (wann sy uß innerlichen liebe un underlaß by an anderen wonen, stond und gond) übertrifft in Martinus nach der lenge mitt gantzen aichßlen. Nach verstand aber, gelerte und kunst, ain großer starker riß und held, das ainen ver wunderen möcht, in ainem so klainenn lib so ainen großen und unüberseichlichen berg, kunst und wißhait verschlossenn ligenn." ....

Zum Schluß noch eine Probe theologischer Kritik aus der Reformationszeit, Sabbata S. 160. Es handelt sich um die bekannte Herleitung der päpstlichen Gewalt aus den Worten Jesu; Matth. 16.

„Christus spricht zu Petro, nach dem Petrus in fur Christum und Gottes son bekante, ὅτι σὺ εἶ πέτρος καὶ ἐπὶ ταύτῃ πετρᾳ οἰκοδομήσω μου τὴν ἐκκλησίαν. In latin, Tu es Petrus et supra hanc petram edificabo eclesiam meam. Das hatt man bisher alse vertutscht, du bist ain felß und uff den felßen wil ich buwen ain kilchen uff Sanct Petern gegrundt und erbuwen hab, hieruß das groß regiment des gantzen papstumbs erwachßen. Wer kann

*) St. Gallen, bei Scheitlin und Zollikofer.

doch des sich genug verwundern? Und wie wol der irthumb mit uß der Tutschen dolmetschung erwachßen oder anderigs entsprungen, doch so haben sich die Tutschen hiemitt licht bereden lassenn. Dann in die Tutschen wort sollichs clar mittbringen. So man aber den Kriechischen text ansicht, so erfindt sich, das diß wort felßen (das im Tutschen baide mal uff ain thon und ußgang clingt) zwai underschaidliche wort sind; als so man spreche felßer und felßen, Christus und Christen, tag und nacht, himel und erden. Dann die mit die kilch ab dem Petro und deßhalben ab allen papsten uff Christum, den felßen, versetz wirt, uff welchen wir (wie Petrus selbst spricht) als die lebendigen stain erbuwen werden. Sich wie licht falt hie das papstumb sampt allem irem gwalt und pracht, allein ob zwaien klainen syllaben. Ach des sandbodens!"' .....

Nord-Amerika.

Amerikanische Stimmen über die Wirkungen des Freihandels in England.

Einstimmig urtheilt man in Europa über den Eigensinn und den Widerspruch gegen das Prinzip der bürgerlichen und der Arbeits-Freiheit, mit welchem man in den Vereinigten Staaten an dem Prinzipe der die Aristokratie der großen Fabrikanten und Gutsbesitzer begünstigenden Schutzzölle festhält. Während man die Negersklaven emancipirt und sie zur Concurrenz an der freien Arbeit zuläßt, wehrt man sich auf Tod und Leben gegen den freien Handel, der allein, wie schon Adam Smith nachgewiesen, die volle Verwerthung der Volksarbeit möglich macht, indem lediglich die Zulassung der Erzeugnisse fremder Nationen auch die dem entsprechende, größte Erweiterung des Aktivhandels und der Ausfuhr der eigenen Produkte in fremde Länder zur Folge hat.

Gleichwohl entspricht es dem internationalen Gerechtigkeitssinne, auch das Audiatur et altera pars zu beachten, und so wollen wir unseren Lesern auch nicht vorenthalten, was die Publicisten jenseits des Atlantischen Meeres über die Materie sagen. Die New York Times, gleich ihrer Londoner Namens-Verwandten, ein Organ of the million, spricht sich folgendermaßen über die angeblichen, verderblichen Folgen des Freihandels in England aus:

„Englische Blätter schildern mit den düstersten Farben die gegenwärtig in Amerika herrschenden geschäftlichen Verhältnisse, sind aber zugleich mit einem Mittel bei der Hand, durch welches, nach ihrer Ansicht, der Zustand der Dinge mit Einem Schlage verändert und unseren Schiffswerften, unseren Fabriken und Comptoiren das regste Leben, die vollste Blüthe zurückgegeben werden müsse. Das uns empfohlene Heilmittel heißt „Freihandel", und so leicht, so verführerisch wird uns die Einführung desselben geschildert, daß man glauben sollte, es bedürfe nichts als einer außerordentlichen Sitzung des Congresses, um die dazu nöthigen Bestimmungen zu treffen und unserem Lande die Quellen zu eröffnen, aus denen Milch und Honig fließt.

„Gehen wir nun diesem gerühmten Freihandel etwas näher zu Leibe, dessen Einführung in Amerika, wie ebenfalls englische Correspondenten behaupten, nur an unserem Mangel gänzlichen Verständnisses für Volkswirthschaft scheitert, und sehen wir, was er England für Nutzen bringt. Mit all seinem Freihandel baut England so gut wie gar keine Schiffe und ist in beständiger Gefahr, von andern Staaten des Continents überholt zu werden. Mit allem Freihandel erhält die Hälfte der Arbeiter-Bevölkerung in England Löhne, bei denen sie kaum vor dem Verhungern geschützt ist, bei denen ihr in Krankheitsfällen und für die alten Tage keine Aussicht bleibt, als das Arbeitshaus, ganz abgesehen von Irland, das in einem chronischen Zustande der Armuth und Unzufriedenheit sich befindet. Mit allem Freihandel ist ein fortwährender Kampf zwischen Kapital und Arbeit, eine stets im Steigen begriffene Last des Pauperismus. Die Amerikaner mögen nichts von National-Oekonomie verstehen; wir sehen aber nicht, daß die Engländer gerade so sehr erfüllt von Weisheit wären, wenigstens sind die Resultate ihres Systems nicht geeignet, uns von seiner Vortrefflichkeit zu überzeugen. Ja noch mehr, das englische Volk glaubt an die Wirksamkeit des Schutzes, und die englischen Kolonieen handhaben ihn in der Praxis zum größten Mißvergnügen der Theoretiker im Mutterlande.

„Nach allen Beobachtungen, die wir gemacht, erweist sich der Freihandel als eine Unmöglichkeit (?). Das Parlament sieht sich fortwährend genöthigt, in Angelegenheiten einzugreifen, die sich nach den Behauptungen unserer modernen Volkswirthe von selbst reguliren müssen. Schon das System der Armen-Gesetzgebung ist an und für sich eine Schutz-Maßregel. Dann haben wir in England Gesetze, welche die Stunden und sonstige Bedingungen der Arbeit regeln. Ferner existirt ein Gesetz, das die Frauen-Arbeit in den Kohlengruben verbietet, wo vor einigen Jahren noch Frauen unbekleidet, zum Thier herabgewürdigt, beschäftigt wurden. Andere Gesetze verbieten die Arbeit von Kindern unter zwölf Jahren, und während der letzten Session hat man sich erst genöthigt gesehen, die Kinder gegen Verwendung zu verschiedenen Gewerben und zur Feldarbeit zu schützen, während sie bis dahin in einer Weise dazu herangezogen wurden, deren man sich in Dahomy geschämt hätte. Selbst die radikalsten Verfechter der Frauen-Arbeit sind nicht so weit gegangen, für Frauen das Gewerbe eines Grobschmieds als geeignet zu empfehlen. Im Norden von Birmingham beschäftigt man aber in den Nagel-Fabriken nicht nur Frauen, sondern man stellt kleine Mädchen von sechs bis sieben Jahren an den Ambos, läßt sie vom Feuer rösten, vom Ruß schwärzen und darauf loshämmern, ohne daß sie je in ihrem Leben ein Schulzimmer oder einen grünen Rasen zu sehen bekommen. Absoluter Freihandel treibt Frauen und Kinder in die Kohlengruben und in die Schmiede; er drückt das Arbeitslohn auf das äußerste Minimum herab und schafft ein System, gegen das, trotz aller Theorieen, das Parlament Maßregeln zu ergreifen genöthigt ist. Freihandel in seinen äußersten Consequenzen erzeugt die tiefste Unwissenheit, die verabscheuungswürdigste Grausamkeit und das bejammernswürdigste Elend, was man in einem Lande sehen kann, das sich ein civilisirtes, christliches nennt. In England ist zu viel Freiheit aller Art, besonders aber viel zu viel Freihandel."

Der letzte Satz klingt doch recht eigenthümlich im Munde eines Republikaners. Die ganze Abhandlung trägt überhaupt eine wunderbare Familien-Aehnlichkeit mit den Argumenten unserer Schutzzöllner und Kantönli-Demokraten, indem man einzelne, noch dazu durch das Gesetz bereits unschädlich gemachte Auswüchse hervorsucht, um ein in seiner Gesammtheit unberechenbaren Nutzen stiftendes System herabzuwürdigen und zu verdächtigen.

Deutscher Nachdruck in Amerika.*)

Der Nachdruck deutscher Schriften in Amerika hat zu einer neuen polemischen Denkschrift Anlaß gegeben, die der alte, in New-York etablirte Buchhändler Friedrich Gerhard von Danzig herausgegeben. Sie ist, ebenso, wie die früher in diesen Blättern erwähnte Schrift des deutschen Buchhändlers Steiger in New-York, gegen die in Deutschland oft vernommene, aber ganz unberechtigte und widersinnige Behauptung gerichtet, daß es Diebstahl, Raub, Plünderung fremden Eigenthums sei, wenn in Amerika Bücher, die in Deutschland erschienen, nachgedruckt und dort verkauft werden. Abgesehen davon, daß, bei dem Nichtvorhandensein von Verträgen, die den Nachdruck amerikanischer Bücher in Deutschland und vice versa deutscher Bücher in Amerika verbieten, das jetzige Nachdrucks-Verfahren in beiden Ländern durchaus nichts Ungesetzliches ist, hat speziell der Nachdruck deutscher Bücher jenseits des Atlantischen Meeres der Verbreitung der deutschen Literatur und zwar auch der Original-Ausgaben dort außerordentlich genutzt.

Vor etwa dreißig Jahren hat sich der deutsche Verlags-Buchhandel, der damals den Buchhändler Garrigue als seinen Agenten nach den Vereinigten Staaten sandte, vergebens bemüht, dort günstige Verbindungen, d. h. Abzugsquellen für seine Artikel zu eröffnen. Wie sollten z. B. Heine's „Buch der Lieder", oder seine „Reisebilder" dort Abzug finden, da die Herren Hoffmann u. Campe in Hamburg für das erstgedachte kleine Buch zwei Thaler und für das letztgenannte gar sieben Thaler sich zahlen ließen? Erst als die Herren Wieck und Weik in Philadelphia die gute Idee hatten, für die zahlreichen Deutschen in Amerika eine gut redigirte, wohlfeile Gesammt-Ausgabe der Schriften Heine's zu veranstalten, kam dieser Dichter dort zu allgemeiner Anerkennung, so daß jetzt auch die von Adolf Strodtmann edirte neue Original-Ausgabe zahlreichen Absatz in Amerika findet.

Nicht anders ist es mit anderen deutschen Autoren gegangen, für deren Popularisirung in Amerika die Herren Steiger und Gerhard in New-York durch ihre wohlfeilen Ausgaben sorgten, während die Original-Verleger nichts dafür thaten. Namentlich war dies mit einigen Romanen der Fall, die sich deren Verleger in Deutschland von den Leihbibliotheken so theuer bezahlen lassen, daß sie in Amerika in der Original-Ausgabe ganz unverkäuflich sind. Herr Friedrich Gerhard weist nach, daß er einigen mittelmäßig berühmten deutschen Autoren vergeblich Anerbietungen von Honorar für den Abdruck ihrer Schriften in Amerika gemacht. Was ihnen geboten wurde, erschien diesen Herren zu wenig (ein Thaler für je tausend Worte), oder sie waren durch die Besorgniß ihres deutschen Verlegers gehindert, es könnte ihm daraus irgend ein Schaden erwachsen. Da denken doch englische und amerikanische Verleger, wie die zahlreichen Copy-Editions von Tauchnitz in Leipzig beweisen, ganz anders! Die in New-York von Herrn Friedr. Gerhard mit großem Erfolg herausgegebene „Amerikanische Gartenlaube" ist, wie die vorliegende Schrift bemerkt, von der Leipziger „Gartenlaube" des auf die Erstere sehr eifersüchtigen Herrn Ernst Keil ganz verschieden, indem sie, wie behauptet wird, einen weit mehr auf die allgemeine Unterhaltung berechneten Inhalt liefert.

*) Der Nachdruck deutscher Schriften in den Vereinigten Staaten und seine Gegner. Von Friedrich Gerhard. (50 S. Wird gratis vertheilt.) New-York, 1867.

Ungarn.

Deutsche Journalistik in Ungarn.*)

Das Leben in Ungarn ist nicht so ausschließlich magyarisch, daß die ungarische Tagespresse vollständig skizzirt werden könnte, wenn der deutschen Blätter nicht Erwähnung geschieht. Um bei der Hauptstadt des Landes zu bleiben, muß erwähnt werden, daß das deutsche Element hier von jeher einen bedeutenden Factor bildete, besonders in jener früheren Zeit, in welcher die Magyaren sich noch nicht in gehörigem Maße zu modernem Kulturleben aufgerafft hatten. Es gab eine Zeit, wo es hier noch kein magyarisches Theater gab (das gegenwärtige National-theater wurde erst im Jahre 1837 eröffnet), und damals war das hiesige deutsche Theater nicht allein das einzige Institut dieser Art, sondern es nahm auch unter den deutschen Theatern überhaupt einen höhern Rang ein. Die Literatur war allerdings schwächer durch einige belletristische Blätter und eine Amtszeitung nach vormärzlich-österreichischem Zuschnitt vertreten; aber es gab eine Zeit, wo selbst diese Blätter durch die magyarische Tagespresse noch nicht in den Schatten gestellt werden konnten. Erst zehn oder fünfzehn Jahre vor der Revolution begann die magyarische Tagespresse der Ausdruck der politischen Gedanken der Nation zu sein, und die deutschen Blätter standen hinter den magyarischen weit zurück. Die deutschen Bürger des Landes waren wohl an Zahl nicht geringer geworden, — allein bei der untergeordneten Stellung, welche die königlichen Freistädte im Vergleich zu den Comitaten (Kreisen) auf der politischen Bühne einnahmen, war der Antheil der deutschen Bürger, die zumeist in den Städten wohnen, an dem politischen Leben ein höchst geringer, und so gelangten sie nicht dazu, in die Reihe der journalistischen Combattanten ein bedeutendes Contingent zu stellen. Die Gesetzgebung des Jahres 1848 berief wohl die Städte zu einem gleichberechtigten Antheil am politischen Leben, allein dieses selbst erlag bald unter den Streichen der Reaction.

Nichtsdestoweniger nahm die Tagespresse hier gerade in jenen düsteren Tagen einen neuen Aufschwung, und eben von damals her datirt der Ursprung des „Pester Lloyd", eines politisch-commerziellen Tageblattes, welches von der Anfangs der 50er Jahre von hiesigen Kaufleuten gebildeten „Lloyd-Gesellschaft" gegründet wurde. Das Hauptverdienst um die Gründung der Gesellschaft wie des Blattes gebührt dem vor drei Jahren verstorbenen Großhändler Jakob Kern, der, von gemeinnützigem Eifer beseelt, dem hiesigen gesellschaftlichen Leben mancherlei wohlthätige Impulse gab. Die „Lloyd-Gesellschaft" hätte nach den weitblickenden Plänen ihres Gründers wohl eine Institution werden sollen, berufen, eine großartige Thätigkeit nach außen zu entwickeln; allein sie hält sich bescheiden innerhalb des Wirkungskreises einer gesellschaftlichen Ressource, und so bleibt nur die zweite Schöpfung Kern's, das Journal „Pester Lloyd", als Gegenstand einer dem hiesigen politischen Leben gewidmeten Skizze übrig.

Während des Bach'schen Regimes, welches den Lebenskeim der magyarischen Nation zu ersticken strebte, flüchtete sich deren Widerstandskraft in die belletristische Literatur. Anstatt der Früchte, zu welchen es sich nicht entwickeln durfte, trieb das nationale Leben damals mit seiner überschüssigen Lebenskraft

*) Geschrieben zu Pest im Februar 1868.

Blüten, Blüten, nichts als Blüten. Die politischen Gedanken der Nation verbargen sich hinter Leitartikeln über die hessische Frage und hinter tausenderlei Allegorieen, und der „Pester Lloyd" versäumte es nicht, nebst der Erfüllung seiner commerziellen Aufgabe, den wohlverstandenen leisesten Regungen seiner magyarischen Collegen zu folgen. Er brachte Uebersetzungen, Besprechungen der magyarischen literarischen Erscheinungen, reproducirte die schüchternen politischen Aussprüche der magyarischen Blätter, und unterstützte so die ersten schwankenden Schritte, welche die Nation nach ihrer Niederlage auf der politischen Bühne zu machen versuchte. Dies gewann dem Blatte die Liebe der Nation; seine commerziellen Nachrichten machten es zum Bedürfniß für die Produeenten, und da es sowohl die auswärtige Politik als auch die Lokalinteressen fleißig interpretirte, so gewann es immer mehr an Boden und trug viel dazu bei, die Leselust der Deutschen sowohl als der Ungarn anzuregen. Der „Pester Lloyd" stand in der Pflege der Lokalinteressen lange einzig da, und die magyarischen Blätter überließen ihm dieses Terrain, als ob er allein darauf ein heiliges unantastbares Recht hätte. Erst nach Jahren begannen sie ihren deutsch sprechenden Collegen auf diesem Gebiete zu folgen, und so entwickelte sich in ihnen, von dem deutschen, jedoch unzweifelhaft patriotischen Blatt angeregt, der bürgerliche Sinn für städtische Lokalinteressen. So gewann der „Pester Lloyd" Bedeutung für das politische Leben Ungarns, und mit der Achtung, welche dieses Blatt genoß, stand auch der materielle Erfolg desselben im Verhältniß.

Nichtsdestoweniger hatten die Eigenthümer des Blattes — nämlich die oben erwähnte „Lloyd-Gesellschaft" — für ihr Eigenthum nicht die väterliche Liebe, welche sonst sogar Fehler im Lichte der Vorzüge anzusehen pflegt. Die Redacteure und Mitarbeiter, die zumeist mit den politischen und literarischen Stimmführern der Nation in intimerer Beziehung standen, wußten sehr wohl, daß früher oder später eben nur die Magyaren auf dem Felde der Politik die Initiative ergreifen werden, und nebst ihrem gerechten Mitgefühl für die unterdrückte Nation war es ihr Verständniß für die politische Lage, welches sie veranlaßte, die Stimmen der magyarischen Tages- und sonstigen Presse fleißig zu registriren. Die Eigenthümer sahen in diesem unverstandenen Vorgehen eine Schleppträgerei, und während die Magyaren den „Pester Lloyd" das beste „magyarische" Blatt nannten, bezeichneten die Eigenthümer ihn als einen „Nachbeter des Pesti Naplo".

Im verflossenen Jahre steigerte sich diese unrichtige Auffassung in Folge der Judenfrage zu einem immer lauter werdenden unverständigen Unmuthe. Die Redacteure des „Pester Lloyd", die, wie gesagt, zu den Stimmführern der Nation in intimen Beziehungen standen, wußten lange vorher, ehe das Juden-Gleichberechtigungs-Gesetz von der Regierung dem Parlament vorgelegt wurde, daß dies eine beschlossene Sache sei, und hielten es daher nicht allein für überflüssig, sondern auch für unverantwortlich, eine Frage mit Heftigkeit zu urgiren, die nach ihrer Ueberzeugung bereits gelöst war. Die Lloyd-Gesellschaft, die zumeist aus Israeliten besteht, war jedoch anderer Meinung, und so brach zwischen ihr und der Redaction ihres Blattes ein offener Conflict aus, welcher damit endete, daß die Redaction sammt und sonders austrat, und zu Ende des abgelaufenen Jahres ein neues Blatt, den „Ungarischen Lloyd", gründete, welches gleich beim Beginn einen solchen Erfolg hatte, daß es seinem „Pester" Namensbruder bereits den Rang streitig macht, und mit demselben sich in die Zahl der Abnehmer und Leser theilt. Die Domäne, welche mit heiligem Zorneseifer zu bearbeiten, Aufgabe des „Pester Lloyd" gewesen wäre, die Judenfrage, schwand mit dem Gleichberechtigungsgesetz, welches im Dezember vorgelegt, angenommen und sanctionirt wurde, und so bleibt weiter nichts als die Concurrenz, welche zum Frommen des Publikums beide „Lloyd's" zur eifrigsten Pflege ihrer journalistischen Aufgaben anspornt. Und der Eifer derselben bleibt nicht ohne wohlthätige Rückwirkung auf unsere gesammte Tagespresse, die ich übrigens nur in Umrissen skizzirt habe.

Zu erwähnen wären noch manche magyarische Blätter, kleine Auswüchse der deutschen Tagespresse, ein wallachisches und ein slovakisches Blatt, die alle hier erscheinen, die aber alle näher zu beleuchten, zu weit führen würde. Ein und das andere Fachblatt werden wir jedoch bei späteren culturgeschichtlichen Skizzen zu berühren Gelegenheit haben.

England.

Der sozial-wissenschaftliche Congreß von 1867.

Mary Carpenter über die Nothwendigkeit der Gefängniß-Reform.

Die letzte Jahresversammlung des sozial-wissenschaftlichen Congresses in Großbritannien fand im September des vorigen Jahres in Belfast statt und erfreute sich eines zahlreichen Besuches. Da die Versammlung auch diesmal zu ihren Mitgliedern wieder viele Frauen zählte, so ist es ganz natürlich, daß die rechtliche und gesellschaftliche Stellung des weiblichen Geschlechtes in eingehendster Weise besprochen wurde. Namentlich wandte man der rechtlichen Stellung der Frau, die in England bekanntlich noch viel zu wünschen übrig läßt, große Aufmerksamkeit zu, und viele Stimmen erhoben sich, die verlangten, daß von Seiten des Congresses Schritte gethan würden, um eine Aenderung der Gesetzgebung zu Gunsten des weiblichen Theils der Bevölkerung zu verlangen. Gegenstand lebhafter und gründlicher Diskussionen waren ferner die Gesundheitspflege, namentlich der Kinder, das Erziehungs- und Gefängnißwesen. Der Congreß constatirte mit Genugthuung eine Reihe von Verbesserungen, die auf diesen Gebieten durch seinen Einfluß und seine Bemühungen angeregt und erzielt worden sind, er faßte weitere darauf abzweckende Resolutionen und nahm Berichte und Vorschläge darüber entgegen. Unter diesen letzteren erregte ein ganz besonderes Interesse eine von Miß Mary Carpenter gehaltene Rede. Die rühmlichst bekannte, um das Strafanstaltswesen hochverdiente Dame, welche kürzlich erst aus Indien zurückgekehrt ist, wohin sie gegangen, um das dortige Gefängnißsystem kennen zu lernen, theilte darin die von ihr gemachten Beobachtungen und gesammelten Erfahrungen mit und bewies dadurch, wie dringend nothwendig Reformen auf diesem Felde überall, in Indien aber noch im weit höheren Maße wären.

Da Miß Carpenter als eine Autorität in Sachen des Gefängnißwesens nicht nur in England, sondern auch in Deutschland anerkannt ist und ihr Buch „Our convicts" gerechtes Aufsehen gemacht hat, so theilen wir in Folgendem den Inhalt des von ihr gelesenen „paper" mit:

„Das erste indische Gefängniß, welches ich besuchte," begann Miß Carpenter, „war das zu Ahmedabad in Guzerat. Dasselbe war ursprünglich ein muhamedanisches Kloster, ist demzufolge in keiner Weise geeignet für seinen gegenwärtigen Zweck und

bietet namentlich nicht die geringste Garantie für eine sichere Aufbewahrung der Gefangenen, weshalb sie sämmtlich mit Ketten an den Füßen belastet sind — ein das englische Gefühl tief verletzender Anblick. In vielen anderen Dingen waren dagegen die Einrichtungen derartig, daß man vergaß, in einem Gefängniß zu sein. Die Gefangenen sind in offenen Schuppen beschäftigt mit dem Weben von Teppichen oder anderen Stoffen, mit der Anfertigung wundervoller Körbe und dergleichen; aber die Geschicklichkeit, welche sie durch ihren Aufenthalt im Gefängniß erlangen, kann ihnen nachher nicht zum Vortheil gereichen, weil jede moralische Hebung zur Unmöglichkeit gemacht wird durch den beklagenswerthen Umstand, daß man Viele in einer Zelle zusammen schlafen lassen muß. Man theilte mir mit, daß sich die Aufrechthaltung einer decenten Ordnung und die Verhütung grober Unsittlichkeiten als unausführbar erweise. Dr. Wyllie, der Gefängniß-Arzt und Oberaufseher, welcher mich umherführte, klagte, daß dieses System namentlich für die hierhergeschickten jugendlichen Verbrecher von den verderblichsten Folgen sei, und daß von diesen Knaben keiner gebessert die Anstalt verlasse, sondern daß, wer einmal darin gewesen, unrettbar in den Pfuhl des Lasters gestoßen sei. Er äußerte den lebhaften Wunsch, daß man ihm gestatten möge, die Gefangenen selbst geeignete separate Zellen bauen zu lassen, wozu hinlänglich Raum vorhanden sei, war aber überzeugt, daß man dies wegen der übrigens geringen Kosten, welche aus dem Ankauf des Materials erwüchsen, nie gestatten würde. Eine erziehliche Wirksamkeit irgendwelcher Art wird auf die Sträflinge ebenfalls nicht ausgeübt. Religiöse Unterweisung kann natürlich nicht stattfinden, um destomehr sollte man aber darauf bedacht sein, Lehren der allgemeinen Moral Eingang zu verschaffen und durch Unterricht die krasse Unwissenheit, in der die Armen befangen sind, so viel wie irgend möglich zu beseitigen. Hier aber gab es keinen Lehrer — keinen zur Ertheilung des Unterrichtes geeigneten Raum — und wären selbst diese Schwierigkeiten überwunden, so erwächst eine andere unübersteigbarere daraus, daß ein solcher Unterricht nur nach Schluß der Arbeit, also am Abend ertheilt werden kann, und daß Ausgaben für Beleuchtung nicht in den Etat des Gefängnisses aufgenommen sind. Nach zehn Stunden der Arbeit werden die Bejammernswerthen immer zu Zwölfen in einem engen, finstern Raum zusammengesperrt.

Ist aber der Zustand der männlichen Gefangenen traurig, so übersteigt der der weiblichen Sträflinge an Furchtbarkeit Alles, was mir je vorgekommen ist. Erst auf meinen ganz besonders ausgesprochenen Wunsch führte man mich zu ihnen. In einem engen, düstern Raume, nur von männlichen Aufsehern bewacht, waren sie der tiefsten Entartung anheimgefallen. Nur die beschwerlichste Arbeit, welche die Männer verschmähen, wird ihnen übertragen, kein Versuch gemacht, sie zu heben und zu versittlichen. Ich nahm Anstand, dem mich erfüllenden Entsetzen in seiner ganzen Ausdehnung Worte zu leihen, weil ich dadurch meinen würdigen Begleiter zu verletzen fürchtete. Als ich jedoch mit ihm darüber sprach, fand ich, daß Niemand empörter über die hier herrschenden Zustände sein konnte, als er, und wiederum sah ich bei ihm die schon vielfach gemachte Erfahrung bestätigt, daß Denjenigen, welchen die nächste Verantwortlichkeit für die Strafanstalten obliegt, am meisten darum zu thun ist, die Schäden und Mängel des Gefängnißsystems erkannt und öffentlich dargelegt zu sehen. Dr. Wyllie, der beständig jugendliche Verbrecher unter seiner Aufsicht hat, war tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß für die Besserung derselben durchgreifende Reformen eingeführt werden müssen, wenn man anders nicht systematisch ein Geschlecht von Verbrechern der gefährlichsten Art erziehen wolle. Die Sterblichkeit in den indischen Gefängnissen ist durchschnittlich sehr groß, was sich aus den geschilderten Uebelständen als eine ganz natürliche Folge ergeben muß.

Die in dem ersten Gefängnisse wahrgenommenen Eigenthümlichkeiten fand ich mehr oder weniger in allen andern, die ich besuchte, wieder. Auch in Surat und Ahmedabad trugen die Gefangenen aus Mangel an genügenden Sicherheits-Vorkehrungen in der Baulichkeit der Gefängnisse Fesseln an den Füßen, waren in gleicher Weise in Schlafzellen zusammengepfercht und ebenfalls mit Weben und Korbflechten beschäftigt.

In Bombay giebt es zwei Gefängnisse, eins für die ländliche Bevölkerung, das unter Aufsicht des Sheriffs steht, und eins für die Städter. Das Gefängniß für das Landvolk hat bedeutende bauliche Verbesserungen erfahren, steht auch unter Obhut eines besondern Aufsehers, und nur die Sträflinge, welche sich eines Fluchtversuchs schuldig gemacht haben, werden mit Eisen belastet. Unter den Gefangenen befanden sich mehrere Engländer, die aber ebenfalls jedes religiösen Zuspruchs entbehrten; zwar hatte sich ein Geistlicher erboten, Sonntags Gottesdienst für sie abzuhalten, aber es gab keinen Raum, in dem dies füglich möglich gewesen wäre. Hier sah ich auch fünf Mörderinnen, die man in eine Zelle zusammengesperrt hatte und ihrem Schicksal überließ, ohne den geringsten Versuch, bessernd auf sie einzuwirken. Die unglücklichen Geschöpfe schienen erfreut, Gesichter zu sehen, auf welchen sich Theilnahme für sie abspiegelte, und ich bemerkte gegen meinen Führer, daß ich der Ansicht sei, der Besuch von Frauen würde vortheilhaft auf sie wirken. Ich erhielt den Bescheid, es existire kein Raum, wo sich Frauen niederlassen und die weiblichen Gefangenen unterrichten könnten; wäre dies aber auch der Fall, so wären sie doch viel zu schmutzig und ekelerregend, als daß anständige Frauen sich ihnen nähern könnten. In einem solchen Zustande läßt man weibliche Strafgefangene in einem Lande, das unter britischem Scepter steht!

Im Stadtgefängniß führte mich der dirigirende Oberbeamte umher. Die Baulichkeiten desselben sind in einem so verwahrlosten Zustande und entsprechen seinem Zwecke so ganz und gar nicht, daß hier nur ein vollständiger Neubau helfen könnte; dazu werde sich aber, sagte man mir, die Regierung wohl schwerlich entschließen. Es ist kein Wunder, daß Fluchtversuche sehr häufig gemacht werden und nicht selten gelingen. Was mich aber am meisten in Verwunderung setzte, war, daß man hier eine große Anzahl für Lebenszeit verurtheilter englischer Verbrecher aufbewahrte, ohne die Möglichkeit, ihnen geeignete Beschäftigung zu geben oder irgend ein System von Gefängniß-Disciplin bei ihnen zur Ausführung zu bringen. Ich habe nie verkommenere Physiognomieen gesehen, als hier; für diese Menschen gab es keine Hoffnung auf eine Aenderung ihrer Lage, keine Besserung, keine Erhebung. „Es ist eine seltsame Anomalie", sagte mein Führer, „daß gerade den verzweifeltsten Sträflingen das schlechteste und unsicherste Gefängniß angewiesen wird." Ein ungleich besseres Schicksal als den auf Lebenszeit verurtheilten Engländern wird den von gleicher Strafe betroffenen Eingeborenen zu Theil; man schickt sie nach den Andaman-Inseln, wo ein excellentes System, ähnlich dem durch Sir Walter Crofton begründeten, durch Capitain Ford zur Ausführung gebracht wird.

Das Gefängniß in Poona bot mir Gelegenheit zu manchen interessanten Beobachtungen. Auch hier finden sich zwar dieselben tief einschneidenden Mängel, die mir in den andern Gefängnissen begegneten; sie werden aber einigermaßen paralysirt durch das Urlaubs-System, daß der sehr geschickte Oberaufseher,

der, wie ich zu meinem Bedauern erfuhr, sein Amt nur interimistisch verwaltet, mit gutem Erfolge in Anwendung bringt. Es befinden sich in dieser Anstalt mehrere zu einer langen Strafzeit Verurtheilte, namentlich Chinesen. Diese sind zu geschickten Arbeitern herangebildet worden, und wenn ihr Verhalten Hoffnung giebt, daß sie sich ernstlich gebessert haben, so erhalten sie Urlaubsscheine. Da geschickte Arbeiter sehr gesucht sind, so finden sie mit Leichtigkeit ausreichende Beschäftigung und stellen sich dem Oberaufseher wieder im vollsten Vertrauen auf sein freundliches Interesse an ihnen. Leider ist auch in diesem Gefängniß das Schicksal der weiblichen Gefangenen ein ganz furchtbares. Vierzig bis fünfzig waren zusammengesperrt, die Mörderin, die im Laster grau gewordene Verbrecherin, die sich mit einer Art naiven Stolzes ein Mitglied der „Diebes-Kaste" nannte, saß neben dem jungen, interessant aussehenden Mädchen, das der erste Fehltritt hierher geführt hat und das hier eingeweiht wird in die Tiefen des Lasters und Verbrechens.

Besser fand ich es in Madras. Hier erfreuten sich die Frauen in dem ihnen angewiesenen Hof einer großen Freiheit; der Gefängniß-Aufseher sagte mir, die gute und reichliche Nahrung, welche ihnen hier gereicht werde, veranlasse sie oft, bald nach ihrer Entlassung in das Gefängniß zurückzukehren, um so mehr, als sie daselbst auch mit jeder eigentlichen Züchtigung verschont würden. Vierzig bis fünfzig Knaben sah ich hier abgesondert von den übrigen Gefangenen; auch wurde ihnen etwas Unterricht ertheilt, dennoch kehren auch sie nach ihrer Entlassung nur zu häufig in's Gefängniß zurück, da sie nicht nachhaltig gebessert werden. Hier, wie überall, drückten mir die Gefängniß-Beamten ihren lebhaften Wunsch nach Besserungsschulen und sonstigen Reformen aus.

Einen äußerst vortheilhaften Eindruck machte mir das Alipore-Gefängniß in Calcutta. Ich konnte mich schwer überreden, daß ich in einem Gefängniß sei, als ich die langen Säle für Druckerei, Lithographie und andere Gewerbe durchwandelte, wo die Gefangenen heiter arbeiten und ohne jeglichen Zwang mehr leisten, als freie Arbeiter. Gegen tausend Sträflinge werden von nicht mehr als zehn Offizianten überwacht, einige der Gefangenen selbst bekleiden die Stelle als Unteraufseher. Es war ein glänzender Beleg für den versittlichenden Einfluß, den eine richtig geleitete Thätigkeit übt, und Mr. Jones, der die Druckerei zu ihrem gegenwärtigen blühenden Zustande gebracht, verdient gewiß die höchste Anerkennung. Das Gefängniß ist eins der wenigen, welche sich vollständig selbst erhalten. Die Frauen befanden sich hier in einem besonderen Gebäude unter männlicher Aufsicht.

Ich besuchte ferner noch die Gefängnisse zu Kishnagar und Calcutta und fand im Allgemeinen überall denselben Zuschnitt. Im Gefängniß zu Calcutta sah ich in einer Art vergitterter Höhle einige Männer von wildem, verzweifeltem Aussehen und erfuhr auf mein Befragen, dies wären zum Tode verurtheilte Verbrecher. Soll ein solcher Zustand der Dinge wirklich noch länger in einem unter britischer Herrschaft stehenden Lande fortdauern?

Die Ueberfüllung der Gefängnisse ist ein Gegenstand allgemeiner Klage und eine Hauptursache der Sterblichkeit. Man steht jetzt an mehreren Orten im Begriff, neue Gefängnisse für Verbrecher, die zu einer längeren Haft verurtheilt sind, zu erbauen, ich habe aber nicht gehört, daß man irgendwo Bedacht auf die Einrichtung separater Schlafzellen genommen hätte. In Poona sind fünfzehn Acres Land dazu bestimmt worden, und der Bau wird durch Sträflinge ausgeführt; man hat jedoch die Anwendung von mehr als 20 Procent für Schlafzellen als zu kostspielig erachtet und verboten."

Italien.

Michelangelo's und Rafael's Gedichte.*)

Die Gedichte Michelangelo's, die zu seinen Lebzeiten nur in Abschriften unter seinen Freunden von Hand zu Hand gingen, wurden erst lange nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben. Ein gleichnamiger Großneffe des großen Mannes, vier Jahre nach dessen Tode geboren, unterzog sich dieser Aufgabe; leider aber veränderte er das Vorgefundene vielfach, aus politischen und anderen Rücksichten, unterdrückte Manches ganz, und so erschien diese Sammlung der Gedichte zuerst 1623 in Florenz con licenza de' superiori, vor deren Augen sicherlich selbst die leiseste politische Anspielung keine Gnade fand. In dieser „gefirnißten" Fassung wurden nun die Gedichte wieder und wieder gedruckt, kommentirt, übersetzt und studirt, bis im Jahre 1858 der Staatsrath C. Buonarroti, der letzte Nachkomme des Künstlers, letztwillig den Nachlaß seines großen Ahns der Stadt Florenz vermachte, freilich immer noch mit der Bedingung der Geheimhaltung. Der briefliche Theil liegt denn auch immer noch unter diesem Gebote gefangen, den poetischen hingegen ist es endlich gelungen frei zu machen. Im Jahre 1863 erschien, von dem Professor an der Crusca, Cesare Guasti, besorgt, eine kritische Prachtausgabe der Gedichte. Diesen wiederhergestellten Text, sowie manches Neue, bietet der deutsche Bearbeiter hier dem Publikum dar, und zwar in so reiner, wohlklingender Sprache, daß zunächst rühmend anerkannt werden muß, die Arbeit habe das Hauptverdienst jeder Uebersetzung, das nämlich, sich nicht wie eine solche zu lesen. — Der Hochsinn und die große Trauer, die sich in so vielen Schöpfungen Michelangelo's offenbaren, treten auch in diesen Gedichten zu Tage; reich sind sie daneben an rührenden, anmuthigen Zügen. Und wenn wir vernehmen, daß diese so tief empfundenen und formvollendeten Gedichte alle erst nach seinem 60. Lebensjahre entstanden sind, auch die schönen Liebesgedichte an Vittoria Colonna, die 17 Jahre früher starb als er, so mischt sich Staunen über die so lang bewahrte Jugendfrische in die freudige Bewunderung, von der wir erfüllt werden.

Die bekannten drei Sonette Rafael's erscheinen hier auch in neuem Gewande. Bei der mangelhaften Kunde, die wir von des Künstlers Lebensschicksalen besitzen, werden sie immer von hohem Werthe bleiben, da sie offenbar selbsterlebtes Liebesglück schildern; aber es gehörte eben ein Dichterauge und eine Dichterhand dazu, um aus diesen schwachen Linien ein so farbenreich blühendes Gemälde zu schaffen, wie Paul Heyse, dies in seiner bekannten Novelle in Versen: Rafael gethan hat.

M. St.

*) Von Herman Harrys. Hannover, C. Rümpler, 1868.

Morgenländische Literatur.

Orientalische Festgabe der Universität Halle.*)

I.

Gosche's arabische Forschungen über die Anfänge von Kunst und Wissenschaft.

Wenn es eine Sitte des Ostens war, daß der Gastgeber seinen Gästen ein Ehrenkleid zusandte, so hatte das gastliche Halle diese Sitte in einer mehr geistigen Weise zu der seinigen gemacht. Es überreichte den aus allen Gauen Deutschlands zu dieser Musenstadt zusammenströmenden Philologen reichliche literarische Festgaben, und zwar nicht bloß in der allgemeinen Versammlung, sondern auch in den einzelnen Sectionen, so daß wirklich keinem Besucher der Vorwurf, er hätte kein hochzeitlich Kleid an, gemacht werden konnte.

Wir haben die Festgabe an die Orientalisten vor Augen, und liegt uns die angenehme Pflicht ob, für diese schöne Gabe unsern besten Dank zu sagen.

Professor Pott hat in seiner Abhandlung „Die Sprachverschiedenheit in Europa an den Zahlwörtern nachgewiesen, so wie die quinäre und vigesimale Zählmethode" seine alte Meisterschaft etymologischer Wurzelforschung bewährt. Hierüber werden wir nächstens einen besonderen Artikel geben.

Die zweite Abhandlung ist eine literarhistorische Studie von Prof. R. Gosche über das Kitab al awaïl von al-Sojuti. Al awaïl, „Erstlinge, Anfänge" ist hier im Sinne der Erstlinge des Wissens gebraucht, also die Priorität in irgend einem Wissensobject. Wir haben nun freilich in der Wissenschaft vor jedem Prioritätsstreit eine gewisse Scheu; ein solcher entsteht meist, wenn irgend Jemand irgendwo eine Meinung geäußert und demnächst ganz unabhängig davon, diese Ansicht von einem Anderen wissenschaftlich bewiesen wurde. Nun entbrennt der Kampf um die Priorität, wobei man oft nicht bedenkt, daß für die Wissenschaft nicht sowohl ein irgendwo ausgesprochener, sondern nur ein wirklich bewiesener Satz von Bedeutung ist.

Anders bei den Arabern, welchen die ausgebildete griechische Wissenschaft meist in einzelnen abgerissenen Stücken zukam, die sie zunächst als treue Depositäre des Mittelalters bewahrten. Bei ihnen wurde der Begriff von awaïl für einfache Notizen über die mannigfachen Richtungen des materiellen und geistigen Lebens, sofern sie sich auf bestimmte persönliche und locale Ausgangspunkte und erste Veranlassungen zurückführen lassen, gefaßt; es heißt: der Erste, welcher das und das that oder sagte, war der und der.

So zusammenhanglos solche Notizen auf den ersten Augenblick erscheinen, begründen sie doch die ersten Anfänge der bei einem Volke erwachenden Forschung über die Entwickelung der Wissenschaft und Kunst, und finden wir bei dem um 270 der Hedschra gestorbenen Ibn Qutaibah ein Capitel über solche Awaïl.

Wie sehr es, bei dem Genealogie- und Annalen-Schriftthum der Semiten, diesen zusagte, bei der Erwähnung dieses oder jenes Mannes aus dieser oder jener Stadt eine Erfindung desselben anzugeben, zeigt Prof. Gosche in dem zweiten Abschnitte, den Vorstufen.

*) Festgabe zur XXV. Versammlung Deutscher Philologen, Orientalisten und Schulmänner in Halle a. d. S., von Aug. Fr. Pott und Richard Gosche, o. Professoren an der Universität Halle-Wittenberg. Halle, Waisenhaus-Buchhandlung 1867.

Schon im 4. Cap. des 1. B. Mosis erscheint V. 21 Jubal als Vater der Cither- und Schalmeispieler, und Tubalkain als der erste Schmied. Die Haggadische Ueberlieferung erweiterte solche Stellen, und finden wir bei den Arabern Idris, d. i. Henoch, als den Vermittler des Wissens, ganz analog dem Hermes bei den Hellenen. Unter den Griechen entstand zur Zeit des Alexandrinismus eine vollständige Literatur περὶ εὑρημάτων, welche aber durch ältere Momente, in den Verfassern der κτίσεις, origines, vorgebildet waren, doch entwickelte sich, wie Prof. G. meint, die Literatur über die Erfindungen meist unter orientalischem Einfluß etwa um Christi Zeit durch Nikolaus von Damascus, Dorotheos von Sidon und Diodorus von Sicilien, Autoren, welche besonders mit der neu erblühenden syrischen Literatur in Beziehung stehen.

Die Syrer vermittelten die Wissenschaft den Arabern, und ist in der arabischen Literatur, Hischam († 206 d. H.), dessen ganze Richtung auf Ermittlung genealogischer und geschichtlicher Detailkunde ging, als das erste feste Glied dieser Kette zu betrachten. In das III. Jahrhundert d. H. fällt Ibn Qutaibah's Thätigkeit. Er ist es, der den eben aufsprossenden Nebenzweig der Geschichte auf das Gebiet der Traditions-Wissenschaft verpflanzt und der Awaïl-Literatur die Anlage und Stilform giebt, welche sie bis in die späteste Zeit behielt. Auf der Gränze des III. und IV. Jahrhunderts trat im arabischen Reiche eine merkwürdige Cultur-Bewegung ein, die offenbar auf spätgriechischen, mittelpersischen, oder syrischen Grundlagen beruhte und von den sogenannten Sabiern, worüber Chwolsohn Untersuchungen und neues Licht gegeben, getragen, und endlich in den von Dieterici bearbeiteten Aufklärern von Basra, in deren in 51 Abhandlungen bestehender Encyklopädie ein Streben nach der Umfassung der ganzen damaligen Wissenschaft sich kund thut, weiter entwickelt wurde.*) Durch den erweiterten Gesichtskreis von Geschichtsschreibern, wie al Tabari und al Masudi, traten eine Menge von Notizen über angebliche oder wirkliche Anfänge der Cultur in die arabische Ueberlieferung ein, welche Bestandtheile der späteren Awaïl-Literatur bilden.

Unter so günstigen Vorbedingungen bedurfte es nur einer geschickten Hand, die Awaïl-Verzeichnisse zu einer bestimmten Literaturgattung für die Zeitgenossen zu gestalten, und dies geschah in der zweiten Hälfte des IV. Sec. d. H. durch Abu Hilal al Askari, welcher deshalb bei den Muhammedanern geradezu als der Begründer der Awaïl gilt, der aber selbst ein Schüler eines anderen Abu Ahmed al Askari war, weshalb häufig eine Verwechslung beider vorkommt. Für die Tradition hat al Sojuti das Bedeutendste geleistet, und war für ihn somit die Behandlung der Awaïl, die ja mit der Tradition verbunden waren, von Bedeutung. Er schrieb ein Werk: „Mittel zur Erkenntniß der Awaïl" (Anfänge), das als der Abschluß und die Vollendung der Awaïl-Literatur zu betrachten ist und in 22 über allerlei Themata handelnde Capitel zerfällt. — Al Sojuti schließt sich ergänzend an al Askari an, und ist, als das Wichtigste dieser Capitel, welches entweder ganz originell ist oder doch den Vorgänger erheblich erweitert, das achtzehnte: über die Wissenschaft, von Professor Gosche in dieser Festgabe edirt.

Bei dem gewaltigen Umfang der arabischen Literatur, die wegen ihrer Gleichartigkeit der nie consequent beim Thema bleibenden Autoren und dem ewigen Ausschreiben des einen

*) Vergleiche die Schriften über die lautern Brüder von Dieterici; Streit zwischen Mensch und Thier; Naturanschauung, Propädeutik, Logik und Psychologie der Araber im X. Sec.

Schriftstellers aus dem andern, so sehr schwer in Classen zu theilen ist, befindet sich oft der Arabist, wie in einem wüsten Meer, ohne Compaß, ohne Richtung. — Sehr oft überfällt uns diese Rathlosigkeit bei einem Werk, wie der arabischen Literatur-Geschichte von Hammer Purgstall, in dem tausend und aber tausend Namen ohne rechte Sonderung und Gliederung uns vorgeführt werden. Wie sehr muß man die lichtvolle und klare Darstellung eines Zweigs dieser Literatur, die hier aus den Anfängen hergeleitet und mit Berücksichtigung aller Culturphasen durchgeführt ist, anerkennen, und sind wir überzeugt, daß der Arabist dies Büchlein stets als eine schöne Festgabe betrachten wird.

Um noch weiter von dem schönen Fest in Halle zu reden, sei hervorgehoben, daß am ersten Abend vor dem so passend gewählten Theaterstücke „Vor Hundert Jahren" eine als Muse gekleidete Actrice die Gesellschaft mit einem Prolog „Die zehnte Muse" begrüßte*), in welcher das Wiedererwachen der Philologie in Deutschland in klassisch schönen Versen geschildert, ihre Wanderung von Italien nach Norddeutschland in Winckelmann, Wolf, Lessing dargestellt, und die neue Heimat der mit der klassischen Kunst erwachten klassischen Studien, Deutschland, gefeiert wird. Als zehnte Muse gesellt sich zu den neun alten, doch ewig schönen Gebilden des Alterthums in unserer Zeit die Philologie. Dem begeisterten Ruf nach dem damals noch anonymen Dichter entsprach der Verfasser nicht; er hüllte sich, wie die Orientalen sagen, in den Mantel der Bescheidenheit und blieb unsichtbar.

Kleine literarische Revue.

— **Die Familie des Augustus.****) Wir geben untenstehend den vollständigen Titel einer gelehrten archäologischen Abhandlung, die der Verfasser zur Begrüßung der 25sten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in Halle vom 1—3. October 1867 bestimmt hatte. Die Schrift handelt von zwei Marmor-Reliefs, von denen vor Kurzem Abgüsse in das neue Museum zu Berlin gelangt sind. Beide Ueberreste sind Bruchstücke eines und desselben Kunstwerkes. Aeltere Archäologen haben zwar schon erkannt, daß die dargestellten Personen des größeren Bruchstückes dem ersten römischen Kaiserhause angehören, allein sie folgen meist Passeri's unmöglicher Annahme, daß das Relief den Kaiser Claudius vorstellt, wie er von der Göttin Roma die Vergötterung seiner Ahnen, des Cäsar Augustus und der Livia, fordert. Nach des Herrn Conze wahrscheinlicherern Deutung, steht in dem Relief rechts von dem Beschauer Augustus, neben ihm Livia; es folgt Tiberius, weiter M. Vipsanius Agrippa; die fünfte, halb zerstörte sitzende Figur könnte vielleicht Julia, die Tochter des Augustus, sein. Das zweite Bruchstück zeigt den mittleren Theil eines Stieres, der geschmückt von sechs bekränzten Männern zum Opfer geführt wird. Gewiß ist, daß beide Bruchstücke nicht unmittelbar miteinander zusammengehangen haben. Ueber das ganze Bildwerk und die Architektur, der es angehörte, läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Das Relief schmückte entweder die Basis irgend eines Monuments, oder den Unterbau eines Bauwerkes, nicht, wie Passeri vermuthet, in Rom, von wo es erst zu Theodorichs Zeit nach Ravenna gebracht worden sei, sondern in Ravenna selbst, dessen Bürger gerade unter Augustus wegen der Anlage einer großen Flotten-Station im Hafen, die zum Aufwachsen eines neuen Stadttheils, Cäsarea, zwischen dem Hafen und der Altstadt, Veranlassung gab, zur Errichtung ehrender Denkmäler für den Kaiser und sein Haus Grund genug hatten. Die Entstehungszeit fällt, aller Wahrscheinlichkeit nach, in die zweite Hälfte der Regierung des Augustus. E. M.

*) Die zehnte Muse. Ein philologischer Festprolog von R. Gosche. Halle, Waisenhaus-Buchhandlung, 1868.

**) Die Familie des Augustus. Ein Relief in San Vitale zu Ravenna, herausgegeben von A. Conze. Mit zwei Photographieen. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1867.

— **Die holländische und die französische Phädra.***) Parallelen sind immer interessant, literarische besonders, leider hat man in der Gegenwart selten Geduld und Muße dazu. Um so dankenswerther ist es, wenn eine junge Kraft sich wieder einmal mit feinen und sinnreichen Unterscheidungen bemüht und das Ergebniß derselben mittheilt, wie Ferdinand von Hellwald in der vorliegenden Vergleichung der Phädra von Racine mit der von Vondel. Der Schöpfung des französischen Dichters ist die griechische Phädra, der des holländischen die lateinische des Seneca zum Grunde gelegt. Die Sympathie des Kritikers für Euripides und Racine ist dem Leser sehr einleuchtend, wie aber die Maatschappy der nederlandsche letterkunde zu Leiden, welcher die Studie gewidmet ist, die freimüthige Beurtheilung Vondel's aufgenommen hat, dürfte eine andere Frage sein. Vor zehn Jahren wenigstens würde, besonders von Seiten eines „Hochdeutschen", die leiseste Kritik über einen der Triumvirn, welche das goldne Zeitalter der niederländischen Literatur repräsentirten und beherrschten, als klare baare Ketzerei gegolten haben, gegen welche die gesammte Journalistik zu Felde gezogen wäre. Vondel, Hooft, Cats — man kannte nichts Anderes oder wollte nichts Anderes kennen. Vielleicht ist man jetzt ruhiger geworden und verübelt es F. von Hellwald nicht, wenn er der holländischen Phädra mit Recht Mangel an weiblicher Delikatesse vorwirft.

— **Eine populäre Abhandlung über das Wesen der Kunst.****) Die Tendenz dieser kleinen Abhandlung ist, den Beruf und die Stellung der Kunst zur allgemeinen Bildung, unter Feststellung der strengen Obliegenheiten und Pflichten einer wahren und reinen Kunstübung, in populärer Weise übersichtlich zu veranschaulichen. Der Verfasser eröffnet seine Betrachtungen mit einer Begriffsbestimmung des Schönen, welche in ihrer leicht entworfenen Kürze zwar nicht gründlich und erschöpfend ist und sein kann, doch für das vorliegende Bedürfniß genügen mag. Im Anschluß hieran erörtert er einzelne Momente des Kunstschönen, die Begriffe erhaben, komisch, humoristisch und anmuthig, welche allerdings mit sehr eilfertigen und unzulänglichen Bestimmungen abgethan werden. Auf dieser Grundlage führt er, nach herkömmlicher Auffassung, den Begriff und das Wesen des echten Künstlers und seiner Thätigkeit aus. Als unerläßliches Erforderniß des wahren künstlerischen Genies erklärt er selbstverständlich die höchste Fertigkeit objectiver Darstellung und Abrundung. Für die richtige Würdigung derselben besitzt aber die große, oberflächlich gebildete Menge, zum Nachtheil aller reinen Kunstübung, gar keinen Maßstab; immer und überall sind es äußerlich blendende Nebenwerke und Zuthaten, oder

*) Eine literarische Studie von Ferdinand von Hellwald. Wien, 1868.

**) Ueber den Begriff „Kunst". (Eine Abhandlung für die Volks-Anschauung von Hugo Söderström. Grünberg, W. Levysohn, 1867.

überhaupt gar eine selbständige wohlberechnete und ansprechende Mischung derselben, was die Empfindung und das Urtheil des Publikums bestimmt und leitet. Dieser Theil der Ausführung ist etwas skizzenhaft gehalten; der Verfasser hätte hier gerade nicht versäumen sollen, sich namentlich über den paralysirenden Einfluß gewisser Richtungen auf dem Gebiete der Poesie, besonders der lyrischen, eingehender auszulassen, welche, ohne die mitwirkende Gediegenheit selbsteigener Anschauung und Lebensfülle, bei allem Streben und Trachten nach umfassendem sozialen und idealen Inhalte, durchaus in dem subjectiven Getriebe eines bloßen sentimentalen Fühlens, Ahnens und Sehnens befangen erscheinen. Er spricht sodann über die für den Künstler nothwendige Grundlage einer sittlich humanen Bildung, und weiter über den künstlerischen Dilettantismus und seine nachtheiligen Einwirkungen theils auf die Kunstübung selbst, theils auf das öffentliche Kunsturtheil. Diese bemüht er sich an einzelnen verkehrten Richtungen und Verirrungen der verschiedenen Künste nachzuweisen, der Poesie, der Schauspielkunst, der Oper, der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei, nebst ihren untergeordneten Kunstzweigen, welche fast sämmtlich mit mehr oder weniger bekannten correctiven Rathschlägen abgefunden werden.

— **Die Wörter deutschen Stammes in der französischen Sprache***) finden sich in dem unten angezeigten Büchlein in übersichtlicher und anregender Weise zusammengestellt. Dasselbe verzichtet auf die gelehrte Beweisführung betreffs jedes einzelnen Wortes und begnügt sich mit der Zusammenstellung der sicheren Resultate der Sprachwissenschaft. Des Verfassers Vorschlag, man solle sein Schriftchen als Räthselbuch verwenden und man werde dann bald finden, wie angenehm und lehrreich man sich auf solche Weise unterhalten könne, wollen wir allen Lesern angelegentlich zur Nachachtung empfehlen. Dem eigentlichen Inhalte des Schriftchens, soweit er dem Titel entspricht, geht auf den ersten 13 Seiten vorauf eine kurze Darstellung der Besitznahme Galliens durch germanische Stämme, eine Betrachtung derjenigen Wörter der französischen Sprache, die keltischen Ursprungs sind, sowie eine Zusammenstellung etlicher auffallender Wörter, die aus der lateinischen Sprache stammen.

— **Georg v. Oertzen: poetische und prosaische Gedanken.****) Der Verfasser hat die schöne Literatur mit zwei neuen Werkchen bereichert: mit zwei Sammlungen lyrischer Gedichte und kleiner prosaischer Ausführungen. An den Ersteren ist vor Allem der anerkennenswerthe Vorzug hervorzuheben, daß sie größtentheils kräftige Wiederspiegelungen besonderer und thatsächlicher Lebens-Eindrücke enthalten. Frische und Gesundheit des Gefühls und der Anschauung, mit einer leichten Zugabe ungesuchten und heiteren Humors, bilden die vortheilhafte Grundlage dieser formell meist gelungenen Produkte.

Das zweite dieser Werke zeigt schon in seinem Titel, daß die mannigfachen Conflicte des Herzens und Geistes mit der Außenwelt, also ethische Bemerkungen und Reflexionen, den Inhalt desselben bilden. In gemeinfaßlicher und anziehender Form bieten diese Aphorismen manches Gute und Sinnige. Behufs sittlicher Anregung und Stärkung werden sie, namentlich für den, der, ohne systematische Ausbildung, über sein Verhältniß zur Welt sich einigermaßen aufzuklären sucht, von Nutzen sein. Dieser gemüthlich verständige Standpunkt bezeichnet indeß zugleich ihr ziemlich eng umgränztes Gebiet. Eine meist flüchtig und unruhig hingeworfene Skizzirung hemmt durchweg die strengere, ausreichend begründende Durchführung und Ausarbeitung des Gedankens. Wenn Hr. v. Oertzen den Rationalismus im Allgemeinen schmäht und verwirft, so fragt es sich: welchen er meine, den eines Voltaire, Kant, Fichte, Hegel, Strauß, Schenkel, oder welchen sonst? Denn diese Arten des Rationalismus sind bekanntlich sehr verschieden. Was er hierbei verwirft, ist augenscheinlich das wissenschaftlich denkende und begreifende Erkennen des religiösen Inhalts; und in seiner unmotivirten Ausführung thut er damit ebenso unrecht, als wenn er einen gewissen Baustil nur deshalb tadelte, weil zufällig einige nach diesem schwach aufgeführte Gebäude zusammenstürzten. Indem er, statt der logischen Forschung und Kritik den hingebenden Glauben, das Gefühl und die Inspiration vom positiv-klerikalen Standpunkte schlechtweg geltend macht, zeigt er in bedauerlicher Weise, daß er von den unvergänglichen Arbeiten jener Art keine Anschauung, ja kaum eine Ahnung hat. Die philosophische Erkenntniß ist nach so umfassenden, tiefbegründeten und großartigen Leistungen heutzutage eine Macht, die man nicht cavalièrement abzuweisen, die man vielmehr zu achten, mit der man sich zu verständigen und auseinanderzusetzen hat, wenn man nicht eben in den unverzeihlichen und lächerlichen Fehler verfallen will, dem alle Anerkennung einer bloß äußeren Autorität und Conformität verfällt, in den einer vornehmen Gedankenlosigkeit und hypokritischen Selbsterniedrigung.

— **Kinder in englischen Novellen.** England besitzt, mehr als Deutschland und Frankreich, Schriftstellerinnen von entschiedener Begabung, deren Zahl sich täglich noch vermehrt. Wir nennen hier nur Anna Steele, einer zum ersten Male auftretenden Schriftstellerin, deren Roman „Gardenhurst" sich durch wunderbare Meisterschaft in Schilderung der Kindheit auszeichnet. Es ist Kinderleben in voller Naturwahrheit, wie wir es nur in englischen Romanen finden, nachdem Disraeli, der jetzige Finanz-Minister, in „Venetia" und „Coningsby" die ersten Muster dazu geschaffen. Dickens übertraf ihn und alle andern Meister dieser Art. Er ist in fast allen seinen Gestalten der unübertroffene geniale Meister, aber gewiß am Unerreichbarsten in den Kindern seiner Romane. Kinder wie Nelly und Kit in David Copperfield, Oliver Twist u. s. w. giebt es in keiner Literatur der Welt, und auch Mrs. Steele, George Eliot (Tom und Maggy Tulliver) und Thackeray erreichen mit ihren schönsten literarischen Vater- und Mutterfreuden niemals das ganze hohe Glück, welches die Kinder von Charles Dickens seit vielen Jahren unter allen civilisirten Völkern der Erde wieder und immer wieder gewähren.

— **Alice Salzbrunn's Novellen.***) Die vorliegende, biographisch-historische Novellen-Sammlung enthält, als preisgekrönte Novelle, eine vortrefflich gelungene, auf sorgfältige Quellenstudien begründete Darstellung „aus dem Leben der

*) Dr. H. K. Brandes, die Wörter deutschen Stammes in der französischen Sprache. Detmold, Meyer. 1867. (67 S. 8.) 10 Sgr.

**) In Sonnenschein und Wind. Neue Lieder von Georg v. Oertzen. Heidelberg, Weiß, 1868.

Aus Kämpfen des Lebens. Aphorismen von Georg v. Oertzen. Heidelberg, Weiß, 1868.

*) Stillleben. Novellen und Skizzenblätter von Alice Salzbrunn. Bremen, J. Kühtmann, 1868.

Brüder Amati" in Cremona (1624), eine eben solche Novelle aus dem Leben des englischen Dichters Wordsworth, ein interessantes, mit größerer Urkunden-Kenntniß als ästhetischer Kritik ausgeführtes literarhistorisches Skizzenbild, „Ursprung der Jeux floraux in Toulouse", und mehrere sehr anziehende „Gedenkblätter aus England", die über einige bisher nicht völlig aufgeklärte literarische und kulturgeschichtliche Gegenstände Aufschluß geben.

Literarischer Sprechsaal.

Als Baron v. Gerolt dem Präsidenten Johnson am 24. Januar, am Geburtstage Friedrichs des Großen, im Weißen Hause zu Washington seine neuen Beglaubigungs-Schreiben als Gesandter der Vereinigten Staaten von Norddeutschland überreichte, gedachte der Präsident der geistigen Erhebung Preußens in den Jahren der Unterdrückung durch Napoleon I., der Stiftung der Berliner Universität, der Befreiung der Bürger und Bauern durch die reformirende preußische Gesetzgebung, welches Alles den Grund zu Preußens nachmaliger Größe und endlich zum jetzigen Neubau der Einheit des deutschen Volkes gelegt habe, worüber Herr Johnson im Namen des Volkes der Vereinigten Staaten von Amerika seine große Freude zu erkennen gab. Wir haben in dieser deutschen Geschichtskenntniß des schlicht erzogenen und ohne Universitätsbildung zu seinem hohen Amte gelangten Präsidenten unstreitig die Spuren der gesandtschaftlichen Berichte des berühmten Geschichtschreibers zu erkennen, den der Präsident Johnson mit so richtigem Takte zum Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika in Berlin ernannt hat. Ein Theil dieser Berichte des Herrn George Bancroft ist bereits in öffentliche Blätter übergegangen, und wir thun daher wohl keinen Fehlschluß, wenn wir z. B. das an Herrn Seward aus der amerikanischen Gesandtschaft in Berlin vom 1. November 1867 gerichtete Schreiben des Herrn Bancroft als eine solche Quelle der vorgedachten Allocution des Präsidenten Johnson ansehen.

Während die Freunde der Erdkunde in Europa seit drei Jahren große Anstrengungen machen, eine neue Nordpol-Expedition zu Stande zu bringen, hat ein amerikanischer Wallfischfänger, Capitain Long, im arktischen Eismeer eine wichtige Entdeckung gemacht und die Existenz eines ausgedehnten hohen Polarlandes nördlich von der Bering-Straße nachgewiesen. Längst bereits waren zwar Angaben über die Existenz eines solchen Polarlandes verbreitet, das, als eine Fortsetzung von Grönland, quer über die arktische Central-Region, nach der Küste des nordöstlichen Sibirien hin sich erstreckt, doch wurde diesen Angaben einzelner Seefahrer von anderer Seite stets widersprochen. Dr. Aug. Petermann hatte gleichwohl in seiner 1865 erschienenen „Karte der arktischen und antarktischen Regionen" ein solches Polarland unter 73° 30' N. Br. und 180° W. L. bereits eingetragen, und genau an dieser Stelle hat Cap. Long, Führer des Wallfischfahrers „Nile", seine Entdeckung gemacht — ein ausgedehntes Land, das sich mit staffelförmig hinter einander liegenden Bergketten weit nach Norden erstreckt und welchem er den Namen „Wrangelland" gegeben — wie Dr. Petermann im neuesten (Januar-) Heft seiner „Mittheilungen" bemerkt, mit Unrecht, da gerade der russische Admiral Wrangel die Existenz eines solchen Polarlandes stets bestritten hat.

Herr Wilhelm von Freeden, bisher Director der Navigations-Schule in Elsfleth, hat mit Unterstützung der Handelskammern in Hamburg und Bremen im „Seemans-Hause" der erstgenannten Stadt ein nautisch-meteorologisches Institut gegründet, das unter der Benennung „Norddeutsche Seewarte" am 1. Januar 1868 eröffnet worden ist und zunächst dazu dienen soll, den Seefahrern die sichersten und kürzesten Wege auf dem Ocean vorzuzeichnen. Bekanntlich waren es die Vereinigten Staaten, die sich zuerst das Verdienst um die Seeschiffahrt erworben, ein nautisches Institut in Washington zu begründen, das unter der Leitung des Lieutenant Maury stand und, nach den von Schiffsführern aller Nationen systematisch geführten Journalen, Anweisungen verfaßte, um die oceanischen Reisen zu sichern und abzukürzen. Seitdem sind in Utrecht, London und Paris ähnliche Institute mit Unterstützung der betreffenden Regierungen begründet worden, die das von Maury begonnene, aber durch den amerikanischen Bürgerkrieg unterbrochene Werk fortsetzen. Deutschland, dessen Handelsmarine in der Welt die dritte Stelle einnimmt, wird nunmehr mit Unterstützung seiner beiden ersten Seestädte diesen wissenschaftlich-praktischen Arbeiten sich anschließen.

Alexander Herzen läßt im Vereine mit seinem Freunde Nikolaus Ogareff die früher in russischer Sprache publizirte Zeitschrift Kolokol (die Glocke) jetzt in französischer Sprache in Genf erscheinen.*) Als Grund der Wiedererweckung des Journals in dieser Gestalt bezeichnen die Herausgeber „die merkwürdige Beharrlichkeit des Auslandes, an Rußland lediglich die negative Seite wahrzunehmen und Alles mit demselben Anathem, mit denselben Schmähungen zu verurtheilen: Fortschritt und Reaction, Zukunft und Gegenwart, Trümmer und Keime." An einer andern Stelle sucht Herr Herzen sein Nichterscheinen auf dem Genfer „Friedenskongreß" zu erklären. Es habe sich, sagt er, in neuerer Zeit in allen Organen der westeuropäischen Demokratie eine solche Animosität gegen Rußland kundgegeben, daß er sich habe fragen müssen, ob es für ihn — den man nicht als Russen zu dem demokratischen „Friedenskongreß" eingeladen, sondern weil man vorausgesetzt, daß er so wenig Russe als möglich sei — sich wohl schicke, unter einer solchen Voraussetzung auf dem Kongreß zu erscheinen? Er habe es vorgezogen, seine Gedanken über die Zukunft Rußlands schriftlich auszusprechen, und dies werde nunmehr in dem wiedererstandenen Kolokol geschehen.

In dieser Empfindlichkeit über die allgemeine, europäische Antipathie gegen Rußland stimmen mit den radikalen Herren Herzen und Ogareff die wüthendsten Moskowiten merkwürdig überein. Die Petersburger, wie die Moskauer russischen Zeitungen, der „Invalide", wie die „Russische Korrespondenz", beklagen sich einstimmig über die Angriffe, die das unschuldige, heilige Rußland heutzutage von allen Seiten erfahre. Selbst seine Freundschaft für Preußen, die doch so uninteressirt sei (wie z. B. seine vierzigjährige Gränzsperre und sein jetziges Vorgehen gegen die Deutschen beweist), werde Rußland von den Franzosen zum Vorwurf gemacht — und das sei doch gewiß ein völlig unverdienter Vorwurf!

*) Kolokol. Revue du développement social, politique et littéraire en Russie. — Genève.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gedächtnissreden.

Brandis (Christian August), Gedächtnissrede auf Friedr. Wilh. Joseph v. Schelling. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften 1855. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Grimm (Jacob), Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von Herman Grimm. Dritter Abdruck. 1865. 8. geh. 10 Sgr.

Rudorff (A. F.), Gedächtnissrede auf Friedrich Carl von Savigny. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1862. gr. 4. geh. 10 Sgr. (50)

Steinthal (Prof. Dr. H.), Gedächtnissrede auf Wilhelm von Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage Sonnabend den 22. Juni 1867 gehalten. Velinpapier. gr. 8. geh. 6 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

So eben erschien in der Literar.-artist. Anstalt der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in München:

Geschichte der Aesthetik in Deutschland

von **Herrmann Lotze.**

42½ Bogen gr. 8. (51)

2 Thlr. 24 Sgr. oder 4 fl. 48 kr.

In allen Buchhandlungen zu haben:

Bismarckias.

Didactisches Epos

von

Dr. **Gustav Schwetschke.**

Vierte Auflage. Preis 5 Sgr.

Früher sind erschienen: (52)

Gustav Schwetschke's Ausgewählte Schriften. Deutsch und Lateinisch. Vermehrte Ausgabe. geb. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Novae epistolae virorum obscurorum saec. XIX. conscriptae. Editio II. Preis 12 Sgr.

Schwetschke, G., Geschichte des L'Hombre. Mit 4 Beilagen. Preis 24 Sgr.

Bei **George Westermann** in Braunschweig erschien:

Die zwei Krüglein.

Von **Otto Müller.**

8. Fein Velinpapier. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Diese höchst anziehende Erzählung des Lebens und Treibens origineller Kleinstädterei aus Otto Müller's Feder wird jeder Leser von Anfang bis zu Ende mit größtem Interesse verfolgen. (58)

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Preis: vierteljährlich 1 Thlr.

Nr. 4. **Astronomie.** Das Meteoreisen von Lenarto. — **Physik.** Die Schichtungen des elektrischen Lichts. — **Physiologie.** Die Zusammensetzungen der Maulbeerblätter und die Seidenraupen-Krankheit. — **Anthropologie.** Beiträge zur Kulturgeschichte der Menschen während der Eiszeit. — **Zoologie.** Ein Beitrag zur Darwin'schen Theorie. — **Technologie.** Technische Verwerthung der Spectral-Analyse. — **Kleinere Mittheilungen.** Sonnenflecke und Erdmagnetismus. — Kieselwasserstoffgas. — Vulkanische Eruption auf Island. — Die Bewegungen der Mimosa pudica. — Leuchtgas aus Weintrauben.

Nr. 5. **Physik.** Erdelektrizität. — **Chemie.** Das Ozon. Das Wesen der Leuchtgasflamme. — **Paläontologie.** Die fossile Fauna der Steinsalzablagerung in Galizien. — **Agrikultur.** Das Umlegen des Getreides. — **Kleinere Mittheilungen.** Die Durchsichtigkeit der Luft. — Eine Leuchtgasexplosion. — Magnetische Ziegelsteine. (59)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig erschien so eben:

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von

Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei.

3 Bände.

8. Jeder Band geheftet 3 Thlr. 10 Ngr., gebunden 3 Thlr. 25 Ngr.

(Auch in 15 Lieferungen zu 20 Ngr. zu beziehen.)

Dieses rühmlichst bekannte, allmählig in Lieferungen erschienene Werk ist so eben beendet worden und liegt nunmehr vollständig vor. (53)

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung

von

John Tyndall,

Mitglied der Royal Society, Professor der Physik an der Royal Institution und an der Bergwerksschule zu London.

Autorisirte deutsche Ausgabe

herausgegeben durch **H. Helmholtz** und **G. Wiedemann** nach der zweiten Auflage des Originals. Mit 106 in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer Tafel.

8. Fein Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr. (54)

Historische Zeitschrift (60)

herausgegeben von **Heinrich von Sybel.**

1867. IX. Jahrgang. Heft 4.

Alexander Flegler, Beiträge zur Würdigung der ungarischen Geschichtschreibung. — H. v. Sybel, Drei Bonner Historiker. — C. v. Noorden, Die preußische Politik im spanischen Erbfolgekriege. — Uebersicht der polnischen geschichtlichen Literatur der letzten Jahre.

Preis d. Jahrgangs von 4 Heften 7 Thlr.

Literarisch-artistische Anstalt in München.

So eben erschien das Januarheft der neuen Zeitschrift: (55)

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsklassen.

Wöchentlich vorläufig ein Bogen. Hoch 4°. Preis: vierteljährlich 1 Thaler.

Preis des Monatsheftes: 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin.**

Zur hohen Beachtung

für Bruchleidende.

Der berühmte **Bruch-Balsam,** dessen hoher Werth selbst in Paris anerkannt, und welcher von vielen medizinischen Autoritäten erprobt wurde, welcher auch in vielen tausend Fallen glückliche Curen hervorbrachte, kann jederzeit direct brieflich vom Unterzeichneten die Schachtel à 2 Thlr. bezogen werden. Für einen nicht so alten Bruch ist eine Schachtel hinreichend. (61)

J. J. Fr. Eisenhut in Gais, bei St. Gallen (Schweiz).

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien: (56)

Herman Grimm: Ueber Künstler und Kunstwerke.

Zwei Bände. 1865 und 1867. Mit 15 Photographieen. Velinpapier. Zu je 2 Thlr.

So eben erschien in **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin:**

Luise, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adami.** Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow. Miniatur-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.; geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erste Ausgabe dieser Biographie der Königin Luise kam aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin“ mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (57)

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniss von älteren und neueren Büchern zu bedeutend ermässigten Preisen. **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Gossmann) in **Berlin.** (62)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] — Berlin, den 29. Februar 1868. — [Nº 9.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Gustav Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit.*)

Ueber Freytag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit hat sich von ihrem ersten Erscheinen an und bei jeder Erweiterung oder neuen Bearbeitung der ursprünglichen Gabe das Urtheil des weitesten Leserkreises so übereinstimmend festgestellt, daß wir uns jetzt, wo die ganze Reihenfolge in der fünften vermehrten Auflage als ein abgeschlossenes Werk vor uns liegt, darauf beschränken können, sie als liebe Bekannte freudig willkommen zu heißen. Auch der Band, welcher sich (als erste Abtheilung des zweiten) jetzt unter dem Titel „Vom Mittelalter zur Neuzeit" zwischen die Bilder aus der ältesten deutschen Zeit und die aus dem Jahrhundert der Reformation eingeschoben hat, bringt zum größeren Theile alte befreundete Gestalten und Schilderungen, denen indessen auch erhebliche neue Züge abrundend und ergänzend angereiht sind. Mit nicht minderer Sorgfalt sind die anderen Bände revidirt worden; überall ist die liebevolle Theilnahme sichtbar, welche der Verfasser ihnen gewidmet hält, überall der Stoff gemehrt, die Darstellung gelichtet und gekräftigt, so daß in der That diese Ausgabe die Bezeichnung einer vermehrten mit allem Rechte beanspruchen kann.

Erscheint hiernach eine weitere Einführung oder Empfehlung der „Bilder" in ihrer neuen Gestalt überflüssig, so wird es immerhin gestattet sein, dem Behagen Ausdruck zu geben, mit dem uns ihr Besitz erfüllt. Es bedarf hierzu keiner Aufzählung der Vorzüge, durch welche sie sich in der Gunst des deutschen Volkes ebenso fest eingebürgert haben, wie die Romane und die Dramen ihres Verfassers: wohl aber lohnt es der Müh', wenn wir uns einfach fragen, was diese Bilder uns, uns Deutschen dieser herben aber großen Jahre, sein wollen und sind.

*) Fünfte vermehrte Auflage. In vier Bänden oder fünf Theilen. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1867.

„Dieses Buch schließt in bescheidenem Rahmen Lebensäußerungen deutscher Menschen aus zwei Jahrtausenden ein, von der Zeit, wo das Bandum am Speer des deutschen Häuptlings flog, bis zur dreifarbigen Flagge eines deutschen Staates; von der Wagenburg der Kimbrer, in welcher die Frauen ihr Beschwörungslied über den Wunden der Krieger sangen, bis zu den Lazarethen, in denen unsere Frauen die Verwundeten pflegten; von der Zeit, wo der Teutone die Kunst eines römischen Genrebildes verächtlich fand, bis zu den Jahren, in denen die Völker Europa's die werthvollsten Erzeugnisse ihrer Kunst und Industrie in großen Palästen vereinigen."

Diese Antwort giebt der Herausgeber selbst am Schlusse des Werkes, und er fügt hinzu, daß, wenn die Betrachtung der Vergangenheit und die Freude an der Gegenwart sich überall bedinge, für den Deutschen jetzt die Zeit gekommen sei, wo seine Seele über die Vergangenheit des eigenen Volkes dahinfliegen dürfe, wie die Lerche am Frühlingsmorgen über den dämmerigen Grund. Jene Antwort indeß, so glücklich sie uns die Gränzen verdeutlicht, von denen die Reihenfolge der Bilder umspannt ist, und dieser Schlußgedanke, der sich zu dem Ausdrucke dichterischer Empfindung erhebt —, sie reichen nicht hin, um die wesentliche Eigenthümlichkeit seines Buches zu bezeichnen, nicht hin, um die Merkmale erkennen zu lassen, durch welche es sich ebenso sehr von der Arbeit des Geschichtschreibers, als von der immer mehr anschwellenden Flut der kulturhistorischen Schriften unterscheidet.

Freilich, wenn es wahr wäre, was in diesen Tagen ein tapferer Admiral im Senate des kaiserlichen Frankreichs verkündete, wenn die Geschichte einer Nation wirklich aus Siegen, Niederlagen und Verträgen bestände, so könnte die Frage, ob Freytag's Buch zu den historischen zu rechnen sei, nicht erst aufgeworfen werden, da von all diesen Dingen gar wenig in ihm zu finden ist. Unbeschadet des Beifalls indessen, mit dem jene Fanfaronade von den versammelten Vätern des Kaiserreichs, welches der Friede ist, aufgenommen wurde, weiß man doch auch in Frankreich etwas von einer Geschichtschreibung, die sich nicht bloß mit Bataillonen und Tractaten beschäftigt; noch zählt der Mann zu den Lebenden, der dort den Gedanken einer Geschichte der Civilisation mit großem Sinn erfaßte und in großem Stil zur Ausführung brachte. Indem wir daher, trotz Admiral Bouet-Willaumez, vorläufig daran festhalten, daß auch die friedliche Arbeit eines Volkes, sein Haus und seine Familie, sein Glaube, die Gestaltung seines Gemeinde- und seines Staatswesens nicht unwürdige Gegenstände für die geschichtliche Betrachtung sind, so hat doch Freytag, dessen Bilder bekanntlich zum großen Theil diesen Kreisen angehören, wiederholt selbst ausgesprochen, daß er nicht Geschichte schreiben wolle. Demgemäß unternimmt er weder eine erschöpfende noch eine zusammenhängende Darstellung der civilisatorischen Elemente des deutschen Volksgeistes; ihre Entwickelung wird uns nicht, wie das strenge Gesetz der Geschichtschreibung erheischen würde, in ununterbrochener Kette, sondern in Durchschnitten verschiedener Orte und Zeiten vorgeführt, in Farben, die mit seltenem Geschick aus dem ungeheuren Vorrath des urkundlichen Stoffes ausgewählt sind, deren Zusammenstellung aber doch überall, und zwar im besten Sinne

des Wortes, die Thätigkeit der dichterischen Phantasie erkennen läßt. Die hohe Anschaulichkeit seiner Bilder beruht gewiß zum guten Theile darauf, daß er es verstanden hat, die richtigen Leute an der richtigen Stelle selber vorzuführen und mit eigenem Munde reden zu lassen, von dem Mönch an, der die Kloster-Chronik zu St. Gallen schrieb, bis zu der köstlichen Dorfgeschichte des Schullehrers zu Grenchen*); aber das Hauptverdienst bleibt immer dem Verfasser selbst, dem freien, schöpferischen Sinne, der diese Zeugnisse harmonisch verband und sie zu lebensvollen Spiegelbildern ihrer Zeit abzurunden wußte.

Und wieder, was diesem Buche den unterscheidenden Zug gegenüber der Kulturhistorie verleiht, das ist die Richtung auf die große einheitliche Entwickelung des Volkslebens. Bei aller Freude an dem, was das Leben der Deutschen hold und behaglich macht, bei jener herzlichen Theilnahme auch für das Kramwerk der alltäglichen Umgebung, die uns in seinem „Soll und Haben" so frisch anmuthet, geht doch durch alle diese Bilder aus der deutschen Vergangenheit ein kraftvoller Zug zur Gegenwart; ein ernstes Streben, ihre Bedürfnisse verständlich zu machen, für ihre Kämpfe das Bewußtsein der geschichtlichen Entwickelung und der endlichen Ziele rege zu erhalten, hat den Forscher geleitet; wie eine Leuchte hat ihm der Gedanke vorgeschwebt, daß sein Buch mithelfen solle an dem Weiteraufbau des deutschen Staatswesens, jenem Werke, für das seit Jahrhunderten die Seelen aller patriotischen Männer der Nation erglühet sind. Daß diese Tendenz getragen ist von der Freude, einer so hohen Aufgabe zu dienen, und daß ihr das sichere Gefühl des endlichen Sieges stets zur Seite geht, das erfüllt auch den Leser immer wieder mit neuem Behagen und mit stolzem Antheil an jener Vorzeit, die er hier in so nahe Berührung mit seinen eigenen innersten Zielen treten sieht.

Aber der deutsche Staat, dies gelobte Land, dem unser Volk seit weit längerer Zeit zugepilgert, als die Wüstenfahrt der Kinder Israel nach ihrem Canaan dauerte, soll weder eine allmächtige Polizeimaschine werden, wie wir sie in Frankreich mit wuchtigem Druck auf der Selbständigkeit des Einzelnen lasten sehen — bis jezuweilen der Kessel springt, noch können wir ihn uns vorstellen, etwa nach amerikanischem Vorbild, als eine Aktiengesellschaft lediglich zu gemeinsamem Profit, ohne Antheil an dem Herzen und an dem Geist seiner Bürger. Dieser deutsche Staat soll Raum haben, freien Raum für Alles, was das deutsche Gemüth bewegt; sichere Entwickelung soll er gewähren nicht bloß für das materielle Wohlergehen, für die Pflege des Bodens und den Gewerbfleiß, für den Handel über Land und Meer, sondern auch für die Pflege des Geistes, für Unterricht, Zucht und Sitte, für Kunst und Wissenschaft, und zur Geltung soll er bringen immerdar jenes Königswort, daß Jeder nach seiner Façon selig werden dürfe. Die deutsche Wissenschaft und der deutsche Glaube, sie sind so machtvolle Bestandtheile des Lebens dieser Nation, daß der Staat, der sich ihrer entrathen zu können vermeinte, oder der sich vermessen wollte, ihnen statt der Pflege mit Vergewaltigung und Zwang zu nahen, nimmermehr von Bestand sein würde in Deutschland.

Alle die großen Factoren des nationalen Lebens, welche den neuen deutschen Staat in schweren Kämpfen vorbereitet und gegründet haben: die Arbeit des Volkes in allen ihren Zweigen, häusliche Zucht und Sitte, Glaube und Wissenschaft, sie sind es, denen die Bilder aus der deutschen Vergangenheit sich mit der lebendigsten Theilnahme zuwenden. Hier folgen sie dem Bauer durch die harten Wechselfälle des Geschickes, die ihm auf deutschem Boden beschieden waren, als freier wehrhafter Mann in der trotzigen Einsamkeit seines Hofes, als zinsbarer Dienstpflichtiger dann und endlich als höriger Knecht, und wieder hinauf als Sasse und als Pächter und als Grundbesitzer, aber noch unter mancherlei Verkümmerung des Rechts in der Gemeinde und in gedrückter Stellung gegenüber dem großen Grundherrn, von dessen Ahnen seine Altvordern zu Hofedienst gezwungen worden waren. Oder dem Kaufmann, wie er in grauer Vorzeit spärlichen Verkehr vermittelte durch das unwirthliche Land, wie er dann vordrang, ein Pionier des deutschen Wesens, zu den Wohnstätten der Sarmaten und der Magyaren, wie er sich zu Genossenschaften und Bünden einigte, deren Flagge in allen Häfen Europa's wehte, und deren Macht die eifersüchtigen Könige des Nordens oft zu schwerem Schaden spürten, bis die Hansa in selbstsüchtigen Bestrebungen erstarrte und zu einem Schattenbilde ward; und dann wieder die bürgerliche Zuverlässigkeit, der rechtliche Sinn und der tapfere Muth, der manchem wackern Handelsherrn unserer Tage als schönes Erbe zu eigen geblieben ist. Wir sehen den Bürger anfangs seine neue Ansiedelung kümmerlich retten vor der Mißgunst der mächtigen Großen; bald aber fühlt er sich sicher und kräftig hinter seinen Mauern und Thürmen; in den engen Straßen der Stadt, auf ihrem Markt, in ihren Kaufhallen entfaltet sich behagliches, reiches Leben; Mittelpunkte des Volkslebens werden diese Städte, auf lange der festeste Anhalt des Gemeinsinns und der Hort für kühne Männer, die auf Besserung der Schäden des Reiches sinnen, bis auch das Städtewesen an dem Mangel eines wirklichen Staatslebens zu verdorren beginnt, und das groteske Zerrbild des kleinstädtischen Zopfes manche treffliche Anlage überwuchernd bedeckt. Die friedliche Arbeit des Handwerkers, sein Brauch und Spruch, und die Kriegsarbeit des Gewaffneten, die Wandelungen des Heerwesens von freiem Gefolge und Aufgebot zu reisigem Ritterdienst, und dann zu den Genossenschaften der frommen Landsknechte, hinein in das unsägliche Grauen des großen Krieges und seiner zuchtlosen Schaaren; die stehenden Söldnerheere sodann mit dem Unsegen ihrer Werber, und endlich die Rückkehr zu den Grundlagen der Volkskraft, die Wehrpflicht jedes Tüchtigen, in höchster Noth als letztes Hilfsmitte ergriffen und in höchstem Aufschwunge verwirklicht zu Rettung und Sieg. Und wie das Auge mit Wohlgefallen auf alle dem im Volke ruht, was heil ist und tauglich zu rechtschaffener Arbeit, so findet sich doch auch ein Plätzchen für das lose Völkchen, das nebenbei sein Wesen treibt, und, um nicht zu arbeiten, tausend Künste lernen muß: die fahrenden Leute, von je ein Bestandtheil des nationalen Daseins, dürfen auch im Bilde der Vergangenheit nicht fehlen, und drängen sich daher bald als lustige Personen, bald wohl auch als schlimme Gäste mit manchem Schelmenstreich in den Vordergrund.

Zucht und Sitte des häuslichen und des Familienlebens war es vor allen Dingen, die jenes Römers Scharfblick an den Deutschen bei ihrem ersten historischen Auftreten zu bewundern fand. Das Verhältniß der Geschlechter zu einander, die Geltung der Frauenwürde, die Stellung der Gattin neben dem Hausherrn, der Kinder zu den Eltern, der Geschwister und der Sippschaft: das sind Elemente, in denen sich bei jedem Volk ein hervorragender Theil seines Charakters ausprägt. Ihnen widmet der Herausgeber eine Sorgfalt, die den Weg zu den Herzensgeheimnissen der Jahrhunderte zu finden und aus allen die trefflichsten Blüthen zu sammeln versteht. So, um nur Eins

*) Des in diesen Tagen verstorbenen hochverdienten badischen Ministers Mathy.

anzuführen, wenn im Hinblick auf die Empfindsamkeit des deutschen Wesens um 1750 erwogen wird, wie sehr damals die Stellung der Frau gehoben erscheine gegen frühere Vergangenheit. Und nun kommt die folgende Parallele, die wir uns nicht enthalten können hier aufzunehmen:

„Man denke an Käthe Bora, welche den arbeitenden Luther bittet, sie neben sich zu dulden. Dann sitzt sie stundenlang schweigend, hält ihm seine Schreibfedern und starrt aus ihren großen Augen auf das geheimnißvolle Haupt des Gatten; unterdeß sucht sie unruhig in der eigenen Seele all' ihr armes Wissen zusammen und bricht endlich in eine Frage aus, welche, in die Verhältnisse von 1750 umgesetzt, ungefähr so lauten würde: „Ist der Kurfürst von Brandenburg ein Bruder des Königs von Preußen?" Und wenn Luther ihr lachend erwiedert: „es ist derselbe Mann," so ist seine Empfindung bei aller Zuneigung doch: „arme Einfalt." — Dagegen um 1723 sitzt Elisabeth Gesner ihrem Mann in der Wohnstube des Conrectorats zu Weimar gegenüber, er arbeitet an seiner Chrestomathie des Cicero, schreibt mit der einen Hand und bewegt mit der andern die Wiege; unterdeß bessert Elisabeth fleißig an den Kleidern ihrer Kinder und verhandelt launig mit den Kleinen, welche sich gegen die aufgesetzten Flecke sträuben, bis ihnen die Mutter vorschlägt, die neuen Stücke als Sonne, Mond und Sterne auszuschneiden und in dieser prächtigen Gestalt aufzunähen. Das helle Licht, welches damals aus dem Herzen der Hausfrau in die dürftige Wohnung strahlte, und das fröhliche Lächeln, welches über das Antlitz des Gatten flog, ist aus seinem Bericht noch für uns zu erkennen. Als sie starb nach langer glücklicher Ehe, sprach der greise Gelehrte: „Eins mußte allein bleiben; da will ich lieber der Verlassene sein, als daß sie es wäre;" er folgte ihr wenig Monate später. — Und wieder kurz nach 1750 sitzt die Frau Professorin Semlerin zu Halle neben ihrem arbeitenden Mann, eine weibliche Arbeit in der Hand; beide freuen sich so, einander in der Nähe zu haben, daß er seine Studierstube nur als Aufenthalt für die Bücher benützt; und daß sie jede Gesellschaft als eine Trennung von ihrem Gatten betrachtet. Er hat sich so gewöhnt, in ihrer Gegenwart zu arbeiten, daß ihn Spiel und Lachen seiner Kinder, selbst ein lautes Geräusch nicht mehr stört. Vor der Umsicht und dem Urtheil seiner Frau empfindet er eine unbegränzte Hochachtung; im Haushalt herrscht sie uneingeschränkt; wenn den erregbaren Mann ein widriger Fall beunruhigt, weiß sie schnell in ihrer sanften Weise die rechte Abwehr zu finden, sie ist treue Freundin und die beste Rathgeberin auch in seinen Universitäts-Beziehungen, seine feste Stütze, immer voll Liebe und Geduld; und sie hatte doch sehr wenig gelernt, und auch ihre Briefe litten an Schreibfehlern."

Glaube und Wissen sind dem Deutschen von Anfang an nicht als feindselige Mächte, sondern in freundlicher Verschwisterung erschienen, und diese ursprüngliche Auffassung hat sich niemals ganz verloren, so sehr sich im Verlaufe der Zeit die anfangs gemeinsamen Wege geschieden haben. Beide bilden das Gebiet, auf dem sich die Entwickelung des deutschen Volkslebens weitaus am Reichsten und Glänzendsten darstellt. Noch vor nicht langer Zeit pflegte man in England von uns mit halb mitleidiger Anerkennung als von der Nation der Denker zu sprechen, und Deutsche selbst haben den spottenden Trost Heine's, daß wenn den Franzosen und Russen das Land, die See den Briten gehöre, doch den Deutschen das Reich der Idee unbestritten bleibe, als bittere Wahrheit anerkennen müssen. Auch unser Buch widmet der Darstellung des Bildungsprocesses, den Herz und Kopf des deutschen Volks an sich erfahren haben, eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Wie sich in den verschiedenen Jahrhunderten der Deutsche sein Verhältniß zu Gott gestaltete und was er von der Welt wußte, das wird in einer Reihe lebensvoller Bilder auf das Ansprechendste vorgeführt. Von den Anfängen der Nation bis auf die neuesten Zeiten herab wird das religiöse Element überall als ein lebendiger Quell nachgewiesen, von tiefster Wirkung und in oft ungeahnter Stärke da, wo das Volk vor einem Wendepunkt seiner Geschicke stand. Neben diesem Quell aber und über ihm weisen uns die Bilder wiederholt hin auf den breiten Strom des Aberglaubens, in dessen Vorstellungen sich die verbleichenden Erinnerungen an die heidnische Götterwelt mit der Mystik des Morgenlandes zu vielfältigstem Wust und Wahn verbanden. Die Geschichte des deutschen Teufels, die Freytag an den Schluß seiner Bilder aus der Reformationszeit gestellt hat, ist ein guter Belag von der unverwüstlichen Laune, mit der unser Volk auch dem Schlimmsten eine gemüthliche Seite abzugewinnen gewußt hat; zugleich aber der traurigste Beweis, wie diese Gemüthlichkeit durch unwissenden Eifer zu heillosem Greuel verkehrt werden kann. Die Hexenprocesse bilden eins der dunkelsten Blätter in der deutschen Geschichte. Die endliche Beseitigung dieses Schandflecks ist eins der Verdienste, die man so oft vergißt, wenn man von der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts geringschätzig spricht.

Ein geistreicher Naturforscher hat jüngst bei feierlicher Gelegenheit behauptet, wir seien Alle Voltairianer auch ohne es zu wissen. Wohl mit noch größerem Recht dürfen wir Deutschen uns Alle, trotz der Verschiedenheit der Confession und der Herkunft, nach Luther und nach Friedrich nennen. Der große Reformator und der große König überragen, wenn wir am Schlusse unserer kurzen Uebersicht die gesammte Reihe dieser Bilder noch einmal in's Auge fassen, jede andere Gestalt der deutschen Vergangenheit weitaus durch tiefgreifendste Wirksamkeit. Beide, der Bauernsohn und das Königskind, stehen vor unseren Blicken als ebenbürtige Vorkämpfer der Idee, deren Erfüllung zu erleben das Glück unserer Tage ist. Auf Luther, sagt Freytag wahr und schön, beruht die Herrschaft unseres Volkes im Reiche des Geistes. „König Friedrich aber, deß sind wir bereits heute gewiß, wird in der Geschichte heißen der Gründer des neuen deutschen Staates."*)

Und so möge denn, nach dem Wunsche seines wackern Verfassers, dies Buch dazu helfen, daß uns Deutschen Kampf und Verlust unserer Ahnen verständlich werde, Kampf und Sieg der Gegenwart aber groß und glückverheißend P. D. Fischer.

Kapital und Arbeit.

Fabriken mit Gewinn-Betheiligung der Arbeitsgehilfen.

Mit einiger Geschäftskenntniß weiß Jedermann, daß kein Geschäfts-Unternehmer auf Gewinn allein, sondern auch auf Verlust angewiesen ist, auch diesen abwechselnd in den Kauf zu nehmen hat. Der auf Gewinn betheiligte Gehilfe hat daher zeitweise auch Verlust mitzutragen, wie dies ein, dem Schreiber dieser Zeilen vorliegender Plan eines Fabrik-Unternehmers auf obige Bedingung noch besonders erwähnt. Verlieren kann jedoch nur, wer etwas besitzt, nicht der ganz mittellose Arbeitsgehilfe. Unternehmungen, wie die gedachten, haben sich daher auf solche

*) Aus Professor Du Bois-Reymond's Festrede in der Berliner Akademie der Wissenschaften am 30. Januar d. J.

zu beschränken, welche wenigstens Etwas das Ihrige nennen. Das Geschäfts-Risico darf dieses Besitzthum jedoch nicht ganz, sondern nur nach einem soliden Verhältniß in Anspruch nehmen, wie jeder Geschäfts-Unternehmer — will er weise und redlich handeln — niemals sein ganzes Besitzthum der Möglichkeit des Verlustes aussetzt.

Hieraus folgt von vornherein eine große mechanische Schwierigkeit für vorgedachte Unternehmungen. Größer noch möchten die sittlichen Schwierigkeiten sein. Welcher Fabrik-Besitzer wird leichten Muthes die Verantwortung für eine Geschäftsleitung übernehmen, welche das kleine Vermögen seiner Geschäftsgehilfen gefährden kann, besonders wenn er sich gebührend bewußt ist, daß diese Gehilfen, wenn auch noch so geschickt in ihrem Beruf, doch nur ausnahmsweise im Stande sein können, seine Geschäftsleitung zu beurtheilen, ihr abwehrend oder nachhelfend zur Seite zu stehen.

In welche Stellung kommen hiergegen die betheiligten Gehilfen? — Sie opfern gegen die Hoffnung, es werde das gemeinsame Geschäft wenigstens durchschnittlich mehr Gewinn als Verlust bringen, ihre frühere gänzliche Sorglosigkeit, welche letztere in schweren Zeiten redlichen Fabrikbesitzern gar nicht selten sogar beneidenswerth erscheinen kann, und tauschen sie mit um so ernsterer Sorge ein, je weniger Kenntniß des Geschäfts, je mehr Mißtrauen in dessen Leitung sie haben. Allerdings gewinnen sie die Möglichkeit, auch ihrerseits, wenn auch nur im Kleinen, an dem athemlosen, unsere Zeit in angstvoller Vibrirung erhaltendem Treiben der Gegenwart nach Geld und Gut Theil zu nehmen, anstatt mit täglicher Nahrung und Kleidung befriedigt zu sein, wie der Weiseste aller Weisen zur Begründung wahrer Wohlfahrt empfohlen hat. Allerdings eröffnet sich auch ihnen die Möglichkeit, Reichthümer zu erwerben, vor deren großen Gefahren gegen wahre Glückseligkeit dieser Weiseste aller Weisen so ernstlich gewarnt hat.

Hiernach ist die Frage, ob die obige Neuerung wirklich zum Glück der handarbeitenden Klassen dienen kann, eine nicht leicht zu bejahende. Liegen günstige Erfahrungen in England vor, gedeihen dort selbst Fabriken, deren Arbeitsgehilfen sie aus sich heraus allein leiten, so sind diese Erfahrungen doch noch zu jung, um einen sicheren Anhalt für die Bewährung solcher Unternehmungen in mehr als ausnahmsweisen Fällen zu bieten. Auf dem politischen Gebiet hat die Betheiligung Aller an der Leitung gemeinsamer Angelegenheiten fast immer nur in ersten Zeiten heilsame Früchte getragen, wie, unbefangen betrachtet, nicht bloß die früheren, sondern auch die Republiken der Gegenwart es bestätigen. Aehnlich dürfte es auf sozialem Gebiet dem Streben nach Gleichmachung möglichst Aller ergehen, wenigstens so lange ergehen, als unsere Bildungs-Bestrebungen nicht in erster Stelle den sittlichen Menschen sich zur Aufgabe stellen, und auch dann vielleicht noch, so lange es nicht gelingt, aus Menschen Engel zu machen.

Leichter, sicherer, rascher wäre unseren armen Handarbeitern geholfen, könnte wider jedes Erwarten es möglich werden, daß die Menschen, nach Lehre und Beispiel des Weisesten aller Weisen, sich nicht als Besitzer, sondern nur als Verwalter ihres ererbten, oder mit mehr oder weniger Verdienst erworbenen Eigenthums an geistigen oder geldlichen Gütern betrachteten, und mit dem ihnen hierin gewordenen Pfunde zu ihrem und der Mitmenschen Heil höchstmöglich wucherten. Jeder Fabrikbesitzer solcher Gesinnung würde seinen Arbeitsgehilfen nicht bloß so reichliche Löhnung gewähren, als nach Zeit- und Ortsverhältnissen und nach ihrer Leistung irgend möglich wäre, und zwar indem er ihnen Accord-Sätze, Tantièmen, Prämien u. s. w. einräumte. Und mehr noch würde er zu gründlicher Durchbildung derselben ein Aeußerstmögliches beizutragen beflissen sein, wohl wissend, daß er mit gebildeten Gehilfen den Verwaltungszweck seines Pfundes in weit höherer und sicherer Weise zu erreichen im Stande ist, als mit ungebildeten, nicht selbstdenkenden Gehilfen.

Diese Gehilfen aber würden im erhebenden Bewußtsein, auch ihrerseits Verwalter eines ihnen von Gott anvertrauten, wenn auch kleinen Pfundes zu sein, ganz anders, wenigstens in weit würdigerer freudigerer Art sich um gewissenhafteste Erfüllung ihrer Pflicht gegen sich selbst und ihren Beruf bemühen, als ihnen die sorgenvolle Betheiligung am Geschäfts-Gewinn also der bloße Beweggrund des Eigennutzes, es möglich machen kann.

Ansichten, Hoffnungen, Wünsche dieser Art gehören in das Reich der Utopien so lange, als der christliche Glaube fort und fort höher gestellt wird, als das christliche Leben, und in Folge hiervon die Wissenschaft sich berechtigt glaubt, das Christenthum über die Achsel anzusehen, oder wohl gar es ad acta zu legen.

Dagegen unterliegt es kaum einem Zweifel, es werde nicht bloß das obige, auf sozialem Gebiet wahrscheinlich fehlgehende Heilmittel, sondern auch die in England in verderblichster Art sich bekundende Coalitions-Freiheit, obwohl sie wesentlichst durch Einschüchterung und Gewalt, somit unsittlich, zu wirken bestimmt ist, auch in Deutschland zum Durchbruch kommen. Wie es leibliche Epidemieen giebt, welche selbst die gesundesten, kräftigsten Leiber erfassen, so giebt es nicht minder geistige Epidemieen, deren Ansteckung bisweilen sich sogar geniale Geister nicht zu entziehen vermögen, die, wie jene, ihren Zeitlauf unaufhaltsam durchmachen.

Fstr.

Etwas über populäre Vorträge.

Wer den zahlreichen öffentlichen Vorträgen über Gegenstände aller Art, wie sie seit einer Reihe von Jahren immer mehr Mode werden, seine Beachtung zugewendet hat, dem wird sich eine sondernde Charakteristik derselben aufgedrängt haben. Sichtend, orientirend, vermittelnd, richtunggebend wollen die Einen erfreulichem Bildungsdrange zu Hilfe kommen, eigene Gedanken in den Zuhörern anregen und erleichtern, nicht ersetzen. Die Anderen, keineswegs weniger zahlreich, ziehen ein großes „gebildetes Publikum" an sich durch die Aussicht, hier werde den Anforderungen der „Bildung" Genüge geboten werden dadurch, daß die Anwesenden über eine Frage au fait oder au courant und in den Stand gesetzt werden, bei Gelegenheit darüber mitzusprechen, ohne daß sie nöthig hätten, mit eigener Denkarbeit sich darum zu bemühen; von letzterer Unbequemlichkeit besonders kauft man sich eigentlich durch das Eintrittsgeld los. Der Vortragende und sein Publikum sind vorweg stillschweigend übereingekommen, den beleidigenden Schein der Belehrung zu vermeiden: „Bekanntlich" — „Ich erinnere nur an" — „Wie Sie wissen" — „In Berlin weiß man, daß" — und mit ähnlichen Phrasen leitet der Redner Data ein, die seinem Publikum funkelnagelneu sind und über die er selbst sich noch durch Nachschlagen vergewisserte, als er die weiße Halsbinde schon umgelegt hatte. Und die „hochzuverehrende Versammlung" ist wirklich naiv genug, mehr befriedigt, als erstaunt darüber zu sein, daß ihr eigentlich unbekannt war, wie viel ihr bekannt ist, und daß sie gar nicht gewußt hat, wie viel wunderschöne Dinge sie weiß, ohne es zu

wissen. Wie soll ein solches Publikum auf den Gedanken kommen, daß es noch irgend etwas zu lernen, das heißt selbstdenkend zu erarbeiten habe?

Die uns vorliegenden Abhandlungen*) geben sich nicht dazu her, die etwaige vornehme Denkfaulheit ihres Publikums mit brillantem Bildungslack zu überfirnissen, doch verschmähen sie darum nicht, das herbe Wissen „in süßem Wort und Einweiß" so weit zu verhüllen, um es größeren Kreisen genießbar zu machen. Alle sechs sind Gelegenheitsreden, „aus Zeit-Veranlassungen hervorgegangen, und wenn auch dem Stoff nach weit auseinanderliegend, doch durch eine mittelbare oder unmittelbare Beziehung zu den großen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, mit einander verbunden." Ihrer je zwei stehen in engstem Zusammenhange: „Gründung der päpstlichen Macht" und „Verfall der päpstlichen Macht", dann: „Dante und seine Zeit" und „Die göttliche Komödie", endlich: „Das Nationalgefühl der alten Griechen" und „Friedrichs des Großen Kriege und die nationale Entwickelung Deutschlands."

Die Vergangenheit durch Einsicht in ihre Bestrebungen und Erfahrungen zum Verständniß der Gegenwart und zur Vorbereitung der Zukunft nutzbar zu machen, das ist die allen diesen Vorträgen gemeinsame Absicht, und speziell ist diese Tendenz gerichtet auf die Verwirklichung der Idee nationaler Einheit, Macht und Größe für unser Vaterland, welche der Verfasser als das Streben der Gegenwart und die Aufgabe der Zukunft erkennt. Der Ultramontanismus ist der eine Factor, welcher sich dem Gelingen dieses Strebens entgegenstellt; daraus, nicht nur aus der auf der Tagesordnung der Zeitgeschichte stehenden Frage der weltlichen Macht des Papstes, erklärt sich die Wahl des Stoffes für die beiden ersten Vorträge. Die andere Gegenströmung zeichnet der Verfasser im Spiegelbilde der griechischen Geschichte im vorletzten Vortrage, dessen Schlußrückblick nach meisterhafter Auseinandersetzung die Nutzanwendung leicht machen läßt, ohne sie selbst auszusprechen:

„Die Griechen sind zu einer Einheit verbunden durch Uebereinstimmung in Abstammung und Sprache, in Religion und Sitte, in Denk- und Empfindungsweise, in bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen, in Ueberlieferungen und Sagen; sie haben ein durch das Bewußtsein dieser Uebereinstimmung hoch gesteigertes, warmes Nationalgefühl, das sie zu einem heldenmäßig geführten Nationalkrieg begeisterte, — und doch bringen sie bei alledem es nie zu der Bildung einer wirklichen Staatseinheit, nicht zu einem festen Staatenbunde, viel weniger zu einem Bundesstaate, dessen einheitliches Centralorgan die Kräfte der Gesammtheit zur Verfügung gehabt hätte.

Und der Grund?

„Weil das Nationalgefühl, bei aller Lebendigkeit und Wärme, doch nicht die Kraft gewonnen hatte, über die einmalige Gefahr hinaus den Stammes-Egoismus zu beherrschen, der in der Staaten-Eifersucht sich kund thut."

Der letzte Vortrag bedürfte zu seiner Charakterisirung nur seiner Ueberschrift, doch sei bemerkt, daß derselbe nicht nur auf den Zusammenhang der dargestellten Geschichtsepoche mit der Zukunft, mit unserer Gegenwart, deutet, sondern auch ihre Entwickelung aus der Vergangenheit folgerichtig herleitet und zu dem Zwecke bis auf den thatsächlichen Untergang des mittelalterlichen Kaiserthums zurückgeht.

Dadurch schließt sich dieser Vortrag an die über Dante an, in welchen sachgemäß die höchste Entwickelung der Idee des mittelalterlichen Kaiserthums, wie sie sich ja in Dante's Werken und Wirken darstellt, nachconstruirt wird. In dem ersteren dieser beiden Vorträge wird Dante so sehr nur als Träger und Vorkämpfer dieser Idee gewürdigt, daß bei der mündlichen Vorführung mancher Zuhörer des Biographischen zu wenig darin gefunden haben mag, wenn es ihm bei Gelegenheit der sechsten Säcularfeier von Dante's Geburt, als dieser Vortrag gehalten wurde, besonders darum zu thun war. Der Vortrag über die göttliche Komödie skizzirt nur kurz, aber freilich in markigen Strichen und richtigen Umrissen den religiös- und politisch-didaktischen Inhalt des großen Werkes und zeichnet ausführlich den dreitheilig abgeschlossenen Bau in seinen „rein dichterischen Gebilden" nach. Wesentlich das Verständniß erleichternd macht der Verf. von vornherein darauf aufmerksam, wie Dante seine poetischen Bilder in doppelter Allegorie anzuwenden liebt, aber das eigene Urtheil giebt sich nicht so weit gefangen, ehrfurchtsvoll staunend da am meisten zu bewundern, wo die Klarheit der poetischen Darstellung in Gluth und Glanz verschwimmt, oder die Scholastik sich in das Terzinenkleid hineinzwängt. Nach der Erscheinung der Jungfrau Maria im Paradiese fährt der Berichterstatter fort: „Eine schärfere Zeichnung der Figuren muß hier allmählich aufhören, weil die Darstellung fast nur noch in den verwandten Bildern von Licht, Glanz, Flamme, Strahlen, Funken, Feuer, Gluth u. dergl. sich bewegt, die ja schon an und für sich bestimmtere Contouren nicht zulassen. Je mehr aber solche umrißlose Bilder für beseelte und in menschlicher Erscheinung gedachte Wesen gebraucht werden, um so mehr verliert das Gedicht hier an Anschaulichkeit. ... Ueberhaupt nehmen in dem Paradiese wissenschaftliche Untersuchungen und gelehrte Erörterungen einen großen Raum ein, und da sie für die Poesie doch ein gar zu spröder Stoff sind, so wird auch bei ihnen trotz aller herbeigezogenen Bilder der rein poetische Genuß sehr abgeschwächt, bisweilen geradezu aufgehoben."

In Bezug auf solche Lösungen scholastischer Probleme beobachtet der Nacherzähler eine weise Enthaltsamkeit, — „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister," — an geeigneten Stellen aber giebt er dem Dichter selbst das Wort, den er in den verschiedensten Verdeutschungen reden läßt, je nachdem hier dieser, dort jener Uebersetzer glücklicher gewesen zu sein schien.

So werden diese Vorträge, deren Druck der Beifall veranlaßt hat, den sie vor den Zuhörern fanden, auch an Lesern hoffentlich zahlreiche Freunde gewinnen, sie sind, obwohl sie alle ihre Stoffe aus vergangenen Zeiten wählen, dennoch alle recht sehr „zeitgemäß".

Nebenbei kann man an dem Buche noch eine erfreuliche kleine Wahrnehmung in Bezug auf richtigen Sprachgebrauch machen: den meisten Schriftstellern scheint neuerdings der Unterschied von Vergleich und Vergleichung gänzlich abhanden gekommen zu sein, hier aber wird mit gutem Recht, wahrscheinlich doch auch mit gutem Bewußtsein, im Sinne von comparatio stets Vergleichung gebraucht, nie das den lateinischen compromissum, pactio etc. gleichwerthige „Vergleich". Der richtige Gebrauch der deutschen Wörter ist aber doch wohl nicht minder wichtig, als der Gebrauch richtig deutscher Wörter, für den die Sprachreiniger eifern.

F. H.

---

*) Historische Rückblicke. Sechs Vorträge, zu milden Zwecken gehalten von R. Holzapfel. Magdeburg, Heinrichshofen, 1867.

Türkei.

Eine türkische Denkschrift über die Lage und Zukunft des türkischen Reiches.

An die Redactionen mehrerer deutschen Zeitungen ist ein in französischer Sprache abgefaßtes Schriftstück gelangt, welches von Zia Bey als Verfasser unterzeichnet und aus der Officin des Pariser Druckers Sr. Heiligkeit des Papstes und des Erzbisthums von Paris hervorgegangen ist, also hinsichtlich des legitimen Ursprungs wohl keinen Zweifel zuläßt. Es bezeichnet sich in der Ueberschrift kurzweg „Memorial sur la situation actuelle de l'Empire Ottoman".

Dieses Memoire verdient in jeder Hinsicht mehr Aufmerksamkeit, als ihm zu Theil zu werden scheint, denn es enthält nicht bloß schwere Anklagen gegen Rußland, deren Berechtigung Niemand bestreiten will, sondern noch härtere Beschuldigungen gegen die hohe Pforte und die Türkenwirthschaft selber, welche angesichts der Bemäntelungs-Versuche der türkischen Preßbüreans jetzt um so werthvoller sind. Auch scheint der Schlußsatz darauf berechnet, Europa auf eine bald zu erwartende Stambuler Palast-Revolution vorzubereiten.

Das Schriftstück beginnt mit dem Hinweise, daß die Dinge im Orient zu einer gefährlichen Krise drängen, die vielleicht schon im nächsten Frühjahre die Ruhe Europa's stören wird, obwohl erst 11 Jahre seit der Unterzeichnung des Friedens verflossen sind, der mit so schweren Opfern an Blut und Geld erkauft wurde, um Rußlands Einfluß im Orient zu brechen und die Unverletzbarkeit der Türkei zu sichern.

„Wenn", so fährt der Verfasser fort, „ich in diesem ernsten Augenblicke meine Stimme erhebe, dann thue ich dies im Gefühle der Pflicht und in der Ueberzeugung, daß die hohen Funktionen, welche ich in meinem Lande ausgeübt habe, mir wohl die Fähigkeit geben, die thatsächliche Situation richtig zu würdigen. Meine Erfahrung ist das Resultat eines 25jährigen Dienstes, theils in der hohen Administration, theils als Geheim-Secretair des regierenden sowie des verstorbenen Sultans, theils als Groß-Kanzler im Ministerium des Auswärtigen, als Justiz-Minister oder als Mitglied des großen Rathes und als General-Gouverneur. Ich glaube im Stande zu sein, dem von Rußland und der hohen Pforte selber getäuschten Europa authentische Belehrung über die wahren Ursachen der Uebel zu geben, welche auf dem Orient lasten und unheilbar zu sein scheinen."

Nach solcher Introduction des Autors darf man ihm wohl glauben, wenn er behauptet, es sei die absolutistische türkische Regierung, welche im Despotismus jede Monarchie unerreichbar überträfe, die Hauptursache der Lage der Dinge. Die unumschränkte Gewalt der hohen Pforte würde indessen keineswegs vom Sultan ausgeübt, hätte auch nicht seine Größe und ebenso wenig den Ruf seiner Regierung im Auge, denn sie befände sich ausschließlich in den Händen einiger Großwürdenträger, welche sich für unentbehrlich hielten und das Vertrauen des Sultans mißbrauchten, ja schon so weit gelangt wären, daß sie den Souverain in seinem eigenen Palaste fast wie einen Gefangenen hielten und zwischen ihm und der Welt eine unübersteigliche Scheidewand errichtet hätten. Seit einer Reihe von Jahren herrscht der Sultan, aber die Minister regieren und zwar mit der unbeschränktesten Macht; die fähigsten Köpfe seien bei Seite geschoben und entfernt, damit nur ja kein Licht sich Bahn breche. Daher käme es, daß die Vertreter der großen Mächte in Konstantinopel nur mit den unfähigsten Beamten zu thun hätten und des Glaubens wären, man habe überhaupt in der ganzen Türkei keine besseren, um jene zu ersetzen. Diese letztere Ueberzeugung würde sogar vom Sultan selber getheilt, der, trotz seiner persönlichen Abneigung gegen seine Minister, doch keine anderen suche, damit Europa, welches seit 25 Jahren immer dieselben Leute sieht, nicht die Unannehmlichkeit habe, neue Würdenträger zu finden. Dieser doppelte Irrthum würde mit Recht von den Interessirten nach Kräften ausgebeutet.

Was nun die politische Richtschnur der „Hohen Pforte" beträfe, so hätte sie eine solche eigentlich bis heute noch nicht gehabt, denn ihre Politik hinge meistentheils von der Geschicklichkeit der Vertreter auswärtiger Mächte ab, was so weit ginge, daß die Ernennungen der höheren Beamten von dem Belieben der fremden Gesandten abhängig wären. Der General-Gouverneur einer Provinz würde z. B. abgesetzt, wenn er mit einem fremden Consul in Conflict geriethe; die höchsten Stellen im Innern des Landes würden unwissenden, unbeliebten und schlechtgesinnten Leuten anvertraut; es genüge, von einem der Minister unterstützt zu werden. Ueberall herrsche Bestechlichkeit und Verschleuderung, denn der Straflosigkeit sei man vollkommen sicher, sobald man nur einen mächtigen Gönner habe.

Das Volk würde von ganz unverhältnißmäßigen Auflagen erdrückt und durch die indirecten Steuern völlig ruinirt, während die willkürliche Rekrutirung es decimire und der Mißbrauch der Gewalt es zur Verzweiflung treibe. Das Rechnungswesen ohne Controle und ohne Verantwortlichkeit trockne die Quellen des Staatsschatzes aus; die Parteilichkeit der Gerichte erzeuge Ungerechtigkeit, „kurz gesagt, die Verwaltung ist willkürlich und die allerunfähigste". Europa, welches von seinen Agenten schlecht unterrichtet und durch die Intriguen Rußlands getäuscht würde, glaube allein an eine Unterdrückung der Christen; dies sei jedoch ein gewaltiger Irrthum, denn nicht bloß die Christen, sondern auch die Muselmänner würden schlecht regiert und hätten Ursache zur Klage, die Muhamedaner sogar noch weit mehr als die Christen, weil Letztere wenigstens von den fremden Gesandten und Consuln beschützt würden. Grade dieser Schutz, diese exclusive Stellung der Christen sei es, was die „schutzlos preisgegebenen" Muselmänner das Schlimme ihrer Lage doppelt fühlen ließe und Unfriede zwischen beide Theile säe, der nur Rußland zu Gute käme, welches überhaupt alle Früchte des Pariser Friedens ohne Mitbewerber genösse.

Zia Bey sieht nun schon im Geiste die Heere Europa's wieder mit denen Rußlands auf den Gefilden der Türkei im Handgemenge, während in allen asiatischen und europäischen Provinzen des weiten Reiches die Flamme des Aufruhrs lodert und die Bevölkerungen einander in blutiger Metzelei zerfleischen; ja er hört schon die Stunde des Zusammensturzes dieses Staates von 36 Millionen deutlich schlagen. Und an Allem ist trotz alledem nur Rußland und Europa schuld. Bloß ein einziges Mittel gäbe es, dieser Katastrophe vorzubeugen und dies ist selbstverständlich die „radikale Reform" der türkischen Regierung und aller osmanischen Institutionen, „jedoch eine Reform, welche durch die Thatsachen sanktionirt wird". Von der „Hohen Pforte" habe man freilich nichts zu erwarten, denn gegen das Drängen nach dieser Reform mache sie bald „die Unfähigkeit des Souverains", bald den „Fanatismus der Muselmänner" geltend; es wüßten indessen Alle in der Türkei, daß der Sultan für seinen Theil gar nicht einmal die Macht habe, die Minister vom

Guten oder Bösen abzuhalten und daß diese Herren sich geschickt der schreienden Inconsequenzen in den großherrlichen Decreten bedienten, um daran die Allgewalt des Sultans und die sogenannte Unschuld der Minister zu zeigen. Die Berufung auf den muselmännischen Fanatismus hätte erst recht keine reelle Grundlage, denn wann hätten die Muhammedaner jemals die Regierung verhindert zu thun, was ihr gutdünkte? Dieser sogenannte Fanatismus käme demnach gar nicht in Betracht.

Nachdem der radikale Verfasser nun noch einmal die Schale seines Zornes über Rußland entleert und einige Seitenhiebe auf Europa hat fallen lassen, weil Letzteres nicht weiß, was es will, kommt er zur Hauptsache, zur Ausführung der Reform. Die bisherigen Minister sind hierzu natürlich weder willig noch brauchbar, aber „glücklicherweise besitzt das Land praktische und intelligente, dem Souverain bekannte Männer, welche sich des öffentlichen Vertrauens erfreuen und fähig sind, an dem großen Werke der Wiedergeburt mit Erfolg zu arbeiten." Nach diesem Fingerzeige auf sich selbst und seine Genossen, schließt er mit den bedeutungsvollen Worten: „Indessen, um dieses Werk zu vollenden, bedarf es entweder einer fremden Einmischung oder einer inneren Revolution, oder der Initiative des Sultans, die von den Sympathieen Europa's unterstützt wird. Die letzte Alternative wäre die segensreichere, um friedlich eine für den europäischen Frieden so wichtige und verwickelte Frage zu lösen, die mit Recht die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in Anspruch nimmt."

Zia Bey, der solchermaßen zu Europa spricht, ist ein Türke, dies darf man nicht vergessen, und die Türken sind Schlauköpfe, weit geriebener selbst wie Griechen und Armenier; seine Beschuldigungen der hohen Pforte und der ganzen türkischen Regierungsweise kann man für baare Münze nehmen, denn seine Aussagen sind nur Bestätigungen dessen, was vorurtheilsfreie Europäer schon berichtet haben, und es sollte den osmanischen Preß-Agenten schwer werden, dieselben zu widerlegen. Was aber seinen Wunsch betrifft, die „völlig schutzlosen Muselmänner" den Christen „gleichzustellen", so ist dies der Pferdefuß, an welchem man den durchtriebenen Mephistophel erkennt, denn da wir bis jetzt von keinem Türken gehört haben, der sich in seinem eigenen Lande unter fremden Schutz zu stellen Lust gehabt hätte, so bleibt nur übrig, die Christen (soll heißen Rajahs, zu denen auch die Juden gehören) nominell aus dem Schutzbereich der Großmächte zu rücken, so weit dies nicht durch die Verhältnisse thatsächlich schon geschehen ist. Denn wie unbestreitbar nachgewiesen, reicht der fremde Schutz nur so weit, wie das Wahrnehmungs-Vermögen und der gute Wille der fremden Vertreter. Der fragliche Schutz ist überhaupt nur für religiöse Angelegenheiten zugestanden und wird unter diesem Vorwande mitunter zum Besten der Rajahs, stets aber zum Vortheil der betreffenden Schutzmacht auch auf weltliche Verhältnisse ausgedehnt. Es ist jedoch eine Unwahrheit, daß nur Rußland durch die Ausübung des religiösen Schutzrechts eine Handhabe zur Zertrümmerung der Türkei besitze, weil Oesterreich und Frankreich nicht nur eben so viel, sondern sogar noch mehr Einfluß wie Rußland haben, und zwar durch das Schutzrecht des römischen Katholicismus, den erstere Macht besonders in Bosnien, letztere hingegen vorwiegend in Syrien bis zur bewaffneten Intervention ausnützt. Uebrigens greift grade der Staat, welchem gar kein religiöses Schutzrecht in der Türkei zusteht, nämlich das hochkirchliche England, noch energischer in die Geschicke des Osmanenreiches ein, wie Rußland, und ist dabei so anständig nur sein nacktes, materielles Interesse und niemals die Religion vorzuschieben, weshalb auch, wie uns Dr. Schweinfurt belehrt, die Briten im Orient nicht für Giaurs, sondern für rechtgläubige Muselmänner gehalten werden, selbstverständlich nur von den unwissenden Muhammedanern.

Außerdem giebt es eine Macht, die, ohne einen Staat zu repräsentiren, in der Türkei einen gewaltigen Einfluß hat: es ist dies die römische Kirche, vertreten durch die Jesuiten, die Mitglieder der römischen Propaganda und den Orden der Franziskaner. Diese Macht wird von der Hohen Pforte zärtlich gepflegt, weil sie die griechisch-katholischen Nationen als solche zersetzt und in den Kabinetten der meisten Staaten Sitz und Stimme, außerdem in der ultramontanen Presse eine mächtige Stütze hat, — Vortheile, welche alle der Türkenwirthschaft direct zu Gute kommen. Man sehe nur genau hin und lese die rosigen Schilderungen über türkische Zustände im Pariser Monde und seinen diesseitigen Filialen! Freilich, die Zukunft und das ganze Bestehen des römischen Katholicismus in der Türkei hängt von dem Bestehen der Türkenwirthschaft ab und von dem Umstande, daß Preußen nicht eines schönen Tages auf die Idee kommt, sich zur Schutzmacht des orientalischen Protestantismus aufzuwerfen und den Rajahs, welche zu ihm übertreten, dieselben Rajah-Rechte zu sichern, wie solche den römischen Proselyten gesichert sind, während jetzt der Rajah, als protestantischer Proselyt, sofort die wenigen Rechte verliert, welche er als griechischer oder armenischer Katholik gegenüber der Regierung und der fanatischen andersgläubigen Bevölkerung besaß und deshalb zum gehetzten Wilde wird.

Dies Alles verschweigt Zia Bey wohlweislich und nur auf Beseitigung des Schutzes, dessen sich die griechischen Bekenner durch Rußland erfreuen, dringt er, während er andererseits nur auf radikale Reform des türkischen Gouvernements und der Institutionen, aber nicht auf Reform des Türkenthums oder der türkischen Nation dringt; wahrscheinlich weil er sehr wohl weiß, daß bei einem derartigen Experimente der von ihm so gering geschätzte „muselmännische Fanatismus" ein ernstes Wort mitsprechen würde. Das Schicksal der Türkei läßt sich nun einmal durch Decrete und allerhand papierne Reformen nicht aufhalten, und selbst das anderweitig als bevorstehend angekündigte Umstoßen der bisherigen verderblichen Thronfolge-Ordnung wird wenig bessern, obwohl dieser Schritt gegen die religiösen und nationalen Grundsätze schroff genug verstieße. Vielleicht beschleunigt grade diese Beleidigung des „legitimen" Rechtsgefühls des Volkes die Auflösung der gährenden Masse.

Franz Maurer.

England.

Das Institut der Königin in Dublin.

Den Mittheilungen über die Verhandlungen des sozialwissenschaftlichen Congresses, der im vergangenen Herbst zu Belfast tagte, lassen wir heute noch einen daselbst von Miß Corlett abgestatteten Bericht über das Institut der Königin in Dublin folgen, der zugleich als Fortsetzung und Ergänzung unserer früheren Besprechungen dieser segenbringenden und nachahmungswerthen Einrichtungen dienen möge.

„Das Institut der Königin in Dublin ward in der Absicht gegründet, Frauen, welche auf den eigenen Erwerb ihrer Existenzmittel angewiesen sind, dazu durch geeigneten Unterricht die

Möglichkeit zu verschaffen und ihnen zugleich Gelegenheit zur Verwerthung der erlangten Kenntnisse zu bieten. Während des nunmehr sechsjährigen Bestehens der Anstalt haben daselbst Unterricht und Beschäftigung empfangen: 347 Frauen und Mädchen im Maschinennähen, 80 in der Telegraphie, 145 in den Handelswissenschaften, 24 in der Correspondenz in fremden Sprachen, 80 als Schreiberinnen für Advokaten, 31 im Zeichnen, 27 in der Lithographie, 53 in der Photographie und 3 im Coloriren von Zeichnungen."

Miß Corlett hob sodann hervor, welche große Schwierigkeiten es mache, Frauen, welche in einer andern Lebenssphäre geboren und die sich plötzlich durch einen Umschwung der Verhältnisse genöthigt sehen, für sich selbst zu sorgen, dazu durch Arbeit tüchtig zu machen. Sie fand die ganz natürliche Erklärung dieses Uebelstandes in der Mädchen-Erziehung der höheren Klassen des Mittelstandes, die recht systematisch darauf berechnet scheine, den Frauen jede Selbständigkeit, jedes Vertrauen auf die eigene Kraft zu nehmen und ihnen von der andern Seite einen ganz ungerechtfertigten Dünkel einzupflanzen — eine Bemerkung, der wir, gestützt auf die von uns in Deutschland auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen, vollständig beipflichten müssen. Nichtsdestoweniger freut und rühmt sich die Berichterstatterin der Erfolge des Instituts, in dessen Arbeitslisten im Ganzen 925 Damen eingeschrieben wurden, während 458 wirklich Beschäftigung erhielten. In den verschiedenen Abtheilungen des Instituts sind 43 Damen als demselben angehörig regelmäßig beschäftigt; ebenso werden die einzelnen Klassen von Damen besucht, welchen es mehr um die Ausbildung, als um den Erwerb zu thun sei.

Nachdem die Berichterstatterin noch mitgetheilt, daß das Comité des Instituts Schülerinnen, welche in Dublin nicht einheimisch sind, unter seinen ganz besondern Schutz nehme, um auf diese Weise die Anstalt immer mehr zu einer nationalen zu machen, kam sie auf die Schwierigkeiten zu sprechen, die es habe, junge Mädchen bei Gewerbtreibenden als Lehrlinge unterzubringen und gab eine Uebersicht des Lehrgeldes, das im Allgemeinen beansprucht werde und im Gegensatz dazu des Salairs, welches weibliche Verkäuferinnen u. dgl. erhielten. Hierauf empfahl die Vortragende noch, Frauen beim Gefängnißdienst und bei öffentlichen Bibliotheken anzustellen, vor Allem aber: den Töchtern eine Bildung angedeihen zu lassen, welche sie nicht absolut auf Eine Beschäftigung anweise, sondern es ihnen möglich mache, zu einer andern zu greifen, wenn ein Umschwung der Verhältnisse, eine Caprice der Mode und dergleichen die erstere weniger lukrativ gemacht habe.

Miß Corlett schloß ihren Bericht, indem sie die erfreuliche Wahrnehmung eines Umschwungs in der öffentlichen Meinung constatirte; von der einen Seite hörten die Frauen auf, den ehelichen Broderwerb für eine Schande anzusehen, von der andern fasse man mehr Vertrauen zu ihren Leistungen und nehme nicht so viel Anstand wie früher, sie in dieser und jener Branche zu beschäftigen. Bleibe auch noch viel zu thun und zu wünschen übrig, so dürfe man doch bereits die Morgenröthe einer Zeit begrüßen, wo die Welt das unbeschränkte Recht der Frau auf Arbeit ohne Widerspruch anerkennen werde.

Die Versammlung nahm den Bericht mit großem Beifall auf. Sir Robert Kane erklärte, die Erziehung des weiblichen Geschlechtes erscheine ihm beinahe noch wichtiger, als die des männlichen Geschlechtes; es sei daher allen auf Verbesserung derselben abzweckenden Institutionen von Seiten des Congresses die größte Aufmerksamkeit zu schenken."

Nord-Amerika.

Aus den amerikanischen Briefen eines Livländers.

Die in Riga erscheinende „Baltische Monatsschrift", die in ihrem Jahresschluß-Worte von 1867 dieses Jahr als eines von der tiefgreifendsten Wirkung für Kur-, Est- und Finnland bezeichnet, als ein Jahr, das die schönsten Blüthen des öffentlichen Lebens dieser Provinzen mit Vernichtung bedroht, muß doch über diesen Punkt, d. h. über den von Moskau aus gegen das deutsche Bildungsleben in Kur-, Est- und Finnland unternommenen Vernichtungskampf, den hohen obrigkeitlichen Befehlen gegenüber, Stillschweigen beobachten. In ihrem letzten Monatshefte bespricht sie daher von heimischen Angelegenheiten nur das baltische Central-Irrenhaus und das russische Silber-Agio. Dagegen läßt sie sich aus Amerika von einem in Newyork wohnenden Livländer anziehende Briefe über Menschenwürde, Rechtsbewußtsein und bürgerliche Freiheit schreiben — Briefe, aus denen nicht bloß in Rußland, sondern auch in Deutschland und selbst in Amerika Manches zu lernen ist. Wir theilen, zur Empfehlung der wackern „Baltischen Monatsschrift", Folgendes daraus mit:

„Der große Irrthum, den die Amerikaner fast immer in ihrer Selbstbeurtheilung begehen, liegt in der falschen Annahme, daß sie, mindestens seit dem Unabhängigkeits-Krieg, isolirt, oder richtiger gesagt, ganz auf eigenen Füßen stehen. So gewiß alle die Einwanderer, von den ersten an bis auf die heute in Castle-Garden ausgeschifften, in Europa von europäischer Kultur großgezogen worden, so gewiß ist auch die ganze amerikanische Entwickelung, von den ersten Niederlassungen in Virginien bis auf die eben sich abspielende Wahlbewegung von europäischem Denken und Forschen, von europäischen Anschauungen und Kultur-Ideen in eminentester Weise beeinflußt worden. Genügt nicht schon die bloße Erinnerung an den ungeheuern Procentsatz, den die Eingewanderten stets in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten gebildet haben, dies a priori als gewiß erscheinen zu lassen? Wird es nicht über allen Zweifel erhoben, wenn man — und das wird von keinem denkenden Amerikaner geleugnet — bedenkt, wie ungleich entwickelter Philosophie, Wissenschaft, Kunst und schöne Literatur in Europa sind, als in Amerika? Und sind diese etwa nicht, wie sie es doch in allen Kulturstaaten gewesen, auch in Amerika die wesentlichsten Factoren des Entwickelungsganges, seine Richtung, wie seine Geschwindigkeit bestimmend?

Aber sehen wir auch hiervon ganz ab, so können wir doch mit Gewißheit erweisen, wie der Kulturgang Amerika's nicht ein in den Kardinalpunkten von dem europäischen wesentlich verschiedener, sondern vielmehr vollkommen der gleiche ist, ja der gleiche sein muß. Die Gesetze geschichtlichen Werdens und Lebens sind auf dieser Seite des Atlantischen Oceans nicht anders, als auf jener: sie sind einerlei, unabänderlich, ewig. Das ist keine todte abstracte Theorie, sondern die beweisbare und lebendige Lehre der Weltgeschichte. Es ist hier nicht der Ort für historisch-philosophische Untersuchungen, und ich bin auch weit davon entfernt, sie unternehmen zu wollen. Ich habe den Satz nur in diesem meinem ersten Briefe aussprechen wollen, weil man, sobald es sich um Amerika handelt, ihn in der Regel vollständig vergißt, und weil Alles, was ich Ihnen im Laufe der Zeit zu melden haben werde, Sie und Ihre Leser von Mal zu Mal selbstredend mehr von der Wahrheit desselben überzeugen

wird. Ohne alle Polemik werde ich schlicht die Thatsachen berichten, oder doch meine Berichte so abfassen, daß eine scharf markirte Scheidewand zwischen meiner subjectiven Kritik und den nackten Thatsachen gezogen ist, und doch wird jeder Leser, dessen Geistesaugen nicht von Natur geschlossen, und der sie nicht absichtlich schließt, sich mit zwingender Nothwendigkeit zu dem Schluß geführt sehen, daß die Amerikaner seine Brüder, d. h. „Fleisch von seinem Fleisch, und Geist von seinem Geist" sind. Und nochmals, weil dem so ist, erscheint es mir wohl gerechtfertigt, dem baltischen Publikum in „baltischen" Blättern ab und zu zu erzählen,

„Wie im fernen ungeheu'ren Wunderlande
„Menschen leben, lieben, hassen und vergeben."

Sie werden mich entschuldigen, wenn ich diesen introducirenden Sätzen heute noch einige Bemerkungen über die gegenwärtige politische Lage des Landes hinzufüge. Gerade in diesem Augenblick ist es aber wieder einmal vorzüglich die Politik, welche das Land in eine Krise stürzt, die schon jetzt in allen Verhältnissen auf das Empfindlichste fühlbar ist, und es von Tag zu Tag mehr wird. Und außerdem ist die gegenwärtig schwebende Frage besonders dazu geeignet, darzuthun, wie durchaus gleich die große geistige Bewegung ist, die seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Europa, wie hier, in hartem wechselvollen Kampfe einen Fußbreit Landes nach dem anderen erstreitet.

Die Zeitungen haben Ihnen gemeldet, daß bei den jüngsten Wahlen die Demokraten in Kalifornien, Ohio, Pensylvanien und New-York den Sieg über die Republikaner davongetragen. Uebersetzen Sie das ins Europäische, so heißt es ungefähr so viel, als: „Rom ist noch immer in den Händen des Papstes und Garibaldi schmachtet im Gefängniß;" oder: „die Hoffnungen auf Aufhebung des Concordats in Oesterreich sind wieder zu Schanden geworden." Noch sind die Leichen in den Riesengräbern von Bull-Run und Gettysburgh nicht in Asche zerfallen, und schon wieder steigen dichte Nebel aus dem Boden, die sich in den Augen manches allzu ängstlichen Patrioten zu Schwertern, Kanonen und Monitors zusammenballen und einen unheimlichen Blutgeruch zu haben scheinen. Das heißt nun wohl die Dinge etwas zu trübe ansehen. Gewiß aber ist doch, daß die Früchte des furchtbarsten Kriegsreigens, den die Welt je aufführen gesehen, zum Theil wieder eingebüßt und zum noch größeren Theil wieder in Frage gestellt sind. Die Aristokratie des Südens, die mit Paulet zu reden

„Den Christus in der Hand,
„Die Hoffahrt und die Weltlust in dem Herzen"

hat, die zu allen Zeiten mit lautester Stimme „Freiheit" geschrieen, und dazu mit der Büffelgeißel den Takt auf den Rücken der Schwarzen schlug, erhebt ihr Haupt wieder so anmaßend und frech, wie damals, als Washington fürchtete, beim Morgengrauen die Trompeten der Rebellen vor seinen Thoren zum Morgenständchen erschallen zu hören. Fragen Sie mich: „Wer trägt die Schuld daran?" so antworte ich ohne Zögern: „die Republikaner." Den Pfeil, den sie in's Schwarze geschossen, den haben sie in ihrem Siegesrausch wieder herausgerissen und nun weit über das Ziel hinausgesandt; hohnlachend haben ihn die Demokraten vom Boden aufgegriffen und mit bestem Erfolg auf sie selbst zurückgeschleudert. Die Sklaverei gänzlich und für immer zu vernichten war recht, und darum haben sie es auch zu Wege gebracht. Eines schweren Irrthums aber haben sie sich schuldig gemacht, denn sie meinten, ihr Machtspruch könne nun auch wirklich den Neger zum freien Mann machen, d. h. ihm die Fähigkeit geben, sich selbst zu regieren. Nichts lernt sich so schwer, als die Freiheit. Und die Schwarzen, die von den Zeiten des Las Casas bis in dieses Jahrzehend geflissentlich brutalisirt wurden, sollten sie durch das bloße Wort „Du bist frei" wirklich frei geworden sein?! Dem Neger jetzt das Stimmrecht geben, hieße den Süden ganz in seine Hand legen, und die Demokraten hatten nicht Unrecht einen Racenkrieg als mögliche Folge hiervon anzusehen, zu fürchten, daß bei der nächsten Präsidentenwahl ein Schwarzer in das „Weiße Haus" einziehen würde, und das eine Entehrung der Republik zu nennen. Ben Wade, „the old republican warhorse", das alte republikanische Streitroß, soll vor einigen Tagen gesagt haben: „So gewiß Gott gut und der Himmel über uns ist, so gewiß werden wir es früh oder spät doch durchsetzen, daß dem Neger volle politische Gleichheit ertheilt wird." Davon bin ich nicht weniger fest überzeugt, als Ben Wade. Allein ebenso sicher bin ich davon überzeugt, daß sie es erst dann durchsetzen, oder mindestens erst dann es zum Frommen des Landes durchsetzen werden, wenn sie die Neger so weit erzogen haben, daß sie einen einigermaßen vernünftigen Gebrauch von ihrem Stimmrecht machen können.

Ob Ben Wade ebenso sicher in seiner zweiten Prophezeihung geht, daß General Grant nicht Präsident werden wird, scheint mir mehr als zweifelhaft zu sein. Kann überhaupt noch ein Republikaner Präsident werden — das scheint mir der Ausgang der Wahlen im Staate New-York mit Gewißheit festgestellt zu haben — dann ist es nur Grant, der Mann mit der undurchdringlichen Maske, aus dem selbst der scharfäugige Wade nicht hat herauslocken können, wie er eigentlich denkt. Wäre jeder Republikaner der Vereinigten Staaten ein so ruhiger Denker wie der alte Ben, dann, aber auch nur dann wäre sein festes Vertrauen gerechtfertigt, daß „nie militärischer Ruhm vermögen wird, die Stimmen des Volkes in die eine oder die andere Wagschale zu werfen." Der alberne Schwindel, den sie jetzt durch Wochen hindurch mit dem eine Präsentations-Reise machenden Sherman treiben, zeigt deutlich genug, wie sehr auch noch hier die Augen durch blutige Lorbeeren geblendet werden. Trotz aller Donnerworte des alten Vorkämpfers der Radikalen vermuthe ich bestimmt, Grant den Platz Andrew Johnson's einnehmen zu sehen. Und wird er Präsident, so wird er es nur, weil man ihn für den Größten unter den Kriegsherren hält, sonst nichts von ihm weiß, und ihn für einen anständigen Mann hält. Bestätigen sich meine Vermuthungen, dann will ich nur hoffen, daß die Amerikaner nicht allzuhart dafür gestraft werden, daß sie den Warnruf Mirabeau's vergessen: „Wehe, und nochmals wehe dem Volk, das da dankbar ist!"

Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls hat diese politische Krise, verbunden mit den sich soeben in Europa abspinnenden, die allerunangenehmsten Wirkungen auf die Taschen. Daß das äußerst unbeständige Klima New-Yorks viel Brustkrankheiten, namentlich Schwindsucht erzeugt, ist bekannt. Vor dieser Gefahr kann man sich jedoch durch Vorsicht und warme Kleidung ziemlich sicher stellen. Gegen die in diesem Herbst epidemisch grassirende galoppirende Schwindsucht der Beutel aber scheint sich noch gar kein Mittel finden zu wollen. Den ganzen Herbst über war der Markt „tight", eng; seit vierzehn Tagen aber heißen sie ihn, „dead drunk", todt betrunken; er ist ganz leblos, und man kann keinen Cent aus den Taschen der Leute herausbekommen. Gar Viele, die sonst das Geld nicht schonten, legen sich daher jetzt auf's Sparen. Es ist nicht wenig bezeichnend, daß die ersten Ersparnisse an der Erziehung der Kinder gemacht werden: sie werden aus den weit besseren Privatschulen herausgenommen

und in die freien öffentlichen Schulen gegeben. Ein künftiger Brief wird mir wohl Gelegenheit geben, ein weiteres Wort über das hiesige Schul- und Unterrichtswesen zu sagen. Es ist das eine der interessantesten Erscheinungen in dem amerikanischen Leben, und giebt in vielen Fragen den besten Schlüssel zu dem eigenthümlichen Volkscharakter."

Lord Lytton über den Spiritualismus.

The Last Sensation ist der bezeichnende Name eines seit Beginn dieses Jahres in Newyork erscheinenden illustrirten Wochenblattes. Seine letzte Nummer bringt unter vielen haarsträubenden und schaudererregenden Ereignissen auch Berichte über neue Manifestationen des „Spiritualismus", der ja in Amerika immer noch nicht ausgestorben ist. Die Anhänger desselben in England wie in Amerika beriefen sich bisher immer auf die Autorität Lord Lytton's (Bulwer's), der in seiner letzten Erzählung A Strange Story sich ihrem Glauben anzuschließen schien. Ein Mr. Benjamin Coleman richtete nun vor einiger Zeit einen Brief an Lord Lytton mit der Bitte, seine wirkliche Ansicht über diesen Punkt aussprechen zu wollen. Die Antwort, welche die Last Sensation mittheilt, lautet:

„Von den Phänomenen, die bei Mrs. Houghtons oder den Marshals vorgekommen sein sollen, habe ich kein einziges durch persönliche Anschauung kennen gelernt. Sie müssen sehr wunderbar sein, wenn sie wahr sind. Ich muß es ablehnen, irgend eine Ansicht über die Ursachen solcher Wirkungen auszusprechen (sofern sie nicht auf Betrug zurückzuführen sind), weil ich nicht eine genügende Anzahl konstatirter Thatsachen gesammelt habe um eine wissenschaftliche Theorie darauf gründen zu können. Soviel ich von dem Gegenstande gesehen oder darüber gelesen habe, so erscheint es mir nicht nöthig, seine Zuflucht zu einer Maschinerie der Geisterwelt zu nehmen, um Erscheinungen zu erklären, welche durch äußere Eindrücke auf unsere Sinne hervorgebracht werden, durch Kräfte, welche in einer andern materiellen Erscheinung ihren Ursprung haben (dem Medium nämlich), und die durch die Materie wirken, wenn auch nur so viel Materie, als die komplizirte Organisation der menschlichen Stimme verlangt. In allen Streitschriften über diese Frage habe ich keine klare Definition darüber gefunden, was ein Geist sei; auch scheint mir die Untersuchung darüber nicht durch jene Kanäle geleitet worden zu sein, die ein Physiologe oder Metaphysiker benutzen würde. Alle Experimente, denen ich beigewohnt habe, auch wenn sie als ganz aufrichtig bewiesen waren, streiten gegen die Annahme, daß die Erscheinungen durch die Geister der Todten hervorgerufen seien; und ich denke mir, daß kein Mensch, der im Stande ist, seine Taschen zu wahren, sein Eigenthum einem Forderer überlassen wird, der so wenig im Stande ist, ein Kreuzverhör zu bestehen, wie mancher von den citirten Geistern, der behauptet, Euer Vater oder Freund zu sein, seinen Todestag angiebt und dann fortfährt, Unsinn zu sprechen, zu dem er während seines Lebens nicht fähig gewesen wäre. Ich kann mir keine traurigere Vorstellung einer zukünftigen Welt denken, als eine, in der Shakespeare und Voltaire zu Schafsköpfen herabgesunken sind, oder bestenfalls zu untermittelmäßigen Capacitäten."

Frankreich.

Von Spitzbergen zur Sahara.*)

Das Vorwort von Karl Vogt empfiehlt das Werk auf's Wärmste: „Es wird so viel Schund aus allen Sprachen der Welt übersetzt, während die trefflichsten Werke oft umsonst des Finders harren. So sehr Martin auch Franzose ist in Gesinnung und Richtung, so sehr ist er auf der andern Seite mit deutschem Geiste genährt und durch seine unter den Gelehrten seines Landes seltene Kenntniß der Kultursprachen befähigt, auch den Arbeiten und Richtungen der übrigen Länder Rechnung zu tragen. Martin war vielleicht der Erste, welcher die Franzosen mit den naturwissenschaftlichen Arbeiten Göthe's bekannt machte und sie den Dichter von dieser Seite kennen lehrte; er ist keiner jener Monographisten, welche durch Zählen von Federn und Abklatschen von Zähnen die Wissenschaft erschöpft zu haben glauben — seine Forschungen, Reisen und Abenteuer erstrecken sich über einen Raum, den nur wenige Forscher durchmessen zu haben sich rühmen können . . . . ."

Martin ist vorzugsweise Botaniker, doch auch in der Zoologie, Geologie u. s. w. hinreichend zu Hause. Sein Freund Bravais, mit dem er die meisten seiner Reisen machte, war ein wahres Genie auf dem Gebiete der mathematischen Physik. Das Werk selbst ist, obwohl streng wissenschaftlicher Natur, doch in einem fließenden Stile und mit jener Durchsichtigkeit und Verständlichkeit geschrieben, zu der man es in Deutschland nur selten bringt. Die wissenschaftliche Bildung, die es voraussetzt, um verstanden zu werden, ist sehr mäßig bemessen.

Die Einleitung bildet eine schöne Abhandlung über die Pflanzen-Geographie und ihre neuesten Fortschritte.

Die hier geschilderten Reisen sind nicht jungen Datums; die ersten derselben, zwei Reisen nach Spitzbergen, wohin Frankreich damals eine wissenschaftliche Kommission schickte, fallen bereits in's Jahr 1838 und 1839. Dies thut aber dem wissenschaftlichen Werthe der gemachten Entdeckungen keinen Abbruch; denn nicht in allen Fällen geht die Wissenschaft mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das Nordkap und Lappland untersucht, wo sich die Expedition während des Winters aufhielt. Aufsätze über die Versammlung der britischen Gesellschaft zu Edinburg im August 1858, über die Alpen-Gletscher, die Besteigungen des Montblanc schließen den ersten Band. Der zweite enthält neben den Reiseberichten Aufsätze ähnlichen Inhaltes.

Im Jahre 1856 unternahm Herr Martin einen botanischen Spaziergang längs der Küsten von Kleinasien, Syrien und Aegypten. Den Schluß macht „der Akklimatisations-Garten von Hamma bei Algier" und ein „Physisches Gemälde der östlichen Sahara in der Provinz Konstantine". Wir geben eine kleine Probe der Darstellungsweise:

„Es ist Zeit, die Sahara zu betrachten. Versetzen wir uns nach Bathna, 120 Kilometer südlich von Konstantine. Wir haben die Region der Hochebene zurückgelegt. Die Stadt Bathna

*) Stationen eines Naturforschers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Von Charles Martin, Professor der Naturgeschichte. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Mit Vorwort von Carl Vogt. Aus dem Französischen von A. Bartels. Zwei Bände. Jena, Hermann Costenoble, 1868.

liegt am Ende der letzten dieser allmählichen Flächen, 1060 Meter über dem Meere.

„Im Nordwesten erheben sich die Kämme des Atlas, mit Cedern gekrönt, welche sich am Himmel abheben. Die Pyramide des Dschebel Tugur, ähnlich den Piks der Pyrenäen und von den algerischen Kolonisten mit dem Namen des Cederpiks bezeichnet, beherrscht das ganze Terrain. Gegen Südosten erstrecken sich die Aures-Gebirge mit gerundeten Formen und mit Gehölzen von immergrünen Eichen und Aleppo-Föhren bekleidet. Das alte Lambessa liegt in einer Falte derselben versteckt. Die Wälle des römischen Lagers sind vollkommen sichtbar; die würfelförmige Masse des alten Prätoriums nimmt den Mittelpunkt desselben ein. Vier noch stehende Triumphbogen, Tempel, ein Aquadukt, Mosaiken, zahllose Grabsteine, Vorposten, mehr als siebenhundert Inschriften: das sind die Ueberreste einer Stadt, welche eine ungeheure Fläche bedeckt und deren Bevölkerung nicht unter 40,000 Seelen betragen haben kann. Tritt man gegen Nordwesten aus dem Lager von Lambessa heraus, so verfolgt man eine lange Reihe von Gräbern. Am äußersten Ende inmitten der Gerstenfelder, aus denen sich Wolken von Lerchen erheben, wanderte ich der Pyramide des Flavius Maximus, Präfekten der dritten Legion Augustus, zu. Dieses Denkmal fiel in Trümmer. Herr Carbuccia, Oberst und Alterthumsforscher, ließ es wieder herstellen, und den 4. März 1849 defilirte die Besatzung von Bathna an der restaurirten Pyramide vorbei, welche seit so vielen Jahrhunderten die Gebeine des Anführers der berühmten Legion deckt. Gewiß, wenn je Soldaten würdig waren, einem römischen General Ehren zu erweisen, so sind es die Soldaten dieser afrikanischen Armee, welche der Barbarei ein neues Frankreich dem ersten gegenüber am Ufer des Mittelländischen Meeres abgerungen hat, das von neuem die große Weltstraße geworden ist. Durch ihre Festigkeit die Araber im Zaume haltend, haben sie, wie ihre Vorgänger, Straßen eröffnet, Brücken gebaut, Aquadukte aufgeführt, Städte gegründet.

„Sechs Kilometer südlich von Bathna befindet sich ein breiter, gedrückter Hügelkamm, der sich mit der Ebene, über der er sich nur etwa 100 Meter erhebt, vermischt. Dort ist der Scheidungspunkt der Gewässer, welche im Norden dem Mittelländischen Meere, im Süden einem andern Meere zufließen, das nicht mehr existirt, jenem Meere, das einst die Wüste Sahara bedeckte. Der Cedernpik scheint wie ein riesiger Markstein auf die Gränze gestellt zu sein, die Gewässer seines Nordabhanges fallen durch die blaue Schlucht dem Rummel und dem Mittelländischen Meere zu, die des Südabhangs durch die Cedernschlucht in den Bergbach, der unter der Brücke von El-Kantara wegstreicht. Nachdem man den Sattel überschritten hat, ist eine Karawanserei, die von Ksur, der erste Posten, dem man begegnet. Den Kreide-Mergeln entrinnen prächtige Quellen. Ungeheure Heerden weißer Schafe und schwarzer Ziegen, von ihren arabischen Hirten gefolgt, stiegen in die Schluchten hinab, ohne sich zu verwirren, und Saharische Frauen, welche an den Ohren große, kreisrunde Ringe trugen, füllten Schläuche, welche sie auf Esel luden. Es war eine biblische Scene, in eine großartige und ernste Landschaft eingerahmt."

Griechenland.

Zur Sagen- und älteren Geschichte von Hellas.*)

Eine populäre Geschichte der Griechen von Professor H. W. Stoll in Weilburg hat vor Kurzem die Presse verlassen. Der Verfasser beansprucht nicht, mit ihr neben die „sehr bedeutenden Werke" über denselben Gegenstand, welche in den letzten Jahrzehnden vorzugsweise für gelehrte Fachmänner oder für Schulen geschrieben wurden, zu treten, sondern, „gestützt auf die neueren Forschungen und im Anschluß an die Erzählungen der alten Schriftsteller, eine einfache, aber durch eine gewisse Ausführlichkeit anziehende Darstellung für den Nichtgelehrten" zu liefern. Die Frage, ob ihm die Ausführung dieser Absicht gelungen, dürfen wir im Allgemeinen bejahen. Da die „neueren Forschungen" vorzugsweise die älteste und die Vorgeschichte dieses „geistreichsten Volkes der Erde" aufgehellt haben, so ziehen wir auch aus diesem Werke im Vergleich zu den älteren für jene Vorzeit den meisten Gewinn. Den bei den Griechen so großen Schatz der Sagen, welcher ihren Dichtern den Stoff zu ihren unsterblichen Kunstschöpfungen geliehen und der bei ihrem ältesten Geschichtsschreiber kritiklos in die Geschichte übergangen, hat er nicht bloß in seinen Grundzügen wiedergegeben, sondern ihm auch Erklärungen angefügt. So bezeichnet er die vergebliche Arbeit des Sisyphos, Königs der Handels- und Seestadt Korinth, als „ein Symbol der unermüdlich wogenden See, wenn man von der Naturseite her es erklären will, dagegen von der ethischen Seite betrachtet, das Bild eines Mannes, der seinen menschlichen Verstand rast- und ruhelos abmüht zur Gewinnung irdischer Güter, deren Besitz ihn doch nicht befriedigt". Die Sage von dem Trojanischen Pferd erklärt er „aus dem einfachen Gedanken, daß Troja durch einen Seezug der Achäer erobert worden ist. Das Roß ist ein Symbol des durch die Wogen hineilenden Schiffes; in dem hohlen Bauche des Meerrosses sitzen die gewappneten Krieger" u. s. w.

Wenn die Zugehörigkeit der Griechen, der Hellenen sowohl als der Pelasger, zur Arischen Völkerfamilie bemerkt und als Stammesverwandte nur der „größte Theil der italischen Völker, die Bewohner des vorderen Kleinasien" und „die Inder" angeführt werden, so hätten wir über diesen wichtigen und interessanten Zweig der „neueren Forschungen" eine größere Ausführlichkeit gewünscht, so namentlich über die Verwandtschaft der thrakischen Völker, welche in der Orpheus-Sage als gleichsprachige mit den Vorfahren der Hellenen erscheinen, über diejenige der Triballer, Geten, Daken, Gothen, Germanen u. s. w. Ebenso vermissen wir in der „geographischen Uebersicht" die Beachtung der gegenwärtigen Zustände, z. B. daß sich die alten Pelasger als Arnauten in Epirus wesentlich unvermischt erhalten haben.

Die Darstellung der griechischen Kunst, Literatur und Wissenschaft nimmt einen angemessenen Raum ein. Die Geschichte des Zeitraums von Alexander des Großen Tode bis zur Unterjochung durch die Römer ist sehr abgekürzt, je weiter gegen das Ende, desto mehr. Philopoimen, „der Letzte der Hellenen", wird in einigen Zeilen abgefertigt, ebenso der letzte Kampf der Achäer und die Zerstörung Korinths durch Mummius. Hier haben die äußeren Rücksichten auf den Raum dem Verfasser

*) H. W. Stoll: Geschichte der Griechen bis zur Unterwerfung unter Rom. 2 Bände. Hannover, bei Carl Rümpler, 1868.

denn doch einen unbilligen Zwang angethan. Das in jene Periode fallende Ringen eines in allen Zweigen der Kultur so außerordentlich überlegenen, aber staatlich zurückgebliebenen, durch innere Zersplitterung schwachen Volkes gegen ein rohes, kriegerisches, staatskluges und herrschsüchtiges hat unter allen übrigen hier dargestellten Begebenheiten für die Gegenwart vielleicht das meiste Interesse. Ueberhaupt hätte in einem für das große gebildete Publikum bestimmten Werke die Rücksicht auf die bewegenden Ideen der Gegenwart in Mommsen's Weise zur Erhöhung seines Werthes und Reizes einen Platz finden können.

Morgenländische Literatur.

Orientalische Festgabe der Universität Halle.

II.

Pott's Zahlwörter und Zählmethoden der Völker.

Pott, der unter den lebenden Sprachforschern wohl den weitesten Kreis von Sprachen beherrscht, brachte zu dem Feste der Philologen und Orientalisten in Halle eine Betrachtung der Zahlwörter, die er schon vor 20 Jahren einmal in einem Buche besprochen hat. Zu allen Zeiten übte dieser Redetheil, nach Laut und graphischer Darstellung, einen besonderen Reiz nicht nur auf die Linguisten, sondern auch auf andere Forscher (z. B. Alexander von Humboldt). Hier spricht Pott von demselben in zwei Artikeln, indem er im ersten die Stammverwandtschaft und die Stammverschiedenheit der europäischen Sprachen an den Zahlwörtern aufzeigt, im anderen die drei Haupt-Zählmethoden darlegt. Was den ersten Punkt betrifft, so beweisen die Zahlwörter eben so sicher, wie klar und handgreiflich, daß allerdings die germanischen, romanischen, keltischen und slavischen Sprachen und das Griechische stammverwandt sind, daß dagegen die Sprache der alten Etrusker, ebenso die der alten Iberer und ihrer unvermischten Nachkommen, der heutigen Basken (diesseit und jenseit der Pyrenäen, theils dem französischen, theils dem spanischen Reiche angehörig), ganz für sich stehende Gestaltungen sind, und daß ferner die Finnen, Lappen, Esthen, Magyaren und Türken Sprachen reden, die, unter sich verwandt, sämmtlich zum Stamme der Sprachen mongolischer Race gerechnet werden müssen, wohin auch die Sprachen Sibiriens und Hochastens gehören. Dieses Ergebniß, insofern es lediglich ein Verhältniß der Sprachen bezeichnet, ist völlig sicher; inwiefern aber damit zugleich das ethnologische Verhältniß getroffen werde, das ist in einigen Punkten noch zweifelhaft. Der Magyare und der Türke hat keinen mongolischen Gesichts-Ausdruck, auch nicht der Finne, aber wohl sein Nachbar, der Lappe.

Geistigern Charakter trägt die zweite Untersuchung über die Zähl-Methoden. Bei der ersten wird nur der Laut der Zahlwörter in Betracht gezogen, hier das innere System. Es ist der Beweis geliefert, daß der Mensch das Zählen an seinem Körper gelernt hat, an seinen Fingern und Fußzehen, und zwar giebt es eben so wenig Menschen ohne Sprache, wie ohne Zahl. Käme es also nur darauf an, den Menschen durch ein Epitheton vom Thiere zu unterscheiden, so läßt sich eben so wohl sagen, er sei das zählende Thier, wie man gewöhnlich sagt, er sei das sprechende Thier. Daraus aber, daß der Mensch überall spricht und zählt, folgt nicht, daß er dies überall in gleicher Vollkommenheit thue.

Alles Zählen beruht auf einer Addition von Einern und einer Multiplication einer bestimmten Summe von Einern. Unser Decimal-System zählt zunächst zehn Einer und multiplizirt dann diese mit zehn und das Product immer wieder mit zehn. Dieses System ist das vollkommenste. Bei den culturlosen Völkern aber finden wir vielfach ein quinäres und ein Vigesimal-System. Letzteres kennt der Leser schon aus dem Französischen, wo man statt 8×10 vielmehr 4×20 sagt. Doch das ist hier nur eine unfolgerechte Unterbrechung des Systems, das im Ganzen dadurch nicht leidet. Während das Decimalsystem auf den Fingern beider Hände ruht, ist das quinäre nur auf Eine Hand, und das vigesimale auf Hände und Füße gebaut. Die Basis des letzteren ist zu breit, und es wird darum zu schwerfällig; die Basis des quinären ist zu schmal; unser System hält die rechte Mitte. Darum wird auch nur dieses consequent durchgeführt; die beiden anderen sind wohl immer mit einander und auch mit dem Zehn-System gemischt. Herr Pott bekämpft hier Herrn Steinthal, der in seinem Werke „Die Mande-Neger-Sprachen" die Behauptung aufstellte, nicht das quinäre System, sondern das vigesimale trage die Schuld der mangelhaften Entwickelung der Zahlen jener culturlosen Völker. Herr Pott hält im Gegentheil das vigesimale System für „weit handlicher". Wir können hier auf diesen Streit nicht tiefer eingehen. Indem wir die psychologische Begründung, welche Herr Steinthal seiner Ansicht giebt, ganz unberührt lassen müssen, obwohl sie das wichtigste Moment bei der Sache ist, scheint doch auch uns, bloß aus Rücksicht auf die „Handlichkeit" der Zahlen, das quinäre, einhändige System dem vigesimalen, mit Händen und Füßen, wohl vorzuziehen. Wäre irgendwo das quinäre System consequent durchgeführt, so gliche 5 unserer 10, also 25 unserer 100, und 25×25 ergäbe 625, eine Zahl, die unserer 1000 entspräche, ihr an Menge nur wenig, an Gliederung gar nicht nachsteht, und die im Gebrauche jener Völker selten, auch nur annähernd gebraucht, und fast nie überschritten würde. Dagegen entspricht beim vigesimalen Systeme 20 schon unserer 100, ist aber eine in sich steife, schlecht gegliederte Reihe, und 20×20 ergiebt nur 400, eine Zahl, die unserer 1000 an Menge, wie an Gliederung viel mehr nachsteht. – Uebrigens werde noch bemerkt, daß jene Völker zu allermeist über 20 hinaus kein zusammenfassendes, als neue Einheit dienendes Zahlwort haben, während wir unser Hundert, Tausend, Million haben.

Kleine literarische Revue.

— **Geschichte der neuesten Zeit.***) Das neueste geschichtliche Werk von Eduard Arnd, im ersten Theile erschienen, giebt, nach einleitenden Uebersichten, eine kurzgefaßte Darstellung der geschichtlichen Ereignisse in Europa innerhalb der letzten acht Jahre. Der politische Standpunkt, welchen der Verfasser einnimmt, der gemäßigt liberale, weiß die reine Idee des Rechts und der Gesittung mit der Entwickelung der thatsächlichen Ereignisse in versöhnlichen Einklang zu bringen, ohne in den häufig vorkommenden Fehler so manches modernen Kleinhändlers der Politik zu verfallen, welcher, in gedankenloser Achtung für äußere und greifbare Erfolge, die Begebenheit an sich als etwas unumstößlich und schlechthin Anerkennenswerthes auffaßt und den großen weltgeschichtlichen Schauplatz der rechtlichen und

*) Geschichte der Jahre 1860 bis 1867, von Eduard Arnd. Erster Band. Leipzig, Duncker und Humblot, 1868.

geistigen Entwickelung zu einem mit Thatsachen-Holz vernagelten kleinen Theater machen möchte. Seine Darstellung, jedes unnütze Hervorheben von mühsamer und gelehrter Quellenforschung vermeidend, bewegt sich mit musterhafter Sicherheit, Klarheit und Anmuth innerhalb der Gränzen einer edeln Gemeinfaßlichkeit, so daß dieses Werk, dem Bedürfniß einer umfassenden Kenntniß der neuesten Ereignisse vortrefflich entsprechend, sich der gebildeten Lesewelt zur anregenden und gründlichen Belehrung vorzüglich empfiehlt.

— **Bismarckias.***) Gustav Schwetschke's, des beliebten Verfassers der Dunkelmänner-Briefe des neunzehnten Jahrhunderts, „Bismarckias" hat in weniger als drei Monaten bereits die vierte Auflage erlebt. Das dem Leben und den Thaten des preußischen Minister-Präsidenten gewidmete, humoristische Heldengedicht ist nicht, wie die Meisten gewiß vermuthet haben, in dem von Schwetschke so klassisch geschriebenen Küchenlatein abgefaßt.

Wisse, eines deutschen Junkers
Leben, Meinungen und Thaten
(Nicht des spanischen Hidalgo)
Will — exceptis excipiendis —
Heut die deutsche Muse feiern
In den Worten seines Landes,
Dem er Hünenstärke lieh.

Von der Ahnen-Wiege des Junkers in den Marken meldet die Bismarckias, auf die Autorität des geheimen Archivars Riedel hin, daß sie, wie die Wiege der Fugger, vor einem halben Jahrtausend am Webstuhl eines Lakenschneiders gestanden. Das Gedicht begleitet das Leben des Helden von seiner Geburt bis zu jenem glorreichen Tage der Universität Halle, wo dem Grafen der Ehrendoctor-Hut vom Promotor constitutus, Prof. Erdmann, gereicht wurde.

Und mit Recht schmückt Deine Scheitel
Auch des Philosophen Lorbeer,
Denn Der ist ein weiser Staatsmann,
Der trägt hoher Weisheit Krone,
Der, wie Du — loquuntur facta,
Pergas, quaeso, ne retrorsum! —
Hat vergessen und gelernt.

— **Griechischer Nationalkalender für 1868.** Das Ἐθνικὸν Ἡμερολόγιον des laufenden Jahres**) ist reicher noch, als die früheren Jahrgänge, mit Illustrationen ausgestattet, welche zum Theil die Helden des griechischen Befreiungskampfes darstellen und von biographischen Skizzen derselben begleitet sind. Wegen seiner panhellenistischen Tendenzen ist das Hemerologion in der Türkei streng verboten. Es weiß indessen seinen Weg nach Konstantinopel, Smyrna und Kreta gleichwohl zu finden. In Rußland natürlich sind ihm alle Wege gebahnt und alle Paläste der mit den Panhellenen Hand in Hand gehenden Panslaven geöffnet. Auch in diesem Jahrgange sind wiederum die alten Klassiker, speziell Virgil und Plutarch, für moderne griechische Leser mundrecht gemacht. In einer eleganten, poetischen Parabel, „Eros und Psyche", ist unter Anderm auch des Grafen Bismarck gedacht.

*) Bismarckias. Didaktisches Epos von Dr. Gustav Schwetschke. Vierte Auflage. Halle, G. Schwetschke, 1868.

**) Athen und Paris, 1868. Leipzig, F. A. Brockhaus.

— **„Zur Vorlage des Unterrichts- und Dotationsgesetzes"***) hat ein „deutscher Pädagog" eine treffliche kleine Schrift herausgegeben, welche im Hinblick auf die Neugestaltung des preußischen Schulwesens die innersten Bedürfnisse deutscher Erziehung aus der Seele des deutschen Menschen herausentwickeln will. Es ist sehr anerkennenswerth, daß der Verfasser die Aufgabe der Erziehung als die höchste des sozialen Lebens erscheinen läßt und, von einer tiefen Erkenntniß des deutschen Wesens geleitet, nicht in der äußerlichen Zustutzung für praktische Berufszweige sondern in der Heranbildung des wahrhaft Menschlichen den Erziehungszweck sich vollenden sieht. Das Humane und das Nationale sind ihm vom deutschen Standpunkte aus identisch. Süvern's 1818 ausgearbeiteter Entwurf eines preußischen Schulgesetzes ist sein Leitstern gewesen. Mit richtigem Takt hat der Autor die Frage der religiösen Erziehung über den Horizont der Religions-Parteien hinausgestellt, Religion und Confession sorgfältig unterschieden und ohne Drangabe der allgemeinen Basis des Christenthums, vielmehr mit Vertiefung dieser Basis, dem religiösen Element der Erziehung die Richtung auf Bildung des Gewissens zugewiesen. Mögen die Goldkörner Wahrheit, welche der Verfasser in reichem Maße über seine kleine Arbeit ausgestreut hat, auf empfänglichen Boden fallen und ein allmählich immer weiter sich Bahn brechender Umschwung des politischen Systems für die Aussaat der Gedanken, welche unmittelbar nach den Befreiungskriegen die Herzen der deutschen Schulmänner human und patriotisch begeisterten, das deutsche Vaterland als ihre eigentliche Heimat auch seelisch wieder zurückerobern! Das walte Gott! T. v. B.

— **Die englischen Arbeiter-Coalitionen.** Bei Longmans in London ist soeben ein das wichtige Thema der Arbeitslöhne in Großbritannien und im Auslande, sowie die Arbeits-Einstellungen (strikes) und die Coalitionen besprechendes Buch erschienen.**) Der Verfasser mißt dem Mangel an Unterricht und an volkswirthschaftlicher Einsicht der in den Fabriken arbeitenden Bevölkerung die Schuld bei an den Excessen, die bei einigen Arbeiter-Coalitionen in Sheffield, Birmingham und anderwärts in England vorgekommen sind. Gegen seine Behauptung jedoch, daß die Arbeiter keine Ahnung hätten von den volkswirthschaftlichen Gesetzen des Angebots und der Nachfrage, durch welche die Preise der Arbeit (der Arbeitslöhne) ebenso regulirt werden, wie alle anderen Preise, tritt das Athenaeum auf, indem es sich auf Adam Smith beruft, der bereits gesagt habe, daß die Arbeitgeber aus freien Stücken die Arbeitslöhne, auch wenn sie noch so niedrig wären, niemals erhöheten und gewissermaßen vielmehr ein stillschweigendes Uebereinkommen mit einander hätten, die Preise der Arbeit so niedrig als möglich zu erhalten. Darum müßten die Arbeiter, deren Einzelwille dem Arbeitgeber gegenüber ohne alle Bedeutung sei, sich nothwendig zu einer achtunggebietenden Körperschaft verbinden, die nöthigenfalls im Stande ist, dem reichen Fabrikbesitzer, welchem es gar nicht darauf ankomme, seine Arbeiter eine Zeit lang feiern und — hungern zu lassen, ein Paroli zu bieten.

— **Zwölf Zettel, von F. W. Hackländer.*****) Daß Hackländer, ungeachtet seiner reichen Productivität, bisher noch nicht, gleich

*) Berlin, Julius Springer, 1868. (44 S. gr. 8.)

**) Workmen and Wages at Home and Abroad, or the Effects of Strikes, Combinations and Trades-unions. By J. Ward.

***) Stuttgart, Ed. Hallberger, 1868. Zwei Bände.

manchen anderen Schriftstellern, in die Lage gekommen ist, einförmig zu werden und sich selbst zu wiederholen, ersehen wir an seiner neuesten, ebenso gehaltvollen wie anziehenden Schöpfung, „Zwölf Zettel", einem bürgerlichen Sittengemälde auf süddeutschem Boden. Er führt uns in die bescheidene und anspruchslose Wohnung einer verarmten französischen Emigrantin und in das, mit allem Comfort ausgestattete Haus eines reichen, deutschen Banquiers, dessen schöne und feingebildete Tochter zu einem seiner Commis, dem Enkel jener Dame, in ein liebevolles Verhältniß tritt. Im Hintergrunde dieser Vorgänge entwickeln sich indeß die Folgen eines traurigen Ereignisses, welches mit der Geschäftsthätigkeit und dem Bestande des Hauses in bedrohlichem Zusammenhange steht. Der stolze und ehrgeizige Geldmann, welcher jenem Herzensbunde alle möglichen Hindernisse bereitete, sieht sich durch die unabweisbare Rücksicht auf sein eigenes gefährdetes Wohl endlich gezwungen, seine Einwilligung zu geben; die rein menschliche Auffassung der Sache trägt einen zwar schweren, aber glänzenden Sieg davon, und das eingeleitete Verhältniß gelangt zu allseits heiterem und befriedigendem Abschluß.

— **Worte zu Bildern und Tönen.***) Zu künstlerischen Compositionen erzählende Ausführungen als erklärende Commentare aus eigener Erfindung hinzuzudichten, ist eine ebenso bedenkliche wie schwierige Aufgabe, bezüglich deren sich im Einzelnen viel hin und herstreiten läßt, ob und inwiefern die Leistung der sicht- und hörbaren Intention des künstlerischen Prototyps genau und sinngemäß entspreche. Eine Reihe von Darstellungen dieser Art erhalten wir in einem Werkchen von Ernst Leistner, — theils poetische Ergüsse, theils kleinere descriptive und novellistische Ausführungen zu bekannten und beliebten musikalischen und pittoresken Compositionen, deren letztere in photographischen (leider selten gelungenen) Copieen eingefügt sind. Originalität, Fülle und Anmuth der Motive, sowie des sprachlichen Ausdrucks, zeichnen dieselben durchweg vortheilhaft aus. Auffallend erscheint in diesem schönen Talente eine zarte, schwärmerische, fast empfindsame Reizbarkeit, welche vermuthlich in dem Vorherrschen musikalisch-lyrischer Bestrebungen und Anregungen ihren Grund hat, und welcher (was allerdings selten genug vorkommt) eine heitere und lebensfrische Naivetät das Gleichgewicht hält.

*) Zu Bild und Tönen. Dichtungen von Ernst Leistner zu beliebten Bildern und Compositionen von F. Mendelssohn-Bartholdy, Wilh. v. Kaulbach, Gallait, O. Försterling u. A. Erste Sammlung. Mit vier Illustrationen in Photographieen. Berlin, Kuntzmann u. Comp., 1868.

Literarischer Sprechsaal.

Auch unsere Zeitschrift hat durch das am 25. Februar erfolgte Ableben des K. Professors, Herrn J. D. E. Preuß einen tiefen, schmerzlichen Verlust erlitten. Von unserer ersten Nummer ab, die am 24. Januar 1832 mit einem Leitartikel über Lord Dover's Geschichte Friedrich's des Großen, aus der Feder des Schreibers dieser Zeilen, ihres Redacteurs und Herausgebers, publizirt wurde, hat der ehrenfeste Historiograph des Königreichs Preußen eine wahrhaft aufmunternde und fördernde Theilnahme für unser „Magazin" bewiesen, die er bis zu seinen letzten Lebenstagen uns bewahrt hat. Noch in der Woche seines Ablebens, am 20. Februar, richtete er ein Schreiben an uns, worin er, mit Bezug auf die von Prof. Du Bois Reymond, am Tage der Friedrichs-Feier, in der Berliner Akademie gehaltenen Rede über den großen König und Voltaire, uns auf die im Briefwechsel der beiden berühmten Männer enthaltenen Stellen über die von den Ministern Turgot und Malesherbes in den Jahren 1775 und 1776 in Frankreich beabsichtigten Reformen aufmerksam machte, welche der Scharfblick des Königs Friedrich als nothwendig bezeichnet hatte, damit in Frankreich eine gewaltsame, politische Krise vermieden werde. Der Geist der kirchlichen Reformation und der politisch-sozialen Reform war und blieb vom ersten schriftstellerischen Auftreten unseres Preuß bis zu seinem letzten Athemzuge sein Leitstern.

Ein geachteter Freund unserer Zeitschrift schreibt uns: „Fast alle Leiden, welche die Kirche mit so lebhaften Farben als Folgen steigender Irreligiosität schildert, sind wirklich vorhanden. Doch kann kaum geleugnet werden, daß die Kirche selbst in erster Stelle diese Irreligiosität verschuldet, indem sie, bis auf Ausnahmen, mit fast unfaßlicher Beharrlichkeit die Religion in einer Form zu lehren fortfährt, die unsere Zeit nicht mehr versteht, nicht mehr verstehen kann und darf. — Wie einst die Kirche die Beschützerin von Wissenschaft und Kunst war, das Asyl fortschreitender Bildung gegen Angriffe von Unbildung und Rohheit, so sollte auch heutzutage die Kirche sich um ein Gleiches bemühen, nicht nachhinken, oder gar dem mächtigen Geistesaufschwung der Zeit sich entgegenstemmen. Ihr Jammern und Klagen über den Verfall der Menschheit kann nur dann Erfolg haben, wenn sie diesen Verfall und seine Ursache auch in sich selbst sucht, selbst besser wird. Die Kirche muß, anstatt sich gegen die Gegenwart zu verschließen, der berechtigten Zeitbewegung sich anschließen, und dieser nicht bloß zeitgemäße Rechnung tragen durch angemessene Form von Lehre und Kultus, sondern ihr auch zum Asyl gegen Unbildung und Rohheit dienen. Dann kann und wird es mit Kirche und Religion besser werden, „der Geist nur machet lebendig." Nur durch diesen werden Kirchen und Tempel wieder gefüllt werden, und zwar mit den Edelsten der Gegenwart, nicht bloß mit sentimentalen Frauen und bigotten Männern. Je wahrhaft gebildeter der Mensch wird, um so unentbehrlicher wird ihm die Religion sein, als die Lehre von der Abhängigkeit des Menschen von seinem Schöpfer und der ihm hieraus gegen seinen himmlischen Vater erwachsenden Pflichten, wohl erkennend, daß ohne Religion sein Leben trostloser Anarchie und Zweifelsucht verfällt und einem ohne Steuer auf unsicherer See umher treibenden, dem bergenden Hafen verlorenen Nachen gleicht. Allerdings ist der gebildeten Gemeinde gegenüber die Aufgabe der Kirche eine schwierigere, als gegen eine stumpfsinnig-bigotte, aber hier ist auch eine weit ehrenvollere, und vor Allem eine des größeren Segens und Heils weit, weit fähigere. Schon diese ganz unbestreitbare Thatsache sollte den Eifer der Kirche auf's Mächtigste anfeuern und sie mahnen, dem ehrenvollen Geistesaufschwung der Gegenwart versöhnend sich anzuschließen. Thut sie dies nicht, nicht bald, nicht vollständig, so trifft sie schwere Verantwortung! Fftr."

Vor kurzem meldeten die Zeitungen, daß der Papst dem Kaiser Napoleon III., als Anerkennung der dem heiligen Stuhle bei Mentana durch die Chassepot-Gewehre geleisteten Dienste, den geweihten Degen und Hut (Gladium et pileum) übersenden werde. Ueber diese beiden, von Zeit zu Zeit erneuerten Heiligthümer berichtet das römische Dizionario di erudizione storico-ecclesiastico, von Moroni, in seinem Artikel Stocco e Berretone, daß man den Ursprung „dieser höchsten Belohnung die ein frommer, religiöser Kriegsheld beanspruchen kann", bis auf die

Zeit der Makabäer zurückführt, doch seien sie vom Papste Urban VI zum erstenmal im J. 1386 an einen christlichen Krieger, den Heerführer der Republik Lucca, verliehen worden. Im achtzehnten Jahrhundert, während des siebenjährigen Krieges, hat der österreichische Feldmarschall Daun den geweihten Degen und Hut erhalten, was zu den bekannten witzigen Bemerkungen in einer gedruckten Schrift Friedrichs des Großen Anlaß gegeben. Im neunzehnten Jahrhundert war es zuletzt der Herzog von Angoulême, der, nachdem er die Armee Karl's X., seines Vaters, in Spanien angeführt, als Anerkennung der dem heiligen Stuhle und der Legitimität geleisteten Dienste, den geweihten Degen (l'estoc) und das geweihte, carmosinrothe, mit Perlen gestickte Barret aus Rom erhielt. Damals gab aber diese Verleihung in Frankreich zu so vielen Witzen und Bespöttelungen der Sache Anlaß, daß man in Erinnerung daran diesmal in Paris Anstand genommen zu haben scheint, auf das Anerbieten der Uebersendung einzugehen.

Während das Gesammtministerium Napoleon's III., sowohl durch den Geist seiner Administration im Innern des Landes, als durch seine im Schooße des gesetzgebenden Körpers fallenden Aeußerungen über die Rechtspflege und die Achtung vor dem allgemeinen Rechtsbewußtsein und der öffentlichen Meinung, sein unverbesserliches Beharren bei absolutistisch-cäsarischen Regierungs-Principien zu erkennen giebt, dauert der Streit zwischen dem aufgeklärten Unterrichts-Minister, Herrn Duruy, und dem französischen Episcopat über den Unterricht und die Erziehung des weiblichen Geschlechts, die bisher fast ausschließlich in den Händen des Clerus waren, ununterbrochen fort.

In seinen „Causeries de la Quinzaine“ bricht der geistreiche Feuilletonist des Journal des Débats eine Lanze für den Unterrichts-Minister, und bei der hohen Stellung, die dieses Blatt, als Organ der Gebildeten, in Frankreich einnimmt, haben seine Bemerkungen über den Gegenstand auch für deutsche Leser Werth. Es sagt: „Die hochwürdigen Bischöfe lassen sich von ihren geistlichen Thronen zur Zeitungs-Polemik herab; gewiß ein Beweis für die Wichtigkeit der Sache. Eine „Symphonie pastorale“ nannte ein Witzbold sehr treffend die Anstrengungen der geistlichen Oberhirten; das Finale derselben dürfte den Zukunftsmusikern noch viel zu schaffen machen. Monsignor Dupanloup, der hochwürdige Bischof von Orleans, nimmt den Rang des furchtbaren Peliden im Gewühle dieser Feldschlacht ein; er ist stets der Vorderste im Treffen. Erst jetzt hat er wieder ein Buch vom Stapel gelassen, welches die Französin und Christin im neunzehnten Jahrhundert, wie sie ex officio sein soll, einer Betrachtung unterwirft.

„Vor einigen Jahren protestirten die Wechselmakler der Pariser Börse gegen die Aufstellung von Drehrädern (Tourniquets) am Eingange zum Tempel des goldenen Kalbes. Ihr Protest fand geneigtes Gehör. Zum Dank votirten sie dem Kaiser Napoleon III. die Aufstellung seiner Marmorstatue im Allerheiligsten des Börsentempels, welche Ovation dieser jedoch höflichst ablehnte, als viel zu kostbaren Preis für den geleisteten Dienst. Könnten die geistlichen Würdenträger die unangenehme Discussion dieser Frauen-Erziehungsfrage durch Drehräder absperren, — würden sie dann nicht auch gern ihre Statue der allerhöchsten Souverainetät votiren? Einstweilen wird Msgr. Dupanloup durch das allerhöchste Belobigungsschreiben Sr. Heiligkeit sich wohl nicht wenig geschmeichelt fühlen; es wird ein wohlthätiges Pflaster für die Wunden sein, die ihm gottlose Gegner geschlagen.“

Der New-Yorker Correspondent der Berliner „Vossischen Zeitung“ berichtet Folgendes über ein Maskenfest, das der deutsche Schillerbund von New-York kürzlich veranstaltet hatte: „Der hiesige Schillerbund erfreut sich eines heiteren und geschätzten Daseins. Er hat jüngst in den Germania Assembly Rooms ein Ballfest abgehalten, bei dem die Fröhlichkeit, die Gemüthlichkeit und die liebevolle Erinnerung an das deutsche Vaterland sich die Hände reichten. Ein großartiger Masken-Umzug zeigte die Berühmtheiten und Trachten aller Zeitalter und Länder der realen und idealen Welt. Graf Bismarck erschien in lebenstreuer Darstellung und führte an einem Bindfaden — sechs französische Tambours hinter sich, die nach seinem Takte die Trommel rührten. Man sah auch sämmtliche deutsche Vaterländer, die der Zugführer zum Theil schon unter Einen Hut gebracht hat. Kaiser Barbarossa stieg vor Fröhlichkeit aus dem Grabe und sah mit seinem getreuen Eckardt dem lustigen Schauspiele zu. Gesungen wurde: „Was ist des Deutschen Vaterland“ und „Ich bin ein Preuße“ nebst anderen patriotischen Liedern. Bruder Jonathan schaute anfangs ganz verwundert diesem Treiben zu, doch war es weder Neid noch Mißgunst, die seine Züge bewegten, sondern das freudige Erstaunen über die Energie und das plötzlich erwachte Selbstbewußtsein des Dutchman, von dem er dies nach so vielen verschlafenen Jahren gar nicht erwartet hatte.“

Wir haben vor einigen Jahren einen Bericht des Dr. Max Richter über den Gesundheits-Zustand des Personals der österreichischen Südbahn-Gesellschaft erwähnt. Wir berichten heut kurz über die Beobachtungen bei dem bezüglichen Personal aus dem Jahre 1866. Es sind diese Beobachtungen interessant weil sie den Einfluß der durch die Kriegs-Zustände gesteigerten Beschäftigung der Beamten darstellen und weil diese Statistik benutzt werden kann zur Gewinnung eines Vergleichs-Maßstabes mit anderen Berufs-Klassen, namentlich den Soldaten.

Von den 9185 Beamten der Gesellschaft erkrankten 6591 Köpfe, also 72 pCt. Fast zwei Drittheile der Erkrankungen betrafen leichte Fälle von kurzer Krankheitsdauer.

Die bedeutenden Strapazen, welche die Kriegs-Verhältnisse mit sich brachten, führten im Vergleich mit den Vorjahren eine Steigerung der Krankenzahl von nur 6 pCt. herbei. Uebrigens war in diesem Jahre ebenso wie in den früheren der Gesundheits-Zustand auf den verschiedenen Linien ein sehr verschiedener; von dem Personal erkrankten auf der ungarischen Linie 48 pCt. auf der kroatischen 163 pCt.

Die übrigen, sehr interessanten Details über die verschiedene Erkrankungs-Intensität der verschiedenen Beamten-Kategorieen, die Mortalität, die procentuellen Verluste an Arbeitstagen und das Medikamenten-Conto) übergehen wir, da diese mehr für den Fachmann von Interesse sind. Dr. P.

Das kürzlich ausgegebene erste Heft (Januar und Februar) der Altpreußischen Monatschrift,*) herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert, bringt neben einer Abhandlung von X. Froelich „über bürgerliches Leben in Graudenz während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts“, wobei die Nachlaß-Inventare von einundzwanzig Bürgern und Bürgerfrauen von Graudenz, die dort von 1610 bis 1649 verstorben, zum Grunde gelegt sind, eine historische Untersuchung über den Werth des Geldes in Altpreußen seit dem funfzehnten Jahrhundert, von A. Horn.

*) Königsberg, Th. Theile's Buchhandlung.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 7. März 1868. [№ 10.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Winckelmann's Leben von Carl Justi.*)

Obwohl nun beinahe hundert Jahre seit Winckelmann's Tode verflossen sind, wird uns doch erst in dem Werke des Professors Justi in Marburg eine umfassende, quellenmäßige, zeitbildliche Darstellung seines Lebens zu Theil. Ein Buch, das eine so alte Schuld nationaler Dankbarkeit abtragen will, hat schon deshalb gerechten Anspruch auf unsere Beachtung. Handelt es doch von einem Manne, dessen Namen unbestritten zu den hellsten Sternen unserer Literatur zählt, von einem Manne, dessen Schriften, bahnbrechend auf dem Gebiete des Schönen bei ihrem Erscheinen, durch den Staub eines Jahrhunderts fast nichts von der göttergleichen Jugendlichkeit und erlösenden Frische verloren haben, mit welcher sie einst die Zeitgenossen ihres Urhebers zur Bewunderung hinrissen; von einem Manne, dessen Bedeutung in ihrer ganzen Tiefe erst gewürdigt werden kann, wenn man sein Bild sich abheben sieht von dem Grunde der Zeit, auf welche der Vorkämpfer der hellenischen Schönheit unmittelbar einzuwirken hatte; wenn man sich den Zustand vergegenwärtigen kann, in welchem sich die Geschmacksbildung und das Kunstverständniß des deutschen Volkes vor seinem Auftreten befanden; wenn man hiernach ermißt, wie viel dieser Mann zur Gesundung, Veredlung und Erhebung des deutschen Geisteslebens beigetragen hat. Winckelmann's Werke, ganz von der Idee des Schönen beherrscht und in seltener Einheit und Folgerichtigkeit der Erforschung, der Ausbreitung und dem Dienste dieser Idee geweiht, sind sittliche Thaten; ihr Verständniß ist unvollkommen, wenn sie nicht durch den Bildungsgang und das Wesen des Charakters erläutert werden, dessen Ausdruck sie sind. Endlich aber — und dies erhöht den Antheil, den wir an dieser Biographie zu nehmen haben — ist Winckelmann's Leben voller Widersprüche, die ohne gründliche Beleuchtung abenteuerlich, ja räthselhaft erscheinen, voller Gegensätze, die mit der Harmonie seiner Schriften anscheinend unvereinbar sind; ein Leben, in dem wir planloses Umherschweifen neben energischer Ausdauer, flatternde Unruhe bei instinctiver Sicherheit erblicken; ein Leben, dessen tragischer Schluß doppelt ergreift, wenn man zu beurtheilen vermag, mit wie harter Arbeit seine Erfolge erkauft worden waren.

Was diesem Leben seinen eigenthümlichen Charakter giebt, das ist die Scheidung in zwei deutliche und schroff markirte Hälften. Die Reise nach Rom trennt den deutschen Winckelmann von dem italiänischen so vollständig, so schwer wieder erkennbar, daß sich kaum ein zweites Beispiel einer so gründlichen Verwandelung aufweisen läßt. An diesem Scheidepunkte seines Lebens ließ er, ein Mann reifer Jahre, sein Vaterland, seine Religion, seinen bisherigen Wirkungskreis, ja fast seine Sprache zurück wie ein altes Gewand, um in ganz neuer Umgebung ein ganz neues Leben zu beginnen. Mit einer Entschiedenheit ohne Gleichen verbrannte er die Schiffe hinter sich, sicher, nun die Stätte gefunden zu haben, für die ihn das Schicksal bestimmt hatte. Während er von da unter dem lichten italiänischen Himmel wandelt, in der leuchtenden Umgebung der antiken Monumente, ein Mitglied des glänzenden Kreises von Prälaten, Vornehmen und Gelehrten, der sich um den Stuhl des Statthalters Christi reihte, versinkt sein früheres Leben, in den Schulstuben nordischer Provinzialstädtchen und im Staube altfränkischen Bücherwustes zugebracht, in wahrhaft cymmerische Nebel.

Der erste Band unserer Biographie stellt diese erste Hälfte von Winckelmann's Leben, sein Leben in Deutschland, dar. Es ist der bei weitem undankbarere, zugleich aber der weitaus schwierigere Theil der Aufgabe. Undankbar, nicht nur, weil wir „uns entschließen müssen, in den Sandebenen des Nordens umherzuziehen, mit manchen langweiligen Gesichtern Bekanntschaft zu machen, Räume zu betreten und in Bücher hineinzusehen, an die sich Wenige allzugern erinnern", sondern mehr noch deshalb, weil wir den Helden lange lange Jahre hindurch von den Schalen gelehrten Wissens sich kümmerlich nähren sehen, weil wir selbst die Steppen zu durchmessen haben, auf denen wir ihn, nach dem ausdrucksvollen Worte des Orients, damit beschäftigt finden, den Meeressand zu keltern. Schwierig aber vor Allem durch die Beschaffenheit der Quellen. Sie fließen für diesen Theil seines Lebens, für fast vierzig in ärmlichsten Verhältnissen zugebrachte Jahre, natürlich dürftig. Aber auch das Dürftige ist nicht immer zuverlässig und, wo es von ihm selber herstammt, selten ergiebig. So mußte es der Verfasser denn unternehmen, aus der Erforschung der Zeitzustände überhaupt einiges Licht für diese dunklere Partie von Winckelmann's Leben zu gewinnen; er versuchte es, die Unbestimmtheit, in welcher die Hauptfigur leider gelassen werden muß, durch die größere Ausführlichkeit des Gemäldes zu ergänzen, dem sie angehört. „In wohlbekannten Illustrationen zur Hölle des Dante begegnet uns im Anfang, in mehrfacher Variirung, das Bild des wüsten Waldes, in dessen Mitte die winzige Figur des verirrten Poeten wie verloren auftaucht. Der Künstler hat uns hier, halb Callot, halb Salvator, die Schrecken der Wildniß und der Einsamkeit versinnlicht, wo der Mensch von gigantischen Naturgebilden wie mit Polypen-Armen umsponnen, und von den zerrissenen Klüften wie von einer erstarrten Brandung ergriffen zu sein scheint. In ähnlicher Weise würde in dieser Biographie hie und da das Uebergewicht der Scene über den

*) Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Erster Band. XII. und 524 S. gr. Octav. Mit dem Porträt W.'s. nach dem Bilde von Angelika Kaufmann. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1866.

Helden entschuldigt werden, wenn es gelänge, eine Vorstellung davon zu hinterlassen, wie sich Winckelmann durch das wüste Labyrinth der damaligen deutschen Welt seinen Weg suchte; ohne Bewußtsein und nur im dunklen Drang seines Ziels; doch gar bald auch nicht ohne klassische Führer zur Seite und auch nicht ohne „glückliche Bilder", die ihn spät, doch noch zur rechten Stunde, rettend zu sich emporzogen."

Winckelmann ist der Sohn eines Schuhflickers; in der Behmstraße zu Stendal stehen noch heute die Wände des armseligen Häuschens, in welchem er, mitten im deutschen Winter, am 9. December 1717, geboren wurde. Aeußerste Armuth umfing seine Jugend. Wie der Reformator der deutschen Kirche, so hat auch Der, der das deutsche Kunstgefühl reformiren sollte, als Currendeschüler vor den Thüren der Wohlhabenderen singen müssen. Wir geben ihm das Geleit auf seinem harten Schulwege, in die finsteren mönchischen Hallen, die damals als officina latinitatis (wie in Stendal) oder als fabrica mentium (in Salzwedel) zur Vorbereitung für den gelehrten Beruf dienten. Denn studiren wollte der Knabe, obwohl er schon damals die Noth seiner Eltern zu unterstützen hatte. Früh tritt die Neigung zur gelehrten Bücherkenntniß bei ihm hervor; er war Aufseher der kleinen Schulbibliothek, ja er sammelte selbst. Seinem blinden Rector stand er als Amanuensis zur Seite. Dann finden wir ihn ein Jahr lang in Berlin, um von dem Rector des kölnischen Gymnasiums Griechisch zu lernen, eine Sprache, zu der er sich von Anfang an hingezogen fühlte, deren Kenntniß aber damals in Deutschland fast erloschen schien. Obwohl in Berlin, wie auch auf der Schule in Salzwedel, die er dann bezog, eine fast unglaubliche Pedanterie herrschte, sehen wir unsern „spätgebornen Hellenen" sich mit instinctmäßiger Sicherheit der ihm congenialen Sprache zuwenden. Als fahrender Schüler, den Zehrpfennig nach alter Sitte in den Edelhöfen und Predigerhäusern unterwegs erbittend, zieht er von Salzwedel nach Hamburg, um auf einer Bücher-Auction ein paar Ausgaben griechischer und römischer Schriftsteller zu erstehen. Auch der Zug zu den Denkmälern der Vorzeit verräth sich schon. In mehreren altmärkischen Städten hat sich von Winckelmann die Kunde erhalten, daß er die Hünengräber vor den Thoren nach alten Urnen durchwühlt und mit den gefundenen Schätzen die Schulbibliothek beschenkt habe.

Dann die Universitätsjahre. Halle, obschon damals durch Ansehen und Zahl seiner Gelehrten hervorragend, bot unserm jungen Wissensdurstigen wenig. Theolog des Brotstudiums halber, konnte er sich an der dürren Dogmatik der protestantischen Orthodoxie nicht sättigen. Nur die Exegese zog ihn an: noch in Dresden und in Rom hat er täglich sein Kapitel aus der hebräischen Bibel gelesen. Ein Freigeist, wie man aus seinem Religionswechsel hat schließen wollen, war er nicht; auch nicht so ganz, wie ihn Göthe genannt hat, „ein gründlich geborener Heide"; ein natürliches religiöses Gefühl, ja manche kindliche Gewöhnungen protestantischer Frömmigkeit blieben in ihm stets lebendig; er hat in Rom fortgefahren, seine Bibel zu lesen und Morgens sein Leiblied von Paul Gerhard zu singen. Ebenso gleichgiltig wie die Theologie ließ ihn die Philosophie, deren Sterne damals in Halle kulminirten. Wolf's Lehre, von den Schülern aller Orten nachgebetet, schien ihm „ein Klotz, da er nahe kam"; noch später blieb sie ihm das stehende Beispiel einer leeren und wohlfeilen Wortweisheit. Eifrig hörte er dagegen den jüngern Baumgarten, den Begründer der deutschen Aesthetik. Daneben trieb er physikalische Experimente — er hatte eigentlich Medizin studiren wollen —, und dann wieder finden wir ihn in allen Büchersälen, die Halle aufzuweisen hatte; fast ein halb Jahr lang ist er damit beschäftigt, dem alten Meister des deutschen Staatsrechts, dem Kanzler von Ludewig, seine Bibliothek zu ordnen. Hier, wie in Jena, wohin er sich, nach einem kurzen Hauslehrerthum, zur Vervollständigung seiner — medizinischen Kenntnisse begab, sehen wir ihn seine Zeit planlos zersplittern. Der Versuch einer Reise nach Paris, die er zu Fuß antrat, scheiterte. Nach manchen Irrfahrten war er froh, als Resultat seines Brotstudiums, die Conrector-Stelle in Seehausen mit 120 Thaler Gehalt zu erhalten.

Winckelmann hat auf die fünf Jahre, die er in diesem armseligen Städtchen zubrachte, stets als auf das dunkelste Lustrum seines Lebens zurückgeblickt. Ohne innere Neigung, ja ohne Geschick zum Schulfach, in Mißhelligkeiten mit dem herrischen Geistlichen verwickelt, bei der Bürgerschaft unbeliebt als Sonderling und menschenscheu, brauchte er die ganze Spannkraft seines heitern Geistes, um die Misère dieser harten Jahre auszuhalten. „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht, und ließ Kinder mit grindigen Köpfen das ABC lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte, zur Kenntniß des Schönen zu gelangen, und Gleichnisse aus dem Homer betete." Und ein ander Mal: „Ich habe Vieles gekostet, aber über die Knechtschaft in Seehausen ist Nichts gegangen.... Wenn ich zuweilen an den Schulstand zurückgedenke, so wundert mich, daß ich meinen Nacken unter dieser Last so lange habe beugen können.... Ich hole jetzt nach, was ich versäumt habe; ich hatte es auch von dem lieben Gott zu fordern. Meine Jugend ist gar zu kümmerlich gewesen, und meinen Schulstand vergesse ich nimmermehr."

In diesen Jahren der Trübsal hat er den eigentlichen Schatz seines philologischen und historischen Wissens gesammelt. Die Alten waren sein Trost; Homer, Sophokles, Herodot, Xenophon und Plato wurden ihm vertraute Freunde. Die Ersparnisse, die er sich durch „strenge Menage" von seinem Gehalt abdarbte, waren für Bücher bestimmt. Auf weiten Fußmärschen durchzog er das Land; seinem Spürblick entging kein Bücherspind weit und breit; die ganze Umgegend sog er aus. Dabei beseelten ihn phantastische Pläne; er sparte zu einer Reise nach Aegypten, um unter den Pyramiden die Denkmäler der alten Kunst zu studiren. Ein merkwürdiges Andenken an diese Jahre bewahrt die Pariser Bibliothek. Es sind die Collectaneen, in denen W. die Früchte seiner unermüdlichen Lectüre niedergelegt hat. Durch den Fleiß seines Biographen erschlossen, gewähren sie einen wunderlich betrübenden Einblick in den ameisenartigen, unselbständigen Sammeleifer, mit dem er aus den entlegensten Gebieten des Wissens Unzusammenhängendes aufhäufte; den dürftigsten Quellen entnimmt er seine Auszüge, Excerpte von Excerpten, oft rein biographische Notizen; Bedeutendes und Unbedeutendes chaotisch durcheinander. Kein Versuch, das Gewonnene planmäßig zu ordnen; kein Anlauf, den Stoff durch eigene Bemerkungen zu durchdringen und zu behaupten. Zugleich aber lassen diese Hefte uns erkennen, daß neben den alten Schriftstellern die Bildung seiner Zeit als ein mächtiger Faktor auf ihn einwirkte. Bayle's Encyklopädie liest er mit unermüdlichem Eifer. Die neuere Geschichte studirt er mit Nachdruck; de Thou und Grotius — keine verächtlichen Vorbilder für den Urheber der Kunstgeschichte — beherrschen seine historische Phantasie; er denkt daran, sein Glück als Universitäts-Docent, vorzugsweise für neuere Geschichte, zu versuchen.

Gerade diese Studien waren es, die ihm den Weg zu besseren Verhältnissen bahnten. Sie verschafften ihm die Stellung in

der Bibliothek des Grafen Bünau, und hiermit zum ersten Male in seinem Leben, die unumschränkte Benutzung von vollkommen würdigen und ausreichenden gelehrten Hülfsmitteln, in denen weltmännische Bildung und Interesse an Wissenschaften und Künsten sich vereinigte. Als Bünau'scher Bibliothekar und Mitarbeiter an der großen Reichshistorie des gelehrten und wackern Grafen steigt Winckelmann, der gemeinen Noth des niedern Daseins entrückt, in jeder Hinsicht zu freieren und geistigeren Sphären auf; neben der Berufsarbeit, die ihm freilich anfangs blutsauer wurde, ist er im Stande, mit den hervorragendsten Geistern des Jahrhunderts eingehend bekannt zu werden. Montesquieu und die englischen und französischen Reformer, Addison, Shaftesbury, Pope, Buffon, Voltaire nimmt er in sich auf; er schöpft aus der Lebensweisheit Michel's de Montaigne; der Ruf zur Natur, der die Schriften dieser Meister durchdringt, findet in ihm einen mächtigen Wiederhall. Seine Collectaneen aus dieser Zeit überraschen uns, neben der immer sichtbarer hervortretenden Richtung auf das Stilistische, nicht selten durch die Schärfe des politischen Blickes. Er gewinnt Einsicht in die großen Gesetze der historischen Entwickelung; er ahnt die organische Verbindung zwischen dem politischen und dem geistigen Leben der Völker; Gesichtspunkte, die er in der Kunstgeschichte auf das fruchtbarste darzulegen bestimmt war, dämmern in ihm auf.

Entscheidend aber sind die Jahre, die er in Nöthnitz (dem Bünau'schen Gute) zubrachte, durch die Berührung, in die er mit der Dresdener Kunstwelt trat. Die Kunstschätze dieser Residenz, weitaus der glänzendsten Deutschlands, die Kenner und Liebhaber, die sich um den Hof der beiden Auguste versammelt hatten, die Künstler, die hier thätig waren: das Alles bildete eine Atmosphäre, die, für unsern Winckelmann ganz neu, um so mächtiger und anregender auf ihn einwirken mußte. — In diesen Umgebungen gelangte der unwiderstehliche Trieb, der ihn zur Kunst zog, zum Ausbruch. Was unbewußt, aber mit genialer Kraft in ihm gewühlt und gearbeitet hatte, gewann jetzt Form und Gestalt; sein Beruf ward ihm klar. Und nun wirft er mit erstaunlicher Schnelligkeit und Leichtigkeit alle Fesseln ab, die ihn hemmen; er ergreift mit seltener Sicherheit die Wege, die ihn zum Ziele führen müssen. Es war ein Unglück für ihn, daß der Religionswechsel zu diesen Wegen zählte; und er hat lange und schwer mit sich gerungen, ehe er sich zu diesem Schritte — einem einfachen Handel — entschloß. Aber der Trieb seiner geistigen Natur nach der ihm angemessenen Thätigkeit, durch die langen Hemmungen zu unwiderstehlicher Stärke angewachsen, riß alle Bedenken mit sich fort. „Es ist mein Unglück, daß ich kein Mittel sehe, zu meinem Zweck zu gelangen, ohne einige Zeit ein Heuchler zu werden." Diese Worte enthalten, nicht eine Rechtfertigung, aber die volle Erklärung seines Uebertrittes. „Es ist tragisch," sagt sein Biograph richtig und schön, „wenn die Vorsehung dem Menschen ein Ziel stellt, die Kraft und den Trieb dazu giebt, und ihm ein Hinderniß in den Weg legt, das nur durch eine Verletzung des Gewissens beseitigt werden kann."

Und wie dieser Schritt das Hinderniß beseitigte, das ihn von Rom's Denkmälern trennte, so bahnte er sich den Weg zu seiner künftigen Stellung noch von Dresden aus auf eine andere ehrenvollere Art. Er blieb, nachdem er die Bünau'sche Bibliothek verlassen hatte, noch ein Jahr lang in der Hauptstadt von Sachsen, im innigsten Umgange mit Kunstfreunden und Künstlern, mit Hagedorn, dem spätern Director der sächsischen Museen, mit Lippert, dem unermüdlichen Urheber der vielgenannten Dactyliothek (wer kennt nicht den Namen aus Lessing's Streitschriften mit Klotz!), vor allem mit dem anregenden, vielbewanderten Oeser, in dessen Haus er wohnte, und unter dessen Leitung er sich praktisch mit Kunstübung beschäftigte. In diesem Verkehr, im gründlichen und planmäßigen Genusse der Kunstschätze Dresdens, zum ersten Male in seinem Leben sein eigener Herr und in heiterer Muße, fühlt er die Keime, die er so lange in sich getragen, mit ungeahnter Schnelle aufgehen und reifen. So entstand sein Erstlingswerk, die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke", eine Schrift, die neben Vielem, was uns heut nur noch aus gelehrter Kenntniß seiner damaligen Zustände verständlich ist, neben Manchem, was von vornherein abgeschmackt und verfehlt war, deutlich die Haupteigenschaften des ganzen späteren Schriftstellers an den Tag legt; eine Schrift ersten Ranges, durch die er sich seine Stellung beim Publikum und in der Kunstwelt mit Einem Schlage begründete; eine Schrift endlich, bei der wir an dem Wendepunkte seines Lebens stehen.

Blicken wir von hier aus noch einmal zurück, wägen wir die fremden Bildungsstoffe, die äußeren Einflüsse, das zufällige Element dieses so verworrenen Entwickelungsganges ab gegen das, was als Act der Selbstbestimmung in ihm anzuerkennen ist, so zeigt sich das Letztere in einem entschiedenen Uebergewichte. In allen den Dingen, auf welchen der Nachruhm Winckelmann's und sein Name ruht, erscheint er im Stich gelassen von Hilfsmitteln, Mustern und Anregungen. Eigene geniale Wahlverwandtschaft zieht ihn zu den Griechen. In selbständigstem Ringen bildet er seinen Stil. Trotz der dürftigsten Vorkenntnisse erweist er, der seine eindrucksfähigsten Jahre in dumpfen Schul- und Bibliothekstuben, in den Sand-Ebenen und Nebeln des Nordens zugebracht hatte, sich sofort wie er mit der Kunst in Berührung tritt, als ein Kenner ersten Ranges. Und in dem Moment, wo er diese seine Sphäre gefunden, schüttelt er alle die mühselige Vielwisserei, der er so viele Jahre lang nachgejagt hatte, spurlos von sich ab. „Welche Verjüngungsfähigkeit", ruft Justi, „sich nach einer in greisenhafter Gelehrsamkeit verlorenen Jugend zu Werken aufzuraffen, welche die Jugendfrische und Anmuth eines Herodot wiedergefunden haben! Welcher unfehlbare Instinct einer sich selbst vertrauenden Natur, welche Elasticität eines Geistes, der in dem Moment, wo das Schicksal ruft, wie ein Neugeborener sich auf den Schwingen der Werdelust und Schaffenslust zu der Morgenröthe des Ewigschönen erhebt!"

Wir scheiden hiermit von dem wackern Biographen, der seinen Helden durch alle Wildnisse und Hemmnisse seiner deutschen Lehrjahre glücklich bis an die Pforte der Wanderjahre, der Jahre des Schauens und des Genießens, geleitet hat. Möge der Wunsch, ihn in Italien wiederzusehen, sich bald erfüllen!

P. D. Fischer.

Brasilien.

Die Dom Pedro II.-Eisenbahn.*)

In vier Sprachen: portugiesisch, englisch, französisch und deutsch, ist unter dem in der Anmerkung gegebenen Titel ein

*) Die Dom Pedro II.-Eisenbahn. Ansichten der wichtigsten Punkte vom Bahnhofe von Rio de Janeiro aus, bis zu dem der Station Commercio, und Pläne der Brücken über die Flüsse Sant' Anna, Sacra Familia, Rio das Mortes, Piraby und Parahyba. Herausgegeben, im Auftrage des Ministeriums für Ackerbau, Handel und öffentliche Arbeiten, vom kaiserlichen lithographischen Institute in Rio de Janeiro, 1867.

Prachtwerk erschienen, welches Kaiser Dom Pedro II. durch seine Gesandtschaft in Berlin, Sr. Majestät dem Könige hat überreichen lassen, von dem aber, wie es scheint, noch kein Exemplar in den Handel gekommen ist, und bei der ausgesprochenen Specialität des Gegenstandes, auch kaum in Europa allgemeiner bekannt werden dürfte. Bei der zunehmenden Regsamkeit für Literatur und Kunst in dem transatlantischen Kaiserreiche, verdienen gerade solche Erscheinungen, welche die Förderung wissenschaftlicher Zwecke durch die Regierung bekunden, eine besondere Aufmerksamkeit, und um so mehr, da der Weg, welcher dort durch die Herausgabe des nicht weniger prächtig ausgestatteten Werkes über den Lauf des San Francisco Stromes, betreten wurde, nicht wieder verlassen worden ist, sondern mit diesem kostspieligen Werke über die Dom Pedro II.-Eisenbahn, jedenfalls mit Opfern verfolgt wird.

Dem Vernehmen nach, hat Se. Majestät der König dieses nicht allein architektisch, sondern auch landschaftlich in hohem Grade anziehende Werk, mit besonderer Aufmerksamkeit studirt, und bei der Abschieds-Audienz des jetzt nach Paris versetzten Gesandten Gelegenheit genommen, seine volle Anerkennung für das Geleistete auszusprechen. Und in der That dürfte es kaum von einem europäischen Unternehmen gleicher Art übertroffen werden.

Die *Estrada de ferro de Dom Pedro II.* ist bestimmt, die Provinzen San Paulo und Minas geraes mit der Hauptstadt Rio de Janeiro zu verbinden und hat gegenwärtig schon eine fahrbare Länge von 160 Kilometer auf 14 Stationen, deren Bau außerordentliche Schwierigkeiten zu besiegen hatte, da er Gebirge in langen Tunneln zu durchbrechen, und reißende Wasserbäche zu überbrücken bestimmt war. Ihr Baumeister ist der englische Ingenieur Andrew Ellison, Direktor des großartigen Werkes, der nach vielen Richtungen hin bekannte und oft genannte Ottoni, der, obgleich in vielen Dingen ein Gegner der Regierung in der Deputirten-Kammer, von dieser doch gern mit Aufgaben allgemeinen Nutzens betraut wird. Daß sich in Brasilien jetzt noch keine dieser, für die Zukunft bestimmten Unternehmungen ohne sehr reiche Unterstützung und Garantie des Staates erhalten kann, erklärt sich aus dem Mangel an Centren, die bisher in Süd-Amerika nur an den Küsten entstehen und gedeihen konnten. Denn ganz entgegengesetzt von europäischer Usance, müssen die großen brasilianischen Städte erst Eisenbahnen von sich ausstrahlen, um Endpunkte zu bilden, während in Europa schon vorhandene Produktions-Centren nur mit einander verbunden werden, und die Erfahrung der Neuzeit lehrt ja, daß selbst solche Verbindungen in Europa damit anfangen, die Hilfe oder wenigstens Garantie des Staates anzurufen. Nicht allein die brasilianischen, sondern alle südamerikanischen Städte müssen sich erst Endpunkte erfinden, ja diese durch Eisenbahnen erst schaffen, wie dies in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's geschehen ist und geschieht; nur mit dem Unterschiede, daß in der Union die Bevölkerung leicht fluktuirend der Eisenbahn folgt, weil sie überreich vorhanden ist, während diese in fast ganz Süd-Amerika durchweg fehlt, und das bisher Erreichte wenigstens noch keine Agglommerationen geschaffen hat.

Von den sämmtlichen brasilianischen Eisenbahnen vermag sich noch keine selbständig zu erhalten, und der Staat muß einstweilen noch Opfer bringen, um wenigstens die vorhandenen in Thätigkeit zu erhalten. Von Rio aus gehen, außer der großen Dom Pedro-Landes-Eisenbahn, noch zwei andere kleine Bahnen in die nächste Umgebung, die Contagallo-Eisenbahn mit 50, und die Mauabahn mit 17 Kilometer, welche letztere Petropolis mit der Hauptstadt verbindet. Es sind Bahnen, wie die nach Versailles, Windsor, Zarskoje oder Potsdam. Die wichtigeren sind die Bahia-Bahn zum San Francisco-Fluß und die Pernambuco-Bahn, welche ebenfalls an den San Francisco heran geführt und dann diese beiden bedeutenden Küsten-Städte mit einander verbinden soll. Von der ersteren sind erst 183, von der letzteren 130 Kilometer dem Verkehr übergeben, und ihre Vollendung wohl noch lange nicht zu erwarten. Eine sechste Eisenbahn ist endlich die von San Paulo, welche den Hafen Santos auf 140 Kilometer mit dem Innern der Provinz verbindet.

Als der gegenwärtige Krieg mit Paraguay ernstere Dimensionen anzunehmen begann, und dem Lande bedeutende Opfer an Menschen und Geld auferlegte, äußerte die Calamität sich in ihren lähmenden Wirkungen auch bei den Eisenbahnen, sowohl was die Fortführung der Bauten, als die Frequenz der schon befahrenen Strecken betraf. Die ganze Nation fühlte tief, wie theuer dem Lande die Sparsamkeit zu stehen kam, welche sämmtliche Kammern in den Friedensjahren, von 1844 bis 1864, gegen die Armee angewendet. Was nach und nach gegeben, etwas Tüchtiges geschaffen haben würde, mußte jetzt mit einemmale aufgebracht werden, ohne rasch etwas Tüchtiges zu erreichen, denn die Langsamkeit der Kriegführung gegen einen territorial und in der Bevölkerung so sehr viel schwächeren, militairisch aber unverhältnißmäßig stärkeren Staat wie Paraguay, erklärt sich aus der Vorsicht und dem Mißtrauen der Generale gegen ein, nun plötzlich auf das Sechsfache verstärktes Heer. Mit Geld und Rekruten, noch dazu widerwillig ausgehobenen Rekruten, schafft man keine Armee, wenn die Bataillone auch vollzählig und die Kanonen gezogene sind. Deshalb greift dieser Krieg so tief in alle inneren Verhältnisse des Kaiserreiches ein, und läßt seine Beendigung so wünschenswerth erscheinen. Aber wie es scheint, fühlt auch die ganze Nation, daß diese Beendigung eine siegreiche sein muß, soll sie das Uebel nicht verlängern, und dadurch verschlimmern. Niemand zweifelt, und am wenigsten die große Zahl englischer Capitalisten, welche ihr Geld in die brasilianischen Eisenbahnen gesteckt haben, daß gerade diese Eisenbahnen eine glänzende Zukunft haben werden, und bei der rasch fortschreitenden Entwickelung des Landes, namentlich aber, wenn die große Krisis der Sklaven-Emanzipation ohne fundamentale Erschütterung durchgeführt sein wird, ist dies ein vollkommen gerechtfertigtes Vertrauen, dem wenigstens gleiche Erfahrungen in anderen Ländern zur Seite stehen.

Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Kaiser fest entschlossen ist, bald nach Beendigung des Krieges gegen Paraguay, die unwiderruflich vorbereitenden Schritte zur Aufhebung der Sklaverei in seinem Lande zu thun, und wer möchte ihm nicht Segen und Gedeihen für diese schwere Aufgabe wünschen! Zwei Beispiele liegen vor, nach denen sich der so entscheidende Schritt beurtheilen läßt: die wunderbar ruhige Entwickelung der Leibeigenschafts-Aufhebung in Rußland und die mit furchtbaren Convulsionen verknüpfte Abschaffung der Neger-Sklaverei in den Südstaaten der Union, deren eigentliche Schwierigkeiten überhaupt erst jetzt zu beginnen scheinen. Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß in Brasilien Niemand mehr die Sklaverei will, oder vertheidigend öffentlich für ihre Erhaltung auftritt; selbst die Sklaven haltenden großen Grundbesitzer, deren ganzer Reichthum und mit ihm auch deren politische Bedeutung in Sklaven-Arbeit besteht, haben sich längst überzeugt, daß sie mit freier Arbeit noch reicher werden würden; aber diese freie Arbeit ist in ihrer nothwendigen Masse

im Lande noch nicht vorhanden, und es wird wenigstens ein Menschenalter dazu gehören, um den Negersklaven an freie Arbeit, ja an Arbeit überhaupt zu gewöhnen, wenn der Zwang dazu wegfällt. Ist somit im Prinzipe in Brasilien Alles einig, so herrscht über die Art und Weise, wie es durchgeführt werden könnte, doch die größte Verschiedenheit der Ansichten.

Die weitere Besprechung dieses Gegenstandes würde auf die europäische Auswanderung nach Brasilien führen, ein vielbehandeltes Thema, auf das wir uns nicht einlassen wollen, weil wir eben prinzipiell und besonders bei den jetzt so durchaus anders gewordenen Zuständen in Deutschland gegen Auswanderung überhaupt sind. Allerdings wird Jedermann, der die Verhältnisse nur einigermaßen kennt, zugeben müssen, daß die Einwanderung Deutscher und besonders katholischer Deutscher in Brasilien am Besten geeignet sein würde, das Problem der Sklaven-Emanzipation dort zu lösen, und wenn die Massen, die bis jetzt nach Nord-Amerika ausgewandert sind, und auch jetzt, trotz ungünstigster Verhältnisse, sich noch immer dorthin ziehen, nach Brasilien wanderten, so würde in einfachster Weise erreicht werden können, was jeder Menschenfreund dringend wünschen muß.

Kaiser Dom Pedro II. hat bis jetzt alles Mögliche gethan, um über seine Ansicht und seinen Willen zur Aufhebung der Sklaverei keinen Zweifel zu lassen. So weit ihm selbst, oder zu seiner Dotation Sklaven gehörten, hat er sie freigegeben; seine Töchter und Schwiegersöhne sind seinem Beispiele gefolgt, und er hat vor allen Dingen den gegenwärtigen Krieg dazu benutzt, um durch den Eintritt von Sklaven in die Armee einen Uebergang vorzubereiten. Um die großen Plantagen-Besitzer zur Freilassung von Sklaven zu bewegen, damit sie als Rekruten in die Armee eintreten konnten, verlieh er Titel und Orden und ermuthigte bei jeder Gelegenheit die Sklaven-Besitzer zu gleichen Opfern. Bei dieser nur persönlichen Förderung der so überaus wichtigen Angelegenheit muß er es aber bewenden lassen, denn die brasilianische Constitution legt die gesetzgebende Gewalt ausschließlich in die Hände des Senats und der Deputirtenkammer, und die ersichtlichen Erfolge, welche die Regierung des Kaisers bisher erreicht hat, wurzeln fast ausschließlich in der Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Kaiser sich allen constitutionellen Formen unterordnet. So schwer also auch der gegenwärtige Krieg auf dem Lande lastet, so wohlthätige Folgen wird er haben! Offenbar hat er das bereits stagnirende Leben der Nation in neuen und frischeren Fluß gebracht und Kräfte entfaltet, die man ihr nicht zugetraut, am wenigsten in Süd-Amerika selbst, sonst würde der Präsident von Paraguay es schwerlich gewagt haben, einen Krieg gegen Brasilien zu beginnen. Allerdings liegen zur Zeit eine Menge von Unternehmungen und Thätigkeiten brach, allerdings sind die finanziellen Zustände des Landes für den Augenblick gedrückt und lähmend, allerdings kostet es außerordentliche Anstrengungen, die Armee in ihrer jetzigen Stärke zu erhalten und die Flotte mit Panzerschiffen zu vermehren, — aber der Krieg rüttelt, wie jeder Krieg, die Nation auf, macht sie ihrer Kraft und Leistungsfähigkeit sich bewußt und stellt — wenn siegreich durchgefochten — das Land auf diejenige Stufe unter den Staaten-Bildungen Süd-Amerika's, die ihm nach seiner Größe und Volkszahl gebührt.

Auf die Weiterführung der Dom Pedro II.-Eisenbahn, welche uns beschäftigt, hat übrigens der Krieg keinen nennenswerth nachtheiligen Einfluß gehabt, und übersieht man an dem vorliegenden Werke die ungeheuren Schwierigkeiten, welche bereits besiegt worden sind, so läßt sich kaum annehmen, daß noch größere ihrer Weiterführung entgegenstehen werden. Auf der Strecke, welche bereits regelmäßig befahren wird, sind z. B. mehr Tunnel, Viaducte und Ueberbrückungen vorhanden, als auf der Eisenbahn zwischen Aachen-Verviers-Lüttich, bekanntlich einer der reichsten an solchen natürlichen Hindernissen. Daß sie überhaupt vollendet und diese Vollendung selbst bei fortdauernder Ungunst der Zeiten nicht zurückgehalten werden wird, dafür bürgen die bis jetzt bereits erzielten und sich mit jedem Jahre steigernden Einnahmen. Sämmtliche brasilianische Eisenbahnen haben, auf eine Ausdehnung von zusammen nur circa 100 Leguas, doch eine jährliche Einnahme von 2 Millionen Thaler (3,650,000 Doll. Milreis). Es ist dies eine Zinsenbewegung, die allerdings nicht nach europäischem Maßstabe bemessen werden darf, aber jedenfalls ein gesundes Wirken des Kapitals bekundet, und somit eine günstige Weiterentwickelung verheißt. In Uruguay ist vor wenigen Monaten erst der Anfang zum Bau einer Eisenbahn von Montevideo nach Durazno gemacht worden; in der Argentinischen Conföderation geht Buenos-Ayres zwar rüstig vor, sich durch die Anlage von Eisenbahnen auch die anderen Staaten tributär zu machen, und würden dort die unendlichen Projekte ausgeführt, welche immer auf's Neue auftauchen, so müßte Argentinien das Eldorado der Eisenbahnen werden. So schwärmt dort in neuester Zeit Alles für eine Riesenbahn von Buenos-Ayres nach Mendoza an der Gränze von Chile. Ein Blick auf die Karte muß aber auch dem leidenschaftlichsten Spekulanten sagen, daß eine solche Bahn noch auf lange hinaus ein Hirngespinnst bleiben wird. In Argentinien will man zuviel; in Brasilien beschränkt man sich auf zu Erreichendes, wird es daher auch erreichen.

Fast noch wesentlicher, als Eisenbahnen, ist die vor Kurzem — Dezember des vergangenen Jahres — geschehene Freigebung der Schifffahrt auf dem Amazonas-Strome für alle Nationen und die in Aussicht stehende Eröffnung des ganzen Plata-Wasserbeckens zu gleicher Ausbeutung; denn vor der Hand werden es die so außerordentlich günstigen Wasserwege Brasiliens noch sein, welche Verkehrs-Emporien schaffen. In den Anfängen des Krieges gegen Paraguay hörte man häufig die Befürchtung aussprechen, Brasilien führe ihn eigentlich nur in der Absicht, die ausschließliche Herrschaft über den La Plata-Strom mit seinen gigantischen Zuflüssen zu gewinnen, an welche die Conföderation und Uruguay doch die zunächst liegenden Ansprüche haben. Vielleicht als Antwort auf diesen Verdacht und diese Anschuldigung, erfolgte die vollständige und fast bedingungslose Freigebung des Amazonas, der in seinem hauptsächlichsten Laufe und in seiner Mündung Brasilien gehört, während nur die Zuflüsse Paraguay, San Lourenço und der Paraná in ihren oberen Theilen durch brasilianisches Gebiet gehen. Naturgemäß muß Brasilien danach streben, auch auf diesen Flüssen den Weg zum Meere frei zu haben, denn nur dann können die Provinzen Matto Grosso, San Paulo und Goyaz das werden, wozu ein unendlicher Boden- und Produkten-Reichthum sie bestimmt. Gerade dies zu verhindern und das Innere Brasiliens nicht zu der Entwickelung kommen zu lassen, deren es fähig ist, hat der Vater des jetzigen Präsidenten von Paraguay, Carlos Lopez, die Festung Humaitá gebaut, um deren Besiegung es sich in diesem Augenblicke handelt und deren Schleifung ein Hauptartikel des Tripel-Allianz-Traktates zwischen Brasilien, Argentinien und Uruguay ist. Welche Veranlassung könnte Brasilien zu einer ausschließ-

lichen Beherrschung der, auch Anderen tributären Wasserstraßen des La Plata haben, wenn es seinen eigenen Hauptstrom dem Weltverkehr öffnet? Es läßt sich also mit Gewißheit voraussehen, daß auch das ganze La Plata-Gebiet, in gleicher Weise wie der Amazonas, der Kauffahrtei aller seefahrenden Völker geöffnet werden wird, und dann allerdings dürfte eine Periode der Bewegung und Prosperität für Brasilien und die Plata-Staaten beginnen, deren Einfluß auf den Weltverkehr überhaupt sich jeder Berechnung entzieht. Schon Alexander von Humboldt hat darauf hingewiesen, daß einst das Centrum des Weltverkehrs und der Civilisation, bestimmten Naturgesetzen folgend, am Amazonas sein würde, und wir sehen eben jetzt einleitende Schritte dazu geschehen. So weitaussehend die einstige Realisation so weitgreifender Voraussagungen auch sein mag, immerhin sind die jetzt im Bau begriffenen Eisenbahnen Brasiliens eines der Mittel dazu und deswegen auch von allgemeinem Interesse, um so mehr, wenn die Regierung sich nicht begnügt, nur den praktischen und realen Gehalt derselben zu fördern, sondern auch durch Werke, wie das über den San Francisco-Strom und die Dom Pedro II.-Eisenbahn das wissenschaftliche und künstlerische Element zu hegen. Eine Aktiengesellschaft würde bei ihren zunächst nur durchaus materiellen Zwecken, ihren Interessenten gegenüber, kaum das Recht zu einer so kostspieligen Illustration ihres Unternehmens haben.

Unseres Erachtens zeigt sich in der Veröffentlichung dieses Werkes die Vorliebe des Kaisers für Pflege der Wissenschaften. Bekanntlich ist er nicht allein Ehrenpräsident — das würde kaum etwas mehr als landesherrliche Protektion bedeuten —, sondern auch selbstthätiges und zwar fleißiges Mitglied des historisch-geographischen Instituts, unter dessen Einwirkung bisher noch alle Werke entstanden sind, welche über das Innere des ungeheueren Landes erschienen. Jedenfalls würden Prachtwerke wie das vorliegende ohne solchen Schutz und ohne solche Mitwirkung nicht entstehen können.

Nord-Amerika.

Vom Smithsonischen Institut in Washington.*)

Verspätet erstatten wir kurzen Bericht über ein Buch, das allerdings auch sehr verspätet über den Ocean zu uns gekommen ist, dessen Erwähnung aber in diesen Blättern nicht füglich fehlen darf. Es giebt kein zweites Institut in der Welt, welches sich an Einfachheit und Umfang des Programms mit dem amerikanischen messen könnte, von dessen Thätigkeit im Jahre 1865 der vorliegende stattliche Band Rechenschaft geben will. Der Stifter hinterließ sein Vermögen, „um in Washington unter dem Namen „Smithsonian Institution" ein Etablissement zur Vermehrung und Verbreitung von Kenntnissen unter den Menschen zu gründen". Dieses kurze und inhaltschwere Programm hat der Testaments-Vollstrecker, d. h. die amerikanische Union, in einer, eines großen Freistaats würdigen Weise zur Ausführung gebracht; das Institut könnte in besserem Sinne, als meist üblich, die Devise führen: Nihil humani a me alienum puto. Da der Bericht des Secretairs an das Kuratorium (Board of Regents) bezeugt, daß viele sonst wohlunterrichtete Leute, sogar in Washington selbst, über den letzten Willen Smithson's und dessen Ausführung gänzlich im Unklaren sind, wird es gestattet sein, für deutsche Leser aus dem in dem Bericht wieder abgedruckten Organisations-Programm, welches am 13. Dezember 1847 von dem Kuratorium angenommen wurde, einzelne allgemeine Züge hervorzuheben: „Das Vermächtniß ist zum Wohle des Menschengeschlechts bestimmt. Die Regierung der Vereinigten Staaten ist lediglich Testaments-Vollstrecker. Das Institut ist kein National-Etablissement, wie häufig angenommen wird, sondern die Stiftung eines Einzelnen und bestimmt, seinen Namen zu tragen und zu verewigen. Die Zwecke der Stiftung sind, Wissen unter den Menschen 1) zu vermehren, 2) zu verbreiten. . . . . Es will keine Einschränkung zu Gunsten irgend einer besondern Art von Wissen machen, sondern alle Zweige haben ein Recht auf einen Theil seiner Aufmerksamkeit." Das gesammte Einkommen desselben*) wird in zwei Theile getheilt, von denen der eine wissenschaftliche Unternehmungen aller Art und Publikationen zu Gute kommt, der andere der Bibliothek und dem Museum. Für letzteres war bekanntlich gerade das Jahr 1865 hart, da ein Theil des Gebäudes durch einen Brand zerstört wurde; aber schon in demselben Jahre waren nach dem Bericht des Building Committee 45,486 D. 96 C. für die Wiederherstellung aufgewendet und fernere 41,600 D. im Etat für 1866 ausgeworfen.

Das Buch enthält zunächst den Jahres-Bericht des Secretairs, des gelehrten Prof. Joseph Henry, der über die vom Institute veranlaßten oder unterstützten Reisen, Forschungen, Publikationen, Etablissements (meteorologische Stationen), Sammlungen auf 60 Seiten Auskunft giebt. Als die Agenten in Europa, welche die Vertheilung von Büchern und naturwissenschaftlichen Gegenstände seitens des Instituts übernehmen und dagegen die demselben zugedachten Sendungen vermitteln, sind genannt die Herren: Dr. Felix Flügel in Leipzig, Gustave Bossange in Paris, William Wesley in London, Friedr. Müller in Amsterdam. „Die Liste der Mitarbeiter, mit denen so lebhafte Beziehungen unterhalten sind, umfaßt alle hervorragenden Pfleger der Einzelwissenschaften in ihrem Lande. Alle diese, fast ohne Ausnahme, haben zur Unterstützung, Leitung und Förderung des Instituts mitgewirkt." Das ist gewiß ein stolzes Wort. Ueber den Wechselverkehr mit auswärtigen Gelehrten und Instituten, sowie über die zahlreichen meteorologischen Stationen giebt ein Appendix in langen Listen Auskunft. Nach dem Bericht des Finanz-Ausschusses (Executive Committee genannt) und dem des Bau-Ausschusses (Building Committee) folgen die Protokolle der Sitzungen des Kuratoriums als letzter Theil des eigentlich geschäftlichen Jahresberichts, dem noch Auszüge aus der Correspondenz des Instituts — to illustrate its operations — und eine Gedächtnißrede auf das verstorbene Mitglied des Kuratoriums, General Joseph G. Totten, von General J. G. Bornard, abgedruckt aus dem Jahresbericht der National Academy of Sciences für 1866, beigefügt sind.

Größeren Raum als alle diese Berichte umfaßt der General

*) Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, expenditures and conditions of the Institution for the year 1865. Washington: Government printing office, 1866.

*) Smithson's Vermächtniß belief sich auf 515,169 D., die Interessen desselben bis 1. Juli 1846 (bestimmt zum Bau) 242,129 D., das Jahreseinkommen aus dem Vermächtniß beträgt 30,910 D. 14 C., das Gesammteinkommen für 1865 aber schon, einschließlich eines Ueberschusses am Jahresanfang von 29,484 D. 8 C., im Ganzen 84,956 D. 37 C. Die Ausgaben desselben Jahres betrugen 71,237 D. 74 C., also Ueberschuß 13,718 D. 63 C.

Appendix, dessen Inhalt wir kurz bezeichnen wollen. Ihn eröffnet, übersetzt von C. A. Alexander, die Gedächtnißrede auf Ducretay de Blainville, in der französischen Akademie der Wissenschaften von Flourens gehalten. Die Jahresberichte der Genfer naturhistorischen Gesellschaft für 1863/64 und 1864/65, gleichfalls in Uebersetzung, schließen sich an, gefolgt von einer amerikanischen Original-Arbeit über das Nordlicht (The Aurora borealis, or Polar Light. By Elias Loomis, Professor of natural philosophy and astronomy in Yale College). Dann ist einer deutschen Arbeit die Ehre der Aufnahme zu Theil geworden; einigen Artikeln aus Roßmäßler's Zeitschrift „Aus der Natur": „Ueber die Sinne", u. A. Gefühl und Geruch. Italien ist vertreten durch die Vorlesungen über Elektro-Physiologie vom Prof. Carlo Matteucci in Turin. Vollständig, auch mit den Abbildungen, findet sodann Platz Desor's Arbeit über die Pfahlbauten im Neufchateller See, deren Uebersetzer sich, wie die Vorigen, nicht nennt. Aus den Abhandlungen der königl. belgischen Akademie folgen, angefangen schon im Jahrbuch von 1864, Untersuchungen über das Gleichgewicht flüssiger Körper von Prof. Plateau in Gent. Mit der Veröffentlichung der Klassifikation der Vögel von Prof. W. Lilljeborg in Upsala, die aus dem Januarheft von 1866 der Proceedings of the Zoological Society of London abgedruckt ist, hat sich das Institut durch ein besonderes Mißgeschick zuvorkommen lassen. Das schwedische Original war schon einige Jahre früher für den Smithsonian Report übersetzt, aber ein Gelehrter, dem die Revision übertragen wurde, verlegte die Manuscripte so gründlich, daß sie nicht haben wiedergefunden werden können! Nach einer Liste von Preisaufgaben verschiedener Akademieen und gelehrten Gesellschaften, schließt das Buch wieder mit einer Original-Arbeit des Prof. H. A. Newton vom Yale College, einer tabellenreichen Umrechnung der amerikanischen Gewichte und Maße in das metrische System. F. H.

* * *

Nachdem wir diesen Artikel in die Presse gegeben, haben wir eine neue Sendung von der Smithsonian Institution empfangen, und zwar ihren reichhaltigen Annual Report für 1866, worin unter Anderem ein vortrefflicher Artikel des Herrn Friedrich v. Hellwald in Wien über die Völkerwanderung in Amerika (die der Verf., abweichend von den bisherigen Annahmen, daß Amerika ursprünglich durch Einwanderungen aus Asien bevölkert worden, auf autochthonische, bestimmten geographischen Gesetzen folgende Migrationen zurückführt), sowie den 6. und 7. Band ihrer Miscellaneous Collections. Der siebente Band der letzteren enthält nicht weniger als zwölf große, mit Illustrationen ausgestattete, naturwissenschaftliche (geologische, mineralogische, zoologische, botanische 2c.) Abhandlungen, die seit einigen Jahren einzeln vom Smithsonian-Institut publizirt worden waren. Eine ähnliche, wissenschaftliche Bibliothek in einer einzigen Publikation hat, unseres Wissens, die literarische Welt sonst nirgends aufzuweisen. Im sechsten Bande dieser Miscellaneous Collections, welcher vier verschiedene Abhandlungen enthält, ist die erste derselben zu Meseritz, im Großherzogthum Posen, von dem daselbst lebenden Dr. H. Loew verfaßt, und zwar handelt sie von der Insekten-Gattung der Diptera in Nord-Amerika. Herr Prof. Joseph Henry bezeichnet unseren deutschen Landsmann als eine der ersten lebenden Autoritäten auf diesem naturwissenschaftlichen Gebiete. J. L.

Belgien.

Die allgemeine Lehrgenossenschaft in Belgien.

Vlamische Bewegung in Brüssel.

Wir haben die Bülletins der belgischen Ligue de l'enseignement seit ihrer Begründung im J. 1865 erhalten und daraus die Ueberzeugung gewonnen, daß die von einigen Seiten aufgestellte Behauptung, die Genossenschaft vernachlässige die vlamische Landes- und Volkssprache, um auf Kosten derselben das Französische zur ausschließlichen Unterrichtssprache in Belgien zu erheben, ungegründet sei. Vielmehr scheint es die Haltung einiger auf ihre ersten Erfolge etwas zu stolzen „Flaminganten" zu sein, welche die Spannung zwischen den Letzteren und den wallonischen Mitgliedern der Unterrichts-Liga herbeigeführt hat.

Der im vorigen Jahre verstorbene Michael van der Voort, einer der Vorsteher der belgischen Lehrgenossenschaft, war ein begeisterter Freund der vlamischen Volks- und Landessprache, und er war es, der in einem Schreiben an die Lütticher Genossenschafts-Abtheilung ihr die Einführung des vlamischen Sprach-Unterrichts auch in die dortigen wallonischen Mädchenschulen empfahl. Bei den vielen Verbindungen der Industriellen der Provinz Lüttich mit den flandrischen Provinzen, sowie mit Holland und Deutschland, sei es (wie er damals schrieb) für die wallonische Bevölkerung sehr nützlich, wenn sie auch eine germanische Sprache erlerne. Herr van der Voort schrieb zur Zeit im Namen des Vorstandes der Lehrgenossenschaft: „Wenn alle Wallonen, die genügenden Unterricht erhalten, vlamisch genug lernten, um sich in dieser Sprache verständlich zu machen, wie es die Vlamingen thun, welche Französisch lernen, so würde die Vermischung der beiden Racen viel sicherer vor sich gehen, als es jetzt geschieht; die beiden Racen würden sich besser kennen lernen, und, was noch wichtiger scheint, das Land würde weniger dem Einflusse der französischen Ideen und Sitten unterliegen. Endlich würden dagegen Deutschland und England, das Eine durch seine Wissenschaft und das Andere durch seine Freiheit, sehr bald einen glücklichen Einfluß auf unser nationales Leben gewinnen."

Wir theilen nachstehend einige der vornehmlichsten Bestimmungen in den Statuten der belgischen Lehrgenossenschaft mit:

§. 1. Die Lehrgenossenschaft hat den Zweck der Verbreitung und Vervollkommnung der Erziehung und des Unterrichts in Belgien.

§. 2. Die Genossenschaft verfolgt diesen Zweck mit allen gesetzlichen Mitteln, namentlich durch das Studium und die Erörterung der die Erziehung und den Unterricht betreffenden Fragen; durch Veranlassung einer Revision der Gesetze, die mit der Verfassung, mit der Gewissensfreiheit, mit der bürgerlichen Gleichheit, mit dem beliebigen Gebrauche beider Landessprachen, sowie mit der Ausdehnung und dem Fortschritte des Wissens in Widerspruch sind; durch Bestrebungen zur Hebung der sozialen Stellung der Lehrer und Lehrerinnen; durch Förderung des Mädchen-Unterrichts; durch Gründung von Volksbibliotheken, von öffentlichen Vorträgen, von Schulen für Erwachsene, von Musterschulen und Lehrer-Seminarien; durch Veranstaltung und Verbreitung von Ausgaben von Büchern über Unterricht und Erziehung; endlich durch Organisirung freier Vereine zu diesem Zweck.

§. 12. Die Genossenschafts-Mitglieder, die einen und den-

selben Ort bewohnen, können eine Lokal-Abtheilung (cercle) bilden, welche vom Bureau des Generalrathes (Genossenschafts-Vorstandes) konstituirt wird.

§. 14. Die Lokal-Abtheilungen halten Berathungen, statten Berichte ab, machen dem Generalrath Vorschläge und ergreifen in ihrem Sprengel alle Maßregeln, die zur Förderung des Unterrichts im Sinne der Lehrgenossenschaft dienen.

§. 16. Jede Lokal-Abtheilung, welche hundert Mitglieder zählt, hat das Recht, 1) einen Abgeordneten mit berathender Stimme in den Generalrath zu schicken; 2) dem Generalrath nicht mehr als ein Drittel der bei ihr eingegangenen Beiträge zu überweisen.

Präsident des Generalraths der belgischen Lehrgenossenschaft ist Herr Professor Jules Tarlier und Generalsecretair Herr C. Buls. In der letzten Generalversammlung erstattete Herr Tarlier den Bericht über die Leistungen der Genossenschaft im Geschäftsjahre 1866—1867, wonach dieselben sehr erfreulich waren und sich der allgemeinen, öffentlichen Zustimmung zu erfreuen haben. Zwar sind in Belgien, wie in Frankreich, der katholische Clerus und die ultramontane Presse geschworene Feinde der Ausbreitung des Unterrichts, aber das belgische Volk vlamischer sowohl, als wallonischer Abstammung tritt mehr und mehr und mit jedem Tage entschiedener auf die Seite des Lichtes und der Lehrfreiheit. Die Volksbibliotheken, die öffentlichen Vorträge und die Schulen für Erwachsene vermehren sich und finden täglich größere Unterstützung. Die Genossenschaft setzt ihre Anstrengungen fort, um die Schulen in Belgien von der Herrschaft des Clerus zu emancipiren und dadurch eine größere allgemeine Bildung und Gesittung herbeizuführen. Die Verderblichkeit des diese Herrschaft begünstigenden, belgischen Unterrichts-Gesetzes vom 23. September 1842 wird mehr und mehr von allen Seiten erkannt. Der Präsident wies in seiner Rede auf die schreienden Mißbräuche hin, die sich der katholische Clerus in Belgien bei seiner Beeinflussung des Elementar- und des weiblichen Unterrichts zu Schulden kommen lasse, wobei er sich auf zahlreiche Thatsachen, unter Anführung von Namen und Daten, berief. Als das einzige Mittel zur Abhilfe der vorhandenen Uebelstände, bezeichnete der Redner die Revision des Gesetzes vom J. 1842 und eine ähnliche Unabhängigmachung der Schulen, wie in Holland. Der Präsident schloß seinen reichhaltigen Vortrag mit folgenden Worten:

„Vertrauensvoll wollen wir auch fernerhin die Aufgabe erfüllen, die wir uns gestellt: Belgien von dem grausamen Tribut zu befreien, welchen es dem Moloch der Industrie opfert. Wir wollen für unsere neutralen Schulen jene armen Kinder reklamiren, die in den Bergwerken, wo sowohl die Seele als der Körper verkümmert, erkranken und verthiert werden, und jene unglücklichen Mädchen, die in Unwissenheit und Elend hinwelken, noch bevor sich ihre Jugendblüthe entfaltet, wollen wir dem Höllenschlunde der Prostitution entreißen.

„Aber wir wollen dabei auch fernerhin unsere gemeinsame Mutter, die Freiheit, achten und lieben — selbst wenn sie zuweilen ungleich ihre Gaben vertheilt. Erinnern wir uns stets der Worte desjenigen, dessen Statue jetzt auf dem Platze vor unserem Sitzungs-Gebäude errichtet wird: „„Oft hat man sich schon gefragt, welches das Recht der besonderen Existenz unseres Vaterlandes ist? Es wird durch keine natürlichen Gränzen vertheidigt; seine Bewohner sind nicht durch eine gemeinsame Sprache verbunden; gewisse materielle Interessen scheinen sogar mit den sittlichen Interessen des Landes in Widerspruch zu sein. Habe ich wohl nöthig, es Ihnen, meine Herren, zu sagen: diese Grundlage, auf welche unser Volksthum sich stützt, ist die Liebe zur Freiheit!""

Nach dem Vorgange der belgischen Lehrgenossenschaft, sind in neuester Zeit auch in Frankreich und in Italien ähnliche allgemeine Vereine zur Förderung des Unterrichts und der Volksbildung und zur Bekämpfung des clericalen Einflusses zusammengetreten. Von Deutschland und England gehen fortdauernd (wie der Generalsecretair, Herr Buls, in seinem Berichte sagte) Zeichen der lebhaftesten Theilnahme an den Bestrebungen der belgischen Lehrgenossenschaft ein. „In der großen Bewegung der Völker, sich zu dem Werke einer gemeinsamen Befreiung, der Befreiung vom Joche der Unwissenheit, zu einigen, wollen wir unsere Stelle würdig einzunehmen suchen und den Beweis führen, daß, wenn wir ein freies Volk sind, wir auch verdienen, es zu sein."

Wenn wir in den vorliegenden Pièces justificatives die Beweise für vollständige Freisprechung der belgischen Lehrgenossenschaft von der gegen sie laut gewordenen Beschuldigung der „verfransching" finden, so können wir doch ein Gleiches nicht gegenüber der mit dieser Genossenschaft eng zusammenhängenden Stadtverwaltung von Brüssel thun. Diese hat, wie wir aus der französisch geschriebenen, in Brüssel erscheinenden Zeitung „Le peuple belge" vom 19. Februar ersehen, dem alten vlamischen im Jahre 1657 gestifteten Bürgerverein de Wijngaard (der Weinstock) die Genehmigung verweigert, während der Faschingszeit in den Theatern von Brüssel und an anderen öffentlichen Orten Choräle und Gesänge vorzutragen und dabei Kollekten zum Besten der Stadtarmen zu veranstalten, angeblich weil das Publikum bereits zuviel durch Sammlungen in Anspruch genommen werde, in der That aber weil der Sängerbund des Wijngaard seine Choräle und Gesänge nur in der niederdeutschen Volkssprache, mit Ausschließung aller französischen Chansons und Couplets, vorträgt. Sänge der Wijngaard ebenso, wie die „Artisans réunis" und die „Réunion lyrique", hauptsächlich französisch und nur nebenbei etwas vlamisch, so würde ihm, wie es bei diesen beiden Gesellschaften der Fall ist, die magistratliche Genehmigung nicht gefehlt haben.

Aus einem anderen Artikel des „Peuple belge" ersehen wir, daß Herr Director Mülders sich veranlaßt gesehen, das ihm zu Ehren vorbereitete niederdeutsche Fest abzulehnen. Die in Brüssel herrschende Gallomanie hat daran, daß die Aufforderung zu jenem Verbrüderungsfeste zugleich in hochdeutscher und in englischer Sprache erschien, solchen Anstoß genommen, daß sie den zum Theil von den städtischen Behörden abhängigen Director Mülders bewogen hat, das Fest abzulehnen und es, trotzdem daß bereits sehr viele Theilnehmer unterzeichnet hatten, für jetzt unstatthaft zu machen. Joseph Lehmann.

Holland.

Niederländisches Leben in Ostindien.*)

Als die Niederländisch-Ostindische Compagnie Java in Besitz genommen und Batavia zu einem wichtigen Handelsplatz erhoben hatte, nahm sie so lange an Macht, Blüte und

*) Nach Dr. J. Ten Brink's „Ostindische Damen und Herren." Aus dem Holländischen von Wilhelm Berg. Leipzig, Ludw. Denicke. 1868.

Reichthum zu, als sie ihre strengen, fast spartanischen Sitten aufrecht erhielt. Als diese aber erschlafften, als Eigennutz an die Stelle der Selbstentäußerung und pünktlichsten Rechtschaffenheit trat, Luxus, Uebermuth und Sucht nach Reichthum wuchernd emporschossen, als die strengen Gesetze, welche den Handel auf eigene Hand jedem Einzelnen untersagten, umgangen wurden, und jeder Beamte, ja man möchte sagen, jeder Mann, bis zum Matrosen herab, durch die mannigfachsten Umgehungen der Gesetze, durch offene Uebertretung derselben oder durch schlauen Betrug Handel auf eigene Rechnung zu treiben begann, da gerieth auch die Ostindische Compagnie in Verfall und sank mit reißender Schnelligkeit zu einer Unbedeutendheit herab, die ihrem Bestehen ein Ende machte. Während sie im Jahre 1629 durch ihre ungeheuren Geldmittel den Prinzen Friedrich Heinrich in den Stand setzen konnte, die Belagerung von Herzogenbusch glänzend zu Ende zu führen, mußte sie im Jahre 1784 von den General-Staaten 14 Millionen Zuschuß erbitten, um sich nur noch erhalten zu können.

Aber in demselben Grade, wie die Compagnie verlor, gewannen ihre Beamten. In wenigen Jahren wurden große Summen mit fabelhafter Leichtigkeit erworben. Wer wenig thun und schnell erwerben wollte, wer im Vaterlande nicht fortkam, wer sich vergangen hatte, oder von seiner Familie untergebracht werden sollte, fand, was er suchte, in Batavia, lebte dort in Reichthum und kam auch wohl als gemachter Mann zurück. Der Zudrang stieg, und Java wurde für die Niederländer ein gelobtes Land, dessen goldenen Boden man nur zu betreten brauchte, um sogleich Theil an seinen Schätzen zu haben. Wohl änderten sich die Zeiten, aber in der Erinnerung blieben sie dieselben, ja sie erschienen in der Entfernung nur noch glänzender und erhielten sich im Volksbewußtsein bis auf diesen Tag. Man bedenkt nicht, daß die Zustände nach und nach durchaus andere geworden sind; man glaubt, es reiche noch immer hin, eine dreimonatliche Seereise zu machen, fünf bis zehn Jahre in einer herrlichen Natur zu leben, dort ohne Anstrengung zu arbeiten, sei es in Privat- oder Gouvernements-Unternehmungen, sei es als Angestellter oder selbständiger Mann, um als Millionär zurückzukommen. Freilich kommt dergleichen noch immer vor, freilich ist es dort viel leichter als in dem übervölkerten Europa, Carrière zu machen, Reichthümer zu erwerben, Ansehen und Stellung zu gewinnen; aber dazu gehört denn doch jetzt schon Glück, und außer dem Glücke noch gewisse Eigenschaften und Kenntnisse. Daran wird häufig gar nicht gedacht. Man weiß ja, daß der General-Gouverneur 5 Jahre lang die Rolle eines Königs spielt und dann als reicher Mann zurückkommt. Aber um es werden zu können, muß man vorher eine dazu befähigende Stellung im Mutterlande eingenommen haben. (Es war vorgekommen, daß sogar ein Matrose General-Direktor wurde und so ungebildete Leute im Rathe saßen, daß sie kaum zehn Zeilen ohne Fehler schreiben konnten — und das um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.) Der Rath von Indien, die Beamten erster Klasse beziehen enorme Gehalte, werden wie höhere Wesen verehrt und leben angenehm im schönsten Lande der Welt, aber sie werden dafür auf einer besondern Akademie (Delft) gebildet und erzogen, wo sie ihre Examina zu machen haben, wenn nicht besondere Verhältnisse auf ihre Laufbahn einwirken. Geschickte Advokaten finden dort einen fruchtbringenden Boden, und Industrielle können erstaunliche Gewinne machen, wenn sie Geschäftskenntniß und Energie besitzen. Daß aber diese Bedingungen nöthig sind, beachtet man viel zu wenig. Man fragt nicht, ob die Constitution, der Charakter, die Fähigkeiten und Kenntnisse geeignet sind, das Klima, das eigenthümliche Leben und die daraus entspringenden Verhältnisse ertragen und überwinden zu können. Unzählige junge Leute gehen ohne alle oder mit sehr geringer Vorbildung leichtsinnig genug nach Indien, um „ihr Glück zu machen", und wer vermöchte zu sagen, wie viele von ihnen geistig oder moralisch zu Grunde gehen? Davon spricht man nicht. Ebenso wenig aber auch von Jenen, die enttäuscht, verstimmt, unglücklich, durch die entnervende Hitze in Apathie versinken, die nöthige Vorsicht versäumen und durch Krankheiten dahingerafft werden, die weit mehr dem inneren Leiden, als anderen Gründen zuzuschreiben sind, weil jede heftige Erregung dort gefährlich ist. Dann heißt es wohl: „Er konnte das Klima nicht vertragen, inländische Fieber oder Dysenterie haben seinem Leben ein Ende gemacht." Ja, sie haben das Leben getödtet, das schon gebrochen, unheilbar verwundet war, das Leben, das dem Vaterlande noch lange hätte dienen und den Seinen eine Stütze sein können.

Am traurigsten aber steht es mit den jungen Leuten — sehr häufig leichtsinnige Fremdlinge — aus, die, unbesonnen genug, auf schnelles Avancement rechnend, in die indische Armee eintreten und von unten auf dienen müssen. Ihnen tritt gleich das allgemeine Vorurtheil entgegen, Niemand geht mit ihnen um, als ihre rohen Kameraden, sie fühlen sich wie Ausgestoßene, die abspannende Hitze erschlafft sie; unlustig und muthlos, ohne Freund und Zuspruch, vernachlässigen sie die Studien, die ein Offiziersexamen erfordert, häufig auch ihre militärischen Pflichten; sie werden gestraft, das Ehrgefühl erwacht, Verzweiflung oder Apathie ergreift sie, und sucht in starken Getränken momentanes Vergessen, wenn nicht gar ein Selbstmord solch verlorenes Leben noch früher endet, als es dort die Trunksucht thut.

Ungarn.

Ein magyarischer Prophet.

Es hat zu allen Zeiten Propheten gegeben. Warum sollten sie im 19. Jahrhundert fehlen? Den neuesten besitzt Ungarn an dem Verfasser des Werkes: „Ungarns vier Zeitalter."*)

Da derselbe schon als Knabe gehört, „daß die Propheten nichts anderes gewesen seien, als tiefdenkende Logiker, die aus den Ursachen auf die kommenden Wirkungen schlossen", hat er sich früh schon daran gewöhnt, zu beobachten und zu denken. Denn „die Faulheit des Denkens macht es, daß die Mehrzahl der Menschen noch so dumm ist."

An Gelegenheit zur Beobachtung fehlte es ihm nicht. Sein Leben war ein reiches an Abwechselungen und Begebenheiten. Zuerst Militair, dann Jurat, Standrichter nach den Bauernunruhen, Reichstagskanzellist, Journalist und Schriftsteller, Schauspieler, Hauslehrer, politischer Emissär, um Wien zu revolutioniren und die ungarischen Truppen in Prag zur Desertion zu verleiten; während des Krieges bald Honved-Offizier, bald Regierungs-Commissär, und nach demselben, als Emigrirter, wiederum Privatlehrer, Maler, Schriftsteller, Journalist, Cicerone, Handlungsreisender, Magnetiseur, Buchhalter und Erzieher, hielt er sich theils in Ungarn, auf dem Lande oder in

*) Ungarns vier Zeitalter. Erlebnisse ꝛc. Leipzig, 1868. 4 Bde.

Städten, theils in Wien, in Hamburg und in London auf; bereiste Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, Nordafrika, Belgien, Deutschland und die nordischen drei Königreiche, Schottland und Irland, und lebte überall, wie es seine zeitweiligen Geldumstände mit sich brachten, gut oder schlecht. Dabei ward er bereits 1848 „Mitglied eines Bundes, welcher schon damals in Europa verbreitet war und auch gegenwärtig als unsichtbare Hand besteht", und wohnte 1858 dem Congresse bei, welchen im Spätherbst die berühmtesten Männer der Volkspartei aus ganz Europa und Amerika in London abhielten. Von welcher Bedeutung aber dieser Congreß gewesen, erfahren wir erst aus dem dritten Bande der „Erlebnisse und Lebensansichten eines Mitspielers vor, während und nach der ungarischen Revolution in Ungarn und im Auslande", wo es auf S. 212—213 also heißt:

„Damals wurde der Grund zu späteren Ereignissen in Europa gelegt, und es fällt gegenwärtig Niemandem ein, zu ahnen, daß das, was in Italien in den Jahren 1859, 1860, 1861 und weiter, daß die holsteinische Frage des Jahres 1863, der polnische Aufstand von 1863, die Vertreibung König Otto's aus Griechenland, die mexikanischen Angelegenheiten, das, was gegenwärtig in Spanien geschieht, ein Ergebniß späterer Zufälligkeiten, sondern etwas Planmäßiges, schon im Jahre 1858 Angelegtes war. Man ahnte nicht, daß Solferino, Sadowa, Queretaro dort ebenso alles Schachzüge für die Weißen, wie Zürich, Teplitz und Paris für die Schwarzen waren; sie ahnen nicht, daß Diejenigen, von denen sie glauben, sie seien ihrer Partei am meisten ergeben, damals gegen sie wirkten und noch gegenwärtig wirken. Wären die Akten jenes Demokraten-Congresses nicht besser verborgen, als es die Krone Ungarns war, so müßten sie erstaunen über die Namen, die dort verzeichnet sind, über das, was man dort vorherbestimmte, und was später gleichwie aus der Luft zu kommen schien. Ja, damals wurde eine verkehrte Chronologie gemacht, nicht die vergangenen Ereignisse, sondern die zukünftigen wurden dort verzeichnet, nicht diejenigen, die mit Wort und That später auftraten, sondern die, die feindlich schienen, oder im Dunkeln blieben, die Kraft genug besaßen, in Armuth zu leben oder eine solche zu heucheln, sind es gewesen, sind es noch gegenwärtig, die davon wissen, was im Jahre 1867, 1868 u. s. f. geschehen werde. Es giebt keine so vollkommene Geschichte der Vergangenheit, als es diese Geschichte der Zukunft ist: es kann nur ein Irrthum in den Daten, sehr selten in den Personen, nie aber in den Ereignissen stattfinden; diejenigen Personen, in denen wir uns irrten, leben nicht mehr, diejenigen hingegen, die ihre Rolle noch weiter und so spielen, wie sie ihnen aufgegeben wurde, leben und werden leben, so lange, bis ihnen die Natur nicht ein Ziel stecken wird."

Wir sehen hieraus, daß nicht Kaiser Napoleon III., nicht Graf Bismarck oder ein anderer Staatsmann aus freiem Antrieb politische Veränderungen in Europa hervorgerufen, und daß weder die französische, noch die preußische Armee durch Tapferkeit und geschickte Führung ihre Siege erfochten hat, sondern daß der Demokraten-Congreß von 1858 die eigentliche Ursache von Allem war. Seinen Anordnungen gemäß entstand das italiänische Königreich und der norddeutsche Bund, seinen Befehlen zufolge traten die österreichischen und dänischen Truppen, wie bei Feldmanövern der markirte Feind, überall den Rückzug an, seine Dispositionen brachten den armen Maximilian nach Mexiko und — Queretaro.

Es erklärt sich jetzt, warum Oesterreich gerade den Freiherrn v. Beust zur Neugestaltung des Reichs berufen, und warum dieser wiederum gewissenhaft das Programm des Dualismus verwirklicht hat, welches vor einigen Jahren von dem magyarisirten Deutschen Kertbeny in seinen, in Oesterreich bisher verbotenen „Briefen über die ungarische Frage", die zuerst in der Berliner National-Zeitung erschienen, als letzter Rettungsanker der Monarchie empfohlen worden ist.

Der Demokraten-Congreß von 1858 hat es so bestimmt, und fast könnte man glauben, die Vorsehung habe sich einmal Ferien gestatten wollen und deshalb 1858 die Mitglieder dieses Congresses für einige Jahre mit der Leitung der irdischen Dinge betraut.

Schade nur, daß der Verfasser von „Ungarns vier Zeitalter", der, wie er sagt, die französische Revolution von 1848, den Umschwung der Dinge in Italien und den Ausgang der Schlacht von Sadowa voraus verkündet hat, und als Theilnehmer am Demokraten-Congreß genau wissen muß, was noch bevorsteht, über die Begebenheiten und Vorfälle, welche das Jahr 1868 uns bringen wird, seinen Lesern gegenüber mit so äußerster Zurückhaltung spricht Und doch ist sonst die Discretion nicht seine Art. Man muß sein Buch lesen, um zu glauben, mit welcher wahrhaft genialen Freimüthigkeit und Rücksichtslosigkeit er alle Personen und Verhältnisse schildert. Nichts bleibt unberührt, Nichts verschwiegen.

Daß Franz Pulszky die Ermordung Latour's bezahlt und den Tod der Baronin Beck veranlaßt, daß Graf Ladislaus Teleky durch fremde Hand gefallen, und daß Franz Deak, seinen früheren Principien untreu, Ungarn verrathen, wird mit ebensolcher Offenheit und Gelassenheit erzählt, wie das Treiben der Pester Schwindler, das Familienleben der magyarischen Aristokratie und die Erziehungsart der ungarischen Jugend an den Pranger gestellt wird.

Berichtet der Verfasser wirklich bloß Erlebtes und Geschehenes, ohne von seiner eigenen Phantasie irre geleitet worden zu sein, so kann man es ihm nicht verdenken, wenn er die Zukunft Ungarns im schwärzesten Lichte sieht.

Dem „goldenen Zeitalter", d. h. der Zeit vor der Revolution, ist das „stählerne" oder die Revolutionszeit, und dem „bleiernen", d. h. der Zeit der Emigration, das „papierne" oder die gegenwärtige Zeit gefolgt, und da die neuesten Errungenschaften der Magyaren unsern Propheten nur an das Sprichwort seines Vaterlandes erinnern:

O Herrgott, du hast Regen gegeben, es ist aber kein Dank dabei!

so beschäftigt er sich ernsthaft mit dem Gedanken, was aus Ungarn werden soll. Es hat, seiner Ansicht nach, nicht mehr als vier Chancen:

„zwei davon weder Nationalität noch Freiheit, das heißt, entweder bei Oesterreich bleiben und zu Bettlern werden und beim Hungern alle poetischen Ideen über Nationalität aufgeben, oder getheilt werden," und Auswandern nach Amerika oder Australien, und zwar nach Amerika „mit Verlust der Nationalität, aber Freiheit im Tausche", nach Australien „mit Freiheit und Nationalität."

Natürlich ist der Verfasser für das Auswandern in Masse nach „Tasmania", welches zwar „viele neue Abenteuer" und „etwas Arbeit", aber auch „eine Constitution, wie man sie sich machen will und Wiederaufleben der Nationalität" in Aussicht stellt.

Denn in Amerika ist wohl „fertig gefundene Freiheit", aber „Verlust der Nationalität" zu erwarten, und im Vaterlande bleiben, steht nicht nur „Knechtung, Bettelstab, langsamer Tod der Nationalität" bevor, sondern auch das Schreckbild der Theilung. Wenn nämlich Oesterreich, wie es zu befürchten, zu

Gunsten Frankreichs an dem Kriege Theil nimmt, den Napoleon III. wohl oder übel führen muß, um möglicherweise seinen Thron behaupten zu können, so würde Ungarn als „integrirender Bestandtheil des Kaiserreichs" das Loos der Monarchie theilen und ebenso zerstückelt werden, wie einst Polen.

Die Comitate jenseits der Donau würden zu Deutschland, die Karpathen-Gegend bis an die Donau herab zu Rußland und die Theiß-Comitate theils zu einem rumänischen, theils zu einem südslavischen Reiche geschlagen werden.

Nun wissen wir allerdings nicht, ob eine derartige Auflösung Ungarns ebenfalls im Rathe des Demokraten-Congresses von 1858 beschlossen worden ist, aber wir möchten es beinahe glauben, da dieser magyarische Prophet seine Landsleute so dringend auffordert, dem Beispiel Arpads zu folgen und nach Australien auszuwandern, um dort ein neues Ungarn zu gründen, indem er die Worte hinzufügt:

„Die beiden letzteren Chancen können sie wählen, die beiden Ersteren hingegen werden ihnen aufgezwungen. Noch ist es Zeit, zur Wahl für die beiden Letzteren, in einem Jahre, vielleicht auch früher, wird auch diese letzte Möglichkeit schwinden."

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Kleine literarische Revue.

— **„Deutsche Lyriker seit 1850."** *) Der Baum, von dem der Gärtner sagt, daß er „in diesem Jahre nicht trägt", zeigt dem aufmerksamen Beobachter, wenn auch keine Blüthen und Früchte, so doch neue Triebe, die deutlich darthun, daß das innere Leben des Baumes nicht erstorben ist, daß er seine Hauptkraft aber einstweilen im Inneren konzentrirt. Aehnlich geht es mit dem Baume der deutschen Lyrik: will man seine neuesten Erzeugnisse nicht als Blüthen ansehen, als Triebe wird man sie müssen gelten lassen; und es ist nicht die Kargheit dieser Triebe, sondern mehr ihre wuchernde Fülle, die ein Bedenken erregen könnte. — In zweiter Auflage liegt eine Sammlung der neuesten Lyriker seit 1850 vor uns. Dieses Jahr nämlich hat der Sammler (mit wie viel Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt) als ein Scheidejahr wie im politischen so im poetischen Leben der Nation angenommen, und giebt demzufolge auch von den längst bekannten und beliebten Dichtern, Geibel, Grün, Heine, Rückert rc. nur solche Lieder, die erst nach dem J. 1850 entstanden oder doch veröffentlicht sind. — Die drei nie ausgesungenen Themata: „Gott, Natur und Menschenherz" in ihrer Unerschöpflichkeit sind auch hier wieder Hauptgegenstände der Dichtung geworden, und mancher innig erfreuliche Laut, mancher frische gesunde Klang tönt uns aus den neuen Weisen entgegen und trifft in's Herz. Auch für die Composition wird man viele höchst geeignete Lieder finden. — Viel wirklich Gutes haben, wie schon früher, auch jetzt österreichische Dichter geliefert, ein lebendiger Beweis dafür, daß deutsches Lied und deutsches Wort sich aller politischen Ausschließungen ungeachtet erhalten und fortpflanzen. Oesterreichs Dichter sind nicht aus dem deutschen Bunde geschieden! Wo Empfinden und Denken so ganz deutsch ist, da wird sich gewiß früher oder später auch noch die Form finden lassen, die auch äußerlich die getrennten Brüder mit dem Mutterlande wieder vereinigt.

— **Witold Leo's Gedichte.** *) Der Reinertrag dieses Gedichtbuches ist zum Besten des Rückert-Denkmals in Koburg bestimmt. Wir gestehen, daß wir Poesieen, welche zu irgend einem besonderen Zweck, bei irgend einer besonderen Gelegenheit an's Tageslicht gefördert sind, mit nicht günstigem Vorurtheil entgegenkommen. Doch bekennen wir auch, daß hier unser Vorurtheil in erfreulicher Weise besiegt worden ist. Selbstlose Verehrung für Rückert und vielleicht die Bescheidenheit des Dichters scheint diese Art der Einführung beim Publikum gewählt zu haben. Denn eine selbständige Dichter-Natur, ein eigenes Gemüthsleben und ein Ton wirklichen lyrischen Talents vibrirt in Leo's Versen.

Wir nehmen jedes Buch, auch eines der strengeren Wissenschaft, mit der Spannung in die Hand, ob wir einen Eindruck von der Persönlichkeit des Verfassers empfangen werden. Erst dies giebt ihm in unseren Augen das eigentlichste Interesse, eine Art Weihe und Beglaubigung, die jedes Buch haben sollte. Denn Nichts ist anziehender, ja, im Grunde Nichts lehrreicher, als die Bekanntschaft mit einer neuen Persönlichkeit, einem neuen Geist. Das geht doch fast über jeden anderen Genuß und ist die gehaltvollste Bereicherung unserer Kenntnisse. Aber nur lebhaften Geistern von eigenem Werth und Talent ist es gegeben, unbewußt ihre Persönlichkeit in die Zeilen hineinzuströmen. Und nur solche Menschen sollten eigentlich schreiben.

Leo's Gedichtbuch ist gleichsam ein unbewußt gezeichnetes Seelenportrait, und diese Seele lernt man lieben. Ein edler Charakter durchzieht die Verse, liebevoll und liebenswürdig, ein feines und reines Gedankenleben, ein warmes Gemüthsleben. Und besonders hat uns die innere Treue und Wahrhaftigkeit erfreut. Wenige oder keine Empfindungen und Gedanken, die der bewußte Nachklang der Bekanntschaft mit anderen Dichtern sind. Das fühlt man sofort diesen Liedern ab. Sie sind dem eigenen Herzen entquollen, nicht anderen Herzen entlehnt, und machen deshalb eine unmittelbare Wirkung. Die meisten Bilder gehören dem Dichter selbst, der Ton ist ein individueller; lebensvolle Züge beweisen, daß der Dichter mit eigenen Augen sieht, wie nachstehendes kleine Gedicht beweisen mag:

Wenn ich durch stille, späte Gassen geh',
Und hier und da ein helles Fenster seh',
Dann überfällt mich wunderbares Sehnen.

Hier suchet bang ein Kranker Schlaf und Ruh,
Dort singt die Mutter ihrem Liebling zu,
Hier freut sich Fleiß, dort fallen bittre Thränen.

Vielleicht, ach, hinter jenem Fenster wacht
Die junge Liebe noch in stiller Nacht
Und fühlt beseligt Herz am Herzen schlagen.

Ein Sternenhimmel deckt uns Alle zu,
In Einer Erde finden Alle Ruh,
Daß ich sie liebe, möcht' ich Allen sagen.

R.

*) Mit literarhistorischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen von Dr. Emil Kneschke. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Alb. Fersch, 1868.

*) Halle, Emil Barthel, 1868.

— **Juristische Bibliographie.***) Das vorliegende bibliographische Hand- und Hilfsbuch, alle von 1849 bis 1867 in Deutschland erschienenen Schriften über rechts- und staatswissenschaftliche Gegenstände (mit Ausnahme ganz unbedeutender, ein nachhaltiges Interesse nicht bietender Flugschriften) verzeichnend und so ein vollständiges Bild der literarischen Thätigkeit dieses Zeitraums gewährend, schließt sich unmittelbar an die bekannte und geschätzte gleichnamige Engelmann'sche Arbeit an, welche, nur bis zum Jahre 1848 reichend, bisher eine weitere Fortsetzung vergeblich erwarten ließ. Wie jene, so hat sich auch in dieser der gelehrte Verfasser bemüht, die Brauchbarkeit seiner Zusammenstellung durch ein umfassendes Materien-Register zu erhöhen, dessen sorgfältigste Bearbeitung die allerspeziellste Rubricirung jeder einzelnen Schrift erstrebt. Ebenso sind die sämmtlichen Zeitschriften in einer gesonderten, eine bessere Uebersicht gewährenden Zusammenstellung, bei einigen der reichhaltigsten auch Nachweisung über den Inhalt der einzelnen Bände gegeben und dieser ebenfalls in das Sachregister an betreffender Stelle eingereiht. Das ganze Verzeichniß, 306 Seiten stark, enthält die respektable Menge von etwa 6—8000 Werken.

— **Die Hofbibliothek zu Darmstadt.****) Ueber die Bücherschätze der bedeutenden Großherzoglichen Hofbibliothek giebt uns der Hofbibliothekar Dr. Ph. A. F. Walther in einer übersichtlichen und anziehenden Darstellung genauere Kenntniß. Diese Darstellung zerfällt in sechs Abschnitte: I. Geschichte der Hofbibliothek. II. Ein Gang durch die Bibliothek. III. Die Incunabel-Drucke. IV. Die älteren Holzschnitzwerke namhafter Künstler. V. Die Handschriften. VI. Der „Thesaurus picturarum".

Literarischer Sprechsaal.

Von der „Correspondenz Napoleon's I." erscheint im Bibliographischen Institut zu Hildburghausen eine autorisirte Uebersetzung (im Auszug), von dem verdienten Literarhistoriker H. Kurz in Aarau, dessen Beziehungen zu dem Prinzen Napoleon, dem Präsidenten der mit Herausgabe der Correspondenz beauftragten Commission, ihn vorzugsweise für das, große Umsicht und Kritik erfordernde Werk befähigen und begünstigen. Es erstreckt sich die Auswahl auf die schon gedruckten, sowie noch ungedruckten Theile jener — bereits bis zu der Briefzahl 16,742 in 20 starken Quartbänden angewachsenen — Sammlung. Ausgeschieden aus derselben sind alle Privatbriefe, die rein persönliche Verhältnisse berühren; denn die Absicht der Commission war, das Bild des Feldherrn und Staatsmanns, soweit es die politische, militärische und administrative Correspondenz beleuchtet, durch Züge persönlicher Natur nicht verwischen zu lassen. — Eine andere Frage ist es freilich, ob auch alle Briefe jener Gattung aufgenommen werden, wenigstens läßt sich da vermuthen, daß Auslassungen aus Gründen der Politik geboten scheinen.

Ueber ein großes, musikalisches Bündniß der Deutschen in New York schreibt der dortige Korrespondent der Berliner „Vossischen Zeitung": „Die hiesigen Deutschen wollen, dem Beispiele in ihrer Heimat folgend, auch einen Bund schließen, und zwar einen fröhlichen ohne Zwangsmittel. Es existiren hier nämlich folgende Gesang-Vereine: New-Yorker Sing-Akademie, Sozial-Reform-Gesang-Verein, Liederhain, New-Yorker Sängerrunde, Veteranen-Gesang-Verein, Harmonie, New-Yorker Quartet-Club, Mozart-Verein, Mozart-Männerchor, Beethoven-Männerchor, Teutonia-Männerchor, Schwäbischer Sängerbund, Sozial-Reformer-Verein und Liedertafel, Fidelia, Harmonia, Melomanen, Frauenlob, Sängerlust, Deutscher Liederkranz, Schwäbischer Liederkranz, Germania, Allemania, Arminia, Hudson-Männerchor, Hoboken-Quartet-Club, Schillerbund und Uhland-Bund. Alle diese wollen sich nun zusammenthun und eine Spezial-Verbindung unter dem Namen „Nordöstlicher Sängerbund" gründen. Die Delegirten der verschiedenen Vereine fanden sich zusammen in den Germania Assembly Rooms und beriethen über die Constitution des neuen Bundes. Es wurde viel und Mancherlei gesagt und gefragt und geklagt, wie das nun eben die Art unserer lieben deutschen Landesbrüder aller Orten ist — aber eine Vereinigung wurde noch nicht erzielt. Sie werden sich jedoch zu einem großen Bunde vereinigen, wenn sie sich zuvor ausgeredet und ausgeschrieen haben, und wenn nur erst der musikalische Bismarck kommt und sie zusammensingt und zusammenbringt."

Parkesine, dieser von dem englischen Chemikalien-Fabrikanten Parkes erfundene und jetzt in Massen hergestellte Stoff, scheint das Cautschuk und die Guttapercha, mit denen es in seiner Anwendung viele Aehnlichkeit hat, an praktischer Brauchbarkeit weit zu übertreffen, da es sowohl durchsichtig als opak herzustellen ist und sich mit den glänzenden Anilin-Farben leicht verbindet, so daß die täuschendsten Nachahmungen von Schildkröten-Schale, Bernstein, Chrysopras, Malachit und anderen Edelsteinen daraus fabrizirt werden können und es dabei ein überaus billiges Material ist. Im Wesentlichen wird das Parkesine aus vulkanisirter Schießbaumwolle (Collodium) gewonnen, die in Folge des von Parkes nach vieljährigen Versuchen entdeckten Verfahrens aus gewöhnlichen baumwollenen Lumpen hergestellt wird und alle möglichen Formen leicht annimmt. Der Stoff läßt sich von Bildhauern, Drechslern und Holzschnitzern bearbeiten und wird in England bereits zu sehr vielen glänzenden und überraschenden Verzierungen und Ausschmückungen verwandt. Selbst zu Zeugen und Gewändern ist es mit Vortheil zu verarbeiten, da das Parkesine auch in Form von Fäden und Blättern hergestellt wird.

*) Bibliotheca juridica. Handbuch der gesammten neueren juristischen und staatswissenschaftlichen Literatur. Eine Zusammenstellung aller seit 1849 bis gegen die Mitte des Jahres 1867 auf dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaft in den deutschen und benachbarten Staaten erschienenen Schriften. Bearbeitet von G. W. Wuttig. Mit umfassendem Materien-Register und Nachweisungen über wichtigere, in Zeitschriften enthaltene Abhandlungen. Leipzig, O. A. Schulz, 1868.

**) Beiträge zur näheren Kenntniß der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt. Von Dr. Ph. A. F. Walther, Großherzoglichem Hofbibliothekar und Director der Cabinetsbibliothek. Darmstadt, G. Jonghaus, 1867.

Verantwortl. Redakteur: Joseph Lehmann in Berlin. — Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße 86. — Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 14. März 1868. [№ 11.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Voltaire's und Friedrich's des Großen Briefwechsel, als Turgot und Malesherbes Minister geworden.

Wir folgen einem, wenige Tage vor seinem Ableben ausgesprochenen Wunsche unseres verewigten Freundes, Professor J. D. E. Preuß, wenn wir mit vorstehender Ueberschrift einen Auszug aus der Korrespondenz des großen Königs und seines alten, am Rande des Grabes stehenden Freundes Voltaire liefern.*)

In Nr. 1 und 2 des diesjährigen „Magazin" hatten wir ein Essay mitgetheilt über die von Turgot im J. 1776, zwei Jahre nach der Thronbesteigung Ludwig's XVI., versuchten großen Reformen der französischen Gesetzgebung, wonach dieser Minister einerseits die Frohndienste und die Zehnten auf dem Lande und andererseits den Zunftzwang und die Niederlassungs-Beschränkung in den Städten in einer die betheiligten Interessen möglichst schonenden Weise aufhob, und hierdurch der Arbeit des Volkes überall neue Bahnen eröffnete. Bereits waren vom Könige die betreffenden Edikte unterzeichnet; aber als diese Reformen von den Parlamenten, den damaligen feudalen Landtagen, sanctionirt, d. h. nach altem Brauche, registrirt werden sollten, stießen sie in Paris und in den Provinzen auf einen so fanatischen Widerstand, daß dadurch alle Gesetzes-Verbesserungen in Frankreich vorläufig unmöglich gemacht, die trefflichen Minister Turgot und Malesherbes in Folge dessen gestürzt und endlich der Revolution von 1789 die Wege gebahnt wurden.

Am 10. Mai 1774 war Ludwig XV. gestorben. Am 30. Juli desselben Jahres schreibt zunächst Friedrich an Voltaire: „Ich wage noch kein Urtheil über Ludwig XVI. Man muß erst eine gewisse Anzahl seiner Handlungen kennen; man muß seinen Schritten folgen, und zwar während einiger Jahre. Wenn man sich übereilt, wenn man nach den ersten Schritten urtheilt, so riskirt man, sich zu täuschen."

Voltaire unterhielt sich in seinen Briefen aus jener Zeit mit seinem königlichen Freunde sehr viel über das Schicksal Etallonde's de Morival, eines jungen Offiziers, der im letzten Regierungsjahre Ludwig's XV. von einem französischen Parlamente, wegen der von Ersterem einer kirchlichen Prozession bewiesenen Nichtachtung, zur Ausreißung der Zunge, Abhauung eines Fingers rc. verurtheilt worden war. Wegen einer ähnlichen freigeistigen Handlung war kurz vorher der Ritter v. La Barre zum Tode verurtheilt und hingerichtet worden. Nach der Thronbesteigung Ludwig's XVI. war durch Voltaire's Vermittelung dem jungen Etallonde de Morival von Ersterem verstattet worden, Frankreich zu verlassen, um in die Dienste Friedrich's II. zu treten. Aber das fanatische Parlament versagte dem preußischen Ingenieur-Offizier seine Zustimmung zum Verkaufe des Gutes, das er eben geerbt hatte. Voltaire bekämpfte auch diesen von den Klerikalen veranlaßten Widerstand und schrieb mit Bezug darauf an den König aus Ferney am 29. Juli 1775:

„Allerdings hoffen wir in Frankreich, daß die Philosophie, die dicht am Throne steht, bald auch auf demselben herrsche, aber es ist dies eben nur eine Hoffnung, und diese täuscht sehr oft. Es giebt leider zu viele Menschen, die ein Interesse haben, den Irrthum und die Thorheit zu unterstützen. Es sind mit diesem Metier so viele Würden und Reichthümer verbunden, daß zu befürchten steht, die Heuchler werden auch ferner den Sieg über die Weisen davon tragen."

„Ich weiß noch nicht", fügt Voltaire am 3. August 1775 hinzu, „ob unser König dem philosophischen Beispiel Ew. Maj. folgen wird; aber ich weiß, daß er zu seinen Ministern Philosophen gewählt hat, einen Einzigen ausgenommen, der das Unglück hat, ein Frömmler zu sein.*) In Betreff des Geschmacks machen wir Rückschritte; dagegen erobern wir uns den Gedanken. Da ist besonders ein Herr Turgot, der es würdig wäre, sich mit Ew. Maj. zu unterhalten. Die Priester sind in Verzweiflung. Dieses ist der Anfang einer großen Revolution! (Voilà le commencement d'une grande révolution.)"

„Inzwischen wagt man es noch nicht, sich offen auszusprechen; insgeheim unterwühlt man die alte, vor Jahrhunderten errichtete Zwingburg der Lüge. Hätte man sie förmlich belagert, so würde

---

*) Am 21. Februar, drei Tage vor seinem in der Nacht vom 24. zum 25. Febr. erfolgten Ableben, erhielten wir folgendes Schreiben des Verewigten: „Sehr lieber Freund! Professor du Bois Reymond hat neulich, am Friedrichstage, über Friedrich's Korrespondenz mit Voltaire und d'Alembert, überhaupt mit soviel Schwung von des Königs Umgang mit den Männern der Wissenschaft gesprochen, daß er sogar Voltaire mittelbar in Beziehung zu den neuesten Großthaten in Preußen bringt. Das hat mich an unsere Unterhaltung (bei Gelegenheit von Nr. 1 des „Magazin" von 1868) über Voltaire's und Friedrich's Korrespondenz von 1775 und 1776 erinnert, als Turgot's und Malesherbes Ernennung zu Staatsministern die kühnsten Hoffnungen auf die Umkehr zum Bessern in Frankreich erweckten. Meine Absicht ist, Sie......, zu einem kleinen Magazin-Artikel zu veranlassen, der etwa zu betiteln wäre: „Voltaire's und Friedrich's des Großen Briefwechsel, als Turgot und Malesherbes Minister geworden." Dazu ist nur Tome XXIII der Oeuvres de Frédéric le Grand, und zwar wesentlich nur die Zeit von 1775 und 1776 nöthig, wie Sie aus dem beiliegenden Blatte, aus dem „Leben Fr. d. Gr." von J. D. E. Preuß, Bd. IV. S. 246, ersehen werden." J. L.

*) Der Herausgeber der Werke Friedrich's des Großen (Prof. Preuß) sagt in einer Anmerkung, daß dies der Graf von Muy war.

man kühn die infamen Parlaments-Urtel in Bezug auf den Mord des Ritters von La Barre und d'Etallonde Morival's cassirt haben. Man schämt sich in Frankreich dieser Urtel, man ist darüber entrüstet, aber dabei hat es sein Bewenden. Man hat nicht den Muth gehabt, an jenen verabscheuungswerthen Richtern das jus talionis auszuüben."

Friedrich antwortet darauf aus Potsdam, 13. Aug. 1775: „Ihnen ist es zu verdanken, daß es Morival so gut ergangen. Der Beschützer von Calas und Sirven hat es verdient, auch in Bezug auf Jenen von günstigem Erfolg gekrönt zu sein. Ihnen ist es in Ihrer Zurückgezogenheit gelungen, die grausamen Erkenntnisse der Richter Ihres Landes zu reformiren und die Männer zu beschämen, die, vermöge ihrer Stellung am Throne, Ihnen hätten zuvorkommen sollen. Was mich betrifft, so beschränke ich mich in meinem Lande darauf, zu hindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke, und die gerichtlichen Erkenntnisse zu mildern, die mir bisweilen zu streng scheinen. Dies macht einen Theil meiner Beschäftigungen aus. Wenn ich die Provinzen bereise, kömmt alle Welt zu mir. Ich prüfe selbst und mit Hilfe Anderer alle Beschwerden, und ich mache mich Menschen nützlich, die mir bis dahin völlig unbekannt waren, ja von deren Existenz ich oft nichts wußte. Diese meine Revision aber macht die Richter aufmerksamer und beugt jedem zu harten und zu strengen Prozeßverfahren vor.

„Ich wünsche Ihrer Nation Glück wegen der guten Wahl, die Ludwig XVI. bei der Ernennung seiner Minister getroffen. Die Völker, sagt irgendwo ein Schriftsteller der Alten, werden erst dann glücklich zu nennen sein, wenn die Weisen Könige sind. Ihre Minister, wenn auch nicht vollständig Könige, besitzen doch deren Autorität zumal. Ihr König hat die besten Absichten: er will das Gute. Nichts ist so sehr für ihn zu fürchten, als jene vermaledeiten Höflinge, die ihn mit ihrer Pest anzustecken suchen und mit der Zeit corrumpiren. Er ist noch sehr jung und kennt die Arglist und die Kunstgriffe nicht, deren sich die Höflinge bedienen, um ihn nach und nach ihren Zwecken dienstbar zu machen, ihren Zwecken des Eigennutzes, des Hasses und Ehrgeizes. Er hat seine Kindheit in der Schule des Fanatismus und der Verdummung zugebracht; es ist daher zu fürchten, daß es ihm an geistiger Energie fehle, selbst zu untersuchen, was man ihn gelehrt hat, als ehrwürdig zu betrachten.

„Sie waren es, der in Frankreich die Toleranz gepredigt hat; nächst Bayle, sind Sie unzweifelhaft Einer der Weisen, die der Menschheit am Meisten Gutes erwiesen. Aber während Sie die ganze Welt aufgeklärt, haben Diejenigen, die ihren Vortheil im Aberglauben finden, Ihre Lehren geschmäht, und diese sind es, die noch die Völker beherrschen.

„Was mich betrifft, so bin ich jetzt, als ein treuer Schüler des Patriarchen von Ferney, mit tausend Muhammedaner-Familien in Unterhandlung, denen ich in Westpreußen Wohnsitze und Moscheen verschaffen will. In unserem Lande werden dann die vom Koran vorgeschriebenen Waschungen stattfinden und wir werden das En Illah ela Allah! singen hören, ohne uns zu ärgern. Es ist dies die einzige Sekte, die bisher noch in meinem Lande fehlt.

....„Wenn man in Frankreich den Fanatismus zu vermindern denkt, so muß man nicht damit anfangen, die Bischöfe zu verletzen; dagegen kann man leicht durch Verminderung der Mönche, besonders der Bettelorden, das Volk etwas kaltsinniger machen. Dieses, wenn es erst weniger abergläubisch ist, wird dann auch der Staatsgewalt gern überlassen, den Bischöfen die Stellung zu geben, die sie im Interesse des Staates für angemessen erachtet. Dies allein ist das richtige Verfahren. Das Gebäude der Unvernunft still und geräuschlos unterminen, führt dessen Sturz von selbst herbei..... Unbezweifelt wird sich die Nachwelt mehr, als wir, der Denkfreiheit erfreuen, und sie wird nicht, gleich uns, schaudererregende Gerichtserkenntnisse, wie die von Toulouse, Abbeville 2c., erleben. Die Morival's dieses glücklichen Jahrhunderts werden Barbareien, wie sie unser Morival erduldete, nicht zu fürchten haben."

Voltaire erwiedert darauf am 31. August 1775: „Wir besitzen jetzt ein sehr gescheidtes Ministerium, das ein nicht minder gescheidter, junger König sich gewählt hat, der wirklich das Gute will, wie Ew. Maj. dies in Ihrem Schreiben vom 13. d. bemerken. Der größte Theil unserer Fehler und unseres Jammers entspringt daher, daß wir, trotz unserer Liebe zum Neuen, allzusehr an alten Gewohnheiten hängen, die man mit dem Namen Gesetze beehrt. Die französische Kriminal-Rechtspflege z. B. ruht ganz auf dem, was man kanonisches Recht nennt, so wie auf dem alten Rechtsverfahren der Inquisition. Die französischen Gesetze sind ein wahres Gemengsel von alter Barbarei und neuen reglementarischen Bestimmungen. Die französische Regierung glich bisher der Stadt Paris, die ein Mischmasch von Palästen und Spelunken, von Pracht und Elend, von wunderbarer Schönheit und widerwärtiger Häßlichkeit ist. Nur eine neue Stadt kann auch eine regelmäßige sein."

Am 8. September 1775 schreibt Friedrich: „Ich bin über den Hof von Versailles nicht vollständig unterrichtet. Ich kenne weder Turgot noch Malesherbes. Sind sie wahre Philosophen, so befinden sie sich an ihrem Platze. Bei Staatsgeschäften soll man sich weder von Vorurtheilen noch von Leidenschaften leiten lassen. Die einzige dabei erlaubte Leidenschaft ist die für das Gemeinwohl. So dachte Marc Aurel und so sollte jeder Monarch denken, der seine Pflicht thun will. Was Ihren jungen König betrifft, so befindet er sich auf einem sehr stürmischen Meere, wo es der Kraft und des Genies bedarf, um das Gleichgewicht zu behalten und ein ruhiges, vernunftgemäßes System sich zu bilden. Maurepas, hochbejahrt, wird bald eines Nachfolgers bedürfen, und dann wird es darauf ankommen, daß die Wahl des Monarchen eine richtige sei, nach dem alten Sprüchwort: Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.

„In Schlesien sah ich kürzlich einen Herrn v. Laval Montmorency und einen Clermont-Gallerande, die mir sagten, daß Frankreich endlich anfange zu erfahren, was Toleranz sei und daß man dort das so lange sistirt gewesene Edikt von Nantes wiederherstellen wolle, worauf ich ganz einfach erwiederte: C'est moutarde après diner.... Ihrem Vorgänger Bayle und Ihnen verdankt man unstreitig die Revolution, die sich jetzt der Geister bemächtigt hat. Aber gestehen wir nur: daß sie noch lange nicht vollständig sei. Die Frömmler bilden eine mächtige Partei, die nur durch eine höhere Kraft einmal zu besiegen sein wird. Von der Regierung wird der Schlag zu ihrer Vernichtung ausgehen müssen. Aufgeklärte Minister können viel beitragen dazu, aber der gute Wille des Monarchen darf nicht fehlen. Unbezweifelt wird sich dies mit der Zeit schon machen; aber weder Sie, noch ich, werden diesen großen Moment mit Augen erblicken."

Und am 29. September 1775 fügt Friedrich hinzu: „Ein König, dessen Blick unbefangen ist, ein verständiges Ministerium, wie Sie es jetzt in Frankreich haben, wird unstreitig die Vollstreckung solcher schauderhaften Erkenntnisse, wie die gegen La Barre und Morival, nicht mehr dulden; sie werden nicht ge-

statten, daß in Frankreich und in Tauris gleiche Gesetze herrschen. Freilich werden sie den gesammten Clerus gegen sich haben, der sich mit dem heiligen Namen der katholischen, apostolischen und römischen Religion wappnet. Ich sehe schon, wie sich aus dieser Priesterschaar ein Bischof erhebt und dem sechzehnten Ludwig zuruft: Sire, Sie sind der einzige König in der Welt, der den Titel des Allerchristlichen trägt; das Schwert, mit welchem Gott Ihre Hand ausgerüstet, ist Ihnen zur Vertheidigung der Kirche gegeben. Die Religion ist beschimpft und macht auf Ihren Beistand Anspruch. Um das Verbrechen zu sühnen, zur Ehre des ersten und ältesten Königreiches der Welt, muß das Blut der Schuldigen fließen! Nach solcher Anrede, und sollten auch alle Encyklopädisten dabei sein, wenn sie am Throne gehalten wird, werden diese nicht im Stande sein, den Barbaren ihre Opfer zu entreißen.

„Frankreich ist von den Römern, den Saliern, den Engländern und endlich vom Aberglauben unterjocht worden. Alle diese Eroberer haben dem Lande Gesetze gegeben, und daher das Chaos seiner Rechtspflege. Wer dort etwas Gutes will, der muß Alles niederreißen und neu aufbauen. Freilich werden Diejenigen, die es versuchen, die Gewohnheit, die Vorurtheile und das ganze, an den alten Gebräuchen, ohne zu wissen warum, hängende Volk gegen sich haben. An diesen alten Gebräuchen rühren und das Königreich zu Grunde richten, das — ist ja dasselbe!"

Der König hatte richtig prophezeit; die Wendung trat in Frankreich noch viel rascher wieder ein, als er geglaubt. Zwar schreibt Voltaire am 30. März 1776 von den eben erschienenen Edikten Turgot's in Bezug auf die Aufhebung, resp. Ablösung der Frohndienste, der Zehnten, des Jagdrechtes, des Zunftzwanges, und der Niederlassungs-Beschränkungen, doch fügt er auch sogleich hinzu, welche bedenklichen Remonstrationen bereits das Pariser Provinzial-Parlament dagegen gemacht:

„Gegenwärtig (schreibt er) haben wir in Frankreich einen jungen König, der allerdings keine Verse macht, dafür aber ganz ausgezeichnete Prosa schreibt. Ganz kürzlich hat er sieben schöne Werke erscheinen lassen, die bereits die volle Volksgunst genießen. Die Präambula dieser Edikte sind wahre Meisterwerke von Beredtsamkeit, denn es sind Prachtstücke von Vernunft und Güte.*) Das Parlament von Paris hat gewaltige Remonstrationen gemacht. Es hat ein Geisteskampf stattgefunden, bei welchem, wenn die beste Rede einen Preis erhalten sollte, dieser der königlichen**) ertheilt werden müßte. Das Recht, zu registriren und zu remonstriren, das Sie in Preußen nicht kennen, stützt sich auf den alten Vorgang eines Oberrichters (prévôt) von Paris aus der Zeit des heiligen Ludwig und Ihres Conrad Hohenzollern II., welcher Oberrichter sich herausnahm, ein Register über alle königliche Verordnungen zu führen, was ihm ein Gerichtsschreiber des Parlaments, Namens Jean Montluc, im J. 1313 nachmachte. Die Könige fanden diese Erfindung sehr nützlich für sich. Philipp von Valois ließ im Parlament seine Regal-Steuern registriren. Karl V. bediente sich derselben Maßregel in Bezug auf das famose Edikt über die Großjährigkeit der Könige zu vierzehn Jahren. Auch Friedensverträge wurden oft registrirt. Zu jener Zeit wußte man freilich noch nichts von „Remonstrationen"; die ersten, und zwar in Bezug auf die Finanzen, wurden unter Franz I. gemacht hinsichtlich eines massiven silbernen Gitters um das Grabmahl des heiligen Martin, das sich Franz I., der gerade Geld gebrauchte, gegen Eintragungen auf die Krondomainen hatte abtreten lassen, wogegen ihm das Parlament Vorstellungen machte. Dies ist der Ursprung aller Remonstrationen, die unseren Königen seitdem so viel zu schaffen gemacht und endlich, zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwig's XIII., den Krieg der Fronde erregten. Unter Ludwig XVI. haben wir keine Fronde und noch weniger die lächerlichen Greuel der Jesuiten, Jansenisten und Verzückten zu fürchten. Freilich ist unsere Schuldenlast ebenso groß, als die der Engländer, aber wir sind dafür im Genusse aller Wohlthaten des Friedens, einer guten Regierung und — der Hoffnung."

Diesem hoffnungsreichen Optimismus folgt sehr bald wieder der kläglichste Pessimismus Voltaire's. Nachdem am 20. April 1776 der König dem Patriarchen von Ferney Glück dazu gewünscht hatte, daß es ihm, trotz der Remonstrationen der Provinzial-Landschaft des Ländchens Gex, gelungen sei, dort die Ausführung der königl. Edikte in Bezug auf die Aufhebung der Frohndienste 2c. durchzusetzen, schreibt Voltaire am 21. Mai 1776: „Wir haben es sehr nöthig, daß ein philosophischer König, wie Ew. Maj., noch recht lang regiere. Wir Wälschen besaßen zwei philosophische Minister (Turgot und Malesherbes); jetzt sind sie Beide auf einmal entlassen. Und wer weiß, ob sich nicht bald wieder die Greuelscenen der La Barre und d'Etallonde-Morival in unserem unglücklichen Lande erneuern. Die Vernunft hat in Frankreich so zahlreiche Anhänger gewonnen, daß ihre Feinde sich rüsten, und wir wissen, wie gefährlich die Waffen dieser Gegner sind. Gleich den Protestanten Frankreichs, die bei den Verfahren Ew. Majestät ein Asyl fanden, wird die arme Vernunft mit ihren Anhängern aus Frankreich nach Preußen flüchten müssen, um dort Schutz zu finden. Seitdem ich auf der Welt bin, habe ich stets diese Vernunft hier verfolgt gesehen, und unbezweifelt wird sie auch noch in diesem Zustande sein, wenn ich die Welt verlasse."*)

Nach diesem Verzweiflungs-Schrei Voltaire's, versucht es der König wieder, ihn mit neuer Hoffnung zu ermuthigen: „Ich wundere mich nicht über die Absetzung der philosophischen Minister in Frankreich. Ich denke mir Ludwig XVI. wie ein junges Lämmchen, umgeben von alten Wölfen, das froh ist, von ihnen nicht gefressen zu werden. Auch ein ganz routinirter Regent würde jetzt in Frankreich sehr vorsichtig sein müssen. Umlauert und von Fallstricken rings umgeben, würde man ihn schon zu falschen Schritten zu bewegen wissen. Es ist daher ganz natürlich, daß ein junger Monarch, der ohne alle Erfahrung ist, sich durch den Strom von Intriguen und Kabalen hinreißen läßt. Gleichwohl werde ich niemals daran glauben, daß das Vaterland Voltaire's in unseren Tagen der Schutzort oder die letzte Verschanzung des Aberglaubens werde. In Frankreich sind zu viele Kenntnisse, ist zu viel Geist vorhanden, als daß der barbarische Aberglauben des Clerus wieder die alten Abscheulichkeiten sollte bewirken können. Wie Herkules den Nemeischen Löwen bezwang, so hat ein starker Athlet, Namens Voltaire, die Hydra des Fanatismus gebändigt. In ganz Europa verbreitet sich ja die Vernunft täglich mehr; selbst die stupidesten Länder empfinden diese Bewegung, mit alleiniger Ausnahme Polens. Andere Staaten: Oesterreich, Westfalen, ja sogar

*) Man vergleiche das treffliche, von Turgot verfaßte Präambulum zu dem Edikt über Aufhebung des Zunftzwanges in Nr. 2 des „Magazin" von 1868.

**) Unstreitig jenem Präambulum der Edikte.

* Voltaire starb zwei Jahre darauf, nachdem er dies geschrieben, am 30. Mai 1778. D. R.

Baiern, fangen an, sich der Irrthümer und Dummheiten zu schämen, zu denen ihre Voreltern sich hinreißen ließen, und bemühen sich daher, einige Lichtstrahlen auf sich zu ziehen. Und das ist Alles Ihr Verdienst!"

Damit schließt die Korrespondenz der beiden ruhmgekrönten Greise über die ihnen auf gleiche Weise am Herzen liegende Sache der Erziehung des Menschengeschlechts.

Joseph Lehmann.

Die preußischen Stadt- und Dorfschulen*).

Die Deutschen theilen die Bildungs-Fähigkeit mit vielen anderen Völkern; was sie aber vor allen auszeichnet, ist die Bildungslust. In keinem Volke ist der Trieb zum Lernen so allgemein, wie bei den Deutschen. Wie in anderen Ländern die Volksmasse sich nur allzu oft gegen die Jugendbildung gleichgiltig zeigt, so ist den Deutschen die Schule nächst der Kirche ein Bedürfniß, dem jede Gemeinde zuerst zu genügen sucht. Der Schulzwang, in welchem jedes andere Volk eine Beeinträchtigung der Freiheit sieht, erscheint dem Deutschen als etwas, was sich von selbst versteht. Er findet es ganz natürlich, daß der Staat die Befugniß habe, pflichtvergessene Eltern ebenso zu zwingen, ihren Kindern geistige Nahrung zu reichen, wie er sie zur leiblichen Erhaltung derselben nöthigen kann. Daher ist Deutschland vorzugsweise das Land der Schulen, der Boden, auf dem die Schulmeister und die Schulbücher am Besten gedeihen.

Den ersten Anstoß zur allgemeinen Volksbildung gab die Reformation; allein die Schule, als Anhängsel der Kirche, konnte zu keinem frischen und fröhlichen Leben gedeihen, nachdem auch aus der Kirche durch die Orthodoxie alles Leben gewichen war. Den ersten Schritt, die Schule der Vormundschaft der Kirche zu entziehen und der Aufsicht des Staates zu unterwerfen, that Friedrich der Große, und sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., machte sie faktisch zur Staatsanstalt durch die Errichtung des Ober-Schul-Collegiums, im Jahre 1787. Jetzt erst war sie einer freien Entwickelung nach den Bedürfnissen des Lebens fähig, und nach der kurzen Reactionszeit unter dem Minister Wöllner gelangte das preußische Volksschulwesen, besonders durch die treffliche Verwaltung des Ministers Altenstein, zu einer nie geahnten Blüthe, deren Frucht der preußische Volksgeist und die preußische Volkskraft ist. Ein Wendepunkt in dem preußischen Unterrichtswesen trat im Jahre 1840 ein. Altenstein starb und Eichhorn trat an seine Stelle. Mit ihm kommt der theologische Doctrinarismus zur Herrschaft. Man sah bei Anstellungen im Schulfache weniger auf pädagogische Begabung, als auf Gläubigkeit. Diesterweg erhielt seine Entlassung. Im J. 1848 forderte das Volk die Rückkehr zu gesunderen Principien, und der Minister von Ladenberg versprach ein Unterrichtsgesetz und die Verbesserung der äußeren Lage der Lehrer. Allein schon am 19. December 1850 übernahm v. Raumer an Ladenbergs Stelle das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten und des Unterrichtes, und im Jahre 1854 erschienen die Regulative, die das preußische Volksschulwesen in einen Gegensatz zu dem, wie es früher gewesen und wie es in vielen deutschen Staaten noch ist, gebracht haben. Nicht aus einer inneren Störung des Organismus krankt seitdem die preußische Volksschule, sondern, was noch betrübender ist, aus einer äußeren Hemmung, die ihr geflissentlich Licht und Luft raubt. Kein Wunder, wenn die Besseren des Volkes mit Sorge auf die Schule blicken und wenn selbst aus dem engeren Schulkreise sich der Nothruf um baldige Hilfe erhebt.

Es liegen uns zwei kleine Schriften eines wackeren Schulmannes vor: „Die Stadtschulen" und „die Dorfschulen", deren Tendenz ist, ein Bild von der Entwicklung des deutschen Volksschulwesens, dessen große Bedeutung durch die neuesten Zeitereignisse in ein helleres Licht gestellt worden ist, zu geben und zugleich dem Schulwesen insofern zu dienen, als dadurch Fragen zu einer weiteren Entwicklung und Einrichtung derselben angeregt werden. In dem ersten Schriftchen giebt der Verfasser zunächst eine kurze Entwicklungs-Geschichte des städtischen Schulwesens und macht dann Vorschläge zur Organisation der Stadtschulen, die viel Beherzigenswerthes enthalten, worauf wir jedoch nicht näher eingehen können, da hier Schulfragen in Betracht kommen, die nur Fachmänner interessiren. Das zweite Schriftchen beginnt mit einer Entwicklungs-Geschichte der Dorfschulen, bespricht dann die preußische Unterrichts-Verwaltung seit 1840 und schließt mit einer Beurtheilung des Regulativs vom 9. October 1854, den Unterricht in den Elementarschulen betreffend. „Das Urtheil, heißt es in der Vorrede, mußte sich auf Alles erstrecken, was auf die Entwicklung des Volksschulwesens einen entschiedenen Einfluß geübt hat oder noch übt. So habe ich denn auch das dritte Regulativ über die Einrichtung und den Unterricht der einklassigen Elementarschule einer eingehenden Kritik unterworfen. Lange habe ich überlegt, ob ich es thue oder nicht lieber das Vorhaben, das Dorfschulwesen der Betrachtung zu unterziehen, ganz aufgeben sollte; nicht aus Menschenfurcht, denn die kenne ich nicht, wo es gilt, der Wahrheit zu dienen. Aber der neueste Gang, den die deutsch-nationale Entwicklung genommen hat und mit der mir die Regulative, ganz abgesehen von den Ergebnissen der Entwicklung der deutschen Pädagogik, nicht im Einklange zu stehen scheinen, sowie der Hinzutritt neuer Provinzen zu dem preußischen Staate, deren Unterrichtswesen nicht auf denselben Prinzipien, wie sie die Regulative aufstellen, sich erbaut hat, vor Allem aber die Tendenz und der Geist der Regulative haben mich vermocht, diese Beurtheilung zu veröffentlichen."

Wir können hier dem Verfasser nicht in allen Einzelheiten, worin er das Unlogische und Unpädagogische der Regulative nachweist, folgen. Sein Endurtheil ist: „Die Regulative sind unter dem römisch-kirchlichen Einfluß geschrieben. Nach ihrem Principe ist der Mensch nur der Kirche und des Staates wegen da, nicht die Kirche und der Staat des Menschen wegen; sie wollen von einer allgemeinen Menschenbildung nichts wissen." Ganz ähnlich urtheilt L. v. Rönne, wenn er sagt (Das Unterrichtswesen des preußischen Staates. Bd. I. S. 895): „Während Pestalozzi, der Gründer der rationalen Schule, sein Ziel in der Entwicklung der geistigen Kräfte des Kindes zu künftiger freier Selbstbestimmung sah, geht durch die gedachten drei Regulative die bewußte, direkt entgegengesetzte Absicht, vor Allem den Geist mit dem bestimmten Dogma der Kirche und des Staates zu erfüllen und die Schule auf den hierdurch bedingten Unterrichtskreis einzuschränken." Die früheren Bildungsstufen werden in den Regulativen ausdrücklich als irreligiös und unpatriotisch verworfen und auf dem Gebiete des Unterrichtes wird ebenso ein Umschwung gefordert, wie gleichzeitig von derselben Seite

*) Die Stadtschulen. Betrachtungen und Vorschläge von L. W. Seyffarth, Rector der städtischen Bürgerschulen und Hilfsprediger zu Luckenwalde. Berlin, J. Guttentag, 1867.

Die Dorfschulen. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik von L. W. Seyffarth. Berlin, J. Guttentag, 1867.

in der Wissenschaft eine Umkehr verlangt worden ist. „Eine neue geistige Richtung, sagt der Verfasser, war allerdings mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts eingetreten. Sie ging von den Heroen aus, die unser Jahrhundert in einer Zahl und in einer Ausdehnung nach den verschiedensten Richtungen hin aufzuweisen hat, wie sie noch nie in der Weltgeschichte dagewesen, und jetzt noch entwickelt sich das deutsche geistige und sittliche Leben in der von diesen Männern angebahnten Richtung weiter — wo ist da ein Umschwung nöthig und wirklich geworden? Welche Gränzlinie, welche berechtigte neue Bewegung zeigt die Weltgeschichte und das Leben des Zeitalters auf zur Zeit der Erscheinung der Regulative, wenn es nicht etwa die sein soll, die uns nach Olmütz führte?"

Den Geist der Regulative erkennt man am Besten aus den in ihrem Sinne verfaßten Lehrbüchern. Die früheren vortrefflichen Lesebücher von Otto Schulz, von Diesterweg, von Wackernagel u. A. wurden verdrängt und dafür solche eingeführt, die ihre Stoffe meist aus dem Beiblatte der fliegenden Blätter des rauhen Hauses, aus dem Volksblatte für Stadt und Land und ähnlichen Schriften entlehnten, ohne Berücksichtigung des Alters, des Standpunktes und der Fassungskraft des Kindes, sondern nur mit Rücksicht auf den äußeren Zweck: Erziehung zur Kirche. Der Verfasser theilt aus ihnen ergötzliche Proben mit und urtheilt im Allgemeinen: „Die Sentenzen und Geschichten, die sie geben, leiden fast alle an einer forcirten, gemachten Religiosität, an einer zur Schau getragenen Frömmigkeit; in ihnen ist das Natürliche nicht in den Bereich des Idealen emporgehoben, sondern ins Unnatürliche verkehrt. Solch eine religiöse Bildung führt nicht zum Leben, sondern entweder zur Heuchelei oder zur geistigen Verdumpfung oder zur inneren Zerrissenheit und zum Selbstmorde." Und wie die Religion tritt auch der Patriotismus als etwas Gemachtes und Gezwungenes auf. „Durch Lobhudeleien des Fürsten und durch Schulfeierlichkeiten an Gedenktagen pflanzt man den Kindern nicht Liebe zum Könige und Vaterlande ein. Nur wenn das Kind eingeführt wird in seine Muttersprache und dadurch in das eigenartig gestaltete geistige und nationale Leben seines Volkes, in seine Anschauungs- und Denkweise, seine Vorstellungen und Gedanken, sein Lieben und Leiden, Sehnen und Hoffen, Suchen und Forschen, wie es in den Geistesproducten seiner großen Männer niedergelegt ist, wird des Kindes Gemüth getränkt mit nationalem Geiste; sein Geist wird selbst dieser geistigen Kultur theilhaftig und auf diese Weise wird das deutsche Kind ein lebendiges Glied seines Vaterlandes und Volkes. Von diesem idealen Zwecke weiß das Regulativ nichts. Wenn sogar den Seminaristen, den künftigen Volkslehrern, dieses nationale Leben in den „sogenannten" Klassikern verschlossen bleibt, wie soll es den Schülern offenbar werden?"

Entbehrt der Lehrstoff so jedes anregenden geistigen Gehaltes, so muß sich natürlich die Lehrmethode auf ein mechanisches Einlernen beschränken. Es ist bekannt, welche Forderungen das Regulativ an das Gedächtniß der Schüler stellt. Die biblische Geschichte soll das Kind mit den Worten der Bibel wiedergeben können, d. h. es soll sie auswendig lernen; es soll außer den Sprüchen und Psalmen mindestens 30 Kirchenlieder fest gelernt haben; die Sonntags-Evangelien soll es allmählich dem Gedächtniß einprägen, den Katechismus richtig und ausdrucksvoll hersagen können. Alles ist auf ein äußerliches Bekennen, nicht auf ein innerliches Erkennen berechnet. „Darum, wie der Verfasser am Schlusse sagt, so lange das niedere Volksschulwesen auf dem Regulativ ruht, ruht es, da an eine Weiterentwicklung nicht zu denken ist, und daraus erklärt sich die Opposition im Volke, die sich schon beim Erscheinen der Regulative kundgegeben hat und sich fort und fort lebendig erhält. Dieser Opposition schließen sich jetzt auch die Lehrerkreise in den neu erworbenen Provinzen an. So hat sich eine holsteinische Lehrerversammlung gegen die Regulative ausgesprochen, und in neuester Zeit wird dasselbe aus Hannover gemeldet. Ja, sogar Rußland legt Zeugniß gegen dieselben ab. In einem der neuesten Hefte des „Magazin für die Literatur des Auslandes" heißt es hierüber: „Der Minister der Volksaufklärung in Rußland, Herr Golownin, wird demnächst auch seine reformirende Thätigkeit dem Elementar-Schulwesen und den Schullehrer-Seminaren zuwenden, wobei er ausdrücklich die Befolgung des Beispiels, das ein Nachbarstaat, der früher einen großen Ruf wegen seiner Förderung des Volksunterrichts gehabt hat, durch seine Schulregulative gegeben, ausgeschlossen hat."

E. M.

Frankreich.

Der landwirthschaftliche Unterricht in der Volksschule Frankreichs.

Wenn ich hier von der Volksschule spreche, so verstoße ich zwar gegen die neueste Deklaration der Kommission des Herrenhauses, welche Volksschulen nicht kennen will, sondern nur Elementarschulen, indessen halte ich mich an den alten Sprachgebrauch.

Es ist eine eigenthümliche, aber nicht schwer zu erklärende Erscheinung, daß sich Frankreich seit dem Jahre 1866 plötzlich bemüht, alle Verhältnisse Deutschlands näher kennen zu lernen und zum Theil, ohne es gerade direkt einzugestehen, nachzuahmen. Seit einer langen Reihe von Jahren hat sich Herr Emil Jacquemin, Redacteur des Journals: „La Vie des Champs", der durch mehrjährigen Aufenthalt in unserem Vaterlande dasselbe kennen und seine Vorzüge schätzen gelernt hat, vergebens bemüht, unsern landwirthschaftlichen Unterrichts-Anstalten und Versuchs-Stationen Anerkennung und ähnlichen Instituten Eingang in Frankreich zu verschaffen. Kein anderes Journal nahm davon Notiz und selbst noch im vorigen Jahre konnte Herr Victor Cosse es wagen, in dem offiziösen Journal: „L'Exposition universelle de 1867 illustrée" die lächerlichsten Ansichten über den Zustand der Landwirthschaft und der Gewerbe in Deutschland und insbesondere in Preußen zu verbreiten.

Indessen hat man daneben gleichzeitig und von anderer Seite sich bemüht, die deutschen landwirthschaftlichen Verhältnisse näher kennen zu lernen, insbesondere unser landwirthschaftliches Unterrichtswesen, und es ist seit länger als einem halben Jahre keine Nummer des wöchentlich ausgegebenen „Journal d'agriculture pratique" erschienen, in welcher nicht der eine oder andere Artikel, zuweilen sogar mit Sachkenntniß, die betreffenden deutschen Einrichtungen lobend besprochen hätte. Ja, der französische Ackerbau-Minister hat sich sogar bewogen gefunden, Herrn Dr. Grandeau nach Deutschland zu schicken, mit dem Auftrage, die landwirthschaftlichen Versuchs-Stationen zu besuchen und zu berichten, ob und wie solche Institute in Frankreich zu errichten sein möchten. In einem Artikel des genannten Journals spricht sich Dr. Grandeau mit großem Enthusiasmus, der, auf echt französische Manier, gleich übertreibt, über die Ergebnisse seiner

Reise aus, indem er besonders die Einrichtungen unserer Versuchs-Stationen und landwirthschaftlichen Lehranstalten, sowie die Thätigkeit unserer landwirthschaftlichen Vereine — über die wir, nebenbei gesagt, Mancherlei zu klagen hätten — nicht genug zu loben weiß. Wenn er besonders laut beklagt, daß Frankreich nicht eine einzige höhere Landwirthschafts-Akademie besitzt, wie Deutschland deren viele hat, so hat er freilich vollkommen recht; denn die Anstalt zu Grignon, das höchste landwirthschaftliche Institut Frankreichs, steht nicht höher, als unsere gewöhnlichen Ackerbau-Schulen, hinter denen es noch darin zurücksteht, daß die Zöglinge kasernirt und, wenn wir nicht irren, auch uniformirt sind, eine Einrichtung, die in Frankreich (und Belgien) bei jeder Art von Schulen in Gebrauch ist.

Dem Mangel des landwirthschaftlichen Unterrichtswesens scheint man nun mit Einem Male abhelfen zu wollen; der Unterrichts-Minister Duruy will, wie es heißt, nach dem Vorgange des rheinpreußischen landwirthschaftlichen Vereins, den Unterricht in die Volksschulen (écoles primaires rurales et écoles normales primaires) einführen. Wie es nicht anders zu erwarten, hat der Minister, noch bevor er weiß, woher dazu die Lehrer zu nehmen, unter dem 30. Dezember ein Programm verkündigt, das wir hier zu veröffentlichen uns nicht versagen möchten, um zu zeigen, mit welchen weitgehenden Plänen man umgeht.

Die Unterrichts-Gegenstände für die oben genannten Schulen sollen sein:

I. Vegetation, Boden, Klima, und zwar:
1. Allgemeiner Ueberblick über die Vegetation, Lebensdauer der Pflanzen, Vermehrung derselben durch Samen und Knospen ꝛc. 2. Der Boden, seine Natur und seine physikalischen Eigenschaften. 3. Landwirthschaftliche Regionen, Einfluß des Klimas.

II. Hauptsächlichste landwirthschaftliche Arbeiten, und zwar:
4. Befruchtende Stoffe, Meliorationen, Dünger ꝛc. 5. Bearbeitung des Bodens und die dazu nöthigen Geräthe. 6. Entwässerung, Drainage. 7. Bewässerung und Berieselung. 8. Säen und Pflanzen. 9. Aernte, Aufbewahrung der verschiedenen Boden-Erzeugnisse. 10. Einfluß der Wärme und des Lichtes auf die Kulturpflanzen Besonnung, Beschattung. 11. Urbarmachungen. 12. Umzäunung, Landwege, Wagen. 13. Ländliche Bauten.

III. Die für Frankreich wichtigen Kulturpflanzen, und zwar:
14. Getraidearten. 15. Hülsenfrüchte und Gemüse. 16. Oel-, Textil-, Farbe- und andere Pflanzen. 17. Futterkräuter, natürliche und künstliche Wiesen, Heugewinnung. 18. Wurzelgewächse für die Ernährung und die Industrie, Zucker und Spiritus. 19. Schmarotzer-Pflanzen und Thiere, Schutzmittel dagegen, nützliche Thiere. 20. Holzgewächse, allgemeine Notizen. 21. Obstbäume, Pflege und Schnitt derselben; die wichtigsten in Frankreich kultivirten Varietäten. 23. Bäume mit Produkten für die Gewerbe; Weinberge und Wein; Obstwein, Maulbeerbäume ꝛc. 24. Das Pflanzen, die Pflege und die Benutzung der Bäume, welche Nutz- und Brennholz liefern.

IV. Die landwirthschaftlichen Thiere, und zwar:
25. Viehzuchtlehre, allgemeine Prinzipien. 26. Pferd, Rind, Schaf, Schwein ꝛc. 27. Geflügel. 28. Seidenwurm, Bienen.

V. Wirthschaftslehre, und zwar:
29. Kapital, Pacht, Halbpacht, Eigenthum; Kauf und Pacht eines Gutes. 30. Frucht-Wechsel, Brache, Vertheilung der Arbeit. 31. Einfluß verschiedener Verhältnisse auf die Landwirthschaft, Buchführung.

VI. Gartenbau, und zwar:
32. Eintheilung desselben. 33. Obstgarten. 34. Gemüsegarten. 35. Luxusgarten (jardin d'agrément). 36. Schmarotzer-Pflanzen und dem Gartenbau schädliche Thiere; Mittel zu ihrer Vertilgung.

Wenn man dieses lange Verzeichniß durchliest, so frägt man sich unwillkürlich, ob es denn Ernst und nicht Ironie sei, daß alle diese Dinge den Kindern in der Volksschule vorgetragen werden sollen, die, wenn sie überhaupt eine Schule besuchen, in Frankreich dieselbe in den meisten Fällen schon wieder mit dem zwölften Lebensjahre verlassen? Ob denn die Elementar-Lehrer, die, bei ihrer mangelhaften Vorbildung und der kurzen Zeit der Vorbereitung für den Lehrerberuf, sich kaum die nothwendigsten allgemeinen Kenntnisse in der Muttersprache, im Rechnen, Schreiben, Lesen, der Geographie ꝛc. aneignen können, alle diese Sachen lehren sollen, von denen sie – außer den rohesten empirischen Begriffen, wenn sie vom Lande stammen — keine Ahnung haben? Soll ihnen die kurze Zeit, die sie auf ihre Geistesbildung verwenden, noch dadurch verkürzt werden, daß ihnen der Kopf vollgepfropft wird mit unverstandenem todten Wissen? Aber ganz abgesehen von der Unmöglichkeit der Ausführung, bleibt doch immer zu bedenken — und dies möchten wir auch unsern Landwirthen zu Gemüthe führen, die hin und wieder, glücklicherweise vereinzelt, den Unterricht in der Landwirthschaft in die Volksschule verpflanzen möchten —, daß die Hauptaufgabe der Volksschule sowohl wie jeder anderen, einzig und allein darin besteht, Geist und Herz auszubilden, das Denkvermögen anzuregen und zu entwickeln, damit der Mensch, wenn er die Schule verläßt, als denkendes Wesen sich einem Beruf widmet. Nimmermehr kann und wird die Aufgabe der Schule sein, ein Gewerbe zu lehren, sei es, welches es wolle; jedes Bestreben, das dahin gerichtet ist, ist ein verfehltes und zeugt nur dafür, daß man sich die Aufgabe und den Mechanismus der Schule nicht klar gemacht hat.

Referent ist keineswegs für ein Ausschließen der Kenntniß der Natur und dessen, was zu derselben in Beziehung steht; er hält es vielmehr für eine wichtige und unerläßliche Vorbedingung eines guten Volksunterrichts, die Natur und deren Werden als Lehrmittel — nicht als Lehrzweck — mehr als es geschieht, in die Volksschule einzuführen, dagegen den todten Memorirstoff auf das bescheidenste Maß zu beschränken, nicht bloß in Frankreich, sondern auch in unserm Vaterlande; aber auch dahin ist zu wirken, daß die Volksschul-Lehrer eine bessere und würdigere Ausbildung erhalten, als man sie jetzt an maßgebender Stelle für nothwendig erachtet. F.

Schweiz.

Politische und geistige Bewegung in der Schweiz.

I.

Die Demokratie und die Bourgeoisie in Zürich.

Das zwanzigjährige politische Idyll, welches in der Schweiz auf die Stürme des Sonderbundskriegs und die Einführung der neuen Bundes-Verfassung von 1848 folgte, scheint seinem Ende entgegenzugehen und einer Bewegung Platz machen zu wollen, welche für alle Diejenigen überraschend sein dürfte, die der Entwickelung der Dinge in eidgenössischen Landen ferner stehen.

Vier Lustren hat die Schweiz ruhig und unentwegt an dem Ausbau ihrer inneren Einrichtungen gearbeitet; die freiheitlichen Grundsätze haben mehr und mehr Eingang in die Verfassungen der verschiedenen Kantone gefunden; die Schranken, welche den Aufschwung der materiellen Interessen noch hier und da hemmen mochten, fielen immer mehr dahin; das Ansehen der Eidgenossenschaft im Ausland hob sich, wie seit drei Jahrhunderten nicht mehr. Einzelne Ereignisse und Episoden, mehr frivoler, als ernster Natur, wie die Freiburger ultramontanen Putsche im Anfang der fünfziger Jahre, der Royalisten-Aufstand in Neuenburg im September 1856 und der Genfer „Sturm im Glase Wasser" vom 22. August 1864, hatten den stetigen Gang der gedeihlichen Entwickelung nicht zu hemmen vermocht; im Gegentheil, sie hatten das Bewußtsein der Solidarität der liberalen Interessen und das Einheitsgefühl bei der Nation nur wesentlich gehoben. Die furchtbaren politischen Stürme, welche im Norden und Süden der Alpen Deutschland und Italien durchtobten, hatten die Schweiz nicht berührt; die schweizerische Neutralität war unangetastet, ja gefestigt aus diesen gewaltigen Erschütterungen Europa's hervorgegangen. Nur die Nichtachtung der eidgenössischen Rechtsansprüche in Betreff des savoyischen Neutralitäts-Gebiets seitens des mächtigen westlichen Nachbars konnte als der einzige wunde Fleck betrachtet werden, welcher in den auswärtigen Beziehungen der Schweiz bestand. Aber er war und ist nicht dringlicher Natur, und die Schweiz war und ist der Ansicht, daß sie warten kann und daß aufgeschoben nicht aufgehoben ist. Der alte Satz, daß die Schweiz in Dei providentia et hominum confusio einen sicheren Schutz besitze, schien sich bei den letzten großen auswärtigen Verwickelungen vielmehr abermals bewährt zu haben, und diejenigen Politiker fanden keinen Widerspruch, welche die Eidgenossenschaft als das glücklichste Land Europa's priesen.

Um so überraschender, ja fast unbegreiflich klingt das Eingeständniß, welches wir jetzt fast in allen schweizerischen Blättern finden, daß sich durch viele Kantone eine Stimmung des politischen Mißbehagens und der Unzufriedenheit ziehe, ein Eingeständniß, welches durch verschiedene Thatsachen und Symptome, vor Allem durch die bis jetzt noch friedliche Revolution, welche sich im Kanton Zürich vollzieht, seine hinlängliche Bestätigung findet.

Den Ursachen und Gründen dieser Mißstimmung nachzuspüren, dürfte selbst einem mit den Verhältnissen genau Vertrauten nicht ganz leicht werden. Der eigentlichste Kern der zunächst von der Aktionspartei im Kanton Zürich gestellten Forderungen lauft, wie wir gleich weiter sehen werden, darauf hinaus, das System der repräsentativen Demokratie, wie es in den meisten Kantonen aus den Bewegungen der dreißiger und vierziger Jahre hervorgegangen war, durch die direkte Demokratie zu ersetzen. Es hieße nun ein so überaus praktisches, im Ganzen wenig zur Abstraktion und politischen und philosophischen Spekulation geneigtes Volk, wie die Schweizer im Allgemeinen und die Züricher ganz besonders sind, falsch beurtheilen, wollte man annehmen, daß sich diese Forderung jetzt einzig und allein aus dem theoretischen Grunde ergebe, weil die weiter fortgeschrittene politische Volksentwickelung jetzt auch diesen praktischen Fortschritt verlange, mit anderen Worten: der prinzipiellen Consequenz wegen. Es wird zwar dieser Grund von der Aktionspartei unter ihren Motiven mit angegeben; es ist aber, unserer Meinung nach, keineswegs der allein entscheidende. Vielmehr wird anzunehmen sein, daß im Gefolge der Praxis jener repräsentativen Demokratie, wie sie in Zürich seit 1831 als in ihrem Grundwesen unveränderte Basis der Verfassung bestanden hat, sich manche wirkliche Mißstände eingestellt hatten, welche diese weitverbreitete und tiefgehende Unzufriedenheit erzeugten. In fast allen Kantonen, vorzüglich auch in Zürich, kann das Wesen des Regimes der letzten Jahrzehende als die Herrschaft der wohlhabenden, freisinnigen, politisch selbst radikalen Bourgeoisie bezeichnet werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Volk aus ihren Reihen seine Vertreter in die gesetzgebende Versammlung, den großen Rath, regelmäßig wählte, und daß namentlich in einem industriellen Kanton, wie Zürich, die Macht des Kapitals auch in der Politik immer mehr sich geltend machte. Das Bewußtsein der Omnipotenz wuchs natürlich bei der Bourgeoisie; schon seit Jahren wußte die Opposition viel von den „Eisenbahn- und Baumwollen-Baronen" zu sprechen, welche ängstlich auf ihre Alleinherrschaft bedacht wären und nur sich allein für fähig hielten, das Staatsruder zu lenken. Eine jüngere Generation wuchs heran, mehr und mehr in den radikalsten Grundsätzen der neuesten Zeit geschult und wenig geneigt, sich den herrschenden Größen zu fügen. Dazu kamen die Geschäftsstockungen der letzten Jahre, die zunehmenden Fallimente, die wachsende Noth der arbeitenden Klassen und die Cholera im vorigen Sommer.

Als erstes Symptom, wie weit verbreitet die Mißstimmung im Kanton Zürich war, ist der ungeheure Erfolg zu nennen, welchen seit Sommer 1866 eine Reihe anonym erschienener, einer Feder entstammter Flugschriften hatte. Diese Flugschriften führten die Titel: „die Freiherrn von Regensburg", „der Princeps und sein Hof", „Othello, der Justizmohr von Venedig". Ihr Verfasser war der Advokat Dr. Locher, der in diesen Schriften namentlich verschiedene Mißstände des Züricher Gerichtswesens mit Witz und scharfer Satire geißelte. Seit Herbst 1867 nahm die Bewegung immer festere Gestalt an, und am 15. December wurden auf vier großen Volks-Versammlungen im ganzen Kanton die Forderungen der Opposition, welche man jetzt als Aktionspartei bezeichnete, bestimmt formulirt. Diese Volks-Versammlungen fanden in Zürich, Winterthur, Bülach und in dem durch die Demonstration von 1831 so berühmt gewordenen Städtchen Uster statt. Ueberall wurde für eine Revision der Verfassung und zwar durch eine eigens zu wählende constituirende Versammlung, wofür man im Kanton Zürich die sehr bezeichnende Benennung Verfassungs-Rath eingeführt hat, agitirt. Die Parole, welche von einzelnen Rednern ausgegeben wurde, charakterisirte die ganze Bewegung. Auf der Züricher Versammlung sagte einer der Redner, Dr. Honegger: Wir wollen keinen Umsturz der Grundlagen unseres Staatswesens, sondern nur den Sturz der Machthaber, die über dem Volk stehen wollen." Ein anderer Volksredner, der in der Schweiz sehr bekannte Landwehr-Hauptmann Bürkli, rief: „Die dreißiger Revolution hat eine freilich schwer drückende, aber doch gesetzlich bestehende Aristokratie gestürzt; heute kämpfen wir gegen ein Neuherrenthum, das außer und über dem Gesetze steht, dessen Residenz der Bahnhof ist und dessen Stützen die Creditanstalt und die Freimaurer sind!" Man konnte sich nach solchen kategorischen Erklärungen nicht mehr täuschen: die Regierung des Kantons Zürich stand auf dem Punkt, wo das Juli-Königthum im Anfang des Jahres 1848 stand. Die Agitation verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit; wenige Tage nach jenen Volks-Versammlungen hatte die im ganzen Kanton aufgelegte Petition an den großen Rath um Verfassungs-Revision 27,000 Unterschriften erhalten. Die Versuche der herrschenden Partei, auch die Ihrigen zu thatkräftigem Handeln zu sammeln, beschränkten sich auf kleine

Kreise; an der Erfolglosigkeit der conservativen Bestrebungen konnte kaum noch gezweifelt werden. Am 27. December beschloß der große Rath auf den einstimmigen Antrag seiner Commission, die Volksabstimmung über die Verfassungs-Revision vornehmen zu lassen und sie auf den 26. Januar anzuberaumen.

In einem Aufruf an das Volk faßte der Ausschuß der Aktionspartei nochmals die ganze Bedeutung der anzustrebenden Ziele zusammen. Es hieß darin: „Mehr und mehr wird die Ueberzeugung allgemein, daß der Gedanke eines großen politischen und sozialen Fortschritts, der sich seit Jahren aus unseren Bedürfnissen und Erfahrungen ergeben hat, die Verkörperung durch eine neue Verfassung verlangt. An der Spitze unserer Forderungen aber steht der Ausbau unserer Volksherrschaft, die Beiziehung des Volks zur gesetzgeberischen Bethätigung: das Referendum und die Initiative. Das Referendum ist die wahre Verwirklichung dessen, was schon den Volksmännern von 1830 vorschwebte, eine Berichterstattung an's Volk. Es ist die verfassungsmäßige Verpflichtung der Gesetzgeber, die Gesetze und alle tief in's Volksleben eingreifenden Beschlüsse zu Handen des Volks zu beleuchten und sie einer Volksabstimmung mit Ja und Nein, sei es in den Gemeinden, sei es in größeren Kreisen, zu unterbreiten. Es ist das verfassungsmäßige Recht des Volkes, diese Vorlagen in freiester Weise zu prüfen, zu besprechen und darüber zu entscheiden. Die Initiative ist die selbstthätige Einleitung neuer gesetzgeberischer Akte und öffentlicher Schöpfungen durch Antragstellung von Volkeswegen. Sie ist das Recht einer verfassungsmäßig zu bestimmenden Zahl von Aktivbürgern, die Prüfung und Anhandnahme solcher Vorschläge zu fordern, und die Pflicht der Räthe, darauf einzutreten. Um nichts Geringeres also handelt es sich, als die bisherige Schein-Souverainetät zu einer wirklichen und wahrhaften Volks-Souverainetät zu entwickeln, die maßgebende Macht und Gewalt aus den Händen Einzelner auf die starken Schultern der Gesammtheit zu verlegen."

Deutlicher konnte das Ziel der Bewegung, die bisherige repräsentative Demokratie in eine direkte zu verwandeln, kaum ausgesprochen werden.

Das Resultat der Volksabstimmung vom 26. Januar übertraf selbst die kühnsten Erwartungen, welche die Heißsporne der Aktionspartei gehegt haben mochten. Von 65,534 Stimmberechtigten, welche der Kanton Zürich zählte, hatten sich 59,027 an der Abstimmung betheiligt. Von diesen hatten 50,689 für, und nur 7376 gegen die Verfassungs-Revision gestimmt. Die zweite, zur Entscheidung vorgelegte Doppelfrage lautete: Soll die Revision durch den gegenwärtigen großen Rath oder durch einen neu zu ernennenden Verfassungs-Rath vorgenommen werden? Für den letzteren Modus sprachen sich 47,776, für den ersteren nur 10,057 Stimmen aus.

Somit war die Angelegenheit im denkbar radikalsten Sinn entschieden und nicht nur dem bisher herrschenden System überhaupt, sondern auch dessen legislatorischen Vertretern, dem großen Rath, das allerentschiedenste Mißtrauensvotum vom Volke ertheilt. Der jungschweizerische Radikalismus hatte einen noch nie dagewesenen Triumph, einen demokratischen Sadowa-Sieg errungen. Das war die Bedeutung der Züricher Volksabstimmung vom 26. Januar 1868.

Das Aufsehen, welches dieses Ereigniß in den verschiedensten Kantonen, ja in der gesammten Schweiz erregte, war ungeheuer. Man hatte sich so sehr an die langjährig herrschende, idyllische Ruhe gewöhnt, so sehr, nur den materiellen Interessen und ihrer Entwickelung ausschließlich seine Aufmerksamkeit zuzuwenden daß man die unablässige Arbeit der jungen Schule übersehen oder ihr doch nur eine sehr untergeordnete Bedeutung beigemessen hatte. Jetzt sah man sich plötzlich an einem großen politischen Wendepunkt angelangt. Ein Prinzip war urplötzlich in's Leben getreten, welches viele Kantone, ja die ganze Eidgenossenschaft mit einer Staatsumwälzung, und wäre es auch nur eine friedliche und gesetzliche, bedrohen kann. Das Beispiel der direkten Demokratie, davon glaubt man überzeugt sein zu dürfen, wird Nachahmung finden. In allen Kantonen, wo sich ein bisher wenig beachteter Stoff der Unzufriedenheit aufgehäuft hatte, beginnt sich's zu regen. In Bern, in Freiburg, in Aargau, Thurgau, St. Gallen, Neuenburg, ja sogar in Schwyz zeigt sich bereits eine oppositionelle Regung, welche nach Gestaltung ringt. Hier und dort werden Partei-Versammlungen gehalten, die Presse geräth in Bewegung. Die Frage des Referendum, der Initiative, des Veto wird von allen Blättern behandelt. So stehen in diesem Augenblick die Dinge in der Schweiz und die Rechnung aller oppositionellen Parteien, daß die jedenfalls den ganzen Sommer hindurch in Zürich andauernde Agitation ihre Rückwirkung auch auf die übrigen Kantone geltend machen und die dort beginnende Bewegung unterstützen würde, dürfte sich leicht als eine richtige erweisen.

England.

Weiterer Ausbau der Darwin'schen Theorie.*)

Selten hat eine neue Theorie auf irgend einem Gebiete so großes Aufsehen erregt, so viele und hervorragende Gegner und andererseits ebenso bedeutende, begeisterte Anhänger gefunden und einen so hartnäckigen und erbitterten Streit entfacht, als die, mit welcher Darwin in seinem Buche „Ueber die Entstehung der Arten"**) in die Oeffentlichkeit trat. Namentlich hitzig bekämpft wurde sie von der christlich-religiösen Orthodoxie aller gebildeten Länder — da sie ja deren ganzen, viele Jahrhunderte alten Bau durch Umstoß der „Schöpfungsgeschichte" in arges Wanken gebracht. Dennoch hat sich diese Theorie in England frei neben der orthodoxesten biblischen Anschauung eingebürgert und hat auch in den gebildeten Gesellschaftsschichten anderer Länder, namentlich Deutschlands, allenthalben Fuß gefaßt — so daß wir sie auch bei unseren Lesern als völlig bekannt voraussetzen dürfen.

Nebenbei sei uns die Bemerkung gestattet, daß wir augenblicklich ja einen ausgezeichneten Verfechter dieser Anschauung unter uns (in Berlin) sehen, Karl Vogt, der in klarster, entschiedener und scharfsinniger Weise die Ur- und Entwickelungsgeschichte des Menschen (welche Darwin bekanntlich ganz unberührt gelassen) in selbständiger Erläuterungsweise vorträgt.

Andererseits wird Darwin's Theorie bekanntlich aber auch von hochstehenden Wissenschaftern angegriffen. Neuerdings war es Crawford, der Präsident der ethnologischen Gesellschaft in London, der u. A. Folgendes eingewandt hat: Die gegen-

*) „Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication", von Charles Darwin; deutsch von Victor Carus. 2 Bde. Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch), 1868.

**) Deutsch von Bronn; in der dritten Auflage durchgesehen von Carus. Derselbe Verlag.

wärtig bestehende Fauna ist von der, die vor 5—10,000 Jahren existirte, nicht im Geringsten verschieden, wie dies aus den Mumien und Abbildungen auf ägyptischen Monumenten zu ersehen ist. Wenn nun Darwin's Hypothese auch allerdings die Umbildung äußerst langsam, erst in Millionen Jahren vor sich gehen lasse, so müßte doch im genannten Zeitraum mindestens schon eine, wenn auch nur äußerst geringe Veränderung eingetreten sein. Der Ibis und der Habicht aber seien in der Gegenwart auch nicht um die äußerste Spur verschieden von denen, die vor Jahrtausenden in Gräbern niedergelegt worden. Man müsse sowohl die Kämpfe in der Natur, als auch das Aussterben von Gattungen und die Erhaltung der kräftigsten zugeben, allein für die Umgestaltungen gebe es keinen Beweis. Wenn die Natur auch wunderbare Verwandelungen zeige, wie die der Made zur Fliege, der Larve zur Biene, der Kaulquappe zum Frosch, so seien dabei alle Sprünge von einer Art in die andere doch durchaus ausgeschlossen. Wenn Darwin als Beweis die Anzahl von Abarten anführe, welche aus der blauen Taube und dem indischen Buschvogel entstanden seien, so bleibe dabei doch unberücksichtigt, daß alle diese Veränderungen nur unter menschlichem Einflusse vor sich gegangen, durch den die Thiere wohl veredelt, keineswegs aber befähigter werden, den „Kampf um's Dasein" siegreich zu bestehen. Warum sollten übrigens die ersten Urtypen, denen die ganze Erde zur Verfügung stand, sich denn durchaus umgestalten, und wie seien jene klimatisch geschiedenen Wesen zusammengekommen? In der Darwin'schen Fortentwickelungsreihe folge dem Menschen unmittelbar der Affe, dessen Aehnlichkeit doch nur eine durchaus äußerliche sei. Der Affe, wenn auch Vierhänder, sei doch immer nur ein Vierfüßler, der nur mit Mühe aufrecht, auf den Hinterbeinen allein und noch viel schlechter als der Bär zu gehen vermöge, der aber geistig hinter andern Thieren, Hund, Elephant u. s. w. weit zurückstehe, nicht zu zähmen sei, sich nur in derselben Abart fortpflanze und als Gorilla, also auf der höchsten Entwickelungsstufe, noch so durchaus vom Menschen verschieden sei, daß sich diese Verschiedenheit in jedem Knochen nachweisen lasse.

Noch viel gewichtiger hat sich Murchison gegen die Darwin'sche Theorie vernehmen lassen. Er hebt die Thatsache hervor, daß die genaueste Untersuchung der organischen Gebilde in der Reihenfolge geologischer Formationen kein Bindeglied zwischen einer Thiergruppe und der andern auffinden lasse, wohl aber zeige sich bei den aufeinanderfolgenden Umwandlungen, welche die Erde erlitten hat, auch in den organischen Körpern ein steter Fortschritt, ohne daß sie jedoch durch Zwischenglieder verbunden wären. Am klarsten offenbare sich dieses in den ersten Spuren der Wirbelthiere, da Gerippe von Fischen in durch Jahrtausende unverändert gebliebenen Schichtenlagen der Erde aufgefunden wurden, ohne daß in einem organischen Gebilde der vorhergehenden Schicht eine Spur irgend eines Wirbelthieres zu entdecken gewesen wäre.

Unter den deutschen Widerlegungen der Darwin'schen Theorie verdienen, unseres Erachtens, die von Frohschammer die meiste Beachtung, indem dieser eine Entwickelungsstufe nachzuweisen sucht, die durch die allmählichen Uebergänge der Darwin'schen Theorie sich nicht ebnen läßt. Man müsse, sagt er, sich die Urthierformen als die unvollkommensten, ohne Nervensystem und ohne Sinnesorgane denken. Wie solle nun der erste Anfang hierzu geschehen? Sei er auch noch so gering, so liege doch hierin ein Sprung; er müsse durch eine Art generatio aequivoca entstehen, die doch Darwin selbst verwerfe. Man könne sich nicht durch den Einwand helfen, daß auch im Ei ein Nervensystem entstehe, denn in ihm liege schon die Potenz dazu; es sei beim Ei nur eine explicatio impliciti.

Einer der tüchtigsten und energischsten Verfechter der Darwin'schen Theorie, Professor Busk in London, hat kürzlich zwei Hauptsäulen dieser Lehre: „die natürliche Abneigung" und den „Kampf um's Dasein" fallen lassen und sich dahin ausgesprochen, daß „die Fortbildung lediglich durch Ausdauern und Ueberleben der Tüchtigsten geschehe." Hiermit würde aber eigentlich die ganze Theorie völlig umgewandelt und in eine neue Phase geführt werden, in der von dem ursprünglichen Darwinismus nur ein Grundgedanke herrschend bliebe.

Nachdem wir hiermit den augenblicklichen neuesten Standpunkt des Darwinismus dargelegt haben, wenden wir uns zu dem vorliegenden Werke selbst. Darwin nennt das zuerst erwähnte Werk „Die Entstehung der Arten" selbst nur eine allgemeine Skizze des ganzen Gegenstandes, in welchem der Leser viele Angaben auf Treu und Glauben zu nehmen hat! Es dürfte bekannt sein, daß das vorliegende, soeben erst erschienene Werk eigentlich zur ersten Veröffentlichung der Darwin'schen Theorie bestimmt war und daß nur eigenthümliche Verhältnisse Darwin dazu drängten, die „Entstehung der Arten" schnell zuerst herauszugeben. In den weiteren, sich diesem anschließenden aber verspricht er den erschöpfendsten und solidesten Ausbau der Theorie nach allen ihren Seiten hin, und in dem letzten Bande sogar eine Erörterung der Schwierigkeiten, die sich der Theorie entgegenstellen. Viele dieser Schwierigkeiten, nebenbei bemerkt, sind eben jene vorhin erwähnten Einwände, und er faßt sie kurz in folgende Gruppen zusammen: 1) Die für manche Fälle scheinbare Unmöglichkeit, daß ein sehr einfaches Organ durch langsame Stufen in ein hochvollendetes übergehe; 2) die „wunderbare Thatsache" des Instincts; 3) die ganze Frage der Hybridität; 4) schließlich das Fehlen zahlloser, alle verwandten Species verbindenden Glieder, sowohl der Jetztzeit, als in den geologischen Formationen. Dennoch, sagt er, obwohl manche dieser Bedenken von großem Gewicht sind, werden wir sehen, daß viele von ihnen nach der Theorie der natürlichen Zuchtwahl erklärbar, auf andere Weise dagegen unerklärbar sind.

Um einen sehr bedeutenden Schritt vorwärts, wenn auch nicht in der Theorie an sich, so doch in ihrem Ausbaue, in der Begründung und Illustrirung ihres Wesens, bringt uns dieses Buch. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß wir an allem Alltäglichen, uns am Allernächsten Liegenden meistens unachtsam, wie mit geschlossenen Augen vorübergehen — so wunderbare Erscheinungen, eine so große Fülle von Anregungen es uns auch bieten möge. Hier tritt uns dieser Fall recht schlagend vor Augen. Darwin hätte zweifellos unmöglich einen andern Gegenstand herausgreifen können, der seine Ideen so vorzüglich zu illustriren — vornehmlich aber so durchdringend populär zu machen vermöchte, als die Hausthiere und Nutzpflanzen.

Von außerordentlichem Interesse sind diese Darstellungen des Haushundes. Man lese z. B. nur den Abschnitt „Die Gewohnheit zu bellen erlangt und wieder verloren." Selbst wenn man mit allen, zuweilen immerhin gewagt erscheinenden Behauptungen nicht übereinstimmen sollte, so finden wir doch solche Fülle von scharfsinnigen Beobachtungen, solche äußerst umfassende Zusammenstellung alles nur irgend vorhandenen Materials und solche klare übersichtliche Zusammenstellung aller wichtigsten Punkte — wie wir sie eben von Darwin erwarten können und wie seine Gegner sogar sie rühmen müssen. Fast bedauerten wir es, daß der Verfasser nicht den Hund, anstatt der Taube, zur eingehendsten Darlegung gewählt hat, allein nach aufmerk-

samstem Durchgehen dieses Abschnittes müssen wir wohl zugeben, daß die Taube als Hauptillustration der Darwin'schen Theorie ganz außerordentlich geeignet erscheint. Die naturgeschichtliche Schilderung, Eintheilung, Vergleichung und Charakterisirung ist sehr einfach, klar und übersichtlich; die Abbildungen dazu sind ebenso treffend als instructiv. Besonders aufmerksam müssen wir nun auf den Abschnitt „Variationen merkwürdiger Art" machen, denn in ihm gipfeln — ebenso die völlige Unhaltbarkeit oder doch Unsicherheit der unbedingten Rangirung solcher Naturkörper in streng geregelte Systeme, wie zugleich die Erscheinungen, in denen Darwin seine Theorie zunächst begründete. Nicht minder deutlich sprechen für Darwin die „Osteologischen Charaktere." Von außerordentlichem Scharfsinn des Verfassers zeugt der Abschnitt „Wirkungen des Nichtgebrauchs", — obwohl seine Gegner darin manche schwächere Stelle entdecken dürften.

Gern möchten wir auf den zweiten Hauptabschnitt über die Tauben noch näher eingehen. Denn insbesondere in solchen Darstellungen, als „Rückkehr zum Gefieder der wilden Felstaube", „Umstände, welche die Bildung der Rassen begünstigen", „Gewisse Rassen bleiben unverändert, während andere sich verändern", prägen sich ja vornehmlich das ganze Wesen, der Werth und — auch die Schwächen des Darwinismus aus. Allein wir wollen den uns zugemessenen Raum um so weniger überschreiten, als wir ja das weitere Eindringen den Lesern getrost überlassen dürfen.

Für alle diejenigen Leser, welche sich mit dem Wesen des Darwinismus bekannt zu machen noch nicht Gelegenheit fanden, fühlen wir uns gedrungen, angelegentlich auf das 13. Heft der vorzüglichen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge"*), herausgegeben von Virchow und v. Holtzendorff, hinzuweisen, wo „Ueber die erste Entstehung organischer Wesen und deren Spaltung in Arten" von August Müller in außerordentlich klarer, durchaus allverständlicher und zugleich eingehender Weise die ganze Theorie erörtert und dem vollsten Verständniß entgegengeführt ist.

Bei der großen Wichtigkeit und dem immer unaufhaltsamer tief in alle Kreise sich erstreckenden Eindringen des Darwinismus müssen wir hier noch ganz besonders darauf zurückkommen, daß die Grundzüge dieser Theorie keineswegs das ursprüngliche Verdienst des englischen, sondern vielmehr die Verdienste mehrerer deutschen Forscher sind. Man wird uns hoffentlich die Wiederholung (vergl. „Magazin f. d. L. d. A." Nr. 47 1866 und Nr. 20 1867) zugute halten, wenn wir hier nochmals die Priorität dieser Ideen und Anschauungen für die deutschen Forscher: Dr. Karl Ernst v. Bär, Roßmäßler, Leopold v. Buch, selbst Göthe, und in neuerer Zeit für Karl Vogt, Jäger, Bernhard v. Cotta, Ferdinand v. Hochstetter und Schleiden in Anspruch nehmen. Auch Lamark und De Candolle sind als Vorgänger Darwin's nicht zu übersehen, und Dr. Wells ist der Erste, welcher diese Idee im Zusammenhange und in klaren Umrissen ausgesprochen hat.

Wenn es uns gestattet ist, hinsichts der Uebersetzung des Darwin'schen Werkes, zu dem wir jetzt beschließend zurückkommen, eine Bemerkung zu äußern, so wäre es folgende: Es kann uns nicht einfallen, dem Herrn Uebersetzer irgend einen Vorzug der Treue, Gewandtheit, Klarheit oder dergleichen streitig zu machen, allein um ein auch nur für Gebildete wirklich populäres Werk zu bieten, sollte eine Ueberfülle zum Theil technischer, sehr schwer verständlicher, zum Theil unschön klingender fremder Ausdrücke vermieden sein. Schon der Titel: „Das Variiren (!) der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication (!!)" hätte zweifellos populärer und ansprechender übertragen werden können. Ebenso hätten Bezeichnungen wie „Individuelle Variabilität", „modificirt", „primitiv", „Convergenz", „Longitudinal", „Correlation" und viele andere auch für ein hochgebildetes Publikum erwünschter übertragen werden können.

Der Druck, das Papier und die äußere Ausstattung sind des Inhalts würdig, gut und geschmackvoll. Beachtung verdienen die (dreiundvierzig) zum Theil sehr feinen, künstlerischen, wenigstens aber sämmtlich durchaus naturgetreuen Holzschnitte, welche unter Darwin's Leitung selbst gefertigt und für die Uebersetzung von dem Original entlehnt sind.

Wir schließen diese Beleuchtung des Darwin'schen Buches mit den Worten Müller's: „Glück also der Darwin'schen Theorie; möge sie von jedem Anhänger und von jedem Gegner eine kleine nützliche Eigenschaft annehmen, und den „Kampf um das Dasein" rühmlichst bestehen!" Und um ihr das Bestehen zu erleichtern, ja noch mehr, ihre weitere Ausbreitung zu fördern, wolle man diese Darstellung der Hausthiere und Nutzpflanzen nicht unbeachtet lassen, zumal sie in der „Einleitung" auch eine kurzgefaßte Uebersicht der ganzen Theorie bietet.

Karl Ruß.

*) Berlin, 1866, Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung (A. Charisius).

Ungarn.

Land und Leute in Siebenbürgen, von Charles Boner.*)

Als wir in Nr. 10 des „Magazin" von 1867 der Siebenbürger Sachsen und ihrer gefährdeten nationalen Stellung im Südosten der österreichischen Monarchie gedachten, enthielten wir uns jeder näheren Beschreibung ihrer Eigenthümlichkeiten, welche sie vor vielen anderen mehr oder weniger vereinzelt dastehenden deutschen Ansiedelungen auf fremdem Boden vortheilhaft kennzeichnen.

Seitdem sind wieder Monden vergangen, und das staatskünstlerische Experiment des Herrn Reichskanzlers v. Beust, die Zerlegung einer altehrwürdigen Monarchie in zwei nur noch an dünnen Fädchen zusammenhängenden Hälften, behufs ihrer Verjüngung und Kräftigung, naht anscheinend seiner vollständigen Abrundung. So manche Befürchtungen, welche wir früher für die Erhaltung deutscher Sitten und Gebräuche in der östlichen Hälfte gehegt, beginnen sich zu verwirklichen. Das Ungarthum macht seinen Einfluß überall hin geltend und neben den anerkennenswerthen Zeichen seiner kräftig auftretenden centralistischen Regierungsgewalt, welche beispielsweise die oft vergeblich versuchte Einführung von Grundbüchern in Siebenbürgen durchsetzt, fehlt es nicht an den gewohnten Aeußerlichkeiten der gewaltsamen Aufdrängung von ungarischen Namen im Staats- und Gemeindeleben. Welcher Deutsche, der mit Liebe bei dem Namen Hermannstadt sich der fernen deutschen Ansiedelung erinnerte, muß nicht mit Bedauern auch nur den einfachen jetzigen Poststempel betrachten, welcher nicht mehr jenes altgewohnte echt deutsche Wort, sondern das ungarische hagytzeben trägt. Ehemals gab es nur eine kaiserliche Post durch ganz Oesterreich, und dem kaiserlichen Adler auf der Postkutsche wich der Czikos mit seiner Pferdeheerde ebenso bereitwilligst, wie der ungarische Bauer mit seinem Ochsengespann aus; nunmehr giebt es eine

*) Leipzig, J. J. Weber, 1868.

königl. ungarische und kaiserl. österreichische Post, welche scharf getrennt diesseits und jenseits der Leitha auf ihr Ansehen bedacht sind. Der Form nach, ist zwar die Post auch heute noch Reichsanstalt, aber dem Wesen nach ist deren einheitliche Gestaltung vollkommen aufgelöst, und in demselben Augenblicke, wo in Deutschland die Einheit des Reichs-Postwesens, wenigstens im norddeutschen Bunde, schon zur Wahrheit geworden, und der einheitliche Groschen den Neu- und Silbergroschen von der Bezeichnung der Postmarken verdrängt hat, verschwindet der kaiserliche Adler, dieses Symbol der österreichischen Reichseinheit, selbst von den Postwagen. Indessen das Rad ist im Rollen; wer weiß, ob nicht noch die Geschichte unter den gegebenen Verhältnissen auch die Erhaltung des Gesammtstaats-Namens für werthlos erklärt.

Der Boden und dessen Bevölkerung überdauert die politische Gestaltung der Staaten, und so haben denn auch alle Werke, welche sich die Aufgabe stellen, die Beschaffenheit, Eigenschaften und den Ursprung jener zu beschreiben, ihren bleibenden Werth. Das ist vor allen Dingen von Werken, welche mit der Treue der Darstellung eine seltene Gewissenhaftigkeit des Urteils verbinden, wie das des bekannten englischen Schriftstellers Charles Boner „Land und Leute von Siebenbürgen" der Fall, von welchem soeben eine vom Verfasser autorisirte Ausgabe des englischen Originals: „Transsylvania, its Products and its People, bei J. J. Weber in Leipzig erschienen ist.

Herr Boner hat im Jahre 1863 Siebenbürgen die Kreuz und die Quere bereist, bald hier, bald dort einen längeren oder kürzeren Aufenthalt genommen und überall mit einer ehrenwerthen Unparteilichkeit sich allen Eindrücken, sei es von ungarischer, deutscher oder rumänischer Seite offen gehalten. Zwar ist eine Abstufung seiner Zuneigung zu den verschiedenen siebenbürgischen Nationalitäten bemerkbar, allein sie entspringt dem ganz natürlichen Gefühle des gebildeten Engländers, welcher dem Volke zunächst seine Sympathieen zuwendet, das ihm als der wahre Repräsentant des vorgeschrittensten kulturhistorischen Elements im Lande erscheint. Die Deutschen oder Sachsen, die Ungarn und Szekler und die Rumänen oder Walachen folgen solchergestalt aufeinander, ohne daß jedoch in Wahrheit die eine oder andere Nationalität absichtlich dadurch beeinträchtigt erscheint. Daher der sich gleichbleibende Reiz seiner Schilderungen vom Ungarn-, Szekler- und Sachsenlande, welche das Buch zu einer angenehmen Lectüre just auch für diejenigen machen, die von der Politik und Volkswirthschaft ganz absehen und nur den Naturschönheiten des Landes und den Sitten und Gebräuchen seiner Bewohner ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Das Land Siebenbürgen beschreibt Boner in aller seiner reizenden Mannigfaltigkeit: die gold- und silberhaltigen Berge bei Abrudbanya ebenso treffend, wie die fetten Triften in den Niederungen der Marsch, der Kockel, der Zibins 2c. Welch entzückendes Bild entwirft er nicht von seiner Einfahrt in die alte sächsische Stadt Schäßburg! Es war einer jener schönen herrlichen Siebenbürger Herbsttage, deren er selbst lobend gedenkt als er von Medwisch oder Mediasch kommend des Weges daher fuhr:

„Der Abend bricht langsam heran; sanft steigt der Weg aufwärts; auf der Spitze des Hügels angelangt, wenden wir uns, und vor uns erhebt sich eine Kuppe, auf der eine Stadt von mittelalterlichem Ansehen, mit einer Kirche, mit Mauern und Thoren steht. Unten am Fuße der Anhöhe bergen sich zwischen Gärten niedliche Häusergruppen, von mächtigen Pappeln hoch überragt und grüne Felder und Auen dehnen sich bis zum Fuße einer Hügelkette, welche diesen malerischen Ort umrahmt. Gegenüber glänzt die Kirche als der höchste Punkt des Ortes in blaßrothlichem Schimmer der untergehenden Sonne; etwas tiefer zittert das Licht durch die Fenster alterthümlicher Häuser; auch hier sind Strebepfeiler an den Mauern, geheime Pforten und halbverfallene Thürme. Das Hauptthor ist halb eingestürzt und rechts und links sind die Mauern mit Gras bewachsen; das zerbröckelte Mauerwerk ist in die Tiefe gerollt. Etliche ältere Bürger stehen hier im Freien und besprechen sich nach gethaner Arbeit untereinander; vielleicht ergehen sie sich in Vermuthungen, woher wohl der Fremde sein möge, den sie auf jenem sich herabwindenden Wege näher kommen sehen. Noch tiefer bilden Häuser mit hohen Dächern und Bäumen und starkes massives Mauerwerk eine so compacte Masse, daß das Auge nichts Einzelnes unterscheiden kann. Bald wird es dunkel werden, sonst könntet Ihr wohl Halt machen und Euch satt schauen. Das herrliche Bild erfreut Euer Auge so sehr, daß Ihr dasselbe gar nicht abwenden könnt, bis sich die Straße ganz nahe am Fuße des Berges hinwindet, so daß auf einmal das ganze Bild den Blicken entrückt ist. Mit welch lauter Sprache erzählen nicht diese Steine von einem anderen Zeitalter, von dahingeschwundenen Jahrhunderten, — mit Moos bewachsen und verwittert wie sie sind, während Disteln und Strauchwerk in den Zwischenräumen emporwachsen! Hoch oben auf der alten Mauer sind Wohnungen eingerichtet, und auf eine ganz sonderbare, fast räthselhafte Art mit derselben in Verbindung gebracht, ohne daß man so recht beide von einander zu unterscheiden vermöchte. Von oben herab schauen neugierige Köpfe durch die vergitterten Fenster; im Schritte fahrt Ihr über das rauhe, holprige Pflaster, die Straße ist eng und wegen der hoch hereinragenden Giebel der Dächer finster; Alles sieht gerade so aus wie zur Zeit, da der lustige Hans Sachs seine fröhlichen Lieder sang und mit der Ahle dabei arbeitete."

Und so begeistert Boner die Naturschönheiten des Landes bespricht, so begeistert äußert er sich auch über die zahlreichen Naturschätze, die es birgt. Er besucht das berühmte Salzbergwerk Maros Ujvar:

„Breite hölzerne Stufen führen im Zickzack hinunter; bald erblickt das Auge Krystalle, die sich auf und zwischen den Bohlen, womit die Seitenwände bekleidet sind, gebildet haben; noch eine oder zwei Stufen weiter hinab und es bedarf keiner Bretter und Balken mehr, um das Erdreich zu stützen oder die Wände auseinander zu halten, da der brunnenartige Gang durch eine harte Krystallmasse so fest wie Felsen gehauen ist. Der Salzstock ist erreicht und von nun an sieht man auf allen Seiten, wohin man sich auch wenden mag, und stiege man über 100 Fuß tiefer hinab, über, unter und um sich herum, am Boden, an den Wänden und an der Decke nichts als diesen scheinbaren Marmor von graulicher Färbung. Jetzt seid Ihr an einer Station angelangt; die Treppe hat ein Ende. Rechts ist ein Thor in die krystallene Mauer gehauen; dasselbe führt in eine Galerie, die sich in sanfter Neigung abwärts hinzieht. Tiefe Stille herrscht natürlich hier; ist man ja doch im Mittelpunkte dieser schweigenden, starren unterirdischen Welt; doch sobald Ihr etwas weiter umhergeht, vernimmt Euer Ohr ein Klopfen und den Schall von Stimmen, die es aber noch nicht deutlich unterscheiden kann. Noch einen Schritt weiter und Ihr steht vor einem Rande, von dem aus das Auge einen unbegränzt weiten Raum überblickt. Anfangs vermag der Blick nicht die Dunkelheit zu durchdringen, da und dort aber, tief, tief unter Euch seht Ihr ein Licht blinken und Ihr fühlt an dem Lufthauche, daß sich vor Euch ein

großer Raum ausdehnt, weit wie der Ocean, über dessen Fläche eine Brise weht. Es gemahnte mich an meine kindliche Vorstellung als Knabe, nach welcher ich mir einbildete, es wäre möglich, sich auf den Rand der Erde zu stellen und von da aus das unergründliche All zu überschauen. Hier übersah ich, was eine chaotische Nacht zu sein schien."

In solchen Farben und Bildern schildert Boner den Eindruck, welchen er von Siebenbürgen empfangen, aber als echter Engländer, der die Scholle Erdreichs, das dem Menschen zu seiner Nahrung und Nothdurft, aber auch zu seiner Behaglichkeit und seinem Ergötzen verliehen worden, auszunutzen weiß, gedenkt er, je nachdem, mit Anerkennung oder Bedauern der Verwerthung des unermeßlichen Reichthums siebenbürgischer Landeserzeugnisse. Und er hat wahrlich dabei des Stoffes genug, um seine Betrachtung in der umfangreichsten Weise anstellen zu können. Die Goldbergwerke von Nagyay, Verespetak, Abrudbanya, die Schwefelhöhle und der St. Annensee am Büdös, der vorbemerkte Salzreichthum zu Maros-Ujvar, die trefflichen Gesundheitswasser von Varsceck, Elopatak und vor allen Dingen der siebenbürger Wein finden an ihm einen begeisterten Bewunderer und Verehrer. Ein ganzes sehr lehrreiches Kapitel weiht er dem Weinbaue, und da Siebenbürgen in der That ein Kleinod in seinen Weinbergen besitzt, sei es uns gestattet, Boner's Worte zu seinem Preise hier anzuführen:

„Wie sehr der Wein in diesem Lande gedeiht, dafür spricht genugsam seine außerordentliche Güte. Die Bewohner sind stolz auf ihren Wein, und wer immer einmal Gelegenheit gehabt, denselben zu kosten, der weiß auch, wie köstlich er ist — wie wohlschmeckend und fein, wie erfrischend und aufheiternd er wirkt, wie reichlich sich in ihm alle die edlen Eigenschaften finden, die wir im Weine suchen!

„Als ich zum erstenmale guten siebenbürger Wein kostete, war ich überrascht von seiner reichen Würze, seiner eigenthümlichen lieblichen Frische und dem feuerigen Glanz seines flüssigen Goldes. Später lernte ich seine Vorzüge noch weit mehr schätzen. Ich kann bloß so viel sagen, daß, wie dies der Fall bei jedem wahren Vorzuge, eine nähere Bekanntschaft meine Achtung noch erhöhte: nie hatte ich Ursache, mein gefaßtes Urtheil, oder die angenehme Spur zu bereuen, die zu dieser Achtung mich führte.

„Als ich, aus Siebenbürgen zurückkehrend, dem Baron Liebig von den Weinen erzählte, die dieses Land erzeuge, brach er sofort in lobpreisende Worte aus. „Aber was wissen Sie denn vom siebenbürger Wein?" fragte ich. „Ich nichts wissen?" antwortete er; „ich weiß, daß er von seltener Güte ist. Es wurden etliche Proben zur Münchener Ausstellung gesendet, und da ich Mitglied der Prüfungskommission war, kostete ich sie. Sie waren köstlich und besaßen alle Eigenschaften des besten Weines. Wir erkannten den ersten Preis — die große goldene Medaille — dem siebenbürger Wein zu." Das waren Proben aus Mediasch. Außer diesem einzigen Falle habe ich nirgends Jemanden außerhalb des Landes getroffen, der Etwas vom siebenbürger Wein gewußt, oder auch nur davon gehört hätte."

Aber nicht bei bloßen Betrachtungen über den Reichthum des Landes läßt es Boner bewenden, sondern eine Fülle von statistischen Belegen führt er zur Unterstützung seiner Angaben an, so daß beispielsweise sein Werk sehr wohl industriellen Unternehmern zum Fingerzeige bei ihren Speculationen dienen kann.

Es war die Zeit der Blüthe der Schmerling'schen Februar-Verfassung, als der englische Reisende Siebenbürgen besuchte; er hielt sich einen Sommer und Winter darin auf und alle seine Anschauungen über die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes hat er während dieser Zeit unter dem Eindruck des scheinbaren Gelingens der österreichischen Reichs-Einheitspläne gewonnen. „Siebenbürgen soll erfahren, was es heißt, zum Reiche halten", hatte Herr von Schmerling im Winter 1863/64 den siebenbürgischen Abgeordneten zugerufen, welche zum erstenmale dem Reichstage zu Wien beiwohnten. Zwar standen die Ungarn schmollend und grollend bei Seite — von den Italiänern zu geschweigen — allein ihr Widerstand wurde so bedeutungslos, ja ihnen selbst gefährlich gehalten, daß die „British Review" damals schreiben konnte: „Welche Klagen auch immer die Ungarn vorbringen mögen, die Eine Thatsache können sie unmöglich ableugnen, daß ihnen, wie jeder anderen Nationalität des Kaiserstaates, das Recht eingeräumt wurde, ihre eigene Stärke mit der der übrigen Stämme zu messen. Die Möglichkeit, sich einen überwiegenden Einfluß zu sichern, war in ihre Hände gelegt; sie aber konnten und wollten sich nicht entschließen, diesen Wettkampf aufzunehmen." Daß die Folgezeit gerade dem passiven Verhalten der Ungarn dem Schmerling'schen Centralisationssystem gegenüber den heute offenkundigen durchgreifenden Erfolg sichern werde, daran war damals nicht zu denken. Die Sachsen und Rumänen, denen hauptsächlich das oben erwähnte Wort galt, haben nichts weniger als denselben entsprechende Erfahrungen gemacht, aber als das Wort gesprochen wurde, war kein Grund vorhanden, dessen Ernst zu bezweifeln, so weit man nämlich, nach dem Vorangegangenen, überhaupt noch an eine ernstliche Durchführung von Verfassung und Gesetz in Oesterreich zu glauben geneigt war. Boner gehörte zu den Gläubigen und er zürnte darum ernstlich den Ungarn, daß sie sich zurückhielten, und er that das in so ungeschminkter Weise, daß er sich ihren Groll in vollem Maße zugezogen hat. Dieser Umstand ist ihm nicht unbekannt geblieben, denn er erwähnt desselben in seiner Vorrede zur deutschen Ausgabe seines Werkes, ohne sich jedoch davon wesentlich ergriffen zu zeigen, ja er bricht sogar in die, in Betracht der großen politischen Veränderungen, welche seit dem Jahre 1863 in Siebenbürgen vorgegangen, in die etwas gewagten Worte aus: „Ich habe keine Ursache gefunden, auch nur eine einzige Aeußerung zu ändern. Im Gegentheil: jede neu hinzugekommene Erfahrung bestärkte mich in den früher ausgesprochenen Ansichten, und ich wundere mich fast, daß ich schon damals so richtig urtheilen konnte."

Was ein solcher Ausspruch in Betreff der Bevölkerung eines 1102 Q.-Meilen großen Landes wie Siebenbürgen besagen will, das mag man aus der von Bielz angestellten Berechnung derselben entnehmen. Nach diesem trefflichen Kenner seiner Heimat, zerfällt die auf 2,062,379 Seelen angenommene Bevölkerung in folgende nationale Verzweigungen:

Rumänen	1,227,276
Magyaren (Ungarn und Szekler)	536,011
Deutsche	192,482
Zigeuner	78,923
Juden	15,573
Armenier	7,600
Slavonier	3,743
Griechen, Italiäner u. s. w.	711

Boner in der Charakteristik dieser Völker zu folgen, ist, bei dem knapp zugemessenen Raume einer kritischen Betrachtung seiner Arbeit überhaupt, unmöglich, und so möge es uns vergönnt sein, nur noch einmal darauf aufmerksam zu machen, daß er mit großer Gewissenhaftigkeit und Treue, und in fesselnder Sprache, den Eindruck wiedergiebt, den er bei scharfer Beobach-

tungsgabe empfangen. Es kann für alle Freunde des österreichischen Kaiserstaates nichts Anregenderes und Belehrenderes geben, als: Boner's Land und Leute von Siebenbürgen.

K. Badewitz.

Kleine literarische Revue.

— **Grundzüge conservativer Politik.***) Nach unseren heutigen Verhältnissen und Anschauungen, kann eine conservative Politik, im besseren Sinne des Wortes, nur darin bestehen, daß sie die durch das allseitig sich entwickelnde Bedürfniß bedingten Umwandelungen und Reformen im Staats- und Gesellschaftswesen, soweit sie dieselben in die Hand nimmt, mit bedachtsamer Prüfung, mit möglichster Schonung des Ueberkommenen und Bestehenden und mit vorsichtiger Verhütung von Uebereilungen und Einseitigkeiten in langsamem, doch stetigem Fortschritte zum Wohle des ihr anvertrauten Ganzen zweckmäßig einleitet und verwirklicht. In eine absolutistische Zurückführung des Gegebenen auf frühere Zustände, in eine starre und bewegungslose Repristination und Reaction, auf überwundene und beseitigte Lebensformen kann sie sich, ohne eigenen Nachtheil, selbstverständlich nicht einlassen, zumal für deren Ausdehnung nach rückwärts, in die Zeit des Mittelalters hinein, sich gar keine real irgendwie bestimmbare Gränze finden ließe. Der Name „conservativ" ist einer solchen Politik eigentlich nicht ganz angemessen; man könnte sie, möglicherweise in ihrem eigenen Sinne, jedenfalls nach den summarischen Ergebnissen ihrer Erfolge, die der gemäßigten oder langsameren Entwickelung nennen, welche von den Bestrebungen des entschiedenen und rascheren Fortschrittes sich kaum mehr als quantitativ unterschiede.

Eine solche eklektische Staatskunst, wenigstens eine ihr annähernd ähnliche, in ihren allgemeinsten Grundzügen gemeinfaßlich darzustellen, hat sich der ungenannte Verfasser des vorliegenden Werkchens, welches bereits seit längerer Zeit in den „Jahrbüchern für Gesellschafts- und Staats-Wissenschaft" des Prof. Glaser veröffentlicht war, scheinbar zur Aufgabe gestellt. Er entwickelt seine Theorie der conservativen Staatskunst, wie er sie, ohne begriffsmäßige Rücksicht auf ihre maßgebenden Formen, ihre geschichtlichen Ausgangs- wie Endpunkte, nennt, in einer Reihe vertraulicher Briefe zwischen zwei conservativen Freunden, von welchen Briefen, nach seiner Angabe, nur drei nicht von ihm selbst, sondern von einer anderen Hand herrühren. Nachdem er den Begriff des göttlichen oder absoluten Rechts der staatlichen Regierungs-Gewalt (der Herrschaft „von Gottes Gnaden"), auf Grund der bezüglichen religiösen Ueberlieferung, in der Einleitung kurz erörtert hat, bemüht er sich besonders, den sittlich-politischen Inhalt und Umfang der conservativen Anschauungen und Bestrebungen scharf und genau in sich zu bestimmen, zu welchem Zwecke er ihn sowohl von dem selbstsüchtigen Treiben einer feudalen und klerikalen Reaction, wie von der sklavischen Hingebung an eine im schlimmsten Sinne absolute, jede Einzelkraft lähmende und absorbirende Willkür der bestehenden Machtgewalt sorgfältig unterscheidet. Diese Abgränzung leitet ihn, nach einem Ueberblicke über die Bedeutung des Grundbesitzes, sowie des höheren und niederen Adels, nicht zwar zu dem Wesen, wohl aber zu den Außenwerken und Vorposten des modernen, den Anforderungen der Zeit entsprechenden verfassungsmäßig geordneten Königthums. Sodann giebt er eine ausführlichere Darstellung der an die reine und echte Partei seiner Anhänger, der Conservativen, herantretenden Nothwendigkeit, aus ihren Anschauungen, Bestrebungen und ihrer Vereinsthätigkeit endlich einmal mit klarem Bewußtsein entschieden und für immer alles Dies auszuscheiden, was theils als feudales, theils als absolutistisches, theils auch als revolutionär-liberalistisches Element in nachtheiliger, überall wenigstens störender und begriffverwirrender Weise in das conservative Parteileben seit vielen Jahren sich eingeschlichen hat und noch täglich einschleicht, womit er eine lebhafte Polemik gegen das ihm Widerstrebende, und gelegentlich Vorschläge zu Reformen in einzelnen Zweigen der Staats-Verwaltung verbindet.

Die Begründung und Ausführung dieser Ideen ist leider aber so schwankend und in der Luft schwebend, so eilfertig und oberflächlich hingeworfen, daß nicht bloß andere Parteien, als die des Verfassers, sondern auch die eigenen politischen Gesinnungs-Genossen desselben, bei ruhiger Erwägung seiner Vorschläge, mit den Achseln zucken und das Buch, trotz seiner Empfehlung durch die Zeitschrift des Herrn Glaser, als ein verfehltes Opus bei Seite legen dürften.

— **„Die Volksschule und die Schullehrer-Bildung in Frankreich.***) Aus der Vorrede dieser Schrift ist ersichtlich, daß sie von der höchsten Schulbehörde Preußens, die dem Verf. die Mittel dazu überwies, veranlaßt worden. Die Vergleiche, die der Verf. zwischen der französischen und der deutschen Seminar-Bildung anstellt, fallen demnach sämmtlich zum Vortheile der letztern aus, wie aus dem nachstehenden Beispiele zu ersehen, das wir einem die Schrift sehr empfehlenden und lobenden Artikel der „Neuen Preußischen Zeitung" entnehmen: Wie die deutschen Seminare, so wollen auch die französischen die Religion zur Grundlage aller ihrer Arbeiten machen; auch sind von den 76 Normalschulen 69 nur für Katholiken und nur sieben für Kandidaten der übrigen anerkannten Kulte bestimmt. Sieht man aber näher zu, so findet man, daß in Frankreich keine einzige Konfessions-Schule besteht, da die Schulen nichts mit dem Religions-Unterrichte zu thun haben. Der Religions-Unterricht liegt vielmehr in den Händen der Geistlichen der verschiedenen Kulte, steht ganz außerhalb des Seminars. „Der Almosenier, der Pastor, ja in Algerien der Imam, lehren, sei es nur Einer, seien es Mehrere neben einander, die Seminaristen die Wahrheit ihrer Religion kennen; aber sie erheben keinen Anspruch, diese eben dadurch zum Mittelpunkt des Anstalts-Lebens, zum Kern aller Lehren zu machen", so daß die Religion nur ein feiner Schmuck ist, mit dem sich das Seminar ziert — ein Schmuck, der durch ein Regierungs-Dekret beseitigt werden könnte, ohne dadurch das Anstalts-Leben irgendwie zu alteriren. Die besondere und die öffentliche Moral werden unabhängig von aller Religion gelehrt; Cicero's Werk über die Pflichten gilt hier als vorzüglicher Leitfaden. Ganz anders in Preußen, dessen Seminare mit wenigen Ausnahmen von studirten Theologen geleitet werden. Hier steht der Religions-Unterricht nicht außerhalb des Seminars, sondern

*) Grundzüge conservativer Politik. In Briefen conservativer Freunde über conservative Partei und Politik in Preußen. Zweite Auflage. Berlin, Fr. Kortkampf, 1868.

*) Dargestellt und mit entsprechenden Verhältnissen des preußischen Schulwesens verglichen von Dr. K. Schneider, k. Waisenhaus- und Seminar-Director in Bunzlau. Bielefeld, Velhagen u. Klasing 1867.

wird von dem Director oder den Lehrern desselben ertheilt, und die Religion selbst ist der belebende Mittelpunkt für den Unterricht in allen übrigen Gegenständen. „Das ganze Leben im Seminar ordnet sich unter die Zucht des Wortes und Geistes und, von Lehrern und Schülern aus der Fülle der Gnadenmittel fleißig und treu geschöpft, stellt sich im Ganzen eine evangelisch-christliche Lebensgemeinschaft dar."

— **„Aus der Welt der Arbeit"** heißt eine kleine Skizzen-Sammlung des Herrn M. M. v. Weber, die ein Bändchen der sogenannten „Welt-Bibliothek" für 10 Sgr. bildet.*) Einen großen Theil der hier zusammengestellten acht Skizzen haben wir bereits in Almanachen und Zeitschriften gelesen. Sie beziehen sich sämmtlich auf die Welt des Dampfes: der Dampfschiffe, der Dampf-Eisenbahnen und der Dampfmaschinen überhaupt, weniger auf das, was man so eigentlich die „Welt der Arbeit" nennt. Der „Pfadfinder des Meeres" bespricht die Seewarte des Lieutenants Maury in Washington und dessen verdienstvolle Seekarten-Zeichnungen. „General Mac-Callum" giebt ein Bild von dem Feld-Eisenbahn-Corps der Nordstaaten im amerikanischen Kriege. „Eine Winternacht auf der Lokomotive" behandelt ein schon vielfach von Erzählern benutztes Motiv zu einem Schauerbild des Eisenbahndienstes. „Die Bewegung auf Eisenbahnen" liefert statistische Data in Zusammenstellungen der bewegenden Kräfte und der bewegten Massen auf Schienenwegen, verglichen mit den Kräften und Massen auf anderen Communicationswegen. „Dampf und Schnee" ist abermals ein Winterbild der Eisenbahnen. „Göthe und die Dampfmaschine" umfaßt eine kleine Anekdote, die Herrn v. Weber in England aus dem Hause des Dichters in Weimar erzählt worden u. s. w. Man sieht hieraus: der Inhalt des Büchleins ist leicht und harmlos und ganz für die Reise-Lectüre im Eisenbahn-Coupé geeignet. Nur der Buch-Titel ist zu diesem Zwecke nicht richtig gewählt.

— **Aus dem pfälzer Volksleben.****) Unter dem anspruchslosen Titel „Erzählungen" erhalten wir soeben zwei neue künstlerische Leistungen von Otto Müller, welche des lebhaftesten Beifalls würdig sind. Der Verfasser, mit einer großen Fülle innerer und äußerer Anschauungen ausgerüstet, zeigt seine besondere Stärke in der wohlmotivirten Darstellung psychischer Erregungen und Leidenschaften, welche, meist innerhalb der engen Schranken ländlicher Beschäftigungen und Verrichtungen wirksam, darauf hinauslaufen, die in diesen bestehenden Formen der Lebensordnung gewaltsam zu verrücken und umzuwandeln. Hierbei entwickelt er, mit dem geringsten Aufwande äußerer Mittel, große Sicherheit und Klarheit der Anlage, sowie Lebendigkeit und Wärme der Ausführung. Uebrigens berührt er in seinen Darstellungen gelegentlich auch, wenngleich in aller Kürze, wichtige soziale Fragen und äußert dabei eine Freiheit und Kraft des reformatorischen Urtheils, die ihm die Herzen aller strebsamen Parteigenossen entschieden gewinnen muß.

— **Der Jahresbericht der Philomathie in Neiße.** Wir haben in diesen Blättern schon einigemal der unter dem Namen „Philomathie" zu Neiße in Schlesien bestehenden wissenschaftlichen Gesellschaft gedacht. Kürzlich ist der funfzehnte Jahresbericht dieser Gesellschaft erschienen,*) der wieder ein recht erfreulicher Beweis von der allgemeinen Verbreitung wissenschaftlichen Sinnes in Deutschland bis in seine ganz außerhalb des literarischen Mittelpunktes gelegenen Provinzialstädte ist. Der vorliegende ziemlich starke Band umfaßt folgende Artikel:

1) Kritisch-exegetische Bemerkungen zu den Supplices des Aeschylus von J. Oberdick.

2) Beiträge zu der Geschichte der Stadt und des Fürstenthums Neiße von Professor Kastner.

3) Etymologische Beiträge von Dr. Krause.

4) Ueber die Stellung der Homöopathie in der preußischen Medicinalverfassung, von Sanitäts-Rath Dr. Kasper.

5) Ueber die Regierung der Königin Zenobia von J. Oberdick.

6) Ueber die chemische Zusammensetzung der Minengase und ihre Beziehung zur Minenkrankheit von Professor Dr. Poleck.

— **Karten des abessinischen Kriegsschauplatzes.** Das Februar-Heft der Geographischen Mittheilungen bringt in zwei Kartenblättern die ersten kartographischen Aufnahmen der englischen Armee in Abessinien: ein Specialkärtchen der Umgegend von Zulla mit den lang ausgestreckten Gebirgsästen von Haddas und Kumaylo und eine Uebersicht des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes bis Magdala.**) Die nordöstlichen Gränzen Abessiniens liegen durchschnittlich nicht weniger als 8000 Fuß über der Meeresfläche. Die Engländer haben diese gewaltigen Terrain-Hindernisse durch die Legung ihrer Marschroute über den bisher nur wenig bekannten Paß von Kumaylo glücklich überwunden. Dieser etwa 10 deutsche Meilen lange Paß steigt ganz allmählich vom Rothen Meere, wo eine Eisenbahn von Haddas bis Kumaylo angelegt ist, bis zu einer Höhe von 7500 Fuß.

Literarischer Sprechsaal.

Im zweiten Hefte der „Livländischen Beiträge" sind, nach dem Gothaischen genealogischen Taschenbuche von 1867, die in den verschiedenen Zweigen der höheren Civil- und Militär-Verwaltung, wie auch der diplomatischen Vertretung des russischen Reiches vorkommenden deutschen Namen zusammengestellt. Es ergiebt sich, daß unter 1064 Beamten 281 deutsche Namen tragen oder, wenn fremde, so doch auch größtentheils Deutsche sind. Als solche von letzterer Art werden nicht nur die de la Gardie und Stenbock, zwei Geschlechter, welche einst in der schwedischen Kriegsgeschichte glänzten, aufgeführt, so wie die Greigh, germanisirte Engländer, sondern auch deutsche Adelsgeschlechter aus den Ostsee-Provinzen mit russischen Namen, nämlich Baranoff, Strukoff und Maximowitsch. Die gräfliche Familie Baranoff, von der ein Glied bekanntlich General-Gouverneur von Nordwestrußland in Wilna ist, stammt zwar aus Rußland, „ist aber seit drei hundert Jahren in den Ostsee-Provinzen ansässig, naturalisirt, germanisirt und in der Mehrzahl ihrer Mitglieder protestantisch".

*) Berlin, R. Lesser.

**) Erzählungen, von Otto Müller. Stuttgart, Fr. Hallberger, 1868.

*) Neiße, Joseph Graveur, 1867.

**) Eine Separat-Ausgabe davon ist (Gotha, Perthes) à 10 Sgr. erschienen.

Unter den angestellten Deutschen befinden sich 3 Minister (der Finanzminister, der Minister des kaiserlichen Hauses und der Marineminister), 6 General-Kommandanten (von Finnland, Wilna, Warschau, Odessa, Charkow und Moskau), eine große Anzahl General-Adjutanten, Mitglieder des Reichsraths und des Senats. Unter Letzteren sind auch mehrere Generale, welche mit Kameraden anderer Abstammung einen wesentlichen Bestandtheil des obersten Gerichtshofes bilden — eine russische Einrichtung, welche sich zur Aufrechthaltung der Mannszucht unter den Unter-, besonders den Kreisrichtern auch anderweitig zur Nachahmung empfehlen dürfte.

Der Zusammensteller des Verzeichnisses in den „Livländischen Beiträgen" stellt ausdrücklich den Vorbehalt des Irrthums im Einzelnen. Als ein solcher wird wohl die Beizählung des wirklichen Staatsraths v. Hilverding unter die Deutschen anzunehmen sein. Derselbe ist wahrscheinlich der Vater des russischen Geschichtsforschers Hilverding und, wie wir aus des Letztern Munde wissen, schon seit länger als einem Jahrhundert in seinen Vorfahren russifizirt.

Andere Träger von deutschen Namen halten wir auch für vollständige Russen und wollen sie dieser Nationalität nicht vorenthalten, z. B. den bekannten Grafen Kleinmichel.

E. K.

Herr Professor Karl Vogt hat nunmehr auch in Berlin den von ihm bereits an mehreren anderen Orten mit vielem Erfolg gehaltenen Cyklus von Vorträgen über die Ur- und Entwickelungs-Geschichte des Menschen begonnen. Unter der Theilnahme eines hochgebildeten, zum Theil aus bekannten Vertretern der Wissenschaft bestehenden Zuhörer-Kreises, entwickelte der Redner, daß der Zweig der Wissenschaft, um welchen es sich handle, wie jede neue, in gewohnte, liebe Anschauungen eingreifende, naturwissenschaftliche Beobachtung, anfangs mit Todschweigung und Mißachtung, wenn nicht mit Verfolgung, zu kämpfen gehabt und jetzt, vermöge der nicht mehr abzuweisenden, immer zahlreicher konstatirten Thatsachen, der Periode seiner Anerkennung sich nähere. Von den ersten Funden der Spuren fossiler Menschen und alter Steinwaffen in Belgien, Frankreich und England führte der Redner seine Zuhörer zu den Pfahlbauten der Schweiz, wo überall und selbst in Italien jetzt die Forschungen über die Urgeschichte des Menschengeschlechts mit größerem Eifer, als in Deutschland, betrieben werden. Der eigentliche Boden dieser Urgeschichte ist vorzugsweise das mittlere Europa, aus dem einfachen Grunde, weil es geologisch am Meisten durchforscht ist, und zwar ist es hier das sogenannte Schwemm- oder Dilurial-Gebirge mit seinen Höhlen und Spalten, das den fruchtbarsten Boden der Forschung bildet. Wir müssen es uns versagen, den weiteren Entwickelungen des geistvollen Vortrages zu folgen, können jedoch unsere Leser nicht dringend genug einladen, an den Fortsetzungen desselben sich zu betheiligen.

Morgan's „British Trade Journal", das am 2. jeden Monats in London ausgegeben wird, ist ein wirkliches und vollständiges Resumé aller im Laufe des verflossenen Monats vorgekommenen Handelsbewegungen Englands. Die uns vorliegende März-Nummer, ein Heft von 96 Seiten in gr. 8., umfaßt Berichte über sämmtliche Zweige des Handels, den Buch- und Kunsthandel eingeschlossen. Auch die dem Handel direct und indirect dienende Technik: das Maschinenwesen, die Buchdruckerei, die Photographie ꝛc. ist vorzugsweise berücksichtigt, so daß alle neue Erfindungen und Verbesserungen in den Monatsberichten registrirt werden. Wir glauben kaum, daß es für Geschäftsmänner außerhalb Englands ein besseres Mittel giebt, sich mit dem fortdauernd wachsenden Gewerbfleiß und Handel dieses Landes beständig au courant zu erhalten.

Trübner's „American and Oriental Literary Record", welches am 25. jedes Monats in London ausgegeben wird, fährt fort, die beiden großen Literatur-Gebiete Amerika's und des Orients unter gleich sorgfältiger Beobachtung zu halten und alle neuen Erscheinungen, größtentheils allerdings in kurzen Notizen, manchmal aber auch in längeren Artikeln, zur Anzeige zu bringen. Aus dem neuesten Heft ersehen wir unter Anderm, daß in New-York jetzt ein humoristisches Journal The Magpie (die diebische Elster) erscheint, welches aus den besten humoristischen Blättern Europas (unter Anderen „Kladderadatsch", Punch, Charivari), die besten Artikel und Illustrationen zusammenstellt. Ferner ersehen wir aus dem Record, daß zu Madras im J. 1867 in deutscher Sprache Ziegenbalg's „Genealogie der Malabarischen Götter", herausgegeben von Dr. Wilhelm Germann, in einem Werke von XII und 290 S. gr. 8. erschienen ist.

Die im Repräsentanten-Hause zu Washington eingebrachte Bill zur Einrichtung eines internationalen Verlagsrechtes stützt ihre Bestimmungen auf das Prinzip der Gegenseitigkeit. Ausländische Schriftsteller werden in der Union geschützt, wenn in ihren betreffenden Ländern das Verlagsrecht amerikanischer Schriftsteller Schutz findet, indessen müssen die Werke der Ausländer von amerikanischen Verlegern oder solchen, welche Bürger der Vereinigten Staaten sind, herausgegeben werden. Das Uebersetzungsrecht bleibt Ausländern vorbehalten, wenn das Original in einem amerikanischen Distrikts-Gerichtshofe binnen vier Monaten nach seinem Erscheinen registrirt und zugleich der Congreß-Bibliothek ein Exemplar zugewiesen wird. Außerdem muß der Verfasser die Absicht, das Werk zu übersetzen, im Original ausgesprochen haben und nach sechs Monaten gedachte Absicht ausgeführt, die Uebersetzung einem amerikanischen Verleger übergeben und einem amerikanischen Drucker überwiesen haben, immer unter der Voraussetzung, daß amerikanische Schriftsteller im Heimatlande des Verfassers dieselben Rechte genießen. Einzelne Bände werden wie vollständige Werke behandelt, wenn sie einzeln veröffentlicht werden.

Der von Julius Rodenberg u. E. Dohm herausgegebene „Salon"*) gewinnt mit jedem neuen Monatshefte an Schönheit der Ausstattung und des Inhalts. Die März-Nummer bringt zunächst einen gelungenen Stich von Paul Meyerheim's „Gerichtsscene", eine humoristische Studie der menschlichen Natur der Vierfüßer; sodann zu einer Skizze Alfred Woltmann's: „Van Dyck am Hofe Karls I." das Bild des Königs Karl, nachdem er vom Pferde gestiegen, nach van Dyck, und endlich den von L. Pietsch gezeichneten Seestrand des französischen Modebades Trouville mit seiner am Meere flanirenden Pariser Bevölkerung.

*) Leipzig, A. H. Payne.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 21. März 1868. [№ 12.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit der nächsten Nummer (13) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Die Verlagshandlung.

Deutschland und das Ausland.

H. Heine in Berlin, in den Jahren 1821—1823.

Nach Adolf Strodtmann.*)

Nachdem kürzlich die zweite Hälfte des ersten Bandes der bereits von uns angekündigten Lebensbeschreibung Heine's, von Adolf Strodtmann, erschienen ist, gewinnen wir vor dieser fleißigen, gewissenhaften Arbeit mehr und mehr Achtung, denn sie gewährt uns ein klares, richtiges Bild sowohl der Zeit, in welcher die Geistesrichtung Heine's wurzelt, als derjenigen, in welcher der Dichter sich entwickelt und Popularität gewonnen hat, sowie endlich des Menschen selbst, der, weil in seinem Wesen, wie in seiner Poesie, soviel Widerspruchsvolles lag, bisher noch immer einseitig — als Genius oder als Dämon — aufgefaßt worden ist. Zum erstenmale sehen wir jetzt hier den Jüngling und den Mann vor uns, wie er in seiner allerdings ungewöhnlichen Weise sich aus seiner Zeit entwickelt hat.

Heine, unter französischem Regiment in Düsseldorf geboren, wo er mit den Anschauungen der Revolution von 1789 aufwuchs, war fünfzehn Jahre alt, als die deutschen Rheinlande von der Fremdherrschaft befreit wurden und er mit den deutschen Befreiern leider auch die alten Standes-Unterschiede der an Geist und Bildung Gleichen, wie die alte Unduldsamkeit der Staatskirche gegen Alles, was nicht zu ihr gehörte, in seine befreite Vaterstadt einziehen sah. Vermöge seines poetischen Naturells, hatte Heine, der in der jüdischen Religion geboren war, ein sympathisches Gefühl für die alten Sagen und mittelalterlichen Leiden der deutschen und spanischen Juden, und vermöge der politischen und religiösen Unterdrückung, der er sich plötzlich gegenüber sah, wurde die Opposition gegen das Regiment des deutschen Bundestages und der preußischen Regierung und insbesondere gegen die reaktionären Grundsätze des überall in Deutschland herrschenden Adels sehr früh schon in ihm geweckt. Das „Dunstthum" der mittelalterlichen „Recken" und der geistlosen „Altteutschen" blieb ihm, von seinem ersten schriftstellerischen Auftreten in Bonn, wo er in den Hörsälen der Romantiker hospitirt hatte, bis zur Hinsiechung seines Körpers auf der Matratze von Paris, wo seine alten Träume von der romantischen Glorie des spanischen Judenthums wieder erwacht waren, von Grund der Seele verhaßt. „Zu tiefster Seele", schrieb er in den zwanziger Jahren an Varnhagen, „empören mich die Anmaßungen und Jämmerlichkeiten jener Klicke, zu deren Grundsätzen sich Fouqué bekennt, und Sie können es mir wohl zutrauen, daß ich danach lechze, sie bis auf's Blut zu geißeln, jene edeln Recken, die unseres Gleichen zu ihren Hundejungen, ja auch vielleicht zu noch etwas Wenigerem, zum Hunde selbst, machen möchten."

Heine war, nachdem er einige Semester in Bonn und dann in Göttingen, der Fakultät nach, Jurisprudenz, der Neigung nach aber Poesie und Geschichte studirt hatte, im Frühjahr 1821 nach Berlin gekommen, wo ihn der Schreiber dieser Zeilen in einem Kolleg Hegel's kennen lernte. In Berlin schloß sich Heine bald einigen ihm in Denk- und Gefühlsweise nahe verwandten Kreisen und Persönlichkeiten auf das Engste an: den geistreichen Kreisen Rahel's und ihres Gatten Varnhagen, Julius Ed. Hitzig's und Adelbert v. Chamisso's, sowie den Freunden Eduard Gans, Moses Moser, Leopold Zunz, Ludwig Marcus und Immanuel Wohlwill. Ich darf hinzufügen, daß auch ich, obwohl jünger und eine bescheidenere Stellung einnehmend, als die Meisten der Genannten, doch, weil ich ein frühes begeistertes Verständniß für die überraschenden neuen Weisen der Heine'schen Muse hatte und einer der Ersten war, der in Journalen (z. B. in dem damals von Aug. Kuhn redigirten „Freimüthigen") das Publikum, das wenig Sinn für lyrische Poesieen hatte, auf die ungewöhnliche, neue Erscheinung hinwies, mich des vollen persönlichen Vertrauens des Dichters und seines treuen, bis an sein Ende währenden Andenkens zu erfreuen hatte. Ich darf mir daher auch wohl zutrauen, unterscheiden zu können, was in den zahlreichen, über das Leben Heine's erschienenen Mittheilungen, besonders aus seiner Jugendzeit, der Wahrheit nahe kömmt und was darin Gemachtes oder doch Einseitiges oder Subjektives ist. Und ich stehe nicht an, dem Buche Strodtmann's, das auf vieljährigen, wahrhaft hingebenden Studien der Schriften, Briefe und sonstigen Aufzeichnungen Heine's und einiger seiner Freunde beruht, das Zeugniß zu geben, daß es der Wahrheit so nahe komme, als es unter den vorhandenen Umständen möglich — indem immer noch die eigenhändigen „Memoiren" Heine's und einzelne charakteristische, speziell seine unglückliche Jugendliebe betreffende Schriftstücke von seinen Angehörigen aus Familien-Rücksichten zurückgehalten werden.

*) H. Heine's Leben und Werke, von Adolf Strodtmann. Erster Band. Berlin, Verlag von Franz Duncker, 1868.

Heine's Berliner Aufenthalt in den Jahren 1821—23 übte einen großen, maßgebenden Einfluß auf seine Bildung und Geistesrichtung. Strodtmann widmet diesem Aufenthalte daher eine besonders eingehende, anziehende Schilderung. Die Abstraktionen des großen Gedanken-Heros Hegel vermochten zwar nicht, den Dichter direkt in ihre Nebelstern-Kreise und unergründlichen Tiefen zu ziehen, aber indirekt, durch Vermittelung seiner, die abstrakten Ideen Hegel's mit dem positiven Leben verbindenden Freunde Gans und Moser, gewann sein Geist durch die Hegel'sche Philosophie an Elasticität und Universalität, wenn er selbst auch, gleich seinen Freunden Gans und Moser, die Erfahrung machte, daß alte, lang festgehaltene, ideale Anschauungen auf dem Gebiete der Religion und der geschichtlichen Romantik ihm dabei allmählich abhanden kamen.

Zu den, auf diese Weise paralysirten, idealen Bestrebungen der Freunde hatte namentlich auch die im Jahre 1819 von Gans, Zunz, Moser und Wohlwill ausgegangene Stiftung eines „Vereins für Cultur und Wissenschaft des Judenthums" gehört, dem sich Heine im Jahre 1822 mit voller Hingebung und Selbstlosigkeit anschloß. Es sollte in diesem Verein „ein Band der Wissenschaft, der reinen Vernunft und der Wahrheit" hergestellt werden, um das bisher von der europäischen Humanitäts-Gemeinschaft ausgeschlossene Judenthum mit dieser auf das Innigste zu verbinden.

Heine wurde durch Gans dem Vereine zugeführt und am 4. August 1822 als ordentliches Mitglied, sowie als Mitglied des mit dem Vereine verbundenen „wissenschaftlichen Instituts" aufgenommen. Was ihn bei den Bestrebungen des Vereins anzog, war vor Allem sein von jeder schismatischen Aufklärerei und von jedem partikularistischen Glaubens-Dünkel freier Zusammenhang mit dem Geiste der modernen Wissenschaft, von der man annahm, daß sie im Laufe der Zeit zur Weltherrschaft gelangen würde. Heine erkannte jedoch sehr bald, wie sein (von Strodtmann mitgetheilter) Brief an Zunz über die Schriften des Vereins beweist, daß die Mittel desselben mit seinem Zwecke in keinem richtigen Verhältniß sich befanden, daß namentlich die Sprache, in welcher er seine Ideen dem Volke gegenüber kundgab, — die Sprache Hegel's und der absoluten Philosophie — weder die sogenannten Gebildeten, noch die hauptsächlich zu gewinnende naive Menge anzuziehen vermochte. Weniger an der Blasirtheit der reichen Juden in Berlin und Hamburg, in welcher letzteren Stadt der Verein eine Filiale besaß, als an den philosophischen Abstraktionen von Gans und Moser und an den trockenen, wiewohl sehr scharfsinnigen und minutiösen Forschungen von Zunz und Marcus, lag es, wenn die Kultur- und die wissenschaftlichen Bestrebungen des Vereins weder in Berlin noch in Hamburg vielen Anklang fanden.

Heine wohnte den Sitzungen des Vereins, dessen Protokolle er zum Theil führte, regelmäßig bei und verlas am 7. u. 17. November 1822 einen ausführlichen Bericht über einen zu stiftenden Frauen-Verein, der es sich zur Aufgabe machen sollte, die Kulturzwecke des Hauptvereins in den jüdischen Familien und in der Gesellschaft zu fördern. Er übernahm es, ein Rundschreiben an die Frauen in diesem Sinne abzufassen, doch ist er dazu ebensowenig, wie zur Vollendung seiner damals mit Liebe und vielen Studien entworfenen, im spanischen und deutschen Mittelalter spielenden Novelle: „Der Rabbi von Bacharach" gekommen. In der Unterrichts-Anstalt des Vereins gab Heine mehrere Monate hindurch wöchentlich drei Geschichtsstunden. An derselben Unterrichts-Anstalt wirkte der damals noch sehr junge Moritz Veit, der nachmalige hochgestellte Buchhändler und preußische Abgeordnete. Unter den Schülern Beider befand sich der später so berühmt gewordene Orientalist, Salomon Munk, der dem Dichter H. Heine in Paris bis an sein Lebensende ein treuer, persönlicher Freund blieb.

In Bezug auf die nach Heine's Abreise von Berlin erfolgte Auflösung des Vereins können wir einige Details hinzufügen, die Herrn Strodtmann, wie es scheint, unbekannt waren: Unterstützt von den im Verein vielfach zur Erörterung gekommenen und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit festgestellten Principien der bürgerlichen Gleichstellung der Juden mit ihren christlichen Mitbürgern, hatte sich Gans am 9. Februar 1822 an den Staatskanzler, Fürsten v. Hardenberg, und an das gesammte preußische Staatsministerium in einer Denkschrift gewandt, worin er unter Hinweisung auf den Wortlaut des die preußischen Juden zu Inländern und Staatsbürgern machenden Edikts vom 11. März 1812, seine und seiner dazu befähigten Glaubensgenossen Ansprüche auf Anstellung in öffentlichen Lehrämtern geltend machte. Die Berliner Juristen-Facultät hatte sich in einem sehr feindseligen Geiste — der, wie man wußte, von Savigny allein inspirirt war — gegen die Anstellung des von der Universität Heidelberg mit dem Rufe eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten von der philosophischen Schule zurückgekehrten Dr. jur. Gans unter Anderem auch aus dem Grunde ausgesprochen, weil ein Jude unmöglich das canonische Recht an der Universität vortragen könne. Diese Behauptung, sowie die damals offiziell aufgestellte Thesis vom „christlich-germanischen Staat" hat Gans in seiner Denkschrift, deren Concept noch erhalten ist, in der scharfsinnigsten Weise widerlegt. Aber seine und des gesammten „Vereins für Kultur und Wissenschaft des Judenthums" Anstrengungen und Kämpfe gegen das herrschende Vorurtheil blieben erfolglos.

Fürst Hardenberg antwortete dem Dr. jur. Eduard Gans am 23. September 1822: „Um Sie bei meiner gegenwärtigen Abreise nach Verona mit Hoffnungen zu Ihrer Anstellung bei einer preußischen Universität nicht länger hinzuhalten, eröffne ich Ihnen, daß ich Ihnen zur Gewährung dieses Wunsches keine Aussicht gewähren kann. Ich gebe Ihnen daher anheim, Ihre Bewerbungen um eine solche Versorgung einzustellen und überlasse Ihnen, sich auf eine andere Weise eine nützliche, Ihren bisherigen Bestrebungen entsprechende Thätigkeit zu verschaffen und dadurch der Auszeichnungen theilhaftig zu werden, zu denen Ihr bisheriger lobenswerther Eifer für die Wissenschaften und Ihr angestrengtes Studium Sie berechtigen."

Bald darauf war Fürst Hardenberg, der persönliche Freund von Gans und derjenige Minister von dem allein noch eine Wahrung der den Juden durch das Edikt vom 11. März 1812 zugesicherten Rechte als preußische Staatsbürger zu erwarten war, mit Tode abgegangen. Ein halbes Jahr später rescribirte der Unterrichts-Minister, Frhr. v. Altenstein, am 6. Juni 1823, an Dr. Gans, welchem er anzeigte, daß ihm auf zwei Jahre ein jährliches, königliches Reise-Stipendium von fünfhundert Thalern bewilligt worden: „Zugleich haben des Königs Majestät aber auch zu befehlen geruht, daß Sie, bei dem bestehenden Gesetze, welches die jüdischen Glaubensgenossen von dem Anspruch auf Staatsbedienungen ausschließt, eine Anstellung bei einer der königlichen Universitäten, gleichviel in welcher Facultät, nicht zu erwarten und deshalb die Ihnen bewilligte Unterstützung zu benutzen haben, um sich für eine andere Wirksamkeit, an welcher Sie Ihr persönliches Verhältniß nicht hindert, tüchtig auszubilden."

Gans aber war es unmöglich, sich eine andere Wirksamkeit

zu wählen. Seine ganze Persönlichkeit, sein umfassender Geist, seine Kenntnisse und sein oft in Erstaunen setzendes Gedächtniß für wissenschaftliche Momente wiesen ihn auf den öffentlichen Lehrstuhl hin, und diesen bestieg er, nachdem er von einer längeren Reise zurückgekehrt war, zu welcher er die vorgedachte königliche Unterstützung erhalten, und nachdem er ein Zeugniß eingereicht hatte, aus welchem hervorging, daß er sich zum Christenthum bekenne.

Zunz und die meisten übrigen Mitglieder des Vereins, dessen erster Präsident Dr. Gans gewesen war, hatten das Gefühl, daß durch die Wendung der persönlichen Verhältnisse seines Vorsitzenden der Verein, der ohnedies nur wenig Anklang unter Denen gefunden hatte, für die er allein begründet worden war, selbst in den Augen seiner bisherigen Freunde seine moralische Macht verloren habe. Die wissenschaftliche Zeitschrift, die der Verein herausgegeben, hatte ihre Kosten lange nicht gedeckt und war bereits eingegangen. Ihrem Vorgange folgte nun der Verein selbst. Heine ist, wie Strodtmann erzählt, im Juni 1825, und zwar in der Zeit, die zwischen seinem Examen und seiner Promotion als Dr. jur. in Göttingen lag, in der evangelischen Kirche zu Heiligenstadt zum Christenthum übergetreten.

Es ist immerhin höchst interessant, die wichtige Episode, welche Heine's Berliner Aufenthalt in seinem Leben bildet, in der Beschreibung Strodtmann's kennen zu lernen. Es schließt der erste Band mit der Schilderung von Heine's zweitem längeren Studien-Leben in Göttingen, von wo aus der Dichter seine berühmte Harzreise und seinen Besuch bei Göthe in Weimar unternommen. Auch über diese Zeit weiß uns der kenntnißreiche Biograph Manches zu erzählen, was zu einer überraschenden Erläuterung und Geschichte der Heine'schen Dichtungen dient und wofür ihm die in beiden Welttheilen jetzt sehr zahlreichen Besitzer derselben nur dankbar sein können. Wir sehen mit Begierde dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen.

Joseph Lehmann.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

(Vierter Band seiner Selbstbiographie.*)

Wir haben die Besprechung der drei ersten Bände von Hoffmann's „Aufzeichnungen und Erinnerungen" mit dem in der Geschichte der deutschen Universitäten an das politische Verhängniß der sieben Göttinger Professoren sich anschließenden Dekret des Ministeriums Eichhorn beschlossen — nämlich mit dem motivirten Erlasse vom 9. Dezember 1842, durch welchen Hoffmann, als Verfasser der „unpolitischen Lieder," seiner Professur in Breslau enthoben wurde. Mit dem soeben erschienenen vierten Bande schließt zugleich die bewegteste Periode in Hoffmann's Leben ab; derselbe schildert uns die „Fahrten des Abgesetzten" während der Jahre 1843 bis 1847.

Zunächst war es die Heimat, sein liebes Fallersleben, welches den „unpolitischen Sänger" mit Macht und einer gewissen Zauberkraft anzog: dort wollte der vielgeplagte, vielverfolgte Dichter einige Zeit bei und mit den Seinigen in ungestörter Ruhe verweilen, — dort wollte er seinen herannahenden 45. Geburtstag im Kreise seiner Verwandten fröhlich und vergnügt verleben:

Und wieder hat es mich getrieben
Dahin, wo ich gewandert aus:
Ich kehrte heim zu meinen Lieben,
Froh trat ich ein in's Vaterhaus.

Es zogen alte Kläng' und Lieder
Beseligend durch meine Brust:
Ich war in meiner Heimat wieder,
Im Reiche meiner Jugendlust.

Allein Hoffmann hatte die Rechnung ohne die hannover'sche Regierung gemacht: so wie diese im Verbote des Campe'schen Verlages dem Beispiele Preußens gefolgt war, so hatte sie auch am 12. Dezember 1842 eine Verordnung erlassen, welche Hoffmann den Aufenthalt in den hannoverschen Landen untersagte, wenn er nicht ein Domizil nachweisen könne. Von dieser Verordnung wurde er am 8. April 1843 durch den Drosten v. Drechsel verständigt; er sah ein, daß er am längsten hier gewesen:

Doch nein — ich soll den Frühling sehen
Nur fern vom väterlichen Haus;
Ich bin verbannt — so muß ich gehen
In eine fremde Welt hinaus.

Mit dieser Maßregel begann jene Reihe von polizeilichen Belästigungen, denen er bis zum Jahre 1861, also fast zwanzig Jahre, in seinem Geburtsland ausgesetzt war. Des Nachts und auf geheimem Wege, während Landdragoner das Haus bewachten, verließ er (12. April) Fallersleben und ging nach Braunschweig. Nach längerem Aufenthalte in Althaldensleben bei Gottlob Nathusius, und dann in Leipzig, begab er sich nach Dresden, wo Dr. Arnold Ruge den hervorragendsten Platz in Hoffmann's Freunde-Kreis einnahm, bis auch diese geistige Kraft durch die Engherzigkeit der sächsischen Polizei aus dem Vaterland verdrängt wurde. Von sonstigen Persönlichkeiten, mit welchen er in Dresden in Berührung kam, erwähnen wir bloß Julius Mosen, den Kultur-Historiker Klemm, und den Literar-Historiker Gräße. Am 4. August 1843 reiste er von Dresden ab, und ging über Coblenz, wo er bei Bädeker Freiligrath's Bekanntschaft machte, nach Mannheim; dort wurde eben das badische 25jährige Verfassungs-Jubiläum gefeiert, und die Schilderung, welche uns Hoffmann von der damaligen Stimmung im Großherzogthum Baden entwirft, ist ebenso interessant, wie für ihn selbst schmeichelhaft. Sein eigentlicher Zweck bei dieser Reise war aber, die allemannische Mundart aus eigener Anschauung kennen zu lernen und näher zu studiren — die einzige Anwandlung wissenschaftlicher Beschäftigung, außer der Herausgabe des 7. Theils der „Horae belgicae", welche uns in dieser fünfjährigen Periode von Hoffmann's Leben auffiel. Die folgenden zwei Monate brachte er in verschiedenen rheinischen Städten zu, und hatte Gelegenheit, wahrzunehmen, daß die Spinnen-Arme der Polizei ihn überall zu erreichen wußten; wenigstens glaubt er dies. Ende November versuchte er es noch einmal, nach Breslau zurückzukehren, wohin sein Freund Karl Milde ihn dringend eingeladen hatte; allein die politischen Verhältnisse hatten ihm alle Welt entfremdet; man mied ihn eben nicht, aber man suchte ihn auch nicht auf, Niemand machte ihm einen Gegenbesuch; selbst zwischen ihm und seinem Freunde und Hauswirth Milde trat eine sichtliche Kühle ein, welche bald in eine ausgesprochene Feindschaft überging. „Ich komme mir vor" — schrieb Hoffmann am 10. Dezember; — „wie ein Staatsgefangener, der sehr anständig behandelt wird, dem es an Essen und Trinken nicht fehlt, dem manche Bequemlichkeit vergönnt ist 2c., der vieles und vielerlei hat, aber Niemanden, dem er sagen könnte, was ihm auf dem

*) Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. (Bd. IV. 390 S.) Hannover, Carl Rümpler, 1868.

Herzen liegt." Diese Worte sind bezeichnend für seine damalige Stimmung. Am 6. Februar 1844 sagte er Breslau für immer Lebewohl. Am 24. Februar finden wir ihn bei den Brüdern Grimm in Berlin, welchen eben aus Anlaß von Wilhelm's Geburtstag die Studenten einen Fackelzug darbrachten. Weil dabei auch auf ihn ein Lebehoch erklang, erschien am 26. Morgens der Polizeirath Hofrichter in Hoffmann's Zimmer und erklärte diesem, „daß er auf Befehl der Polizei noch heute Berlin zu verlassen habe". Bei dieser Gelegenheit erließen die Brüder Grimm eine öffentliche Erklärung, welche allgemeines Aufsehen erregte und, weil darin das berühmte Brüderpaar seine freundschaftliche der politischen Gesinnung aufopferte, den gerechten Tadel der Welt über dieses taktlose Benehmen hervorrief. Der Ausgewiesene aber ging nach Mecklenburg, wohin ihn eine Einladung seines Freundes Robert Müller rief, und wo er, zu Holdorf, neue Lieder dichtete, die unter dem Titel „Maitrank" angeblich zu Paris erschienen. Drucker und Verleger wurden selbst dem Verfasser nie bekannt.

Der Sommer fand Hoffmann im Curorte Soden, am Fuße des Taunus, wo Ferd. Hiller, Hermann Ebner, dann die Frauen Gutzkow und Mendelssohn zu seinem näheren Umgange gehörten. Einer Einladung des Grafschafts-Besitzers Tenge von Barkhausen Folge leistend, begleitete er diesen im September 1844 nach Italien, und traf am 21. in Rom ein. Weiter nach Süden ging die Reise nicht. Hoffmann scheint jedoch von Italien nicht sehr entzückt gewesen zu sein; Alles ließ ihn kalt, die Natur sowohl als die Sehenswürdigkeiten; über enthusiastische Bewunderer konnte er sich von Grund der Seele ärgern; Rom nannte er eine Stadt der Trümmer. Ueberhaupt scheint ihm kein Land außer Deutschland gefallen zu haben, und hierin mag er in seinem Patriotismus doch ein wenig zu weit gegangen sein; in Frankreich langweilte er sich, Italien ließ ihn kalt, — in Dänemark ärgerte er sich über die Dummheit und Sorglosigkeit des Landvolkes. Wie himmlische Musik mag es daher Hoffmann's Ohr berührt haben, als er am 15. Oktober im St. Gotthard's Hospize nach langer Zeit wieder einmal Deutsch hörte. Nach Deutschland zurückgekehrt, verweilte er einige Zeit im Großherzogthume Baden, und verließ dieses gerade noch bei Zeiten, um dem Ministerial-Erlaß vom 26. November (1844) zu entgehen, welcher ihm das Gastrecht im Großherzogthume kündigte. Der Ausgestoßene wandte sich wieder nach Mecklenburg. Ein Versuch, das Bürgerrecht in Baden (Lahr) zu erlangen, schlug aus naheliegenden Gründen fehl; ein ähnlicher Versuch in Mecklenburg war schon im vorigen Jahre mißlungen; gleichwohl wünschte Hoffmann auf das Lebhafteste, so bald als möglich sein preußisches Heimats- und Staatsbürger-Recht mit einem andern zu vertauschen. Endlich fand sich ein mecklenburgischer Guts- und Gerichtsherr, Dr. Schnelle auf Buchholz, der dem Unstäten das Heimats-Recht ertheilte, worauf die Entlassung des Letzteren aus dem preuß. Unterthanen-Verbande erfolgte. (Juli 1845.) Im Sommer 1845 wurde das Land Hadeln, dann Schleswig-Holstein besucht — der Winter aber wieder in Mecklenburg zugebracht. Die nächsten zwei Jahre (1846 und 1847) füllte wieder eine unausgesetzte Wanderung durch ganz Deutschland aus, bei welcher Hoffmann offenbar an dem Grundsatze festhielt: ubi bene, ibi patria. Mit Vorliebe waren es aber die Rheinlande, welche er durchpilgerte, und so hielt er im Herbst 1846 einen längeren Aufenthalt auf Schloß Roland bei Düsseldorf, welches seinem Freund Fahne gehörte, — dann in Geisenheim, wo er bis 22. Februar 1847 verweilte. Im Frühjahr 1847 besuchte er Schwaben, — Stuttgart, Tübingen —, dann Baden, — Heidelberg, Mannheim, — und wendete sich erst im Juni wieder nach Norddeutschland. Die letzte Hälfte August's verlebte er in Holdorf, wo unterdessen die Frau seines Wohlthäters Schnelle gestorben war. Am 28. August ging er wieder auf Reisen, — und sogar am 20. September nach Berlin; sein heimlicher Besuch bei Bettina Arnim ist interessant. Wie im Vorjahre beschloß Hoffmann auch 1847 seine Wanderungen mit einem Besuche auf Schloß Roland, und kehrte erst am 15. Dezember nach seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte in Mecklenburg zurück.

Die literarische Thätigkeit, welche Hoffmann in diesem fünfjährigen Abschnitte seines Lebens entwickelte, war eine vorzüglich poetische. Man vergißt beinahe ganz, daß man es mit einem Manne zu thun hat, der ursprünglich am Borne der strengen Wissenschaft sich labte, und nur in Augenblicken der Muße oder wenn allzumächtige Gefühle sein Herz bedrängten, der Dichtkunst oblag. Zunächst waren es die „fünfzig Kinderlieder", welche er mit Klavierbegleitung von Ernst Richter, im Februar 1843, herausgab; während seines Aufenthaltes in Dresden erschienen die „Deutschen Gassenlieder" und die „Deutschen Gesellschafts-Lieder des 16. und 17. Jahrhunderts", — dann in Mannheim „Zehn Aktenstücke" über seine Amtsentsetzung, und die fünfte, vermehrte Auflage seiner „Allemannischen Lieder"; vom „Maitrank" war bereits die Rede. Außerdem brachte das Jahr 1844 noch die „Hoffmann'schen Tropfen", eine zweite Sammlung von „Kinderliedern", und die „Spenden zur deutschen Literatur-Geschichte". — Diesen folgten im Mai 1846 die „Texanischen Lieder", und zu Weihnachten die dritte Sammlung der „Kinderlieder", nachdem das Jahr 1845 ohne irgend eine Geistesschöpfung Hoffmann's vorübergegangen war. In's Jahr 1846 fällt auch noch seine ernstere Schrift: „Immanuel Kant über die religiösen und politischen Fragen der Gegenwart", — und die Abfassung eines poetischen Schriftchens: „Die Engländer am Rhein", welches der Rezensent der „Kölnischen Zeitung", Herr Hermann Grieben, zwar für gedruckt hält, welches aber noch immer im Manuscript in Fahne's Sammlung ruht. Ueber die Entstehung desselben berichtet Hoffmann Folgendes: „Eines Tages" — es war auf Schloß Roland — „besuchten uns drei Maler: Ernst Fröhlich, Wilh. Krafft und Eckhardt. Wir kamen auf die Engländer zu sprechen, die einem den Rhein so verleiden können. Jeder erzählte eine oder mehrere schnurrige Geschichten. Halt! dachte ich, wie wäre es, wenn man eine Reihe Bilder zusammenbrächte, wovon jedes einen Engländer in irgend einer Beziehung zu einer bestimmten Handlung an einem bestimmten Orte darstellte? Ich theilte schnell meine Idee den Malern mit und sie erklärten sich bereit, sich bei der Ausführung zu betheiligen. Nach einigen Tagen, als sich wieder die Maler einfanden, — diesmal Fröhlich, Krafft, Sonderland, Arnz — las ich ihnen schon neunzehn Bildertexte vor. Wir besprachen die Ausführung der Bilder. Die einzelnen Texte wollten die Künstler unter sich vertheilen. Den 21. Oktober waren sechsunddreißig Texte fertig. Ich schrieb sie in's Reine und taufte das Büchlein: „Die Engländer am Rhein". . . . . . Es handelte sich jetzt nur noch um einen Verleger. So bereitwillig bald dieser, bald jener Kunsthändler sich zeigte, so kam es doch nie zu einem Abschlusse. Und so ist denn die Sache bis heute geblieben, das Manuscript bewahrt Fahne auf, wahrscheinlich unter seinen Alterthümern. — Im Jahr 1847 gab Hoffmann nichts heraus, als seine „Diavolini", — wohl eine Schöpfung seiner italiänischen Reise.

Das Bild, welches wir hiemit von diesem fünfjährigen Abschnitte von Hoffmann's Leben zu entwerfen versucht haben, ist ebenso verworren wie mangelhaft. Aber Hoffmann's Leben war eben nicht anders. Ausgewiesen von allen Orten, wo er längere Zeit verweilte, blieb ihm schließlich nichts anderes übrig, als eine ununterbrochene Irrfahrt durch das schöne Deutschland, in dem er sich überall zu Hause fühlte, wo die deutsche Zunge ihm entgegenklang, und das er deshalb um keinen Preis hätte verlassen wollen. Wenn auch die „Bremer Zeitung" bereits schrieb: „Es rüstet sich wieder eine Anzahl Deutscher, nach Texas auszuwandern; man will einer dortigen deutschen Niederlassung den Namen „Fallersleben" geben; der, dem dieser Name gilt, wird bald nachfolgen" — so lag der Gedanke an eine Auswanderung doch nie Jemandem ferner, als Hoffmann. Seine Wanderungen waren eine ununterbrochene Reihe von Festschmäusen, Fackelzügen und Singeständchen, und zuweilen begreift man wirklich nicht, wie er dieses verhältnißmäßig aufreibende, weil aufregende Leben so gleichgiltig und ohne nachtheilige Folgen für seine Gesundheit ertragen konnte.

Was die Erzählungsweise in diesem vierten Bande betrifft, so schließt sie sich genau jener der drei vorausgegangenen an: es ist wieder der „alte Bursche", der mit einer bewunderswerthen Redseligkeit eine förmliche General-Beichte ablegt. Keine Gemüthsbewegung und kein Leid, keine Freundlichkeit und keine Unfreundlichkeit, die ihm erwiesen worden, kein Glas Wein und kein Spruch dazu wird dem Leser vorenthalten. Und in Einem Athem geht die Erzählung an der Hand der Tagebücher fort; die einzigen Einschnitte macht die Eintheilung nach Jahren, von irgend einer, auch nur äußerlichen Gruppirung des Stoffes ist keine Rede. Durch das ängstliche Festhalten an den handschriftlichen Aufzeichnungen erhält die Darstellungsweise nicht selten einen aphoristischen, selbst trockenen Anstrich; gleichwohl möchten wir dem Verf. daraus keinen Vorwurf machen, denn gerade dadurch, daß er seine vergilbten Tage-, Reise- und Notizbücher häufig eben nur abgeschrieben hat, ist diesen Erinnerungen der Charakter der Ursprünglichkeit geblieben; sehr richtig bemerkt Herr Grieben: „Jede Ueberarbeitung würde gerade das verwischt haben, was dem ganzen Werke seinen eigentlichen, nämlich den kulturhistorischen Werth giebt." — Der Gegenstand bringt es mit sich, daß in dem vorliegenden Bande, jene „weiche, nervöse und reizbare Empfindlichkeit", von welcher schon Gustav Freytag in seinem Scheidebrief an Hoffmann sprach, in erhöhtem Maße zum Ausdruck gelangt. Hoffmann's Wanderungen durch Deutschland waren allerdings, mit Bezug auf die politische Gesinnung, förmliche Triumphzüge, und wir finden es erklärlich, wenn Leute behaupten, „er sei, gleich einem Minnesänger oder fahrendem Schüler von Stadt zu Stadt gezogen, um sich bewundern, und bewirthen zu lassen", — und ihm dieses „Coquettiren mit der aura popularis" einigermaßen verdenken.

In der That, der vierte Band seines „Lebens" ist voll des eigenen Lobes: immerhin aber hat der Verfasser den Takt gehabt, sich nicht selbst, sondern durch den Mund Anderer zu loben, — und andererseits muß anerkannt werden, daß er auch mit dem Tadel und den Schmähungen nicht hinter dem Berg hielt, welche die amtlichen Erlässe und manche Zeitungen in so verschwenderischem Maße seiner Person zu Theil werden ließen.

Wir haben bereits Eingangs erwähnt, daß mit dem gegenwärtigen (IV.) Bande die bewegteste Periode in Hoffmann's Leben ihren Abschluß findet. Seitdem ist der „unpolitische Dichter" wieder in die Bahn eingelenkt, wo er seinen eigentlichen Beruf finden mußte: in das Studium germanischer Sprache, Dichtung und Wissenschaft. An der Bewegung vom Jahre 1848 hat er sich bekanntlich nicht betheiligt. Ihm genügte es, die Prophezeiung in Erfüllung gehen zu sehen, welche er kurz vor seiner Abreise aus Breslau, im Februar 1843, in seinem für die Gesellschaft „Lätitia" gedichteten „Winterlied" ausgesprochen hatte:

Nur nicht ängstlich, nur nicht zagen
Bei des Winters Noth und Qual!
Heut' ist Winter noch auf Erden,
Morgen muß es Frühling werden,
Frühling wird es doch einmal!

Ferdinand v. Hellwald.

Poesieen in der friesischen Volkssprache.*)

Das alte Sprichwort Frisia non cantat deutet an, daß mit der Kunst des Gesanges auch die Thätigkeit der dichtenden und gestaltenden Phantasie überhaupt in dem derben, nüchtern verständigen Volke der Friesen keinen ergiebigen Boden gefunden habe. Als ein wohlgemeinter und herzhafter Versuch, die Eigenthümlichkeit dieses tüchtigen und ehrenwerthen, der vorgeschrittenen nationalen Verfeinerung meist noch sehr fern stehenden Volksstammes in die lebendigere Entwickelung des deutschen Geisteslebens so weit wie möglich hineinzuziehen, erscheint derjenige, durch welchen ein gebildetes Glied jenes Volkes, ein Küster und Lehrer in Stedesand, sich in einer literarischen Leistung soeben hervorgethan hat. Nicht etwa alte und landesübliche Volkslieder der Friesen, deren es überhaupt keine giebt, hat er gesammelt, sondern in der ursprünglichen, von unserer Sprache weit abgelegenen Mundart seines Volkes, der Denk- und Sinnesweise desselben gemäß, eine ziemlich umfangreiche Menge selbstverfaßter lyrischer, epischer und gnomischer Dichtungen veröffentlicht, welche, abgesehen von ihrem Inhalte und Gehalte, schon in formeller Hinsicht der Berücksichtigung werth erscheinen.

Im Vorworte zu seiner Sammlung beklagt der Verf. lebhaft das allmähliche, ungehemmt immer weiter fortschreitende Aussterben und Verschwinden des friesischen Idioms und schließt diese Betrachtung mit der Aufforderung: „Wollen wir unsere Muttersprache behalten, so wird es Zeit, daß wir uns aufmachen und die Feder ergreifen; denn die Schrift ist das einzige Mittel, eine Sprache zu erhalten, die Jahrhunderte, Jahrtausende im Munde des Volkes gelebt hat. Wir suchen sie denn hervor und hoffen ihr einen Platz zu sichern in der germanischen Literatur; denn dahin gehört sie. Unsere nordfriesische Sprache ist eine germanische Mundart."

Die Wiederherstellung einer solchen, halb untergegangenen Mundart ist allerdings weder so leicht ausführbar, noch auch der allgemein herrschenden, durch eine tausendjährige Kultur reich entwickelten und ausgebildeten Volkssprache gegenüber irgendwie rathsam oder ersprießlich. Es kommt mit allen derartigen literarischen Veröffentlichungen, deren wir im Süden und Norden viele ähnliche bereits besitzen, nichts Anderes heraus, als eine mehr oder weniger gelungene linguistische Künstelei und Schaustellung, deren ästhetischer Einfluß nirgends hervortritt, eher aber bei allen anderen Theilen der großen Nation sich bemerk-

*) De freske Sjemstin. Der friesische Spiegel, mit einer hochdeutschen Uebersetzung von M. Nissen. Altona, A. Mentzel, 1868.

bar macht, als bei dem, auf dessen Theilnahme und Anregung es besonders abgesehen war.

Nachdem sich der Verfasser über die, seinen friesischen Poesieen beigefügten deutschen Uebersetzungen ausgesprochen, giebt er eine ausführliche, durch viele sprachliche Beispiele veranschaulichte Uebersicht der friesischen Lautbezeichnung und dedicirt schließlich den friesischen Spiegel seinen „lieben Friesen", welche sich wohl kaum bemühen werden, auch nur einen Blick hineinzuwerfen.

Die Sammlung dieser Dichtungen zerfällt in fünf Abtheilungen: I. Die Heimat. II. Gottes Heimat. III. Einige Gedichte über Sagen. IV. Unsere Sitte. V. Sprüche, Sentenzen, Ghaselen, Gleichnisse. — Die Gedichte enthalten manches Schöne, Treffende und Sinnige, erscheinen aber, bei aller Lebensfrische und Heiterkeit, in Ausführung und Darstellung mit so vielem Unklaren, Halben und Trivialen durchzogen, daß man im Ganzen die poetische Befähigung des Verfassers, namentlich für die epische Gattung, von deren plastischen Anforderungen er offenbar gar keine Ahnung hat, entschieden in Frage stellen muß.

Schweiz.

Politische und geistige Bewegung in der Schweiz.

II.

Das Kriminalrecht im Waadtlande.

Die Schweiz ist das Land der merkwürdigsten, schlagendsten Gegensätze des Kulturlebens, wie sie auf einem so kleinen Raum schwerlich sonstwo vereinigt sein möchten. Während wir in Zürich den modernsten Radikalismus sich zu einem glänzenden Sieg vorbereiten sahen, gerade in derselben Zeit zeigte ein anderer Kanton, der sich zu den gebildetsten und fortgeschrittensten zu rechnen pflegt, ein Bild, welches alle Merkmale mittelalterlichster Barbarei an sich trug. Es handelte sich um eine Verbrecher- und Hinrichtungs-Geschichte, um ein soziales Nachtstück grausigster Art, allein von wesentlich sittengeschichtlichem Interesse. Der 26jährige Verbrecher, Hély Freymond, aus einem Dorfe in der Nähe von Moudon im Kanton Waadt, einer wohlhabenden Bauernfamilie angehörend, hatte seine junge Gattin, welche ihn nächstens zum Vater machen sollte, mit Beihilfe seiner Maitresse, eines Mädchens von 19 Jahren, vergiftet. Unter den fürchterlichsten Qualen hatte die junge Frau auf dem Todbette ihren entmenschten Gatten, gegen welchen die Aermste nicht den geringsten Verdacht hegte, zum Erben der Hälfte ihres nicht unansehnlichen Vermögens eingesetzt; die andere Hälfte sollte ihre noch unverheiratete Schwester erhalten. Nirgends regte sich Argwohn gegen den Mörder, der wenige Tage schon nach dem Begräbniß seiner Gattin deren Schwester einen Heirats-Antrag machte, um auch ihr Vermögen zu erhalten. Doch war diese bereits an einen andern jungen Bauern verlobt. Freymond glaubte nun, durch Hinwegräumung dieses Hindernisses zu seinem Ziel gelangen zu können. Als es ihm nicht gelungen war, den jungen Mann durch Verleumdung bei seiner Braut auszustechen, machte er auch an ihm unter Umständen, welche schreckliches Zeugniß von der kaltblütigen Grausamkeit des Verbrechers ablegen, einen Vergiftungsversuch, welchem jedoch die kräftige Natur des jungen Bauern widerstand. Nun fiel Verdacht auf Freymond. Er wurde verhaftet, ebenso seine Maitresse. Die Untersuchung lieferte dem Gericht bald untrügliche Beweise in die Hände. Endlich legten auch beide Verbrecher, diesen überwältigenden Zeugnissen gegenüber, ein Geständniß ab. Schon im November 1867 wurde Freymond zum Tode verurtheilt, seine Mitschuldige, welche er schon als Mädchen von 16 Jahren verführt hatte, zu zwanzigjährigem Zuchthaus. Allein erst in der zweiten Januar-Woche 1868 kam das Gnadengesuch des Verurtheilten zur Abstimmung vor den Souverain, d. h. den großen Rath. Schon in dieser zweimonatlichen Verzögerung der Vollstreckung des Urtels erblickte der größte Theil der schweizerischen Presse, und sicherlich mit bestem Fug und Recht, eine unerhörte Verschärfung der Todesstrafe. Die Umstände der endlich am 10. Januar in Moudon vollzogenen Hinrichtung warfen auf den Zustand der Volksgesittung im Kanton Waadt ein höchst eigenthümliches Licht. Schon am Tage vor der Hinrichtung hatten die Straßen des Städtchens das Aussehen wie an einem Jahrmarkt. Tausende von Landleuten aus einem Umkreis von 10 Stunden zogen zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen herbei, um sich das traurige Schauspiel nicht entgehen zu lassen. Das vor dem Thor errichtete Schaffot wurde besichtigt und von Vielen sogar erstiegen, ja manche setzten sich auf den Richtstuhl! Der Scharfrichter von Uri — es soll derselbe gewesen sein, der vor einigen Jahren dem Buchdrucker Roniker „wegen Gotteslästerung" laut richterlichem Spruche 25 Stockprügel aufzählen mußte — saß in einer Kneipe und zeigte seinen zahlreichen Bewunderern das Richtschwert und die Art der Armschwenkung bei der Köpfung, erzählte auch Schauergeschichten von den früher von ihm ausgeführten Exekutionen. Bei der Hinrichtung selbst sollen 15,000 Zuschauer zugegen gewesen sein. Der Verurtheilte mußte den weiten Weg vom Gefängniß bis zur Richtstätte zu Fuß zurücklegen. Der Zug soll dreiviertel Stunden gebraucht haben. Voran schritt der Scharfrichter im rothen Mantel, dann folgten die verschiedenen Behörden, die Geistlichkeit, der Verurtheilte, Gerichtsweibel in den Amtsmänteln in den Kantonal-Farben, Abtheilungen von Miliztruppen u. s. w. Alle Glocken der Stadt läuteten. Am Fuße des Schaffots mußte der Verurtheilte noch fünf Minuten harren, bis man ihm Bahn durch die ungeheure Volksmenge gebrochen hatte. Nach dem Todesstreich folgte vom Schaffot herab, während die blutige Leiche, von einem schwarzen Tuch bedeckt, noch am Boden lag, die sogenannte Galgen-Predigt, gehalten von einem protestantischen Geistlichen des Orts, voll Abschreckungs-Theorie und altfränkischer Weltanschauung. Nachher große Kneiperei in allen Wirthshäusern des Städtchens. Die Colporteure der gedruckten Mordgeschichte und der Photographie des Enthaupteten machten glänzende Geschäfte.

Acht Tage später stand ein anderer Mörder, ein unehelicher Sprößling, ein von Kindesbeinen an verwahrloster, gewissermaßen von der Gesellschaft ausgestoßener Mensch, der sein Lebenlang mit Armuth und Noth gekämpft und endlich einen alten Mann erschlagen und beraubt hatte, vor den Assisen in Lausanne. Der Staatsanwalt trug wieder auf ein Todesurtei an, indem er dasselbe empfahl, weil es einen heilsamen Eindruck auf die öffentliche Moral hervorbringen werde! Der Vertheidiger rief dagegen: Soll im Kanton Waadt neben die Personen, welche bis jetzt mit der Erziehung und der Pflege der öffentlichen Sittlichkeit betraut sind, noch eine dritte Moral-Beamtung, soll neben den Geistlichen und Schullehrer noch der Scharfrichter treten? Das wirkte. Die Geschwornen sprachen das „Schuldig mit mildernden Umständen" aus, worauf der Verbrecher nicht zum Tode, sondern zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt wurde.

Dies Alles geschah in einem schweizerischen Kanton, der sich, wie gesagt, rühmt, zu den gebildetsten zu gehören, in welchem die schweizerische protestantische Orthodoxie einen Hauptstützpunkt hat, in welchem die methodistische sogenannte „freie Kirche" die größte Verbreitung besitzt und der mit einem Netz von Missions- und Bibel-Gesellschaften förmlich umspannt ist. Diesen Ruhm des Waadtlandes, das Kriminalrecht noch nach seinem alttestamentlichen Begriff zu fassen und auszuüben, ließ den katholischen Nachbar-Kanton Freiburg, in welchem sich überhaupt seit einer Reihe von Jahren die merkwürdigsten Restaurations-Experimente vollziehen, nicht ruhig schlafen. Die Todesstrafe war dort vor zwanzig Jahren unter der liberalen Regierung abgeschafft. Am 6. Februar 1868 wurde sie vom großen Rath, nachdem die Vertheidiger der Religion und Gesellschaft ihre Nothwendigkeit mit wahrhaft fanatischem Eifer vertheidigt, mit 51 gegen 34 Stimmen wieder eingeführt! Die „ehrbaren Leute" triumphiren; aber jener Beschluß des großen Raths könnte in Freiburg der Anfang vom Ende werden. Schon zucken die Blitze, welche das Gewitter ankündigen.

Wenn wir aber, während solche Dinge sich in der Eidgenossenschaft ereignen, sehen, wie ein deutscher Staat, das Königreich Sachsen, auch in dieser großen Frage dem humanen Fortschritt bahnbrechend vorangeht, dann dürfen wir wohl mit stolzem Selbstgefühl sagen: die Zeiten sind vorüber, wo die Schweizer mit selbstgenügsamem Hohnlächeln auf unsere deutschen Zustände herabsehen konnten!

Genf. W. Lampmann.

Belgien.

Peerjan's Pläne, von Sleeckx.*)

„Peerjan's Pläne", ist der Titel der neuesten novellistischen Schöpfung des beliebten und fruchtbaren vlamischen Schriftstellers Dominikus Sleeckx, mit welcher zugleich ein neues, höchst rühmliches, von der Verlagshandlung Marchand u. Co. in Antwerpen ausgehendes Unternehmen — eine „wohlfeile Roman-Bibliothek" — in's Leben tritt. Wir können dieses neue, ganz in der nationalen Richtung gelegene Unternehmen nur beglückwünschen, einen so trefflichen Anfang gemacht zu haben. Die anmuthige Schreibart und die natürliche Darstellung, durch welche der Verf. sich einen würdigen Platz neben Conscience und Snieders errungen, zeichnen auch den neuesten Roman von Sleeckx in vortheilhaftester Weise aus.

Was den Inhalt betrifft, so kommt es uns vor, als hätte der Verf. den Vorwurf beherzigt, welchen man ihm bei Gelegenheit seines letzten, im verflossenen Jahre erschienenen Buches „Tybaerts en Kie", gemacht hat, nämlich daß seine Auffassung eine allzu realistische sei. Von diesem Vorwurfe glauben wir „Peerjan's Pläne" freisprechen zu können: beinahe möchten wir einzelne Charaktere — mit Rücksicht auf die niedere soziale Stufe der Personen — als zu idealistisch bezeichnen; auch eine Gestalt, wie die der durch und durch ehrlichen, aber merkwürdig kurzsichtigen Mitriene hätte ein deutscher Romanschriftsteller vielleicht nicht gewagt seinen Lesern vorzuführen, und dies befremdet um so mehr, als im ganzen Verlaufe der Erzählung dem weiblichen Taktgefühle ein besonders weites Feld eingeräumt wird. Vortrefflich gezeichnet sind hingegen die Gestalten des habsüchtigen und intriganten Peerjan Claessens und seines nicht minder ränkesüchtigen Sohnes Tist, wie Sleeckx überhaupt in der Schilderung schlechter Charaktere und tadelnswerther Zustände in der menschlichen Gesellschaft excellirt. Obgleich Quelle der Liebe und des Hasses, liebt das Herz doch lieber als es haßt, begegnet es doch lieber dem Guten als dem Bösen. Diesem natürlichen Zuge hat der Verf. in glücklicher Weise in der Gestalt Loken's, der obererwähnten Mietriene Tochter, Rechnung getragen, welche, gleich einem rothen Faden, durch die ganze Erzählung sich hinzieht und in einer befriedigenden Endstimmung ihren Abschluß findet. Ihr beinahe zur Seite möchten wir Bruno, die Waise, stellen, während Marus und Klaas bloß Nebenpersonen sind. Was die Handlung anbetrifft, so begnügen wir uns, zu sagen, daß sie in den beschränkten Gränzen des ländlichen Alltagslebens und nicht über den Bereich der Ortschaften Austruweel und Eeckeren hinaus sich bewegt; wie so häufig in den novellistischen Erzeugnissen der vlamischen Literatur, tritt sie mitunter in den Hintergrund, um der Form, der wirklich reizenden Form, Platz zu machen; gleichwohl ist sie mit Geschick durchgeführt und fesselt, bewegt, durch die Lebendigkeit der Darstellung, die Innigkeit der Gefühle.

Im Allgemeinen herrscht in dieser Erzählung jene heimwehartige Gemüthsstimmung, welche wir ein Charakteristikon der vlamischen Literatur überhaupt nennen möchten, und welche dieser einen eigenthümlichen poetischen Reiz verleiht. F. v. Hd.

*) De plannen van Peerjan, door Sleeckx. Antwerpen, J. W. Marchand, 1868. (185 S.)

Frankreich.

Die Kunst in der Literatur.

Gustav Doré.

Wort und Bild gehen heutzutage Hand in Hand. Ein Unterhaltungsblatt würde kaum existiren können, das nicht seinen Lesern Illustrationen brächte. Es muß ein Bild bei allem Beschriebenen sein, das das Letztere veranschaulicht und es in der Phantasie der Leser nicht anders erscheinen läßt, als es wirklich ist. Das natürliche Element hat seit dem Verscheiden der Romantik auch in den Kunstkreisen Platz gegriffen, das Süßlich-Verhimmelnde ist in religiöse Sphären zurückgedrängt worden, und gehören Overbeck'sche Fleisch-Kasteiungen in der Malerei nur noch zu den Antiquitäten. Die Prosa des Lebens ist in die Kunstateliers und Dichterstübchen hineingezogen, und wurden diese von einem gesunden Hauche des Realismus durchweht. Das, was der Geist, des Malers Griffel und des Bildners Meißel in neuerer Zeit erschaffen, ist gesünder, kräftiger geworden. Die Kunst hat sich der Erde wiedergegeben und durch ihr Lossagen von allem Himmlischen, d. h. Ueberschwenglichen, Uebertriebenen, Pomp- und Phrasenhaften nahm sie die Gestalt des rein Menschlichen an. Der Mensch ist darum auch das Centrum aller Kunstkreise geworden, der Mythos, die Sage treten nur noch vereinzelt auf, und wo es der Fall, haben sie auch natürliche Physiognomieen angenommen. Es heißt, durch die Vermenschlichung alles Märchenhaften, Ueberirdischen ist Letzterem der Zauber, der poetische Reiz genommen, und doch muß ich gestehen, daß die Kunst niemals großartiger dastand, als gerade heute, wo sie sich dem vollen und ganzen Menschen-

leben angereiht. Sie ist ein Bild von unserm Bilde, sie hängt mit unseren Gedanken und Gefühlen zusammen und ruft das Bedürfniß in uns wach: edler, schöner und freier zu werden.

Was will man mehr von der Kunst? Sie ist nicht mehr einer Kaste, einer bevorzugten Gesellschaft unterthan, sie ist Gemeingut Aller geworden und als solches unter tausenderlei Formen verbreitet. Die Kunst an den Wänden, auf den Nipptischen, in Cartons und Albums, — in welcher Familie wäre sie nicht zu finden? Kein Fest der Lust und Freude findet ohne ihre Gegenwart statt, und wo es jemals gesellschaftliche Zirkel gegeben, ist auch ihre Herrlichkeit — und wenn es in dem bescheidensten Gewande ist — vertreten gewesen. Die Kunst ist verbunden mit Handwerk und Wissenschaft, der Staat hat sie in seine Dienste genommen und kirchlicher Genosse war sie schon längst. Es heißt, durch ihre Verallgemeinerung sei sie dilettantisch geworden, durch ihr Gehen nach Brot sei sie zum Professionistenthum herabgesunken. So viel Wahres darin liegen mag, so viel Gutes ist auch dabei. Als ausschließliches Eigenthum höherer Stände wirkte sie nur bildend auf diese; das „Volk", die große dritte und vierte Klasse, ging leer aus, und wenn es Einzelnen unter ihr gelang, sich durch Noth und Drangsal zu ihren Höhen hinaufzuarbeiten, wirkten Zufälle, besondere Umstände oder eine eiserne Ausdauer und gränzenloser Wissensdrang mit. Die Miseren der Existenzen erstickten bei den Meisten den Bildungstrieb, denn ihn zu befriedigen, war mit hohen Kosten verknüpft. Heut, wo also die Kunst nach Brot geht, wo sie allgemeiner, ich will sagen gewöhnlicher geworden, hat sie sich auch mit billigeren Ansprüchen begnügt und ergiebt sich dem ersten Besten, der Besitzrecht auf sie ausüben will, für eine Wenigkeit. Sie ist allgemeiner geworden, weil aus ihren Originalschöpfungen tausenderlei Vervielfältigungen gemacht wurden; sie ist billiger geworden, weil man unedlere Stoffe zu ihrer Erschaffung nahm und ihr dennoch den Stempel des Meisterhaften aufzudrücken verstand. Wer vor fünfzig Jahren eine schöne Zimmerzierde haben wollte, mußte sich theure Kupferstiche zu erwerben suchen. Heut ist die Lithographie, die Photographie und die Holzschneidekunst so weit zur Vervollkommnung gereift, daß wir die Grabstichelmanier entbehren können. Wie leicht wird es uns jetzt gemacht, sich die Kopien hoher Meisterwerke in der Malerei- und Bildhauerei zu erwerben. Ihre Billigkeit läßt es zu, sich am eigenen Herde einen Kunsttempel zu errichten. Und der mindere Werth der Stoffe und der geringere Preis derselben sollte uns veranlassen, weniger groß von der Kunst zu denken? Sie ist zwar allerdings nicht mehr etwas Besonderes, da wir sie alle Tage vor Augen haben; sie ist uns sogar etwas Gewöhnliches, aber eben darum auch etwas Unentbehrliches, mit unserer Familie, unserer Gesellschaft, unserm Staate eng Verbundenes. Die Kunst ist durch ihre Verallgemeinerung in die ärmsten Hütten eingedrungen, und einmal vertraut mit ihr, ist sie uns der liebste Gast in Freud und Leid. Ohne ihr Beisein würden uns viele neuere literarische Werke ungenießbar sein, und hätte die Journalistik sie nicht in ihre Dienste genommen, wäre dieselbe nicht zu der Blüte gekommen, die sie heut erreicht.

Die illustrirten Zeitungen haben ihren Ruf nicht durch den Text erlangt, sondern lediglich durch die Bilder — so ist's auch mit gewissen Albums, mit „Prachtwerken" der Fall, deren Hauptzierde nur in der kunstvollen Ausstattung und Illustrirung liegt. Die Vorliebe des Publikums für Kunstwerke mit literarischer Glossirung hat die bedeutendsten Talente bewogen, dieser Vorliebe Rechnung zu tragen, und statt ihre Schöpfungen in den Räumen der Kunst-Ausstellungen einer ungewissen Zukunft entgegenharren zu lassen, bringen sie sie als Zeichnungen, als Holzschnitte unter die Buchdruckerpresse, und mit Text verbunden werden sie von unternehmenden Verlegern in die Welt gesandt. Die Künstler haben den Vortheil, ihre Schöpfung in Tausenden von Exemplaren verbreitet und ihre Arbeit rasch honorirt zu sehen; das Publikum hat das Vergnügen, dasselbe Bild, das als Gemälde in Galerieen nur Einer besitzen konnte, in beliebiger Anzahl sich zum Eigenthum erwerben zu können. Der „hohe Zweck" leidet nicht im mindesten darunter, denn das Ziel jeglicher Kunst ist doch immer, ihre Schönheit Allen zu Theil werden zu lassen, und dies kann nur durch Vervielfältigung, durch die billige Preisstellung geschehen. Derjenige Künstler, der den Beruf in sich fühlt, für eine ausschließliche Klasse Ausschließliches zu schaffen, wird diesen Beruf immerhin durchsetzen können. Der Brot-Erwerb kann ihm nur ein Sporn und der Dilettantismus wird ihm kein Hinderniß sein. Das Genie bricht sich überall Bahn. Wir haben große Talente in der Zeichenkunst und hielten an ihrem Schaffen bereits die letztere für erschöpft. Wer konnte nicht dasselbe denken, wenn man die vorzüglichen Leistungen eines Ludwig Richter, Th. Hosemann, H. Leutemann, Camphausen, O. Spekter, Adrian Schleich und Kaspar Scheuren betrachtete? Wer wägt nicht die Namen eines Herbert König, Löffler, Kriehuber, A. Neumann und noch Anderer? Wer denkt nicht daran, daß mit ihren Leistungen die Illustrationskunst das Beste erreicht habe, was menschenmöglich sei? Und doch haben wir seit Kurzem vom Ausland eine Größe gewonnen, die alle diese Talente noch überragt.

Frankreich hat einen Zeichner geboren, der der Stolz aller Künstler sein kann — ein Genie seinem Range nach, ein feiner Kopf in allen seinen Werken. Gustav Doré ist sein Name. Deutschland hat ihm das Bürgerrecht verliehen und er ist so heimisch in unserem Vaterlande, wie in seinem eigenen. Wir haben ihn schätzen gelernt durch seine Dante-Zeichnungen, durch seine Bilder zu Don Quijote, und in jüngster Zeit durch seine Illustrationen zu Perrault's Märchen. In sämmtlichen Schöpfungen zeigt er sich als Meister in der Composition, in der Erfindung, in der malerischen Gruppirung. Es liegt auf den unbedeutendsten seiner Figuren ein Zauber ausgegossen, der uns mit Interesse jeden Bleistiftstrich betrachten läßt. Den gemüthlichsten Humor und den tiefsten Ernst, die kindlichste Naivetät und die ausgeprägteste Hallunken-Physiognomie weiß Doré so köstlich darzustellen, daß wir unsere Bewunderung nicht verhehlen können und ihr bei jeder seiner Leistungen Ausdruck geben. Es liegt Charakter in seinen Gestalten; sie sind das Produkt einer Phantasie, die Hohes sinnt und minnt, das geniale Erzeugniß eines Meister-Griffels, dem das Erschaffen und Gestalten nur Spielerei ist. Nirgends eine Anlehnung an ältere Vorbilder, überall die größte Selbständigkeit, verbunden mit dem Reiz natürlichster Lebenswahrheit — das sind Doré's Eigenschaften. Aus jedem seiner Gebilde spricht ein Stück Seele; es sind keine Muskel-Verzerrungen von ihm angewandt, um das Innere der Gestalt errathen zu lassen; er zeichnet nicht nach der Schablone, um nur immer den einen und ewig den einen Typus in den Menschengesichtern auszuprägen, um uns den Banquier als behäbigen Dickbauch, den Droschkenkutscher mit aufgedunsenem Gesicht, den Don Juan als aufgestutzten Cavalier darzustellen, — nein, es herrscht ein Leben voller Abwechselungen in diesem Doré-Kopfe, immer Neues bietet er uns, stets etwas Anderes: Andere Situationen, andere Gesichter. Eine Brillant-Fontaine ist seine

Phantasie, sie spielt in allen Farben, versetzt uns in alle Stimmungen und reißt uns fort mit einer Gespanntheit, die glauben machen müßte, als hätten wir noch niemals zeichnerische Gebilde gesehen.

Wenn wir von einem H. Leutemann, Löffler rc. nur drei Bilder sehen, kennen wir ihr Genre in- und auswendig. Doré studiren wir aber nie aus; er arbeitet mit einer Schöpferkraft, die ihn niemals ein und dasselbe schaffen läßt. Heut sehen wir ihn als Zeichner des lüderlichen Don Quijote, morgen als Illustrirer des tiefernsten Dante. Heute gestaltet er allerliebste Märchenwesen mit Thierköpfen und urkomischen Physignomieen, morgen läßt er die Heiligen der Bibel in ihrer Erhabenheit vor dem Auge des Betrachters erscheinen. Doré geht tief in das Wesen jedes Menschen, in den Charakter, in die Stellung und Lage jeder Situation ein. Er behandelt jedes Ding nach seiner (des Dinges) Art; er läßt den Witz, die Laune walten, aber immer nur da, wo das Eine oder das Andere angebracht ist. Doré liebt den Gegensatz. Da liegt der Menschenfresser und schläft. Der Däumling zieht ihm die Siebenmeilen-Stiefel aus: eine ernste Situation! Denn es hängt von dem Gelingen des Ausziehens das Leben von sieben kleinen Kindern ab — in dem Moment läßt Doré in dem Hut des Riesen eine Ratte Logis nehmen. Derselbe Däumling sitzt auf einem andern Bilde mit schlauem, nachsinnendem Gesicht auf einem Feldsteine, während die übrigen sechs Brüder rathlos in den Wald hinein schreien, und die Hände gen Himmel strecken. Der kleine Däumling hat bei dem ganzen Vorgang höchst gemüthlich die Hände in den Taschen. Doré stellt nicht den Verstand in nüchternen, kalten, sondern in frischen, kecken, das „Dreist in die Welt" auf die Stirne geschriebenen Gesichtern dar. Die Unschuld zeichnet er nicht als Gänseblume mit lammfrommem Madonnen-Gesicht, sondern als höchst leichtlebiges, zum Küssen einladendes Geschöpf als naiv plaudernde Französin mit schlanker Taille und netten Füßchen. Doré ist freisinnig, er malt den Pfaffen in Wolfskleidern und die Könige charakterisirt er aus ihrer Umgebung heraus. Den Aufgeblasenen, Hochstolzen läßt er mit Pfauen fahren, der Andere, der von der „alten Sorte", trägt noch die Allongeperrücke mit einer Bourbon-Physiognomie u. s. w.. Wir brauchen zu Doré's Bildern gar keine Erklärung und verstehen sie doch. Der Duft der Poesie, der auf denselben liegt, reiht sie zu einem Blütenkranze modernster Kunst zusammen und giebt uns den Beweis, daß man mit eines Doré Auge den prosaischsten Dingen einen Reiz abgewinnen kann.

Doré ist Realist, die Schönheitswelt basirt bei ihm auf irdischer Existenz. Er zeichnet lieber bildhübsche Französinnen, als Engelsleiber mit Chorröcken. Doré ist ein Weltkind, ein Sohn der neuesten Mode. Es laufen moderne Ideen mit unter, wenn er uns alte Märchenbilder zeichnet; er weiß, daß er für überreizte Blasirte zeichnet, und er hat deshalb sein Talent im verschiedensten Genre geübt. Er langweilt uns niemals, er erscheint uns stets abwechselnd und pointenreich, und das ist's, was ihn beliebt machen wird in allen Gesellschaftskreisen, was ihn hoch stellen wird als Illustrator. Die Literatur hat durch ihn einen neuen Schmuck bekommen; er verschönert sie, er erhebt sie, er legt ihr neue Reize bei durch die Verschmelzung seiner genialen Kunst mit ihr. Ich fürchte aber, Doré wird uns verwöhnen, er wird uns den Geschmack an den illustrirten Werken verderben; wir werden sie stets mit seiner Bilder-Erklärung haben wollen und Doré und immer nur Doré als den Meister des Ganzen loben. Ja, ja, Doré ist gefährlich für gewisse Schriftsteller. Er wird ihre Schriften unnöthiger und seine Glossirungen nöthiger erscheinen lassen, und das kann ihm Eifersüchtige erwecken. Sei auf Deiner Hut, großer Zeichner!*)

Otto Spielberg.

Baltische Provinzen.

Deutscher Konservatismus und russischer Liberalismus in den Ostsee-Provinzen.

Mit dem 3. Heft, welches jetzt erschienen ist, hat der Herausgeber der „Livländischen Beiträge"**) seine Anonymität abgelegt. Es ist Herr Woldemar von Bock, Vice-Präsident des livländischen Hofgerichts a. D. Er scheint sein hohes Richteramt niedergelegt und sein geliebtes engeres Vaterland verlassen zu haben, um, unbehindert durch russische Machthaber und ihre Gewaltthätigkeiten, vom Boden des deutschen Stammlandes den Kampf für das „gute Recht und die Gewissensfreiheit" seiner Heimat führen zu können. Wir heißen den wackeren Patrioten in unserer Mitte willkommen und werden nicht verfehlen, ihn in seinem Streben nach Kräften zu unterstützen. Unsere Leser wissen, daß wir schon ohnedies seit Jahren für die baltischen Deutschen in ihrem Kampfe gegen russische Unterdrückung Partei genommen haben. Herrn von Bock scheint dies nicht bekannt zu sein, denn im Vorwort des dritten „Livl. Beitrags" erklärt er, „daß er alle warme Theilnahme für seine Sache, alle wirkliche, lebendige und thätige Förderung seines Unternehmens fast ausschließlich Persönlichkeiten und Organen jenes lebendigen Konservatismus zu verdanken hat, zu dem er sich bekennt, an den er sich gewendet hat und auf welchen, nächst Gott, er seine Hoffnung zu setzen nicht aufhören wird." Uns sind außer diesen unseren Blättern noch einige andere bekannt, welche weder zu einem „lebendigen" noch zu einem todten „Konservatismus" sich zu bekennen die Ehre haben, aber dennoch mit Wärme und in gediegenen Aufsätzen auf Seiten der deutschen Ostsee-Provinzen stehen, so die „Grenzboten" (namentlich in einer Schilderung im November und December v. J.), „Unsere Zeit", „Unsere Tage", die „Vossische Zeitung" u. a.

Bei dem unleugbaren Ueberwiegen des liberalen Elements, dürfte es Herrn von Bock denn doch nicht zu rathen sein, seine schroff feindliche Haltung gegen dieses Element beizubehalten. Er mag so konservativ gesinnt sein, wie er will — daß die öffentliche Meinung in einem Volke höchst mächtig ist, daß sie schließlich immer zufrieden gestellt werden muß, darüber wird er sich doch keinen Täuschungen hingeben. Die öffentliche Meinung aber ist bei allen Kulturvölkern mit vorübergehenden Ausnahmen liberal. Wenn er sich also mit dem Liberalismus Deutschlands in ein feindliches Verhältniß setzt, so thut er es auch mit der öffentlichen Meinung, und er kann selbst abmessen, wie sehr er dadurch seiner guten Sache schadet.

---

*) In diesem Augenblicke findet in London, in der Egyptian Hall, eine Ausstellung von Gemälden Doré's, und zwar von großen Oelbildern statt, unter denen sich sein „Ugolino im Eis-Zirkel", „Jephtah's Tochter" und die demimondistische „Wiese von Baden-Baden" befindet. Natürlich hat der Ruf des Künstlers viele Beschauer angelockt, doch finden sich fast Alle in ihren Erwartungen getäuscht, da Doré die Farben keineswegs mit gleicher Meisterschaft beherrscht, wie die Zeichnung von Gestalten und Scenerieen. D. Red.

**) Berlin, Stilke und van Muyden.

Es ist ohnehin schwierig für einen deutschen Liberalen, sich in den Ostsee-Provinzen Rußlands mit seiner Parteinahme zurecht zu finden. Herr v. Bock versucht es, die Schwierigkeiten des Verständnisses durch unverdrossene Belehrung zu heben, und wir können deshalb die von ihm herausgegebenen „Livländischen Beiträge" jedem freiheitliebenden deutschen Vaterlandsfreunde nur angelegentlichst empfehlen. Dieser wird daraus ersehen, daß die baltischen Deutschen dem Vorgehen der russischen Regierung gegenüber nicht anders können, als konservativ sein, daß sie gegen diese, bei allem Konservatismus, Freiheit, Bildung und Kultur vertheidigen, daß sein Platz auf ihrer Seite wäre, wenn er mit ihnen auch nicht gleiche Abstammung hätte, und daß der Liberalismus der Russen nichts als Schwindel und Blendwerk ist, um unter seiner Decke alle Heiligthümer eines Kulturvolkes mit roher, tückischer, rechtsverachtender Hand zu zerstören.

Der wichtigste Aufsatz des dritten Beitrags ist in dieser Beziehung der letzte mit dem Titel „Preußen und die deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands". Wir ersehen daraus, daß dort Alles in der fröhlichsten Entwickelung, im besten Gedeihen begriffen ist, soweit die Russen nicht durch ihre Eingriffe und Kabalen das deutsche Leben stören.

„Wer mit einigem ethnographischen Blick und einiger Aufmerksamkeit in Kurland und im südlichen Livland sich umsehen will, der wird ohne Zweifel ein gar anderes Bild empfangen, als jenes bei Fernerstehenden nur zu verbreitete: eine, mit dem Maßstabe Deutschlands gemessen, verhältnißmäßig sehr reichliche Ausstattung des kleinen Landwirths (d. h. bäuerlichen Pächters oder Eigenthümers) mit nutzbaren Ländereien, ein reichlicher Verdienst des ländlichen Arbeiters bei dem hinter der Nachfrage weit zurückbleibenden Angebote, eine Energie und Lebendigkeit des Gemeinde-Lebens und Gemeinde-Bewußtseins, wie manche Bauerschaften Deutschlands sie sich nur wünschen könnten, eine standesgemäße Bildung, wie sie ebenfalls gewiß nicht in allen deutschen Bauerschaften auf gleicher Höhe steht, viel Wohlhabenheit sowohl der Einzelnen als der Gemeinden, prompte Entrichtung der Reichs-, Provinzial- und Kommunal-Abgaben und unverkennbare Neigung zum Luxus: das sind Züge, welche keinem aufmerksamen Beobachter entgehen werden. Wenn auch alle diese und andere unverkennbare Wahrzeichen physischen und moralischen Gedeihens auf einem so großen Gebiete von sehr verschiedener natürlicher Ausstattung begreiflicherweise auch hier, wie überall, nicht ohne soziale und ökonomische Schattenseiten sind, so dürften sie doch noch lange nicht an gewisse Riehl'sche Genrebilder bäuerlicher Verkommenheit aus dem Herzen Deutschlands (z. B. aus dem Westerwalde) heranreichen"......

„Alles, was in Vorstehendem zur Berichtigung der grundfalschen Vorstellungen von einem angeblich absichtlichen Fernhalten des Volkes von deutscher Sprache und Bildung beigebracht wurde, leidet auch auf die Esten seine volle Anwendung, und wenn allerdings die ökonomische, intellektuelle und moralische Kultur des Volkes durchschnittlich im eigentlichen Estland die niedrigste, wie im südwestlichen Kurland die höchste ist, so erklärt sich dies großen Theils aus dem ärmeren Boden, dem rauheren Himmel, der dünneren Bevölkerung und der geringeren Entwickelung des Städtewesens, dieses mächtigen Förderinsses bäuerlichen Gedeihens. Aus ähnlichen Gründen kann sich denn auch der estländische Landesadel durchschnittlich an Reichthum mit dem kurländischen nicht messen. Und doch dürften in der ganzen, das eigentliche Estland, die nördliche Hälfte Livlands und die Inseln... umfassenden Heimat des Estenvolkes, selbst die entlegensten und ärmlichsten Winkel, jenen landläufigen Vorstellungen kaum entsprechen"......

„Die Wahrheit ist, daß der Este im Großen und Ganzen die ihm von der deutschen Elite des Landes dargebotene Bildung mit großem Eifer und entsprechendem Erfolge ergreift, daß der Zudrang auch der Esten zu den mittleren und höheren Lehranstalten immer größer und auch ihr Universitäts-Besuch immer häufiger wird. Die natürliche Folge davon ist, daß die Anzahl tüchtiger, völlig deutsch ausgebildeter Fachmänner estnischer, wie natürlich auch lettischer Nationalität in stetigem Steigen ist"......

„Es ist wirklich an dem, daß das Bauernhaus, bei den Esten zumal, noch jetzt oft raucherfüllt ist, und zwar je weiter nach Norden desto mehr. Aber es ist nicht an dem, daß der „entartete" Deutsche sie etwa nöthigen sollte, jenes Haus zu bewohnen, das allerdings keinen Schornstein hat, und dessen größter Raum Wohnstube und im Herbst und Winter zugleich der Raum ist, in welchem nach dortigem Brauche das Korn vor dem Ausdrusche im Halme „gedörrt" wird. Das ist nun einmal ein alter, lieber Brauch oder Mißbrauch, auf welchem sogar der eigenthümliche Baustil des alten estnischen (oder auch lettischen) Bauernhauses beruht." Die Herrschaften kämpfen unermüdlich dagegen an, ja sie haben sogar Zwang dagegen angewendet. Es entsteht daraus erfahrungsmäßig sehr viel Blindheit unter den Esten. Der Erfolg jener Bemühungen tritt eben nur höchst langsam ein. Im nördlichen Livland ist es wenigstens gelungen, die Bauern dahin zu bringen, daß sie neben der unentbehrlichen „Rauchstube" eine rauchfreie Kammer anlegen und bewohnen. „Wir kannten aber auch eine Bauern-Familie, welche ein schmuckes Wohnhaus mit Schornstein, das ihr der Herr hatte bauen lassen, nie bezog, sondern 30 bis 40 Jahre lang als kaltes Vorrathshaus benutzte und endlich verfallen ließ"......

Diese Darstellung eines guten, fast gemüthlichen Verhältnisses zwischen den deutschen Landherrschaften und der Urbevölkerung, von der wir hier einige Bruchstücke gegeben haben, sowie von dem Vorwärtsschreiten der letzteren zu immer höherer Kultur, enthält für uns nichts wesentlich Neues, so sehr sie auch von dem Bilde von den „blutaussaugenden Baronen" und den „verkommenen" Esten und Letten abweicht, welches Russen und selbst Deutsche entwerfen, Letztere, indem sie von Partei-Leidenschaft verblendet und oberflächlich aburtheilen. Namentlich stimmt die angegebene Schilderung in den „Grenzboten" genau mit jener Darstellung überein.

Und was bieten die Russen anstatt dieser erfreulichen und gedeihlichen Zustände? Wenn wir von dem Uebergangszustande absehen, den man einfach mit dem Ausdruck Chaos bezeichnen kann, wenn es überhaupt möglich wäre, durch List und Gewalt die deutsche Sprache nebst der lettischen und estnischen durch die russische zu verdrängen, wenn mit ihr deutsche Wissenschaft und Kunst, die deutsche Schule, die deutsche Industrie vernichtet, wenn Tausende von deutschen Gutsbesitzern an den Bettelstab gebracht wären, wie es mit den meisten ihrer russischen Standesgenossen geschehen ist, und vom Burgerstande mindestens ein ansehnlicher Theil ihr Schicksal theilte — worin bestände alsdann die ganze russische Herrlichkeit, welche an die Stelle der jetzigen geordneten Zustände träte und aus dem Chaos hervorginge? — Nun sie bestände in nichts weiter, als in dem russischen Gemeindebesitz. Größere Güter im persönlichen Besitz würde es gar nicht mehr geben, die jetzt bestehenden, sowie die Bauergüter, Gesinde, würden aufgelöst und vertheilt werden. Jeder Mensch wäre dann Muschik und hätte für 3, 6, 9 oder

12 Jahre über eine Landparzelle zu verfügen, nach welcher Zeit das Land immer wieder neu vertheilt würde. Die Muschiks in den Ostsee-Provinzen würden dann ihren Brüdern bei Twer oder Rjäsan auf ein Haar gleichen, sie würden die Lust am Landbau, der immer unergiebiger würde, ebenso verlieren wie jene; sie würden dann ebenso wanderlustig, schachersüchtig, lüderlich, trunksüchtig werden wie jene; es würde ebenso Verarmung und das Wegsterben durch Seuchen unter ihnen eintreten, wie es jetzt unter einem großen Theile der russischen Bauern geschieht. Wir erwarten freilich nicht, daß die 50 bis 60 Millionen der letzteren ganz aussterben werden; aber sie überstehen eben eine gefährliche Krise, welche unseres Dafürhaltens nur durch Verleihung des persönlichen Eigenthums geschlossen werden wird. Aber in den Ostsee-Provinzen will man diese Rechtseinrichtung erst aufheben, nur weil sie eine deutsche ist und damit aus der dadurch entstehenden Gährung das reine Russenthum hervorgehe. —

Kurz, aus dieser Perspektive ist klärlich zu ersehen, daß jeder irgend einsichtige Ostsee-Provinziale die Grundlagen seiner gegenwärtigen Landeszustände vertheidigen, also konservativ sein muß, und daß wir im deutschen Stammlande, ob daheim liberal, ob konservativ, ihnen beistehen müssen.

Nicht unbemerkt bleibe zum Schluß, daß der Ertrag der ersten drei „Livländischen Beiträge" zum Besten der Nothleidenden in Ostpreußen bestimmt ist.

Griechenland.

Der Griechische National-Almanach für das Schaltjahr 1868.*)

Wir haben dieses Jahrganges bereits kurz erwähnt und führen nun die Titel der bedeutenderen Aufsätze desselben an: Wetter-Kalender des 6. Jahrhunderts; Unedirte Briefe von Korais und Mustoxydes; Fragmente aus einem Tagebuche des Hellenisten Hase; Ueber Erblichkeit ethischer und physischer Fehler; Blumenlese aus der Schrift des Plutarchos über die Erziehung der Kinder; Katalog der in Griechenland während des Jahres 1866 erschienenen Zeitungen und periodischen Schriften; Betrachtungen über die gegenwärtige griechische Sprache (Gallicismen und Germanismen in griechischen Autoren); Ueber die Kirchenmusik auf den ionischen Inseln; Biographische Notizen von den Personen, deren Portraits der Kalender liefert; Wanderung nach dem Grabe Dante's, aus dem Französischen der Gräfin Capo d'Istria; Koresos und Kalliron; Eros und Psyche; Meine Erinnerung, von dem Herausgeber. Von den poetischen Beiträgen erwähnen wir: Volksgesänge aus den Inseln des Archipelagos; Thessalische Lieder; Hellenische Volkshymne; Satirische Gedichte des Joann. Vilaras; Die Stadt der Athener, ein satirisches Gedicht; Uebersetzung der 8. Ekloge des Virgil; Epigramme.

In einem Epiloge bemerkt der Herausgeber, daß sein Kalender nicht blos für seine Landsleute bestimmt sei, sondern auch für alle Freunde der neugriechischen Sprache in dem gebildeten Europa, die aus demselben erkennen werden, wie sich von Jahr zu Jahr das Neugriechische in der Weise, die ihm der berühmte Adamantios Korais vorgezeichnet hat, weiter entwickelt und umgestaltet. In der That gewährt der Kalender, abgesehen von seinem Inhalte, in dieser Hinsicht den Hellenisten ein besonderes Interesse und verdient schon deshalb eine größere Verbreitung in Deutschland. Die Aufsätze haben theils einen direkten sprachwissenschaftlichen Zweck, theils sind sie Muster der besten Stilisten der Jetztzeit, theils geben sie neben der Schriftsprache auch Beispiele der Sprachweisen des Volkes. Nur von den biographischen Notizen und dem unter der Rubrik „Allerlei" (παντοδαπά) Mitgetheilten bemerkt der Herausgeber, daß sie eine philologische Tendenz nicht haben, sondern nur dazu bestimmt seien, vor dem Schlafengehen gelesen zu werden. „Denn — so erzählt er — ein Herr M. P., einer der reichsten und angesehensten Kaufleute in London, sagte einst zu mir: „„Das einzige Buch, das ich mir anschaffe, ist Ihr Kalender; ich lese darin, wenn ich zu Bette gehe, und schlafe darauf ganz herrlich."" So hat sich der gute Grieche für 15 Franks Schlaf für ein ganzes Jahr gekauft."

Am Schlusse klagt der Herausgeber über die Schwierigkeiten, die der Verbreitung seines Kalenders in der Türkei bereitet werden. Wir geben die für die jetzige Stimmung im Orient charakteristische Stelle in der Uebersetzung wieder. „Wie mir ein Freund aus Konstantinopel meldet, hat Aali Pascha überall in der Türkei den Verkauf des Kalenders verboten, nicht etwa, weil etwas gegen die Türken darin vorkommt, sondern weil der rothe Einband und das Kreuz darauf die Gesinnung des Herausgebers verrathen. Nur schwer kann ich annehmen, daß ein so einsichtsvoller Mann wie Aali Pascha einen solchen Vorwand brauchen werde; eher glaube ich, daß irgend ein Unterbeamter bei dieser Gelegenheit seinen Eifer habe zeigen wollen. Wenn Aali Pascha bei seiner großen politischen Kenntniß die Türkei nicht retten kann, so vermag doch gewiß nicht mein unschuldiges Buch den Thron der Sultane zu erschüttern. Das Kreuz ist das Symbol vieler Millionen Unterthanen des Sultans; die rothe Farbe aber des Einbandes, die an jenes blutig gefärbte Osterfest (22. April 1821) erinnert, ist sie nicht vielleicht die Farbe der Osmanen? Laß, erhabenster Pascha, mein Buch frei, und sei überzeugt, daß auch ich gern Dein Bild aufnehmen würde, wenn ich nicht fürchtete, den Zorn einiger meiner kurzsichtigen Landsleute zu reizen. Ich bin versichert, daß der Sultan selbst meine Bitte als eine gerechte erhört haben würde, wenn ich es gewagt hätte, mich ihm an dem Tage, als ich ihm in der Pariser Ausstellung begegnete, zu nahen. Aber zum Unglück konnte ich seinen gnädigsten Gruß nicht erwiedern. Die Schuld lag nicht an mir; mein Körper gehorchte mir auf keine Weise, sondern befand sich in einem Zustande der Lähmung. Weder konnte mein Kopf sich zum Gruße neigen, noch meine Hand sich erheben, mein Haupt zu entblößen. Ich erschien in der That als ein Mensch ohne Lebensart und verlor so die einzige Gelegenheit, meinen Kalender dem Sultan zu empfehlen, der mir gewiß meine Bitte nicht abgeschlagen haben würde. Ich hege darüber keinen Zweifel; aber es war mir unmöglich, es besser zu machen. Honni soit qui mal y pense."

E. M.

---

*) Ἐθνικὸν ἡμερολόγιον τοῦ δισέκτου ἔτους 1868. Ἐκδοθὲν ὑπὸ Μαρίνου Π. Βρετοῦ. Πωλεῖται ἐν Παρισίοις, παρὰ τῷ ἐκδότῃ, 8 rue Miroménil, ἐν Ἀθήναις, παρὰ τῷ φωτογράφῳ Κ. Δημητρίῳ Κωνσταντίνῳ. In Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mexiko.

Eine Denkschrift über den Prozeß des Kaisers Maximilian.*)

In Mexiko fährt das amtliche Blatt der republikanischen Regierung fort, Dokumente zu veröffentlichen, durch welche die angebliche Härte und Grausamkeit des Kaisers Maximilian nachgewiesen werden soll, der, wie die Organe des Präsidenten Juarez behaupten, denselben gewiß mit dem Tode habe bestrafen lassen, wenn er als Gefangener in die Hände der kaiserlichen Truppen gefallen wäre. Man braucht nur das den Fall dieser Gefangennehmung im Auge habende, an den General Miramon gerichtete Schreiben Maximilian's vom 5. Februar 1867 zu lesen, um sich von der Grundlosigkeit jener Behauptung zu überzeugen. Es heißt darin ausdrücklich: „Bis Sie unseren Entschluß erhalten, haben Sie auf unsere Empfehlung den Gefangenen oder die Gefangenen mit aller von der Humanität gebotenen Rücksicht zu behandeln, ohne daß Sie deswegen die Vorsicht außer Acht zu lassen brauchen, um einen Fluchtversuch zu verhüten." Der Kaiser schärft dem General die „besondere Rücksicht für die fünf Genannten" noch einmal ein, da er diese Maßnahmen als höchst wichtig betrachte. Es ist sonach mindestens zweifelhaft, ob der Kaiser es auf den Tod des Präsidenten Juarez abgesehen hatte, nachdem er sich für die rücksichtsvolle Behandlung desselben so angelegentlich verwendet. Dieselben Verhaltungs-Befehle ertheilte der Kaiser in dem gedachten Schreiben auch hinsichtlich der gefangenen Beamten und Priester, für die er eine gleiche Behandlung wünscht, wobei er auf den Patriotismus und die Loyalität des Generals zählt.

Eine soeben von dem mecklenburgischen Consul in Mexiko, Herrn Paschen, in deutscher Sprache herausgegebene Schrift über den Prozeß und die Hinrichtung Maximilian's hat zwar nicht direct die Aufgabe, die republikanische Regierung und den Präsidenten Juarez zu disculpiren, doch bestrebt sie sich ebenfalls, das Urtheil der Welt über die blutige Tragödie in Mexiko zu modificiren und zu mildern.

„Wenngleich", sagt Herr Paschen in der Vorrede der Schrift, „uns das traurige Geschick eines deutschen Fürsten, der, unserer innigsten Ueberzeugung nach, von den besten Absichten beseelt war, das Glück eines durch fünfzigjährigen Bürgerkrieg zerrissenen Volkes zu gründen, dessen sehnlichsten Wunsch er mit der Annahme der ihm in Miramar gebotenen Krone zu erfüllen glaubte, unendlich schmerzlich gewesen ist, dürfen wir doch den Standpunkt des Präsidenten Juarez und seiner Minister nicht verkennen, die, persönlich zur Milde geneigt, in der Hinrichtung Maximilian's und dessen Schicksalsgenossen eine unabweisliche politische Nothwendigkeit erblickten, von der die Zukunft ihres Vaterlandes abhinge. Wir weisen in dieser Beziehung ganz besonders auf die Erwiderungen des Ministers Lerdo de Tejada hin, die er den Vertheidigern in deren persönlichen Conferenzen auf ihre Vorstellungen ertheilte.

„Die Vertheidigung selbst zerfällt in zwei Theile, die juridische, von den Advocaten Ortega und Vazquez geleitete, und — wenn wir so sagen dürfen — in die politische der Herren Riva Palacio und Martinez de la Torre. Wir erlauben uns natürlich nicht, zu untersuchen, ob der von den letztgenannten Herren in der Vertheidigung eingenommene Standpunkt der richtige war, sind auch der Ueberzeugung, daß bei dem unwiderruflichen Beschlusse der Regierung, Maximilian nach dem Gesetze vom 25. Januar 1862, mithin durch ein Kriegsgericht richten zu lassen, jede Art von Vertheidigung unwirksam gewesen sein würde. Trotzdem können wir nicht leugnen, daß es uns überrascht hat, in der Vertheidigung gerade das zu vermissen, was uns eine der Hauptstützen derselben zu sein schien, nämlich die Untersuchung, ob der Kaiser vom internationalen Gesichtspunkte aus berechtigt war, sich für den Erwählten der mexikanischen Nation zu halten, und demnach die Krone anzunehmen, und ob die Partei, die ihm den Thron antrug, nachdem die Regierung des Herrn Juarez in Folge der Einnahme von Puebla durch die Franzosen genöthigt war, die Hauptstadt zu verlassen, dasselbe Recht in Anspruch nehmen durfte, einen ihr geeignet scheinenden Herrscher zu wählen, auf das ihre Gegner fußten, um die republikanische Regierung, trotzdem sie de facto eigentlich nicht mehr bestand, mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen.

„Wir sind der Ansicht, daß andere, als mexikanische Vertheidiger sich ganz besonders auf die Frage der Verantwortlichkeit gestützt haben würden, um die Schuld — wenn eine solche vorlag — auf Diejenigen zu wälzen, die Maximilian zum Kaiser proclamirten, und auf alle die, die ihm noch vor seiner definitiven Annahme Anerkennungs- und Ergebenheits-Adressen sandten.

„Wenn dies nicht geschehen, wenn diese Frage der Verantwortlichkeit nicht in's Auge gefaßt ist, so wollen wir deshalb den Vertheidigern keinen Vorwurf machen, da diese verpflichtet waren, sich genau an die ihnen von ihrem erlauchten Klienten (dem Kaiser Maximilian) gegebenen Instructionen zu halten; wir müssen aber darin einen neuen Beweis für die Hochherzigkeit des edlen Prinzen erblicken, der lieber sein Leben verlieren, als eine Menge von Mexikanern mit sich in's Unglück ziehen wollte, und wünschen mit dieser unserer freimüthigen Anschauung dem Andenken des Erzherzogs den Tribut unserer Verehrung zu entrichten."

*) Denkschrift über den Prozeß des Erzherzogs Ferdinand Maximilian von Oesterreich, von Mariana Riva Palacio und Licent. Raf. Martinez de la Torre. Aus dem Spanischen, von Conrad G. Paschen. Hamburg, Otto Meisner, 1868.

Kleine literarische Revue.

— **Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht.***) Dr. Wichard Lange in Hamburg setzt jetzt diese vor vierzig Jahren von Adolf Diesterweg gegründete, zu weitem, wohlverdienten Rufe gelangte, pädagogische Zeitschrift im Geiste ihres Gründers fort. Die uns vorliegenden drei Hefte des 21. Bandes der neuen Folge (Januar — Juni 1868) geben rühmliches Zeugniß von dem unter den deutschen und namentlich auch unter den preußischen Lehrern, trotz aller Zurücksetzungen, die sie sich dadurch von der maßgebenden Schulbehörde zuziehen, vorherrschenden nationalen Geiste der Denk- und der Lehrfreiheit. Mit wahrhaft bewundernswerther Ausdauer kämpfen die „Rheinischen Blätter" für die Aufgabe der deutschen und insbesondere der preußischen Volksschule, die geistigen Kräfte der Jugend zu wecken und dadurch die Nation sittlich und materiell zu heben. Mancher, der jetzt in wohlwollenden belgischen, französischen, englischen und italiänischen Blättern die großen Anpreisungen

*) Frankfurt a. M., Hermann'sche Buchhandlung (Moritz Diesterweg), 1868.

unserer Volksschule liest, denkt wohl, daß eine in allen Kulturländern übereinstimmende Anerkennung unseres Volksunterrichts den jetzigen Einrichtungen desselben zu verdanken sei — doch dem ist leider nicht so. Nicht weil, sondern obgleich wir in Preußen seit Ende 1854 die bekannten Regulative für Volkslehrer und Volksschulen besitzen, stiften Beide, die Lehrer und die Schule, das Gute, das man ihnen nachsagt. Denn der Kern unserer Volksschullehrer entstammt noch der Altenstein'schen Zeit, und dieser alte Kern übt meistens auch noch einen heilsamen, veredelnden Einfluß auf den jungern Nachwuchs der Lehrer aus den, nach den Regulativen auf ein sehr bescheidenes Bildungsmaaß zurückgeführten Seminaren. In den vorliegenden Heften befinden sich namentlich zwei geharnischte Artikel gegen des Herrn Direktor W. Thilo (Nachfolgers von Diesterweg am k. Schullehrer-Seminar von Berlin) „Geschichte des preußischen Volksschulwesens"*). Es werden die inneren Widersprüche dieser Darstellung nachgewiesen, die übrigens nichts weniger als eine Geschichte in der edleren Bedeutung des Wortes, sondern eine Parteischrift für die heutige Unterrichts-Verwaltung in Preußen und dabei keinesweges in einem historischen oder auch nur für Seminarlehrer mustergebenden Stil geschrieben ist. Die Proben, welche die „Rheinischen Blätter" aus dem Buche mittheilen, liefern dafur die merkwürdigsten Belege. — Auch der Frauen-Unterricht und die Frauen-Frage überhaupt wird in den vorliegenden Blättern vielseitig erörtert. Unter Anderem bringt eine Dame die „allgemeine Dienstpflicht der Frauen" zur Sprache; sie schlägt nämlich vor, daß jedes Mädchen, nachdem es die Schule verlassen, einen einjährigen, freiwilligen Dienst als „Kindergärtnerin" leiste, um dadurch zu lernen, an der Erziehung des Menschengeschlechts mitzuarbeiten.

— **Karl Schmidt's Geschichte der Pädagogik.****) Das Werk von Dr. Karl Schmidt über die Geschichte der Pädagogik haben wir seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt und ausführlich besprochen. Daß dasselbe sein Publikum gefunden, beweist diese zweite Auflage, die mit dem vierten Bande beginnt, der vielfach verändert, vervollständigt und verbessert, und deshalb zuerst in die Welt gesandt worden ist, weil nach demselben die meiste Nachfrage war.

Die Idee des Ganzen ist in der Einleitung ausgesprochen: Die Idee des Gottmenschen ist der Mittelpunkt der Weltgeschichte und auch der Geschichte der Pädagogik. Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch wie Gott werde. Darin hat die Geschichte der Menschheit ihren Mittelpunkt, ihren Ruhepunkt, sowie ihren Strebepunkt.

Dann werden die einzelnen Völker durchgegangen. Wo die positiven Nachrichten über die Erziehungsweise mitgetheilt werden, ist das Buch am Werthvollsten; darüber hinaus verliert es sich hin und wieder zu sehr in's Allgemeine und in die philosophische Konsequenzmacherei, welche wir von der Hegel'schen Schule ererbt haben. Wenn man die ältesten Religionssysteme und ihre Genealogie besser kennen wird, dürfte auch die Geschichte der Pädagogik eine ganz andere Gestalt gewinnen; man wird dann noch genauer sehen, daß die Pädagogik, d. i. die Jugend-Erziehung, nur ein Theil der Kultur, und die Kultur ein Ergebniß der religiösen Gesetzgebung ist, die oft ganz verschiedenartige Völker umfaßte, und sich deshalb örtlich vielfach modificirte. Die göttliche Verehrung der Ahnen, die unbedingte Autorität des Vaters ist z. B. ein gemeinsames Erbgut aller alten Völker ohne Ausnahme, und nicht bloß die Chinesen haben eine sogenannte Familien-Erziehung.

Wie wacker der verewigte Karl Schmidt für die Integrität und Ehre des deutschen Volksschulwesens kämpft, haben wir bereits in unseren früheren eingehenden Berichten über seine „Geschichte der Pädagogik" erwähnt. In dem vorliegenden vierten Bande sagt er unter Anderem über die bekannten preußischen Schulregulative: „Sie haben die Rohheit, die Ungebildetheit, den Handwerkssinn, der noch bei vielen Volkslehrern herrscht, sowie die Erbärmlichkeiten, die, trotz Pestalozzi, noch in vielen Schulen bestehen, — sie haben das mechanische, handwerksmäßige Treiben in der Lehrerbildung, wie in der Schulerziehung, zum Ideal der Volksschule erhoben. Das ist ihr Verbrechen an der Volkserziehung der Gegenwart."

*) Gotha, Rudolf Besser, 1867.

**) Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt durch Dr. Wichard Lange. Köthen, Paul Schettler. 1868.

— **Der neuerfundene autotypisch-photographische Bilderdruck.** Das März-Heft des Londoner Art-Journal enthält einen Bericht über den auf Swan's Kohle-Verfahren beruhenden autotypisch-photographischen Bilderdruck. Eine Schrift über das von Swan erfundene Verfahren (Swan's patent carbon process) hat der bekannte englische Photograph G. Wharton Simpson abgefaßt, und eine autorisirte deutsche Uebersetzung dieser Schrift ist soeben von Dr. Hermann Vogel in Berlin publizirt worden.*) Der Maschine, mit welcher Swan seine photographischen, alle Farben-Nüancen verschiedenartig darstellenden Bilder druckt, hat er den Namen „Autotyp" gegeben, und das Patent darauf, sowie auf das dem Ganzen zum Grunde liegende Kohle-Verfahren, einer Gesellschaft überlassen, die bereits am Haymarket in London eine Ausstellung der verschiedenartigsten, danach angefertigten Bilder veranstaltet hat, welche den schönsten, kunstvollsten Kupferstichen gleichen. Bekanntlich war die Anfertigung von Photographieen nach Oelbildern bisher sehr unvollkommen, indem bei dem gewöhnlichen Verfahren einige Farben, wie grün, roth und gelb, mehr oder weniger dunkel, andere dagegen, wie blau und violet, ganz hell im photographischen Bild erscheinen, die verschiedenartigen Farben-Uebergänge und Nüancirungen aber gar nicht wiedergegeben werden konnten. Diesen Mängeln wird durch das autotypische Verfahren vollständig abgeholfen. Swan hat für die Aufnahme der verschiedenen Farben ein verschiedenfarbiges Gelatingewebe erfunden, das der Maler des Bildes selbst nach Bedürfniß mit dem Pinsel retouchiren kann, in Folge dessen die photographischen Abdrücke nicht bloße mechanische Arbeiten sind, sondern Kunstwerke im wahren Sinne des Wortes sein können.

— **Temme's Kriminal-Geschichten.****) Die Ergebnisse unserer kriminalrechtlichen Verhandlungen liefern sehr häufig den Beleg, wie eine große Menge roher Verbrecher durch die Bedingungen und Verhältnisse ihrer Bildung und Erziehung, ihres ganzen Lebens sittlich theilweise zu entschuldigen ist, und namentlich, wie häufig ein sonst guter und rechtlicher Mensch, besonders von reizbarer und leidenschaftlicher Natur, selbst durch ein unbedeu-

*) Swan's Pigment-Druck, oder das photographische Kohle-Verfahren. Berlin, Louis Gerschel's Verlag, 1868.

**) Erzählungen von J. D. H. Temme. Drei Bände. Leipzig, Dürr, 1868.

tendes moralisches Vergehen, ja nur durch einen geringen Verstoß gegen die hergebrachten Formen, in welchen die Gesellschaft zu Recht oder zu Unrecht besteht, mittels einer unseligen Verkettung äußerer Umstände sich schnell und fast wider Willen in einen Abgrund von Verbrechen und Unglück stürzen kann, in dessen Tiefe keine rettende Hand sich ihm entgegenstreckt. Nach solchen Erfahrungen ist der Verlauf und Inhalt vieler Vergehungen und Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft nicht nur ein trauriger und bedauerlicher, sondern ein im wahrsten Sinne des Worts tragischer zu nennen. In dieser Hinsicht sollte man den betreffenden offiziellen Mittheilungen nicht sowohl ein vorübergehendes und äußerliches, durch Person und Stoff bestimmtes, großentheils von Schadenfreude durchzogenes Interesse entgegenbringen, als vielmehr eine Theilnahme, welche, mit einem ernsten Rückblicke in das eigene Innere, die seltsam und oft unerklärlich verschlungenen Irrgänge des menschlichen Gemüths, abgesehen vom thatsächlichen Erfolge und dem zweifelhaften Werthe gerichtlicher Beurtheilung, als psychisch-moralische Probleme in ihrer reinmenschlichen Allgemeinheit auffaßt und würdigt. Eine Behandlung dieser Art hat sich der schätzenswerthe, durch zahllose ähnliche Leistungen rühmlichst bekannte und beliebte Verfasser der vorliegenden Erzählungen zur Aufgabe gesetzt. Schon die novellistische Form seiner Ausführungen gewährte ihm für die allgemeine sittliche Auffassung und Bearbeitung seiner Stoffe einen bei weitem breiteren Boden, als die einfache Wiedergabe eines juristischen Aktenberichts ermöglichte, der, auf Grund mangelhafter, nicht selten widersinniger, gesetzlicher Bestimmungen, Beweisführungen und Erkenntnisse, in jener Rücksicht immer ein untergeordneter und ungenügender bleiben wird. Er hat seine Aufgabe nicht allein mit großer Kunst anschaulicher und lebendiger Darstellung, sondern vor Allem auch mit derjenigen Kenntniß und Durchdringung der menschlichen Natur erledigt, welche erforderlich ist, um den an sich schwierigen und verwickelten Erörterungen thatsächlicher Vorgänge und Handlungen durch ausreichende Motivirung das wünschenswerthe allgemein sittliche und gesellige Interesse einzuflößen.

— **Volkswirthschaft für Jedermann.** Unter diesem Titel erschien*) eine Sammlung volkswirthschaftlicher Lehren und Erfahrungen. In sonntäglichen „Unterhaltungen", zu denen die im Orte entstandene Noth und Arbeitslosigkeit die erste Veranlassung gab, bringt der in hohem Ansehen stehende Doctor des Ortes seinen Zuhörern die wichtigsten Grundsätze der Oekonomie in populären Vorträgen bei. Er läßt dabei von einem und dem andern der Ortsbewohner manche verschrobene Ansicht und hinwieder auch etwelche treffende Bemerkung zu Markte bringen, und benützt die dargebotene Gelegenheit, jene zu berichtigen und diese belehrend zu ergänzen. Er gelangt schließlich zu dem Resultate, daß die Felder und Wälder, die Wiesen und die Weinberge wirklich besser bewirthschaftet und in musterhaftem Stand gehalten werden, und daß die Fabrikbesitzer ihren Arbeitern eine Gewinnbetheiligung zugestehen, wodurch diese gänzlich zufriedengestellt und sittlich gehoben werden. Das Buch verdient die vollste Berücksichtigung der Fabrikanten wie der Arbeiter, der Gutsherren wie der Taglöhner: die Einen werden milder in ihrer Herrschaft, die Anderen zufriedener in ihrem Dienste sein, wenn sie die hier ertheilten Lehren und Ermahnungen beiderseits beherzigen.

*) Stuttgart, G. Weise, 1867.

Literarischer Sprechsaal.

Am 8. März hat man in Graz, der deutschen Hauptstadt von Steiermark, in der man es, was nationaldeutsche Gesinnung betrifft, der Kaiserstadt Wien weit zuvorthut, ein zahlreich besuchtes Konzert zum Besten der Nothleidenden in Ostpreußen gegeben, das einen Ertrag von 222½ Gulden lieferte. Zu diesem Konzerte hatte Robert Hamerling einen Prolog gedichtet, der ein wahrhaft deutsches Kern- und Herzens-Wort aus Oesterreich ist. Wir citiren daraus den ersten, einen mittleren und den letzten Vers:

Je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so wärmer zu sein pflegt ein Liebesgruß,
Ein Gruß zwischen Freunden und Brüdern:
Ein Bruderruf war's, der gen Süden drang,
Und je weiter die Ferne, aus der er klang,
Um so inniger sei das Erwiedern!

. . . .

Lebendig in deutschen Landen kreist —
Keinen Schlagbaum kennend — der deutsche Geist,
Und wie der deutsche Gedanke,
So kenn' auch, erweckt von der Liebe Strahl,
Das deutsche Herz keinen bunten Pfahl
Und keine trennende Schranke!

. . . .

Noch geschicht's, daß Verräther- und Thoren-Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord,
Und der Haß Giftpfeile befiedert:
Doch — je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert.

Von gewisser Seite scheint man dem Konzerte Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu haben. Der Theater-Director von Graz duldete nicht, daß seine erste Sängerin dabei mitwirke; in Folge dessen erbot sich eine Dilettantin, Fräul. Potpeschnigg, die Tochter eines geachteten Beamten in Graz und die Enkelin Karl v. Holtei's, die angekündigten Gesangstücke zu übernehmen, was vom Publikum mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde. Das Gelingen des Ganzen ist hauptsächlich den Bemühungen des in echt deutschem Sinne redigirten Blattes „der Telegraf" von Graz zu verdanken.

In einem biographischen Artikel des „Preußischen Staats-Anzeiger" (Beilage zu Nr. 58 vom 7. März) über Franz Bopp wird Folgendes über die Bopp-Stiftung mitgetheilt:

„Die ehrendste und erhebendste Anerkennung wurde dem Gelehrten zu Theil, als ein aus den hervorragendsten Männern der wissenschaftlichen Welt Berlins gebildetes Comité (Boeckh, Ad. Kirchhoff, A. Kuhn, R. Lepsius, K. Müllenhoff, H. Petermann, E. Roediger, H. Steinthal, Trendelenburg, A. Weber) am 16. Mai 1866, an dem Tage, von welchem vor 50 Jahren die Vorrede zu Bopp's erster Schrift datirt ist, an den Jubilar die Bitte richtete, einer Stiftung den Namen zu leihen, „welche bestimmt ist, bis in ferne Zeiten die von ihm schöpferisch erschlossenen und in halbhundertjähriger Arbeit gepflegten Studien zu fördern." Das Comité, welches am 16. Mai 1865 zusammengetreten war, konnte in der dem Jubilar übergebenen Adresse das Stammkapital der Bopp-Stiftung auf 7750 Thaler angeben und fügte hinzu: „Aus der beigeschlossenen Liste zahlreicher Na-

men wollen Sie gern ersehen, welche thätige Theilnahme dem Gedanken einer Bopp-Stiftung entgegenkam, aus den höchsten Kreisen des Lebens, von Sr. Majestät, unserem Könige und der Fürsorge seiner Staatsregierung, von erhabenen, der Bewegung der Wissenschaften folgenden Gliedern seines erlauchten Hauses von Sr. Majestät dem Könige von Sachsen, dem näheren Kenner Ihrer Studien, von der Gemeindebehörde Ihrer Vaterstadt Mainz, von den Vertretern Berlins, der Stätte Ihres stillen und nachhaltigen Wirkens, aus dem Kreise Ihrer Ihnen aufrichtig ergebenen Amtsgenossen, aus den Kreisen der deutschen Gelehrten und der Gelehrten im Auslande bis in ferne Gegenden, aus den Kreisen der deutschen Buchhändler, von bedeutenden Mitbürgern, von Männern verschiedenen Berufes, welche Alle in Ihnen die Wissenschaft ehren, und vornehmlich aus dem Herzen dankbarer Schüler."

„Am 21. Juli 1866 bestätigte der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten v. Mühler das Statut der auf 7945 Thlr. angewachsenen Stiftung, deren Verwaltung die Königl. Akademie der Wissenschaften übernommen hat, und über deren Verwendung eine von der philosophisch-historischen Klasse der Akademie erwählte Kommission wacht. Nach §. 1 des Statuts ist der Zinsertrag der Bopp-Stiftung bestimmt, alljährlich am 16. Mai entweder zur Unterstützung eines jungen Gelehrten, wes Landes immer, der seine Studien auf der Universität bereits vollendet hat, behufs Fortsetzung derselben, wo es auch sei, oder zu Preisen für vorliegende wissenschaftliche Leistungen oder zu Unterstützungen wissenschaftlicher Unternehmungen verwandt zu werden. — Beides unter Beschränkung auf das von Bopp erschlossene Gebiet der Sanskrit-Philologie, sowie der vergleichenden Sprachforschung, namentlich innerhalb des indo-germanischen Völkerkreises."

Herr H. Gaidoz bringt in der Revue de l'instruction publique einen Artikel: „Molière in Deutschland," worin er der trefflichen Uebersetzung des Grafen v. Baudissin und der über diese beste deutsche Uebertragung, sowie über die anderen deutschen Bearbeitungen Molière's („Magazin," 1865, Nr. 36—37, 1866, Nr. 38 und 52) erschienenen Kritiken von Paul Lindau mit großer Anerkennung gedenkt. Schließlich kömmt Herr Gaidoz auch auf die Darstellung Molière's auf deutschen Bühnen, wobei er die wahrscheinlich auf einem Mißverständniß seinerseits ruhende Behauptung aufstellt, daß in einer deutschen Bühnen-Bearbeitung des Molière'schen „Tartufe" dieser und ein großer Theil der übrigen Personen des Stückes zu Protestanten gemacht worden seien. „Molière wird übrigens," wie Herr Gaidoz hinzufügt, „in Deutschland nicht besser aufgeführt, als übersetzt. Ein großer Schauspieler kann wohl durch kühne Interpretation die Hauptrolle, wenn auch mit dem Gedanken Molière's im Widerspruch, modifiziren, aber die übrigen Rollen werden nicht verstanden, weil der deutsche Geist den Charakter derselben sich nicht assimilirt hat. Ich erinnere mich im Königlichen Theater von Berlin im November 1865 den „Tartufe" gesehen zu haben. Der große Komiker Döring gab den Tartufe ziemlich gut, obwohl etwas trivial, aber die andern Schauspieler, wiewohl sonst in deutschen Stücken vortrefflich, entstellten ihre Rollen vollständig. Das Publikum applaudirte, doch ich ärgerte mich, während ich an unser unvergleichliches Théâtre français dachte. Man sagt, daß Davison, der deutsche Bocage, den Harpagon sehr gut spiele, aber er verwandelt ihn in eine tragische Persönlichkeit, was nicht der Absicht Molière's entspricht."

Die Hungersnoth in Rußland erstreckt sich auf so weite Gebiete, daß unseres Erachtens ein merklicher nachtheiliger Einfluß auf die Kraft des Staates daraus erwachsen muß. Nach der deutschen „St. Petersb. Zeitung" herrscht sie im ganzen nördlichen Rußland nebst Finnland, bis in das Gouvernement Perm im östlichen Theil des Gouvernements Petersburg, in den Gouvernements Nowgorod, Pleskow, Mohilew, Smolensk, Twer und Riäsan. Herr Ogareff (Kolokol No. 4) schätzt die nothleidende Bevölkerung auf 14 Millionen Seelen. Er verlangt von der Regierung, daß sie das im Süden bei Grundbesitzern lagernde Getraide, welches sie auf Speculation aufgekauft hätten, zu angemessenen Preisen, aber auf Kredit erstehe, es schleunig, so lange noch Schlittenbahn sei, nach den nothleidenden Gouvernements schaffe und es diesen wiederum auf Kredit abgebe. Für die Ausführung dieser Maßregel müsse der Finanzminister Rath schaffen. Wir halten sie für unmöglich. Es würde, so lange die Regierung das Getraide durch Beamte in ihren Händen hielte, ein großer Theil von den bekannten Ratten aufgezehrt werden, und der Staat würde den Verlust zu tragen haben, was ihm in seiner Finanznoth schon sehr schwer fallen würde. Wichtiger aber wäre der Preis, für welchen das Getraide aufgekauft werden sollte. Vernünftigerweise könnte doch nur von einer freien Vereinbarung desselben die Rede sein. Welchen Preis aber würden die Verkäufer fordern bei dem hohen Marktwerthe des Getraides und bei dem niedrigen des russischen Papiergeldes, in welchem sie bezahlt werden sollten? Wir meinen, durch eine neue, so bedeutende Ausgabe von Papiergeld würde der Staatsbankerott zum Ausbruch kommen; und da die südlichen Getraide-Inhaber die gleiche Ansicht hegen würden, so könnten sie nicht anders, als unerschwingliche Preise fordern. Freilich würde durch den Bankerott die „sozialistische Gährung" im russischen Volke, auf welche die Herren vom „Kolokol" so große Hoffnungen setzen, recht wild werden. Ob sie daran Freude erleben würden, ist sehr zu bezweifeln. Sicher würde davon sonst Niemand in der Welt Nutzen haben; es müßten denn gerade die von den Russen so brutal unterdrückten Völker im Westen des Reiches sein.

Wir haben jüngst unter der Aufschrift „Kleine Uebelthäter" eine Uebersicht der wichtigsten neuen Entdeckungen über mikroskopische Pflanzen und Thiere gegeben, welche einen nachtheiligen Einfluß auf den menschlichen Organismus ausüben. Wir geben heut einen kleinen Nachtrag: Herr J. Lemaire berichtet von einem kleinen Thierchen, welches in Mexiko einheimisch ist und welches die Einwohner Flalsahuate nennen. Das Thierchen ist dem unbewaffneten Auge kaum noch sichtbar; es lebt im Rasen und geht gern auf den Menschen über. Am liebsten nistet es sich in den Augenwimpern an. Es hat eine hellgelbliche Färbung. Seine Einwirkung zeigt sich zunächst in lebhaften Schmerzen, später in einer ziemlich heftigen Entzündung. Indeß diese ist nicht von langer Dauer: im Gegensatz zu den meisten anderen hierher gehörigen Wesen, vermehrt sich nämlich dieses kleine Thierchen auf dem menschlichen Körper nicht; der Eindringling fristet sein kurzes Dasein, dann stirbt er und mit seinem Tode schwinden auch die Krankheits-Erscheinungen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

J. C. Lavater, Worte des Herzens.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von **C. W. Hufeland.**

Achtzehnte bis zwanzigste Auflage.

Prachtausgabe. 1866. gr. 8. Mit einer biographischen Einleitung von **A. Krummacher**, mit Lavater's Bildniß in Stahlstich und Farbendrucktitel; in Leinwand mit Deckelpressung und Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

Kabinetsausgabe. 1862. Mit Lavater's Bildniß in Stahlstich, Schriftbild und radirtem Widmungsblatt; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Miniaturausgabe. 1865. In englischem Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert. (79)

In allen Buchhandlungen ist stets vorräthig: (80)

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit sieben Bildern in Holzschnitt.

Elfte Auflage. 1864. Velinpapier. In englischem Einband 1 Thlr.

Zwölfte Auflage. 1867. Druckpapier. In farbigem Umschlag kartonnirt 15 Sgr.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste."
Bernhardt's Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **Franz Kluge** in Reval sind erschienen:

Pihlemann, J., Praktischer Leitfaden zum Erlernen der russischen Sprache. 4. Aufl. 1866. 1 Thlr.

— — Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Russische. 2. Aufl. ge. 1867. 1 Thlr.

Beide Werke sind in den Schulen der russischen Ostsee-Provinzen überall im Gebrauch und können als treffliche Lehrbücher bestens empfohlen werden. (81)

Brockhaus'

Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

In 150 Heften à 5 Sgr.
oder in 15 Bänden à 1⅓ Thlr.
(gebunden in Leinwand à 1 Thlr. 28 Sgr., in Halbfranz à 2 Thlr.)
Preis des vollständ. Werks, geh., 25 Thlr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon wird nicht nur von keinem andern an Gediegenheit der Bearbeitung erreicht; es verdient auch deshalb den Vorzug, weil es in der gegenwärtigen elften Auflage unter allen das neueste ist. Bis zum Herbst d. J. wird die elfte Auflage vollständig sein.

Bestellungen auf das Werk, in Heften oder Bänden, nach und nach oder auf einmal zu liefern, werden von jeder Buchhandlung ausgeführt. Prospecte gratis. (82)

Bei **George Westermann** in Braunschweig erschien:

CEYLON.

Skizzen
seiner Bewohner, seines Thier- und Pflanzenlebens
in den Ebenen und Hochgebirgen
und Untersuchungen
des Meeresgrundes mit der Taucherglocke
nahe der Küste
von
Baron Eugen von Ransonnet.

Mit 26 Illustrationen in Schwarz- u. Farbendruck.

Vollständig in 20 Lieferungen à 15 Sgr.

Ceylon, diese schöne grüne Insel des Ostens, welche durch ihre unvergleichliche Tropen-Vegetation Naturfreunde und Maler aller Nationen entzückte, findet in dem Verfasser des vorliegenden Werkes in einer äusserst interessanten Schilderung seiner Bewohner, seines Thier- und Pflanzenlebens einen neuen geistreichen Forscher.

Den beigegebenen Illustrationen, von der künstlerischen Hand des Autors selbst gezeichnet, verdanken wir einen Einblick von ansprechender Schönheit in das Leben und die Natur des herrlichen Landes. Seine Untersuchungen der Korallenbänke, die er mit der Taucherglocke nahe der Küste vornahm, sind von besonders neuer und wissenschaftlicher Bedeutung und lieferten ausserordentlich interessante Resultate, die in den bezüglichen, in buntem Farbendruck mit grösster Naturwahrheit ausgeführten Abbildungen, welche den Text begleiten, sehr werthvolle Erläuterungen finden.

Die erste Lieferung liegt in jeder Buchhandlung zur Einsicht auf. (83)

Im Verlag von **H. R. Sauerländer** in Aarau erschien so eben:

Methodisch-praktische Anleitung zu Deutschen Stilübungen. In drei Theilen. Von **H. Herzog.** Mit einem Vorwort von Hrn. Erziehungsdirektor **A. Keller.**

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

I. Theil. Für die untern Klassen der Volksschule. (Erstes bis viertes Schuljahr.) gr. 8. geh. Preis: 10 Ngr. — 30 Kr.

II. Theil. Für die mittlern Klassen der Volksschule. (Fünftes und sechstes Schuljahr.) gr. 8. geh. Preis: 14 Ngr. — 42 Kr.

III. Theil. Für obere Klassen der Volksschule, und für Real-, Sekundar-, Bezirks- und Bürgerschulen. gr. 8. geh. Preis: 24 Ngr. — fl. 1. 12 Kr.

Jeder Theil ist einzeln zu haben.

Diese zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe des obgenannten Buches erscheint nun nach vielseitig ausgesprochenen Wünschen in drei abgesonderten, selbstständigen Theilen, um deren Anschaffung und Gebrauch den Lehrern, sowie auch die Einführung in einzelnen Klassen der genannten Schulen zu erleichtern. (85)

In seinem „Pädagogischen Jahresbericht" führt Lüben die erste Ausgabe dieses Buches als eine der bedeutendsten Erscheinungen des Jahres an, und empfiehlt es nachdrücklich allen strebsamen Lehrern. — Die vorliegende **zweite verbesserte Auflage**, in welcher sachkundige Bemerkungen gebührende Berücksichtigung gefunden haben, wird die frühere Anerkennung noch vollständiger verdienen.

Zur hohen Beachtung

für Bruchleidende.

Der berühmte **Bruch-Balsam**, dessen hoher Werth selbst in Paris anerkannt, und welcher von vielen medicinischen Autoritäten erprobt wurde, welcher auch in vielen tausend Fällen glückliche Curen hervorbrachte, kann jederzeit direct brieflich vom Unterzeichneten die Schachtel à 2 Thlr. bezogen werden. Für einen nicht so alten Bruch ist eine Schachtel hinreichend. (86)

J. J. Fr. Eisenhut in Gais, bei St. Gallen (Schweiz).

Ende v. J. erschien in **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin:**

Luise, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adami.** Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow. Miniatur-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.; geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erste Ausgabe dieser Biographie der Königin Luise kam aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (84)

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

Durch alle Buchhandlungen unentgeltlich **die erste Nummer** der neuen Zeitschrift (87)

Der Naturforscher.

Preis vierteljährlich 1 Thlr., monatlich 10 Sgr.

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniss von **G. Basse** in **Quedlinburg: Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur** von der ältesten bis auf die neueste Zeit. (88)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] —— Berlin, den 28. März 1868. —— [Nº 13.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer (13) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.
Die Verlagshandlung.

Deutschland und das Ausland.

Gabriel Riesser's Leben und Schriften.*)

„Selten hat das Leben eines Menschen ein so abgerundetes Ganze gebildet, wie das Gabriel Riesser's: eine hohe Lebensaufgabe hatte ee sich beim Beginn seinee Laufbahn erwählt, gleich beim Anfang seines Strebens sie mit völliger Klarheit erkannt und sein ganzes Leben hat er nicht davon abgelassen. Das Glück begünstigte ihn; er sah sein Ziel an den meisten Orten erreicht, und — was so selten ist —, er kostete selbst noch die edelste Frucht seiner Arbeiten, er, der Erste in Deutschland, erreichte als Jude in dem heimischen Staate (Hamburg) eine der ersten richterlichen Wüeden." (Er war seit 1860 Mitglied des Ober-Gerichts.) — Mit diesen Worten schließt dee Biograph Riesser's, Dr. M. Isler, die Darstellung des Lebens seines Freundes, welche den ersten Theil von „Gabriel Riessee's gesammelte Schriften" bildet.

Riesser war am 22. April 1863 in Hamburg gestorben. Acht Tage nach seinem Tode (1. Mai) erließ bereits der allzeit thätige Dr. Ludwig Philippson in Bonn eine „Aufforderung zur Errichtung eines Denkmals für Dr. Gabriel Riesser". Dieses Denkmal sollte aber in richtiger Auffassung nicht etwa in „einem Monumente, das nur auf den Ort der Aufstellung beschränkt bleibt", bestehen, sondern in Riesser's würdigster Weise, „in einer Ausgabe seiner sämmtlichen Scheiften und Reden". — Der Aufruf zündete sofort*); denn die Verehrer Riesser's sind viel und weit verbreitet, und sein rascher Tod, noch in der kräftigsten Wirksamkeit des Mannes, berührte Alle schmerzlich. — Es bildete sich bald ein Comité in Frankfurt a. M., das neben Philippson Sammlungen veranstaltete, und das Resultat derselben sind die Schriften Riesser's, mit deren Redaktion der langjährige Freund des Verstorbenen, der Bibliothekar Dr. M. Isler in Hamburg, betraut wurde. Als Einleitung beabsichtigte derselbe in einigen Bogen eine kurze Schilderung des innern und äußern Lebens des Verewigten voranzuschicken; allein unter der Hand wuchs dem Herausgeber der reichhaltige Stoff zu einem starken Bande von 633 Seiten, welcher (mit Riessee's Portrait) uns unter dem Titel vorliegt: „Gabriel Riesser's Leben nebst Mittheilungen aus seinen Briefen"; und den ersten Band zu den „gesammelten Schriften" bildet. Mit ihm zugleich erschien ein zweiter Band (682 S.), größere Arbeiten R.'s enthaltend, und es stehen noch zwei bis drei gleich starke Bände zu erwarten.

Die Eingangs angeführten Worte sagen uns von dem Glücke des Mannes, der sein Ziel an den meisten Stellen erreicht sah und selbst noch die Frucht seiner Arbeit kostete; das Buch aber schildert uns die mannigfachen Kämpfe, die derselbe bis dahin zu bestehen hatte, Kämpfe, die nicht er hervorrief, sondern die bereits bestanden und worin er mit unerschütterlichem, nicht zu besiegendem Muthe und mit der edelsten Unerschrockenheit eintrat, bis sie zum Siege führten. Für Freiheit und Recht, besonders für die seiner Glaubensbrüder, wo und wie es sie zu verfechten und zu vertheidigen galt, stand er ein und sah vielfach den Sieg; so ist er ein edles Gebilde, wie die alte und neue Zeit Wenige in solcher untadeliger Reinheit aufzuweisen hat; nicht minder schön zeigt uns das Buch ihn als Mensch, als Sohn, als Gelehrten, und nicht wenig tragen dazu die Mittheilungen aus seinen Briefen bei.

Geben wir in gedeängtee Kürze seinen Lebensgang bis dahin, wo er zuerst in die Oeffentlichkeit trat.

Gabriel Riesser war in Hamburg am 2. April 1806 geboren. Gälte es, ihm das Horoskop zu stellen, so wäre sein Geburtstag als ein glücklicher zu bezeichnen; denn es war der erste Tag des jüdischen Osterfestes, das als ein Fest der Befreiung bei den Juden gefeiert wird. Der Vater war aus Oettingen (im bayrischen Rieß, woher er den Namen Riesser annahm) und hatte die Tochter des Hamburger Rabbiners geheiratet (zum Rabbinat gehörte damals auch Altona). Als 1813 Hamburg von den Russen blockirt wuede, sah sich Riesser, der Vater, mit Vielen genöthigt, mit den Seinen Hamburg zu verlassen. Ein günstiges Geschick führte ihn nach Lübeck, wo er durch die Pacht der Lübecker Stadt-Lotterie der Nahrungssorgen überhoben, sich mehr der Erziehung seiner fünf Kinder hingeben konnte. Den eilfjährigen Sohn Gabriel, in dem er hervorragende Geistesanlagen entdeckte, schickte er auf das Lübecker Gymnasium. Als Lübeck aber, vom französischen Drucke befreit, durch den berüchtigten § 16 der Bundesakte wieder sein früheres Recht (!) erhielt, keine Juden bei sich zu dulden, da zog der

*) Gesammelte Schriften von Gabriel Riesser. Herausgegeben im Auftrage der Riesser-Stiftung von De. M. Isler. Erster und zweiter Band. Frankfurt a. M., 1867.

*) S. „Magazin", 1863 Nr. 22.

Vater Riesser auch wieder nach Hamburg zurück. 1824 bezog Gabriel R. die Universität Kiel, um Jurisprudenz, wozu ihn seine Neigung führte, zu studiren. Hatte er auch, bei der ungünstigen Lage der Verhältnisse der Juden in Deutschland, damals keine Aussicht, bei seinem Studium zu einem praktischen Ziele zu gelangen, so hatte er doch Hoffnung, in Holstein, das zu Dänemark gehörte, wo schon lange die hemmenden confessionellen Schranken gefallen waren, zu reussiren, „zumal am jüdischen Gericht in Altona (denn dort hatte das Rabbinat noch die jüdische Gerichtsbarkeit) bis dahin noch kein auf Universitäten gebildeter Rechtsgelehrter eine Thätigkeit gesucht hatte". Nach einem Jahre ging R. nach Heidelberg, wo Thibaut, Mittermaier, C. S. Zachariä lehrten. 1824 machte er sein Examen und promovirte als Doctor beider Rechte; die Frage nach seiner praktischen Wirksamkeit rückte immer näher.

Aber bei den verschrobenen Verhältnissen, welchen die Juden damals in allen deutschen Staaten bald mehr, bald weniger unterlagen, und die den Jüngeren als eine kaum begreifliche Abnormität erscheinen dürften (wenn auch jetzt noch nicht überall alle Hemmnisse beseitigt sind), stellten sich Riesser die größten Schwierigkeiten entgegen. Nachdem er im Spätherbst 1827 noch die neugegründete Universität München besucht hatte, hauptsächlich angezogen von Schelling, Görres, Oken und Schubert faßte er den Entschluß, in Heidelberg sich als Privatdocent zu habilitiren, weil die Verfassung Badens die Juden von den Lehrämtern an der Universität nicht ausschloß. Stand doch nach altherkömmlicher, freier Sitte der deutschen Universitäten jedem Doctor ohne Weiteres das Recht zu, als Docent sich zu versuchen, und ein Privat-Docent hat gar kein Amt; aber dennoch wurde R. nicht zugelassen, weil er Jude war; diesen wahren Grund hatte man aber feige hinter kleinliche Scheingründe versteckt. Tief verletzt kehrte er nach Hamburg zurück. —

Die Juli-Revolution hatte mächtig auf die deutschen Zustände gewirkt, und R. glaubte, es sei der Zeitpunkt auch für die Lösung der Fesseln seiner Glaubensgenossen gekommen; „wie in Frankreich die Charte, müßte auch die deutsche Bundesakte zur Wahrheit werden." 1830 lastete noch die ganze Misère des deutschen Separatismus auf den politischen Verhältnissen der Juden; jeder Staat und jedes Staatchen hatte seine eigenen Judenrechte (!). Da trat 1831 R. mit seiner ersten Schrift auf: „Ueber die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland. An die Deutschen aller Confessionen"*); und von da an zieht er die Aufmerksamkeit nicht bloß seiner Glaubensgenossen, sondern aller Freisinnigen, aller Denker, aber auch aller Gegner auf sich. Während in früheren Schriften der Vertreter der Juden meist ein zurückhaltendes Bitten und Vorstellen um das zurückgehaltene Recht sich kund gab, kämpft R. wie ein seines Rechtes sich bewußter Mann mit der siegreichen Macht der Wahrheit und pocht an die bisher verschlossenen Pforten der Gerechtigkeit. „Nichts von Rechtfertigungen oder Zugeständnissen!" ruft er aus. „Man hat nicht das Recht, uns der Unfähigkeit und Unwürdigkeit zu beschuldigen, während man selbst uns widerrechtlich verhindert, unsere Fähigkeit und Würdigkeit zu bethätigen. Nichts von Concessionen und Einzelrechten! Sie würden die alte Schmach nur durch neue Demüthigung erneuern und verlängern! — Das Menschenrecht kann uns die Niedrigkeit mißgönnen, kann die Gewalt uns vorenthalten: aber an Menschenwürde, an männlichem Bewußtsein, an reiner, ungetrübter menschlicher Bildung sollen sie uns kein Haarbreit rauben;" — — „keinerlei Bedingung darf sich vor die Gewährung Dessen stellen, was zu fordern der Mensch und der Deutsche berechtigt ist!" —

Wie ein elektrischer Funke wirkte diese Schrift in weiten Kreisen; fast erschreckend, so kühn erschien die Sprache des lang gekränkten Rechts, aber nach und nach auch ermuthigend, so rücksichtslos, so wahr, so schön. Der kühne Kämpfer forderte aber Gegner heraus; zu den stärksten, aber auch gehässigsten gehörte der Kirchenrath Paulus in Heidelberg. Das Gespenst einer „jüdischen National-Absonderung", das in den unklaren Köpfen vielfach spukte, hatte in der Schrift von Paulus: „Die jüdische National-Absonderung nach Ursprung, Folgen und Besserungsmittel (!)" Gestalt angenommen; was es nur Gehässiges gab, bürdete Paulus, der Feind jeder Religion, die nicht nach seiner Façon war, den Juden auf. R. schrieb in sechs Tagen seine „Vertheidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden gegen die Einwürfe des Herrn Dr. Paulus. Den gesetzgebenden Versammlungen Deutschlands gewidmet von G. R." — Das Schwert, das R. in seiner Polemik führt, ist ein scharfes, wohlgeschliffenes, seine Streiche treffen sicher und tief; aber nie hat er die Gränzen der Wahrheit überschritten und stets mit ehrlichen Waffen gekämpft. Paulus antwortete nicht. — 1832 kündigte R. eine Zeitschrift an unter dem Titel: „Der Jude. Periodische Blätter für Religion und Gewissensfreiheit." — Haß und Bosheit hatte den Namen Jude zu einem Schimpfwort, jüdisch zum Inbegriff alles Unedlen gemacht; R. aber erhob den Namen wieder; „wenn ungerechter Haß an unserem Namen haftet, sollen wir ihn dann verleugnen, anstatt alle unsere Kraft daran zu setzen, ihn zu Ehren zu bringen?" — Riesser's Antheil an den Arbeiten galt besonders der Behandlung der Emancipations-Frage in Baden, Baiern, Kurhessen, Hannover und Preußen. Das Motto war bezeichnend: Vous voulez être libres et vous ne sauriez pas être justes? (Sieyes). Diese Arbeiten bilden (außer den Betrachtungen über die Judenfrage in Preußen) den Inhalt des bereits erschienenen zweiten Bandes von R.'s Schriften. — Ende 1833 gab er die Zeitschrift auf; er aber blieb, wie bisher, der Anwalt der unterdrückten Sache des Rechts, die jedoch selbst in seiner Vaterstadt keine Gunst fand. So entschloß er sich denn (1836) nach dem damals freien Hessen-Cassel überzusiedeln, und er wählte den hessischen Ort Bockenheim in der nächsten Nähe Frankfurts. Dort blieb er, in gewohnter Thätigkeit, bis er 1840 nach Hamburg zurückkehrte, weil er das Amt eines Notars, das bisher kein Jude erlangen konnte, erhielt.

Es war ihm, dem stets regen Kämpfer, denn doch gelungen, durch langverjährte Vorurtheile durchzudringen; er hatte es aber auch sich zum Grundsatze gemacht, das Vertrauen, das sein Amt voraussetzte, vollkommen zu verdienen.

Wir brechen hier ab und verweisen auf die brieflichen Mittheilungen, die uns R. auch außer seiner amtlichen Beschäftigung als den liebenswürdigen, edlen Menschen und Freund kennen lernen lassen. —

Größere Reisen, welche er schon früher und jetzt unternahm, (er besuchte später auch England und Amerika) gewannen ihm einen reichen Kreis von Freunden*) und Verehrern.

Die Ereignisse des Jahres 1848 trafen Riesser im Frankfurter Vorparlament; später ward er, als Abgeordneter für das Herzogthum Lauenburg (wo bisher gesetzlich in den meisten Orten die Juden ferngehalten wurden!), Mitglied der deutschen National-Versammlung. Von hier ab ward Riesser ein viel-

*) Altona, 1831.

*) Auch der Redakteur des „Magazin" stand ihm nahe befreundet.

bekannter und allgemein geachteter öffentlicher Charakter, der mit ruhiger Besonnenheit, aber auch mit Entschiedenheit für Freiheit und gesetzliche Ordnung wirkte. Wir können ihn darum hier verlassen, da er seitdem den Zeitgenossen mannigfach bekannt ist (er war in der National-Versammlung zweimal Vice-Präsident und gehörte auch der nach Berlin gesandten „Kaiser-Deputation" an). Schriftstellerisch wirkte er jetzt weniger, theils weil bessere Zeiten, für deren Herbeiführung er geschrieben und gestritten hatte, eingetreten waren, theils weil er mehr praktisch beschäftigt war; doch schwieg er nie, wo er das Recht verletzt fand, wie bei den Ereignissen in Kurhessen (1850), die er in den „Hamburger Nachrichten" mit scharfen Worten („Gewalt wider Recht in Kurhessen") geißelte.

Endlich erreichte er das längst erstrebte Ziel, für das er alle seine geistige und moralische Kraft aufgeboten hatte: Die Anerkennung gleicher bürgerlicher und staatlicher Rechte für seine Glaubensgenossen in seiner Vaterstadt, und er selbst wurde am 17. Oktober 1860 zum Mitgliede des Ober-Gerichts erwählt: er, der erste Israelit, der in Deutschland eine der ersten richterlichen Würden bekleidete.

Sein Tod ward von Allen, die ihn kannten (und er hatte sich in und außer Deutschland einen hochgeachteten Namen erworben), tief bedauert. —

Herr Dr. Isler hat sich durch die ausführliche Darstellung des Lebens seines Freundes ein wahres Verdienst erworben, das noch durch die „Mittheilungen aus R.'s Briefen" erhöht wird, weil sie uns den Dahingeschiedenen in den verschiedensten Beziehungen als ebenso geistreichen, wie gemüthsvollen Menschen zeigen. —

Die Schriften Riesser's, sich meist auf politischem Gebiete bewegend, sind durch die Schärfe der Gedanken, durch die edele, nie verletzende Diktion, durch die Wahrheit, die sie alle durchdringt, nicht bloß belehrend, sondern ebenso genußreich; sie werden, wie die Wahrheit und das Recht, für die der Verfasser mit seinem ganzen Herzen und mit seinem reichen Geiste eingestanden, nie veralten, und aus ihnen ist noch für alle Zeiten viel zu lernen. —

Möchten die noch fehlenden Schriften recht bald den Verehrern des Verstorbenen geboten werden! K.

Joseph II. in Maria Theresia's letzten Regierungsjahren.*)

Das klägliche Schauspiel des bayerischen Erbfolgekrieges, welches bereits der zweite Band der vom Ritter von Arneth herausgegebenen Correspondenz Joseph's II. und Maria Theresien's in sehr drastischer Weise kennen gelehrt hat, füllt noch über die Hälfte des dritten oder Schlußbandes dieser historisch so merkwürdigen und so bedeutungsvollen Briefsammlung. Daß nach den Vorgängen des Juli 1778 noch neun Monate bis zum Teschener Frieden verstreichen konnten, wirft ein eigenthümliches Licht auf die Parteistellungen am kaiserlichen Hofe, auf die mannigfachen Einflüsse, welche einen baldigen energischen Bruch mit der früh gescheiterten Eroberungs-Politik hintertrieben und auf den persönlichen Zustand der Kaiserin, deren gerechte Abneigung wider die hochfliegenden Plane ihres Sohnes nicht so leicht wie bisher bei den Staatsmännern durchdrang. Sie war auch im Juli 1778 offenbar zuweit gegangen in ihrem mütterlichen Eifer; sie fühlte, daß sie den kriegerischen Talenten Joseph's oder vielmehr Laudon's und der Ehre der österreichischen Waffen eine Reparation schuldig war. Darum ließ sie öffentlich den Krieg seinen Gang fortgehen, während sie durch ihre Verhandlungen mit Friedrich dem Großen dafür sorgte, daß der Krieg nicht allzu ernsthaft werden konnte. Es ist in der That wohl selten im Lauf der Weltgeschichte ein Krieg geführt worden, der so sehr an eine Komödie erinnerte, als dieser bayerische Erbfolgekrieg. Die Oesterreicher erlebten die Freude, in ein paar Scharmützeln gesiegt zu haben, aber der Rückzug Friedrich's aus Böhmen, der Schritt vor Schritt und wie auf dem Manöverplatze in's Werk gesetzt ward, ließ bereits vor dem Bekanntwerden der vorliegenden Briefsammlung ein geheimes Einverständniß Maria Theresia's mit Friedrich vermuthen. Jetzt kann dasselbe kaum mehr bezweifelt werden, oder vielmehr es ist Gewißheit geworden. Die zärtliche Besorgniß, welche die Kaiserin Mutter für die Gesundheit ihres Sohnes und Nachfolgers hegte, hatte nicht allein die Absendung Thugut's in das preußische Hauptquartier veranlaßt, sondern Maria Theresia überdies noch bewogen, zuerst den Erzherzog Maximilian, dann den Grafen Franz Rosenberg und zuletzt, als schwerstes Geschütz der mütterlichen Zärtlichkeit, den Lieblings-Bruder Joseph's, den Großherzog Leopold von Toscana, an den Kaiser und Oberfeldherrn abzuordnen, damit selbiger inmitten der rauhen Kriegsstürme nicht der friedlichen Unterhaltung entbehre und ihm allmählich „andere Gedanken" beigebracht würden. Wenn am Kriege unbetheiligte Potentaten in's Lager einrücken, ist es gewöhnlich mit aller wirksamen Kriegführung zu Ende, und so geschah es denn auch hier in Böhmen. Joseph strengte vergebens die ganze Glut seines Kriegseifers an; er ward von allen Seiten behindert, vom Marschall Laudon höchst lauwarm unterstützt und von Lascy nicht immer mit dem besten Rathe versehen. Laudon scheint ein Wissender des Geheimnisses der Kaiserin Mutter gewesen zu sein, denn seine übergroße Vorsicht und seine planmäßige Ueberschätzung der Streitkräfte des Gegners deuten Derartiges klar genug an. Die Furchtsamkeit eines Laudon mußte sehr gewichtige Gründe haben.

Kehren wir diesem unerquicklichen Schauspiele den Rücken! Es wirft ein trauriges Licht auf die Zustände von damals, daß beinahe ein Jahr lang mit ziemlichem Menschenverlust (freilich meist nur durch Lagerkrankheiten hervorgerufen!) ein erfolgloser Scheinkrieg geführt werden konnte, der die Völker es büßen ließ, was die eitele Selbstsucht und Rechtsverachtung der Erdengötter verschuldet hatte. Aber Joseph II., dessen philosophische Humanität mit seinem brennenden Ehrgeiz und seiner unbedachtsamen Ruhmgier in schneidendem Widerspruch stand, hatte nach der bayerischen Ueberhitzung bereits ein neues Objekt heißer Wünsche vor Augen, nämlich das herzliche Einverständniß mit Rußland, um bei Katharina II. dem preußischen Einflusse den Rang abzulaufen. Was auf Seiten Friedrichs des Großen eine sehr drückende Nothwendigkeit war, in die ihn die Erfahrungen des siebenjährigen Krieges gestürzt, das war auf österreichischer Seite eine völlige Verkennung der eigenen Interessen, die nichts weniger geboten, als eine kurzsichtige Parteinahme für Rußlands orientalische Politik. Wenn Preußen wider seinen Willen einen Fehler beging, hatte Oesterreich keine gerechte Veranlassung, mit seinem Willen denselben Fehler zu begehen und in vergrößertem Maßstabe! Kaunitz mußte dies durchschauen, es war seine Pflicht, dieser thörichten Kaiserlaune Einhalt zu thun. Indessen, wie wir bereits erwähnt haben, er huldigte der auf-

*) Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz u. s. w. Herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth. Dritter Band, August 1778—1780. Wien, 1868, Carl Gerold's Sohn. 403 S.

steigenden Sonne. Auch unter Joseph II. wollte er erster Minister bleiben und in der schwierigen Periode der Mitregentschaft nicht seine Stellung verderben. Daher seine Nachsicht gegenüber den kaiserlichen Genieblitzen, deren unliebsame Folgen er später wieder gut zu machen hoffte. Leider hatte er die Hartnäckigkeit dieses Ikarus nicht in Rechnung gebracht. An Rußlands übermächtigem Wachsthum trägt Kaunitz einen bedeutenden Theil der Schuld.

In Joseph's II. Lebenslauf war seine Incognito-Reise zu Katharina II. ein wahres Verhängniß. Gerade, daß er als einfacher „Graf von Falkenstein" und nicht als „Römisch-Kaiserliche Majestät" die Reise unternahm, mußte ihn um so tiefer in die russischen Fangnetze verstricken. Umgeben von dem Glanze des kaiserlichen Hofstaates, umringt von den Schranken des Ceremoniells, würde er sich leicht hinter Förmlichkeiten haben verschanzen können, während nun dieser unglücklichste der Diplomaten den vertrauten Einflüsterungen der Zarin sich rückhaltlos ausgesetzt fand. Natürlich hatte er keine Ahnung hiervon. Im Gegentheil, er kam sich auf dieser Expedition sehr staatsmännisch vor und, wie seine Briefe aus Rußland an die Kaiserin Mutter beweisen, war er fest überzeugt, daß die Frucht seiner Reise kein anderer, als Oesterreich ärndten werde. Allerdings blickt ein gewisses Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der russischen Schmeicheleien und Herzlichkeiten durch seine Berichte hindurch, aber es ist lange nicht stark genug, ihm ein klares Licht über die Situation zu verbreiten. In seinem Schreiben vom 4. Juli 1780 aus Petersburg erwähnt er die Thatsache, daß er vor der Abreise vom Fürsten Kaunitz genaue Instruktionen empfangen hat („Nos conversations longues et fréquentes continuent; j'y ai eu l'occasion de rappeler peu à peu près tout les maximes que le prince de Kaunitz avait su si bien rassembler"), er spricht von einer wechselseitigen Verbürgung des Besitzstandes und von einem Defensivbündniß der beiden Mächte, wie es Kaunitz ihm an die Hand gegeben habe („comme me l'avait suggéré le prince de Kaunitz"), er verschweigt jedoch nicht, daß die schlimmen Absichten Katharina's auf die Türkei fast bei jeder Gelegenheit sich enthüllt hätten und erzählt, die Zarin habe naiver Weise die Entfernung des französischen Einflusses aus Konstantinopel verlangt, die Türken der Unverträglichkeit, den König von Preußen der Kurzsichtigkeit beschuldigt, ihn selbst aber auf Italien und auf Rom, als seine eigentliche Hauptstadt verwiesen und ihn daran gemahnt, daß Oesterreich im Südwesten ein weites Feld des Ruhmes und des Erfolges vor sich habe. „Alles dies", fährt Joseph fort, „können Finten, Falschheiten oder Hirngespinste sein, von denen ich nicht zu begreifen vermag, wie Ihre Majestät sich derselben bedienen oder sich daran weiden kann". — Letzteres Eingeständniß wirft ein grelles Licht auf die diplomatische Befähigung des Kaisers. Eine so weit getriebene Offenherzigkeit, welche die heißesten Wünsche in die Form von Hirngespinsten zu kleiden wußte, hätte ihm denn doch Bedenken erregen und ihm mindestens die Frage vorlegen sollen, ob das nicht Haken waren, an welchen die Zarin den Josephinischen Ehrgeiz festnageln wollte.

Joseph II. reiste als gebildeter Mann. Sein Interesse für die Anstalten der Wissenschaft und Kunst, der Volkserziehung, des öffentlichen Wohlstandes, für die nationalen Sitten, Einrichtungen und Schaustellungen verleugnet sich nirgends; er macht über all' diese Dinge treffende Bemerkungen, die von guter Beobachtungsgabe zeugen. Allein auch hier stößt man auf die schwachen Seiten eines nur zu edelmüthigen Charakters. Katharina hatte ihm weislich zu imponiren verstanden, mit ihr gemeinsam reisend, hatte er die Gewalt ihres Geistes, in Moskau und Petersburg ihr schöpferisches Talent bewundern gelernt, die Spuren ihrer persönlichen Thatkraft waren ihm fast aufgedrungen worden. Welch' einen Werth die russische Allianz für Oesterreich haben werde, hatte ihm Katharina begreiflich gemacht; um ihm die ganze Entfaltung ihrer Machtmittel zu zeigen, hatte sie darauf bestanden, daß er Petersburg und Kronstadt sehe, gleich hinzufügend, daß er alsdann den Anblick des Auslaufens von drei russischen Geschwadern genießen werde. Die prachtvolle Kaiserin, in ihrer Anmuth und Hoheit gegenüber der Beflissenheit ihrer Sklaven inmitten einer sie vergötternden Bevölkerung, die strenge Ordnung des Ganzen, das regelrechte, scheinbar nie stockende Triebwerk der riesigen Staatsmaschine des Zarenreichs, das eine einzelne Frau mit wunderbarer Leichtigkeit spielen ließ, waren ebenso viele Momente des Staunens, wie der Anziehung und Nachahmungs-Begier. Joseph stand schon dicht vor dem ersehnten Ziele der Selbständigkeit, Maria Theresia kränkelte, sie hat den Schluß des Jahres 1780 nicht mehr erlebt. So empfand Joseph II. auf Rußlands Boden den Vorgeschmack der vollen Souverainetät und den üppigen Reiz des uneingeschränkten Herrscherwillens. Der Gedanke, die russische Manier des aufgeklärten Despotismus in einzelnen Stücken nach Oesterreich zu verpflanzen, mag ihm damals vorgegaukelt haben; die schwersten Irrthümer seiner inneren Politik, die tiefste Verkennung der Eigenthümlichkeit seiner Länder, die höchst unangebrachte Uebertreibung der Centralisation hat seine russische Reise, wenn nicht hervorgerufen, so doch zeitigen helfen; unbedingt aber war sie die Mutter des unseligen Türkenkrieges an Rußlands Seite.

Unter den von Arneth mitgetheilten Briefschaften sind die zwischen Joseph und Katharina II. gewechselten Billets von wohl zu beachtender Wichtigkeit. Die russische Monarchin, wie sie den Kaiser der Deutschen fast in allen Erfordernissen des Herrscheramts übertraf, schrieb einen ungleich besseren Briefstyl als der unruhig umhertastende Joseph; daß ihre persönliche Liebenswürdigkeit ihn fortreißen, ihre Würde und Anmuth ihn bestechen mußte, kann man aus den kurzen Zeilen herauslesen, die sie während seines Aufenthaltes in Rußland und bei Gelegenheit des Todes der Kaiserin Maria Theresia an den künftigen Bundesgenossen gerichtet hat. Unzweifelhaft läßt sie eine gewisse Ueberlegenheit des Geistes durchblicken, es liegt etwas Gönnerhaftes in der Bezeugung ihrer Zufriedenheit mit Joseph's Auftreten, in dem Grade, daß ein politischer Kopf die Rolle, welche sie Oesterreichs Mitwirkung vorherbestimmt hatte, schon aus dieser mehr als zuversichtlichen Haltung hätte entnehmen können. Ihre Höflichkeit ist die einer höher gestellten Person, die sich fühlt, indem sie sich ein wenig herabläßt; nur in dem Condolenzschreiben vom 2. December 1780, welches ein Muster diplomatischen Taktes, seiner Form und sehr passend ausgedrückter Anerkennung für die Verstorbene enthält, stellt sie sich ganz auf den Fuß der Gleichheit und inaugurirt die wirkliche Thronbesteigung des Kaisers mit dem bedeutungsvollen Glückwunsche einer wirklichen Kaiserin!

Ritter von Arneth hat in dem Briefwechsel Maria Theresia's und Josephs II. eine treffliche Illustration der Zeitgeschichte des achtzehnten Jahrhunders geliefert. Er hat uns die großen Hauptfiguren des historischen Drama's bei Weitem näher gebracht und über die Verwickelungen der letzten Regierungsjahre Maria Theresia's und über die Katastrophe Joseph's II. ein neues Licht ausgegossen. Dieses Verdienst bleibt Herrn von Arneth gewiß unbestreitbar. Eine Menge interessanter Einzel-

heiten findet sich außerdem in den drei Bänden des Werkes zerstreut und ist durch die oft sehr lehrreichen Anmerkungen des Herausgebers vermehrt worden. Die Belesenheit Arneth's in der Personalchronik der österreichischen Aristokratie trägt hier reichliche Frucht und erleichtert wesentlich das Verständniß. Manche Daten, zumal des dritten Bandes, rufen Ereignisse unserer eigenen Zeit lebhaft in die Erinnerung zurück. So mag vielleicht nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß der Erbauer und erste Festungs-Commandant von Theresienstadt in Böhmen (Grundsteinlegung am 4. October 1780) ein Oberst Freiherr Karl Nikolaus von Steinmetz gewesen ist. Leider kommen jedoch hin und wieder Ungenauigkeiten in Arneth's Anmerkungen vor. Die Prinzessin Sophie Dorothea von Würtemberg, spätere Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland, ist nicht, wie Arneth Seite 266 des III. Bandes angiebt, im Jahre 1801, dem Todesjahre ihres Gemahls, Kaiser Paul's I., sondern erst 1827 unter Nikolaus' Regierung gestorben. Mann und Frau sind von Arneth verwechselt. Desgleichen scheint er S. 13 des I. Bandes die beiden preußischen Generale von Fink, den Besiegten von Maxen und den Gefangenen von Torgau, von denen Letzterer ein bloßer Brigade-General war, der schwerlich die nähere Aufmerksamkeit des Kaiserpaares erregen konnte, mit einander verwechselt zu haben. Indessen solche kleine Irrthümer kommen angesichts einer im Ganzen so hervorragenden Leistung kaum irgendwie in Betracht. Mit Recht ist zu erwarten, daß die Geschichtschreibung von Arneth's Briefsammlung den ersprießlichsten Vortheil ziehen und ebenso der Wunsch gerechtfertigt, daß das große Publikum dem bedeutsamen Stoff jener hier niedergelegten Zeitgeschichte ernste Aufmerksamkeit schenken werde.

Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Ernest Renan über Deutschland und Preußen.

Unter dem Titel „Questions contemporaines" hat Herr Ernest Renan eine Sammlung von theils wissenschaftlichen und theils politischen Aufsätzen und Vorträgen herausgegeben, die seit zwanzig Jahren von ihm durch den Druck in Zeitschriften oder durch öffentliche Rede, publizirt wurden. Es befindet sich darunter auch die berühmt gewordene Eröffnungsrede seines Cursus über die semitischen Sprachen im Collège de France, um derentwillen er vor einigen Jahren seine Universitäts-Professur verloren hat. Auch von Deutschland ist in dem Buche viel die Rede. Renan verheißt unserem Vaterlande eine große Zukunft; er ist ein begeisterter Anhänger der deutschen, freien Forschung, der deutschen Wissenschaft und der deutschen Geisteswaffen, die, wie er sagt, auch die besten Wälle des deutschen Landes bilden. Speziell über die „berechtigten Eigenthümlichkeiten" Preußens spricht er Ansichten aus, welche man von dem Haupte der Lichtfreunde, der unbedingten freien Forschung in Frankreich, kaum erwartet hätte. Wir lassen nachstehend eine Stelle aus der dem Buche vorangeschickten Einleitung Renan's folgen:

„Das unerwartete siegreiche Auftreten Deutschlands auf dem großen europäischen Schlachtfelde hat die Idee geweckt, die Waffen und die Militär-Institutionen, die eine so große Ueberlegenheit herbeigeführt, anderwärts nachzuahmen. Was die Waffen betrifft, so ist nichts leichter, als dies; schwerer dagegen ist die Nachahmung der Militär-Institutionen. Hüte man sich, Wirkungen zu erwarten, wo die Ursachen fehlen, Früchte, wo man keinen Baum gepflanzt. Die preußische Organisation ist die Frucht eines Volksgeistes, welchen hohe politische Weisheit seit langer Zeit gepflegt hat. Diese Organisation nachahmen ohne ihre geistige Grundlage, wäre unklug. Man könnte leicht unter anderen Verhältnissen ganz andere, ja entgegengesetzte Erfolge derselben Institutionen erzielen. Was wirklich nachzuahmen wäre, das sind die deutschen Schulen, die deutschen Universitäten, die sittliche Erziehung Deutschlands, die deutsche Art, religiöse Fragen zu behandeln. Als der Freiherr v. Stein vom J. 1808 ab die Regeneration Preußens unternahm, begann er damit, Berlin zur intellectuellen Hauptstadt Norddeutschlands zu machen. Fichte wurde Rector der neuen Universität; Männer wie Wolf, Schleiermacher, Niebuhr und Savigny wurden dorthin berufen.

„Die Kraft eines Staates ruht auf zwei Dingen: zuerst auf dem Tugendsinne, dieser großen Quelle des Pflichtgefühls, der Opferwilligkeit und der angeborenen sittlichen Macht, welche die edeln Geschlechter, als ein Erbtheil ihrer Vorfahren, in sich tragen, und sodann auf der wissenschaftlichen Bildung und dem Ernst der höheren Volksklassen. Der Krieg, der in neuerer Zeit ein wissenschaftliches und sittliches Problem geworden, eine Sache der Hingebung und des gelehrten Metiers, ist zuletzt ein gutes Kriterium zur Beurtheilung einer Rasse. Ein Volk ohne Aufschwung, ohne sittliche Erhebung, ohne Liebe zu seiner Regierung, wird des schrecklichen Kriegsspieles sehr bald überdrüssig sein. Andererseits wird der Geist, der die Materie beherrscht, und der demnach die besten Perfections-Waffen liefert, mehr und mehr die Völker, die ihm dienen, zu Herren der Situation machen. Die wissenschaftlichste Nation, welche die besten Mechaniker, die besten Chemiker, die selbstlosesten, nicht am Schlendrian hängenden Offizier-Corps besitzt, wird auch die bestbewaffnete sein. Die Barbarei, d. h. die brutale, geistlose Gewalt, ist für immer besiegt.

„Der definitive Sieg wird demjenigen Volke zu Theil, welches das bestunterrichtete und sittlichste, d. h. das am Meisten vom Pflichtgefühl durchdrungene und opferwilligste ist. Dasjenige Land, welches in der raschesten Zeit die meisten für die gemeinschaftliche Sache bewaffneten Bürger herzustellen vermag, dasjenige Land, welches sein Ausgabe-Budget am Leichtesten deckt, welches die meisten Resultate durch die wenigstmöglichen Hilfsmittel erreicht, dasjenige Land, das, ohne sich dessen zu schämen, das göttliche Recht, und ohne Neid die Ungleichheit der Stände unterstützt, dasjenige Land, das nicht daran denkt, sich gegen seine nationale Dynastie aufzulehnen, ist das großsinnigste, das aufgeklärteste und wird endlich auch das freieste werden. Die Eitelkeit, der man den schönen Namen Ehre beilegt, die Eifersucht, jener Stachel der übertriebenen Freiheitsliebe, ist zu ohnmächtig, um Großes zu vollbringen — selbst in einer geistvollen, an Hilfsquellen reichen Nation. Große Dinge vollbringt man nur mit Hilfe der Wissenschaft und des Tugendsinnes. Glaubt mir, der beste Patriot ist derjenige, der Euch den Ernst, den geistigen, sittlichen Fortschritt predigt, und nicht derjenige, der, um seine Beredtsamkeit und Geschicklichkeit zu zeigen, mit den Geschicken seines Vaterlandes spielt."

Die Frauenbildung und die Frauenfrage in Frankreich.

Wir erwähnten kürzlich, daß der vom Bischof von Orleans, Dupanloup, angegriffene Unterrichtsminister, Herr Duruy, neben andern Kundgebungen, die sich zu seinen Gunsten erhoben, auch einen beredten Vertheidiger gefunden in dem geistreichen Feuilletonisten des Journal des Débats. Diese für den höheren weiblichen Unterricht in Frankreich eingelegte Lanze hat dem Feuilletonisten nun eine ganze Reihe von Briefen eingetragen, in welchen Frauen Danksagungen und Fragen an ihn richten und ihn bitten, „der heiligen Sache" nach allen Richtungen hin seine Feder zu widmen. In Form eines Antwortschreibens an eine seiner Korrespondentinnen, welche sich in besonders eingehender Weise über die Materie verbreitet hat, kennzeichnet er deshalb in einem Feuilleton den Standpunkt, den er zu der ganzen Frage einnimmt. Der Artikel ist mit vielem Geiste geschrieben, und wenn er auch für uns, die wir uns schon viel und eingehend mit der Sache beschäftigt, nicht gerade neue Gesichtspunkte enthält, so gewinnt er doch durch den Umstand, daß die Frage von Frankreich aus in einem Sinne behandelt wird, wie das bisher hauptsächlich nur in England und Deutschland geschah, ein besonderes Interesse, weshalb wir ihn im Nachfolgenden auszüglich mittheilen.

Der Verfasser beginnt mit einer ironischen Danksagung an Herrn Dupanloup, der ihm, wenn auch wider seinen Willen, Gelegenheit verschafft habe, so viele Beweise zu erhalten, welches Interesse intelligente Frauen an der Frage nehmen. Er habe einer solchen Ermuthigung sehr bedurft, um zurückzukommen auf ein Thema, das die Männer aufzubringen, die Frauen zu langweilen pflege und wende sich jetzt, da ihm von Einer Seite Beruhigung geworden, nur nach dieser, an seine Leserinnen. Daß die Männer sich nicht mit seinem Artikel befaßten, dessen dürfe er sich jetzt versichert halten; sie wären zu sehr von ihren politischen Diskussionen absorbirt und schienen nicht im Entferntesten daran zu denken, daß diese irgend etwas gemein haben könnten mit der Frage der weiblichen Erziehung. Und doch habe jeder Deputirte eine Mutter gehabt, und liege der Gedanke so nahe, daß die in den jetzt grau gewordenen Köpfen wurzelnden falschen Ansichten und Vorurtheile, die zu den heftigsten Debatten Anlaß geben, denselben zuerst eingeflößt wurden auf den Knieen und durch den Mund der Mutter.

Was die Frauen anbetreffe, so gehöre immer ein gewisser Grad von Unerschrockenheit dazu, Protest zu erheben gegen die systematische Unwissenheit, zu welcher man sie verdamme, und Unerschrockenheit sei eine Tugend, die ebenso selten bei dem einen, wie bei dem andern Geschlechte. Die Indifferenz der Frauen gegen ihre eigene Sache sei, so strafbar sie auch auf den ersten Blick scheine, doch zu entschuldigen, da man den Werth einer Sache, die man nie besessen, nicht schätzen und ihren Mangel nicht empfinden könne. Aber selbst unter denen, welche die Vortheile eines höheren Unterrichts zu schätzen wüßten, wären Viele, die deshalb nicht dafür auftreten, weil sie fürchten, für anmaßend zu gelten, während Andere, welche durch einen beharrlichen Willen sich selbst über das Niveau des Gewöhnlichen erhoben hätten, mit Verachtung auf weniger energische Charaktere blickten und sprächen: „Jede Frau, die lesen kann, vermag sich selbst zu unterrichten."

Der Artikel weist nach, daß man damit von jungen Mädchen eine Willensstärke, eine uneigennützige Hingabe an das Studium verlange, welche man vielleicht unter tausend männlichen Studenten einmal bei Einem finde. Von der andern Seite vermag der Verfasser es aber auch den Frauen nicht zu sehr zu verargen, die sich nicht „hervorthun" mögen, denn es wären im Allgemeinen doch immer schöne, zarte Naturen, bei denen die instinctive Abneigung gegen ein öffentliches Auftreten zu stark sei, um von dem Gefühle der Pflicht besiegt zu werden.

„Sie sehen, mein Fräulein", wendet er sich an seine Correspondentin, „ich würdige die Anstrengungen, die Sie zur Ermuthigung eines armen Feuilletonisten gemacht haben, nach ihrem wahren Werthe." Trotz dieser Artigkeit kann er sich nicht dazu verstehen, ihr auf den Weg zu folgen, wohin sie ihn führen will, da ihm der vorgeschlagene Kreuzzug in mehr als Einer Hinsicht bedenklich scheine.

Zuvörderst hält er für völlig müßig und nur geeignet, Verwirrung und Erbitterung zu erregen: eine Diskussion über die Kraft und Tragweite des weiblichen Geistes im Vergleich zum männlichen. Es handele sich nur darum, festzustellen, ob die Frau überhaupt ein bildungsfähiges Wesen sei, eine Behauptung, der heutzutage wohl Niemand, nicht einmal ein Bischof, mehr zu widersprechen wage. Sei dies aber constatirt, so habe die Frau das gleiche Anrecht auf die bestmögliche Erziehung wie der Mann, und im Interesse der Gesellschaft liege es, ihr eine solche angedeihen zu lassen. Es komme wenig darauf an, ob die Frau hinsichtlich ihrer intellectuellen Begabung unter, über oder neben dem Manne stehe; es genüge zu wissen, daß die, welche geistige Ausbildung erhalten, der überlegen sei, die derselben ermangle, um das Recht des gesammten Geschlechtes auf höheren Unterricht festzustellen. Allerdings sei es schwierig, um nicht zu sagen unmöglich, im Voraus die Einwirkungen zu würdigen, welche eine allgemeine Kultur des weiblichen Geistes auf die Bildung der Gesammtheit ausüben werde, da man bis jetzt keinen Maßstab dafür habe; dies sei jedoch durchaus kein Grund, überhaupt keine Versuche in dieser Richtung anzustellen.

„Erlauben Sie mir einen darauf bezüglichen Vergleich," fährt der Feuilletonist fort. „Viele Leute stellen die Ansicht auf, die linke Hand vermöge einen ebenso hohen Grad von Geschicklichkeit zu erlangen, wie die rechte Hand, wenn man jene nur fortwährend in derselben Weise übte, wie diese; von anderer Seite wird dagegen behauptet, da der beinahe universelle Instinct die Menschen zum vorzugsweisen Gebrauch der rechten Hand leite, so müsse man glauben, die Natur selbst habe diese Einrichtung getroffen. Die Letzteren führen zur Unterstützung ihres Argumentes Gebrauch und Herkommen an, die Ersteren nehmen als Beweis für ihre Behauptung das Beispiel der sogenannten „linken" Leute in Anspruch, gleichen also Denjenigen, welche auf die berühmten und bedeutenden Frauen aller Zeiten und Länder hinweisen. Mag man nun der einen oder der andern Ansicht sein, so würde man doch einen Menschen für wahnsinnig erklären, der freiwillig auf den Gebrauch der einen Hand verzichtete, weil es ihm nicht klar bewiesen ist, ob er, wenn er sich beider in ganz derselben Weise bediente, eine gleich große Geschicklichkeit der linken und der rechten Hand erlangen würde. Man würde jedenfalls gut thun, den Versuch zu machen; die linke Hand thut eben, was sie kann und ist in ihrer Art vielleicht ebenso nützlich, wie die rechte."

Mit dieser geistreichen Parallele glaubt der Schreiber einen Theil des Briefes seiner Correspondentin erledigt zu haben; ihr Brief ist aber, wie er sagt, so „buschig", daß er ein wenig darin „roden" muß, um Raum für seine ferneren Antworten zu finden, denn sie spricht von den Engländerinnen und Amerikanerinnen im Vergleich zu den Französinnen, von der männlichen Tyrannei

im Alterthume, von der Erziehung zum Gewerbebetriebe, von den politischen Rechten der Frauen u. s. w. Allerdings viel auf einmal; der Antwortende weiß sich jedoch ganz gut aus der Affaire zu ziehen.

Er lehnt jeden Vergleich als häufig verletzend und fast immer ungerecht ab, erklärt sich in Bezug auf die Amerikanerin für incompetent und will den Unterschied zwischen der Französin und Engländerin weniger in ihrer Jugend-Erziehung, als in ihrer Lebensweise, nachdem diese Erziehung vollendet ist, wie man zu sagen pflegt, und in der Verschiedenheit der nationalen Sitten finden. Die Engländerin lese viel und gute Bücher, die Französin wenig und nicht immer mit Auswahl, die Engländerin heirate nach Wahl und Neigung, die Französin folge den Bestimmungen der Familie und der Convenienz, und der Gatte, welcher die Engländerin aus Liebe geheiratet, sei natürlich mehr geneigt, ihren Geist weiter zu bilden und sie an seinen ernsten Arbeiten theilnehmen zu lassen, als der, welcher der Französin nur ihres Heiratsgutes halber seine Hand gereicht. Habe Frankreich England etwas zu beneiden, so sei es nicht die Erziehung, welches Letzteres seinen Töchtern gebe, sondern die Kraft und Ausdauer, mit welcher man von allen Seiten gegen die Unvollständigkeit und Lückenhaftigkeit dieser Erziehung zu Felde ziehe; darin liege ein großer Vorsprung, die Gewähr einer viel näher bevorstehenden Abhilfe.

Indem er von England spricht, findet der Briefsteller es ganz natürlich, auch ein Wort über die politischen Rechte der Frauen zu sagen. Er bespricht und beleuchtet die von Stuart Mill vor dem Parlamente vertheidigte Petition der Frauen um Verleihung des Stimmrechts, findet, daß dieselbe eine achtungsvollere Behandlung erfahren, als sie in den französischen Kammern zu gewärtigen hätte, und daß sie immerhin eine ansehnliche Minorität erlangt habe. Bei der Stellung, welche die Frauen in England einnehmen, wo sie den Thron besteigen, die Pairswürde erlangen können und als Actionairinnen berechtigt sind, bei der Wahl des Directors der Bank von England mitzustimmen, wo sie überhaupt bereits schon länger eine größere öffentliche Thätigkeit als in irgend einem andern Lande Europa's entfalten, hält er auch die Verleihung des Stimmrechtes an die Frauen Englands nur für eine Frage der Zeit. Daran anknüpfend, gesteht er zu, daß in Frankreich, das das allgemeine direkte Stimmrecht besitze, theoretisch noch weniger ein rechtlicher Grund existire, die Frauen von der Wahlurne fern zu halten, als in England, wo nach dem Census gewählt werde, daß er aber in der Praxis doch dringend wünsche, diese Neuerung möge seinem Vaterlande noch fern bleiben, so lange fern bleiben, bis die Erziehung seiner Frauen eine andere geworden. Ließe man heute die zehn Millionen Französinnen wählen, so steuerte man direkt auf die Theokratie zu. „Nein, nein", schließt er, „wir haben schon Cardinäle genug im Senat!"

Indem der Verfasser alle übrigen Bemerkungen seiner Correspondentin, da sein Brief schon eine bedeutende Länge erreicht hat, auf sich beruhen läßt, will er nur noch Einen Punkt besprechen: die Ausbildung der Frau zur gewerblichen Thätigkeit. Er fühlt sich dabei verpflichtet, die Männer gegen den Vorwurf zu vertheidigen, als sei ihre Abneigung gegen die gewerbliche Ausbildung der Frau niedrige Heuchelei, als habe sie verächtliche, beschränkte Motive. Bei der Mehrzahl der Männer entspringe diese Abneigung vielmehr aus einem Gefühle der Ritterlichkeit; der Gedanke, die Frauen arbeiten zu sehen, sei ihnen unerträglich, und man könne alle Tage Beispiele davon wahrnehmen, daß Männer sich vollständig hinopferten, nur um den Frauen ihrer Familie ein angenehmes müßiges Leben zu bereiten. Ferner könnten sie, die ein Leben aufreibender Thätigkeit führten und sich oft genug nach einem stillen beschaulichen Dasein sehnten, nicht begreifen, daß Frauen sich in einem solchen Leben nicht wohl fühlten, sich langweilten, nach Beschäftigung verlangten, und endlich sei es bei ihnen traditionell, daß die Frau diese Beschäftigung ja vollständig in ihrer Häuslichkeit finde. Sie wüßten nicht, welche Veränderungen die Zeit hervorgebracht habe, und daß die moderne Wirthschaft heutzutage für eine denkende Frau nur einen sehr kleinen Theil des Tages in Anspruch nehme.

Zum Schlusse dieses echt französischen Raisonnements, in welchem wir Anklänge an Michelet's „les Femmes" und „l'amour" zu finden glauben, bittet der Schreiber, man weiß nicht recht, ob im Ernst oder im Scherz, um etwas Nachsicht für die armen Männer, versichert, sie würden schon mit sich reden lassen, die Frauen dürften sie nur nicht vor den Kopf stoßen, müßten vielmehr ihre mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheile hübsch schonen. „Wenn Sie mit den Männern denselben Weg gehen wollen", schließt er, „so lassen Sie ihnen immer den Vortritt, geben Sie sich das Ansehen, als sei es Ihnen eine Ehre zu folgen. Weit entfernt Ihren kleinen Erfolgen Hindernisse in den Weg zu legen oder neidisch darauf zu sein, werden Sie sehen, daß sie gut und dienstfertig gegen Sie sind und sich beeifern, Ihnen die Wege zu ebnen."

Wir bekennen, daß die Abhandlung viel Wahres enthält, daß wir ihr fast in allen Punkten, auch von unserem deutschen Standpunkte, zustimmen, wenn auch dies und jenes eben nach unseren Verhältnissen zu modificiren wäre. Was uns aber nicht gefällt, ist der leichte spielende Ton, der so häufig zum Durchbruch kömmt und der uns einer so ernsten Angelegenheit nicht würdig scheint. Es ist aber freilich ein französisches Feuilleton, und leider giebt es nicht nur in Frankreich noch sehr viele Männer, die da glauben, wenn sie von und zu Frauen sprechen, dürfe eine andere Tonart nicht angeschlagen werden.

Schweiz.

Die amerikanische Union und der Schweizer-Bund.*)

Der amerikanischen Verfassung haben die ausgezeichnetsten Staatslehrer Deutschlands, Englands und Frankreichs eine besondere Beachtung geschenkt und die Kenntniß derselben durch treffliche Schriften gefördert. Wir erinnern an die Leistungen von Mohl, Trollope, Tocqueville, Laboulaye, Duvergier de Hauranne u. A. Während sie meist das Verhältniß der amerikanischen Republik zu den europäischen Monarchieen in's Auge gefaßt haben, hat ein Schweizer, der Professor Rüttimann, in der unten genannten Schrift es versucht, die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche zwischen den beiden äußerlich einander so fern liegenden und in so ungleichen Verhältnissen befindlichen Schwester-Republiken der neuen und der alten Welt bestehen, aufzusuchen und nachzuweisen. Eine solche Vergleichung ist um so lehrreicher, als man an verwandten Organismen am

*) Der nordamerikanische Bundesstaat, verglichen mit den politischen Einrichtungen der Schweiz. Von Professor Rüttimann. Erster Theil. Verlag von Orell, Füßli u. Comp. 1867.

Besten das Wesen und den Entwickelungsgang derselben erkennen kann. Von dem trefflichen Werke ist bis jetzt nur der erste Theil erschienen, das formelle Bundesrecht beider Bundesstaaten, in zwei Büchern, enthaltend, und zwar giebt das erste Buch die geschichtliche Entwickelung, das zweite Buch den Organismus der Union und ein Anhang die Constitution der Vereinigten Staaten vom 7. September 1787 nebst den Verbesserungen und Zusätzen zu derselben, englisch und deutsch, und die Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom 12. Herbstmonat 1848 nebst den Abänderungen vom 14. Januar 1866. Der zweite Theil, der noch im Laufe dieses Jahres erscheinen soll, wird das materielle Bundesrecht enthalten, d. h. die den Inbegriff der Bundesgewalt bildenden Befugnisse, das Verhältniß der Bundesstaatsgewalt zu der Hoheit der Staaten oder Kantone und die, die Staatsgewalt in ihrem ganzen Umfange beschränkenden individuellen Rechte. Wir können aus dem reichen Inhalte nur Einiges hervorheben, was gerade für uns Deutsche, die wir einen ähnlichen Umwandlungs-Prozeß, wie einst die Amerikaner und die Schweizer, von dem früheren Staatenbunde in den Bundesstaat theils schon durchgemacht haben, theils noch durchmachen werden, von besonderem Interesse sein dürfte.

In der Form des Bundesstaates sieht der Verfasser die Lösung des ebenso wichtigen, wie schwierigen Problems, eine unbestimmte Anzahl von Völkern in gewissen Richtungen, so weit eben die Concentration ihrer Kraft als Bedürfniß erscheint, zu Einem Volke zu gestalten und ihnen doch in allen andern Richtungen ein reiches Feld der Thätigkeit offen zu lassen, auf welchem sie ihren Eigenthümlichkeiten gemäß frei und selbständig sich bewegen können. Der Bundesstaat, wie er gegenwärtig in Amerika gegen 40 Staaten von ungleicher Größe und Macht zu einer Rechtsgemeinschaft verbindet, in welcher nicht nur der Krieg, sondern auch jede Art der Selbsthilfe als völlig entbehrlich ausgeschlossen ist, und wie er in der Schweiz 25 Kantone, ungeachtet der Verschiedenheit der Nationalitäten, der Glaubensbekenntnisse, der politischen Anschauungen und der materiellen Interessen zu einem politischen Ganzen so vereinigt, daß seine Bürger in glücklichen und geordneten Verhältnissen neben einander leben, ist dem Verfasser ein Vorbild eines dereinstigen allgemeinen Völkerbündnisses des civilisirten Europa's, beruhend auf der Solidarität der gegenseitigen Interessen, die jeden Streit nicht durch Waffen, sondern auf friedlichem Wege auszugleichen gebietet, so daß einst unseren Nachkommen das gegenwärtige Völkerrecht in demselben Lichte erscheinen werde, in welchem wir jetzt das mittelalterliche Fehderecht erblicken. Müssen wir auch gestehen, daß die Verwirklichung so glücklicher Zustände vorläufig noch im Schoße der Götter ruht, so ist doch nicht zu leugnen, daß in der neuesten Zeit auch in Europa die Vernunft der Geschichte zum Unions-Princip drängt.

Ist, nach Plato, das schönste menschliche Kunstwerk ein wohl geordneter Staat und besteht die Schönheit in der Einheit des Mannigfaltigen, so ist das Ideal eines Staates nur in dem Bundesstaate zu verwirklichen. Das Napoleonische Nationalitäts-Princip schließt die Mannigfaltigkeit aus und erstrebt, statt der schönen Einheit, die unschöne Einförmigkeit. Es war auch das Princip der römischen Cäsaren, welche die Völker verschiedener Nationalitäten nur dadurch zusammenhalten konnten, daß sie sie romanisirten, ein Princip, das sich nur durch den vollendetsten Despotismus durchführen läßt, wie er heute in der grellsten Weise in Rußland auftritt. Darum ist es ein besonders glückliches Geschick, wenn, wie jetzt in Deutschland, eine geschlossene Nation, die bisher im lockeren Zusammenhange einen Staatenbund bildete, sich in einen Bundesstaat umwandelt, den ein doppeltes Band zusammenhält, das politische der Union und das natürliche der Nationalität.

Richtig erklärt unser Verfasser den Bundesstaat als einen solchen, der eine größere oder kleinere Anzahl geographisch zusammenhängender Staaten so verbindet, daß sie in gewissen Richtungen die Gestalt des einheitlichen Staates erhalten, während sie im Uebrigen ein selbständiges und getrenntes Dasein fortsetzen. Der Gesammtstaat sowohl, als jeder Gliederstaat hat eine Verfassung, ein Volk und ein Gebiet, Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege, kurz, in Beiden treffen alle Bedingungen eines wahren Staates zusammen. Weder die Schweizer, noch die Amerikaner haben bei der Umänderung ihrer politischen Einrichtungen den Begriff des Bundesstaates zu Grunde gelegt. Die Sache hat sich von selber gemacht; das praktische Bedürfniß hat dahin geführt und erst, nachdem das Werk vollendet war, zeigte die Vergleichung desselben mit dem früheren Zustande, daß das neu geschaffene Werk einem eigenthümlichen Typus entspreche. Die Bildung dieser beiden Bundesstaaten vollzog sich in Uebereinstimmung mit der geschichtlichen Entwickelung der Einzelstaaten, und daher kommt es, daß sie bei aller Aehnlichkeit, doch wieder wesentliche Verschiedenheiten zeigen. Schon in den amerikanischen Kolonieen stand ein Einzelbeamter, ein Gouverneur, an der Spitze der Regierung, und diese Einrichtung war nach der Trennung von England von den Staaten beibehalten worden. Die Uebertragung derselben auf die Union, in der die vollziehende Gewalt einem Präsidenten überwiesen wurde, konnte daher wenig Schwierigkeit machen, und es besteht nun hierin, wie in den meisten andern Punkten, vollkommene Harmonie zwischen den Institutionen der Union und der Einzelstaaten. In der Schweiz wird vermöge der geschichtlichen Entwickelung die vollziehende Gewalt in allen Kantonen von Kollegien ausgeübt. An diese Einrichtung war man so gewöhnt, daß sie sich im Jahre 1848 bei der Berathung der Bundes-Verfassung ganz von selbst zu verstehen schien und eine andere Organisation der vollziehenden Gewalt gar nicht in Frage kam. So erklärt sich die Aufstellung eines Bundesrathes von sieben Mitgliedern, welcher die oberste vollziehende und leitende Behörde der Eidgenossenschaft ist und seine Geschäfte nach Departements unter seine einzelnen Mitglieder vertheilt. In dem deutschen Bundesstaate, dessen Gliederstaaten, mit Ausnahme der drei freien Städte, sämmtlich Monarchieen sind, muß sich natürlich die vollziehende Gewalt, besonders dem Auslande gegenüber, in der Person des mächtigsten Monarchen, des Königs von Preußen, concentriren.

Die Amerikaner bedienen sich mit Vorliebe des Ausdrucks Nation, wenn sie von dem Volke der Union sprechen. Sie sagen, die Regierung der Union sei nicht föderal, sondern national, worunter sie verstehen, daß diese Regierung das amerikanische Volk als Einheit, nicht die Völkerschaften der einzelnen Staaten repräsentiren. Aber Volk und Nation sind nicht gleichbedeutend. Volk ist eine durch Staat und Verfassung zusammengehaltene und organisirte Menschenmenge, Nation ein Inbegriff von Menschen, deren Gemeinschaft auf natürlich angeborenen oder anerzogenen Eigenschaften beruht. In diesem Sinne erscheinen die Amerikaner als eine politische Einheit, als ein Volk, nicht aber als eine Nation, und die Schweizer sind ebenfalls ein Volk, aber keine Nation, da sie vielmehr drei verschiedenen Nationalitäten angehören. Volk und Staat sind Correlata, die sich decken und ohne einander nicht gedacht werden können: ohne Volk giebt es keinen Staat und ohne Staat kein Volk. Der Volkszusammenhang beruht auf der Freiheit, die Nationalität ist natur-

wüchsig. In Amerika hört durch die Aufnahme der Neger die Illusion von dem nationalen Charakter der Union völlig auf. Die Verschmelzung des europäischen und afrikanischen Volkselements ist eine Unmöglichkeit, da die Antipathie gegen das schwarze Blut unbesiegbar ist. Kein Gesetz kann die Verschmelzung gebieten, und wenn sie es gebieten könnte, so wäre die Verschlechterung beider Elemente die natürliche Folge, da sich bekanntlich in der Mischlingsrace die Fehler, nicht die Vorzüge der ursprünglichen Racen forterben. In dem Bundesstaate, der sich in Deutschland zu bilden begonnen hat, fällt der Begriff von Nation und Volk zusammen, und darin liegt die Bürgschaft einer innigeren Verbindung, als durch die bloße Verfassung, wenn einmal das Volk sich in den Bundesstaat eingelebt haben wird.

Weil eben das nationale Band fehlte und nur das äußere Band der Interessen den Norden und Süden der amerikanischen Republik zusammenhielt, mußte auch das äußere Band reißen, sobald die Interessen auseinander gingen, und darin liegen auch die Schwierigkeiten, das zerrissene Band von Neuem anzuknüpfen. Durch den blutigen Bürgerkrieg, welcher vier Jahre lang den Fortbestand der Union in Frage gestellt hat, ist eine Situation herbeigeführt worden, die Niemand hat voraussehen können und für welche in den früher ausgearbeiteten Darstellungen des Bundesstaatsrechts nicht wohl eine Regel gefunden werden kann. Der große Streit über die Reconstruction der Union ist darum noch nicht ausgetragen. Nach der amerikanischen Verfassung stehen die Behörden der Union unmittelbar den Bürgern gegenüber und wirken auf dieselben mit den gleichen Mitteln ein, die in den Einzelstaaten angewandt werden. Es wird soviel als möglich vermieden, Gebote und Verbote gegen die Staaten zu richten. Für die Sphäre, in welcher die Union souverän ist, giebt es gar keine Staaten. Deshalb sagen die Demokraten, daß ein Staat gar keinen Verrath an der Union begehen daß aber auch kein Amerikaner zur Entschuldigung eines an der Union begangenen Verraths sich auf eine von seinem Staate erhaltene Vollmacht berufen könne. Dieser Satz ist bei der Discussion der Frage, unter welchen Bedingungen die Abgeordneten der Südstaaten in das Repräsentanten-Haus und in den Senat zuzulassen seien, von der republikanischen Partei heftig angefochten worden. Auch den Staaten als solchen, haben die Republikaner eingewendet, lege die Verfassung Pflichten auf und räume denselben Rechte ein, welche mit den Pflichten unzertrennlich zusammenhängen. So oft die Staaten sich der Erfüllung ihrer Pflichten entziehen, verwirken sie auch ihre Rechte. Ein Staat, dessen Angehörige sämmtlich durch Verrath des Activbürgerrechts verlustig geworden, könne unmöglich Senatoren und Repräsentanten ernennen und Wahlmänner für die Präsidenten-Wahl aufstellen; ein Staat könne unmöglich ein Feind der Vereinigten Staaten und gleichzeitig ein integrirendes Glied der Union sein. In diesem Sinne habe auch der oberste Gerichtshof entschieden, daß die rebellischen Staaten als solche den Krieg geführt und dadurch alle ihre Angehörigen, die Unschuldigen, wie die Schuldigen, in Feinde der Union umgewandelt haben. Solche Konflicte, wie sie in dem deutschen Bundesstaate vorkämen, wären leicht zu entscheiden. Die Regierungen der Einzelstaaten sind durch Verträge an die Union gebunden. Jeder Verrath wäre demnach ein Vertragsbruch, dessen üble Folgen zunächst die Regierung zu tragen hätte.

Wir fügen noch einige spezielle Bestimmungen in den Verfassungen beider Bundesstaaten, namentlich über Wahlen, Redefreiheit und Diäten der Abgeordneten, hinzu, die zu interessanten Vergleichungen mit den bei uns geltenden Grundsätzen Veranlassung geben.

In der amerikanischen Union werden die Repräsentanten von dem Volke, die Senatoren von den Staaten, und zwar je zwei von einem Staate, gewählt. In der Schweiz wählt das Volk die Abgeordneten in den Nationalrath und jeder Kanton zwei Abgeordnete in den Ständerath, der dem amerikanischen Senat entspricht. In den Vereinigten Staaten können die Repräsentanten nur aus dem Staate gewählt werden, in welchem die Wahl stattfindet; in der Schweiz ist es nicht nur gestattet, Jemanden zu wählen, der in einem anderen Kanton wohnt, sondern es gilt als besonders verdienstlich, wenn die Bürger ihren Blick über die Kantonsgränze hinaus richten. In Amerika sind alle Bundesbeamten, d. h. der Präsident und seine Minister, sämmtliche Richter, alle Post- und Zollbeamten, von der Wahl zu Repräsentanten und Senatoren ausgeschlossen; in der Schweiz können die vom Bundesrathe gewählten Beamten nicht im Nationalrath, wohl aber im Ständerath sitzen; Geistliche sind aus dem Nationalrath, Bundesrath und Bundesgericht, nicht aber aus dem Ständerath ausgeschlossen. In den Verfassungen der Union und der einzelnen Staaten giebt es hierüber keine Bestimmungen, doch pflegen Geistliche nicht gewählt zu werden.

In der Union sowohl, wie in der Schweiz, sind die Wahlen der Volksvertreter directe; doch steht es den Staaten oder Kantonen frei, offene oder geheime Abstimmungen anzuordnen. Es liegt hierin, bemerkt unser Verfasser, eine Schonung der in jedem Staate oder Kanton bestehenden Gewohnheiten und Anschauungen, die ganz dem Wesen eines Bundesstaates entspricht. In der Union hat jeder Staat das Recht, für die Wahl seiner Repräsentanten die absolute oder relative Majorität zu verlangen. In den meisten Staaten begnügt man sich mit der relativen Majorität. In der Schweiz läßt man bei Nationalraths-Wahlen am dritten Wahltage, wenn in den beiden ersten Scrutinien das absolute Mehr nicht herauskommt, das relative Mehr entscheiden. In den Kantonen der deutschen Schweiz hält man an dem absoluten Mehr fest. Mit Recht legt unser Verfasser dem absoluten Mehr nur einen zweifelhaften, mittelst einer Menge von Scrutinien und durch successive Beseitigung der entgegenstehenden Candidaturen herausgekünstelten Werth bei. In Amerika, wie in der Schweiz, werden die Wahlstreitigkeiten in gerichtlicher Form zur Entscheidung vorbereitet. Die Verhandlung gestaltet sich zunächst als ein Prozeß zwischen dem Candidaten, der gewählt worden ist, und demjenigen, welcher auf die Stelle Anspruch erhebt. Das Beweisverfahren findet in Amerika vor den gewöhnlichen Lokalgerichten, in der Schweiz vor der betreffenden Kantons-Regierung statt; die Entscheidung hat die Kammer, in die die streitenden Candidaten gewählt sind.

In der Verfassung der Union sowohl, als in den Verfassungen der einzelnen Staaten findet sich die Vorschrift: „Senatoren und Repräsentanten sollen für das, was sie im Hause sagen, an keinem anderen Orte zur Rede gestellt werden." Hieraus folgt indessen keinesweges, daß die Kongreß-Mitglieder für ihre Reden gar nicht verantwortlich seien. Es steht nämlich jedem der beiden Häuser eine sehr starke Strafgewalt über seine Mitglieder zu nach einem Artikel der Verfassung, der also lautet: „Jedes Haus kann seine Mitglieder wegen ordnungswidrigen Betragens bestrafen und, wenn zwei Drittheile der Stimmen sich hierfür ergeben, ein Mitglied ausstoßen." Unter ordnungswidrigem Betragen (disorderly behaviour) sind in der Regel nur solche Handlungen zu verstehen, welche sich als Verletzung der parlamentarischen Ordnung darstellen; doch hat jede Kammer auch das Recht, ihre Mitglieder wegen jeder anderen Handlung zu bestrafen und auszustoßen. Herr Rüttimann bemerkt hierzu:

„Diese transcendente Gewalt ist allerdings ziemlich bedenklich, und sie könnte in aufgeregten Zeiten von der Mehrheit mißbraucht werden, um die Minderheit zu unterdrücken. Die Amerikaner betrachten aber dieselbe nichtsdestoweniger als unentbehrlich, weil einerseits die Mitglieder des Kongresses nicht, wie alle anderen Beamten vom Repräsentanten-Hause bei dem Senat angeklagt werden können, und weil andererseits den gewöhnlichen Gerichten die Befugniß, Mitglieder der gesetzgebenden Behörden ihrer Stellen zu entsetzen, nicht wohl eingeräumt werden kann. Die Erfahrung zeigt übrigens, daß der Kongreß von seiner Straf-Kompetenz keinen Mißbrauch macht. Die Ausstoßung eines Mitglieds kommt äußerst selten vor. Hingegen sehen allerdings beide Kammern sehr häufig sich genöthigt, einzelne Mitglieder wegen Ordnungswidrigkeiten aller Art mit kleineren Strafen zu belegen. Welch arge Excesse hin und wieder vorkommen, ist bekannt genug." Die Disciplinargewalt der beiden Kammern über das Publikum ist ebenfalls sehr groß; sie können Schuldige durch Verweis oder Freiheitsentziehung bestrafen. In der Schweiz werden etwaige Ausschreitungen der Redefreiheit oder andere reglementswidrige Handlungen durch den Präsidenten des Hauses gerügt, indem er das Mitglied, das sich vergangen hat, zur Ordnung ruft; erhebt dieses gegen den Ordnungsruf Einspruch, so entscheidet die Versammlung. Die gesetzgebenden Körper haben das Recht, die dem Publikum geöffneten Tribünen, wenn die in denselben anwesenden Personen sich ordnungswidrig benehmen, räumen und einzelne Personen, die beharrlich Störungen verursachen, verhaften zu lassen; eine eigentliche Strafgewalt steht ihnen nicht zu. Die Handhabung der Strafgesetze zum Schutze der Behörden und ihrer Mitglieder ist Sache der ordentlichen Gerichte.

In England dienen seit der Regierung Karl's II. die Mitglieder des Unterhauses unentgeltlich. Früher hatte eine Stadt zwei, eine Grafschaft vier Schillinge ihrem Repräsentanten täglich zu bezahlen. Um dieser Last sich zu entledigen, unterließen hier und da einzelne Wahlkreise die Ernennung von Abgeordneten. In der Union schreibt die Verfassung vor: „Die Senatoren und Repräsentanten sollen für ihre Dienste eine Entschädigung erhalten, welche durch das Gesetz bestimmt und aus der Kasse der Vereinigten Staaten bezahlt wird." Es ergiebt sich hieraus der Uebelstand, daß die Mitglieder des Kongresses über die Größe ihrer Emolumente selbst zu entscheiden haben. Ein Gesetz vom 10. März 1796 bestimmte die Entschädigung auf 6 Dollars für jeden Sitzungstag und 6 Dollars Reisegeld für je 20 Meilen Entfernung. Am 19. März 1816 wurde an die Stelle der Tagegelder eine fixe Entschädigung von 1500 Dollars gesetzt, mit der Bestimmung, daß Denjenigen, die unentschuldigt aus einer Sitzung wegbleiben, ein verhältnißmäßiger Abzug gemacht werden solle. Dieser Beschluß brachte eine große Bewegung im ganzen Lande hervor. Das Vertrauen des Volkes zu seinen Vertretern war erschüttert. „Wir haben uns, hieß es allenthalben, in unseren Senatoren und Repräsentanten getäuscht. Welche selbstsüchtige Leute haben wir nicht nach Washington gesandt! Sie sagen, die Tagegelder verlängern die Sitzungen. Wahr! Werden aber nicht die bestimmten Gehalte sie allzu sehr verkürzen, was für die Gründlichkeit der Verhandlungen sehr nachtheilig sein wird?" Dagegen äußerte sich damals Clay in einem Briefe an einen Freund, daß einige der tüchtigsten Mitglieder genöthigt gewesen seien, aus dem Kongreß auszutreten, weil ihnen die mit einem Sitze in dieser Behörde verbundenen ökonomischen Opfer allzu schwer gefallen. Am 22. Januar 1818 kam der Kongreß wieder auf das System der Tagegelder zurück, erhöhte jedoch dieselben, sowie die Reisegelder von 6 Dollars auf 8 Dollars. Dieser Tarif ist für die Reisegelder bis zu dieser Stunde geblieben, ungeachtet derselbe seit der Erbauung der Eisenbahnen unsinnig hoch ist. Es wird geklagt, daß die Reise-Entschädigung hin und wieder von Senatoren bezogen werde, die gar nicht gereist seien. Statt der Tagegelder beziehen die Repräsentanten und Senatoren vermöge eines Gesetzes vom Jahre 1856 jetzt ein Fixum von 3000 Dollars. Für jeden Tag Abwesenheit wird ein Abzug von 8¼ Dollars gemacht. Dies ist aber ungenügend. Es kann Jemand sich erst am letzten Tage präsentiren und 1000—2000 Dollars außer den enormen Reisegeldern für die Sitzung beziehen. So erklärt es sich, daß die Sitzungen sehr schlecht besucht werden. Auch in den einzelnen Staaten erhalten die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers eine Geldentschädigung, die sich aber bei weitem nicht so hoch beläuft, wie diejenige der Kongreßmitglieder.

In der Schweiz erhalten die Mitglieder des Nationalrathes das sehr bescheidene Tagegeld von 12 Franken, wogegen die Reise-Entschädigung von 1 Franc 50 Rappen für jede Wegestunde entschieden viel zu hoch gegriffen ist. Die Feststellung der Entschädigung für die Mitglieder des Ständerathes ist den Kantonen, die sie wählen, überlassen. Die Mitglieder der großen Räthe in den Kantonen beziehen 3—6 Francs Tagegeld nebst einer sehr mäßigen Reise-Entschädigung. In Zürich ist die Bekleidung einer Stelle im großen Rathe ein reines Ehrenamt, wofür weder Tage- noch Reisegelder gezahlt werden.

E. M.

Italien.

Ratazzi über die römische Frage.*)

Herr Urban Ratazzi, der liberale, nach der Garibaldi'schen Katastrophe abgetretene Minister-Präsident Italiens, hat die Rechtfertigung seiner Politik in drei gewaltig langen Reden vor der Florentiner Deputirten-Kammer sich angelegen sein lassen und, wie es den Anschein hat, selber dafür gesorgt, daß diese seine Apologie auch dem deutschen Publikum zugänglich werde. Die drei Reden, die zusammen eine einzige darstellen sollen, sind auf Grund der stenographischen Berichte ziemlich gewandt in's Deutsche übertragen und bieten mancherlei anregenden Stoff zum Nachdenken über die Ereignisse der Jetztzeit.

Rednerisch und parlamentarisch nehmen diese Stylübungen des Hauptes der Patrioten Italiens einen hervorragenden Platz ein. Es ist in der That eine große Kunst entfaltet, die zweideutige Haltung des italiänischen Premiers zu einer einfachen und unschuldsvollen aufzufärben. Ob hierin Ratazzi etwas Dauerhaftes geleistet haben wird, müssen wir dem öffentlichen Urtheil seines Vaterlandes überlassen. Daß er die liberale Partei geschickt bei ihren Stichworten und Lieblingsideen gepackt hat, ist aber desto gewisser und würde manches Bedenken in den Hintergrund drängen, wenn nicht die Intervention Frankreichs eine Thatsache, und zwar eine jetzt schon Monate andauernde, wäre. Bei

*) Die römische Frage. Rede, gehalten in den Sitzungen der italiänischen Deputirten-Kammer am 18., 19. und 20. December 1867, von Urban Ratazzi. Florenz, Hermann Löscher, Leipzig, Carl Friedr. Fleischer, 1868. 88 Seiten 8.

alledem hat freilich der edle Gemahl der bekannten französischen Schriftstellerin, Frau Solms-Bonaparte, die Schwäche und Schlaffheit nicht verdecken können, mit welcher das Florentinische Cabinet dem französischen Bruch des September-Vertrages, den doch die Sendung des Generals Dumont und dessen Heerschau über die Legion von Antibes so scharf markirte, in jenen Tagen begegnet ist. Die parlamentarische Erhitzung des beredten Apologeten kam leider post festum und war äußerst wohlfeil, nachdem man angesichts der ersten Drohungen von Paris das Gewehr in's Korn geworfen hatte. Eine so schmachvolle Geschichte mit einem Firniß von Loyalität, internationalem Konservatismus und höherer Staatsklugheit übergossen zu sehen, macht geradezu einen widerwärtigen Eindruck, der keinesweges durch die Art gehoben wird, mit welcher der feine Diplomat die in Rom's Umgegend eingeleiteten Volksabstimmungen und die versuchten Annexionen zu verschleiern sich bestrebt hat. Des Pudels Kern ist: sowohl gegen Garibaldi, als gegen Frankreich, sowie gegen Rom und die Römer, ist man unaufrichtig gewesen; man hat alle Welt täuschen wollen und hat zuletzt am Meisten sich selbst getäuscht, nämlich in seinen Erwartungen!

T. v. B.

Belgien.

Vereine zum Wohl der arbeitenden Klassen in Gent.*)

Herr F. Laurent, Professor der Rechte in Gent, den Lesern dieser Blätter längst bekannt durch seine „Studien über die Geschichte der Menschheit", ist, in seiner Eigenschaft als Communalraths-Mitglied jener Stadt, auch ein thatkräftiger Freund der arbeitenden Klassen. Durchdrungen von dem sittigenden Einflusse des Sparsystems, hat er Ende 1866 die Einführung der Sparkassen in die Communalschulen erwirkt; 1867 aber ist er mit dem Vorschlage der Stiftung eines Vereins zur sittlichen Hebung der arbeitenden Klassen hervorgetreten, welchem er zur Erinnerung an einen verstorbenen Menschenfreund in Gent, den Namen „Verein Callier" gegeben hat. Dieser Verein ist seit Mitte 1867 in voller Thätigkeit; sein Grundprinzip ist die Förderung der Sparsamkeit im Arbeiterstande mittelst der Ausgabe und Vertheilung von Sparkassen-Büchern und Heranziehung der jugendlichen Arbeiter an die Communalschulen und Fortbildungs-Anstalten. Erwägt man, daß die Arbeiter-Bevölkerung von Gent 75,000 Seelen zählt, so bekommt man einen Begriff von der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens. Im Laufe des Jahres 1867 haben 1299 Arbeiter-Familien von diesen Vereins-Ersparnissen Nutzen gezogen. Auch ist der Besuch der Fortbildungs-Anstalten (écoles d'adultes) ein erfreulicher gewesen. Leider bietet der furchtbar erbitterte Kampf zwischen der liberalen und der klerikalen Partei Belgiens für alle sozialen Fortschritte das stärkste Hemmniß. Will die Erstere nicht bloß materielle Erfolge erzielen, so muß sie vor Allem die Geistesbildung des Arbeiters in's Auge fassen, Kopf und Herz anzuregen suchen, weshalb die Errichtung von Volks-Bibliotheken ein Haupterforderniß der sittlichen Hebung des Volkes ist. Doch hiermit nicht genug! Die Volks-Bibliotheken können nur dann geistig erfrischend und sittigend wirken, wenn die Volkssprache, das Herzblut der Nation, im weitesten Umfange zur Geltung gebracht wird. Ertheilung allen Volksunterrichts in vlamischer Sprache, Pflege der vlamischen Literatur und zumal des vlamischen Volksliedes im Arbeiterstande, sowie schonende Rücksicht auf die religiösen Bedürfnisse des Volks müssen wir als unerläßliche Vorbedingung gesunder Zustände empfehlen.

T. v. B.

*) Projet de Société pour la moralisation des classes laborieuses par l'épargne, Gand, 1867. La Caisse d'épargne dans les Ecoles communales de Gand. Bruxelles, 1867.

Baltische Provinzen.

Germanisirung in Posen und Russificirung der Ostsee-Provinzen.*)

Daß die Polen seit einiger Zeit mit ihren gegen Preußen gerichteten Kundgebungen so still geworden sind, ist ein gutes Zeichen für ein freundliches Verhältniß dieses Staates mit Oesterreich. Aus einem Bündniß Beider wider Rußland hoffen sie die Wiederherstellung ihres Reiches hervorgehen zu sehen. Wir beabsichtigen nicht, sie in dieser schmeichelnden Hoffnung zu stören, noch weniger den Preußen unter ihnen ein etwa keimendes Gefühl der Genugthuung oder gar der Freude über diese Eigenschaft zu verleiden, sondern es vielmehr zur größten Stärke anzufachen, wenn wir aus der neuesten Schrift des Herrn W. v. Bock eine Vergleichung der Thätigkeit der preußischen Regierung in Posen und derjenigen der russischen in den deutschen Ostsee-Provinzen auszugsweise hier mittheilen. Der Herausgeber der „Livländischen Beiträge", Herr Woldemar v. Bock, hat in einem in Quedlinburg, seinem jetzigen Aufenthaltsorte, gehaltenen und als Broschüre veröffentlichten Vortrage eine solche Parallele gezogen, welche einen schneidenden Gegensatz zu dem Verfahren der beiden Regierungen bietet. Zunächst werden die kirchlichen Angelegenheiten erwähnt.

„Während Rußland seine Russificirungs-Versuche in einem Lande von fast völlig lutherischer Bevölkerung eröffnete mit Proselytenmacherei mittelst materieller Prämien des Glaubenswechsels, durch entschädigungslose Beraubung der lutherischen Kirchen, durch Gewissenszwang verschiedener Art, sowohl vermittelst des Gesetzes über gemischte Ehen, als auch vermittelst strafrechtlicher Verhinderung des Austritts aus der griechisch-orthodoxen Staatskirche und dadurch bewirkte Seelen- und sittenmörderische Verwüstungen auf dem Gebiete der Ehe nicht nur, sondern auch auf dem Gebiete der Sakramente der Taufe und des heil. Abendmahls, sehen wir die Germanisation in einem noch vorherrschend römisch-katholischen Lande von den protestantischen Fürsten Preußens mit so treuer und zarter Schonung des katholischen Kirchengutes und des katholischen Gewissens leiten, daß sie selbst durch wiederholte Aufstände der Polen sich nicht zu Maßregeln der Beraubung und Unterdrückung haben hinreißen lassen." Es ist notorisch, „daß die römisch-katholische Kirche unter keinem römisch-katholischen Fürsten der Erde größerer Freiheit und Blüte sich erfreut, als unter den protestantischen Hohenzollern."

Was die kulturhistorischen „Voraussetzungen" angeht, so sei

*) Wesentliche Verschiedenheit von Bedeutung, Wirkung und Tragweite gleichnamiger Faktoren des öffentlichen Lebens in Preußen und in den deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands. Von W. v. Bock. Berlin, Stilke u. van Muyden.

das Christenthum von Deutschland aus nach Polen, namentlich auch nach Posen gebracht worden, und es sei durch eine deutsche Einwanderung in fünf Perioden die Kultur in allen ihren Zweigen dahin getragen worden. Die Geschichte der Ostsee-Provinzen berichtet bis zur Besitznahme durch die Russen nur von den Zerstörungs-, Raub- und Mordzügen, dagegen von Einführung der Kultur nur durch die Deutschen.

Die preußische Regierung habe seit 1815 darauf die Germanisation, welche sich hauptsächlich von selbst macht, befördert: durch Zerschlagung von Domänen und Verkauf der Stücke an deutsche, aber auch an polnische Bauern, durch Erstehung von Gütern der Polen in Subhastationen und Wiederverkauf an Deutsche, aber auch an Polen; am Wenigsten waren protestantische Käufer auch nur begünstigt. Umgekehrt verschleudert die russische Regierung Domänen-Parzellen ausschließlich an Griechisch-Orthodoxe oder solche, die es werden wollen, und fördert dadurch dennoch die Russification ganz unerheblich.

Welcher Freiheit in der Benutzung der Presse sich die Polen in Preußen erfreuen, während die deutsche Presse in den Ostsee-Provinzen unter der strengsten Censur steht und noch außerdem dem Verbote der Bekämpfung der Moskowiter-Presse unterliegt, ist männiglich bekannt.

Während in Posen bei kaum merklicher Förderung der Regierung der deutsche Bevölkerungstheil langsam wächst und sich jetzt etwa zum polnischen = 6 : 7½, der deutsche Landbesitz aber zum polnischen = 25 : 28 verhält, steht es mit der russischen Bevölkerung in den Ostsee-Provinzen folgendermaßen: Es giebt allerdings mehrere Tausende von Russen, welche vor der russischen Besitznahme der Provinzen sich besonders in den Gränzstrichen und in Riga niedergelassen haben; sie kamen als Flüchtlinge vor den Verfolgungen der orthodoxen Popen; es sind Altgläubige, Roskolniks. Sie suchten und fanden Schutz in dem deutschen Lande. Für die russische Oberherrschaft hegen sie durchaus keine Vorliebe, denn mit ihr kam auch wieder ihre „schmählichste Unterdrückung". Der General-Gouverneur Fürst Suworow, welcher in dem Rufe besonderer Humanität steht, ließ z. B. in den fünfziger Jahren ihr Bethaus in Riga nicht ohne Blutvergießen durch Soldaten erstürmen und berauben.

Da eine Einwanderung von Russen jetzt nicht in erheblichem Maßstabe stattfindet, so haben die russischen Machthaber zum Zweck der Russificirung auf andere Mittel gesonnen. Ein echt moskowitisches wurde von ihnen vor 25 Jahren erwogen: es sollten die Esten und Letten nach Rußland versetzt und an ihre Stelle Russen verpflanzt werden. Der Plan, eines mongolischen Großchans würdig, kam wegen seiner Abenteuerlichkeit, auch wohl wegen seiner Kosten nicht zur Ausführung. Dagegen begann schon damals jene systematische Verlockung der Esten und Letten durch geheime Agenten unter märchenhaften Vorspiegelungen zur Auswanderung nach Rußland. Besonders thätig war der später so berüchtigte Murawiew, als Domänen-Minister, für diese Angelegenheit. Die Verleiteten kamen meistens elendiglich um. Ein gleiches Schicksal hatten die vor wenigen Jahren durch den Jungletten Woldemar in das Gouvernement Nowgorod gelockten Letten aus Kurland. Durch solche Erfahrungen wird die beabsichtigte Entvölkerung des Landes immer schwieriger.

Der Grundbesitz der Ostsee-Provinzen ist fast durchweg in deutschen Händen. Ausnahmen bilden einige unbedeutende städtische und ländliche Besitzthümer von Roskolniken und einige Rittergüter, frühere Domänen, welche der Kaiser an Stockrussen verschenkt hat, und welche seitdem zum guten Theil wieder in deutsche Hände gekommen sind. „Nicht einmal russische Pächter der Krondomänen hat man aufzutreiben vermocht."

Herr v. Bock fährt dann fort, der lediglich zerstörenden Wirksamkeit der russischen Regierung in den Ostsee-Provinzen die wohlthätig schaffende der preußischen in Posen gegenüber zu stellen.

Letztere hat seit 1772 im Posenschen

für Kanalbauten	700,000 Thlr.
für dadurch ermöglichte Ansiedelungen	300,000 „
für Entwässerung an der Warthe . .	620,500 „
Summa	1,620,500 Thlr.

verausgabt.

Die russische habe dem nichts Vergleichendes gegenüber zu stellen.

Preußen hat aus Staatsmitteln 115,229 Morgen des Obra-Bruchs entsumpft; dazu kommen 13,000 Morgen, welche Genossenschaften, die der Staat in das Leben gerufen, trocken gelegt und ebenso 1500 Morgen gute Netzwiesen. In den Ostsee-Provinzen hat man sich allein durch Privat- oder Provinzialmittel nothdürftig helfen müssen.

Posen wird von 328¾ Meilen Chausseen durchkreuzt, von denen 92 Meilen auf Staatskosten, 236¾ Meilen unter Staatszuschüssen erbaut sind. An Eisenbahnen giebt es dort 56 Meilen deren Erbauung meistens gleichfalls Verdienst der Staatsregierung ist. In den reichlich dreimal so großen Ostsee-Provinzen giebt es nur die Riga-Dünaburger Eisenbahn, welche trotz „offizieller Chikanen" von einer Privatgesellschaft erbaut worden ist, an Chausseen nur 35 Meilen, welche „mit weit mehr als der Hälfte ihrer Kosten schwer auf den Provinzen und nur zum kleineren Theile auf den Staatsmitteln lasten." Die Ertheilung weiterer Concessionen und Zinsgarantieen bleibt aus, weil die Russen „jeden materiellen und Kulturfortschritt der Ostsee-Provinzen fürchten und ihn deswegen nach Kräften hindern."

Das überwiegend protestantische Preußen hat sich um die theologische Bildung der katholischen Geistlichkeit Posens, sowie um die katholischen Volksschulen Posens ganz besonders verdient gemacht. Rußland hat erst nach 92 Jahren der Herrschaft, während welcher Zeit es die Zinsen der Stiftung für sich genoß, die protestantische Hochschule Dorpat auf Betreiben der Ritterschaften wiederhergestellt. Die theologische Fakultät derselben hat die Regierung wollen zu einem „Winkel-Seminar degradiren", während Popen, welche an ihr sogenannte griechisch-orthodoxe Theologie vor leeren Bänken lehren, die höchsten Gehälter beziehen. Für die Volksschulen giebt der Staat „nicht einen Kopeken"; sie werden lediglich von den Gemeinden, von den großen Grundbesitzern und Ritterschaften unterhalten. In den „bekehrten" Gegenden dürfen die Proselyten ihre Kinder nicht in dieselben schicken, die Erhellung ihrer Köpfe besorgen die Popen durch Wachskerzenlicht nebst Weihrauch.

In Posen gewährt der Staat der protestantischen Kirche nur einen Zuschuß von 13,605 Thlrn., der katholischen einen von 56,667 Thlrn. Der russische Staat giebt für die protestantische Kirche der Ostsee-Provinzen keinen Kopeken, wohl aber hat er sie eines großen Theils ihrer Einkünfte beraubt, und setzt den Erlaß ihrer Gefälle den Verpflichteten als Prämie ihres Abfalls zum Orthodoxismus.

Wahrlich, eine so brutale Herrschaft-Ausübung, welche gar keine Pflichten, nur Rechte kennt, und welche sich nur auf die Gewalt der Waffen stützt, giebt es nicht wieder! E. K.

Kleine literarische Revue.

— **Eine russische Kritik des Krieges von 1866.***) Der russische Oberst im Generalstab, Herr M. Dragomirov, Professor an der kaiserl. Nikolaus-Militär-Akademie in St. Petersburg, hat über den preußisch-österreichischen Krieg von 1866 eine historisch-kritische Denkschrift herausgegeben die, wie der Verf. gewissenhaft anzeigt, hauptsächlich nach deutschen Quellen, nach vierzehn verschiedenen Schriften bearbeitet ist, die zu diesem Zwecke von Herrn F. A. Feldmann in's Russische übersetzt worden waren. Wir haben also hier wieder die in Deutschland oft, in anderen Ländern aber höchst selten vorkommende Erscheinung vor uns, daß ein aus einheimischen Materialien von einem Ausländer zusammengestelltes Werk der Rückübertragung in die Sprache seiner Quellen für werth erachtet wurde. Inzwischen ist diese Ehre nicht unverdient der vorliegenden Arbeit zu Theil geworden, indem der russische Verfasser überall mit selbständiger, würdiger Kritik zu Werke gegangen und dabei stets den leitenden, nichts weniger als russischen Gedanken vor Augen hatte, „daß diejenige Masse, welche in geistiger Arbeit stark, immer diejenige schlägt, welche darin nur schwach ist.“ Ein ethnographischer Irrthum ist es, wenn der Verf. den Grund der größeren Energie des Preußenthums in dem angeblichen Umstande sucht, daß die preußische Nationalität (die er für wesentlich verschieden von der deutschen hält) „aus einer Ansiedelung von Deutschen auf fremder Erde“ entstand. Der Verfasser verwechselt augenscheinlich die Provinz Preußen mit demjenigen Theile Deutschlands, der den Namen dieser Provinz angenommen hat. Das preußische und das gesammte übrige Norddeutschland sind ebenso identisch in Geist und Charakter, wie in der Sprache und Literatur. Der Norddeutsche besitzt allerdings, vermöge der mehr auf Arbeit und Ausdauer ihn hinweisenden natürlichen Beschaffenheit seines Bodens, eine größere Energie, als der Süddeutsche, aber unter einander sind die Norddeutschen, mögen sie nun Alt- oder Neu-Preußen, Ober- und Nieder-Sachsen, Thüringer, Friesen, Katten, Mecklenburger, Westfalen oder Rheinländer sein, weder an Tapferkeit, noch an Rechtsgefühl (welches Letztere der russische Verf. ebenfalls mit Nachdruck hervorhebt), verschieden. Ein Satz des Verfassers lautet: „Augenblicklich können sich nicht viele Länder Europa's einer solchen Anzahl begabter Männer rühmen, als sie Preußen besitzt, von Bismarck an bis zu seinem Gegner Virchow.“ So schmeichelhaft das auch ist, müssen wir doch im Sinne des heutigen norddeutschen Preußen gegen das Mißverständniß protestiren, das in der Voraussetzung zweier verschiedener Nationalitäten in Deutschland liegt. In seiner Kritik des österreichischen Staates geht der Verf. von einem überall als achtungswerth anzuerkennenden Standpunkte der Rechtsanschauung aus, indem er sagt, daß in dem System der inneren Politik dieses Staates das Mißtrauen wurzle, welches zur Zeit des Krieges alle österreichischen Völkerschaften beherrscht habe. Mit diesem Mißtrauen des Volkes habe das Streben der Regierung, Jeden zu beaufsichtigen und die Massen einzuschüchtern, gleichen Schritt gehalten. Eine Folge davon sei gewesen, daß die österreichische Regierung zuletzt alle Unabhängigkeit in sittlicher Beziehung, alle persönliche Würde des Individuums für ein Uebel erachtet habe. Dies aber hätte unvermeidlich einem sittlich gewappneten, energischen Feinde gegenüber zum Untergange führen müssen.

*) Abriß des österreichisch-preußischen Krieges im J. 1866, von M. Dragomirov. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Berlin, A. Bath, 1868.

— **Tennyson in deutschem Gewande.***) Der Hofpoet und Lieblings-Dichter der Königin Victoria von England, Alfred Tennyson, hat in jüngster Zeit in Deutschland verschiedene Bearbeiter gefunden, die mit redlichem Fleiße bemüht waren, die nicht leichte Aufgabe zu lösen, die ganz eigenthümlichen Schönheiten der englischen Dichtungen dem Leser auch in deutschem Gewande, so viel dies irgend möglich, zum vollen Bewußtsein zu bringen. Unter allen diesen Arbeiten nimmt die von dem bereits mehrfach auch als Uebersetzer rühmlichst bekannten Adolf Strodtmann ausgeführte Uebertragung Tennyson'scher Dichtungen eine hervorragende Stelle ein. Wir finden in dieser Sammlung manche Gedichte, die uns nicht nur im Urtext, sondern auch durch Uebersetzungen bereits bekannt sind, müssen aber aussprechen, daß uns jedes derselben wie eine durchaus neue, ursprüngliche Schöpfung Strodtmann's erscheint und keins die Vergleichung mit dem Original oder mit andern Uebersetzungen zu scheuen hat. Außerdem enthält das Buch eine nicht unbedeutende Anzahl bis jetzt noch nicht übersetzter Gedichte, die vermöge der glücklich getroffenen Auswahl, wie der ihnen verliehenen schönen, ansprechenden Form gewiß viel dazu beitragen dürften, Tennyson nun auch in Deutschland so bekannt und beliebt werden zu lassen, wie er es zu sein verdient.

— **Orographische Karte von Madeira.****) Diejenigen, welche an der Insel Madeira, auf Grund wohlbekannter Ueberlieferungen, ein geschichtlich-poetisches Interesse haben, verweisen wir auf eine in dem Werke von Alice Salzbrunn „Stillleben“***) (vgl. „Magazin“ 1868 Nr. 8) enthaltene anziehende Ausführung. Sollte sich zu diesem ästhetischen Interesse noch ein geographisch-realistisches hinzugesellen, so würde die Anschauung der von Dr. Franz Mittermaier in Heidelberg, nach einem Modell photographisch aufgenommenen, illuminirten und mit ausreichenden Erläuterungen versehenen orographischen Karte dieser in vielfacher Beziehung merkwürdigen und mit allen Reizen der Gebirg- und Thalbildung überreich geschmückten Azoren-Insel anzurathen sein, deren sorgfältig, klar und schön gezeichnete Darstellung wir hiermit allgemeiner Berücksichtigung empfehlen.

— **Abu Telfan.**†) In Kunstwerken verhält es sich mit dem Humor wie mit der Ironie, dem Witze und jedem anderen pikanten Ingredienz: wenn er nicht vollständig zur Sache stimmt, nicht innerlich und organisch mit dem Ganzen verwachsen ist, aus dem Dargestellten selbst ungezwungen und leicht hervorfließt, so haben wir an der würzenden Zuthat ein bedenkliches Zeichen für die stilistische Bildung des freigebigen Autors, des Humoristen, und wir urtheilen mit Recht, daß er besser gethan hätte, die verzierenden Beigaben seines Salon-Quodlibets ganz

*) Tennyson's ausgewählte Dichtungen, deutsch von Adolf Strodtmann. (Bibliothek ausländischer Klassiker.) Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Instituts, 1868.

**) Madeira, dargestellt von Dr. Franz Mittermaier. Darmstadt, G. Junghaus.

***) Bremen, 1868.

†) Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Roman in drei Theilen, von Wilhelm Raabe. Stuttgart, E. Hallberger, 1868.

wegzulassen und den Inhalt seiner Schöpfung mit der einfachsten lactea ubertas so zu geben, wie er ihn in seinen wesentlichen Umrissen concipirt hatte. Ein ohne Rücksicht auf den Werth oder Unwerth der Theile von außen herbeigezogener, mit der ganzen Ueberfülle von Reflexionen und Bildern anspruchsvoll in die Darstellung hineinforcirter Humor wirkt ebenso unangenehm und abstoßend, wie etwa die vornehme, mit Champagner getaufte Frömmigkeit und Devotion modernster Façon, der es bekanntlich auch mehr auf manches Andere, als auf die Sache der Religion und der Humanität ankommt. Umbrarum gratia nulla! — In der vorliegenden romanhaften Ausführung einiger unbedeutenden Irrfahrten und Erlebnisse eines durchgegangenen Wildfangs im inneren Afrika und Europa vertritt unser geschätzter Autor jene Gattung der humoristischen Darstellung, und er macht sie durch eine übertriebene Breite und Weitschweifigkeit, welche stark an die endlos zerfaserte Prosa des alten Wieland erinnert, im Einzelnen wie im Ganzen vollends ungenießbar. Aus tausend ähnlichen Stellen höre man zur Probe nur die eine: „Und die Erde drehte wieder einmal ihre Ostseite der Sonne zu; die Letztere ging Dem, was die Menschen die alte Welt nennen, auf, und es wurde dann auf diesem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege gottlob auch in Europa von Neuem Tag. Mit der östlichen Halbkugel aber drehte sich das Städtchen Nippenburg, welches jedenfalls recht anerkennenswerth war; denn wie jedes deutsche Gemeinwesen hielt es etwas auf seine Selbständigkeit und wußte sich sonst mit Hartnäckigkeit auf seiner Stelle, im alten Recht und Unrecht, zu behaupten."

Konnte der liebenswürdige Humorist nicht kurzweg sagen: „Ein freundlicher Frühlingsmorgen begrüßte mit den ersten heiteren Sonnenstrahlen das gute deutsche Kleinstädtchen Nippenburg"? — Ich dächte!

— **Die Amazone, Novelle von Franz Dingelstedt.***) Die „Amazone", welche uns die neueste, in anderer Form bereits veröffentlichte Novelle von Dingelstedt schildert, ist nicht etwa eine kriegerische Umwohnerin des fernen Thermodon, halbmythischen Andenkens, oder eine, jenem Geschlechte ähnelnde keusche Furie, sondern eine gesunde und anmuthige britische Sängerin von vornehmer Abkunft, welche nach Deutschland übersiedelt, hier ihre künstlerische Laufbahn verfolgt und die Neigung eines genialen und in seinen Beruf vertieften Künstlers, eines süddeutschen Malers, bei näherer Bekanntschaft gewinnt. Der begabte, durch manche großartige Schöpfungen bedeutende und berühmte Künstler fesselt das Herz ebenso durch die lebendige Fülle seines Geistes, namentlich auch durch die anziehende Mittheilung seiner ereignißreichen Jugend- und Bildungs-Geschichte. Das zarte Verhältniß zwischen Beiden entwickelt sich dann, neben manchen unterhaltenden und ergötzlichen Intermezzo's, zu dem erfreulichen Schlusse, den man im Anfange wohl voraussehen konnte. Unter den sogenannten Künstler-Romanen giebt es wenige, welche, die mannigfachsten Lebenserscheinungen abspiegelnd, eine so vielseitige Fülle interessanter und lehrreicher Anschauungen umfaßten, als diese humoristische Schöpfung, in welcher wir — mit Ausschluß vielleicht einer tiefbegründeten Idee von dem Wesen der Kunst — die scharfe und eindringende Beobachtungsgabe, die sichere Klarheit der Entwickelung, die formgerechte, treffende Gewandtheit der Ausführung und Darstellung in gleicher Weise bewundern.

*) Stuttgart, Ed. Hallberger, 1868. Zwei Bände.

— **Uebersetzungen aus dem Schwedischen.** Von den Schriften der Frau Emilie Flygare-Carlén, dieser würdigen Vertreterin der schwedischen schönen Literatur und der weiblichen Geistesarbeit, erscheint jetzt in zweiter Ausgabe eine vollständige Sammlung im Verlage der Franck'schen Buchhandlung in Stuttgart, welche gleichzeitig eine wohlfeile Ausgabe der sämmtlichen Werke von Marie Sophie Schwartz veranstaltet.

— **The British Echo,** heißt ein in Zürich (Verlags-Magazin) jetzt erscheinendes „Monthly Magazine", welches eine Auswahl des Besten aus der neueren englischen und amerikanischen Literatur enthält. Novellen, Reiseskizzen, historische und biographische Essays bilden den Inhalt der ersten uns vorliegenden Nummern.

Literarischer Sprechsaal.

Die Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik der beiden Staatsverbände des neuen Deutschland, des großen Zollbundes und des engeren norddeutschen Bundes, machen eine einheitliche Uebersicht ihrer verschiedenen Kompetenzen nicht bloß für jeden deutschen Staatsmann, Abgeordneten und Verwaltungs-Beamten, sondern auch für Alle, deren materielle Interessen mit denen des einen und des anderen Bundes zusammenhängen, wünschenswerth und nothwendig. Es ist daher ein ganz praktischer, dem Unternehmen einen günstigen Erfolg versprechender Gedanke, den Herr Dr. Georg Hirth durch die Gründung seiner „Annalen des norddeutschen Bundes und des deutschen Zollvereins"*) zur Ausführung bringt, und da das deutsche Zollparlament, dessen Eröffnung die erste nationale Manifestation des gesammten neuen Deutschland bildet, an Wichtigkeit für die Zukunft unseres gemeinsamen Vaterlandes der Thatsache des norddeutschen Bundes weit voranzustellen ist, so beginnen die „Annalen" mit Recht mit einer geordneten Uebersicht der Materialien zu den Berathungen des Zoll-Parlaments. Zunächst wird dieses Parlament gewissermaßen eine konstituirende Versammlung sein, indem der seiner Wirksamkeit als Grundlage dienende Vertrag vom 8. Juli 1867 nicht mit den früheren Zollvereins-Verträgen auf gleiche Linie zu stellen ist, sondern die zwischen Nord- und Süddeutschland vereinbarte Verfassung mit den Grundrechten und Pflichten der Bewohner des neuen Zollbundes bildet — eines Zollbundes, wie er in Nord-Amerika die jetzige Staaten-Union nach Außen hin herbeigeführt hat. An die Stelle des Prinzipes der Vereinbarung und des maßgebenden Veto jedes noch so kleinen Einzelstaates tritt fortan der maßgebende Majoritäts-Beschluß der National-Vertretung und des erweiterten Bundesrathes. In dieser Aenderung allein schon ist ein großer, die künftige Entwickelung im deutschen und freiheitlichen Sinne verbürgender Fortschritt des National-Bewußtseins in Nord- und Süddeutschland anzuerkennen. Ebenso bietet die Verwandlung des bisherigen, kündbaren Vertrages, welcher die bekannten, von Zeit zu Zeit eingetretenen, vom Auslande stets als eine Handhabe der politischen Intrigue und

*) Annalen des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Zollvereins. Herausgegeben von Dr. Georg Hirth. Jahrgang 1868. Heft I. (Der ganze Jahrgang wird aus 8 Heften zu 8—10 Bogen in 4. bestehen und 4 Thlr. kosten.) Berlin, Stilke und van Muyden.

Beeinflussung benutzten, kritischen Momente des Zollvereins herbeiführte, in eine ebenso von den Regierungen wie von den Bevölkerungen genehmigte Verfassung, die Aussicht, daß, wenn sie erst Wurzel im Herzen des deutschen Volkes gefaßt hat, ihre Dauer und Ausbildung auf lange Zeit verbürgt sei. Machen wir in dem vorliegenden Hefte der „Annalen“ mit dem reichen Material uns bekannt, das dem Neubau des großen deutschen Zollbundes zum Grunde gelegt ist, so werden wir uns über den Widerstand nicht wundern, den dieser Neubau in Süddeutschland von gewisser antinationaler Seite gefunden hat.

Die am 12. März stattgehabte Generalversammlung des Berliner „Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ gab Zeugniß von den Fortschritten, welche die Bestrebungen dieses Vereins, der bei seiner Gründung mit den verschiedenartigsten Vorurtheilen zu kämpfen hatte, in der öffentlichen Meinung der Hauptstadt gemacht hat. Die Versammlung war zahlreich von Männern und Frauen besucht; sowohl die gedruckt vorliegenden, als die mündlichen Berichte über die inneren und die finanziellen Zustände des Vereins waren erfreulich, obwohl eine umfassendere praktische Wirksamkeit desselben immer noch erst von der Zukunft erwartet werden muß. Nach dem Vorgange ähnlicher Vereine in England und Nordamerika, traten in der heutigen Versammlung auch Frauen als Berichterstatterinnen auf. Fräulein Knipp, die im Auftrage des vom Verein gegründeten „Victoria Bazar“ die Pariser Weltausstellung besucht hatte, berichtete ausführlich über die Vorzüge und Unterscheidungen deutscher und französischer weiblicher Handarbeiten. An den Ersteren wurde das bessere Material und der Fleiß der Ausführung gerühmt, während sich die Letzteren durch geschmackvollere Formen und Farben bei häufiger Benutzung unsoliden Materials bemerklich machen. Musterzeichnen- und weibliche Kunstschulen überhaupt in Deutschland zu begünstigen, wurde daher von der Rednerin dringend empfohlen. — Fräulein Jenny Hirsch gab darauf in einem trefflich ausgearbeiteten Vortrag eine historische Uebersicht der in neuerer Zeit in den verschiedenen Kulturländern hervorgetretenen Bestrebungen zur Hebung der humanen Bildung und Stellung der Frauen einerseits und des Werthes der weiblichen Arbeit andererseits. Die Rednerin, welche über viele auch in diesen Blättern von Zeit zu Zeit constatirte Erscheinungen auf diesem Gebiete in England, Nordamerika, Frankreich, Italien und Deutschland sprach, hatte sich die Aufgabe gestellt, nachzuweisen, daß die in den gedachten Richtungen jetzt in allen Kulturländern gleichmäßig stattfindende Bewegung kein bloßes Werk vereinzelter, tonangebender Menschen und ihres Einflusses, sondern eine natürliche Consequenz der mehr und mehr zur Erscheinung kommenden Erziehung des Menschengeschlechts, eine Manifestation des Geistes in der Materie sei. Die Anwesenden, die dem Vortrage mit Aufmerksamkeit gefolgt waren, schenkten ihm einstimmig ihren Beifall.

Der in Berlin bestehende „Verein für Familien- und Volks-Erziehung“ hat, zur Förderung seiner edeln Zwecke, durch das Verwaltungs-Comité eines seiner Volks-Kindergärten Zusammenkünfte von Müttern aller Stände des betreffenden städtischen Bezirkes gegründet, die monatlich zweimal zu Besprechungen über Anwendung der Fröbel'schen Erziehungsweise in der Familie stattfinden. Die Vorstände anderer Bezirksvereine in Berlin sind aufgefordert worden, jenen Besprechungen ebenfalls ihre und ihrer Gattinnen Theilnahme zuzuwenden.

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo die Sitte den Frauen bereits viele aktive Stellungen eingeräumt hat, welche ihnen in Europa noch versagt sind, wo es z. B. jetzt kaum noch eine größere Stadt giebt, in welcher nicht eine Dame als Frauen- und Kinder-Aerztin praktizirt und in deren Elementarschulen, für Knaben sowohl als für Mädchen, nicht mehrere Frauen als Lehrerinnen angestellt sind, fängt man auch an, ihnen einzelne Staatsämter einzuräumen. Die Bewilligung politischer Rechte an die Farbigen hat zu dieser Emancipation der Frauen nicht wenig beigetragen. Der logische Schluß der öffentlichen Meinung lautet ganz einfach: Wir können doch unmöglich unseren geistig und sittlich mit uns auf Einer Linie stehenden Frauen das verweigern, was wir den in beiden Hinsichten tief unter dem Niveau der Weißen stehenden Negern bewilligt haben! Miß Harry Beecher Stowe, die durch ihr Volksbuch „Onkel Tom's Hütte“ soviel zur Aufklärung über die durch die Sklaverei herbeigeführten unwürdigen Zustände der Schwarzen beigetragen, hat jetzt auch ein ähnliches, in Amerika vielverbreitetes Volksbuch zur rechtlichen Gleichstellung ihres eigenen Geschlechtes herausgegeben. The Chimney Corner (Die Kamin-Ecke) ist der unscheinbare Titel dieses neuen „Onkel Tom“, aus dem wir nächstens einige Proben in dieser Zeitschrift liefern werden. Im Staate Kansas hat kürzlich die Legislatur den Frauen das politische Stimmrecht bewilligt, und in Folge dessen haben jetzt beide legislative Vertretungen dieses Staates Frauen als ihre Büreau-Beamten und Secretaire angestellt. Auch ist kürzlich dort allen Personen, ohne Unterschied der Farbe und des Geschlechts, das Plaidiren vor den Gerichtshöfen gestattet worden: Warum sollte nicht auch einmal der Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten, so gut wie der Thron des Vereinigten Königreichs, von einer Frau eingenommen werden können?

In der Februar-Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft hielt Herr Spiller einen Vortrag über Planetoiden und Meteorsteine. Beide haben, nach des Redners Ansicht, einerlei Ursprung. Die sogenannten Sternschnuppen enthalten aber nicht das Material zu den Meteorsteinen, auch sind Sternschnuppen und Meteorsteine in ihrer Erscheinung wesentlich verschieden. Sternschnuppen zeigen nämlich vergehendes Licht ohne Detonation und sind höchstens von einem Zischen begleitet; Meteorsteine zeigen dagegen entweder ein vergehendes Licht mit Detonation oder ein bleibendes Licht ohne Detonation; außerdem ist das Licht der Sternschnuppen in der Regel weiß, das der Meteorsteine aber roth. Um nun den im Eingange aufgestellten Satz von dem gleichen Ursprunge der Planetoiden und Meteorsteine zu beweisen, nimmt der Vortragende, indem er die Laplace'sche Theorie über die Bildung unseres Planetensystems verwirft, an, daß die Planeten, von dem entferntesten an, nach und nach durch Abschleuderung von Fluthwellen am bereits tropfbar flüssigen Centralkörper entstanden seien. Auf diese Abschleuderungs-Theorie sich stützend, stellt der Vortragende weiter die Behauptung auf, daß alle bis jetzt entdeckten und noch zu entdeckenden Planetoiden, sowie die Meteorsteine, Bruchstücke eines zwischen Mars und Jupiter befindlich gewesenen großen Planeten sind. Indem dieser Planet durch plötzliche Abkühlung an der Oberfläche einst zersprang, behielten die größten Bruchstücke im Ganzen ihre Entfernung und Gravitation zum Centralkörper bei und wurden so die Planetoiden; die kleineren Bruchstücke der festen Rinde wurden dagegen weit nach allen Richtungen fortgeschleudert, irren im Planetensysteme umher und geben die Meteorsteine.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 4. April 1868. [№ 14.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Minna von Barnhelm's Säkularfeier in Berlin.

Am 21. März 1868 waren hundert Jahre verflossen, seitdem die erste Aufführung von Lessing's „Minna von Barnhelm" in Berlin stattgefunden, und dieser Säkular-Frühlingstag der neuen dramatischen Aera Deutschlands ist von unserer Hofbühne durch die mit einem Festprolog verbundene, sorgsam in Scene gesetzte Aufführung des Stückes gefeiert worden. Der verewigte Professor Preuß hat noch vor kurzem erst daran erinnert, daß diese klassische Dramatisirung der Kriegs- und Friedenszeit des achtzehnten Jahrhunderts in Folge einer mißverständlichen Auffassung der militairischen Würde von Seiten untergeordneter Behörden in Berlin erst fünf Jahre nach Vollendung des Stückes hier zur Ausführung kommen konnte, während die Ackermann'sche Gesellschaft lange vorher bereits „Minna von Barnheim" in Hamburg gegeben hatte. Diese Ackermann'sche Gesellschaft war überhaupt die Verkünderin und die praktische Darstellerin der neuen Lehre Lessing's von der deutschen Bühne und ihrer Befreiung von dem Regelzwange der Franzosen und Gottsched's.

Ebenso, wie bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges „Minna von Barnhelm", so hatte die Ackermann'sche Gesellschaft kurz vor dem Ausbruche desselben Lessing's „Miß Sara Sampson", die erste mustergebende Tragödie der neuen dramatischen Aera Deutschland's, zuerst aufgeführt. Diese epochebeginnende Darstellung fand am 10. Juli 1755 in Frankfurt a. d. O. statt, wohin Lessing gereist war, um den Proben und der ersten Aufführung seines neuen Dramas beizuwohnen, über dessen Aufnahme von Seiten des Publikums und der Kritik der mit Gottschedischem Zopf und französischer Allongen-Perrücke in Frankfurt einherstolzirende Universitäts-Professor Grillo an seinen zopfigen Freund, den Reichsfreiherrn von Schönaich auf Amtitz, den Verfasser eines Heldengedichtes „Hermann, der Befreier Deutschlands", worin der Cherusker-Fürst ebenfalls mit Perrücke und Zopf ausgestattet ist, Folgendes schrieb:*)

„Ich habe mich bisher immer geschmeichelt, Euer Hochwohlgeb. würden doch einmahl unsre Stadt mit Dero Besuche beehren. Ey! wäre es doch in dieser Messe geschehen, so würden dieselben mit einem der größten Gegner haben Lantzen brechen können. Denn ich habe die Ehre, Euer Hochwohlgeb. zu berichten, daß Dero ohnlängst besungener Held Gnissel*) den 9. dieses hier angekommen, um ein von ihm verfertigtes und zu Anfang des sechsten Theiles seiner Schriften befindliches bürgerliches Trauerspiel, Miß Sara Sampson genannt, welches die sich jetzo hier schon seit 3 Wochen aufhaltende Ackermann'sche Gesellschaft zum erstenmahle am 10. hujus, besage hier beigelegter Zettel, hier aufgeführt hat, mit anzusehen und sich öffentlich mit ausklatschen zu lassen. Nach geendigtem Trauerspiel, welches sehr wol soll executirt worden sein und von 4 bis 10 Uhr Abends gedauert hat, hat Madem. Ackermann denen Herren Zuschauern, wie gewöhnlich, gedancket, und den Verfertiger des Trauerspiels (von dem sie zu verstehen gegeben hat, daß er selbst zugegen sei) gar sehr gelobet. Ja man sagt, Herr Gnissel sei Vormittags selbst bei der Probe gewesen und habe den acteurs zu rechte geholfen. Es haben zwar die Meinigen das Trauerspiel nicht mit angesehen, doch haben meine jetzige Tischbursche dies alles bei Tische referiret. Und habe ich jetzo manches Plaisir, weil unter denselben einer und der andere etwas, die meisten aber gar nicht lessingisch sind. Sonderlich ist ein fast 8jähriger Königsbergischer Academicus, ein Cand. Theolog. darunter, welcher schöne Studia hat, auch ein ordentliches Mitglied der dortigen deutschen Gesellschaft ist, und welcher die meriten des gelehrten Herrn Prof. Gottsched zu schätzen weiß und Ihn bei Gelegenheit gegen seine Feinde rechtschaffen vertheidigt. Dieser hält nicht viel von Herrn Lessing. Sein Nahme ist Crichton, eines Königsbergischen Kaufmanns Sohn, von gutem schottischen Adel. Sein seel. Oncle gleiches Namens war ehedem daselbst Oberhofprediger und mein guter Freund, den der Herr Professor Gottsched, welchem ich meine aufrichtige Ergebenheit ohnbeschwerde gelegentlich zu versichern bitte, vermuthlich wird gekannt haben. Wie lange sich Herr Gnissel hier aufhalten wird, und ob er sein Trauerspiel vor seiner Abreise erst noch einmahl wird aufführen sehen wollen, solches wird die Zeit lehren. Unser Frankfurtischer Dichter, der Herr Patzke, hat gleichfalls ein Trauerspiel, die Virginia betitelt, drucken lassen und man sagt, die Ackermann'sche Bande werde es auch aufführen, wenn sie sich nur erst die dazu gehörige Kleidung und Dekorationen wird angeschafft haben."

Also kurz vor Beginn und bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges erblicken wir Lessing's Feuer- und Führer-Zeichen am dramatischen Himmel Deutschland's. Leider hat nur sein großes Feuerzeichen für das deutsche Lustspiel: „Minna von Barnhelm", nicht ebenso glorreiche Folge gefunden, wie seine „Miß Sara Sampson" und sein „Nathan" auf dem Gebiete

*) Herr Dr. med. Löwenstein in Frankfurt a. d. O. hat kürzlich dort über die erste Aufführung von Lessing's „Miß Sara Sampson" einen anziehenden Vortrag gehalten, dem wir die nachfolgende Notiz darüber entlehnt haben. D. R.

*) „Gnissel" (umgekehrt: Lessing), so hatte der Reichsfreiherr in einer von ihm zur Ehrenrettung Gottsched's gedichteten, sehr hölzernen Satire den genialen Gegner des französischen Zopfes genannt. D. R.

des ernsten Dramas und des Trauerspiels. Noch immer steht jenes Lustspiel, das, nach dem Ausspruche Göthe's, „die erste aus dem Leben gegriffene Theater-Production von specifisch zeitgemäßem Gehalte war und deswegen eine nie zu berechnende Wirkung that", allein da in der deutschen Literatur; noch immer, wie zur Zeit Gottsched's, herrscht der jeden sittlichen Aufschwung des Volkes lähmende Einfluß des französischen Geistes auf der deutschen Lustspiel-Bühne; noch immer giebt unser Publikum dem Trivialen und Leichtfertigen, wenn es nur von persönlich treffenden und mehr als zweideutigen Couplets begleitet ist, den Vorzug vor der plastischen, sinnvollen Zeichnung der dramatischen Charaktere. Der Veteran unter den Berliner Theaterkritikern, der zweiundachtzigjährige Professor Gubitz, der kürzlich angefangen hat, seine reichhaltigen Memoiren zu publiziren, sagt: „Was jetzt als Neues auf die (Lustspiel-)Bühne kömmt, das verhältnißmäßig Beste und Gute bis zum Grundschlechten — beinah Alles trägt das Gepräge des Unvolksthümlichen und Gesinnungslosen: es beugt sich dem Französiren und derjenigen Menge, die bei einer geistigen Zählung abzuscheiden ist."

Werden wir das zweite Jahrhundert Minna's von Barnhelm auf unserer Lustspiel-Bühne ebenso trostlos und in Widerspruch mit dem mustergebenden Feuer- und Führer-Zeichen Lessing's vorüberziehen lassen, wie das erste? Hat unser Volk doch gerade in den letzten Jahrzehenden Beweise geliefert, daß es von den sittlichen Bedingungen eines seiner Zukunft sichern Volksthums: von Liebe zur Freiheit und Selbstbestimmung, von Achtung des Rechtes Anderer durch Nichtüberschreitung des eigenen, durchdrungen sei; sollte also nicht auch der Spiegel des Volksthums, die Bühne, die sittlichen Bedingungen ihrer Größe erfüllen können?

Die Lessinge wachsen freilich nicht auf jedem Boden und zu allen Zeiten, aber in einem neuen Jahrhundert sollte und könnte doch auch ein neuer Lessing geboren werden!

Joseph Lehmann.

W. von Willisen: Die Feldzüge der Jahre 1859 und 1866.*)

Daß man im J. 1866 auch in militärischen Kreisen Preußens nicht mit voller Zuversicht dem großen Kriege entgegenging, das bezeugt General von Willisen in seiner Geschichte des Feldzugs. „Ein funfzigjähriger Friede", so schildert er die damalige allgemeine Stimmung, „läßt keine Sicherheit darüber (über den Erfolg) zu; der Feldzug in Schleswig ist kaum als Probe genügend; es war kein großer Krieg wie der, welcher nun vor der Thüre stand. Unser Generalstab ist voller Wissen, aber vom Wissen zum Können ist, besonders was den Krieg angeht, immer noch ein Sprung; so sprach man überall, ja selbst im Heer. Schweigender Ernst, nicht ohne Besorgniß, war auch in ihm die vorherrschende Stimmung. Man war entschlossen, seine Pflicht bis zum Tode zu erfüllen, aber Niemand mochte eine entschiedene Hoffnung auf Erfolg aussprechen. Man traute dem Gegner, der viele Kriege geführt hatte, selbst im Heere mehr Kriegskenntniß zu; nur die Erfahrung lehre ja den Krieg, hatte man der theoretischen Lehre oft entgegengehalten, und die Erfahrung, was man gemeinhin so nennt, hatte nur der Gegner." Indeß, die Kühnheit, mit der man der großen Entscheidung entgegenging, hat gleich nach den ersten Tagen durch die Sicherheit, mit welcher sie es that, ein Vertrauen erweckt, welches auch für die spätere Entscheidung ein sicherer Bürge wurde. Als man nach wenigen Tagen sich Flanke und Rücken gedeckt sah, erweckte sie auch in den militärischen Kreisen das höchste Vertrauen; man fühlte, daß es mit der Kraft drüben, welche ihre Verbündeten so preisgab, wohl nicht ganz so gut stehen möchte, wie man es durch eine geschäftige Lobrednerei hatte glauben machen wollen, und schon als die preußische Armee über die österreichische Gränze ging, hatte sich die anfangs besorgte Stimmung in Siegeszuversicht verwandelt; man fühlte sich an Kühnheit, an Sicherheit des leitenden Gedankens überlegen, fühlte, daß der Gegner den Eindruck annahm, statt ihn zu geben — überall der sichere Verbote des Sieges."

Es sind hauptsächlich vier Feldzüge, welche General von Willisen, (von den Jahren 1848 bis 1850 als Regierungs-Kommissar in Posen zur Verhandlung mit den aufständischen Polen und dann als oberster Befehlshaber des schleswig-holstein'schen Heeres bekannt) in dem vorliegenden Werke geschichtlich und kritisch behandelt: die beiden Feldzüge in Oberitalien 1859 und 1866 und die beiden in Deutschland 1866 in Böhmen und am Main. Von jedem giebt er eine geschichtliche Uebersicht, welche dem Nichtmilitär etwas trocken erscheint, sowie eine Beurtheilung vom Standpunkte der Theorie vom „großen Kriege", welche der Verfasser in seinen älteren Werken aufgestellt hat. In den letzteren Theilen findet denn auch der Laie seine Befriedigung. Herr von Willisen ist ein geistvoller Mann, besitzt dabei eine volksthümliche Darstellungsweise, und diese steht in engem Zusammenhange mit seiner volksthümlichen, politischen Gesinnung, aus der er gar kein Hehl macht, obgleich er das Buch dem Grafen von Bismarck gewidmet und in der Widmung seiner großen „Verehrung" für diesen Staatsmann Ausdruck gegeben hat. Welcher Parteistellung Herr von Willisen angehört, erhellt auch daraus, daß er die Darstellung und Beurtheilung des italiänischen Feldzuges von 1859 zuerst in der „Volkszeitung" hat erscheinen lassen.

Herr von Willisen beschränkt sich als Kritiker, selbstverständlich, nicht auf ein einseitiges Loben oder Tadeln, vielmehr findet er meistentheils Veranlassung zu Beidem. Jedoch dient „der Feldzug von 1866" seiner „Lehre zu ihrer größten Genugthuung", indem „dessen glänzende Führung von preußischer Seite in Deutschland und von österreichischer Seite in Italien ganz geeignet wäre, die Theorie von Neuem an ihnen zu entwickeln, so sehr stellen sich die Begebenheiten hier als Musterfeldzüge für den Angriff und dort für die Vertheidigung dar."

Ueber den Krieg im Allgemeinen, mit besonderer Anwendung auf Deutschland und Preußen, äußerte sich Herr von Willisen im Jahre 1859 (in der „Volkszeitung") folgendermaßen:

„Der Krieg ist der Kampf zweier Völker, bei dem es, wie bei jedem Kampfe, auf zwei Dinge ankommt: auf Kraft und auf die Art und Weise, die Kraft zu gebrauchen. Der Kampf der Völker wird mit Armeen geführt. Es kommt also auf ihre Stärke und auf die Art und Weise an, diese Armeen zu gebrauchen. Die Stärke einer Armee besteht nicht allein in der Zahl der Streiter, sondern ruht mehr noch in dem, was man ihre Organisation nennt, ihre Bewaffnung, ihre Zusammenstellung, ihre Ordnung, ihren Geist. Eine kleine Anzahl Menschen ist noch keine Truppe, eine große Menge noch keine Armee. Es kommt also sehr auf die Bewaffnung, auf die Bewegungsfähigkeit, auf alle die Einrichtungen an, welche es möglich machen, daß die ganze vereinte Kraft auf Einen Zweck ge-

---

*) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1868.

richtet werden kann, was nach vielem Anderen zuletzt nur dadurch möglich wird, daß nur Ein Wille herrscht und alle Anderen unbedingt gehorchen. Der Gehorsam vor Allem macht eine Armee zu einer Armee. Ohne Gehorsam ist eine Armee keine Armee mehr, sondern die furchtbarste Landplage, der Vorbote des inneren, sicheren Unterganges des Staates und gegen den Feind hin dessen sichere Beute. Daher die Strenge, mit der zu allen Zeiten und bei allen Völkern auf den Gehorsam in ihren Armeen gehalten worden ist, bei den freiesten Völkern am Meisten. . . . . Der Gehorsam ist wichtiger noch, als selbst die nächste nothwendige Eigenschaft, die Tapferkeit des Einzelnen.

„Der Gehorsam bringt auch die Tapferkeit in die Truppe, sie fühlt sich mit ihm und durch ihn stark, und wer sich stark fühlt, ist leicht tapfer. Die dritte große und unentbehrliche Eigenschaft des Soldaten ist aber die Genügsamkeit. Der Krieg fordert eine furchtbare Anstrengung von Jedem; er nimmt seine höchsten Kräfte oft bis zur Erschöpfung in Anspruch. Kälte, Nässe, Hitze, Staub, Ermüdung, Mangel jeder Bequemlichkeit, ja oft noch Mangel an Nahrung, das Alles soll nicht nur ertragen, sondern auch willig ertragen werden, und dann noch soll der Soldat jeden Augenblick bereit sein, das höchste Gut, sein Leben, zum Opfer zu bringen. . . . . .

„In dem Maße aber, wie ein Volk der genannten Eigenschaften seiner Heere, wenn sie zum Streite ausziehen, sicher ist, in dem Maße kann es volles Vertrauen haben auf den Ausgang des Kampfes, und ich denke, wir Deutsche können uns in jenen Eigenschaften allen anderen Völkern wohl an die Seite setzen. . . . .

„Ein eben so wichtiges Element der Entscheidung im Kriege bildet aber die Zahl, und besonders dann, wenn, wie es wohl in unseren europäischen Verhältnissen der Fall ist, jene oben besprochenen Elemente der Kraft hier und drüben als ziemlich gleich betrachtet werden müssen. . . . .

„Sehen wir nun aber auf die Zahl, so ist hierbei mindestens eben so wenig als von jenen oben berührten Elementen der Kraft her, irgend eine Besorgniß gerechtfertigt. Deutschland war im ganzen Verlaufe der Geschichte eine ewig unversiegbare Quelle der streitbarsten Männer und ist es heute in Folge einer Menge von vortrefflichen Einrichtungen mehr als je. Die allgemeine Dienstpflicht hat in Preußen das ganze Volk wehrbar gemacht. . . . .

„Wir sehen uns also mit den beiden ersten großen Elementen des Sieges, mit der Zahl und mit einer guten Organisation so gut versorgt, daß wir mit der größten Ruhe allen Verwickelungen entgegensehen können.

„Für die Kraft wäre also vollständig gesorgt; es handelt sich nun freilich um das Wichtigste und Entscheidendste, um die Art und Weise ihres Gebrauchs, um das, was man die Führung nennt, und hier nun giebt es wieder sehr verschiedene Grade, worauf es ankommt, man nennt das die niedere, die höhere und die höchste Führung.“ Indeß auch in diesem „wichtigsten“ Punkte hatte Verfasser schon 1859 Vertrauen zur preußischen Armee, namentlich was die niedere Führung durch die jüngeren Offiziere angeht. Was die höchste betrifft, so stimmte er zwar zu, daß „der Krieg nur durch den Krieg zu erlernen“ sei, aber man braucht ihn nicht erst im Kriege zu lernen. Die großen, entscheidenden Anschauungen, das Geistige, die Regeln der höheren Kunst, die Kunst des großen Krieges ist am Studirtische, hinter Karten und Büchern, in ernster Betrachtung an der Hand der Kriegsgeschichte, unter der Leitung einer gesunden Theorie zu lernen, ja nur da; nur wer den Krieg studirt, wird ihn kennen, ja selbst wer ihn im Kriege lernen wollte, würde ihn doch nur lernen, wenn er ihn da studirte.“

Der Schutz der deutschen Inseln und Küsten der Nordsee.

Die preußischen Waffen haben die schleswig-holsteinischen Herzogthümer, hoffentlich für immer, dem deutschen Vaterlande erworben; jetzt gilt es, die neue Erwerbung vor einem anderen Feinde, dem Meere, zu schützen, das unablässig an der Zerstörung nicht nur der Inseln, sondern auch der Küsten des Festlandes arbeitet. Wie die Vertheidigung der den Meeresangriffen ausgesetzten Länderstrecken am zweckmäßigsten geschehe, das zu zeigen, ist die Aufgabe einer kleinen Schrift: Blicke in die Zukunft der nordfriesischen Inseln und der Schleswigschen Festlandsküste, von Adalbert Baudissin *), einem Manne, der als Eingeborener und Fachkundiger die Naturverhältnisse genau kennt, die Gründe der zerstörenden Gewalt des Meeres wissenschaftlich erforscht und die Mittel dagegen anzugeben sich veranlaßt gefühlt hat.

Das Zerstörungswerk an den Inseln und Küsten der Nordsee hat mit der Zeit begonnen, als der Durchbruch des Atlantischen Oceans durch den englischen Kanal erfolgte. Die Hauptwirkung dieses Durchbruches war, daß die Nordsee seitdem zwei Strömungen hat, während früher nur eine, um Schottland herumkommende Strömung vorhanden war. Bei gewöhnlicher Witterung ist die Wirkung beider auf einander folgenden Strömungen kaum auseinander zu halten. Die Inselbewohner nennen die zuerst durch den Kanal kommende Fluth die Vorfluth und die später nachfolgende die eigentliche Fluth. Treibt nun ein heftiger und anhaltender Südwestwind eine starke Fluth durch den Kanal gegen die Küsten, so füllt diese Fluth das Becken der Nordsee aus; springt dann der Sturm plötzlich nach Nordwest um und zwingt die Strömung, welche um Schottland herumgeht, in die Nordsee herein, so reichen die Gränzen nicht aus, die ungeheuere Wassermasse zu fassen und die Sturmfluth ergießt sich über die Marschen, die sie mit fortreißt. Jede Fluth, deren täglich zwei sind, benagt die Inseln und die Halligen und jede Sturmfluth bringt ihnen Verderben. Von gewaltigen Ueberschwemmungen der Nordsee melden bereits Pytheas und Ephorus, um die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Christo, so daß der Durchbruch des englischen Kanals nicht, wie vermuthet worden ist, im Jahre 110 v. Chr., sondern weit früher erfolgt sein muß. Unser Verfasser nimmt an, daß seit dem Durchbruch des Kanals die zu Schleswig-Holstein gehörenden Marschen an 200 Quadratmeilen Land verloren haben. Er weist an einer chronologischen Uebersicht der verheerendsten Sturmfluthen in historisch bekannter Zeit die ungeheueren Verluste an Land und Menschen nach und kommt zu dem Schlusse, daß jetzt, nach fortgesetzter Zerstörung der Inseln und Halligen, die Gefahr auch an die Marschen des Festlandes herantritt, die selbst durch Deiche nicht geschützt werden, wenn die Wogen nicht mehr eine sanfte Dossirung der Dünen finden, auf die sie auflaufen können.

Zum Schutze der Inseln diente einst die Sandbank, die ununterbrochen von Wangeroog nach Helgoland und von da nach der Spitze von Sylt im Westen der Inseln lag. Könnte diese Sandbank wieder hergestellt werden, so würde sie ein Bollwerk

*) Officielle Ausgabe. Schleswig, A. Specthmann u. Comp., 1867.

draußen im Meere bilden, das die Inseln und das Festland schützte. Da dies aber unmöglich ist, so müssen wenigstens die noch vorhandenen Theile jener einstigen Sandbank erhalten werden, indem man jeder muthwilligen Zerstörung derselben mit aller Energie entgegentritt. Mehr noch als die Sandbänke sind die Dünen ein natürlicher Schutz gegen das Meer. Es giebt sogenannte gedämpfte Dünen, d. h. Sandhügel, die, mit Pflanzen bewachsen, selbst dem Einflusse der stärksten Stürme widerstehen, und Wanderdünen, kahle Sandaufhäufungen, die im beständigen Vorwärtsschreiten begriffen sind und mit der Zeit das bewohnbare Land in eine Wüste verwandeln. Es kommt Alles darauf an, die gedämpften Dünen durch Schonung der Anpflanzungen zu erhalten, die Wanderdünen durch Besäung fest zu machen und an ungeschützten Stellen durch künstliche Mittel die Entstehung neuer Dünen zu befördern. Letzteres geschieht durch Nachahmung der Art, wie die Natur bei der Bildung von Dünen verfährt.

Die mit Sand vermischte Welle trifft den Strand, spült an ihm hinauf und läuft wieder zurück, läßt aber einzelne Sandkörnchen auf dem Strande liegen, sobald sie nur den geringsten Anhaltspunkt finden. Sonnenschein und Wind rauben ihnen ihre Feuchtigkeit und ein leiser Hauch genügt, sie landeinwärts zu treiben, bis sie vor dem sie verfolgenden Winde Ruhe finden. Vor einem festen Körper finden sie diese Ruhe nicht, sondern hinter ihm; daher das Aufwerfen von Wällen zur Abwehr des Flugsandes dem Zwecke nicht entsprechen und nur die Folge haben würde, daß der Sand, über den Wall getrieben, sich hinter ihm ablagerte, mithin die Fläche überschüttete, welche man zu schützen beabsichtigt. Es bedarf aber keiner Wälle, um die Sandkörner vor dem Winde zu schützen, sondern ein Busch, ein Blatt, ein Grashalm genügt, um den Wind an weiterer Verfolgung derselben zu verhindern. Hinter einem Grashalme findet nicht ein, sondern es finden hunderte von Sandkörnchen Schutz. Sie thürmen sich zu einem winzigen Hügel, hinter dem wieder andere Körnchen Ruhe finden, und so bildet sich unvermerkt der erste Anfang einer Düne, die unter günstigen Bedingungen heranwächst. Zur Erhaltung der jungen Düne dient dann der Sandroggen und der Sandhafer, Pflanzen, die mit dem Wachsthum der Düne gleichen Schritt halten, indem sie, je mehr Sand ihnen das Meer zuführt, desto rascher emporschießen und desto tiefere Wurzeln treiben.

Gestützt auf die Erfahrung, wie die Natur die Dünen schafft, hat die preußische Regierung auf der Insel Sylt ihr Verfahren eingeschlagen, die Dünenbildung zu fördern. Der Verfasser giebt davon folgende Beschreibung: „Es wurden sowohl im vorigen, als in diesem Jahre an verschiedenen Punkten der Insel Sylt und zwar an denjenigen, die einem Durchbruche zunächst ausgesetzt schienen, Zäune von Weiden- und anderem todten Busch parallel mit und in gewisser Entfernung von dem Meeresufer ausgeführt. In Zwischenräumen von acht Fuß wurden Pfähle in den Sand getrieben, an diese band man Latten und gegen diese lehnten sich die Reiser, welche in einen zwei Fuß tiefen Graben eingesetzt, etwa 5—7 Fuß über den Strand hervorragten. Der Zaun bildete also eine schnurgerade Linie in angegebener Höhe und seine ganze Stärke bestand darin, daß die Sandkörner, welche der Wind landeinwärts trieb, hinter den einzelnen Reisern Ruhe fanden und sich allmählich zu einer Düne ablagern konnten. Sieben Fuß hinter dem ersten Zaune wurde ein zweiter, und 40 Fuß hinter dem zweiten ein dritter Zaun ausgeführt. Voll Mißtrauen sahen die Insulaner diese Werke entstehen, denn sie meinten nicht anders, als daß man beabsichtige, den Andrang der See durch loses Gebüsch abzuwehren. Als aber der Wind anfing, die Zäune allmählich mit Sand anzufüllen, als diese erst 6, dann 5, 4, 3 Fuß und zuletzt nur einige Zoll aus dem Sande hervorragten, als die See über die Zäune wegging und in unglaublich kurzer Zeit die Zwischenräume von resp. 7 und 40 Fuß total mit Sand anfüllte, als die neu geschaffene Düne bepflanzt und zur Aufnahme neuer Sandmassen hergestellt wurde, als sie eine Dossirung gegen das Meer gewann, welche selbst dem Sturme des 9. November 1866 siegreich trotzte: da mußte selbst der Blödeste einsehen, daß das Meer allerdings Sand und zwar unendliche Massen auswirft, und daß die Natur ein besserer Baumeister ist, als der Mensch. Die Deiche können dem stärksten Sturme Widerstand leisten, wenn man ihnen die erforderlichen Dimensionen giebt; sie gewinnen aber während des Sturmes kein neues Vorland, indeß die Düne Terrain gegen das Meer gewinnt, wenn der Mensch den Fingerzeig benutzt, den die Natur ihm giebt. — Eine im vorigen Jahre angelegte Vordüne bei Kliffsende auf Sylt von 700 Fuß Länge, die durch drei Zäune von je 6 Fuß Höhe gebildet worden war, hatte nach zehn Monaten ihres Bestehens eine Basis von 108 Fuß und eine Höhe von 10 Fuß erlangt; sie hatte mithin eine Dossirung gewonnen, welche jeden Angriff der See auszuhalten vermag."

Hatte die dänische Regierung auch in Bezug auf den Meeresschutz die Herzogthümer stiefmütterlich behandelt, indem sie Alles gehen ließ, wie es eben ging, so hat hingegen die preußische Regierung schon Manches gethan, als es noch sehr ungewiß war, welche Stellung sie zu den Herzogthümern einnehmen werde. Der Verfasser hofft, daß sie jetzt die ausschließliche Verwaltung der Dünen, Sandbänke und Watten in die Hand nehmen und Gesetze zum Schutze dieser Bollwerke, ähnlich den in Holland und Preußen bestehenden, erlassen werde. „Die Beibehaltung des jetzigen Systems würde eine Todsünde sein, die eine deutsche Regierung nicht auf sich laden könnte, ohne sich dem Urtheile der Nachwelt preiszugeben, während sie sich kein ehrenvolleres Denkmal setzen kann, als wenn sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln unsere Vertheidigung gegen die Nordsee siegreich durchführt."

Die Geologie der Gegenwart.

Nach Bernhard von Cotta.*)

I.

Die Geologie in ihrem Verhältniß zu den übrigen Wissenschaften.

Die Geologie ist eine Wissenschaft von sehr jungem Datum. Ihre wirklich wissenschaftliche Gestaltung erhielt sie erst im Jahre 1780, wo Werner in Freiberg die ersten zusammenhängenden Vorträge über Erdbildung hielt. Sie ist auch diejenige Naturwissenschaft, welche am Meisten auf Combination angewiesen ist, nicht allein weil sie versucht ist, den Ursprung ihres Gegenstandes, so zu sagen: am Anfang der Ewigkeit zu suchen und nicht minder ihre Fühlhörner nach der andern Seite der Ewigkeit auszustrecken, sondern auch, weil sich nur der geringste Theil des Erdkörpers ihrer Beobachtung aufschließt und sie nicht hoffen darf, einige ihrer wesentlichen Schlüsse jemals

*) Die Geologie der Gegenwart. Dargestellt und beleuchtet von B. von Cotta. Zweite Auflage. Leipzig, J. J. Weber, 1868.

durch den Augenschein bestätigt zu sehen. Demungeachtet darf die Geologie behaupten, schon jetzt zu einem gewissen Abschlusse gelangt zu sein. Sie wird noch durch unzählige Einzelbeobachtungen bereichert werden; sie wird noch diese und jene wichtige Frage zu lösen, manche Lücke auszufüllen haben. Aber im Großen und Ganzen steht das Gebäude ihrer Lehre festbegründet da und wird wesentlichen Umbauten nicht unterworfen werden dürfen. Hierauf gestützt, hat unser Freiberger Geologe B. von Cotta vollkommen Recht, den Inhalt seines neuesten Werkes als die „Geologie der Gegenwart" zu bezeichnen.

Dieses Werk, das der hundertjährigen Jubelfeier der Freiberger Akademie seinen Ursprung verdankt, ist besonders nach zwei Richtungen hin bedeutungsvoll. Einmal zeigt es, vom Standpunkte der Geologie, den innigen Zusammenhang aller Naturwissenschaften unter sich und mit dem Menschenleben; und sodann enthält es eine Klarstellung des Gesetzes über die Entwickelung der Erde.

Es steht fest, daß die Geologie nur durch die Mitwirkung aller übrigen Naturwissenschaften — wenn man überhaupt von verschiedenen Naturwissenschaften sprechen darf — auf den gegenwärtigen Stand gebracht werden konnte. Dafür hat sie ihren Schwestern ihrerseits wesentliche Dienste geleistet. Bei ihr ist eben das Ineinandergreifen der Naturwissenschaften vorzugsweise erkennbar. Der Geolog hat die Erde nach den verschiedensten Beziehungen zu untersuchen: als Planet des Sonnensystems, als chemisches und physikalisches Laboratorium, als Aggregat von Mineralsubstanzen, als Wohnplatz von Pflanzen und Thieren, als Schauplatz wie als Resultat einer endlosen Reihe von Vorgängen.

Mit Hilfe der Astronomie lassen sich die Formen und Bahnen der Weltkörper mit denen der Erde vergleichen. Berechenbare Aenderungen, welche in unserm Sonnensysteme periodisch eintreten, stellen für geologische Vorgänge einen Zeitmaßstab in Aussicht; in Verbindung mit dem Wechsel der Erdoberflächen-Gestaltung dienen sie bereits zur Erklärung auffallender Klima-Aenderungen.

Weiter hat die Geologie ein erhebliches Interesse an der jetzt in Ausführung begriffenen mitteleuropäischen Gradmessung. Dieselbe verspricht über die wahre — nicht durch Abplattung allein von regelmäßiger Rundung abweichende — Gestalt des Erdsphäroides genauere Aufschlüsse, und durch die damit verbundenen anderen Messungen soll sich zeigen, welche Beziehungen zwischen den Abweichungen von der regelmäßigen Form und dem inneren Bau des Erdkörpers bestehen, Probleme, die zuerst von Biot angeregt wurden und deren Lösung jetzt durch den preußischen General Bayer angestrebt wird.

Wie sich die Chemie mit der Geologie verbindet, werden wir im weiteren Verlauf dieses Artikels sehen. Die Versuche einiger Chemiker (Bischof's und seiner Schule), die Erdbildung selbständig, ohne Rücksicht auf geologisch festgestellte Thatsachen zu erklären, finden indeß bei Cotta keine Billigung.

An der Ermittelung des Entwickelungsganges der Organismen hat die Geologie wesentlichen Antheil. Mit ihrer Hilfe wurde die Existenz des Menschen, wie das thierische Leben überhaupt um unermeßliche Zeiträume weiter zurückverfolgt; sie wurde eine wesentliche Stütze der Geschichte.

Es ist wichtig, zu konstatiren, daß die Geologie in bester Uebereinstimmung mit Darwin's Forschungen sich befindet. Keine Theorie entspricht besser den geologischen Thatsachen, als die höchst langsame Entwickelung der Spezies, Genera, Ordnungen und Klassen durch stete Umgestaltung aus einem möglichst einfachen Anfang. Es liegt sogar nahe, Darwin's Theorie auch in der anorganischen Natur anzuwenden. Wie in der organischen Natur, ergiebt sich auch bei den Mineral- und Gesteinsarten eine Vermehrung der Mannigfaltigkeit mit der Zeit, die sogar bis in die Mineralbildungen durch künstliche Prozesse hineinreicht, in welcher der Mensch selbst Krystalle hervorbringt, die in der Natur gar nicht vorkommen. Aber den Mineralien und Gesteinen fehlt die konstante Altersreihe und die Eigenschaft, wie Thiere oder Pflanzen zu sterben; sie können nur durch äußere Einwirkungen zerstört oder umgewandelt werden. Die Darwin'sche Theorie ist demnach als solche nur auf Organismen anwendbar; sie ist aber selbst nur die Anwendung des geologischen Entwickelungsgesetzes auf das organische Leben, lautend: Die Mannigfaltigkeit ist Folge der Summirung der Einflüsse, nimmt also mit der Zahl und Verschiedenheit der letzteren zu; jedes Frühere bedingt zugleich Späteres.

Während die Geologie sich auf diese Weise der Forschung in der Vergangenheit hingiebt, weiß sie sich auch in der Praxis nützlich zu machen. Sie dient nicht mehr dem Bergmann allein; sie greift in die Gesammtheit des Volkswohls ein, nachdem erkannt worden ist, daß der geologische Bau der Länder in gewisser Beziehung steht zu der allgemeinen Entfaltung des Lebens auf ihrer Oberfläche, und daß auch das letzte und höchste Glied in der langen Entwickelungsreihe des organischen Lebens, der Mensch, immer noch einigermaßen abhängig ist vom inneren Bau des Landes, das er bewohnt.

Daß die Geologie auch an dem Einflusse, den der Fortschritt aller Naturkenntniß auf Poesie und Philosophie ausübt, ihren Antheil nimmt und dafür neuen Reiz und kritischen Geist empfängt, möge nur erwähnt sein, um die Höhe ihres Standpunktes unter den Wissenschaften noch näher zu kennzeichnen.

Aber bevor die Geologie diese Höhe erreichte, hat sie die heftigsten Kämpfe mit ihren eigenen Hypothesen zu bestehen gehabt. Wie lange war man in dem Wahne befangen, die sogenannte Vorzeit der Erde müsse durch andere Gesetze beherrscht worden sein als die Gegenwart! Auf diesem, man darf sagen, fundamentalen Vorurtheile bauten sich die kühnsten Hypothesen auf, und es hat nicht geringe Mühe gekostet, dieselben mit Hilfe sorgfältiger, umfassender Beobachtung, scharfsinniger Kombinationen und nüchterner Schlüsse auf ihren eigentlichen Werth zurückzuführen.

Es erklärt sich leicht, daß die Gelehrten zunächst über die Entstehung der Erdkruste in Differenzen geriethen und Systeme aufstellten, deren Haltbarkeit von ihrer Grundlage abhängig war. Gegenwärtig haben die Systeme der sogenannten Neptunisten und Vulkanisten dem Nachweis der Thatsache weichen müssen, daß die vulkanisch-plutonische und die neptunisch-sedimentäre Thätigkeit an der Bildung der Erdkruste fast gleichen Antheil haben.

Es ist nicht zweifelhaft, daß die sedimentäre Thätigkeit von vielen Geologen selbst der neueren Zeit erheblich unterschätzt worden ist. Sie hatten übersehen, daß dieser Thätigkeit alle jene krystallinischen Schiefer zugeschrieben werden müssen, die als metamorphische Gesteine in ungeheuren Mengen in der Erdkruste vertheilt sind und darin eine so hervorragende Rolle spielen.

Ferner suchte man verschiedene Wege, um über das relative und absolute Alter der Gesteine in's Klare zu kommen. Die Geologie ist bis jetzt nicht im Stande gewesen, den Schleier

völlig zu heben, in den sich die Mutter Erde in dieser Hinsicht gehüllt hat; aber sie hat wenigstens allerlei irreführende Hypothesen zu zerstören vermocht. Sie weiß jetzt, daß niemals die Beschaffenheit der Gesteine an sich einen sicheren Maßstab für die Alters-Beurtheilung abgeben kann, wie früher angenommen worden ist; nur aus den Lagerungs-Verhältnissen der Gesteine läßt sich mit einiger Sicherheit auf ihr (relatives) Alter schließen.

Was die vulkanisch-plutonische Thätigkeit betrifft, so hat man geglaubt, daß man der plutonischen Thätigkeit ein höheres Alter als der vulkanischen zuschreiben könne. Sie sind aber beide nicht der Zeit, sondern nur dem Niveau nach verschieden. Die vulkanische Thätigkeit, welche in der Tiefe plutonische, an der Oberfläche vulkanische Produkte erzeugt, ist nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich eine allgemeine Eigenschaft des Erdkörpers. Keine Erdgegend, keine geologische Periode ist prinzipiell davon ausgeschlossen. Der Alters-Unterschied zwischen vulkanischen und plutonischen Gesteinen ist daher nur ein scheinbarer, d. h. die beobachtbaren echt vulkanischen sind in der Regel sehr neuer Entstehung, die beobachtbaren plutonischen gehören dagegen stets einer älteren Bildungs-Periode an. Das ist eine nothwendige Folge des formalen Unterschiedes beider, bezieht sich aber nur auf das, was man jetzt an der Erdoberfläche sehen kann. Die ältesten vulkanischen Kegel sind heute nicht mehr erkennbar vorhanden, und die neuen plutonischen Bildungen bleiben in der Tiefe, bis sie durch Hebung und Abschwemmung ihrer ursprünglichen Bedeckung frei werden, was sehr lange Zeit erfordert.

Die sedimentären Gesteine (Niederschlag oder Flötz) entstanden zu jeder Zeit in gleicher Weise wie noch jetzt: durch mechanische Ablagerung von Thonschlamm, Sand und Geröllen; durch chemische (zuweilen durch Thiere vermittelte) Niederschläge von kohlensaurem oder schwefelsaurem Kalk und Talk ꝛc.; durch Anhäufung von Pflanzentheilen u. s. w. Sie alle waren ursprünglich beschaffen, wie die gegenwärtigen Ablagerungen derselben Art. Niemals entstand ursprünglich ein fester Sandstein, Thonschiefer oder Anthracit. Erst durch den Druck neuerer darüber gelagerter Schichten, durch erhöhte Temperatur, durch Eindringen von Wasser, welches löste und ablagerte, durch innere chemische Vorgänge u. dergl. entstanden feste Gesteine. Je länger und stärker die umgestaltenden Ursachen einwirkten, desto größer wurde die Verschiedenheit von dem ursprünglichen Zustande.

Die Umwandlung sedimentärer Produkte geht indeß noch weiter. Durch ganz allmähliche Uebergänge sind diese Gesteine innigst mit solchen verbunden, deren Bestandtheile zum Theil oder ganz krystallisch wurden. Die dichten Kalksteine z. B. sind zwischen ihnen in krystallinisch-körnige umgewandelt, die Kohlenlager in Graphit, die Brauneisen-Erze in Roth- oder Magneteisen-Erze. Ist die Verwandlung so weit vorgeschritten, so pflegt man die betreffenden Gesteine als metamorphische zu bezeichnen.

Die Metamorphose läßt sich bei einigen Gesteinen genau verfolgen. Eine dichte Pflanzendecke wird allmählich zu Torf, der Torf durch den Druck von Ueberlagerungen zu Braunkohle, diese zu Schwarzkohle, welche sich endlich in Anthracit oder Graphit verwandelt. So entsteht aus angeschwemmten feinen Thon- oder Schlammtheilchen nach Umständen fester Thon, Schieferthon und endlich Thonschiefer.

Unter allen metamorphischen Gesteinen ist der Glimmerschiefer das am häufigsten vorkommende Gebilde. Er ist gewissermaßen als Repräsentant und als Centrum der metamorphischen Schiefer anzusehen, während der Gneiß die Gränze bildet, in welcher sich die metamorphischen und die Erstarrungs-Gesteine begegnen. Nicht aller Gneiß ist metamorphisch; ein Theil ist eruptiver Entstehung. Obgleich dies erwiesen ist, fehlt es doch noch an einem untrüglichen Merkmal, um die eruptive oder sedimentäre Eigenschaft des Gneiß unterscheiden zu können. Aber gerade dieser Umstand legt es nahe, daß die Metamorphose durch Einwirkung erhöhter Temperatur im Erdinnern — zum Theil eine Folge des Drucks überlagernder Massen — selbst das äußerste Extrem erreichen, d. h. daß die sedimentären Massen, deren Material ursprünglich aus der Zerstörung von Erstarrungs-Gesteinen hervorging, auf's Neue heißflüssig werden und dann als Eruptiv-Gesteine erstarren können. Das führt zu einem Kreislauf der Stoffe auch innerhalb der unorganischen Erde, wie er für die organische Welt längst bekannt ist. Die Substanz bleibt, aber die Form des Auftretens verändert sich. Jedenfalls befindet sich die Mehrzahl der Gesteine nicht mehr ganz in dem Zustande, in welchem sie ursprünglich gebildet wurden.

Die Mitwirkung der Chemie in geologischen Angelegenheiten ist in letzter Zeit der Anlaß zu neuen Untersuchungen der Gesteine geworden. Hierdurch wurde es möglich, die chemischen Bestandtheile der Erdkruste genau festzustellen. Aber die Untersuchungen schließen damit nicht ab. Für die eruptiven Gesteine haben sie eine ganz besondere Wichtigkeit erlangt, indem sie zu der Entdeckung führten, daß die Eruptiv-Gesteine sich je nach ihrem Gehalte an Kieselsäure in saure oder basische trennen. Diese Entdeckung, welche man Cotta und Bunsen zu verdanken hat, ruft indeß eine nicht geringe Verlegenheit hervor. Noch weiß man nämlich nicht, den Unterschied dieser beiden Gruppen befriedigend zu erklären. Denn merkwürdiger Weise werden Vertreter derselben sowohl unter den plutonischen wie vulkanischen Gesteinen aller Altersperioden gefunden, so daß zu allen Zeiten sowohl saure (quarzhaltige) als basische (quarzlose) Eruptionen oft neben einander stattgefunden haben müssen. Es fragt sich daher, wie es kommt, daß die heißflüssige Masse des Erdinnern sich überhaupt in kieselsäurereiche und kieselsäurearme Stoffverbindungen getrennt hat und darin getrennt blieb, und warum nicht vielmehr alle Eruptions-Gesteine bei gemeinsamem Ursprunge ungefähr dieselbe Zusammensetzung haben. Hierauf hat die Geologie noch keine Antwort. Gewiß aber ist, daß hier ein Problem vorliegt, dessen Lösung wichtige Aufschlüsse zu geben verspricht und möglicher Weise eine neue, von der mineralischen Textur völlig unabhängige Unterscheidung und Benennung der Eruptiv-Gesteine zur Folge haben wird.

Fast noch mehr als bei der Bildungs-Geschichte der Gesteine hat die Geologie bei der Entwickelungs-Geschichte des organischen Lebens auf der Erdoberfläche damit zu schaffen gehabt, Vorurtheile auszurotten, Irrthümer zu berichtigen und eine natürliche Anschauung der Thatsachen herbeizuführen.

Versteinerungen wurden noch zu Werner's Zeiten fast nur als Kuriositäten gesammelt. Erst William Smith, ein englischer Baumeister, machte bei seinen häufigen Besuchen vieler Steinbrüche Englands im Anfange unseres Jahrhunderts die Beobachtung, daß diese fossilen Ueberreste früherer Organismen mit den Reihen der sedimentären Ablagerungen in einer bestimmten Beziehung ständen. Diese Entdeckung führte bald in und außer England die Geologen dahin, in den Versteinerungen das bequemste Hülfsmittel zur Bestimmung des geo-

logischen Alters von abgelagerten, mit Versteinerungen ausgestatteten Gesteinen zu erblicken. Eine große Umgestaltung der Geologie ward hierdurch angebahnt. Aber die Entdeckung wurde, wie das immer zu geschehen pflegt, eine Zeit lang überschätzt und dadurch falsch angewendet, während man ihren hohen Werth in allgemeinerer Beziehung noch gar nicht erkannte und würdigte. Dieser besteht noch viel mehr in der Aufklärung über den Entwickelungsgang des organischen Lebens auf der Erdoberfläche, als in der praktischen Verwendung zu Alters-Bestimmungen. Die Ueberschätzung und falsche Anwendung bestand namentlich darin, daß man ohne Weiteres annahm, in gleich alten marinen Schichten müßten überall auch ganz gleiche Versteinerungen auftreten, und jede Ungleichheit der organischen Reste deute auch stets eine Verschiedenheit des Alters an. Man übersah dabei, daß auch schon in früheren geologischen Perioden die einzelnen Spezies nicht allgemeine Verbreitung über die ganze Erde gehabt haben, und daß, früher ebenso wie jetzt, die Bewohner der Küsten sich von denen des Oceans unterschieden haben müssen. Man setzte ferner voraus, das Auftreten neuer Spezies und das Aussterben vorhandener sei überall gleichzeitig erfolgt, was ebenfalls irrig war; ja noch mehr, man ging dabei von der Idee aus, der Artenwechsel müsse periodisch in Masse eingetreten sein, durch gewaltsame Ereignisse veranlaßt, dergestalt, daß in der nächsten geologischen Periode fast keine Spezies der vorhergehenden am Leben geblieben und in den Ablagerungen derselben als Versteinerung aufbewahrt sei.

Die organischen Reste der alpinischen Schichten durchbrachen zuerst dieses sonderbare Vorurtheil. Hier zeigte sich, daß selbst in einem unmittelbar angränzenden Ablagerungsgebiet die gleichzeitigen Sedimente nicht nur petrographisch ganz anders zusammengesetzt sind, sondern daß sie auch ganz abweichende Versteinerungen haben. Man untersuchte weiter, und jetzt weiß man, daß jede Sedimentär-Formation mit den ihr eigenthümlichen Erscheinungen nur ein beschränktes Verbreitungsgebiet einnimmt, während sie darüber hinaus durch gleichzeitige Ablagerungen von ganz anderer petrographischer Zusammensetzung und paläontologischem Charakter vertreten wird.

Der Irrthum kam daher, daß man den geologischen Vorgängen der Gegenwart nicht genügende Beachtung schenkte; man hielt die Vorwelt für eine von der Jetztwelt durchaus verschiedene, für einen Zeitraum, wo ganz andere Naturgesetze geherrscht haben könnten.

Heute, geführt durch Lyell und von Hoff, weiß man, daß die Vorgänge der Gegenwart im Wesentlichen ausreichen, um den inneren Bau der Erde zu erklären, wenn man nur mit der Zeit nicht geizt, wozu auch gar keine Veranlassung vorhanden ist, denn die Ewigkeit liegt ebenso gut hinter uns, wie vor uns. Es ist erwiesen, daß in den tertiären Ablagerungen noch lebende Spezies mit ausgestorbenen auftreten, und daß das Verhältniß der lebenden zu den ausgestorbenen ganz allmählich um so größer wird, je mehr man sich von den untersten Tertiärbildungen den oberen und endlich den Ablagerungen der Neuzeit nähert, dergestalt, daß eigentlich gar keine scharfe Gränze zwischen Vorwelt und Jetztwelt zu ziehen ist.

Ein gleiches Gesetz des allmählichen Artenwechsels gilt sicher auch für alle älteren Zeitperioden. Nur ist zu konstatiren, daß in den vortertiären Ablagerungen gar keine lebenden, sondern lediglich ausgestorbene Spezies gefunden werden.

Cotta vergleicht den Artenwechsel in den vergangenen Perioden treffend mit dem jetzt wahrnehmbaren Wechsel der Individuen einer Art. Wie z. B. die Einzelnen des Menschengeschlechts nach einander auftreten und wie die Generationen desselben sich nicht scharf absondern, vielmehr unmerklich in einander verlaufen, so erging es auch mit den Spezies der gesammten Pflanzen- und Thierwelt. Die Zeiträume ihrer Existenz waren um sehr viel größer, aber der Prozeß ihrer Umgestaltung blieb im Allgemeinen ein gleichmäßiger. Dies bestätigt sich in den Versteinerungen um so mehr, je länger und sorgfältiger man beobachtet, je weiter das Gebiet der Untersuchungen wird. Es findet sich in dem Gewebe der Spezies kaum noch eine wesentliche Lücke, und für die wirklich noch vorhandenen Lücken darf man sicher irgendwo noch Deckung zu finden erwarten.

Auch in diesem Gewebe der Spezies zeigt sich ein steter Fortschritt vom Einfacheren zum Mannigfaltigen, vom Niedern zum Höhern, vom Fremdartigen zum Gewohnten, dessen Hauptursache in der steten Summirung von Resultaten aller Vorgänge zu suchen ist.

Dieses Entwickelungsgesetz werden wir in einem folgenden Artikel näher erörtern.

Baltische Provinzen.

Die Region der Kalewiden-Lager.

Im nordöstlichsten Winkel Livlands erheben sich in geringer gegenseitiger Entfernung und auf dem Flächenraume weniger Quadratmeilen die räthselhaften Betten oder Lagerstätten des „Kalew-Sohnes" (Kalewi poia sängid)*). Es sind fünf große, längliche, zum Theil künstlich geformte Hügel, von sogenannten Hünengräbern hauptsächlich durch hörnerartige Erhöhungen an beiden Enden unterschieden. Geographisch betrachtet, bilden sie eine Ellipse, deren Spitze den See Peipus berührt, während ihr Längen-Durchmesser etwa 6 Meilen weit westlich in's Land sich erstreckt. Inmitten dieser Ellipse fließt der Bach Kääpa, wo die gefeite Waffe des mythischen Nationalhelden seiner Auferstehung harret.**)

Der die Spitze jener Ellipse bildende „Säng" am Peipus ist der ansehnlichste und liegt am weitesten gegen Süden, genauer bei dem Gesinde Peältse-kiwi, das zum Gute Allats-kiwi und einem Grafen Stackelberg gehört. Wenige Schritte davon entsteigt ein viel kleinerer, rundlicher Hügel einem Sumpfe. Die örtliche Sage läßt den Kalew-Sohn hier übernachten, als er einstmals mit einer schweren Bretterladung den Peipus durchwatet hatte. Um sich weich zu betten, trug er im Rockzipfel Sand herbei, und so entstand der Säng. Den kleineren Hügel erzeugte ein Häuflein Sand, der dem Helden zufällig entglitten.

Das zweite Lager des Kalewiden kann man von der Petersburger Landstraße aus erblicken. Es liegt bei dem, Herren von Liphart-Rosel gehörenden Gesinde Linnota und ist der theils künstliche, theils durch ein Flußthal gebildete Abschnitt einer von Ost nach West streifenden Kette Dünen und Diluvialrücken. Von gleicher Höhe wie der Säng am Peipus (etwa

---

*) Das Wort säng für Bettstelle, Bett, ist aus Skandinavien in die finnischen Sprachen übergegangen.

**) Siehe den 11. und 20. Gesang des von Kreuzwald herausgegebenen Kalewipoeg. Vgl. Schott: die Estnischen Sagen vom Kalewi Poeg, S. 18, S. 26, und dazu gehörende Anmerkungen.

50 Fuß), mißt er 80 Schritte in der Länge und oberhalb 270 Schritte im Umfang. Um Pfingsten will man in dem Hügel Hahnengeschrei und Glockentöne hören*). Sein östliches Ende dient als Sandgrube. Die Oberfläche hat eine dünne Schicht Dammerde und eignet sich nicht zum Feldbau. Nachgrabungen haben nur häufige Kohlen zu Tage gefördert, namentlich tief unter den Wurzeln einer auf dem westlichen Horn wachsenden, uralten Birke.

Der Säng bei Lais liegt zwei Werst von der Kirche mitten im Dörfchen Willina, das Herrn von Oettingen gehört. Herr Küster und Parochie-Schullehrer Rielander hat das Denkmal genauer untersucht und meldet mir darüber Folgendes: „Es bildet ein 60 Schritt langes und 50 breites Viereck. Das Kopfende ist 5 Fuß höher als die Hochfläche und hat selbst eine Fläche von 6 Fuß Breite. Alle vier Außenflächen umzieht ein Gemäuer primitivster Art, dessen Steine an die schräge Erdwand gelehnt sind. Lagen von Grant (schwarzer Erde mit Kohlen gemischt) liegen sowohl über als neben einander." Der ganze Hügel ist ein gegen den Sumpf vorspringender Geröllrücken, dem aber Menschenhände die allen Kalewiden-Lagern eigenthümliche Form gegeben.

Der Säng bei Ludenhof, im Kirchspiel St. Bartholomäi, gehört Herrn von Wahl. Als ich ihn im Jahre 1835 flüchtig besuchte, umgab ihn ein Wald, und nur das sogenannte Fußende (jalluts) war noch wohl erhalten, alles Uebrige hatte ein Bach allmählich zerstört.

Die fünfte „Lagerstätte" endlich gehört zu der Besitzung eines Herrn von Pistolkors. Sie ist oben 50 Schritt lang, bei 35 Schritt Breite, und liegt 40 Werst nördlich von Dorpat.

Die meisten dieser Denkmäler sind auf Dünen angelegt, die nicht, wie fast alle Diluvialrücken Livlands, von Südost nach Nordwest, sondern gerade von Ost nach West ziehen. Dieselbe Richtung haben alle unsere Gotteshäuser und Gräber; Verehrung der aufgehenden Sonne könnte damals wie heutzutage in unseren Gegenden maßgebend gewesen sein**). Vermuthlich waren die Sängs Opferplätze; denn in allen Verordnungen gegen das Opfern werden Hügel und Berge erwähnt. Da man übrigens anderweit im Esten- und Livenlande ähnliche Aufwürfe nicht findet, so können sie auch einem über den Peipus gekommenen und nicht weit im Lande vorgedrungenen anderen Urvolke ihr Dasein verdanken. Die sogenannten „Hörner" werden von den Esten das „Kopf-" und „Fußende" (der Lagerstätte Kalewi-Poeg's) benamset. Großartige, künftige Nachgrabungen dürften vielleicht die ursprüngliche Bestimmung dieser Monumente enträthseln lassen; heutzutage dienen sie als malerische Ziele für Spazierfahrten und Volksfeste, z. B. beim Johannisfeuer.***)

Nach dem „Kalew-Sohne" ist noch Manches in den erwähnten Gegenden benannt. Drei Meilen südlich von Dorpat (bei Terrafer, Besitz des Herrn von Seidlitz) zeigt man dem Wanderer „Kalew's Sitz" (Kalewi iste), einen im Hochufer eines Baches ausgeschnittenen elliptischen Halbkreis von 50 Schritt Ausdehnung.

*) Vielleicht Anklänge an die nordrussische Sage von dem sogenannten Tschuden-Volke, das in von ihm erbauten Kurganen unter der Erde fortleben soll? Sch.

**) Wird die aufgehende Sonne auch von den christlichen Esten angebetet?!

***) Nach Karl Vogt's Hypothese, sollen alle diese Geschiebe die Spuren früherer Gletscher-Bewegungen vom hohen Norden her sein. Die elliptische Form der Sängs erinnert allerdings an die Formen der von den Gletschern in der Schweiz gebildeten Steinwälle. D. R.

Bei Anlage dieses Amphitheaters aus Erde war die Oertlichkeit gut gewählt; denn mochte hier vorgehen was da wollte, so konnten Tausende bequem die Zuschauer abgeben. Ich habe es im laufenden Jahre (1867) besucht.

Nicht weit von dem zuerst beschriebenen Säng steht nahe am Peipus auf einer Lucht (Niederung, alter Seegrund) ein mächtiger Steinblock, etwa 1½ Klafter hoch, der von fern einem Häuschen mit eingestürztem Dache gleicht. Dieser, wie überhaupt jeder erratische Block des Landes, wird für einen Schleuderstein Kalew's ausgegeben, den er bald im Wettkampf mit seinen Riesenbrüdern, bald gegen Feinde, bald aus purem Muthwillen geworfen haben soll. Nach dem erwähnten Steine sind mehrere Dörfer und das Gut selber benannt.

Eine halbe Werst von dem als fünftes bezeichneten Kalewiden-Lager steht in einer geologisch merkwürdigen, tiefen Schlucht ein ähnlicher Block, ein abgerundeter, grauer Granitwürfel, zwanzig Schritt im Umfang, bei dessen Schleuderung dem Riesen der kleine Finger sich drehte (weike sörm tal weeretas), so daß er sein Ziel (den eine Meile entfernten Kranichsee) nicht erreichen konnte. Einige Werst von dem zweiten Säng liegt im Walde ein schwärzlicher Feldstein (Syenit), etwa zwei Fuß lang, und mit einem Eindrucke, der einer großen Fußsohle etwas ähnelt. Obgleich immer noch sehr klein für einen Riesen, den die Sage ungefähr 60 Schritt lang gedacht haben muß, wird der Stein doch „Kalew's Stiefel" genannt, und nimmt man auch daran keinen Anstoß, daß der Riese, dem Eindruck des Fußes zufolge, nur drei Zehen gehabt haben müßte!

Bei dem Ufer-Dorfe Roß, unweit des ersterwähnten Lagers, erstreckt sich eine Reihe erratischer Blöcke weit in den See hinein. Diese erklärt man für die Trümmer einer Brücke, welche der Kalew-Sohn einst nach dem russischen Ufer hinüber gebaut und welche ein Sturm zerstörte.

Dr. Schultz-Bertram in St. Petersburg.

Finnland.

Finnische Gedanken über Fortschritt und Freiheit.

Nach „Kirjallinen Kuukauslehti", Literaturblatt in finnischer Sprache.

Der Schauplatz der Geschichte ist schon geräumig genug, um uns zu überzeugen, daß die Menschheit auf der Bahn der Freiheit und Aufklärung immer vorwärts schreitet. Kurzsichtige Geister, die mit den Schlagworten „Zeitgeist" und „Zeitbedürfniß" die höchste Staffel der Civilisation erstiegen zu haben glauben, bilden sich gern ein, daß, wenn die Menschheit ununterbrochen vorwärts dringt, unsere heutige Zeit in jeder Beziehung größer und herrlicher sei als vergangene Jahrhunderte. Dem ist aber keineswegs also, denn jeder menschliche Fortschritt erfolgt unter beständigen Kämpfen, woraus sich ergiebt, daß, während Einiges besser wird, viel Anderes sich zeitweilig verschlimmert.

Selten, und nie eine lange Periode hindurch, ist die Menschheit so unglücklich gewesen, daß nicht Einzelne aufgetaucht wären, welche die Gebrechen ihrer Zeit an's Licht gezogen und streng gerügt hätten. Dergleichen Leute sind den Lobrednern der Zeit natürlich lästig, und diese meinen wohl, die Tadler mit einem Witzworte niederzuschlagen, indem sie das Zeitalter ausrufen lassen: „Gott erbarme sich meiner; Herr N. N. schüttet die

Schale seines Zorns über mich aus!“ Aber Witze beweisen als solche nichts, und verwandeln sich, öfter wiederholt, in Plattheiten.

Was mit dem Namen „Bedürfniß oder Erforderniß der Zeit“ beehrt wird, sind oft genug gerade die vornehmsten Gebrechen, an deren Heilung die Zeit selber arbeitet. Der sogenannte „Zeitraum der Aufklärung“ offenbarte mit diesem selbstgegebenen Namen mehr, als mit irgend sonst Etwas, wie viel ihm noch zur Aufklärung fehlte. Es ist betrübend, zu sehen, wie die damalige Menschheit von Gott gleichsam preisgegeben war, denn das Zeitalter entbehrte fast gänzlich aufrichtiger Tadler seiner eigenen Sünden. Was Wunder, wenn der moralische Ruin auch materiellen Ruin in seinem Gefolge hatte?

Die Begebenheiten des vorigen Jahres geben, so scheint es uns, Anlaß genug zu ähnlichen Betrachtungen. Wenn solche Erlebnisse einmal Geschichte werden sollen, wer möchte da nicht Frau George Sand's Aeußerung unterschreiben: Ce qui me dégoûte de l'histoire, c'est de penser que ce qui se passe tous les jours sous nos yeux, sera l'histoire quelque jour? Zwar scheint es, als wären die Völker vollkommen gerüstet, um mit Riesenschritten die Zinnen der Freiheit, der Aufklärung und Gesittung zu erstürmen. Aber gleichzeitig sind sie mit tausend Fäden an allerlei kleinliche Interessen festgeknüpft, so daß viel Unerfreuliches, ja Abgeschmacktes zu Tage kommt. Man bekennt sich zur Verbrüderung der Völker, die Idee eines ewigen Friedens schimmert am Horizonte, das Recht der Nationalitäten ist herrschende Macht geworden, aber nichts destoweniger leben die Völker in bewaffnetem Frieden und müssen der Bereitschaft zum Kriege größere Opfer bringen, als jemals. Gewissens- und Glaubensfreiheit stehen in deutlichen Buchstaben auf der Flagge der Zeit, während die „erste Nation der Welt“ Italiens Jugend mordet, um das hinfällige Papstthum zu stützen. Welch ein Elend, daß der Mensch den Menschen zwingt, jeder in ihm lebendig gewordenen Idee zuwider zu handeln und ihm so den Weg abschneidet zu der Vollkommenheit, der er mit Bewußtsein entgegenstrebt!

Dieser Seufzer geht vom ersten Anfang aller Geschichte durch die Menschheit, aber wir verstehen nur sehr unvollkommen seine Bedeutung. Der Leser verzeihe mir, wenn ich hier aus einem Elementarbuche für Schüler die folgende Stelle abschreibe:

> „Dejokes wurde wegen seiner Klugheit und Rechtschaffenheit zum Richter des Volkes erwählt, aber er entsagte bald dieser Würde. Um ihn nun zu bestimmen, daß er im Amte bliebe, willigte das Volk ein, ihm eine jährliche Abgabe zu entrichten. Da besoldete er eine Anzal Männer als seine Leibwächter, und baute sich eine feste Hauptstadt, indem er sich zum unumschränkten Gebieter machte.“

Nie habe ich in einfacheren Worten eine tiefer ergreifende tragische Begebenheit gelesen. Steckt nicht in dieser Erzählung die ganze Weltgeschichte? Warum mußte das unglückliche Volk, welches einen Richter wegen seiner Klugheit und Rechtschaffenheit gewählt, so harte Täuschung erleben? Warum sank Dejokes von seinem erhabenen Standpunkte zu einem gemeinen morgenländischen Despoten herab? Warum, warum? So frägt die Menschheit seit Jahrtausenden, und bis an's Ende dieser Welt kann sie nur folgende Antwort bekommen: Darum, weil das Volk nicht reif war zur Freiheit, sonst hätten ihm alle Leibwächter des Dejokes diese nicht entreißen können. Von Dejokes bis auf unsere Zeit ist die Freiheit nicht verloren gegangen, wo irgend eine Nation Tugend genug besaß, um sie aufrecht zu halten.

Zwar sehen wir viel Gutes unterdrückt, ja die Edelsten der Menschheit durch rohe Gewalt niedergetreten. Aber unser ganzes Geschlecht, und nicht bloß ein oder das andere Individuum, soll zur Vollkommenheit empordringen, und wenn die Edeln als Opfer bluten, so ist ihr Blut der Same, aus welchem eine herrliche Saat moralischen Fortschrittes zum Besten Aller emporwächst. So ist es von jeher angeordnet und wir können nichts dawider thun. Wenn wir das große Trauerspiel der Menschheit lesen und dabei oft sehen müssen, wie Macht, Reichthum, hohe Geistesgaben im Dienste der Finsterniß arbeiten, so fragen wir wohl in einer Art Verzweiflung: Wann erhält das geistige Licht zu seinem Dienst geschulte Heere, mächtig genug, den Gegner zu stürzen? Aber dieses Licht wirkt nie mit roher Gewalt: es läßt die Finsterniß immer ärger werden, seine Vorkämpfer verfolgen und tödten; ist aber „die Zeit erfüllet“, da sendet Gott seinen kleinsten Strahl, und die furchtbare Macht des Feindes weichet wie Schatten der Nacht. Durch Was und Wen? Dies weiß Niemand, oder Alle wissen es; eben durch den kleinen Strahl Gottes. Im Buche der Bücher lesen wir: „Der Herr sprach zu Gideon: „„Zu viel Volk ist mit Dir, als daß ich Midian in ihre Hand geben sollte; es könnte sich Israel wider mich berühmen und sagen: meine Hand hat mich errettet.““ Gott selbst wollte sein Werk thun und die Ehre davon haben.

Was für Armeen haben die Macht des Papstes gebrochen, die so schwer auf dem Nacken der Menschheit lastete? Die deutschen Kaiser waren gegen dieselbe angestürmt, hatten sich aber bald in Sack und Asche vor ihr demüthigen müssen. Als aber der entscheidende Augenblick kam, da standen die geistliche und die weltliche Macht in festerem Bündnisse als jemals vorher oder nachher. Den Beruf, diesen tausendjährigen Bau zu stürzen, erhielt ein einzelner Sterblicher, und nicht einmal ein großer Geist, wie Erasmus von Rotterdam, sondern der schlichte Mönch Luther: „damit sie erführen, daß es vom Herren kam“. Wollen wir gleichwohl nach Streiterheeren dieses Mannes uns umsehen, so zeigen sich uns keine Anderen als die Hunderttausende, deren Blut das Papstthum so reichlich strömen ließ, weil sie die Morgenröthe der Geister vorzeitig geahnet.

Nicht Tyrannei, sondern Knechtsinn ist der gefährlichste Feind der Nationen. Ein Tyrann lauert in jedes Menschen Brust; wo es aber keine Sklaven giebt, da gelangt er nicht zur Herrschaft. Wenn der „weise und rechtschaffene“ Dejokes Leibwächter besoldete und sich zum absoluten Herrscher machte, so konnte er dies gewiß nur darum, weil ein knechtischer Haufe sein Joch zu tragen bereit war. Das untrüglichste Mittel, jeder Tyrannei zu widerstehen, besteht also darin, daß man sich selbst wahrhaft frei mache und seinem Nächsten dieselbe Freiheit zu verschaffen trachte. Von sich anfangen, ist hier das Unumgänglichste, wenn auch das Schwierigste.

Fragen wir also: welche sind die gefährlichsten Feinde der Freiheit, und suchen wir eine Antwort darauf in der Geschichte, so sagt sie uns: Es sind Diejenigen, die sich prahlerisch Freunde derselben nennen und ihre Fahne hoch schwingen, ohne im Geringsten zu wissen, was eigentlich Freiheit ist. Sie verstehen darunter die Erlaubniß, ihren leichtfertigen Gelüsten unbehindert zu fröhnen, und das ist gerade ein Kennzeichen knechtischer Gesinnung; denn wahre Freiheit besteht in der moralischen Kraft, sich ohne den Zwang äußerer Gesetze beständig nicht bloß in den Schranken äußerlicher, sondern auch moralischer Gesetzmäßigkeit zu halten. Dazu bedarf es freilich vieler Entsagung, und nicht ohne Grund sagt J. J. Rousseau: „Wenn die Menschen wüß-

ten, was die Freiheit kostet, würden sie nicht so eifrig danach verlangen." Denn das äußere Gesetz schlummert öfter und giebt so Veranlassung zu mancher Ausschreitung; das innere Gesetz aber darf niemals schlummern." Darum finden wir auch, daß Tyrannei und ungezügeltes Wesen gut harmoniren, während da, wo wahre Freiheit waltet, die Gesetze viel strenger befolgt und gehandhabt werden als anderswo.

Frankreich.

Deutsche Kritik des heutigen französischen Theaters.*)

Der zweite Theil des reichhaltigen Werkes, welches wir bereits in diesen Blättern besprochen haben, soweit es erschienen war, enthält die eigentlichen Blüten der Cultur: Kunst und Wissenschaft in einem engen Rahmen, in den der Verfasser alles übersichtlich zusammengestellt hat, was in Frankreich sich Interesse, Namen und Ansehen erworben hat.

Auf dem Felde der Literatur ergeht sich der Verfasser sichtlich mit mehr Vorliebe und Verständniß als auf dem Gebiet der übrigen schönen Künste. Seine Parallele zwischen Roman und Theater ist besonders geistvoll durchgeführt, wenn auch über beide Faktoren der Literatur eigentlich nichts Neues vorgebracht wird. Die hohe Idee, welche Schmidt-Weißenfels von der Aufgabe des Theaters hegt, tritt deutlich hervor in folgenden Sätzen:

„Das Theater charakterisirt deshalb die Sitten, den Geschmack, die Ideen der Zeit erst in dem Moment ihrer wirklichen Herrschaft. Aber die Poesie des Theaters behandelt nicht nur die Verhältnisse; in ihrem höhern Aufschwunge nimmt sie das allgemein Menschliche, die großen Leidenschaften, die ewig gültigen Gefühle sich zum Gegenstande. Ihre Absicht ist das Herz zu reinigen, es für die edelsten Regungen, die höchsten Empfindungen, für Größe und Schönheit, für Leiden und Elend empfänglich zu machen. Die Tragödie, welche diesen Pathos gestattet, das historische Schauspiel, welches zu hohem Flug der Ideen anregt, sie werden deshalb immer den ersten Rang in der dramatischen Poesie einnehmen und das Theater als eine vornehme, von der geistigen Größe der Nation zeugende Bildungsstätte erscheinen lassen."

Diesem idealen Bilde entspricht die französische Bühne keineswegs; indessen würde auch keine andere Nation der Neuzeit sich rühmen können, ein so mustergültiges Theater zu besitzen. Nicht in der Unvollkommenheit der politischen und sozialen Institutionen ist der Grund davon zu suchen, wie Schmidt-Weißenfels es will, sondern in der mangelhaften Bildung und dem ausgearteten Geschmack des Publikums. Es ist bekannt, daß klassische, historische und irgendwie ernste Stücke immerdar an Zuschauermangel untergehen. Shakespeare, Goethe, Schiller, Calderon und alle die alten oder neuen großen Namen des Drama's verschiedenster Nationen theilen darin dasselbe Schicksal. In Frankreich haben Racine und Corneille eine kurze Wiederbelebung durch Rachel erfahren, aber die Langeweile der Majorität tritt auch bereits ihnen schon wieder todtbringend entgegen und das klassische Théâtre Français wird leerer und leerer.

Die dramatischen Dichter des jetzigen Frankreichs zählt der Verfasser einzeln in biographisch und kritisch kurzgefaßter Darstellung auf. Er beginnt mit Scribe, dessen Verdienst er jedoch nicht anerkennt, sondern ihm vorwirft, er habe sogar historische Stoffe verkleinert, um sie seinem Hang zu opfern, der Bourgeoisie zu gefallen, „dem faden Geistreichthum, womit Bankiers und Commis sich zu spreitzen pflegten".

Dieser Ton der Verächtlichkeit gegen eine ganze Menschenklasse ist eine der naiven Inkonsequenzen des demokratischen Stolzes von Schmidt-Weißenfels. Die Gleichberechtigung aller Individuen müßte doch die erste Bedingung seiner Doctrin sein! Und warum sollte ein Bankier oder ein Handlungsdiener nicht auch Geist haben können? Freiligrath wurde ein berühmter Dichter als Commis, und das Bankierhaus Beer in Berlin hat zwei geniale Geister hervorgebracht: Michel Beer und Meyerbeer.

„Die Bourgeoisie war ein anderer Materialismus als die Napoleonische Gesellschaft; jene verhüllte ihn heuchlerisch, diese zeigt ihn in cynischer Weise," fährt Schmidt-Weißenfels fort und behauptet, Scribe sei der praktische Dichter dieses Publikums gewesen, der ganz in dessen Styl gesprochen und dessen Geschmack gehuldigt hätte. Fünf und zwanzig Jahr herrschten, seine überaus geschickt und unterhaltend geschriebenen Stücke fast unumschränkt auf den sämmtlichen Theatern von Paris und den Provinzen, ja sogar auf denen von Europa, denn seine Stücke wurden fast in alle Sprachen übersetzt. Merkwürdig ist dabei, daß er anfangs gar kein Glück hatte und mehrmals ausgepfiffen wurde. Da er aber ein kleines Vermögen besaß, so konnte er es sich erlauben, der Ungunst des Publikums eine Zeitlang zu trotzen; später wurde er ein reicher Mann durch den Ertrag seiner Stücke und gelangte auch zu der Auszeichnung, einen Sessel unter den Akademikern zu erhalten.

Ponsard wird als Bekämpfer der Romantik, besonders der wilden Hugo'schen hervorgehoben; seinem klassischen Stücke „Lucrece" folgten jedoch noch mehrere ganz moderne, wie „La bourse" und „Honneur et argent" u. s. w.

Emile Augier empfängt eine viel größere Anerkennung als die beiden anderen Dramatiker, aber es zeigt sich komischer Weise dabei, daß Schmidt-Weißenfels die gelobten Stücke nicht kennt, denn er spricht von dem reizenden feinen Lustspiel „Philiberte", das die geistige Schönheit eines häßlichen Mädchens verherrlicht, wie der Blinde von der Farbe und glaubt sogar Philiberte sei der Name eines Mannes, wozu das stumme e, das auch bei männlichen Namen, wie Emile, Auguste allerdings vorkommt, ihn verführt haben mag. Octave Feuillet, Marie Uchard und Dumas Vater und Sohn werden eingehend besprochen und wer die französische Literatur noch nicht genauer kennt, wird nützliche Fingerzeige in diesen Urtheilen finden.

Der Romanschreiber wird in ähnlicher Weise ausführlich gedacht; bei dem berüchtigten Buch „Madame Bovary" ist aber noch einmal eine Unbekanntschaft des Beurtheilers sehr augenfällig, sonst könnte er nicht so nachsichtsvoll über dies monströse Pröbchen der französischen Literatur sprechen.

Schmidt-Weißenfels wird unzweifelhaft viel Leser finden, gerade weil man geneigt ist, mit ihm über viele seiner Ansichten zu streiten; wären sie nicht interessant, würde man schweigen und das Buch nicht zu Ende lesen.

F. von Hohenhausen.

---

*) Frankreich und die Franzosen. Von Schmidt-Weißenfels. Zweiter Band. Berlin, A. Sacco Nachfolger, 1868.

England.

Ein socialer Sitten-Roman.*)

Die absichtliche Hereinziehung theoretischer Nebenzwecke in den Zusammenhang eines dichterischen Kunstwerkes hält man mit Recht für störend und unstatthaft. Zu der Fülle und dem Reize desselben trägt aber nicht wenig bei, wenn irgend eine sich darbietende Beleuchtung überkommener und gegebener Zustände, die zeitgemäße Ausführung einer anziehenden social-sittlichen Tendenz, sofern sie durch die dargestellten Verhältnisse und Personen selbst in einer Kette von Auftritten und Vorgängen sich gewissermaßen thatsächlich vollzieht, unter der ebenmäßigen Form des objectiven Ausdrucks in geschickter Weise gelegentlich aufgenommen und verarbeitet wird. Einen höchst glücklichen Griff dieser Art hat die englische Verfasserin eines neu erschienenen Romans, Mrs. Frances Eleanor Trollope, „Mabel's Laufbahn", mit vorzugsweiser Berücksichtigung heimischer Verhältnisse gethan.

Mabel ist die Tochter eines vornehmen, nicht eben wohlhabenden englischen Hauses, welches, nach dem Tode seines zweiten Hauptes, eines fleißigen Geschäftsmannes, plötzlich verarmt und hilfsbedürftig dasteht. Das geistig und sittlich feingebildete junge Mädchen entschließt sich, zur nöthigen Selbsterhaltung und zur Unterstützung der Ihrigen, einer Mutter und eines unerwachsenen Stiefbruders, sich zuvörderst als Lehrerin in eine unweit gelegene weibliche Pensions-Anstalt zu begeben. Diese Stellung hat sie unerwarteter Weise der fürsorgenden Vermittelung einer geistlichen Familie zu verdanken, welche, besonders in ihren weiblichen Gliedern stark vertreten, als unermüdliche Arbeiterin im Weinberge des Herrn aus der unausgesetzten und massenhaften Bekehrung ihrer Gemeinde-Genossen, wie aller anderen irgend erreichbaren „Sünder" und „Verworfenen" mittelst derber Zusprache und aufgedrängter Tractätlein ein umfangreiches, im Ganzen natürlich auf die formellste und gemeinste Heuchelei gerichtetes Seelsorge-Geschäft macht. Hier bekommen wir nun, und zwar absonderlich an einem amazonenhaften, durch Dick und Dünn unverwüstlich trabenden Vorkämpfer der heiligen Sache, den ganzen ersinnlichen Vorrath von salbungsvoller Intoleranz, herrschsüchtiger Beschränktheit, gefühlsseliger Effronterie, serafischer Gluth-Anbeterei, erziehungssüchtiger Ungezogenheit und gnadenerwählter Rohheit und Unausstehlichkeit, welcher uns aus dem unsauberen Treiben gewisser festländischen Weinbergs-Arbeiter bekannt genug ist, höchst anschaulich und ergötzlich in der breiten Formen- und Farbenfülle britischer Naturwüchsigkeit vorgeführt.

Das nach strengchristlichen Grundsätzen angelegte Pensionat, in welchem der jungen Lehrerin für die anstrengendsten Verpflichtungen, außer freier Station, vorläufig zehn Pfd. Sterl. als jährliches Gehalt zugesichert sind, gehört in dürftiger und armseliger, allseitig auf den leeren Schein berechneter Einrichtung zu den auffallendsten seiner Art und erinnert lebhaft an manches ähnliche festländische, von angesehenen Reverends inspizirte Institut, in welchem nach anempfohlenen Lehrbüchern zum Besten der nationalen Wohlfahrt männliche oder weibliche Zöglinge mit glücklichstem Erfolge disciplinirt, dressirt und verbildet werden. In diesem pädagogischen Wirkungskreise, dessen unrechtliches und oberflächliches Getriebe sie anwidert, hält es unsere junge Selbstdenkerin, wenn sie nicht physisch und geistig zu Grunde gehen soll, natürlich nicht lange aus. Sie verläßt ihn, um bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit die anziehendere und mehrversprechende Laufbahn einer Schauspielerin zu verfolgen, wozu sie durch lebhaftes und eifriges Studium der Shakespeare'schen Werke sich hinlänglich befähigt und vorbereitet glaubt.

Mabel's wohlbegründete Zuversicht und ihre Hoffnungen täuschen sie nicht. Der Zustand der Bühne, welche sie zuerst in einer irischen Provinzialstadt näher kennen lernt und betritt, überrascht sie anfangs zwar, wenig ermunternd durch seine banausische, auf den beliebten dramaturgischen Schlendrian gegründete Trivialität; sie weiß aber, zumal bei sonst erfreulichen Verhältnissen des Aufenthalts, sich bald in ihren neuen, Edles wie Gemeines vertretenden Beruf hineinzufinden und gewinnt durch ihr schnell erkennbares und glänzendes Darsteller-Talent, sowie durch persönliche Liebenswürdigkeit, die Achtung ihrer Kollegen und die entschiedene Gunst des Publikums und der öffentlichen Kritik. Mit den ehrenvollsten Anerkennungen überhäuft und zu den besten Aussichten für die Zukunft berechtigt, steht sie, innerlich erheitert, gekräftigt und ausgebildet, auf dem neuen Boden bezüglich ihres ferneren Fortkommens sich jeder beängstigenden Sorge enthoben. Durch die Beschreitung dieser öffentlichen Laufbahn aber hat sie es mit allen Leuten ihrer ehemaligen hochkirchlichen und presbyterialen Bekanntschaft, welche die Bühne nebst ihren Mitwirkenden als einen Abgrund sittlicher Verworfenheit und Schande verdammen, gründlich verdorben, so daß alle früheren, an sich schon ziemlich lockeren Bande der Freundschaft und des Wohlwollens für alle Zeit zerrissen erscheinen.

Indeß die Macht der äußeren Fügungen, welche oft stärker ist als die des beschränkten und mißwollenden Vorurtheils, veranlaßt nach verschiedenen, dazwischen eingetretenen Wechseln in den Verhältnissen ihrer näheren und ferneren Umgebung eine allmähliche Aenderung der Dinge, welche, durch eine böswillige Intrigue gefördert, eine neue, ebenso vortheilhafte wie unerwartete Annäherung unserer Heldin und ihrer Familie an die verlassenen Kreise, wenigstens einen Theil derselben, herbeiführt. Ein jugendlicher Verehrer aus früherer Zeit, welcher der entschwundenen Geliebten in unerschütterlicher Beharrlichkeit, wiewohl vergeblich und hoffnungslos, seine Neigung und Ergebenheit bewahrt hat, findet, nachdem er selbst durch traurige Schickungen mannigfach verfolgt und geprüft worden ist, endlich Gelegenheit, ihr in der britischen Hauptstadt, wo sie ihre scenische Laufbahn mit glänzendem Erfolge fortsetzt, zu seiner Freude wieder zu begegnen. Es erfolgt zwischen Beiden eine gemüthliche Beseitigung der eingetretenen Mißverständnisse und demnächst eine innigere Verständigung, und Mabel, welche vordem in dürftigen Verhältnissen Grund zu haben glaubte, seine Bewerbungen zurückzuweisen, fühlt sich jetzt, wo sie durch alle möglichen Begünstigungen gehoben ist, von selbst angetrieben, seine oft verschmähte Liebe und Treue anzuerkennen. Sie nimmt sie wie ein tiefgefühltes Bedürfniß entgegen und ergänzt in der endlichen Vereinigung mit ihm das bisher unvollständige Glück ihres Lebens.

Dies ist der Schluß der langausgesponnenen Erzählung, deren Inhalt hiermit in den allgemeinsten Umrissen gegeben sein mag. Um diesen Kern lagert sich eine große Menge mehr oder weniger bedeutender und erheblicher Begebenheiten, Auf-

*) Mabel's Laufbahn. Roman von Frances Eleanor Trollope. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Theile. Leipzig, B. Schlicke, 1868.

tritte und Vorgänge, welche ebenso durch eine außerordentlich reiche Anzahl handelnder Personen, aus den verschiedensten Ständen und mit den verschiedensten, nicht selten wunderlichsten Charakteren, bezeichnet sind. Trotz dieser Fülle von wechselnden, die Aufmerksamkeit allseitig spannenden Erscheinungen, ist das reichgegliederte Ganze dennoch mit anschaulicher Uebersichtlichkeit geordnet; die vielumfassende, auf der genauesten Kenntniß des menschlichen Gemüths, wie der vorgeführten Verhältnisse, beruhende Charakteristik ist durchweg fein und zutreffend, die Darstellung klar, ebenmäßig und, bei dem Vorurtheil überwiegend conventioneller und alltäglicher Motive, ohne die gemachte, in moralisirender Sentimentalität sich unerquicklich ergehende Weitschweifigkeit, welche namentlich weibliche Roman-Erzeugnisse so oft entstellt.

Die Uebersetzung ist von Fräulein Helene Lobedan, die uns bereits durch frühere ähnliche Arbeiten bekannt ist, in anmuthiger, dem Originale treu sich anschmiegender Weise bewirkt.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Stimmen vom Jordan und Euphrat.*)

Mit wahrer Freude begrüßen wir die lang erwartete zweite Auflage der „Stimmen vom Jordan und Euphrat" von Dr. Michael Sachs, die jetzt um einen zweiten starken Band vermehrt worden. Der zweite Band ist von Prof. Dr. M. Lazarus herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet.

Das Buch ist ein wahrer Schatz von Weisheit, und hat schon der erste Band gerechte Anerkennung und Würdigung gefunden, ist darin auch nicht ein Gedicht oder ein Spruch enthalten, der nicht neben der Sinnigkeit des Gedankens auch eine Beziehung zum geistigen und höheren Leben des Menschen hätte, so hat auch der zweite Band eine reiche Fülle des Schönen und Edlen und giebt dem Leser Kenntniß und Verständniß von der hohen Weisheit, welche in den alten Schriften der Juden aufgespeichert ist. Dazu kommt die überaus gelungene Darstellung des Bearbeiters, dessen reiche dichterische Begabung es verstand, den oft unscheinbaren, einfachen Kern des hebräischen Originals dem Leser in einem prächtigen Gewande wie in einem Geschmeide vorzuführen. Der erste Band enthält auch Beiträge von Moritz Veit; der zweite Band nur Arbeiten von Sachs und nur hin und wieder ist die Abrundung und „das Maß der Schönheit" in den vom Verewigten hinterlassenen Versen durch die Feile der Herren Dr. Otto Roquette und Prof. Dr. Friedr. Eggers vollendet worden. — Die Dichtungen selbst müssen gelesen werden, um den vollen Genuß des Gegebenen zu erhalten.

Nicht verschwiegen aber bleibe die liebevolle Beigabe der Vorrede des Herrn Dr. Lazarus, welche in warmen, tiefempfundenen Worten nicht bloß des Dichters und Bearbeiters, sondern des edlen Mannes Sachs erwähnt — eine Apologie, wie sie in so wenigen Worten nicht schöner geschrieben werden konnte. — Mögen einige Worte daraus uns den Verewigten auch da kennen lehren, wo er bisweilen verkannt wurde.

„... Das Leben überrascht uns zuweilen mit der beglückenden Lehre, daß es neben dem Genie der Entdeckung, des Wissens und der Kunst auch ein Genie der Persönlichkeit giebt; ein solches war Michael Sachs. Wie oft, im Aufblitzen des Gedankens, im Aufflammen der Rede, konnte man dessen ein Zeugniß erleben.

„Ja, er war ein Räthsel für Viele; das ist unleugbar. Um so größer schien das Räthsel, da Niemand leugnen kann, daß er eine offene, freie Natur gewesen. Verborgen war er Niemand, aber Vielen unverständlich.

„Unbegreiflich schien es, daß ein Mann, heimisch im Geiste des klassischen Alterthums, auf der Höhe humanistischer Bildung der Zeit, vertraut mit der Entwickelung der Philosophie, — so abschließend sich verhalten konnte gegen alle Forderungen der Gegenwart in Bezug auf das Judenthum selbst und seine Lebensformen. Kleine Beweggründe, Amtsrücksichten, Pastoral-Klugheit lagen ihm fern; sie hatten keine Stätte in seinem edlen Gemüth. Auch waren ihm philosophische Gedanken nicht ein todtes Material; in seinem Denken war Leben, und sein Leben war voller Gedanken.

„Was ihn hob und was ihn hemmte, war aus gleicher Quelle; er war ein Dichter. Er sah alle Dinge des Lebens und die religiösen zumal nur von poetischem Schimmer umflossen. Nicht daß er wie ein poetischer Künstler die realen Dinge nur mit diesem Schimmer umgeben hätte, nein! er sah sie nicht anders, er war eine poetische Natur. Der Erkenntniß der geistigen Schöpfungen seines Volkes an Gedanken und Lebensformen mit aller Liebe hingegeben, erblickte er Alles, was ein Erbe der schöpferischen Vergangenheit war, das Große und das Kleine, das Ferne und das Nahe, das Bedeutsame und das Unbedeutende in diesem poetischen Glanze — oder Nebel. Sind doch diese Dichtungen selbst nur ein sprechendes Beispiel, wie er aus dem, was formlos und selbst mißgestaltet (wie der rabbinische Dialekt ist), dennoch den edlen Gehalt in gewinnende Form zu fassen nicht ermüdete.

„Ein friedlicher, ja ein kindlicher Sinn läßt ihn mit naiver Begeisterung mitten im Leben stehen. Für viele Dinge in der That hatte er kein Verständniß und destomehr hatten Viele kein Verständniß für ihn. ... Sachs war im Urtheil erstaunlich frei von jeder Tradition; er war frei wie ein griechischer Philosoph, selbständig, kühn gegen alles Hergebrachte, Gebräuchliche, allgemein Geltende. Aber in seiner Praxis wendet er diese Freiheit nur gegen den neuerdings hergebrachten, nachgebeteten, äußerlichen religiösen Liberalismus; er ist so kühn und so freisinnig — orthodox zu sein.

„Er war sich bewußt, den Reiz der Schönheit des klassischen, den Adel und den Schwung des modernen Geistes stärker zu empfinden, als viele Andere, die ihn auf ihre Fahne geschrieben; aber er ist stolz darauf, von diesem Reize ungefesselt, dem scheinlosen, aber sittlich tiefen Erbgut des jüdischen Geistes eine schwärmerische Liebe zu bewahren und den monotheistischen Ernst des Lebens über alles Wissen und alle Schönheit zu setzen...."

Danken wir Herrn Lazarus für seine edeln, ausgleichenden Worte, die, wenn sie auch vielleicht bei beiden extremen Richtungen des heutigen Judenthums auf Widerspruch stoßen, doch jedenfalls bei der überwiegenden Zahl der historisch gebildeten, das Schöne, das Gute und das Wahre im Auge habenden Leser auf Beifall zählen dürfen.

Dieser sittlich tiefe Ernst durchdringt aber auch das ganze Buch. Möge es in keiner Familie fehlen, die Sinn und Verständniß hat für das Schöne und Gute und für das Wissen, woher es auch komme. K.

---

*) Stimmen vom Jordan und Euphrat. Ein Buch für's Haus. Von Dr. Michael Sachs. Erster Band. Mit Beiträgen von Moritz Veit. Zweite Auflage. Zweiter Band, herausgegeben von Prof. Dr. M. Lazarus. Berlin, Louis Gerschel, 1868.

Manoello da Gobbio, der jüdische Freund Dante's.

In einer der letzten Nummern des „Deutschen Museum" hat Herr Feodor Wehl einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Manoello ben Salomo, der Heinrich Heine Italiens im 14. Jahrhundert" veröffentlicht, worin, dem Anscheine nach, zum ersten mal in Deutschland, auf den jüdischen Freund Dante's, Manoello da Gobbio, aufmerksam gemacht wird. Aber bereits zu Anfang des Jahres 1860 (Nr. 3, S. 28) hat das „Magazin für die Literatur des Auslandes" aus der Feder eines hochgeschätzten Forschers, des Herrn Dr. Abraham Geiger in Frankfurt a. M., eine längere Abhandlung mit der Ueberschrift „Immanuel, der Freund Dante's," gebracht, worin nicht bos mit scharfsinniger Kritik das persönliche Verhältniß Manoello's zu dem Dichter der „Göttlichen Komödie", sondern auch nachgewiesen wird, daß der Jude des 13. Jahrhunderts in einer seiner hebräischen Makamen den christlichen Freund unter dem Namen Daniel gefeiert und ihm in den Himmelshöhen Thron und Krone vindicirt hat, weil er „des Gotteswortes treuer Verehrer, ein Weiser, ein Denker wie Keiner mehr" war.

Von den Makamen dieses hebräischen Divans von Manoello, worin er in Dante's Art eine Höllen- und eine Himmels-Reise beschreibt, theilt nun Herr Geiger einige weitere Proben in der kürzlich ausgegebenen ersten Lieferung des Bandes V. seiner „Jüdischen Zeitschrift für Wissenschaft und Leben" mit, wobei zugleich Alles recapitulirt ist, was seit de Rossi über Manoello in Italien und Deutschland veröffentlicht worden. Es war allerdings eine Ader H. Heine's in diesem Manoello. Seine „Hölle" hat augenscheinlich einen mehr parodirenden, als ernsten Charakter. So läßt er z. B. die von ihm verehrten griechischen und arabischen Weisen und Naturforscher aus folgenden Gründen in der Hölle braten: „Dort siecht Aristoteles, bleich und entstellt — weil er geglaubt an die Ewigkeit der Welt. — Dort wird's an Galen, dem großen Arzte, gerochen — daß er vorwitzig gegen Moses gesprochen. — Dort hat's Alfarabi zu beklagen, — daß er sich erdreistet, zu sagen, — die Vereinigung des Menschengeistes mit dem Geiste Gottes — sei alter Weiber Geschwätz und werth des Spottes. — Dort jammert Platon im Winkel — über seinen Dünkel — daß er seine Worte als Prophezeiung gehegt — und seinen Ideen Wirklichkeit beigelegt, — dort Hippokrates, der Keinem wollte gönnen, — daß er seine Weisheit solle kennen. Dort wird Avicenna verlacht — daß er sich ausgedacht — es könne wohl auf Erden — ein Mensch ohne menschlichen Vater erzeuget werden."

Dagegen charakterisirt Manoello die in seinen Augen wahrhaften Männer Gottes folgendermaßen: „Sie hielten nicht fest an Einer Partei, — sondern wählten aus dem Glauben allerlei — die unbestrittenen Lehren — die Alle verehren, — das ergriffen sie und übten sie gern, — doch das von Allen Verworfene hielten sie fern: — Ueber Gott aber sprachen sie: Jeder will einen andern Namen erheben, — wie sollten wir es wagen, ihm einen Namen zu geben? — Wie sein Name sei, bleibt sich gleich, — wir verehren den Schöpfer in ihm, der weise, verborgen und gnadenreich, — der erbarmend sorgt für seine Heerde, — mit seiner Herrlichkeit auch uns wieder heimführt von dieser Erde."

Kleine literarische Revue.

— **Berlin und seine Entwickelung.***) Das vom Vorsteher des statistischen Büreau der Stadt Berlin, Herrn Dr. Hermann Schwabe, redigirte Jahrbuch von Berlin, dessen zweiter Jahrgang uns jetzt vorliegt, ist keine bloße Ephemeride, die hauptsächlich nur in der Zeit, für die sie publizirt wird, Werth und Bedeutung hat. Es ist vielmehr eine, alle geistige und materielle Richtungen des Staats- und Volkslebens im Auge habende Chronik der Tagesgeschichte und der Entwickelung der Hauptstadt des norddeutschen Bundes. Eine solche Chronik hat naturgemäß nicht bloß für die Bewohner dieser Stadt selbst, sondern auch für Jedermann, der die Vor- und Rückschritte der geistigen Bewegung und der physischen Vegetation in einem der ersten Brennpunkte des deutschen Kultur-Entwickelungs-Prozesses beobachten will, ein hohes, kulturhistorisches und ethnographisches Interesse. Der Herausgeber ist der Aufgabe, die er sich gestellt, in diesem zweiten Jahrgange noch näher gekommen, als im ersten, indem er unter der Rubrik „Statistik von Berlin" eine Uebersicht aller topographischen, Bevölkerungs-, Verkehrs-, Genossenschafts-, Armen- und Gefängnißwesen-, Presse- und Literatur-, Kirchen- und Gottesdienst-, Schulen- und Unterrichts-, Steuer- und Finanzverhältnisse der Stadt gegeben und daran eine im jetzigen Augenblicke, wo es sich um eine Erhöhung der bereits für den Gewerbestand von Berlin so drückenden Miethssteuer handelt, zeitgemäße Statistik des Verhältnisses von Miethe und Einkommen der Bewohner knüpft. Es ergiebt sich daraus unter Anderem, daß 1861 Wohnungs-Miether Berlin's, von denen Jeder ein durchschnittliches, jährliches Einkommen von 1100 Thlr. hat, im Verhältnisse zu diesem Einkommen an Miethe 1 : 3,63 zahlen, während 128 Wohnungs-Miether, von denen Jeder ein durchschnittliches jährliches Einkommen von 10,800 Thlr. hat, im Verhältniß zu demselben nur wie 1 : 11 an Miethe zahlen. Da die Miethssteuer nicht in progressiven Verhältnissen, sondern überall mit 6⅔ Proc. jährlich vom Miethsbetrag erhoben wird, so trifft diese Steuer natürlich die Miether mit kleinem Einkommen viel härter, als die mit großem. Aus den mitgetheilten statistischen Tabellen ersieht man, daß regelmäßig die Miethe mit der Zunahme des Einkommens einen immer geringeren Theil desselben bildet.

Die übrigen Abhandlungen des vorliegenden Jahrganges betreffen: 1) die Wappen und Farben der Stadt Berlin, vom Stadtarchivar Fidicin; 2) den Straßenverkehr in Berlin, von E. Bruch; 3) die Berliner Börse, von Dr. Schweitzer; 4) das deutsche Gewerbe-Museum, von Prof. Waagen; 5) die erste Markthalle in Berlin (mit Plan); 6) die Industrie der großen Städte, von Dr. Engel; 7) die Fröbel'schen Kindergärten im System der Volksschule, von Dr. E. Pappenheim, und 8) die Gemeinde-Statistik auf dem statistischen Kongreß in Florenz, von Dr. H. Schwabe.

— **Eine biblische Auffassung der Idee des Menschen.****) Auf dem besonders in neuester Zeit durch manche gehaltvolle Leistun-

*) Gemeinde-Kalender und städtisches Jahrbuch für 1868. Zweiter Jahrgang. Herausgegeben vom statistischen Büreau der Stadt. Mit einem kolorirten Stadtplan und 3 Tafeln. Berlin, J. Guttentag.

**) Die Idee des Menschen. Zweiter Beitrag zur biblischen Theologie, hauptsächlich der synoptischen Reden Jesu. Von Karl Wittichen, evangel. Pfarrer in Malmedy. Göttingen, Dietrich, 1868.

gen erfolgreich bearbeiteten Gebiete der biblischen Anthropologie (ein nicht genau entsprechender Name für die hier ebensowohl die teleologisch-objective als die natürlich-subjective Seite des menschlichen Geistes umfassende Forschung) erhalten wir durch einen rühmlichst bekannten theologischen Schriftsteller, den evangelischen Pfarrer Wittichen, soeben eine neue, den reichen Stoff mit großer Belesenheit, Schärfe und Gründlichkeit behandelnde Ausführung. Er erörtert den Begriff und das Wesen der menschlichen Natur von ihrer geschichtlichen Entstehung, von den elementaren Andeutungen des „Elohisten" der „Genesis" durch die ganze sich immer weiter entfaltende, später auch von orientalischen und hellenischen Theoremen beeinflußte Ueberlieferung des alten Bundes hindurch bis zu ihrer reicheren und geistigeren Gestaltung in der Lehre und Weltanschauung Christi und seiner Jünger, welche er als die abschließende Vollendung nicht allein des Judaismus, sondern auch der ganzen religiös-ethischen Entwickelung des Menschengeschlechts ansieht. Eine sachgemäße und tief eindringende, auf logische Kategorieen, wenngleich nur gelegentlich und äußerlich, gestützte Darstellung, welche manche der neueren Forschungen auf diesem Gebiete correctiv ergänzt, zeichnet das sorgfältig gearbeitete Werk vortheilhaft aus. Indem es schließlich die universalistische Conferirung der Tradition aus den engen Schranken ihrer dogmatisch-kirchlichen Fassung als ein dringendes und zeitgemäßes Bedürfniß der speculativen Theologie hinstellt, läßt es nur noch den berechtigten Wunsch übrig, daß diese Verallgemeinerung des religiös-sittlichen Inhalts, nach Maßgabe der allein in sich begründeten und selbständigen Ergebnisse der philosophischen Forschung selbst, zu einer heilsamen Ausgleichung mit diesen und demgemäß zu einer vollständigen Auflösung des concret-mythischen Lehrbegriffes in die unverrückbaren und allgemeingiltigen Kategorieen des philosophischen Denkens endlich hinleiten möge, — eine Aufgabe, welcher allerdings die positive Theologie mit ihren Mitteln und ihren praktischen Voraussetzungen nicht gewachsen ist. S.

— **Der große französische Minister-Präsident Richelieu.***) Den Kardinal Richelieu, Minister-Präsidenten Frankreichs zur Zeit der Regierung Ludwig's XIII., den Gründer der französischen Akademie, hat Herr Dr. Trauttwein von Belle zum Gegenstand eines historischen Vortrages vor dem Herren- und Damen-Publikum des „wissenschaftlichen Vereins" von Berlin gemacht. „Von Richelieu her schreibt sich das unerhörte Wachsen der französischen Macht nach Außen, der Aufschwung des monarchischen Absolutismus, die Gruppirung der Staaten um den Einheitspunkt des fürstlichen Ansehens, die Centralisation, d. h. die Zusammenfassung aller Kräfte, Mittel und Zwecke des Staates in der Hand seines Herrschers, oder seiner mit dem Herrscheramt betrauten Minister. Von Richelieu ist der Hebel angesetzt worden, der heute noch die Staats-Verwaltungen heben, und als Musterwerkzeug in allen Werkstätten der Staatskunst dienen und vorleuchten soll." Der Bischof von Luçon, Armand du Plessis (geb. 1585), war, ungeachtet der ihm anfangs nicht holden Gesinnung des jungen Königs Ludwig's XIII., durch den in Rom mächtigen Einfluß der Königin-Mutter, Maria von Medici, die er nachmals von ihrer Höhe hinabschleuderte, zum Kardinal und bald darauf zum Premier-Minister von Frankreich ernannt worden, was er vom J. 1624 bis zu seinem im J. 1642 erfolgten Ableben verblieb. Der Staatsmann jedoch, der den Erwerb des Elsasses gesichert, den Anfall Lothringens vorbereitet, Arras und Sedan gewonnen, Frankreichs Gränze über die Alpen und Pyrenäen ausdehnte, hatte daheim einen schweren Stand. Im Augenblicke seines schönsten kriegerischen und diplomatischen Triumphes, im November 1630, wankt der Boden unter seinen Füßen; die Hofkabale glaubt, schon am Ziele zu sein, Richelieu hielt sich selbst bereits für verloren, da — es war nach dem grand orage de la cour die famose Journée des Dupes — schlug plötzlich die Stimmung bei Ludwig XIII. um. Der Kardinal siegte und seine Hauptgegner, Maria von Medici und Gaston von Orleans, mußten das Land verlassen. Die Königin-Mutter hat nie zurückkehren dürfen; sie starb am 3. Juli 1642 zu Cöln, fast in Armuth; Richelieu aber wurde zum Herzog und Pair von Frankreich erhoben (September 1631). Gleichwohl wuchs die Anzahl seiner Feinde immer von Neuem. „Keinen Tag hatte Richelieu Ruhe. Als der Kardinal schon den Todeskeim in sich fühlte, zettelte des Königs Großstallmeister Cinq-Mars, Richelieu's eigene Kreatur, eine Verschwörung gegen ihn an, bei der zwei Prinzen von Geblüt sich betheiligten und welche nur an der Unentschlossenheit des erbärmlichen Cinq-Mars gescheitert ist. Auf dem Gipfel des Ruhms, wie an der Schwelle des Grabes, hat Richelieu zittern müssen vor seinen Feinden; er hat noch die Hinrichtung des Cinq-Mars erlebt, aber er ist gestorben, ein gehetzter Edelhirsch, unglücklicher fast noch, als seine kurzsichtigen Dränger. In der absoluten Monarchie erster Staatsmann, des Staates Vorsehung sein, ist kein beneidenswerthes Loos."

*) Der Kardinal Richelieu. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein am 1. Februar 1868, von E. Trauttwein von Belle. Berlin, Jul. Springer, 1868.

— **Zeitschriften im Elsaß.** Die deutsche Literatur der einst dem deutschen Reiche angehörigen Landschaft Elsaß hat zu Ende 1866 einen herben Verlust erlitten, indem das bis dahin bei J. P. Rißler in Mühlhausen erschienene „Elsäßische Samstagsblatt" des wackeren Georg Zetter (als Schriftsteller genannt: Friedrich Otte), nach eilfjährigem gedeihlichen Bestehen eingegangen ist. Nächst dem Herausgeber, dessen schöne Gedichtsammlung „Aus dem Elsaß" (St. Gallen, 1862) ein dem verewigten Uhland nachstrebendes kerndeutsches Dichtertalent bekundet, waren die unzertrennlichen Brüder August und Adolf Stöber (des Ersteren Gedichte sind 1867 in Mühlhausen bei Rißler in neu vermehrter Auflage herausgekommen), der patriotische Gustav Mühl in Straßburg, der Oberarchivar Ludwig Spach ebendaselbst, Dagobert Fischer in Zabern, der Stadt-Archivar Xaver Moßmann in Colmar, der gelehrte Apotheker Napoleon Nicklès in Benfeld, welcher „das röhmische Ehl, Hohenburg und Hohengeroldseck nebst den Sagen dieser Gegend" 1866 sehr gründlich beschrieben hat, und sein College, Hr. Kirschleger, Professor der Pharmazie in Straßburg, die vorzüglichsten Mitarbeiter des Unternehmens. Fast dieselben Namen findet man in dem von Karl Mehl vor vier Jahren begründeten Bibliographe alsacien (Gazette littéraire, historique, artistique) wieder; es wimmelt in dieser kleinen Publikation von tüchtigen Daten über elsäßische Geschichte, Literatur, Kunst und Industrie, aber auch von kulturhistorischen Notizen, die über das Elsaß hinaus Werth haben. Sehr verdienstlich ist z. B., daß die Redaction eine von Herrn August Kroeber mitgetheilte, noch ungedruckte Correspondenz zwischen Conrad Pfeffel und Jeremias Oberlin (dem Archäologen) aufgenommen hat. Die innige Freundschaft des deutschen Dichters (der auch ein sehr gewandtes Französisch

schrieb) mit dem Heroen elsaßischer Gelehrsamkeit leuchtet aus diesen Briefen anmuthig hervor. Fast jede Nummer der Zeitschrift bringt unter der Rubrik: „Bibliographie alsatique" ein reichhaltiges Register der neuesten Erscheinungen elsaßischer Literatur, von kurzen, prägnanten, oft recht schlagenden kritischen Anmerkungen begleitet. Nach dem Dahinscheiden des deutsch geschriebenen Samstagsblattes wird der Bibliographe alsacien wohl eine Zeit lang dessen Stelle mitvertreten. Denn Dagobert Fischers treffliches „Zaberner Wochenblatt" (in deutscher Sprache) ist doch zu entschieden örtlicher Natur und kann, wie das Gebweiler Wochenblatt und ähnliche, den Rang einer Provinzial-Revue nicht behaupten. T. v. B.

Literarischer Sprechsaal.

In Danzig hat sich zu Gunsten der Mennoniten in Westpreußen, deren Auswanderung in Folge des gegen ihre religiösen Satzungen mit Strenge zur Anwendung kommen sollenden Militairpflichtigkeits-Gesetzes zu befürchten ist, eine Stimme erhoben, die, dem Vernehmen nach, von einem geachteten Geistlichen der evangelischen Kirche herrührt. Im „Danziger Dampfboot" vom 17. März befindet sich nämlich eine Reihe von „Fragen und Antworten" über den Gegenstand, vom volkswirthschaftlichen, wie vom nationalen und humanistischen Standpunkt aus, die sämmtlich zu dem Ergebnisse gelangen, daß die Mennoniten-Frage nicht im Geiste des sechzehnten Jahrhunderts, in welchem das cujus regio ejus religio galt, oder des siebzehnten Jahrhunderts, in welchem Ludwig XIV. die Protestanten aus Frankreich vertrieb, weil sie sich seiner „Staatsidee" nicht fügten, sondern im Geiste des Jahrhunderts Friedrichs des Großen entschieden werden sollte, der seinen größten Ruhm darin fand, daß während seiner Regierung Niemand aus religiösen Gründen den preußischen Staat verlassen habe. Gleichzeitig wird auf den argen Fehler in nationaler und in volkswirthschaftlicher Beziehung hingewiesen, den man begehen würde, wenn man zwölftausend betriebsame und größtentheils wohlhabende Deutsche aus dem zum dritten Theil von meistens armen Slaven bewohnten Westpreußen, das der Kultur durch die fleißige deutsche Hand noch sehr bedürfe, einer „Staatsidee" à la Louis XIV. wegen, zu vertreiben, keinen Anstand nehme.

Am 12. März d. J. ist in Brüssel, in einem von den arbeitenden Klassen viel bewohnten Stadtviertel, das Etablissement einer großen Volksküche unter der Benennung „Société cooperative alimentaire" eröffnet worden. Das Etablissement nennt sich eine „Cooperativgenossenschaft", einen „Konsumverein", weil es nicht, wie die mit so außerordentlich günstigem Erfolge wirkenden Berliner Volksküchen von 1866, ohne allen Geldgewinn arbeitet, sondern als eine Art von Actien-Gesellschaft in's Leben getreten ist. Das Brüsseler Etablissement hat sich allerdings ebenso, wie das Berliner, die Aufgabe gestellt, den arbeitenden Klassen, welche jedes, die Menschenwürde verletzende Almosen verschmähen, gesunde, kräftige Nahrungsmittel zu möglichst niedrigen Preisen zu liefern, aber die Brüsseler Volksküche stellt ihren Konsumenten die Bedingung, daß sie, um als solche zugelassen zu werden, zugleich als Actionaire dem Unternehmen beitreten. Der Preis jeder Actie beträgt freilich nur 5 Francs (1⅓ Thlr.), die in vier Terminen binnen zwei Jahren einzuzahlen sind, doch werden lediglich gegen Vorzeigung des Scheines über die erste Einzahlung von 1¼ Fr. (10 Sgr.) die Speisen der Volksküche, oder vielmehr die verschiedenen Eßmarken, zu den darauf verzeichneten Preisen verkauft. In der Brüsseler Volksküche werden sechs Verzehrungs-Gegenstände verabreicht: Brod, Bier, Suppe, Fleisch, Gemüse und Kaffee. Alle sechs kosten zusammen 57 Centimes (4½ Sgr.), doch kann man nach Belieben auch Eines oder das Andere, oder zwei bis fünf Gegenstände allein bekommen. Nur Bier, von dem kein Gast mehr als Ein Seidel erhält, wird nicht ohne Speise verabreicht. An der Kasse kann man gegen Zahlung unter Vorzeigung eines Antheilscheins, 2 Marken à 5, eine à 7, 2 à 10 und eine à 20, zusammen 57 Centimes bekommen, und gegen diese Marken werden, je nach dem Tarif der genannten sechs Gegenstände, diese zur Verzehrung im Lokale selbst, oder auch außer dem Hause, verabreicht, in letzterem Falle jedoch ohne Brod und Bier. Dreimal täglich ist das Etablissement geöffnet: Morgens von 7 bis 9 Uhr, Mittags von 12 bis 2 Uhr und Abends von 6 bis 9 Uhr. Am ersten Tage der Eröffnung machten sogleich 250 Personen, die zusammen 118 Francs (=31.14 Sgr., oder 3½ Sgr. pro Person) verzehrten, Gebrauch von der Volksküche, die seitdem täglich an Gästen bedeutend zugenommen hat. In den sieben Berliner Volksküchen, wo jetzt täglich über 6000 Personen gespeist werden, wird, unter der Aufsicht und Controle von Ehrenfrauen, für 1¼ Sgr. ein ganzes Quart von in Bouillon gekochtem Gemüse (Erbsen, Bohnen, Linsen, Kohl, Kartoffeln, Klöße xc., täglich wechselnd) mit Fleisch und für 1 Sgr. ein reichliches halbes Quart verabreicht.

Aus dem russischen Universitätsleben theilen wir nach dem „Kolokol" zwei charakteristische Vorfälle mit.

Am Ende des vergangenen Jahres entschloß sich der Professor der Rechtswissenschaft in Moskau, Herr Tschitscherin, sein Amt niederzulegen. Obgleich entschieden konservativ von Gesinnung, fand er den auf ihm in der Stellung lastenden Druck der Reaction dennoch unerträglich. Als am 20. December seine letzte Vorlesung bevorstand, in welcher er sich von seinen Zuhörern verabschieden wollte, fand der Rector der Universität dieselbe so gefährlich, daß er für zwei Tage, darunter denjenigen der letzten Vorlesung Tschitscherin's, die Universität schloß.

An der Universität zu Kasan dagegen hat sich etwas ereignet, was die Russen gern eine „Reform" zu nennen lieben. Diese „Reform" bestand in einem Reglement der Universitäts-Behörde für die Studirenden und die (zum Besuch der Vorlesungen) „Zugelassenen". Dadurch werden dieselben verpflichtet, jede Vorlesung zu besuchen. Die Aufsicht darüber wird dem Prorector nebst seinen Beigeordneten übertragen; sie führen über das Verhalten jedes einzelnen Studenten Buch. Wenn der Professor in den Hörsaal tritt, muß jeder Student sich von seinem Platze erheben und darf sich erst dann wieder setzen, wenn der Professor dazu die Aufforderung ausspricht. Begegnet der Student im Universitätsgebäude oder auf der Straße den Häuptern der Anstalt, so hat er seinen Hut abzuziehen und sich in gebührender Entfernung zu halten. Endlich werden unter die „Zugelassenen" nur Beamte aufgenommen. In Folge dessen giebt es an der Universität von Kasan keine „Zugelassenen" mehr. Wahrscheinlich wird es bald auch dort keine Studenten mehr geben.

Einen Zweck, dessentwegen sich die Universitäts-Behörde in solcher Weise lächerlich mache, kann der „Kolokol" nicht auffinden, er meint, nur die Furcht sei die Triebfeder gewesen.

Julius Rodenberg, „Aus aller Herren Länder"

ist soeben erschienen. — Preis: 15 Sgr. Verlag von R. Lesser in Berlin.

Inhalt: Ein halber Tag unter den Türken. — Die historischen Kaffeehäuser in Paris. — Durch Holland im Fluge. — Londoner Scenen mit beweglichen Figuren u. s. w. (97)

Bei **A. Spethmann & Co.** in Schleswig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blicke in die Zukunft der nordfriesischen Inseln und der Schleswig'schen Festlandsküste. Von **Adalbert Baudissin.**

Preis 10 Sgr. (98)

Stimmen vom Jordan und Euphrat.

Ein Buch fürs Haus.

Von (99)

Dr. **Michael Sachs.**

Bd. I. Mit Beiträgen von **Moritz Veit.** 2. Aufl.
Bd. II. Herausgeg. von Prof. Dr. **M. Lazarus.**
Zwei Theile. 16. geh. 1⅓ Thlr., gebd. 2 Thlr.
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In dem unterzeichneten Verlage erscheint seit Anfang dieses Jahres:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsklassen.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Märzheft (Nr. 10—13) liegt nunmehr vollständig vor und enthält u. a. folgende Aufsätze:

Astronomie. Die physikalische Beschaffenheit der Sonne und der Fixsterne. — Der Sternschnuppenschwarm im November 1867. — Die Atmosphären der Planeten. — **Meteorologie.** Die chemische Intensität der Sonne. — Das Summen der Berge. — Einfluß der Lage auf die Wanderung der Gletscher. — **Physik.** Neue Methode der Spektralanalyse. — Absorption der Gase durch feste, nicht poröse Körper. — Neue Messungen der Schallgeschwindigkeit. — **Chemie.** Die Oxyde des Kohlenstoffs und ihre Beziehungen zu zusammengesetzteren Verbindungen. — **Physiologie.** Organisches Leben in hohen Temperaturen. — Einfluß der Thiere und Pflanzen auf den Kalkgehalt des Wassers. — **Botanik.** Wirkung des elektrischen Stromes auf die Reizbarkeit der Pflanzen. — Fluoreszenz lebender Pflanzentheile. — **Agrikultur.** Der Maikäfer und seine Larve. — Die Stickstoffverbindungen im Regenwasser. — **Geographie.** Entdeckung eines neuen Polar-Landes. — **Geologie.** Die vulkanischen Erscheinungen im Jahre 1867. — Die Schwankungen im Salzgehalt des Ostseewassers. — Besteigungen des Vesuv während der Eruption. — **Technologie.** Darstellung von Sauerstoff im Großen. — Die Elastizität und die Festigkeit des Eisens und Stahls. — **Gesundheitslehre.** Luftverderbniß. — **Kleinere Mittheilungen.** — **Literarisches.** (100)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

H. Kiepert's Neuer Handatlas über alle Theile der Erde in 45 Blättern. Zweite vollständig berichtigte und erweiterte Auflage. **Sechste Lieferung. Inhalt: Russland, Griechenland (Königreich), Asiatische Türkei, Vorderasien.**

Die Ausgabe erscheint in 11 Lieferungen zum Subscriptionspreis à 1 Thlr. 5 Sgr. — Mit dieser sechsten Lieferung liegt die grössere Hälfte der neuen Ausgabe dieses anerkannt gediegenen Kartenwerkes vor, welches in jeder Beziehung den Ansprüchen genügt, die ein guter Handatlas in sich vereinigen muss.

☛ Prospecte sind in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben.

H. W. Dove, der Schweizer Fön. geh. Preis 6 Sgr.

Bildet einen wichtigen und höchst interessanten Nachtrag zu der im vorigen Sommer von demselben Verfasser erschienenen Schrift: „Ueber Eiszeit, Föhn und Scirocco." geh. Preis 20 Sgr.

H. Kiepert, Carte de l'Empire Ottoman en Europe et en Asie. Deuxième Edition. 4 Bl. Maassstab: 1 : 3,000,000. Colorirt. Preis im Umschlag 2 Thlr. 20 Sgr. — Auf Leinewand in Mappe 4 Thlr.

H. Kiepert, Atlas antiquus. Zehn Karten zur alten Geschichte. Vierte vollständig umgearbeitete Auflage. Preis geh. 1 Thlr. 15 Sgr. — Elegant geb. 2 Thlr. — Einzelne Karten, gefalzt und cart., à 6 Sgr.

G. A. von Kloeden, Repetitionskarten. 17 Flussnetzkarten mit erläuterndem Text. Preis in Umschlag 24 Sgr. — Einzelne Karten à 1½ Sgr.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. 1868. Dritter Band, erstes Heft. Preis für 6 Hefte 2 Thlr. 20 Sgr.

Erscheint in zweimonatlichen Heften von 5—6 Bogen mit Beigabe interessanter Karten. (101)

Im April erscheint:

Darstellung der territorialen Entwickelung des Brandenburg-Preussischen Staates v. 1415 bis jetzt. Von Dr. Ad. Brecher. In Farbendruck mit kurzem erläuterndem Text. Preis gefalzt und cart. 6 Sgr.

In 8 Tagen erscheint in unserm Verlage:

Voltaire (102)

in seiner

Beziehung zur Naturwissenschaft.

Festrede

in der öffentlichen Sitzung der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zur Gedächtnissfeier Friedrichs II. am 30. Januar 1868

gehalten von

Emil du Bois-Reymond,

beständigem Secretär der Akademie.

Zum Besten der Nothleidenden in Ostpreussen.

Velinpapier. gr. 8. geh. 5 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist eben erschienen:

Shakespeare's dramatische Werke

nach der Uebersetzung

von

August Wilhelm Schlegel und **Ludwig Tieck**

sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von

H. Ulrici

herausgegeben durch die

Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.

Zweiter Band.

Preis: 20 Sgr.

Goethe's Briefe an Friedrich August Wolf.

Herausgegeben

von (103)

Michael Bernays.

Separatabdruck aus den Preuß. Jahrbüchern.

Mit Beilagen. Preis: 20 Sgr.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Die

Preussische Expedition nach Ost-Asien.

ANSICHTEN AUS JAPAN, CHINA UND SIAM.

(Im Auftrage der Kgl Regierung herausgegeben von A. Berg.)

Viertes Heft.

3 Blatt Text, deutsch, französisch, englisch.
6 Blatt Ansichten.
(4 in photo-lithograph., 2 in chromo-lithograph. Druck von Korn.)
26¼ Zoll Breite und 20¼ Zoll Höhe.

Preis: Acht Thaler.

Inhalt.

19. **Yeddo.** Todtenacker von To-Dzen-Dzi.
20. **Yeddo.** Bambus-Pflanzung.
21. **Yeddo.** Landschaft im Südwesten der Hauptstadt.
22. **Ikegami.**
23. **Nangasaki.** Die Hafenbucht.
24. **Nangasaki.** Friedhof.

Berlin, März 1868. (104)

Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 56.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] **Berlin, den 11. April 1868.** **[№ 15.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der Golfstrom und seine Geschichte, nach J. G. Kohl.*)

Der Golfstrom hat es sich redlich verdient, geschichtlich beleuchtet zu werden. Ihm zum Theil haben wir die Entdeckung von Amerika zu verdanken; ihn respektiren die Schiffer als einen wesentlichen Faktor der Schiffahrt zwischen der alten und der neuen Welt; er war es, der in frühen Jahrhunderten die Theilung des nordamerikanischen Continents nach Nord und Süd veranlaßte und den Grund zu der Spaltung in den jetzigen Vereinigten Staaten legte; unter seinem Einflusse wurden die Kolonieen an der Ostküste von Nordamerika gegründet, unter seinem Schutze ladet die Westküste von Norwegen zur Villegiatur ein, und seine Einwirkung erstreckt sich bis an den Nordpol, bis an die Nordküste von Sibirien.**) Freilich war er es auch, der auf seinem Rücken die Sklaverei in die nachmalige mächtigste Republik des Erdballs hinübertrug.

Die Geschichte der allmählichen Entdeckung und Erforschung dieses Golfstroms umfaßt beinahe die gesammte Geschichte des Nordatlantischen Oceans.

Den ersten Versuch einer solchen Geschichte haben wir vor uns.***) Der Verf., Herr Kohl aus Bremen, wurde zur Niederschreibung dieser Monographie veranlaßt, als er sich von 1854 bis 1857 im Interesse seiner Geschichte der Entdeckung der neuen Welt in den Vereinigten Staaten aufhielt. Die Schrift war zunächst für das United States Coast-Survey bestimmt, in dessen Archive das ursprüngliche Manuscript niedergelegt worden ist. Der Verf. hat sich indeß die Erlaubniß zur Veröffentlichung seiner Arbeit in deutscher Bearbeitung vorbehalten und von diesem Vorbehalte nunmehr Gebrauch gemacht.

Die Geschichte der Erforschung des Golfstroms beginnt mit den Fahrten des Columbus. Seitdem hat fast jeder Seefahrer und fast jeder Gelehrte in Geographie und Naturgeschichte sich eifrig damit beschäftigt. Die Literatur über den Gegenstand ist höchst bedeutend, und Namen vom besten Klange, wie Buch, Humboldt, Ehrenberg u. A. in Deutschland, sind dabei betheiligt.

Die Beobachtungen des Golfstroms waren bis in die neueste Zeit immer nur gelegentlich, ohne Zusammenhang ausgeführt worden. Daher die vielen oberflächlichen und widersprechenden, zum Theil höchst fabelhaften Ansichten, welche sich in Bezug auf die Veranlassung und den Zustand des Stroms in der Literatur aller Zeiten finden. Erst neuerdings haben die Nordamerikaner sich darauf gelegt, ihn systematisch und gründlich zu untersuchen. Freilich sollte dies von Anfang an eine Hauptaufgabe des seit 1807 in Washington bestehenden United States Coast-Survey sein. Dieses Bureau hatte sich indeß fast vier Jahrzehende lang wenig damit beschäftigen können. Erst im J. 1843, wo der jetzige Chef desselben, Alex. Dallas-Bache, sein Amt antrat, kam neues Leben in die Unternehmung. Unter ihm wurde von 1845 an die Untersuchung des Golfstroms mit neuen Kräften, vermehrten Mitteln und einem erweiterten Plane in Angriff genommen. Erst der große Bürgerkrieg führte darin einen leider längeren Stillstand herbei.

Durch die Offiziere des Coast-Survey ist der Golfstrom, so weit er das amerikanische Gebiet berührt, in einer großen Anzahl von Expeditionen untersucht worden. Von dem Fleiße und dem Eifer der Offiziere legt die Thatsache ein rühmliches Zeugniß ab, daß sie bis 1849 schon 1419 Temperatur-Sondirungen und 4598 Tiefen-Peilungen ausgeführt und ebensoviele Boden-Proben an Bord gebracht hatten. Seitdem haben sich diese Summen verdreifacht und vervierfacht.

Hier sind einige der interessantesten Resultate dieser Untersuchung. Die Küsten des Golfs von Mexiko sind, wie die des Atlantischen Oceans von einem breiten submarinen Plateau umkränzt, auf welchem die Länder wie auf einem Fundamente ruhen. Vom Rande desselben schießt der 50—100 Faden tief liegende Boden plötzlich bis zu 800 Faden hinab und erreicht gegen die Mitte des Golfs sogar eine Tiefe von 1500 Faden und mehr, d. h. von beinahe zwei engl. Meilen. Am Rande dieses tiefen Kessels dreht sich eine kreisende breite Strömung herum. Sie beginnt bei der Straße von Yukatan, streift west- und nordwärts längs der Küsten des Golfs, dreht sich bei der Mississippi-Mündung ostwärts und geht dann nach Süden zurück. In dieser Richtung trifft sie die Nordküste von Cuba und tritt in die Straße von Florida ein, wo ihr eine östliche Richtung gegeben wird. Sie ist die Mutter und Hauptversorgerin des Golfstroms.

*) Herr Prof. Karl Vogt hat in einem Vortrage, den er im Berliner Handwerker-Verein gehalten, dem Golfstrom den Ruhm vindizirt, daß er eigentlich dem mittleren Europa, wozu namentlich auch Deutschland gehört, sein gemäßigtes Klima und seine größere Kultur zugeführt, indem ohne den warmen Golfstrom, der bis an die Westküste Norwegens sich erstreckt, das Eis des Nordpols sich ebenso weit, wie das des Südpols, ausdehnen und z. B. Berlin noch davon bedeckt sein würde. D. R.

**) Eine vortreffliche, kartographische Uebersicht des Golfstromes befindet sich auf der Weltkarte der Meeresströmungen in einer der letzten Lieferungen (23) der Jubel-Ausgabe von Stieler's Handatlas (Gotha, Perthes, 1868). D. R.

***) Geschichte des Golfstroms und seiner Erforschung von den ältesten Zeiten bis auf den grossen amerikanischen Bürgerkrieg. Eine Monographie zur Geschichte der Oceane und der geographischen Entdeckungen von J. G. Kohl. Mit 3 lithogr. Karten. Bremen, C. Ed. Müller, 1868.

Erst in der engen Straße von Florida erhält der Strom seine große Schnelligkeit.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß der Golfstrom in derselben Weise, wie Flüsse an ihren Mündungen Delta bilden, den Grund zu der Korallen-Halbinsel Florida gelegt hat, und daß mit Hilfe des Stroms eine ähnliche Landbildung auf der andern Seite bei den großen Bahama-Bänken noch jetzt stattfindet.

Zwischen dem Cap Florida und der östlich gelegenen Insel Bimini, also in der Straße von Florida, hat sich unterseeisch, wahrscheinlich ebenfalls durch Sedimente des Golfstroms, ein Höhenrücken gebildet, der nur etwa 100—300 Faden tief lagert. Dieser „Riegel von Bimini" ist gleichsam die Schwelle, die unterseeisch die Gewässer des Atlantischen Oceans und die des Golfs von Mexiko scheidet.

Der Golfstrom ist nicht eine einzige zusammenhängende und kompakte Masse gleichmäßig durchwärmten Wassers. Wie die Optiker den weißen Lichtstrahl in seine sieben Farben zerlegt haben, so haben die amerikanischen Offiziere durch fortgesetzte Beobachtungen herausgebracht, daß der Strom aus einer Menge, gleichsam aus einem Bündel warmer und kalter Wasserstreifen oder Stromzweige und Adern besteht. Im Norden des Riffs von Bimini, wo der Golfstrom sich bereitet, in den Ocean zu fließen, beginnt auch seine Zersplitterung in Nebenzweige. Wenn man etwa von den Vorgebirgen Virginiens ausgeht und ostwärts quer den Golfstrom durchschneidet, so kommt man zuerst durch den überall vorhandenen kalten, südwärts gerichteten Küstenstrom, dann findet man mitten im kalten Wasser den ersten, etwa 15 Meilen breiten, warmen Streifen (das erste innere, warme Band); dann wieder 20 Meilen breit kaltes Wasser, das erste innere kalte Band; dann wieder einen zweiten, sehr warmen und sehr kalten Streifen, der als der Hauptstrom oder die Mark-Röhre des Golfstroms betrachtet wird. Die Amerikaner bezeichnen in ihm die Linie, die sie die Axe des Golfstroms nennen. Ostwärts von dieser Central-Arterie finden sich noch einige Nebenzweige, zwei kalte und zwei warme Streifen. In einem Abstande von 300—350 Meilen von der Küste von Virginien geben die amerikanischen Karten die Gränzen des beobachteten warmen Wassers an.

Auf der Oberfläche des Meeres sind die Temperatur-Kontraste dieser kalten und warmen Streifen nicht sehr groß. Sie sind da in der Regel etwas verwischt. Das Wasser steht daselbst mehr unter dem Einflusse der Atmosphäre und der Winde. Weiter unten, in Tiefen von 30 Faden und mehr, wo Sonne und Wind nicht mehr einwirken, zeigt das Meer in den kalten Streifen seine unabhängige und selbständige Temperatur. In sehr großen Tiefen verlieren sich die Kontraste wieder.

Das Wichtigste und Interessanteste bei diesen Adern ist der Umstand, daß sie in allen ihren Verhältnissen so konstant sind, was sie für die Schifffahrt höchst wichtig erscheinen läßt.

Der größte Kontrast zwischen den verschiedenen Adern zeigt sich zwischen dem ersten inneren, kalten Streifen und der Axe in der Nähe des schroffen Abfalls des Küsten-Plateaus. Hier giebt es auf der ganzen Linie des Golfstroms eine Gegend, in der man bis auf große Tiefen — 400 Faden — hinab überall das warme Wasser ganz dicht an das kalte Wasser anliegend gefunden hat. Das kalte Wasser baut sich hier wie eine hohe, schroffe Mauer auf, von welcher das warme Wasser des Golfstroms vorüberfließend, gleichsam anprallt. Die Amerikaner haben diesen Strich denn auch „die kalte Mauer" genannt.

Nach früheren Annahmen sollte der Golfstrom in einem „unergründlich tiefen" Thale dahinfließen. Die Amerikaner aber haben Grund gefunden. Ihre Peilungen haben zu der Gewißheit geführt, daß sich auf dem Boden des Golfstrom-Thales Rillen oder Thäler und zwischen ihnen liegende Landrücken oder Gebirgszüge befinden. Dieselben scheinen bei dem Riegel von Rimini ihren Anfang zu nehmen. Bis jetzt hat man zwei dieser Höhenzüge deutlich erkannt, einen mächtigeren von etwa 1800 Fuß Höhe in der Nähe der Stromaxe, und einen zweiten, niedrigeren von etwa 800 Fuß Höhe weiter ostwärts. Sie laufen mit der Küste parallel und haben in ihrer Configuration Aehnlichkeit mit dem Rücken der Alleghany-Gebirge im Innern des Landes. Ueber die Entstehung der Höhenzüge ist man noch nicht einig; Vieles hat die Ansicht für sich, daß sie sich aus Sedimenten des Golfstroms aufgebaut haben. Mit den Strom-Adern stehen sie offenbar in Causal-Nexus. Dies geht daraus hervor, daß da, wo im Golfstrom keine Boden-Rillen vorkommen, auch keine Adern vorkommen, daß aber da, wo die Rillen und Thäler beginnen, auch die Adern anfangen. Daß jeder der Höhenzüge einen der kalten Wasserstreifen über sich trägt, ist ein weiterer Beweis für einen solchen Zusammenhang.

Der Golfstrom fließt auf einem „Kissen kalten Wassers" dahin, welches überall den Boden bedeckt. Da das Wasser ein sehr schlechter Wärmeleiter ist, so konservirt der auf ihm schwimmende Golfstrom seine Wärme weit länger, als er es thun würde, wenn er unmittelbar auf dem festen Boden des Meeres dahinströmte, und die Vorrichtung jenes kalten Wasser-Kissens trägt daher indirekt sehr viel zu derjenigen Klima-Verbesserung bei, welche der Golfstrom in dem westlichen Europa veranlaßt.

Die Elemente und Stoffe, welche den Meeresgrund im Golfstrom bedecken, sind meist Trümmer organischer Bildungen. Prof. Ehrenberg fand in dem Schlammstaub desselben die Hüllen und Reste von nicht weniger als 172 Conchylien, Corallen und kleinen mikroskopischen Thieren. Und neben ebenso vielen organischen Formen fand er nur 7 verschiedene unorganische Formen.

Die warme Temperatur des Golfstroms scheint dem thierischen Leben sehr günstig zu sein, indem dasselbe überall, wo er hinkommt, geweckt wird. Er ist, nach Prof. Bally, eine wahre Milchstraße von Polythalamien.

Die höchste Temperatur zeigt der Golfstrom natürlich im Golf von Mexiko und in der Straße von Florida. Man hat sie auf der Oberfläche des Wassers bis über + 85° F. gefunden. Weiterhin kühlt sich der Strom allmählich ab, aber nach welchem Gesetze und in welcher Progression, ist noch nicht ausgemacht.

Was endlich die Geschwindigkeit des Stromes betrifft, so sind die früheren Vorstellungen hierüber sehr übertrieben gewesen. Innerhalb der Straße von Florida scheint der Strom am schnellsten, etwa 3—5 Meilen in der Stunde, zu gehen. Weiter nach Norden zu nimmt die Geschwindigkeit im Ganzen, wenn auch nicht gleichmäßig, ab, vielleicht in demselben Verhältnisse wie die Temperatur.

Die Geologie der Gegenwart.

Nach Bernhard von Cotta.

II.

Das Entwickelungsgesetz der Erde.

Die Idee oder besser die Thatsache, daß der Erdkörper durch stete Summirung der in und auf ihm stattfindenden Einzelwirkungen sich allmählich entwickelt habe und weiter entwickele, bil-

det den Grundgedanken des Cotta'schen Buches. Alle Abschnitte desselben sind durch diesen Gedanken verbunden, alle Ausführungen von ihm durchzogen.

Das allgemeine Naturgesetz, welches sich daraus ergiebt, ist von Cotta entdeckt. Bereits im Jahre 1850 deutete er auf dasselbe im neuen Jahrbuch für Mineralogie hin; im Jahre 1858, in seinen „Geologischen Fragen", konnte er es deutlich formuliren, und jetzt giebt er die weiteren Erörterungen.

Er sagt:

Die stete Kreuzung der Einzelwirkungen und die Summirung ihrer Resultate bedingt die Mannigfaltigkeit des Endresultates. Daraus ergiebt sich das allgemeine Gesetz.

Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen ist eine nothwendige Folge der Summirung von Resultaten aller Einzelvorgänge, die nach einander eingetreten sind, oder kürzer: die Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen ist Folge der Einzelvorgänge. Je länger dieser Summirungs-Prozeß dauerte, je mehr Einzelresultate er nach einander anhäufte, um so größer ward sein Erfolg. Wir haben somit im gegenwärtigen Zustand der Erde das für jetzt mannigfaltigste Endresultat vor uns, welches aber natürlich nicht einen wirklichen, sondern nur einen augenblicklichen Abschluß darstellt.

Die Sache ist so einfach, daß sie kaum einer weiteren Erläuterung bedarf. Wenn zum Einen das Andere kommt, dann zu Beiden ein Drittes und so fort, so wird dadurch unzweifelhaft entweder die Zahl der Dinge oder der Theile, Glieder, Gestaltungen eines Dinges vermehrt und die Mannigfaltigkeit dieses einen Dinges wird durch die stete Zunahme der Gestaltungen größer. Dieses eine Ding ist in unserem Falle die Erde, die sich stets verändert hat, und zwar im Wesentlichen ohne Zutritt neuer Substanzen.

Zu den vorhandenen Aenderungen traten stets neue, und diese wirkten wieder auf zukünftige; das gilt für den unorganischen wie für den organischen Theil der Erde bis in die höchsten geistigen Sphären, und es läßt sich diese Zunahme der Mannigfaltigkeit einigermaßen der Geschwindigkeits-Zunahme beim freien Fallen eines Körpers vergleichen.

Dieses Gesetz ist keine Hypothese, sondern eine logische Nothwendigkeit; nur seine Anwendung auf die Geschichte der Erde wird hypothetisch insoweit diese selbst es ist. Für sicher nachgewiesene Einzelvorgänge ist auch seine Anwendung unzweifelhaft, aber die Durchführung im Einzelnen ist kaum möglich, weil uns sehr viele Thatsachen noch zu unbekannt sind. Dagegen ist es leicht, das Gesetz auf den Prozeß der Erdentwickelung im Allgemeinen anzuwenden und diesen zu erklären, wodurch dann die Abkühlungs-Hypothese sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt.

Grundbedingung für alle Vorgänge der Erdgestaltung ist stete Bewegung oder Aenderung der Lage der Theile. Die eigentliche Ursache derselben kennen wir zwar nicht, wohl aber die Gesetze der Gravitation, der Wärme, Lichtwirkung und chemischen Stoffverwandtschaft, sowie die Erscheinungen des organischen und geistigen Lebens, und können dieselben auf jene Vorgänge anwenden.

Die geologischen Forschungen führen mit Wahrscheinlichkeit nur bis zu einem einst heißflüssigen Zustande der festen Erdmasse zurück. Nimmt man die Voraussetzung eines solchen Zustandes als richtig an, so ergiebt sich daraus als nothwendig eine im Allgemeinen stetige Abnahme der Temperatur des Erdkörpers für die gesammte geologische Zeit. Diese Abkühlung, welche die Hauptursache aller geologischen Aenderungen ist, läßt aber noch weiter zurückschließen in Zeiträume, die dem heißflüssigen Zustande vorausgingen. Auch dieser Zustand erscheint dann nur als eine Folge der Abkühlung eines Gasballes. Dies wird durch gewisse Resultate astronomischer Forschung und Speculation bestätigt.

Optische Untersuchungen über die Sonne machen es wahrscheinlich, daß ihre Masse sich gegenwärtig größtentheils noch im gasförmigen Zustande befindet, der einst theilweise in den heißflüssigen und dann in den festen Zustand übergehen wird. — Die Erde ist an der Oberfläche bereits fest, aber von einer Wasser- und Lufthülle umgeben, und im Innern wahrscheinlich flüssig. — Der Mond scheint nur noch aus fester Substanz zu bestehen. Da finden wir also in unserem Sonnensystem drei verschiedene Zustände von Himmelskörpern, je nach deren Größe geordnet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Körper, als besondere Concretionen einer Weltinsel, wesentlich aus denselben Stoffen bestehen, und daß sie zu einer gewissen Zeit bei gleich hoher Temperatur sich alle durchaus im gasförmigen Zustande befanden. Unter gleichen Abkühlungs-Bedingungen durch Wärme-Ausstrahlung in den Weltraum mußte der flüssige und feste Zustand um so früher eintreten, je geringer das Volumen der lokalen Anhäufung war, also beim Monde zuerst, bei der Sonne zuletzt.

Faye nimmt als dem gasförmigen Zustande vorausgehend noch einen dissoluten an, und als Ursache der lokalen Stoff- und Wärme-Anhäufung im Raum betrachtet er wie Andere die Ballung der Materie durch Gravitation, wobei immense Bewegung in Wärme umgesetzt wurde. Die Weltbildungs-Vorgänge noch weiter zurückverfolgend würden wir vor der Ballung der Materie im Sonnensystem noch eine Ballung derselben aus dem Weltraume in den des Sonnensystems anzunehmen haben. Auch das würde nicht der erste Anfang der Dinge, noch weniger eine Erklärung desselben sein, sondern nur das äußerste Resultat kühner Schlüsse aus der Gegenwart in die Vergangenheit.

Da die Entwickelungsreihe der Materie für uns eine absolut unendliche ist, so bleibt es unmöglich, einen wirklichen Anfang der Dinge zu erkennen oder auch nur zu denken. Wir müssen willkürlich in die unendliche Reihe der Vorgänge eintreten, um sie von da an zu verfolgen. Für die Erde wird man als Ausgangspunkt der weiteren Entwickelung ihre früheste Individualisirung als Weltkörper im gasförmigen Zustande zu wählen haben. Die Entwickelung selbst läßt sich dann in sieben Stadien vertheilen.

Erstes Stadium. Alle Stoffe sind gasförmig bei einer gewissen Temperatur. Der gasförmige Zustand verhindert oder ändert die chemische Verwandtschaft der Elemente, im Vergleich zum flüssigen oder festen. Durch allmähliche Abnahme der Erdwärme treten für einzelne Elemente nach und nach neue Zustände, Verbindungen und Gestaltungen ein.

Zweites Stadium. Mit der durch Wärmeabnahme bedingten Aenderung des Aggregatzustandes eines Theils der Stoffe tritt die erste Differenzirung ein: gewisse Elemente oder Verbindungen derselben traten in flüssigen Zustand über, während andere noch im gasförmigen verblieben. Dadurch sind schon zweierlei Substanzen entstanden. — Die Gravitation wirkte ebenso konstant wie die Abkühlung. Da alle Körper im flüssigen Zustande schwerer sind als im gasförmigen, so mußten die zuerst flüssig gewordenen sich unmittelbar um das Gravitations-Centrum anhäufen, während die gasförmigen diesen flüssigen Kern umhüllten. Durch fortschreitende Abkühlung wurde der flüssige Kern auf Kosten der Gashülle größer.

Drittes Stadium. In Folge weiterer Abkühlung traten nicht nur neue Substanzen aus der Gashülle zum flüssigen Kern über, sondern der letztere mußte auch eine Temperatur erreichen, in der er begann, von der Oberfläche aus zu erstarren. So entstand auf der flüssigen Erde eine feste Gesteinskruste. Bei völliger Ruhe würde sie sehr einförmig ausgefallen sein; es waren aber von Anfang an mehrere Ursachen vorhanden, welche dies verhinderten, Ursachen, von denen die veränderlichen Anziehungs-Richtungen von Mond und Sonne, welche noch jetzt Ebbe und Fluth bedingen, als die entschiedensten anzusehen sind. In solchen Bewegungen und Störungen des Gleichgewichts liegen die ersten Ursachen von Berstungen der sich bildenden Kruste und vom Eindrängen der flüssigen Innenmasse in Zerspaltungen dieser Kruste — also die ersten Ursachen von eruptiver Gesteinsbildung.

Damit ist zu den vorhandenen zwei Aggregatzuständen als dritter auch der feste hinzugekommen, und zwar sehr bald unter doppelten Bildungs-Bedingungen: als Krusten-Erstarrung zwischen flüssig und gasförmig, und als Massen-Erstarrung zwischen festen Wänden, über dem flüssigen Kern und unter einer gasförmigen Decke. In diesem dritten Stadium existirten — und von da an dauernd bis jetzt — die drei uns bekannten Aggregatzustände neben einander. Dies war wieder ein bedeutender Fortschritt in der Mannigfaltigkeit, zumal bei der ersten Erstarrung die chemische Verschiedenheit der Stoffe sicher auch sogleich ungleiche Mineralverbindungen veranlaßte. Das Aufdringen und Erstarren eruptiver Massen hat sich seitdem aber stets wiederholt, und die Resultate des Vorgangs haben sich fortwährend summirt, d. h. zu den vorhandenen Eruptivgesteinen und Spaltungen, Hebungen, Senkungen oder Aufschüttungen sind stets neue, etwas andere hinzugekommen. Immer deutlicher trat der Unterschied zwischen plutonischer und vulkanischer Erstarrung hervor, und immer mannigfaltiger wurde die Beschaffenheit der Gesteine.

Viertes Stadium. Das Verhalten der Elemente in verschiedener Temperatur ist ein sehr ungleiches; ein Theil derselben verharrt bei derselben Temperatur noch im gasförmigen Zustande, bei welcher andere schon in den flüssigen oder festen eintreten. Auf alle diese Aenderungen üben Druck und chemische Verbindungsweise einen merkbaren, noch nicht für alle Fälle festgestellten Einfluß aus.

Die Elemente des Wassers können sich bei einfachem Atmosphären-Druck erst dann zu flüssigem Wasser vereinigen, wenn die Temperatur unter 100° C. herabgesunken ist. Unter einer dichteren schwereren Atmosphäre mag das auf der Erde früher, d. h. bei höherer Temperatur geschehen sein, aber es ist höchst unwahrscheinlich, daß Wasser als solches sich schon auf der heißflüssigen Erdoberfläche gebildet haben sollte. Die Wasserbildung auf der Erde erscheint daher erst möglich, nachdem die Erstarrungskruste eine gewisse Dicke erreicht hatte.

Mit dem flüssigen Wasser beginnt das vierte Stadium der Erdentwickelung; ein neues, höchst wichtiges Agens tritt mit ihm in Thätigkeit und wirkt durch alle späteren Zeiten fort. Das Wasser sammelte sich in den Vertiefungen der festen Oberfläche, ward durch Verdunstung und Niederschlag, Ebbe und Fluth, sowie durch alle Aenderungen der Erdoberflächen-Gestaltung fortwährend bewegt und löste feste Bestandtheile auf, während es andere mechanisch mit sich fortriß. Es begann also von diesem Zeitpunkte an auch der ungemein einflußreiche Prozeß der sedimentären Ablagerungen, wodurch selbstverständlich die Mannigfaltigkeit der Bildungen ungemein vermehrt wurde.

Fünftes Stadium. Die Temperatur des ersten Wassers war jedenfalls so hoch, daß Organismen irgend einer Art nicht bestehen konnten. Mit der Abkühlung bis zur Möglichkeit des organischen Lebens auf der Erde beginnt eine neue Reihe von Bildungen. Wie das geschah, wie Organismen entstanden, ist noch ein völlig ungelöstes Problem. Mag nun die Möglichkeit einer Lösung desselben vorhanden sein oder nicht — und nach den Fortschritten, welche in der organischen Chemie, sowie durch Darwin's Theorie der Arten-Entstehung erst in den letzten zehn Jahren erzielt worden sind, sollte man wohl an die Möglichkeit glauben — jedenfalls bildet der Beginn des organischen Lebens ein neues Glied in der Reihe geologischer Vorgänge. Neue Stoffe werden dadurch aus der Atmosphäre absorbirt, und nachdem sie dem Leben gedient, gelangen sie theilweise als feste Substanz zur Ablagerung. Am Deutlichsten ist dies für den Kohlenstoff nachweisbar, der von da an in mancherlei Verbindungen an der Gesteinsbildung wesentlich Theil genommen hat, oft zwar in einem Kreislauf der Umbildung, aber im Ganzen doch so, daß mehr davon in feste Verbindungen übergetreten ist, als die Atmosphäre in Gasform zurück erhielt. In der Aufeinanderfolge der Organismen zeigt sich dabei deutlich eine selbständige Entwickelungsreihe. Immer neue Formen treten auf, während alte dafür erlöschen. Die fossilen Ueberreste in den ungleich alten Ablagerungen belehren uns, daß das organische Leben auf der Erde stets mannigfaltiger geworden ist, daß es sich in vielen Einzelwesen immer höher entwickelt und dem gegenwärtigen Zustande immer mehr genähert hat. Diese Umgestaltungen sind aber keineswegs unabhängig von denen, welche den unorganischen Theil der Erde betroffen haben; sie stehen vielmehr in engster Verbindung damit. Jede Aenderung der Erdoberfläche, durch welche deren Mannigfaltigkeit zunahm, vermehrte auch zugleich die Mannigfaltigkeit der Existenz-Bedingungen für Organismen und veranlaßte auf diese Weise neue Entwickelungsformen derselben, ebensowohl wie diese sich gegenseitig in ihrem steten Kampf um das Dasein bedingten.

Die Reihe der Gesteinsbildungs-Prozesse durch Erstarrung, Ablagerung und organische Thätigkeit ist dem Wesen nach nunmehr erschöpft; ihre Produkte sind aber immer mannigfaltiger geworden, jemehr Ungleiches zur Zerstörung und Umbildung vorhanden war, und so steigerte sich die Verschiedenartigkeit des Resultats von selbst, namentlich nachdem zu jenen Prozessen noch die Gesteins-Umbildung oder Metamorphose hinzukam, durch welche fast jedes Gestein verändert und die Mannigfaltigkeit der Modificationen geradezu in's Unendliche vermehrt worden ist.

Diese Modificationen betreffen aber nicht nur den inneren Erdbau, sondern auch die Oberflächen-Gestaltung. Auch diese ist mit der Zeit mannigfaltiger und verwickelter geworden. Durch sie wird wiederum die Vertheilung von Wasser und Land bedingt, die lokale Richtung und Energie der Bewegung des Wassers beeinflußt und theilweise sogar die Richtung der Luftströmungen bestimmt, was zugleich auf die klimatischen Zustände mit einwirkt. Natürlich sind daher auch alle diese abhängigen Vorgänge und Zustände auf der Erdoberfläche stets mannigfaltiger geworden.

Sechstes Stadium. Die klimatischen Aenderungen, die soeben berührt wurden, beruhten wieder wesentlich auf fortschreitender Abkühlung der ganzen Erde. Unsere Theorie setzt eine anfangs sehr hohe Gesammttemperatur voraus und selbst für die Periode, in welcher organisches Leben sich zu entwickeln begann, noch eine so große Erdwärme, daß dagegen die Unter-

schiede ungleicher Sonnenbestrahlung verschwindend klein erscheinen mußten. Mit immer weiterer Abnahme dieser Eigenwärme der Erde mußten aber jene Unterschiede sich mehr und mehr geltend machen, und so traten nach und nach Klima-Zonen immer deutlicher hervor, bis endlich in den kältesten Regionen auch Eisbildung möglich wurde. Dadurch ist das sechste Stadium bezeichnet, ohne daß sich auf seinen Anfang eine bestimmte geologische Periode bereits feststellen ließe. Die Klima-Zonen und Eiswirkungen kamen als neue Ursachen der Mannigfaltigkeit zu den alten hinzu und wirkten von da ab wie diese dauernd fort, um endlich diejenige Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu bewirken, welche wir jetzt vorfinden, die aber keineswegs einen Abschluß der Entwickelung bilden. Dieser Abschluß, das Ende der Reihe, ist uns ebensowenig bekannt als ihr Anfang.

Siebentes Stadium. Im organischen Reiche hat die Summirung der Resultate nicht nur stets neue Einzelformen bedingt, sondern auch eine aufsteigende Organisation in einem Theile der Einzelformen. Diese Steigerung findet im Thierreich ihren Gipfel in der Entwickelung des Nervensystems und seiner geistigen Functionen. Durch diese letzteren, welche bei den Thieren höchst unscheinbar beginnen, unmerklich sich vermehren und im Menschen ihr Maximum erreichen, entstand sogar eine ganz neue Phase der Entwickelungsreihe. Und darin ist wiederum ein hervorragendes Resultat der Summirung erkennbar: die freie Entwickelung des geistigen Lebens im Menschen. Insofern sich zuerst beim Menschen ein Fortschritt des Wissens und Könnens mit der Zeit, d. h. in den auf einanderfolgenden Generationen derselben formalen Spezies, also nicht bloß wie bei den Thieren in der Spezies an sich, zeigt, wird durch das Auftreten des Menschen auf der Erde ein siebentes Stadium der geologischen Entwickelungsreihe charakterisirt.

Der Mensch ist der Ausgangspunkt eines besonderen organischen Reiches geworden, welches sich ähnlich über dem Thierreich erhebt wie dieses über dem Pflanzenreich. Die Fähigkeiten des Körpers werden beim Menschen ergänzt und theilweise ersetzt durch die des Geistes als einer deutlich hervortretenden Function; Formenspezies werden daher unnöthig. Die Entwickelung des geistigen Lebens beruht aber, wie gesagt, wiederum auf einer Summirung von Resultaten. Ein Gedanke gebiert den andern, eine Erfindung die andere und so fort und fort. Die Summe der geistigen Errungenschaften unserer Vorfahren befähigt uns zu immer weiterem Fortschritt auf diesem Gebiet. Den Fortschritt der Organisation im Thierreich, welcher durch Formenspezies bezeichnet ist, ersetzen wir durch Erfindung von Werkzeugen, Waffen und wissenschaftlichen Apparaten, durch den Umständen entsprechende Kleidung und Wohnung, ohne wesentliche Aenderung unserer äußeren Körperform. Im Allgemeinen ist dabei ein Fortschritt in der Richtung der Mannigfaltigkeit nothwendig und unverkennbar, und diesen pflegen wir in der Regel als höhere Entwickelung zu bezeichnen. Das ist aber ein relativer Begriff. Wenn wir unter dem höheren das in unserem Sinne Bessere, Edlere oder Vollendetere verstehen, so entsprechen die auf einanderfolgenden Entwickelungs-Phasen keineswegs stets diesem Sinne, sondern in Wirklichkeit nur einer Vermannigfaltigung durch Summirung. Die zunehmend höhere Organisation ist als solche nicht eine nothwendige Folge des Gesetzes, sondern nur eine wahrscheinliche und deshalb oft wirkliche.

Uebrigens vermögen wir noch keine Gränze zu ahnen für die Entwickelung des Denkens. Noch erscheint es daher unnöthig, daß eine ganz neue Phase der Lebensform nach der jetzt höchsten eintrete, am wenigsten aber läßt sich im Voraus bezeichnen, worin eine solche bestehen könnte. G. H.

Frankreich.

Das deutsche Element in der elsassischen Journalistik.

Als der wackere Georg Zetter, als Dichter und Schriftsteller genannt: „Friedrich Otte", am 29. December 1866 sein treffliches deutsch geschriebenes Volksblatt, das „elsassische Samstagsblatt" mit der 52sten Nummer des elften Jahrgangs geschlossen hatte, sprach er den Wunsch aus, daß es einer jugendlicheren Hand gelingen möchte, den Faden, den er sinken ließ, wieder aufzunehmen. Dieser Wunsch ist nach einjähriger Unterbrechung am 4. Januar 1868 in Erfüllung gegangen, freilich zwar unter veränderter Gestalt. Das neue Organ volksthümlicher Literatur, welches der begabte Paul Ristelhuber in Straßburg daselbst herausgiebt, weicht von seinem Mühlhausener Vorgänger durch sein Format (es erscheint in klein Folio, während Otte's Samstagsblatt klein Octav gewesen war) und durch die Sprache ab, indem es nun gleich so vielen andern Zeitschriften des Elsasses ein Janus geworden, jetzt den doppelten Titel „La Feuille du Samedi", „Elsassisches Samstagsblatt" führt und jedem Mitarbeiter freistellt, ob er deutsche oder französische Beiträge liefern will.

So ist dieses schöne Unternehmen, welches August Stöber in seiner „Alsatia" schon 1857 „das einzige deutsche belehrend-unterhaltende Volksblatt im Elsaß" genannt hatte, seinem ursprünglichen Charakter wenigstens zum Theil entfremdet worden und gleichsam in ein internationales Organ verwandelt. Wir begegnen unter den Mitarbeitern des Herrn Ristelhuber einer reichen Mannigfaltigkeit von Kräften aus den verschiedensten Richtungen des elsassischen Lebens, deutschen wie französischen Namen; die Germanisten: August Stöber, Friedr. Otte (Georg Zetter), Dagobert Fischer aus Zabern, Xaver Moßmann (Stadtarchivar in Colmar) und Andere sind dem alten Banner treu geblieben; auch der deutsche Dichter Adolf Bube, Director des Museums in Gotha, den die Freundschaft zu August Stöber in diese Reihen von Elsassern geführt zu haben scheint, und der westfälische Schriftsteller F. E. Honcamp, Leiter des „westfälischen Kirchenblattes für Katholiken" und wahrscheinlich durch Dagobert Fischer gewonnen, also zwei sehr heterogene Geister, haben sich der Sache der elsassischen Volksbildung angeschlossen. Andererseits findet man unter den französischen Namen der Mitarbeiterschaft warme Vertheidiger des Ruhmes ihrer engeren Heimat: einen L. Levrault, Sabourin de Nanton, L. Benoit, sowie den um die Sache der Volksbibliotheken im Elsaß so hoch verdienten Jean Macé, Vorsteher der berühmten Mädchen-Erziehungsanstalt zu Beblenheim in der Nähe von Rappoltsweiler.

Die erste Nummer des neuen Samstagsblattes giebt eine bunte Musterkarte von Beiträgen zum Besten. Die Columne links ist den französischen, die Columne rechts den deutschen Beiträgen gewidmet. Neben einer wohl vom Herausgeber verfaßten französischen Lebensskizze des 1861 hochbetagt verstorbenen Dichters August Lamey steht in der zweiten Columne ein deutsches Gedicht von Adolf Bube „Der Gabenspender", das in an-

sprucheloser Weise die milde Großherzigkeit unseres Schiller als Knaben und als Dichterheroen verherrlicht. Neben einer nach Ludwig Schneegans französisch bearbeiteten Notiz über den Ursprung des Weihnachtsmarktes in Straßburg steht ein sehr tüchtig geschriebener kleiner Aufsatz von Houcamp „über populäre Darstellung“ in deutscher Sprache. Zur Seite einer von Charles Grad französisch geschriebenen Anzeige der „Notre pays“ betitelten Statistik von Frankreich, die Jules Duval 1867 zu Paris veröffentlicht hat, lesen wir von der kundigen Hand Dagobert's Fischer in gutem Deutsch den Anfang einer Schilderung der berühmten Wallfahrtskirche von Reinacker bei Maursmünster (Marmoutier, unweit Zabern oder Saverne im Nieder-Elsaß). Franzosen und Deutsche, Katholiken und Protestanten hat Herr Paul Ristelhuber zum Zwecke der Volksbelehrung in zwei Sprachen vereinigen können; hoffen wir, daß die Verschiedenheit der Standpunkte, die sein Unternehmen beherbergt, ein thatkräftiges Zusammenwirken ermögliche und der Leitstern des braven Zetter, der herzliche Ton und der sinnige Idealismus des alten Samstagsblattes diesem neuen buntfarbigen Sprößling erhalten bleiben! T. v. B.

Die Revue moderne.

Ein Ereigniß der Pariser literarischen Welt ist der Uebergang der „Revue moderne“, einstigen „Revue germanique“, aus dem Eigenthume des Herrn Charles Dollfuß in das des Grafen E. Kératry, dessen Werk über die Expedition nach Mexiko dem Verfasser binnen Kurzem einen gewissen Ruf verschafft hatte. So sehr wir nun auch überzeugt sind, daß die „Revue“ unter der Leitung ihres neuen Eigenthümers keiner schlechten Sache dienstbar sein wird, müssen wir doch bedauern, daß die schöne Aufgabe der Verbreitung deutscher Gedanken und germanischer Lebensprinzipien unter den Franzosen des zweiten Kaiserreichs ihre Hauptwerkstatt eingebüßt und die segensreiche Wirksamkeit des elsassischen Elementes in Paris und des protestantischen Geistes für ganz Frankreich in den alten Mitarbeitern der „Revue“ ihre tüchtigsten Pfleger verloren hat. Hoffen wir darum, daß eine Erweiterung des gleichgesinnten „Temps“ des Herrn Nefftzer diesen Kräften freien Spielraum gewähren möge! Unter der Aegide des Grafen Kératry war ihres Bleibens nicht; denn der Sohn des berühmten Staatsraths August Hilarion Kératry nimmt, abweichend von seinem philosophischen Vater, einen mehr den Ueberlieferungen des alten Frankreichs zugeneigten Standpunkt ein; er ist grundsätzlich Katholik und sein Liberalismus scheint sich auf die oppositionelle Stellung wider einzelne der stärksten politischen Fehler der Bonapartischen Regierung zu beschränken.

Die am 25. Februar ausgegebene erste Nummer der neuen Serie, die als Mitarbeiter neben Kératry, Louis Ulbach und den Deutschen L. Bamberger nennt, klärt ungefähr über den Geist der neuen Sammlung auf und läßt uns nicht gerade Hervorragendes erwarten. Herrn Bamberger's biographische Skizze des Grafen Bismarck dürfte weder bei den Freunden noch bei den Feinden des preußischen Staatsmannes ungetheilten Beifall erwecken, weil sie von einem Standpunkte geschrieben ist, der die Anerkennung prinzipiell ausschließt, während der Verfasser sich verzweifelte Mühe giebt, loben zu können, ungeachtet zahlloser „Obschon“ und „Obgleich“. Diese Redewendungen haben in der neuen „Revue moderne“ etwas Charakteristisches, denn sie spiegeln die scharfen Widersprüche des Programmes ab, das gar sehr an Unklarheit leidet. Dollfuß und seine wackeren Mitarbeiter haben zuweilen geirrt, aber selbst ihre Irrthümer waren mannesktäftig und dankenswerth und ihre Vorzüge ein schwer zu entbehrender Zuschuß zu den sittlichen Gütern des französischen Volkes. T. v. B.

England.

Mängel der Erziehung in England.

Eine Correspondentin des Londoner Victoria-Magazine spricht sich in folgender Weise über die Erziehung in den höheren Ständen Englands aus.

„Es läßt sich leider nicht mehr ableugnen, daß „etwas faul“ in unserem Erziehungssystem ist. Wir können, wenn wir auch wollten, unsere Augen nicht mehr verschließen vor der unerfreulichen Wahrheit, daß das Wort „Erziehung“ zu einem leeren Schall geworden, daß auf dem durch sie zu bebauenden Felde Unkraut statt des Weizens gesäet und gepflegt wird, denn wir sehen das Erstere in erschreckender Ueppigkeit emporwuchern. Es wird in gleicher unverantwortlicher Weise gesündigt bei der Erziehung der weiblichen, wie bei der der männlichen Jugend. Wir möchten uns aber vorläufig einmal mit der letzteren beschäftigen und dabei einen Punkt herausgreifen, der unwesentlich erachtet wird und doch in seinen Folgen einen großen Einfluß auf die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände unseres Landes hat.

„Der kleine, fünf Jahre alte Master Tom tyrannisirt sein dreijähriges Schwesterchen, stößt und schlägt sie, leidet nicht, daß sie mit seinem Spielzeuge spielt, an seinen Spielen theilnimmt, während er unumschränkter Gebieter alles dessen ist, was sie besitzt. Ihm gehört die ganze Kinderstube; die Schwester ist auf einen Winkel beschränkt und muß auch den noch räumen, wenn es dem jungen Despoten beliebt, und fragt die Mama, weshalb Tommy denn so garstig gegen die kleine Schwester sei, so erhält sie die Antwort: „Weil sie ein Mädchen ist.“

Und mit dieser Antwort geben sich Mütter und Erzieherinnen nicht nur zufrieden, sie finden sie in der Ordnung und richten, statt den kleinen Unhold zu strafen, an das Mädchen die Ermahnung, dem Bruder nachzugeben, hübsch verträglich zu sein, ein Mädchen müsse sich immer fügen, und wie dergleichen Redensarten lauten, durch welche sie das Weib zu seinem Berufe, seiner Stellung in Welt und Gesellschaft gemäß zu erziehen glauben. Was aber bewirken sie in Wahrheit? Sie erwecken in dem Knaben eine vollständig irrige Vorstellung von dem, was muthig und männlich ist, beschwören in dem kleinen, zum schweigenden Dulden verdammten Mädchenherzen die bösen Geister der Bitterkeit, der Gehässigkeit, des ohnmächtigen Rachedurstes herauf und verschulden, da diese verkehrte Praxis durch alle Stadien der Erziehung fortgesetzt wird, zahlloses Familienunglück. Die Fäden manches Scheidungs-Prozesses könnten verfolgt werden bis in die Kinderstube, aus der von der einen Seite Haus-Tyrannen, von der andern durch ungerechte Bedrückung verbitterte Geschöpfe hervorgegangen sind.

Möchte man doch den Knaben eindringlich zu Gemüthe führen, daß die wahre Mannlichkeit nicht in Unterdrückung, sondern im Beschützen des sogenannten „schwachen Geschlechtes“ sich beweist. Wäre es überhaupt nicht an der Zeit, diese Bezeichnung abzuschaffen, die so wenig mehr zutreffend ist, seit

unsere jungen Männer in allerlei nichtigen Ausschweifungen ihre Kräfte vergeuden und in der That nicht mehr auf den Namen des starken Geschlechtes Anspruch haben?

Reformen in diesen anscheinend geringfügigen Dingen dürften von tiefgreifender Bedeutung sein."

Sollte die Rüge der fein beobachtenden Engländerin nicht auch deutsche Zustände treffen? Wäre die von ihr ausgesprochene Mahnung nicht auch deutschen Müttern und Erzieherinnen zur Beherzigung zu empfehlen?

Baltische Provinzen.

Mittheilungen aus der livländischen Geschichte.*)

Mit besonders herzlichem Willkommen wurde in Nr. 2 d. Bl. ein Werk aus Riga begrüßt, als eine neue „erfreuliche Manifestation des deutschen Geistesleben im fernen Nordosten." In einem ähnlichen Falle befinden wir uns dem uns vorliegenden stattlichen Hefte (von 304 Seiten) livländischer Geschichts-Mittheilungen gegenüber. Nur ist dieses Buch nicht mehr ganz neu und bedarf also mehr der Empfehlung erneuter Aufmerksamkeit des Publikums, als der Begrüßung. Diesseits des kurischen Haffs verdient es dieselbe um so mehr, als es nicht ein einfaches Anzeichen deutschen Geisteslebens in den Ostsee-Provinzen ist, sondern zugleich ein Beweis, mit welcher Emsigkeit und Liebe unsere dortigen Stammgenossen den geschichtlichen Zusammenhang mit dem Mutterlande aufsuchen und bewahren.

Auch von einem anderen Stamme, welcher von uns getrennt ist, haben diese Blätter oft das fleißige Ergründen seiner Vergangenheit zu rühmen gehabt. Wir meinen die Elsasser. Aber welchen Werth sie auf den daraus hervorgehenden Zusammenhang mit Deutschland legen, erhellt einfach daraus, daß sie ihre Mittheilungen über ihre geschichtlichen Forschungen fast durchaus in französischer Sprache machen.

Den baltischen Deutschen fällt es dagegen nicht ein, sich ihrerseits einer anderen, als der angestammten Sprache zu bedienen. Wie groß die Thätigkeit der Geschichtsgesellschaft der Ostsee-Provinzen ist, ergiebt sich daraus, daß der uns vorliegende unvollständige Band ihrer „Mittheilungen" bereits der elfte ist.

Die Deutschen Böhmens, über zehnmal so zahlreich, als die in den Ostsee-Provinzen, haben erst vor einigen Jahren eine ähnliche Gesellschaft gegründet, die aber jetzt mit ihren Mittheilungen zu pausiren scheint, nachdem diese kaum zu einem Bande angewachsen waren.

Man nehme dazu, daß seit etwa zehn Jahren zwei bedeutende Geschichtswerke der Ostsee-Provinzen erschienen sind (das von Richter bei N. Kymmel in Riga und das von Rutenberg bei W. Engelmann in Leipzig) und jetzt, dem Vernehmen nach, ein drittes in Angriff genommen ist. Aber Achtung muß man vor der schriftstellerischen Thätigkeit der baltischen Deutschen gewinnen, wenn man aus der in dem vorliegenden Buche enthaltenen Gedächtnißrede auf den Gouvernats-Schuldirector und Geschichtsforscher C. E. Napiersky in Riga vernimmt, daß derselbe von 1827—1832 ein „Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Liv-, Est- und Kurland" herausgegeben hat, welches vier starke Bände umfaßt. Daß sich mit kurzen Lebensabrissen und Aufzählung der Werke der seit den letzten 40 Jahren aufgetretenen Schriftsteller und Gelehrten der Ostsee-Provinzen noch ein fünfter Band füllen lassen würde, ist wohl kaum zu bezweifeln.

Den Hauptgegenstand bildet in dem Heft übrigens die Vereinigung des livländischen Schwertbrüder-Ordens mit dem deutschen Orden im J. 1237; ihm sind drei Aufsätze gewidmet. Darunter befindet sich auch der Bericht über dieses Ereigniß von einem dabei mitwirkenden Ritter, dem späteren Hochmeister Hartmann von Heldrungen, herausgegeben von Dr. Ernst Strehlke, Secretair am Staatsarchiv in Berlin. Außer ihm hat noch ein anderer Fachmann aus dem Mutterlande, Dr. Crull aus Wismar, an dem baltischen Werke der Geschichtsforschung mitgewirkt.

*) Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostsee-Provinzen Rußlands. XI. Band, 1. Heft. Riga, Nicolai Kymmel's Buchhandlung, 1865.

Zeitschriften in estnischer Sprache.

Das in Tarto (Dorpat) in estnischer Sprache erscheinende Volksblatt „Eesti Postimees ehk Näddalaleht" (Estnischer Postbote oder Wochenblatt), welches jetzt seinen fünften Jahrgang beginnt, meldet dem Publikum, daß die Zahl seiner Abonnenten im Wachsen ist. Im Jahre 1866 hatte es deren 2450, im Jahre 1867 nahe an 2800. Diese Zeitschrift ist sehr geschickt redigirt und der Fassungskraft des Volkes angepaßt. Ein kleineres Unterhaltungsblatt, Eesti Postimehhe Juttutubba (des Estnischen Postboten Plauderstube), dient jenem als Beiwagen, jedoch mit besonderem Abonnement; die Zahl der Abonnenten steigt auf 2000. Von einem anderen Beiblättchen, „der Missionar", wurden im J. 1866 an 1100 Exemplare vertheilt; dieses soll aber einigermaßen den Krebsgang gehen. Alleiniger Redakteur der drei Zeitschriften ist Johann Jannsen, ein ehemaliger Schullehrer, dem seine talentvolle, auch als Dichterin bekannte Tochter Lydia bei der Redaktion wackeren Beistand leistet. Herr Jannsen hat auch den „Postboten von Pernau" gestiftet, welchen jetzt ein Herr Lorenzson redigirt und dessen Beiblättchen „Löbbus Juttustaja" (der freundliche Erzähler) betitelt ist: das Erstere hat gegen 1300, das Andere 800 Abnehmer. Sonstige Zeitschriften in estnischer Sprache giebt es nicht, denn die in Dorpat projektirte „Estnische Morgenröthe" (Eesti Koit) will immer noch nicht anbrechen. Erwägen wir indessen, daß die Bevölkerung Estlands nur etwa 700,000 Seelen beträgt, und die dortigen gebildeten Stände viel weniger Interesse an estnischer Literatur nehmen, als z. B. die Gebildeten Finnlands an der finnischen, so müssen wir zugeben, daß die Leselust im estnischen Volke gar nicht für gering zu halten.

(Aus der finnischen Monatschrift „Kuukauslehti".)

Türkei.

Zur Geschichte der Darstellung des Aufstandes von Kreta.

Wenige Insurrektionen haben den von Krankheitsstoffen förmlich gährenden türkischen Staatskörper so angegriffen und sind so geeignet, seine Auflösung vorzubereiten, wie die kretische, und wenn dieselbe wirklich durch auswärtige Einflüsse in's Leben gerufen

sein sollte, dann wäre dies Werk für den betreffenden Staat ein Zeugniß geradezu infernalisch kluger Staatsmanuskunft, denn nicht nur, daß das eigentliche Beuteziel, die Türkei, während des Kampfes im höchsten Grade leidet, auch das Theilungswerkzeug, nämlich Griechenland, würde durch die Erwerbung der aufständischen Insel keineswegs so gekräftigt werden, daß es aus seiner untergeordneten Rolle eines jederzeit zum Gehorsam gezwungenen Schützlings zu einem selbsthandelnden Staate emporsteigen könnte, der im Stande wäre, seine hochfliegenden Pläne gegenüber der Türkei zu realisiren. Die Erwerbung von Thessalien, ja nur eines Stückes dieser türkischen Provinz bloß von der Größe Kandia's, wäre hingegen geeignet, Griechenland zu einer Bedeutung zu verhelfen, die es jetzt nicht im Entferntesten hat und auch durch den Besitz der genannten Insel keineswegs erhalten wird. Ein Griechen-Aufstand in den an das Königreich gränzenden Festlands-Provinzen der Türkei hätte auch dem letzteren Staate nicht so viel geschadet, wie die lokalisirte Insel-Revolution, denn entweder wäre ein solcher Aufstand sofort durch eine türkische Truppen-Ueberschwemmung erdrückt worden, oder er hätte einen schnellen Sieg erfochten und in Folge dessen gedroht, die übrigen Provinzen anzustecken und mitzureißen, eine Katastrophe, die Rußland noch zu früh und allen Schutzmächten ungelegen gekommen wäre, weshalb sie zur Vorbeugung derselben die Pforte gezwungen haben würden, schnell nachzugeben und die insurgirte Provinz an das Königreich Griechenland abzutreten.

Das Gefährliche des kretischen Aufstandes wird durch mancherlei Umstände bedingt, die, an sich betrachtet, höchst unbedeutend, in ihrem Zusammenhange indessen sehr auffällig sind. Es wirken geographische, ethnographische und finanzielle Verhältnisse zusammen zu Ungunsten der Osmanli. Kreta ist, wie männiglich bekannt, eine Insel, deren Inneres größtentheils so schwer zugänglich ist, daß von einem regelmäßigen Kriege auf derselben fast nirgends die Rede sein kann; hieraus folgt wieder, daß der Vortheil der Kriegführung ganz auf Seiten der irregulairen eingeborenen Kämpfer ist und der Nachtheil dem entsprechend auf Seiten der, mit dem Terrain wenig oder gar nicht vertrauten regelmäßigen türkischen Truppen, denen auf jenem Boden die so mühsam beigebrachten Grundsätze taktischer Kriegführung nicht nur nichts nützen, sondern daran verhindern, die Vortheile des Krieges auf eigene Hand, zu dessen Führung das einzelne Individuum anderenfalls wohl durch angeborne List und Muth befähigt sein möchte, in Anwendung zu bringen. Hierzu kommt, daß von einer einheitlichen Oberleitung der türkischen Streitkräfte nicht die Rede sein kann, denn die Insel ist durchschnittlich 7mal so lang als breit, und das sie umgebende Fahrwasser gehört nicht zu den bequemsten, weshalb zwei türkische Corps, welche auf dem Lande etwa 3 bis höchstens 7 Meilen von einander entfernt, am Nord- und am Südrande der Insel stehen, thatsächlich über 60 Meilen von einander entfernt sind, denn so lang ist die Strecke, welche ein Dampfschiff zur Ueberbringung eines Befehls, z. B. von Megalokastro nach Matala zu durchlaufen hat. Die Türken sind jedoch gezwungen, ihre Truppen rund um den ganzen Rand der Insel zu zerstreuen, um die Insurgenten wenigstens einigermaßen von ihren äußeren Verbindungen zu trennen, während ihrerseits die Kreter in ihren Bergen immer concentrirt bleiben und bei ihren, bald nach Norden, bald nach Süden geführten Streichen, meistens an Zahl den Türken da annähernd gleichkommen, woselbst es ihnen beliebt, anzugreifen, obwohl ihre Gesammtmacht sich gegen die auf Kreta vorhandene türkische etwa wie 1 zu 4 verhält. Ihre Schläge gegen die isolirten Corps wirken überdies um so nachdrücklicher, weil sie im Ueberblick der ganzen feindlichen Stellungen stets sehr wohlberechnet sind und unerwartet fallen. Die Türken können sich hierbei niemals rechtzeitig zu Hilfe kommen, da selbst ihre neben einander fechtenden Corps von einander isolirt sind. Wäre Kreta bei demselben Flächeninhalte nur halb so lang, als es in der That ist, dann würde dieser Umstand wenigstens eine einheitliche Leitung der Osmanli's und noch andere Nachtheile für die Insurgenten im Gefolge haben; wäre die Insel überhaupt nur halb so groß, als sie ist, dann würde der Aufstand längst erdrückt sein; wohingegen, wenn Kreta bei gleicher Unzugänglichkeit des Innern, gleicher Lage gegenüber Griechenland und entsprechend zahlreicherer Bevölkerung, denselben Umfang und dieselben Umrisse wie Cypern hätte, der Krieg längst zu Gunsten der Aufständischen beendet sein würde; denn unter solchen Umständen, wie die eben vorausgesetzten, würde es den Türken nur möglich gewesen sein, einen oder höchstens zwei Küstenplätze zu halten und sich in diesen von den Kretern belagern zu lassen.

Die See ermöglicht es allerdings den Türken, die furchtbaren Lücken, welche Seuchen, Kugeln und Yatagan in ihre Haufen reißen, immer wieder auszufüllen, doch desselben Vortheils bemächtigen sich die Freiheitsstreiter, um die bei ihren Siegen unvermeidlichen Verluste zu ergänzen, so daß ihr Häuflein sich doch konstant auf 6000 Mann zu erhalten vermag. Sie bekommen ja auch Munition und den nöthigsten Proviant auf dem Seewege. Gelänge es freilich dem Capitain Ihrer englischen Majestät Marine, Hooker (der sich für das Honorar von 20,000 Lstr. anheischig gemacht hat, die Kreter zu erdrosseln), eine hermetische Blokade der Insel durchzusetzen, dann stände die Sache allerdings sehr bedenklich für die Freiheitskämpfer des Eilands; indessen, es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn der edle Brite wird keine Schiffe mit ebenso geschickten wie desperaten Conföderirten, sondern solche mit Türken kommandiren, die trotz ihres Muthes am Geschütz nicht die Leute sind, um eine geistreiche See-Strategie oder auch nur Taktik durchzuführen. Uebrigens werden die Insurgenten nicht verhungern, so lange die Türken in ihren Lagerplätzen noch etwas zu essen haben.

Trotz der Vortheile, welche die See den Truppen des Sultans bietet, ist der Zahl derselben auf jener Insel doch eine gewisse unüberschreitbare Gränze gesetzt, denn die Ueberführung der Truppen und Baschi-Bozuks aus dem asiatischen und europäischen Festlande kostet allemal Geld, da die Maschinen der Fregatten und Transportschiffe geheizt, die Besatzung und die lebende Fracht aber getränkt und gespeist sein will. Die Kohlen muß man von englischen oder anderen Händlern sehr theuer kaufen und ebenso die nöthigen Lebensmittel; denn hinsichtlich der Letzteren geht es beim besten Willen der hohen Pforte nicht, die eigenen, meist muselmännischen Küstendörfer durch türkische Offiziere und Beamten ausplündern zu lassen, indem solche Razzias allein nicht hinreichen würden, die geraubten Lebensmittel auch an den Einschiffungs-Plätzen zu concentriren, überdies die mit den Requisitionen beauftragten Beamten so lange nichts finden würden, als die zu beraubenden Unterthanen noch Geld zur Bestechung hätten — und sie würden überall lieber einen Theil als das Ganze hergeben. Man muß also stets den Armee-Lieferanten in die Hände fallen, welche den Bauern für die Waare und deren Transport Geld zeigen und auch wirklich geben können. Diese Herren verlangen aber für ihre Vermittelung nicht bloß enormen Gewinn, sondern auch die Garantie für die Wiedereinnahme ihrer gemachten Aus-

lagen. Langen die Truppen in Kreta an, dann finden sie dort nichts als nackte Steine, von der Sonne verdorrtes Gras und von den Waldbränden verkohltes Laub, Alles Dinge, von denen Türken nicht leben können; sie müssen also in Kandia erst recht vom Festlande aus ernährt werden, und hierbei spielt dann der doppelte oder gar dreifache Unterschleif der continentalen Lieferanten, der Schiffsführer und der kretisch-türkischen Empfänger der Sendungen noch eine sehr wichtige Rolle bei Vertheuerung der an sich schon für die Regierung des Großtürken allzukostspieligen Truppen-Verpflegung. Neuerdings scheint freilich die hohe Pforte ein Auskunftsmittel für die kretische Armee-Oekonomie in den Saat- und Winter-Vorräthen der bulgarischen Bauern gefunden zu haben, denn man muß es wohl glauben, was selbst die ultra-türkischen, österreichischen Blätter über diesen Punkt verbreiten, daß nämlich die hohe Pforte den Befehl ertheilt habe, jenen Rajahs die bezeichneten Vorräthe wegzunehmen, um damit die in den Donau- und Balkan-Provinzen aufgehäuften Truppenmassen zu ernähren. Da nun aber türkische Truppen inmitten von Rajah's auf dem Festlande niemals auf eigene, sondern immer auf Kosten der Rajah's gelebt haben, so lange diesen etwas zu nehmen war, so kann man nur annehmen, daß der in Rede stehende, so ostensibel ertheilte Beraubungs-Befehl nur zur Maskirung der Wegschleppung alles erreichbaren bulgarischen Getraides dienen soll; doch steht zu hoffen, daß die durch solche Maßregel in ihrem Erwerb gefährdeten Armee-Lieferanten bei den Vertretern der fremden Mächte so laut über diese „Christen-Mißhandlung" schreien werden, daß der Einkauf ohne Geld wohl oder übel unterbleibt. Die unentgeltlichen Fuhren werden die armen Bulgaren freilich doch übernehmen müssen, denn es ist ein durch Alter geheiligtes Herkommen, daß sie für Jeden, der ihnen einen Ferman vorhält, so weit und so lange fahren müssen, wie es dem Ferman-Inhaber beliebt, und derartige Fermane werden von der Regierung nicht bloß für eigene, sondern auch für private Zwecke jederzeit ertheilt, wenn man die nöthigen Mittel hat, solche zu „extrahiren".

Ein weiteres und furchtbares Hinderniß einer wirksamen türkischen Kriegführung auf Kreta liegt in dem Umstande, daß die antik-schönen Frauen und Kinder der Aufständischen meistens alle nach Griechenland in Sicherheit gebracht sind, ebenso wie der beste Theil ihrer beweglichen Habe, als Schmucksachen und Geld. Nun ist aber der Türke längst darüber hinaus — er ist schon zu „aufgeklärt" — sich für den bloßen heiligen Glauben und die Vertröstung auf so und so viele Hundert der schönsten Houris des Jenseits im Diesseits todtschlagen zu lassen; im Gegentheil, er kämpft und stirbt mit Muth nur in der Aussicht auf Schändung und Raub, wie der Kosak — aber, Dank den Kriegsschiffen sämmtlicher Großmächte, mit Einschluß Preußens, und nur mit einziger Ausnahme Oesterreichs, sind ihm die Objekte dieser türkischen Belohnung des Diesseits auf Kreta entzogen worden, seitdem die Consuln der europäischen Mächte, einschließlich des englischen, amtlich konstatirt hatten, daß, so zu sagen, unter ihren Augen von der türkischen „regelmäßigen" Soldateska an kretischen Frauen und Kindern die unerhörtesten Scheußlichkeiten, die mit der grausamen Tödtung durch „Pfählen" endeten, verübt worden seien. Der türkische Soldat hat also, um den bekannten Tilly'schen Ausspruch zu gebrauchen, „für seine Mühe kein Vergnügen". Womit will man aber die „verlornen Köpfe", was ja „Baschi-Bozuk" wörtlich bedeutet, anfeuern, eine unzugängliche Schlucht zu stürmen, wenn sie in derselben nur die nackten Trümmer eines Dorfes und die Leichen der tapferen Vertheidiger finden, statt der üblichen Stimulationsmittel ihrer Tapferkeit? Welchen Nutzen hat überdies die hohe Pforte von dem löblichen Institut der Baschi-Bozuks (dessen Mitglieder bekanntlich von der Regierung keinerlei Subventionen, sei es in Geld oder Naturalien, erhalten), wo nichts zu nehmen ist? da den muhammedanischen Bewohnern der befestigten kretischen Küstenplätze nichts genommen werden darf, damit sie nicht auch noch mit den Insurgenten, ihren Landsleuten, gemeinschaftliche Sache machen, weshalb sogar ein ansehnlicher Theil des regelmäßigen Militairs zur Ueberwachung der Irregulären in den Städten verwendet werden muß. — Andererseits giebt die Entfernung der Frauen und Kinder den Freiheitskämpfern ein beruhigendes Bewußtsein, welches ihren an sich schon wilden Muth bis zur Tollheit steigert — sie können ja ohne Wanken alle Aufforderungen zur Uebergabe mit Kugeln beantworten und ruhig sterben, da ihr Heldentod nicht das Theuerste, was sie besitzen, dem viehischen Gegner wehrlos überliefert. Es können auch Vorgänge, wie die vom 21. November 1866, beim Auffliegen des Klosters Arkadi, nicht mehr vorkommen, und auch nicht solche, wie das Todträuchern von ca. 400 Frauen, Greisen und Kindern in der Stalaktitenhöhle von Melidoni, welches die Türken, gewissermaßen als Lehrmeister der Franzosen im „Beduineuräuchern", im Sommer 1822 in Scene setzten und für welche grausige That heute noch die halb mit Sinter überzogenen Knochen der kretischen Opfer stummes Zeugniß ablegen. Wenn man Alles erwägt, kommt man zu der Ueberzeugung, daß die Ueberführung der „Nichtcombattanten" nach Griechenland die wirksamste Unterstützung und die Garantie für siegreichen Ausgang des kretischen Aufstandes ist; deshalb bieten auch die Pforten-Minister alle Künste und alle verfügbaren Federn auf, um die weitere Auswanderung zu verhindern und womöglich eine Rückwanderung zu veranlassen. Uebrigens läßt es sich durchaus nicht in Abrede stellen, daß die Bemühungen schlauer türkischer Agenten, unter den kretischen Emigranten Kundgebungen für den Wunsch nach Rückkehr zu erregen, nicht ohne Erfolg geblieben sind; es ist auch nichts natürlicher wie dieses, da es jedenfalls leichter ist, alleinstehende Frauen und Kinder, die getrennt von der Heimat, ihren Männern und Vätern beim kärglichen Brode der Verbannung leben, zu Gefühlsäußerungen des Augenblicks, zum Kundgeben der Sehnsucht nach Rückkehr und Wiedervereinigung angesichts lockender, aber sehr billiger Versprechungen zu bewegen — daß diese Bethörung jedenfalls weit leichter zu bewerkstelligen ist, als die betreffenden Frauen in ihrem traurigen Exil durch Hinweis auf eine, in unbestimmter Ferne liegende, bessere Zukunft zum stummen Ausharren im Elende der Gegenwart zu vermögen!

Der kretische Aufstand ist nicht das Resultat eines gelegentlichen diplomatischen Putsches, sondern ist von langer Hand angelegt, ursprünglich vielleicht trotz Rußlands, obwohl dieses jetzt die Bewegung für seine Zwecke confiscirt hat. In der „Revue des deux Mondes" vom Jahre 1863 findet sich folgende Stelle eines größeren Artikels, der von französischen Federn verfaßt worden ist: „Nachdem uns die Kreter ihre Vorräthe von Waffen und Munition gezeigt hatten, forderten sie uns auf, an ihre Spitze zu treten und den Aufstand zu leiten; sie wollten uns nach dem Siege gern als ihre Fürsten anerkennen, denn Frankreich müßte es ja freuen, wenn Franken über andere Völker als Fürsten herrschten."

Eine sofortige Vereinigung Kreta's mit Griechenland halten wir nicht für gut, denn werden die Kreter erst in die griechischen Wirren mit hineingezogen, dann steht zu befürchten, daß die

vielen guten, in ihnen ruhenden Keime nicht zur Entwickelung gelangen, sondern nur ihre schlechten Seiten; die leicht erregbaren Sphakioten würden überdies für jeden portefeuillehungrigen Worthelden ein Zwangsmittel zu Minister- und vielleicht auch Thronwechseln abgeben. Kreta eignet sich, wie kaum eine Insel des Mittelmeeres zu einer Emporie des Freihandels aller Nationen, als solche kann sie eine beneidenswerthe Zukunft haben und, bricht dann der große Barbarenstaat, zu dem es jetzt noch gehört, zusammen, dann ist es ja immer noch Zeit, sich mit den übrigen Griechen zu einem Gesammtstaate zu vereinen. Es würde diesem alsdann Elemente der Ordnung und Civilisation zuführen, statt jetzt nur seine Unordnung zu vermehren. Ueberdies können wir uns für „Georgios I.", den Nachfolger unseres redlichen Landsmannes, Königs Otto, nicht im Mindesten begeistern; im Gegentheil, die Nachsicht, welche wir seinerzeit mit der Person des willenlos auf den griechischen Thron gesetzten Knaben hatten, ist durch das Betragen des Mannes gänzlich beseitigt, der während des Verzweiflungs-Kampfes seines kleinen Volkes um und auf Kreta seine Brautschau-Reise antrat und sich dabei u. a. in der Gesellschaft des Prinzen von Wales in Frankfurt a. M. so „famos amüsirte", daß nicht bloß die Skandalblätter, sondern auch die „Frankfurter Zeitung" Wunderdinge zu berichten hatten.

Die Veranlassung zu diesem Aufsatze war eine literarische, nämlich eine französische, angeblich aus dem Italiänischen übersetzte Broschüre aus türkischer Feder, die unter dem Titel „La vérité sur l'insurrection de Crète par des Garibaldiens qui y ont pris part" zwar nicht den Buchhandel, aber die Redactionen ehrenwerther Blätter unsicher gemacht hat. Diese Flugschrift ist nicht etwa geschrieben worden, um in Buchläden vom Publikum gekauft und demnächst gelesen zu werden, sondern nur, um in angesehenen Zeitschriften eine möglichst identische, Redactionen wie Publikum gleichmäßig täuschende Besprechung zu finden.*) Mit vieler Mühe ist es uns geglückt, ein Exemplar dieser angeblich Garibaldinischen Broschüre aufzutreiben und so können wir über das Fälschungs-Manöver Folgendes mittheilen: Ein angeblich „Adolfo Bruzzone" heißender Italiäner stellt sich, als ob er in dem italiänischen Blatte „La Riforma" von einem unter der Aegide Garibaldi's schreibenden Herrn „Giulio Tibaldo" als „frecher Lügner" und Türkenfreund in Sachen Kreta's angegriffen worden sei. Nach eingezogenen Informationen, giebt es aber weder einen Adolfo Bruzzone, noch einen Giulio Tibaldo, welche in dieser oder einer anderen Sache mit der „Riforma" zu thun gehabt haben. Dieser fingirte Adolfo Bruzzone giebt nun sieben Briefe von Garibaldianern heraus, die angeblich von der „Riforma" zurückgewiesen worden seien. Die sieben Briefe sind aus den verschiedensten Plätzen an nicht genannte Personen gerichtet und sämmtlich anonym; erst in den Schlußworten des Herrn „Adolfo Bruzzone" werden dieselben in Pausch und Bogen genannt, nämlich wie folgt: „Allegretti (Giulio), Student — Runcoli-Ciro, Maler — Vito-Honorato, Handelsbeflissener — Franzini (Cesare), Arzt — Runca (Paolo), Handelsbeflissener — Ein ehrenwerther Bürger, welcher nicht wünscht, daß sein Name bekannt gemacht werde(!!) — Ravaglia (Stefano), Rechnungsführer." Was den Inhalt jener Briefe betrifft, so bemüht sich derselbe in sehr ungeschickter Weise, mit Hilfe durchaus unbestimmt gelassener Beschuldigungen, den Insurgenten alle die Gräuel zur Last zu legen, welche von den Türken verübt worden sind, besonders gegen Frauen, während andererseits die Türken zu wahren Engeln erhoben werden. Ein nicht existirender „berühmter Krearis von Pelikano" wird beschuldigt — und dies ist die einzige, mit positivem Hinweis gemachte Beschuldigung — zwei gefangene türkische Soldaten mit Messerstichen durch seine Miträuber haben umbringen zu lassen. Einer der fingirten Garibaldianer, vielleicht der „ehrenwerthe Bürger", hatte so viel Geld, daß er aus eigenen Mitteln „die in Griechenland zerstreuten Garibaldianer" sammeln, bewaffnen und auf einem der wunderbarsten Strandmärsche nach Thessalien führen konnte; er wurde aber von den Griechen so betrogen und im Stiche gelassen, daß er „schmerzlich enttäuscht und geschädigt", das Vorhaben aufgab. Ein anderer Schreiber läßt sich von den „aufgeregten" Kretern erzählen, daß „justement" eine Schaar „erregter Garibaldianer" sich mit Hilfe eines Fahrzeuges nach einem im Meere stehenden Felsen begeben, diesen erklettert und sich dann von der Spitze herab kopfüber in's Meer gestürzt habe, um ihr Leben zu enden. Der Schreiber ergeht sich dann in allerlei Vermuthungen über die Motive zu diesem theatralischen und jedenfalls sehr mühsamen Selbstmorde, der „identische Recensent" behauptet hingegen, daß sie sich aus Verzweiflung über die von den Kretern verübten Gräuel vom Leben zum Tode gebracht hätten. In einer seiner Besprechungen behauptet er auch, daß in der Broschüre „auch viele Züge des Edelmuthes von Omer Pascha erzählt würden"; von diesem weiland wegen Betruges und falscher Buchführung erst fahnen- und dann glaubensflüchtig gewordenen österreichischen Unter-Lieutenant (s. Brockhaus' Conversations-Lexikon) wird aber in der ganzen Broschüre nur gesagt (S. 36), daß er eine Loyalitäts- und Unterwerfungs-Adresse von 113 kretischen Notablen entgegen genommen habe und sonst kein Sterbenswörtchen, aber von Mustafa-Pascha-Vater und von Mustafa-Pascha-Sohn werden in der That Züge erzählt, „wie sie nur unter den ritterlichsten Nationen vorkommen können". Der Erstgenannte hat nämlich „notre excellent ami Fargiolli, qui avait été fait prisonnier", nicht etwa köpfen lassen, sondern ihm 50 Piaster und eine Dose zum Andenken geschenkt, ihn dann auf seine Kosten nach Konstantinopel geschickt, woselbst ihn der Großvezier funkelnagelneu einkleiden ließ und ihn dann auf sein einfaches Wort hin entließ. Noch ritterlicher benahm sich Moustapha-Pacha-fils, dem einer der ungenannten Briefschreiber als Gefangener in die Hände fiel. Der edle Türke ließ ihm durch den Dolmetscher eine Lobrede halten, „erfrischte ihn", befahl einem seiner Offiziere, ihm Hosen, Hemd und Schuhe zu geben, worauf dieser ihm noch obendrein seinen eigenen Mantel zum Geschenk machte. Hiermit noch nicht zufrieden, schickte man ihn nach Konstantinopel, woselbst er „auf's Neue mit Wohlthaten überhäuft wurde, besonders von dem ersten Adjutanten Sr. Majestät des Kaisers, Sr. Excellenz, Djemil-Pascha", der ihm das Geld zur Rückreise gab 2c. — Dies sind nur einige Stellen des frechen Blödsinns, den jene Broschüre dem europäischen Publikum bietet, und der leider durch Recensionen, meist aus einer und derselben Feder, in den Augen eines großen Theiles der deutschen Lesewelt den Stempel der Wahrheit erhalten hat. Franz Maurer.

*) Wer da weiß, welch' enormes Pensum hastiger Arbeit ein Redacteur täglich überwältigen muß, der wird auch wissen, daß die Redactionen nie die eingesandten Bücher, sondern nur die betreffenden Besprechungen durchlesen können. Sie müssen sich dann hinsichtlich der ersteren auf Treu und Glauben verlassen. F. M.

Kleine literarische Revue.

— **Josua und die Sonne.** Ein italiänischer Gelehrter, Herr Dr. G. Barzilai in Triest, hat unter dem Titel „Un errore di trenta secoli" (Ein Irrthum von drei Jahrtausenden) einen von ihm am 26. Januar d. J. dort gehaltenen Vortrag drucken lassen*) über die Stelle des Buches „Josua", worin der Prophet der Sonne befiehlt, stillzustehen. Herr Barzilai sucht aus philologischen, wie aus sachlichen Gründen nachzuweisen, daß der hebräische Text an dieser Stelle bisher vollkommen mißverstanden worden, indem im Kapitel X Vers 12 des Josua die Worte: Schemesch dom (שֶׁמֶשׁ דּוֹם) nicht „Sonne, stehe still"!, sondern entsprechend dem Sinne des Wortes dom, „Sonne, verstumme", d. h. „höre auf, zu scheinen", bedeuten. In der That wird das Zeitwort dom oder dum, wie der Verf. nachweist, an allen anderen Stellen der Bibel, wo es vorkömmt, niemals im Sinne von „stillstehen", sondern immer von „geräuschlos (lichtlos) fließen" gebraucht, und damit stimmt auch überein, daß alle Lexikographen von diesem Zeitworte das hebräische Wort für Blut: „dam" ableiten. Josua hat also nicht den dem Galiläi so fatal gewordenen, angeblich biblischen Unsinn begangen, der Sonne etwas zu gebieten, was sie ohnedies schon thut, sondern er hat an der gedachten Stelle dem Volk Israel das Eintreten einer Sonnenfinsterniß verkündet, um es dadurch vor dem Aberglauben und Schrecken zu bewahren, den dieses Naturereigniß bei Völkern des Alterthums, besonders zur Kriegszeit, erregte. Der Verf. macht bemerklich, daß Josua ein solches Eingreifen in den Lauf der Natur, wie das Haltgebot an die Sonne gewesen wäre, bei Gibeon, wo die Sache sich zutrug, um so weniger nöthig gehabt hätte, als damals die Feinde des Tages, die Emoriter, schon besiegt waren und die göttliche Heimsuchung bereits durch einen furchtbaren Hagelschlag erfahren hatten. In Uebereinstimmung damit, daß die Sonne sich verfinstert habe (was der Verfasser übrigens auch durch Hinweisung auf eine von Herodot und Anderen erwähnte Sonnenfinsterniß historisch zu erweisen versucht), sei auch die gleichzeitige Anrufung des Mondes, der allerdings, wenn Josua ihn auch nicht als den eigentlichen Grund der Naturerscheinung kannte, doch der Sonne bei ihrem Wiedererscheinen, nach Aufhören der Finsterniß, nicht zuvorgekommen sein durfte. Was übrigens den Vers 13 jener Bibelstelle betreffe, worin scheinbar das eingetretene Stillstehen der Sonne bestätigt werde, so sei, abgesehen von der späteren Interpolirung dieser Stelle nach dem Sepher Hajaschar, die Bedeutung des wiederholt gebrauchten Wortes dom auch hier maaßgebend.

— **Neue Atlanten.** Die „Jubel-Ausgabe von Stieler's Hand-Atlas"**) ist jetzt bis zur 25. Lieferung gediehen, welche Letztere eine nach den neuesten Forschungs-Ergebnissen gezeichnete Weltkarte, von Berghaus, zur Uebersicht der Luftströmungen und der Seewege, mit einem Carton der Linien gleicher mittlerer Jahreswärme der Luft und einer Regenkarte der Erde, enthält. Diese und die in der 23. Lieferung enthaltene Weltkarte zur Uebersicht der Meeresströmungen und des Schnellverkehrs (Eisenbahnen und Dampfschiffe), mit welcher Letzteren zwei Cartons der „gleichen Gezeiten" (Ebben und Fluthen an den betreffenden Parallel-Punkten) verbunden sind, bilden zusammen ein Compendium physikalischer und nautischer Geographie, wie es nur selten in zwei Blättern dieser Größe geboten werden dürfte. Auch die in der zwölften Lieferung enthaltenen beiden Karten des nördlichen und des südlichen Sternhimmels, wie er um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sich darstellte, sind anziehende Beigaben des von H. Berghaus und Aug. Petermann mit frischen Kräften ausgestatteten Atlanten-Jubilars.

Auch des Fortganges der neuen Auflage von Heinrich Kiepert's „Hand-Atlas" in größeren Blättern*) haben wir zu gedenken. Die in der vierten und fünften Lieferung enthaltenen Karten des östlichen und westlichen Planiglobs, sowie Nord- und Südamerika's, gewähren durch Zeichnung und Kolorirung einen überaus anziehenden, künstlerischen Anblick.

— **Wassiljew's graphisches System der chinesischen Schrift.** Ein vorzüglicher russischer Kenner des Chinesischen, der Professor Wassiljew zu Petersburg, hat im vorigen Jahre ein chinesisch-russisches Wörterbuch lithographirt herausgegeben. Obgleich 456 Folio-Seiten stark, kann dieses Wörterbuch als solches nur eine Skizze heißen, denn die Schriftzeichen und ihre vornehmsten Bedeutungen sind zwar vollständig darin verzeichnet, aber von dem noch lange nicht erschöpfend bekannten Phrasen-Schatze nur ein verschwindendes Minimum mitgetheilt. Unter „Phrasen" verstehen wir nämlich alle durch zwei oder mehr auf einander folgende Schriftzeichen umschriebenen Begriffe. Dennoch kann das Werk schon mit Nutzen gebraucht werden, und haben wir sogar manche einzelne Phrase darin entdeckt, die in weit vollständigeren Wörterbüchern vermißt wird. Vornehmster Zweck des Verfassers bei seinem Unternehmen war indessen der, die Vorzüge eines Systems lexikalischer Anordnung der Schriftzeichen, das, von Gonçalves und Callery begonnen, durch Herrn W. aber weiter entwickelt und verbessert worden ist, zu veranschaulichen. Es ist dies die Anordnung nach angenommenen Grundstrichen, im Gegensatze zu der nach sogenannten Klassenhäuptern; und wollten wir das neue System gern empfehlen, möchten nur auch — die Chinesen dem angestrebten Fortschritt huldigen wollen! So lange aber ihre einheimischen (rein-chinesischen) Wörterbücher und die meisten chinesisch-europäischen dem alten Zuschnitt treu bleiben, wird es eine harte Anforderung an den Erlerner der ohnehin so schwierigen Sprache sein, mit mehreren ganz verschiedenen lexikalischen Systemen gleichzeitig Bekanntschaft zu machen.

— **„Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwickelung,"****) ist ein Werkchen, das den einfachen geschichtlichen Gesichtspunkt geltend macht, von welchem aus Jean Paul's literarisches Streben verstanden sein will. Der Verf. unternimmt es, das Wesen und die Eigenthümlichkeiten Jean Paul's, „die verschwommene Gefühlsseligkeit, das formlose Schwärmen in einer idealen Phantasiewelt, die mit Bildern überladene oder überstiegen pathetische Sprache, und wiederum die ordnungslose Mischung dieser Elemente mit den wunderlichen Einfällen und

*) Trieste, Tipografia del Lloyd Austriaco, 1868.

**) Gotha, Justus Perthes.

*) Berlin, Dietrich Reimer.

**) Ein Stück deutscher Kultur-Geschichte von K. Ch. Planck. Berlin, Georg Reimer, 1867.

Abschweifungen eines oft künstlichen und universalistisch-gelehrten Humors" zu erklären, und zwar als ein Produkt aus dem Contraste der hohen und idealen Welt, die sich der deutsche Geist damals aufbaute, gegen all' das Kleinliche, Dumpfe und Verkümmerte der äußeren deutschen Zustände. Aus diesem Gedanken heraus entwickelt der Verfasser zuerst den Grundcharakter des Dichters und das Fundament seiner Anschauungsweise im Allgemeinen, und geht dann zu den einzelnen Werken derselben über, in denen er geschickt und mit großer Kenntniß der einschlagenden Literaturgeschichte jenen Gedanken weiter verfolgt. So erscheint Jean Paul in seinen Schriften als ein treuer und scharfer Spiegel der damaligen deutschen Entwickelung. Der Verf. geht aber weiter: er knüpft Jean Pauls Wirken mit der deutschen Gegenwart zusammen. Er will, daß es wahr werde, was sein Dichter unbewußt (?) der deutschen Nation geweissagt hat: der unpraktische und idealistische Träumer (wie er früher erschien), ist geschichtlich zum Haupt- und Universalerben bestimmt. Nur findet der Verf., daß die deutsche Nation jetzt, wo sie zu eigner nationaler Einheit und Macht wiederum einen gewaltigen Anlauf nimmt, sich von diesem Ziele abwendet; er erblickt in der jetzigen Einigungsform, wie in dem Einheitsstreben überhaupt, etwas Unwahres, Fremdes und Undeutsches, während, seiner Auffassung nach, unsere Nation zu ihrem wahren nationalen, d. h. universell-geistigen Leben nur dadurch gelangen soll, daß sie die allgemeine religiös-sittliche Wahrheit zu ihren vollendeten und umfassenden Rechtsbedingungen ausbildet, was angeblich dadurch verhindert wird, daß — die preußische Hegemonie aus Deutschland einen Staat erzeugen will!

— **Epigramme aus Baden-Baden.***) Diese an die klassischen „Epigramme aus Venedig" erinnernden Xenien aus Baden haben, dem Vernehmen nach, den berühmten Aesthetiker, Prof. Vischer zum Verfasser und tragen vielleicht dazu bei, deutsche Familien davor zu warnen, zur Zeit, wo die Demimonde von Paris über den Schwarzwald und den Rhein sich ergießt, das anmuthige Baden aufzusuchen.

Hier im prächtigen Saal, umkreisend die Tische der Spieler,
  Streifet die deutsche Frau hart an der Metze vorbei,
Welche der Sumpf von Paris herspie in die Berge des Schwarzwalds,
  Wo von Fichten umkränzt duftig die Matte sich dehnt,
Wo jungfräuliches Grün vor den frechen Gästen erröthet
  Und die Quelle vor Zorn dampfet, zu löschen die Schmach.
Ja, zu Haus, in der heimischen Stadt, da hält man es anders;
  Haarscharf werden daselbst Schafe und Böcke getrennt,
Ueber Wort und Blick wird streng zu Gerichte gesessen,
  Aus unschuldigem Kuß wird ein Verbrechen gemacht;
Hexensabbath ist hier und Ferien feiert die Tugend,
  Freiheit und Gleichheit gilt, Dame und Dirne ist Eins
Und man verarget es nicht, wenn etwa ein lockerer Vogel
  Als demi-monde anspricht eine der ehrbaren Frau'n.

Literarischer Sprechsaal.

Die neue, vom Grafen zu Münster herausgegebene Schrift: „Mein Antheil an den Ereignissen des J. 1866 in Hannover" ist ein wichtiger Nachtrag zu seinen in Nr. 1 des „Magazin" d. J. besprochenen „Politischen Skizzen über die Lage Europa's von 1815 bis 1867." Der Graf, ein ausgezeichneter Staatsmann, der im J. 1866 dem im Schlosse zu Herrenhausen von eigennützigen, für Oesterreichs Interesse agitirenden Rathgebern umstellten König Georg fern stand, that nach der Schlacht von Langensalza Alles, was in seiner Macht war, um dem Letzteren Thron und Land zu retten; aber er vermochte nicht, den König, der im Altenburgischen eine Zuflucht gefunden, von der Reise nach Wien zurückzuhalten, wo mit Eigensinn die blinde Politik fortgesetzt wurde, die den Welfen-König bald in Eine Kategorie mit dem Bourbonen-König Ferdinand II. versetzt und Preußen in den Besitz der für Norddeutschlands Vertheidigung gegen Westen unentbehrlichen Nordsee-Küste gebracht hat.

*) Stuttgart, Karl Grüninger, 1867.

Unlängst gab Herr Ferdinand de Neville eine „Handschrift" der Infantin Isabella von Parma, der späteren Gemahlin Kaiser Joseph's II. (gest. 27. November 1763), heraus,*) welche er im Archive zu Amiens gefunden hatte und als „manuscrit inédit" dem Drucke übergab. Hätte es sich der Herausgeber ernstlich angelegen sein lassen, so konnte es ihm nicht entgehen, daß die in Frage stehende Handschrift schon vor mehr denn einem Jahrhundert veröffentlicht wurde. Wenigstens könnten wir uns nur schwer zu glauben entschließen, daß das Exemplar, welches die kaiserl. Hofbibliothek zu Wien besitzt, das einzig noch übrige Exemplar der ganzen Auflage sei, welche im Jahre 1764 bei Johann Thomas Trattner in Wien, allerdings ohne den Namen der Autorin, unter dem Titel: „Méditations chrétiennes" erschien. Daß diese Meditationen die Prinzessin von Parma zur Verfasserin haben, wird durch eine handschriftliche Notiz bestätigt, welche in dem besagten Exemplar dem Titelblatte gegenüber steht und folgendermaßen lautet: „Isabellae Borboniae archiduc. Joseph. conjugis quae postremum obiit diem 27 Novemb. 1763 Monumentum Pietatis." Unterhalb liest man nachstehende französische Verse:

L'auguste auteur de cet ouvrage
D'un monde séducteur connut la vanité;
Et dans le printems de son âge
Fut cueilli comme un fruit mûr pour l'éternité.

L'homme pour son bonheur te préparoit un throne:
Mais Dieu, qui comptait tes vertus
Brise un vain sceptre et te couronne,
Imitez-la, mortels, et ne la pleurez plus.

Uebrigens haben wir diese „Méditations chrétiennes", welche einen Octavband von 132 Seiten füllen, gewissenhaft mit dem „manuscrit inédit" des Herrn de Neville verglichen und dieselben wörtlich miteinander übereinstimmend gefunden. Wir haben es demnach mit einer schwer zu beschönigenden Unterlassungssünde des französischen Herausgebers zu thun, auf welche wir hiermit die gebildeten Leserkreise aufmerksam machen wollten.

F. v. Hd.

*) Un manuscrit inédit d'Isabelle infante de Parme, archiduchesse d'Autriche, 1763. Paris, Ch. Blériot, 1867. 8. 111 pag.

Verantwortl. Redakteur: Joseph Lehmann in Berlin. — Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße 86. — Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 18. April 1868. [№ 16.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität.

Es ist schon einmal in diesen Blättern von der interessanten Abhandlung die Rede gewesen, welche R. Böckh über „die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität" in der gediegenen „Zeitschrift für Völker-Psychologie und Sprachwissenschaft" veröffentlicht hat.

Sie enthält nicht nur die mit Geist und kritischer Schärfe geschriebene Erörterung der eigentlichen Frage, was die Nationalität bedingt und welche Sprache vom statistischen Standpunkt aus als Muttersprache jedes Einzelnen zu betrachten ist, sondern auch die genauesten Mittheilungen über die Sprachgränzen und Sprachverhältnisse, namentlich in den Ländern, in denen Deutsche wohnen, oder Völkerschaften germanischen Stammes ansässig gewesen sind.

Die systematische Unterdrückung der vlamischen und deutschen Sprache in den nördlichen und östlichen Provinzen Frankreichs von Seiten einer Regierung, welche das Nationalitäts-Prinzip fortwährend im Munde führt und außerhalb des eignen Landes überall versucht, wird ebenso offen besprochen, wie die Schuld des bisherigen österreichischen Verwaltungssystems an dem steten Vordringen des romanischen Elementes zum Nachtheil des deutschen.

Vortrefflich sind die Sprachverhältnisse in Belgien und Luxemburg geschildert, und da der Verfasser auch die Nationalitäts-Frage in Nord-Schleswig in den Bereich seiner Betrachtungen gezogen hat, dürfte es wohl am Platze sein, in jetziger Zeit wiederum auf die Wichtigkeit seiner Abhandlung hinzuweisen, und einige Punkte derselben noch weiter auszuführen.

Während die Schweiz uns am Deutlichsten beweist, daß bei der Vereinigung zweier Kulturvölker die volle Gleichberechtigung beider Nationalitäten im Gesammtleben eines Staates möglich und ausführbar ist, haben uns die Dänen zur Zeit ihrer Herrschaft in den Herzogthümern gezeigt, wie wenig sie Willens waren, ihren deutschen Unterthanen den freien Gebrauch der Sprache zu belassen. Selbst in rein deutschen Gemeinden ward das Dänische als Sprache des öffentlichen Unterrichtes eingeführt; anstatt des abwechselnd dänischen Gottesdienstes in den sogenannten gemischten Distrikten, schloß der Fanatismus dänischer Geistlichen das Deutsche von allen kirchlichen Handlungen aus, und statt der vorgeschriebenen facultativen Anwendung beider Sprachen in der Rechtspflege und Verwaltung, pflegten dänische Beamte die Anwendung der deutschen Sprache in öffentlichen Aktenstücken und Eingaben mit willkürlichen Geldbußen zu belegen. Dabei ließen sich, unter Begünstigung der Regierung, fortwährend Jüten, besonders der nichtbesitzenden Klassen, über ihre Sprachgränze vordringend, inmitten der deutschen Bevölkerung Schleswigs nieder, und bildeten so einen reichlichen Ersatz für die Einbuße, welche die skandinavische Nationalität dadurch erlitt, daß die zwischen den deutschen Theilen liegenden jütischen Heidedörfer allmählich die deutsche Sprache annahmen.

Bei der Erwerbung Schleswigs durch die Preußen wurden die dänischen Sprach-Rescripte sofort beseitigt und an Stelle des geistigen Drucks der dänischen Sprache trat das Prinzip der gerechten Würdigung beider Nationalitäten.

Denn wenn auch Preußen als spezifisch deutscher Staat die volle Gleichberechtigung der verschiedenen Sprachen nicht so zur Geltung bringen kann, wie die Schweiz, so genießt doch jede fremde Nationalität der vollkommensten Duldung. Daher fand in dem gemischten Distrikte Schleswigs die Herstellung des deutschen Gottesdienstes und Unterrichtes nur da Statt, wo über die Sprache der Einwohner kein Zweifel herrschen konnte. In jeder gemischten Gemeinde wurde die Bevölkerung befragt, und nach dem Ergebniß der Abstimmung die neue Einrichtung getroffen, wobei jedoch auch der von der Minderheit ausgesprochene Wunsch auf Beibehaltung des dänischen angemessene Berücksichtigung fand und sogar da, wo später noch Aenderungen zu Gunsten des deutschen beantragt wurden, die genaue Feststellung des Willens der Einwohner gefordert ward, ehe ein Gesuch die Genehmigung erhielt.

Die Dänen haben also unter der preußischen Regierung jedenfalls weniger für ihre Sprache zu befürchten, als die Deutschen unter dänischer Herrschaft. Schon jetzt ist der Schaden, den die deutsche Sprache dort erlitten, kein unbedeutender zu nennen.

Unwillkürlich gingen nämlich mehr und mehr dänische Worte und Redensarten in die plattdeutschen Dialekte der in Schleswig wohnenden Deutschen über, und wenn wir z. B. heute die Volkssprache in Angeln näher betrachten, wie sie uns Tuxen's Buch*) zeigt, so drängt sich uns unabweisbar der Gedanke auf, daß ohne die Besitznahme Schleswigs durch die Preußen, die deutsche Sprache entweder ebenso verschwunden sein würde, wie die nordfriesische an der Westküste Schleswigs, oder daß sich nach und nach aus der Vermischung des Dänischen mit dem Deutschen ein neuer Dialekt gebildet hätte, ähnlich dem englisch-deutschen in Nordamerika.

*) Det Plattydske Folkesprog i Angel, af L. R. Tuxen. Kjöbenhavn, 1857.

Am Auffallendsten tritt uns ein Beispiel solcher Sprachen-Vermischung in Ragusa entgegen, weil es dort nicht zwei Mundarten eines Stammes waren, sondern zwei ganz verschiedene Sprachen: Serbisch und Lateinisch, welche ihre Worte und Regeln mit einander austauschten und so in einen höchst verdorbenen Dialekt verwuchsen.

Rein lateinische Worte gingen in's Slavische über, wie z. B. paratinea, verdorben aus parietina, in slavisch paratigna, Mauerwerk eines alten, verlassenen Hauses ohne Dach, und stationes, für botega in der lingua volgare, in slavisch stazuni. Dagegen wurde aus dem slavischen zavod, zavoditi, ein lateinisches Wort gebildet, zavodzare, und aus didina, Erbgut, ward terra dedigiorum. In den Statuten der Republik finden wir stanichium für conventus; cralonosius für personatus; ancilla babiza für Amme und selbst in den Statuten der andern dalmatischen Küstenstädte, wo neben dem Lateinischen, als der Geschäftssprache, sich nach und nach die lingua volgare und die kroatisch-serbische Mundart neben einander als Volkssprache entwickelten, schlichen sich viele Worte aus dem Slavischen und der lingua volgare in das Latein der Statuten oder Gemeindeordnungen ein. So kömmt in Traù pudarius (von serbisch pudar, Weinbergshüter) als Feldhüter; egrada (von egraditi, einfriedigen, umzäunen) für terra septa, maceria; blactarum (serbisch blato, Morast) für Sumpf; vretenum (serb. vreteno, Spuhle, Achse des Mühlrades) für Joch; podemorie (statt po- oder primòrje) am Meer, und zupanus (serbisch župan) Gespann; in Zara bravarius (von serbisch brav, Schöps) für Schafhirt; de prepasso statt de lacte und in Spalato vreteni, Joche, und celmich für Hirt vor.

Noch zahlreicher sind die Ausdrücke aus der lingua volgare, und wenn man auch gewöhnlich annimmt, daß die Letztere in Dalmatien erst gegen 1200 das Altlateinische allmählich verdrängt habe, so unterschrieb sich doch schon im Jahre 908 in einer Urkunde des Klosters von S. Grisogono in Zara ein Zeuge von der Insel Arbe Arbesano und nicht Arberius.

Auch die Familiennamen erhielten, je nachdem das Slavische oder das Italiänische die Oberhand gewann, bald slavische, bald italiänische Endungen und Formen, so daß sich Gondola in Gundulić; Fumatio in Duimovich; Dominis in Gospodnetich verwandelt und umgekehrt wiederum aus Giurich Giuriceo; aus Tommasich Tommaseo; aus Petrich Petrizio wurde, und dieselbe Erscheinung sahen wir in neuerer Zeit in Ungarn wiederkehren, wo Deutsche und Slaven ihren Namen magyarisirten.

Ueberhaupt haben die in Ungarn wohnenden Deutschen, trotz der Anordnungen der magyarischen Regierung, das Magyarische auch in nicht magyarischen Gemeinden zur alleinigen Geschäfts- und Unterrichtssprache zu machen, keinen Widerspruch zu Gunsten ihrer Volkssprache erhoben. Sie standen vielmehr überwiegend auf der Seite der Magyaren, und wie noch gegenwärtig unter den eifrigsten Vorkämpfern des Čechenthums gegen die Deutschen sich čechisirte Deutsche, und unter den thätigsten Vertheidigern der polnischen Nationalität nicht selten solche sich befinden, die ausschließlich oder zur Hälfte aus deutschem Blute stammen, so gehören auch jetzt in Ungarn und stellenweise sogar in Siebenbürgen die Deutschen zu den glühendsten Anhängern der Magyaren.

Mit Recht sagt daher R. Böckh: Gewiß darf man es nicht gering schätzen, wenn die Achtung vor dem historisch erworbenen Recht eines fremden Stammes eine deutsche Bevölkerung dahin bringt, ihr angebornes und unverbrüchliches Recht auf ihre Muttersprache hintenanzusetzen; aber auch hier wird man an Klopstock's vielbekannten Ausruf und an die Warnung erinnert, die er bei den Worten an sein Vaterland richtet: „Nie war gegen das Ausland — ein anderes Land gerecht, wie Du!"

Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

„Unter Tannen", von Friedrich Spielhagen.*)

„Er ist der schönen Aufgabe nicht werth, den Kummer der Menschen auf ein paar Stunden hinwegzulügen!" so sagte Börne einst von einem schlechten Schauspieler. Dasselbe möchte man von manchen modernen Novellisten ausrufen. Daß ihre Kunst, daß jede Kunst dem ernsten Leben gegenüber zunächst heiter sein soll, daß selbst die schweren Probleme durch die Darstellung in's heitere Reich des Schönen gerückt werden sollen, wird völlig von ihnen vergessen: Alles, was das jammerreichste Leben an tragischen Conflikten, an ungelösten Dissonanzen aufzuweisen hat, wird von ihnen mit Vorliebe aufgesucht und dargestellt unter dem Vorwande, daß diese Dinge da sind: sie zeigen die Krankheit, als ob es eben nur Krankheit gäbe, und versuchen nicht einmal, einen Weg der Heilung anzugeben. So legt man ihre Bücher nicht einmal belehrt, jedenfalls aber verstimmt aus der Hand, kaum „a wiser, but a sadder man!"

„Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt!" — Gewiß sind alle diese Dinge, aber andere sind eben sowohl da. Daß ein tiefes Bedürfniß nach einer andern Art der Lebensdarstellung im deutschen Publikum lebe, hat wohl am Deutlichsten der immense und allgemeine Erfolg dargethan, den Fritz Reuter's Schriften so schnell zu erringen wußten; denn sie sind in eminentem Sinne gesund, und doch wird Niemand behaupten können, daß nicht die geschilderten Dinge auch da sind.

Mit Freuden begrüßen wir in den neuesten beiden Erzählungen von Friedrich Spielhagen: „Der Vergnügungs-Commissar" und „Die schönen Amerikanerinnen", Erscheinungen, durch die auch dieser frische, gesunde Hauch weht, und ihr gemeinschaftlicher Titel „Unter Tannen" ist insofern sehr richtig gewählt, als wirklich der würzige Waldduft, der den Städter so eigen und stärkend anmuthet, aus ihnen zu strömen scheint. Der Ort der Handlung ist ein kleiner, deutscher Badeort im Gebirge (offenbar ein thüringischer), und obgleich die Zeit nach dem großen deutschen Kriege von 1866 angenommen ist, so spielen doch die großen Fragen des Tages nur ganz von fern in die Erzählung hinein, die sich lediglich mit den Schlachten, Siegen und Niederlagen beschäftigt, deren Schauplatz das menschliche Herz ist; — diese zu schildern bleibt doch einmal die Aufgabe, zu der der Dichter stets wieder zurückkehrt.

Aus aller Herren Länder, von Julius Rodenberg.**)

Die seit dreißig Jahren so gänzlich umgewandelte Art des Reisens macht es heutzutage möglich, in Einem Tage so vieler Herren Länder zu durchfliegen, als man sonst kaum in einem Monate berühren konnte. Demgemäß hat sich auch die Art der Reisebeschreibung verändert. Statt dickbändiger Reisebeschreibungen, weitläufiger Schilderungen, verlangt man jetzt nur

*) Berlin, O. Janke, 1868.

**) Aus aller Herren Länder. Plaudereien von Jul. Rodenberg. Berlin, A. Lesser, 1868.

Reise-Eindrücke zu lesen, Plaudereien, Andeutungen, die den, welcher die beschriebenen Orte schon kennt, im Geiste dahin zurückversetzen können, dem aber, welcher sie noch zu sehen hofft, (und in diese beiden Kategorieen zerfällt wohl das Lesepublikum) als Fingerzeige dienen können für das, was er zu erwarten, aufzusuchen hat, wie sich Reisende unterwegs dergleichen Mittheilungen zu machen pflegen.

Diesen Ton der Plauderei zu treffen, hat Rodenberg trefflich verstanden; sein Buch hat in der That alle die Eigenschaften, die wir dem liebenswürdigsten Reisegefährten oder Gesellschafter nachrühmen würden. Er schildert lebendig und anschaulich, mit vieler Kenntniß der Dinge, ohne doch bei uns allzu viele Kenntnisse vorauszusetzen. Seine Erzählungen sind hier und da von anmuthigem Humor gewürzt, auch in bescheidenem Maße novellistisch ausgeschmückt: so regt er an, ja, er belehrt, ohne doch zu ermüden; kurz, er plaudert höchst anziehend und weiß für jeden Geschmack Etwas zu bringen.

Auch die statistischen Notizen über London, seine Bevölkerung und was sie täglich verzehrt, über die Zahl der Fußgänger und Fuhrwerke, die in einer Stunde London Bridge passiren oder sich in die City begeben, werden gewiß dankbare Leser finden. Giebt es doch genug Menschen, die, wie der König in Tieck's „Blaubart", einen eignen Reiz darin finden, sich durch das Nennen möglichst hoher Zahlen, die man sich ja immer noch gesteigert denken kann, in ein naives Erstaunen setzen zu lassen, wenn sie auch nicht, wie jener Monarch aus dem Phantasus neben dem Herrn Besänftiger einen eigenen Beamten zur Erregung dieses angenehmen Schauders halten können. Man ist so oft geneigt, die Multiplikation an sich kleiner Dinge mit dem Worte „großartig" zu bezeichnen und sich durch die bloße Masse über Gebühr imponiren zu lassen; den Zahlen Englands gelingt dies in der ganzen Welt; an Ort und Stelle aber empfängt man wenig von dem „großartigen" Eindruck, den erst der berechnende Verstand vermitteln muß.

J. H. v. Kirchmann: Aesthetik.*)

Kaum Eine Wissenschaft erfreut sich heutzutage eines so regsamen und lebendigen Anbaues, als die der Aesthetik. Wir begrüßen schon wieder ein neues Werk dieses Inhalts, und zwar von einem Manne, dessen Thätigkeit, im Allgemeinen auf das politische Gebiet gerichtet, auf dem vorliegenden sich bisher nur vereinzelt, wenngleich mit gutem Erfolge, bewährt hat.

Herr v. Kirchmann legt, zum Unterschiede von anderen Theoretikern neuerer Zeit, großen Werth darauf, seinen Ausführungen nicht eine metaphysisch dialektische, sondern eine realistische Grundlage zu geben, d. h. eine solche, welche die Aufnahme des Gegebenen, Thatsächlichen und Ueberlieferten mit dem belebenden und constructiven Gedanken in sinn- und zweckgemäße Verbindung bringt. Demgemäß errichtet er sein Gebäude der Aesthetik auf den Grundriß einer umfassenden Anthropologie und Psychologie, deren reichhaltige Ergebnisse ihm die Anknüpfungspunkte zu seinen Folgerungen und Entwickelungen geben. Mit diesen verbindet er durchweg eine scharfe Polemik gegen die bedeutenderen neueren Systeme der Aesthetik, vorzugsweise die eines Hegel und Vischer, in welchen er häufig die Unsicherheit, Unzulänglichkeit und Oberflächlichkeit der einseitig dialektischen Methode mit schlagenden Widerlegungen nachweist, und seine Nachweise durch treffende und stichhaltige Corrective unterstützt. Ein großes, stets gegenwärtiges Material psychologischer, ethischer und artistischer Beobachtungen, Anschauungen und Analysen leistet ihm überall hierbei hilfreiche Dienste, und man muß, indem man dem klaren und durchsichtigen Strome seiner kernigen, einfachen und bequemen Darstellung folgt, abgesehen von manchen religiös-dogmatischen Unbestimmtheiten und Trübheiten, in denen er sich bewegt, freudig zugeben, daß er, wie es von dem alten Aristoteles treffend gesagt wird, die wirkliche Welt der Kunst mit einer Feder gezeichnet, welche in spekulative Tinte getaucht ist. Im Interesse der fortschreitenden Wissenschaft ist ihm zu wünschen, daß er Leser von derselben objectiven Unbefangenheit finden möge, mit welcher er selbst seine Aufgabe löste; dies um so mehr, da er sowohl auf diesem Gebiete wie auf staatsrechtlichem bekanntlich so manche ungerechte und widersinnige Beurtheilung erfahren mußte und sogar erst neulich ein sehr unbedeutender und einflußloser Systematiker seine wissenschaftliche Ausbildung überhaupt öffentlich zu bezweifeln sich erlaubte.

In Einem Punkte aber irrt unser Theoretiker entschieden, indem er nämlich glaubt, er sei der Erste, welcher die realistische Anschauungsweise der Kunst handhabe. Er läßt bei diesem Anspruche die älteren und neueren Leistungen eines Jean Paul, H. A. Müller, Hotho, Kahlert, Thiersch, Ruge, Lemcke und Anderer unberücksichtigt, namentlich auch die eines idealistischen Dialektikers ersten Ranges, des Prof. B. H. K. Lommatzsch, welcher die Welt der Realität und der Kunst durch eine lange Kette der eingehendsten und gründlichsten Kenntnisse von der Naturgeschichte und Physik bis zur hebräischen Psalmodie und zum Sanskrit hin verband und auf dessen, mit der tiefsinnigsten Gedankenkraft, der vielseitigsten Anschauung und der herrlichsten Darstellungsweise verfaßtes, nunmehr leider längst vergessenes Werk, „die Wissenschaft des Ideals oder die Lehre vom Schönen" (Berlin, bei G. Reimer, 1835), wir nach Verdienst unsern Verfasser und seine Leser hiermit aufmerksam machen wollen.

Die Disharmonie in unserer musikalischen Literatur.

Die „Briefe über Musik an eine Freundin", von Louis Ehlert,*) liegen bereits in zweiter Auflage vor und haben somit den unzweifelhaften Beweis geliefert, daß sie im Publikum Anklang gefunden und sich einen ausgedehnten Leserkreis gesichert haben. In zwangloser Weise bespricht der Verfasser die hervorragendsten Erscheinungen auf musikalischem Gebiete und fördert dabei manchen witzigen Einfall, manches anmuthige Gleichniß zu Tage in einer Form, die freilich nicht von Paradoxie freizusprechen ist, ja zuweilen den Eindruck macht, als sei das Paradoxe geflissentlich gesucht, um durch Ueberraschung zu wirken. In dieser zweiten Auflage aber sind alle jene allzukühnen Metaphern und Hyperbeln, die bei der ersten die Spottlust gereizt hatten, sorgfältig ausgeschieden worden, wenn auch manche Ausdrücke geblieben sind, die stark befremdlich klingen, wie z. B. „chromatische Thränen", „contrapunktische Frömmigkeit" und ähnliche, deren sich leicht eine Menge zusammenstellen ließen, die, besonders aus dem Zusammenhange gerissen, absolut keinen

*) Aesthetik auf realistischer Grundlage. Von J. H. v. Kirchmann. 2 Bde. Berlin, J. Springer, 1868.

*) Berlin, J. Guttentag, 1868.

Sinn geben würden; doch viele Personen ergötzen sich ja gerade an einem solchen „Feuerwerk des Geistes", und unter dem barocken Gewande erkennt man meist ganz gesunde Gedanken und immer fein Empfundenes.

Dies Letztere ist überhaupt das Charakteristicum für Ehlert's Productionen, auch wo er als Componist auftritt. Man könnte ihn den „Lyriker des Salons" nennen, so trefflich weiß er die verfeinerten Stimmungen der durch die Gesellschaft gebundenen, aber tief empfindenden Naturen auszudrücken.

Daß ihm diese Aufgabe jedoch nicht genügt und er sich doch größeren nicht ganz gewachsen fühlt, erklärt den Zwiespalt seines Wesens, der sich bald in Weltverachtung kundgiebt, bald in großer Schärfe, mit der er, der sich zu keiner der bestehenden Schulen bekennt, die Leistungen Aller geißelt. — Dieser polemische Ton, der sich freilich fast in den Schriften aller musikalischen Publizisten findet, macht gerade auf diesem Gebiete einen recht unerquicklichen Eindruck.

Was Lenau so schön von seinem „guten Gesell" sagt: „er weiß die trüben Erinnerungen, die bangen Zweifel, verlorene Sehnsucht allmählich der Seele zu entwenden, wie die Mutter dem Kinde ein schneidend Geräth, womit es spielen möchte, verriegelt," — dies gilt wie von der Poesie, von jeder Kunst, aber wohl ganz besonders von der Musik, und wo sie wirklich den schönen Zweck erreicht, „den Jammer der Menschheit für eine Weile fortzulügen", da hat sie ihre hohe Aufgabe erfüllt! Warum lassen die Neueren sich daran nicht genügen? Warum zwingen sie die Muse, sich zur Interpretin von allerhand metaphysischen Feinheiten und Spitzfindigkeiten zu machen? Warum deuteln sie solche Intentionen in die naivsten Werke der großen Tonsetzer hinein, und schlimmer als das, warum verrehmen und verketzern sie Jeden, der nicht genau dieselben Intentionen heraus- oder vielmehr hineinhört, wie sie selber? — Es gemahnt uns dieses Bestreben immer an das höchst unparlamentarische Verfahren jenes alten Bach-Schwärmers, der jeden ihn Besuchenden mit einer oder mehreren Bach'schen Fugen regalirte und dann jedesmal in die begeisterten Worte ausbrach: „Nun, wen das nicht entzückt, der muß Eselsohren haben! Lieber Herr, wie gefällt es Ihnen!?" —

In den Fehler gar zu heftiger Polemik fällt auch ein anderer Autor, Herr Wilhelm Tappert, dessen Werk: „Musikalische Studien", in demselben Verlage, wie das Ehlert'sche erschienen ist.*) Ja, es scheint die Beobachtung zu bestätigen, daß die Polemik desto heftiger wird, je anfechtbarer die Behauptungen sind, auf die sie sich stützt.

Neuere Forschungen haben nachgewiesen, daß in den Volksmärchen, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgepflanzt haben, ein kulturhistorisches Element vorhanden ist; nicht nur daß sie die urältesten Anschauungen und Göttersagen eines Stammes gleichsam in einzelnen Scherben und Trümmern wiederspiegeln, es läßt sich auch nachweisen, wie ähnliche Motive sich bei allen Völkern indogermanischer Abstammung vorfinden und man deutlich die Wanderungen verfolgen kann, die diese einfachen Märchenstoffe aus dem fernen Innern Asiens bis in den äußersten Westen Europa's gemacht haben. Einen ähnlichen Prozeß nun will Herr Tappert in der musikalischen Entwickelung wahrnehmen, besonders was die Entstehung des Volksliedes betrifft. Sonderbarerweise aber beruft er sich dabei nicht auf die eben angeführte Analogie, die doch am nächstliegenden erscheint, sondern — auf die Darwin'sche Theorie von der Entstehung der Arten; „ein Gebiet", wie er selber sagt, „das selten oder nie der Fuß eines Musikers betreten hat." Wie nach Darwin alle Thiere und Pflanzen von nur wenigen Organismen abstammen, so sollen nach Herrn Tappert wenige ursprüngliche Melodieen, welche von einem Volke zum andern gewandert sind, das Material geliefert haben, woraus durch Umbildung und Fortbildung der ganze Schatz der vorhandenen Musik entstanden ist. Die alte Schöpfungs- oder Schaffens-Theorie wäre, so triumphirt Herr Tappert, also nun auch in der Musik beseitigt. „Die klingenden Gesellen sind immer unterwegs; aus der Werkstatt ziehen sie auf die Landstraße, mit den Handwerksburschen in die Herberge, um sich von hier aus zu zerstreuen bis in das entlegenste Städtchen, bis in's kleinste Dorf. Vom Tanzboden gelangen die Eindringlinge in die Kinderstube, aus den Concertsälen entschlüpfen sie und mischen sich unter die Schnitter auf dem Felde" u. s. w.

*) Musikalische Studien von Wilh. Tappert. J. Guttentag, 1868.

Um diese Ansicht praktisch zu erläutern, zeigt nun Herr Tappert in zahlreichen Noten-Beispielen, wie ein kleines Motiv, meist nur aus wenigen Tönen bestehend, sich in altlateinischen Kirchengesängen, dann in französischen oder deutschen Volksmelodieen wiederfindet, und endlich sich oft sogar in Sonaten oder Opern der klassischen Meister wiedererkennen lasse.

Die mühsam zusammengesuchten Beispiele aus alter und neuer Zeit zeigen, wenn man will, allerdings hie und da eine gewisse Familienähnlichkeit; oft aber hat Herr T. durch Weglassung des Auftaktes 2c. ihnen geradezu Zwang angethan, immer aber Rhythmus, Takt und Tempo geflissentlich ignorirt, die doch für die Physiognomie einer Melodie so wichtig sind, wie Hautfarbe, Muskelbildung und Ausdruck für die menschliche — die bloßen Töne sind etwa mit dem Knochengerüst zu vergleichen. Die Aehnlichkeit reduzirt sich denn auch in den meisten hier angeführten Fällen auf ganz äußerliche Zufälligkeiten, so daß man mit demselben Rechte zwei Menschen, die beide braunes Haar und Augen haben, einander ähnlich finden könnte. — Ein bekannter Musikerscherz, den besonders Franz Liszt sehr geistreich auszuführen verstand, besteht darin, irgend eine bekannte Melodie durch rhythmische und Zeitmaß-Veränderung bald als Choral, bald als Walzer oder dergleichen „umgebildet" vorzutragen. Was beweist dieser Scherz anders, als daß in der Musik, wie in jeder Kunst, das bloße rohe Material das Unwesentliche ist, und daß erst die Art der Bearbeitung den Werth, wie die Art des Kunstwerkes bestimmt. Demnach könnte man Herrn T. ruhig zugeben, daß jene Meister „entlehnt" haben; ebenso wie Herr T. doch wird zugeben müssen, daß Shakespeare „schöpferisch" gewesen ist, wenn er auch, wie ihm nachgewiesen, viele seiner Stoffe aus italiänischen Novellen-Sammlungen entnommen hat.

Volkslieder giebt es nach Herrn T. überhaupt gar nicht, d. h. „keine Melodie, die von Jägern, Soldaten, Studenten, Handwerkern 2c. erdacht wäre. Das Volk kann gar nicht komponiren (im gebräuchlichen Sinne wenigstens), es kann nur akkomodiren, höchstens variiren; es schafft niemals, es wählt."

In der That eine überraschende Behauptung. Ein Volkslied wird eben auch nicht „komponirt im gebräuchlichen Sinne", es wird empfunden, und die Empfindung, sei es Leid oder Lust, Zweifel oder Sehnen, strebt danach, sich in Tönen auszusprechen, und so befreit sich die Brust des Empfindenden, wie die des Hörenden. Wie traurig wäre es, wenn diese Fähigkeit auch nur ein „Vorrecht der gebildeten Stände" wäre. Freilich — Komponisten im gebräuchlichen Sinne brauchen solche Volkssänger nicht zu sein oder zu werden, ebenso wenig wie in der großen Oekonomie der Natur nicht jede Blüthe dazu bestimmt ist, sich

zur vollen Frucht zu entfalten. Wehe dem Künstler, dem es nicht beschieden ist, sich am Anblick und Duft solcher Blüthen erfreuen zu können!

In einem andern Aufsatze: „Ein Umbildungs-Prozeß“, ist Herr T. bemüht, diese seine Theorie der „Umbildung“ einfachster Formen an dem sogenannten jonischen Tetrachord nachzuweisen. Der Aufsatz: „Der übermäßige Dreiklang“ hingegen bezeichnet die herrschenden Ansichten über Wohlklang und Mißklang als „veraltet“; indem er nachweist, daß viele Ton-Combinationen ehedem als unerlaubt und dissonirend verpönt waren, mit denen jetzt jedes Ohr ganz vertraut geworden ist; er schließt daraus, daß auch die jetzt noch verpönten Ton-Combinationen allmählich Bürgerrecht erlangen werden. Allerdings ist wohl auf keinem Gebiete das Wort Hamlet's so anwendbar als auf musikalischem: „Ehedem erschien dieses paradox, allein die Zeit hat es gemein gemacht!“

Mehr als Ein Beispiel von solchen früher perhorreszirten und jetzt beliebten Klangwirkungen ließe sich anführen, doch eben nur allmählich können solche Geschmacks-Aenderungen sich vollziehen: das Bemühen, sie durch apodiktische Aussprüche herbeizuführen, wird immer auf lebhafte Opposition stoßen.

England.

Die bürgerliche Gleichstellung der Frauen.

Ein außerordentlich lebhaftes und ausgebildetes Gefühl für Gerechtigkeit, für gleiches Maaß nach jeder Richtung hin ist wohl einer der hervorstechendsten Züge im englischen Nationalcharakter. — Als vor einigen Jahren im Parlamente eine Petition berathen wurde, betreffend die Schließung der Branntweinläden &c. an Sonntagen, da nachweislich ein sehr großer Theil der Arbeiter in Ermangelung besserer Unterhaltung dort ihren ganzen Wochenlohn vertränken, wurde dieser Antrag abgelehnt, und unter allen Gründen, die auf diese Resolution eingewirkt, war keiner entscheidender gewesen, als der, daß es ungerecht (unfair) sei, dem Armen die Möglichkeit, sich Sonntags zu berauschen, schmälern zu wollen, während der Reiche sich dieses Vorrechts nach wie vor erfreuen dürfe, da er seinen Wein oder Gin im Keller habe. Solcher Beispiele ließen sich leicht noch sehr viele anführen. Da die Bewegung zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechts auch für Frauen sich in England an dieses echt nationale Billigkeitsgefühl wendet, so wird sie nicht verfehlen, früher oder später den Sieg davon zu tragen.

Einen höchst schätzenswerthen Beitrag zu dieser vielberegten Frage bietet ein so eben in London erschienener Aufsatz der Mrs. Stuart Mill.*) Die inzwischen verstorbene Gattin des berühmten Philosophen und Nationalökonomen ließ diesen Aufsatz schon im Jahre 1851 in der Westminster Review, dem Organe der Radikalen, erscheinen; der jetzt zu dem auffallend billigen Preise von Einem Penny erscheinende Separatabdruck ist wohl offenbar durch Stuart Mill selbst veranlaßt, den ja jetzt die Frauenbewegung zu ihren eminentesten Vorkämpfern zählt, und der dem Andenken seiner heimgegangenen Gattin schon in der Widmung seines Werkes On Liberty ein so rührendes Denkmal setzte, indem er bekennt, ihrem Einflusse seine besten Gedanken und Entschlüsse verdankt zu haben. In ähnlicher Weise hat Thomas Buckle seine letzte Arbeit seiner Mutter gewidmet.

Daß Mrs. Stuart Mill in der That zu den hervorragend Begabten ihres Geschlechts gehört haben müsse, davon giebt jede Seite ihrer kleinen Schrift ein evidentes Zeugniß. Mit Einfachheit, Klarheit und Schärfe weiß sie das Anrecht der Frauen auf bürgerliche Gleichstellung mit den Männern darzuthun, und sicher wird man ihren schlagenden Beweisgründen Nichts entgegnen können, wenn nicht, daß sie eben geflissentlich nur die Eine Seite der Frage beleuchtet habe. Was sie behauptet, ist sicherlich richtig; ebenso richtig ist aber auch Vieles, was sie verschweigt oder ignorirt, wie z. B. die große körperliche Verschiedenheit der beiden Geschlechter, die nicht, wie sie es von der geistigen behauptet, durch veränderte Erziehung und politische Gleichberechtigung aufgehoben werden würde, da sie eben zu tief in der Natur begründet ist.

Im Wesentlichen stützt sich die Verfasserin auf dieselben Argumente, die Macaulay mit so viel Glück in seinem Essay: Civil disabilities of the Jews, für die Gleichberechtigung der Juden geltend gemacht hat, obgleich merkwürdigerweise die Verfasserin nie diese Arbeit oder das Verhältniß der Juden überhaupt erwähnt, während sie die Parallele der doch viel ferner liegenden Neger-Emanzipation mehrmals anführt. — Daß Unfähigkeit da entstehe, wo sie konsequent vorausgesetzt wird, ist der leitende Gedanke sowohl bei Macaulay als bei Mrs. Mill. Beide verlangen daher (Ersterer für die Juden, Letztere für die Frauen) nur die Möglichkeit einer Betheiligung am öffentlichen Leben, weil dies das einzige Kriterium für ihre Befähigung sei, und lehnen bis dahin jede Erörterung über letztere ab. Es sei erlaubt, hier an eine besonders schlagende Stelle aus dem Essay Macaulay's zu erinnern, einen von jenen Aussprüchen, die das eingewurzeltste Vorurtheil mit so wuchtigen und doch „eleganten“ Schlägen angreifen und vernichten, daß selbst der, bei dem es im Stillen noch weiter vegetiren sollte, nie mehr den Muth haben dürfte, es öffentlich einzugestehen.

„Eins der Argumente, das am Häufigsten gegen die Zulassung der Juden zum Staatsdienste angeführt wird, lautet: die englischen Juden seien keine Engländer, sie seien ein besonderes Volk, örtlich sich auf dieser Insel aufhaltend, aber in moralischer und politischer Vereinigung nur mit ihren Glaubensbrüdern lebend, die über die ganze Welt zerstreut sind. Ein englischer Jude betrachtet einen holländischen oder portugiesischen Juden als seinen Landsmann, einen englischen Christen aber als einen Fremden. Dieser Mangel an patriotischem Gefühl, sagt man, mache den Juden unfähig zur Ausübung politischer Rechte.“

Macaulay weist nun nach, daß, selbst wenn diese Anschuldigung in ihrer ganzen Ausdehnung zugegeben werden müßte, der Fehler bei den Regierungen liege: ihre Aufgabe sei es, die Juden patriotisch zu machen. „Geschichte und Vernunft zeigen deutlich den Weg dazu an. Die Juden in England sind genau so, wie jede Sekte, jede Menschenklasse sein würde, wenn man sie so behandelt hätte, wie die Juden behandelt worden sind.“ „Wenn alle rothhaarigen Leute in Europa Jahrhunderte hindurch geschmäht und unterdrückt, hier verbannt, dort eingekerkert und ihres Geldes beraubt worden wären, wenn man sie der unwahrscheinlichsten Verbrechen auf die leisesten Indizien hin

*) Enfranchisement of Women, by Mrs. Stuart Mill. Reprinted from the Westminster Review for July 1851. London, Trübner & Co. 1868. (Price One penny.)

überführt hätte, sie an Pferdeschwänze gebunden, geschleift oder mit den grausamsten Foltern gemartert hätte; wenn man sie — als die Sitten milder wurden — immer noch entehrenden Ausschließungen und Beleidigungen unterworfen, sie in einigen Ländern in besondere Straßen eingesperrt hätte, wenn in anderen der Pöbel sie hätte ungestraft mit Steinen werfen oder untertauchen dürfen; wenn sie überall von Aemtern und Ehren ausgeschlossen worden wären — welches würde wohl die Vaterlandsliebe der Leute mit rothen Haaren sein? — Und wenn unter solchen Umständen ein Vorschlag gemacht würde, rothhaarige Leute zu Aemtern zuzulassen, was für eine glänzende Rede könnte ein beredter Bewunderer unserer alten Institutionen gegen eine so revolutionäre Maßregel loslassen! „„Diese Männer"", könnte er sagen, „„betrachten sich kaum als Engländer; sie halten einen rothhaarigen Franzosen oder Deutschen sich für verwandter, als einen Mann mit braunen Haaren, der in ihrem eigenen Kirchspiel geboren ist. Wenn ein fremder Monarch rothes Haar patronisirt, lieben sie ihn mehr, als ihren angestammten König. Sie sind keine Engländer, sie können keine Engländer sein, die Natur hat es verboten, die Erfahrung bestätigt es ꝛc.""

Die in Amerika schon im Jahre 1850 zu Gunsten der Frauen beginnende Bewegung verlangte zunächst das allgemeine Stimmrecht für dieselben. Diese Forderung stellt Mrs. Mill auch für die englischen Frauen auf, indem sie an das nationale Billigkeitsgefühl appellirt. „Es ist ein Grundsatz englischer Freiheit, daß Steuerzahlung und Repräsentation sich gegenseitig bedingen müssen; nun giebt es aber, obgleich die Gesetze das Vermögen der verheirateten Frau ganz in die Hände des Mannes legen, doch unter uns viele unverheiratete Frauen, die Steuern zahlen. — Es ist ferner eine Grundmaxime der britischen Constitution, daß alle Personen durch Gleichstehende (peers) gerichtet werden sollen, Frauen jedoch werden von männlichen Richtern und von männlichen Geschwornen gerichtet. Ausländern bewilligt das Gesetz das Vorrecht, verlangen zu dürfen, daß die Hälfte der Geschwornen auch aus Ausländern bestehe; nicht so ist es mit den Frauen. Es ist, abgesehen von allen lokalen und nationalen Anschauungen, ein anerkanntes Erforderniß der Gerechtigkeit, keine erniedrigenden Unterschiede ohne Noth zu machen. In allen Dingen sollte Gleichheit zum voraus angenommen werden; es muß ein Grund dafür angegeben werden, warum irgend etwas einer Person erlaubt und einer andern untersagt sein soll."

Von den Einwürfen, die dem Verlangen der Frau nach Gleichstellung entgegengestellt werden, ist der mächtigste der der Gewohnheit. „Frauen haben niemals gleiche Rechte mit den Männern gehabt" .... Dieses stärkste aller Vorurtheile, das gegen Alles, was neu und unbekannt ist, aufzutreten pflegt, hat allerdings in einem Zeitalter der Veränderungen, wie es das gegenwärtige ist, viel von seiner Kraft verloren. Es ist vielmehr jetzt schon der Ruhm des modernen Europa und Nord-Amerika, viele Dinge zu wissen und zu thun, von denen unsere Vorfahren keine Ahnung hatten — Gewohnheit ist nicht mehr die Tyrannei über Ansichten und Handlungsweise, die sie früherhin war. Die Idolatrie des Herkömmlichen ist im Abnehmen begriffen."

Den Grund, weshalb die Unterwerfung der Frauen zur Gewohnheit werden konnte, sieht die Verfasserin in dem Mißbrauch der größeren Körperkraft seitens der Männer. Daß das Recht des Stärkeren bis vor nicht zu langer Zeit das Hauptgesetz war, welches die öffentlichen Angelegenheiten bestimmte, ist nicht zu leugnen. In der ganzen Geschichte sehen wir, daß Nationen, Racen, Klassen, die sich stärker fühlten, sei es an Körperkraft, an Besitz oder an militärischer Disziplin, die Uebrigen erobert und in Unterwerfung erhalten haben. Wie nun das Recht des Stärkeren überhaupt aufgehört hat, einziges Gesetz des Handelns zu sein, so wird auch das Recht des stärkeren Geschlechtes über das schwächere mehr und mehr in allgemeine Gleichheit der beiden Geschlechter übergehen. Die Frage, ob und zu welchen anderen Beschäftigungen als den bisher üblichen die Frauen überhaupt befähigt seien, wird nie durch Diskussionen a priori erledigt werden können; einzig und allein die Freiheit der Ausübung aller Rechte kann und wird darüber entscheiden. „Man lasse jede Beschäftigung Allen zugänglich sein, und die Aemter werden in die Hände solcher Männer und Frauen gelangen, die erfahrungsmäßig sich ihrer am Würdigsten erweisen."

Diesen Grundsatz freier Concurrenz befolgt bekanntlich die englische Regierung in vielen Dingen, z. B. auch in Bezug auf alle Unterrichtsfragen. Lehrer- oder Vorsteher-Examina sind in England unbekannt; wer dort unterrichten oder Zöglinge bei sich aufnehmen will, hat vollkommen das Recht dazu, ohne daß der Nachweis irgend einer Vorbereitung oder Befähigung von ihm verlangt wird — der Erfolg allein, nimmt man an, sei das Kriterium hiefür: ein guter Lehrer wird Schüler bekommen und behalten, ein schlechter die seinigen bald verlieren, so folgert man und scheinbar mit Recht. Daß jedoch gerade bei dieser Frage dieser Grundsatz große Gefahren mit sich führt, daß das Publikum durch Reklamen ꝛc. eben so leicht zu täuschen ist, wie jeder Einzelne, beginnt man schon einzusehen; die Regierung selbst hat verschiedene Lehrer-Bildungs-Institute eingerichtet und die dort Geprüften erhalten gern den Vorzug vor anderen Lehrern, wenn auch nicht, wie bei uns, die Regierung das Examen als unerläßlich hinstellt.

Das allerdings sehr schlagende Argument, daß es eine grobe Inkonsequenz genannt werden muß, der Frau die niedrigsten Staatsämter zu verschließen in einem Lande, wo sie zur höchsten Würde, der königlichen, berechtigt erachtet wird, erwähnt die Verfasserin natürlich auch. Sie zeigt außerdem an recht zahlreichen geschichtlichen Beispielen, daß Frauen sich als Königinnen oder als Mütter, Gattinnen und Rathgeber von Königen im politischen Leben wohl bewährt hätten.

Die Einwürfe, die man gegen eine Zulassung der Frauen zum öffentlichen Leben gemeinhin geltend macht, lassen sich auf folgende drei Punkte reduziren:

1) Die Unverträglichkeit des Berufes der Mutter und Hausfrau mit den öffentlichen Pflichten,

2) der verhärtende Einfluß, den derartige Beschäftigungen auf den weiblichen Charakter ausüben müssen,

3) die Unzweckmäßigkeit, bei dem schon vorhandenen großen Drucke der Concurrenz in allen Fächern, neue Arbeitskräfte dem Markte zuführen zu wollen.

Ueber den ersten Punkt, den, auf welchen gewöhnlich das meiste Gewicht gelegt wird, sagt die Verfasserin: „Dieser Grund kann doch selbstverständlich nur auf Mütter Anwendung finden. Es ist weder nöthig noch gerecht, die Frauen zu zwingen, daß sie entweder Mütter oder — gar nichts seien, oder daß, nachdem sie einmal Mütter gewesen, sie ihr ganzes übriges Leben gar nichts anderes mehr sein sollen. Weder Männer noch Frauen bedürfen eines Gesetzes, um sie von einer Beschäftigung auszuschließen, sobald sie eine andere ergriffen haben, die mit der ersten unverträglich ist. Niemand schlägt vor, die Männer

vom parlamentarischen Leben auszuschließen, weil der Mann Soldat oder Seemann oder ein Kaufmann sein könne, dessen Zeit und Kräfte ganz von seinem Geschäfte in Anspruch genommen werden. Neun Zehntel der Berufsarten der Männer schließen diese de facto vom öffentlichen Leben aus, aber das ist kein Grund, um Gesetze zu machen, die nicht nur diese neun Zehntel, sondern auch das zehnte Zehntel davon ausschließen würden. Dieser Grund läßt sich mit demselben Rechte auf das weibliche Geschlecht anwenden. Es ist nicht nöthig, durch ein Gesetz zu verbieten, daß eine Frau, die alle Haushaltungsgeschäfte und die Erziehung der Kinder auf Händen hat, sich auch noch mit politischen oder anderen Berufsgeschäften abgebe. Wo wirkliche Unverträglichkeit der Pflichten stattfindet, da wird sie schon für sich selber sorgen. Aber es ist eine grobe Ungerechtigkeit, die Unverträglichkeit zum Vorwande für das Ausschließen Solcher zu machen, in deren Falle sie nicht existirt; und diese, wenn sie freie Wahl hätten, würden einen starken Bruchtheil bilden; eine große Anzahl Frauen werden Gattinnen und Mütter nur, weil ihnen keine andere Laufbahn verstattet, keine andere Bethätigung ihrer Gefühle, ihrer Fähigkeiten ermöglicht ist. Jede Verbesserung ihrer Erziehung, jede Erweiterung ihrer Fähigkeiten, Alles, was sie für irgend eine andere Lebensweise geeignet macht, vermehrt die Zahl derer, für die es Unterdrückung und Beleidigung ist, keine Wahl zu haben ...."

Wenn diese letztere Behauptung sich als richtig erwiese, so würde sie wohl mit Recht von den Gegnern der Frauen-Emanzipation zu ihren Gunsten ausgebeutet werden: eine Verminderung der Ehen kann weder im Interesse des Staates noch dem der Frauen selber liegen, denn der verheiratete Zustand, die Gründung der Familie ist und bleibt das wünschenswertheste Ziel für beide Geschlechter; allein eben weil dem so ist, weil die Natur selbst hier schon einen Riegel vorgeschoben hat, ist diese Folge durchaus nicht zu befürchten.

Was den zweiten Einwurf betrifft, den verhärtenden Einfluß einer Berufsthätigkeit auf das Gemüth der Frau, so scheint er einer früheren Zeit anzugehören, in der der Mann berufen war, im harten Kampfe gegen seinen Nächsten sich seine Existenz zu sichern, und wo die Frauen, gleich den Priestern, von diesen Pflichten befreit, im Stande waren, einen friedestiftenden, beschwichtigenden Einfluß auszuüben. Heutzutage ist es mehr ein Kampf gegen Verhältnisse und Zustände, der dem Manne obliegt; an dem kann und soll das Weib sich betheiligen. Diese Art des Kampfes erzeugt auch keine Bitterkeit und Animosität. Die Feindseligkeiten heutzutage entstehen weit mehr aus dem, was die Leute über einander sagen, als aus dem, was sie thun, und leider! findet man ja in diesem Punkte Haß und Lieblosigkeit bei den Frauen mindestens eben so häufig als bei den Männern. Wollte man die Frauen vor diesen Einflüssen bewahren, so müßte man sie ganz und gar vom geselligen Leben ausschließen...."

Was den dritten Einwurf betrifft, die Ueberfüllung des Marktes mit Arbeitern, so meint die Verf., eine solche Ueberfüllung werde und müsse sich mit der Zeit von selber regeln, wenn nur erst die Welt nicht mehr blos in Capitalbesitzer und Miethlinge der Arbeit getheilt wäre. — Diese Widerlegung scheint der rechten Schärfe zu entbehren. Zwei andere Punkte sind es, die meines Erachtens mit mehr Glück sich hätten dagegen anführen lassen.

Erstens: Die Konkurrenz der Frauen-Arbeit ist in sofern nur eine scheinbare, als das, was die Frau zu leisten im Stande ist, niemals genau dasselbe sein wird, als was der Mann zu Markte bringt; in den meisten Fällen wird es der Produktion des Mannes untergeordnet sein und nur durch den niedrigeren Preis eine Conkurrenz ermöglichen, in vielen Fällen aber wird die Frauenarbeit so deutlich den Stempel weiblicher Eigenart an sich tragen, daß eben ein ganz neues Produkt entsteht. Wenn nun auch in den meisten Fällen die Nachfrage es ist, die das Angebot hervorruft, so findet doch auch sehr oft das Umgekehrte statt (so lange es z. B. auf einer bestimmten Strecke noch keine Omnibus gab, konnte auch keine Nachfrage danach stattfinden) und indem nun durch die Frauen-Arbeit eine ganz neue Spezialität auf dem Markt erscheint, wird nicht nur eine Nachfrage nach dieser hervorgerufen, sondern erfahrungsmäßig die Nachfrage überhaupt gesteigert (seitdem Omnibus existiren, hat der Droschkenverkehr auch zugenommen, da man überhaupt mehr das Bedürfniß des Fahrens kennen gelernt hat). Ein Beispiel von einem anderen Gebiete: Es sind, besonders in England, viele Schriftstellerinnen aufgetreten, die den Büchermarkt mit Romanen versehen haben; dadurch hat sich die Nachfrage nach Unterhaltungslektüre überhaupt gesteigert, so daß auch der Absatz der von den Männern geschriebenen Romane zugenommen hat.

Zweitens: Es liegt im Interesse des Ganzen und folglich jedes Einzelnen, aus sehr wenig konsumirenden Gliedern der Gesellschaft möglichst viel konsumirende zu machen, welcher Weg aber wäre wohl dazu geeigneter als der, diesen Gliedern den Erwerb möglichst zu erleichtern? Daß mit der Erwerbsfähigkeit auch die Ausgabefähigkeit und Willigkeit in progressivem Verhältnisse stehen, wird wohl von Niemandem bestritten werden. Wie sollte also nicht das Ganze dabei gewinnen, wenn aus den bisher nur vom Manne abhängigen weiblichen Wesen allmählich selbständig produzirende und konsumirende würden? — Jedenfalls darf doch das Recht, seine Arbeit zu Markte zu bringen, um zu sehen, welcher Preis dafür zu erlangen ist, einem erwachsenen und vernünftigen Wesen nicht bestritten oder verkümmert werden.

Wenn die Verf. im Verlauf ihrer Arbeit fragt, ob es ferner erlaubt sein solle, daß die eine Hälfte des Menschengeschlechts durch die andere in schimpflichster Abhängigkeit, in sklavischer Unterwürfigkeit erhalten werde, so übersieht sie dabei das große weltbewegende Moment der Liebe, die eine freiwillige Abhängigkeit des Weibes vom Manne hervorruft, ja diese dem Weibe als höchstes Glück erscheinen läßt. Dennoch ist Vieles, was sie über die untergeordnete Stellung des Weibes dem Manne gegenüber sagt, nur zu wahr; sie weist nach, daß der schlechte Einfluß einer solchen Geist- und Leibeigenschaft sich nicht nur an dem unterdrückten, sondern ebenso an dem unterdrückenden Theile geltend mache, in welchem letzteren durch dies Verhältniß die angeborenen schlechten Eigenschaften der Rücksichtslosigkeit, der Herrschsucht, des Egoismus genährt, die edleren aber verkümmert würden. Während so bei den Männern die Auswüchse und Ausschreitungen der unumschränkten Gewalt sich zeigten, litten die Frauen an denen der unumschränkten Unterwerfung, der Hinterlist, Unaufrichtigkeit ꝛc. Besonders in den Ländern, wo die Frauen lebhafter, leidenschaftlicher sind, können sie ihre Ziele immer nur auf Umwegen erlangen; die eingedämmte Triebkraft bricht sich Bahn zum Schaden Aller. Man hat gesagt, die Frauen selbst wollten der Mehrzahl nach gar keine Emanzipation, sie seien mit ihrem Loose ganz zufrieden; die Verf. sagt dagegen: „Wenn, dieses Faktum als wahr zugegeben, daraus gefolgert werden soll, daß europäische Frauen in ihrem gegenwärtigen Zustand beharren müssen, so müßte ganz dasselbe

auch für die asiatischen Frauen gefolgert werden, denn auch sie, anstatt gegen ihre Absperrung zu murren und gegen alle ihnen auferlegten Entbehrungen, sind vielmehr stolz darauf und erstaunen über die Unverschämtheit der Frauen, welche Besuche von männlichen Bekannten empfangen oder unverschleiert über die Straße gehen".... Im Interesse nicht nur der Frauen, sondern ebenso wohl der Männer, im Interesse der menschlichen Entwickelung überhaupt, kann die Emanzipation der Frauen, deren sich die moderne Welt rühmt, deren Verdienst bald der Civilisation, bald dem Christenthume zugeschrieben wird, nicht stehen bleiben, wo sie jetzt steht. Wenn es nöthig oder gerecht wäre, daß eine Hälfte des Menschengeschlechts geistig und gemüthlich nur zur Hälfte entwickelt bleiben soll, so hätte die Entwickelung der andern Hälfte von der ersten möglichst unabhängig eingerichtet werden müssen; statt dessen ist diese Hälfte die vertrauteste Gefährtin der andern, die doch von ihr auf's Eifrigste in Unterdrückung erhalten wird. Die Frauen sind nur gerade hoch genug entwickelt, um die Männer zu sich herabziehen zu können."

Blickt man sich in der heutigen Welt um, so wird man gestehen müssen, daß diese kühne und erhabene Auffassung der Dinge wohl unter Frauen wie Männern einstweilen noch wenig Jünger finden wird. Aus den wenigen aber können mit der Zeit mehr werden und jedenfalls haben sie schon jetzt das Anrecht, eine fakultative Gleichstellung der Frau mit dem Manne in bürgerlicher Hinsicht zu verlangen; sie zu einer obligatorischen zu machen, liegt ja auch gar nicht in der Absicht dieser Bewegung, scheint aber fast von ihren Gegnern vorausgesetzt zu werden. M. St.

Rußland.

Alexander Hertzen und der allgemeine Republikaner-Bund.

Wir haben des neuen Kolokol gedacht, den Alex. Hertzen und sein Freund Ogareff in Genf in französischer Sprache herausgeben. In der zweiten Nummer dieses Blattes richtet Hertzen einen offenen Brief an die unsichtbare Loge des „allgemeinen Republikaner-Bundes," der die beiden Herren aufgefordert hatte, eine russische Abtheilung ihrer europäischen Republik zu bilden. Wir geben die interessante Urkunde zunächst in deutscher Uebersetzung vollständig wieder und knüpfen in der nächsten Nummer einige Bemerkungen daran. Sie lautet:

Theure Mitbürger!

Wir haben Euren Aufruf empfangen. Ihr habet wohl daran gethan, an uns zu denken. Wir danken Euch und wollen Euch vollständig sagen, wie wir über den Gegenstand denken. Vorsichtiges Schweigen, wechselseitige Schonung, Zurückhaltung der Entscheidung über gewisse Punkte, halbverstandene Gedanken stehen uns nicht an. Die Zeiten sind ernst; jeder Irrthum kann schwer auf unsere Häupter fallen.

Ihr ladet uns ein, mit unseren Freunden eine russische Abtheilung im europäischen Republikaner-Bunde (Alliance républicaine européenne) zu bilden.

Sollen wir damit gleichsam ein Glaubensbekenntniß ablegen, oder sollen wir in Gemeinschaft thätig sein?

Das Glaubensbekenntniß anlangend, sind wir völlig bereit, es nochmals laut auszusprechen, wer wir sind. Ja, Mitbürger, wir sind Republikaner und zwar folgerichtige Republikaner — d. i. Sozialisten. Wir sind es, wie wir es seit dem Anfang unserer Thätigkeit gewesen. In diesem Sinne haben wir unsere ganze Propaganda betrieben. Es giebt nicht Eine Schrift, nicht Eine Handlung unseres öffentlichen Lebens, welche nicht mit unseren Prinzipien im Einklang stände. Wir konnten abweichen in Betreff der Anwendbarkeit, in Betreff der Zweckmäßigkeit oder Unzeitigkeit, in Betreff der Form oder der Art und Weise. Wir konnten niemals abweichen in Betreff der Grundlage. Sozialisten vor allem Anderen, sind wir tief überzeugt, daß die soziale Entwickelung nur mit der Fülle republikanischer Freiheit, nur mit der Fülle demokratischer Gleichheit möglich ist. Die Republik, welche nicht zum Sozialismus führte, wäre widersinnig; ein Uebergang, welcher sich für ein Ziel hielte, ein Sozialismus, welcher der politischen Freiheit, der Rechtsgleichheit entbehren wollte, würde rasch in den Kommunismus der Autorität ausarten.

Ihr sehet also, daß es in Betreff des Glaubensbekenntnisses keinen Zweifel geben kann.

Bleibt die gemeinschaftliche Wirksamkeit? Damit steht es verwickelter.

Der „Welt-Bund" (Alliance universelle) ist sehr weit umfassend — und wir fürchten, daß eine große Anzahl von Rahmen leer bleibe oder nur in der Einbildung ihr Dasein habe.

Nehmen wir den einzigen Theil der „Welt" (univers), welchen wir genau kennen. Welche Wirkung läßt sich von einer republikanischen Thätigkeit erwarten, wenn sie nicht auf der Geschichte, auf der Vergangenheit fußt? Das festländische Europa hat mit einer republikanischen Genossenschaft nichts zu schaffen — höchstens sie als unerlaubt, als gefährlich für seine ausgesprochenen Bestrebungen aufzulösen. Es giebt in Europa nur Eine Republik (die Schweiz), und die besteht nur unter dem Schutz der sich kreuzenden und entgegenstehenden Begierden — und ihre Machtlosigkeit gestattet, sie zu vergessen.

Und es giebt nicht bloß keine Republiken, sondern es giebt auch keinen Theil in Europa mit sichtbaren republikanischen Strebungen, der eine Kraft, eine Grundlage für Hoffnungen böte. Zwei republikanische Versuche blieben an der Schwelle des Sozialismus stehen und machten plötzlich Kehrt. Seitdem sind die Völker mit anderen Dingen beschäftigt, welche sie von allem Republikanismus fern halten, so mit der Gewissensfreiheit, mit der örtlichen Selbstverwaltung, mit der Unverletzlichkeit des Einzelnen. — Jene sind für Europa nur Anachronismen, nur alte Erinnerungen. Und sicherlich, für die nächste Zukunft hat die republikanische Idee keine Aussicht in der alten Welt.

Wenn ein Land in Europa einige republikanische Elemente besitzt, so ist es England. Und, Ihr werdet es zugestehen, an das denkt man am wenigsten. Italien kann durch das Fremden-Joch dazu (zur Republik) getrieben werden; aber zur Zeit wird es durch eine der österreichischen sehr überlegene Armee unterstützt, welche mit den republikanischen Strebungen bald abrechnen würde. Eine große, monarchische und militärische Nation, wie Frankreich, wird niemals an ihrer Gränze eine Republik dulden, wenn sie nicht eben die Schweiz ist.

Was die Republikaner betrifft, so giebt es überall welche; und es hat immer welche gegeben seit den Zeiten von Athen und Rom. Stark durch ihren Glauben, hoffen sie, wie die Israeliten, ihren Tempel wieder aufzubauen. Groß durch die Wahrheit ihres Ideals, versöhnen sie uns mit der Härte der Zeiten, die wir durchleben, trösten unsere traurigen Seelen und — schreiten vorüber ohne Einfluß auf den Verlauf der Dinge, selbst wenn sie thätigen Antheil an den Ereignissen nehmen.

Unter dem Druck der Verhältnisse fällt das Ergebniß ihrer Theilnahme an denselben nicht im Sinne der Republik aus. Der größte Republikaner unserer Zeit nahm sich vor, eine Republik zu Rom zu gründen — und er hat ein französisches Vicekönigthum zu Florenz geschaffen.

Die Republikaner in Europa erinnern mich unwillkürlich an ihre Freunde, die großherzigen Apostel des Friedens: sie predigen gegen die blutige Geißel des Krieges, — am Morgen nach einer Schlacht und am Abend vor deren zwei. Das ist schön, gleichsam ein Ruf des Gewissens oder ein Protest — aber suchen wir nicht nach einem praktischen Erfolge. In der Theorie ist das Räthsel des Friedens seit Jahrhunderten bereits gelöst; es giebt daran nichts mehr zu ergründen und zu erforschen; — was fehlt, das ist die Macht zur Ausführung, das ist die Möglichkeit der Verwirklichung.

Außerhalb der kleinen Zahl unserer „Heiligen", wie Cromwell seine damaligen Republikaner nannte, schauet Euch von einem Ende Europas bis zum anderen, von Irland bis Cadix um — es giebt nirgend ein republikanisches Element, welches eine Zukunft hätte. Zurückschreckend vor dem Sozialismus, hat man sich auf einen ganz andern Weg begeben und hat die Spur der via sacra von 1789 verloren. Frankreich, zu seiner militärischen Natur zurückgekehrt, machte es nothwendig, daß alle übrigen Staaten Europas ebenfalls militärisch wurden. Deutschland hat sich in eine Kaserne verwandelt. Man hat aus der Noth eine Tugend gemacht. Man liebt die Macht, man betet den Ruhm an, man wünscht den Staat in einem drohenden Zustande, man bewundert den Glanz des Königthums, die kriegerischen Heerschauen — und man hat eine ausgesprochene Abneigung vor der demokratischen Einfachheit, vor der republikanischen Strenge. Der politische Geist hat sich in einen Nationalgeist verwandelt. Der beschränkte und exklusive Patriotismus ist die einzige politische Leidenschaft, welche nicht erstickt ist.

Nichts ist in der Geschichte geglückt, was nicht mit dem Strom geht und bahnbrechend sich seiner bemächtigt. Nun, der militärische und despotische Strom herrscht über Europa; er drängt es zur Zusammenhäufung von Völkerstämmen, zur Aufsaugung derselben durch Monarchieen. Um dieses Ziel zu erreichen, hat man Alles geopfert: die Wohlfahrt des Volkes, seine erworbenen Rechte, die errungenen Freiheiten. Das Einzelwesen, für dessen Selbstbestimmungsrecht man die Revolutionen durchgekämpft hat, versinkt und verschwindet in diesen angeschwollenen Reichen, die von Bajonnetten umringt sind. Also der Weg ist völlig vorgezeichnet.

Wir sprechen nicht gegen das republikanische Prinzip; die Intelligenz, die Wahrheit, die Sittlichkeit — sind augenscheinlich auf Seiten der Republikaner und der Friedensboten. Aber weder die Wahrheit, noch die Sittlichkeit, noch weniger die Intelligenz sind Gegenstände der Verpflichtung (sont obligatoires), und sie lassen sich nicht mit Gewalt auferlegen; sie haben keinen Rechtstitel zu einer erzwungenen Annahme, zu einer Besitzergreifung gegen die Neigung der Nationen.

Wir haben die menschliche Gesellschaft geordnet und wieder geordnet, wir haben sie nach den Gesetzen der Vernunft neu, a priori, einrichten wollen; das war nothwendig als eine Befreiung vom göttlichen Recht, von der außerweltlichen Macht, welche den Gehorsam von oben auferlegte. Nachdem einmal die höchste Gewalt (souveraineté) aus dem Himmel auf die menschliche Vernunft übertragen ist, wird es unbedingt nothwendig, mit größerer Aufmerksamkeit zu prüfen, was man unten will. Es giebt eine allgemeine Entscheidungsgewalt, welcher man sich nicht entziehen, welche man nicht fälschen kann. Sie trifft ihre Bestimmungen durch die Ereignisse; ihr Protokoll ist die Geschichte. Nun, diese entscheidende Bestimmung ist in Europa gegen die Republikaner ausgefallen. Wir mögen zugeben, daß das eine Entscheidung der Unwissenheit, der Verderbtheit, der Entartung ist — aber bei alledem ist sie gegen uns ausgefallen.

Man trachtet nicht, sich frei zu machen, sondern sich zu vergrößern, sich nationaler Gränzen zu bemächtigen, zusammenzuwachsen, sich zu bewaffnen, sich nach Kräften zu sichern — gegen den Nachbarn, das ist gegen den Feind. Die Brüderlichkeit verwirklicht sich auf eine absonderliche Weise. Man entwaffnet nicht den Kain, wenn er mörderisch darauf losschlägt, sondern man reicht dem angefallenen Abel eine Keule — sonach wird man immer zwei Kains vor sich haben; und in der That ist das kein Nachtheil für den armen Abel.

Alle Welt steht auf Posten, alle Welt setzt sich in Vertheidigungszustand; dieses Verfahren ist zu allgemein, als daß es nicht eine allgemeine Ursache haben sollte. Es ist augenscheinlich, daß es eine stetige Gefahr giebt, daß man erwartet, angegriffen zu werden, und man opfert Alles, um gerüstet zu sein.

Fürchtet man sich vor der künftigen Republik?

Das zu meinen, fällt Euch nicht ein.

Fürchtet man sich im Ernst vor Rußland?

Wir glauben es nicht. Rußland ist nur mächtig, wenn es sich vertheidigt. Wie könnte es ganz Europa bedrohen?

Bewaffnet man sich, weil man sich gegenseitig vor einander fürchtet?

Vielleicht. Doch vor Allem geschieht es aus gebieterischer Nothwendigkeit. Man bewaffnet sich einem Heere gegenüber, welches mit seiner geschichtlichen Tapferkeit, mit seinem blinden Gehorsam völlig bereit ist, sich auf jedes Volk zu stürzen, das sich rührt, auf jedes Heer, das sich in Bewegung setzt.

Angesichts des bewaffneten Frankreichs verwandelte sich Deutschland, früher eine Pflanzstätte der Philosophie, in eine Pflanzstätte des Militärs. Zwischen diesen beiden Heeren sehen wir keinen Platz für eine Republik. Man rathschlagt nicht unter Waffen.

Nun, damit diese militärische Spannung zum Vortheil des Fortschritts und der Freiheit ausschlage, muß man Krieg predigen, nicht Frieden. Wir hätten es gethan, wenn wir Euren Glauben besäßen.

Wir besitzen ihn nicht — wir halten die Republik, den Sozialismus für große Träume, heilig, überirdisch (transcendentaux), geträumt von einer Minderheit, welche voraneilt und, verlassen von den Ihrigen, ihr Ideal Denjenigen vermacht, welche nach ihr kommen.

Die Republik ist verwirklicht jenseits des Oceans.

Die sozialistischen Elemente, lange Zeit in der slavischen Welt verkannt, geflohen, mit Füßen getreten, sind in Rußland in Gährung begriffen.

Amerika, stark, rauh, mächtig, standhaft, energisch, auf seiner Bahn nicht durch Trümmer der Vergangenheit behindert, Amerika fara da se. Ueberlassen wir das den Amerikanern.

Die slavische Welt beginnt aus dem Nebel aufzutauchen; man erblickt nur einzelne leuchtende Punkte, einige undeutliche Umrisse; Alles ist ungestalt oder schwach, ausgenommen die Möglichkeiten, die Geschicklichkeiten (les aptitudes). Die Aerndte kann groß sein, aber sie ist nicht durch die Keimung gesichert. Man muß sich ihre Pflege angelegen sein lassen, wenn man ärndten will.

Ueberlassen wir also die verehrungswürdigen Alten ihrem verehrungswürdigen Alter, die Starken ihrer Stärke, und wir Slaven selbst, widmen wir unsere Anstrengungen und unsere Arbeiten den Keimen unserer Felder.

Italien.

Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter.

Die Stadtverfassung und das Papstthum.

Das große Werk unseres Landsmannes Ferdinand Gregorovius, über welches den Lesern dieser Blätter wiederholt Bericht erstattet worden ist, schreitet dem Abschlusse zu. Die Reihe der Jahrhunderte, welche von dem Geschichtschreiber der Stadt durchmessen sind, wächst; bereits hinter ihm liegt die glänzendste Periode des Mittelalters, der Weltkampf der Kaiser und der Päpste, die große Tragödie des Unterganges der Hohenstaufen; der Rest seines Werkes, welcher das Exil des Papstthums, die Zeit des Schisma und der Concile, den Beginn der Renaissance darzustellen hat, findet Rom nicht mehr auf der ehrfurchterweckenden Höhe, auf welcher die alte Weltherrscherin auch während des Mittelalters Jahrhunderte hindurch vor den Augen der Menschheit gestanden hatte. Der Nimbus des kaiserlichen Glanzes, den die großen deutschen Herrschergeschlechter leuchtend erhalten hatten, war im Erbleichen; für Rom erlosch er, seit die Könige der Deutschen von Rudolf dem Habsburger an ihr Dichten und Trachten auf die Mehrung ihres Hausguts richteten und die Dinge im Reich gehen ließen, wie sie eben mochten. Auch das Papstthum hatte längst seinen Höhepunkt erreicht; als der Verfall hereinbrach, als Bonifaz' des Achten ungemessene Ueberhebung blitzesschnell zu Boden gestürzt wurde, da verlor Rom die stärksten Grundlagen seiner mittelalterlichen Bedeutung. Als Kommune war die Stadt von den aufblühenden Gemeinden des nördlichen und mittleren Italiens bereits weit überflügelt. Sie konnte sich weder an Fülle und Reichthum des bürgerlichen Lebens, noch an politischer Macht mit Venedig oder Florenz, mit Mailand oder Genua messen. Gegen den Glanz, der diese Städte während des folgenden Jahrhunderts umgiebt, zieht sich die verlassene Roma in trauervolle Vergessenheit zurück.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das uns ergreift, wenn wir in dem Augenblick, wo dies alte Rom abermals der Zankapfel und der Kampfpreis zweier großen Nationen zu werden in Gefahr ist, seiner Verfassungsgeschichte während des machtvollsten Säculums der Päpste folgen. Eine Sisyphus-Arbeit nennt der Geschichtschreiber das Streben der Päpste, zur ruhigen Herrschaft über diese Stadt und das kleine Gebiet, welches man das Patrimonium Petri hieß, zu gelangen. Nicht minder, fügt er hinzu, könnte man auf die Römer das großartige Gemälde Dante's von den Steinewälzenden anwenden:

> Viel mehr als anderswo sah ich des Volks hier
> Von dieser Seit' und jener, unter lautem
> Geheule Lasten wälzend mit den Brüsten.
> Sie stießen an einander, und d'rauf kehrte
> Allda sich Jeder wieder rückwärts, schreiend*) ... —

*) Inferno VII. Uebersetzung von Philalethes.

Heute scheint die Bevölkerung Roms in dumpfer Apathie zu erwarten, was draußen über sie verhängt wird: von keinem Versuche, in die Bestimmung der eigenen Geschicke mit eigenem Entschlusse männlich einzugreifen, ist uns bisher berichtet. Anders im 13. Jahrhundert. Endloses und keineswegs überall erfolgloses Sträuben gegen das Joch, das selbst die mächtigsten Beherrscher der Kirche ihrer Hauptstadt nur verhüllt und maßvoll aufzulegen suchten; ein Geist der Selbständigkeit und des Bürgersinns, der an die Vorzeiten antiker Herrlichkeit erinnert; immer wieder das Capitol der Mittelpunkt einer römischen Stadtgemeinde, wieder die alten Namen der Senatoren, auf den Bannern und Wappen einer feudalen Zeit das S. P. Q. R. der klassischen Republik.

Dem großen Papste, dessen Gestalt am Eingange dieses 13. Jahrhunderts steht, war es gelungen, die weltliche Herrschaft seines Stuhles neu zu befestigen. Durch ein beispielloses Zusammentreffen der glücklichsten Umstände begünstigt, hatte er nicht nur den Kirchenstaat wieder zusammengefügt, sondern auch von der römischen Stadtgemeinde eine Anerkennung seiner Oberherrlichkeit erlangt. Gegen Geldspenden hatte das Volk auf die freie Wahl seines höchsten Beamten verzichtet; dieser, der Senator, durch einen vom Papst ernannten Wahlherrn bestellt, hatte dem Papste geschworen, daß er ihm helfen wolle nach Wissen und Vermögen zur Erhaltung des römischen Papstthums und der Regale St. Peters, und daß er ihm die Ehren und Würden der Stadt (hier folgt in der Eidesformel eine Aufzählung der hervorragendsten Besitzthümer, unter denen wir das Pantheon in seiner kirchlichen Verkleidung als S. Maria Rotunda bemerken) gegen alle Welt vertheidigen werde. Allein diese Herrschaft war nur ein Titel der Autorität, nichts mehr. Die Römer fuhren fort, als ein freies Parlament auf dem Capitol zu tagen, ihre eigenen Finanzen, ihr eigenes Heer zu haben, und Beschlüsse über Krieg und Frieden zu fassen, ohne beim Papst deshalb anzufragen. Sie bekriegten Städte des Kirchenstaats oder schlossen mit ihnen staatsrechtliche Verträge. Sie empörten sich, als der Papst sein Geschlecht — das erste Beispiel des verderblichen Nepotismus, der die Kirche wie ein Krebsschaden verwüsten sollte — mit Baronien der Campagna und mit städtischen Feudalthürmen übermäßig reich begabte. Innocenz, der Lenker des europäischen Staatensystems, mußte vor den Bürgern Roms entfliehen; nur kluger Unterhandlung war die Herstellung des alten lockeren Verhältnisses zu danken.

Noch viel härteren Stand hatte Gregor IX. Wiederholt und auf's Ernstlichste erhob sich wider diesen Papst, dessen Namen durch seine hartnäckige Befehdung Friedrichs II. unauflöslich mit der Hohenstaufen-Geschichte verkettet ist, das Volk von Rom. Im Jahre 1231 ward er nicht nur aus der Stadt vertrieben: die Bürgerschaft beschloß, in seltsamer Wiederkehr uralter Zeiten, ihr Gebiet über die Campagna auszudehnen. Selbständige römische Nationalheere, aus der Bürgerschaft und den benachbarten Vasallenorten gebildet, durchzogen unter dem Befehl von Senatoren zu ernstlicher Eroberung Tuscien und Latium, wie einst zur Zeit von Camillus und Coriolanus. Es war der Kaiser, der den Frieden zwischen der Stadt und dem Papst vermittelte; seine Waffen warfen wenige Jahre darauf bei erneuerter Fehde das römische Bürgerheer in offener Feldschlacht (bei Viterbo, 1234) nieder. Aber die lange Friedensakte von 1235 beweist, daß trotz dieser Niederlage die Stadt ihre Autonomie nicht verlor; sie ward nur in die Gränzen zurückgewiesen, die ihr Innocenz gesetzt hatte.

Während des großen lombardischen Städtekriegs, der die

Kräfte Friedrichs II. aufreiben sollte, hielt sich Rom ziemlich standhaft zu den Gegnern des Kaisers, jedoch mehr aus Abneigung gegen dessen strenges, der städtischen Selbstherrschaft feindliches Regiment, als aus Pflicht gegen den Papst. Das Volk verlangte von dem Oberhaupt der Kirche, daß der päpstliche Hof nach Rom zurückverlegt werde; es vermißte schmerzlich die Geschenke, die es beim Regierungswechsel und sonst mehrfach zu heischen und zu erhalten gewohnt war. „Wir wundern uns sehr", sprachen römische Gesandte im Jahre 1253 zu Innocenz IV., dem Manne des Concils von Lyon, „daß Du wie ein Landstreicher bald hier, bald dort umherziehst, Rom, den Sitz der Apostel, verläßest. Deine Heerde, von der Du einst Gott Rechenschaft ablegen sollst, den Wölfen Preis giebst, und an nichts als an Geldgewinn denkst. Der Papst gehört nicht nach Anagni oder Lyon, nicht nach Perugia oder Assisi, sondern nach Rom." Auf diese Ladung kam der Papst wirklich, nolens volens, wie der Chronist erzählt, tremebundus. Die Römer empfingen ihn kühl; kaum war er indeß in ihren Mauern, als sie ihn mit Geldforderungen jeder Art so ungestüm bedrängten, daß Innocenz sich gezwungen sah, den Senator der Stadt um Schutz zu bitten.

Brancaleone von Bologna, der seit 1252 mehr als Dictator denn als Senator unter letzterem Titel in der Stadt gebot, gehört zu den gewaltigen Charakteren der Periode. Wie Azzo von Este und wie Ezzelin, deren eiserne Kraft er erreichte ohne ihnen an Grausamkeit zu gleichen, hatte er auf Seiten des Kaisers gestanden, auch nachdem der Bann über ihn verhängt war. Seine Wahl zum Senator beweist, daß die Stadt nach Friedrichs Tode sich wieder zu den Ghibellinen gewendet hatte; natürlich, denn von da ab hatte sie nur noch den Papst zu fürchten. Dem Bolognesischen Edlen hatte die Bürgerschaft bei seiner Wahl ungewöhnliche Vollmachten übertragen. Dafür sollte er sie von der Plage des räuberischen Adels der Campagna befreien, der ihre Straßen täglich mit neuen Fehden mit neuen Ruinen füllte. Der Senator führte sein Mandat mit außerordentlicher Energie durch. Er brach Raubburgen nieder; er ließ manchen Edlen an den Fenstern seines Thurms aufknüpfen; er zwang die Campagna und die Landstädte Latiums mit Waffengewalt, die Herrschaft des Capitols anzuerkennen; er besteuerte den Klerus und zog ihn vor das bürgerliche Tribunal. Unter seinem Regiment steht Rom, von Kaiser und Papst völlig unabhängig, als ein geachteter Freistaat von wirklicher politischer Bedeutung da. Neben den gedemüthigten Geschlechtern erhoben sich die Zünfte (artes) und Gewerbe zu größerer Bedeutung; der Titel des capitanus populi Romani, den Brancaleone dem des Senators hinzufügte, spricht dafür, daß die arbeitenden Klassen damals auch in Rom, wie in anderen Städten Italiens, Antheil an der Gemeindeverwaltung erlangt hatten. Brancaleone's Herrschaft ruhte wesentlich auf diesen niederen Ständen. Sie waren es, welche die Zurückberufung des Senators, den der Adel im Verein mit dem Klerus 1254 vertrieben hatte, 1257 durch einen Aufstand erzwangen. Von neuem ergriff er die Regierung. Der Papst floh, sein Bannstrahl blieb unbeachtet; ja als der schreckliche Senator Anagni die Vaterstadt Alexanders IV. mit Zerstörung bedrohte, sah dieser sich gezwungen, den Verhaßten um Schonung anzugehen. Damals wurden in Rom in einem Jahre 147 feste Thürme des Adels niedergerissen, eine That, wegen deren Brancaleone als Freund und Wiederhersteller der bürgerlichen Sicherheit neben Rudolf von Habsburg genannt zu werden verdient, die ihm aber einen schlimmen Nachruhm in der römischen Alterthumskunde verschafft hat. Denn viele dieser Thürme waren auf und aus Monumenten des Alterthums erbaut, denen nun eine neue Zerstörung widerfuhr. Man datirt von diesem Jahr eine neue Epoche des Ruins der alten Stadt.

Auf diesen Mann voll republikanischen Bürgerstolzes folgte in der Reihe der römischen Senatoren nach wenig Jahren eine sehr verschieden geartete, doch nicht minder hervorragende Erscheinung in der Person Karls von Anjou. Als Urban IV., dem traditionellen Hasse der Päpste gegen das Hohenstaufische Haus blind hingegeben, den französischen Prinzen zum Kampf gegen den edlen Manfred aufrief, übertrug er ihm zugleich, begünstigt durch die erneuten Kämpfe der Adelsfactionen in Rom, das Senatoren-Amt. Von Rom aus trat Karl seinen Zug nach Neapel an. Nachdem Manfred, von seinen Vasallen, wie üblich, verlassen (Abfall und Verrath hat von jeher den Ausgang der Dynastieen dieses schwankenden Reichs, der guten wie der bösen, begleitet), in der Schlacht bei Benevent den Tod eines Helden gefunden hatte, regierte der finstere Eroberer noch eine Reihe von Jahren die römische Gemeinde durch Vornehme seines Hofes, welche er als Prosenatoren dorthin entsandte. Es ist uns berichtet, daß die Vikare Karls in fürstengleichem Pomp auf dem Capitol zu Gericht saßen; sie waren in pelzverbrämten Scharlach gekleidet, und umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Rittern, Kriegern, Rechtsgelehrten und Schreibern; daneben werden auch der Kapellan und der Wärter des Löwen erwähnt, den man als Sinnbild in einem Käfig auf dem Capitol hielt. Wie in Sicilien, nahm dies französische Regiment auch in Rom ein blutiges Ende; bald nach der sicilianischen Vesper erhob sich das römische Volk, das Capitol wurde gestürmt, die französische Besatzung niedergehauen, Karls senatorische Gewalt für erloschen erklärt und ein Volksregiment eingesetzt. Der Papst mußte sich fügen. Ein merkwürdiges Denkmal jener Franzosenzeit befindet sich in Rom. Im großen Saal des Senatoren-Palastes sieht man noch heut die lebensgroße Portraitstatue, welche dem Mörder Constantins durch römischen Senatsbeschluß errichtet worden ist: ein sitzendes Marmorbild, in Haltung und Gewandung irgend einem antiken Imperator nachgebildet, rauh und ungeschickt, aber wirkliches Portrait, energisch und ausdrucksvoll.

Wir halten hier an. Was wir aus dem endlosen und doch gleichförmigen Wechsel der römischen Stadtgeschichten auswählten, genügt vollkommen, das Verhältniß der Päpste zu Rom klar zu stellen. Wir sahen, daß während des Jahrhunderts, in welchem das Papstthum auf der Höhe seiner Macht verweilte, der päpstliche Name in Rom keinen Herrscherklang besessen, die römische Gemeinde selbst gegenüber den gewaltigsten Kirchenfürsten auf ihre Autonomie nicht verzichtet hat. Päpste, wie Innocenz III., der die Könige Europa's richtete, wie Gregor IX., vor dem sich der größte Herrscher des Mittelalters beugte, Innocenz IV., der aus dem Riesenkampf mit dem Hohenstaufen-Geschlecht als Sieger hervorging, haben in Rom nur eine schwankende, oft und heiß bestrittene Autorität ausgeübt. Ihre geistliche Macht war ohne Gränzen; in den bürgerlichen Beziehungen blieb Rom ein Freistaat. Wer aus der Geschichte zu lernen vermag, findet in diesem Verhältniß reiche Beweise für die Meinung, daß weltlicher Besitz dem Papstthum zur würdigen Erfüllung seiner geistlichen Aufgabe nicht förderlich, sondern schädlich ist.

F.

Frankreich.

Prosper Randoce.*)

Wer erinnert sich jetzt noch an die „Sibylle" der Gräfin Hahn? Wir glauben nicht Viele, und es schadet auch Nichts. Selbst wir haben, außer einer allgemeinen unbestimmten Erinnerung, nur Eine Phrase aus diesem Buche behalten, welche die Verfasserin bei jeder großen Situation von ihrer Heldin anwendete: „Eine immense Seele, aber leer!" Wir gebrauchten sie seitdem oft im Humor, und darum war es uns höchst ergötzlich, in Prosper Randoce von Cherbuliez einem „immensen" Helden zu begegnen. Jeder Schriftsteller hat sein Lieblingswort, welches ihm unwillkürlich fortwährend unter die Feder kommt: Bossuet hatte „Groß", Büffon hatte „Edel", Prosper hat „Unermeßlich"; denn Prosper ist ebenfalls Schriftsteller, wenn auch nicht ganz so wie Buffon oder Bossuet. Er hat Journal-Artikel geschrieben, er hat zwei Vaudevilles aufführen lassen, die ausgepfiffen worden sind, er hat endlich „einen Band Verse" herausgegeben, welcher „les Incendies de l'âme" heißt.

Diese „Feuersbrünste der Seele" liest zu Rovens, im Schloß du Guard, Didier von Peyrol. Didier von Peyrol ist kein Schriftsteller. Er ist überhaupt nichts — Nützliches. Er ist einige dreißig Jahre zu spät geboren worden. Die Träumer, die Nichtsthuer sind aus der Mode.

In den Romanen sieht man nur Leute, die erfinden und ausführen, und jeder Theaterheld legt zum Schlusse unfehlbar ein kleines Hammerwerk an. Die Yankees haben uns L'homme-piston oktroyirt, und in ihm liegt die Zukunft. Didier kann sich unmöglich für ein Hammerwerk passioniren — er ist unnütz für jetzt und für künftig; dennoch liest er die „Feuersbrünste". Er muß es. Es ist eine Pflicht. Prosper ist eine Jugendsünde seines verstorbenen Vaters. Herr von Peyrol hat die Mutter ausgestattet, aber sich um den Sohn nicht weiter bekümmert. Ein gewisser Pochon, welcher die Mutter geheiratet hatte, verdarb den Sohn des Herrn von Peyrol. Pochon war sein Alp. Peyrol beneidete alle Leute, die nicht nöthig hatten, sich mit Pochon irgendwie abzugeben; er haßte Pochon, dem er endlich fünfzigtausend Franken zahlte und überließ Prosper seinem Schicksal, d. h. seinem Nominalvater Pochon. Aber noch ein Mal erwacht wieder der wirkliche Vater in ihm. Er hat einen Jungen gesehen, kastanienbraunes Haar, graue Augen — ganz wie Prosper. Prosper — wo ist Prosper? Prosper ist bei Pochon, Pochon ist verschwunden. Bevor Herr v. Peyrol Zeit hat, ihn zu suchen, stirbt er. Sein legitimer Sohn, Didier, ist eben in Berlin, wo er sein Lieblingswerk Hamlet mit Meisterschaft aufführen sieht. Daraus entnehmen wir, daß Didier nicht nur Englisch, sondern auch Deutsch versteht, und schätzen ihn trotz seiner unzeitgemäßen Abneigung gegen die Hammerwerke und die Thätigkeit. Wenn er selbst eine Art Hamlet ist, was kann er dafür?

Nun, zum Glück hat er wenigstens keinen Vater zu rächen, sondern nur ein Unrecht von einem ungekannten Bruder gut zu machen. Es ist zum ersten Mal, daß ihm eine ernste Pflicht auferlegt wird, er ist — mäßig entzückt darüber, indessen er entzieht sich ihr nicht. Der Familienvater, Monsieur Patru, charmanter Mann, der Hochzeitsgedichte in Alexandrinern macht, hat Prosper entdeckt. Prosper lebt und — schafft in Paris. Didier reist nach Paris, richtet sich ein und bereitet sich vor, seinen Bruder kennen zu lernen.

Acht Tage lang begnügt er sich damit, an dem Hause in der Rue Tournon vorüberzugehen, wo Prosper im vierten Stocke horstet. Am neunten hat er Muth genug gefaßt, an Prosper's Thür zu klopfen. Prosper sitzt, in eine weiße Mönchskutte gehüllt, und schreibt — gewaltig. Didier stellt sich als Provinzial vor, welcher die Literatur liebt. „Ein glücklicher Zufall brachte mir die „Feuersbrünste der Seele" vor die Augen. Mir schien es, als verspräche dieses Buch uns einen Dichter. Mich ergriff die Neugier, den Verfasser zu sehen. Ich habe gewagt" u. s. w. — man weiß ja, was man sagt, wenn man sich selbst einem Dichter vorstellt.

Prosper ist bis zur Rührung ergriffen — er ist nicht verwöhnt, dergleichen ist ihm noch nicht vorgekommen. Was, Einer, der die „Feuersbrünste" gelesen hat, der die „Feuersbrünste" bewundert, der vielleicht ganz besonders nach Paris gekommen ist, um den Verfasser der „Feuersbrünste" zu sehen? Das ist fabelhaft. Plötzlich wird er mißtrauisch: wenn sein Besucher am Ende ein Spaßvogel wäre, der sich über ihn lustig machen will? Schnell gefaßt, fragt er: „Wie wollen Sie mich sehen? de face, de profil, en trois quarts, assis, débout, dans une ombre pleine de mystères, illuminé à giorno. Choisissez la pose, l'attitude, je ne vous refuserai rien".

„Eh' ich meine Wahl treffe", erwiederte Didier lächelnd, „wünscht' ich Ihren Tarif zu kennen."

Prosper schiebt einen Lehnstuhl herbei. „Erstaunlicher Mann, edler Freund der Musen, lassen Sie sich in meinem weichsten Lehnstuhl nieder. Machen Sie es sich bequem und lassen Sie sich ansehen. Sie sind der wunderbare Mensch, den ich seit vier Jahren erwarte, ich habe Sie im Traum gesehen. Gerechter Gott, es ist also wahr, daß meine arme, kleine „Nachtigall" im Grunde des Waldes einen Leser, ja, noch mehr, einen Bewunderer gefunden hat! Frei heraus, ich mach' Ihnen das nicht nach. Ich glaube allerdings die „Feuersbrünste" gelesen zu haben, aber sie bewundern — unter uns: sie taugen den Teufel nichts!"

„Sie betrüben mich, mein Herr, aber vielleicht haben Sie Recht. Meine Freunde lachen mich wegen meines Geschmackes an der Poesie aus. Sie behaupten, ich verstände nichts davon."

Prosper beißt sich auf die Lippe. „Dieses Thier", denkt er, „ist auch gar zu nachgiebig. Wer zum Kukuk verlangt denn, daß er meiner Ansicht sein soll?" Er belehrt Didier über seine eigentliche Meinung. „Wenn ich sage, daß sie den Teufel nichts taugen — verstehen wir uns, zum Teufel, verstehen wir uns. Die „Feuersbrünste" sind eine Jugendsünde; aber es giebt Sünden und Sünden."

„Oh, wir verstehen uns", unterbricht Didier ihn. „Wenn Sie Ihre Sünde nicht denen Anderer vergleichen, so scheint sie Ihnen leicht. Wir sind ganz nahe daran, übereinzustimmen. Gott behüte mich, daß ich die „Feuersbrünste" für ein Meisterwerk des menschlichen Geistes halten sollte! Es schien mir nur, wie ich Ihnen schon sagte, als versprächen sie uns einen Dichter. Ich dachte, als ich sie las: der Verfasser hat etwas zu sagen, und eines Tages wird er es sagen."

Prosper ist beruhigt. Er faßt Zutrauen. „Il se gourma, se carra, se gonfla, passa solennellement sa main dans sa vaste chevelure." Man sieht ihn, wie er den Augenblick gekommen glaubt, „pour déployer en tonnère." Er hat sich in seinen „Feuersbrünsten" als ein Mann au coeur fauve, au poil farouche geschildert. Als ein Mann

*) Prosper Randoce, par Victor Cherbuliez. Paris, Hachette, 1868.

„mit wildem Haar und fahlem Herzen“ donnert er jetzt immer in der Mönchskutte. Er donnert majestätisch, grollend, rollend, unermeßlich. Ja, er hat eine Zukunft. Er wird einst König sein. Er hat auch eine Vergangenheit, die ist weniger glänzend. Wie Daniel in der Löwengrube, so ist er in der Krabbenhöhle gewesen. Er ist gezwickt worden, dann hat er gerufen: „et moi aussi, je serai crabe!“ Und er hat seinerseits gezwickt, d. h. kritisirt. Aber er thut's nicht mehr. „Hier dans le ruisseau, aujourdhui dans les nues“, will er nur noch „le grand art, la grande poésie, le grand style“. Wenn er „grand“ sagt, so nimmt er drei R's in den Mund. Er schleppt ein Portefeuille von rothem Maroquin herbei. „Pesez-moi ça. Deux kilos de grand style. Qu'en dira l'univers?“ Diese zwei Kilos großartigen Styles enthalten die Hälfte eines „immensen“ Drama's, „oeuvre gigantesque, colossale — toute la synthèse du siècle — *le fils de Faust!*“ Das ist es, wozu er seine Stimme erheben wird, „et je vous jure, qu'elle portera loin, qu'elle sera entendue de l'univers et d'autres lieux connus“. Was der elegante Träumer Didier weiter mit dem immensen Dichter Prosper anfängt, ob er die ihm auferlegte Pflicht zu erfüllen vermag, ob Prosper nicht gar zu immens ist, um sich in die einfache Form eines anständigen Menschen bringen zu lassen, das möge man in dem geistreichen Buche, welches „Prosper Randoce“ heißt, selbst lesen. Wir wollen dem Leser nur etwas verrathen: „der Sohn des Faust“ bleibt die Hälfte eines immensen Drama's.

Ida von Düringsfeld.

Holland.

Die niederländischen Kolonieen Indiens.*)

Zur näheren und genaueren Kenntniß der ostasiatischen Inselwelt erhalten wir von einem deutschen Gelehrten, Friedmann, einem baierischen Arzte, soeben einen anziehenden und schätzenswerthen Beitrag. Seit dem Jahre 1810 als Marine-Arzt (officier van gezondheit) in königlich holländischen Diensten angestellt, hat er die sämmtlichen Gegenden, deren Schilderung er uns vorführt, selbst bereist und durchwandert und bei scharfer und klarer Beobachtungsgabe, überall eingehende Forschungen und Erkundigungen anstellend, ein reichhaltiges, durch eigene gründliche Anschauung belebtes Material gesammelt, in dessen sorgfältiger, stilistisch musterhafter Bearbeitung, alle Seiten der dortigen Dinge und Verhältnisse, die Mineral-, Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt nebst den staatlichen und geselligen Zuständen, eine umfassende, anschauliche, durch viele Abbildungen unterstützte Beleuchtung finden.

Bezüglich der gouvernementalen Behandlung der malaiischen Ansiedler spricht er, im Sinne der heimischen Verwaltung, Ansichten aus, welche von den philanthropischen Erwartungen und Wünschen mancher Anderen erheblich abweichen, indem er es für eben so unerläßlich als ersprießlich hält, daß das holländische Gouvernement, im Interesse der gleichmäßigen Landeskultur, den Eingeborenen gegenüber, wie es dies auch thut, ein straffes Regiment, einen gewissen, die private Thätigkeit streng beaufsichtigenden und leitenden Absolutismus handhabe. In billiger Berücksichtigung der angeborenen Eigenthümlichkeit jener echt orientalischen Bevölkerung, welche als solche eben in dem herkömmlichen Elemente des Despotismus lebt und webt, möchte diese Ansicht und die ihr entsprechende Verwaltung natürlich zu billigen sein, — vorausgesetzt, soweit der durch die Umstände gebotene Gebrauch der Gewalt den anerkannten Zwecken einer höheren Civilisation dient und vor Allem nicht in persönliche Mißbräuche der gemeinen und rohen Willkür ausartet, welche, unter solchen Umständen sich leicht einschleichend, eine Nichtachtung der menschlichen Natur involviren und jene Zwecke auf den Standpunkt eines untergeordneten Mittels herabsetzen. Ohne gerade die Wahrheitsliebe unseres Verfassers zu bezweifeln, ist doch, nach Allem, was man von anderen Berichterstattern über die Mißwirthschaft der Holländer in Java hört, der niederländischen Regierung eine größere Humanität mit vollem Rechte in Erinnerung zu bringen. Man muß ihr, wenn sie wirklich im Interesse nicht eines bloß greifbaren und anzuhäufenden Gewinnes, also des nackten und alltäglichen Eigennutzes, sondern auch einer höheren sittlichen und politischen Kultur in jenen Gegenden thätig ist, die Frage vorhalten: warum sie diese Kultur, nach einem dreihundertjährigen einträglichen Besitze, nicht zuerst und vor allen Dingen aufrichtig und ehrlich darin zu erkennen giebt, daß sie behufs der geistigen Ausbildung ihrer Angehörigen Schulanstalten dort errichtet?

*) Die Ostasiatische Inselwelt. Land und Leute von Niederländisch-Indien und den Sunda-Inseln, die Molukken sowie Neu-Guinea. Reise-Erinnerungen und Schilderungen, aufgezeichnet während seines Aufenthalts in Holländisch-Ostindien und herausgegeben von Dr. S. Friedmann. Zwei Theile mit zahlreichen Illustrationen. Leipzig, O. Spamer, 1868.

Kleine literarische Revue.

— **Materialien zu einer Biographie des Erasmus.***) Daß ein Werk über das Leben und die Schriften des Erasmus von Rotterdam, welches den heutigen Anforderungen der Wissenschaft genügte, daß ein solches bis jetzt nicht vorhanden ist, dürfte schwerlich bestritten werden. Dem künftigen Biographen ebnet Herr Dr. Friedrich Lorenz Hoffmann den Weg durch eine sehr sorgfältige Zusammenstellung der Vorarbeiten. Die kleine Schrift ist ein Abdruck aus dem Bibliophile belge, in welchem schon 1859 derselbe Bibliologe Notes sur une série de lettres adressés à Erasme par des Belges veröffentlicht hatte als Supplement zur Leydener Ausgabe der Opera Erasmi. Und wie hier um die Bibliographie der Schriften über Erasmus, hat sich derselbe Gelehrte im „Serapeum“ (1862)**) ein Verdienst um die Bibliographie der eigenen Werke des Erasmus erworben. In der kurzen Einleitung des vorliegenden Heftes stellt derselbe außerdem eine methodische Zusammenstellung der Briefe an und von Erasmus und der in Zeitschriften zerstreuten Artikel in Aussicht. Unbegründet ist gewiß des Verfassers Besorgniß vor dem Tadel zu peinlicher Genauigkeit in den bibliographischen Angaben: wir

*) Essai d'une liste d'ouvrages et dissertations concernant la vie et les écrits d'Erasme (1518—1866). Bruxelles, chez Fr.-J. Olivier, MDCCCLXVII.

**) Separat-Ausgabe bei T. O. Weigel, Leipzig, 1862: Das Verzeichniß der Schriften des Desiderius Erasmus von Rotterdam von 1519 und seine Selbstberichte über dieselben in ihren verschiedenen Ausgaben bibliographisch bearbeitet. Nebst einigen literargeschichtlichen Bemerkungen. Von Friedrich Lorenz Hoffmann ꝛc.

möchten sogar hier und da noch eine Angabe hinzu wünschen, bei den selteneren Werken und Werkchen nämlich die Bibliothek, in welcher sie vorhanden sind. Aus dem Buchhandel sind viele davon längst verschwunden. F. H.

— **Theologisches Universal-Lexikon.** Das seit Anfang des Jahres erscheinende „Theologische Universal-Lexikon zum Handgebrauche für Geistliche und gebildete Nichttheologen“*) soll ein den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechender, sicherer und bequemer Wegweiser für alle Fragen werden, die das Gebiet der Theologie und der ihr verwandten Wissenschaften berühren. Das Werk gehört zu der Literatur, welche vom deutschen Protestanten-Vereine ausgeht. So weit ein Urtheil nach den ersten Lieferungen gestattet ist, wird der auf Personen bezügliche Inhalt des Lexikons vorzugsweise reichhaltig werden. Dagegen erscheint eine größere Ausführlichkeit in den sachlichen Erörterungen zuweilen wünschenswerth. Die Bemerkung zum Artikel „Bigamie“: „dem vielgeschmähten Gutachten der Reformatoren über die Bigamie Philipps von Hessen steht als eben solche Ausnahme die päpstliche Dispensation des Grafen von Gleichen gegenüber, so daß sich in diesem Punkte beide Kirchen nichts vorzuwerfen haben,“ harmonirt nicht recht mit der Objektivität, die das Fundament eines solchen Werkes bilden soll. Der Vollständigkeit wegen, hätte der Verfasser des Artikels übrigens auch mittheilen können, daß Papst Clemens VII. mehrmals dem Könige Heinrich VIII. von England den Consens zur Bigamie mit Katharina von Aragonien und Anna Boleyn anbieten ließ.

— **Shakespeare's Hamlet nach Benno Tschischwitz.****) Der Verfasser der lehrreichen Schriften: „Nachklänge germanischer Mythe in den Werken Shakespeare's“ und „Shakespeare's Staat und Königthum, nachgewiesen an der Lancaster-Tetralogie“, Herr Dr. Benno Tschischwitz in Halle, hat die Literatur des großen Briten-Dichters jüngst um eine Studie über Hamlet bereichert, die zu dem Besten gehört, was über diesen vielbesprochenen Stoff geschrieben wurde. Schritt vor Schritt bringt uns Benno Tschischwitz die Bedeutung Hamlet's zu klarem Verständniß. Eines hochbegabten Mannes Tragik ist an sich schon ein Großes; sie wird es doppelt und dreifach, wenn das Gewissen ihn auffordert, das Verbrechen zu strafen und die Kindespflicht mahnt, der Mitschuldigen am Verbrechen, der eigenen Mutter, zu schonen. Hamlet vollführt, vom Schicksal wunderbar begünstigt, die That so, daß ihm Beides gelingt und sein Fall ist dadurch selbst versöhnt: er hat den Mörder vernichtet und die Mutter vor dem Urtheil der Welt gerettet. Denn Horatio soll zwar dem letzten Wunsche des Freundes gemäß den tragischen Tod Hamlet's vor dem Ohr der Oeffentlichkeit erläutern, aber auch für Horatio's Zeugniß gilt das von heiliger Scheu diktirte Gebot: „Der Rest ist Schweigen!“

— **Friedrich Rückert's Weisheit der Brahmanen.*****) Unser großer Freiheits- und Weisheitssänger Friedrich Rückert hat eine scharfe Prüfung aushalten müssen; Herr Franz Kern in Oldenburg hat die „Weisheit der Brahmanen“ zum Gegenstande einer kritischen Studie gemacht, ihren Gedankengehalt darzustellen, zu erläutern und ihren sachlichen wie formalen Werth zu beleuchten versucht. Wohl dem Dichter, daß er diese Section seines Innersten nicht mehr erlebt hat! Er würde über gar manche Ergebnisse des Kritikers denn doch mindestens erstaunt gewesen sein, wenn gleich er die Ehre, mit einer besonderen Abhandlung über seine brahmanische Lebensweisheit bedacht zu werden, immerhin zu schätzen gewußt hätte. Aber Dichter wollen nun einmal im Ganzen und Großen gewürdigt sein; der Partikularismus eines am Stückwerke haftenden Urtheils ist nicht nach der Dichter Sinn und nach der Dichtungen Kern und Wesenheit. Es sind in der vorliegenden Studie, die übrigens ein populäres Gepräge hat, einzelne recht brave Streiflichter auf Rückert's Ideengang geworfen; das Ganze dagegen hat der Kritiker, so sehr er es lobt, keinesweges mit Einem Blicke erfaßt, sondern jedes Gedicht einzeln für sich betrachtet, und ohne einen inneren Zusammenhang dieser Perlenschnüre aufzusuchen, selbständig zum klaren Verständniß bringen wollen. Aber dergestalt Satz für Satz auf die Goldwaage legend, kommt der Beurtheiler (und mit ihm der Leser) um den herrlichsten Genuß einer aus reichster Fülle schöpfenden Gemüthswelt. Er erhebt Anklagen über Trivialität, wo uns in knappester Form die sprudelnde Unbefangenheit eines menschenliebenden Herzens entgegentritt. Daß die Himmelsliebe einer hohen Gesinnung auch die Weltklugheit gleichsam als aufgehobenes Moment in sich schließt, ist ebensowenig anstößig als z. B. der Gegensatz der menschlichen Vorsicht, die oft so thöricht irrt, zu jener erhabeneren Gottes, an der wir emporschauen sollen. (Vergl. X, 61 und X, 99 der Weish. der Brahm.) T. v. B.

*) Zwei starke Bände, ca. 100 Druckbogen groß Lexikon-Format. (5 Thlr. Erscheinungsweise: 30 Lieferungen à 5 Sgr.) Elberfeld, R. L. Friderichs.

**) Shakespeare-Forschungen von Benno Tschischwitz. I. Shakespeare's Hamlet, vorzugsweise nach historischen Gesichtspunkten erläutert. Halle, Emil Barthel, 1868. X u. 225 S. 8.

***) Friedrich Rückert's Weisheit der Brahmanen, dargestellt und beurtheilt von Franz Kern. Oldenburg, Ferdinand Schmidt, 1868.

Literarischer Sprechsaal.

Die Eröffnung der Kunstgewerbe-Mustersammlung des Deutschen Gewerbe-Museums in Berlin hat am 7. April in Gegenwart Sr. K. H. des Kronprinzen, der beiden Minister für Handel und Gewerbe und der Finanzen und einer großen Anzahl von Männern der höchsten Stände, sowie der Kunst, Wissenschaft und Industrie, stattgefunden. Zwei Säle des ehemaligen Gropius'schen Diorama-Gebäudes sind für jetzt mit den in geschmackvoller Weise, größtentheils in umfangreichen Glasschränken aufgestellten und aufgehängten Arbeiten der Kunstindustrie geschmückt, die Allen, welche davon Gebrauch machen wollen in liberalster Weise als Muster und als Gegenstände der Nachbildung dargeboten sind, wozu in den anstoßenden Räumen Unterricht im Zeichnen, Modelliren und in der ornamentalen Composition ertheilt wird. Bei der Genugthuung, die wir über diese endliche Erfüllung eines längst von unseren Kunstgewerbe-Freunden ausgesprochenen Wunsches empfinden, wollen wir es uns gegenwärtig halten, daß die Anregung zu diesem zukunftreichen Werke von dem edeln deutschen Fürsten in England ausgegangen, dessen königliche Tochter in unserem Lande seine Ideen zur Förderung des Schönen und Nutzreichen in Künsten und Gewerben zu praktischer Anwendung bringen hilft. Mögen, wie in England, auch bei uns diese Ideen einen fruchtbaren Boden gefunden haben und mögen namentlich die begüterten Industriellen, die in England und in Frankreich einen Stolz

darein setzen, solche Volksbildungs-Anstalten mit reichen Mitteln zu unterstutzen, hinter ihren englischen und französischen Zeitgenossen nicht zurückbleiben!

Das Programm, mit welchem der würdige Leiter des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin, Herr Director Prof. Dr. K. Eduard Bonnell zu der diesjährigen öffentlichen Prüfung der Zöglinge seiner Anstalt eingeladen hat, enthält an Stelle der sonst gewöhnlichen Abhandlung die in den dreißig Jahren seiner Amtsthätigkeit bei Gelegenheit der öffentlichen Prüfung an die Abiturienten gerichteten Entlassungsreden. Durch Kraft, Herzenswärme und Gedankenfülle, sowie durch klassische Form gleich ausgezeichnet, verdienen diese 30 Reden des Herrn Bonnell die Aufmerksamkeit aller Freunde der Jugend und des Lehrfachs, denn sie sind Zeugnisse für das rege Bildungsstreben, das die Glieder der Anstalt beseelt, und für das humane Wohlwollen, das der Director an der Spitze der ihm gleichgesinnten Lehrer seinem zahlreichen Schülerkreise mit rastlosem Eifer entgegenträgt. Möge dem trefflichen Schulmanne, der bereits seit dem 1. Januar 1838 dem Gymnasium vorsteht, noch eine lange und segensreiche Wirksamkeit beschieden sein!

Nach dem Muster von Gent (vgl. Nr. 13 des „Magazin") sind jetzt auch in mehreren anderen Städten Belgiens, in Hasselt, Dendermonde 2c. mit den Volksschulen Sparkassen verbunden worden, die nicht bloß auf die materiellen, sondern auch auf die sittlichen Zustände der Schülereinen günstigen Einflußüben. Ueberall, wo die neue Einrichtung besteht, sind fast sämmtliche Schüler bereits im Besitze von Sparkassen-Büchelchen. Die Einzahlungen finden meistens in Kupfermünzen bis zu einem Centime (Pfennig) herab statt, und jeder Klassen-Lehrer ist befugt, das Geld anzunehmen und darüber im Sparkassen-Büchlein zu quittiren. Obwohl die Einrichtung erst seit kurzem besteht, ist doch manche Klasse dieser Volksschulen schon im Besitze eines Kapitals von mehreren Hundert Francs, das unter Garantie der städtischen Behörde verwaltet und verzinst wird. Hauptsächlich sind es Arbeiter-Familien, denen diese Sparkassen der Volksschulen zu gut kommen und deren Kinder dadurch früh schon den Beweis liefern, wie unwahr die Behauptung der Lassalleaner sei, daß Schulze-Delitzsch's Theorie des Sparsystems dem Arbeiter etwas Unmögliches zumuthe.

Von unseren deutschen Landsleuten in Amerika wird der Abschluß des Vertrages über die Staatsangehörigkeit ausgewanderter Bürger Norddeutschlands und der Vereinigten Staaten mit Freude begrüßt. In einem bemerkenswerthen Artikel über dieses neue Band zwischen den beiden, sich in vielen Beziehungen nahe stehenden Ländern äußert die New-Yorker Handelszeitung: „Von kaum zu überschätzender Wichtigkeit ist das Verhältniß, welches sich zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten entwickelt. Ohne daß eine Agitation stattgefunden, fühlen beide Völker sich zu einander hingezogen. Der deutsche Bürgerkrieg, welcher so manche Parallele mit dem amerikanischen bot, öffnete dem Amerikaner die Augen; mit dem ihm eigenen Scharfblick erkannte er sofort, daß sich dort eine große Nation entwickle und daß das, was dort geschehe, ihm keineswegs gleichgiltig sein könne. Er sah einen Staatenbund entstehen, welcher manche Aehnlichkeit mit seinem eigenen hat, wie groß auch anderweitig der Unterschied sein mag. Er sah Leistungen vor sich, welche ihm Respect einflößen mußten, und die Achtung ist der erste Schritt zur Freundschaft. Und natürliche Alliirte sind in der That Deutschland und Amerika. Es läßt sich kein Punkt erspähen, auf dem ihre Interessen collidiren, aber manchen, auf dem dieselben sich harmonisch begegnen. Ein Bindemittel zwischen beiden Völkern sind die Millionen von Bürgern, welche ihnen gemeinsam angehören. Und wie manchen Grund hat Amerika, mit Freundschaft auf Deutschland zu blicken! Als die Republik in Gefahr war, wurden ihr von dort aus keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und statt der Kundgebungen der Schadenfreude, welche von England und Frankreich zu uns herüber hallten, kamen aus Deutschland nur Beweise herzlicher Sympathie. Und nirgends trat zugleich der feste Glaube an den Fortbestand der Republik klarer und thatkräftiger hervor, als in Deutschland; nirgends fanden ihre Schuldverschreibungen eine bereitwilligere Aufnahme."

Der Herausgeber des „Belletristischen Journals" von New-York, Herr Rudolph Lexow, hat ein Preisausschreiben für zwei, in seiner Zeitschrift zu veröffentlichende Romane erlassen. Der Preis besteht in einem Honorar von Tausend Thaler für den ersten, und von Fünf Hundert Thaler für den zweiten der von den Preisrichtern als werthvoll anerkannten Romane. Die betreffenden Summen sind bei F. A. Brockhaus in Leipzig deponirt. Den Verfassern der preisgekrönten Romane bleibt das Recht vorbehalten, über ihre Arbeit nach der vollständigen Veröffentlichung im „Belletristischen Journal" frei zu verfügen, d. h. dieselbe für eigene Rechnung in Buchform oder im Feuilleton europäischer Zeitungen erscheinen zu lassen. Die Herren: Dr. Karl Andrée in Dresden, Prof. Dr. Gosche in Halle und Prof. Dr. Herrig in Berlin haben sich bereit erklärt, das Preisrichteramt zu übernehmen. Bei der Konkurrenz finden alle die Arbeiten Berücksichtigung, welche bis zum 1. Oktober 1868 an Herrn Professor L. Herrig in Berlin eingesandt sind.

Aus Petropolis in Brasilien sind uns zwei Nummern der daselbst erscheinenden deutschen Wochenschrift „Germania" vom 1. und 8. März d. J. zugegangen. Diese Zeitung erscheint bereits im fünften Jahre und ist in einem freien, deutschen Sinne redigirt. In seiner Uebersicht der „Ereignisse in Deutschland im Jahre 1867" sagt das Blatt: „Die so lange ersehnte staatliche Einigung der deutschen Nation vom Fels zum Meere tritt immer mehr sichtlich aus dem Dämmerreiche der Träume in den hellen Tag der Wirklichkeit." — Wir ersehen aus der „Germania" unter Anderem, daß am 11. Februar 1868 in der evangelischen Kirche von San Leopoldo eine deutsch-evangelische Synode stattgefunden, an welcher sämmtliche ordinirte, evangelische Geistliche der Provinz Rio Grande do Sul theilgenommen haben. Aus der Provinz San Paulo bringt die Zeitung einen Bericht über einen dort neuerdings vorgekommenen Fall schmählicher Behandlung eingewanderter Deutschen (dreißig bayerische und badische Familien), die mit dem Gutsbesitzer Luis Antonio de Barros einen Halbpart-Kontrakt eingegangen waren. Ein ähnlicher Fall von gröblicher Mißhandlung deutscher Kolonisten wurde früher aus der Kolonie „Simon-Pereira" berichtet, doch hat die Oeffentlichkeit, die dem Fall in der deutschen Presse gegeben wurde, die Folge gehabt, daß das traurige Geschick der Kolonisten sehr gemildert wurde.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] **Berlin, den 25. April 1868.** **[Nº 17.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Kapital und Arbeit.

Die sociale Frage, nach Lorenz Stein.*)

Wenn in einem in Nr. 9 des „Magazin" mit „Fstr." unterzeichnetem Artikel der bekannte Versuch eines Berliner Fabrikbesitzers, nach dem Vorgange englischer Fabrikherren, seine Arbeiter am Kapital-Gewinn des Geschäftes zu betheiligen, angefochten und dagegen „Akkordsätze, Tantièmen, Prämien u. s. w." empfohlen werden, so räumen wir die mechanischen Schwierigkeiten, welche damit verbunden sein mögen, gern ein. Dagegen können wir die sittlichen Schwierigkeiten, von welchen der Verfasser spricht, um so weniger anerkennen, als wir gerade in der Selbständigkeit, welche der Arbeiter als Theilhaber am Geschäft gewinnt, eine sittliche Hebung des Arbeiters aus der bisherigen unbedingten Abhängigkeit vom Kapital-Besitzer in eminentem Sinne erblicken müssen. Das Streben nach freier Selbstbestimmung innerhalb der menschlichen Gemeinschaft ist keine „geistige Epidemie, deren Ansteckung bisweilen (wie der Verf. meint) sich sogar geniale Geister nicht zu entziehen vermögen", sondern sie liegt im Wesen des Menschen selbst und wird darum nur mit der Menschheit selbst untergehen. Wehe dem Volke, in welchem es nicht mehr lebendig ist! es fällt, wie ein trocknes Blatt, vom Baume der Menschheit. Und der materielle Besitz ist eine wesentliche Grundlage der freien Selbstbestimmung.

Wir erinnern hierbei an einen Gelehrten, welcher unter den deutschen sogenannten National-Oekonomen jedenfalls in erster Reihe steht, bisher aber von Anderen immer noch mehr ausgeschrieben benutzt, als genannt worden ist. Wir meinen den Professor Lorenz Stein, dessen Werk über die soziale Bewegung in Frankreich dem Leser eine klarere Einsicht in die sozialen Fragen und ihre Lösung bietet, als hundert sogenannte populäre Schriften über Volkswirthschaft zu gewähren vermögen. Trotz des Rufes, den dasselbe in ganz Europa genießt, ist es im Allgemeinen immer noch zu wenig geschätzt und gewürdigt. Es sei uns gestattet, in Beziehung auf den oben genannten Gegenstand noch einige Stellen daraus zu citiren, in denen sich Stein über die Zukunft der sozialen Bewegung äußert. Nachdem er durch seine geschichtliche Darstellung unwiderleglich nachgewiesen hat, daß die bisherige soziale Entwickelung den Gegensatz zwischen der besitzenden und nichtbesitzenden Klasse zum Resultat hat, daß das arbeitende Kapital für sich einen so großen Erwerb macht, daß derselbe unter der Einwirkung der Concurrenz den Erwerb der Arbeit, durch welchen dieselbe zum Eigenthum kommen soll, absorbirt und daß hierdurch ein Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital erzeugt wird, welcher zu einem Kampfe im Herzen der Gesellschaft führt, frägt er, ob dieser Gegensatz ein nothwendiger, absoluter, oder aber in einer höheren Einheit versöhnbar und auflösbar sei, und gelangt so (Th. III, S. 208) zu folgenden Schlüssen: „Dieser Erwerb des Kapitals, worauf beruht er? Geschieht er von selber, oder erzeugt er sich nicht vielmehr erst durch die Arbeit? Gewiß! Und eben weil er durch die Arbeit erzeugt wird, so folgt, daß er um so größer ist, je besser und allgemeiner die Arbeit ist. Es läßt sich dieser Satz, der in seiner Einfachheit alle folgenden beherrscht, auch im Praktischen leicht nachweisen, obwohl er kaum eines Beweises bedürfen wird. Nicht bloß, daß die bessere Waare, welche die bessere Arbeit erzeugt, bessere Preise und größeren Absatz hervorruft — sie belebt auch die Produktion anderer Artikel und wird durch fortgesetzte Ersparniß an Verwendungskosten auch dem minder Begüterten immer zugänglicher. Kapital und Arbeit stehen daher hier in gegenseitig bedingter Wechselwirkung. Ist das nun der Fall, so ist es, eben um des durch die bessere Arbeit bedingten höheren Kapital-Erwerbes willen, im höchsten Interesse des Kapitals selber, alles Dasjenige zu thun, was die Arbeit besser macht. Oder — die höchste Blüte der Arbeit ist identisch mit der größten Höhe des Kapital-Erwerbs. Indem nun die Entwickelung der Arbeit zu ihrer höchsten Stufe ganz bestimmte Bedingungen hat, ohne welche sie nicht geschieht, so folgt der Satz, daß diese Bedingungen, durch welche die Arbeit gehoben werden muß, zugleich dieselben Bedingungen sind, welche die Entwickelung des Kapital-Erwerbs erzeugen."

„Welches nun sind die Bedingungen, unter denen allein die Arbeit freier Menschen ihre höchste Stufe erreichen kann? Es sind ihrer im Wesentlichen zwei. Zuerst die möglichst geistige Bildung des Arbeiters, die ihn aus einem Werkzeug zu einem intelligenten und selbstthätigen, mit Umsicht, Ordnung und Sparsamkeit arbeitenden Menschen macht und die, indem sie ihm geistige Genüsse bietet und seinem Selbstgefühl einen geistigen Inhalt verleiht, seine Hauswirthschaft ordnet und seine höheren Ansprüche an sein eigenes Ich befriedigt. Sie ist es endlich, die allein, aus untergeordneter Lage ihn emporhebend durch den Besitz Desjenigen, was Keinem ausschließlich gehören kann und

*) I. Theil: Der Begriff der Gesellschaft und die soziale Geschichte der französischen Revolution bis zum Jahre 1830; II. Theil: Die industrielle Gesellschaft, der Sozialismus und Communismus Frankreichs von 1830 bis 1848; III. Theil: Das Königthum, die Republik und die Souveränetät der französischen Gesellschaft seit der Februar-Revolution 1848. Von Professor L. Stein. Zweite Ausgabe. Leipzig, O. Wigand, 1855.

was durch die Masse der Theilnehmer für jeden Einzelnen grö- ßer wird, des geistigen Gutes, dem Arbeiter die gesellige Gleich- heit wiedergiebt, die man die Ehre der Arbeit nennt, und die damit in der Unterordnung die Freiheit des Einzelnen wie- derherstellt. — Zweitens aber muß die Arbeit die Möglich- keit eines, wenn auch nur kleinen Kapital-Erwerbes haben. Diese Möglichkeit wird gefordert durch das Wesen des Besitzes, in welchem Arbeit, Erwerb und Eigenthum (wie der Verfasser früher nachgewiesen) sich gegenseitig durchdringen. Es lassen sich sehr verschiedene Wege denken, auf denen man die Arbeit so einrichtet, daß sie einen kleinen Ueberschuß erzeugt und da- durch den Arbeiter allmählich zum Besitzenden macht, aber als Prinzip aller sozialen Reform ist anzuerkennen, daß der Arbeit die Möglichkeit des Kapital-Erwerbs geboten werde."

„Somit ergiebt sich, daß die geistige Bildung und die Mög- lichkeit des Erwerbs eines kleinen Eigenthums die beiden Be- dingungen sind, unter welchen die Arbeit ihre höchste Ent- wickelung erreicht, und welche daher zugleich die Voraussetzung des höchsten Erwerbes für das Kapital bilden. Nun ist der höchste Kapital-Erwerb durch die Arbeit das Interesse der be- sitzenden Klasse in der industriellen Gesellschaft, der Erwerb geistiger Güter und eines materiellen Kapitals das Interesse der Nichtbesitzer. Beide Interessen sind daher ihrem Wesen nach identisch; das eine ist stets die absolute Voraussetzung des andern; die Wahrheit ist daher gegeben in der Gegen- seitigkeit und der Solidarität der Interessen."

Stein untersucht hierauf weiter, warum trotzdem ein Gegen- satz dieser Interessen entstanden ist und findet den Grund davon darin, daß, da das Maß der Kapitalien in der industriellen Ge- sellschaft dem Besitzer derselben allein seine gesellschaftliche Stel- lung giebt, jeder Besitzer um seines persönlichen Interesses willen jedes Mittel gebraucht, um dieses Maß zu erhöhen, und daß er demzufolge den Lohn des Arbeiters herabsetzt. So entsteht, hervorgerufen durch das Sonderinteresse jedes einzelnen Kapitals der Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital. Denn die Arbeiter, von jedem einzelnen Kapital bedrängt, werden da- durch zu der Meinung verleitet, daß das Kapital, seiner Natur nach, sie um den Erwerb bringe und richten ihren Haß gegen das Kapital, während die Besitzer, statt die Arbeiter durch die Möglichkeit des Erwerbs zu versöhnen, sie mit der Gewalt, die der Besitz hat und giebt, in ihrer Abhängigkeit erhalten. Stein zeigt dann weiter, wie dieser Gegensatz zu Störungen des Ka- pital-Erwerbes selbst führen muß. Jedoch „das Verkehrte muß erst zur Krankheit werden, damit die Menschen an Heilung denken", und so wird die besitzende Klasse, da der Kapital-Erwerb, trotz ihrer Siege über die Arbeit, durch den feindlichen Gegen- satz fortwährend gestört und bedroht wird, durch das größere Interesse für die Abwendung der Gefahr mit Nothwendigkeit dahin gedrängt werden, der Arbeit jene obigen beiden Forde- rungen zu gewähren. Wie richtig er gesehen, beweist das Bei- spiel Englands, wo einsichtige Kapitalisten, um die fortwährenden Strikes u. s. w. zu vermeiden, den Weg der Gewinn-Betheili- gung ihrer Arbeiter einzuschlagen beginnen. Auch wir Deutsche werden, wie jedes wahre Kulturvolk, die Entwickelung der in- dustriellen Gesellschaft durchmachen müssen, und von der Einsicht und dem guten Willen der besitzenden Klasse wird es abhängen, wie früh oder wie spät der Gegensatz in die höhere Einheit und Harmonie aufgelöst werden wird. Die bevorstehende Gewährung der Koalitionsfreiheit, das Streben nach Hebung des Volks- schulwesens, Schritte, wie der oben besprochene des Berliner Fabrikbesitzers, das erblühende, gewerbliche Associationswesen — dies Alles läßt uns hoffen, daß unsere besitzende Klasse in rich- tiger Einsicht dessen, was Noth thut, im Großen und Ganzen fortschreitet und jenen Klassenkampf, welcher Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht hat, vermeiden oder doch ab- kürzen wird.

Es sei uns vergönnt, hier zum Schluß die trefflichen Worte anzuführen, mit welchen Stein seine von uns skizzirte Ausfüh- rung schließt: „Durch ganz Europa", sagt er Th. III, S. 220, „geht das Gefühl, daß dieser Zustand des Kampfes nicht dauern kann, nicht dauern wird. Gewaltige, furchtbare Bewegungen bereiten sich vor; Niemand wagt es zu sagen, wohin sie führen werden. Und Niemand hat in der That das Recht dazu, als Einzelner der Zukunft ihr Losungswort zu geben. Aber die großen Verhältnisse richten sich in dem Leben des Persönlichen, wie in dem materiellen der Körper, nach dem Gesetze, unter dem sie entstanden sind. Das Gesetz, unter dem das Leben Europa's begonnen hat, ist das Gesetz, nach welchem die Verthei- lung der Güter die Gesellschaft und durch sie den Staat beherrscht. Dieses Gesetz muß sich erfüllen. Es hat die Arbeit frei gemacht und sie dem Besitze gegenübergestellt; es fordert jetzt ein neues Princip der Gesellschaft, die Anerken- nung des gegenseitigen Bedingtseins der Blüthe des Einen durch die Blüthe des Andern und damit ein beständiges gegen- seitiges Opfer der Sonderinteressen des Einen für das Interesse des Andern. Es ist mathematisch unmöglich, daß ohne dieses Princip die Gesellschaft und die Staaten noch lange fortleben können; denn die Stadien des Gegensatzes Beider sind durch- laufen. Wenn daher Europa noch eine Zukunft hat, so beruht sie einzig und allein auf der Fähigkeit seiner Völker, jenes Princip anzuerkennen; haben sie diese Fähigkeit nicht, wollen Arbeit und Besitz noch länger im Gegensatze bleiben, so wird Europa mit all seiner Herrlichkeit jetzt in der industriellen Ge- sellschaft seinen Höhepunkt erreicht haben und, unaufhaltsam sich auflösend, in die Barbarei zurückfallen. Dagegen wird kein demokratisches Princip, keine politische Freiheit, kein starkes Königthum, keine Republik schützen, denn weder der Begriff, noch die Form sind das Leben selber. .. Wenn die Arbeit ab- solut dem Kapitale seinen Kapital-Erwerb bekämpft und gleicher- weise wenn das Kapital der Arbeit absolut das Kapital unzu- gänglich macht, wenn also beide nicht begreifen, daß ihr wahres Interesse sie nicht gegenseitig ausschließt, sondern sie gegenseitig aufnimmt und veredelt, so wird Europa sich unfähig bewiesen haben, mehr als die Erfüllung der ersten beiden Stadien der Entwickelung gesellschaftlicher Freiheit zu durchleben. Ist aber jene Freiheit die wahre und allein dauernde, was soll dies, sonst wohl herrliche und keinem anderen vergleichbare Staaten- und Völkersystem weiter auf diesem Sterne des Werdens? Dann ist seine Zeit erfüllt und die Geschichte wird es zu seinen Todten begraben. Ob es nun mehr vermag, ob es seiner Natur nach fähig ist, die neue Epoche zu beginnen, ob es die Gewalt in sich hat, das Sonderinteresse der beiden Klassen der hohen Idee ihrer Gegenseitigkeit zu opfern, ob es daher bestimmt ist, nicht bloß jene herrliche, harmonische Zukunft zu ahnen und zu hoffen, sondern auch sie zu verwirklichen, das weiß nur Der, der die Geschicke der Völker lenkt, und wenig mag neben der göttlichen Bestimmung der innigste Glaube, der heißeste Wunsch eines Sterblichen gelten. Aber das ist gewiß und unumstößlich, daß, wenn Europa zu einer größeren, erhabeneren Zukunft bestimmt ist, sie nur auf diesem Wege, nur unter diesem Princip gefun- den werden kann."

M.

Die Kunstindustrie der Gegenwart.*)

Pariser und Berliner Stil.

Das vorliegende Büchlein verdankt seine Entstehung einer Reihe von Briefen, die der Verf. von der Pariser Ausstellung an die Wiener Zeitung sandte, und die hier gesammelt erscheinen, doch sind diese Berichte bedeutend vermehrt und mit anderen Arbeiten des Verf. verschmolzen worden, der bereits früher eine „Geschichte des modernen Geschmacks" veröffentlicht hat. — Der leitende Gedanke der kleinen Arbeit ist der, den Maaßstab eines geläuterten und auf Prinzipien beruhenden Geschmackes an die sämmtlichen modernen Kunst-Industrie-Erzeugnisse zu legen, wie die verschiedenen Völker sie in Paris zur Schau gestellt hatten. „Die Folge davon war, daß manches als verfehlt und unzulänglich erscheinen mußte, was sich heute hoher Gunst erfreut, anderes aber, was wenig beachtet worden, in den Vordergrund trat."

Das, was der Verf. als Norm des Geschmacks aufstellt, ist zunächst strenge Durchführung eines bestimmten Stiles, wobei er mit Vorliebe der mittelalterlichen Erscheinungen gedenkt, sodann Vermeidung des Naturalismus, d. h. der sklavischen Naturnachahmung in Ornamenten 2c., wogegen stilisirte Verzierungen empfohlen werden. — Bei der Revue, die er in diesem Sinne hält, kommt das sonst in Geschmacksachen so hoch gepriesene Frankreich äußerst schlecht fort, während England eine weit höhere Nummer erhält. Der Verf. geht so weit, zu sagen: „der moderne französische Geschmack das ist der Ungeschmack". „Freilich, fährt er fort, wenn der Geschmack in einer beweglichen Phantasie, in dem leichten Geschick der Hand bestände, mit allerlei Kunstelementen fertig zu werden, und den Dingen eine Art zu sein, eine Art des Vortrags zu geben, die man nur fühlen kann, die sich nicht analysiren, nicht in Worte fassen und begreifen läßt, wenn der Geschmack ein solches duseliges Etwas ist, dann, ja dann vielleicht hat man ein Recht zu sagen, die Franzosen sind unübertrefflich im Geschmack und alle Concurrenten reichen ihnen das Wasser nicht. Aber dergleichen hat man erst für Geschmack ausgegeben, als es eigentlich keinen mehr gab und das ganze Kunsttreiben vor Willkür und Caprice sich nicht mehr fassen ließ, als Putz und Schein an die Stelle der Kunst traten und der Geschmack ein Sklave der feilen, von der Schönheit losgetrennten Mode wurde. In Zeiten einer wahren Kunstübung war der Geschmack nur das Verständniß und die Anwendung unveränderlicher Prinzipien, und er ist auch jetzt nichts Anderes, absolut betrachtet, als die Unterscheidung des Schönen von dem Häßlichen, des Wahren von dem Falschen 2c. 2c. Legen wir diesen Maaßstab an die französische Kunst-Industrie an, und sie selbst und ihr Ruhm fordern dazu auf, suchen wir diesen Geschmack bei ihr, so mag ein berühmter französischer Künstler Recht haben, wenn er schreibt: ihr müßt lange danach suchen, und wenn er einmal durchbricht, dieser wahre Geschmack, so macht er die Menge stutzig und reizt den Zorn der Kritik."

Es wird nun nachgewiesen, daß alle Kunstelemente, mit denen der moderne französische Geschmack hantirt, sich entweder auf den Stil Ludwigs XIV., XV. oder XVI. zurückführen lassen. Doch ist keiner von diesen drei Stilen wirklich rein und treu durchgeführt. Dazu kommt ein viertes Element, das alle Stile überwuchert, „das ist die Blume und zwar in naturalistischer Ausführung, denn der Franzose benützt nicht die Blume in der Regelmäßigkeit ihrer Gestaltung, worauf die Natur sie angelegt hat, wie sonst die alten Kunststile es machten, sondern in der Zufälligkeit ihrer durch Wind und Wetter getrübten Erscheinung. Hierin allerdings beweisen die Franzosen, und nicht bloß die Künstler, ein großes Geschick, ein wahres Talent. Die Blume ist ihr Element."

Doch ist es schwer erklärlich, wie bei so viel Natursinn diese Verzierungsweise zu jenem über alles Maaß hinauswachsenden Ungeschmack entarten konnte, der Alles, Wände, Möbel, Fußböden und Vorhänge mit den wildesten Massen bedeckt, und sich nicht mit der natürlichen Größe der Blumen begnügte, sondern sie in's Ungeheuerliche steigerte. Von diesen Auswüchsen der Blumen-Ornamentation ist allerdings die französische Kunst-Industrie, wenigstens soweit die Ausstellung zeigte, gegenwärtig zurückgekommen; man sah mehr davon in der deutschen Abtheilung, wo man nur Frankreich imitirt und darum hinter der Mode stand."

Ein ganz besonders verwerfendes Urtheil trifft von diesem Gesichtspunkte aus die Berliner Stickereien. „Man weiß, daß Berlin in den Stickmustern gewissermaßen ein Monopol besitzt, daß diese durch die ganze Welt gehen, und doch kann man die Welt durchwandern, um größere Beispiele des Ungeschmacks aufzufinden, ein wahres Verderbniß jeglichen Volksgeschmacks. Und was das Merkwürdige ist, diese Stickmuster sind ein Gebiet völlig für sich, das von dem außerordentlichen Einfluß, den Schinkel und seine Schule in der Kunst-Industrie geübt haben und auf den man sonst überall mit Fingern zeigen kann, auch gänzlich unberührt geblieben ist. Man sieht auf den für Kreuzstich bestimmten Mustern die ganze grobe Blumen-Naturalistik, sodann Thierbilder, selbst in Lebensgröße, Genrescenen, die beliebte Ritter- und Liebesromantik, die sich so gern auf Rückenkissen und Reisesäcken ausbreitet, Portraits, wie das des Kaisers Napoleon zu Pferde, selbst religiöse figurenreiche Bilder 2c." „Wahrlich, wenn irgendwo, so thut für diesen Zweig der Kunst-Industrie, der, weil er jede Damenhand berührt, für die Popularisirung der Geschmacksbildung gar nicht hoch genug zu schätzen ist, ein Museum in Berlin noth, denn sonst könnte bald genug den Berliner Anstalten dieses Monopol entrissen werden. In richtiger Würdigung dessen hat auch Waagen für das neue Berliner Gewerbemuseum eine Anzahl vorzüglicher orientalischer Stickereien ausgewählt,*) wie er denn überhaupt in dem Ankauf für dasselbe seinen feinen allgewiegten Kunstsinn hat walten lassen."

Auch für die übrige Berliner Kunst-Industrie hat der Verf. nicht viel Lob übrig. Er findet die „Berliner Luft ihrer Entwickelung nicht günstig". „Es fehlen die großen Traditionen, die z. B. in Italien die Kunst immer noch auf einem hohen Standpunkt halten, es fehlen die Sammlungen guter alter Muster, die erfrischen und leiten könnten." Der Verf. findet den spezifisch Berlinischen Stil zu nüchtern, reizlos, obgleich er hohe oder vielleicht weil er zu hohe Ziele verfolgt, zu viel reine Kunst hineinbringt.

„Nehmen wir, sagt der Verf. S. 47, als Beispiel gleich eine Privatanstalt, die berühmte Silberwaaren-Fabrik von Sy und Wagner (ehemals Hoffauer) in Berlin. Ihre Ausstellung zeigte, daß ihr die größten Aufgaben gestellt werden, welche überhaupt der Goldschmiedekunst zukommen; wir erblickten hier die großen

*) Studien auf der Pariser Weltausstellung im J. 1867, von Jakob Falke. Leipzig, Quandt und Händel, 1868.

*) Unter anderen auch das schönste Exemplar der berühmten Stickereien vom Kaukasus.

und berühmten Schilde, die als Ehrengeschenke gedient haben, desgleichen Vasen, Schalen, Pokale, Aufsätze, Blumengefäße der größten Art. Die besten Künstler aus der Schule Schinkel's und Rauch's haben die Compositionen gemacht und die Modelle geliefert, und die Ausführung in Silber ist nicht hinter ihrer Intention zurückgeblieben; die edelsten Formen sind angestrebt, die schönsten Ornamente der Griechen und der Renaissance zur Anwendung gekommen. Und doch liegt über dem Ganzen Etwas, das den Gegenständen den Reiz und dem Beschauer das Vergnügen nimmt. Vielleicht ist es Mangel an Schwung, an Frische und Originalität, vielleicht ist es der Umstand, daß wir diese Arbeiten als Schöpfungen der hohen Kunst betrachten sollen, und sie sind es doch nicht, weder in Anbetracht des Zweckes noch des Materials; sicherlich aber trägt viel die keusche Entsagung dazu bei, welche sie jedem malerischen Schmucke der Goldschmiedekunst, der Vergoldung, dem Email, dem Besatz mit Edelsteinen gegenüber beobachten. Das blasse Silber für sich allein ist ein kaltes Material, das uns eher abstößt als anzieht."

„Ganz denselben Eindruck machen die Arbeiten der königlichen Porzellanfabrik zu Berlin. Auch hier erscheint das Schöne und Edle in allen größeren Werken angestrebt, und wir finden in den modellirten Figuren und Gruppen, in der großen bemalten Vase untadelige Arbeiten vom Standpunkt der hohen Kunst. Aber es ist eben wiederum zu viel hohe Kunst getrieben und die spezifischen Reize des Porzellans, die Kenner und Liebhaber am alten Porzellan so wie am chinesischen und japanischen lieben und suchen, sind darüber verloren gegangen. Das Berliner Porzellan ist zu gut ausgefallen; der Grund ist entweder zu weiß oder zu schwarz, je nachdem, und die Malerei darauf, so vollendet sie sein mag, zu hart und unharmonisch. Selbst die Berliner Imitationen orientalischen Porzellans tragen diesen Charakter und unterscheiden sich dadurch auffallend von ihren Originalen. — Abnormitäten und Muster des Ungeschmacks, wie sie Frankreich zahllos liefert, kommen in der königlichen Fabrik — und das ist natürlich bei ihrem Charakter — gar nicht vor, man müßte denn etwa dahin die Nachbildungen eines fremden und schlechteren Materials rechnen, in welchen großen Fehler sie allerdings verfallen ist."

Der Verf. meint damit die auch sonst schon (von Woltmann) gerügte Nachbildung der ordinären deutschen Steingut-Krüge, so wie die der italiänischen Majoliken, die ursprünglich weit gröberen Stoffes sind, als das Porzellan.

Läßt sich auch in dem gegen Berlin's Kunst-Industrie gerichteten Tadel eine gewisse Herbheit nicht verkennen, so wird man doch einen Kern der Wahrheit zugeben müssen. Andererseits ist der Verf. offenbar bemüht, Unparteilichkeit des Urtheils auszuüben, denn bei Besprechung der Leistungen seines Heimatlandes Oesterreich legt er dieselben Prinzipien an, wie bei Beurtheilung anderer Länder, lobt, was er hiernach loben kann, allerdings mit besonderer Wärme und Genugthuung, und tadelt nicht ohne Beimischung schmerzlichen Unwillens, wie er dem Patrioten wohl ansteht, fern von jeder Art Schadenfreude, mit der manche norddeutsche Publizisten es lieben, die Fehler zu beleuchten, die, auf welchem Gebiete es auch immer sei, von ihnen im Vaterlande entdeckt worden sind.

Den Preis des Geschmacks ertheilt der Verf. unerwarteter Weise — England. Er giebt zu, daß noch auf der Ausstellung vom J. 1851 England die unterste Stufe einnahm.

„Seitdem sind siebzehn Jahre verflossen, eine kleine Zeit für eine künstlerische Wandlung, wenn man bedenkt, daß, um zu einem solchen Ziele zu kommen, eigentlich eine neue, eine andere Generation von Künstlern geschaffen werden muß — und heute streiten die Kenner darüber, wem der erste Rang im Geschmacke oder in der Kunst-Industrie gebühre, England oder Frankreich. Schon dieses Faktum, sollte selbst der Sieg noch auf der letzteren Seite liegen, ist ein ungeheurer Erfolg; er bestätigt die Einholung des außerordentlichen Abstandes." — Diesen Erfolg verdankt England hauptsächlich der Gründung des Kensington-Museums.

Sicherlich wird das Büchlein denen, die selbst die Pariser Ausstellung besucht haben, als Reminiscenz angenehm sein, von jedem Andern aber ebenfalls mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden. M. St.

Frankreich.

Das Pariser Revolutions-Tribunal.*)

I.

Die Einsetzung des Henkergerichtes und der Prozeß von Marie Antoinette.

In den letzten Jahren hat das Studium der Geschichte der ersten französischen Revolution in Frankreich einen bemerkenswerthen Aufschwung genommen, und namentlich hat man auch angefangen, dem Detail eine größere Aufmerksamkeit zu widmen, ohne das ja alle Geschichts-Darstellung nur sehr relativen Werth hat. Diesem neuen Zuge in der französischen Geschichtschreibung verdankt auch das vorliegende Werk seine Entstehung, das eine ausführliche Geschichte der Thätigkeit des Pariser Revolutions-Tribunals enthält von seiner Einsetzung am 10. resp. 28. März 1793 an bis zu seiner endlichen Schließung am 31. Mai 1795 nach den großentheils im Wortlaute mitgetheilten Original-Urkunden. Dieselben waren nach der Auflösung des Gerichtshofes im Gewahrsam des greffier en chef de Paris, genannt Fabricius, verblieben, der sie im Jahre 1796 dem dépositaire de la section judiciaire des archives im Justizpalaste, Terrasse, übermittelte, von wo sie im Jahre 1847 mit der ganzen section judiciaire nach dem hôtel de Soubise übergeschafft wurden, wo sie sich noch jetzt befinden und von dem Verfasser des vorliegenden Buches, dem Archivar, Herrn Campardon, in dieser Ausdehnung zum ersten Male benutzt worden sind. Bis dahin hatte sich ihre Benutzung einzig darauf beschränkt, für einzelne Personen von den Civilgerichten den Nachweis zu liefern, daß sie Anspruch hätten auf die Milliarde Franken, die unter der Regierung Karl's X. von der Kammer bewilligt worden war, um unter die Emigranten und die Hinterbliebenen derjenigen Personen vertheilt zu werden, die der revolutionären Justiz zum Opfer gefallen waren.

Der Verfasser hat jedes Urtheil aufgezeichnet, das von dem Revolutions-Tribunal im Laufe seiner 26monatlichen Wirksamkeit gefällt worden ist; und so erfährt die Nachwelt hier zum ersten Male die genaue Ziffer der Opfer, die dieser furchtbare Gerichtshof gefordert hat. Es sind im Ganzen vor demselben 5215 Angeklagte erschienen, von denen 2781, also etwas mehr als fünfzig

*) Le tribunal revolutionaire de Paris. Ouvrage composé d'après les documents originaux conservés aux archives de l'empire, suivi de la liste complète des personnes qui ont comparu devant le tribunal. Par Emile Campardon, archiviste aux archives de l'empire. 2 Tomes. Paris, Henri Plon, 1866. (1090 S. gr. 8.)

Procent zum Tode verurtheilt wurden und das Schaffot bestiegen, 2200 wurden frei gesprochen und 234 mit anderen Strafen belegt oder vor die ordentlichen Gerichte gewiesen — eine grauenvolle Zahl; von je zwei Angeklagten verfiel einer der Guillotine. Ein noch grauenhafteres Verhältniß stellte sich jedoch heraus, wenn wir die Thätigkeit des Tribunals vor dem neunten Thermidor für sich in's Auge fassen; die Freisprechungen fallen nämlich fast sämmtlich in diese Zeit, nach diesem Termin. Von den 4164 Personen aber, die vor dem neunten Thermidor vor diesem Gericht sich zu verantworten hatten, wurden 2728, das heißt also volle sechsundsechzig Procent, auf das Schaffot geschickt. Mit Recht bezeichnet daher der Verfasser das Revolutions-Tribunal als den gewaltthätigsten Ausdruck der Tyrannei, der sich in der Geschichte der Menschheit findet, und der mit der Emancipation des modernen Frankreichs, mit der Zerstörung der Bastille und mit der Nacht des vierten August 1789 nichts gemein hat.

Die Einsetzung eines solchen außerordentlichen Gerichtshofes war übrigens den Franzosen nichts Neues mehr. Am 17. August 1792 war bereits ein solches Ausnahme-Gericht eingesetzt worden zur Verfolgung der Verbrechen, deren sich angeblich der Hof am 10. August gegen das Volk schuldig gemacht; dasselbe stellte aber seine Thätigkeit am 29. November wieder ein. Auf diesen Präcedenzfall sich beziehend, verlangte Chaumette, Anwalt der Pariser Commune, am 9. März 1793 im Namen des Gemeinderaths, von dem Convente die schleunige Einsetzung eines außerordentlichen Gerichtshofes zur Verfolgung aller contrerevolutionären Umtriebe, unterstützt von den Convents-Mitgliedern Jean-Bon St. André und Maler David. Carrier entwickelte sofort die betreffenden Motive. Zum Beschluß wurde dieselbe erst am folgenden Tage erhoben und auf Danton's Antrag ein tribunal criminel extraordinaire eingesetzt, qui connaitra sans appel de toute entreprise contrerévolutionnaire. Dasselbe sollte aus fünf Richtern und zwölf Geschworenen bestehen, sämmtlich vom Convent mit relativer Stimmenmehrheit gewählt, zunächst für die Zeit bis zum 1. Mai aus dem Departement Paris und den vier zunächstliegenden Departements, später aber aus dem ganzen Lande. Ebenso behielt sich der Convent die Wahl des öffentlichen Anklägers und seiner zwei Substituten vor, wie er auch aus seiner Mitte eine Commission von sechs Mitgliedern bezeichnete, die als Anklagekammer zu fungiren hatte und bei der deshalb auch die Anzeigen contrerevolutionärer Umtriebe anzubringen waren.

Die bezüglichen Wahlen wurden jedoch erst am 28. März vorgenommen und fielen auf Montané, einen Rechtsgelehrten von Toulouse, einen Landwirth, Namens Foucault, zur Zeit bei dem Landesgestüt angestellt, Dufriche des Magdelaines, Valagé und Roussillon, Chirurg seines Zeichens, aber ein gewaltiger Politiker im Sinne der Ultras. Von der Wahl eines fünften Richters wurde vorläufig Abstand genommen, da nach dem Gesetz die Anwesenheit von drei Richtern zur Fällung giltiger Urtheile genügte, und in Wirklichkeit haben auch nie mehr als vier Richter gesessen. Das Präsidium sollte der Erstgewählte, Montané, führen. Zum öffentlichen Ankläger wurde Fouquier-Tinville aus Hérouel bei St. Quentin bezeichnet, jedoch nahm er nur unter der Bedingung an, später wieder in seine bisherige Stellung eines Staatsanwalts-Substitus am Kriminal-Gericht von Paris zurücktreten zu können, die er seit Anfang des Jahres 1793 innehatte. Von 1774 bis 1783 war er Procureur au Chatelet gewesen; dann hatte er seine Charge verkauft und lebte als Privatmann von seinem väterlichen Erbe, das sich auf 50,000 Livres belief, bis er im Jahre 1792 auf Empfehlung des Journalisten Camille Desmoulins, der sein Landsmann und mit ihm verwandt war, zum Director der Jury bei dem am 17. August eingesetzten Ausnahme-Gericht gewählt wurde. Er war zum zweiten Male verheiratet mit der Tochter eines Ansiedlers auf St. Domingo, die wegen ihrer Schönheit berühmt war und Vater von fünf Kindern, von denen die jüngsten Zwillinge waren. Zu seinen Substituts wurden ein gewesener Mönch, Donzé-Verteuil, und ein Bildhauer, Namens Letrot-Fleuriot, ernannt, der später, nach Beseitigung von Pache, am 24. März 1794, Maire von Paris wurde.

Am 29. März, Mittags, constituirte sich das Revolutions-Tribunal und schritt zur Ernennung seiner Unterbeamten, namentlich seines Greffier en chef in der Person eines gewissen Pâris, der jedoch, um nicht mit dem Mörder von Michel Lepelletier verwechselt zu werden, den Namen Fabricius angenommen hatte; auch wurde mit einem Drucker, Nicolas, der zu gleicher Zeit Geschworener war, ein Contrakt wegen Veröffentlichung der Urtheile abgeschlossen. Die feierliche Eröffnung fand am 2. April mit Reden des Präsidenten, des öffentlichen Anklägers und des Obmanns der Geschworenen statt, worauf sie sich in corpore in den Convent begaben und durch den Präsidenten eine Adresse vorlesen ließen, in der sie darüber Klage führten, daß die Anklage-Commission ihnen bis jetzt noch Niemanden zur Verfolgung überwiesen, was die sofortige Unterdrückung derselben durch den Convent und die Uebertragung ihrer Befugnisse auf den öffentlichen Ankläger zur Folge hatte. Nur für seine Mitglieder, für die Minister und die Generale der Armee behielt sich der Convent selbst die Entscheidung vor.

Die erste, natürlich öffentliche, Verhandlung fand am 6. April statt, und bezog sich auf einen Edelmann aus Poitou, Namens Louis Hugot-Desmoulins; er wurde wegen Emigration zum Tode verurtheilt und das Urtheil noch denselben Abend vollstreckt, woraus der Republik eine Ausgabe von 96 Livres für Fackeln erwuchs.

Das Prozeßverfahren in der ersten Zeit war ein ziemlich legales und scheinbar unparteiisches. Die Richter, der öffentliche Ankläger und der Gerichtsschreiber erschienen in Amtstracht, Mantel, aufgestülpten Hut mit drei Straußfedern, blau, weiß und roth, und einer Medaille am dreifarbenen Bande um den Hals. Die Voruntersuchung, sofern dieselbe nicht in die Competenz des Convents fiel, führte einer der Richter, der zu diesem Zweck den Angeklagten in Gegenwart des öffentlichen Anklägers und des Gerichtschreibers innerhalb einer bestimmten Frist geheim vernehmen mußte. Auf seinen Bericht entschied der Gerichtshof, ob die Anklage aufrecht zu erhalten wäre, in welchem Falle sie in der Regel von den Substituten, für wichtige Fälle jedoch von dem öffentlichen Ankläger selber aufgesetzt wurde. Sie wurde sodann dem Angeklagten, der, sobald er in Anklagestand versetzt war, aus dem Untersuchungs-Gefängniß in die Conciergerie des Justiz-Palastes gebracht wurde, nebst einem Verzeichniß der Belastungszeugen und der Liste der Geschworenen mitgetheilt.

Es würde die Gränzen dieser Darstellung weit überschreiten, wollten wir der Thätigkeit des Revolutions-Tribunals Schritt vor Schritt folgen und auf sämmtliche Prozesse eingehen, die vor diesem Gerichtshof geführt worden. Wir wollen uns daher darauf beschränken, an die berühmtesten Prozesse zu erinnern.

Am 24. April hatte sich der Redacteur des „Volksfreund", der berüchtigte Marat, der nachmals von der edeln Schwärmerin Charlotte Corday ermordet wurde, vor dem Revolutions-

Gericht zu verantworten, da ihn der Convent unter Anklage gestellt hatte, weil er durch sein Journal das Volk zu Mord und Plünderung aufgereizt. Der Präsident des Gerichts, der im Verhör keine Schuld an dem Volksmanne fand, hatte ihn übrigens, abweichend von dem sonst beobachteten Verfahren, nicht im Gefängniß der Conciergerie einschließen, sondern ihm ein besonderes, höchst comfortables Zimmer im Justiz-Palaste anweisen lassen. Die Sache endete mit einem großen Triumph für Marat, der seinen Gegnern im Convent trübe Aussichten in die Zukunft eröffnete, und in der That verflossen bis zur Anklage und Hinrichtung von Marat's Gegnern keine fünf Wochen mehr.

Schon am 29. April war die Amtsdauer der Richter und Geschworenen vom 1. Mai bis auf den 1. Juni prolongirt worden; am 7. Mai wurde die Zahl der Subaltern-Beamten erheblich vermehrt und zwar die Zahl der Gerichtsdiener von 4 auf 6, mit 1200 Livres Jahrgehalt. Dem öffentlichen Ankläger wurden zwei Secretäre mit je 1800 und ein Büreaudiener mit 900 Livres Gehalt zugewiesen; auch wurde das Personal der Kanzlei durch drei Commis-Greffiers mit 3000 und eben so vielen Commis-Expéditionaires mit 1500 Livres Jahres-Einkommen verstärkt. Am 24. Juli wurde die Zahl der Richter auf 7 vermehrt, da die vorhandenen Kräfte nicht mehr im Stande waren, die ihnen zugewiesenen Geschäfte zu bewältigen. Es war denn allerdings auch die Zahl der Angeklagten von 26 und 34 in den Monaten April und Mai im Juni auf 53 und im Juli auf 66 gestiegen. Es wurde für die Geschworenen, wie von Anfang an für die Richter, ein Taggeld von 18 Livres festgesetzt, wie es auch die Convents-Mitglieder bezogen, und der Präsident und der öffentliche Ankläger hatten einen festen Gehalt von 8000 Livres jährlich.

Im Monate Juli kam der Prozeß gegen 27 Bürger von Orleans, die dem Convents-Mitglied Bourdon sollten nach dem Leben getrachtet haben (auf seiner Durchreise war er in Orleans bei einer Schlägerei ganz unbedeutend verletzt worden), und der Prozeß gegen Charlotte Corday zur Verhandlung. Dieselben hatten eine Vermehrung des richterlichen Personals auf 10 und der Geschworenen auf 30 zur Folge, die sich nunmehr in zwei Sectionen theilten, so daß immer zwei Sachen zu gleicher Zeit verhandelt werden konnten; auch die Zahl der Subaltern-Beamten wurde entsprechend vergrößert.

Die Wahl der Richter fiel unter Anderen auf den Arzt Coffinhal, Grébeauval, bis dahin Secretair des öffentlichen Anklägers, und Scellier, Mitglied des Gerichts erster Instanz im zweiten Arrondissement; dazu traten weiter am 17. August Deliége, Präsident des Departement de la Marne, und am 28. August Herman, Präsident des Criminal-Gerichts von Pas-de-Calais und intimer Freund Robespierres, der auch an Montané's Stelle den Vorsitz übernahm. Montané war nämlich auf Beschluß des Convents verhaftet worden, weil ihn Fouquier-Tinville denuncirt hatte, in dem Urtheil gegen die Bürger von Orleans und Charlotte Corday willkürliche Änderungen zu Gunsten der Verurtheilten in Bezug auf die Confiscation ihres Vermögens vorgenommen zu haben. Die Sache kam übrigens erst am 19 September 1794, nach mehr als Jahresfrist, zum Austrag; Montané wurde mit Rücksicht auf die lange Untersuchungshaft frei gesprochen.

Am 17. September 1793 erließ der Convent das berüchtigte Dekret gegen die „Verdächtigen", wodurch in wenig Tagen alle vierzehn Pariser Gefängnisse bis unter das Dach mit sogenannten Verdächtigen angefüllt wurden und eine weitere Vergrößerung des Revolutions-Tribunals nothwendig wurde. Die Zahl der Richter wurde auf sechszehn und die der Geschworenen auf sechszig vermehrt, die sich in vier Sectionen theilten. Die Eintheilung geschah alle Monate und zwar durch das Loos.

Dem entsprechend wurde auch die Zahl der Gehilfen des öffentlichen Anklägers auf fünf erhöht, der Commis greffiers und der Commis expeditionaires auf acht. Die Wahl der Richter wurde am 26. September von dem Convent vorgenommen und fiel auf Dumas, homme de loi, (Vagnot in seinen Memoiren bezeichnet ihn fälschlich als Mönch) Donzé-Verteuil, bis dahin Substitut des öffentlichen Anklägers, Masson, Kanzleigehilfe, Denizot, Bezirksrichter im fünften Arondissement, Maire, Bezirksrichter im ersten, Ragmey, homme de loi, Harny, Literat und Verfasser eines Theaterstücks „la liberté conquise", Lanne, Procureur-syndic des Bezirks von St. Pol, David aus Lille, erst Stellvertreter und später Mitglied des Convents, nicht zu verwechseln mit dem Maler David, der gleichfalls im Convent saß, Sublenras, Gerichtsschreiber am Bezirksgericht zu Uzès, und Bravet, Richter im Departement der Oberalpen. Zu Gehilfen des öffentlichen Anklägers wurden gewählt: Grébeauval, bisher Mitglied des Revolutions-Tribunals, Naulin, Bezirksrichter im fünften, Lieudon, Bezirksrichter im dritten Arrondissement und der Expriester Royer aus Châlons-sur-Saône.

Im Jahre 1793 kam auch noch der Prozeß der Königin Marie Antoinette zur Verhandlung, die zu diesem Zweck aus dem Gefängniß des „Temple" nach dem der Conciergerie übergeführt worden war. „Marie Antoinette", so berichten die Blätter aus jener Zeit, „steht jeden Morgen um 7 Uhr auf und geht um 10 Uhr schlafen; sie nennt die beiden Gendarmen, die sie bewachen, meine Herren, und ihre Aufwärterin Madame; dafür reden sie aber auch alle Beamten, die mit ihr amtlich zu verkehren haben, mit Madame an. Sie verzehrt ihre Mahlzeiten mit großem Appetit, zum Frühstück eine Tasse Chocolade mit einem Brötchen, Mittags Suppe und viel Fleisch, Hühner-, Kalbs- und Hammel-Coteletten. Sie trinkt nur Wasser, wie ihre Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, von der sie behauptet, daß sie nie in ihrem Leben einen Tropfen Wein getrunken habe. Die Lectüre der Geschichte der englischen Revolution hat sie aufgegeben; sie liest jetzt die Reise des jungen Anacharsis in Griechenland. Sie kleidet sich selbst an und mit jener Koketterie, die die Frauen nur mit dem letzten Athemzuge verläßt." Für ihre Verpflegung wurden täglich 15 Livres verausgabt, so daß daraus zusammen mit der Einrichtung ihres Zimmers und einigen weiteren Anschaffungen, der Republik für die Zeit ihres Aufenthalts dort bis zum 17. Oktober, dem Tage ihrer Hinrichtung, eine Gesammtausgabe von 1407 Livres 6 Sous erwuchs. Ein erstes Verhör hatte vor einigen Mitgliedern des „Comité der allg. Sicherheit" am 3. September stattgefunden, aber trotz der im höchsten Grade verfänglichen Fragen Amar's, war es nicht möglich gewesen, darauf hin eine Anklage zu substantiiren. Es begaben sich daher der Maire Pache, der Staatsanwalt der Pariser Commune, Chaumette, sein Substitut Hébert und das Convents-Mitglied David in den „Temple", um in Gemeinschaft mit dem Wärter des Dauphin, dem Schuhflicker Simon, auch die königlichen Kinder ein Verhör bestehen zu lassen, das eine ewige Schmach sein wird, sowohl für Diejenigen, die sich dazu hergaben, es vorzunehmen, wie für Die, welche sich nachher desselben gegen die unglückliche Mutter bedienten. Man mißbrauchte nämlich in empörender Weise die Unschuld und Unerfahrenheit des Dauphin und ließ ihn jene niederträchtige Erklärung unterzeichnen, welche die Königin zu

einer Verbrecherin gegen die Natur stempeln sollte; seine ältere Schwester, die es ahnte, daß man ihr Fallstricke legen wollte, verneinte ebenso wie die Tante, Prinzessin Elisabeth, alle Fragen, die man an sie richtete.

Am 13. Oktober, Abends 6 Uhr, fand die gerichtliche Vernehmung der Königin durch den Präsidenten Herman in Gegenwart des öffentlichen Anklägers und des Ober-Gerichtsschreibers statt; zwei Tage später erschien sie als Angeklagte vor dem Gericht, das von diesem Tage in folgender Weise zusammengesetzt war: Präsident Herman, Beisitzer Coffinhal, Maire und Donzé-Verteuil. Als Geschworene fungirten Antonelle, Renaudin, Souberbielle, Fievée, Besnadr, Thoumin, Chrétien, Gaunay, Nicolas, Lumière, Desboisseaux, Barsu, Sambot, Derège und Trinchard, die sämmtlich zu den sogenannten „Soliden" gehörten, das heißt niemals freisprachen. Welche Bildungsstufe diese Geschworenen zum Theil einnehmen, beweisen am Besten einige schauderhaft abgefaßte Briefstücke von Renaudin und Trinchard, mit haarsträubender Orthographie, die sich von ihrer eigenen Hand bei ihren Akten finden, da ihnen am 6. Mai 1795 selbst der Prozeß gemacht wurde.

Als öffentlicher Ankläger fungirte Fouquier-Tinville in eigener Person, der auch die Anklage-Akte eigenhändig aufgesetzt hatte. Sie ist ein Meisterstück von Henker-Beredsamkeit. Er vergleicht die Königin mit den berüchtigtsten Herrscherinnen, mit Messaline, Brunhild, Fredegunde und Katharina von Medici, und schreibt ihr alles Unglück zu, welches Frankreich betroffen. „Schon vor der glorreichen Revolution", sagte er, „die dem französischen Volke die Souveränetät wiedergegeben hat, unterhielt sie politische Verbindungen mit jenem Menschen, der sich König von Böhmen und Ungarn nennt. Diese Verbindungen waren den Interessen Frankreichs zuwider: nicht zufrieden damit im Einverständniß mit Capet's Brüdern und mit dem nichtswürdigen und verruchten Calonne, der damals Finanz-Minister war, die Finanzen Frankreichs, die Früchte des sauren Schweißes der Bevölkerung, in der entsetzlichsten Weise zu vergeuden, um ihren unmäßigen Lüsten zu fröhnen und die Agenten ihrer verbrecherischen Intriguen zu besolden, ist es notorisch, daß sie zu verschiedenen Malen dem römisch-deutschen Kaiser hat Millionen zugehen lassen, die es ihm möglich gemacht haben und noch ermöglichen, mit der Republik Krieg zu führen, und so durch diese übermäßige Vergeudung den Nationalschatz leerte."

Sodann auf das Benehmen der Königin seit der Revolution übergehend, wirft er ihr ihr Einverständniß mit den fremden Mächten und ihre Umtriebe im Innern vor; der Schatzmeister der Ex-Civilliste mußte das Gold hergeben, mit dem diese Verräthereien geschmiedet wurden. Sie wollte (wie die Anklage der Königin zur Last legt) die Contre-Revolution hervorrufen; einen Beweis dafür sieht er in dem Banquet am 1. October 1789, auf dem sie weiße Kokarden unter das Militär vertheilt habe. Weiter beschuldigt er die Königin, contrerevolutionäre Schriften drucken gelassen zu haben, sowie Pamphlete gegen sich selbst, nur um sich den Anschein zu geben, als würde sie in Frankreich mißhandelt. Die Theuerung im Monat Oktober 1789 war nach der Anklage ihr Werk — Beweis der Ueberfluß, der überall herrschte, als sie nach Paris zurückgekehrt war.

„Kaum zurückgekehrt", fährt die Anklage fort, „hat die Witwe Capet, erfinderisch in Intriguen aller Art, geheime Versammlungen in ihrer Wohnung abgehalten. Diese Versammlungen, zu denen sich alle Contre-Revolutionäre und Intriganten aus der constituirenden und gesetzgebenden Versammlung einstellten, fanden nur in der Dunkelheit der Nacht statt; man sann dort auf Mittel, die Grundrechte und die Dekrete, die den Grund zur Verfassung legten, wieder aufzuheben. Hier wurde auch der Plan zur Flucht Ludwig Capet's und seiner Familie ausgeheckt. In diesen Versammlungen wurde auch das entsetzliche Gemetzel der eifrigsten Patrioten vom 16. Juli 1791 auf dem Champ de Mars, sowie das Blutbad in Nancy und an andern Orten der Republik, beschlossen."

„In diesen Versammlungen, denen das Publikum den Namen österreichisches Comité beilegte, ließ die Witwe Capet alle Gesetze discutiren, die der gesetzgebenden Versammlung vorgelegt wurden. Auf Grund eines Beschlusses dieser Versammlung bestimmte sie Ludwig Capet, sein Veto einzulegen gegen jenes so berühmte und heilbringende Decret, das die gesetzgebende Versammlung gegen die Ex-Prinzen, die Brüder von Ludwig Capet, gegen die Emigranten und gegen die Horde der den Eid verweigernden, fanatischen Priester erlassen, die über ganz Frankreich verbreitet waren, welches Veto ein Hauptgrund aller der Uebel ist, die Frankreich seitdem betroffen haben."

Im Weiteren behauptet die Anklage, sie habe zu Ministern und Generalen stets nur Männer ernennen lassen, die als Verräther bekannt waren, und dadurch die Niederlagen verschuldet, die die französische Nation im Kriege mit dem Könige von Böhmen und Ungarn erlitten; denn sie hätte, nachdem der Krieg erklärt worden, den fremden Mächten alle Pläne mitgetheilt, und endlich sei sie es auch, die die Verschwörung vom 10. Aug. ersonnen. Den Schluß der Anklage macht die Erklärung, welche Hébert den Dauphin hatte unterschreiben lassen.

Nach Vorlesung der Anklageakte, die auch nicht einen einzigen Beweis für das beibringt, was darin der Königin zur Last gelegt wird, wurde zur Vernehmung der Zeugen geschritten, Lecointre von Versailles über das Banquet vom 1. October 1784, General-Adjutant Lapierre über die Flucht nach Varennes, Kanonier Roussillon über die Vorgänge im Schloß am 10. Aug. 1792, Hébert über die Aussage des Dauphin u. A. Aber Aller Aussagen sind so allgemein und unbestimmt gehalten, daß keine bestimmte Schuld auf die Königin fällt. Nachdem darauf der öffentliche Ankläger noch einmal die Anklage aufrecht erhalten, und die Vertheidiger der Angeklagten, Chauveau-Lagarde und Tronson-Duccadroy einen schwachen Versuch gemacht, dieselbe zu entkräften, gab der Präsident ein Resumé der Verhandlungen, und wenn man darin auch die Unparteilichkeit vermißt, mit der ein Präsident Alles zur Belastung und Entlastung der Angeschuldigten Vorgebrachte abwägen soll, so gereicht es ihm doch zur Ehre, daß er sich dabei aller Schimpfworte enthielt und namentlich auch die Beschuldigung Hébert's mit keinem Worte berührte. Die vier Fragen, die er den Geschworenen zur Beantwortung vorlegte, waren:

1. Ist es erwiesen, daß ein geheimes Einverständniß mit den auswärtigen Feinden der Republik bestanden, um ihnen Subsidien zugehen zu lassen, um ihnen den Eintritt in Frankreich zu ermöglichen und um ihnen den Fortschritt ihrer Waffen zu erleichtern?

2. Hat die Witwe Capet dazu mitgewirkt?

3. Ist es erwiesen, daß ein Complott bestanden, um den Bürgerkrieg im Innern der Republik zu erregen?

4. Hat die Witwe Capet an diesem Complott theilgenommen?

Nach einstündiger Berathung bejahten die Geschworenen alle vier Fragen, und der Gerichtshof verurtheilte darauf die Königin zum Tode. Die Verhandlungen hatten die ganze Nacht hindurch gedauert, und erst um halb fünf Uhr Morgens wurde die Königin in das Gefängniß der Conciergerie zurückgeführt.

Rußland.

Alexander Hertzen und der allgemeine Republikaner-Bund.

II.

Es ist uns nicht leicht eine zur Veröffentlichung bestimmte Urkunde vorgekommen, welche unter so pomphaften Phrasen eine solche Begriffsverwirrung, so schreiende innere Widersprüche verbarg, als die in der vorigen Nummer unseres Blattes mitgetheilte, ablehnende Antwort des Herrn Hertzen auf die Einladung zum Eintritt in den „allgemeinen Republikaner-Bund".

In der ersten Nummer des neuen „Kolokol" befindet sich eine andere ablehnende Erklärung von Hertzen, nämlich auf die Einladung, an dem „Friedenskongreß" zu Genf theilzunehmen. Auch hier wird dasselbe Schauspiel des Widerstreites der Neigung und des Verstandes aufgeführt; auch hier siegt der Verstand, indem er für die Ablehnung entscheidet. Der Unterschied jedoch ist sehr bedeutend. Der Verstand hat nun einmal die Eigenschaft, daß die Gesetze seines Verfahrens allen Menschen, Russen, Franzosen, Deutschen, Tataren oder Baschkiren, gemeinschaftlich sind. Richtet sich Herr Hertzen nach ihnen und nicht nach der Eingebung seines russischen Herzens, so müssen wir seine Beweggründe ebenso gut begreifen, als seine Landsleute, als Franzosen, Tataren u. s. w. Nun denn — die Beweggründe der Ablehnung der Betheiligung am Friedenskongreß begreifen wir; diejenigen der vorliegenden Ablehnung begreifen wir nicht.

Mit den Demokraten, welche sich im Herbst v. J. in Genf versammelten, um eine Verbrüderung aller Völker anzubahnen und sie für die Abschaffung des Krieges zu gewinnen, steht Herr Hertzen in vollem Einverständniß. Nur Ein Umstand wurde für ihn ein Hinderniß für seine Betheiligung an ihren Berathungen: daß aus ihren Preßorganen und Schriften eine tief eingewurzelte Feindseligkeit gegen sein Vaterland hervorleuchtete. Eine Theilnahme an ihrer Versammlung und Berathung würde demnach als eine Art von Verrath an ihm erschienen sein. Herr Hertzen konnte sich zu diesem Schritt um so weniger entschließen, als er die Gründe zu jener Feindseligkeit nicht als stichhaltig anerkannte und doch voraussah, daß ihm auf dem Kongreß nicht Gelegenheit gegeben werden würde, sie zu widerlegen. Das ist Alles klar und verständlich.

Aber nun die Ablehnung der Theilnahme an dem unsichtbaren Republikaner-Bunde? Einen Ansatz zu einer verständlichen Begründung macht Herr Hertzen auch hier, indem er die Gemeinschaft des „Glaubensbekenntnisses", also der Prinzipien, und die Gemeinschaft der „Wirksamkeit" unterscheidet. Er konnte auch hier seine Uebereinstimmung in den Prinzipien aussprechen, aber die Gemeinschaft der Thätigkeit ablehnen, weil er die von dem Bunde angewandten Mittel mißbilligte. In der That giebt er über den ersten Punkt eine solche Erklärung ab; über den zweiten schimmert aber nur eine schwache Anwandlung eines ähnlichen Ausspruchs aus der zweiten Hälfte des Briefes hervor, indem Herr Hertzen dort die Anwendung des „Zwanges" zur Einführung der Republik verwirft. Es wird aber weder deutlich, daß der Bund zur Erreichung seines Zieles Zwang anwenden will, noch legt Herr Hertzen darauf entscheidendes Gewicht.

Die Grundordnung des sogenannten „allgemeinen Republikaner-Bundes" ist uns unbekannt; doch können wir uns nicht vorstellen, daß seine Mitglieder die Schwärmerei für ein politisches Ideal so weit treiben sollten, daß sie, ein kleines Häuflein von Männern ohne Macht, ohne Einfluß, ohne Geld, dasselbe bei allen Völkern des Erdenrundes, groß oder klein, schwarz oder weiß, mit oder ohne Nationaltracht, oder auch überhaupt ohne Tracht, mit Gewalt verwirklichen wollten. Vielmehr glauben wir, daß sie mindestens bei einigen von ihnen, z. B. bei den Chinesen, den Japanesen, den Dahomesen u. A. m., mit der Einführung der Republik eine Weile warten werden. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie sich nur auf Grundlage der gemeinsamen Ueberzeugung, daß die Republik die vollkommenste Staatsverfassung sei, und des gemeinsamen Strebens, durch friedliche Agitation die Völker für dieselbe zu gewinnen und vorzubereiten, zusammengethan haben. Nun erklärt sich aber Herr Hertzen im Eingange ebenfalls und mit großer Entschiedenheit für einen „Republikaner", und zwar für einen folgerichtigen Republikaner, d. i. für einen Sozialisten. „In diesem Sinne habe er seine ganze Propaganda betrieben. Es gebe nicht Eine Schrift, nicht Eine Handlung seines öffentlichen Lebens, welche nicht mit seinen Prinzipien in Einklang stände." Also als Republikaner fühlt er sich nicht nur verpflichtet, alle seine öffentlichen Handlungen mit den Prinzipien derselben in Einklang zu bringen, sondern auch für dieselbe „Propaganda" zu machen.

Der allgemeine Republikaner-Bund nun aber hat dasselbe „Glaubensbekenntniß" und dieselbe „Wirksamkeit". Warum vereinigt Herr Hertzen nicht die seinige mit ihr?

Die Antwort ist: Herr Hertzen richtet seine „Handlungen", seine „Wirksamkeit" dennoch nicht nach seinen „Prinzipien", sondern nach dem „Strom", welcher in der Stimmung der großen Menge herrscht. Um das bequemer zu können, ist er auch wiederum nicht Republikaner. Er theilt den „Glauben" der verbündeten Republikaner nicht; er „hält die Republik (und sogar) den Sozialismus für große Träume, heilig, überirdisch", u. s. f.

Glaubt man nun aber den Briefsteller auf diesem Standpunkte festhalten zu können, so geht man dennoch fehl. Gleich darauf erklärt er wiederum die Republik für „verwirklicht".

Ei, die „Republik verwirklicht"? Dann kann es nur auf dem Monde, auf der Venus, dem Saturn oder sonst einem überirdischen Gestirn sein, sonst könnte sie ja nicht für uns Erdenwürmer ein bloßer „Traum" sein.

Doch nein; das Wort hat Herr Hertzen, so wie es aus seiner Feder geflossen, schon wieder vergessen. „Die Republik ist verwirklicht jenseits des Oceans," also wirklich noch auf dem Erdenkloß. In der That erinnern wir uns, daß sie dort, in den Vereinigten Staaten, schon ein sehr irdisches Gepräge trägt.

Sonach will Herr Hertzen mit dem erwähnten Ausspruche bloß sagen, daß die Republik nur für uns arme Bewohner der alten Welt, die wir nicht den Muth haben, das große Wasser zu durchschiffen, ein „großer Traum", ein „unmittelbares Ideal" sei. Aber auch dem widerspricht gleich wieder der folgende Satz, wonach nicht bloß die ganz gemeine Republik, sondern die „folgerichtige Republik", der „Sozialismus", im alten Europa in munterer „Keimung" begriffen ist und eine „große Aernte" verspricht, wenn man ihr die gehörige Pflege angedeihen läßt. Somit theilt Herr Hertzen wiederum nicht nur den „Glauben" der verbundenen Republikaner an die Verwirklichung ihres „Ideals" sowohl für die Erde, als auch für Europa insbesondere, sondern sein Glaube geht eben auf das allervollkommenste Ideal. Da der Glaube aber stark macht, so läßt auch Herr Hertzen seine überschüssige Kraft nicht unbenutzt, sondern verwendet sie auf die Pflege der jungen, hoffnungsvollen Pflanze; mit Einem Wort, er thut dasselbe, was jene zurückgewiesenen Freunde treiben: er treibt Propaganda für die soziale Republik.

Ob Herr Hertzen die schmeichelhafte Zeichnung der „Republikaner", der „Heiligen", in seiner Eigenschaft als ein solcher selbst oder als ein Ungläubiger entworfen hat, ob sie ihn also selbst trifft und verherrlicht oder nicht, welcher Sterbliche wäre im Stande, diese Frage zu entscheiden, außer ihm selbst?

Wenn Herr Hertzen die abgestandene Lebensweisheit predigt, daß man „mit dem Strom" schwimmen müsse, so wissen wir nicht, ob wir deswegen mit ihm rechten, ob wir ihm vorhalten sollen, daß das nur eine Lebensregel der größten Gemeinheit, daß es ein Zeichen der Gesinnungslosigkeit ist, daß das nichts weiter heißt, als die große Menge für seine persönlichen Zwecke, zur Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Selbstsucht ausbeuten, indem man ihr vorlügt, man wolle nur ihr Wohl, und in der Wirklichkeit ihr Vertrauen nur für das eigene Interesse mißbraucht. Wir wissen nicht, ob wir deswegen mit ihm derartig rechten sollen; denn nach vorstehender Prüfung erweist sich Herr Hertzen mit seinen Aussprüchen als ein wahrer dialektischer Proteus; die Verantwortlichkeit für einen Ausspruch hebt er immer sofort durch einen entgegengesetzten auf. So erklärt er denn auch hier, daß „über Europa der militärische und despotische Strom herrsche", wodurch „der Weg vorgezeichnet" sei, den der Freiheitsfreund einzuschlagen habe, daß „man Krieg predigen müsse, nicht Frieden, damit die militärische Spannung zum Vortheil des Fortschritts und der Freiheit ausschlage". Aber das Räthsel, wie die Liebe zu Fortschritt und Freiheit mit der Hingebung, besonders an eine „despotische Strömung", also an den Despotismus, das gerade Gegentheil der Freiheit, zu vereinigen sei, das löst er uns nicht.

Zur Vermehrung des Wirrwars trägt noch bei, daß Herr Hertzen, während er seinen „Mitbürgern", seinen Freunden, mit denen er nur nicht viel zu thun haben will, den besagten guten Rath ertheilt, gleichzeitig bemerkt, daß er selbst ihn nicht befolgen wolle, weil er nicht ihren „Glauben besitze".

Doch Glaube hin, Glaube her! Das sind Alles ja nur Worte, und Worte sind Herrn Hertzen noch billiger denn Brombeeren. Wir möchten annehmen, daß ihn ein dunkles Gefühl der Scham abhalte, den eigenen Rath zu befolgen und der Lebensregel der Gemeinheit nachzukommen. Mögen die „theuren Mitbürger" sehen, wie sie damit fertig werden; er ist ja für ihr Treiben nicht verantwortlich. Wenn er ihrer nur los ist! Allein indem er sich von ihnen trennt, begeht er eben eine Handlung jener Lebensklugheit.

Es ist bekannt, daß der alte in London gedruckte Kolokol vor acht bis zehn Jahren, obgleich in Rußland verboten, das verbreitetste, das angesehenste, das einflußreichste russische Blatt war, daß Herr Hertzen damals, obgleich verbannt, in seinem Vaterlande eine unerhört mächtige Stellung einnahm, daß die Furcht vor ihm die unwiderstehliche Triebfeder zu mancherlei Reformen wurde, daß der Minister auf seinem Sessel, der Kaiser auf seinem Throne vor dem einfachen Journalisten einen gewissen Respekt hatte. Alles ging aber im Jahre 1863 im Handumdrehen verloren, als er mit dem „Strom" der Stimmung der Russen in Widerspruch gerieth, indem er sich auf die Seite der Polen bei ihrem damaligen Aufstande stellte. Nun, Herr Hertzen ist gelehrig, er hat sich diese Erfahrung tief in sein Bewußtsein eingeprägt; es soll ihm nicht zum zweitenmal so gehen! Die Polen treten seinen Zwecken wiederum in den Weg; sie laden ihn zu einer Erneuerung des alten Bundes ein. Da belehrt sie denn der Bundesgenosse von früher eines Anderen; er schickt ihnen eine Menge und zum Theil recht schöne Worte; er drückt ihnen bieder die Hand; er preist sie hoch wegen ihres Idealismus; ja er sagt ihnen, daß sie für diese schlechte Welt zu gut seien, daß sie in das Jenseits gehörten; er selbst aber könne ihnen dahin nicht folgen, da ihn seine irdischen „Arbeiten" festhielten; sie seien „der Pflege der Keime auf den slavischen (d. i. den russischen) Feldern gewidmet".

Wir begreifen vollkommen, daß Herr Hertzen die Herren Katkov, Leontjev, Aksakov nicht ferner allein die öffentliche Meinung in Rußland beherrschen lassen will, und daß er, um seinen früheren Einfluß auf's Neue zu gewinnen, wieder in den Strom derselben einlenkt, welcher noch immer die Stufen des Altars bespült, auf dem der Muschik mit seinem Gemeindebesitze steht. Er hätte aber wohlgethan, die Rechtfertigung seines Verhaltens in der Sprache mit jenen cyrillischen Zeichen zu veröffentlichen, welche jeden Westeuropäer so unkultivirt und abstoßend anmuthen, nicht aber in einer Sprache, welche dem Volke der Kritiker nicht ganz fremd ist. Da konnte er wohl erwarten, daß ihm seine Phrasen in Fetzen gerissen und seine dahinter versteckten dürftigen Gedanken und selbstsüchtigen Beweggründe in ihrer ganzen Blöße aufgedeckt wurden.

Auch in dem Gewande des Kolokol können wir dem neuen Russenthum keinen Geschmack abgewinnen.

Edwart Kattner.

England.

Die englische Post.

Verkehr, Umlauf und Austausch der wirklichen und geistigen Lebenssäfte unter den Menschen gehört zu den wesentlichsten Bedingungen der Kultur und des Wohlstandes. Daran zweifelt heutzutage Niemand mehr; aber zwischen Einsicht und Ausführung liegen noch gewaltige Klüfte. So sehr sich auch alle civilisirten Völker anstrengen, dem Verkehre Wege und Stege zu bahnen und die Austausch-Werkzeuge zu vervielfältigen und zu beschwingen, sind doch gerade wir, durch Intelligenz ausgezeichnete Deutsche, bedeutend hinter unseren Stammesgenossen, den Amerikanern und Engländern, zurückgeblieben, und nur der norddeutsche Bund hat jetzt durch seine weit ausgedehnte Silbergroschen-Freimarke dem kleinen Verkehre hübsche Merkur-Schwingen angeklebt, während freilich der große und schwere Verkehr vielfach unter kurzsichtiger Habsucht monopolisirter Eisenbahn-Directoren leidet. Und auch die Silbergroschen-Freimarke bleibt nur noch ein spätes und beschränktes Zugeständniß an den kleinen Verkehr. Dies begreift man so recht, wenn wir von unserem Postwesen auf das englische blicken.

Schon vor achtundzwanzig Jahren trat der berühmte Sir Rowland Hill mit seiner großen Postreform hervor, obgleich damals noch kein dichtes Netzwerk von Eisenbahnen und Dampfschiffen das Land und die Meere überzog.

Im Jahre 1839, dem letzten vor Einführung des Penny-Porto's, beförderte die englische Post 75,907,500 Briefe, welche das Jahr darauf sofort auf mehr als das Doppelte, nämlich 168,768,344 stiegen. Die Steigerung stieg seitdem ununterbrochen in immer größeren Verhältnissen und erreichte 1865 die Summe von 724,460,000 Briefen, 97,250,000 Büchern, Zeitschriften u. s. w., also viel über 800,000,000 kleine Postsendungen, welche Zahl im vorigen Jahre unstreitig auf mindestens tausend Millionen gestiegen sein wird.

Solche Zahlen beweisen, wenigstens für den, welcher sich von so unfaßlichen Mengen einigermaßen eine erträglich arithmetische Vorstellung machen kann. Dergleichen Menschen giebt es freilich viel weniger als man glaubt, da man mit Recht nur den wirklich dumm nennt, der nicht über Drei zählen kann, und nach der Behauptung eines sehr genialen Mannes, Leute, die von Mengen über Zwanzig noch deutliche Vorstellungen haben, schon zu den bevorzugten Klassen gehören.

Diese englischen Postsendungen werden täglich etwa alle zwei Stunden mit einer Sicherheit, Regelmäßigkeit und Eile von rothröckigen postmen vermittelst ihres unnachahmlichen Doppelklopfes und der Briefkastenschlitzen in den Thüren in alle Häuser und Hütten des Landes vertheilt, obgleich sie oft durch unzählige blauröckige Jungen der electrischen Landes- und Stadtpost-Telegraphie in ihren fliegenden Schritten aufgehalten werden. Welche Großartigkeit und Präcision der Maschinerie zur regelmäßigen Vertheilung dieser Sendungen gehören, läßt sich kaum beschreiben. Man muß die Sortirräume des General-Postamtes an Freitag-Abenden gesehen haben, um sich eine Vorstellung von diesem großartigsten aller Uhrwerke aus Menschengliedern zu machen. Die Scenen in der großen Halle für Annahme der Postsendungen an solchen Abenden sind schon oft in deutschen Blättern geschildert worden; aber wenn mit dem Schlage 6 Uhr die große viereckige Oeffnung, durch welche immer dichter Briefe und Packete hineinflogen, wie mit Donner und Blitz geschlossen ist, fängt erst die wahre Arbeit vieler Hunderte von Händen im Innern an. Es gilt, bis zum Abgange der Nachtposten die ganze Correspondenz der Dreimillionenstadt und der benachbarten Gegenden umher nach ihren sich tausendfach durchkreuzenden Richtungen zu sichten und zu sondern. Von diesem Haupt-Postamte aus werden bloß die Briefe befördert, welche mit E. C. (East-Central), dem östlichen Central-Distrikte, in welchem das Postamt selbst liegt, bezeichnet sind. Die anderen neun Post-Distrikte Londons gelten jeder für eine besondere Poststadt, welche die für sie bestimmten Briefe in besonderen Beuteln erhalten, wie sie dieselben auch unter sich ohne Vermittelung des Haupt-Postamtes gegenseitig auswechseln. Dadurch ist der Druck und das Gedränge im Hauptcentrum sehr vertheilt und erleichtert worden. Aber an Freitag-Abenden geht es noch immer toll genug zu. Es gilt, die Berge von Briefen, Packeten und Kreuzbänden in unabsehbare Reihen von kleinen Taubenlöchern, je nach dem Orte, verschwinden zu lassen, von da aus zu stempeln und jedes Stück mit Blitzesschnelle in den rechten Sack zu stecken. Da nun an diesem Abende auch alle Wochenblätter und Sonntags-Zeitungen ihre neuesten Nummern nach allen Richtungen der Windrose aufgeben und nicht selten auch Monats-Magazine und sonstige Bücher, auch viele Cirkulare und Muster hinzukommen, gränzt es sogar an Wunder, wie diese Hände bis um zehn Uhr alles richtig geordnet und auf die Eisenbahnhöfe gebracht haben.

Buchpackete können zwei Fuß lang und einen Fuß breit sein. Die Post für Versendung von Mustern und Proben wurde 1864 eingerichtet, und im Jahre darauf mußte die Post schon 1,280,000 Sendungen der Art, darunter Thee, Zucker, Kaffee, Hopfen, Sämereien, Getraide, Bohnen, Linsen und Erbsen 2c. bis Mausefallen, Uhrwerken, Blutegeln, Pharao-Schlangen 2c., d. h. sehr viel mehr, befördern.

Unter diesen Mustern kam nämlich auch einmal ein Stück menschlicher Arm zum Seciren für einen Mediziner vor. Was die Post manchmal in Bezug auf Cirkulare leisten muß, geht in's Unglaubliche. So übergab die kirchliche Harmonie-Gesellschaft für ihr Konzert im Krystall-Palaste der Post an Einem Tage 400,000 verschieden adressirte Programme, und zwar an demselben Tage, als 100,000 andere Cirkulare im Haupt-Postamte abgegeben worden waren. Solche regelmäßige Unregelmäßigkeiten kommen sehr häufig vor, am Aergsten aber jeden 13. und 14. Februar. Letzterer ist der St. Valentinstag zur Erinnerung an den Heiligen der Liebe und Ehe, an welchem alle Kinder, Kindermädchen, Mädchen und Jungen, auch unzählige Alte aller Stände sich gegenseitig ihre mehr oder weniger kostbaren, witzigen, oder schnöden Herzenswünsche und Liebeserklärungen zusenden. Im kleinen Maßstabe erinnern unsere Neujahrswunsch-Sendungen daran. Aber 1866 hatten die Londoner postmen am 14. Februar nicht weniger als 897,900 Valentines zu expediren. Diese waren das Jahr darauf auf 1,199,142 gestiegen und mit 11,242 Pfund Sterling Postgeld bezahlt worden.

Zeitungen und Zeitschriften werden in einem an Eisenstäben hängenden Zimmer sortirt, in welches sie durch genial angebrachte Flaschenzüge hinaufgezogen werden, um von hier aus in Säcke verpackt auf schiefen Ebenen in die draußen stehenden Postkarren hinunterzugleiten. Das geschieht namentlich Freitag-Abends so massenhaft, daß man von Papier und Säcken kaum die Hunderte von Menschen dazwischen sehen kann. Und doch hat die Post kein Monopol darauf, so daß der Haupt-Zeitungs-Distributeur, Mr. Smith, in seinem ungeheuren Steinpalaste am Strand jede Nacht bis zum Morgen mehrere Dutzend Wagen mit Zeitungen füllt und für die ersten Züge in die Eisenbahnhöfe schafft. Von hier aus fliegen sie so schnell im Lande umher, daß Hunderte von Meilen weit die Leute ihr tägliches Neuigkeits-Frühstück oft früher erhalten, als in London. Wo auch die Züge halten, überall stehen schon Agenten mit offenen Armen, in welche Jedem sofort sein Neuigkeitssack geworfen wird, da schon unterwegs Alles zu diesen Würfen vorbereitet wird. Das auf jedem Zuge mitreisende Postamt nimmt sogar, ohne anzuhalten, unterwegs Briefbeutel und Zeitungspackete im vollen Laufe des Zuges mit. An der Seite dieses Postamtes nämlich ist ein nach außen sich weitender Netzsack so ausgespannt, daß die am Wege aufgehangenen Packete gerade hineinpassen und so von dem vorüberstürmenden Zuge in dem Netze mit fortgerissen werden.

Die achthundertsechsundsechzig Zeitungen und Zeitschriften, die vor zehn Jahren in England erschienen, waren bis zum Anfange dieses Jahres auf 1324 gestiegen. Von diesen kommen auf das eigentliche England 1004, davon 253 auf London (der Zahl nach wird das verhältnißmäßig kleine Berlin wohl nicht besonders zurückstehen) und 751 auf die Provinzen, auf Wales 49, Schottland 132, Irland 124 und 15 auf die britischen Inseln. An täglich erscheinenden Zeitungen ist Deutschland bedeutend überlegen, denn in England erscheinen bloß 85, in Wales eine, in Schottland 12, in Irland und auf den britischen Inseln 13. Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß die Times allein, welche, in's Deutsche übersetzt, täglich etwa acht Bände in Leihbibliotheks-Format bilden würde, in Massenhaftigkeit, Inhalt und Verbreitung alle anderen Zeitungen schlägt und die am wenigsten verbreitete Londoner Tageszeitung die abonnentenreichste Deutschlands immer noch bei Weitem übertrifft. Manche Journale haben mehr Abonnenten, als selbst die „Gartenlaube“. Das „London-Journal“ ließ wenigstens Einmal wöchentlich über 500,000 Exemplare drucken. Der deutschen Presse fehlen noch manche Flügel für eine englische Verbreitung, und denen, welche ihr gewachsen sind, werden aus Staatsrücksichten immer noch Bleigewichte angehängt oder wenigstens die Schwungfedern beschnitten.

Registrirte, d. h. rekommandirte Briefe mit Geld und sonstigen Werthen, unterliegen natürlich einer besonderen sorgfältigen Controle. Nichtsdestoweniger erhält die Post noch ungeheure Massen von Geld- und Werthbriefen ohne Declaration, obgleich sie dann sehr häufig geplündert werden. Sogar Postmarken sind nicht sicher, da niedere Postbeamte und Briefträger so feine Nasen haben sollen, daß sie dieselben riechen und dann geschickt herausnehmen.

Bei der Masse von gleichen Namen von Straßen und der willkürlich angebrachten Hausnummern, sowie den Tausenden, welche entweder gar nicht oder nur unleserlich und unrichtig schreiben können, spielt das besondere Haupt-Postamt für todte, d. h. nicht ablieferbare Briefe eine große Rolle. Es hatte 1865 über nicht weniger als 3,518,000 Briefe zu verfügen, welche von besonders geübten Beamten nochmals in ihren Adressen genau geprüft und zu einem großen Theile richtig entziffert und abgeliefert oder dem ermittelten Absender zurückgestellt und nur nach beiden vergeblichen Mühen von der Post selbst vernichtet oder anderweitig verwerthet werden. Erstaunlich dabei ist, daß 1865 zwölftausend Briefe mit ganz weißen Couverts ohne irgend eine Adresse der Post übergeben wurden und diese dreitausendsiebenhundert Pfund Sterling in Form von Wechseln, Banknoten und geprägtem Gelde enthielten. Ein Andermal fand sich in Papier eingeschlagen, auf beiden Seiten offen und mit unleserlicher Adresse ein Packet mit fünftausend Pfund Banknoten. Auch an naiven und gemüthlichen Adressen ohne wirkliche Namen fehlt es niemals. Die Blumenlese daraus liefert gar komische und selbst rührende Beispiele. So lautete eine Adresse: My dear father in Yorkshire at the white cottage with the green paintings. Dies erinnert an einen einmal in Berlin abgelieferten Brief mit der Aufschrift: An unseren lieben Herrn Professor, es stehen zwei Bäume davor.

Ein Andermal fand sich ein Brief so adressirt:

Mr. — Travelling Band, one of the Four playing in the street
Persha (Pershore)
Worcestershire.

Auch die folgenden sind nicht übel.

„E. R. — a cook as lived tempery with a Mrs. L — or some such a name, a shoemaker in Castle-street about No. — Hoborn in 1851; try to make this out. She is a Welch person about 5 feet 1 stoutish. Lives in service some wheere in London or naboured. London."

This is for her that „maks" dresses for Ladies, that lives at tother side of rode to
James Brocklip
Edensover
Chesterfield.

Nr. 3. This is for the young girl that wears spectacles, who minds two babies
30 Sherrif-street
Off Prince Edwin-street
Liverpool.

Auch die Zahl der Briefe, in welchen das Postamt gebeten wird, unbestellbare Briefe durchaus nicht zurückzuschicken, ist sehr groß; es herrscht nämlich ein ziemlich verbreiteter Aberglaube, daß solche „todte" Briefe, in's Haus zurückgebracht, Tod bringen.

Daß die Post, wie überall, auch vielfach als unbewußter Bote und Agent von Schwindeleien und Verbrechen mißbraucht wird, läßt sich denken und kann ihr nicht weiter zur Last gelegt werden, da sie wie die Sonne ihre Wohlthaten unparteiisch Gerechten und Ungerechten zu Gute kommen läßt. Schwindler benutzen ganz besonders das poste-restante sehr häufig, um sofort zu verschwinden, wenn an dem bestimmten Orte sich die Gefahr der Entdeckung einstellt. Auch auf schwindlerische Anzeigen muß die Post viel tausendweise die Briefe der Gimpel und Gläubigen gewissenhaft befördern, wobei sie nur selten zufällig und leider oft zu spät durch Oeffnung von todten Briefen zur Entlarvung und Bestrafung der Schuldigen beitragen kann.

Unbestellbare Briefe, bis jetzt etwa drei Millionen jährlich oder ein halbes Procent aller Briefe, werden endlich vernichtet, oder wenn sie Werth enthalten, zwei Jahre lang aufgehoben, während welcher Zeit die Eigenthümer sie wieder zurückfordern können. Was dann zurückbleibt wird zu Gelde gemacht und Alles der Lebensversicherung für die Postbeamten zu Gute geschrieben.

Zeitungen und Zeitschriften müssen der Post franco durch Marken übergeben werden. Da letztere, oft schlecht aufgeklebt, sich ablösen oder das ganze Kreuzband abspringt, werden solche verletzte Sendungen — 1865 im Betrage von 1,200,000 — als Makulatur gesammelt. In Folge eines verbesserten Klebestoffs fiel diese Zahl 1866 auf 760,000, und die Times setzt hinzu, daß, wenn die Leute sich das Lecken des Klebestoffs an Briefen und Briefmarken abgewöhnen wollten und sie bloß benetzten, diese Zahl noch bedeutender abnehmen würde.

Unter der Oberaufsicht des Haupt-Postamtes stehen seit einigen Jahren auch die Sparkassen mit ihren Tausenden von Verzweigungen durch das ganze Land hindurch und selbst in kleine Dörfer hinein, die Regierungs-Versicherungsanstalten und die Jahresrenten-Büreaux, welche ebenfalls Millionen von Sendungen in Form von Briefen und Geldanweisungen im lebhaftesten und leichtesten Austausch durch das ganze Land cirkuliren lassen. Für letztere Anstalten wird dem großen Haupt-Postamte gegenüber ein besonderes Riesengebäude errichtet, welches an Größe das stattliche Postgebäude selbst übertreffen soll, besonders da das Centralbüreau für Geldanweisungen, an und für sich schon eine der großartigsten Anstalten des ganzen Landes, darin aufgenommen werden soll.

Das ganze Postwesen brachte dem Staate im Jahre 1865 1,482,522 Pfund Sterling Reingewinn, welcher dieses Jahr voraussichtlich auf mehr als 2,000,000 oder etwa 15,000,000 Thaler steigen wird. Das preußische und sonstige Postämter in Europa haben sich lange gesträubt, den Postverkehr durch Wohlfeilheit und andere Tugenden zu beflügeln, weil sie Verringerung ihres Reingewinns fürchteten. Sie ließen sich durch die glänzenden Erfahrungen in England nicht belehren. Nun hat endlich Preußen — spät kommst du, doch du kommst — einen guten Anfang gemacht; aber das wird nicht viel helfen, so lange die Eisenbahn-Directionen (manchmal sechs bis acht für je eine und meist mit sehr problematischer oder gar keiner Vorbildung) als monopolisirte Anstalten der Vertheuerung und Erschwerung des Verkehrs ungestraft ihre Bleigewichte an die Dampfschwingen Merkurs hängen dürfen, um ihre persönlichen Millionen auf Kosten des Publikums und der Kultur zu vermehren.

Türkei.

Bosnien und die Herzegowina.*)

Neben der bürgerlichen Emanzipation der christlichen Völkerschaften in der Türkei ist die geistige eine nicht minder wünschenswerthe Anforderung, ja die geistige Befreiung und culturelle Ausbildung ist eigentlich die solide Unterlage, auf der sich das gedeihliche Staatswesen aufbaut, befestigt und erhält. Diese Erkenntniß ist noch zu wenig in die türkischen Rajahs eingedrungen; zu niedrig ist noch die Bildung unter diesen unzufriedenen und instinktiv aufständischen Völkern selbst, und zu gering ist wieder andererseits die Einsicht von den rechten Heil- und Hilfsmitteln und deren planmäßig einverständlicher Anwendung bei den mächtigen Protektoren und Sachwaltern; zu groß ist noch die Eifersucht und das gegenseitige Mißtrauen, unter den beschützenden Mächten selbst, als daß in nächster Zeit das Ziel der Lostrennung und Selbständigkeit schon erreicht, das Befreiungswerk schon gelingen sollte.

Andere einwirkende Ursachen: der Organismus, die Lebensfähigkeit und die Widerstandskraft des muselmanischen Reiches, sind natürlich auch in Anschlag und Rechnung zu bringen, wie man nicht minder den Zustand, die Einrichtungen und die Leistungsfähigkeit der christlichen Stämme in den Calcül ziehen muß, und wer sich über den Orient genau unterrichten will, darf die einen nicht gering schätzen, die andern nicht zu hoch taxiren: er muß beide auf die gerechte Wagschale legen und abwägend einander entgegenhalten, er muß von dem Schwergewicht und dem Werthgehalt jedes im Besondern Kenntniß nehmen. Zur Bereicherung dieser nothwendigen Kenntniß verhilft uns Major Roskiewicz in seinem vorliegenden Werke. Der Verf. führt uns in alle Zweige der türkischen Civil- und Militair-Verwaltung ein, vergißt aber dabei nicht, auch die Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Bevölkerung zu beschreiben. Die Bewohnerzahl Bosniens sei zwar nicht genau anzugeben, da eine Volkszählung bisher noch nicht vorgenommen wurde, doch schätzt der Verf. die Bevölkerung Bosniens auf 796,000 Seelen auf einem Flächenraum von 760 Quadratmeilen, jene der Herzegowina auf 230,000 Seelen auf einer Bodenfläche von 220 Quadratm. Dazu der Distrikt Novibazar mit 125,000 Einwohnern auf 125 Quadratmeilen. Bei der Aufzählung der Religions-Bekenntnisse befolgt der Herr Major konsequent die früher in Oesterreich in allen Lehrbüchern der Geographie gebrauchte und beliebte judenfeindliche Methode, wonach man die Juden auf der Gesellschaftsstufe immer den Zigeunern gleichstellte und daher bei der Vorführung der Bevölkerung nach Confessionen stets mit dem Refrain schloß: „Juden und Zigeuner". Der Verf. schreibt also: „Die Bevölkerung besteht der Religion nach aus Mohammedanern, Katholiken, Griechen, Juden und Zigeunern". Wir wollen ihm, dem kaiserl.-königlichen Major, keinen Vorwurf daraus machen; er hat das mit der Muttermilch eingesogen, und wird vielleicht bei der jetzigen liberalen Regierung in Oesterreich inne werden, daß die Juden den Katholiken gleichgestellt sind, daß sie aber auch sonstwo in der Cultur mindestens den Griechen gleich oder diesen um ein Menschenalter voraus sind. Die Zigeuner können überall auch gesondert stehen, wenn man Niemand verletzen will.

Die herrschende Volksklasse in den beiden Ländern sind natürlich die Mohammedaner, deren Zahl man auf 383,000 Köpfe (Bosnien: 323,000, Herzegowina: 60,000) veranschlagen kann. Die Katholiken (135,000) in Bosnien verdanken die Ausbreitung und Erhaltung ihres Glaubens den Franziskanern, welche um das Jahr 1223 nach Bosnien kamen, da einen großen Einfluß gewannen und jetzt bei Mohammedanern wie bei den Katholiken in hohem Ansehen stehen. Doch sind die katholischen Gemeinden noch sehr lästigen Beschränkungen unterworfen. Geläutet darf nicht werden, und das Einberufen der christlichen Gemeinde zum Gottesdienste geschieht durch Schlagen auf eiserne Scheiben. Der Verf. stellt hier als Aehnlichkeit die Schlagzeichen auf Bretter für die Cavallerie in den Cantonnirungen auf; er hätte besser die bei den Juden früher und sporadisch noch jetzt gebräuchlichen Gebet-Signale, das sogenannte „Schulklopfen", als Vergleich anbringen können. In Bosnien und in der Herzegowina zählen die Juden, dort 5200, da 500, zusammen in muthmaßlicher Schätzung 5700 Seelen. Sie sprechen die Sprache ihres heimatlichen Ursprungs, das Spanische, treiben fast durchgehends Handel, haben einen Ober-Rabbiner (Hachambascha) und sind von der Bevölkerung geachtet. Die Griechen (nichtunirte) bilden jedoch den größten Theil der Bevölkerung und haben in Bosnien (460,000) und in der Herzegowina (75,000) eine Gesammtzahl von 535,000 Seelen.

Um die Mohammedaner richtig beurtheilen zu können, giebt der Verf., da der Koran sämmtliche Rechts- und Gesetzesbestimmungen wie die Religionssatzungen umfaßt, diese Grundsätze in allgemeinen Zügen, und wir wollen ihn auf diesem Zuge kritisch begleiten. Er setzt das Geburtsjahr Mohammed's in das Jahr 571 n. Chr. (Andere nehmen das J. 569 an), und verlegt die Hedschra (nach Hammer-Purgstall: Hidschret: Flucht Mohammed's) in das J. 622 n. Chr., von wo die mohammedanische Zeitrechnung beginnt. Er gesteht selber zu, daß „der größte Theil der Lehrsätze des Koran den jüdischen Gesetzbüchern entnommen ist", daß die Beschneidung, das Verbot des Bilderbesitzes, das Ablegen der Pantoffeln als Ehrfurchts- und Ergebenheits-Zeichen (welches der Autor mit Recht auf die biblische Anweisung im zweiten Buch Moses' beim brennenden Dornbusch zurückführt), die Waschungen ꝛc., daß also „der Islamismus im Ganzen eine Wiedergeburt des Judenthums ist" S. 231) — und doch stellt er die Behauptung auf, daß zu der mohammedanischen Sittenlehre, welche nach seiner Ansicht im Koran „am Vollkommensten durchgeführt" sei, „die Lehre Jesu den Leitfaden gegeben" habe (S. 201), und meint anderwärts wieder (S. 212), daß der Prophet bei der Vorschrift der Bäder und der Waschungen „das Beispiel Johannes des Täufers" im Auge gehabt habe, wiewohl auch schon die Juden ähnliche Waschungen vorgenommen haben sollen.

Der Herr Major citirt den „Dr. Geiger"; wenn er den Rabbiner Dr. Abraham Geiger meint, wird er wissen, daß dieser in seiner preisgekrönten Schrift: „Was hat Mohammed dem Judenthum entlehnt?" auf's Bündigste nachgewiesen hat, daß Mohammed vorzugsweise das Judenthum sich zum Muster genommen und diesem die wesentlichsten Satzungen und Gebräuche der mohammedanischen Religion nachgebildet hat. Selbst die vom Koran vorgeschriebene und strengbefolgte Lehre, wonach man nie etwas unternehmen oder verheißen soll ohne den Zusatz: „Inschallah, so Gott will", welche Lehre dem Verf. als Beweis des vom Koran aufgestellten und gepredigten Prädestinations-Glaubens gilt — selbst diese religiöse Uebung ist den Juden abgelauscht. Der fromme Jude verspricht nie etwas und

*) Studien über Bosnien und die Herzegowina von Johann Roskiewicz. Mit 11 Abbildungen und einer Karte. Leipzig und Wien, F. A. Brockhaus, 1868.

bestimmt nie einen Tag für eine beabsichtigte Arbeit oder Geschäfts-Unternehmung, ohne daß er hinzufügte: „Im jirzeh haschem (אי״ה), so Gott will". Das thut der Jude aus inniger Frömmigkeit und Herzenseinfalt, aus Ehrfurcht und Ergebenheit für seinen Schöpfer, dem er damit die vollständige Unterwürfigkeit und sein gränzenloses Vertrauen in die göttliche Güte und Allmacht bezeigen will, ohne daß er dabei an Prädestination denkt oder glaubt.

Der Verf. zeichnet auch in richtiger Erkenntniß den Charakter der Mohammedaner in folgenden Strichen: „Unterwürfigkeit, Ruhe, Ergebung in einen höhern Willen, Ehrlichkeit, Treue, Wohlthätigkeit, Dankbarkeit für erwiesene Dienste, bilden die Grundzüge eines altgläubigen Muselman, und überhaupt die der mittlern und untern Volksschichten; Schlauheit, Eigendünkel, Habsucht zeichnet den freidenkenden, Trägheit, Unwissenheit und Bestechlichkeit aber einen großen Theil der Islamiten aus." Von ihrem künftigen, bessern Geschick oder von ihrer „auch nur scheinbaren Größe" hält der Verf. nichts, denn es könne da nichts Ersprießliches geleistet werden oder Gutes gedeihen, „wo das Religionsgesetz das Staatsgesetz ist", und er meint, daß die Muselmanen, ihre Zukunftslosigkeit selbst fühlend, nur noch den Erhaltungstrieb besitzen, dereinst unreformirt zusammenschrumpfen und ihre politische Selbständigkeit einbüßen werden. H. L. B.

Kleine literarische Revue.

— **Die Göthe- und Schiller-Ausgaben des bibliographischen Instituts.** Von der „Bibliothek der deutschen National-Literatur" (Verlag des bibliographischen Instituts in Hildburghausen) liegen jetzt bereits achtzehn Lieferungen vor. Die zuletzt erschienenen enthalten von Goethe u. A. Iphigenie, Tasso, die natürliche Tochter; dazu ein ausführliches Verzeichniß der Lesarten, so daß für Goethe das für das erste Subscriptions-Halbjahr gegebene Versprechen schon erfüllt ist, eine Pünktlichkeit, die dem Herausgeber wie dem Verleger zur Ehre gereicht. Die vier letzten Lieferungen der Werke Schiller's enthalten Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart und außerdem eine von dem Herausgeber Heinrich Kurz geschriebene Biographie des Dichters.

— **Frau Holl's Brautschleier.***) Die Fluth der bellettristischen Erzeugnisse, welche in unseren Tagen einen religiösen, sozialen, philosophischen oder gar politischen Standpunkt herausfordern, ist nachgerade so furchtbar gestiegen, daß es uns fast wie Märchen oder Zauberei vorkommt, wenn ein schon 15—16 Druckbogen starkes Werklein es tapfer wagt, nichts weiter, als eine anspruchslose Erzählung in anmuthiger und darum ansprechender Form sein zu wollen. Dieser letzteren Art ist die vorliegende Novelle von Clotilde von Schwarzkoppen: „Frau Holl's Brautschleier" betitelt. Ob die Verfasserin in ihrer Ueberschrift auf die „Frau Holle" der germanischen Göttersage, beziehungsweise der späteren Volksüberlieferung anspielen wollte, ist mindestens wohl zweifelhaft, weil ihre Frau Holl, die nur eine Nebenfigur der Geschichte ist, nicht die Züge der nordischen Liebesgöttin holdseligen Andenkens, sondern die eines alten, grämlichen und dabei sehr tugendstrengen Mütterchen trägt. Aber, daß ein Schleier und zwar ein in Folge böser Verkettung unbenutzt gebliebener Brautschleier, der über ein Menschenalter hindurch im Kasten geruht hat, der neckischen, etwas eigensinnigen, doch im Seelengrunde braven, tüchtigen und gutherzigen Heldin Susanne urplötzlich das Verhängniß ihres nahe an's Scheitern gerathenden Lebensglückes bereitet, ist immerhin eine wohlthuend erfrischende Erinnerung an den gemüthreichen Sagenschatz unseres Volks und inmitten der modernen Gesellschaft und des modernen Treibens keinesweges zu verachten. Wie dem auch sei, ein poetischer Hauch durchweht die Blätter des Büchleins, während die mit zarter, aber zugleich sicherer Hand gezeichneten Gestalten aus der lebendigen Wirklichkeit herausgegriffen, oder doch in jedem Falle ästhetisch möglich erscheinen. Die ränkevolle Minni, deren Diebstahl an dem Brautschleier die Katastrophe schürzt, hat freilich mancherlei mit einer sehr gelungenen Figur in Thackeray's „Vanity fair" gemein, indessen der Hauptsache nach, wie in den Einzelheiten aller übrigen Charaktere, ist die stylistisch gut abgerundete Erzählung durchaus originell, zumal neben lieblichen Naturschilderungen ein lokaler Ton der höheren Gesellschaft der Mark Brandenburg, der geschickt angelegt ist, unverkennbar dem Ganzen Färbung und sogar Stimmung verleiht. T. v. B.

*) Frau Holl's Brautschleier, von Clotilde von Schwarzkoppen. Potsdam, Verlag von Eduard Döring. 243 S. kl. 8.

— **Zur Förderung des Austern-Betriebs.***) Das Verdienst, die Gründung einer rationell betriebenen norddeutschen Austern-Fischerei neuerdings lebhafter angeregt zu haben, gebührt dem für Fortschritte solcher Art unermüdlichen General-Consul a. D. J. J. Sturz. Vor acht Jahren veröffentlichte derselbe eine Schrift über den „Fischfang auf hoher See", welche seitdem mehrfache praktische Versuche angeregt und auch sonst bei solchen als Materialiensammlung vielfach Dienste geleistet hat. Am 30. März d. J. fand zu Bremen die General-Versammlung einer „Ersten Deutschen Nordsee-Fischerei-Gesellschaft" Statt, deren Flotille (nach dem Jahresberichte) Ende vorigen Jahres aus vier in England gekauften und zehn an der Weser erbauten Kuttern bestand, wozu jetzt noch zwei im Januar und Februar in Bremerhaven erbaute Kutter hinzukommen. Durch ein so eben erschienenes neues Schriftchen: „Austern-Betrieb in Amerika, Frankreich und England, mit Hinblick auf die deutschen Nordsee-Küsten", versucht nun Herr Sturz die Anregung zur Gründung einer Gesellschaft für rationelle Austern-Kultur an den Küsten und Inseln der Nordsee. Der Verfasser entwickelt die natürlichen Bedingungen der Austern-Kultur; die ungeheure Vermehrung der Auster durch Anlegung künstlicher „Austernbrüte-Boote" und richtiges „Aussäen der Austern", und bringt Belege dafür durch Mittheilungen über Verfahren und Erträge der Austern-Kultur in Amerika, Frankreich und England.

— **Hilfsmittel zum Selbstunterricht in fremden Sprachen.** Die Hast und Unruhe unseres Jahrhunderts des Dampfes hat sich auch auf das Gebiet des Wissens verpflanzt. Man verlangt heutzutage, Kenntnisse schneller und müheloser sich anzueignen, als in früherer Zeit, und muß es verlangen, da von Jahr zu Jahr die Summe dessen, was man als Bestandtheil der allge-

*) Austern-Betrieb in Amerika, Frankreich und England, mit Hinblick auf die deutschen Nordsee-Küsten. Von J. J. Sturz. Berlin, Fr. Kortkampf, 1868.

meinen Bildung in sich aufzunehmen hat, bedeutendere Dimensionen annimmt. Namentlich ist es das Studium der modernen Sprachen, was man gern in dieser Weise abzuthun wünscht, wozu noch der Umstand tritt, daß sehr Viele geneigt sind, sich derartige Sprachkenntnisse zu erwerben, denen Alter und Lebensstellung die Benutzung eines regelmäßigen, durch einen Lehrer geleiteten Unterrichts nicht gestatten. Hierdurch wurde ein Bedürfniß geschaffen, das Abhilfe gefunden hat in den sogenannten, für das Selbststudium der Sprachen bestimmten Unterrichtsbriefen, ein Lehrmittel, das von strengen Fachgelehrten allerdings, und von ihrem Standpunkte aus nicht mit Unrecht, verworfen wird, das sich aber im Publikum nichtsdestoweniger einer großen Theilnahme erfreut. Die ersten, welche mit dieser neuen Lehrmethode, und zwar gleichzeitig für die französische und englische Sprache auftraten, waren die Herren Toussaint und Langenscheidt, deren Werk jetzt bereits die dreizehnte Auflage erlebt hat.*) Es haben sich zu der Arbeit je ein Franzose und ein Deutscher und ein Engländer und ein Deutscher vereinigt, wodurch den Eigenthümlichkeiten jeder Sprache Rechnung getragen ist, so daß der Schüler bei einer gewissenhaften Benutzung des systematisch und übersichtlich geordneten Materials eines guten Erfolges sicher sein kann. Die Methode Toussaint-Langenscheidt berücksichtigt vorzugsweise das Sprechen und beschäftigt sich, ohne das Wissenschaftliche zu verabsäumen, zunächst mit dem Praktischen, wogegen neuerdings erschienene Unterrichtsbriefe der französischen Sprache von Charles Noël**), Verfasser mehrerer sprachwissenschaftlicher Arbeiten, weit mehr das Wissenschaftliche betonen. Der Verfasser begründet seinen brieflichen Unterricht auf die moderne und klassische französische Literatur und seine gediegene Methode dürfte sich daher ganz besonders Denen empfehlen, welchen es in erster Linie auf das Wissen und erst in zweiter auf das Können ankommt. Eine dritte uns vorliegende Probe sind die Schlössing'schen Unterrichtsbriefe der englischen Sprache, welche sich uns mehr dem Toussaint-Langenscheidt'schen System anzuschließen scheinen. Schließlich sei noch bemerkt, daß keiner der Herren Verfasser einen „Nürnberger Trichter" besitzt oder zu besitzen vorgiebt, sondern daß sie sämmtlich darauf hinweisen, das Studium einer Sprache biete bedeutende Schwierigkeiten, die nur durch anhaltenden Fleiß, durch unermüdliche Ausdauer überwunden werden können.

Literarischer Sprechsaal.

Der bevorstehende Zusammentritt des allgemeinen deutschen Zollparlaments in Berlin giebt dem wackern Volksmanne Moritz Müller in Pforzheim (Baden) im dortigen „Beobachter" Anlaß zu Betrachtungen über das, „was von unserer Partei zu thun ist", und daraus heben wir Folgendes als das Wesentlichste hervor: „Die Einigung Deutschlands wird nur erfolgen durch den Eintritt Süddeutschlands in den norddeutschen Bund. Jede andere Einigung hätte zu ihrer Voraussetzung die Zerstörung des soeben geschaffenen Staatswesens, das dreißig Millionen Menschen umfaßt. Diese Zerstörung könnte nur vermittelst des Auslandes erfolgen. Die Hilfe des Auslandes wäre an sich durchaus nicht zu verdammen, wenn es klar und erwiesen wäre, daß wir wirklich mit Hilfe desselben die Einheit Deutschlands rascher oder mit etwas mehr Freiheit erreichen könnten. Aber am Allerwenigsten wird diese Hoffnung mit Frankreichs Einmischung in Erfüllung gehen, denn die Erfahrung lehrt es zu augenscheinlich, daß die Franzosen uns nur eine untergeordnete Rolle in der Politik gönnen, um lieber selber die erste Violine spielen zu können. Wenn wir ferner bedenken, daß zu den ärgsten Feinden des Eintritts der süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund die Ultramontanen gehören, jene Klasse Menschen, welche kein Vaterland kennen und nun in Wuth sind, daß wir den Grund zu Einem deutschen Staat zu legen begonnen haben, so bekennen wir: In Erwägung, daß alle diese Feinde unserer Einheit, dieses Pfaffen- und dieses Franzosenthum ꝛc. für den eingeschlagenen Weg ihren Haß und Zorn in verdoppelter Weise an den Tag legen; in Erwägung, daß ein anderer Plan, so schön er sich auch auf dem Papier ausnimmt, ein va banque-Spielen genannt werden muß, wenn man die Mittel und Kräfte in's Auge faßt, mit welchen gewisse Theorieen in's Werk gesetzt werden sollen; in Erwägung, daß es nur an uns selbst im Volke liegt, wenn die jetzigen unvollkommenen Zustände nicht in bessere Bahnen geleitet und der eingeschlagene Weg nicht freiheitlicher geebnet wird, — halten wir den Eintritt der süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund für den einzigen praktischen Weg, für die vernünftigste Politik, um in Europa und in unserem Vaterlande einen segensreichen Frieden herbeizuführen, einen Frieden, der auch den freiheitlichen Bestrebungen noch mehr Raum gestattet. All das wurde an hunderttausendmale allüberall erklärt."

Dem Journal des Débats geben die gegenwärtigen constitutionellen Vorgänge in England und Oesterreich zu elegischen Betrachtungen und zu Vergleichungen Anlaß, die natürlich nicht zum Vortheil des heutigen Frankreich und seiner politischen Bildung ausfallen. Auf das, was das englische Parlaments-Mitglied Goldwin Smith kürzlich bei einem politischen Festmahl in Brighton über den Fortgang der parlamentarischen Reformen und die Nothwendigkeit der Aufhebung der Staatskirche in Großbritannien und Irland gesprochen, und auf das, was Graf Anton Auersperg im Herrenhause in Wien über die katholische Kirche Oesterreichs gesagt, „die ihre große apostolische Mission fortsetzen könne, ohne darum der Privilegien und der ausschließlichen Rechte zu bedürfen, die sie jetzt hier besitze", weist das Journal des Débats, das Organ der Altliberalen in Frankreich, mit einer gewissen Wehmuth hin. Es sagt: „Auf der Rednerbühne unseres gesetzgebenden Körpers bedarf es großen Muthes, um eine Idee auszusprechen, wie die des Grafen Auersperg; sie findet hier kein Echo und ist eine Stimme in der Wüste. Als Herr Jules Simon, vor zwei oder drei Monaten, aus Gewissenspflicht und um des Principes wegen, die undankbare Aufgabe übernahm, den Anmaßungen unseres Clerus gegenüber ein freies Wort zu sprechen, da hat man sich nicht einmal die Mühe genommen, ihm zu antworten".... „Es ist nicht unsere Absicht," bemerkt das geachtete Journal, das seit sechzig Jahren stets eine würdige, gemäßigte Haltung beobachtete, „unsere Leser durch einen für unsere nationale Eigenliebe nur zu peinlichen Vergleich zu betrüben; aber man wird es uns nicht verargen, wenn wir es tief bedauern, daß im Vaterlande Montesquieu's gerade jene schönen, im Geiste forschenden Untersuchungen und jene hohen Studien verboten sind, die nicht allein einen mach-

*) Berlin, 1868.

**) Brünn, Fr. Karafiat, 1868.

tigen Antrieb für den Fortschritt der Gesellschaft bilden, sondern auch eine der edelsten Beschäftigungen des Verstandes und ein Ehrenpunkt unter den Zielen des menschlichen Geistes sind."

Bunsen's Memoiren (A Memoir of Baron Bunsen) sind soeben, in zwei stattlichen Bänden, herausgegeben von seiner Witwe, einer hochgebildeten englischen Dame, bei Longmans in London erschienen. Wir werden nächstens über den Inhalt dieses interessanten Werkes berichten, welches tiefe Einblicke in die Staats- und Kirchengeschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. und IV. gewährt. Einstweilen bemerken wir, daß eine deutsche Uebersetzung des Werkes, von Prof. Dr. Nippold, bei Brockhaus in Leipzig erscheinen wird.

Petermann's „Geographische Mittheilungen" (Heft IV.) enthalten höchst interessante Berichte über Karl Mauch's, des württembergischen Reisenden, Auffindungen von reichen Goldlagern in der südafrikanischen Transvaal-Republik. Die goldhaltigen Quarzstücke, welche Mauch aus Mosilikatse's Reich nach der englischen Gouvernements-Stadt Natal mitgebracht, haben dort, wie im ganzen Caplande, große Sensation gemacht, und man darf annehmen, daß in diesem Augenblicke bereits Diggers (Goldgräber) in Masse den Goldfeldern in der Transvaal-Republik zueilen. Herr Dr. Petermann hält es für nicht unwahrscheinlich, daß diese Goldfelder mit dem Ophir der Bibel und mit den Stätten identisch sind, von denen schon König Salomo den Goldreichthum bezog, mit welchem er den ersten Tempel von Jerusalem erbaute. — Transvaal in seiner jetzigen Ausdehnung ist nicht weniger als 5152 Quadratmeilen groß, verhält sich also zum Königreich Preußen, welches 6391 Quadratmeilen hat, wie 5 zu 6. Was bietet dieses Land allein für Raum für viele Millionen europäischer Auswanderer und Kolonisten! Karl Mauch hatte seit seinem Aufenthalt in Süd-Afrika werthvolle naturhistorische Sammlungen aller Art gemacht, zum Theil um seinen Lebensunterhalt durch ihren Verkauf zu bestreiten. Den Rest gedachte er nach Europa zu senden, aus Dankbarkeit für die ihm neuerdings gewordene Unterstützung. Bei der Rückkehr von seiner letzten Reise im December 1867 fand er zu seinem großen Leidwesen diese Sammlungen zerstört oder verdorben, sei es durch sorglose Ueberwachung, oder durch besonders ungünstige Zufälligkeiten. Nur seine werthvollen, während der Jahre 1866 und 1867 gemachten Mineralien-Sammlungen sind erhalten, und diese sollten, wie er in seinem letzten Briefe aus Natal vom 9. Februar schreibt, „mit dem nächsten Postdampfer an Oberstudienrath Prof. Dr. Krauß für die württembergische Regierung" abgeschickt werden, bisher die einzige deutsche Regierung, die dieses deutsche Entdeckungs-Unternehmen mit einem Geldbeitrag unterstützt hat (285 Thlr.) Auch für die „Deutsche Leop.-Carol.-Akademie" in Dresden, die zu allererst mit einem Beitrag von 150 Thalern vorangegangen war, stellt er eine bereits begonnene Arbeit in Aussicht.

Am 3. November 1867 wurde die in ihrer Art noch nicht dagewesene Erscheinung der Weltausstellungs-Messe auf dem Marsfelde von Paris geschlossen, und schon am folgenden Tage war dieser Mikrokosmos in ein Chaos verwandelt, das bald keine Spur mehr von der alten Herrlichkeit zeigte. Die französische Abtheilung dieser Welt im Kleinen war die erste, die unterging, da die Pariser sofort mit Tausenden von Wagen und Händen bereit standen, ihr Eigenthum in Sicherheit zu bringen. Minder gut erging es den Ausländern, die dabei wieder, wie bei den früheren Weltausstellungen in London und Paris, manche Einbuße und viele in die Höhe geschraubte Kosten zu tragen hatten. Die inneren Wände des großen Gebäudes, welche eine Nation von der anderen getrennt hatten, waren bald niedergerissen, und das Ganze bekam nun eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Thurm von Babel und seiner Sprachen- und Geistes-Verwirrung, welche letztere sogar den schönen reichen Pflanzengarten in der Nähe ergriff, der in einem Nu ausgerodet war. Von den einzelnen Bauwerken verschwand die orientalische Gruppe, die der Türken, Aegypter, Tunesen, Japanesen und Chinesen, zuletzt, da die Besitzer in ihrem gewohnten Phlegma den schnellfingerigen Franzosen und den mit Dampfmechanik arbeitenden Engländern nicht nachzukommen vermochten. Während des Winters verblieben zwar noch die gewaltigen Eisen-Rippen und Dachfirsten des Hauptgebäudes auf dem ungeheuern Marsfelde, aber bei dem herannahenden Frühjahr hat man Anstalt getroffen, auch diese zu entfernen, damit das Feld wieder seiner alten historischen Bestimmung des kaiserlichen Drillens und Manövrirens der waffenfähigen Jugend Frankreichs wiedergegeben werde.

Dr. Salviati aus Venedig, der die Musterausstellung des neuen Gewerbe-Museums von Berlin mit den reizenden Erzeugnissen der nach wissenschaftlich-künstlerischen Prinzipien wiedererweckten, alten venetianischen Glasfabrikation geschmückt, hat auch in London, St. James-Straße, eine reiche, allgemeine Anerkennung findende Ausstellung seiner Fabrikate eröffnet. Es sind dort einige alte kostbare Originale der seit langer Zeit verloren gegangenen venetianischen Kunst neben den Erzeugnissen Salviati's aufgestellt, und letztere geben nicht allein den ersteren nichts nach, sondern sie übertreffen diese noch an Mannigfaltigkeit und Schönheit der Formen und Farben. Ganz besonders interessiren sich die englischen Damen für die neuen venetianischen Glasperlen, aus denen die geschmackvollsten Hals- und Armbänder hergestellt worden sind.

In der Hochschule zu Baker, Kansas, in den Vereinigten Staaten bekleidet eine junge Dame, Namens Baldwin, den Lehrstuhl der griechischen Sprache. Bei der letzten Eröffnung des Schuljahres wurde sie von der Regierung angewiesen, die Eröffnungsrede zu halten. An der Hochschule von St. Lawrence (New-York) ertheilen Professorinnen Unterricht in der Volkswirthschaftslehre, im Plan- und Musterzeichnen 2c. Oberlin besitzt eine höhere Unterrichts-Anstalt, die ebenso viel von Damen, als von jungen Männern besucht wird. Zur Zeit des letzten Krieges verließen sämmtliche Jünglinge die Schule von Oberlin, um in die Reihen der Kämpfer einzutreten, und nur die weiblichen Studierenden blieben zurück. Jetzt hängt in einem der großen Säle dieses College ein Gemälde, welches das Lager von Dennison vorstellt und die Inschrift trägt: „Die Jünglinge im Lager von Dennison an die Mädchen von 1861, die liebsten Mädchen von der Welt." Eine andere bemerkenswerthe Erscheinung dieser Schule ist, daß eine Negerin einen Lehrcursus der englischen Grammatik vorträgt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 68.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51



Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] **Berlin, den 2. Mai 1868.** [**№ 18.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Voltaire, du Bois Reymond und die Ewigkeit der Gottesidee.

Die am Friedrichstage in der Berliner Akademie der Wissenschaften vom beständigen Secretair derselben, Herrn Prof. **du Bois Reymond, gehaltene Festrede über Voltaire ist kürzlich im Druck erschienen.***) Seit Friedrich der Große selbst vor neunzig Jahren, bald nach Voltaire's Tode in dieser Akademie sein im Feldlager von Böhmen verfaßtes Eloge auf den umfassendsten Geist des achtzehnten Jahrhunderts verlesen ließ, ist seiner an dieser Stelle nicht wieder in gleich würdiger Weise gedacht worden. Friedrich und Voltaire leuchten jedoch am Ruhmeshimmel des achtzehnten Jahrhunderts als ein ewig verbundener Doppelstern, dessen Bahn, wie verschieden auch die Elemente des Einen und des Andern waren, auf gleiche Weise durch die großen Kräfte der Geistesfreiheit und der Humanität bestimmt wurde.

Daß seit der Zeit Friedrichs der Name Voltaire's so selten neben dem des großen Königs genannt wurde, versuchte der Redner folgendermaßen zu erklären:

„Vergleicht man den unermeßlichen Ruhm, mit dem Voltaire das achtzehnte Jahrhundert erfüllte, einen Ruhm, der ihn zuletzt zu einer wahren Macht erhob, und dem sich in unserer Zeit höchstens der Alexander's von Humboldt genähert hat, mit der Geringschätzung, der Voltaire während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts unterlag, so bietet sich eine doppelte Aufgabe von hohem literar- und kulturhistorischem Interesse dar: den Grund für solche Wandlung aufzusuchen und vom heutigen Standpunkt aus von Neuem den wahren Werth und die ganze Wirkung des außerordentlichen Mannes festzustellen. Das Veralten seiner Poesie, die Beschränktheit seiner Aesthetik, die Seichtheit seiner Philosophie, die weltkundigen Schwächen seines Charakters: dies Alles möchte nicht ganz erklären, weshalb er den meisten unter uns so unbedeutend und gleichgiltig ward. So parador es klingt, die wahre Ursache möchte sein, daß wir Alle mehr oder minder Voltairianer sind — Voltairianer ohne es zu wissen, und auch ohne so zu heißen. Denn wir sind es nur in dem, was der Voltairianismus ewig Wahres enthielt, und nur die Anhänger streitiger Lehren nennt man, wie Voltaire fein bemerkt, nach deren Urhebern. So gewaltig ist er durchgedrungen, daß die idealen Güter, um die er ein langes Leben hindurch mit unermüdetem Eifer, mit leidenschaftlicher Hingebung, mit jeder Waffe des Geistes, vor Allem mit seinem schrecklichen Spotte rang, daß Duldung, Geistesfreiheit, Menschenwürde, Gerechtigkeit uns gleichsam zum natürlichen Lebenselement geworden sind, wie die Luft, an die wir erst denken, wenn sie uns fehlt; mit Einem Worte, daß, was einst aus Voltaire's Feder als kühnster Gedanke floß, heute Gemeinplatz ist."

Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft, und zwar durch seinen Antheil an der ersten Entwickelung des Gedankens über das Wesen der Wärme und ihre Fortpflanzung, ist es, was unserem berühmten Naturforscher als Ausgangspunkt seiner heutigen Festrede diente:

„Unter den kühnen, jedoch unbewiesenen Gedanken, welche Descartes in die Wissenschaft warf, befand sich auch der, daß die Summe der in der Welt vorhandenen Bewegung, wie die Menge der Materie, von Gott stets constant erhalten werde. Dies ist, wenn man von Epikur absieht, der Keim des Gedankens gewesen, der in unseren Tagen, nach zweihundert Jahren, von Herrn Dr. Julius Robert Mayer in Heilbronn, und von Herrn Helmholtz, als das letzte und höchste Prinzip der theoretischen Naturwissenschaft hingestellt worden ist, und einen so mächtigen Einfluß auf unsere Ideenwelt erlangt hat. In seiner heutigen Gestalt umfaßt dieser Gedanke alle Wandlungen der Materie in Vergangenheit, Gegenwart und in Zukunft. Er zeigt uns die Entstehung des Planetensystems und den Ursprung der Sonnenwärme, und bedroht uns, in weiter Ferne zwar, aber unerbittlich (?), mit dem jüngsten Gericht einer ewigen Eiszeit. Er lehrt uns, daß das Licht dieser Flamme, daß die Kraft der Locomotive, daß die tobende Gewalt des Niagarafalles und die unwiderstehliche Macht des vorrückenden Gletschers, daß die Kraft unserer Muskeln, und so auch die von uns erregte Klangwelle, nichts sind, als verwandeltes Sonnenlicht. Mit der Formulirung dieses Gedankens ist der theoretischen Naturwissenschaft ihr Ziel vorgezeichnet; sie kann, dem Wesen der menschlichen Einsicht nach, nur noch ihn weiter begründen und ausbilden."

Die Einheit des Gesetzes, welches das Universum, die irdische Natur, wie den gesammten Weltraum, beherrscht, ist es, die Voltaire, wie Descartes, bereits geahnt, als Ersterer für die Idee der ewig unvermindert bleibenden Naturkraft in die Schranken trat. Mit dieser Idee harmonirt auch die allerdings noch auf ihre wissenschaftliche Bestätigung harrende, aber logisch consequente Hypothese, daß auch die Einheitskraft des Sonnenstrahls ihren sie ewig unvermindert erhaltenden Quell in einer Centralsonne besitze, welche in ihrer

*) Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Festrede rc. — Zum Besten der Nothleidenden in Ostpreußen. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

weiteren logischen Consequenz hinauf zu dem Urquell aller Weltenschöpfung, zu Gott, führt. Diese Idee — wenn auch noch unklar und nebelhaft im Vergleiche zu ihrer heutigen, immer siegreicher hervortretenden, überzeugenden Gewalt — diese Idee trug die großen, ruhmvollen Männer des achtzehnten Jahrhunderts, einen Friedrich, einen Voltaire, einen Kant, auf ihren Gedankenflügen durch das Unendliche, und diese Idee ist es auch, die uns vor den geist- und trostlosen Abgründen des Materialismus bewahrt. Joseph Lehmann.

Deutsche Heldensagen des Mittelalters.*)

In der Vorführung und Darstellung des mittelalterlichen Lebens und seiner Zustände kann nicht genug gethan werden, um das an sich wohlbegründete Vorurtheil, daß das Mittelalter eine traurige Zeit geistiger Verdüsterung und Knechtschaft gewesen sei, auf sein richtiges, dem Sachverhalte entsprechendes Maß zurückzuführen. In aller Kürze ausgedrückt, besteht das Wahre unserer Vorstellung darin: daß jene Zeit, neben großen Hemmungen und Stockungen der höheren und allgemeineren geistigen Entwickelung, neben vielfacher dogmatischer, politischer und sozialer Versumpfung und Verkümmerung, innerhalb der enggezogenen Schranken eines die Dinge frei durchdringenden und gestaltenden Denkens seine unleugbaren Vorzüge in allem Demjenigen glänzend bewährte, was die jugendlichen Anfänge einer jeden nationalen Entwickelung zu bezeichnen pflegt: in der ungetrübten und regen Frische des Gemüthes, der lebendigen und glaubenssicheren Phantasie, des muthvollen, unternehmungslustigen Willens, also überhaupt in Trieben und Strebungen, welche mit dem Vorherrschen einer reichen, ungebrochenen und ungeschwächten Natur- und Kraftfülle wesentlich zusammenhängen und einem späteren, durch Unterricht und Bildung gezähmten und regulirten Geschlechte leicht bis zur bleichen Schattenhaftigkeit abhanden kommen. Das Angegebene, selbstverständlich mit allen seinen möglichen Uebertreibungen und Auswüchsen, die wir natürlich nicht beschönigen wollen, bildet im Allgemeinen den ethischen Inhalt und Werth unserer nationalen Vergangenheit; und wenn wir Neueren, im Drange der prüfenden und schaffenden Kraft, uns oft über den mannigfach hemmenden und fesselnden Zwang unseres ausgebauten Staatsmechanismus beklagen, so haben wir in dieser Rücksicht, gewiß nicht bloß aus krankhafter Einbildung und Sehnsucht, vollen Anlaß, jene wüsten und gährenden Jahrhunderte der dunklen, gemüthvollen Barbarei wenigstens als eine für die persönliche Freiheit ungleich günstigere Periode anzusehen.

Nach diesen Grundzügen, deren weitere Ausführung auf die geselligen und staatlichen Verhältnisse einer sinnigen Geschichtsschreibung überlassen bleibt, hat einer unserer begabtesten Kenner der mittelalterlichen Literatur, Albert Richter, eine anschauliche und gemeinfaßliche Uebersicht ihrer ersten und bedeutendsten Leistungen, eine Sammlung der alten deutschen Heldensagen, uns in einer neuen, von allen früheren weit abweichenden Fassung vorgeführt. Im engen und treuen Anschlusse an die schönen dichterischen Ueberlieferungen auf jenem Gebiete hat er die bezüglichen frühesten Sagenkreise des Mittelalters zu ausführlichen prosaisch-erzählenden Gruppen-Darstellungen, sowohl das Ganze als die einzelnen Theile umfassend, umsichtig und sorgfältig verarbeitet.

Die mitgetheilten Sagenkreise sind folgende: Die Nibelungen, Walter und Hildegund, der hörnene Siegfried, Gudrun, Dietrichs erste Ausfahrt, Sigenot, Ecken Ausfahrt, Biterolf und Dietleib, Zwergkönig Laurin, der Rosengarten, Dietrichs Flucht, Alpharts Tod, die Rabenschlacht, das Hildebrandslied, Ermenrichs Tod, Dietrichs Ende. An diese Darstellungen knüpft er über das Entstehen und die allmähliche weitere Umgestaltung der überlieferten Stoffe literarische Mittheilungen und Betrachtungen, welche, ohne in speciellen Conjecturen etwas Neues zu geben, über den größeren geschichtlichen Boden jener Kunstwerke erschöpfende, durch Hervorhebung allgemeiner psychologischer Gesetze, wie durch Herbeiziehung thatsächlicher Analogieen vielseitig anziehende Erläuterungen und Belehrungen enthalten. In höchst anerkennenswerther Weise hat unser Verfasser in seinen zeitgemäßen Umarbeitungen die rein objective, jener poetischen Gattung allein entsprechende ungekünstelte und einfache Wiedergabe seiner epischen Quellen erstrebt und mit stilistischem Geschick und Gleichmaß in musterhafter Vollendung ausgeführt.

Wir wollen diesem gehaltreichen und klassischen Sammelwerke der älteren deutschen Literatur, welches jedes frühere ähnlicher Art geradezu entbehrlich macht, zu sittlich-ästhetischer Anregung und Kräftigung die lebhafteste Berücksichtigung und Theilnahme sowohl in allen Schichten gebildeter Leser wünschen, als namentlich auch in denjenigen jugendlichen, welchen die bezüglichen dichterischen Stoffe immer noch theils ungenießbar, theils fragmentarisch vorgeführt werden und welchen, bei ungenügendem und halbem Verständniß der altklassischen Literatur, die geistlähmende Vertiefung in phraseologische Quisquilien, in todten dogmengeschichtlichen Gedächtnißkram und in ebenso sterile latino-metrische Versificationen zur Gewinnung einer realen, Herz und Geist bildenden Anschauung und Uebersicht weder ausreichende Zeit noch Ruhe gewährt.

Im Vertrauen auf den Werth dieser Sagen, hat der Verfasser dem deutschen Volke sein Werk gewidmet. Er erzählt darin die Sagen einfach, wie es ihre Art ist, und wo die vorliegenden Gedichte nicht nur nach ihrem Gehalte, sondern auch nach ihrer dichterischen Ausführung von hohem Werthe waren z. B. in den „Nibelungen", in „Gudrun", in einzelnen Stellen aus „Alpharts Tod" u. s. w., hat er sich sogar möglichst dem Wortlaute angeschlossen. Wo dagegen die vorliegenden Gedichte als Erzeugnisse späterer Zeiten mit manchem Ungehörigen ausgestattet waren, hat er es seine Aufgabe sein lassen, so viel als möglich die Sage in ihrer Reinheit herzustellen, unnöthige Wiederholungen, langweilige Beschreibungen u. s. w. zu unterdrücken.

Das Buch möchte zugleich zu einer eingehenderen Beschäftigung mit der altdeutschen Dichtung anregen, möchte einen Grundstein legen, auf dem sich die weitere Bekanntschaft mit den herrlichen Resten altdeutscher Poesie sicher aufbauen ließe. Zu diesem Zwecke ward in den den Sagen beigegebenen Erläuterungen manches als willkommene Handhabe benutzt, um über das Wesen der altdeutschen Poesie diese oder jene Belehrung geben zu können. In diesen Erläuterungen ruht der Schwerpunkt des Werkes und durch sie unterscheidet es sich von allen ähnlichen, allerdings schon zahlreich vorhandenen Bearbeitungen der Heldensage. Wir erinnern hier beispielsweise an die Hervorhebung der theils christlich religiösen, theils höfisch ritterlichen Elemente, die sich der echten Sage von Gudrun beigemengt haben, an die Unter-

*) Deutsche Heldensagen des Mittelalters. Erzählt und mit Erläuterungen versehen von Albert Richter. Zwei Bände. Leipzig, F. Brandstetter, 1868.

suchungen über den altdeutschen Glauben an Riesen und Zwerge bei Gelegenheit der Sagen von Dietrich von Bern, an die Darstellung der altdeutschen Maifeier, die sich in den Erläuterungen zur Rosengarten-Sage findet. Die Sagen von Ermenrich bieten Gelegenheit zu einer Belehrung über deutsche Treue, die Sage von Walther und Hildegund zu einer solchen über die lateinische Dichtung des Mittelalters. Ueberall literar- und kulturgeschichtliche Belehrungen, überall Anregungen zu weiterem Forschen. Daß der Verfasser in diesen Erläuterungen auf den Schultern eines Uhland, Grimm u. A. steht, sagt er selbst, und wir können die öftere Benutzung der eigenen Worte jener Forscher nur billigen.

Was skandinavische Quellen zur Ergänzung unserer deutschen Heldensage beitragen können, hat der Verfasser nicht mit in die Erzählung aufgenommen, um ein möglichst treues Bild der wirklich deutschen Dichtung geben zu können. Was aus jenen Quellen zum Verständniß der Sagen nöthig war, was die ältere Gestaltung und damit zugleich die Bedeutung der Sagen deutlicher in's Licht stellen konnte, ist in die Erläuterungen verwiesen.

Die Ausstattung ist sehr schön und die beiden Radirungen, „Siegfried's Tod" und „Gudrun als Wäscherin", sind wahre Meisterstücke. Aeußeres und Inneres des Buches vereinigt sich, das Buch zu einem empfehlenswerthen Geschenke für die reifere Jugend, zu einer bildenden Lectüre für deutsche Familien zu machen.

Böhmen.

Zur Geschichte der Čechen in Deutschland.*)

I.

Naive Darstellungsweise.

Der Krieg hat das Gute, daß wir mit Manchem bekannt werden, was uns sonst fern geblieben wäre. Konstantinopels Eroberung durch die Türken brachte griechische Gelehrte und Bücher nach Italien; die Einfälle der Türken in Ungarn und Oesterreich bereicherten unsere Bibliotheken mit arabischen, persischen und türkischen Manuscripten; der Besuch, den manche Oesterreicher unter für sie unangenehmen Verhältnissen im Jahre 1866 in Schlesien machten, hat uns čechische Werke in die Hände geliefert. So wurde uns durch den Tod eines Čechen das in der Anmerkung genannte Werkchen von 176 S. zum Erbtheil.

Es ist offenbar in der Absicht geschrieben, die erwachsene Jugend der Čechen anzufeuern, mit allen Kräften die Wohlfahrt dieses Volkes bauen zu helfen und den berühmten Vorfahren in Tapferkeit und rühmlicher Sitte nachzustreben. Zu diesem Behufe wird die Geschichte des čechischen Volkes kurz erzählt und das Löbliche an demselben hervorgehoben. Ein Zweig der Slovanen, die, wie die Deutschen, der kaukasischen Race angehören, zeichneten sie sich von Anfang an durch Arbeitsamkeit, Milde und Friedfertigkeit aus, während die Deutschen mehr der Jagd und dem Kriege ergeben waren. Ein schöner Zug der Čechen war auch, daß sie ihre Kriegsgefangenen in einiger Frist frei entließen, während die Deutschen und ihre Nachbarn das Recht zu haben meinten, die Gefangenen stets als Sklaven zu behalten und sie nach Belieben zu mißhandeln; und während die Deutschen nur mit Schwert und Gewaltthat die Besitzungen fremder Völker einnahmen, zogen sie in ihre neuen Ländereien mit sprechenden Zeichen der Frömmigkeit.

So, nachdem Čech, der Anführer, zuvörderst die Gegend zwischen der Elbe, Moldau und Ungarn eingenommen hatte, siedelten sie sich in dem böhmischen Walde an, woraus die Bojer, ein celtisches Volk, fortgezogen waren. Die Čechen, so wird behauptet, haben Deutschland errettet.

Als der fromme Heinrich von Liegnitz sich aus Unvorsichtigkeit von den Tataren hatte schlagen lassen, weil er den um eine Tagereise entfernten Succurs der Čechen nicht erwartete, das Tatar-Volk sich aber darauf in Mähren concentrirt hatte und Olmütz belagerte, wurde es dort durch den tapfern Jaroslav, der die Festung nicht übergab, über einen Monat aufgehalten und, während es sorglos sich überall hin auf Plünderung zerstreuete, vom Könige Václav (Wenzel) I. angegriffen und mit Hilfe des aus der Festung unvermuthet ausfallenden Jaroslav in wilde Flucht getrieben und dergestalt geschlagen, daß diese Wüstenbewohner es fürder nicht mehr wagten, unsern Welttheil zu betreten. Zum Andenken dieser Schlacht wurde damals ein schönes čechisches Gedicht gesungen, daß den Jahrhunderten getrotzt hat und 1819 im Kirchthurme von Königinhof aufgefunden wurde. Davon wird eine Probe gegeben.

Zu den ausgezeichneten Männern aus dem Geschlechte der Čechen gehört der Kaiser Carl IV; seine Verdienste füllen ein ganzes Kapitel. Von den Theologen ist merkwürdig Joh. Hus und Hieronym. von Prag, deren Unglück die Rivalität der Deutschen herbeiführte. Unter den Männern der Wissenschaft wird genannt Nicolaus Copernicus, der deutsche Canonicus zu Frauenburg einer preußischen Stadt, doch von čechischen (?) Vorfahren. Von den Schulmännern wird gerühmt Jan. Amos Komensky, gewöhnlich Comenius genannt, geboren 1592 zu Nivnicich, nicht weit von Ungarisch-Brod, durch eine neue Methode, die Sprachen zu lehren und die Gegenstände des Unterrichts zu veranschaulichen zu seiner Zeit gepriesen, und noch heute nachgeahmt. Als einer der mährischen Brüder durfte ihn Carl von Žrotina, sein Gönner, auf die Länge nicht schützen und beherbergen, und der wohlmeinende Lehrer streifte als Flüchtling umher bis er zu Lissa, im Großherzogthum Posen, das jetzt dort noch blühende, deutsch-evangelische Gymnasium gründete.

Diesen mährischen Brüdern scheint der Verfasser nicht ungünstig zu sein, wogegen er über Luther das Urtheil fällt, daß er in seiner Lehre nicht bei der scharfen Sittenzucht stehen blieb, sondern eher den mancherlei menschlichen Begierden den Zügel schießen ließ. Auch über den Kaiser Joseph II. beklagt sich der Verfasser, weil dieser, bei sonst rühmlichen Eigenschaften, in dem Glauben, daß die deutsche Sprache in seinem Reiche allein geredet werden müsse, um seine verschiedenen Völker zu einem Volke zu bilden, die čechische planmäßig unterdrückt habe, da doch die Sprache eigentlich die Mutter des Volkes sei, an der Alle mit kindlicher Liebe hängen.

Der Verfasser feiert deshalb auch seinen Triumph darüber, daß diese Unterdrückung nicht gelungen, sondern vielmehr der Eifer für die Muttersprache bei den Čechen um so größer geworden ist und zur wohlfeilern Verbreitung čechischer Bücher von Patrioten die Veranstaltung der „Českon matici" (Čechischer Fonds) ins Leben gerufen wurde. Zu den vorzüglichsten Beförderern čechischen Sinnes und Geistes und ihrer Literatur gehörten in nächster Zeit Josef Dobrowsky, Ritter; Josef Jungmann, Doctor der Philosophie; Pavel Josef Šafarik, Geschichts-

*) Dějepisná čitanka pro mládež československou. Sestavil Josef Sokol. V Praze. Nákladem knéhkupestvi: J. L. Kober, 1866.

forscher; Jan Swatopluk Presl, Doctor der Medizin und Lehrer der Naturgeschichte auf der Prager Universität; Waceslav Hanka, der Finder und Herausgeber der Königinhofer Handschrift; Jan Kollar, Dichter; Čelakovsky, ebenfalls ausgezeichnet als Poet; Dr. Purkyně, Professor der Arzneikunde in Prag; Františk Palacky, Geschichtsforscher.

Das Buch ist fleißig und mit Kenntniß gearbeitet und gewährt eine angenehme Uebersicht; aber Wichtiges und Interessantes wird auch oft sehr kurz behandelt. Dabei läßt sich wohl nicht leugnen, daß der Verfasser nicht immer wahr ist, und schon der Zweck des ganzen Buches, die čechische Nation zu preisen, reicht hin zur Charakteristik. So ist z. B. das, daß die Čechen mit den Schutzgöttern auf ihren Schultern in ihre neuen Ländereien eintraten, während die Deutschen mit dem Schwerte einfielen, gar Nichts, was jenen zu besonderem Lobe, diesen zum Tadel anzurechnen wäre. Es wird erzählt, daß die Čechen immer den Deutschen auf dem Fuße folgten. Daraus folgt, daß die Deutschen die Eroberer waren, die Čechen dagegen in die schon eroberten und gesäuberten Provinzen eintraten und sich dort ansiedeln konnten. Uebrigens kann der Verfasser auch nicht umhin, Thatsachen zu erzählen, die den Čechen gar nicht zum Lobe gereichen. Die Edelleute gönnten dem Könige wenig Macht; wenn ein König strenge Gerechtigkeit handhaben wollte, wurde er vertrieben; es kam vor, daß der Verrath den Feind bis in die Hauptstadt Prag führte; die unvorsichtig gelieferte Schlacht bei Mohač nöthigte die Čechen 1526 sich an Oesterreich anzuschließen und diesem unterzuordnen; der große Procopius, der der Nation die wesentlichsten Dienste geleistet hatte, fiel endlich in einer tagelangen Schlacht der Čechen gegen die Čechen Wenn daher die čechische Jugend aufgefordert wird, dem Beispiele der Vorfahren zu folgen, so ist sie nicht weniger zu ermahnen, ihre Fehler zu vermeiden. Dr. Peiper.

II.

Zur Naivheit die Unverschämtheit.

Dem Bericht über die vorgedachte naive Darstellung der historischen Beziehungen des unter der Benennung der Čechen ausschließlich in Deutschland seine Wohnsitze habenden slavischen Stammes reihen wir einen anderen Bericht über die unverschämten Darstellungen der historischen Verhältnisse in Böhmen an, wie sie einige čechische Gelehrte, die Alles, was sie wissen und können, ihren deutschen Lehrern verdanken, in neuester Zeit sich gestattet haben.

Unter dem Titel: „Würdigung der Angriffe des Dr. Franz Palacky auf die Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen" sind soeben zwei polemische Entgegnungen erschienen, deren erste Herrn Dr. L. Schlesinger und deren zweite Herrn J. Lippert zum Verfasser hat und worin auf einige Musterstücke jener unverschämten Auffassung der Geschichte der Čechen in Deutschland hingewiesen wird. „Es genügt den čechischen Führern nicht, ihre deutschen Landesgenossen in der Tagespresse ununterbrochen mit den heftigsten Schmähungen zu übergießen — auch der keusche Boden der Wissenschaft muß geschändet werden, damit der leidenschaftlich gepredigte Haß gegen die Deutschböhmen eine scheinbar tiefere Begründung erlange. Der erste Gelehrte der čechischen Nation wird in's Feld gesendet, um nicht bloß zu beweisen, daß etwa die Deutschböhmen freche Eindringlinge seien, sondern damit er wissenschaftlich darthue, wie die ganze große deutsche Nation nichts anderes als ein „Räubervolk" sei, das tiefer stehe, als die Mongolen und Russen. Dr. Franz Palacky greift in seinem jüngsten Buche „Die Geschichte des Hussitenthums", nicht bloß Dr. C. Höfler, den Sammler der Böhmischen Geschichtsquellen, an, sondern er ergeht sich in den gröbsten Ausfällen gegen die gesammte deutsche Nation und deren Geschichte."

„Wenn", heißt es in der Einleitung der beiden deutschen Entgegnungen, „der čechische Historiker in dieser Frage das ganze Deutschland um Hilfe anruft, in listiger Weise auf die Sympathieen der Protestanten rechnend, so treten wir Deutsche gegen den Feind unserer Nation mit unserer Sache vor dasselbe Forum. Das ist die Absicht unserer Abwehr gegen die Angriffe Palacky's auf die „Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen", welche zunächst die Verunglimpfung des deutschböhmischen Stammes, in weiterer Folge aber die ungerechteste Herabwürdigung unserer ganzen Mutter-Nation zum traurigen Endzwecke haben. Möge man endlich in Deutschland sich nicht länger der Erkenntniß des wahren Standes der Dinge in Böhmen verschließen!"

Wir wissen nicht, was unsere deutschen Brüder in Böhmen veranlaßt, zu glauben, daß man in Nord- oder Süddeutschland über die Absichten und Zwecke der sich und ihre Nationalität weit überschätzenden Čechenführer, welche bald mit den Orthodoxen und bald mit den Nihilisten Rußlands liebäugeln, jemals in Zweifel gewesen ist. Im J. 1866 sollten doch die Deutschen Böhmens durch die Anwesenheit des preußischen Heeres in ihrem Lande überzeugt worden sein, daß die Jugend Norddeutschlands, wie ihre Führer und älteren Heimatsgenossen, nur von Achtung und Sympathie für die nationalen, sittlichen Bestrebungen ihrer Landsleute in Deutsch-Oesterreich erfüllt sind.

Herr Palacky ist Landes-Historiograph von Böhmen und verwendet die ihm vom Lande Böhmen, dessen Bewohner zum Theil (⅖) aus Deutschen bestehen, bewilligten Subventionen nicht bloß zur ausschließlichen Verherrlichung der Čechen, sondern auch zur Verunglimpfung der Deutschen, die zu diesen ständischen Subventionen beigetragen haben. Früher begnügte sich der čechische Historiker, Alles zu ignoriren, was ihm bei seinen Forschungen als Nachweis der deutschen Verdienste um die Kultur des Landes begegnete; seit einigen Jahren ist jedoch diese passive Strategik in ein sehr offensives Vorgehen gegen die deutsche Schwester-Nation in Böhmen umgeschlagen. Gegen die Art der Auffassung des Hussitenthums von Seiten Constantin Höfler's, der demselben neben seinen religiösen sehr starke materielle und brutale Neigungen nachgewiesen, tritt Herr Palacky mit der Warnung auf, daß wenn die Deutschen nicht bei Zeiten noch diesen „mörderischen Anschlägen einer gewissenlosen Fraction" zu steuern vermöchten, das ganze Čechenthum dann unbedingt in die Arme Rußlands sich werfen müsse.

Herr Palacky, in seinem Eifer für die naturwüchsigen Bauern und Bäuerinnen der Hussitenzeit, verurtheilt natürlich das zu denselben in direkten Gegensatz gekommene Bürgerthum. Daß das Letztere eine deutsche Einrichtung sei, kann Herr P. nicht leugnen, aber er ist der entschiedenen Ansicht, daß das Bürgerthum in Böhmen keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt bedeute. „In Deutschland", sagt Herr P., „wo bei dem gemeinen Volke Knechtschaft die Regel, Freiheit die Ausnahme war, wurde die Bildung einer freien Volksklasse in Städten eine unerläßliche Bedingung des Fortschritts" — in slavischen Ländern sei das bei der allgemeinen Freiheit nicht nöthig gewesen, da habe es nur dazu gedient, den Kastengeist hervorzurufen — kurz, es bezeichne einen Rückschritt in der slavischen Kultur. Für den Fall ist freilich (wie Herr J. Lippert bemerkt) die böhmisch-slavische Kultur seit sieben Jahrhunderten in einem

bedauerlichen Rückschritte begriffen. „Wir glauben allerdings, daß auch bei einer freien Landbevölkerung die Vereinigung in Städten zum Betriebe von Handel, Gewerbe und Kunst einen Fortschritt zu bedeuten hätte, geschweige denn unter einem thatsächlich dem größten Theile nach unfreien Volke, das nach den neu eingeführten Rechtssatzungen seine Freiheit im Bürgerstande zu erlangen Gelegenheit hatte. Dem sei aber wie immer, das Bürgerthum ist einmal eine deutsche Institution und muß deshalb zum Allerwenigsten mit Gleichgiltigkeit behandelt werden; wer das nicht thut, gegen den wird ganz Deutschland zu Hilfe gerufen.

„Das entwickeltere, deutsche Rechtswesen aber, das seit der Einführung des Bürgerthums durch ganz Böhmen seinen Siegeszug hielt, ist nun gar ein Gräuel in den Augen des Herrn Palacky. Es substituirte, nach ihm, „dem ungeschriebenen Naturrechte geschriebene Satzungen eines positiven Rechtes, des Rechtes des Stärkeren." Und so wirft Herr P. den deutschen Historikern als „vorgefaßte Meinung" vor, daß sie dafür halten, „daß der allmähliche Uebergang von den altslavischen naturrechtlichen zu den römisch-deutschen positiven Rechtszuständen in Böhmen einen Fortschritt bedeute."

Herr Dr. L. Schlesinger bemerkt in Bezug auf dasselbe Moment der Geschichte der Deutschen und der Slaven in Böhmen: „Daß die Premisliden deutsches Rechts- und Städtewesen in Böhmen einbürgerten, muß der Landes-Historiograph doch zugestehen, und er kann sogar die Politik des čechischen Herrscherhauses nicht „tadeln". Aber das will Herr Palacky nicht gestatten, daß man daraus die „Superiorität des deutschen Wesens" und sogar „Ansprüche auf Dankbarkeit" seitens der Čechen ableiten will. Die Superiorität der Deutschen über die Čechen will nun einmal Herr Palacky, schon vermöge seiner Theorie von den Friedens- und Räuber-Völkern, nicht zugestehen. Gegen ihn mit frischen Beweisen zu polemisiren wäre rein überflüssig; jedem Schulknaben stehen solche haufenweise zu Gebote. Nur die beiden Fragen erlauben wir uns: Wie kommt es denn, daß die Čechen unter allen Slaven sich selbst als die fortgeschrittensten ansehen? Gerade deswegen, weil sie seit jeher mit den Deutschen in so inniger Berührung standen, oder — es sei das Paradoxon gestattet — weil jeder gebildete Čeche ein Deutscher ist, der nebenbei auch čechisch spricht. Zweitens, fragen wir, wie erklärt uns Hr. P. den Widerspruch, daß er einmal die Superiorität des Deutschen leugnet, das andere Mal wieder sagt, daß es ihm am Allerwenigsten einfalle, „den geschichtlichen Vorsprung und Vorrang der Deutschen in Civilisation, Gesittung und Bildung streitig zu machen?" — Was nun die Dankbarkeit anbelangt, so werden wir sie, seitdem sie Herr Palacky ausdrücklich verweigert, nicht mehr fordern. Wir werden sogar, wie wir es bisher immer gethan haben, ruhig den Hohn und den Spott ertragen, der uns „Kulturträgern" alle Tage angethan wird.

„Aber dagegen müssen wir uns ernstlich im Namen unserer Nation verwahren, daß wir Deutschen, wie Herr Palacky meint, uns gegen jene Nationen, von denen wir irgend etwas Gutes empfangen haben, gleichfalls undankbar verhalten. („Es fällt den Deutschen ihrerseits ebenso wenig ein, den Römern, Italiänern, Franzosen &c. für die von dort empfangenen Keime der Bildung Dank zu spenden." S. 84.) Das sollte Herr Palacky doch wissen, daß kein Volk so sehr als gerade die Deutschen das Gute, das vom Auslande kam, mit voller Anerkennung aufgenommen hat. Jeder deutsche Gymnasiallehrer macht fast alltäglich seine Schüler darauf aufmerksam, wie viel wir in unserer Bildung den Griechen und Römern zu danken haben. Das Studium der italiänischen Kunst wird nirgends so eifrig betrieben als in Deutschland, und ein deutscher König hat den klassischen Dante meisterhaft in seine Muttersprache übertragen. In Deutschland verehrt man noch jetzt die angelsächsischen Missionäre, welche uns das Christenthum gebracht haben, als Heilige, und Deutsche vor allen Andern haben der Mitwelt die hohe Bedeutung des unvergleichlichen Shakespeare gezeigt, noch eher und noch mehr, als die Engländer selbst. Sollen wir noch hinweisen auf den fast abgöttischen Kultus, der eine Zeit lang von uns mit Allem getrieben wurde, was von den Nachbarn jenseits des Rheins herkam, ja hat nicht sogar die slavische Volkspoesie von dem deutschen Dichter Herder ihre volle Würdigung erlangt? Man hat uns Deutsche oftmals und vielleicht mit Recht deswegen getadelt, daß wir in unserem kosmopolitischen Sinne allzu sehr geneigt sind, das Ausländische zu überschätzen, aber der Undankbarkeit hat uns noch Niemand angeklagt, bis auf Herrn Palacky."

Rußland.

Die Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft.

Nach Dimitry Glinka.*)

Es macht einen eigenthümlich angenehmen Eindruck, ein Werk in französischer Sprache, reich ausgestattet mit deutschen Anmerkungen, aus Brasilien als einen werthvollen Beitrag zu den civilisatorischen Bestrebungen unserer Zeit begrüßen zu können. Aus Rio de Janeiro stammt das Buch, auf welches wir die Aufmerksamkeit unserer Leser richten wollen: ein russischer Diplomat hat es geschrieben, französisch ist es gedruckt und vom Geiste deutscher Forschung innig durchweht. Schon in diesem Zusammenwirken verschiedener, sonst vielfach getrennter Kräfte stellt sich dasselbe als ein interessantes literarisches Erzeugniß dar. Aber es bleibt auch nicht bei diesem äußerlich blendenden Anschein; ein Blick in das Buch zeigt alsbald, daß es mit Recht Anspruch auf eine größere Beachtung machen kann, und daß es die vier Auflagen, die es erlebt, auch wirklich verdient hat.

Die Wissenschaft (oder Kenntniß) von der menschlichen Gesellschaft, ist der dem Buche von dem Verfasser gegebene Titel, nach der Beseitigung des früheren der drei ersten Auflagen „Rechtsphilosophie". Diese Aenderung rechtfertigt sich, weil Inhalt und Umfang des Werkes eine große Erweiterung erfahren haben, so daß es jetzt auf 450 Octavseiten das Fünffache der früheren Auflagen bietet.

Den Inhalt anlangend, macht es sich der Verfasser zur Aufgabe, die Lehren der Geschichte mit der Betrachtung unserer heutigen gesellschaftlichen Zustände zu einem Gesammtbilde zu verknüpfen und daraus Schlüsse für sein philosophisches System der Trennung der Begriffe von Recht und Freiheit abzuleiten. Diese Trennung ist dem Verfasser von hoher Wichtigkeit, er will sich dadurch von allen übrigen Schriftstellern und Philosophen, welche über die menschliche Gesellschaft und über die sogenannte „Rechts-Freiheit" geschrieben haben — namentlich also auch von unseren deutschen philosophischen Größen — unterschieden wissen.

*) La science de la société humaine. Par M. Dimitry de Glinka. Rio de Janeiro, B. & H. Laemmert, 1867.

Recht und Freiheit sind nach ihm derart verschiedene Begriffe, daß ersteres gewissermaßen positiv, letztere negativ wirksam auftritt, beider Zusammenwirken aber gleichwohl der menschlichen Gesellschaft ihr Gepräge verleiht. Die Methode, welche Herr von Glinka in seinem Werke verfolgt, bezeichnet er dabei als eigenthümlich. „Früher", sagt er, „wurde jeder Theil der Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft getrennt behandelt, mehr oder minder in seinem Begriffe festgestellt und zu einem Systeme der Rechtswissenschaft oder Politik gewohnheitsgemäß und übersichtlich geordnet. Die Philosophie bemühte sich dann, dieselben nicht, wie sie in der Wirklichkeit bestanden, sondern nach irgend einer vorgefaßten Meinung zu erläutern." Dem entgegen besteht nun seine Methode darin, den vernunftgemäßen Ausgang eines Begriffes ausfindig zu machen, dessen Entwickelung zu verfolgen und in dem Maße seine Ergebnisse festzustellen, wie sie deutlich hervortreten. Doch damit nicht genug, nimmt der Verfasser noch eine Reihe anderer Vorzüge für sein Werk in Anspruch, wie er denn überhaupt mit der Sicherheit eines Denkers auftritt, der vollkommen mit seinen Schlüssen in's Reine gekommen. Diese Sicherheit befremdet zuweilen und sie dürfte nicht ohne Anfechtung bleiben. So will auch uns scheinen, daß bei aller Würdigung der Größe unserer Philosophen, deren sich der Verfasser befleißigt, doch gewisse Behauptungen, wie die, daß dieselben erst auf die Rechte der Menschheit durch die Verkündigung derselben in den gesetzgebenden Versammlungen von Nordamerika und Frankreich aufmerksam geworden sind (S. 10), wenig dazu passen. Daß eine bloße Zeitströmung die Denkrichtung Kant's, Fichte's ꝛc. bestimmt und zu dem Aufstellen des Einheitsprinzips des Rechtes und der Freiheit vermocht, ist um so weniger anzunehmen, als jene Verkündigung der Menschenrechte ja auch erst die Frucht der philosophischen Lehren vieler vorangegangener Jahrzehende gewesen. Auf welcher Seite das Irren indeß auch sein mag, Herrn v. Glinka's Arbeit ist eine höchst bedeutungsvolle, wie aus nachfolgender Uebersicht seiner systematischen Gliederung noch näher ersichtlich wird.

Das erste Kapitel des Werkes handelt vom Rechte überhaupt. Die drei Abstufungen des Privat-, Staats- und Völkerrechtes kommen dabei gleich den weiteren Begriffen vom Natur-Menschenrecht ꝛc., von der Verbindung des Rechts- und Freiheitsbegriffes der deutschen Philosophen Kant, Fichte, namentlich Hegel's zur Sprache. Im zweiten Kapitel wird das Privat- oder bürgerliche Recht und dessen Verzweigungen als Lehns-, Schenkungs- und Vertragsrecht besprochen. Im dritten Kapitel wird der Angriffe auf das Recht, des Rechtsschutzes und des Rechtsbruches gedacht. Das vierte Kapitel handelt an der Hand von Puffendorf, Hugo Grotius, Feuerbach ꝛc. von der Rechtspflege. Das Rechtsansehen (l'autorité légitime) ist der Titel des fünften, die Freiheit der des sechsten Kapitels, welches in umfassender Weise abermals die Aussprüche der deutschen Philosophen Leibniz, Thomasius, Kant, Fichte, Hegel, Herbarth, so wie von Stahl und Trendelenburg einer Kritik unterwirft, aber auch die der großen Philosophen anderer Nationen nicht unbeachtet läßt. Den Hauptdruck glaubt hierbei der Verfasser auf den Unterschied zwischen Freiheit und Willkür (libre arbitre) legen zu müssen. Im siebenten Kapitel kehrt Herr v. Glinka zum Rechte zurück, um sich der Kritik des Staatsrechtes zuzuwenden. Die gesellschaftlichen Einrichtungen des alten Rom, zumeist nach Mommsen beschrieben, gewähren ein anziehendes Bild von dem Volke, dessen durchaus praktische Rechtsbegriffe lange Zeit die Alleinherrscher im Reiche des Rechtes überhaupt gewesen; auf sie verweist der Verfasser im achten Kapitel hin, während er nach dem „die Republik" betitelten neunten (Uebergangs-) Kapitel im zehnten der Entwickelung der Freiheit in Athen gedenkt, wobei ihm Curtius, Duncker, Herrmann ꝛc. als Führer dienen. Das elfte Kapitel handelt vom Feudalstaat (nach Guizot, Giesebrecht ꝛc.), das zwölfte vom Verfassungsstaat (nach Hallam), das dreizehnte von den untergeordneten Grundlagen der Gesellschaft, das vierzehnte von den gesellschaftlichen Formen in ihren Gesammtbeziehungen, wobei der Begriff der Nationalität näher erörtert wird, und das fünfzehnte Kapitel endlich schließt mit einer wichtigen Abhandlung über das Völkerrecht. Das 7., 9., 11., 12. und 13. Kapitel sind übrigens gemeinsam dem Staatsrecht gewidmet. Das 8., 10., 11., 12. und 13. Kapitel haben ein geschichtliches Interesse und sie zeugen von der außerordentlichen Belesenheit, wie die anderen von dem tiefen Studium des Verfassers.

Herr v. Glinka ist der Ansicht, daß diese geschichtlichen Kapitel auch diejenigen Leser fesseln werden, welche an dem philosophischen Theil seiner Arbeit weniger Gefallen finden sollten, und wir stimmen dem vollkommen bei, halten aber darum das Werk doppelt empfehlenswerth, weil es nicht nur zum abstrakten Denken anregt, sondern an der Hand der Geschichte, ganz seiner Absicht entsprechend, praktische Belehrung über die Begriffe von Freiheit und Recht verbreiten hilft. K. B.

Polen.

Zur Geschichte der polnischen Emigration.

I.

Aristokratie und Demokratie.

Seit dem Untergange des polnischen Reiches sind bekanntlich wiederholt Versuche zur Wiederherstellung desselben Seitens der im Auslande lebenden Emigration gemacht worden, weshalb es vom historischen Standpunkte wohl von Interesse scheint, das Wesen und die Tendenz jener Bestrebungen, die mit unserer Zeitgeschichte im innigen Zusammenhange, näher zu ergründen. Es sind in dieser Beziehung nur wenig Aufzeichnungen vorhanden — am Allerwenigsten von polnischer Seite, wo man vielleicht im Hinblick auf die eigenthümliche, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Thätigkeit der Emigration Ursache haben mag, über jene zu schweigen.

Wir glauben die früheste Geschichtsperiode der polnischen Emigration kurz nach der Theilung ihres Landes und mit den Kriegen der ersten französischen Republik und des Kaiserreiches verflochten, als nicht mehr zur Geschichte der Gegenwart passend, füglich übergehen zu können und wählen zum Anknüpfungspunkt unseres historischen Essays, die während des laufenden Jahrhunderts gewaltigste polnische Bewegung, nämlich den Aufstand im Jahre 1831.

Die polnische Emigration, welche nach dem Ende jenes Befreiungs-Versuches sich in Frankreich, England, Belgien und der Schweiz niedergelassen, hatte ihren politischen Centralpunkt vornehmlich in Paris, und zerfiel in zwei scharf markirte Hauptgruppen: in die aristokratisch-constitutionelle und in die demokratisch-republikanische Partei. Das Haupt der ersteren war der verstorbene Fürst Adam Czartoryski, welcher seine Stellung gewissermaßen seinen Söhnen Wladyslaw, Konstantin und Witold vererbt. Fast Alles, was die Emigration an glänzenden aristo-

kratischen Namen, hervorragenden Militärs, literarischen Notabilitäten oder andern Männern von Bedeutung besaß, schloß dieser Partei sich an, deren politisches Programm wir in kurzen Zügen andeuten wollen. Sie wünscht die Wiederherstellung Polens innerhalb seiner historischen Gränzen, also mit Einschluß der alten Provinzen: Litthauen, Wolhynien, Podolien, Galizien, Posen und eines Theiles West-Preußens. Als politische Grundlage anerkennt diese Partei die polnische Constitution vom 3. Mai 1791, welche von ihr als eine Art Palladium zur Regeneration Polens betrachtet wird. Bemerkenswerth ist, daß von jener Emigrations-Gruppe auch die Fürsten Czartoryski und ihre direkte Nachkommenschaft — als Abkömmlinge der Jagellonen — als zukünftige Souveräne Polens angesehen werden. Ungeachtet der Lücken, welche die Güter-Konfiskationen von Seiten Rußlands dem Vermögen jener Partei verursacht, verfügt dieselbe noch fortwährend über sehr bedeutende Geldmittel, welche theils zur Fortsetzung der eigentlich politischen Propaganda, theils zur Errichtung polnischer Schulen im Auslande, von Druckereien und Buchhandlungen, oder zur Unterstützung verarmter Emigranten — die zur aristokratischen Gruppe sich halten, — verwendet werden. In London und Paris organisirte man förmliche Büreaux für die polnischen Angelegenheiten; scheinbar führten jene freilich nicht-politische Titel, wie z. B. „Towarzystwo leterackie“ (literarische Gesellschaft), aber in Wirklichkeit waren jene Bureaus nur beauftragt, über die Vorgänge und Tendenzen in den diplomatischen Kreisen bezüglich Polens Bericht zu erstatten, die Schritte der russischen Gesandtschaften und ihrer Agenten zu überwachen, und für die polnische Sache günstige Verbindungen anzuknüpfen. — Chef der sogenannten „literarischen Gesellschaft“ in Paris war Fürst Czartoryski selbst, während dem Zweigverein in London der bekannte, später in Stockholm verstorbene Polenfreund, Lord Dudley Stuart vorstand. Bei allen politischen Ereignissen, welche nur die leiseste Hoffnung für Polen erweckten, sehen wir diese Partei sofort in Thätigkeit. Als im Februar 1846 der Aufstand in Galizien und Posen ausbrach, versuchte die Adelspartei sogleich die Leitung der Insurrection den Demokraten zu entwinden. Die Folge davon war, daß das rücksichtslose diktatorische Auftreten der aristokratischen Emigration in Galizien das Landvolk schwankend machte, und als man dieses zum Aufstande zwingen wollte, endigte dieser mit der grausamen Niedermetzelung vieler Edelleute durch die Bauern. Wir müssen den Ausdruck „zwingen“ buchstäblich nehmen, und dabei auf eine historische Thatsache hinweisen, die vielleicht wenig oder gar nicht bekannt. Als nämlich im Februar 1846 der junge Graf Wiesiolowski im Dorfe Lyssa góra, Tarnower Kreises, seine Bauern versammelt, und ihnen befahl, sich der revolutionären Bewegung gegen Oesterreich anzuschließen, ward diese Aufforderung seitens der Bauern mit offenem Murren beantwortet. „Ihr müßt gehen, ihr Hunde!“ schrie nach längeren fruchtlosen Debatten der Graf, und drückte auf einen der Bauern, der am lautesten widersprach, ein Pistol ab. Dies war das eigentliche Signal zur Niedermetzelung der revolutionär gesinnten Edelleute in einem großen Theile Galiziens, und Wiesiolowski nebst seinen Begleitern konnten sich nur durch eine verzweifelte Gegenwehr retten.

Das Sturmjahr 1848 ging merkwürdigerweise, mit Ausnahme eines Bewegungs-Versuches Mieroslawski's in Posen, in den übrigen ehemals polnischen Landestheilen ziemlich ruhig vorüber. Dagegen schöpfte man während des Krimkriegs neue Hoffnungen. Drei der thätigsten Agenten der Adelspartei, die Grafen Branicki, Ladislaus Zamojski und der Dichter Mickiewicz — Ersterer insbesondere durch seinen kolossalen Reichthum bekannt — begaben sich nach Konstantinopel, um die Pforte sowie die Westmächte zu einer Polen günstigen Action zu veranlassen. Graf Branicki wohnte in Konstantinopel wie der Botschafter einer Großmacht, in einem prachtvollen Hotel, verfügte über eine Menge Secretaire, Agenten, Faiseurs und glänzende Dienerschaft, und empfing an einer luxuriösen Tafel die hervorragendsten französischen, englischen und türkischen Diplomaten. Indeß waren auch diese Bestrebungen der polnischen Adelsfraktion von nur geringem Erfolg. Alles, was sie erlangen konnte, war die Errichtung einer polnischen Kosaken-Legion unter dem Befehle des Roman-Schriftstellers Czajkowski (Sadyk Pascha), welcher mehrere Jahre im Kaukasus im Verein mit den Tscherkessen gegen die Russen gefochten, ja selbst im Lager Schamyls für die Interessen der Polen im Sinne der Partei Czartoryski thätig gewesen. Auch eine Seitens der Czartoryski'schen Partei unter der Führung Lapinski's in London organisirte maritime Expedition nach der baltischen Küste blieb vollständig erfolglos. Nach dem Krimkriege gerieth die polnische Bewegung wieder in's Stocken, was aber nicht lange dauerte. Der italiänische Krieg von 1859 und sein Erfolg war für Polen ein verlockendes Beispiel, das zur Nachahmung aufforderte. Hiezu gesellte sich die Hartnäckigkeit, womit die russische Regierung in Polen alle Reformen verweigerte, die Mißgriffe Wielopolski's, vielleicht endlich auch geheime Zusicherungen gewisser Mächte. Es ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt, ob die aristokratische oder demokratische Emigration den militärischen Plan zu dem jüngsten Aufstande in Polen entworfen, aber soviel steht fest, daß die Adelspartei die Leitung der Bewegung ausschließlich an sich gerissen. — Eine kürzlich in Warschau in russischer und polnischer Sprache erschienene Darstellung des jüngsten polnischen Aufstandes — der augenscheinlich offizielle Daten zu Grunde gelegen — bestätigt nur unsere Ansicht, daß auch jene Bewegung aus dem Kreise der Emigration hervorgegangen.

„Die Anstifter der polnischen Revolution“ heißt es nämlich in jenem Buche — „sind nicht in Polen selbst zu suchen. Wenn man die Fäden des Aufstandes nach ihrem Ursprung verfolgt, so laufen sie in den Händen der Emigration zusammen, die niemals mit ihren agitatorischen Bestrebungen geruht. Man hatte mit nur zu gutem Erfolge gesucht, den zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse geneigten Gemüthern einzureden, daß der erste in Europa ausbrechende Krieg das Signal zur Befreiung Polens, zur Wiederherstellung eines selbständigen polnischen Königreichs sein werde; diesen Zeitpunkt glaubte man beim Ausbruch des italiänischen Krieges im Jahre 1859 gekommen, und da man aus gewissen, in Rußland selbst sich kundgebenden Symptomen schließen zu dürfen vermeinte, das russische Volk würde eine polnische Bewegung nicht mit ungünstigen Augen ansehen, so unternahm man die ersten Schritte zur Einleitung des Aufstandes. Es kam hauptsächlich darauf an, die öffentliche Meinung in Europa zu bearbeiten und Unterstützungsmittel, namentlich Geld, zu beschaffen; man überschwemmte deshalb Europa mit Bekanntmachungen und Manifesten, welche die Lebensfähigkeit des polnischen Volkes in einem selbständigen Staate darlegen sollten. Man hoffte auch auf die Intervention verschiedener europäischer Mächte zu Gunsten des Aufstandes, den man erregen wollte, und träumte vom Einrücken polnischer Legionen in das Königreich Polen, wo sie sich mit der dort organisirten Bewegung verbinden sollten. Mittlerweile verlief das Jahr 1858, ohne die Hoffnungen der polnischen Emigration zu erfüllen, und der italiänische Krieg blieb ohne Einfluß auf die

polnischen Zustände. Dessenungeachtet nahmen die Agitationen ihren ungeschwächten Fortgang. Sehr thätige Werkzeuge zur Schürung derselben waren die in Folge der im Jahre 1856 erlassenen Amnestie aus Sibirien Zurückgekehrten. Manche derselben zogen unter falschem Namen in Polen ein und fanden sich in Warschau zusammen, wo sie eine geheime Gesellschaft, die schwarze Brüderschaft bildeten, die wieder mit der Emigration in Verbindung stand." — Wiewohl die Mitglieder dieser im Innern Polens organisirten geheimen Gesellschaften großentheils der demokratischen Richtung angehörten, so gelang es später der aristokratischen Partei, die Demokraten von jedem Einflusse auf die Bewegung zurückzudrängen, während der Adel die unglaublichsten Anstrengungen zur Unterstützung des Aufstandes machte. So brach also Haß und Anfeindung zwischen Aristokraten und Demokraten aus — wir erinnern nur an die Intriguen Mieroslawski's gegen Langiewicz — und hätte die ganze Bewegung auch nicht schon von vornherein den Keim des Mißlingens in sich getragen, sie wäre doch an innerem Zwiespalt, wie im Jahre 1831, zu Grunde gegangen.

Bezüglich der Entstehung des demokratischen Bruchtheils der Emigration ist zu bemerken, daß jener nicht direkt durch die Flüchtlinge von 1831 nach dem Auslande kam, sondern erst im Laufe der Zeit durch den Einfluß französisch-demokratischer Ideen von der Gesammtheit der polnischen Emigration sich losgelöst. Die polnische Flüchtlings-Demokratie hat verschiedene Phasen durchgemacht und stand unter verschiedenen Führern. Wirklich thätig sehen wir sie zuerst bei dem Aufstand in Galizien und Posen im J. 1846 auftreten, welcher ein ausschließliches Werk der Demokraten gewesen. Die geheime Gesellschaft, welche jene Erhebung vorbereitete, nannte sich „Polnisch-demokratische Centralisation" und hatte ihren Sitz gleichfalls in Paris. Die Hauptführer derselben waren: Johann Tysowski — während des Aufstandes von 1846 Dictator in Krakau — Karl Rogawski, Dembicki, Krystowski, die beiden Brüder Adam und Ludwig Mieroslawski und Theofil Wiszniewski. — Es ist bezeichnend, daß die Demokraten auch nicht über Einen bedeutenden Namen, über keine Persönlichkeit verfügten, welche sich während der Revolution von 1831 ausgezeichnet. Ehemalige Studenten, Subaltern-Offiziere, Beamte, Gutspächter u. dgl. waren das ausschließliche Kontingent der Partei. Im Großherzogthum Posen war vor und während der Ereignisse 1846 Ludwig Mieroslawski einer der Haupt-Emissäre der demokratischen Centralisation, und wir können daher von ihm am besten die politischen Tendenzen und das Programm jenes Geheimbundes erfahren. Mieroslawski gab darüber in seiner Vertheidigungsrede vor dem Berliner Kriminal-Gerichtshofe folgende Aufschlüsse: „Wenn es einerseits gerecht ist, auf die demokratische Emigration alle Verantwortlichkeit bezüglich der Ereignisse von 1846 zu laden, so ist es andererseits auch nothwendig, die Gränzen und die Richtung zu bezeichnen, innerhalb welcher die revolutionäre Gesellschaft ihre Aufgabe übernommen. Es handelt sich — mit andern Worten — darum, die wahren Absichten des Executiv-Comité's jener Gesellschaft aus der Zeit zu kennen, wo diese unter dem Namen „Centralisation" bekannt, es für unabweislich hielt, die Patrioten des Landes zu einem verzweifelten Kampfe gegen die Unterdrückung aufzurufen. Die polnisch-demokratische Gesellschaft, deren Organ zu sein ich in diesem Augenblick die Ehre habe, hat seit fünfzehn Jahren sich drei Ziele gesteckt, welchen sie trotz tausenderlei Hindernissen mit großer Selbstverleugnung und Beharrlichkeit zugeschritten.

„Diese drei einzigen feststehenden Zeitpunkte ihrer Arbeiten sind: die Propaganda, die Verschwörung und die Insurrection, wodurch das polnische Vaterland wiedererweckt, gesammelt und hergestellt werden soll. Der erste Theil dieser Aufgabe besteht in dem politischen, militärischen und sozialen Unterricht, welchen die demokratische Emigration im Wege der Presse und durch ihre Emissäre dem Lande einzuimpfen bestrebt ist; — der zweite umfaßt die Anstrengungen, womit diese nämlichen Emissäre das dreifach getheilte Polen der gleichen Doctrin, Solidarität und Initiative unterwerfen sollen, und der dritte endlich begreift die definitive Vorbereitung zum Aufstande."

Dies wäre also im Allgemeinen die Richtung der demokratischen Emigration; aber über das, was nach einem gelungenen Aufstande von Seiten der Demokraten in Polen selbst geschehen soll — nämlich über Regierungsform, Verwaltung und Organisation des Landes — geben uns die Parteischriften der „demokratischen Centralisation" keine präzisen Aufschlüsse. Wer mit den polnischen Verhältnissen nur einigermaßen vertraut ist, wird diese Zurückhaltung der Demokraten leicht begreifen. Wir haben nämlich schon bemerkt, daß die demokratischen und noch weniger die sozialistischen Lehren in Polen keine Wurzel geschlagen. Aber — wird man uns entgegnen — doch ist es im Jahre 1846, ja vielleicht auch in der jüngsten Vergangenheit der demokratischen Emigration gelungen, eine Verschwörung und als Folge dieser einen Aufstand anzustiften. Die Antwort auf diesen scheinbaren Widerspruch fällt nicht so schwer, als man glauben sollte. Dem großen Haufen der Unzufriedenen in Kongreß-Polen genügt nämlich jede Initiative, welche auf ihre Fahne die Wiederherstellung Polens schreibt. Um die prinzipiellen Einzelnheiten der Revolution, um die zukünftige Verfassung oder Regierungsform kümmert man sich vor der Hand wenig. Diese allgemeine Stimmung wußten die Demokraten sehr schlau zu benützen, aber sie hüteten sich zugleich, den hohen und kleinen Adel durch gleichmacherische Experimente nach französischem Muster zu erschrecken, weil selbst der letzte Edelmann, trotz seiner Begeisterung für Polen, nie einwilligen würde, mit dem Bauer und dem von jenem verachteten Juden auf derselben bürgerlichen Stufe zu stehen. Hieraus erklärt sich auch, weshalb es der Adelspartei fast immer gelungen, die Anstrengungen und Verschwörungen der Demokraten für sich auszubeuten. Stünde nämlich hinter der demokratischen Emigration eine wirkliche Demokratenpartei im Lande, so hätte der Adel gewiß nicht so leichtes Spiel; so steht aber den demokratischen Emigranten nur der Kleinadel (drobna szlachta) zur Seite, und auch dieser ist im Grunde ebenso aristokratisch gesinnt, wie das Magnatenthum. Es wäre von Seiten der Demokraten eine ganz vergebliche Arbeit, in Polen die bürgerliche Gleichheit, wie man sie im Westen versteht, zu predigen, weil der eingewurzelte historische Stolz, welchen jeder polnische Edelmann als „Kronkandidat" fühlt, viel stärker ist, als alle demokratischen Theorieen. Die geschichtlichen Worte: „Nie pozwolam" („Ich erlaube es nicht" — Ausruf, womit auf den polnischen Reichstagen jeder Edelmann die Königswahl umstürzen konnte) sind in Polen noch heute in frischer Erinnerung, welche jeder demokratisch-sozialistischen Gleichmacherei Trotz bietet.

Nach dem Ausbruche der Revolution von 1848 versuchten die demokratischen Flüchtlinge eine neue Erhebung im Großherzogthum Posen, an deren Spitze abermals der im März 1848 von den Berliner Demokraten befreite Mieroslawski stand. Nachdem Preußen jenen Aufstand niedergeworfen, flüchtete Mieroslawski nach Paris, von wo er 1849 mit seinem Bruder Adam nach Sicilien ging, um die militärische Leitung der dort

ausgebrochenen Insurrection zu übernehmen. In seiner „Relation de la campagne de Sicile en 1849" (Saint-Cloud, chez Belin-Mandar) wird den italiänischen Revolutionshelden wenig Lob gespendet. Mieroslawski sagt unverhohlen, daß die Revolution auf Sicilien „nur in einem fanatischen Geschrei, komischen Geberden und in sofortigem Davonlaufen bestand, sobald ein neapolitanischer Soldat sich blicken ließ". — Kaum von Sicilien nach Frankreich zurückgekehrt, erschien Mieroslawski im Juni 1849 im Großherzogthum Baden, wohin ihn Brentano „zur Vertheidigung der deutschen Republik" gerufen hatte. In dem Einladungsschreiben, welches Brentano an Mieroslawski nach Paris gerichtet — ein Schriftstück, das wir einzusehen seiner Zeit Gelegenheit gehabt — hieß es wörtlich: „Venez, Général, pour défendre la République allemande!" Es ging aber dort nicht besser als in Posen und Palermo, ausgenommen daß Mieroslawski von Karlsruhe einen reellen Nutzen, nämlich 35,000 Gulden, mitnahm, welche er sich zur „Errichtung seines Generalstabes" ausbedungen! — Nach dem Pariser Staatsstreich vom 2. Dezember, dem in Frankreich eine äußerst strenge Ueberwachung aller demokratischen Regungen folgte, fand es die „demokratische Centralisation" gerathen, zeitweilig nach London zu übersiedeln, wo sie auch ihr journalistisches Organ „Demokrata polski" in der Druckerei Alexander Hertzen's fortsetzte. Als Ausschußmitglieder der Gesellschaft figurirten damals: Worcell, Mieroslawski, Krystowski, Rupniewski und Zienkiewicz. Nach dem Tode Worcell's, welcher — wenn wir nicht irren, im Jahre 1856 erfolgte — ergriff Mieroslawski ausschließlich die Leitung jener geheimen Gesellschaft. Nach dem Ende des lombardischen Feldzuges von 1859 und der ersten Expedition Garibaldi's nach Sicilien sehen wir Mieroslawski wieder in Italien erscheinen, wo er einen Anschluß an Garibaldi und die italiänische Aktionspartei versuchte. — Garibaldi trug sich damals mit dem Plane, eine revolutionäre Bewegung in Venetien und Friaul hervorzurufen, und gleichzeitig durch eine maritime Expedition einen Schlag gegen Venedig und Triest zu versuchen. Mieroslawski traf im Laufe des Monats Oktober 1860 in Genua ein, wo damals das dort versammelte italiänische Central-Aktions-Comité unter der Leitung Bixio's sich sehr eifrig mit jener Absicht Garibaldi's beschäftigte. Mieroslawski schlug den Italiänern vor, die Bewegung auch auf Dalmatien, Kroatien und die übrigen südslavischen Länder Oesterreichs, endlich auch auf Ungarn und Galizien auszudehnen, und so einer allgemeinen Erhebung im östlichen Theile Europa's den Weg zu bahnen. Diese Idee ward von der italiänischen Aktionspartei auch im Principe angenommen, und Mieroslawski von Garibaldi beauftragt, einen alle Einzelnheiten des Unternehmens behandelnden Plan vorzulegen.

Frankreich.

Das Pariser Revolutions-Tribunal.

II.

Die Girondisten, die Schreckenszeit und die Hinrichtung der Henker-Richter.

In den Monat October 1793 fallen die Verhandlungen gegen die 21 Girondisten, die sich der Verhaftung nicht durch die Flucht entzogen hatten. Die Verhandlungen begannen am 24., wollten sich jedoch nicht mit der Schnelligkeit entwickeln, die der öffentliche Ankläger wünschte; er wandte sich daher an den Convent und erwirkte von demselben jenes Blutgesetz, das den Geschwornen das Recht einräumte, alle weiteren Verhandlungen durch die Erklärung abzuschneiden, daß sie ausreichend informirt wären. Auf Grund dessen wurden in diesem Prozeß die Vertheidiger zum ersten Male nicht zum Wort zugelassen. Auch nahm der Gerichtshof von jetzt an, auf Antrag von Billaud-Varenne, den Namen Tribunal révolutionnaire an.

Man hat den Girondisten vielfach vorgeworfen, sie hätten bei den Verhandlungen nicht eine solche Männlichkeit bewiesen, wie man von so hervorragenden Persönlichkeiten hätte erwarten sollen; wenn sie sich auch in dieser Beziehung allerdings durch die Königin Marie Antoinette haben beschämen lassen, so ist es doch jedenfalls Verleumdung, wenn behauptet wird, sie hätten Geld unter das Publikum geworfen, um dadurch dasselbe aufzuregen und für ihre Sache zu gewinnen. In dem Protokoll steht nichts davon; der öffentliche Ankläger würde aber in keinem Falle versäumt haben, von diesem gravirenden Umstand Vermerk zu nehmen.

In den ersten Tagen des November kamen Madame Roland, der ehemalige Maire von Paris, Bailly, der Convents-Abgeordnete und Staats-Anwalt Manuel und — der Hund eines gewissen Saint-Prix wegen Mitwissenschaft um contrerevolutionäre Anwerbungen an die Reihe. An diesem Hunde wurde, laut gerichtlichem Protokoll vom 27. Brumaire, das Todesurtheil an der Barrière du combat vollstreckt. Ueberhaupt stieg die Zahl der Prozesse so riesig (im October waren im Ganzen 23, im November wurden 65 Personen und ein Hund hingerichtet), daß die Beamten der Staats-Anwaltschaft Tag und Nacht zu thun hatten und der Convent den Unterbeamten auf Fouquier's Antrag die Besoldung von 4200 Livres auf 10,400 jährlich glaubte erhöhen zu müssen.

Auch die folgenden Monate, Dezember 1793, Januar und Februar 1794, lieferten, als wäre das Revolutions-Tribunal gewissermaßen zu dieser Zahl contraktlich verpflichtet gewesen, je 67, 61 und 68 Personen auf's Schaffot, Generale und Handwerker, Exminister und Schullehrer, Staatsmänner und Geistliche, lüderliche Dirnen und Nonnen, Spitzbuben und Spione, Lieferanten und Kommunal-Beamte, Männer und Frauen in buntester Mischung. Die Richter hatten den Geist ihres Amtes begriffen und die Geschwornen verstanden die Kunst, den angeblich Schuldigen auf den ersten Blick herauszufinden; sie bedurften keiner Debatten und keiner Zeugenverhöre mehr; die Maschine arbeitete wie von selbst, und der Tod war die Parole. Man versuchte es vielleicht Anfangs, sich der Gefahr zu entziehen, aber einmal im Gefängniß, starben Alle mit der größten Gleichgiltigkeit, ja Einige scherzten und spaßten sogar über ihre verzweifelte Lage, Beweis dafür die scherzhaften Couplets dédiés aux prisonniers de la chambre par leurs amis am Tage ihrer Hinrichtung verfaßt, von denen eines lautet:

Je vais vous quitter pour jamais,
Adieu, plaisir, joyeuse vie,
Propos libertins et vins frais,
Qu'avec quelque peine j'oublie!
Mais j'ai mon passe-port: demain
Je prends la voiture publique
Et vais porter mon front serain,
Sous la faux de la République.

Mes tristes et chers compagnons,
Ne pleurez pas mon infortune!
C'est dans le siècle où nous vivons

Une misère trop commune:
Dans vos gaités, dans vos débats,
Buvant, vivant, faisant tempête,
Mes amis, ne m'avez-vous pas
Fait quelquefois perdre la tête?

Ein Angeklagter, den sein Vertheidiger dadurch retten wollte, daß er behauptete, der Angeklagte habe den Verstand verloren, unterbrach diesen mit den Worten: „Ich bin niemals meines Kopfes sicherer gewesen, als in diesem Augenblick, wo ich auf dem Punkt stehe, ihn zu verlieren; man führe mich zur Guillotine!“

Einen widerlichen Contrast zu dieser Todesfreudigkeit bildete das Benehmen der Dubarry, der alten Maitresse Ludwig's XV. Als sie von dem Karren steigen sollte, wehrte sie sich mit dem Muthe der Verzweiflung; ihr Schreien war weithin zu vernehmen, und ein noch schrecklicherer Kampf entstand, als man sie auf der verhängnißvollen Planke befestigen wollte; nur mit der größten Anstrengung gelang es schließlich den Henkersknechten, sie zu überwältigen.

Im März stieg die Zahl der Verurtheilungen auf 118, im April auf 155 und im Mai wurden 354 hingerichtet. Dagegen wurden fast regelmäßig Diejenigen freigesprochen, die wegen Veruntreuungen oder Unterschlagungen bei Lieferungen für die Armee 2c. vor Gericht gestellt waren.

Am 1. Germinal (21. März 1794) nahm die Procedur gegen die Hébertisten ihren Anfang; es war ein Riesenprozeß, mehr als zweihundert Zeugen waren zu vernehmen, einundzwanzig Personen wurden schuldig befunden, den Despotismus wieder eingeführt zu haben. Ein Einziger, Laboureau, ein Student der Medicin, in dem nicht mehr jugendlichen Alter von 42 Jahren, der den Spion gemacht hatte, wurde freigesprochen.

Nachdem sich Robespierre so die mit ihm rivallsirende Gemeindeverwaltung vom Halse geschafft hatte, kamen am 10. Germinal (30. März) Danton und sein Anhang an die Reihe. Da Fouquier-Tinville von ihnen gewisse Enthüllungen fürchtete, die ihm unangenehm waren, ließ er sie nicht zum Worte kommen, und sie wurden ohne Weiteres sämmtlich, mit Ausnahme von Luillier, dem Oberstaats-Anwalt des Departements Paris, zum Tode verurtheilt. Auch ihr Tod war ein Verbrechen; aber man darf die Verantwortlichkeit dafür niemand anders als Robespierre und seinen Spießgesellen selbst beimessen. Die Comité's de sûreté générale und de salut public nämlich, deren Seele Robespierre war, hatten allein darüber zu entscheiden, ob sie in Anklagestand versetzt werden sollten, und Fouquier, Dumas, Coffinhal waren nur die Vollstrecker des Willens der Comité's. Ohne Zweifel sind Fouquier, Dumas, Coffinhal, Renaudin, Trinchard und wie diese Blutmenschen alle heißen mögen, von Natur grausam gewesen und folgten ihrem Instinkt, wenn sie ihre Blut-Urtheile fällten, aber dennoch hatten sie später, als man sie deswegen zur Rechenschaft zog, ein Recht, sich darauf zu berufen, daß sie in Allem nur streng den Befehlen der Comité's nachgekommen wären.

Unter den 354 Opfern des Monats Floréal (20. April bis 19. Mai 1794) finden wir außer Madame Elisabeth, der Schwester König Ludwig's XVI., 21 ehemalige Mitglieder der Parlamente von Toulouse und Paris, die gegen die, die Frohndienste, die Zehnten 2c. aufhebenden Dekrete der National-Versammlung Protest eingelegt hatten, und 33 Bewohner der Stadt Verdun, weil sie angeblich die Stadt an die Preußen verrathen hätten. Zwei junge Mädchen von 17 Jahren, die bei der Einholung des Königs von Preußen als Ehrenjungfrauen mitgewirkt hatten, Barbe Henry und Claire Tabouillot, wurden, ihres jugendlichen Alters wegen, zu 20 Jahren Zuchthaus und sechsstündiger Ausstellung auf dem Schaffot verurtheilt. Die Letztere schrieb im Jahre 1814 an König Friedrich Wilhelm III., als dieser sich in Paris befand, und erhielt von ihm folgendes Antwortschreiben:

„Ihr Brief vom 25. Mai hat mir eines der traurigsten Ereignisse der französischen Revolution in's Gedächtniß zurückgerufen — ein Verbrechen, dessen Erinnerung das Herz des hochseligen Königs, meines Herrn Vaters, mit Bitterkeit erfüllte; ich halte es für meine Pflicht, dem Opfer, das dieses schreckliche Attentat überlebt hat, einen Beweis von dem Interesse zu geben, welches Sie mir einflößen. Ich habe mir vorgenommen, Ihnen von Berlin aus einen Schmuck zugehen zu lassen, der Sie daran erinnern soll, wie sehr ich an Ihrem traurigen Schicksal und an dem Ihrer Leidensgefährten Antheil nehme. Paris, 2. Juni 1814. Friedrich Wilhelm.“

Das nachmals von Berlin gekommene Geschenk bestand in einer prachtvollen Bonbonnière, die mit vielen werthvollen Diamanten verziert war, welche die Namens-Chiffre des Königs bildeten, und war von folgendem Schreiben begleitet: „Die Ereignisse, die so schnell auf einander gefolgt, sind schuld, daß ich nicht eher dem Versprechen nachkommen konnte, welches ich Ihnen in meinem Briefe vom 2. Juni vorigen Jahres gegeben. Ich bitte Sie, beifolgende Bonbonnière mit meiner Namens-Chiffre als ein Andenken anzunehmen und sich dabei zu erinnern, wie sehr ich Antheil genommen habe an den Leiden, die Sie im Jahre 1792 ausgestanden haben. Paris, 24. August 1815. Friedrich Wilhelm.“

Unter den 21 Provinzialparlaments-Mitgliedern wurde auch der frühere Gerichts-Präsident Sallier in Folge einer Verwechslung mit seinem ältesten Sohn hingerichtet, obwohl er den Nachweis lieferte, daß er nie dem Pariser oder Toulouser Parlament angehört und mithin das ihm zur Last gelegte Verbrechen nicht habe begehen können. Umgekehrt wurde am 1. Thermidor (19. Juli) der siebzehnjährige Saint-Pern statt seines fünfzigjährigen Vaters zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Am 10. Juni 1794 berichtete Couthon im Convent im Namen des „Comité der allgemeinen Sicherheit“ über die Lage Frankreichs und beantragte, um mit den Volksfeinden in Masse aufzuräumen, eine Reorganisation des Revolutions-Tribunals, die auch trotz des energischen Widerspruchs von Seiten der Deputirten von Versailles, auf Empfehlung von Robespierre mit großer Majorität durchging.

Danach bestand das Gericht, nachdem man die Gemäßigten, wie den Gerichtsschreiber Fabricius, und die Richter Dobsent und Masson beseitigt hatte, aus dem Präsidenten Dumas, den vier Vice-Präsidenten Coffinhal, Scellier, Naulin und Ragmey, und 12 Richtern: Deliége, Foucault, Donzé-Verteuil, Maire, Bravet, Harny, sämmtlich schon Mitglieder des Tribunals, Garnier-Launay, bisher Bezirks-Richter im ersten Arrondissement, Paillet, Professor der Rhetorik in Tours, Laporte, Handschuhmacher und Mitglied der Militär-Commission in Tours, Felix, Mitglied der Militär-Commission in Angers, und Lohier Specereihändler und Geschworner am Revolutions-Tribunal. Auch die Geschwornen wurden purificirt und nur die anerkannt „Soliden“ beibehalten. Oeffentlicher Ankläger blieb natürlich Fouquier. Zum Greffier wurde an Stelle von Fabricius der Maler Lécrivain ernannt. Der Gerichtshof theilte sich in Sectionen von je drei Richtern und neun Geschwornen, doch war schon die bloße Anwesenheit von sieben ausreichend. Die Comité's de salut public und de sûreté générale erhielten allein das Recht, in Anklagestand zu versetzen. Eine Vertheidigung, die übrigens durch

das Recht der Geschwornen, die Verhandlungen zu jeder Zeit schließen zu können, schon lange illusorisch geworden war, sollte in Zukunft nicht mehr zulässig sein. Der Zweck der Massenaufräumung wurde dadurch auch vollkommen erreicht.

Während in den ersten drei Wochen des Prairial im Ganzen 281 Personen zum Tode verurtheilt worden waren, bestiegen in den acht Tagen vom 22. bis 30. 228, in den dreißig Tagen des Messidor 796 und in den ersten neun Tagen des Thermidor sogar 342 das Schaffot. Uebrigens nahm Robespierre seit dem 22. Prairial nicht mehr an den Sitzungen der Comité's Theil; es sind also eigentlich Barère, Billaud-Varennes und Collot d'Herbois, auf die all das Blut zurückfällt, das seit dieser Epoche vergossen wurde. Einer solchen Arbeit waren die Kräfte der Gerichtsschreiber nicht gewachsen, und so kamen die sogenannten jugements en blanc (Blanquet-Urtheile) auf, die nichts weiter als die Anklageacte und das Datum und die Unterschrift der Richter enthalten. In der sicheren Voraussetzung der Verurtheilung ließ nämlich der Gerichtsschreiber vor Beginn der Verhandlung einige Buch weißes Papier von den Richtern unterzeichnen und trug dann die Anklageacte nach; ja, in dem Archiv befinden sich sogar sieben Blätter, auf denen selbst die Anklage fehlt und die nur das gefällte Urtheil und die Unterschrift der Richter enthalten, und auf Grund derartiger Wische sind Hunderte von Menschen hingerichtet worden. Der am Meisten beliebte Grund zur Verurtheilung war Verschwörung gegen die Republik. Eine solche bestand allerdings einmal, aber weil man des Hauptes dieser Verschwörung, eines Barons von Balz, obwohl er sich in Paris aufhielt, nicht habhaft werden konnte, hielt man sich gegen besseres Wissen an Unschuldige. Das Haar sträubt sich, wenn man die Instruktionen liest, die das „Comité der öffentlichen Sicherheit" zu diesem Zwecke dem öffentlichen Ankläger zugehen ließ, und denen dieser nie verfehlte, buchstäblich nachzukommen.

Uebrigens fing denn doch das Publikum allmählich an, der sich beständig wiederholenden Hinrichtungen überdrüssig zu werden und scheute sich auch nicht, seinen Widerwillen in sehr starker Weise kund zu thun. Die Kaufleute in der Straße Saint-Honoré, wo die Züge der Verurtheilten durchkommen mußten, um zum Hinrichtungsplatz zu gelangen, schloffen ihre Läden; man verlegte daher die Guillotine nach dem Bastilleplatz. Aber die Kaufleute in dieser Straße machten es ebenso, und so sah sich die Regierung ein zweites Mal zur Verlegung genöthigt und ließ sie an der Barrière von Vincennes oder „du trône renversé" aufstellen, so daß die Züge durch die Vorstadt Saint-Antoine gehen mußten, und hier, unter der Hefe des Volkes, fanden sich denn auch in der That immer noch Elende genug, die Beifall klatschten und die armen Schlachtopfer verhöhnten.

Eine Karrikatur aus jener Zeit zeichnet in ergreifender Weise die damalige Lage Frankreichs. Sie stellt die Guillotine dar, rings umgeben von Haufen symmetrisch geordneter Menschenköpfe, jeder Haufen mit einer besondern Aufschrift versehen, als Adel, Geistlichkeit, Parlament, National-Versammlung, gesetzgebende Versammlung, Convent, Volk. Auf dem verhängnißvollen Brett ist ein Mensch befestigt, der noch die Schnur in der Hand hält, die das Fallbeil spielen läßt und sich so selber guillotinirt; es ist der Henker Sanson. Darunter liest man folgende vier Verse:

Admirez de Sanson l'intelligence extrême!
Par le couteau fatal il a tout fait périr:
Dans cet affreux état que va-t-il devenir?
Il se guillotine lui-même!

In der That, der Wahnsinn herrschte in Paris! Hätten sie keine Schuldigen mehr ausfindig machen können, schreibt ein Zeitgenosse, das Tribunal hätte sich selber guillotiniren lassen. Nichts vermochte sie aufzuhalten, nicht Alter, nicht Geschlecht, nicht Krankheit, nicht Gebrechen; Reichthum oder Bettelarmuth, Tugend und Laster, Talent oder Blödsinn, Alles war für das Fallbeil gut. Ja, sie verurtheilten selbst Individuen, die nicht ein Wort französisch verstanden, und denen man daher kaum begreiflich machen konnte, um was es sich eigentlich handelte. Am 6. Messidor wurden 15 Personen wegen Geheimbündelei zum Tode verurtheilt, zu deren Namen der Gerichtsschreiber die Bemerkung gemacht hat: „Es ist unmöglich, die Namen genau anzugeben, weil die Angeklagten aus der Bretagne sind und kein Dolmetscher bei der Hand war!"

Am 7. Juli 1794 wurden 156 Gefangene aus dem Luxembourg wegen Verschwörung gegen die Republik unter Anklage gestellt, und sollten auf Befehl des „Comité der öffentlichen Wohlfahrt", Alle zusammen in Einer Sitzung abgeurtheilt werden. Der Präsident hatte deshalb für sie im Sitzungssaale ein großes Gerüst aufschlagen lassen, doch Fouquier, der wenigstens bei dieser Gelegenheit noch eine Spur von Schaam verräth, protestirte dagegen und setzte es durch, daß die Verhandlungen in drei Abtheilungen vorgenommen wurden, und Dumas mußte sein Gerüst wieder abbrechen lassen. Dies Faktum hat Thiers in seiner Geschichte der französischen Revolution zu dem Mißverständniß verleitet (er verwechselt nämlich échafaud = échafaudage mit échafaud = guillotine), Fouquier habe die Guillotine im Gerichtssaal selber aufstellen lassen, und ihm haben es auch die deutschen Historiker nacherzählt.

Das Gesetz verlangte eigenlich, daß das Urtheil der Angeklagten vor versammeltem Gericht eröffnet werden sollte, aber weil man fürchtete, im Vertrauen auf ihre große Zahl möchten sie revoltiren, ließ man sie, während die Geschwornen zur Berathung abtraten, in das Gefängniß der Conciergerie zurückführen und es ihnen hier durch einen Gerichtsschreiber, in Begleitung eines Gerichtsdieners, eröffnen; zwei Stunden darauf „hatten sie gelebt", wie damals der technische Ausdruck lautete. Die Anklage-Akte kam immer erst den Abend vor den Verhandlungen zur Vertheilung, oft so unleserlich geschrieben, daß es rein unmöglich war, sich daraus zu vernehmen. Später ließ man sogar Formulare drucken, in denen ein Raum für etwa drei Zeilen weiß blieb für die spezielle Anklage, die häufig in einer Sprache abgefaßt war, die kaum noch für französisch gelten konnte.

Unter den 25 Personen, die am 7. Thermidor (25. Juli) auf Grund der sogenannten Verschwörung im Gefängniß St. Lazare das Schaffot bestiegen, befand sich, außer dem berühmten Dichter André Chénier und Rocher, dem Dichter des beschreibenden Gedichtes „les Mois", auch der bekannte Baron Trenck. Nachdem er einen großen Theil seines Lebens in deutschen Gefängnissen zugebracht hatte, war es ihm beschieden, in Frankreich durch das Fallbeil zu enden, in dem Lande, wo er die Freiheit zu finden geträumt hatte.

Am 9. Thermidor (27. Juli) hielten zwei Sectionen des Revolutions-Tribunals gleichzeitig Sitzung. Die eine, in der Dumas selber präsidirte, hatte 24 Angeklagte abzuurtheilen. Mitten in der Verhandlung erschienen Agenten des „Comité der öffentlichen Wohlfahrt" und verhafteten ihn auf Grund eines Decrets des Convents, als Complice von Robespierre. Im Augenblick seiner Verhaftung rief er aus: „Ich bin verloren!" Er wußte, daß eine schwere Anklage gegen ihn vorlag; unter

Anderm hatte man ihn denuncirt, daß er den Sohn eines Advokaten Clere gegen Zahlung von 6000 Livres freigelassen hatte. Man machte Fouquier-Tinville darauf aufmerksam, daß sich in der Stadt etwas Außerordentliches vorzubereiten scheine und man daher vielleicht gut thun würde, die Hinrichtungen vorläufig aufzuschieben. „Die Gerechtigkeit darf Nichts in ihrem Laufe aufhalten!" war seine Antwort; und die Karren mit den Verurtheilten setzten sich in Bewegung. In der Vorstadt Saint-Antoine machte das Volk, da es schon wußte, daß Robespierre unter Anklage gestellt war, Miene, den Zug aufzuhalten, aber Henriot jagte die Massen auseinander, und noch einmal fielen die Köpfe von 43 Unschuldigen.

Am 10. Thermidor (28. Juli), gegen 1 Uhr Mittags, versammelte sich das Revolutions-Tribunal, um über Robespierre und seinen Anhang zu Gericht zu sitzen. Den Vorsitz führte Scellier, anwesend waren die Richter Foucault, Bravet, Félix, Laporte, Harny, Maire, Deliège und Garnier-Launay, als öffentlicher Ankläger fungirte Fouquier-Tinville, unterstützt von Liendon. Da der Convent die Angeklagten für vogelfrei, „hors la loi", erklärt hatte, so kam es nur darauf an, die Identität ihrer Personen festzustellen, und um 4 Uhr war die Sitzung vorüber. Mit Robespierre starben 20 Personen, darunter von Mitgliedern des Revolutions-Tribunals selbst Dumas und Lescot-Fleuriot.

Am 11. Thermidor (29. Juli) wurden wiederum 70 Individuen, als Mitverschworene von Robespierre, zum Tode verurtheilt, unter denen sich drei Geschworene des Revolutions-Tribunals befanden, und am 12. (30 Juli), dem letzten Tage seines Bestehens, in der Zusammensetzung vom 22. Prairial 12, wobei der Geschworene Nicolas. Am 14. Thermidor (1. August) nahm der Convent das Gesetz vom 22. Prairial zurück und beschloß eine Reorganisation des Gerichtshofes, dessen Sitzungen vorläufig suspendirt wurden. Coffinhal war es gelungen, sich der Verhaftung zu entziehen und sich zu verbergen, doch der Hunger zwang ihn bald aus seinem Versteck hervorzukommen; er suchte einen Mann auf, dem er früher einen wichtigen Dienst geleistet hatte, wurde aber von demselben verrathen und erschien am 18., da das Revolutions-Tribunal suspendirt worden war, vor dem gewöhnlichen Kriminalgericht, das die Identität seiner Person feststellen ließ und ihn dann ohne Weiteres zum Tode verurtheilte.

Fouquier-Tinville war auf Antrag von Fréron am 14. vom Convent in Anklagestand versetzt worden und hatte sich darauf in der Conciergerie freiwillig als Gefangener gestellt, von wo aus er am 19 eine Rechtfertigungsschrift an den Convent richtete, in der er ausführte, daß ihn keinerlei Schuld treffe, da er sich immer nur als ein Werkzeug der Comités betrachtet hätte, deren Befehle er nur zu vollziehen gehabt; was er auch mündlich vor den Schranken des Convents wiederholte, als dieser ihm am 21. Gelegenheit gab, sich vor ihm auszusprechen.

Am 23. Thermidor (10. August 1794) erhob der Convent einen von Merlin de Douay eingebrachten Antrag auf Reorganisation des Revolutions-Tribunals zum Gesetz. Danach sollte derselbe aus einem Präsidenten, vier Vicepräsidenten, 19 Richtern und 60 Geschworenen bestehen, die aus dem ganzen Lande genommen wurden. Zum öffentlichen Ankläger wurde Leblois bezeichnet, vorher Staatsanwalt am Kriminalgericht des Dép. de la Moselle; als greffier trat wieder Fabricius ein, der sich von jetzt ab auch wieder Pâris nannte.

Daß die neue Einrichtung vom Convent nur für provisorisch und vorübergehend angesehen wurde, geht aus der Bestimmung hervor, daß den in das Gericht berufenen Beamten ihre früheren Stellen reservirt bleiben sollten.

Am 25. Thermidor (12. August) wurden die Mitglieder, soweit sie in Paris anwesend waren, vereidigt und das Gericht constituirte sich. Die bei dieser Gelegenheit ausgesprochenen Grundsätze zeigten deutlich, daß man nicht in die Fußstapfen des alten Blutgerichts treten wollte, sondern eine billige Strenge als leitende Maxime aufstellte; auch wurde den Geschworenen wieder die Verpflichtung auferlegt, jedesmal auch über das, was der französische Kriminalprozeß die Intention des Verbrechens „question intentionnelle" nennt, zu entscheiden. Die erste öffentliche Gerichtssitzung schloß mit zwei Verurtheilungen zum Tode. Inzwischen wurden die Hinrichtungen von jetzt an seltener; in den drei Wochen vom 19. Aug. bis 9. Sept. wurden im Ganzen nur acht Todesurtheile gefällt und darunter eins gegen den Adjutanten von Houziot, Deschamps, der auch am 9. Thermidor für vogelfrei erklärt worden war, dem es aber gelungen war, sich zu verstecken, während zwei Monate vorher in derselben Zeit, vom 20. Juni bis 10. Juli, Fouquier nicht weniger als 606 Personen auf das Schaffot gebracht hatte.

Am 13. Sept. erschien der ehemalige Präsident des Revolutions-Tribunals, Montané, nach einer Haft von 14 Monaten als Angeklagter vor dem Gericht, und wurde freigesprochen. Aber von allen Freisprechungen machte keine ein solches Aufsehen in ganz Frankreich, wie die der 94 Bürger von Nantes. Am 27. Nov. 1793 hatte Carrier 132 Personen als Contrerevolutionäre und Föderalisten nach Paris geschickt, um von dem Revolutions-Tribunal abgeurtheilt zu werden. Hunger, Leiden aller Art hatten jedoch ihre Reihen bis auf 94 gelichtet; der Präsident eröffnete ihnen das freisprechende Urtheil mit den Worten: „Sagt euern Kindern und Mitbürgern, daß Menschlichkeit die Tugend, wie Gerechtigkeit die erste Triebfeder der Handlungen der Richter des Revolutions-Tribunals ist." Die lange Verschiebung, die ihnen schließlich das Leben rettete, hatten sie übrigens Fouquier zu verdanken, dem die übersandten Beweisstücke zur Aufrechthaltung einer Anklage nicht genügend erscheinen wollten.

In den Verhandlungen dieses Processes waren auch die Noyaden (Ersäufungen en masse) und sonstigen Scheußlichkeiten Carrier's und des Revolutions-Comités in Nantes zur Sprache gekommen und hatten zunächst eine Anklage gegen die Mitglieder dieses Comités zur Folge, die übrigens schon vor dem 9. Thermidor auf Befehl der Convents-Commissarien Bourbotte und Bô verhaftet und nach Paris abgeführt worden waren, bei dem alten Revolutions-Tribunal aber mit voller Sicherheit auf Freisprechung rechnen konnten. Carrier, auf den die Angeklagten alle Schuld allein häuften und der deshalb am 23. Nov. 1794 durch den Convent mit 498 gegen 2 Stimmen in Anklagestand versetzt war, wurde, trotz all seines Leugnens, mit zwei Mitgliedern des Revolutions-Comités, Pinard und Moreau, genannt Grandmaisse, zum Tode verurtheilt, die übrigen Angeklagten wurden freigesprochen. Die Verhandlungen hatten 60 Sitzungen in Anspruch genommen. Der Convent erklärte sich jedoch mit dieser Freisprechung nicht einverstanden und decretirte deshalb am 18. Dec., daß sie wieder eingezogen und das Revolutions-Tribunal neuerdings reorganisirt werden sollte. Als diesem das Decret des Convents mitgetheilt wurde, hatten gerade die Verhandlungen gegen Fouquier-Tinville begonnen, die dadurch auf's Neue einen weiteren Aufschub erhielten.

Am 28. Dec. 1794 erließ der Convent das Gesetz über die Neugestaltung des Revolutions-Tribunals, wiederum auf den

Antrag von Merlin de Douay. Dieses mit großer Sorgfalt ausgearbeitete Gesetz definirte zum ersten Mal klar und deutlich die Verbrechen, die vor sein Forum gehörten, enthielt im Weiteren Bestimmungen über die Zusammensetzung des Gerichtshofes, das Prozeßverfahren u. s. w. Es war ein humanes Gesetz; alle nur irgend wünschenswerthen Garantieen finden sich darin vereinigt. In Kraft trat dasselbe aber erst einen ganzen Monat später, am 27. Januar 1795, da die neuen Richter, die aus allen Departements genommen worden waren, zum Theil nicht früher in Paris hatten eintreffen können; übrigens blieben auch ihnen ihre Stellen reservirt, da gleich von vornherein festgesetzt worden war, daß ihre amtlichen Functionen nicht länger als drei Monate dauern sollten.

In den ersten 43 Tagen hatte sich der Gerichtshof mit 81 verschiedenen Sachen zu befassen, 37 wurden an die ordentlichen Gerichte gewiesen, 6 Personen zu Gefängniß verurtheilt, 22 in Freiheit gesetzt, nur 16 erschienen vor den Geschworenen, von denen 15 freigesprochen und eine Person, Maria Theresia Marchal-Jacquet, zum Tode verurtheilt wurde. Diese Prozesse waren aber sämmtlich von geringer Bedeutung, indem sie sich fast alle nur auf contrerevolutionäre Aeußerungen bezogen, die man den Angeklagten zur Last legte; aber am 28. März 1795 begannen die Verhandlungen in einer Sache, auf deren Ausgang ganz Frankreich gespannt war; es war gewissermaßen der Prozeß des alten Revolutions-Tribunals selber.

Schon früher war Fouquier-Tinville, wie wir gesehen haben, vor dem Revolutions-Tribunal erschienen, aber auf Grund der Suspendirung desselben durch den Convent hatten die Verhandlungen auch in dieser Sache abgebrochen werden müssen. Die Anklage-Acte, von Lebiois unterzeichnet, enthielt 25 Anklagepunkte, darunter einen, den man kaum in einer Anklage gegen Fouquier vermuthen möchte, die Wiederherstellung des Königthums beabsichtigt zu haben. Fouquier hatte darauf in einem Promemoria geantwortet. Durch die Aufhebung des Gerichtshofes am 24. Thermidor waren jedoch beide Schriftstücke unnutz geworden; und dies um so mehr, als das neue Tribunal die Anklage auch noch auf andere Personen ausgedehnt hatte, und so erschienen denn vor demselben als Angeklagte neben Fouquier noch 9 Richter, darunter die beiden Vicepräsidenten Tullier und Naulin und 14 Geschworene des alten Tribunals, um Rede zu stehen für alle die Infamien, die vor dem 9. Thermidor durch das Revolutions-Tribunal begangen worden waren und von denen wir einige der flagrantesten hervorgehoben haben. Unter den 14 unter Anklage gestellten Geschworenen befand sich auch ein Deutscher, Benedict Trey aus Bußmanshausen bei Ulm, ein Schneider, der aber seit 1783 in Frankreich lebte. Gegen zwei, die Ex-Geschworenen Pigeot und Aubry, wurde jedoch wegen Krankheit das Verfahren wieder eingestellt; dagegen wurden im Verlaufe der Verhandlungen die Anklage auf Antrag der Staatsanwaltschaft noch auf 9 Individuen, darunter der frühere Präsident Herman, ausgedehnt, die zunächst nur als Zeugen citirt worden waren. Der Gerichtshof bestand aus dem Vicepräsidenten Liger und den Richtern Bertrand d'Oubogne, Godard, Gaillard-Lecart und Legrand; als öffentlicher Ankläger functionirte Cambon, Substitut des öffentlichen Anklägers. Die Angeklagten versuchten theils zu leugnen, theils suchten sie sich damit zu rechtfertigen, daß sie immer nur auf speciellen Befehl der Comités gehandelt haben wollten. Die Verhandlungen dauerten, da nicht weniger als 419 Zeugen zu vernehmen waren, 34 Tage. Am 1. Mai 1795 wurde das Urtheil gesprochen. Es lautete für 15 Angeklagte, darunter der Deutsche Trey, auf Freisprechung, Fouquier, Foucault, Scellier, Herman und 12 Andere dagegen wurden zum Tode verurtheilt. Fouquier stieß bei der Verkündigung des Urtheils die scheußlichsten Verwünschungen gegen seine Richter aus, Tullier warf vor Wuth seinen Hut zum Fenster hinaus und Herman schleuderte dem Vorsitzenden ein Buch ins Gesicht. Die Hinrichtungen fanden am folgenden Tage statt. Das Gerücht, Fouquier's Todesurtheil sei auf einem Blankett geschrieben gewesen, das er selber zur Zeit seiner Wirksamkeit als öffentlicher Ankläger im Voraus unterzeichnet hatte, ist eine Erfindung. Fouquier wurde zuletzt hingerichtet. Als sein Kopf gefallen war, ergriff ihn der Henker an den Haaren und zeigte der lautlosen Menge noch einmal das Gesicht, das früher Jeden, der vor dem Blutgericht erscheinen mußte, mit Entsetzen erfüllt hatte.

Das Gesetz vom 28. Dec. 1794 hatte die Dauer der Functionen des reorganisirten Revolutions-Tribunals auf 3 Monate festgesetzt; dieser Termin war lange überschritten, der Prozeß gegen Fouquier und seine Mitschuldigen hatte es nöthig gemacht. Jetzt aber drängte es die Richter, ein Amt niederzulegen, dessen Name so blutige Erinnerungen wach rief; sie richteten in diesem Sinne eine Petition an den Convent, der in seiner Sitzung am 31. Mai 1795 ihrem Wunsche nachkam und das Tribunal criminel extraordinaire als nunmehr überflüssig für alle Zeiten aufhob, dessen Wirksamkeit im Großen und Ganzen sich wohl nicht zutreffender charakterisiren läßt, als durch Danton's Worte bei seinem Eintritte in die Conciergerie am 31. März 1794: „Vor Jahresfrist habe ich unter ähnlichen Verhältnissen das Revolutions-Tribunal ins Leben gerufen: mögen mir es Gott und die Menschen verzeihen!" K. B.

Kleine literarische Revue.

— **Das Rettungswesen zur See**, von Dr. H. A. Schumacher, ist der Inhalt des 43. Heftes der von Virchow und Holtzendorff herausgegebenen Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge*). Der Vortrag giebt eine kurze Geschichte des Gegenstandes, eine Beschreibung der verschiedenen Rettungs-Apparate, Erklärungen über deren Gebrauch und Erörterungen des Zustandes, in welchem sich das Rettungswesen zur See in den einzelnen Ländern Europa's befindet. England steht hier obenan. An den englischen Küsten gab es 1866 nicht weniger als 207 Rettungs-Fahrzeuge und 265 Rettungs-Geschosse, d. h. Mörser und Raketen-Apparate. Durch diese Werkzeuge sind im genannten Jahre 869 Personen gerettet worden. Die Zahl der im letzten Decennium geretteten Menschen belief sich auf 7831. In Deutschland steht das See-Rettungswesen noch weit zurück. Es findet hier noch nicht die allgemeine Theilnahme, die es verdient. Erst seit etwa zwei Jahren haben wir eine deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, mit der Aufgabe, das Rettungswesen an den deutschen Küsten einheitlich zu gestalten. Im Jahre 1866 waren an den deutschen Küsten nur 16, im Jahre 1867 gar nur 14 Rettungs-Geräthe vorhanden, mit denen im ersten Jahre 148, im zweiten Jahre 128 Menschen dem drohenden Verderben entrissen wurden. Daraus ergiebt sich, wie viel bei uns für diese äußerst wichtige Sache noch zu thun bleibt. Es ist der Zweck des Vortrags, das Interesse und die Thätig-

*) Berlin, C. G. Lüderitz (A. Charisius).

keit für dieselbe anzuregen. Dem Zwecke der Humanität kommt der Tag von Königgrätz wesentlich zu Statten: die norddeutschen Küsten befinden sich im Besitze der Bundes-Centralgewalt; es steht nichts entgegen, das Rettungswesen unter dem Schutze des Staats und des Bundes nach festen Prinzipien zu ordnen, und durch das Bewußtsein, daß wir ein Seevolk sind und daß unsere Küsten uns heilige Rechte verleihen, wird dem Gedanken, daß unsere Küsten uns heilige Pflichten auferlegen, die Weihe gegeben. Ueben wir diese Pflichten praktisch, indem wir die deutsche Gesellschaft zur Rettung der Schiffbrüchigen auf's Kräftigste unterstützen!

— **Grundriß der Botanik,** von Dr. Moritz Seubert.*) Wenn das „Magazin" es sich zu einer seiner Hauptaufgaben gemacht, gute Bücher zu würdigen und der allgemeinen Aufmerksamkeit zu empfehlen, so darf auch eine kleine Schrift nicht unbeachtet bleiben, welche in allen Lehrerkreisen Eingang finden sollte. Der große Zug unserer Zeit: das Allverständlich- und Allnutzbarwerden der Naturwissenschaft nach allen ihren Seiten hin, dringt unaufhaltsam vorwärts, trotz aller Hemmnisse — aller „Regulative" und sonstiger Fesseln. Und in diesem Streben sind gute Hilfsbücher vor Allem höchst schätzenswerth. Ein solches ist aber dieser „Grundriß" des durch seine größeren botanischen Werke rühmlichst bekannten Verfassers, indem dasselbe durch Klarheit, knappe und doch völlig erschöpfende Behandlung und leicht faßliche Anleitung, vor vielen anderen sich auszeichnet und zum Selbststudium, insbesondere aber zum Schulgebrauch sehr zu empfehlen ist. K. R.

— **Eine Zeitschrift für häusliche Erziehung.** Unter den pädagogischen Schriften, deren wir in Deutschland, sowohl in größeren Werken, als auch in periodischen Blättern, uns einer sehr bedeutenden Zahl erfreuen, steht die von Dr. Karl Pilz in Leipzig herausgegebene „Cornelia"**) mit oben an. Uns liegen die beiden ersten Hefte des neunten Bandes vor, in denen wiederum eine große Fülle werthvoller Mittheilungen enthalten sind. Ohne auf Einzelnes näher eingehen zu können, heben wir nur zwei Richtungen dieser Erziehungs-Zeitschrift besonders hervor: einmal das Streben, durch praktische, in's tägliche Leben eingreifende Rathschläge, Beispiele, Beobachtungen thatsächlich zu nützen, und zweitens, die durchaus freisinnige, unerschrockene Haltung, welche unter allen Umständen der Wahrheit die Ehre giebt, die ihr gebührt.

— **Speckter's Fabeln Englisch.*****) Die reizenden „Speckter'schen Fabeln" die eigentlich die Hey'schen heißen müßten, da nur die Bilder dazu von Speckter sind, diese lieben Gefährten jedes deutschen Kindes, die eine so trauliche, ächt kindlich-gemüthliche Sprache zu reden wissen, sind nun von kundiger Hand auch in's Englische übertragen worden und werden jenseits des Kanales gewiß ebenso viele Kinderherzen erfreuen und spielend belehren, wie in ihrer Heimat. Ist doch grade im eigentlichen Familienleben und bei der Kindererziehung am Deutlichsten wahrzunehmen, ein wie starkes Band der Stammverwandtschaft die germanischen Stämme verschiedener Zunge immer noch zusammenhält. — Frau Klingemann, Wittwe des zu früh verstorbenen Dichters, hat auch noch eine Reihe der hübschesten Kinderlieder von Rudolph Löwenstein u. A. sinnig ausgewählt, geschickt übertragen und dem Buch hinzugefügt.

*) Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung.

**) Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung.

***) Fifty fables for Children, translated by Sophie Klingemann. Gotha, Frederick Andreas Perthes, 1868.

— **Volkssagen aus Deutsch-Lothringen.** Unser Schatz von Volks-Erzählungen und Sagen hat eine Vergrößerung durch Veröffentlichung einer Sammlung aus dem Ländchen Bitsch, dem östlichsten Zipfel von Lothringen, zwischen der Rheinpfalz und dem Elsaß, zu erwarten. Herr Ulysse Hinglais, ein Eingeborner der Landschaft, hat sie veranstaltet; aber er hat sie zunächst in das Französische übertragen und giebt sie in der „Revue moderne" zuerst „Frankreich zur Lektüre, welches die Bitscher zu seinen bravsten und ergebensten Bürgern rechnet."

— **La Quinta Promotrice,** heißt ein aus Neapel uns zugegangenes Büchlein von Vittorio Imbriani,*) das die dortige Kunst-Ausstellung von 1867—1868 zum Gegenstande hat. Es ist dabei zugleich ein Vademecum von Anekdoten über künstlerische und andere Persönlichkeiten und nicht ohne Beweise von Kenntniß deutscher Literatur seitens des Herausgebers, indem es Hegel und einzelne deutsche Phrasen, wie „Dies ist der langen Rede kurzer Sinn" und sogar alte erotische Gedichte von Wieland im Original citirt.

Literarischer Sprechsaal.

Von der liberalen Wirksamkeit der Deutschen Schillerstiftung, deren Statuten kürzlich nach den Grundsätzen der Oeffentlichkeit neu organisirt wurden, nehmen wir gern Kenntniß aus folgendem Schreiben, welches der Vorort der Deutschen Schillerstiftung in Wien kürzlich an Dr. J. L. Klein in Berlin, den Verfasser der „Geschichte des Drama's" (deren beide erste Bände auch in unseren Blättern zur Zeit mit verdienter Anerkennung angezeigt wurden) gerichtet hat:

„Wien, den 8. April 1868.

Deutsche Schillerstiftung, Vorort Wien.

Sehr geehrter Herr! Ihre dramatischen Arbeiten, Ihre im größten Style und mit einem bewunderungswürdigen Aufwande von Fleiß und Gelehrsamkeit aufgebaute „Geschichte des Drama's" waren bei der diesjährigen Conferenz des Verwaltungsrathes der deutschen Schillerstiftung ein würdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit für dieselbe. Es wurde erkannt, daß die deutsche Schillerstiftung in schönster Erfüllung ihrer Mission rechtzeitig daran zu denken habe, den Fortgang Ihrer werthvollen Thätigkeit zu sichern, und sich das Verdienst nicht entgehen lassen dürfe, an einem so monumentalen Nationalwerke, wie Ihre Geschichte des Drama's, mit den verfügbaren Mitteln der Stiftung einen ihr möglichen und ihrem Pflichtkreise zustehenden Antheil zu nehmen.

Vorort und Verwaltungsrath, deutsche und österreichische Landsleute sind sich daher in dem Gedanken begegnet, Ihnen eine

*) La quinta promotrice, 1867—1868. Appendici di Vittorio Imbriani. Napoli, Tipografia Italiana, 1868. (174 p. in 12.)

dreijährige Pension im Jahresbetrag von 300 Thalern anzubieten.

Wir hoffen Ihrer Erklärung entgegensehen zu dürfen, daß Sie dieses Darbieten annehmen, und schließen mit dem Wunsche, daß Sie freien und gehobenen Muthes darin die ehrenvollste Anerkennung Ihrer schon vorhandenen Leistungen, verbunden mit dem lebhaftesten Interesse für das künftige Gedeihen derselben erblicken mögen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Der Vorort der deutschen Schiller-Stiftung.

Freiherr v. Münch-Bellinghausen."

Heft V. von A. Petermann's „geographischen Mittheilungen" bringt einen neuen Aufsatz über die Nordpolfrage, dem ein Essay von A. Proctor in der englischen Zeitschrift Temple Bar zum Grunde gelegt ist. Die nautischen Autoritäten Englands treten jetzt mehr und mehr der Ansicht Petermann's bei, daß der Nordpol eisfrei und daß es möglich sei, hier eine Durchfahrt zu finden, die vom Atlantischen Ocean nordöstlich nach der Beringstraße und nach China führt, wodurch die nächste Verbindung zwischen England und Ost-Asien hergestellt werden würde. Herr Proctor richtet an seine Landsleute die Aufforderung, daß sie sich nicht durch den Franzosen Lambert in der Auffindung dieser Durchfahrt mögen zuvorkommen lassen. Herr Dr. A. Petermann hat inzwischen bekanntlich Vorbereitungen getroffen, auf sein alleiniges Risiko eine Nordpolfahrt auszurüsten, welche schon Mitte Mai's von Bergen aus nach Norden abgehen wird. Die französische Expedition Lambert's ist noch lange nicht so weit, um damit zu concurriren.

In Nr. 15 des „Magazin für die Literatur des Auslandes" ist unter der Rubrik „Baltische Provinzen", gesagt, daß die Deutschen in Böhmen zwar vor einigen Jahren einen Geschichts-Verein gründeten, derselbe aber mit seinen „Mittheilungen" zu pausiren scheine, nachdem dieselben kaum zu einem Bande angewachsen waren. Daß dies ein Irrthum sei, ist schon aus unserm heutigen Artikel „Böhmen" zu ersehen, dessen Erwiederungen auf die Angriffe des Herrn Palacky den neuesten „Mittheilungen" des deutschen Geschichts-Vereins in Böhmen entlehnt sind. Dieser Verein hat nie aufgehört, mit Wort und That auf dem Gebiete der Geschichte für das Deutschthum gegen die maßlosen, seit vielen Jahren betriebenen Uebergriffe der Čechen einzutreten. Waren auch die Mittel, über die er bei seiner Begründung verfügte, sehr klein, die Hindernisse, die ihm von čechischer Seite gestellt wurden, groß — so darf doch behauptet werden, daß der Verein sich in der kurzen Zeit von fünf Jahren zu einem der ersten historischen Vereine Deutschlands aufgeschwungen hat.

Noch immer hat der im vorigen Sommer abgehaltene, panslavistische Kongreß der Moskowiten nicht aufgehört, in den russischen Journalen ein Gegenstand der Besprechung zu sein. Die „Moskauer Zeitung" machte erst kürzlich wieder der deutschen „St. Petersburger Zeitung" einen Vorwurf daraus, daß sie die auf dem Slaven-Kongresse von dem österreichischen Serben Polit gesprochenen Worte: „Rußlands Aufgabe im Osten Europa's bestehe darin, der Herrschaft einer Nationalität über die andere ein Ende zu machen", nicht, wie die Moskowiten, mit jubelndem Beifall begrüßt, sondern als eine schmähliche Verhetzung der Čechen, Slovenen, Russinen, Polen &c. gegen Oesterreich, der slavischen Lausitzer, Oberschlesier, Posener und Westpreußen gegen Norddeutschland u. s. w. gebrandmarkt hat. Die deutsche „St. Petersburger Zeitung" antwortet dem Organe des Herrn Katkov auf diesen Vorwurf: „Was bedeuteten denn die Worte des Herrn Polit anders, als Krieg Rußlands mit Oesterreich, Preußen und der Türkei? Welchen Grund konnten wir haben, diese Worte durch die fadenscheinige Redensart von einer „rein geistigen Vereinigung" zu bemänteln und zu vertuschen? Gar keinen, und zwar um so weniger, als aus demselben möglicherweise Verwickelungen für Rußland zu erwarten waren, die störend auf den Gang der mühsamen Arbeit im Innern des Staates einwirken, diese Arbeit vielleicht auf lange Zeit unterbrechen konnten. Ein solches Opfer durfte jener Aeußerung um so weniger in Aussicht gestellt werden, als die Geschichte des mit Rußland vereinigten Polen uns lehrt, daß in der panslavistischen Idee ein Keim liegt, aus welchem eher eine Schwächung, als eine Stärkung der russischen Macht erwachsen muß."

Am 26. April, einen Tag vor der großartigen, neuen Constituirung des vor vierzig Jahren begründeten deutschen Zollvereins, feierte die Berliner Geographische Gesellschaft, unter zahlreicher Betheiligung ihrer Mitglieder, die zum Theil von ihren Frauen und Töchtern begleitet waren, ihr vierzigjähriges Stiftungsfest. Der Präsident der Gesellschaft, Herr Dr. Bastian, stattete den Bericht ab über die großen Ereignisse auf dem Gebiete der Erdkunde seit dem letzten, alle fünf Jahre gefeierten Stiftungsfeste der Gesellschaft, worauf die Proklamirung der neuen Ehrenmitglieder derselben stattfand. Ein heiteres Mittagsmahl schloß sich an diese Feier, wobei unter Anderem auch ein Trinkspruch auf die Frauen ausgebracht wurde, die sich in neuerer Zeit Verdienste um die Erdkunde erwarben. Während des Festmahles ging bei dem zweiten Präsidenten der Gesellschaft, Herrn Professor Dove, die überraschende Nachricht von der Besiegung Theodor's von Abessinien ein, und fand sich die Berliner Geographische Gesellschaft dadurch veranlaßt, einen telegraphischen Glückwunsch an die Geographische Gesellschaft in London zu richten.

Die Handelskammer in Wien hat statistische Notizen über die Bergöl-Gewinnung in Oesterreich gesammelt und die Resultate in einem kurzen Berichte zusammengestellt. Nach demselben werden von den in mehreren Ländern der österreichischen Monarchie vorkommenden Petroleum-Quellen nur diejenigen Galiziens in hervorragender Weise ausgebeutet. Schwarzes, leicht flüssiges Erdöl kommt in Niederösterreich, östlich von Gaming an der Erlaf vor, Naphta in Salzburg, bei Kandelbruck in Lungau, Erdöl und Erdpech in Kärnten bei Raibl und Bleiberg, Naphta mit Asphalt in Tyrol am Grattenbergl bei Wörgl und in Häring bei Kufstein, Bergtheer in Kroatien bei Peklenicza unweit Szerdahely an der Mur und bei Mikloska im Moslawiner Gebirge; ferner in der Militärgränze u. s. w. Die bedeutendsten Naphta-Quellen und Petroleum-Raffinerien sind in Ostgalizien. Die Production beläuft sich jährlich auf 162,735 Ctr. Bergöl und 45,000 Ctr. Bergwachs. Doch ist diese Angabe insofern unvollständig, als zahlreiche kleinere Grundbesitzer auf ihrem eigenen Boden Erdöl gewinnen, dessen Menge sehr schwer anzugeben ist.

Neu: Theodor Körner's sämmtliche Werke. Miniatur-Ausgabe. 2 Bände. Preis 10 Sgr. (122)

Berlin. **G. Grote'sche Verlagshandlung.**

In dem unterzeichneten Verlage erscheint seit Anfang dieses Jahres:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsklassen.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Aprilheft (Nr. 14—17) liegt nunmehr vollständig vor und enthält u. a. folgende Aufsätze:

Astronomie. Entfernungen der Fixsterne. — Das Spektrum der Randstrahlen der Sonne. — Merkwürdige Fixstern-Spektren. — Die ringförmige Sonnenfinsterniß am 6. März 1867. — **Meteorologie.** Die Sichtbarkeit des Polarlichtes. — Eigenthümliche die Sternschnuppenregen begleitende Lichterscheinungen. — **Physik.** Zusammenziehung durch die Wärme. — Neue Lichterscheinungen bei der Entladung Leydener Flaschen. — Das Flitzen fester Körper. — **Chemie.** Zerlegung der Kohlensäure durch die Pflanzen in verschiedenartigem Lichte. — **Physiologie.** Arbeit und Nahrung. — Wirkung der Blausäure. — Die Blendung der Netzhaut durch Sonnenlicht. — **Botanik.** Vegetationsbedingungen der Stiel-Eiche. — Die Bewegung der Gase in den Wasserpflanzen. — Das Wachsthum der Pflanzen bei Tag und Nacht. — **Zoologie.** Die neuseeländische Brückeneidechse, Hatteria punctata. — **Geologie.** Die Macht des Grundwassers. — Die vulkanischen Gebirge von Aegina und Methana. — Gletscherspuren im Harze. — **Technologie.** Der Kohle- oder Pigmentdruck. — **Gesundheitslehre.** Die gußeisernen Oefen. (123)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin

---

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen:

Goethe's Briefe
an
Christian Gottlob von Voigt.

Herausgegeben
von
Otto Jahn.

Mit Voigt's Bildniß.

8°. Gebunden. Preis: 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Band enthält 248 Briefe von Goethe an seinen Collegen und Freund Ch. G. v. Voigt, eine kurze Biographie des letztern vom Herausgeber, die von Goethe geführten Protokolle der Freitagsgesellschaft, Briefe Goethe's an den Herzog und eine Anzahl Actenstücke, die Streitigkeiten zwischen Goethe und dem Herzog aus dem Jahre 1808 und anderes betreffend, fast durchgängig unbekannt und vom größten Interesse. (124)

Die christliche Gemeinde des 19. Jahrhunderts. Ein Wort der Verständigung für gebildete Christen aller Confessionen. Verlag von **Ferd. Geelhaar**, Berlin, Breitestraße 23.

Dies Schriftchen zum niedrigen Preise von 3 Sgr. kann als ein wahres Friedenswort auf kirchlichem und religiösem Gebiet nicht dringend genug empfohlen werden. (125)

So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben: (126)

Bismarckias.

Didactisches Epos
von
Dr. **Gustav Schwetschke.**

Fünfte Auflage. Preis 5 Sgr.

Früher sind erschienen:

Gustav Schwetschke's Ausgewählte Schriften. Deutsch und Lateinisch. Vermehrte Ausgabe. geh. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Novae epistolae virorum obscurorum Saec. XIX. conscriptae. Edit. II. Preis 12 Sgr.

Schwetschke, G., Geschichte des L'Hombre. Mit 4 Beilagen. Preis 24 Sgr.

Halle a. d. S. **G. Schwetschke'scher Verlag.**

Im Verlage von **Firmin Didot Frères, Fils & Co.** in Paris sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ramée, D., L'architecture et la construction pratiques mises à la portée des gens du monde, des élèves etc. gr. 8. Geh. 1½ Thlr.

Raymond, E., Un récit qui ne se termine pas par un mariage (imité de l'allemand). 8. Geh. 1 Thlr. (127)

Durch alle Buchhandlungen unentgeltlich **die erste Nummer** der neuen Zeitschrift (128)

Der Naturforscher.

Preis vierteljährlich 1 Thlr., monatlich 10 Sgr.

Im Verlage von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig ist nunmehr vollständig erschienen:

Chaldäisches Wörterbuch

über die Targumim

und einen grossen Theil des rabbinischen Schriftthums

von Rabb. Dr. **J. Levy.**

2 Bände in 4°. Preis 11 Thaler.

Das Chaldäische Wörterbuch, die Frucht unverdrossenen, eisernen Fleisses und vieljähriger ernster Studien, füllt eine Lücke aus, die auf dem Boden semitischer Sprachforschung und jüdisch-theologischer Wissenschaft von Fachmännern längst gefühlt wurde. Durch eine hier zum ersten Male gelieferte gründliche Bearbeitung sämmtlicher Targumim ist nicht blos für alttestamentliche Exegese ein wesentlicher Fortschritt erzielt, sondern auch den neutestamentlichen Exegeten eine höchst schätzenswerthe Fundgrube dargeboten. Das weitschichtige Gebiet der Talmud- und Midraschliteratur hat hier ausser einer sprachlichen auch eine sachliche gründliche Behandlung gefunden: so dass dieses Wörterbuch gleichzeitig als eine encyclopädische Zusammenstellung aus dem gesammten rabbinischen Schriftthum angesehen werden darf. Die hinzugefügten Nachträge des Herrn Prof. Dr. **Fleischer** haben die aufgestellten Sprachvergleichungen wesentlich bereichert und gereichen dem Werke zur wahren Zierde. (129)

Thomas Babington Macaulay's

Geschichte von England

seit dem Regierungsantritte Jakob's II. bis zum Tode Wilhelm's III.

Deutsch von **W. Beseler.**

Schlußband in autorisirter Uebersetzung von Th. Stromberg.

Vierte illustrirte Volksausgabe.

Acht Bände in gr. Klassiker-Format mit 200 historischen Porträts.

40 Lieferungen à 5 Sgr. — komplet geheftet 6 Thlr. 20 Sgr. — geb. 8 Thlr. 10 Sgr.

Von diesem klassischen Geschichtswerke erscheint soeben die achte Auflage. Wir bieten sie der deutschen Nation **als eine Volksausgabe.** Damit sie in alle Klassen des Volkes eindringe, geben wir sie zu einem billigen Preise, der das Werk Jedem zugängig macht. Wir glauben ihr eine ganz besondere Bedeutung dadurch gegeben zu haben, daß wir sie mit einer

Gallerie von 200 historisch denkwürdigen Porträts

schmückten, zu denen die besten Originale herbeizuschaffen wir keine Mühe gescheut haben.

Diese Bildnisse, zum weitaus größten Theile dem deutschen Leser bisher durchaus unbekannt, liefern zu den treffenden Charakterschilderungen Macaulay's eine eben so charakteristische Illustration und machen die Volksausgabe zur interessantesten von allen bisher erschienenen.

Verlag von (130)
George Westermann in Braunschweig.

Im Verlage der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin sind folgende Werke, theils als Beiheft, theils als besonderer Abdruck aus dem Königlich Preußischen Staats-Anzeiger, erschienen: (131)

Zur Kunde der volkswirthschaftlichen Zustände des preußischen Staats. Separat-Abdruck aus dem Königlich Preußischen Staats-Anzeiger. Juli 1867. 3½ Bogen. 8. geheftet. 3 Sgr.

Statistique agricole, industrielle et commerciale de la Prusse: Superficie, population, agriculture, sylviculture, mines et salines, industrie, commerce et circulation publique. Extrait du Moniteur prussien. Août 1867. 4½ Bogen. 8 geh. 5 Sgr.

Literatur über das Finanzwesen des preußischen Staates. (Beiheft des Königlich Preuß. Staats-Anzeigers. November 1867.) 6½ Bogen. Royal-4. geb. 10 Sgr.

Aus dem Königlich Preußischen Staats-Anzeiger für 1867. Zweiter Jahrgang. 1867. 27½ Bogen. 8. geb. 12½ Sgr.

Die Hohenzollern-Standbilder in Preußen. (Besonderer Abdruck aus dem Königlich Preußischen Staats-Anzeiger.) Januar 1868. 3½ Bogen. 8. geb. 5 Sgr.

Chronik des Norddeutschen Bundes und des Preußischen Staats für das Jahr 1867. 1½ Bogen. 8. geb. 2½ Sgr.

Literatur über das Hypothekenwesen des preußischen Staates. (Beiheft des Königl. Preußischen Staats-Anzeigers.) 1868. 11½ Bogen. 8. geb. 7½ Sgr.

Die englische Rede- und Preßfreiheit und die Fenierprozesse. (Aus dem Königlich Preußischen Staats-Anzeiger.) 1868. 2½ Bogen. 8. geb. 2½ Sgr.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 9. Mai 1868. [№ 19.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution.*)

Die Haltung, welche die deutschen Großstaaten gegen die französische Revolution beobachtet haben, ist in unseren Tagen zu einer Quelle der bittersten Streitigkeiten geworden, weit über das engere Gebiet der Geschichtswissenschaft hinaus. Der Rückzug der Oesterreicher aus Belgien im Jahre 1794, der Baseler Friede Preußens im folgenden Jahre, der Waffenstillstand von Leoben und der Friede von Campo Formio, den Oesterreich 1797 mit Frankreich schloß, haben die Parteien unter den deutschen Geschichtschreibern dermaßen erhitzt, daß aus dem bisher veröffentlichten Material nur äußerst schwer ein klares und ruhiges Bild der Verhältnisse von damals, am wenigsten aber eine richtige Abwägung von Schuld und Verdienst zu entnehmen ist. Wer die politische Tragweite des Baseler Friedens und der an ihn sich anlehnenden Combinationen begreift, wird es keineswegs überraschend finden, wenn, nachdem Heinrich von Sybel als beredter Apologet preußischer Politik, später (1864—1866, in der Lebensbeschreibung des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen), auf österreichischer Seite mit ebenso großer Lebhaftigkeit, jedoch nur allzu stürmischem Eifer der Ritter Alfred von Vivenot die Schranken des Kampfplatzes betreten hat. Ist doch dieser Kampf der Geschichtschreiber ein Akt aus dem großen, welterschütternden Drama des Streites der beiden Großmächte um die Suprematie in Deutschland! Unsere Geschichtschreibung hat ihn mitgefochten, vielleicht heftiger, als das Recht der ihrem Wesen nach unparteiischen Wissenschaft es erlaubte. In den Augen des Auslandes, das die Eintracht der deutschen Männer so gewaltig zerrüttet sah, war es eben kein vortheilhafter Anblick. Die Kraft und die Wirksamkeit Deutschlands beruht heute noch zum großen Theil und wird stets mitberuhen auf der Einigkeit und Kraft seines Geistes seiner Wissenschaft: darum ist ein Bestreben höchst anerkennenswerth, das, fern von parteiischem Eifer, diese Eintracht der Forscher wiederherstellen und zu dem Einheitsdom des deutschen Geistes einen gewichtigen Baustein beitragen will.

Herr Dr. Hermann Hüffer, Professor der Rechte an der Hochschule zu Bonn, hat sich neben seinen Berufsgeschäften der großen Aufgabe unterzogen, auf Grund unwidersprechlicher archivalischer Zeugnisse Oesterreichs und Preußens Haltung der französischen Revolution gegenüber in's rechte Licht zu setzen, ohne Bevorzugung und ohne Beeinträchtigung irgend einer Seite. Er hat zu diesem Zwecke, unterstützt von den betreffenden Regierungen, 1864—1867 nach einander die Archive zu Wien, Berlin und Paris genau durchforscht, eine reiche Ausbeute an neuen Aufschlüssen gewonnen und auf dieselben ein historisch-kritisches Werk, betitelt: „Diplomatische Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution" gegründet, dessen erster Band unter dem besonderen Titel: Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution uns hier vorliegt. Jene neueren Aufschlüsse haben Herrn Prof. Hüffer die Originalpapiere der Verhandlungen von Leoben und von Campo Formio geboten, die Berichte des preußischen Gesandten in Wien, Marquis von Lucchesini, und des dortigen preußischen Residenten, v. Caesar, aus den Jahren 1793—97, desgleichen die des Freiherrn von Sandoz-Rollin (aus Neuchâtel), des ersten Gesandten, den Preußen nach dem Baseler Frieden in Paris beglaubigt hatte, sowie endlich die Briefwechsel des Wohlfahrts-Ausschusses und des Directoriums der französischen Republik mit dem Friedens-Bevollmächtigten Barthélemy und dem dann nach Berlin geschickten französischen Gesandten Caillard.

Der vermittelnde Standpunkt, welchen Herr Hüffer einnimmt, bringt es von selbst mit sich, daß seine Darstellung nirgends zu einer Klagschrift oder in's Pamphletarische ausartet; sie ist ruhig und würdig, streng in den Gränzen des historischen Ernstes gehalten und weiß die contradictorische Erörterung der streitigen Angaben mit der fortschreitenden Entwickelung des leitenden Fadens der Ereignisse sehr gewandt zu verbinden. Herr Hüffer ist allerdings kein warmer Apologet der preußischen Politik des Revolutions-Zeitalters, aber ebenso wenig auch der österreichischen, während andererseits die schwersten Anklagen, die man auf Preußen gehäuft hat, mit derselben Entschiedenheit abgewiesen werden, als diejenigen, welche die Gegenpartei wider Oesterreich und zumal wider dessen Minister Thugut vorgebracht hat. Nicht was Oesterreich oder was Preußen ausschließlich frommte, sondern das, was zum Heile Gesammt-Deutschlands, des ganzen Reichskörpers nothwendig war, ist die stete Sorge des deutsch gesinnten Erzählers, der inzwischen sein nationales Bewußtsein nicht bis zur Ungerechtigkeit gegen das Ausland in die Wagschale legt. Der Beifall, der ihm für sein Werk durch norddeutsche Kenner der vaterländischen Geschichte zu Theil geworden, ist die sicherste Bürg-

*) Diplomatische Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution, von Hermann Hüffer. Erster Band: Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution bis zum Frieden von Campo Formio. Vornehmlich nach ungedruckten Urkunden der Archive in Berlin, Wien und Paris. Bonn, Adolph Marcus, 1868. (VII. u. 490 S. gr. 8.)

schaft dafür, daß er in rein sachlichem Interesse, Niemandem zu Liebe und Niemandem zu Leide geschrieben hat.

Der Kern der Darstellung des Herrn Hüffer wurzelt in der Erkenntniß, daß beide Großmächte, Oesterreich sowohl als Preußen, in jener Zeit des Zerfalls der bisherigen Ordnungen, an Deutschland wie an Europa schwer sich versündigt haben, ohne daß weder dem einen noch dem andern Theile Verrath an der Nation oder an seinen Bundesgenossen vorgeworfen werden darf. Wir selbst haben bei Gelegenheit der Besprechung des Renouard'schen Werkes über den Feldzug von 1792 den Krieg der deutschen Großstaaten gegen das revolutionäre Frankreich als einen großen politischen Fehler bezeichnet, weil der Krieg den Leidenschaften der Pariser Demagogie den besten Rückhalt verliehen hat, und Herr Prof. Hüffer kann nicht umhin, die Wahrheit dieses Satzes anzuerkennen; immerhin aber hat der Verfasser vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß der Krieg, einmal angefangen, mit Ernst und Nachdruck durchgeführt werden mußte, indem man dies seiner eigenen Ehre und vor Allem der Ehre und der Sicherheit der deutschen Nation schuldig war. Allein, so lauwarm auch der Krieg von Anfang an betrieben wurde, ist es einerseits krasse Verläumdung, schon 1792 oder 1793 ein Einverständniß Preußens mit den französischen Machthabern anzunehmen, wie andererseits der Rückzug der Oesterreicher aus Belgien nach der unglücklichen Schlacht bei Fleurus keineswegs die freiwillige Räumung des Landes bedeutete, sondern dem Prinzen von Sachsen-Koburg durch strategische Rücksichten, welche ihn die Rheinlinie aufsuchen ließen, dringend geboten schien. Was die Anklage gegen Preußen betrifft, hat Hüffer sich einfach den Ausführungen Sybel's und Häusser's angeschlossen; die Räumung Belgiens anlangend, welche diesen Geschichtschreibern zufolge bereits nach dem Treffen bei Tourcoing beschlossene Sache war, so hat eine nochmalige genaue Prüfung aller bisher bekannten Daten in Verbindung mit Depeschen Lucchesini's und namentlich Caesar's, in erster Linie aber die unzweideutigen Handschreiben Kaiser Franz II. an Koburg und dessen Nachfolger Clerfayt dem Verfasser die zweifellose Gewißheit verschafft, es sei gerade die wirksame Vertheidigung Belgiens der lebhafte Wunsch der kaiserlichen Regierung gewesen! Und in der That, wie hätte das kaiserliche Cabinet zur Preisgabe Belgiens einen schlechteren Moment wählen können, als denjenigen, wo es mit England wegen eines neuen Subsidien-Tractates Unterhandlungen pflog! War etwa die Aufopferung Belgiens ein Mittel, die Seemächte näher an sich zu ketten? Das schärfste Gegentheil! Auch das Zeugniß des preußischen Biographen Koburg's, des Herrn A. von Witzleben, der im Uebrigen bei allen nicht militärischen Dingen den Spuren Sybel's folgt, wirkt hier zu Gunsten Thugut's mit, besser, als der österreichische Ritter von Vivenot, der die ihm zugänglichen Quellen sehr lückenhaft benutzt hat. Denn Witzleben kann seinen Helden von der Schuld der Preisgabe Belgiens nicht freisprechen! Das angebliche Eingeständniß Koburg's, bei der Räumung der Niederlande auf Befehl gehandelt zu haben, welches im März 1795 als Flugschrift und 1797 in einer schwedischen Zeitschrift (zu Upsala) auftauchte, ist seiner Zeit vom Prinzen Koburg als unecht bestritten worden und Witzleben hat vollends die bösliche Fälschung an den Tag gebracht, indem er mit seiner Biographie aus dem Koburger Archiv das echte, eigenhändig geschriebene Abschiedsgesuch des Prinzen, das von solchem Eingeständnisse nichts enthält, nebst einer sorgfältigen Kritik jener Lügenberichte herausgab.

Für die Beurtheilung des Baseler Friedens ist nach Hüffer Preußens Initiative bei den Verhandlungen, welche die dritte Theilung Polens eingeleitet haben, entscheidend. Tauentzien's Schritte in Petersburg, den Rest Polens zwischen Preußen und Rußland derartig zu theilen, daß Oesterreich ganz leer ausgehen mußte, sind, wie Hüffer betont, dem Anspruche Thugut's auf die vier Palatinate Krakau, Sandomir, Lublin und Chelm schon vorausgegangen und nur der Geschicklichkeit des österreichischen Ministers soll es zuzuschreiben sein, daß die dritte Theilung Polens fast ebenso sehr eine russisch-österreichische Abmachung war, wie die zweite Theilung eine russisch-preußische gewesen. Oesterreich empfing seine vier Palatinate (etwa 1000 Quadratmeilen), Rußland das doppelte, Preußen, dem der Beitritt offen gehalten wurde und das schließlich nicht anders konnte als beitreten, den Rest, gegen 7—800 Quadratmeilen, jedoch mit der Hauptstadt Warschau und den bestbevölkertsten Stücken, so daß von einem starken Grunde zur Unzufriedenheit auch auf preußischer Seite eigentlich nicht die Rede war. Das hat die preußische Regierung selbst anerkannt, indem das Ministerium zwölf Tage nach der Bekanntmachung des am 24. Oktober 1795 zum Abschluß gebrachten Vertrages an den Gesandten, Marquis von Lucchesini nach Wien schrieb: „il faut convenir que les prétensions de l'Autriche avaient par devers elles de puissants motifs d'équité". So faßte Graf Haugwitz die österreichischen Ansprüche auf.

Es ist Herrn Prof. Hüffer nicht eingefallen, den österreichischen Staatslenker Thugut, so sehr er die Rechtlichkeit des Privatmannes in Schutz nimmt, auch in Betreff der Wahl seiner diplomatischen Mittel und der Verfolgung seiner politischen Zwecke als vorwurfsfrei darzustellen. Seine herbe Mißbilligung des ganzen ländersüchtigen Schachers, der in den Theilungen Polens und in der türkischen Frage zum Vorschein kam, schließt eine unbedingte Apologie Thugut's völlig aus. Oesterreich hat es im 18. Jahrhundert eben nicht besser gemacht, als die anderen Mächte, und wenn es hingegen auch nicht schlimmer verfuhr, so verdient es deswegen kein besonderes Lob, zumal seine Stellung zum deutschen Reiche, nämlich die Kaiserwürde, die im Erzhause fast erblich geworden war, ihm strenge Verpflichtungen auferlegte. Ganz ohne Bewußtsein hiervon ist, wie die diplomatischen Aktenstücke klar genug darthun, Oesterreich nicht gewesen. Das zeigte sich, als Kaiser Franz II. der Räumung Belgiens persönlich auf das Entschiedenste widerstrebte; das zeigte sich auch angesichts des Baseler Friedens, wie später bei den Unterhandlungen zu Leoben und Campo Formio. Herr Prof. Hüffer giebt gerade keinen vollen Entlastungsbeweis und derselbe würde auch der Unbefangenheit seines Werkes gar schlecht anstehen, aber er räumt doch einzelne Steine des Anstoßes hinweg, die bisher dem übrigen Deutschland die bittersten Aergernisse bereitet haben. So sucht er z. B. nachzuweisen, worauf die angebliche Sendung des Ritters von Carletti, der nach der Aussöhnung seines Großherzoges mit Frankreich, als toskanischer Gesandter nach Paris gekommen war, sich in That und Wahrheit beschränkt hat. Im Interesse Oesterreichs soll dieser Herr, während Preußen in Basel verhandelte, den Machthabern in Paris des Kaisers Bereitwilligkeit zum sofortigen Friedensschlusse und zur Abtretung Belgiens und des linken Rheinufers vorgestellt haben und zwar auf die Aussicht hin, daß Oesterreich von Frankreich die Garantie für die Erwerbung Bayerns empfange. Auf dem berufenen Gastmahle, das Barthélemy nebst Merlin von Thionville und Pichegru dem Freiherrn von Hardenberg und seinen Begleitern zu Hüningen gaben, hat der

preußische Friedensbevollmächtigte aus dem Munde Merlin's und unter Zustimmung Pichegru's jene Wühlereien des Ritters von Carletti erfahren und seine Regierung wie die befreundeten Reichsstände auf der Stelle vor Oesterreichs Planen gewarnt. Aber die authentischen Informationen der preußischen Regierung ergaben sehr bald das Richtige der von Merlin dem Freiherrn von Hardenberg aufgebundenen Märchen; man suchte durch diplomatische Beschwichtigungsmittel dem drohenden Bruche zuvorzukommen; Friedrich Wilhelm II. schrieb sogar selbst einen eigenhändigen Brief (den Hüffer mittheilt) an seine Minister, wobei er ihnen im Hinblick auf die von Frankreich her drohende Anarchie, den Werth des guten Einvernehmens mit Oesterreich dringend an's Herz legte. Das 1860 von einem Verwandten Merlin's, Herrn Jean Reynaud, publizirte Werk „Vie et correspondance de Merlin de Thionville", hat über die Taktik dieses etwas prahlerischen Revolutionsmannes hinreichend aufgeklärt. Am 21. November 1794 hatte er im Vorbereitungs-Stadium der Verhandlungen mit Preußen an den Wohlfahrtsausschuß geschrieben: „Unser Prinzip muß sein, daß die Wölfe sich unter einander verschlingen", er hatte die Entzweiung der deutschen Großmächte als den unverrückbaren Ausgangspunkt einer erfolgreichen Eroberungspolitik Frankreichs bezeichnet. Der Gewinn Bayerns war die stete Lockspeise, die man den Staatsmännern Oesterreichs vorhielt. Dieses indeß war durch die Erfahrungen der Josephinischen Epoche gewitzigt worden und hütete sich wohl vor einer schroffen Herausforderung Preußens. Ueberdies wäre der toskanische Ritter von Carletti, eine bei Thugut sehr schlecht angesehene Persönlichkeit, der Letzte gewesen, dem der österreichische Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein so delikates Geschäft, wie jene geheimen Vorschläge, anvertraut hätte.

Wir wagen es nicht, zu entscheiden, ob das an überraschenden Enthüllungen überreiche Werk Hüffer's die von ihm beleuchteten Streitfragen der damaligen Zeitgeschichte schon vollkommen erledigt hat; jedenfalls bleibt ihm das hohe Verdienst, diese Erörterungen in eine leidenschaftslosere Bahn geleitet und dem endgültigen Abschluß des Streites freien und würdigen Schauplatz eröffnet zu haben. Trauttwein von Belle.

Das Schulwesen in Frankreich und Oesterreich.*)

Höchst verdienstlich und der Beachtung nicht nur der Pädagogen, sondern auch des gesammten Publikums, das sich für die Jugendbildung interessirt, würdig ist das Unternehmen zweier österreichischen Schulmänner, die Fortschritte des Unterrichtswesens in den Kulturstaaten Europa's seit den letzten zwei Decennien darzustellen. Vorläufig ist der erste Band erschienen, das Schulwesen Frankreichs und Oesterreichs umfassend. Uns ist keine Schrift bekannt, die diesen Gegenstand mit solcher Vollständigkeit und Ausführlichkeit behandelte. Besonders zu rühmen ist die unparteiische Auffassung und die rein objective Würdigung des Fremden, wie des Einheimischen. Der zweite Band wird Rußland und Polen, Belgien, Holland und Italien und der dritte Band Deutschland, Dänemark und Schweden, England und die Schweiz enthalten.

Von dem Schulwesen in Frankreich bemerken die Verfasser, daß es durchaus von der jedesmaligen herrschenden politischen Partei abhänge. Das ist das Hauptgebrechen, woran die französischen Schulen leiden. „Die richtigen pädagogischen Grundsätze kommen nur selten da zum Durchbruche, wo man die Institutionen des Unterrichtswesens durch die Brille der Partei ansieht und die Jugend den jeweiligen politischen Ansichten gemäß heranbilden will. Ob die Regierung einen mehr klerikalen oder weltlichen, mehr liberalen oder reactionären Charakter an den Tag legt, ist in den getroffenen Regelungen der Schulen deutlich sichtbar. Der Convent und das Kaiserthum, die Restauration und das zweite Kaiserreich haben mehr oder minder dies wichtige Feld der Legislation zu eigenen Zwecken auszubeuten gesucht und nur der Juli-Regierung gebührt in der ersten Zeit ihres Bestehens der Ruhm, den Bedürfnissen des Volkes an und für sich in wirklich anerkennenswerther Weise Rechnung getragen zu haben."

Trotz den Parteirücksichten, haben gleichwohl die französischen Regierungen neuerer Zeit die Wichtigkeit der Volksbildung stets erkannt und es an Eifer für die Hebung derselben nicht fehlen lassen. „Nirgends haben eine solche Anzahl hervorragender Geister, glänzender Namen, großer Gelehrter an dem Aufbau des Unterrichtswesens mitzuwirken Gelegenheit gehabt, als in Frankreich, und unter den Männern, welche zu der Leitung des öffentlichen Unterrichts in erster und zweiter Reihe herangezogen wurden, finden wir die ersten Namen der Literatur. Bureaukratische Maßregelung fehlt auch hier nicht, aber sie trägt einen anderen Charakter, als in den meisten Continental-Staaten Europa's, einen Charakter, der in der Verbindung des Pensionats mit der Schule seine Erklärung findet. Es ist mehr Formalismus in dem französischen Studiensystem, aber die Büreaukratie konnte daselbst nicht so viel Spielraum gewinnen, als z. B. in Oesterreich. Das französische Unterrichtswesen steht in vieler Beziehung hinter dem deutschen zurück; aber man war immer aufrichtig bemüht, von den Nachbarn zu lernen und sich jene Verbesserungen anzueignen, welche durch die Wissenschaft und die Erfahrung erhärtet worden sind. Principielle Fragen im Gebiete des Unterrichtes wurden mit einer Schärfe, mit einer Umsicht, einer Weite des Blickes erörtert, die für den denkenden Pädagogen anziehend und belehrend zugleich ist. Die Betheiligung der Gemeinden an dem Elementar-Unterrichte wurde jedenfalls in mustergiltiger Weise gelöst und die Früchte der wohldurchdachten Normen hätten bedeutender werden können, wenn der Franzose für Selbstregierung so viel Neigung und Talent besäße, als der Engländer. Auf dem Gebiete des Secundär-Unterrichtes war man eifrigst bemüht, die Gegensätze der humanistischen und realistischen Richtung auszugleichen und besonders den Forderungen um größere Berücksichtigung der exacten Wissenschaften gerecht zu werden, und die vielfachen Versuche zeigen, daß es den Männern, denen die Lösung dieses schwierigsten Problems des Mittelschulwesens oblag, nicht an Eifer und Geschick fehlte, wenn auch die gefundene Formel den Widerspruch mächtig herausfordert. Für den höheren Unterricht waren einsichtige Minister in mannigfacher Weise thätig; der Liberalität, mit der man die ersten Männer des Landes heranzuziehen suchte, dürfte nur in wenigen Staaten ein Analogon an die Seite gesetzt werden können. Für wissenschaftliche Institute ist in einer Frankreichs würdigen Weise Sorge getragen worden; der angehende Gelehrte und der greise Forscher, Naturwissenschaften und historische Studien konnten auf Unterstützung von der Regierung rechnen, wenn es sich um Förderung der Wissenschaft handelte."

*) Die Fortschritte des Unterrichtswesens in den Kulturstaaten Europa's. Von Adolf Beer und Franz Hochegger. Erster Band. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1867.

Farbe zu bekennen!... Die Stunde hat geschlagen, in der sich bewähren muß, wer ein Mann!" — wenn das österreichische Ministerium das geistige Leben dadurch zu heben gesucht, daß es bewährte deutsche Pädagogen, Stoy aus Jena, Kehr und Dittes aus Gotha u. A. in's Land zieht; wenn der ungarische Unterrichts-Minister sogar mit den Redacteuren der freisinnigen pädagogischen Zeitschriften in Unterhandlung tritt und sie auf ihrem Wege ermuthigt, daß sie, wie Jos. Rill in zusammenfassenden Luther'schen Thesen, die Reform der Volksschule verlangen; wenn das Volk selbst für seine heiligste nationale Angelegenheit, die Bildung der Jugend in den öffentlichen Schulen, herangezogen wird durch Volksbildungs-Vereine; wenn eine Hochschule für Lehrer errichtet wird in der Hauptstadt des Landes; wenn überall die Minister, vom größten Interesse für die Volksbildung geleitet, sich energisch der Sache selbst annehmen; wenn sie von den politischen Körpern unterstützt werden; wenn die confessionellen Unterschiede nicht mehr als grundlegendes Prinzip der Schulen angesehen werden: dann kann uns ein solcher lebensfrischer Aufschwung nicht Wunder nehmen. Ob wir dieser Richtung Bestand zutrauen? Die offenen und versteckten Feinde schlummern nicht; aber es wird ihnen kaum möglich werden, den einmal gerufenen Geist zu bannen. Immerhin aber ist es ein erfreuliches Zeichen, die naturgemäßen Grundsätze in Erziehung und Unterricht, wie sie die deutsche Pädagogik zu Tage gefördert hat und wie sie vor 1840 auch in Preußen gepflegt wurden, gegenüber dem Dogma des Staates und der Kirche, wie es aus beschränkten Köpfen als alleinseligmachendes Prinzip entsprungen, sich immer mehr Anerkennung und Verbreitung schaffen zu sehen.

Nicht erfreulich aber ist es für uns Preußen, wenn unsre deutschen Brüder in Ungarn auf die Grundsätze, die bei uns noch maßgebend sind, herabschauen als auf einen für sie überwundenen Standpunkt. In der That, eine Vergleichung der österreichischen mit der preußischen Unterrichts-Verwaltung zeigt einen diametralen Gegensatz. Unsere Regulative stehen der naturgemäßen Erziehung, wie sie Pestaftalozzi verkündigt und wie ihr unsere edelsten Geister einst zustimmten, feindlich gegenüber. Unsere edelsten Geister: ein Kant, Fichte, Schleiermacher, Hegel, Herbart; ein Stein, W. v. Humboldt, Altenstein, Süvern, Nicolovius, Schenkendorf; vor Allen Friedrich Wilhelm III. und die unvergeßliche Königin Luise. In dem ihren Namen tragenden Buche der Frau von Berg*) finden wir die Belege dafür. „Ich lese jetzt", schrieb die Königin in ihrer größten Trübsal, „Lienhard und Gertrud, ein Buch für's Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl, mitten in diesem Schweizer Dorfe. Wäre ich mein eigner Herr, so setzt' ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er's mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen dank' ich ihm!" (S. 344.)

„Ungeachtet ihres leidenden Gesundheitszustandes", heißt es S. 348 des Buches der Königin Luise, „unterließ sie nicht, sich eifrig mit den Königsberger Schulanstalten zu beschäftigen und ließ öfter den neu angekommenen Schüler Pestalozzi's, den Director Zeller, zu sich rufen, um mit ihm von dieser ihr so theuern Angelegenheit zu sprechen."

Und wie ist es jetzt in Preußen? Wohl steht die große Mehrzahl der Lehrer noch auf den alten, guten Grundsätzen Friedrich Wilhelm's III., wie es die Zeitschriften, die nicht amtlich erscheinen, bezeugen. Man braucht nur einen Blick zu thun in die in Berlin erscheinende „Preußische Schulzeitung" oder in die neuerdings in Minden entstandene „Norddeutsche Schulzeitung;" es muthet uns aus jeder Zeile der frühlingsfrische Geist Pestalozzi's wohlthuend an: aber diese Grundsätze sind mißliebig. Wagt doch sogar der historische Vertreter der Regulativ-Richtung, der Seminar-Director Thilo in Berlin, in seinem „Preußischen Volksschulwesen", einem amtlich hervorgerufenen und empfohlenen Buche, diesen Geist zu schmähen! „Der Pestalozziismus in seiner Leere, wie in seinem Unvermögen, Kraft aus Richtigem (der menschliche Geist ist nämlich nach Herrn Thilo etwas Richtiges) hervorzubringen, ist erkannt und in seiner Blöße bei Seite gestellt." Solche Erscheinungen können uns nicht Wunder nehmen, wenn amtlich sogar erklärt wird (Stiehl, Aktenstücke zur Geschichte und zum Verständniß der drei preußischen Regulative S. 5): „Eine Vermittelung zwischen Diesterweg (dem Vertreter der Ideen Pestalozzi's) und den Regulativen ist unmöglich; beide repräsentiren prinzipielle Gegensätze."

Wie weit wir mit dieser Richtung gekommen sind, das bezeugt das Unterrichts-Gesetz, welches in der verflossenen Session des preußischen Landtags in Verbindung mit dem Dotations-Gesetze beim Herrenhause eingebracht war und das Grundsätze und Ziele enthielt, wie sie schon in dem vom Herzog Ernst dem Frommen von Gotha in seinem gegen Ende des dreißigjährigen Krieges veröffentlichten Schulgesetze (Methodus) tiefer erfaßt und weiter gehend aufgestellt waren, das aber dennoch, nach der Erklärung der Regierung in der Unterrichts-Kommission des Herrenhauses, „vielleicht für Jahrhunderte zu einer gesunden Fortentwickelung des Elementar-Schulwesens genügen sollte," — ein ewiges Denkmal in der Geschichte der preußischen Unterrichts-Verwaltung! — das bezeugen die Prozente der ohne Schulbildung in's Heer eingestellten Rekruten, die sich seit 1840 vermehrt haben; das bezeugt der Mangel an Lehrern, denn es müssen schon jetzt über 1200 Lehrerstellen von ganz und gar nicht zu diesem Berufe vorgebildeten Leuten, meist unmündigen Präparanden, versehen werden! Freilich sollen wir davon nicht reden, weil wir uns, nach G. v. Vincke, auf dem Präsentirteller befinden, aber ist es nicht dieser Abgeordnete, der uns noch viel schärfer exponirt, wenn er behauptet, „daß, so lange wir Landtage haben, ein schlechteres Gesetz noch nicht vorgekommen ist?" Damit hat er den regulativischen Geist gerichtet. — Und noch Eins! Während in Oesterreich die Schulen — auch die Volksschulen — ohne prinzipielle Einmischung der Confession errichtet werden, während das Volk dort über die Beseitigung dieser hemmenden Schranke jauchzt und in den österreichischen und ungarischen Schulblättern sich die Pädagogen über die confessionelle Spaltung hinweg die Hände reichen zum heiligen Werke der Jugenderziehung, macht der „Ungarische Schulbote" darauf aufmerksam, daß das preußische Abgeordnetenhaus den Beschluß gefaßt, die Staatsregierung aufzufordern, ein neues confessionelles (katholisches) Gymnasium zu errichten!

Die pädagogische Literatur des Auslandes, hier Ungarns, hält uns diesen Spiegel vor. Möchten Norddeutschland und Preußen sich selbst erkennen!

L. W. S.

*) Luise, Königin von Preußen. Neu herausgegeben von Friedr. Adami. Vierte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Baltische Provinzen.

Baltische Ueberwachungen der deutschen Grammatik.

Zu unserer Freude hat eines der gediegensten Preßorgane der baltischen Provinzen, welches vor zwei Jahren unter dem Druck der russischen Censur um sein Leben rang, die in Riga erscheinende „Baltische Monatsschrift", im J. 1868 rüstig ihren 17. Band begonnen, und nach den bereits vorliegenden und den angekündigten Aufsätzen volks- und staatswirthschaftlichen, geschichtlichen, ethnographischen und ähnlichen Inhalts zu urtheilen, welche besonders von Professoren der Landes-Hochschule Dorpat verfaßt sind, ist ihr Werth, den sie auch außerhalb ihres Heimatlandes schon bisher besessen hat, noch in fernerem Wachsen begriffen.

In dem uns vorliegenden Januar-Heft, welches erst am 2. März (19. Februar a. St.) die Censur-Erlaubniß erhalten hat, ist für uns, die wir stets alle Bemühungen unserer Stammesbrüder an der Düna um Bewahrung ihres Volksthums freudig begrüßen, ein kleiner Artikel von besonderem Interesse, welcher gegen die provinziale Entartung der deutschen Sprache ankämpft.

„Die deutsche Sprache im Munde der Kur-Est-Livländer", heißt es dort, „leidet bekanntlich an zwei Uebeln: erstens an einer gewissen Armuth, indem eine Menge von Wörtern, Redensarten und Redewendungen, die in Deutschland umlaufen, hier, wenn auch dem Gebildeten verständlich, doch in der Sprache des Lebens ungebräuchlich sind; zweitens an einer noch auffallenderen Verunstaltung durch barbarisch klingende Lehnwörter oder Formauswüchse, die meistens dem Einflusse des Lettischen, Estnischen Russischen entstammen. Dennoch ist diese Sprache mehr als ein nur unorganisch zusammengewürfelter Kolonisten-Jargon. (Wir würden hier sagen: „Ansiedler-Kauderwälsch".) Sie ist ein in langem, historischem Prozeß gewordener Dialekt (deutsch „Mundart"), der noch manche Spuren des einst hier herrschenden Niederdeutsch aufweist, manches in der gegenwärtigen Schriftsprache Deutschlands ungebräuchliche, aber gut deutsche Wort bewahrt und auch mit mancher unverwerflichen Eigenbildung sich sehen lassen kann, so daß bei jeder dialektologischen Behandlung der deutschen Gesammtsprache auch unsere Sprachweise einige Berücksichtigung verdient."

In Anmerkungen werden zwei einschlagende Werke aus der Provinzial-Literatur angeführt, welche wir hier gleichfalls für „dialektologische Behandler der deutschen Gesammtsprache" namhaft machen: Hocheisel, Einige Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache Estlands. Reval, 1860. — Gutzeit: Wörterschatz der deutschen Sprache in Livland. (Reicht nur bis zum Buchstaben F.)

„Doch nicht eigentlich über unsere gesprochene", so heißt es dann weiter, „sondern vielmehr noch über unsere geschriebene Sprache, über die Ausdrucksweise unserer Schriftsteller soll hier etwas bemerkt werden."

„Wer schreibt unter uns? Am Meisten die Bureaukratie, die Kanzleien, die Staats-, Landes- und Stadtbeamten. Gegen die Masse der jährlich ausgefertigten, gedruckten oder nur geschriebenen Geschäftspapiere bildet die ganze übrige Provinzial-Literatur, mit Einschluß aller seit dem Jahre 1860 unternommenen Ikarusflüge unserer Journalistik, nur ein verschwindendes Minimum. Der Kanzleistil ist daher der vorherrschende im Lande, und von seinen Gebrechen sind auch solche Scribenten angesteckt worden, die selbst nie in einer Kanzlei gedient haben. Einige Beispiele der auch in den allgemeineren Gebrauch übergegangenen Kanzlei-Curiosa mögen sofort hier notirt werden, damit wenigstens jeder, der nicht eine „Predloschenie" aufzusetzen, ein Project zur Bestätigung „vorzustellen" oder sonst dergleichen Sonderbares zu verrichten hat, sich davor hüten könne. Ein halbes Dutzend bedenklicher Wörter und ein Paar fehlerhafte Constructionsweisen werden für's Erste genügen.

„Ein Gesetzentwurf und Aehnliches werden ganz allgemein in baltischen Landen beprüft, einer Kommission zur Beprüfung übergeben. Im Grimm'schen Wörterbuch stehen diese beiden Wörter nicht und in anderen Gegenden deutscher Zunge pflegt man dergleichen zu erörtern oder zu begutachten. Prüfung ohne Vorsilbe will auch nicht passen. Im Holländischen freilich giebt es in der That ein Zeitwort beproeven (spr. bepruven), und jedesmal, wenn ich in der Riga'schen Zeitung oder sonstwo des beliebten beprüfen, Beprüfung ansichtig werde, denke ich mir dabei unwillkürlich einen bedächtigen Mynheer, eine Tabaksprise zur Nase führend und das baltische „Project" wie einen zweifelhaften Dukaten gegen das Licht haltend.

„Jede baltische Behörde ist gewohnt, ihre Verfügungen in Grundlage irgend eines Gesetzes oder einer Vorschrift zu erlassen, während man doch denken sollte, daß nur auf einer Grundlage gestanden werden kann.

„Unserem Kanzleistil geläufig ist auch der Gebrauch von solcher statt dieser, z. B. „es wurde beschlossen, eine Kommission zu dem und dem Behufe niederzusetzen und solchen Beschluß dem Rathe mitzutheilen." In den nichtdienstlichen Productionen der baltischen Schriftsteller findet sich dieser Mißbrauch freilich nur selten.

„Den Kurländern eigenthümlich ist diesbezüglich oder desbezüglich, adjektivisch und adverbial: „der diesbezügliche Antrag", „es ist desbezüglich vorgebracht worden". Ein Paar Wörter, die noch häßlicher sind, als das aus dem allgemeindeutschen Kanzleistil stammende desfallsig, da man nicht begreift, welchen Casus dies und des in ihnen vorstellen soll.

„In Riga'schen Schriftstücken (ich weiß nicht, ob auch in anderen) stößt man auf die beiden auffälligen Substantive Erbau und Erhalt: „der Erbau einer Kaserne", „der Erhalt einer Zahlung". In dem Grimm'schen Wörterbuch findet sich das letztere derselben als eine Seltenheit verzeichnet, das erstere gar nicht.

„Allgemein baltisch hinwiederum und sogar zu guten Stilisten sich verirrend ist: Allem zuvor statt vor Allem. Man übersieht, daß zuvor gar keine Casus regierende Präposition ist, und daß man z. B. nicht sagen kann: „der Geburt Christi zuvor.

„Unter dem, was an dem Satzbau unserer Landsleute tadelnswerth zu sein pflegt, sind es besonders zwei Liebhabereien, die aus dem Sprachgebrauch der Kanzleien abzuleiten sein dürften: erstens die unmotivirte Auslassung der Hilfsverben sein und haben, zweitens die invertirte Satzstellung nach und.....

Der ungenannte Verfasser behauptet, daß dieser letztere Sprachfehler zwar nicht besonders baltisch sei, aber doch seinen Wohnsitz nur an den deutschen Küstenländern der Ostsee habe. Wir finden ihn jedoch auch recht tief im Binnenlande. Doch mag dahingestellt sein, ob er nicht wenigstens seinen Ursprung in den dortigen Kanzleien genommen habe. Sprachverunstaltungen wuchern und verbreiten sich wie Unkraut. Es ist noch nicht lange her, daß ein namhafter Schriftsteller Oesterreichs

unter Anderem gegen den Mißbrauch des Wortes „Unterbreiten" in seinem Vaterlande eiferte. Man breite dem Vieh die Streu unter, sagte er, aber nicht dem Kaiser einen Gesetzentwurf. Nichtsdestoweniger ist dieses Wucherkraut in alle Länder Deutschlands übergewandert, und der König von Preußen muß sich jetzt ebenso gut Staatsschriften „unterbreiten" lassen, als der Großherzog von Baden.

Schließlich können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß neben der Kanzlei doch auch die Philologie in den Ostsee-Provinzen — allerdings beides dort mehr als in anderen deutschen Gebieten — die deutsche Sprache verunstalte. Der Verfasser, welcher sich einen „Grammatiker" nennt, also wahrscheinlich Philologe ist, giebt selbst zahlreiche Belege dafür, besonders durch den massenhaften Gebrauch von Fremdwörtern, z. B. „Minimum", „Scribenten", „Curiosa", „Constructionsweise", „Production" u. s. w. Dagegen stammt „dialektologische Behandlung der deutschen Sprache" bis auf das Fremdwort wohl mehr aus der Kanzlei.*) F. K.

*) Das wissenschaftlich zutreffende Wort „dialektologisch" ist ebensowenig wie „logisch" durch ein den Begriff vollständig deckendes deutsches Wort zu ersetzen. D. R.

Polen.

Zur Geschichte der polnischen Emigration.

II.

Die südslavische Bewegung, Socialismus und Pietismus.

Der von Mieroslawski in französischer Sprache abgefaßte Plan zu einer panslavistischen, Hand in Hand mit der italischen gehenden Erhebung der Südslaven ist in mancher Beziehung — zumal hinsichtlich der Stellung der polnisch-demokratischen Emigration zur ungarischen — zu bezeichnend, als daß wir nicht die markantesten Stellen in fast wortgetreuer Uebersetzung hier ausheben sollten.

„Die südslavischen Länder Oesterreichs" — beginnt Mieroslawski — „begreifen die berühmten Militärkolonien dieses Reiches, d. h. vierzehn Gränzregimenter, welche zwischen die vier Nationalitäten, die Dalmaten, bis zu den dynarischen Alpen, die Kroaten in dem obern Savethal, die Slavonier in dem untern Thal der Save und die Serben bis zu den siebenbürgischen Bergen, vertheilt sind. Diese vierzehn Regimenter, wovon jedes zwei Aktiv-Bataillone, zwei Bataillone ersten Aufgebots und zwei Reserve-Bataillone zählt, erreichen jedes die beiläufige Zahl von 4500 bewaffneten Kolonisten, welche eine stehende Armee von 60,000 ausgezeichneten Soldaten bilden. Diese hegen eine große Liebe zu ihrer slavischen Nationalität, mißtrauen zugleich den Deutschen, Türken und Magyaren und fühlen sich zu der österreichischen Regierung entweder hingezogen oder wenden sich von dieser ab, je nach dem Grade des Schutzes, welchen diese ihnen gegen jene drei den slavischen Völkerschaften traditionell feindlichen Nationalitäten gewährt. In dieser Beziehung verschmelzen vornehmlich die Südslaven Oesterreichs mit jenen der türkischen Gränzprovinzen. Die türkischen Slaven zerfallen in drei Nationalitäten, oder besser gesagt in drei Hauptstämme: in die Bosnier, Serben und Bulgaren, welche die ganze Hälfte des türkischen Donauthales in der Zahl von 6 Millionen Seelen bewohnen. Die Südslaven Oesterreichs zählen 7 Millionen, wodurch also die Basis zu einem künftigen Reiche von 13 Millionen Slaven gelegt wäre, welches Italien in hohem Grade interessiren müßte, weil jenes seine beste, sicherste Allianz wäre, sowohl gegen Oesterreich als auch gegen die panslavistischen Gelüste Rußlands. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu begreifen, daß Garibaldi nicht mit den Ungarn — sondern gerade mit den Militär-Kolonien der Südslaven bei seinem Befreiungs-Unternehmen zu Gunsten Venetiens zu thun haben werde. Diese kurze Betrachtung ist hinreichend, um im Hinblick auf unser Unternehmen sofort den außerordentlichen Werth jener Militär-Kolonien zu erkennen, und gleichzeitig an eine Verminderung der österreichischen Streitkräfte in den deutschen Ländern zu denken, welche von dem Flußviereck der mittlern Donau, der Raab, Drau und des Inn begränzt werden.

„Wie soll man aber diese Zerstückelung Oesterreichs bewirken? Mittelst einer internationalen Legion. Diese Legion muß gleichzeitig ein politisches und militärisches Cadre, eine Art mobiler Citadelle sein, worin jedes Stück, das von Oesterreich abfällt, sofort Schutz und Zuflucht und nationale Befriedigung fände. Es ist daher nothwendig, daß diese Legion aus Cadres von allen Nationalitäten Oesterreichs bestehe, und dieselben nach Dalmatien bringe. — Sie soll daher bestehen: 1. aus dem deutschen Cadre; 2. aus dem polnischen; 3. aus dem slavischen, welches in Erwartung einer mehr ausgesprochenen Manifestation der czecho-mährischen Autonomie alle nicht polnisch-slavischen Elemente begreifen würde; 4. aus einer französischen Legion, die von der Natur eines solchen Corps nicht zu trennen, und ein Ausdruck der Sympathie für alle in Oesterreich sich erhebende Völker seitens der französischen Demokratie wäre.

„Hinsichtlich des ungarischen Cadre sprechen verschiedene Gründe für seine Fernhaltung, wenigstens während der ersten Periode unserer Expedition. Eine Erhebung in Ungarn kann sich nämlich nur auf vereinigte Streitkräfte in den Donau-Fürstenthümern und in Serbien stützen, wohin man daher die Mannschaft und die Waffen richten müßte, welche für die ungarische Legion bestimmt wären. Ueberdies können die ungarischen Emigranten ihre Landsleute allerdings zu einer fortwährenden Desertion zur italiänischen Armee veranlassen, aber dies ist eine Angelegenheit, welche direkt zwischen der italiänischen Regierung und den Häuptern der ungarischen Emigration ins Reine zu bringen und von unserer internationalen Legion ganz unabhängig wäre. In dieser würde das ungarische Element nichts zu unserer Stärke beitragen, ja uns vielmehr gegenüber den Südslaven schaden, welche hundertjährige Feinde des Magyarismus und in Allem, was darauf Bezug hat, außerordentlich argwöhnisch sind. Ich wiederhole daher, daß es weitaus vorzuziehen sei, den Ungarn ein selbständiges Handeln zu überlassen, sei es in den Donaufürstenthümern, oder als Hilfstruppen der königlich italiänischen Armee, und unsere Legion blos auf die vier Elemente, d. i. auf das deutsche, französische, polnische und slavo-österreichische, zu beschränken. Es ist also wichtig, den magyarischen Einfall mit großer Behutsamkeit von dem der Südslaven zu trennen und für ersteren eine Ableitung zu finden, welche sich nicht mit unseren Operationen kreuze, wiewohl man die Bewegung der Ungarn nach einer gewissen Entfernung unterstützen könnte. Die ungarischen Emigranten und Deserteure besitzen zwei Vereinigungspunkte und zwei mögliche Operationsbasen:

1. Die Donaufürstenthümer und Türkisch-Serbien, wo sie

sich sammeln und bewaffnen können, um in ihr Land einzudringen, und zwar gleichzeitig von Serbien und dem Banat her. Diese Vorbereitungen können nur mit Zustimmung der serbischen und moldau-walachischen Regierung geschehen, und von Frankreich und Italien unterstützt werden — Beziehungen von äußerst heikler Natur, welche in diesem ausschließlich militärischen Programm sich nicht weiter andeuten lassen.

2. Die Lombardei, wo mit Ermächtigung der königlichen Regierung sich eine rein ungarische Legion bilden könnte, welche eine Zufluchtsstätte aller ungarischen Deserteure während des Krieges wäre. Diese für Italien sehr nützliche und für Oesterreich furchtbare Legion, welche zwar den Krieg am Mincio erleichtern würde, bedroht nichts destoweniger die internationale Propaganda mit sehr ernsten Gefahren, durch welche jene Legion eine Lüge werden und zu Verwirrungen Anlaß geben könnte, die leider geeignet sind alle unsere Berechnungen zu vernichten.

Von dem Augenblicke ab, wo, nach dem italiänischen Kriege, das ungarische Comité von 1859 4000 oder 5000 ungarische Deserteure in ihre Heimat zurückgeschickt, haben die wirklichen Elemente einer ungarischen Legion zu bestehen aufgehört. Die sogenannte „ungarische Legion“ der italiänischen Armee besaß nichts Ungarisches, als die Uniform und die Offiziere. Sie zählte kaum dreißig Ungarn in der Cavallerie und etwa zwanzig in der Infanterie; Polen, Südslaven und Deutsche bildeten fast den ganzen subalternen Effektivstand. Das rücksichtslose anmaßende Benehmen der ungarischen Offiziere gegen die Legionäre jener Nationalitäten hat diese gegen den trotzigen unvernünftigen Hochmuth der Magyaren äußerst aufgebracht. Nach der Entlassung dieser unglücklichen Leute waren es die Polen, Deutschen und namentlich die Südslaven, welche, von den ungarischen Offizieren verachtet und mißhandelt, ihre gerechten Klagen in Italien und Oesterreich verbreitet haben. Hieraus entsprang nun die heut allgemein gewordene Reaktion gegen den Magyarismus, zumal aber in den südlichen Militair-Kolonien Oesterreichs und in allen an Ungarn gränzenden Ländern. Dies ist also der Grund, welcher uns veranlaßt, die Ungarn von unserer Legion auszuschließen, wo jene bald eine ebenso illusorische als aufreizende Suprematie beanspruchen würden, die sehr wahrscheinlich dieselben slavischen Regimenter, deren Allianz für uns gerade die Basis zu unserer ersten Operation abgeben soll, bestimmen dürfte, uns mit Flintenschüssen zu empfangen!

„Es wird daher klug sein, alle ungarischen Deserteure und Emigranten zu ihrer besonderen, unter dem Schutze der italiänischen Regierung stehenden Legion zu schicken; aber es bleibt zu befürchten, daß die mit jener Errichtung beauftragten magyarischen Chefs die Gunstbezeugungen der Regierung mißbrauchen, — wie sie schon unter Garibaldi gethan, alle fremden Elemente für die ungarische Legion mit Beschlag belegen, um sich von jenen „ungarische“ Soldaten zu fabriziren, da ihnen wirkliche fehlen. Der Wiedereintritt eines so bösen Fehlers könnte alle Erfolge unserer Propaganda in den polnischen, deutschen und slavischen Ländern Oesterreichs vernichten, wo man wohl an ein freies Ungarn gränzen will, aber sich nicht einfallen läßt, der magyarischen Eitelkeit Last- und Schlachtthiere zu liefern. Mit Einem Wort, die Thätigkeit der ungarischen Emigration könnte sich in einem künftigen Kriege nur auf zwei Endpunkten des Kriegsschauplatzes nützlich erweisen, d. h. wenn sie in Siebenbürgen und im Banat eindränge, oder aber als Hilfstruppe der königlich italiänischen Armee am Mincio und Po. Man muß aber mit der größten Sorgfalt darüber wachen, daß diese Legion nur aus wirklich ungarischen Elementen sich rekrutire und nicht im voraus die Polen, Deutschen und Slaven absorbire, welche für unsere Legion bestimmt sind. Diese Legion, nicht aber die ungarische Emigration, ist es, welche in dem Plane zu unserer diversiven Invasion in Oesterreich die Hauptrolle zu spielen hat. Ein Blick auf die Karte reicht hin, um darzuthun, daß dieser Einfall über das Adriatische Meer aufwärts der dalmatinischen Küste nach den Schluchten der dynarischen Alpen und von dort nach den ausschließlich slavischen Thälern der Drau und Save mit Ungarn bis zur Ankunft der Bewegung an der Mur — d. h. auf eine Entfernung von 80 französischen Meilen (lieues) — durchaus nichts zu thun hat. Dadurch wäre die ungarische Insurrection von der Hilfe Italiens vollständig isolirt, müßte sich selbst genügen, und könnte nur moralisch durch die Bewegung der angränzenden Südslaven unterstützt werden, ohne sich aber mit diesen zu vermischen, weil dabei die Serben und Croaten den Verlust ihrer Autonomie besorgen würden. Entbinden wir demnach unsern Invasions-Plan gegen Oesterreich vollständig von der ungarischen Insurrection und beschreiben wir den Operationsgang der Garibaldi'schen Armee unabhängig von dem der ungarischen Bewegung.

„Die Expedition, gegen einen oder den anderen Punkt der östlichen adriatischen Küste gerichtet, müßte stets aus zwei solidarischen, unter dem ausschließlichen Befehl Garibaldi's stehenden Armeen zusammengesetzt sein, welche aber bezüglich ihrer nationalen Elemente und strategischen Bestimmung wohl zu unterscheiden wären. Die Hauptarmee, völlig oder wenigstens größtentheils italiänisch, unter dem speziellen Commando Garibaldi's, müßte nach dem dalmatischen oder istrianischen Littorale rücken, um diesseits der dynarischen Alpen sich aufwärts bis nach Friaul zu bewegen.

„Die internationale Legion, zur Vor- und Seitenhut für die Hauptarmee bestimmt, müßte sich so weit als möglich in den österreichischen Provinzen jenseits der dynarischen Alpen ausbreiten, und würde — wie wir schon oben erwähnt — aus nicht italiänischen Hilfstruppen zusammengesetzt sein. Der Ausschiffungs- und Sammelpunkt hängt von einer Menge Umstände ab, welche im Augenblick des Krieges zu erwägen wären, und wir haben uns damit in dieser Denkschrift noch nicht zu beschäftigen. Nehmen wir aber beispielsweise an: die Expedition hätte ihre Ausschiffung bei Zengg oder Carlopago bewirkt. Wir denken uns ferner die internationale Legion als Vorhut in der Nähe Carlopago's hinter der Insel Pago ausgeschifft, von wo sie nach einem halben Tagmarsch Kantonirungen des ersten Gränzregiments von Gospic begegnen würde, während sie gerade gegen Norden nach einem zweiten Tagmarsch auf das Regiment von Ottocac stieße. Es wäre daher vornehmlich auf den Gewinn dieser beiden dalmatischen Regimenter abzusehen, und darauf alle Vorsicht zu verwenden. Falls dieses gelänge, fände sich die internationale Legion im Beginne ihrer Rolle ohne Schwertstreich um wenigstens 6000 ausgezeichnete Soldaten verstärkt. Dieses erste Ueberlaufen dürfte ohne Zweifel binnen kurzer Zeit das der sämmtlichen Militär-Kolonien Oesterreichs vom Adriatischen Meere bis Siebenbürgen herbeiführen. Von diesem Augenblick ab müßte auch die Hauptarmee Garibaldi's im dalmatischen Littorale festen Fuß fassen, um, gedeckt in der Flanke durch die gleichmäßige Bewegung der internationalen Legion, aufwärts der italiänischen Küste Istriens gegen den Golf von Triest vorzurücken. Geschähe unser Abmarsch von Zengg, so fände selbstverständlich die Expedition die zwei erwähnten Regimenter zu ihrer Rechten, aber sie könnte

sich nur dann gegen das Defilé von Madaraß oder des Berges Klek wenden, nachdem sie der Mithilfe jener Regimenter sich versichert. Wenn dies der Fall, würde sie wahrscheinlich jenen Paß der dynarischen Alpen ohne Hinderniß überschreiten; der Uebertritt der dalmatischen Regimenter würde unfehlbar jenen eines anderen Regimentes herbeiführen, welches auf der kroatischen Seite der Berge am Ausgang des Passes kantonirt. Dies wäre der entscheidende Moment unserer Expedition. In jenem Augenblick befände sich die italiänische Armee Garibaldi's in einer unangreifbaren Stellung zwischen der Küste und den Bergen, während die internationale Legion sich zwischen den Thälern der Kulpa und Kowna auf der Straße nach Agram bewegen würde. Die kleine Festung Karlstadt könnte uns nicht lange aufhalten, und kein ernster Widerstand wäre bis Agram gegenüber einer vorausgegangenen cordialen Mitwirkung von Seiten der oben berührten drei Militär-Kolonien zu besorgen.

„Während unsere Seiten-Expedition in Uebereinstimmung mit den Kroaten in Agram einzöge, würde die Hauptarmee Garibaldi's schon Zengg, Novi, Fiume und alle Schluchten der Halbinsel Istriens bis zu den Thoren Triests genommen haben. Die internationale Legion würde vielleicht die zwei dalmatischen Regimenter nur benutzt haben, um sich den Durchgang des Defilés von Madaraß entweder zu erzwingen oder gütlich zu öffnen, wodurch der größte Theil jener Regimenter der Bewegung Garibaldi's längs der Küste folgen — und ihm selbst die Thore Triests öffnen könnte. Auf diese Art im Rücken gefaßt, würden alle Vertheidigungsmittel Oesterreichs am Adriatischen Meere eines nach dem andern fallen. — Dieses Resultat würde selbst dann sich ergeben, wenn unsere internationale Legion die dynarischen Alpen noch nicht hätte überschreiten können, und mit Hilfe der zwei dalmatischen Regimenter blos die westlichen Zugänge der beiden Pässe über die Berge Klek und Kapella besetzt hielte, sich dort festsetzend, dergestalt manövriren würde, daß den Oesterreichern von Kroatien her jede offensive Rückkehr nach der dalmatischen Seite unmöglich wäre. Wenn man aber annimmt, daß die internationale Legion in dem Augenblick, wo Garibaldi an die Thore Triests pocht, sich die Straße nach Agram eröffnet, dann könnte man auch in allen oberen Thälern des Isonzo, Tagliamento, der Piave, Brenta und Etsch mit aller Sicherheit die Sturmglocke des Aufstandes läuten, und die Oesterreicher, eingeschlossen in den Mauern ihres Festungs-Vierecks, wären von ihrem Reiche vollständig abgeschnitten. — Indeß bedingt der Befreiungs-Einzug unserer Legion in Agram den Besitz aller Uebergänge der Julischen Alpen von Seiten der kroatischen Insurrektion, welche sofort die Thäler der Save und Drau hinaufziehen müßte, um Laibach und Villach wegzunehmen."

Dieser Plan ward zwar von Garibaldi und dem in Genua tagenden Ausschusse der Aktionsvereine angenommen, aber Bixio, schon von Natur mißtrauisch und an der Schwatzhaftigkeit Mieroslawski's wenig Gefallen findend, schlug Garibaldi vor, Dalmatien, Croatien und die übrigen südslavischen Provinzen Oesterreichs bezüglich ihrer politischen Stimmung erst durch Emissäre sondiren zu lassen, bevor man an die Ausführung des Mieroslawski'schen Vorschlags gehe. Diese Emissäre, deren Sendung vor Mieroslawski geheim gehalten ward, kehrten Ende Januar 1861 nach Genua zurück, und berichteten einstimmig, daß die öffentliche Meinung jener Länder nicht so revolutionär, wie Mieroslawski sie geschildert, und es höchst zweifelhaft sei, ob dort eine Garibaldische Expedition eine freundliche Aufnahme fände. Auf diese Berichte hin, ward der Vorschlag Mieroslawski's nicht weiter berücksichtigt, und selbst Garibaldi gab wegen anderer ihm ungünstigen politischen Zwischenfälle die Schilderhebung gegen Venetien und Triest vorderhand auf, welche erst, fast zwei Jahre später — auf Friaul beschränkt unter der Führung Tollazzis zum Ausbruche kam.

Was nun die Theilnahme Mieroslawski's an dem jüngsten polnischen Aufstande betrifft, so ist ihm — wie wir schon bemerkt, — auch dort nicht gelungen, sich irgend eine Geltung zu verschaffen, weil Mieroslawski — abgesehen von den Gegenbestrebungen seines mächtigen Feindes, der Czartoryski'schen Partei — selbst bei einem großen Theil seiner Anhänger alles Vertrauen verloren. Eine kurze Schilderung der Persönlichkeit und Fähigkeiten Mieroslawski's wird letztere Bemerkung noch verständlicher machen.

Mieroslawski, gegenwärtig 56 Jahre alt, ist halb Franzose, halb Pole, da er von einer französischen Mutter zu Nemours geboren ward, wo sein Vater, früher Major in der polnischen Armee, sich aufhielt. Nach der Konstituirung Kongreßpolens zogen seine Eltern nach Warschau und übergaben ihren Sohn der Kalischer Kadettenschule zur Erziehung. Im Jahre 1830 schloß sich Mieroslawski als achtzehnjähriger Junge den Aufständischen an und kam später als Flüchtling nach Frankreich, wo er sich naturalisiren ließ. Seine militärischen Studien betrieb er mit großem Fleiß und bildete sich im Laufe der Zeit zu einem guten Generalstabs-Offizier aus, der in einem Bureau oder als theoretischer Rathgeber zur Seite eines Generals ganz an seinem Platze wäre. Seine Pläne zeigen, wie wir aus dem oben Angeführten ersehen, — große Klarheit, lebendige Auffassungsgabe und wissenschaftliches Ensemble. Indeß läßt er bei seinen Calculs sich oftmals zu Illusionen verleiten, welche aber mehr oder minder allen politischen Emigranten oder revolutionären Führern eigen, und so zu sagen in ihrem erwähnten Wesen wurzeln, das ihre politische Unruhe erzeugt. Sobald es aber gilt, die mit Muße entworfenen Dispositionen auf dem Felde der That auszuführen, ist Mieroslawski kaum mehr zu erkennen. Er wird unsicher und verwirrt und klammert sich an Kleinigkeiten, denen er das große Ganze opfert. Der rasche, umfassende Ueberblick, die Ruhe und Präzision bei Ertheilung von Befehlen, welche Eigenschaften einen General im Moment der Aktion kennzeichnen, fehlen Mieroslawski gänzlich! Deshalb nennen ihn auch seine Gegner „Jeneral z piórem w pochwie", „der General mit der Feder in der Scheide!" — Aber nicht allein als praktischer Militär, sondern auch als Verschwörer und Revolutionär scheint Mieroslawski wenig geschickt. Im hohen Grade leichtsinnig, ruhmredig und geschwätzig, vermag er auf die Dauer seine Pläne und Absichten nicht zu verbergen, und rühmt gern schon im Voraus ihre Erfolge. Wenn wir noch beifügen, daß ihm alle Menschenkenntniß mangelt, so scheint das Maß völlig gefüllt, welches bei allen seinen Unternehmungen Mißlingen und Verderben über ihn ausgeschüttet. Ueberdies ist Mieroslawski auch ungewöhnlich geldgierig, was in Verbindung mit seinen übrigen Fehlern gleichfalls eine Quelle der Intriguen und Gehässigkeiten ward, die gegen ihn arme Affilirte, die sich von der „Kasse der Centralisation" nicht genügend unterstützt glaubten, hinter seinem Rücken gesponnen.

Neben den bisher geschilderten zwei Hauptgruppen der polnischen Emigration, d. h. der aristokratischen und demokratischen, gab es zur Zeit noch eine sozialistische und — pietistische. Die Sozialisten, worunter wir Zeno Swietoslawski, Sawaszkiewicz, Wojenski und Tschorszewski nennen, hatten ihren Sitz in London, auch zeitweilig auf der Insel Jersey, wo Swietoslawski,

der Einzige unter ihnen, welcher nicht unbedeutende Geldmittel besaß, — eine Druckerei unter dem Namen „Imprimerie universelle" gegründet. Diese ward auch die Offizin der französischen Demokraten und Sozialisten, welche sich nach dem Pariser Staatsstreich nach England geflüchtet. Swietoslawski druckte unter Anderem die rothe Zeitschrift „L'Homme", von Charles Ribeyrolles, dem früheren Redakteur der Pariser „Reform", redigirt, dann mehrere Flugschriften und Broschüren von Victor Hugo, Felix Pyat, Louis Blanc und Anderen. Unter den polnischen Schriften bemerken wir eine von Swietoslawski selbst verfaßte unter dem Titel „Lud polski" (das polnische Volk). Unter anderen Ungeheuerlichkeiten, welche in diesem Buche vorkommen, befand sich auch ein Entwurf zur Organisation der zukünftigen polnischen Insurrektions-Armee, welche in Polen für den Sozialismus kämpfen sollte.

„Um aber die Russen so rasch als möglich zu schlagen und unsere Operationen zu beschleunigen" — wir citiren wörtlich aus jenem Buche — „wäre es gut, wenn die polnische Infanterie auf — Stelzen ginge". Man muß das mit eigenen Augen gelesen haben, um daran zu glauben!

Nachdem Swietoslawski mit seinen Genossen sein Geld verschwendet, und zuletzt seine Druckerei sowie zwei seiner Häuser auf Jersey im Gerichtswege verkauft wurden, ging er nach London, wo er, physisch und moralisch herabgekommen, sich dem Brantwein ergab. Er starb später in einem Londoner Irrenhause im delirium tremens, womit die polnisch-sozialistische Propaganda ihr Ende erreichte. —

Die pietistische Fraktion der Emigrirten unter der Leitung Towianski's lehrte hingegen, daß Polen seiner begangenen Sünden wegen dem Strafgerichte Gottes verfallen sei. Weder Verschwörungen noch sonstige gewaltsame Handlungen — so hieß es in den Schriften Towianski's — seien im Stande, Polen zu befreien. Nur aufrichtige Bekehrung und Buße können Gott versöhnen und durch seinen Willen das polnische Vaterland wiederherstellen. Der Anhang, welchen Towianski besaß, war ein bedeutender; zumal strömten die polnischen Damen schaarenweise in sein Lager. Auch Mickiewicz, dessen Dichtungen und Schriften den Mystiker verrathen, schloß sich mit General Rybinski und Anderen Towianski an, ohne deshalb mit der Partei Czartoryski's ganz zu brechen.

Desto heftiger ward Towianski von den Demokraten verfolgt. Diese schalten ihn einen russischen Agenten, welcher die Aufgabe habe, die polnische Emigration, unter dem Vorwande religiöser Uebungen, von jeder Initiative zurückzuhalten. Der Verfasser dieses hatte im Jahre 1850 Gelegenheit, das Treiben Towianki's zufällig näher kennen zu lernen. Ersterer befand sich damals in Basel, wo er eines Tages von einem ihm befreundeten polnischen Emigranten benachrichtigt ward, Towianski sei mit einigen seiner „Schüler" in Basel angekommen. Der Curiosität wegen, beschloß man den polnischen Schwärmer zu besuchen, welcher in einem Gasthof an der „Schifflände" abgestiegen war. Wir traten in ein Vorzimmer, dessen Fenster ein Stück schwarzen Tuches bedeckte, wodurch im Zimmer völlige Dunkelheit herrschte. Auf einem gleichfalls schwarz behangenen Tische stand ein Crucifix, daneben zwei brennende Wachslichter. Ein junger, blasser Mann im schwarzen Talar — der Secretair Towianski's — empfing uns und fragte nach unseren Wünschen. Als wir ihm polnisch erwiederten, daß wir uns Herrn Towianski vorstellen möchten, ging er nach einem anstoßenden Zimmer, kehrte bald zurück und bemerkte unter vielen Seufzern, und Bücklingen: „O verzeihen Sie, meine Herren, der Meister (polnisch Mistrz) liegt gerade im Staube seines Angesichts und spricht mit dem Meister der Meister! Ihre frommen Seelen werden begreifen, daß es Sünde wäre, ihn in diesem großen Augenblick zu stören. Kommen Sie gefälligst morgen gegen 10 Uhr." Wir entfernten uns, verspürten aber keine weitere Lust, den „Meister" nochmals zu besuchen. Wir wissen nicht, was später mit Towianski geschehen, aber seine Lehre ist weder unter der Emigration noch in Polen selbst ganz untergegangen, was im Hinblick auf den in allen Klassen der polnischen Bevölkerung vorwiegend katholisch-mystischen Sinn auch leicht erklärlich. Hat doch auch die jüngste Bewegung in Polen mit religiösen Demonstrationen in Warschau begonnen, wie denn überhaupt seit der Theilung des Landes der katholische Clerus an den Wiederherstellungs-Versuchen, Verschwörungen und Kämpfen sich in auffälliger Weise betheiligt hat.

Wenn man nun die verschiedenartigen Einflüsse und Tendenzen erwägt, welche die hier angeführten Bruchtheile der polnischen Emigration im Lande zu verbreiten bestrebt sind, so wird man einerseits die Zerfahrenheit und Widersprüche in der polnischen Politik unschwer begreifen, und gleichzeitig auch die Uneinigkeit und das demagogische Intriguengewebe zu motiviren vermögen, welche noch jede polnische Bewegung gekennzeichnet. Den historischen Erfahrungssatz, daß Emigrationen und ihre Bestrebungen höchst selten einen entscheidenden Umschwung im Mutterlande hervorgebracht, haben die polnischen Flüchtlinge sich niemals vergegenwärtigt.

Nord-Amerika.

Ein deutscher Livländer über die heutigen Zustände der Amerikaner.

Das Wort Freiheit hat eine magische Wirkung auf jedes Menschenherz. Es war unter dem Einfluß dieser Idee, daß seit Lafayette jeder Europäer nach der alten Welt nur mit Begeisterung über die amerikanischen Freistaaten zu berichten wagte, wenn er nicht als ein unzurechnungsfähiger Querkopf betrachtet und unbeachtet gelassen werden wollte. Einer der Letzten, welcher in dieser Tonart die gegenseitigen Verhältnisse bei uns schilderte, war in der Mitte der Vierziger-Jahre Friedrich von Raumer. Die deutschen Flüchtlinge der Bewegungsjahre, welche, mit besonders hochgespannten Phantasiebildern von den Amerikanern den Ocean durchschifften und dort — auch Menschen vorfanden, schlugen nun endlich in den geraden Gegensatz zu deren bisherigen Verherrlichern um; sie sahen in ihnen nun nichts weiter, als Schwindler, Betrüger, Klopffechter, Stellenjäger und Verächter alles geistigen und idealen Lebens und Strebens. Karl Heinzen leistete in dieser Richtung das Aeußerste. Selbst Gustav Struve, welcher nicht mehr jung genug dahin ging, um reine Schwärmer-Vorstellungen dahin mitzunehmen, kehrte doch wohl erheblich ernüchtert nach dem Vaterlande zurück.

Wir haben bereits früher des Livländers gedacht, welcher der „Baltischen Monatsschrift", diesem Organe der gebildeten, freisinnigen Deutschen in Riga, „Amerikanische Briefe" liefert, und einige Proben seiner jedenfalls interessanten Anschauungsweise mitgetheilt. Wir fahren fort, diesen, vom gewöhnlichen Zeitungs-Korrespondenzen-Ton abweichenden Stimmungen Einiges zu entnehmen.

Nach des Livländers Bericht, ist selbst die materielle Wohlfahrt Nordamerika's in's Stocken gerathen, so „daß man glauben könnte, das Mark beginne in den Knochen des jungen Riesen zu verdorren". Nachdem er in einem Briefe vom 9. März d. J. furchtbare Beispiele von Hunger und Noth in New-York während des vergangenen Winters geschildert, sagt er: Amerika sei nicht mehr das „Land der Arbeit", wo man sich nicht nur keiner zu schämen brauche, sondern auch stets solche finden könne, welche den Mann redlich nähre. „Von Thür zu Thür gehen diese Leute und betteln um Arbeit; denn es giebt in diesem Lande sehr wenige, die nichtsthuerisches Bettelbrot für süß halten. Sie verzichten auf jeden Lohn; sie wollen arbeiten, hart arbeiten und verlangen nichts als Kost und eine Schlafstätte. Sie werden fortgeschickt. Es giebt keine Arbeit."

Hierauf wendet sich der Verfasser zur Untersuchung der Gründe dieses Nothstandes. „Die Antwort", sagt er, „ist eine furchtbare.... wir sind ein freies Volk, wir regieren uns selbst, und unsere Regierung weiß mit beneidenswerthem Scharfsinn jedes Mittel aufzufinden, das die allgemeine Wohlfahrt schädigen kann, und setzt und hält es mit großartiger Energie in Wirksamkeit. Alle unsere Beamten gehen, unmittelbar oder mittelbar, aus der freien Wahl des Volkes hervor; und unter zehn sind neun Schufte und Diebe, die in all ihrem Denken und Thun — in ihren Worten natürlich nicht — nichts so absolut unberücksichtigt lassen, wie das Allgemeinwohl. Das Land ist so reich, daß es jährlich einen kaum glaublichen Theil seiner Schuld tilgen kann; aber es wird von Steuern erdrückt, nicht etwa um diese Abzahlungen machen zu können, sondern damit sich alle Beamten in einem, höchstens zwei oder drei Jahren reich stehlen und außerdem die ungeheuren Summen decken können, die ihre Wahl ihnen gekostet.... Wir, das souveräne Volk, herrschen; und wir müssen im Handel und Wandel die Hände in den Schoß legen, weil wir die Verhältnisse nicht von heute bis morgen berechnen können. Wer wollte sich vermessen zu errathen, welche neue Ungeheuerlichkeit, welche neue freche Spitzbüberei eine der Mächte in Washington in diesen vierundzwanzig Stunden aushecken wird?.... Wenn Leute, die bereits wegen allzu schamloser Unterschleife mit Schimpf und Schande von ihrem Amte gejagt worden, sich dreist um die höchsten Aemter bewerben dürfen; wenn Preisfechter im Kongresse als Repräsentanten des freien Volkes tagen — wessen muß man da nicht gewärtig sein?"

Doch so schwarz unser Gewährsmann auch die Gegenwart schildert — er bewahrt doch noch den Glauben an die Zukunft und eben an den Kern des Volkes. „Warum aber", fährt er fort, „werden diese Leute zu Dienern der Allgemeinheit bestellt? Hat das Volk keine Auswahl? Sind gar keine Männer mehr vorhanden, die noch ein Gewissen im Busen tragen und eine Ahnung davon haben, daß die Dienste, die man seinen Mitmenschen erweist, das höchste Glück der Erde sind? Oder ist das Volk so entsittlicht, daß es nicht mehr sittliche Männer zu seinen Leitern haben will? — Nichts von alle dem! Der Kern des Volkes ist gesund, und Amerika hat so viele scharfköpfige und großherzige Männer, als irgend ein Land der Erde. Aber die Politik liegt fast vollständig in den Händen der Schlechten, und das hat einen doppelten Grund.

„Der erste und unbedeutendere, aber im engsten Zusammenhange mit dem zweiten und bedeutenderen stehende, ist die üble Einrichtung der Vorwahlen, in denen die Wahlkandidaten bestimmt werden. Diese gehen ohne jegliche Kontrole vor sich und werden daher durchaus von den Politikern von Fach, d. h. von den Stellenjägern und Blutsaugern, beherrscht. Wie da mit den Stimmzetteln verfahren wird, das mögen vielleicht die Götter wissen, den Menschen aber bleibt es durchaus verborgen: aus der Urne gehen eine Anzahl Namen hervor, man weiß nicht wie, noch warum; nur so viel ist sicher, daß es immer diejenigen sind, die die politischen Rowdies, die hohen Patrone dieser Wahl, gewünscht haben. Von diesen so „aus Nacht und Nebel geborenen" Kandidaten muß man nun einen beliebigen zu dem seinigen machen. Einem nicht auf der Liste stehenden Manne seine Stimme zu geben, wäre Thorheit, da dieses Votum sich wie ein Tropfen Wasser im Ocean verlieren würde..... Eine Massen-Opposition in's Leben rufen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wollte man ein Meeting zu dem Zwecke zusammenberufen, so würde man einfach herausgeprügelt werden. Die Tagespresse dazu zu benutzen, ist gleichfalls unausführbar, da jede Zeitung ein geschwornes Parteiblatt ist, das die Kandidaten seiner Clique als Engel verkleidet und die übertriebensten und dümmsten Lügen gegen den Gegner schleudert — als wenn es noch der Lügen bedürfte..... Das Volk weiß nur von den Namen, die man ihm in den Mund legt. Und will es einmal schwankend werden, so manövriren die sehr beträchtlichen Massen derer, die Stimme, Faust und Seligkeit für ein Glas Whisky und fünf Dollar verkaufen, so geschickt und geschlossen, daß der Sieg immer den Professionsleuten bleibt..... Außer denen, die sich in den Raub theilen, ist nicht Ein Mensch im Lande, der nicht empfindlich unter diesen Verhältnissen zu leiden hätte. Jeder fühlt es, Jeder schimpft darüber, und — es bleibt nicht nur ebenso, sondern wird von Jahr zu Jahr schlimmer, obgleich das Volk souverän ist.....

„Es ist nicht wahr, daß dieses Land in politischer Beziehung frei ist. Coterieen, die sich auf den Pöbel stützen und die niedrigsten Leidenschaften im Busen der Menschen zu wüstem Leben wachrufen, theilen sich in die Herrschaft um das Land; willig, wie ein Gaul, folgt das Volk dem Zügel, den sie bald hierhin, bald dorthin reißen. Die Führer und auch die Schattirungen der Coterieen wechseln oft und rasch, aber immer sind Coterieen die Despoten des Landes. Seit Washington und Jefferson von der Bühne traten, ist das Heft den Händen des Volkes entwunden und in denen von Parteimenschlein."

Als den Hauptgrund dieser unerhörten und unleidlichen Mißstände betrachtet der Livländer den Umstand, daß „die ganze Verfassung dieses Staates auf einer Lüge ruht, auf der Lüge von der Gleichheit aller Menschen, und auf der Consequenz dieser Lüge, auf dem Prinzip, daß in allen politischen Fragen allein die Zahl den Entscheid zu geben hat. Der Mensch hat von Natur kein anderes Recht, als das der persönlichen Freiheit und das, ebenso unbehindert, wie alle übrigen, die Leiter des Lebens hinaufklimmen zu dürfen, bis zur höchsten Stufe, wenn seine Kraft dazu ausreicht. Da sie aber thatsächlich nicht Alle zu der gleichen Höhe hinaufkommen, so sind sie auch einander nicht gleich. Und weil sie einander nicht gleich sind, so steht auch dem Staate die sittliche Befugniß zu, ihre politischen Rechte je nach der Höhe zu bemessen, die sie erstiegen haben; und ferner, weil sie einander nicht gleich sind, so ist es eine Thorheit, ihnen gleiche politische Rechte zu geben..... Perikles führte in Athen die gleiche absolute Demokratie ein, und noch war sein Körper nicht vollständig zu Staub zerfallen, so rief Kleon den Athenern die schneidende Wahrheit zu: Ihr gleicht viel mehr Leuten, die gekommen sind, sich an einem Redner zu ergötzen, als Bürgern, die über das Wohl des Vaterlandes tagen. Das gleiche Wort gilt auch für Amerika. Und

da die Ursachen die gleichen sind, so werden auch die Wirkungen die gleichen sein, wenn es nicht bald Umkehr hält: es wird die Feldherren, die bei seinen Arginusen gesiegt, zum Richtplatz schleppen; es wird seinen Alcibiades auf Leib und Leben anklagen, ihm zujauchzen, wenn er einen Vogel aus seiner Toga fliegen läßt, und ihn verbannen, wenn er das Vaterland gerettet hat; heute wird es Kleon und morgen Antiphon entgegenjubeln und übermorgen Sokrates den Giftbecher reichen, und vor dreißig Tyrannen den Nacken beugen."

Zum Schluß begründet der Verfasser genauer seine Zuversicht, daß Amerika „Umkehr halten werde, nicht heute und nicht morgen, aber er hoffe sie noch zu erleben. Der Unfug wird toller und toller; und das ist ein Glück, denn je toller er wird, desto lauter wird auch die Frage: wozu dulden wir das?...."

Die Kritik der amerikanischen Verhältnisse durch den Livländer ist in hohem Grade treffend, sie ist vernichtend. Was er damit geleistet hat, ist jedoch bei weitem das Geringere — die unvergleichlich größere Aufgabe hat er unerledigt gelassen. Wie das allgemeine gleiche Stimmrecht, so besitzen auch alle anderen Einrichtungen der staatlichen und sittlichen Ordnung, von der Polizeigewalt und dem militärischen Gehorsam bis zur Ehe, zur Bevorrechtung des männlichen Geschlechts und zum Eigenthum, so viele Schattenseiten und Mängel, daß sie unter besonders ungünstig zusammentreffenden Umständen zu unleidlichen Mißverhältnissen führen und dem einseitig Urtheilenden als ein Hohn der menschlichen Vernunft erscheinen. So wie aber bei ihnen alle die Schwierigkeiten erst dort beginnen, wo man sie durch andere, bessere Einrichtungen ersetzen will, so ist auch von dem Livländer noch die schwerere Frage zu lösen, nach welchem Prinzip, nach welchem Maßstabe soll die ungleiche Vertheilung der Staatsbürger-Rechte, namentlich aber des Stimmrechtes vorgenommen werden? — „Die politischen Rechte je nach der Höhe bemessen, die jeder erstiegen hat", ist ohne bestimmte Erläuterung eine Phrase, unter welcher man sich nach Belieben Alles oder auch Nichts denken kann.

Der Ku-Klux-Klan, eine geheime politische Gesellschaft in den Südstaaten.

Amerikanisch-deutschen Blättern entnehmen wir folgende Notiz über diese neue Ausgeburt des politischen Fanatismus in den Südstaaten der Union:

„Seit längerer Zeit hört man von der Existenz einer geheimen Gesellschaft im Süden, deren Name so abscheulich klingt, daß man geneigt war, einen schlechten Witz dahinter zu vermuthen: Ku-Klux Klan; sollte man nicht glauben, es sei darauf abgesehen, mit diesem Alliterations-Kunststück furchtsame Kinder zu schrecken? Man scherzte darüber, bis eine schauerliche Tragödie dem Scherz ein Ende machte. Wiederholt wurde Herr George W. Ashburn, ehemals Mitglied der konstituirenden Versammlung von Georgia und einer der entschiedensten Vertreter der Gleichberechtigung, öffentlich mit dem Zorn des Ordens bedroht und ihm angedeutet, daß er sich, wenn er nicht seinem Treiben entsage, einer summarischen Bestrafung versehen müsse. Er scheint hierauf kein Gewicht gelegt und sich mit keinerlei Vorsichtsmaßregeln umgeben zu haben. In der Nacht vom 31. März auf den 1. April wurde sein Haus von einer Bande umzingelt und erbrochen und er in seinem Bette erschossen, in der Art, daß fünf Kerle aus unmittelbarer Nähe auf ihn feuerten. Nach vollbrachter That blieben sie längere Zeit im Hause und zerstreuten sich dann, und obgleich die Scene sich mitten in der Stadt, in einer der belebtesten Straßen, entfaltete, ist von den Thätern keiner entdeckt worden. Ein Theil der südlichen Presse nahm diese entsetzliche That mit Beifall auf und erklärte offen, daß Gleiches allen Denen bevorstehe, welche sich auf ähnliche Weise gegen den Süden vergingen wie Ashburn.

„Die Statuten dieses Ordens sind bekannt. Die Mitglieder verpflichten sich, dem, was sie die Unterjochung des Südens nennen, durch alle Mittel, selbst den Meuchelmord nicht ausgenommen, Widerstand zu leisten. Südliche Blätter vergleichen das Treiben der Gesellschaft mit dem des mittelalterlichen Vehmgerichts, welches ihr zum Muster gedient. Der „Ku-Klux Klan" verzweigt sich durch den ganzen Süden. Kongreßmitglieder in Washington, und namentlich Die, welche mit der Führung des Staatsprozesses betraut sind, haben Zuschriften in seinem Namen erhalten.

„Wer darüber lachen wollte, müßte vergessen, welchen Todes Abraham Lincoln starb, müßte der Versuche, New-York in Asche zu legen und das gelbe Fieber im Norden zu verbreiten, nicht mehr eingedenk sein. Die Militairbehörden fassen denn auch die Sache sehr ernst auf. General Grant hat eine Ordre an alle Distrikts-Commandeurs erlassen, den Orden um jeden Preis zu unterdrücken. General Meade erläßt einen Befehl, worin er, unter Bezugnahme auf die Ermordung Ashburn's, die weite Verbreitung der Gesellschaft durch die seiner Verwaltung untergebenen Staaten konstatirt, allen Militair- und Civilbehörden die größte Wachsamkeit empfiehlt und Die, welche auf irgend eine Weise, durch Wort, Schrift oder That, direkt oder indirekt, mit dem Orden in Verbindung stehen oder ihm in die Hände arbeiten, mit schweren Strafen bedroht.

„So steht die Sache. Das erste Blut ist bereits geflossen. Eine Periode des Meuchelmords, des Schreckens, der Anarchie steht dem Süden bevor, wenn nicht mit aller Energie eingegriffen wird. Nichts bürgt uns dafür, daß nicht Tragödien gleich der des 14. April 1865 sich in Washington wiederholen, und daß nicht auch der Norden zum Schauplatz der Rache-Akte jener Vehme gemacht wird. Gern wollten wir's für unmöglich halten, wenn nicht leider schon der Beweis dafür vorläge, daß es eine traurige Wahrheit ist. Der Süden birgt Elemente in sich, für welche andere Rechts- und Ehrbegriffe gelten, als für gewöhnliche Menschen. Er hegt Giftpflanzen, welche, dem Sumpf der Sklaverei entsprossen, ein Fluch für die Gemeinschaft sind, in der sie wuchern."

Kleine literarische Revue.

— **Geschichte der neueren französischen Literatur.** Die große Sammlung der von der kaiserlichen Regierung veranlaßten „Berichte über die Fortschritte der Literatur und der Wissenschaft in Frankreich*) nähert sich ihrer Vollendung, und man muß bekennen, daß hier eine Arbeit vorliegt, die sowohl ihren Verfassern, als dem Ministerium, das sie hervorgerufen, gefördert und honorirt hat, zu großer Ehre gereicht. In jedem Fache der Wissenschaft ist einer anerkannten Autoriät von unzweifelhafter Unparteilichkeit die

*) Rapports sur les progrès des lettres et des sciences en France. Publiés sous les auspices du ministère de l'instruction publique.

Berichterstattung übertragen worden. Von besonderer Rücksichtnahme auf politische oder kirchliche Gesinnung ist dabei keine Rede gewesen, und auch die subjektive, persönliche Kritik, wie sie sich in den meisten unserer zahlreichen deutschen Literatur-Geschichten breit macht, ist dabei möglichst in den Hintergrund getreten. Berichte und nicht Kritiken zu liefern, war die Aufgabe gewesen, und dem sind alle Mitarbeiter, von dem über die Astronomie bis zu dem über den Roman, treulich nachgekommen. Der zuletzt erschienene starke Band handelt von der schönen Literatur und zerfällt in vier Abtheilungen. Die allgemeine Einleitung, ein Meister- und Muster-Essay, ist von de Sacy, der Bericht über die Poesie von Theophile Gautier, der über das Theater von Ed. Thierry und der über den Roman von Paul Féval verfaßt. Herr de Sacy erinnert in seiner Einleitung daran, daß vor sechzig Jahren André Chenier mit einer ähnlichen Arbeit beauftragt wurde, die er auch in seinem Tableau historique de l'état et des progrès de la littérature française depuis 1789 geliefert hat. Aber um wieviel leichter war damals die Arbeit, als jetzt! „Mehreremal", sagt der Berichterstatter, „waren wir auf dem Punkte, das Unternehmen aufzugeben, so außerordentlich schwierig erschien es uns. ... Das Dichten und Schriftstellern ist nicht mehr wie früher eine bloße angenehme Beschäftigung in Mußestunden, sondern eine Profession, von der man lebt und wo, wie auf allen Arbeitsgebieten, eine furchtbare Concurrenz, eine krankhafte Ueberproductivität herrscht. Zur Zeit Chenier's gab es einen akademischen Codex der Aesthetik, den man der Beurtheilung zum Grunde legen konnte, aber heutzutage — wo ist die Regel, wo das Gesetz? ... Die Kritik in dem Sinne, daß sie ein gemeinsames, von Allen anerkanntes Gesetz zu überwachen hat, existirt nicht mehr. Die Kritik, die Alles in Frage stellt, ist selbst ein fraglicher Gegenstand geworden; Jeder hat seine besondere Kritik, die er dem eigenen Geschmack entlehnt und nach seiner Art anwendet." — Herr de Sacy sieht dies keineswegs als unbedingt nachtheilig an; vielmehr erkennt er darin den demokratischen Geist der Zeit, der der alten, aristokratischen Classicität Opposition macht und der in der Erziehung des Volkes ein viel würdigeres Ziel vor Augen hat, als die frühere Literatur in der bloßen Unterhaltung und Befriedigung der sogenannten Gebildeten.

— **Die Rechte der Frauen.** Ein geachteter französischer Publicist, Herr Alfred Assolant, hat soeben eine Schrift über die Rechte der Frauen*) herausgegeben, die einen interessanten Beitrag zur Erörterung dieser jetzt gleichzeitig in England, Frankreich und Deutschland vielbesprochenen Frage liefert. Der Verf. bespricht darin die rechtliche und die soziale Stellung der Frauen, deren untergeordnete Rolle in ersterer Beziehung er in pikanten Gegensatz mit ihrer dominirenden Rolle im gesellschaftlichen Leben bringt. Die Sprache des Buches ist ernst, würdig und mahnend an die Zukunft Frankreichs, die als eine nothwendige, sittliche Umkehr der Zustände der Gegenwart aufgefaßt wird. Kleine, vortrefflich gezeichnete Bilder aus dem heutigen Leben der französischen Gesellschaft dienen dem Ganzen als Folie und bringen Abwechslung in das sonst vielleicht zu doctrinair und einförmig erscheinende Thema des Buches.

*) Le droit des femmes, par M. A. Assolant. Paris, 1868.

— **Aus dem süddeutschen Soldatenleben.***) Wenn man heute ein Buch über militärische Verhältnisse in die Hand nimmt, das von einem Süddeutschen geschrieben ist, so hat man einigen Grund zu der Annahme, daß es einen offenen oder versteckten Angriff gegen Preußen und die preußischen Militär-Einrichtungen enthalte, daß es gegen unsere militärische straffe Zucht, unser sogenanntes Drillsystem, unsere Pickelhaube, unsern exklusiven Offizierstand und gegen alle sonstigen wirklichen oder vermeintlichen militärischen Uebelstände gerichtet sein wird, die man nun einmal im Süden an uns preußischen Hyperboräern nicht leiden kann. Von dem Allen ist in dem vorliegenden Buche nicht die Rede; es ist nichts weiter als eine etwas breit gehaltene Erzählung dessen, was der Verf. während seiner vierjährigen militärischen Laufbahn, von seinem Eintritt als Cadet bis zu seinem Ausscheiden aus derselben, erlebt hat, allerdings mit der überall deutlich hervortretenden Absicht, die Misère eines Soldaten- und namentlich eines Offizierlebens im Frieden an den eigenen Erlebnissen uns vorzuführen. Es ist ein anderes „Soldatenleben im Frieden", meist gut erzählt, und namentlich da, wo es die Schwächen und die Unwissenheit älterer Vorgesetzten geißelt, nicht ohne Humor, gleich dem der „Fliegenden Blätter." Wir wurden bei diesem oder jenem alten Oberst oder General, von denen das Buch uns einige seltene Exemplare kennen lehrt, nicht selten an Hackländer's „alten Schwerenöther", den „Millionenhöllenhund" erinnert, zu dem ihm bekanntlich der Artillerie-Oberst v. T. gesessen hat. So fehlt es auch diesen Memoiren nicht an einigen derb komischen Zügen, die mit Lebendigkeit und in dem süddeutschen Dialekt wiedererzählt, sich recht drastisch ausnehmen. Da lesen wir von einem alten Rittmeister, auch so einen, der „von der Pieke auf gedient hat", von denen der Verfasser behauptet, daß „als eine freiere Luftströmung sich geltend machte, diese alten Häupter ihr gegenüber gestanden seien, wie alte bemooste Marksteine den zierlichen Feldmessungs-Apparaten der Neuzeit". So ein Original von Rittmeister giebt seine Befehle für den Ausmarsch zu einem Feldmanöver und ordnet u. A. an: „Also ausgerückt wird, verstehn's, ganz wie's in der Dienstvorschrift steht, gesattelt und gepackt, mit vollständiger Armatur, vorn an Avantgard, hinten eine und auf jeder Seite eine."

Was ein Kadet und ein junger Offizier in einem Reiter-Regiment erlebt, in der Residenz eines süddeutschen Kleinstaates (wir haben Grund zu der Annahme, daß hier von Bayern die Rede ist), in der Festung und in einer kleinen Garnison, seine wechselnden Leiden und Freuden — das Alles wird an uns vorübergeführt in oft lebhaften Schilderungen. Da fehlt es nicht an Diners, an Festgelagen, die oft zu Bachanalien ausarten, an Hofbällen, Familien-Gesellschaften, Liebschaften, Schulden, Arrest, an Duellen, an Wucherern und an allen von einem, nicht bloß süddeutschen, Offizierleben im Frieden unzertrennlichen Vorkommnissen, deren sonst gefällige Wiedererzählung nur den einen Fehler hat, daß der Herr Exlieutenant dieselben mit allzuhäufigen lyrischen Erzeugnissen seiner Muse durchflicht, welche man sich bald gewöhnt, nicht zu lesen, weil sie nichts sind, wie ein aufgewärmter chemischer Weltschmerz in überwundenen Reminiscenzen.

Aber weshalb erzählt uns der Verf. dies Alles? Nun, er hat allerdings einen Zweck. Er ist auch eine jener verfehlten Existenzen, die die Kugelbuchse mit der Feder vertauscht haben.

*) Vier Jahre Soldat. Aus den Erinnerungen eines süddeutschen Offiziers. Von Max Schlägel. St. Gallen, Altwegg-Weber, 1868.

Weil sein Vermögen nicht ausreicht, um das frische, flotte Reiterleben lange fortzuführen, nimmt er seinen Abschied und wird — Redacteur eines Lokalblattes in der Schweiz. Dort hat er jedenfalls seinen Widerwillen gegen stehende Heere überhaupt eingesogen; vielleicht war er gar auf dem Friedenscongreß in Genf; denn wie aus einigen wenigen Andeutungen hervorleuchtet, ist das Buch ein Plaidoyer für die Einführung der schweizerischen Miliz oder dem Aehnliches, wenigstens eine Anklage gegen große, stehende Heere. Doch ist dieser Gegensatz nur ganz beiläufig erwähnt und stört, wie auch die sonstigen philosophischen Betrachtungen, den Leser nicht allzu sehr, und so kann man diese sonst harmlosen „Vier Jahre Soldat“ als eine jener novellistischen Schilderungen aus dem Soldatenleben zur Unterhaltung und Kurzweil schon einmal durchfliegen.

Literarischer Sprechsaal.

Als im J. 1859 in Wien der hundertjährige Geburtstag Schiller's gefeiert wurde, entstand dort, wie in Berlin und in anderen großen, deutschen Städten, der Gedanke, dem Dichter ein seiner würdiges, künstlerisches Denkmal in Erz oder Marmor zu setzen. Es traten zu diesem Behufe sofort eine Anzahl von Männern zusammen, und der Kaiser wies auch sogleich zu diesem Zwecke in den neuen Anlagen Wiens einen Platz an, der den Namen „Schillerplatz“ erhielt. Leider waren seitdem die Zeitverhältnisse der Ausführung des Unternehmens nicht günstig, und erst jetzt wieder wird jener Gedanke von Neuem durch einen uns vorliegenden Aufruf angeregt, der von einer Anzahl hochgeachteter deutscher Dichter, unter denen wir die Namen Franz Grillparzer, Graf Auersperg (Anastasius Grün), Heinr. Laube, Ludw. Aug. Frankl, v. Münch-Bellinghausen (Friedr. Halm) und anderer deutschen Autoren bemerken, unterzeichnet ist. In diesem Aufrufe heißt es: „Mag auch eine folgenschwere Katastrophe seither die alten Marken des Vaterlandes verrückt haben, jener Gedanke doch blieb fest und tief im Bewußtsein des Volkes eingewurzelt, und zwar um so tiefer und fester, je inniger es überzeugt ist und bleibt, daß vermorschende Gränzpfähle jenem geistigen Zusammenhange, welchem es sein Bestes, Edelstes und Heiligstes dankt, keinen Abbruch thun können und sollen!“ .... „Wenngleich der deutsche Stamm zunächst berufen sein mag, zu den Ehren seines nationalen Dichters mitzuwirken, so lebt doch in den Gränzen dieses weiten Reiches kein Volksstamm, dessen Geistesleben sich dem bewältigenden Einflusse jener Ideenwelt zu entziehen vermöchte, als deren würdigsten Träger der große Dichter nicht einem Kultur-Volke allein, sondern der ganzen gesitteten Menschheit gelten darf. Die nicht übersehene Ungunst der Zeitverhältnisse durfte das Comité nicht abhalten, sich in diesen Tagen mit einem Aufrufe an die öffentliche Theilnahme zu wenden, denn die Ungunst des drückenden Augenblicks ist vorübergehend, aber zugleich eine ernste Mahnung, das geistige Auge an dem Erhabenen und Unvergänglichen emporzurichten.“

Zuschriften, das Schiller-Denkmal betreffend, sind „An das Schiller-Denkmal-Comité in Wien“, zu Handen des Vicepräses desselben, Herrn Ludw. Aug. Frankl, Seitenstättengasse Nr. 4, zu adressiren.

Die deutsche Shakespeare-Gesellschaft hielt am Geburtstage des großen britischen Dichters (23. April) in Weimar ihre vierte Generalversammlung, bei welcher Herr Dr. F. A. Leo aus Berlin den Festvortrag über Shakespeare's Frauen-Charaktere hielt — ein Thema, das bekanntlich auch H. Heine (als Text zu französischen Illustrationen der charakteristischen Frauen Shakespeare's) behandelt hat. Der vom Vorsitzenden, Herrn Prof. Ulrici aus Halle, erstattete Geschäftsbericht war durchaus erfreulicher Natur. Die Unternehmungen der Gesellschaft, die neue Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung und das gegenwärtig von K. Elze redigirte Jahrbuch, von welchem der dritte Band zur Vertheilung kam, nehmen rüstigen Fortgang; die Shakespeare-Bibliothek wächst zwar langsam, aber stetig und zählt bereits nahe an 300 Bände; die Mitgliederzahl ist gestiegen und die finanzielle Lage der Gesellschaft hat sich dem entsprechend gehoben, wenn gleich sie noch immer ausgebreiteter und nachhaltiger Theilnahme bedarf. Wie früher erfreute sich die Gesellschaft auch diesmal der huldvollsten Aufnahme Seitens ihrer erlauchten Protektorin, der Frau Großherzogin, und ihr zu Ehren wurde der Tag durch die Aufführung des „König Johann“ im großherzoglichen Hoftheater beschlossen, welcher hier seit Goethe nicht zur Darstellung gebracht worden war.

Noch immer ist die unglückliche deutsch-dänische Differenz in Bezug auf die Staats-Angehörigkeit des nördlichsten Distrikts von Schleswig nicht ausgeglichen; noch immer sind die mit den Bestimmungen des Prager Friedens übereinstimmenden Forderungen internationaler Gerechtigkeit nicht erfüllt. Die „Kölnische Zeitung“, die seit dem J. 1866 nicht aufgehört hat, für eine rasche, billige Ausgleichung dieser Differenz zu schreiben, sagt in einem ihrer neuesten Leitartikel: „Man täusche sich darüber nicht; wir haben es hier nicht bloß mit dem kleinen, zu Boden geworfenen Dänemark zu thun, sondern mit dem ganzen skandinavischen Norden, in welchem über Schleswig nur Eine Stimme herrscht. Gleichviel, ob Ihr mit einem Schweden, einem Norweger oder einem Dänen redet, das Auge jedes nordischen Mannes funkelt, wenn er von Schleswig spricht, und jedes Schwert im Norden wird auf den Tag der Rache geschliffen. Nun kann man freilich von Schweden, Norwegen, Dänemark und ihrer gesammten Streitmacht sehr geringschätzend reden. Es wird kein „Schneekönig“ wieder über das Baltische Meer kommen, um in Deutschland eine Rolle zu spielen, wie Gustav Adolph. Das Mißverhältniß der Kräfte ist zu groß geworden. Aber jene schwachen Staaten denken auch nicht daran, uns mit eigener Kraft allein anzufallen. Nur wenn der norddeutsche Bund von mächtigen Feinden angegriffen ist, nur dann werden sie sich mit unseren Feinden verbinden, dann aber auch gewiß, wofern wir nicht in Schleswig Gerechtigkeit üben. Wenn wir bedenken, daß die Lösung des Nationalitätsstreites in Schleswig nach dem Nationalitäts-Princip, wie es im Prager Frieden vorgeschrieben ist, stets das Beste, auch für uns bei Weitem das Beste war, wenn wir bedenken, wie leicht sich der Prager Friede binnen sechs Wochen hätte ausführen lassen, so wird man unwillkürlich an die Worte des Dichters erinnert: O Politik, wie schlau betrügst du dich!“

Einladung zum dritten deutschen Journalistentag in Berlin.

Zu der am 17. und 18. Mai c. in Berlin (Arnim's Hotel) stattfindenden Versammlung des dritten Deutschen Journalistentages werden die Redacteure, Herausgeber, Mitarbeiter und Verleger aller in deutscher Sprache erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften (§§ 4 u. 5 der Statuten des Journalistentages) hierdurch eingeladen.

Anmeldungen derjenigen deutschen Zeitungen und Zeitschriften, die bisher noch nicht im Journalistentage vertreten waren, sowie der älteren Mitglieder desselben, werden bis zum Vorabend der ersten Versammlung bei dem Comité des Vorortes (unter der Adresse der Redaction der Vossischen Zeitung) erbeten.

Das Anmeldungs-Bureau wird am Vorabend der ersten Versammlung in Arnim's Hotel, Unter den Linden 44, von 5 Uhr Nachmittag ab eröffnet sein, wo auch die Beiträge der vertretenen Zeitungen und Zeitschriften (§ 6 der Statuten) erhoben werden. Um 8 Uhr Abends werden sich dort die Mitglieder zu einer Vorbesprechung versammeln.

Tagesordnung:

1) Bericht des Vorortes.
2) Constituirung des Bureaus (§ 7 der Statuten).
3) Zeitungs-Telegraphenwesen.
4) Zeitungs-Inseratenwesen.
5) Geistiges Eigenthum der Zeitungen und Zeitschriften.
6) Altersversorgung der Journalisten.

Andere Gegenstände, die auf die Tagesordnung gebracht werden sollen, bedürfen (§ 11 der Statuten) der Unterstützung durch die Vertreter von fünf Zeitungen oder Zeitschriften.

Für den 19. Mai ist eine gemeinschaftliche Excursion des Journalistentages in Aussicht gestellt.

Berlin, den 17. April 1868. (132)

Der Vorort des Deutschen Journalistentages.

Antiquarische Kataloge.

Gratis sind durch jede Buchhandlung zu erhalten:

BIBLIOTHECA THEOLOGICA CATHOLICA.

Verzeichniss einer Sammlung von Werken aus dem Gebiete der katholischen Theologie vorräthig auf dem Lager von

F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig.

Gr. 8. IV, 248 pp. 7333 Nummern.

Dieser Katalog enthält in übersichtlicher Anordnung eine aussergewöhnlich reichhaltige Sammlung von meist seltenern und vielgesuchten Werken der katholischen Theologie.

Der Katalog erschien in zwei Abtheilungen. Diejenigen Empfänger der ersten Abtheilung, denen die zweite, Kirchengeschichte und Kirchenrecht umfassend, nicht zugekommen sein sollte, werden ersucht, diese nachverlangen zu wollen.

CATALOGUE D'UNE PRÉCIEUSE COLLECTION

de livres anciens et modernes

DE LANGUE ET LITTÉRATURE ITALIENNE.

Gr. 8. 100 pp. ca. 3500 Nummern.

Die in diesem Katalog verzeichnete Sammlung italienischer Bücher ist von seltener Reichhaltigkeit.

Bücherfreunden, denen an regelmässigem Empfang meiner **Antiquarischen Kataloge** gelegen ist, werden ersucht, Aufträge zu deren Uebersendung direct an mich oder an eine befreundete Buchhandlung gelangen zu lassen.

Binnen Kurzem erscheint ein umfangreicher Lagerkatalog von

Werken über Rechts- und Staatswissenschaft,

der auf Verlangen sogleich bei Erscheinen gratis geliefert wird. (133)

Leipzig, im April 1868. **F. A. Brockhaus.**

Verlag von J. Guttentag in Berlin.

Soeben sind erschienen:

Berend, Dr. J. Fr., **Ein Stendaler Urtheilsbuch aus dem XIV. Jahrhundert** als Beitrag zur Kenntniss des Magdeburger Rechts. XVI u. 122 S. Gr. 8. Geh. 28 Sgr.

Heidenfeld, Dr. Th., **Die Dispositionsbefugniß der Parteien im Civilprozeß.** Ein Beitrag zum Entwurfe der Prozeß-Ordnung für den Preuß. Staat. 134 S. gr. 8. broch. 20 Sgr.

Verhandlungen **des sechsten Deutschen Juristentages.** Herausgegeben von dem Schriftführer-Amt der ständigen Deputation. III. Band. 385 S. Geb. 2 Thlr.

Wilmanns, C., **Die Credit-Noth der Grundbesitzer und deren Abhülfe durch eine Norddeutsche Bundes-Hypothekenbank.** 95 S. gr. 8. broch. 16 Sgr.

Zeitschrift **für Gesetzgebung und Rechtspflege in Preußen.** Im Auftrage des Vereins der Preuß. Rechts-Anwälte herausgegeben von Dr. **Franz Hinschius,** Justizrath und Rechtsanwalt, und Dr. **Paul Hinschius,** Professor der Rechte. II. Band. 1. Heft. **Preis für den Band von 8 Heften 4 Thlr.** (134)

Verlag von J. Guttentag in Berlin.

So eben ist erschienen: (135)

Göthe's Frauengestalten

von

Adolf Stahr.

Zweiter Theil.

I. Die Frauen aus Wilhelm Meister.
II. Die Frauen der Wahlverwandtschaften.

VIII u. 254 S. Geh. Preis 1¼ Thlr.

Vor Kurzem erschien in unserm Verlage:

Deutscher Glaube und Brauch

im Spiegel heidnischer Vorzeit

von

Prof. **E. L. Rochholz.** (136)

Zwei Bände. 8. geh. Preis: 3 Thlr.

Erster Band: **Deutscher Unsterblichkeitsglaube.**

Inhalt. Gold, Milch und Blut. — Ohne Schatten, ohne Seele. — Oberdeutsche Leichenbräuche. — Der Knochencultus. — Allerseelenbrod.

Zweiter Band. **Altdeutsches Bürgerleben.**

Inhalt. Deutsche Wochentage. — Alemannisches Wohnhaus. — Roth und Blau, die deutschen Leib- und Nationalfarben. — Deutsche Frauen vor dem Feinde.

Die Leipziger Illustrirte Zeitung bemerkt in einer Besprechung dieses Buches u. a.:

„Eine Fülle von Stoff, gewandte Verknüpfung loser, abgerissener Fäden zu dem Gewebe, das sie ursprünglich gebildet, und poetische Darstellung charakterisiren ein jedes der Rochholzschen Werke. Mit großem Scharfsinn hat der gelehrte Verfasser theils aus den Geschichts-, Rechts- und Sprachalterthümern, theils aus den noch lebenden Traditionen und Gebräuchen des Volkes die Wege verfolgt, auf denen der sich selbst überlassene Mensch der Urzeit zum Glauben an die Macht und Dauer des Geistes gelangt und allmälig zur Gründung bürgerlicher Ordnung emporgerückt ist."

Aus den vielen, besonders oberdeutschen, Sitten und Gebräuchen, die Rochholz im zweiten Bande zusammenstellt, hebt Recensent namentlich folgenden charakteristischen hervor:

„Selbst der allwöchentliche Küchenzettel, der noch Anfang dieses Jahrhunderts in jedem bürgerlichen Hausstand auf das Strengste festgehalten wurde, ist nicht ohne Bedeutung. Die drei von männlichen Aethergöttern beherrschten Tage, Sonntag, Dienstag und Donnerstag, waren die Fleischtage; die drei von den weiblichen Nachtgöttern gelenkten, Montag, Freitag und Samstag, die Mustage, weil man sich den Milch- und Buttergewinn unter dem Einfluß des Mondes und unter Berchta's und Hulda's Schutz stehend dachte. Die Mittwoch allein blieb schwankend. In der Schweiz haben sich auf dem Tisch der Landbewohner noch bis zum heutigen Tage Anklänge an die älteste Speiseordnung der Deutschen erhalten."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 16. Mai 1868. [№ 20.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Oesterreich im Gewande der Freiheit.

Welches ist der Zweck all der Fügungen und Unglucksfälle, die uns im Leben zustoßen und unsere Pläne durchkreuzen? Kein anderer, als daß wir Erfahrungen sammeln und lernen sollen. Der Gesammtheit fällt hierin dieselbe Aufgabe zu, wie dem Individuum. Dieses soll die Vorkommnisse beachten und daraus die Nutzanwendung ziehen; jene hat die Begebenheiten zu verzeichnen und dem Volke den Spiegel seines Lebenslaufs und seiner Thaten vorzuhalten. Die Geschichte ist eine Kette von fortlaufenden Erfahrungen, ihre Erzählungen liegen offen da, aber ihre Lehren sind latent; diese müssen erst destillirt und ausgezogen werden, wie die ätherischen Stoffe aus den Pflanzen. Das Individuum oder das Staatswesen, welches sich in dieser Destillation des Verstandes am Geschicktesten erweist und das geistige Produkt auch für sich auszubeuten weiß, das ragt dann unter seines Gleichen hervor und genießt auch den Vortheil der bevorzugten Stellung. Aber nicht jeder Mensch und nicht jeder Staat versteht sich auf das Ausziehen und Benützen des spirituellen Gehalts. An manchem Menschen gehen die Erscheinungen vorüber; er sieht sie, er fühlt ihre Wirkungen, er leidet unter ihren Folgen, aber er achtet nicht auf ihre Lehren; das hat sich so ereignet, das war ein unglücklicher Zufall, meint er, und denkt nicht weiter daran. So geht auch die Zeit mit ihren erschütternden Begebenheiten und mit ihrem verhängnißvollen Wandel an manchem Staate spurlos vorüber; man fühlt wohl die schweren Schläge, das Volk verarmt, der Staat verkümmert, die Macht verringert sich — aber die Regierung bleibt unveränderlich. Das Reich war vom Unglück betroffen, es war eine böse Fügung des Schicksals, sagen die Staatslenker, und bekümmern sich nicht weiter darum und regieren in ihrer Weise fort. Tritt wieder ein trauriges Ereigniß ein, dann war es ein unvorhergesehener Fall, dann war es eben wieder ein Unglück, und die alte Wirthschaft beginnt von vorn.

Ja, die Ereignisse geschehen vor Jedermann, aber Jedermann zieht nicht die Lehre aus ihnen.

So hat man auch in Oesterreich lange nicht die Zeichen der Zeit beachtet. Schon als der erste Habsburger den deutschen Kaiserthron bestieg, als Albrecht II. von Oesterreich dem erloschenen luxemburgischen Mannsstamm in der Herrschaft des deutschen Reichs folgte (1437), schon damals mußte man auf eine Aenderung in der Politik, auf eine Wandlung im Geiste der Zeit bedacht sein. Aber gleich unter seinem Nachfolger, gleich unter Friedrich dem Dritten, wurden Mailand und die Lombardei dem deutschen Reich entrissen, sank das kaiserliche Ansehen in Deutschland auf eine sehr niedrige Stufe, bis die Beschlüsse des Reichstages zu Worms mit dem darauf errichteten Reichskammergericht den Rest des kaiserlichen Ansehens vollends untergruben. Der Zug der Reformation wurde in Oesterreich total mißverstanden; man glaubte mit Feuer und Schwert ausrotten zu können, was die fortschreitende Kultur erzeugt und die römische Willkür zur Reife gebracht hatte. Karl V. hatte sich mit dem Papste gegen Luther und seine Anhänger verbunden, um die „Ketzerei" zu vernichten. Ströme von Blut flossen, Hekatomben von Leichen wurden der römischen Politik geopfert, bis unter Ferdinand I. und Maximilian II. (1556—76) eine mildere Anschauung platzgriff und den Religionsfrieden in die deutschen Gauen einführte. Aber es war nur eine kurze Periode, es war eben nur ein Anlauf zum Besseren, nicht die Besserung selbst, wie es sich später unter Joseph II. und Franz Joseph wiederholte. Bald hatte Ferdinand II. die alte Weise angenommen, bald hatte er den von Rudolf II. zur Bestätigung der Religionsfreiheit und Gleichheit ertheilten Majestätsbrief mit eigener Hand zerrissen; der Protestantismus wurde mit den grausamsten Mitteln verfolgt und in seinen Bekennern verjagt oder auf das Blutgerüst getrieben, und in der Schlacht am weißen Berge (1620) hatte Oesterreich der katholischen Kirche das blutige Scepter errungen.

So ging es in Oesterreich mit geringen Unterbrechungen bis auf den heutigen Tag fort. Bis auf den heutigen Tag hat man die Katholicität Oesterreich zur Richtschnur in der Regierung gemacht. Die Josephinische Zeit mit ihrer Toleranz war nur eine kurze Unterbrechung, eine Pause der Erweckung, der bald darauf ein heftiger Rückfall, die Reaction bis in ihre äußersten Consequenzen folgte. Der Vertrag von 1855, das Concordat mit Rom ist die neueste Station auf diesem Reactionswege. In diesem Leoninischen Vertrage erfuhr die Souverainetät des Kaisers, die Machtbefugniß des Staates eine Beschränkung, wie sie selbst in der Blütezeit der päpstlichen Gewalt, als Könige und Fürsten zu dem Stuhle Petri barfuß wallfahrteten, kaum enger ausgefallen wäre, und die einem österreichischen Staatsmanne nacherzählte Aeußerung enthält in wenigen Worten eine vernichtende Kritik dieses schreienden Anachronismus. Baron Kübeck soll nämlich vor Unterzeichnung des Concordats dem Kaiser gesagt haben: „Majestät, ich bin überzeugt, daß Ferdinand II. und Ferdinand III. dieses Concordat nicht unterschrieben hätten."

Die Triebfeder all der groben Mißgriffe und unklugen Handlungen war einerseits die katholische und andererseits die legitimistische Politik Oesterreichs. Die eine kehrte ihre Gewalt mehr nach Innen, die andere nach Außen, die eine wie die andere aber zehrte an dem Mark des Reiches und nützte

dessen Kräfte aus. Ueber diesen beiden Hauptzielen, die man die „Mission" Oesterreichs nannte, vernachlässigte man die Interessen und die Wohlfahrt des großen Gemeinwesens, vergaß man, die Bürger für die Staatsidee zu gewinnen, und opferte man eine Position nach der andern im Süden und im Norden auf. Vergebens dröhnte die Revolution von 1848 mit ehernem Tritt durch die alten Häuserreihen der österreichischen Hauptstädte und zeichnete da ihre blutigen Spuren: ihre Vermächtnisse wurden in Bann gethan, ihre Spuren verwischt, und die wilde Reaction trat ihre Erbschaft an. Vergebens donnerten die Kanonen ihre furchtbare Mahnung bei Magenta und leuchteten mit ihren strafenden Blitzen bei Solferino: der Donner war verhallt und die Blitze erloschen, und wieder wollte man den absolutistischen Rundgang beginnen, nachdem man vermittelst der Februar-Verfassung eine kurze Pause von vier Jahren im Glanze des Schein-Constitutionalismus mit allerlei Phrasen-Schmuck durchgebracht hatte; wieder wollte man die reactionäre Periode mit der Verfassungs-Sistirung vom 20. September 1865 einläuten — als die Wetterwolken im Norden des Reichs sich ballten und über Königgrätz losbrachen.

Gegenwärtig ist nun wieder eine liberale Aera in Oesterreich eingezogen. Man muß mit vollstem Beifall anerkennen, daß die neuesten Gesetze, welche dort theils schon in Kraft getreten, theils in Vorschlag und zur Genehmigung gestellt sind, vom Geiste des Fortschritts und des Liberalismus durchdrungen sind. Die Staatsgrundgesetze über die Reichsvertretung, über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger, über die Einsetzung eines Reichsgerichts, über die richterliche Gewalt, über die Ausübung der Regierungs- und der Vollzugsgewalt und über die gemeinsamen Angelegenheiten bilden den Inhalt der neuen Verfassung vom 21. December 1867. Diese Grundgesetze sind vom Kaiser sanktionirt und bereits in Wirksamkeit gebracht. Andere nicht minder freisinnige Gesetze, wie das Ehegesetz, das Schulgesetz, das interkonfessionelle Gesetz, sind vorerst von den beiden Häusern des Reichsraths angenommen und harren der kaiserlichen Unterschrift. Ihnen schließt sich noch würdig an das Gesetz über die politische Eintheilung, über die Einführung von Schwurgerichten, die neue Concursordnung 2c., welche der Verfassung Sicherheit und Gewähr und dem neuen Staatsbau eine festere Grundlage geben sollen.

Wenn es also bloß auf die Gesetze ankäme, wäre Oesterreich ein wahrhaft konstitutioneller Staat und mit Recht zu beneiden. Aber die Gesetze machen nicht einen Staat, sondern der Staat macht die Gesetze. Bevor man freisinnige Gesetze macht, muß der Staat ein lebensfähiges organisches Wesen und vom ganzen Volke in Liebe und Anhänglichkeit getragen sein. Inwiefern aber die Zweitheilung des Reiches, inwiefern der Dualismus dem Staatskörper Lebensfähigkeit giebt, wird die nächste Zukunft lehren. Es ist höchst bezeichnend, wie man in Pest über den Dualismus denkt, wie man dort über die Staatslage urtheilt.

Die in Pest erscheinende, ungarische Monatsschrift für Politik, Staatsökonomie, Statistik und Volkskunde spricht sich in ihrem I. Heft über das Verhältniß Ungarns zu Oesterreich folgendermaßen aus: „Die ungeheure Mehrheit des ungarischen Volkes glaubt nicht mehr an den Bestand Oesterreichs, und bei den nächsten Wahlen wird die nationale Politik im Reichstage die Oberhand gewinnen. Diese nationale Politik verwirft die Institution der Delegirten, die Gemeinschaft der auswärtigen Politik und der Finanzen, vor Allem die gemeinsame Armee; sie erklärt sich für die Personal-Union." — Daß diese „Personal-Union" wieder nur zum Vorwand für die gänzliche Lostrennung gebraucht wird, weiß Jedermann, der die Ungarn und ihr Verfahren kennt.

Was Oesterreich fehlt bei den besten Einrichtungen und bei aller Liberalität, ist das Staatsbewußtsein seiner Bürger. Die verblendete Regierung hat diese so lange gegen einander gehetzt (divide et impera) und zu ihrem Bedrückungssystem mißbraucht, bis sie ihnen die Liebe zum Vaterland glücklich ausgetrieben und den Staatsbegriff verwirrt oder auch vertilgt hat. Die mangelnde Einheit des Volkes wäre noch kein Unglück: die Schweiz, Belgien und andere Staaten haben auch verschiedene Nationalitäten und Völkerschaften. Auch der Dualismus allein wäre der Uebel größtes nicht: wir haben jetzt in Deutschland auch einen Dualismus und einen vielköpfigen Vertretungskörper (Landtage, norddeutscher Reichstag, Zollparlament). Aber in Deutschland ist der Dualismus der Uebergang zur Einheit, in Oesterreich ist er der Uebergang zur Trennung. Wie das kommt? In Deutschland ist der Dualismus zwischen Nord und Süd nur ein äußerer Anlaß, ein aufgezwungener Nothbehelf aus Rücksicht auf das Ausland; in Oesterreich hingegen ist er eine innere Nothwendigkeit, ein zweizackiger Anker, der das in dem unsicheren Elemente schaukelnde Staatsschiff auf dem aufgelockerten Boden festhalten soll.

Betrachtet man die Lage Oesterreichs von diesen in der Realität der Dinge gelegenen Gesichtspunkten, so hat man hier zu Lande keinen Grund, auf dasselbe mit Herzensbegierde und Neid zu blicken. Oesterreich macht jetzt wieder ein Experiment durch: es erscheint im Gewande der Freiheit — aber das Kleid giebt dem Körper noch kein Leben, und die Schminke verschafft nicht die fehlende Schönheit. H. L. Back.

Westpreußen in seiner geschichtlichen Stellung zu Deutschland und Polen.*)

Schon lange ist das Bedürfniß einer Geschichte Westpreußens unter polnischer Herrschaft gefühlt worden. Die Geschichtsschreiber des preußischen Staates haben ihre Darstellungen von der Ordenszeit an einzig auf dem Wege über das herzogliche Ostpreußen bis zur Wiedervereinigung der beiden durch mehr denn 300 Jahre getrennten Glieder fortgeführt. Aeltere Geschichtswerke reichen nicht bis zum Ende dieser unglücklichen Periode und sind auch in ihrer weitschweifigen, trockenen, kritiklosen Art für unseren Geschmack ganz ungenießbar. Wer vermag z. B. die neun Folianten des Danzigers Lengnich vom ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts durchzustudiren? Freilich giebt diese „Geschichte der preußischen Lande Königl. polnischen Antheils", als Quelle, besonders über die Verfassungskämpfe der Zeit zwischen den eingeborenen Deutschen und den gewaltsam eindringenden Polen, dem Geschichtsforscher außerordentlich viel Material.

Es ist wohl dieser Gesichtspunkt, von dem aus Herr Oberlehrer Dr. Prowe in Thorn in seiner unten angezogenen Abhandlung das Werk „vortrefflich" nennt. Die Freunde westpreußischer Geschichte unter dem großen Publikum aber werden sich mit den Auszügen begnügen, welche er daraus liefert, indem er mit richtigem Urtheil das Wesentliche und Wichtige in ge-

*) Dr. Leopold Prowe, Westpreußen in seiner geschichtlichen Stellung zu Deutschland und Polen. Thorn, Ernst Lambeck, 1868.

drängter Kürze hervorhebt. Es soll damit nicht gesagt sein, daß Herr Prowe uns nur Auszüge aus diesem Geschichtswerke gebe; er umfaßt vielmehr in seiner sehr interessanten historischen Untersuchung den ganzen Zeitraum, in welchem es eine Geschichte dieses slavisch-deutschen Gränzlandes giebt und in welchem freilich auch fast ununterbrochen zwischen den beiden Nachbarvölkern, wenn nicht mit den Waffen, so doch mit Worten, um dessen Besitz gekämpft wurde. Haben doch sogar noch gegenwärtig die Polen ihr nationales Besitzrecht darauf nicht aufgegeben, sondern gegen seine Einverleibung in den Norddeutschen Bund feierlich Protest erhoben.

Wohl im Hinblick auf diese polnische Kundgebung, hat Herr Prowe, welcher schon seit Jahren, besonders durch Nachweisung der deutschen Abkunft Kopernikʼs, als Vertreter des Deutschthums gegen unberechtigte geschichtliche Ansprüche der Polen ehrenvoll bekannt geworden ist, bei Gelegenheit der Jubelfeier des Gymnasiums zu Thorn den vorliegenden Abriß ohne Zorn und Eifer, vielmehr mit der Würde und Ruhe eines wissenschaftlichen Forschers, jedoch auch mit der Wärme des Patrioten entworfen. In der That solche Gemälde der Gewaltthätigkeit und Rechtsverachtung der Verfahren der Polen gegenüber schwächeren Stämmen könnten sie neben der Macht unabänderlicher Thatsachen endlich einmal Resignation lehren. Wenn wir auch von ihnen nicht verlangen wollen, daß sie der Hoffnung auf Wiederherstellung eines nationalen Staates im Kongreß-Königreich und Galizien entsagen, so ist es endlich Zeit, sich die Phantasie von einer Lostrennung Westpreußens und Posens, also von einer neuen Zerreißung und Zertrümmerung des mächtigen Preußen, aus dem Sinne zu schlagen.

Folgen wir nun Herrn Prowe in den interessantesten Theil seiner Schrift, worin er eben jenem im Eingang erwähnten Bedürfniß wenigstens in Betreff der Kämpfe der Preußen um ihr Volksthum und ihre Selbständigkeit in der polnischen Zeit abhilft.

Die festeste Stellung, hinter welcher sich die Preußen verschanzten, bildete die von den Polen anfangs und thatsächlich erfolgte Anerkennung der Personal-Union. Seit der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wurde gegen diese der Hauptangriff gerichtet. Die herrschende Adelskaste in Polen drängte den König zu entschiedenen Schritten. Schon Sigismund I. hatte den polnischen Ständen geloben müssen, daß sein Sohn verbunden sein sollte, Preußen der Krone gänzlich einzuverleiben. Demzufolge forderte Sigismund August nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1548 die preußischen Landesräthe auf den polnischen Reichstag. Sie kamen zwar nach Petrikau, nahmen aber im Reichstag nicht Platz. Indeß fing damals schon das zweideutige Spiel des Vorsitzenden derselben, des Bischofs Hosius von Ermland, an, welches später mit seinem völligen Uebertritt zu der polnischen Partei und der Brechung des Widerstandes der Preußen endete. Bei dem Ueberhandnehmen des Protestantismus unter den Deutschen des Landes fand der Kardinal, welcher auch die ersten Jesuiten auf polnisches Gebiet führte, das Interesse der katholischen Kirche, das ihm über Vaterland und Volksthum ging, viel mehr bei den Polen gesichert, als bei seinen Landsleuten.

Mehrere Reichstage besuchten die Preußen darauf gar nicht. Doch 1562 eröffnete der König den preußischen Ständen, daß man sich in seinen Beschlußfassungen durch ihre Abwesenheit nicht würde behindern lassen, und drohte ihnen zugleich mit „Zwang" und „Strafe". Nach dieser offenen Willenserklärung des Königs beschloß der Landesrath, Gesandte auf den Reichstag nach Petrikau zu schicken, dieselben aber an eine bestimmte Instruktion zu binden. Zur Sache selbst sollten sie die bekannten Gründe gegen die Vereinigung mit der Krone wiederholen, namentlich hervorheben, daß Preußen von der Krone in Sprache, Sitten und Rechten gänzlich unterschieden sei. — Die Stellung der Abgesandten auf dem Reichstage war eine schwierige. Der polnische König und der Senat waren fest entschlossen, ihre Absichten durchzuführen. „Liebe Herren und Freunde", sagte der Kron-Großkanzler zu ihnen, „daß Ihr Eure Privilegien rühmet, ist vergeblich. Euch hilft kein Recht; Ihr werdet Euch müssen setzen; Ihr möget wohl auf andere Mittel bedacht sein.... Leget auf eine Seite voluntatem et mandatum Regis und auf die andere Jura, Privilegia und alle Behelfe: das erste muß unverkürzt gehalten sein, mit dem anderen mag jetzund in diesem Falle nichts geschaffet werden....." Es blieb für den Augenblick den Preußen auch nichts anderes übrig, als sich dem königlichen Befehle zu unterwerfen. Sie legten jedoch bei ihrem Erscheinen im Senate einen feierlichen Protest gegen die Gewalt ein. Derselbe mag den Polen bei ihrem Protest auf dem Nordeutschen Reichstag 1866 wahrscheinlich zum Muster gedient haben. Am heftigsten äußerte sich damals unter den Preußen der Palatin von Marienburg, Achatius von Zehmen; er sagte dem Könige: „Er wolle sich lieber erwürgen lassen, als die polnischen Statuten annehmen."

Auch auf den folgenden Reichstag zu Warschau hielten es die Preußen für gerathen, Abgesandte zu schicken. Dieselben erhoben neuen Protest und beriethen nur über preußische Angelegenheiten mit, enthielten sich dagegen in allen anderen Reichssachen ihrer Stimmen. Die Spannung wurde so immer größer. Der polnische Senat glaubte nunmehr zu anderen Mitteln greifen zu müssen. Er versuchte durch Schrecken zu wirken und beschloß, „der König solle die Preußen als Beleidiger Seiner Majestät, Anderen zum Exempel, zur harten Strafe ziehen." Die Preußen führten aber unbeirrt die Sache ihres Landes weiter.

Der Besuch des Reichstags im Jahre 1567 ward abgelehnt. Der Reichstag nahm jedoch davon keine Notiz, sondern ließ, wie in den vorangegangenen Jahren, „unerachtet niemand von den Räthen im Namen des Landes dem Reichstage beigewohnt, die Preußen der Constitution einverleiben."

So hatte der passive Widerstand den Preußen nichts gefruchtet. Um nicht weiteren Schaden zu leiden, beschlossen die Landesräthe, sämmtlich auf dem Reichstage des Jahres 1569 in Lublin zu erscheinen. Sie gingen hin, um — ihr Todesurtheil entgegenzunehmen. Der Ernst der Lage wurde ihnen sofort klar, als sie nach altem Herkommen eine Privataudienz beim Könige nachsuchten und diese ihnen abgeschlagen wurde. Dagegen erfolgte die wiederholte Aufforderung, an den Sitzungen des Senats theilzunehmen. Die Preußen nahmen unter Protest ihre Sitze ein. Nach fruchtlosen mündlichen und schriftlichen Erörterungen ward von den polnischen Senatoren vorgeschlagen, die schließliche Entscheidung dem Könige zu übertragen. Diese erfolgte durch ein vom 16. März 1569 datirtes Dekret, welches den Preußen am 18. desselben Monats eingehändigt wurde. Durch dieses königliche Dekret wurden die bisherigen staatsrechtlichen Grundlagen der preußischen Verfassung vollständig umgestoßen. Indem der König sich hinter dem Doppelsinn des Wortes privilegium versteckte und den Staatsvertrag mit den Preußen, welcher diesen Namen führte, wie eine Privatverleihung behandelte, erklärte er in dem Dekret, daß er „als der höchste und einzige Ausleger aller Gesetze und Privi-

legien mit Zuziehung der Reichsräthe dahin erkannt habe, daß die preußischen Landesräthe auch Räthe des Reiches seien und im Reichssenate ihre Stellen haben.... Wider diejenigen, die unseren Befehl und der Schuldigkeit ihres Amtes kein Genüge thun sollten, werden wir als wider Leute, die unserer Hoheit entgegenhandeln, verfahren" u. s. f. Hosius ging nun mit dem üblen Beispiel voran, im Senat Platz zu nehmen und sich vollständig zu fügen; die übrigen Landesräthe folgten allmählich nach.

Preußen war fortan nicht mehr ein mit Polen durch bloße Personal-Union verbundenes Land, sondern eine Gruppe von Woiwodschaften, die durch gewisse geringfügige Eigenthümlichkeiten von den anderen Provinzen sich unterschied. Zwar wurde der Kampf noch nicht aufgegeben, vielmehr immer noch neu aufgenommen, besonders bei den nächsten Königswahlen, er wurde jedoch immer schwächer und schwächer geführt, bis besonders der preußische Adel völlig mit dem polnischen verschmolz und nur die Städte, besonders die sogenannten großen, Thorn, Danzig und Elbing, ihre deutsche Eigenart für sich bewahrten.

Von bemerkenswerthen Vorfällen im weitern Verlaufe des Verfassungskampfes seien noch folgende hervorgehoben: Als der Palatin von Kulm 1572 im Senat klagte: „Die Preußen wüßten nicht mehr, ob sie annoch Preußen oder etwa Masuren, Polen oder Reußen wären", erhob sich ein allgemeines Geschrei unter Wiederholung der Worte: „Polen, Polen seid Ihr!" — Deutsche Volksvertreter haben von den polnischen aus Posen noch niemals verlangt, daß sie sich als „Deutsche", sondern nur daß sie sich als Preußen betrachten sollten. — Als die Preußen im Jahre 1576 zur Erhärtung ihrer Beschwerden im Senat ihr Hauptprivilegium vorlegten, „daran 13 Siegel der ehemaligen Senatoren hingen, sahen solches die anwesenden Reichsräthe mit Verächtlichkeit an." Da erhob sich in gerechter Entrüstung Ach. v. Zehmen; „er nahm Gelegenheit von der Preußen Unterdrückung zu reden und Gott anzurufen, daß er in ihr erlittenes Unrecht ein Einsehen haben wolle. Er prophezeite dabei gleichsam denen Senatoren, daß künftig ein Gewaltiger in Polen kommen und mit den Reichsfreiheiten also verfahren würde, wie sie es bisher mit den preußischen gemacht hätten."

Bei Wiederholung der Beschwerden in den nächsten Jahren, drohte der Kronmarschall: „Man muß Euch Preußen noch einmal mit den polnischen Völkern überziehen; Ihr werdet vielleicht noch eine Kuh zuviel haben." Auch der König Stefan Bathory gab ähnliche Aeußerungen von sich.

Unter dem folgenden Könige Sigismund III. „wurden die preußischen Gebrechen den Polen zum Sprichwort und Gelächter."

Nach Aufhebung der Personal-Union hörten auch die übrigen Vorrechte der Preußen, welche mit der Sonderstellung ihres Landes verbunden gewesen waren, auf, oder verloren ihren Werth. Namentlich wurde auch die deutsche Sprache immer mehr und mehr vom Provinziallandtage, aus den Landgerichten (nicht aus den städtischen) und aus den Behörden verdrängt. Einen festen Widerstand fanden die über Preußen sich ergießenden Wogen des Polenthums hauptsächlich nur an dem deutschen Bürgerthume. Außer den Städten hat auch in den nördlichen Landestheilen, in dem vom herzoglichen Preußen umschlossenen Ermland und im ganzen Marienburger Palatinate das Slaventhum wenig oder gar keinen Eingang gefunden. Dagegen ist freilich im Kulmerlande und in Pommerellen die deutsche Nationalität vielfach zurückgewichen.

Am Schlusse äußert sich Herr Prowe noch folgendermaßen: „Die vorstehende Abhandlung soll nicht alte stets brennende Wunden unter unseren Nachbarn und Mitbürgern polnischer Zunge wieder aufreißen, wohl aber, indem sie Irrthümer aufklären hilft, die zu unserm Nachtheil weit verbreitet sind, mit Entschiedenheit eintreten für unser Recht auf das Land, das wir bewohnen. Unsere Provinz darf nimmer als polnisches Land bezeichnet werden. Westpreußen ist in alter Zeit durch deutsches Blut erkämpft, ist dann als friedliche Eroberung der Pflugschaar und bürgerlicher Arbeit zu deutscher Gesittung emporgeblüht. Nur das Schwert hat uns zeitweise dem Gesammtvaterlande entrissen. Fest eingefügt einem Kulturstaate seit nunmehr fast hundert Jahren, wird unsere Provinz nicht wieder abgerissen werden von dem preußischen Staate. Durch ihn sind wir gegenwärtig zum ersten Male — den kurzen Traum von 1848 abgerechnet — in staatliche Verbindung mit Deutschland getreten. Enger und enger wird sich auch dieses Band knüpfen, wenn wir stets offen Zeugniß ablegen von dem deutschen Geiste, der uns erfüllt, von dem deutschen Leben, das unter uns waltet." E. Kattner.

Eine Preßordonnanz aus alter Zeit.

(Mitgetheilt von Robert Schück.)

Nachstehende Verordnung wird den Beweis liefern, wie schon vor zweihundert Jahren die schlechte Presse gar viel verschuldet hat, und wie sorgsam die hohe Obrigkeit bemüht war, gleichwie in unserer Zeit, Präservative zu schaffen. Das Dokument ist in einer Original-Ausfertigung in einem schlesischen Archive von mir aufgefunden.

„Wier Leopold ꝛc. Entbitten allen und Jeden allhier und umb Wien wohnenden unser gnadt: Demnach schon mehrmalen die Schrieftliche Zeutungen ernstlich verbotten worden, gleich wohlen mißfällig vorkombt, daß dessen ungeachtet sich unterschiedtliche unterstehen allerhand Zeutungen zu sam zu tragen, und darnach selbige schrieftlich, Hien- und wieder zu communiciren, und außzutheilen, welche so dan weither in daß Reich und an andrer orth verschicket werden, darinnen aber Vielmahlen gar ungereumbte, auch wohl unwahrhafte und solche Sachen mit einkommen, welche bey dehnen außlendischen schädliches nachdencken und gefährliche Confusiones verursachen, und erwecken können, und Wier nun dergleichen ferner zu verstatten, und die Leuth darnebens also liederlich, und vorsorglicher Weiß umbs geldt bringen zu lassen keineswegs gemeinet sindt: Alß ist hiermit unser nachmahlieg-gnädigster und ernstlicher Befehl, daß sich hinführo Keiner weither unterstehe, einige geschriebene Zeutungen umb oder ohne entgeldt außzutheilen, oder außzugeben, wer Zeutungen verlanget, wird sich deß allhier gedruckten Blälels zu bediehnen haben.*) Welcher nun (Er sey wer er wolle mit außgebung schriefftlicher Zeutungen sich hier über ferneres wird betretten lassen, gegen denselben solle unverschont mit würcklicher scharffer Bestraffung verfahren werden. Wonach sich ein Jeder zu richten, und vor Schaden zu hütten haben wird ꝛc."

Wien den 10 May 1672.

*) Also schon damals Provinzial-Correspondenz! Ben Akiba hat doch recht.

Interessant ist eine der Ausfertigung beigefügte Bemerkung, gerichtet an einen schlesischen Edelmann von einem Advokaten in Schweidnitz (Wolffgang Frischeisen von Eisenberg).

„— — und waß vor ein Edict Ihre Majest. der Zeittungen halber zu Wien publiciren lassen. Welches cum grano salis zu Verstehen ist, denn sonste, wenn es Ernst sein sollte, würden wir statt der Novellen sive vera sive falsa sint, Sanctum Pasquinum von Rom zu unsrem Nachbarn bekommen 2c."

England.

A Memoir of Baron Bunsen*)

I.

Bunsen, der Theolog und der Staatsmann.

„Bunsen's Leben, nach Familienpapieren von seiner Witwe herausgegeben," liegt in einer Ausgabe von zwei sehr starken Bänden vor uns. Eine deutsche Ausgabe desselben Werkes wird demnächst bei Brockhaus in Leipzig erscheinen, wie ja auch die früheren Werke Bunsens fast alle gleichzeitig in beiden Sprachen erschienen sind.

Das vorliegende, umfangreiche Werk ist zuächst ein Denkmal ehelicher Pietät, ähnlich wie das, welches jüngst die Königin Victoria ihrem erlauchten Gemahl gewidmet hat, auch darin demselben ähnlich, daß eine Engländerin, durch reinste und hingebendste Liebe bewogen, sich so in deutsches Wesen versenkte, wie es ohne dieses Medium dem englischen Charakter schwer, ja unmöglich fällt: Concentrirt sich bei dem Buche der Königin das Interesse mindestens eben so sehr auf die Schreiberin selbst als auf den Gegenstand, so tritt bei der Bunsenschen Lebensbeschreibung die Verfasserin geflissentlich in den Hintergrund, indem sie fast nur Bunsen's eigene Briefe an verschiedene Personen, so wie Tagebuch- und andere Notizen reden läßt, nur hier und da den Faden der Mittheilungen selber aufnehmend, ohne jedoch eine eigentliche Schilderung zu geben. Doch zeigt sich deutlich in dem, was sie Eigenes giebt, daß sie in eminentem Sinne befähigt und bestrebt war, alle Interessen Bunsen's zu theilen.

Ueberblickt man das Bild des Mannes und seines Lebens, wie es uns aus diesen Mittheilungen entgegentritt, so erhält man den Eindruck eines durch und durch reinen Wandels. Der Lauf seiner inneren Entwickelung ist so von Anfang an mit Bewußtsein Einem Ziele zustrebend, so frei von Irrungen und Schwankungen, es ist so wenig zu bereuen darin, wie es wohl nur wenigen Sterblichen in dieser unvollkommenen Welt beschieden ist. Wenige auch dürften wohl neben tiefer Gelehrsamkeit und umfassender Bildung sich einer so aufrichtigen Bibelgläubigkeit rühmen, wie sie ihm, ohne jede Zweifels-Anfechtung, bis in's späteste Lebensalter bewahrt blieb. Er schien recht von der Natur dazu bestimmt, ein Kirchenlicht zu werden, und die glänzende diplomatische Carrière, in die das Schicksal ihn brachte, hat nie das innere Verlangen seines Herzens befriedigt.

Die äußeren Umstände seines Lebens dürfen wohl als bekannt vorausgesetzt werden; wir wollen sie daher hier nur kurz erwähnen. In dem waldeck'schen Städtchen Corbach wurde er 1791 geboren, der einzige Sohn eines unbegüterten Mannes, der aber trotzdem dem Knaben eine gute Erziehung angedeihen ließ, und dessen klarer, grader Verstand und aufrichtige Herzensfrömmigkeit vom besten Einfluß auf das ganze spätere Leben Bunsens blieben. Er wollte anfangs in Marburg Theologie studiren, fürchtete aber, seine Stimme und Brust seien zu schwach zum Predigen; auch zog ihn das Studium der Philologie mächtig an, und so wandte er sich nach Göttingen, das damals, 1808, noch zum westfälischen Königreich gehörte. Hier studirte er unter Heyne, gewann durch seine Arbeit über das Atheniſche Erbrecht einen Preis, und wandte sich dann, gemeinschaftlich mit mehreren Freunden, unter denen auch Lachmann und Brandis waren, um sich als preußische Unterthanen zu melden, an Niebuhr, der in Berlin lebte, da der Ausgang der Freiheitskriege in ihnen das Bewußtsein erweckt hatte, daß Preußen zur Leitung in allen höheren Dingen berufen sei. Folgende Stelle aus Niebuhr's Antwort möge hier Platz finden:

„Der norddeutsche Staat, der freudig jeden Deutschen aufnimmt, er komme, woher er wolle, und jeden so Eingetretenen als eingeborenen Bürger betrachtet, ist das wahre Deutschland. Daß solch ein Staat den Staaten, die von geringerer Bedeutung sind, und ihre isolirte Stellung gegen den Willen der Vorsehung und das allgemeine Gute bewahren möchten, unbequem werden muß, ist von keiner Wichtigkeit; noch schadet es, daß in seiner gegenwärtigen Verwaltung Mängel und Unvollkommenheiten sich finden. Alles in Allem genommen, würde ich unsere Nation nicht gegen die des alten Rom vertauschen mögen!"

Bunsen's Lebensplan, den er Niebuhr vorlegte, war folgender. Er wollte, nachdem er die europäischen Sprachen sich zu eigen gemacht, und in Paris und Oxford Altpersisch und Sanskrit studirt haben würde, auf drei Jahre nach Ostindien gehen, um hier die Ursprachen des Indischen und Persischen an ihrer Wiege kennen zu lernen. Auf diese philologischen Forschungen wollte er die unbefangene Prüfung aller der historischen Fakta basiren, die sich auf die älteste Geschichte des Menschengeschlechts beziehen; die Krönung des Gebäudes erst sollte die philosophische Construktion der so gewonnenen Erkenntniß bilden.

Dieser Plan gelangte nie zur Ausführung, obwohl die leitende Idee desselben ihm stets gegenwärtig blieb. — Umstände führten ihn nach Rom, wo er mit Niebuhr zusammentraf, der ihn 1817 zu seinem Legations-Sekretär machte; in demselben Jahre heiratete er. Als 1824 Niebuhr sich vom Gesandtschafts-Posten in Rom zurückzog, trat Bunsen an seine Stelle, und blieb darin bis 1838, wo er seinen Abschied unter der Form einer Urlaubsreise nach England erhielt. Nachdem er ein Jahr in England gewesen, wurde er Gesandter bei der schweizerischen Republik in Bern, bis er 1840 zum preußischen Gesandten am Hofe von St. James berufen wurde.

Hier blieb er, in den Adelstand erhoben und mit Ehren überhäuft, bis er im J. 1844 nach Berlin berufen wurde, um mit dem Könige über wichtige Dinge, besonders über die dem Lande zu verleihende Constitution Berathung zu pflegen. Allgemein glaubte man, der König werde ihn in seiner Nähe behalten; dennoch kehrte er auf seinen Londoner Posten zurück, den er nur verließ, um die Königin von England auf ihrem Besuche in Stolzenfels 1845 zu begleiten und zog sich erst, nachdem er — wider seinen Willen — das Londoner Protokoll 1850 mitunterzeichnet, von diplomatischen Geschäften zurück, lebte, seiner erschütterten Gesundheit wegen, einige Zeit in Cannes

*) Drawn chiefly from Family Papers by his Widow, Frances Baroness Bunsen. London, Longmans. (Berlin, A. Asher u. Co.) 1868.

im südlichen Frankreich, dann in Charlottenberg bei Heidelberg, immer noch mit der Vollendung seiner großen wissenschaftlichen Unternehmungen beschäftigt, und zuletzt in Bonn, wo er 1860 starb.

Für Preußen und die Geschichte seiner letzten vierzig Jahre ist Bunsen besonders dadurch wichtig geworden, daß er zu den drei auf einander folgenden Monarchen, so verschieden sie auch waren, ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß hatte, am meisten zu Friedrich Wilhelm IV., dessen reiche Correspondenz mit Bunsen zwar jetzt noch in Berliner Archiven verschlossen liegt, einem künftigen Geschichtsschreiber aber sicherlich die werthvollsten Materialien liefern wird.

Die ersten Beziehungen Bunsen's zur königlichen Familie datiren aus dem Jahre 1822. Der König mit zweien seiner Söhne (dem jetzigen Könige und dem Prinzen Karl) besuchte Rom, und Niebuhr und Bunsen hatten die Aufgabe, die Herrschaften mit den Alterthümern und Sehenswürdigkeiten Roms bekannt zu machen.

Seit dem großen Reformationsfest, 1817, war in Preußen die Union eingeführt, aber noch lange nicht durchgedrungen. Des Königs heißer Wunsch war es, eine Form des Gottesdienstes zu finden, in der die getrennten Konfessionen sich vereinigen könnten. Er selbst hatte dazu die „Agenda" zusammengestellt. Auch Bunsen hatte sich viel und ernstlich mit diesen Angelegenheiten beschäftigt. „Der Hauptgegenstand meines Nachdenkens", schreibt er 1821 an seine Schwester, „ist in der letzten Zeit die christliche Kirche gewesen. Ein Aufenthalt in Rom und die ganze sichtbare Welt hier bringt nothwendig jeden ernsthaften Menschen dazu, darüber nachzusinnen, welcher Art diese höchste und heiligste Einrichtung ist, auf welche Gott selber sein Bild gedrückt hat. Es ist mir schon lange klar geworden, daß im protestantischen Deutschland keine „Kirche" existirt. Fromme Individuen giebt es, vereinzelt stehend, aber die Kirche selbst ist gefallen und zerstört, weil der Glaube nicht mehr in den großen gesammelten Massen lebt. Wie Mancher mag in stiller Sehnsucht nach einer bessern Ordnung der Dinge seufzen: „„Wie kann die Kirche wieder auferbaut werden?"" Mancher auch ist aus Verzweiflung Katholik geworden. Manche möchten eine neue Kirche nach eignem Gutdünken errichten. — Wenige nur gehen den Weg der ersten großen Reformatoren."

Drei Punkte sind es, die Bunsen zum Bau der Kirche für nöthig hält: 1) Uebereinstimmung im theologischen Ausdruck der Glaubenspunkte, 2) Gemeinde-Disziplin, 3) gemeinsame Form des Gottesdienstes. Die beiden ersten Punkte hielt er für den Augenblick noch für unerreichbar, besonders da eine Disziplin nicht befohlen werden kann, sondern sich von innen heraus gestalten muß; für den dritten Punkt aber glaubt er, daß viel geschehen könne. Zu diesem Zwecke hatte er zunächst eine Sammlung der schönsten, ältesten deutschen Kirchenlieder veranstaltet (von Klopstock nahm er nur zwei auf, Gellert verbannte er gänzlich) und suchte für jedes Lied die dazu passende Melodie aufzufinden, so daß Ton und Wort sich dem Gedächtnisse gleichzeitig einprägen sollten. Einen großen Theil seines Lebens beschäftigten ihn diese Arbeiten; in dem Verlage des Rauhen Hauses ist später ohne seinen Namen die Sammlung erschienen. „Tantus labor non sit cassus!" ruft die Verfasserin bei Erwähnung dieser Arbeiten aus; „vielleicht ist es seinen Enkeln vorbehalten, die freie Aufnahme dieses Liederschatzes von Gemeinden des Vaterlandes zu erleben, dessen Einführung oder auch nur Empfehlung von oben herab er nie geduldet haben würde!"

Auch um die Ausarbeitung einer neuen Liturgie, wobei er die der anglikanischen Kirche zu Grunde legte, bemühte er sich eifrigst. Bei dem erwähnten Besuche Friedrich Wilhelm's III. in Rom war derselbe vom General Witzleben begleitet, demselben, welcher gemeinschaftlich mit dem Könige die neue Liturgie für die preußischen Gemeinden ausgearbeitet hatte, der zugleich ein tiefer Kenner alter Kirchenmusik war. Ihm nun theilte Bunsen seine Pläne und Arbeiten auf diesem Felde mit, so wie seinen Wunsch, die diplomatische Carrière verlassen und sich ganz diesen Zielen widmen zu können. Da der König aber beim Abschiede Bunsen aus freien Stücken zum Legationsrathe ernannte, so hätte sein Entlassungsgesuch in dem Momente wie Undank ausgesehen. Bunsen blieb also, wenn auch contre coeur, auf seinem Posten. 1827 wurde er nach Berlin berufen, scheinbar, um ein kostbares Gemälde Rafael's (Madonna della famiglia di Sante), das er für den Kronprinzen angekauft, nach Berlin überzuführen, in der That aber, um seinen Rath in der Angelegenheit der Zerwürfnisse mit den katholischen Bischöfen abzugeben, die in Schlesien und in anderen Provinzen ausgebrochen waren. Welche Rolle Bunsen bei diesen Verhandlungen spielte, erwähnt die Verfasserin nicht, „weil dazu die Archive von Rom und Berlin durchgesehen werden müßten"; nur soviel wird gesagt, daß Bunsen sowohl den damaligen Fürstbischof von Breslau, als den Erzbischof Spiegel zu Köln „zu jenen wirklich frommen Würdenträgern der katholischen Kirche zählte, die von Frieden und Eintracht mit Allen, die sich Christen nennen, die einzige wirkliche Förderung der besten Interessen des Christenthums erwarteten."

In diesem Sinne befürwortete er die Rechte der Katholiken, wie er zu gleicher Zeit bei den Verhandlungen über die Liturgie, die er mit dem Könige hatte, seine Grundsätze, „daß eine weise Regierung nichts weiter thun dürfe, als Vorhandenes anerkennen, weder Neues gewaltsam einführen, noch experimentiren müsse", zur Geltung brachte. Trotzdem wurde er im Publikum des Kryptokatholizismus beschuldigt, der Neigung zur Einführung romanischer Formen ꝛc., was uns nicht Wunder nehmen kann, wenn wir sehen, wie in unseren Tagen Gladstone, der denselben Standpunkt wie Bunsen hat, auch denselben Verdächtigungen ausgesetzt ist.

Die Agenda, welche auf des Königs ausdrücklichen Wunsch in die Landeskirche eingeführt worden, hatte natürlich auch von der protestantischen Gemeinde in Rom angenommen werden müssen; hier aber hatte sich Opposition dagegen geltend gemacht, und man war allmählich ganz davon abgegangen und hatte im Wesentlichen die von Bunsen entworfene Liturgie eingeführt. Dies war noch nicht zu den Ohren des Königs gedrungen; Bunsen fühlte sich jedoch in seinem Gewissen verpflichtet, es dem Könige mitzutheilen; ja der wahrhaft väterliche Empfang, den der König ihm in Berlin angedeihen ließ, die Beweise der Freundlichkeit, mit denen er ihn förmlich überschüttete, ließen ihm ein längeres Verschweigen als Schuld erscheinen. Er setzte nun die Gründe zu den vorgenannten Aenderungen in einer längeren Arbeit auseinander und ließ sie dem Könige direkt überreichen. Mit Zittern und Zagen sahen Bunsen sowohl als seine Freunde dem Resultate entgegen. Möglicherweise stand Bunsen's ganze Existenz auf dem Spiele, da dies gerade ein Punkt war, in welchem der König keinen Spaß verstand. In der That nahm er zuerst die ganze Sache sehr ungnädig auf. „Wozu überhaupt immer Aenderungen?" Nach einigen Tagen aber ließ er Bunsen zu sich kommen und sagte: „Sie haben mir da einen Aufsatz geschickt, der, ich sage

es ganz offen, mir anfangs sehr mißfallen hat; ich war im Begriff, Ihnen die Arbeit zurückzuschicken und wollte nichts mehr davon wissen, habe sie aber doch ganz durchgelesen, habe gesehen, daß es doch ein anderer Plan ist, als die Aenderungen, die man mir sonst vorgeschlagen hat. Ich will zugeben, was einmal geschehen ist; kann meine Gerichtsbarkeit nicht bis nach Rom ausdehnen; will keine Befehle erlassen, nur aussprechen, was ich wünsche und rathe." Er ging nun mit Bunsen die Arbeit durch, zu der er überall Bemerkungen an den Rand geschrieben hatte, schrieb schließlich eine Vorrede dazu und ließ Alles auf eigene Kosten drucken. Ein deutlicher Beweis davon, bis zu welchem Grade der König es verstand, selbst anfangs widerstrebende Meinungen anzunehmen und mit Selbstverleugnung durchzuführen.

Auch vom Kronprinzen, den er hier erst kennen lernte, wurde Bunsen mit wirklichen Freundschaftsbeweisen überhäuft. „Der Prinz überströmte ihn mit der Fülle seines glänzenden Verstandes und der ganzen Zärtlichkeit seines Herzens, legte ihm alle Resultate seiner Studien, seines Nachdenkens, alle seine Pläne künftiger Handlungen vor." — Diese Freundschaft dauerte bis zum Ableben Friedrich Wilhelm's IV., wenn auch Bunsen keinen wirklichen Einfluß auf die Entschlüsse des Monarchen später auszuüben vermochte. Persönlich werth blieb Bunsen dem Könige stets, trotz der warnenden Worte, die Radowitz einst in Rom zu Bunsen sagte: „Es wird einst allen Freunden des Kronprinzen so gehen wie Falstaff und den Uebrigen, nachdem Prinz Heinz Heinrich V. geworden war."

Die Korrespondenz zwischen Beiden wurde Jahre hindurch auf's Eifrigste fortgesetzt; einmal sogar schickte der Kronprinz an Bunsen einen eigenhändigen, 28 Quartseiten umfassenden Brief, zu dem ein eigenes Leder-Etuis mit Schloß angefertigt worden war. Aus diesen Briefen wird einst erhellen, wie eifrig Bunsen bemüht war, sowohl die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, als auch eine freie Staatsverfassung überhaupt anbahnen zu helfen.

Diese freieren Ansichten und besonders die Nothwendigkeit einer Konstitution hatten sich in Bunsen erst entwickelt, nachdem Niebuhr Rom verlassen hatte; bis dahin hatten des berühmten Historikers Ansichten unbewußt großen Einfluß auf ihn ausgeübt.

„Während seiner Universitätszeit scheinen seine politischen Gefühle und die seiner Freunde kein anderes Ziel gekannt zu haben, als die Vertreibung der Franzosen von deutschem Boden und die Wiedererstattung deutschen Landes in deutsche Hand. Bunsen selbst hatte ein zu starkes und zu bitteres Bewußtsein von den Uebelständen, die über die Bewohner von Miniatur-Staaten verhängt sind, und war sehr früh überzeugt davon, daß nur in dem größeren Staate, nämlich in Preußen, irgend Gutes für die Fortentwickelung von Individuen wie von Prinzipien zu hoffen sei. Er stimmte mit seinen Freunden überein in Verabscheuung der nivellirenden Tendenzen der französischen Revolution, so wie des Universal-Herrschgelüstes, welches die französischen Armeen über Europa verstreut hatte; ebenso fest aber hielt er an der gläubigen Hoffnung auf die wesentlichen Reformen, die für jeden deutschen Staat nothwendig geworden waren.

„Niebuhr sowohl als Bunsen sahen nur zu bald ein, daß der preußische Staat nicht die gründliche Erneuerung anstrebte, welche als nöthig anerkannt war." — Niebuhr's Ideal jedoch erstreckte sich nicht über jenen wohlwollenden Despotismus, jenes väterliche Regiment, das den Unterthanen die einzelnen Freiheiten je nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse zukommen läßt, und sein Zorn richtete sich gegen einzelne Individuen, von denen er glaubte, daß sie diese wohlwollenden Absichten vereitelten. Er hatte immer noch mehr Glauben an die Regierungen als an die Völker und hielt den Satz aufrecht, daß nur ein gewisses Maaß von Freiheit dem Menschen zuträglich sei.

Holland.

Scholten's Geschichte der Religion und Philosophie.*)

Einen schätzenswerthen, wenngleich nicht erheblich fördernden Beitrag zur Wissenschaft des Absoluten erhalten wir in dem vorliegenden kleinen Werke des holländischen Gelehrten Scholten, welches sämmtliche religiöse und philosophische Systeme von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in geschichtlicher Reihenfolge umfaßt. Der Verfasser bemühte sich, mit Vermeidung alles zersplitternden Details, sowie jeder genauer eingehenden Entwickelung, die anerkannten und gesicherten Ergebnisse der einzelnen Erscheinungen auf diesem Gebiete in möglichst gedrängter Uebersicht anschaulich vorzuführen, wobei er das vollständige Material der bezüglichen Quellen und ihrer Bearbeitungen in einem reichen Vorrath unten angefügter literarischer Noten zu beliebiger Benutzung mittheilt. Eine Versöhnung der positiven Offenbarung mit dem dialektischen Denken, der Theologie mit der Philosophie, macht er sich durchweg zur besonderen Aufgabe, die er in seiner eigenen Person wahrscheinlich zur erfreulichen Lösung gebracht hat; auffallend erscheint es in dieser Hinsicht, daß er der anziehenden Geschichte der christlichen Patristik, nach ihr auch der mittelalterlichen Scholastik, einen verhältnißmäßig sehr beschränkten Raum gönnt. In der Vorführung der neuesten Systeme richtet er sein besonderes Augenmerk auf die naturphilosophischen Forschungen und Leistungen der Gegenwart, deren Vereinbarung mit dem traditionellen Dogma dann allerdings mehr als frommer Wunsch, denn als wissenschaftliche Thatsache erscheint.

Die Darstellung des Ganzen ist, der compendiarischen Behandlung des Stoffes gemäß, äußerst faßlich und verständlich. Das Werk läßt sich, indem es bei dem Lesenden, außer der Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache, keine erhebliche Anstrengung voraussetzt, als ein praktisches Handbuch für gebildete Menschen bezeichnen und empfiehlt sich, schon in Rücksicht auf den angegebenen Doppelinhalt, besonders auch für den Gebrauch von Präparanden der Theologie, welche, bei einigem Interesse für den Gegenstand und bei den mäßigen wissenschaftlichen Anforderungen ihres heiligen, vorzugsweise die Gesinnung beanspruchenden Berufes, eine so handliche und bequeme Uebersicht gewiß mit Dank aufnehmen werden.

*) Ein Leitfaden von J. H. Scholten, Professor zu Leyden. Aus dem Holländischen nach der dritten Auflage mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Dr. Ernst Rud. Redepenning. Elberfeld, R. L. Friderichs, 1868.

Morgenländische Literatur.

Grammatik der Neusyrischen Sprache, von Theod. Nöldeke.*)

Die allgemeine Culturgeschichte muß immer mehr ihr Augenmerk auf die große semitische Völkerfamilie richten, da erst durch die Erkenntniß ihrer Sprache, ihrer Culturstufen und Literatur der Gegensatz zu dem Culturstand der Indogermanen klar wird, und nur durch die Erkenntniß beider Völkertypen, der Indogermanen und Semiten, eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte möglich ist.

Die semitische Culturentwickelung hat ein Alterthum, ein Mittelalter und eine Neuzeit. Alle drei Stufen sind durch das Vorherrschen einer Sprache und durch die Begründung einer Religion bedingt. Das Alterthum ist vertreten durch das Hebräische und das Judenthum, das Mittelalter durch das Syrische d. i. Aramäische und Christenthum, die Neuzeit durch das Arabische und den Muhammedanismus. — Das Hebräische und Arabische hat in der neueren Zeit gar viele Verehrer und Bearbeiter gefunden; die großartige Entwickelung der alttestamentlichen Forschung ist auch in weiteren Kreisen bekannt, und der rastlose Fleiß, welcher sich dem arabischen Schriftthum zuwandte, hat die großen Schätze jener Literatur zum größeren Theil aufgedeckt und zum Theil schon bearbeitet; — das Syrische zählt weniger Verehrer, und doch ist grade das Syrische für viele Zweige der Wissenschaft von der größten Bedeutung. War ja doch der Dialekt zu Christi Zeit in Palästina ein aramäischer d. i. syrischer und hat die syrische Sprache die Ausbildung des Christenthums in den ersten Jahrhunderten der Kirche im Osten getragen. Die syrischen Bischöfe waren wissenschaftlich vorzüglich geschult und eine mildere Denkweise bei ihnen die Frucht der ernsten Forschung.

Die Synode zu Ephesus, wegen ihres höchst ungerechten Verfahrens als σύνοδος λῃστρική „die Räubersynode", bekannt, brachte 431 durch die Ränke eines Cyrill und seiner Partei den Nestorius zu Fall, der sich gegen jene Ausdrücke auflehnte. Aber die verdammten Nestorianer werden die Träger der Bildung von Syrien aus bis tief nach Asien hinein. Auch sind sie später die Lehrer der Araber in der griechischen Wissenschaft geworden.

Die syrische Literatur, sei sie jacobitisch d. i. monophysitischen oder nestorianisch d. i. dyophysitischen Glaubens, ist somit sowohl für die Kirchen-, als allgemeine Cultur-, als Literatur-Geschichte von ganz unberechenbarem Werth. Neben dieser altsyrischen Schriftsprache hat sich ein nur gesprochenes Vulgair die Jahrtausende hindurch erhalten.

In der neueren Zeit ist das Studium der syrischen Sprache durch zwei grammatische Arbeiten sehr unterstützt worden, das eine ist die neue Bearbeitung der Hoffmann'schen Grammatik von Merx für das Altsyrische und das andere die wissenschaftliche Bearbeitung des Neusyrischen durch Nöldeke. Wir behandeln hier das Letztere, da die Betrachtung dieses Buchs auch für die allgemeinen Cultur-Verhältnisse Asiens ein allgemeineres Interesse hat.

Der große Reisende Niebuhr brachte die Nachricht, daß es in der Gegend von Mosul Christen gäbe, die sich noch einer syrischen Mundart bedienten. Lange hat man diese Nachricht bezweifelt und erst in neuester Zeit steht es nach dem Auftreten der amerikanischen Missionare in jener Gegend fest, daß sich aramäisch (syrisch) redende Christen vom Westufer des Urmia See's bis tief nach Mesopotamien hin erstrecken. Freilich sind sie unter eine zahlreiche muslimische Bevölkerung arabischer, kurdischer und türkischer Zunge zerstreut.

Offenbar leben von diesen Syrern viele auf altaramäischem Boden, so in der Ebene des eigentlichen Assyriens (Aschur) bis hinauf in die kurdischen Berge, ja bis in das Herz der kurdischen Alpen hinein. Durch ihre christliche Religion war offenbar auch ihre Sprache geschützt und erhielten diese Stämme bei der Abgelegenheit und Unzugänglichkeit ihrer Wohnsitze die Jahrhunderte hindurch ihre eigene Mundart.

Spärlich sind unter diesen Verhältnissen die Nachrichten über dieses Völkchen, wenn auch ab und zu von christlichen Kurden bei arabischen Schriftstellern, wie bei Masudi nach Al-Dimischki, die Rede ist, und von einzelnen Bischofssitzen in diesen Gegenden unter dem nestorianischen Katholikos hier und da einige Nachrichten auftauchen.

Ueber die Ebenen am Westufer des See's von Urmia bis nach Salmas, auf denen jetzt ebenfalls Syrer wohnen, fehlen leider alle Nachrichten. Die Nestorianer erstreckten freilich ihre Mission über das ganze Iran, aber ob damit auch die Verbreitung der aramäischen Sprache gleichen Schritt ging, ist doch zweifelhaft und ist hier eine allmähliche Einwanderung von Syrern aus dem unwirthlichen Gebirge wahrscheinlich. Nestorianische Bischöfe hatten zu Urmia schon 1111 ihren Sitz und kann man dadurch auf syrische Nestorianer in dieser Gegend schließen, jedenfalls ergiebt sich eine solche Bevölkerung aus der Niederlassung des nestorianischen Patriarchen in Urmia um's Jahr 1600; ein Bericht von 1653 nennt uns Nestorianer an mehreren Orten der Ebene, wo sie jetzt noch wohnen. Die über ein so weites Terrain verbreiteten und in so zusammenhanglosen Stätten wohnenden Syrer haben ihre Sprache verschieden entwickelt und differiren die Dialekte. Die Mundarten von Urmia und Bartilla bei Mosul sind sehr ähnlich, dagegen weichen die von Bohtan und die zwischen Bohtan und Mosul liegenden, so wie die im inneren Gebirgslande gesprochenen Dialekte sehr von jenen ab.

Bei der geringen Bildung der Nestorianer, welche von der großen Kirche getrennt, immer mehr verfiel, fehlte es bis in unser Jahrhundert an allen Versuchen, die Vulgairsprache literarisch zu verwerthen. Erst die Missionsthätigkeit der neuesten Zeit bewirkte hierin einiges Leben. Die frühesten Versuche, die Muttersprache schriftlich zu gebrauchen, gingen von einem eingeborenen römischen Priester von Chosrawa aus und kamen durch die amerikanischen Missionare, welche jene Gegend durchreisten, die Abschrift einer Doctrina christiana und Aehnliches mit der Uebersetzung Herrn Prof. Rödiger zu. Durch die wissenschaftliche Behandlung jenes Credo wurden die ersten Grundsätze dieser wiederaufgefundenenen neusyrischen Sprache, von Rödiger festgestellt. (Zeitschrift f. d. K. d. Morgenl. 2., 85 ff.)

Nun ließen sich die amerikanischen Missionare bleibend unter den Nestorianern nieder; sie errichteten in Urmia eine Druckerei, aus welcher Bücher in alt- und neusyrischer Sprache hervorgingen. Man wählte den Dialekt von Urmia zur Schriftsprache, wobei jedoch einige Modificationen angewandt wurden. Eine Schriftsprache kann nie völlig identisch mit der Umgangssprache sein, einige Veränderungen sind durchaus nothwendig und hat man sich hierbei nach dem Muster des Altsyrischen gerichtet.

Die meisten neusyrischen Bücher sind Uebersetzungen und ist hier durch eine zu große Wörtlichkeit aus dem Original die ein-

*) Leipzig, Weigel, 1867.

fache Construction des Syrischen getrübt, dagegen giebt es auch Originalstücke, besonders in der neusyrischen Zeitschrift: „Die Lichtstrahlen".

Eine treue Vorstellung von der Sprache dieser Nestorianer erhalten wir erst durch Stoddard's Grammatik (Grammar of the modern Syriac language as spoken in Aroomiah, Persia and in Kurdistan, im V. Bande des Journal of the americ.-orient. soc.). Der Verf. hat eine gründliche Kenntniß der dortigen Sprache, und lernen wir durch ihn erst den eigentlichen Lautbestand kennen; auch ersetzt er durch reichhaltige Verzeichnisse von Verben das noch mangelnde Wörterbuch.

Pr. Müller lieferte noch dazu ein kurzes Wörterverzeichniß, welches er aus dem Munde von Syrern aus der Gegend von Urmia im „Orient und Occident" 3., 166 aufzeichnete. Aus diesen Mitteln stellte der durch seine feine Kritik und umfassende semitische Sprachkenntnisse bekannte Prof. Nöldeke seine Grammatik zusammen. Er fügte zu dem vorhandenen Stoff die strenge Methode, klares System und scharfe Beurtheilung der einzelnen Spracherscheinung. Das Neusyrische ist nicht geradezu die Tochter des Syrischen, d. h. des Dialekts, welchen die christlichen Syrer als Schriftsprache gebrauchten und den wir altsyrisch nennen; denn wir finden im Neusyrischen neben so vielem Neuen theilweis auch Formen, welche ursprünglicher sind, als das Altsyrische, und es ist somit das Neusyrische die Tochter eines Dialekts, der zum Altsyrischen in einem schwesterlichen Verhältniß stand. Eine solche Stellung entspricht am besten den geschichtlichen Verhältnissen, denn die Aramäer im assyrischen Gebirgslande haben sicherlich ihren eigenen Dialekt gehabt und behielten denselben in ihren, vom Weltverkehr abgeschnittenen Sitzen bei, während die Kenntniß der Schriftsprache nur mehr den Gebildeten und Geistlichen vorbehalten blieb.

Die Sprache der Nestorianer in den Bergen von Assyrien wird mit der Sprache der Nabatäer in Iraq, d. i. das babylonische Vulgair von Barhebraeus, als der unreinste Dialekt des Syrischen, bezeichnet. Der Dialekt, von dem unser Neusyrisch abstammt, mag wohl dem Babylonischen am Nächsten gestanden haben. Doch war auch mit dem Altsyrischen dieser Dialekt eng verwandt, und haben wir somit in dieser, von Nöldeke wissenschaftlich bearbeiteten Sprache ein Hauptglied für die Kette der semitischen Sprachfamilie, welches für die allgemeine Kenntniß der semitischen Sprachen von großer Bedeutung ist. Es ist diejenige Sprache, welche der, die Christus redete, sehr nahe lag.

Von besonderem Interesse ist es für den Sprachforscher, die altsyrische Schriftsprache, also eine Sprache, welche etwa kurz nach Christo fixirt ward, und dieses Neusyrische, welches sich als flüssige Mundsprache die Jahrtausende hindurch aus- oder verbildete, mit einander zu vergleichen, denn die frische, üppige Naturbildung einer Sprache verfällt und verknöchert, sobald sie als Schriftsprache fixirt ist. F. D.

Abessinien.

Der englische Feldzug in Abessinien.

Es war gerade ein Jahr verflossen an dem Tage, an welchem die Berliner Geographische Gesellschaft, bei der Feier ihres Stiftungsfestes, die telegraphische Nachricht von der Einnahme Magdala's erhielt, am 26. April, seitdem der englische Bevollmächtigte, Mr. Flad, dem König Theodoros im Namen seiner Souverainin eine kriegerisch lautende Botschaft, ein sogenanntes Ultimatum, ausrichtete. Nachdem sich der Beherrscher von Abessinien dieses Schriftstück zu wiederholten Malen hatte vorlesen lassen, erwiederte er dem Abgesandten der Königin Victoria: „Ich habe den Engländern einen Beweis meiner Freundschaft geben wollen, aber sie lehnten ihn ab. Wenn es ihnen jetzt beliebt, mich zu bekriegen, so mögen sie nur kommen! Bei der Macht Gottes! (dies war seine gewöhnliche Betheuerungs-Formel) ich werde sie mit festem Fuß erwarten, und wenn ich mich nicht mit ihnen messe, so mögt ihr mich ein Weib nennen"!

Die Ereignisse von Magdala haben bewiesen, daß Theodoros Wort hielt und daß es ein bereits vor längerer Zeit von ihm gefaßter Entschluß war: zu siegen oder zu sterben. Sein plötzlicher Tod hat zugleich einem Kriege ein Ende gemacht, der wegen seiner Ursachen und seines Verlaufes eines der merkwürdigsten Ereignisse unserer Zeit bleiben wird. Die Zurüstungen zu diesem Kriege haben die Welt in Erstaunen gesetzt, so außerordentlicher Art waren sie. Wider Willen gleichsam, schritt England zur Ausführung dieses, wie es schien, überaus gefahrvollen und wenige Lorbeeren verheißenden Unternehmens. Im Parlamente rief man der Regierung zu, daß sie das Geld der Steuerzahler verschwende, um sich in Abessinien eine ähnliche Niederlage, eine gleiche Demüthigung, wie früher in Afghanistan, zu holen. Man erklärte es für unverantwortlich, daß ein bald für viel zu groß und bald wieder für viel zu klein erachtetes Heer von 12,000 Mann zu einem solchen Unternehmen verwendet werde; man tadelte die dem Oberbefehlshaber ertheilten, weitgehenden Vollmachten; man bezeichnete das Ganze als ein verfehltes, lächerliches Unternehmen.

In der That schienen sich auch beim Beginn des Feldzuges die Schwierigkeiten erst recht zu zeigen. Nach Ausschiffung der englischen Truppen in der Annesley-Bucht traten Hindernisse, Zögerungen und Bedenken aller Art ein. Der Oberbefehlshaber, Sir Robert Napier schritt jedoch ruhig vorwärts. Er hatte mit seinem Heere wasserlose Steppen zu passiren, hohe Gebirge auf engen, für schweres Geschütz unzugänglichen Pässen zu überschreiten; es mußte für Nahrungsmittel und Trinkwasser zum Gebrauch von Menschen und Thieren auf eine unberechenbar lange Zeit hinaus ununterbrochen gesorgt werden. Und die Anstalten, welche die Engländer mit Hilfe der Wissenschaft und mit allen Mitteln der fortgeschrittenen Mechanik, vom Augenblicke ihrer Landung ab, trafen, waren in der That bewundernswerth. Nicht bloß Eisenbahnen und Telegraphen wurden mit überraschender Schnelligkeit und pünktlichster Dienstfähigkeit hergestellt, sondern auch mächtige Dampfmaschinen und Condensatoren wurden an der Meeresküste in Bewegung gesetzt, um Seewasser durch Verdampfung trinkbar zu machen und dasselbe, sowie den gesammten Proviant, mit Hilfe von 4—5000 Kameelen, 10,000 Maulthieren, 4000 Packochsen, 500 Zugochsen, 500 Wagen und mehreren mobilen Eisenbahnen dem vorrückenden Heere täglich nachzuschicken. Daneben führte man aber auch eine Anzahl der in England neuerfundenen, leicht zu regierenden Hand-Schraubenbohrer mit, die in kurzer Zeit auf jedem dazu geeignet erscheinenden Boden Artesische Brunnen zu bohren und Wasser heraufzupumpen vermögen. Die in der Annesley-Bucht ankernden, zur Aufnahme der Kranken und Verwundeten bestimmten, drei großen Hospital-Schiffe ließen an Zweckmäßigkeit der Einrich-

tungen, was Räumlichkeit, Ventilation und Pflege betrifft, nichts zu wünschen übrig und erfüllten alle Anforderungen der auch in dieser Beziehung außerordentlich vorgeschrittenen, neueren Wissenschaft.

Das englische Heer war von einem ganzen Corps trefflicher Mechaniker und Ingenieurs begleitet, und die Ingenieur-Geographen haben bei dieser Gelegenheit Aufnahmen des abessinischen Alpenlandes veranstaltet, die zu den schönsten und verdienstvollsten auf dem Gebiete der Chartographie gehören.*)

Der Feldzug ist aber auch, aller Naturhindernisse ungeachtet, die sich ihm entgegenstellten, vollständig gelungen. Ja, niemals vielleicht ist ein Kriegsunternehmen mit größerer Umsicht und mit glänzenderem Erfolge durchgeführt und beendigt worden, als dieser Feldzug in Abessinien.

Nachdem das englische Heer die beinah wüste Zone passirt hatte, die sich von der Küste bis zum Hochplateau von Abessinien erstreckt, gelangte es in den ersten Tagen des Januar 1868 zu den Engpässen von Kumaylo, die über das hohe Gebirge führen, und nahm Stellung in Senafé. Es wurden Höhen überschritten, welche 8—10,000 Fuß über der Meeresfläche liegen und das Stilfser Joch, die höchste Fahrstraße in Europa, noch um tausend Fuß überragen. Bereits am 25. Januar verband eine fahrbare Straße, zu einem kleinen Theil mit Eisenschienen belegt, diesen Punkt mit dem Hafen von Zulla, wodurch die Verbindung des Expeditions-Corps mit den in und an der Annesley-Bucht errichteten Vieh-Heerden-Depots, Proviant-Magazinen und Wasserbereitungs-Anstalten gesichert war. An demselben Tage griff die um 25 englische Meilen vorgeschobene Avantgarde, an deren Spitze sich stets eine Rekognoscirungs-Kolonne unter der Führung des Oberst Phayre befand, Antalo an, ein Dorf, das ungefähr auf halbem Wege zwischen der Küste und Magdala, also von jedem Punkt ungefähr zweihundert englische Meilen entfernt, liegt. Diese Avantgarde, die durch mühselige Arbeiten am Meisten zum glücklichen Erfolge der Expedition beigetragen, bestand aus zwei Abtheilungen Infanterie, einer Abtheilung Kavallerie, einer Pionier-Abtheilung und einer Feldbatterie. Befehligt von General Collins und von Zeit zu Zeit durch das Erscheinen des Oberbefehlshabers Sir Robert Napier aufgemuntert, bahnte sie sich Schritt vor Schritt den Weg, auf welchem allmählich das Gros der Armee heranrückte, einen Weg, der durch ein den Europäern bis dahin fast ganz unbekanntes, völlig unfruchtbares Gebirgs-Terrain führt. Von Antalo nach Magdala marschirte das Heer in drei Divisionen von ungefähr 1800 Mann jede, während die übrigen Truppen dazu verwendet wurden, die verschiedenen im Rücken gelegenen befestigten Posten bis zur Küste zu decken. In Zulla selbst stand Oberst Staveley mit einer starken Abtheilung, um die ununterbrochene Verbindung der Annesley-Bucht mit dem Gros der Armee zu sichern.

Am 11. März brach das mit größter Vorsicht in dem wüsten, wilden Lande operirende Heer von Antalo nach Magdala, der Bergfeste des Königs Theodoros, auf, die es am 14. April erstürmen sollte. Während dieses ganzen Marsches blieb der Feind unbeweglich in seiner Defensivstellung und sah sich das englische Heer zu seinem Erstaunen von keiner Seite angegriffen. Kein einziges der zahlreichen Defilés, die es zu passiren hatte, kein Fluß-Uebergang war vom Feinde besetzt, obwohl es kaum irgendwo ein besseres, so für die Vertheidigung günstiges, von der Natur selbst uneinnehmbar gemachtes Terrain giebt, wie diesen Theil von Abessinien. Noch schwebt ein Dunkel darüber, weshalb der sonst so entschlossene und tapfere Theodoros alle diese Vertheidigungsmittel vernachlässigt hat. Wahrscheinlich war es das Mißtrauen, welches er mit Recht gegen die ihm bis dahin befreundet gewesenen Nachbarn von Schoa und Tigré hegte, was ihn zurückhielt, seine besten Truppen dort zu exponiren.

Die englische Expedition hatte hauptsächlich nur die natürlichen Hindernisse des Bodens zu besiegen, und dies ist ihrer Arbeit und Ausdauer im Laufe von etwas über drei Monaten gelungen. Die Bergfeste, in welcher Theodoros seine besten und letzten Hilfsmittel concentrirt hatte, ist gleich im ersten Sturme den Engländern und ihren weitreichenden Präcisions-Waffen erlegen.

Hoffentlich wird diese glänzende That nicht ohne Folgen für die Zukunft des Welttheils sein, der bisher den tausendjährigen Anstrengungen der europäischen Kultur einen so unüberwindlichen Widerstand geleistet hat. Hoffentlich wird England seinen Sieg dazu benutzen, der Humanität in diesem Theile von Afrika zu einem endlichen nachhaltigen Triumphe zu verhelfen!

J. L.

*) Petermanns geographische Mittheilungen (Nr. V.) bringen zwei nach diesen Aufnahmen, sowie nach den neuesten Darstellungen Heuglin's und anderer Reisenden, gezeichnete Kartenblätter.

Kleine literarische Revue.

— **Gott in der Natur, von C. Flammarion.** Herr Camille Flammarion, der das in Frankreich vielgelesene und auch in's Deutsche übersetzte Buch über das Bewohntsein anderer Welten geschrieben, hat kürzlich ein sich dem anschließendes, neues Werk unter dem Titel „Gott in der Natur" herausgegeben.*) „Die Moleschott, die Büchner, die Vogt sind" (wie die Revue de l'instruction publique sagt) „die Gegner, die Herr Flammarion in seinem neuen Werke bekämpft, und zwar mit denselben Waffen, die diese führen, nämlich mit Hilfe der Naturwissenschaft." Auch bei ihm bildet die Beobachtung der Natur den Ausgangspunkt, doch gelangt er zu ganz anderen Zielen, als die sogenannten Materialisten. Er zeigt zunächst an den Bewegungen der Himmelskörper und sodann an den Gesetzen der irdischen Natur, daß die Kraft kein Attribut, sondern die bewegende Ursache des Stoffes ist. Das physiologische Studium der organischen Wesen liefert ihm demnächst den Beweis, daß das Leben keine zufällige Eigenschaft der Molekulen sei, aus denen sie zusammengesetzt sind, sondern eine spezielle Kraft, welche die Molekulen, je nach dem Typus ihrer Arten, beherrscht. Die Aufgabe, die sich Herr Flammarion in diesem Buche gestellt und die er Unbefangenen gegenüber sicher auch gelöst hat, ist: durch Beobachtung der Beziehungen des Gedankens zu seinem Organe, dem Gehirn, nachzuweisen, daß der Mensch etwas Anderes ist, als die Materie, und daß die geistige Wirksamkeit mit der chemischen keinerlei Verwandtschaft habe, was nothwendig zu der Annahme einer Persönlichkeit der Seele führt; ferner weist er nach, daß in der Natur, wie im Universum, ein einheitlicher Plan, ein System geistiger Combination herrsche, in welchem die höchste Weisheit, ein bewundernswerther Zusammenhang von Ursache und Wirkung, unverkennbar sei. „Wir hegen die Hoffnung", fügt Herr Flammarion hinzu, „daß jeder unbefangene Beobachter, dessen Kopf noch von keinem System

*) Dieu dans la nature, par Camille Flammarion. Paris, librairie académique, Didier & Co. (Pr. 3½ fr.)

voreingenommen ist, in dieser Darlegung der letzten Resultate der zeitgenössischen Wissenschaft einen überzeugenden Beweis von der Souverainetät der Kraft und von der Passivität des Stoffes finden werde; wir haben das zuversichtliche Vertrauen, daß sich ihm darin die Gottesidee großartiger und reiner, als in irgend einem symbolischen oder dogmatischen Bilde darstellt und daß ihm die Weltschöpfung, diese erhabene Tochter desselben Gedankens, jetzt noch viel großartiger und schöner erscheint. O, möchte dieses Gemälde des ewigen Lebens der Natur in Gott dazu beitragen, jene krassen Irrthümer zu beseitigen, die der Materialismus überall ausgesäet, und möchten dadurch die Geister in dem reinen Kultus der Wahrheit, in der Heiligung des Guten und Schönen befestigt werden!"

— Die Argentinische Republik. Der englische Legationssecretair Fort in Buenos-Aires hat einen vom 30. Oktober 1866 datirten Bericht über die Republik an die großbritannische Regierung erstattet und auf Befehl der Königin dem Parlamente überreicht, der zur allgemeineren Kunde zu gelangen verdient und im verflossenen Jahre deshalb sehr zweckmäßig von Fernando Gutierrez de Estrada in's Französische übersetzt ist.*) Er hat zu Gegenständen: Allgemeine Bemerkungen, finanzielle Lage, Handel, Ein- und Ausfuhr, zubereitetes Fleisch von La Plata, Schifffahrt, Einwanderung, Eisenbahnen, Bergwerke, Colonisation, Schäfereien.

Damit kann man die von der Einwanderungs-Commission zu Buenos-Aires herausgegebene, an interessanten Notizen reiche, mit zahlreichen Karten versehene Schrift**) vergleichen; sie ist besonders für die Auswanderer bestimmt. Die Bevölkerung der Republik stellt sich so heraus: Buenos-Aires 395,000, Catamarca 97,000, Córdoba 140,000, Corrientes 90,000, Entre Rios 107,000, Jujuy 40,000, Mendoza 58,000, La Rioja 40,000, Salta 80,000, Santa-Fé 45,000, San Luis 58,000, San Juan 70,000, Santiago del Estero 90,000, Lucumom 100,000, zusammen 1,410,000; ferner: Chaco 40,000, Patagonien 40,000, Pampa Argentina 6000. Fort stimmt damit überein und also auch die Angabe im diplomatischen Jahrbuche des „Gothaischen genealogischen Hofkalenders", wo sein Bericht benutzt ist; nur giebt er der Provinz Buenos-Aires 450,000 Bewohner und steigt die Gesammtbevölkerung nach ihm daher auf 1,465,000.

— Der erste Band des „Salon". Mit dem kurzlich ausgegebenen sechsten Hefte hat der „Salon", herausgegeben von E. Dohm und J. Rodenberg, seinen ersten Band von 768 S. in 8., ausgestattet mit 18 Kunstblättern, sechs illuminirten Modebildern und zahlreichen Mode-Illustrationen in Holzschnitt, beendigt. Wie die Ausstattung, so ist auch der Inhalt des Journals den Ansprüchen eines modern gebildeten, vom Aroma der Kunst, Wissenschaft und Literatur angehauchten Salons genügend, dessen Habitué's die schwindelerregenden, bedeutenden Höhen ebenso wenig lieben, als die größten reichhaltigsten, aber auch gefahrvollsten Tiefen. In der Mitte zwischen dem Höchsten und dem Tiefsten ist es gerade am Comfortabelsten und Gemüthlichsten. Redaction und Mitarbeiter, unter denen sich Dichter- und Autoren-Namen vom besten Klang befinden, haben sich um die Wette bestrebt, in den Lesern dieses Gefühl der Behaglichkeit nicht zu stören.

*) La République Argentine. Rapport adressé au Gouvernement de S. M. Britannique, par M. Francis Clare Ford, secrétaire de la législation britannique à Buenos-Aires. Paris, 1867.

**) La República Argentina, sus colonias agricolas, ferro-carriles, navegacion, comercio, riqueza territorial etc. etc. Por la comission de immigracion de Buenos-Aires. Buenos-Aires, Imprenta del Orden, 1866, 4o., 68 S.

Literarischer Sprechsaal.

Dr. August Petermann in Gotha, welchem soeben von der Geographical Society in London die goldene Preismedaille zuerkannt worden, fordert neuerdings in seinen „geographischen Mittheilungen" zu thatkräftiger Unterstützung seiner, zur Lösung des großen Problems einer nordöstlichen Durchfahrt durch das Eismeer nach Ostasien bestimmten, deutschen Nordpol-Expedition auf, und wir können im allgemeinen wissenschaftlichen, wie im besondern vaterländischen Interesse diesen Aufruf nur empfehlen und unterstützen. Möchten doch recht viele deutsche Freunde der Erdkunde dem hochverdienten Gelehrten ihren Beitrag senden! Die Gesammtkosten der Expedition sind sehr niedrig auf etwa funfzehntausend Thaler veranschlagt, und diese zusammenzubringen, wird hoffentlich bald gelungen sein. Es haben sich im J. 1861, bei Gelegenheit der ebenfalls in Gotha zu Stande gebrachten deutschen Expedition nach dem Inneren Afrika's, so viele bereitwillige Geldbeiträge in ganz Deutschland gefunden, daß jetzt, wo unser nationales Leben viel kräftiger pulsirt, als damals, um so mehr wohl auf allseitige Förderung des deutschen Unternehmens zur See gerechnet werden kann. Ganz Frankreich sammelt jetzt, um die Ausrüstung einer französischen Nordpol-Expedition zu ermöglichen, und der Herrscher Frankreichs hat sich mit 50,000 Francs an die Spitze einer Sammlung gestellt, die bis zum 1. April 140,000 Franks ertragen hatte; ja was noch mehr ist den Augenblick, wo es öffentlich bekannt wurde, daß die deutsche Nordpol-Expedition Mitte Mai in See gehen werde, rüsteten die Schweden ebenfalls, und die Beiträge einer einzigen Stadt, Gothenburg mit nur 40,000 Einwohnern, reichten hin, um die Expedition für diesen Sommer zu bewerkstelligen; die Mitglieder wurden von verschiedenen Seiten her telegraphisch berufen. Hoffentlich werden sich die Deutschen von den Schweden nicht beschämen lassen.

Zur Geschichte der deutschen Kleinstaaterei ist soeben eine höchst interessante, kleine Schrift über den bisherigen fürstlich lippe-detmoldischen Staatsminister von Oheimb erschienen, die allen historischen Genremalern als Studie empfohlen werden kann. „Zur Steuer der Wahrheit," heißt diese Schrift aus der Feder des Stadtrichters und Syndikus Hausmann zu Horn in Lippe Detmold, der bereits als Abgeordneter zum ersten Norddeutschen Reichstag dem offiziellen Vertreter seines Ländchens entgegengetreten, hier aber von demselben sehr vornehm behandelt worden war. Jetzt ist Herr von Oheimb, wahrscheinlich in Folge des vorliegenden, an ihn gerichteten, offenen Sendschreibens, seines Minister-Postens zur Freude der Lippe-Detmolder enthoben. Nach der jetzt in diesem Lande geltenden, zwar im Jahre 1848 durch eine zeitgemäße Constitution ersetzten, aber nachmals vom Bundestage wiederhergestellten Verfassung, hat der Fürst das Recht, die gewählten Landes-Abge-

ordneten zu verwerfen. Nachstehendes ist eine Probe des Stils, in welchem diese Verwerfungen ausgesprochen werden: „Dem Magistrat zu Horn wird auf Grund des Erlasses Fürstlichen Kabinetsministerii vom 21. d. M. eröffnet, daß des Fürsten Durchlaucht nicht gnädigst geruht haben, die Wahl des Syndikus Hausmann zum Abgeordneten landesherrlich zu bestätigen, und dem Schullehrer Kantor Wegener die Erlaubniß zur Annahme der Wahl als Stellvertreter zu ertheilen. Es ist daher nunmehr anderweiter Termin zur Wahl eines Abgeordneten, so wie eines Stellvertreters der Stadt Horn auf den 11. Januar 1869 anberaumt 2c."

Zu dem neuen Gewerbe-Museum in Berlin ist ein neues landwirthschaftliches Museum gekommen, das kürzlich in der Potsdamer Straße, am Schöneberger Ufer, eröffnet werden. Die Pariser Ausstellung bot Gelegenheit, viele interessante Gegenstände theils anzukaufen, theils als Geschenke für das Museum zu erwerben. Der General-Secretair des Landes-Oekonomie-Kollegiums, Geh. Regierungsrath v. Salviati, hat sich nach beiden Richtungen ein großes Verdienst erworben und durch die in so kurzer Zeit bewirkte sinnige Aufstellung alle Landwirthe zu großem Danke verpflichtet. Kein Besucher des Museums wird dasselbe verlassen, ohne die fruchtbringende Einwirkung einer solchen Sammlung zu empfinden, bei der nicht bloß die Landwirthschaft mit ihren technischen Gewerben, sondern auch die Hauswirthschaft die verdiente Berücksichtigung gefunden hat. Besonders gerühmt wird die reiche Wollsammlung, ein Geschenk des Herrn Elsner von Gronow, dem wir bereits einige werthvolle literarische Arbeiten über Wollkunde verdanken. Minder vollständig sind Flachs und Hanf vertreten. Bewundernswürdig ist die Sammlung von Pflügen aus vielen Ländern der Erde; auch die der landwirthschaftlichen Maschinen, die in unserer Zeit eine so hohe Wichtigkeit gewonnen haben, wird bald in mannigfaltigster, genügender Anzahl hier aufgestellt sein. Pflanzliche Erzeugnisse sind aus vielen, zum Theil sehr entfernten Ländern, z. B. aus Italien, Malta, der Türkei, Spanien, Griechenland, Frankreich, Algerien, England mit seinen Kolonieen, Australien, Nordamerika, Brasilien, Chili, Aegypten und Südafrika, vorhanden. Daran schließen sich Samen-Sammlungen und viele Proben von Getraide-Körnern und Mehl-Fabrikaten des In- und Auslandes. Sehr reichhaltig ist die Sammlung von Holzarten, zu welcher viele Länder Beiträge geliefert haben.

Am 24. April verstarb zu Leyden im Alter von 58 Jahren Dr. Te Winkel, Mitglied der Amsterdamer Akademie der Wissenschaften, der sich durch das von ihm gemeinschaftlich mit dem Prof. De Vries unternommene große Wörterbuch der niederländischen Sprache (dessen auch in unserem „Magazin" lobend gedacht wurde), sowie durch verschiedene andere Arbeiten auf dem Gebiete der niederländischen Sprachkunde, eine hervorragende, auch im Auslande anerkannte Stellung unter den Germanisten seiner Heimat erworben hatte. Besonders verdankt ihm die holländische Orthographie eine neue Regelung, die denn auch auf den meisten Schulen seines Landes, ja, selbst im vlamischen Theile Belgiens, in Folge eines Sprachen-Compromisses zwischen den nördlichen und den südlichen Niederlanden, eingeführt ist.

In Leyden erscheint jetzt (im Verlage von A. W. Sijthoff) unter dem Titel Geïllustreerd Nieuws eine illustrirte Zeitschrift, die wir als ein neues erfreuliches Zeichen stammverwandtlicher Gesinnung in Holland begrüßen. Während bisher die tonangebenden Journale der Niederlande ihre geistigen ebenso, wie ihre physischen Moden von Paris oder allenfalls von London bezogen, hat die Geïllustreerd Nieuws ihre Blicke vorzugsweise nach Deutschland gerichtet. Die geschmackvollen Bilder der Leipziger „Illustrirten Zeitung" und ihre besten Leitartikel werden von dem holländischen Schwesterblatt übertragen. Wir sehen mit Vergnügen auch auf diesem Wege die Kenntniß deutscher Kunst und Wissenschaft, sowie deutscher socialer Zustände, in den Niederlanden sich verbreiten.

Die Sonntags-Beilage des „k. preußischen Staatsanzeigers", die jetzt eine große Anzahl werthvoller, statistischer, volkswirthschaftlicher, kunst- und literar-geschichtlicher Abhandlungen und Notizen enthält, bringt eine Rubrik mit der seltsamen Ueberschrift „Neue kunstwissenschaftliche Werke preußischer Autoren" — als ob es eine preußische Kunstwissenschaft gäbe, als ob preußische, wissenschaftliche Autoren ohne geistigen Zusammenhang mit allen anderen deutschen Forschungen auf ihrem Gebiet existiren könnten! Dem „Staats-Anzeiger" des Vorstaates im neuen deutschen Nationalbunde steht eine so partikularistische Anschauung und Unterscheidung am Wenigsten zu.

Der Verf. des Artikels über „Kapital und Arbeit" in Nr. 17 Ihres Blattes, der auf meinen Aufsatz in Nr. 9 hinweist, wird es mir zu gut halten, wenn ich einige kleine Mißverständnisse berichtige, die sich in seinen Artikel eingeschlichen.

Dem Drange nach Selbständigkeit und materiellem Besitz trete auch ich nicht entgegen. Es soll nur Ersterer für die Arbeiter nicht durch Vernichtung der Selbständigkeit der Arbeitgeber erkauft, nicht dem Arbeiter mehr Risiko und Sorge als Gewinn und Zufriedenheit zugeführt werden. Auch soll das Glück der Arbeiter nicht durch Einschüchterung der Arbeitgeber erkauft, die knechtende Furcht des Mittelalters oder der Bauernkriege nicht an Stelle der freien Gesetzlichkeit der neuen Zeit aus dem Grabe heraufbeschworen werden! Unsere Zeit leidet an einer ungemein beklagenswerthen Schwäche, indem sie durch unsittliche Pression, statt durch sittliche Action, ihre Ziele erstrebt und, trotz aller Bildungshöhe, den Muth nicht gewinnt, lieber unerreicht zu lassen, was nicht auf dem Wege der Freiheit erreicht werden kann. Alles Predigen hiergegen nützt jedoch nichts bevor dieser soziale Auswuchs seine Unheilsfrucht verschlungen haben wird. Nicht minder schwach ist unsere Zeit mit ihrem Haß gegen das Kapital und dessen vermeintliche Besitzer, die Arbeitgeber. Und doch sind unter diesen Viele, die ihr Kapital nur von Andern entlehnt haben und nur durch größeren Reichthum an Geist gegen ihre Arbeiter bevorzugt sind! Der Geist wird es daher vor Allem sein, der, bei erstrebter Gleichmachung Letzterer, ihnen zu beschaffen ist. Auch hier also ist es gründliche, vielseitige Volksbildung, welche Hilfe verspricht, wie überhaupt in ihr allein alle sozialen Leiden ebenso erschöpfende als würdige Heilung hoffen lassen. Fstr.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 84.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] — Berlin, den 23. Mai 1868. — [Nº 21.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Austrologische Excursionen.

I.

Neptunische Sahnen-Torten.

Die Engländer rühmen sprüchwörtlich die Kühnheit des Mannes, der einst in uralten Zeiten die erste Auster öffnete und aß. Vielleicht war er auch sehr hungrig oder geistreich und genial; denn dieses sonderbare Weichthier in harter Schale liefert nicht nur eine leicht verdauliche und „wohlthätig sanft umstimmende", schmackhafte, stickstoffreiche Nahrung für den Körper, sondern mit seinem Phosphor- und Schwefelgehalt auch für den Geist. „Kein Gedanke ohne Phosphor". — Auch ist es bekannt, daß geistreiche, große Männer besonders gern Austern aßen, und wir uns vielleicht auch deshalb während der letzten zwei Jahre keiner besonderen Großthaten des Geistes rühmen können, weil die Austern um zwei-, dreihundert Procent im Preise stiegen. — Allerdings wird Niemand durch diese „neptunischen Sahnen-Torten" geistreich, aber wer schon etwas von diesem Kapital besitzt, bringt es dadurch jedenfalls besser in Fluß und zur Verwerthung. Callisthenes, der griechische Philosoph, liebte sie leidenschaftlich. Der weise Seneca war nur so lange weise, als er täglich einige Dutzend Austern genoß. Auch der große Cicero nährte seine Beredtsamkeit mit diesem Feuermaterial für den Geist aus dem Reiche Neptuns. Römische Dichter sangen das Lob der Auster, während sie sie dutzendweise verzehrten und Wein dazu tranken. Der unsterbliche Vater Don Quijote's und Sancho Pansa's, Cervantes, verdankt jedenfalls einen guten Theil seiner komischen Genialität dem häufigen Genusse dieser delikaten Molluske. Ludwig der Elfte, obgleich selbst kein wohlthätiger Geist, suchte doch Wissenschaft und Gelehrsamkeit dadurch zu fördern, daß er seine gelehrten Doctoren öfter in Austern frei hielt, und ein anderer Ludwig erhob seinen Koch in den Adelsstand, bloß weil er so vortrefflich verstand, Austern-Gerichte zuzubereiten. Auch Napoleon liebte sie und ging selten in die Schlacht, ohne seinen Geist vorher damit zu stärken. Vielleicht verdankt auch Rousseau einen Theil seiner literarischen Größe dieser fleißig genossenen Nahrung. Marschall Turgot reizte nicht selten seinen Appetit zum Frühstück durch zwei- oder dreihundert vorausgeschickte Austern. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts bewegte und erschütterte Paris die ganze gebildete Welt durch vulkanische Ausbrüche furcht- und fruchtbarer Gedanken und Leidenschaften, und gerade während dieser Zeit waren Austern-Gerichte in literarischen und gelehrten Kreisen ganz besonders Mode. Die Encyklopädisten, diese geistigen Schöpfer der großen Revolution, Helvetius, Diderot, Abbé Raynal, Voltaire und deren Geist- und Zeitgenossen waren leidenschaftliche Austernesser. Die flammenden Politiker vor und während der Revolution schürten ihr Feuer fast alle Tage frisch in den Austernläden von Paris. Danton, Robespierre u. s. w. scheinen wenigstens den Grund zu ihrer zerstörenden und Köpfe abschlagenden Größe ebenfalls in Austernkellern gelegt zu haben, denn man sah sie während der Periode ihrer Unschuld fast alle Tage darin. Paris ist seitdem fast immer eine Hauptwerkstatt von Geist und Gedanken geblieben, und wenn es neuerdings gar zu phrasenhaft oder albern geworden ist, mag Napoleon nicht allein daran schuld sein, sondern auch die kaum noch bezahlbare Auster, von denen früher im Durchschnitt täglich eine ganze Million Stück verzehrt worden sein sollen.

Von geistigen Größen Englands sind Alexander Pope und Swift nicht nur wegen ihres unsterblichen Witzes, sondern auch als leidenschaftliche Austernesser berühmt geblieben. Auch der Dichter der Jahreszeiten, Thomson, wußte aus jahrelanger Erfahrung die beste Jahreszeit für den Genuß seines Lieblings-Gerichts während der Monate mit „R.". Das größte philologische Genie damaliger Zeit, Richard Bentley, konnte nie vor einem Austernladen vorbeigehen, ohne wenigstens stehend einige frisch weg von der Schale hinunter zu schlürfen. Vielleicht unterstützt dieses delikateste Produkt Neptuns auch die Philosophen; wenigstens erholten sich die schottischen Denker des vor. Jahrh., Hume, Dugald Stewart, Cullen u. s. w. von ihren geistigen Anstrengungen durch den Genuß dieser „backenbärtigen Pandoren". Ueberhaupt verdankt die zweite Hauptstadt der großbritannischen Intelligenz, Edinburg, nach der Behauptung des Verfassers der „Aernten aus dem Wasser", Bertram, ungemein viel Geist jenen „Oysterploys" oder Austernbanquets, wie sie namentlich zu Ende des vorigen Jahrhunderts von glänzenden Damen- und Herren-Gesellschaften in düstern Kellern gefeiert wurden.

Die Amerikaner haben es während der achtzig Jahre ihrer Selbständigkeit vielfach weiter gebracht, als wir während eben so vieler Jahrhunderte. Sie essen vielleicht mehr Austern als wir Kartoffeln. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß sie ihre feurige Schärfe und Thatkraft allein dieser geistreichen Nahrung verdanken, aber jedenfalls stammt viel Licht und Feuer aus dieser phosphorigen und entsprechend geschwefelten, allgemeinen Volksnahrung.

Unsere deutschen Gelehrten und Dichter müssen wohl ihren Geist aus anderen, und vielleicht besseren, Quellen geschöpft haben; aber wir sind überzeugt, daß himmlische Feuergeister wie Schiller sich nur deshalb so schnell verzehrten, weil die Flammen ihrer Herzen und Köpfe nicht hinreichend durch entsprechende Nahrung unterhalten wurden. Schiller wäre vielleicht als Austernesser noch auf lange Jahre zu retten gewesen, um wenig-

stens sein größtes Meisterstück, den falschen Demetrius, zu vollenden.

„Wenn zwei Esel einander unterrichten, wird keiner ein Professor", sagt Sancho Pansa; deshalb wird sich auch ein geistloser Mensch durch Austerngenuß nicht zum Genie heranmästen können. Vitellius, der größte Fresser, schlürfte fast den ganzen Tag solche neptunische Delikatessen, man sagt, manchmal bis tausend bei einem einzigen Mahle, aber er war und blieb ein Schwein in Menschengestalt. Auch Lucullus, der König aller Gutschmecker, dessen lebendige maritime Kellervorräthe nach seinem Tode für 240,000 Thaler verkauft wurden, darunter hauptsächlich künstlich gezüchtete Austern, war während seines ganzen Lebens nie geistreich gewesen, und der leidenschaftliche Caligula fütterte damit nicht nur seine Tyrannei. Aber geistige Anlagen müssen ebenso genährt werden, wie die Bestandtheile des Körpers, und daß verschiedene Speisen und Getränke auch verschieden auf den Geist wirken, ist bekannt genug. Man erzählt von einem Professor der Philosophie, daß er seine Vorträge sehr oft mit dem Ausrufe begonnen habe: „Meine Herren, wenn Sie Kartoffeln essen, können Sie mich nicht verstehen!" Als Austernkenner würde er wahrscheinlich hinzugesetzt haben, daß sich die „Palme und Glorie des Tisches", wie schon Plinius die Auster nannte, vor allen andern Speisen als beste Nahrung auch für den Geist empfehle. Sie gehört, wie Milch und Eier, zu den leicht verdaulichsten, nahrhaftesten und reichsten Speisen und enthält, wie gesagt, in besonders gut assimilationsfähiger Form phosphorige, schwefelige und vielleicht auch jodhaltige Nahrungsbestandtheile für die geheimnißvollen Lichter und Flammen des Geistes, die aus dem Gehirn als Gedanken und Gefühle, bei geistiger Thätigkeit und Erregung aus den Augen und Gesichtszügen, von der Zunge oder durch die Feder, oder durch die Werkzeuge des Künstlers und der Geschicklichkeit hervorleuchten und zur Erwärmung, Erleuchtung und Schönheit der Welt beitragen.

Die früher einmal aufgeworfene Frage Carl Vogt's: „Können wir die Zeit herbeiführen, wo dieses köstliche Meergewächs Nahrungsmittel des Armen sein wird? Kann man Austern züchten, wie Hühner, und Meeresbänke in der Tiefe bevölkern, wie Wälder und Forsten?" ist in England und Frankreich bereits mit glänzendem Erfolge bejahet worden. Nur wir Deutsche sind auch in dieser großen Culturarbeit jämmerlich zurückgeblieben und die einladenden Küsten, Watten und Gründe der deutschen Nordsee harren noch vergebens der Ausfaaten, welche anderswo schon tausendfältige Früchte getragen*).

Jeder halbwegs gebildete Mensch hat auch bei uns wohl schon dann und wann Austern gegessen und glaubt zu wissen, wie sie aussehen. Bei näherer Prüfung würden freilich die Meisten durchfallen, da nur sehr Wenige vollständige lebendige Exemplare zu Gesicht bekommen und diese näher untersucht haben werden. Die eßbare Auster (Ostraea edulis) ist ein gar sonderbares Geschöpf und wohnt in einer so meisterhaft gebauten Zelle, wie sie der beste Ingenieur nicht besser erfunden haben könnte, um die zarte, schutzlose Gestalt vor den unzähligen Feinden des Elementes zu schützen und zu nähren. Sie ist kopf-, also auch mund- und zahnlos und hat statt des Mundes nur einen Bart, in dessen Mitte sich eine Oeffnung befindet, in welche die Barthaare aufgefischte Nahrung hineinschaufeln. Die Mauloffnung ist eine Art von Rüssel mit vier Lippen. Blätterartige, feine Kiemen, über den Körper verbreitet und durch „einen Mantel, d. h. eine darüber gezogene elastische Haut mit Frangen am Rande geschützt, dienen als Lunge, welche Luft aus dem Wasser anziehen und diese für Erhaltung des Lebens verwenden. Diese Lunge hat zwei Hauptflügel mit fein behaarten Rändern. Vier Blättchen darauf, an den äußersten Enden offen, enthalten feine Röhrchen mit Capillaritäts-Anziehung. Unterhalb der Kiemen liegt die weißliche, fette Masse, welche Magen, Herz, Lunge, Leber und Eingeweide einschließt. Das Herz besteht aus Umlaufsgefäßen. Den Magen finden wir nahe dem Munde, dessen feine Barthaare wie eine Art von Harke allerhand infusorische Nahrung auffaugen. Da die Auster eine durchaus sitzende oder liegende Lebensart führt, braucht sie keine Füße, kann sich aber doch zur Noth durch Auf- und Zuklappen der Schalen etwas bewegen.

Ganz gelehrte Männer haben sich Jahre lang in dicken Büchern und Abhandlungen über Geheimnisse des Austernlebens gestritten. Dabei weiß man immer noch nicht, ob sie mit Augen versehen sei. Nach einigen Behauptungen, hat sie vierundzwanzig, nach andern gar keine Augen, sondern nur eine geheimnißvolle Fähigkeit, Licht und Dunkel zu unterscheiden. Für unsere praktischen Zwecke genügt es, zu wissen und weiter zu erforschen, unter welchen Bedingungen die Auster am Besten gedeihe und „am Wohlfeilsten schmecke". Es ist bekannt, daß sie, wie die Krebse während der Monate mit, innerhalb der ohne „r" d. h. während ihrer Laichzeit, als Nahrung untauglich, unschmackhaft und schädlich sei, man also im Mai, Juni, Juli und August statt der Austern Krebse essen müsse. Die Austern laichen während der ganzen warmen Monate hindurch und sollten ebenso lange nicht nur nicht beunruhigt, sondern auch möglichst geschützt und für Ansiedelung der millionenfach ausströmenden Jungen mit möglichst viel Anhaltepunkten versehen werden. Sie gehören zu den natürlichen Zwittern und entwickeln ihre Nachkommenschaft geheimnißvoll, ohne die gewöhnlichen befruchtenden Akte, aus ihrer eigenen doppelten Geschlechtlichkeit. Der Laich oder „Spat" wird von den Mutteraustern innerhalb ihrer Lungenflügel und eingehüllt in eine schleimige Masse, erst ausgebrütet und dann in verschiedenen Entladungen Monate lang nach und nach in das unbarmherzige Element entlassen. Die so für das Leben reif gewordenen jungen Austern quellen aus dem mütterlichen Schutze wie eine Art Nebel hervor und werden von dem Wasser nach allen Seiten hin verschwemmt, so daß die Millionen, ja Myriaden von einzelnen, unsichtbaren Thierchen alle verloren gehen, wenn sie nicht Halteplätze finden. Unter einem guten Mikroskope verwandelt sich jeder Tropfen dieses Laichnebels in eine ganze Welt voll vollkommener, mit Schalen und Ansauge-Werkzeugen versehener junger Austern. Die Mutterauster „braut" diese Flüssigkeit lange Zeit hindurch immer frisch wieder und läßt sie, sowie die einzelnen Abtheilungen reif werden, in das Meer entweichen. Hier schwimmen sie als zusammenhängender, millionenfach belebter Nebel umher, bis sie sich etwas entwickelt haben, schwerer werden und dann sinken. Während dieser Zeit kommen geradezu unzählige Arten von Geschöpfen des Meers dem Menschen zuvor, welche auch wissen, daß Austern gut schmecken und verschlingen sie mit unersättlicher Gier, so daß vielleicht von je einer Million nur eine einzige das vierte Jahr und den Mund des Menschen erreicht. Wir werden nun begreifen, welch ein Gewinn sich durch künstliche Austernzucht erzielen lasse. Und geradezu frevelhaft wird es uns erscheinen, daß die blinde Gier des Menschen vielfach noch

*) Auf Anregung des um praktisches Volkswohl hochverdienten General-Consul Sturz bildet sich jetzt in Berlin eine Gesellschaft für künstliche Austernzucht.

immer mitten in diese Laichzeit hineinharkt und mit jeder kranken, schädlichen Auster oft ganze Millionen von jungen, reifen Lebenskeimen mit herausgerissen und umgebracht werden. Nichts ist daher unerläßlicher, als zunächst eine streng überall durchgeführte Schonungszeit während der Monate ohne „r“.

Mit dieser Kenntniß haben wir Anregung genug, künstlich für Erhaltung und Erziehung dieser schutzlosen, kostbaren Tropfen zu sorgen; aber erst die Erschöpfung natürlicher Austernbänke und unerhörte Steigerung im Preise gehörten dazu, ehe man ernstlich daran ging, durch menschliche Einsicht und entsprechende Einrichtung die verschwenderische Natur zu unterstützen. Als man nun endlich den Anfang gemacht hatte, und Früchte dieser künstlichen Bewirthschaftung zu ärnten anfing, bemächtigte man sich, hauptsächlich zunächst in Frankreich, dieser neuen Erwerbs- und Nahrungsquellen mit vielem Eifer, und die Franzosen können mit gerechterem Stolze auf ihre siebentausend künstliche Austern-Farms hinweisen, als auf ihre Soldaten und Kasernen, um zu beweisen, daß sie an der Spitze der Civilisation stehen. Auch die Engländer haben, dadurch angeregt und durch das Parlament begünstigt, schon viele Meilen an Meer- und Inselgestaden in Hunderte von neptunischen Obstgärten und Fleischfabriken verwandelt.

Das Augenlicht der Schulkinder.*)

Im vorigen Jahre erschien in Leipzig eine Schrift, durch welche sich ein Augenarzt in Breslau, Dr. Hermann Cohn, um das Wohl der Schuljugend hohe Verdienste erworben hat. Leider haben die praktischen Rathschläge, welche der menschenfreundliche Arzt an seine mühsamen Untersuchungen knüpfte, bei der Verwaltung unseres Schulwesens noch nicht die genügende Beachtung gefunden, weshalb wir es für angemessen halten, durch näheres Eingehen auf seine Schrift an die Nothwendigkeit verschiedener Reformen unseres Schulwesens zu erinnern.

Erstaunt über die Menge der Kurzsichtigen, welche Dr. Cohn als Assistenzarzt in der Dr. Förster'schen Augenklinik unter den dort behandelten Augenkranken fand, und angeregt durch die treffliche Schrift von Dr. Fahrner: „Das Kind und der Schultisch“ — kam er auf die Vermuthung, daß vielleicht die Subsellien der Schulklassen in ihrer jetzigen Gestalt Kurzsichtigkeit veranlassen könnten. Er begann daher zunächst im Oktober 1865 mit der Untersuchung von fünf Elementarschulen in Breslau, prüfte jedoch, um kein vorgefaßtes Urtheil zu haben, zunächst die Augen der Kinder und erst dann die Subsellien und übrigen Schuleinrichtungen. Es ergaben sich so unerwartete und überraschende Resultate, daß er beschloß, den Zufall, der bei nur 1300 untersuchten Kindern eine immerhin einflußreiche Rolle spielen konnte, möglichst auszuschließen, indem er seine Untersuchungen auf alle Kategorieen von Schulen ausdehnte, und nicht eher zu ruhen, bis er über die Augen von 10,000 Kindern ein Urtheil hätte. Er setzte also in den folgenden Monaten seine Untersuchungen fort und dehnte dieselben auch auf eine Anzahl Landschulen aus. Die Lehrer an den verschiedensten Anstalten kamen ihm dabei auf das Bereitwilligste entgegen.

Dr. Cohn hat nun im Ganzen 10,060 Schulkinder untersucht. Diese Schülerzahl vertheilt sich auf fünf ländliche und zwanzig städtische Elementarschulen, zwei Mittelschulen, zwei höhere Töchterschulen, zwei Realschulen und zwei Gymnasien. Die Zahl der untersuchten Dorfschüler beträgt 1486, die der Stadtschüler 8574. Abgesehen von anderen Augenleiden, über welche sich die Untersuchung gleichfalls in eingehender Weise erstreckte, und die Schrift des Dr. Cohn die ausführlichsten Mittheilungen macht, wurden unter den 10,060 untersuchten Kindern 1004 Myopen oder Kurzsichtige gefunden, also 9,9 Procent. Der Procentsatz der Myopen in den verschiedenen Schulen aber war ein sehr verschiedener. Dr. Cohn faßt das hauptsächlichste Resultat dieser Untersuchung in folgenden Sätzen zusammen: 1) Es giebt keine Schule ohne kurzsichtige Schüler. 2) Die Zahl der Myopen in den verschiedenen Schulen ist sehr verschieden. 3) In den Dorfschulen giebt es nur wenig Myopen (durchschnittlich 1,4 Procent). 4) In den Stadtschulen sind 8mal mehr Kinder myopisch, als in den Dorfschulen (durchschnittlich 11,4 Procent). In den städtischen Elementarschulen findet man 4- bis 5mal mehr Myopen, als in den Dorfschulen (durchschnittl. 6,7 Proc.). 6) Höhere Töchterschulen sind reicher an Myopen, als Elementarschulen (durchschnittlich 7,7 Proc.) 7) Es existirt eine constant steigende Reihe der Myopenzahl von der niedigsten bis zur höchsten städtischen Schule (Elementarschulen 6,7 Proc.; Mittelschulen 10,3 Proc.; Realschulen 19,7 Proc.; Gymnasien 26,2 Proc.). 8) Auf den Mittelschulen ist mehr als der 10., auf den Realschulen fast der 5. und auf den Gymnasien mehr als der 4. Theil der Kinder kurzsichtig. 9) In den verschiedenen Dorfschulen sind zwar verschiedene Mengen Myopen, doch beträgt der Unterschied nie mehr als 2,4 Proc.; die Zahl schwankt zwischen 0,6 Proc. und 3,2 Proc. Myopen. 10) In den verschiedenen Mittelschulen beträgt der Unterschied der Myopen-Menge kaum 3 Proc., in den Realschulen kaum 2 Proc., in den Gymnasien noch nicht 4 Proc. 11) Sehr bedeutend jedoch ist die Differenz der Myopen-Zahl in den beiden höheren Töchterschulen; sie beträgt 7 Proc. 12) Am Allergrößten jedoch ist der Unterschied der Myopen-Zahl in den 20 Elementarschulen, wo er zwischen 1,8 Proc. und 15,1 Proc. beträgt.

Nachdem Dr. Cohn die Schüler augenärztlich untersucht hatte, ging er an die Untersuchung der Subsellien in den 166 Klassen der 33 verschiedenen Schulen. Er maß die vordere Tischhöhe, die hintere Tischhöhe, die Tischbreite, die Bankhöhe, den senkrechten Abstand von Tisch und Bank (Differenz), den wagrechten Abstand von Tisch und Bank (Distanz), die Differenz von Bank und Fußbrett, die Distanz von Bank und Fußbrett, die Höhe des nächsten Tisches über der Bank, die Entfernung des nächsten Tisches von der vorderen Tischkante, die Differenz von Tisch und Bücherbrett, die Breite des Bücherbrettes, die Banklänge und die Breite des Fußbrettes. Außerdem wurde die Zahl der Bänke, die Anzahl der Schüler auf einer Bank, die Stellung des Fußbrettes (auf der schmalen Leiste oder auf der breiten Fläche) notirt und schließlich die Frage beantwortet, ob das Fußbrett den Tisch stützt. Der Befund dieser Untersuchung wird in der Schrift in tabellarischen Zusammenstellungen übersichtlich mitgetheilt. Nach diesem Befunde aber mußte sich Dr. Cohn die Frage: „Können die in den 33 Schulen vorgefundenen Subsellien zur Erzeugung oder Zunahme der Myopie beitragen?“ — entschieden bejahen; denn er hatte gefunden, daß die Kinder durch die Subsellien gezwungen sind, die Schriften in großer Nähe und bei vorübergebeugtem Kopfe zu betrachten.

*) Untersuchungen der Augen von 10,060 Schulkindern, nebst Vorschlägen zur Verbesserung der den Augen nachtheiligen Schuleinrichtungen. Eine ätiologische Studie von Dr. Hermann Cohn. Leipzig, Friedrich Fleischer, 1867.

Dr. Cohn hatte übrigens die Freude, auch bald einen praktischen Erfolg von seiner mühsamen Arbeit zu sehen. Noch während der Dauer seiner Untersuchungen machte er von denselben Mittheilungen in der pädagogischen Section der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur", und hier wurde am 15. Januar 1866 von Herrn Lehrer Dietrich ein directer Antrag auf Bildung einer aus Lehrern und Aerzten bestehenden Commission gestellt, der die Ausarbeitung der nöthigen Vorlagen über den Bau neuer Subsellien obliegen solle. In diese Commission wurden gewählt: die Herren Professor Dr. Marbach, Prorektor der Realschule; Dr. Bach, Rektor der Mittelschule; Dr. Meister, Gymnasiallehrer; K. Seltzsam, Stütze, Kühn und Dietrich, Hauptlehrer von Elementarschulen; Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Göppert, Präsident der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, Professor Dr. Förster; Dr. med. Asch und Dr. Cohn. — Nachdem diese Commission sich zunächst darüber geeinigt hatte, daß über allen pädagogischen Rücksichten die der Gesundheit ständen, daß daher das übliche Certiren aufhören müßte, damit die Kinder nach ihrer Körpergröße gesetzt werden, und daß ferner das Aufstehen der Kinder in den Stunden, wo geschrieben wird, unterbleiben müßte, damit sie beim Schreiben gerade sitzen können, wurde den Herren Dr. Cohn und Dietrich die Ausarbeitung der Vorschläge für die den Durchschnittsgrößen unserer Elementarschulen anzupassenden Subsellien überlassen. Das Elaborat dieser beiden Männer wurde von der Commission und am 29. Januar 1866 auch von der pädagogischen Sektion ohne Aenderung angenommen, hierauf gedruckt und im Mai 1866 unter der Aufschrift: „Zur Verbesserung der Schulzimmer" an die Stadtverordneten-Versammlung und an die Schulbehörden abgesendet. Von diesen sind nun auch die gemachten Vorschläge bereits praktisch verwerthet worden. Für eine neu errichtete Elementarschule, welche zu Anfang des Jahres 1867 eröffnet wurde, sind die Subsellien genau nach den in dem Promemoria angegebenen Maßen construirt worden. Als die ersten Modelle fertig waren, stellten die Herren Dr Cohn, Baurath Zimmermann, Dr. Asch und Dr. Bach wiederholt mit Kindern verschiedener Größen Sitzproben an, die in allem Wesentlichen zu ihrer größten Zufriedenheit ausfielen und den enormen Vortheil dieser Subsellien hinsichtlich der Körperhaltung und Schonung der Augen, gegenüber den alten Bänken, ihnen sehr deutlich vor Augen führten.

Dr. Cohn blieb übrigens mit seinen Untersuchungen bei den Subsellien nicht stehen. Er überzeugte sich bald, daß die Schuld an der Kurzsichtigkeit so vieler Schulkinder nicht ausschließlich der fehlerhaften Construction der Schul-Utensilien zuzuschreiben ist, sondern daß auch noch andere Ursachen mitwirken. Als solche Ursachen erkannte er: die mangelhafte Tagesbeleuchtung vieler Schulzimmer, die ebenso mangelhafte künstliche Beleuchtung da, wo die Tageshelle nicht mehr genügt, den Mangel an Lichtschirmen über den Gasflammen, das Flackern der offenen Gasflammen ohne Cylinder, den Mangel einer Brille, sowie andererseits die gefährliche, ohne ärztliche Verordnung stattfindende Auswahl der Brillen, den kleinen Bücherdruck, insbesondere der Stereotyp-Ausgaben, der Taschen-Wörterbücher und der niedlichen Landkärtchen, das viele, zum Theil überflüssige Schreiben, die große Menge feiner Handarbeiten, die blasse Tinte, die Linienblätter. Auch diese mitwirkenden Ursachen werden in der Schrift in eingehender Weise erörtert.

Endlich hat Dr. Cohn seine Untersuchungen auch auf die Hyperopie oder Uebersichtigkeit, sowie auf das Vorkommen verschiedener Augenkrankheiten unter den Schulkindern ausgedehnt und giebt auch hierbei sehr beachtenswerthe Rathschläge. Höchst interessant sind hier namentlich folgende Mittheilungen, welche er über das Schielen in 45 Fällen macht, wo als Ursache weder ein fehlerhafter Bau des Auges, noch eine Krankheit des Auges nachgewiesen werden konnte. 35 der hierher gehörigen Kinder schielten nur periodisch, 10 dagegen permanent. Das Räthsel, sagt Dr. Cohn, wird zum Theil gelöst, wenn man einen Blick auf die Klassen wirft, in denen dieses convergente Schielen emmetropischer (normalsehender) Kinder gefunden wurde. Er fand es nämlich 11mal in der Knaben-Elementarschule Nr. 25, 26mal in der höheren Töchterschule des Herrn Dr. Luchs und 8mal in der des Herrn Dr. Gleim (also bei 11 Knaben und 34 Mädchen), sonst in keiner einzigen Schule. In der erstgenannten Schule enthielt die 4. Klasse allein 9, in der zweitgenannten Schule enthielt die 8. Klasse 5, die 5. Klasse 7, die 2. Klasse 6 solche Schielende, so daß in diesen Klassen gewissermaßen eine Schielepidemie grassirte. Es war dies schon beim Eintritte in diese Klassenzimmer höchst auffallend und hatte auch bereits die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich gezogen, die aber die Ursache nicht ahnten. Allerdings existirten außerdem in der Elementarschule Nr. 25, 15 Knaben mit Strabismus (Einwärtsschielen) bei Hyperopie und davon 9 allein in der 4. Klasse; es befanden sich in der höheren Töchterschule von Dr. Luchs 17 Schielende mit Hyperopie und in der des Dr. Gleim 16 Schielende mit Hyperopie; diese Schulen zeichneten sich also durch zahlreiche, wegen des hyperopischen Baues ihrer Augen zum Schielen gewissermaßen berechtigte Schüler aus. Schon dieser Umstand nun hätte zu der Vermuthung führen können, daß die übrigen nicht hyperopischen, schielenden Kinder vielleicht aus Nachahmungssucht das periodische Schielen sich angewöhnt hätten. Allein, da diese Art und Weise der Entstehung des Uebels sehr problematisch und von gewichtigen Fachmännern bisher angezweifelt ist, so glaubte Dr. Cohn anfänglich nicht, dieser Vermuthung Raum geben zu dürfen. Der Zufall führte ihm aber die Erwägung der Frage näher. Nachdem er nämlich die Schülerinnen der höheren Töchterschule des Dr. Luchs durchuntersucht hatte und gar keine Erklärung für die große Menge unberechtigt Schielender finden konnte, unterzog sich auch eine junge Lehrerin der Anstalt einer Inspektion ihrer Augen. Auch sie schielte periodisch, war aber völlig emmetropisch; sie sucht die Ursache ihres Uebels in einem Spiele, das auf dieser Schule, die sie selbst erst vor Kurzem verlassen hatte, sehr beliebt, so zu sagen epidemisch war. Die meisten Kinder dieser Schule pflegten nämlich täglich in den Zwischenstunden ihren Zeigefinger aus großer Entfernung dem Auge zu nähern, bis derselbe etwa 2 Zoll vor der Nasenwurzel stand, und die Augen sich in stärkster Convergenz befanden. Nun nahmen sie den Finger weg und beobachteten, welche der Schülerinnen am längsten die Augen in dieser, im höchsten Grade häßlichen, einwärtsblickenden Stellung erhalten könne.— Sofort wurde in den Klassen Rückfrage gehalten, und die Kinder gestanden ohne Weiteres ein, daß sie täglich dieses Spiel zu wiederholten Malen trieben, und in der That hatte es der größte Theil der unberechtigt Schielenden zu einer wahren Virtuosität in dieser Kunst gebracht.

Jedenfalls liegt also die Frage nahe, ob nicht aus häufiger, übermäßiger Convergenz der Augen ein convergentes Schielen entstehen könne. Möglich ist es immerhin, und die hier vorliegenden Befunde sprechen dafür, daß bleibende Verkürzungen der inneren geraden Augenmuskeln durch oftmalige übergroße

Aktion derselben eintreten und so zum Schielen führen können. Gewiß ist aber der vorliegende Fall geeignet, alle Lehrer und Erzieher zu dem Verbote dieses unbedingt sehr überflüssigen und gefährlichen Spieles unter ihren Schülern zu veranlassen, gerade so wie in den erwähnten Schulen mit größtem Nachdrucke von den Herren Directoren und Lehrern der Uebung desselben, seitdem Dr. Cohn ihre Aufmerksamkeit darauf lenkte, entgegengearbeitet wird.

Am Schlusse seiner Schrift spricht sich Dr. Cohn selbst in Bezug auf die Resultate seiner gewiß dankenswerthen Untersuchungen in folgender Weise aus:

„Die im vorliegenden Werke mitgetheilten Resultate sind, wie ich glaube, besonders, weil sie auf Untersuchungen an einem so großen Material beruhen, gewiß geeignet, die Aufmerksamkeit aller Sanitäts- und Schulbehörden auf sich zu ziehen.

Ich weiß sehr wohl, daß die Ursachen der meisten Augenkrankheiten in individuellen, erblichen, Wohnungs-, Nahrungs- und oft in uns noch ganz unbekannten Verhältnissen zu suchen sein werden; ich bin auch weit davon entfernt gewesen, die enorme Verbreitung der Myopie unter den Schulkindern lediglich und ausschließlich der Schule zuzuschreiben; ich habe stets nur gesagt, daß diese oder jene Schuleinrichtung zur Entstehung und Vermehrung der Myopie beitragen kann. Allein eine richtige Hygiene wird eben darauf Bedacht nehmen müssen, alle Einrichtungen so zu treffen, daß selbst die Möglichkeit eines Schadens von Niemandem nachgewiesen werden kann."

Und nachdem er noch dargethan, daß jedes Kind vom 7. bis 14. Lebensjahre, in Preußen wenigstens, durchschnittlich über 10,000 Stunden in der Schule verbringt, glaubt er den Behörden insbesondere folgende Punkte dringend an's Herz legen zu müssen:

1) durch körpergerechte Schultische eine gesunde Haltung der Kinder und damit eine gehörige Entfernung der Augen von der Schrift herbeizuführen;
2) durch recht helle Klassenzimmer das Annähern der Augen an die Schrift und damit eine Hauptursache des Umsichgreifens der Kurzsichtigkeit zu beseitigen;
3) durch ein Gesetz darauf hinzuwirken, daß das Brillentragen der Schüler nur in Folge ärztlicher Anordnung gestattet und die Wahl der Brillennummer lediglich nur dem Arzte, nicht dem Schüler überlassen werde;
4) durch strenge Disciplin die als Spiel verbreitete Uebung des Schielens zu verhindern und
5) durch Belehrungen in den Seminarien das Augenmerk der heranzubildenden Lehrer auf die mannigfachen Gefahren, die den Augen bei unpassender Schulhygiene drohen, zu lenken.

Wir können nur wünschen, daß diese Rathschläge in den weitesten Kreisen volle Beachtung finden möchten. J. H.

Ein neues Fremdwörterbuch.

Daniel Sanders, der Verfasser des deutschen Wörterbuchs, kündigt durch ein sehr ausführliches Programm im „Archiv für neuere Sprachen" ein neues Fremdwörterbuch an, welches sich allerdings sowohl durch das, was es mehr, wie durch das, was es weniger als die bisherigen Bücher dieser Gattung bringt, vor diesen auszuzeichnen verspricht. Zunächst wird es sich durch die planmäßige Anordnung empfehlen, deren Vortheil „für kurze und zugleich lichtvolle Behandlung" man dem Verfasser als durch sein deutsches Wörterbuch praktisch erwiesen zugestehen muß. Was, im Gegensatz zu andern Fremdwörterbüchern, in dem Sanders'schen fehlen soll, ist Folgendes: Eigennamen als solche, wenn sie nicht, wie Adam, Cäsar, Xantippe 2c. im Deutschen, oder wie die mythologischen Namen an sich, einen bestimmten Begriff bezeichnen, ferner ganz deutsche — mundartliche oder veraltete — und ebenso ursprünglich fremde, aber völlig eingedeutschte Wörter, wie Engel, Fenster, Papst 2c. Auch solche Fremdwörter, die in deutscher Rede und Schrift längst nicht mehr vorkommen, in den Fremdwörterbüchern aber noch fortgeschleppt werden, wie die aus Heyse angeführten Abannation, Abellagium, werden bei Sanders nicht zu finden sein. Das Streben, durch die Zahl der Artikel zu imponiren, ist dem Verf. überhaupt fern; daher finden auch alle diejenigen Fremdwörter keine Aufnahme, „über die einigermaßen genügende Auskunft doch nur in fachwissenschaftlichen Werken gegeben werden kann." Mit Recht verschmäht der Verf. auch den besonderen wissenschaftlichen Flitter-Nimbus etymologischer Erörterungen, „welche — ganz an der Oberfläche geschöpft — sich für Alle, die nur einigermaßen mit der Ursprache bekannt sind, als unnöthig, für Andere aber als nutzlos erweisen." Dagegen wird ausdrücklich hinzugefügt: „In Fällen aber, wo auch für Diejenigen, welchen die gewöhnliche Kenntniß der Grundsprache nicht abgeht, die Etymologie zu erfahren wünschenswerth sein dürfte, geben wir sie — soweit uns selbst eine sichere oder doch wahrscheinliche bekannt ist — in gedrängter Kürze, während ein tieferes Eingehen natürlich etymologischen Wörterbüchern vorbehalten bleiben muß." Die als Beispiele aufgeführten Artikel „Paraffin" und „Teetotaler", denen die entsprechenden aus dem Heyse'schen Wörterbuch gegenübergestellt sind, zeigen, daß, wo es nöthig ist, auch das Etymologische, obwohl kurz, doch gründlicher und sicherer bei Sanders zu finden sein wird, als anderswo.

Was die bisherigen Fremdwörterbücher vermissen lassen, das neue Sanders'sche aber bieten soll, sind kurze Zurechtweisungen über die grammatischen Verhältnisse der Fremdwörter, für Hauptwörter also z. B. nicht nur die Bezeichnung als solche und ihres Geschlechtes, sondern auch der Genitiv, die Mehrheit, die Form, welche sie als Bestimmungswörter in Zusammensetzungen annehmen 2c. Die Bezeichnung der Aussprache und der Betonung ist einfach und genau, in lateinischen Versen auch mit Hervorhebung der Skansion. Es werden nämlich nicht allein fremde Wörter und Phrasen, sondern, soweit sie als „geflügelte Worte" in Deutschland Bürgerrecht haben, auch ganze Sätze aufgenommen werden. In dem neuen Fremdwörterbuch sollen ferner Behandlung finden diejenigen Wörter, welche, obwohl deutschen Stammes, doch fremde Form und Endung angenommen haben, wie andererseits in konsequenterer Vollständigkeit, als bisher geschehen, diejenigen Wörter, welche ganz oder zum Theil aus fremden Bestandtheilen, aber nach den Gesetzen deutscher Wortbildung zusammengesetzt sind. Im Ganzen wird nach den einzelnen Auseinandersetzungen und den mitgetheilten Beispielen das Fremdwörterbuch von Sanders leisten, was §. 1 der Einleitung verspricht, und damit in der That Alles, was von einem solchen Noth- und Hilfsbüchlein gefordert werden kann und muß: „Das Fremdwörterbuch hat den Zweck, die in deutscher Rede und Schrift vorkommenden fremden Ausdrücke in alphabetischer Reihenfolge aufzuführen und mit den für das Verständniß und den Gebrauch nöthigen Bemerkungen zu begleiten.

Unser Streben dabei ist, soviel nur irgend möglich, Vollständigkeit und Raumersparniß und zugleich mit Bequemlichkeit und Sicherheit für den Nachschlagenden zu verbinden."

Ein heikler Punkt ist noch die Verdeutschung. Der Verf. macht sich keineswegs anheischig, für jedes Fremdwort ein entsprechendes deutsches zu finden oder zu machen, hält vielmehr mit Recht diese von Campe aufgestellte Forderung, bei allem eigenen Streben nach möglichster Reinheit des deutschen Ausdrucks und aller Anerkennung der Verdienste Campe's, für einen Irrthum: „Der Wörterbuchschreiber hat überhaupt nicht die Sprache zu „machen", sondern nur von der gewordenen ein möglichst genaues Bild zu geben. Natürlich wird und muß er bestrebt sein, ein offenes und reges Gefühl zu haben für all die lebensfähigen Keime, aus denen sich eine Bereicherung und Reinigung der Sprache entwickeln kann, und in diesem Sinne wird man ihm wohl auch gern die Berechtigung zugestehen, hier und da einen Vorschlag zu wagen mit dem stillen Wunsch, daß er Anerkennung und allgemeine Aufnahme finden möge." Unzweifelhaft wird diese Berechtigung anerkannt werden und den Bemühungen guter Erfolg gewünscht werden müssen; wir zweifeln aber doch, ob die von der „nur mäßigen Zahl" solcher Vorschläge beispielsweise angeführten aus dem Bereiche der Telegraphie durchweg auf Annahme rechnen dürfen. Wenn auch „Drahtbericht" in Baden schon amtlich für telegraphische Depesche oder Telegramm gebraucht wird, werden schwerlich „Drahtungs-Amt" und „Drahtungs-Beamter", wie vorgeschlagen, das „Telegraphen-Büreau" und den „Telegraphisten" verdrängen. Für Letzteren wäre dann ja beiläufig „Drähter" noch kürzer und entsprechender.

Im Ganzen aber verspricht das neue Fremdwörterbuch von Sanders nicht allein den Ansprüchen Solcher zu genügen, die für diese Art Werke das eigentliche Publikum sind, sondern genießbar und brauchbar auch für Leute zu werden, welche sich über dem Niveau der gewöhnlichen Fremdwörterbücher glauben dürfen. Friedrich Hasenow.

Italien.

Briefe aus Italien.

Der Kronprinz von Preußen.

Ancona, 13. Mai.

Verehrter Herr Redakteur! In Ihren Abschiedszeilen zu Ostern kalten Angedenkens forderten Sie uns auf, Ihnen von Calabrien aus irgend etwas Zeitgemäßes zu senden. Ich glaube jedoch, das schon heute zu können, denn was wäre, für Sie und uns nämlich, wohl zeitgemäßer, als das einstimmige Concert von Lobeserhebungen, welches man hier, sobald man nur in einem Eisenbahn-Coupé Platz genommen hat, über unsern Kronprinzen hört? In Mailand, von wo wir am 4. d. abfuhren, fing's an. Es war unbeschreiblich, wie die Mailänder den Prinzen, so hieß er kurzweg, enthusiastisch aufgenommen hatten. Drei Mal, glaub' ich, hatten sie ihm in der prächtigen neuen Passage gezeigt, wie man, con una macchina, Signora, in Einem Moment das Gas ausdrehen und wieder entzünden könne; hoffentlich wird er mit den Mailändern zufrieden sein. Er selbst hatte allerlei wunderbare Dinge gethan — war nach der Certosa gefahren, hatte das italiänische grüne Band getragen, saß schön zu Pferde und sah, was ein Torineser, mit welchem wir gestern aus Sinigaglia zurückfuhren, ihm als das größte Verdienst anrechnete, so jung aus, als ob er nicht älter wäre, als vierunddreißig Jahre, und er müßte doch gewiß älter sein. Aber die vita onesta, das war's, was ihn jung erhalten hatte. Kurz, der principe di Prussia war für den Augenblick der Heros, der Paladin, das Idol der Italiäner, und etwas von dem Glanz, der ihn umstrahlte, fiel auch auf uns, wenn wir sagten, daß wir Prussiani wären. Einer stieß den Andern an und sagte mit Genugthuung: „i Signori sono Prussiani," und darauf begann man, uns Complimente zu machen: erstens über Sadowa, wie die Italiäner es aussprechen, und dann über den Grafen Bismarck. „Eh, quest' uomo, che testa! Un genio!" Darauf hieß es unvermeidlich: „wenn unser armer Cavour noch lebte, das wäre wie ein Paar von Brüdern." Da er nicht mehr lebt, ehren sie wenigstens den Todten nach Möglichkeit. In Mailand ist er als Statue fertig, und das theuerste Hotel in der überhaupt nicht wohlfeilen Stadt trägt seinen Namen. Hier in Ancona ist die Statue im Werden und der Platz „Cavuri", zu welchem der corso nuovo führt, desgleichen vollendet dagegen ist porta Cavour. In Rimini hat man ihm wenigstens einen Platz gegeben und zwar den großen, wo Paul V. die ehemals päpstliche Stadt segnete.

Italien ist überhaupt im Werden, im Neuwerden nämlich, — darin ist unsere Reise interessant. An Sie dachte ich, als ich in einem Blatt des Anconitanischen „Affondatore" die Berliner Volksküchen erhoben und als Vorbilder für Fornelli economici, empfohlen fand. Die Erwerbsthätigkeit der Frauen dagegen hat hier noch keinen Apostel gefunden; ich fürchte sogar, sie ist bis jetzt noch ein unbekannter Begriff. Morgen gedenken wir nach Apulien abzureisen und von dort zu einem längeren Aufenthalt nach Reggio zu gehen. Findet sich „Zeitgemäßes", so rechnen Sie auf Ida von Düringsfeld.

England.

A Memoir of Baron Bunsen*)

II.

Die rheinländischen Katholiken und das Ministerium Altenstein.

Der Besuch, den der Kronprinz im Jahre 1828 in Rom machte, befestigte die Beziehungen zwischen ihm und Bunsen auf's Neue. Bunsen hatte damals schon sein großes Werk der Beschreibung der Stadt Rom begonnen und konnte so dem königlichen Freunde der beste Führer werden. Der Kronprinz, dessen Sinn allem Schönen und Großen offen stand, und der sich in der schönsten Blüte jugendlicher Kraft befand, gab sich willig den Eindrücken hin und empfing hier die Keime zu all den großartigen Plänen und Entwürfen, die sein ganzes Leben hindurch ihn beschäftigten, die ihm die trüben und schweren Stunden des späteren Lebens erheitern halfen, die er selbst seine „Sommernachtsträume" nannte, und die ihren belebenden Schimmer selbst noch in die Nacht verbreiteten, die seinen Geist während der letzten Lebensjahre umzog. Wie hätte er damals, als er in der gastlichen Wohnung Bunsen's auf dem Capitol sich so behaglich fühlte, ahnen können, daß er dreißig Jahre später dieselben Räume als ein an Leib und Seele Zerrütteter, in mehr als Einem Sinne Schiffbrüchiger, wie eine letzte Zufluchtstätte aufsuchen würde. — Bunsen benutzte die Anwesenheit des Kronprinzen auch, um verschiedene, äußerst wohlthätige Institutionen in's Leben zu rufen, die sich noch bis heute segensreich erhalten haben: so das deutsche evangelische Krankenhaus auf dem Ca-

*) Drawn chiefly from Family Papers by his Widow, Frances Baroness Bunsen. London, Longmans. (Berlin, A. Asher u. Co.) 1868.

pitol und das archäologische Institut ebendaselbst. Für sich selbst hat Bunsen von seinen Beziehungen zum königlichen Hause niemals Vortheile zu erlangen gesucht.

Im Jahre 1834 wurde Bunsen abermals nach Berlin berufen, weil die Frage über die gemischten Ehen zu außerordentlich viel Aufregung Veranlassung gab, und besonders von katholischer Seite mit großer Heftigkeit behandelt wurde. Es gelang Bunsen, den Erzbischof Spiegel von Cöln zu außerordentlich weitgehenden Concessionen zu bewegen, ja er kam selber nach Berlin, und verpflichtete sich, sowohl die Zustimmung des Papstes, als die der übrigen Bischöfe zu erlangen. Es fehlte also nur noch die Unterschrift des Königs, um das Resultat der günstigen Verhandlungen zu sichern, und voll froher Hoffnungen reiste Bunsen nach Rom zurück. Allein diese Unterschrift ließ von Monat zu Monat auf sich warten; man wurde in Rom ungeduldig; inzwischen brach der Tod des Erzbischofs v. Spiegel der ganzen Sache die Spitze ab. Den Grund zu diesem traurigen Verschleppen einer so wichtigen Angelegenheit sah Bunsen in dem Einflusse des Ministeriums Altenstein, und er spricht sich in einem 1840 verfaßten Schriftstück folgendermaßen darüber aus:

„Der Kultusminister (Altenstein) war sich vielleicht selber nicht darüber klar und machte auch Andern nicht klar, welches seine Absichten seien. Man muß aus Gerechtigkeitsliebe voraussetzen, daß er liberal gegen die Römischkatholischen zu handeln wünschte, doch wollte er nicht riskiren, gegen des Königs Wünsche zu verstoßen. Man kann nicht leugnen, daß die Hegel'sche Gewohnheit, die Gegensätze bis zum Ineinanderaufgehen zu nivelliren, in Altenstein noch verstärkt wurde durch den entgegenstrebenden Einfluß der zwei bedeutendsten Mitglieder seines Ministeriums. Lamprecht sah Alles, was von Bunsen oder Niebuhr in römischen Angelegenheiten gethan oder gewünscht wurde, als Kryptokatholizismus an, und Schmedding (katholischer Unterstaats-Secretair) hielt beständiges Mißtrauen wach gegen den Gegenstand seiner eignen persönlichen Abneigung, den Erzbischof Spiegel von Desenberg. Fürst Wittgenstein endlich, aus Mangel an Glauben in die Kraft religiösen Elementes überhaupt, hielt die ganze Sache für unbedeutend. „„Daß viele Schwierigkeiten sich von selber lösen, wenn man sich nur nicht darein mischt““, war ein Grundsatz, und zwar der einzige, den der Fürst vom Staatskanzler Hardenberg geerbt hatte. Die öffentliche Meinung hatte kein Organ, um sich vernehmbar zu machen.

„Bunsens Beobachtungen über den Zustand der Katholiken in den deutschen Ländern und ihre Bedürfnisse konnten den König nur theilweise erreichen; nur der Kronprinz war ihnen zugänglich; die meisten einflußreichen Personen mißachteten seine Mittheilungen als Uebertreibungen oder als Resultate einer Art Monomanie des Capitol-Bewohners. Eine stark ausgesprochene Meinung über irgend eine das öffentliche Wohl betreffende Angelegenheit schien immer nach demokratischen Tendenzen zu schmecken, und es gehörte zu den Zeichen guter Gesinnung, wenn man niemals eine Mißbilligung über irgend eine Handlung oder Unterlassung des Ministeriums laut werden ließ.“ Mit Recht bezeichnet Bunsen diesen Zustand als lähmend.

Während so Bunsen in der Heimat eine starke Partei, die ihn geradezu katholischer Tendenzen beschuldigte, gegen sich hatte, und darum auch alle Anträge, sich dort durch irgend eine Stellung zu fesseln, ablehnte, empfand er, auf seinen Posten in Rom zurückgekehrt, die Folgen jenes Systems des „Nichthandelns“, das für Friedrich Wilhelm's III. Regierung so charakteristisch und so verhängnißvoll geworden ist, sehr schwer. Der Papst, mit dem er schon, als er noch Cardinal Cappaccini gewesen, in freundlichen Beziehungen gestanden hatte, entzog ihm, da die Bestätigung der betreffenden Verhandlungen nicht eintrat, sein Vertrauen völlig und begegnete ihm in einer Weise, daß er 1836 wiederholt um seine Entlassung vom Gesandtschafts-Posten einkam, die ihm, unter Anführung schmeichelhafter Gründe, verweigert, und erst zwei Jahre später gewährt wurde.

Im Jahre 1837 wurde Bunsen abermals nach Berlin berufen, weil die Frage wegen der gemischten Ehen immer noch einer endgiltigen Entscheidung harrte. Die passive Assistenz des katholischen Priesters, nachdem derselbe den Gemüthszustand der katholischen Braut gründlich geprüft und sich überzeugt haben würde, daß sie fähig und entschlossen sei, „alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden“, um die künftigen Kinder katholisch zu erziehen — dies war die ganze Concession, zu der die römische Kirche sich jetzt noch herbei lassen wollte, da in ganz katholischen Ländern gemischte Ehen überhaupt als unzulässig galten, und der Papst nur bei regierenden Häusern aus Staatsrücksichten Dispens zu ertheilen pflegte. Da die Regierung nun, besonders in den Rheinlanden, die Schließung gemischter Ehen, als das beste Versöhnungsmittel der entgegenstehenden Parteien, sehr begünstigte, so entstanden dort unaufhörlich Conflikte und Klagen des protestantischen Theils der Einwohner. — Bunsens Thätigkeit in dieser Frage hier zu spezifiziren, würde zu weit führen; ein genauer Bericht darüber findet sich in Gelzer's „Protestantischen Monatsheften“ für 1861. Wieder war es der Widerstand in der Umgebung des Königs, der entschiedene Resultate hinderte, doch erlangte bei dieser Gelegenheit B. vom Könige eine Concession anderer Art.

Auf speziellen Wunsch des Königs, war der Gebrauch eingeführt worden, daß nach der Sonntags-Parade die Truppen in die protestantischen Kirchen geführt werden mußten, ganz ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß. Dies hatte natürlich in den vorwiegend katholischen Rheinlanden viel böses Blut gemacht, und wenn man bedenkt, daß diese Lande doch immer noch zu den neuerworbenen gehörten, denen eine Schonung „berechtigter Eigenthümlichkeiten“ wohl zukam, wird man die politische Folgenschwere der scheinbar unbedeutenden Maßregel begreifen. Der König hatte erklärt, er wolle von dieser Angelegenheit „nichts hören“. Bunsen aber unternahm es, trotz der Warnungen der Minister wie des Kronprinzen, mit ihm davon zu sprechen.

Nach einer Familientafel in Charlottenburg erlangte er Audienz beim Könige, der ihn erst über einige andere Punkte ruhig anhörte, dann aber, als B. den betreffenden Punkt erwähnte, sofort das Gespräch abbrechen wollte. „Es ist eine Gewissenssache, die ich mitzutheilen habe“, sagte Bunsen, und dieses Wort hielt den König zurück. Bunsen setzte nun auseinander, daß nach römisch-kanonischer Anschauung ein Katholik an keinem Akte protestantischen Gottesdienstes Theil nehmen dürfe, ohne sich wirklicher Sünde schuldig zu machen; ja, auch nur gegenwärtig zu sein dabei, gelte als Theilnahme. Der König protestirte lebhaft gegen die Behauptung, daß er Märtyrer gemacht habe, bezweifelte auch eine Anekdote, die zu ihm gedrungen war, daß nämlich ein Soldat bis zur Kirchthür gegangen, dann mit den Worten: bis hieher und nicht weiter! umgekehrt sei und sich dem Arrest überliefert habe. Nach mancher Hin- und Widerrede sagte der König: „Ich will Ihnen erklären, wie ich die Sache ansehe. In meiner Armee war es stets die Gewohnheit, vor einer Schlacht den Herrn der Heerschaaren anzu-

rufen und ihm nach derselben Dank darzubringen. Sollen wir uns von nun an scheiden — Katholiken den einen Weg gehen und Protestanten den andern, wenn wir wieder für das Vaterland zu fechten haben werden? Damit unsere katholischen Brüder bei einer solchen Gelegenheit keinen Grund haben möchten, nicht mit uns zu beten, schien es mir rathsam, daß sie sich vorher überzeugen möchten, wie auch wir Christus den Heiland bekennen, denn ihre Priester suchen ihnen einzureden, daß wir nichts glauben, und die Rationalisten haben das Ihrige gethan, diesen Eindruck zu bestätigen."

Endlich gab der König aber doch Bunsen's guten Gründen Gehör, und gab zu, daß der Gebrauch allmählich außer Uebung kommen solle, nicht ahnend, daß seine Generale in Rheinland und Westfalen dies schon, ohne seinen Befehl abzuwarten, eingeführt hatten, indem sie stillschweigend den Gebrauch der Kirchen-Parade abgeschafft hatten. „Es war zur Gewohnheit geworden, von der Kenntniß des Königs fern zu halten, was seinen Wünschen oder Ansichten widersprechen konnte — und doch hatte wohl nie ein König mehr verdient, die volle, ganze Wahrheit zu hören, als dieser, der vielleicht im ersten Augenblick einer unangenehmen Entdeckung einem Ausbruch des Mißvergnügens oder Tadels Raum gab, doch sicher später seinen Irrthum einsah; seine Schwäche bestand vielmehr darin, zu leicht der Entscheidung seines eignen Urtheils zu mißtrauen."

Die Trojaner in England.*)

Einer viel verbreiteten mittelalterlichen Sage zufolge, sollten die ersten civilisirten Einwohner Großbritanniens nichts Geringeres als Nachkommen flüchtiger Trojaner, insonderheit des Aeneas und seiner Gefährten, gewesen sein.

Die örtliche Quelle dieses Mythus ist wohlbekannt; sie findet sich in undenklich alten Ueberlieferungen der keltischen Bretons, wie de la Villemarqué's gelehrte Untersuchungen über die Kelten und die Entdeckung der „Mabinogion" bewiesen haben.**) Die ungemein rasche Entwickelung des sogenannten epischen Cyklus Armorika's bei den Troubadours scheint dafür zu sprechen, daß er schon vor dem zwölften Jahrhundert in Frankreich bekannt gewesen.

In England kannte man denselben seit Anfang des zwölften Jahrhunderts, um welche Zeit Gualterus (Walter), ein englischer Archidiakon, nach der Bretagne reiste. Dieser Mann interessirte sich für die dortigen Volkssagen und brachte verschiedene keltische Handschriften mit nach England. Der Inhalt dieser Manuscripte ist uns nur mittelbar bekannt aus der lateinischen Chronik, in welcher Arthur, Archidiakon von Monmouth (um 1140) das von Walter aufgefundene Material ordnete. An dem letzteren Werke begeisterte sich der normännische Troubadour, Meister Wace, der es in seinem „Brutus von England" in französische Verse brachte.***)

Die wichtigsten, von den genannten Autoren erzählten Begebenheiten sind: die Ankunft und Niederlassung des Aeneas in Italien, die Geburt seines Enkels Brutus, dessen Kriegszüge in Griechenland, Afrika, Spanien und der Bretagne, dessen Ankunft und Riesenkämpfe auf der Insel Groß-Britannien (die ihm ihren Namen verdanken soll), endlich die Gründung eines neuen Troja an den Ufern der Themse.

Als mehr oder minder unmittelbare Nachkommen dieses Brutus feiert die Sage eine lange Reihe Könige, von denen wir nur folgende anführen: Hudibras, angeblicher Zeitgenosse des weisen Salomo, Lear und Gorboduc, Helden Shakspeare's und Sackville's, Lucius, der erste christliche Fürst, und endlich der große Arthur. Schon Wace läßt diesen die „Tafelrunde" stiften (deren Monmouth's Chronik noch nicht gedenkt), und bald darauf bringen französische Troubadours diesen Mythus mit dem vom „Heiligen Graal" in Verbindung.

Auf solchen Grundlagen verbreitete der Bretagne'sche Cyklus sich reißend schnell in Frankreich und in Deutschland. Die Weltherrschaft König Arthur's, der Ruhm seiner Tafelrunde, die Zauberkünste Merlin's, die Thaten der Ritter vom heiligen Graal wurden Gemeingut derjenigen Dichter, welche für künftige Gründung eines alleinigen, auf Christenthum und Ritterthum basirten Weltstaates schwärmten.

Unter einem überwundenen Volke entstanden und von einem der unzugänglichsten Winkel des damaligen Europa's ausgegangen — wie konnten die Fabeln der Bretons so gewaltige Erfolge haben?

Es ist Thatsache, daß in unserem Mittelalter mehr als Eine werdende Nation ihren Ursprung an das ruhmvolle Dasein der Trojaner knüpfte und Anspruch auf Verwandtschaft mit den Römern geltend machen wollte.

Schon die Chroniken der Franken leiteten ihre Nation von Troja her, und deutsche Dichter des Mittelalters breiteten diese Sage weiter aus, besonders der Sänger des Lobliedes auf den im Jahre 1075 gestorbenen Bischof Anno von Köln. Herbart von Fritzlar übersetzte Benoit de Sainte-Maure's „Zerstörung Troja's", und diese Uebersetzung ward die Basis der „Aeneide" Heinrichs von Veldeck. In allen drei Dichtungen sind die Rittersitten und morgenländischen Märchen in das antike Sujet auf wunderliche Weise eingewebt.

In Italien rühmte sich das Haus der Frangipani noch im 13. Jahrhundert seines trojanischen Ursprungs. Der Chronik des Gottfried von Monmouth zufolge verdankte die Stadt Tours ihren Namen einem Neffen des (sagenhaften) Brutus, Turnus, der auf einem Kriegszuge von der Bretagne aus nach Aquitanien hier gestorben. Selbst die osmanischen Türken sollen sich eine Zeitlang als Nachkömmlinge der Trojaner betrachtet haben. Der ehrliche Montaigne läßt (II, 36) Sultan Muhammed, Konstantinopels Eroberer, dem Papste Pius dem Zweiten schriftlich sagen: „Es befremdet uns höchlich, daß Italien wider uns zum Kriege rüstet, da wir doch gemeinschaftlich von den Trojanern abstammen, und also gleich den Italiänern dabei interessirt sind, Hektor's Blut an den Griechen zu rächen, die sie wider uns beschützen wollen."

Die Ursache so außerordentlicher Volksthümlichkeit der Trojaner im Mittelalter liegt, wenigstens zum großen Theil, in dem Ansehen, dessen sich Virgil damals erfreute. Die auf des Römerstaates Trümmern mächtig gewordenen Völker wollten lieber für Nachfolger als für die Besieger der ehemaligen Weltbeherrscher gelten. Ihre Fürsten nannten sich gern die Erben Cäsar's, welcher Name in dem deutschen Kaiser-Titel sich erhalten hat. Einmal auf solchem Wege, blieb man erst am Ende desselben stehen, d. h. bei dem fabelhaften Ursprung der großen

*) Von Alex. Büchner, in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften u. s. w. zu Caen.

**) Mabinogion ist die Mehrzahl des keltischen Wortes mabinogi, welches vermuthlich eine „Erzählung für die Jugend" bedeutet.

***) Dieses wichtige, die Keime sehr vieler mittelalterlicher Ritterdichtungen enthaltende Werk ist von Leroux de Lincy mit großer Sorgfalt edirt und kommentirt worden. (Rouen, 1836—38.)

Hauptstadt, und der Dichter, welcher alle darauf bezügliche Sagen so gut geordnet und in Einklang gebracht hatte, wurde für die Verfasser von Chroniken oder Legenden eine ebenso große Autorität, wie Aristoteles für Philosophen und Naturforscher. Die Päpste fanden ihre geistliche, die Kaiser ihre weltliche Oberherrlichkeit in der Aeneide begründet. Zugleich sollte Virgil im Besitze aller Geheimlehren gewesen sein. Die Kirche, weit entfernt von seinem Rufe als Magier sich zurückschrecken zu lassen, oder den Dichter als Urheber heidnischer Fabeln von sich zu weisen, lieh ihm vielmehr die Eigenschaften eines gottbegeisterten Sehers, der sogar die Geburt Christi vorgeahnt habe.

In England wurde der „Brutus" des Meister Wace mit großem Interesse aufgenommen. Er fand Uebersetzer und freie Bearbeiter, von welchen Laymon der bedeutendste war. Man sieht nicht ohne Verwunderung, wie die Angelsachsen gern und willig Fabeln annahmen, in welchen ihre Feinde, die Normannen, sie als feige und perfide Barbaren darstellten, die der edle Arthur und seine Ritter beständig besiegten. Vermuthlich war es das Christenthum, was einem sonst so stolzen und unbändigen Volke diese Verachtung seiner Vergangenheit einflößte.

Seitdem sieht man England mit allen Geistesprodukten des alten und neueren Italiens immer enger sich befreunden. Am meisten verbreitete der trojanische Mythus sich auf den Schaubühnen. Die aus der römischen Geschichte, besonders in ihrer Beziehung zur Insel Albion, geschöpften alten Bühnenstücke Englands sind bekanntlich sehr zahlreich.

Um das 16. Jahrhundert war die angebliche trojanische Abstammung der Briten fast sprüchwörtlich geworden. Man betrachtete die Ahnen jenes Brutus (Enkels des Aeneas) als Muster in Allem, zumal in den sogenannten ritterlichen Künsten und — Fertigkeiten. Kommt es darauf an, einen Gast „unter den Tisch zu trinken", so ruft die „lustige Person" des Dramas: „Ich will ihm schon einen Rausch anhängen und wär er ein Trojaner!"

In Ben Jonson's „Jeder nach seiner Laune" weiß ein Lastträger die Verdienste eines ebenso gerechten als lebensfrohen Friedensrichters nicht besser herauszustreichen, als indem er ihn „den ehrsamsten alten Trojaner von London" benamst.

Solche Thatsachen erwägend, kann man sich die Wunderlichkeiten erklären, welche Shakspeare in seinem so verschiedentlich ausgelegten Stücke „Troilus und Cressida" zum Besten giebt. Den Inhalt als bekannt voraussetzend, bemerken wir nur, daß der Dichter bei seiner Inscenesetzung der wichtigsten Heldenthaten der Iliade ebensoviel Abneigung gegen die Griechen, als Eingenommenheit für die Trojaner verräth. Begnügt man sich damit, dieses Drama zu deuten, statt es zu loben, so erblickt man darin wieder einen jener glücklichen Versuche damaliger Bühnendichter, ihr Publikum in der Person seiner erdichteten heroischen Voraltern zu verherrlichen.

Die puritanische Revolution und der kritische Geist der Folgezeit beseitigten alle diese Fabeln. Doch ist bis auf den heutigen Tag eine steinerne Erinnerung daran geblieben: ich meine die beiden Kolosse im Rathhaus der City, welche den Trojaner Corineus und seinen Gegner, den großen Geomagot (Gog-Magog) darstellen.

Nord-Amerika.

Harriet Beecher Stowe und die Frauenfrage in Amerika.*)

Die Aufhebung der Sklaverei in Amerika ist innig verknüpft mit dem Namen einer Frau, die durch ein aus dem Herzen kommendes, ein Echo in Millionen Herzen findendes Buch viel dazu beigetragen, ihr Vaterland wach zu rütteln, daß es aufstehe und sich reinige von dem das Sternbanner verunzierenden Schandfleck. Harriet Beecher Stowe hat sich durch ihr in viele Sprachen übersetztes, diesseits wie jenseits des Oceans wahrhaft verschlungenes Buch „Onkel Toms Hütte" für immer eine geachtete Stellung in der Geschichte der Menschheit wie der Literatur erworben, und wenn auch die späteren Erzeugnisse ihrer Feder nicht annähernd den Erfolg hatten, der ihrem Erstlingswerke zu Theil ward, so empfängt man doch jedes derselben in Amerika, wie in Europa, mit Aufmerksamkeit.

Auch dem neuesten Buche der Mrs. Harriet Beecher Stowe ist keineswegs das Prognosticon zu stellen, daß es Sensation erregen, daß man sich darum reißen werde, wie weiland um „Onkel Toms Hütte"; ja wir möchten sogar behaupten, eine Leihbibliothek, die es in ihrem Katalog aufnähme, dürfte schlechte Geschäfte damit machen. Das Buch ist nicht für das größere Lesepublikum, um so weniger, als es auch das Gewand der Unterhaltungs-Lectüre, die erzählende Form, verschmäht, und eine Reihe Abhandlungen und Gespräche unter dem gemeinsamen Titel „The Chimney Corner" bietet. Diese Gespräche und Abhandlungen verdienen aber in hohem Grade das Interesse einer kleinen andächtigen Gemeinde, und vor allen Dingen Derer, die sich mit der Erörterung und Lösung der Frauenfrage beschäftigen.

Die wirthschaftliche und gesellschaftliche Stellung der Frauen in Amerika bildet den Hauptinhalt des „Chimney Corner", und die Beobachtungen der klaren, ruhigen und zuverlässigen Schriftstellerin liefern ein sehr schätzbares Material, um beurtheilen zu können, in wie weit die Klagen und Vorwürfe gerechtfertigt sind, welche man von gewissen Seiten gegen Deutschland erhebt, gestützt auf eine Vergleichung dessen, was in Amerika einerseits und bei uns andererseits geschehen ist zur Förderung der Erwerbsthätigkeit der Frau. Die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte" läßt uns so recht klar erkennen, wie schief und unzutreffend eine solche Gegenüberstellung überhaupt ist, da amerikanische Verhältnisse nie und nimmer für uns den Maßstab abgeben können; sie zeigt Demjenigen, der mit unbefangenen Blicken sehen will, daß, wenn auch nach einer Seite viel geschehen ist, man in Amerika doch gerade da krankt, wo die Hauptwirksamkeit des Weibes in einem gesunden Staats- und Familien-Organismus zunächst und vor allen Dingen liegen muß. Bei einem Verweilen bei dieser Schilderung wird sich jedem Deutschen die Ueberzeugung aufdrängen, daß wenn auch Vieles, was die Amerikanerin bei ihren Landsmänninnen rügt, auch auf die unsrigen anzuwenden sein mag, es doch bei uns im Ganzen viel besser ist und wir wahrlich nicht nöthig haben, uns amerikanische Zustände zu wünschen, sondern mit allen Kräften dafür sorgen müssen, daß sie sich bei uns nicht herausbilden.

Während Mrs. Beecher Stowe es nämlich als vollkommen gerechtfertigt anerkennt, daß man den Satz aufstellt, „die Frauen

*) The Chimney Corner. By Mrs. Harriet Beecher Stowe. London, Sampson Low, 1868. (Berlin, A. Asher & Co.)

sind zu jeder Arbeit berechtigt, zu der sie befähigt sind", und demzufolge dem weiblichen Geschlechte Gelegenheit zur Ausbildung für die verschiedensten Berufsarten giebt und ihnen viele ihnen bisher verschlossen gewesene Thätigkeitsgebiete öffnet; während sie auch politische Rechte für die Frauen in Anspruch nimmt und sich von ihrer Wahlfähigkeit und Wählbarkeit einen sehr günstigen Einfluß auf Sitten und Einrichtungen der Union verspricht, kann sie doch nicht umhin, zu bemerken, daß man ihr bei der ganzen Frage zu viel von den Rechten und zu wenig von den Pflichten der Frauen gegen die Allgemeinheit zu sprechen scheine.

Nach den von Mrs. Beecher Stowe in den Abhandlungen „What will You do with Her?"; „Woman's Sphere"; „A Family Tale on Reconstruction"; „Is Woman a Worker?" und „The Transition" gegebenen Andeutungen, liegt ein Hauptgrund der in Amerika zur Lösung der Frauenfrage auffordernden Calamitäten nicht in dem Umstande, daß den Frauen ihre eigentliche Sphäre, die Sorge für das Wohl der Familie, keinen hinreichenden Spielraum der Thätigkeit mehr gewähre, sondern darin, daß die Frauen diese Beschäftigungen gering achten und sich ihnen nicht hingeben wollen. Die sogenannten besseren und gebildeteren Stände geben dazu das Beispiel. Die jungen Mädchen werden erzogen ohne Verständniß für die Pflichten, die sie bei Eingehung einer Ehe übernehmen, ohne die zur Ausübung derselben nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten sich anzueignen; sie sehen in der Verheiratung nur ein Mittel, bequem und luxuriös zu leben und wälzen gern jede ihnen zukommende häusliche Thätigkeit auf die Schulter bezahlter Dienerinnen ab. Was Wunder, daß diese nun ebenfalls für möglichst hohen Lohn möglichst wenig thun wollen? Was Wunder, daß die Hausarbeit als etwas Erniedrigendes angesehen wird, daß sich fast keine Amerikanerin mehr dazu hergeben will, die weiblichen Dienstboten sich meist nur aus Irländerinnen rekrutiren und ein Hausmädchen, eine Köchin u. s. w. ein seltener, oft sehr schmerzlich gesuchter Artikel wird, während die Fabriken sich überfüllen, während die Nadel-Arbeit auf das äußerste gedrückt ist.

„Die republikanischen Institutionen Amerika's", sagt die Verfasserin, „befinden sich in einer Durchgangs-Periode, sie haben sich noch nicht so vollständig gelöst von den Vorurtheilen und Anschauungen der alten Welt, um ein allseitiges richtiges Verständniß der Beziehungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern herbeiführen zu können. Man ist noch geneigt, die körperliche Arbeit gering zu achten und den niederen Klassen zuzuweisen, die geistige Arbeit, als aristokratisch, für eine Domaine der höheren Klassen zu halten, während doch schon die Beschaffenheit des menschlichen Körpers darauf hinweist, daß wir bestimmt sind, weder ausschließlich geistig, noch ausschließlich körperlich zu arbeiten."

Eine vollständige Durchbildung und Klärung der Verhältnisse müsse eine bessere Verschmelzung der geistigen und körperlichen Arbeit und damit zugleich eine richtigere Auffassung und praktischere Durchführung der republikanischen Gleichheit bringen, fährt sie fort. Dies sei anwendbar auf viele amerikanische Verhältnisse, welche durch die Aufhebung der Sklaverei eine bedeutende Umwälzung erfahren, ganz besonders aber auf die Frauenfrage, denn die Frau sei in den Vereinigten Staaten die eigentliche Aristokratie und genieße im gesellschaftlichen Verkehr einer Bevorzugung, von der man in Europa keine Ahnung habe. Sie ermahnt ernstlich, die jungen Mädchen systematisch zu ihrem Berufe als Hausfrauen zu erziehen, sie die häuslichen Arbeiten als etwas Ernstes, Wichtiges hochhalten und lieben zu lehren und sie in den Fertigkeiten zu unterrichten, welche geeignet sind, sie unabhängig von böswilligen und nachlässigen Dienerinnen zu machen. Daneben schlägt sie allerdings auch vor, Einrichtungen zu treffen, welche die Führung eines Haushaltes erleichtern, so daß z. B. daselbst nicht mehr Brod gebacken, die Wäsche besorgt u. dergl. mehr gethan werden braucht; endlich aber fordert sie junge Mädchen auch aus den sogenannten besseren Ständen auf, wenn sie einen Erwerb suchen, doch dem Vorurtheil zu trotzen und lieber in einem Hause, wo sie bei guten Leistungen gut und achtungsvoll behandelt, reichlich ernährt und bezahlt werden, einen Dienst anzunehmen, als die ungesunde und weit anstrengendere Fabrik- und gewerbliche Arbeit aufzusuchen.

Gewiß kann man auch für unsere deutschen Verhältnisse aus diesen Schilderungen eine Lehre ziehen, die Lehre, mit allen Kräften bei der Erziehung unserer Jugend dahin zu wirken, daß wir nicht in ähnliche Zustände gerathen; noch sind dieselben bei uns aber Gott sei Dank! nicht vorhanden. Noch betrachtet die deutsche Frau die Erfüllung ihrer Hausfrauen- und Mutterpflichten als Gewissens- und Ehrensache, noch fehlt es bei uns keiner Frau, die der Hilfe in ihrem Haushalte bedarf, dazu an willigen und geschickten Händen, und wenn wir eine Erweiterung der Erwerbsgebiete der Frauen anstreben, so geschieht dies wirklich aus dem Grunde, weil bei uns nicht mehr alle Frauen in ihrer „eigentlichen Sphäre" Verwendung finden können. Beneiden wir deshalb Amerika nicht, wenn es scheinbar größere Resultate in Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes erzielt hat; wir operiren auf einer gesunderen Basis und werden deshalb zwar langsamer in der Begründung unserer Institutionen sein, diesen dafür aber auch eine naturgemäßere Gestalt geben. So richtig es endlich vom amerikanischen Standpunkte aus ist, den Stand der häuslichen Dienerinnen auch den besseren Klassen zu empfehlen, müssen wir, nach der bei uns nun einmal feststehenden gesellschaftlichen Ordnung, von einem gleichen Ansinnen absehen. Daß indeß bei unseren jungen Mädchen auch aus den gebildeteren Ständen keine Scheu vor Uebernahme derartiger Stellungen herrscht, sobald dies nur unter der gehörigen Form geschehen kann, beweisen die vielen Bewerbungen um Placirung „zur Stütze der Hausfrau", Stellen, die hinsichtlich der Beschäftigung wahrlich nicht viel von der eines Dienstmädchens verschieden sind.

Eine Abhandlung des Buches ist der Sorge für die Gesundheit des Körpers gewidmet und rügt in beherzigenswerther Weise die Unsitte der Erziehung, der geistigen Ausbildung die Kraft und Schönheit des Körpers zum Opfer zu bringen. Einige andere Kapitel beschäftigen sich mit der amerikanischen Geselligkeit und liefern eine wenig verlockende Beschreibung von der Langweiligkeit, Ungemüthlichkeit und Kostspieligkeit der modernen großen Gesellschaften, zu denen sich indeß auch bei uns ein reiches Material finden dürfte. Ebenso könnte man die Betrachtungen über den Anzug wortgetreu übersetzen und unseren jungen Damen zur Nachachtung empfehlen. Die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte" erklärt es geradezu für schimpflich, daß ehrbare Frauen und Mädchen in ihrem Anzuge den Gesetzen folgen, die von Pariser Frauen der demi monde gegeben werden, und daß sie sich in einer Weise zu Sklavinnen der entstandenen Mode machen, daß sie derselben ihre ganze Zeit, all ihr Geld und ihr ganzes Denken und Sein opfern. Dabei macht sie die sehr treffende Bemerkung, daß die Gesetzgeberinnen doch immer noch einen Geschmack, eine Rücksicht auf ihre Erscheinung, wie auf die Situation walten ließen, die ihren Nach-

ahmerinnen nicht in den Sinn komme. Man trage als Uniform eine Frisur, eine Farbe, einen Schnitt, ohne Rücksicht, ob dies für Teint, Alter und Figur geeignet wäre, gehe in einer Toilette, mit welcher die Pariser Dame der Halbwelt im Bois de Boulogne erscheine, in die Kirche, während die Urheberin der Toilette, wenn sie den Kirchenbesuch als etwas für sich Denkbares überhaupt in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen, dafür sicher ein angemessenere Kostüm zu wählen den Takt gehabt haben würde.

Die letzten Artikel des Chimney Corner beschäftigen sich mit dem großen Kampfe, den wir mit Sympathie und Bewunderung sich in Amerika vollziehen sahen und mit den Märtyrern der heiligen Sache, vor Allem Abraham Lincoln, dem ein Denkmal der reinsten Liebe und Verehrung errichtet wird, während es Mrs. Beecher Stowe als eine dem Andenken aller für das Vaterland Geopferten zugefügte Schmach erklärt, wenn man einen Jefferson Davis, einen Edmund Lee straflos ließe.

Die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“ steht auch bei dieser neuesten Arbeit in allen ihren Anschauungen auf streng kirchlichem Boden, und dieser Maßstab wird bei Beurtheilung derselben durchaus anzulegen sein. Was uns anbetrifft, so sind uns die von ihr gemachten Beobachtungen, an deren Richtigkeit und Zuverlässigkeit wir nicht zweifeln, von besonderer Wichtigkeit gewesen, und erst in zweiter Linie stehen uns die daraus gezogenen Schlüsse, mit denen wir uns allerdings nicht durchgängig einverstanden erklären möchten. Freilich mögen wir uns auch verleiten lassen, mit europäischem Maße zu messen, und das ist nun einmal auf amerikanische Zustände nie anwendbar.

J. H.

Schweden.

Erinnerungen an Frederike Bremer.

In seinen Bemerkungen über das Individuelle thut Goethe folgenden auf der feinsten Kenntniß des menschlichen Charakters beruhenden Ausspruch: „Jeder ist selbst nur ein Individuum und kann sich eigentlich nur für das Individuelle interessiren. Das Allgemeine findet sich von selbst, dringt sich auf, erhält sich, vermehrt sich. Wir benutzen's, aber wir lieben es nicht. Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntnissen, Memoiren, Briefen und Anekdoten selbst unbedeutenderer Menschen.“

Freuen uns nach dieser Schlußfolgerung des Dichters schon alle diese Erinnerungen, welche den Zusammenhang zwischen uns und abgeschiedenen Personen, die zu uns in irgend einer Beziehung gestanden haben, vermitteln, selbst wenn diese nicht weiter bedeutend gewesen sind, um wie viel mehr ist dies der Fall, wenn uns wahrhaft bedeutende, von uns hochverehrte Menschen, die wir bis dahin nur aus ihren Werken kannten, auf diese Weise menschlich nahe gebracht werden. Lernen wir den Boden kennen, aus dem sie emporgewachsen sind, die Bedingungen, unter denen sie sich entwickelten, die Kämpfe, welche sie mit äußern Schwierigkeiten, wie mit ihren eigenen Schwächen und Fehlern zu bestehen hatten und betrachten wir unter diesem Eindrucke das Bild, das wir uns von ihnen nach ihren Leistungen gemacht — gleichviel ob dieselben der Literatur, der Kunst oder Wissenschaft angehören oder in ein anderes Gebiet menschlicher Thätigkeit fallen — so glauben wir dasselbe besser verstehen, richtiger würdigen zu können. Das uns gegebene Beispiel spornt mehr zur Nacheiferung an, weil wir fühlen, daß wir das Vorbild erreichen können, da es nicht mehr als Halbgott, sondern als Mensch vor uns steht, d. h. nicht wie es endlich ward, sondern wie es geworden ist.

Können wir unter diesen Umständen nicht einstimmen in die Anklagen gegen Selbstbiographien und gestehen wir ein, daß wir Denjenigen, der seine Biographie schreibt, zwar nicht mit Goethe für den höflichsten aller Menschen halten, aber doch diese Mittheilungen immerhin für eine Liebenswürdigkeit halten, so können wir nicht verhehlen, daß Selbstbiographien doch immer etwas Bedenkliches haben. Wüßte jeder bedeutende Mensch das Ende seiner Laufbahn so genau voraus, daß er die letzten Jahre anwenden könnte, um seine Selbstbiographie zu schreiben und zu vollenden, besäße Jeder die dazu nöthige Muße, Objectivität und Klarheit, so könnten wir uns für die Kultur- und Literatur-Geschichte nichts Köstlicheres denken, als solche Selbstbiographien. Da aber alle diese Umstände niemals und selbst einige derselben nur höchst selten zusammentreffen, so halten wir für die beste Biographie eine solche, welche bald nach dem Ableben eines Menschen und noch unter dem lebendigen Eindruck seiner Persönlichkeit zusammengestellt wird von einer kundigen Hand, mit sorgfältiger Benutzung alles vorhandenen Materials, mit gewissenhafter Vertheilung von Licht und Schatten. Unerläßlich scheint uns dabei auch, daß der Verfasser einer solchen Lebensbeschreibung der geschilderten Persönlichkeit im Leben sehr nahe gestanden habe, daß er den innigsten Theil an ihrem Wirken genommen, das eingehendste Verständniß ihres Wesens und Strebens gewonnen hat.

Alle diese Bedingungen scheint uns ein Buch*) zu erfüllen, das uns das Bild der vor wenigen Jahren verstorbenen schwedischen Schriftstellerin, Frederike Bremer, die auch in Deutschland vollständig heimisch geworden, vor die Seele führt. Charlotte Quiding, die Schwester der Verstorbenen, hat die Herausgabe des Werkes unternommen, das gleichzeitig schwedisch, deutsch und englisch erscheinen und in drei Theile zerfallen wird. Der soeben erschienene und uns vorliegende erste Theil enthält die Biographie der verewigten Schriftstellerin aus der Feder der Herausgeberin und als Ergänzung derselben Blätter aus Frederikens Tagebuch unter dem Titel „Aus meinem Leben“, die jedoch nur bis zum Jahre 1831 gehen, also nur die erste Lebenshälfte der Schriftstellerin umfassen. Der zweite Theil wird den Briefwechsel der Verstorbenen, der dritte ihren literarischen Nachlaß veröffentlichen.

Treten wir nun der sehr gut geschriebenen Biographie, an der wir nichts auszusetzen haben, als daß Frau Quiding hin und wieder zu vergessen scheint, daß sie Frederiken's und nicht ihre Lebensschilderung giebt und mehr von sich, als von dieser erzählt, etwas näher.

Wenn sonst die Lebensgeschichte bedeutender Männer und Frauen oft nur eine Geschichte der heftigsten Kämpfe mit äußerer Noth ist, so wuchs im Gegentheil Frederike Bremer im Ueberfluß auf und ihr äußeres Leben verfloß so ruhig, daß es mit wenigen Strichen zu skizziren ist.

Frederike Bremer wurde am 17. August 1801 auf einem Landgute in der Nähe von Abo in Finnland geboren und war

---

*) Lebensschilderung, Briefe und nachgelassene Schriften von Frederike Bremer. Herausgegeben von ihrer Schwester, Charlotte Quiding, geb. Bremer. Deutsche Originalausgabe in drei Theilen. Erster Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1868.

die zweite Tochter sehr vermögender Aeltern, die außer ihr noch mehrere Töchter und zwei Söhne besaßen. In zarter Kindheit siedelte sie mit ihren Aeltern nach Stockholm über und verlebte ihre Jugend theils in der Hauptstadt, theils auf einem nicht sehr weit entfernt davon gelegenen Landsitze, Arsta, den der Vater angekauft hatte. Sie erhielt eine sorgfältige Erziehung theils durch eine französische Gouvernante, theils durch Lehrer, erlernte außer den Schulwissenschaften, französisch, deutsch, englisch, italiänisch, wurde in der Musik unterrichtet und bildete ein hübsches Zeichentalent fleißig aus. Mit großer Streuge wurde darauf gesehen, daß die Kinder des Hauses sich gut hielten, gut benahmen, kurz keinerlei Verstöße gegen die feine Sitte machten und die arme kleine Frederike, welche Alles, was ihr in dieser Beziehung eingeprägt ward, eben so schnell wieder vergaß, während sie für Alles, was das Wissen betraf, ein eisernes Gedächtniß hatte, ärntete dafür unzählige Verweise von der Mutter. Ein eigenthümlicher Hang, Kleidungsstücke, Möbelüberzüge, Vorhänge und dergl. zu zerschneiden und zu verbrennen, Glas, Porzellan und Spielzeug zu zerbrechen, den ihre Schwester sehr ergötzlich schildert, konnte auch nicht dazu beitragen, ihr die Gunst ihrer Mutter in besonders hohem Grade zu erwerben, wozu sich endlich noch das Mißgeschick gesellte, daß Frederike eine sehr große Nase hatte, diese, weil sie wußte, daß dies der Mutter unangenehm sei, auf die seltsamste Weise zu verkleinern trachtete und dadurch das Uebel natürlich nur verschlimmerte.

In Frederikens Aelternhaus herrschte eine peinliche Regelmäßigkeit. Pünktlich zog man in die Stadt, pünktlich auf's Land hinaus, pünktlich wurden die Mahlzeiten gehalten, von denen Frederike und ihre Geschwister, so lange sie Kinder waren, leider nur wenig erhielten, weil ihre Mutter den Grundsatz hatte, Kinder dürften nur wenig essen, sonst würden sie dumm und träge; pünktlich las der Vater des Abends vor, pünktlich setzte man sich zum Schachspiel nieder, ja pünktlich wurde sagar die Stunde inne gehalten, in der sich die Familie zu unterhalten hatte, was bei dem Mangel an Gesprächsstoff sehr kläglich ausfiel und für Frederike zu einer wahren Folter ward. Diese starre Regelmäßigkeit, die auf dem Lande, wo man gar keinen geselligen Verkehr hatte, noch tödtender war, als in der Stadt, wo sie doch zuweilen durch Visiten, Bälle, Theater u. s. w. unterbrochen ward, erlitt einigemal Veränderungen durch Reisen, besonders durch eine in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und den Niederlanden, die aber, da der Vater auch dabei seine steife Pünktlichkeit aufrecht erhalten wissen wollte, keinen der Theilnehmenden zu wahrem Genusse kommen ließ. Nachdem Frederike schon vielfach zu Geburtstagen und sonstigen Familienfesten kleine Gedichte und Scenen ausgearbeitet, trat sie etwa im 28. Jahre zuerst mit ihren Skizzen aus dem Alltagsleben anfänglich anonym als Schriftstellerin auf, doch scheinen ihr beim Betreten dieser Laufbahn nicht die Schwierigkeiten entgegengestellt zu sein, die man von dem in ihrem älterlichen Hause herrschenden Geiste hätte erwarten sollen. Ihre Arbeiten, die sie anfänglich nur veröffentlichte, um ihre Mittel zu Zwecken der Wohlthätigkeit zu vergrößern, fanden Beifall, sie ärndtete Ruhm und Geld, die schwedische Akademie verlieh ihr die kleine — nach Jahren auch die große — goldene Medaille, und da fast gleichzeitig mit ihrem Auftreten als Schriftstellerin ihr Vater starb, so war sie selbständig und konnte sich ganz nach ihrem Gefallen abwechselnd bei ihrer verheirateten Schwester, bei Freunden oder bei ihrer Mutter aufhalten. Sie unternahm mehrere große Reisen, ging im Jahre 1848 zu einem mehrjährigen Aufenthalt nach Amerika, für das sie eine große Vorliebe hatte, trat im Jahre 1856 eine fünfjährige Reise durch die Schweiz, Frankreich, Belgien, Italien, Griechenland und Palästina an und machte, von derselben zurückgekehrt, im Sommer 1862 noch einen Ausflug nach Deutschland. Dies war jedoch ihre letzte Reise, denn am 31. Dezember 1865 beendete zu Arsta nach kurzem Krankenlager ein sanfter Tod ein dem äußern Anscheine nach ruhig und glücklich dahingeflossenes Leben.

Dem äußern Anscheine nach, sagen wir, denn in Wahrheit war dem nicht so. Obgleich Frederike Bremer mit Ausnahme des Todes zweier geliebter Geschwister — denn der Verlust der Aeltern ist ja naturgemäß — nichts von dem erfahren hatte, was man im gewöhnlichen Leben mit Schicksalsschlägen zu bezeichnen pflegt, hatte sie sich doch von Jugend auf äußerst unglücklich gefühlt, war nach dem Geständniß ihrer Schwester dem Zweifel und der Verzweiflung zum Raube geworden und es hatte Jahre der ernstesten Kämpfe bedurft, um geläutert und gestählt daraus hervorzugehen und die Frederike Bremer zu werden, die wir kennen und lieben. Der Mangel an Verständniß dessen, was diese junge Menschenseele zu ihrer Entfaltung bedurfte, der Mangel an Freiheit, an nützlicher Beschäftigung, das eiserne Festhalten an steifen Formen, die Düsterheit des Vaters, die pedantische Strenge beider Aeltern lasteten schwer auf Frederike und machten ihr das Vaterhaus zur Hölle. Doch hören wir sie darüber selbst.

„Meine Erziehung war ganz gewöhnlicher Art", sagt sie in ihrem Tagebuche. „Man pfropfte mir den Kopf voll mit schönen Lehren gegen die Eitelkeit und pflanzte mir die Eitelkeit selbst in's Herz. Eine Atmosphäre von Unschuld und Reinheit, die von dem Wesen meiner Mutter ausging, umgab meine Heimat und hielt lange die Seelen der Kinder von aller Bekanntschaft mit dem Bösen fern, aber die Neigung dazu lag mir noch unbewußt in meiner Seele. Bescheidenheit in der vollsten Bedeutung kannte ich nicht. Dagegen hegte ich ein warmes, glühendes Gefühl für alle heroischen Tugenden, eine unendliche Fähigkeit zu lieben und mich mit Freuden für das Wohl derer, die ich liebte, im Größten, wie im Kleinsten, aufzuopfern; ein Verlangen zu Geben, glücklich zu machen, zu lindern. Ich liebte meine Mutte auf das zärtlichste und heftigste und wollte vor allen andern in der Welt ihr gefallen; aber das verunglückte gänzlich. Ich ging schlecht, saß schlecht, knickste schlecht und hatte deshalb die bittersten Stunden, denn die Mama wollte, daß ihre Töchter so gut wie die Romanheldinnen sein sollten, die von Geburt an und von Natur vollkommen sind. Dies wollten wir nun auch von Herzen gern, aber die Natur war unfreundlich gegen mich und legte mir eher Hindernisse in den Weg. Keiner in meiner Umgebung verstand es, einen solchen Charakter wie den meinen zum Guten zu leiten. Man versuchte mich durch Strenge zu beugen, oder man machte meine Gedanken und Gefühle lächerlich. Ich war sehr unglücklich in meiner ersten Jugend", fährt sie fort und erzählt, daß sie allerlei Plane gemacht habe, sich um's Leben zu bringen, nur damit ihre Mutter ihre Strenge gegen sie bereue. Natürlich kam davon keiner zur Ausführung, eben so wenig wie der abenteuerliche Entschluß, aus dem Vaterhause zu entweichen und sich zum Kriegstheater zu begeben, um, nachdem sie Männerkleidung angezogen, Page des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) zu werden, der ihr wie ein Halbgott erschien.

„Religiöse Schwärmerei und weltliche Koketterie", heißt es an einer andern Stelle, „wechselten in mir ab mit Gefühlen, die mir nicht vollkommen klar waren, die aber meine junge Brust zu zersprengen drohten und bald den Himmel, bald die

Hölle mit sich führten. Wie zwei verzehrende Flammen brannten in meiner Seele das Verlangen nach Wissen und das Verlangen nach Genuß, aber sie blieben viele Jahre hindurch unbefriedigt.

„Ich machte Gesellschaften, Bälle, Concerte mit und amüsirte mich selten, außer im Theater, wo meine ganze Seele in Verwirrung gerieth. Ich sagte, daß ich kokett war, ich wurde es noch mehr, als ich bemerkte, daß ich bei meinen Aeltern besser angeschrieben war, je nachdem ich irgendwie oder irgendwo Glück bei Andern machte. In Gesellschaft betrug ich mich oft lächerlich, denn es war mir unmöglich, Seele und Körper in Ruhe zu halten. Neue Plage für die Mutter und dadurch auch für mich."

Sie erzählt weiter, daß sie trotzdem Courmacher gehabt, daß sie aber schon als junges Mädchen beschlossen gehabt habe, sich nicht zu verheiraten, fügt jedoch ehrlich hinzu, es sei gut, daß dieser Vorsatz in der Zeit von ihrem 17. bis 19. Jahre nicht auf die Probe gestellt ward. Später schlug sie mehrere Anträge aus, weil sie die schriftstellerische Thätigkeit für das Feld erkannt hatte, auf dem sie ihren Mitmenschen am Nützlichsten sein könne und weil sie diesen Beruf für unvereinbar mit dem einer Gattin und Mutter hielt. Diese Ansicht scheint uns etwas in Widerspruch zu stehen mit ihren sonstigen Ideen über die den Frauen zu gewährende Wirksamkeit in politischer und sozialer Hinsicht, da sie dieselben doch zu den verschiedensten Berufsarten tüchtig gemacht, zu den meisten Aemtern zugelassen haben will.

Doch kehren wir noch einmal zu ihrem Tagebuche zurück. Nachdem sie erzählt, daß sie, um ihren Aeltern zu gefallen, sich in Geschäfte der Haushaltung eingewöhnt, überhaupt alles Mögliche gethan habe, sich zum Günstling zu machen, um sich und ihren Schwestern nützlich zu sein, fährt sie fort:

„Dies glückte mir zuweilen, aber nur selten. Nirgends sonst wo habe ich so viele Unmöglichkeiten gesehen, wie in unserm Hause, Alles war unausführbar, nur große Reisen nicht." Frederike schildert nun die schon erwähnte Reise und fügt hinzu: „Für alles Gold und Gut der Welt, ja selbst für den Geist Tegnér's möchte ich nicht diese Reise noch einmal auf diese Weise machen. Ich litt wie Tantalus."

Ueber ihr Leben nach der Rückkehr von dieser Reise schreibt sie: „Von Jahr zu Jahr senkte sich eine immer schwerere Wolke über unser Haus nieder und noch mehr über meine Seele. Alle Illusionen verschwanden nach und nach. Hätte mir damals eine barmherzige Hand den Weg zum Lichte und zu einer nutzbringenden Zukunft gezeigt, es wären dann nicht so viele Jahre gleich Nullen an mir vorübergerollt und ich hätte die Bitterkeit und Plage jedes Tages besser ertragen. Aber meine Seele lag noch in Banden."

Sie gedenkt hierauf der innigen Freundschaft ihrer Schwestern, die mit ihr litten und schildert endlich, wie sie durch den Zuspruch eines edlen Freundes Trost in der Religion, im Glauben gefunden und wie sie dann in der ihr klar gewordenen Begabung zur Schriftstellerin eine Quelle befriedigender und nützlicher Thätigkeit entdeckt habe.

„Die bittern Gefühle, die ich empfunden," sagt sie in Bezug auf diese Thätigkeit, „sprachen sich theilweise in der „Einsamen" und in der „Trösterin" in meinen Skizzen aus dem Alltagsleben aus. Charlotte Aniding erzählt ferner, daß sich ihre Schwester in „Petrea mit der langen Nase", in „hemmet" (das Haus) gezeichnet und verräth auch, daß einer ihrer Brüder der „Cornet" aus der „Familie H." gewesen sei. Wer indeß mit Frederike Bremer's Schriften vertrauter ist, der wird hundert kleine, in ihren Romanen verstreute Züge in ihrem Aelternhause wiederfinden, der wird die Personen erkennen, die sie ihm im Gewande der Dichtung vorgeführt, die Situationen, in denen sie kämpfte, litt und siegte. Namentlich erlangt man auch durch eine Bekanntschaft mit ihrem Jugendleben eine richtige Würdigung der Gefühle, welche ihr den Roman „Hertha" diktirten, in dem sie rücksichtslos für eine Verbesserung des Looses der schwedischen Frauen auftrat und viel für sie erkämpfte.

Aber nicht nur als Schriftstellerin war Frederike Bremer unablässig bemüht für das Wohl der Menschheit. Im Jahre 1853 trat sie in einen Verein, dessen Vorsitzende sie ward und der sich die Aufgabe gestellt, Kindern, welche durch die Cholera ihre Aeltern verloren, Pflege und Erziehung zu schaffen. Einige Jahre später trat sie an die Spitze eines Vereins, dessen Mitglieder die Gefängnisse der Hauptstadt besuchten, um durch ihren Zuspruch die Gefangenen zum Guten zurückzuführen.

„Frederike", sagt ihre Schwester, „erlebte vier Ereignisse, worüber sie mit ihrem warmen und theilnehmenden Herzen für alle Fortschritte die größte Freude empfand: die Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten Amerika's; die Bestimmung eines gewissen Alters zur Mündigkeit des unverheirateten Weibes in Schweden; die Errichtung eines Seminars in Stockholm zur Ausbildung von Lehrerinnen und die auf eine so würdige Art durchgeführte Repräsentations-Reform."

Wir sehen mit Spannung den folgenden Theilen entgegen, besonders den darin enthaltenen Briefen, die gewiß noch wesentlich zur Vervollständigung des Bildes der verewigten Schriftstellerin beitragen werden. J. H.

Kleine literarische Revue.

— **Oesterreich im Frühjahre 1868.***) Zwei Tendenzen hat diese Broschüre sich zur Aufgabe und zur öffentlichen Verbreitung gestellt: die Rechtfertigung des „vielangefeindeten" österreichischen Ministers des Auswärtigen und die Versöhnung der Slaven. Die eine wird ihr wohl gelingen, die andere wird sie aber nicht erreichen. Man wird dem Streben des Baron Beust, die Neutralität des Kaiserstaats und den Frieden zu erhalten, und in Bundesgenossenschaft mit dem norddeutschen Bunde zu leben, in Deutschland bereitwillig Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn hier hat es der Verfasser mit Politikern und mit verständigen Leuten zu thun. Wenn er aber den böhmischen und andern Slaven zuredet, „die von der Regierung zum Frieden gebotene Hand und das neue Oesterreich ohne Rückhalt zu acceptiren", weil da jeder Nationalität das Recht zur selbständigen Entwickelung gewährleistet sei, so wird er wohl in den Wind gesprochen haben. Den Čechen ist mit Vernunftgründen nicht beizukommen. Sie haben sich in ihre eingebildete Größe vernarrt; sie wollen durchaus die Affen der Magyaren sein, und gegen diese Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Daß die österreichische Regierung der Versöhnung mit den Slaven bedarf, daß es dem Kaiserstaate jetzt ernstlich darum zu thun ist, „zwischen dem sich an seinen Gränzen vollziehenden deutschen und italiänischen Einigungsprozeß seine eigene Einigkeit zu erringen und seine Völker zu versöhnen" — wollen wir gern

*) Leipzig, Ch. E. Kollmann, 1868.

zugeben, das nützt aber bei den moskowitischen Cechen nichts, oder verstockt sie um so mehr. Was aber die Broschüre über „die Möglichkeit", den österreichischen Staatshaushalt zu ordnen, vorbringt, wie sie da „jedes Mittel" zur Deckung des Defizits, „sei es das der Anleihe, sei es selbst durch eine Vermehrung der cirkulirenden Noten" (!), für „gerechtfertigt" hält — das können wir ganz und gar nicht gutheißen. Die stetigen Anleihen haben durch ihre Zinsenlast eben den Haushalt zerrüttet, die Notenfabrikation hat schon einmal zum Bankerott geführt, diese „Mittel" können also jetzt unmöglich zur Besserung der Finanzen führen. Sparsamkeit, gute Wirthschaft und gerechte Justiz, Schulbildung und Unterricht, das sind die Rettungsmittel für Oesterreich.

— **Der deutsche Shakespeare des Bibliographischen Instituts.** Die Klassiker-Ausgaben des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen schreiten nach allen Richtungen der von ihnen beherrschten Literatur des In- und Auslandes mit Rüstigkeit vorwärts und gereichen der Umsicht der Verlagshandlung, die zu diesem Zwecke sich mit den tüchtigsten literarischen Kräften Deutschlands in Verbindung gesetzt hat, zur Ehre. Ihre Ausgabe des Shakespeare, in Uebersetzungen von F. Dingelstedt, W. Jordan, L. Seeger, K. Simrock, H. Viehoff und F. A. Gelbcke, liegt nun beinahe vollendet vor; es fehlt von den zehn stattlichen Bänden nur noch der vierte (fünf Lustspiele, worunter drei von Dingelstedt übersetzt) und der zehnte (die Sonnette, übertragen von Gelbcke, und Shakespeare's Biographie mit einer kritischen Einleitung von Dingelstedt enthaltend). Es sind die Leistungen eines Karl Simrock, eines Heinr. Viehhoff, eines Wilh. Jordan und der anderen oben Genannten auf diesem Gebiete zu bekannt und geschätzt, als daß wir zur Empfehlung ihrer Arbeiten noch etwas zu sagen brauchten. Von den 36 Dramen Shakespeare's hat Simrock zehn, Viehoff eilf, Jordan sechs, Dingelstedt ebenfalls sechs und Seeger drei übertragen. Simrock hat den Titel A Midsummer-nights Dream zum erstenmale durch „Walpurgisnachtstraum" übersetzt und rechtfertigt dies mit Shakespeare's eigenen Worten, der im vierten Akt dieses Lustspiels den König Theseus sagen läßt:

„Geh Wer und suche mir den Förster auf,
Denn unsere Mai-Begrüßung ist vollbracht.
. . . .
Sie machten ohne Zweifel früh sich auf
Zum Mai-Gebrauch, und, unsre Absicht hörend,
Sind sie zu unsrem Fest hieher gekommen."

Midsummer bedeutet zwar im Englischen, wie midsommer in den skandinavischen Sprachen, die Sommer-Sonnenwende, den Johannistag, aber der Titel A Midsummernights-Dream rührt wahrscheinlich nicht von Shakespeare selbst her, sondern ist dem heitern Maifestspiel erst von späteren Herausgebern mißverständlich gegeben worden. A. W. Schlegel hat darum mit richtigem Gefühl „Sommernachtstraum" und nicht das dem englischen Titel mehr entsprechende Mittsommer- oder Johannisnachtstraum gewählt. Die Walpurgisnacht (vom 30. April zum 1. Mai) ist auch die Sommernacht par excellence, in welcher von heidnischer Zeit her bei allen germanisch-anglo-skandinavischen Völkern, nach Grimm's Mythologie, der Empfang des Sommers, der völlige Abschied des feindseligen Winters, in Feld und Wald gefeiert worden ist.

— **Die Jungfrau von Orleans.** In der Stadt Orleans hat am 10. Mai die Säkularfeier der Befreiung der Stadt und des Landes durch die Helden-Jungfrau Jeanne Darc stattgefunden. Es waren dazu die noch lebenden Nachkommen von Peter Darc, dem Bruder und Waffengefährten Jeanne's, eingeladen. Der bereits durch seine früheren Schriften über die Jungfrau von Orleans bekannte Herr O'Reilly, Gerichtsrath in Rouen, hat bei dieser Gelegenheit ein Werk unter dem Titel: „Die beiden gerichtlichen Verurtheilungen, die späteren Untersuchungen des Prozesses und die Rehabilitation von Jeanne Darc"*) erscheinen lassen, das vom höchsten Interesse ist und wahrscheinlich auch in Deutschland mit Theilnahme gelesen werden wird. Es finden sich darin höchst merkwürdige, authentische Aktenstücke, die keinen historischen Zweifel mehr übrig lassen. Auch ein Facsimile und mehrere Bildnisse der Jungfrau sind beigefügt.

— **Berlin's antike Bildwerke.** Als einen trefflichen Wegweiser in dem Neuen Museum und anderen Sammlungen antiker Kunstwerke in Berlin, zugleich auch als ein höchst brauchbares archäologisches Handbuch können wir die Schrift: „Bausteine zur Geschichte der griechisch-römischen Plastik oder Berlin's antike Bildwerke", von Dr. Carl Friederichs**), empfehlen. Wie der Verfasser im Vorworte bemerkt, handelt es sich in seinem Buche nicht um eine äußerliche Beschreibung, noch um einen bloßen Index der Antiken im Berliner Museum, sondern um eine genaue und allseitige Erklärung der Kunstwerke in einer Form, durch welche es auch von gebildeten Dilettanten wird benutzt werden können. Der vorliegende erste Band umfaßt die Gypsabgüsse der antiken Bildwerke im Neuen Museum und etwa dreißig bedeutendere nicht im Museum befindliche Werke aus der Sammlung des Berliner Gewerbe-Instituts, aus der Humboldt'schen Sammlung in Tegel und aus dem archäologischen Apparat der Berliner Universität. Das Buch führt so die bedeutendsten Skulpturen des Alterthums vor, über die uns gleichsam ein eingehender beschreibender und kritischer Commentar nebst den wichtigsten literarischen Notizen gegeben wird. Der Verfasser hat die Abgüsse nach ihrer historischen Folge geordnet, so daß wir daraus ein Bild der kunstgeschichtlichen Entwickelung erhalten, wodurch das Werk zugleich zu einem von dem Berliner Museum unabhängigen Handbuche wird, das nicht nur beim Besuche auch anderer Gypssammlungen brauchbar ist, sondern auch, ohne Rücksicht auf irgend ein Museum, zum Studium der antiken Plastik überhaupt dienen kann. Durch Anweisungen unter dem Texte und durch übersichtliche Tabellen am Schlusse des Buches wird den Besuchern des Neuen Museums in Berlin die Auffindung der zu den einzelnen Kunstwerken gehörigen Erklärungen so leicht als möglich gemacht. Der Verfasser verspricht endlich noch, mit dem stets wachsenden Bestand des Museums gleichen Schritt zu halten und von Zeit zu Zeit, je nach der Anzahl der neu hinzukommenden Werke, Nachträge zu diesem Buche erscheinen zu lassen. E. M.

— **Rübezahl, Schlesische Provinzialblätter.** Seit dem Jahre 1868 ist mit dieser bereits in 72 Jahrgängen vorhandenen Monatsschrift eine neue Wandlung vorgegangen, indem der rüstige

*) Paris, H. Plon. 2 vol. pr. 16 fr.

**) Erster Band. Düsseldorf, Verlagshandlung von Jul. Buddeus. Berlin, Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung, 1868.

Herausgeber, Herr Theod. Oelsner, sich mit dem Verleger, Herrn F. Gebhardi in Brieg verbunden und der neuen, seit dem J. 1862 begonnenen Folge der „Schlesischen Provinzialblätter" den Namen Rübezahl's, des Märchengeistes der schlesischen Gebirgswelt, hinzugefügt hat. In diesem Sinne bringt das Journal auch manche interessante Mittheilung über den Naturreichthum der Provinz und die verborgenen unterirdischen Schätze derselben, manche dem Inhalte der politischen Zeitungen sich entziehende Berichte über frühere Ereignisse und manche, an das anziehende Schlesierland sich knüpfende Sage und Erzählung. Bei dem billigen Preise der Zeitschrift (2 Thaler für 12 Monats-Hefte) findet dieselbe gewiß auch außerhalb der Provinz Schlesien zahlreiche Abonnenten und Leser.

Das uns vorliegende Märzheft des „Rübezahl" enthält unter Anderm einen Nekrolog und zwei Bildnisse des am 16. August v. J. in Breslau verstorbenen Professors der Philologie, Dr. Friedrich Haase, ferner Abbildungen des in Domanze befindlichen Grabmals des Grafen Brandenburg, sowie schlesischer Bauerntrachten, ungedruckte Gedichte von Hoffmann v. Fallersleben, Provinzial- und Lokal-Notizen aller Art &c.

Literarischer Sprechsaal.

Aus Belgien gehen fortdauernd Klagen über die Zurücksetzung der vlamischen Nationalsprache durch die Regierung ein. Schlimmer könnte es kaum sein, meinen die Beschwerdeführer, wenn das Land unter französischer Herrschaft sich befände — denn auch in Frankreich läßt es die Regierung zu, daß die vlamisch, respective deutsch redende Bevölkerung des Nord- und des Niederrhein-Departements in ihren Elementarschulen und ihren Kneipen in der Muttersprache verkehrt, aber sowie sie aus den einen und den anderen heraustritt in die höheren Schulen, in das Heer, oder vor den Richter, wird sie unter die Vormundschaft einer ihr fremden Sprache gestellt und dadurch auf alle Weise benachtheiligt. Es liegen uns neuere Nummern des Genter Volksbelang und des Brüsseler Peuple Belge vor, welche eine Anzahl von Anekdoten, die Zurücksetzung der vlamischen Volkssprache in Belgien betreffend, enthalten, von denen wir nur das Curiosum anführen, daß vor kurzem von der Regierung in Brüssel ein Oberbriefträger für Belgisch-Limburg ernannt wurde, der kein Wort vlamisch versteht und nur französisch spricht. Nun sollte dieser Beamte den sämmtlichen Briefträgern der Provinz eine neue Instruction einschärfen — den Briefträgern, die zwar soviel französisch wissen, daß sie die in dieser Sprache geschriebenen Briefadressen lesen können, sonst aber gute Vlamingen sind, von denen Keiner die fremde Sprache redet oder versteht. Man kann sich nun leicht denken, welche Annehmlichkeiten für den öffentlichen Dienst und das Publikum aus dieser Nichtbeachtung der Sprache des Volkes hervorgehen.

Belehrende, für das Volk bestimmte Druckschriften werden von der Regierung nur dann unterstützt, wenn sie in französischer Sprache verfaßt sind. Während man einer „Histoire de toutes les communes du royaume" eine Subvention von 2000 Fr. für jeden Kreis, den diese Geschichte der belgischen Communen behandelt, zugesagt (was beiläufig, da Belgien mehr als zweihundert Kreise zählt, über 400,000 Fr. beträgt!), verweigert man dem „Willems-Fonds" in Gent, der die Förderung vlamischer literarischer Zwecke zum Gegenstand hat, jede Unterstützung.

Im Kreise St. Josseten Noode (Brüsseler Landkreis) haben sich kürzlich die Volksschullehrer zusammengethan, um eine von der Fédération des Instituteurs belges abgesonderte vlamische Zweiggenossenschaft der allgemeinen „Unterrichts-Liga" zu bilden, in welcher die Verhandlungen und Protokolle nur in vlamischer Sprache geführt werden, während in der andern genannten Zweiggenossenschaft nur französisch gesprochen und protokollirt wird. Unter dem Titel „La Tribune des instituteurs belges" erscheint jetzt eine pädagogische Zeitschrift, welche Artikel in beiden Sprachen enthält und ebensowohl der vlamischen, als der französischen Bildung volle Rücksicht zu Theil werden läßt.

In einer früheren Nummer dieses Blattes findet sich eine Notiz über die Abstammung des Namens „Loreley", die im Interesse der Wahrheit, wenn auch nicht in dem der Poesie, einer Berichtigung bedarf. Schreiber dieses ist mit dem rheinischen Sagen-Kreise von Jugend auf — und das ist schon ziemlich lange her — vertraut, und in der Nähe der Loreley zu Hause. Er kennt auch die Sage selbst, als im Wesentlichen mit der jetzt üblichen Deutung übereinstimmend. Was den Namen „Loreley" angeht, so ist es auch ganz richtig, daß „Ley" einen Felsen, und zwar einen Schieferfelsen, vorzugsweise in der Volkssprache bedeutet — und kommt dieser Name bei solchen Felsen, welche der Schifffahrt hinderlich sind, wie „Marley, Wirbelley", häufig vor. Dagegen stammt der Name „Lore" nicht von der Flußgottheit „Laro, Lohrau, Lohra", sondern von dem Worte „lure" oder „lauter", was soviel wie „nackt" oder „pur" heißt und sich auf die Eigenschaft des Lulen Felsens bezieht, der nackt in den Rhein hineinragt. Die Bezeichnung „Lore- oder Lureley" hat demnach mit der Sage nur den Schauplatz gemein. Daß aber eine Undine oder Nymphe — wes Namens ist unbekannt — sich auf diesem Felsen und im Rhein aufgehalten habe, ist seit uralten Zeiten bekannt; denn außerdem, daß die Fischer an der Lurley und die Bewohner der Umgegend es wußten und als Sage von Generation zu Generation vererbten, war die Sage auch im Mittelalter bekannt, und geschieht derselben schon durch die Minne-Sänger im Jahre 1235, zur Zeit der Hohenstaufen, Erwähnung. In der Nähe des Lureley-Felsens, am sogenannten Bett, hatte auch der fromme Einsiedler St. Goar, von dem die beiden Städtchen St. Goar und St. Goarshausen ihren Namen haben, zur Zeit des austrasischen Königs Siegbert seine Hütte und unterrichtete die hier angesiedelten Fischer, deren Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag hier dem Lachsfang obliegen, im Christenthum. M. C. Grandjean.

In Lahore (Ostindien) wird sich mit dem 1. Juni 1868 eine Gesellschaft begründen unter dem Namen The Himalayan Society, die die Erforschung des Himalaya zu ihrem besondern Zweck machen wird, in anthropologischer sowohl, wie in naturwissenschaftlicher Beziehung (für Geologie, Botanik, Zoologie, Topographie, Meteorologie). Sie fordert Alle sich dafür Interessirende zum Beitritt auf und wird gemeinsam mit der Asiatic Society in Calcutta handeln.

Ende v. J. erschien in **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin:**

Luise, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adami.** Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow. Miniatur-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.; geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erste Ausgabe dieser Biographie der Königin Luise kam aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (137)

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Materialismus und ethisches Bedürfniss

in ihrem Verhältnisse zur Psychologie.
Von **H. A. Rinne,** Dr. med.
gr. 8. Fein Velinpapier. geh. Preis 15 Sgr. (138)

Bei **S. Hirzel** in Leipzig erschien so eben:

Naturrecht

auf dem Grunde der Ethik.
Von (139)
Adolf Trendelenburg.
Zweite ausgeführtere Auflage.
gr. 8°. Preis: geheftet 3 Thlr. 10 Ngr.

So eben erscheint in unserem Verlage:

Sabbat-Stunden

zur Belehrung und Erbauung
der israelitischen Jugend.
Von
Dr. **David Cassel.**
Velinpapier. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Fern von jedem ausgeprägten Parteistandpunkt, auf der breiten Grundlage der israelitischen Sittenlehre stehend, wollen diese Vorträge alle die Jugend berührenden Verhältnisse behandeln, dieselbe zur richtigen Schätzung der Vergangenheit anleiten, zum Gange durch das Leben mit Charakterfestigkeit, religiösem Bewußtsein und Opferfreudigkeit ausrüsten, überhaupt aber zu guten Menschen und treuen Bürgern erziehen. Sie eignen sich ebenso zur Vorlesung im Familienkreise, wie zur religiösen Lektüre, und zwar für die weibliche sowohl als für die männliche Jugend. (140)

Berlin. **Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.**

In unserem Verlage erscheint so eben:

Ueber die

Lebensbedingungen der Pflanze.

Vortrag
gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 29. Februar 1868
von (141)
H. Michelhaus,
Privat-Dozenten an der Universität zu Berlin.
8. Velinpapier. 5 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

So eben ist erschienen und durch jede Buchhandlung und Post-Anstalt im Norddeutschen Bunde zu beziehen:

Eisenbahn-, Post- u. Dampfschiff-Cours-Buch. Nr. 3. 1868.

Bearbeitet nach den Materialien des Kgl. Post-Cours-Bureaus in Berlin.
31¼ Bogen. 8. Mit einer neuen grossen Uebersichts-Karte der Eisenbahnen und der bedeutenderen Post- und Dampfschiff-Verbindungen in Europa.
geh. Preis 15 Sgr.
(Inserate jeder Art werden darin angenommen, Tarif befindet sich zu Anfang der Anzeigen.)
Berlin, 4. Mai 1868. (142)
Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Herman Grimm: Ueber Künstler und Kunstwerke.

Zwei Bände. 1865 und 1867. Mit 15 Photographieen. Velinpapier. Zu je 2 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten ein überaus reiches Material zur Kunstgeschichte, namentlich über Raphael, Michelangelo, Dürer, Holbein, Lionardo. Der erste Band enthält photographische Darstellungen von Kunstwerken (namentlich von Dürer und Michelangelo), der zweite (hauptsächlich von Raphael und Lionardo) zum Theil nach den Originalen, zum Theil nach Stichen angefertigt. (143)

In unserem Verlage ist so eben erschienen: (144)

Handbuch über den Königlich Preussischen Hof und Staat.

68¾ Bogen. gr. 8. carton. Preis 3 Thlr.

Dasselbe enthält den Hofstaat und das Beamten-Personal in den alten Provinzen. Demselben sind Annalen der Jahre 1864—1866 vorausgeschickt. Diese enthalten zunächst eine Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse für Preussen und Deutschland in Bezug auf Vorgänge am Hofe und in der Regierungssphäre, auf auswärtige Politik, Krieg, Anlage von Eisenbahnen und Telegraphen-Linien u. s. w.; dann folgt eine sehr eingehende chronologische Uebersicht aller wichtigen Ereignisse der Jahre 1864—1866 einschliesslich und ein specielles chronologisches Verzeichniss der für Preussen erlassenen Gesetze; zuletzt kommt ein Verzeichniss der Todesfälle in den angegebenen drei Jahren. Am Schlusse des Werkes ist ein doppelter Anhang beigefügt. In dem ersten Anhange wird, unter Berücksichtigung der neu erworbenen Landestheile, eine Uebersicht des preussischen Staates nach dem Flächenraum und der Einwohnerzahl, sowie ein systematisches Verzeichniss der preussischen Städte gegeben. Ein zweiter Anhang ist dem Organismus des Norddeutschen Bundes gewidmet.

Berlin, 1. Mai 1868. Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Verlag der **Weidmann**'schen Buchhandlung in Berlin.

So eben erschien: (145)

G. A. von Klöden's

Handbuch der Erdkunde.

Dritter Band:
Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Asien, Australien, Afrika und Amerika.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
1. u. 2. Lieferung à 15 Sgr.

Früher erschien:
Erster Band.
Handbuch der physischen Geographie.
Mit 274 Holzschnitten Neue Ausgabe. 64 Bogen.
Preis 4 Thlr.

Zweiter Band (in 2 Abtheilungen).
Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
104 Bogen. gr. 8. Preis 5 Thlr.

Verlag von Firmin Didot Frères, Fils & Co. in Paris.

So eben erschien bei uns:

Encyclopédie de famille, répertoire général des connaissances usuelles publié par M. M. Firmin Didot frères avec le concours de savants, d'artistes et de gens de lettres. Tome I. (Aaron — Arbre.) 1 Vol. in-8. à 2 colonnes. Preis 1 Thlr. 2½ Sgr.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Contextum verborum ad optimorum librorum fidem editum, varietatem lectionis, summaria Haackiana et Dukeri indices rerum et verborum adauctos complect. Curante R. A. Morstadio et Gervino. 2 Vols. de texte et 2 Vols. d'annotations. in-8. Preis 4 Thlr. 10 Ngr.

Gaillard, Henry, Coups de fusil et coups de vent. (Jagdabenteuer und Seegeschichten.) 1 Vol. in-18. Preis 1 Thlr.

Paris, Mai 1868. (146)

Zum Besten für die Nothleidenden in Ostpreußen.

Im unterzeichneten Verlage erschien:

Johanna.

Ein ostpreußisches Idyll
von
Erwin Schlieben.
9 Bogen M.-A. Elegant brochirt: 15 Gr.

☛ **Der Ertrag ist zum Besten für die Nothleidenden in Ostpreußen bestimmt.** ☚

Durch einen Vortrag dieser Dichtung erntete der Dichter in Oldenburg nicht nur den allgemeinen und ungetheilten Beifall seiner Zuhörer, sondern der Erlös brachte auch seinen nothleidenden Landsleuten in Ostpreußen bereits eine ansehnliche Unterstützung. Um noch mehr zur Linderung der dortigen Noth beizutragen, hat sich Dr. Schlieben entschlossen, seine vaterländische Dichtung im Druck erscheinen zu lassen und den Ertrag derselben dem Hülfs-Comité für Ostpreußen zu überweisen. (147)

Oldenburg. **Schulze'sche Buchhandlung.**

Magazin für die Literatur des Auslandes

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 30. Mai 1868. [Nº 22.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Gentz in seinen Staatsschriften über Frankreichs und Rußlands Politik.*)

Die werthvollen Aufschlüsse, welche der Freiherr von Prokesch-Osten „aus dem Nachlasse Friedrich's von Gentz" gegeben, sind im zweiten Bande durch die Veröffentlichung einer Anzahl Denkschriften vermehrt worden, die jeder Unparteiische als eine Bereicherung der publicistischen Literatur betrachten wird. Die staatsmännische Thätigkeit dieses, wie man ihn genannt hat, „größten politischen Schriftstellers der Deutschen" zerfällt in zwei Perioden, die des geistigen Kampfes mit Napoleon I. und die der Restaurations-Periode, welche Gentzen's Talent im Niedergang zeigt. Seine wahre Größe hat in der hartnäckigen Vertheidigung Deutschlands gegen die Bonapartesche Universal-Monarchie bestanden; da war er in seinem Lebenselement, da hat er die Kraft begeisterter Ueberzeugung entwickelt, da hat er der Menschheit genützt, indem er die Fesseln seinem deutschen Vaterlande abstreifen half. Was er später in der Epoche der Restauration geleistet, ist von verschiedenartigem, zum Theil sehr zweifelhaftem Werthe gewesen und hat ihn mehr als einen Liebediener der Großen, denn als einen unerschrockenen Wahrheitsfreund der Welt kund gethan.

Augenscheinlich ist auch dem Herausgeber, Herrn v. Prokesch-Osten, die erste Periode der Gentz'schen Thätigkeit würdiger, bedeutungsvoller erschienen. Die Einleitungen zu den einzelnen Denkschriften bezeugen dies. Denkende Politiker von einer auch nur vergleichsweisen Höhe der Auffassung sind äußerst selten; es gilt hier der Satz, den schon Sokrates von dem Maß des politischen Verständnisses der großen Mehrzahl ausgesprochen hat. Ein denkender Politiker war Gentz, als er nach dem berühmten Worte des Kaisers Alexander der „Retter Europa's" war. Mit durchdringendem Scharfblick hat er damals die Lage Europa's erfaßt, alle Gunst und Ungunst der Verhältnisse geprüft und abgewogen, seinem Vaterlande und allen Staaten der civilisirten Welt ihren Platz auf dem großen Schlachtfelde angewiesen. Wenn er im täglichen Leben oftmals ein leichtsinniger Brausekopf war, hob er sich auf der Arena der Weltereignisse zu männlicher Energie und eherner Entschiedenheit des Willens empor; er hat nicht verzweifelt, als die Meisten verzweifelten und die Gewaltherrschaft des übermüthigen Korsen auf dem Gipfel ihrer Triumphe stand.

Die erste von den mitgetheilten Denkschriften ist ein in französischer Sprache entworfenes Friedensprojekt, welches auf den Voraussetzungen der Situation vom Frühling 1806 beruhte, aber durch die Abschließung des Rheinbundes im Keime erstickt ward. Gentz glaubte im Juli 1806 noch an die Möglichkeit eines in das Gewand des Friedens gekleideten Waffenstillstands mit Frankreich; er glaubte noch, daß man das Aeußerste verschieben dürfe, das Umsichgreifen der französischen Vergrößerungssucht noch durch diplomatische Schachzüge zu dämmen sei. Die Nachricht von dem Abschlusse des Rheinbundes belehrte ihn eines Besseren. Tief gebeugt durch diesen Verrath der Fürsten am Vaterlande, raffte er sich, scheinbar unthätig in Dresden vegetirend, zu einer energischeren Anschauung des trostlosen Zustandes auf.

Die zweite Denkschrift, welche in die letzten Monate des Jahres 1808 fällt und deutsch geschrieben ist, überbietet ihre Vorgängerin an Klarheit des Gedankens und Entschiedenheit des Urtheils. Gentz hat eingesehen, was die Nothwendigkeit gebietet. Das ganze bisherige System Europa's ist umgestürzt, Frankreich hat Deutschland absorbirt, Preußen den Fuß auf den Nacken gesetzt, Oesterreich, England und Rußland sind die einzigen Mächte, die noch widerstandsfähig. Wie ist unter solchen Verhältnissen Rettung zu schaffen? Dadurch, daß man den Schwerpunkt der Dinge nach Deutschland verlegt. Mit Recht macht Prokesch-Osten darauf aufmerksam, daß diese Lösung der Existenzfrage Europa's die Krone der politischen Erkenntniß war. Um Deutschland drehen sich die höchsten Katastrophen des Welttheils. Daß Gentz in jenen Tagen nach dem schmählichen Zerfall und den gräßlichen Niederlagen der preußischen Monarchie, unmittelbar unter dem Eindrucke des Tilsiter Friedens, ganz allein an Oesterreichs Initiative dachte, von dem Kaiserstaate allein die Wiederherstellung Deutschlands erwartete, war damals gewiß sehr erklärlich und durch die Umstände gerechtfertigt. Preußens Auferstehung lag 1808 kaum in den Gränzen der Möglichkeit. Und so wollte Gentz die deutsche Reichsföderation unter Oesterreichs Aegide wiederbeleben, die abgestorbenen Glieder ausscheiden, die als tüchtig bewährten, das gerettete Preußen voran, im engeren Anschluß aufnehmen und, was trotz mancher Fehler dieses Entwurfes anzuerkennen ist, die Rechtsgarantieen gegen die Uebergriffe der kaiserlichen Centralgewalt zur edleren Form eines föderalen Rechtsstaates ausgebildet sehen. Sein Hauptfehler war nur, daß seinen Plänen das passende Material gebrach, es war allzuvieles faul geworden in Deutschland, als daß der Prozeß des Wiedereinrenkens der beschädigten Reichsglieder leicht und schmerzlos hätte vor sich gehen können. Gentz war der Meinung, daß nur eine schonende Verbesserung der alten Reichsverfassung vonnöthen sei und der Rheinbund sich, wenn man nur erst wieder Herr im eigenen Hause geworden, ohne fundamentale Abände-

*) Aus dem Nachlasse Friedrich's von Gentz. Zweiter Band. Denkschriften. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1868.

rungen auflösen lasse. Auch hierin hat er sich geirrt. Durch den Napoleonischen Rheinbund war ein folgenschwangeres Prinzip in das deutsche Staatensystem eingeführt worden: die absolute Souverainetät an Stelle der alten Landeshoheit, der Bruch mit dem historischen Recht, die Confiscation einer unzähligen Masse von Reichsterritorien, deren geistliche und weltliche Herren vermöge der Kleinheit ihrer Gebiete, ein handgreifliches Interesse an der Stärkung der Reichsgewalt gehabt hatten. Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau hatten durch ihre Vergrößerung den Schwerpunkt der Dinge völlig verrückt; so, wie sie Napoleon zurecht gemacht, paßten sie nicht mehr in die alte Reichsconföderation, sie waren nicht nur sehr partikularistisch, sie waren ganz unabhängig geworden. Der Herzog von Nassau, der unter Napoleon von Deutz am Rhein bis an die Thore von Frankfurt am Main herrschte, war ein anderer als der einstmalige Fürst von Nassau-Usingen, der mit dem von Nassau-Weilburg schmale Landesportionen theilte. Man hätte diesen neuen „Souverainen" erst tüchtig das Napoleonische Fett abzapfen müssen, ehe eine wirksame Wiederherstellung des alten Reichsstaates möglich ward. So verrottet und verrostet, wie die büreaukratischen Centralisten der französelnden Rheinbündner ihn darstellten, war der Reichskörper allerdings nicht, aber einer gründlichen Reform bedurfte er sicher, und mit einer oberflächlichen Sühne der schreiendsten Gewaltthaten der Fremdherrschaft war die Sache nicht abgethan. Es ist unleugbar, daß noch im Jahre 1808 dem damals durchaus patriotischen Gentz das richtige Prinzip einer föderalen Selbstregierung des innig geeinten Deutschlands vorschwebte; allein sein Bundesstaat blieb im Embryo stecken, zur plastischen Schärfe vermochte sein sonst so klarer Kopf die Grundidee nicht zu entwickeln. Nichtsdestoweniger ist diese Denkschrift selbst heute noch der höchsten Beachtung werth. Die argen Fehler der Bundesverfassung von 1816 sind hier zwar schon in einzelnen Keimen vorhanden, aber noch von richtigen Anschauungen überwuchert und die Verletzung der Gleichberechtigung Preußens mit Oesterreich, welche den Bruch von 1866 herbeizog, im Jahre 1808 nicht so hervortretend, weil der preußische Staat dem ersten Ansturm der Napoleonischen Herrschsucht zu schnell und schrecklich erlegen war. Eine treue Schilderung des ganzen, gränzenlosen Elends von 1806 belehrt uns, daß die Monarchie Friedrich's des Großen in den beiden ersten Jahren nach jener Katastrophe kaum noch eine Scheinexistenz führte. Es mußten erst durch den wilden Ingrimm der Knechtschaft die tiefsten Schachte der Volksnatur aufgewühlt werden, ehe der Geist besserer Tage die ruhmreiche Auferstehung vollzog. Diese Palingenesie Preußens hat Gentz 1815 unterschätzt und hiermit den Samen der Trennung ausgestreut. Man darf ihm seinen Fehler mit Recht vorwerfen, weil er klug genug gewesen ist, ihn vermeiden zu können.

Die dritte Denkschrift, wieder in französischer Sprache, betrifft das Verhältniß der ottomanischen Pforte zu den Hauptmächten Europa's in den Jahren 1815 und 1816. Sie ist ein Meisterwerk politisch-diplomatischen Scharfsinns, das Lob des Freiherrn von Prokesch-Osten, eines in der orientalischen Frage sehr competenten Kritikers, verdient sie im vollsten Maße. Schon 1815 durchschaute Gentz Rußlands orientalische Politik und dessen stille Absicht, die Türkei bei passender Gelegenheit als gute Beute zu verspeisen. Die Aufrechthaltung des osmanischen Reiches war ihm ein Gebot der Gerechtigkeit, der Vorsicht, der eigenen Selbsterhaltung. Er hat diese Denkschrift nicht bloß in usum delphini verfaßt, sondern zur unmittelbaren Belehrung der türkischen Machthaber; er hat sie im April 1816 an den Hospodaren der Walachei, Fürsten Caradja geschickt, damit derselbe seine Arbeit in ihrem gesammten Umfange der türkischen Regierung vorlegen und sie einen tiefen Blick in die Verschwörungen des Petersburger Cabinets thun lasse. Mit einer Beredtsamkeit, welche man selten in Staatsschriften zu finden gewohnt ist, schildert Gentz die Furchtbarkeit Rußlands, und er verheimlicht keineswegs, daß sie durch die Verträge von 1815 einen sehr wichtigen Zuwachs empfangen hat. Congreß-Polen ist ein vorspringender Winkel, der sich in Preußen und Oesterreich einbohrt und beide Staaten gleichmäßig bedroht. Rußland ist, seiner Natur und Geschichte nach, eine erobernde Macht, die seit Catharina I. und schon vorher in einzelnen Anläufen das Bewußtsein ihrer Aufgabe hegt, vor keinem Hinderniß zurückschreckt und da es, ein unsäglicher Vortheil! den Rücken frei hat, unaufhaltsam gen Westen drängt. Die griechische Religion eines hervorragenden Theils der osmanischen Unterthanen ist fort und fort der willkommene Vorwand der Einmischung, aber der offene, kriegerische Angriff, wo er nur irgend Aussichten auf Erfolg bot, nie verschmäht worden. Gentz hat aus guten Gründen in der Denkschrift von 1815 die Einmischung Rußlands in die innern Angelegenheiten der Pforte nicht einmal andeutungsweise berührt, während er die krassen Irrthümer der orientalischen Politik Joseph's II., der sich bis zur äußersten Verkennung seiner Interessen von Catharina II. am Gängelbande führen ließ, offenherzig und gründlich aufgedeckt hat.

Desto näher ist er in der folgenden, auch französisch geschriebenen Denkschrift, die vom Dezember 1823 datirt und den griechischen Aufstand behandelt, auf das zersetzende Wirken Rußlands im Innern der Türkei eingegangen. Wer mit vorurtheilsfreiem Auge und ohne christlich-germanische Romantik die Verhältnisse des Orients anschaut, muß die Ueberzeugung gewinnen, daß die Wühlereien russischer Agenten schon der ersten Erhebung der Griechen nicht fremd gewesen sind; das Losbrechen der Revolution auf einer Menge von Punkten zu gleicher Zeit mußte anzeigen, daß hier ein wohlüberlegter Plan der Abschüttelung des „Türkenjoches" in Scene gesetzt ward und ohne Einflüsterungen des Auslandes nicht Ideen in Umlauf kommen konnten, welche dem Gesichtskreise der damaligen Griechen völlig fremd geblieben waren. Die späteren Ereignisse haben die Voraussichten unseres Gentz lediglich bestätigt und die evidente Wahrheit des Satzes bewiesen, daß Rußland kein gedeihliches Abkommen zwischen der Pforte und ihren griechischen Unterthanen dulden mag. Nicht Erleichterungen für die Griechen, sondern Zerreißung des Unterthanenverbandes derselben ist das Ziel dieser russischen Politik. Gentz enthüllt sie Schritt für Schritt in unbarmherziger Weise. Er beklagt zwar das ältere Verfahren der türkischen Regierung, welche ihren asiatischen Vorurtheilen zu lange freien Spielraum gegönnt hat; er weist indessen darauf hin, daß die redlichsten Absichten der Pforte von böswilliger Hand durchkreuzt worden sind, daß, nachdem die Pforte, den Vorschlägen Englands und Oesterreichs gemäß, Alles gethan hatte, den irgend berechtigten Ansprüchen Rußlands Genüge zu thun, von der griechisch-russischen Partei ein neuer Akt des Insurrektions-Drama's auf die Weltbühne gehoben ward, um die Wunden des ottomanischen Reiches stets offen zu erhalten. Was hierüber Gentz anno 1823 geschrieben, paßt noch zur Stunde genau. Es ist, als wenn es im Hinblick auf den cretensischen Aufstand gesagt worden wäre. Jetzt freilich hat sich die Sachlage im Orient bedeutend ver-

schlimmert. Auch die slavischen, nämlich serbischen, bulgarischen, bosnischen und montenegrinischen Spießgesellen der russischen Revolutions-Propaganda heben schon ihre Waffen zum Hauptschlage wider die Türkei. Wir sind der Entscheidung vielleicht näher, als man gemeinhin glaubt. Dann wird offenbar werden, welche unendliche Wichtigkeit den orientalischen Verwickelungen inne wohnt. Die richtige Alternative: „entweder ein der Pforte vollständig unterthäniges oder ein unabhängiges Griechenland, und wenn eines, dann ein starkes, damit es selbständig russischen Intriguen widerstehen kann", ist zur rechten Zeit blind vernachlässigt worden; die Früchte der unseligen Halbheit wird man bald genug ärnten.

Die übrigen Denkschriften, die Herr von Prokesch-Osten aus Gentzens Papieren mittheilt, haben geringeres Interesse, wenngleich sie historisch nicht ohne Bedeutung. Sie betreffen Oesterreichs Haltung gegenüber den polnischen Insurgenten von 1831, die Constituirung des neuen belgischen Staates mit Holland's Einwilligung und das österreichische Geld- und Creditwesen (1818). Ueberall nimmt man den Vorzug der Sachkenntniß wahr. Etwas von dem großen Gentz der Jahre 1805—1809 ist noch in den spätesten Productionen seiner Feder lebendig. Um so mehr muß man bedauern, daß „der größte politische Schriftsteller Deutschlands" den Verkehrtheiten der Restaurations-Epoche so verhängnißvolle Opfer gebracht hat.

Trauttwein von Belle.

Austrologische Excursionen.

II.

Deutsche Austernzucht.

Wir sahen, daß die beiden gebildetsten Völker, die Engländer und die Franzosen, zum Theil ernstliche und umfangreiche Saaten gestreut haben, schon ärnten und noch goldnere Aussäten auf immer reichlichere Verzinsung ihres in's Wasser geworfenen Geldes genießen. Nur wir Deutsche, die wir, wie erwiesen, mehr Gehirn haben, als die Engländer und Franzosen und vielfach berechtigt sind, uns für die gebildetste aller Nationen zu halten, handeln oder faullenzen in dieser praktischen Richtung des goldenen Lebens nicht viel besser, als Vogt's Mikrocephalen. Anregungen einzelner thätiger und einsichtiger Männer, wie die des General-Consul Sturz, blieben ebenso unbeachtet, wie schon vor einem Jahrhundert die Entdeckungen Jakobi's, und erst während der letzten Jahre machen neue Fischerei-Gesellschaften in Hamburg, Bremen, Bremerhafen, Danzig, hoffentlich auch unter Leitung des hochverdienten Lieutenant-Capitains Ran und des Grafen Baudissin auch in Cappeln, anerkennungswerthe Anstrengungen, für uns Ehre und Aernten aus dem Salzwasser zu schöpfen.

Für künstliche Austernzucht hat das neue Norddeutschland ein bis jetzt noch nicht gemessenes, günstiges Gebiet an den Mündungen der Nordseeflüsse und den Gestaden einer großen Menge von Inseln. Unsere holsteiner Austern sind zwar keine Holsteiner, aber doch wenigstens echte Meeresfrüchte von schleswig'schen und nordfriesischen Küsten. Aber mit etwas Kunst und Kapital lassen sich dort viele Meilen an Inseln und Meeresküsten in die ergiebigsten Austernparks verwandeln, vielleicht um so mehr, als die natürlichen Austernbänke an schleswig'schen Küsten u. s. w. nahe und wohlfeile Saat dazu liefern können. Der Flächeninhalt derselben wird auf drei Quadratmeilen angegeben, welcher bei den Inseln Sylt und Amrum die meisten Bänke aufweisen kann. Die Austernpächter-Gesellschaft von Flensburg hat für eine jährliche Abgabe von 22,000 Thalern bis 1879 das ausschließliche Recht, die meisten dieser Bänke zu befischen; doch fehlt es ihr an Mannschaften und Mitteln, alle natürlichen Vorräthe zu benutzen. Viele derselben werden ganz vernachlässigt, und selbst befischte Bänke sollen seit Jahren so überfüllt sein, daß nach einer dem General-Consul Sturz gemachten Mittheilung, eine einzige tausend Tonnen liefern könnte, ohne sie zu erschöpfen. Die Fischer von Sylt ärnten manchmal auf der Nordseite innerhalb einiger Stunden bis hundert Tonnen. Auch die Südseite von Amrum soll mit einer Ueberfülle ganz vorzüglicher Austern versehen sein. Da die ganze Reihe der friesischen Inseln mehr oder weniger aus Anschoppungen von dem Festlande und den Flußmündungen her besteht und sie so gewissermaßen einen lebendigen und allerhand infusorisches Leben begünstigenden Gestade-Grund besitzen, eignen sie sich alle für Fisch- und besonders Austernkultur, so daß es nur darauf ankommt, besonders günstige Buchten auszusuchen, von überflüssigem Schlamm zu reinigen, den so gewonnenen Grund in Parks abzutheilen und nach bewährten Mustern auszustatten. Eine Hauptsache dabei bleibt, den eingeschlossenen Wassern möglichst viel Ruhe vor den stürmischen Launen des Meeres umher zu sichern und zugleich regelmäßige Zu- und Abflüsse zu veranlassen, um immer neues Leben und frische Nahrung aus dem großen Vorrathe des Oceans hineinzuführen. Diese Mittel liefern die beste und wohlfeilste Mast. Besonders günstig sind daher auch die Flußmündungen, welche allerhand Abfälle vom Lande her als Erzeugungs- und Nahrungsstoffe für Fisch- und Austernfutter herunterschwemmen. Daher wird man sich dort hauptsächlich und zunächst an die Mündungen der Ems und die Gestade ihrer großen Bucht zu halten haben. Eine frühere Austernbank in der Wester-Ems war ungemein ergiebig; in der östlichen fischte man noch vor drei Jahren viele Tausende von Austern. Man mag sich daher hier, so wie an ausgesuchten Stellen der ausgedehnten Watten von Ostfriesland getrost daran machen, Austernparks anzulegen, nach den besten bisherigen Erfahrungen auszustatten und zu bewirthschaften.

Am Lohnendsten wird dies durch eine große Compagnie geschehen, etwa wie sie der General-Consul Sturz in seiner Denkschrift über den Austernbetrieb vorgeschlagen hat. Doch sollte man dabei durchaus nicht den kleinen Betrieb durch Privatfarmer vernachlässigen und, nach dem Muster Frankreichs auf der Insel Ree u. s. w., ärmere Bewohner oder auch herbeigezogene Arbeiter durch verschiedene Begünstigungen in Form von Kredit, Vorschüssen, Aussicht auf Prämien u. s. w. anregen, die jetzt hundertmeilig verödeten und vernachlässigten Gestade der Nordsee und der friesischen Inseln mit neuen Lebens- und Wohlstandsquellen zu befruchten und der überall auf dem Lande und in den Städten schreienden Noth, Arbeitslosigkeit und Unzufriedenheit neue Lebensbefriedigung zuzuführen, oder sie an die Quellen selbst zu versetzen und ihnen zu zeigen, wie man selbst zu schöpfen habe. Vor mehreren Jahren machte schon ein Engländer vertrauensvoll mit tüchtigen Mitteln Versuche, als Pächter ostfriesischer Austernbänke dort künstliche Zucht zu begründen; er ward nur durch zu große Eismassen im Frühlinge verhindert, sein Schiff voll junger Austern an der Insel Juist auszusäen und kehrte deshalb damit nach England zurück. Als erfahrener Austernzüchter war er vollkommen überzeugt, daß dort ein günstiger Boden für diese bis tausend Procent versprechende Kunst-Industrie sei. Jetzt ist einer der schönsten Theile der Nordsee

mit ihren Reihen von Inseln wirklich deutsches Meer geworden, und wir werden deshalb wohl nicht mehr warten, bis praktische Engländer kommen, um uns für ihre Rechnung und ihren Gewinn mit Fischen und Austern aus unsern Meeren zu versorgen oder sie uns lieber vor der Nase wegzufischen und selbst zu verzehren, wie sie dies um Helgoland herum thun. Sie haben uns mit Gas- und Wasserleitungen versorgt und uns dadurch allerdings große Wohlthaten erwiesen, da unser Unternehmungsgeist selbst dazu zu feig oder auch staatlich und polizeilich gefesselt war; aber es ist nun auch eine bleibende Schmach für uns, daß der Gewinn aus diesen Unternehmungen immer in Londoner Kassen abgeführt wird. Durch Schaden, Hungersnoth und massenhafte Arbeitslosigkeit klug geworden, werden wir hoffentlich endlich die Bewirthschaftung des Wassers, wozu auch Wasserleitungen, Entwässerung der Städte und Versorgung derselben mit gesundem Trinkwasser gehören, auf eigene Rechnung unternehmen, und die Zinsen davon nicht nur mit guten Dividenden, sondern auch als erhöhten Volkswohlstand, schönere Gesundheit und verlängerte Lebensdauer selbst einstreichen und genießen lernen.

Wir bemerken nur noch, daß sich auch an den Mündungen der Elder und Elbe manche günstige Stellen für Austernparks finden oder leicht zurechtmachen lassen und hier, wie an der Ems, kleine ordentliche Leute, namentlich verarmende Fischer, welche fünfundsiebzig bis achtzig Thaler zusammenbringen oder auf Kredit erhalten können, sehr gut thun werden, sich kleine Gärten von 40—50 Ellen im Quadrat in's Wasser hinein zu ummauern und mit jungen Austern zu besäen. Mit etwas Pflege und Geduld finden sie dann nach einigen Jahren in diesem Garten, wo vorher vielleicht niemals der Werth eines Silbergroschens wuchs, eine stets wachsende, hohe Verzinsung des Kapitals und der Arbeitsauslage. Für großartigere und sofortige gewinnreiche Austernfischerei bieten wohl die Verhältnisse der Flensburger Pächterei-Gesellschaft günstige Gelegenheit. Ihr Contract für Befischung der schleswig'schen und nordfriesischen Austernbänke mit der dänischen Regierung gilt bis zum September 1878. Dieser giebt ihnen ein Recht auf fünfzig Austernbänke, die aber durchaus nicht alle befischt werden und in Betrieb gesetzt worden sind, weil ihr die Mittel dazu fehlen. Deshalb bleibt eine große Menge Nahrungskapital, welches jetzt einen immer steigenden Werth enthält, im Meere liegen, und auch andere Bänke, welche der Gesellschaft gar nicht gehören, verkommen vielleicht im Schlamme und in eigner Ueberfülle. Unter diesen Verhältnissen wäre es gut, wenn sich sofort eine neue Gesellschaft bildete, sich mit der Flensburger wegen unbenutzter Bänke abfände und den sonstigen herrenlosen Vorrath abärntete. Nach dieser ersten, sofort gewinnreichen Thätigkeit würde sie im eigensten Interesse die alten Bänke bewirthschaften und an den geeignetsten Küsten und Inseln der Nordsee für ordentliche künstliche Zucht und Kultur neue anlegen. Eine große ordentliche Gesellschaft der Art, welche sich zugleich die praktische Lösung des Widerstreites von Kapital und Arbeit als Arbeits-Genossenschaft oder englische „Industrial Partnership" zum Muster nehmen könnte, würde gut thun, sofort mit Einbürgerung guter englischer, oder wohl noch besser amerikanischer Austernarten zu beginnen. Letztere sind bedeutend größer und ebenso würzig, als die besten englischen und lassen sich nach Aussage guter Gewährsmänner, auch an unseren nordischen Küsten mit Erfolg züchten. Sturz giebt darüber nähere Auskunft und erzählt auch, daß die Franzosen schon vor acht Jahren einen zwar übereilten, aber doch wesentlich glücklichen Versuch machten, die vorzüglichsten amerikanischen Austern und sonstige Schalthiere in französischen Gewässern anzusiedeln. Mit Benutzung der dabei gemachten Erfahrungen und schnelleren Verbindungen werden neue Versuche mit größerer Zuversicht auf glänzenden Erfolg gemacht werden können.

Es drängen sich also von allen Seiten praktische Anregungen und Erfolge an uns heran, um auch uns endlich mit unserer vielfach auf trockenem Lande sich vergeblich abmühenden oder gezwungen feiernden Geistes- und Geldkraft auf das einladende, fruchtbare Wasser hinauszulocken, um uns durch reiche Aernten und Ehren hoch zu belohnen. Bis jetzt haben wir von der Ehre, ein norddeutsch verbundenes Volk geworden zu sein, und kostbare Nordseegestade deutsche zu nennen, keinen besondern Gewinn. Ehre ohne Aernte kostet viel und giebt uns dafür kaum etwas zu kosten, geschweige zu essen. Wir müssen daher selbst versuchen und erfahren, daß das Meer uns nicht bloß eine Marine verschaffte, sondern auch frei mache und die Quellen unseres Wohlstandes vermehre.

Daß dies nicht bloß schöne Redensart sei, beweisen alle Völker, welche Süß- und Salzwasser bewirthschaften gelernt haben, obgleich auch diese noch nicht über die ersten, unvollkommenen Versuche hinausgekommen sind. Um hier nur bei dem Austernbetrieb stehen zu bleiben, so betrug der Handel damit in den Vereinigten Staaten voriges Jahr über 30,000,000 Dollars, wovon 10,000,000 als guter Lohn auf 20,000 Fischer und Arbeiter kamen. Ungefähr ebenso viel Menschen beschäftigen sich lohnend in Großbritannien damit. In Frankreich ist die Austernzucht während der letzten fünf Jahre von 35 auf 300,000,000 Stück jährlich gestiegen, so daß mindestens 15,000 Menschen davon leben und sich auf dem Meere zu tüchtigen Marinesoldaten vorbilden, was für unsern Militärstaat mit der neuen, stolzen Marine doch gewiß einen guten Klang haben wird.

Der Staat mit seinem Militärstolze gewinnt durch ordentliche Bewirthschaftung des Wassers tüchtige Wehrkräfte und wir neue Mittel, uns selbst und auch diese zu nähren. Wir können deshalb nicht schnell genug lernen, uns die 500,000 To. Heringe, 12,000 Centner Austern, etwa 100,000 Centner gesalzene, marinirte und geräucherte Fische anderer Art und die mehr als 150,000 Centner Fischthran u. s. w., die wir jährlich vom Auslande her beziehen, so weit unsere müßigen oder faul und falsch angelegten Kapitalien und Arbeitskräfte reichen, selbst aus dem Wasser zu fischen und die Aernten daraus mit der Zeit um jährlich viele Millionen zu schwellen, wobei wir noch gar nicht an kaufmännische Berechnung der geistigen Nährkraft aus dem weiten, tiefen Reiche Neptuns denken.

H. Beta.

Der Deutsche Journalistentag, der Buchhändler-Börsenverein und die Rechtsverhältnisse der deutschen Presse.

Der am 17. und 18. Mai in Berlin versammelt gewesene dritte Deutsche Journalistentag hat, gleich seinen beiden Vorgängern in Eisenach und Leipzig, zahlreiche Beweise dafür geliefert, daß die Vertreter des deutschen Journalismus in Nord und Süd, in Ost und West, abgesehen von allen politischen Partei-Standpunkten, von dem Gefühle der Solidarität für die Würde, den nationalen Charakter, die Freiheit und das Recht der deutschen Presse durchdrungen sind. Die Resolutionen der beiden früheren Journalistentage, betreffend die Beseitigung der

die periodische Presse Deutschlands hemmenden Fesseln der Concession, der Cautionen, des Stempels, der hohen Postprovisionen und der polizeilichen Beschlagnahmen sowie der Verweisung der Preßprozesse vor andere, als die Geschworenen-Gerichte, fanden auch diesmal einmüthige Zustimmung. In der Hoffnung, daß die vereinigten Stimmen der Vertreter der deutschen Presse aus allen Gauen des großen Landes, soweit die deutsche Zunge klingt, bei den Regierungen Anklang finden werden, ward beschlossen, an die gesetzgebenden Organe Nord- und Süddeutschlands, sowie Oesterreichs, Vorstellungen in diesem Sinne zu richten.

Zur Ausführung dieses Beschlusses, liegt in den vom Journalistentage in den verschiedenen deutschen Staaten gesammelten Beobachtungen über die Handhabung der Rechtsverhältnisse der Presse in Deutschland vielfaches Material vor.

Eine andere reiche Quelle der Instruction dürfte dem Vororte des Journalistentages durch Benutzung des Archives des „Börsenvereins der deutschen Buchhändler" in Leipzig geboten sein. Wir sind überzeugt, daß der in seiner nationalen Wirksamkeit ganz auf der Höhe der Zeit stehende Vorstand dieses Vereins gern bereit sein wird, mit dem Journalistentage, der ja, gleich dem Buchhändlerverein, ein um die deutschen, geistigen und materiellen Interessen in ihrem weitesten Sinne sich schlingendes Band zu werden strebt, gemeinschaftliche Sache zu machen, um die Rechtsverhältnisse der periodischen Presse, zu denen auch das vom Börsenverein, wie vom Journalistentage, gewahrte Recht des geistigen Eigenthums gehört, sicherzustellen und zu consolidiren. Die Verhandlungen der Hauptversammlung des Börsenvereins während der diesjährigen Buchhändler-Messe in Leipzig liefern dazu bereits einen sehr schätzenswerthen Beitrag, und wir erlauben uns, aus dem reichhaltigen Vortrage des Vorsitzenden, Herrn Verlags-Buchhändlers Julius Springer, in dieser Beziehung, wie folgt, Einiges mitzutheilen:

„Die Thätigkeit des Börsenvereins auf dem Gebiete der literarischen Gesetzgebung hatte zunächst in dem vor zehn Jahren unter der Leitung unseres heimgegangenen Moritz Veit vollendeten „Entwurf eines Gesetzes zum Schutze des Urheberrechtes" ihren Abschluß gefunden. Die großen staatlichen Veränderungen, welche die Ereignisse des Jahres 1866 dem deutschen Vaterlande gebracht, haben den deutschen Buchhandel auf andere Wege gewiesen: das Ziel eines gemeinsamen Gesetzes für ganz Deutschland, welches in dem Entwurfe seinen Ausdruck erhalten, zu erreichen. Der Norddeutsche Bund unterstellt in seiner Verfassung der Beaufsichtigung und der Gesetzgebung des Bundes: den Schutz des geistigen Eigenthums.

„Es wird fortan die Aufgabe des Börsenvereins sein: nach Kräften dahin zu wirken, daß bei dieser Gesetzgebung seinen Arbeiten und Bestrebungen auf diesem Gebiete die verdiente Berücksichtigung und Verwerthung zu Theil wird.

„Nachdem der Vorstand in Erfahrung gebracht, daß die ersten Arbeiten zu einer literarischen Gesetzgebung für den Norddeutschen Bund in Angriff genommen worden, hat er sich beeilt, den Männern, die damit betraut sind, das reiche Material mitzutheilen, welches der deutsche Buchhandel während mehr denn dreißig Jahren an der Hand der Wissenschaft zu Tage gefördert hat, dabei auch unseren Entwurf, wie ich ihn nennen darf. Wir dürfen vertrauen, daß das in Aussicht stehende Gesetz des Norddeutschen Bundes besonders diesen Entwurf zur wesentlichsten Grundlage nehmen wird. Seit den verflossenen zehn Jahren hat der Fortgang der Erzeugnisse der Literatur und der Kunst neue Bedürfnisse nach gesetzlicher Regulirung geschaffen; ich weise hierbei auch besonders auf das Gebiet der Photographie, über welche wir in allerjüngster Zeit unserem Collegen Kaiser in Berlin eine beachtenswerthe Arbeit verdanken. Es muß als sehr wünschenswerth erscheinen, daß das literarische Gesetz des Norddeutschen Bundes, ehe es in definitiver Fassung dem Reichstage zur Berathung vorgelegt wird, einer aus Buchhändlern, Musikalien- und Kunsthändlern bestehenden Commission zur gutachtlichen Aeußerung unterbreitet werde. Der Vorstand hat sich daher auch mit einem dahin zielenden Gesuche an das h. Präsidium des Norddeutschen Bundes gewandt; während wir in demselben zugleich der Hoffnung Ausdruck gegeben haben, daß das literarische Gesetz des Norddeutschen Bundes in nicht zu weiter Ferne das gemeinsame Gesetz für ganz Deutschland werden möge, will ich diese Hoffnung auch an diesem Orte aussprechen, überzeugt, daß Sie Alle dieselbe lebhaft theilen.

„Wir vertrauen, daß das Präsidium des Norddeutschen Bundes dem Gesuche des Vorstandes willfahren wird. — Unsere Eingabe wird demnächst im Börsenblatte veröffentlicht werden.

„Aus dem Gebiete der literarischen Gesetzgebung habe ich aus dem verflossenen Jahre noch den zwischen Oesterreich und Frankreich wegen gegenseitigen Schutzes des Autorrechtes abgeschlossenen Staatsvertrag, sowie die Uebereinkunft zwischen der Schweiz und Belgien zu gleichem Schutze anzuführen.

„Ueber einen literarischen Vertrag zwischen Preußen und Rußland haben Verhandlungen begonnen.

„Ob es gelingen wird, durch die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes die für den Buchhandel so wünschenswerthe Uebereinstimmung der internationalen Verträge der deutschen Staaten mit denen des Auslandes herbeizuführen, muß der weiteren Entwickelung dieser Gesetzgebung überlassen werden.

„Die nächste Veranlassung dazu dürfte, so hoffen wir, der Abschluß eines internationalen Vertrages mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika bieten. Sie wissen aus dem von mir veranlaßten Aufsatze in Nr. 73 des diesjährigen Börsenblattes, welche Wandlungen gegenwärtig sich auf dem Gebiete des in den Vereinigten Staaten schrankenlos geübten Nachdruckes vollziehen; der gesunde Sinn des amerikanischen Volkes wird gewahr, daß der Nachdruck, den man jenseits des Oceans sogar als ein Cultur-Beförderungsmittel gefeiert, begonnen hat, in seinen Consequenzen den amerikanischen Buchhandel und die amerikanische Production zu ruiniren. Es ist ein Triumph für die Cultur und für das Recht des Schutzes des geistigen Eigenthums, daß eine Mißachtung desselben, soweit es nicht den Bürgern des eigenen Landes angehört, den Verfall und das Absterben der eigenen Literatur zur Folge hat. Wir dürfen hoffen, daß in nicht zu ferner Zeit der Congreß der Vereinigten Staaten das Prinzip des internationalen Schutzes des geistigen Eigenthums proclamiren wird, und wir werden dann bedacht sein, dahin zu wirken, daß auch dem deutschen Buchhandel der nicht gering anzuschlagende Gewinn, den ihm der amerikanische Markt verheißt, durch staatliche Verträge gesichert werde.

„Aus dem Gebiete der Preßgesetzgebung ist zum Theil Erfreuliches zu berichten: — vor Allem das jüngst nun verkündete neue Preßgesetz für das Großherzogthum Baden. Durch dasselbe werden einerseits die bisher verlangte und leider noch in vielen andern deutschen Staaten bestehende Concession zur Ausübung der Preßgewerbe, ebenso das ganze Cautionssystem für Zeitungen, die obrigkeitliche Erlaubniß zum Hausiren rc. beseitigt; anderseits sichert die Bestimmung, daß dem durch eine ohne genügenden Grund erfolgte polizeiliche Be-

schlagnahme einer Druckschrift Beschädigten Ersatz des Schadens aus der Staatskasse gebührt und daß hierüber die ordentlichen Gerichte zu entscheiden haben — vor den an anderen Orten nur zu häufig vorkommenden willkürlichen Beschlagnahmen. Endlich ordnet das Gesetz an, daß weder der Redakteur, noch der Verleger, noch der Drucker als Zeuge gezwungen werden können, den Verfasser einer Druckschrift zu nennen. Das ganze nur aus 26 Paragraphen bestehende Gesetz sichert der Presse und den Preßgewerben die ihnen nothwendige freie Bewegung, in welcher der Buchhandel in anderen deutschen Staaten sich gehemmt sieht; wir begrüßen das Gesetz mit ganz besonderer Freude.

„Auch andere deutsche Staaten haben, nachdem der Deutsche Bund und dessen jede freiere Entwickelung hemmende legislatorische Gewalt zu bestehen aufgehört hat, auf dem Gebiete der Preßgesetzgebung eine selbständige Thätigkeit begonnen, und das einer hinter uns liegenden Zeit angehörende Präventivsystem, wie das der Abhängigkeit der Presse von Administrativmaßregeln, verlassen. Es ist hier das Sachsen-Meiningen'sche Gesetz vom 8. Juni 1867 über die Presse zu nennen; dasselbe bedingt zwar noch die Concession zur Ausübung der Preßgewerbe, ordnet aber an, daß dieselbe nur durch richterliches Erkenntniß entzogen werden kann; es läßt die periodische Presse von jeder Cautionsstellung frei, der Hausirhandel mit Druckschriften bedarf keiner besonderen Erlaubniß 2c.

„Ferner ist das zwischen Regierung und Landtag vereinbarte Sachsen-Weimar'sche Preßgesetz zu erwähnen, dessen Proklamirung bevorsteht. Wesentlich durch die consequente Festigkeit des Landtages ist aus demselben die Concession für Preßgewerbe vollständig entfernt, ebenso die, in den Gesetzgebungen vieler deutschen Staaten bestehenden unmotivirten Ausnahmegesetze für die Presse, die über das Strafgesetzbuch hinausgreifen, oder durch welche die durch die Presse begangenen Vergehen schärfer gestraft werden; von der Cautionsstellung für Zeitschriften weiß das Gesetz nichts u. s. w.

„Hoffen wir, daß recht bald in allen deutschen Staaten mit dem die Presse und den Buchhandel einengenden Systeme vollständig gebrochen und dem Buchhandel überall eine gleiche freisinnige Gesetzgebung zu Theil werden wird.

„So wünschenswerth zu diesem Zwecke auch ein gemeinsames deutsches Preßgesetz erscheint, so wenig Aussicht ist doch, bei der gegenwärtigen Lage der staatlichen und politischen Verhältnisse in Deutschland, ein solches zu erreichen; wir vermögen nicht einmal mit voller Bestimmtheit zu sagen, daß ein Preßgesetz für den Norddeutschen Bund der Gesetzgebung des letzteren unterliegt. Es steht indeß zu erwarten, daß bei dem bereits im Reichstage angeregten Strafrechte des Norddeutschen Bundes die Nothwendigkeit sich ergeben wird, in dasselbe die Preßgesetzgebung mit aufzunehmen; der Vorstand wird dann sein sorgsamstes Augenmerk darauf richten, daß, von allen dabei zur Sprache kommenden politischen Momenten abgesehen, besonders diejenigen Bestimmungen des Preßgesetzes eine richtige Festsetzung erfahren, durch welche zur Zeit gerade in einzelnen partikularen deutschen Gesetzen das buchhändlerische Geschäft gehemmt und beeinträchtigt wird.

„Das der Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes unterliegende Obligationsrecht steht zur Zeit noch in weiter Ferne; es wird bei diesem sich auch um die für den Buchhandel speziell so überaus wichtige Bestimmung über den Verlags-Vertrag handeln. Der Vorstand glaubte diesem Gegenstande schon jetzt seine Aufmerksamkeit zuwenden zu müssen; entsprechen die civilrechtlichen Bestimmungen über den Verlags-Vertrag in allen deutschen Gesetzgebungen überhaupt wenig den geschäftlichen Zuständen des gegenwärtigen verlegerischen Verkehrs, so würde auch erst ein für ganz Deutschland gemeinsames Gesetz über den Verlags-Vertrag uns den Gewinn und Nutzen vollständig sichern, welcher dem deutschen Buchhandel aus einem gemeinsamen deutschen literarischen Gesetze zu erwachsen hat.

„Der Vorstand hofft im Laufe dieses Jahres die von ihm beschlossene Zusammenstellung der gesetzlichen Bestimmungen über den Verlags-Vertrag aus den deutschen Territorial-Gesetzgebungen und aus den Gesetzen fremder Staaten dem Druck übergeben zu können, welcher die kritischen Ansichten und Urtheile der Männer der Wissenschaft über den Gegenstand eingefügt werden sollen; wir hoffen hiermit für den späteren legislatorischen Zweck ein sehr schätzenswerthes, den Gegenstand förderndes Material zu liefern.

„Mit freudiger Zustimmung begrüßen wir auch das von der königlich sächsischen Regierung mit den Ständen dieses Landes erweiterte neue Gewerbegesetz, durch welches im Königreich Sachsen die Concession zur Ausübung der Preßgewerbe beseitigt wird; die Veröffentlichung desselben steht bevor. Ebenso bedürfen nach dem, am 1. Mai dieses Jahres in Kraft getretenen neuen Gewerbegesetz in Bayern die Preßgewerbe keiner Concession.

„Mit um so größerem Bedauern vermissen wir dagegen in dem kürzlich dem Reichstage vorgelegten Gewerbegesetz für den Norddeutschen Bund eine gleiche Freigebung der Preßgewerbe, indem §. 6. dieses Gesetzes ausspricht, daß es in Betreff letzterer bei den Bestimmungen der einzelnen Landesgesetze sein Bewenden behält. Das bedeutet für den größeren Theil der Angehörenden des Norddeutschen Bundes den Fortbestand der Concession zum Betriebe des Buchhandels, den Fortbestand zum Theil der Prüfungen. Diese dem Buchhandel zugemuthete Sonderstellung widerspricht der öffentlichen Meinung, widerspricht dem, in dem Gesetze selbst aufgestellten Grundsatze der Gewerbefreiheit und widerspricht dem geschäftlichen Interesse der unter der Concession stehenden Bürger gegenüber denen der benachbarten Staaten, in welchen der Buchhandel ein freies Gewerbe ist. Der Vorstand hat sich mit einer, diese Momente ausführenden Eingabe an den Reichstag des Norddeutschen Bundes gewendet und die Beseitigung jener Beschränkung beantragt. Auch diese Eingabe werden wir demnächst im „Börsenblatte" veröffentlichen. Wir hoffen, daß unsere Bitte sowohl im Reichstag, als auch im Bundesrathe selbst sich einer Unterstützung zu erfreuen haben wird.

„Mit gleichem Bedauern haben wir zu berichten, daß die preußische Zeitungsstempel-Steuer, welche einen namhaften Theil des deutschen Buchhandels so bedeutend schädigt und gegen welche von allen Seiten seit Jahren — leider erfolglos — angekämpft wird, durch ihre Uebertragung auch auf die neuen preußischen Landestheile zunächst eine weitere Festigung erfahren hat. Man hält zwar an maßgebender Stelle die politischen Motive, welche die Steuer ursprünglich in's Leben gerufen haben, nicht mehr fest, glaubt aber, um des Ertrages der Steuer willen sie nicht fallen lassen zu können. Das Vorhaben: diesen Ertrag statt durch eine Zeitungs-Steuer — durch eine Inseraten-Steuer aufzubringen, scheint gescheitert zu sein; der Buchhandel wird das nicht beklagen. Wie das preußische Abgeordnetenhaus in der letzten Session beschlossen hat: die Regierung aufzufordern, die Zeitungs-Steuer vom Jahre 1869 an fallen zu lassen, so wollen auch wir hoffen, daß sich dies über kurz oder lang verwirklichen möge.

„Erwähnen muß ich auch das im Januar dieses Jahres ergangene preußische Gesetz betreffend die Abänderung der Stempel-Steuer von Kalendern, durch welches die nichtpreußischen Kalender den preußischen gleich besteuert, und zugleich die Steuersätze durchgehends auf 2 Sgr., für kleinere Formate auf 1 Sgr. festgestellt werden. Der in dem preußischen Abgeordnetenhause angestrebte gänzliche Fortfall des Kalenderstempels, wie auch eine Ermäßigung auf überhaupt 1 Sgr., sind ohne Erfolg geblieben."

Soweit der „Börsenverein der Deutschen Buchhändler". Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß, wenn Vereinigungen dieser Art, die zwar keine positive Macht, aber einen großen moralischen Einfluß besitzen, nicht aufhören, in dieser Weise ihre Ueberzeugungen von der Nothwendigkeit der Sicherstellung und der sittlichen Uebereinstimmung der Rechtsverhältnisse der deutschen Presse kundzugeben, auch die bisher noch widerstrebenden Regierungen Deutschland's sich genöthigt sehen werden, alle Rechtsansprüche der Presse im Sinne der Freiheit und der Culturzustände der Nation zu befriedigen. J. L.

England.

A Memoir of Baron Bunsen*)

III.

Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV.

Allgemein hatte man geglaubt, Friedrich Wilhelm IV. werde sofort nach seiner Thronbesteigung Bunsen in seine Nähe rufen. Dem müssen aber wohl Elemente in des Königs Umgebung feindlich gewesen sein; Bunsen blieb auf seinem englischen Gesandtschaftsposten; doch berief der König ihn in wichtigen Angelegenheiten stets zu sich. So beauftragte er ihn mit der Gründung des Bisthums zu Jerusalem, welche Angelegenheit Bunsen zu erwünschtem Ende führte. Im Jahre 1844, als die Verfassungsfrage den König lebhaft beschäftigte, ließ er Bunsen abermals nach Berlin kommen. Hier hatte dieser, der in England bereits mit parlamentarischem Leben vertraut geworden, einen harten Stand. Er schreibt an seine Frau aus Berlin vom April 1844:

„Letzten Montag Abend hielt ich der königlichen Commission meinen Vortrag, welcher eine Stunde dauerte, und die Verhandlungen darüber zwei und eine halbe; es endete mit einer Zustimmungserklärung aller Zehn (Minister). In der That, verschiedene Mitglieder hatten schon den meinen sehr ähnliche Ansichten ausgesprochen, sie aber auf eine entschieden mißbilligende Erklärung des Königs wieder zurückgezogen...... Ich habe das feste Vertrauen, daß ich den König überzeugen werde, wenn ich ihm die Sache mündlich vortrage...... Das Volk hier hat nicht die leiseste Ahnung davon, wer und wo seine Freunde sind. Neulich empfingen sie den Kaiser Nikolaus gut, weil man glaubte, er stände nicht gut mit dem Könige." Und in einem Briefe einige Tage später an seine Frau sagt er: „Da ich weiß, daß ich nach einigen Jahren sterben würde, wenn ich hier bleiben müßte, scheine ich mir selbst oft wie das Insekt, welches, obgleich verbrannt, immer und immer wieder zur Flamme fliegt. Ich thue das, wozu mein innerstes Gefühl mich treibt, ohne an die Folgen für mich selbst zu denken...... Daß nichts, gar nichts hier geschehen wird, ist im höchsten Grade wahrscheinlich: Sollte doch etwas geschehen, so wird sicher von einigen meiner Ideen Gebrauch gemacht werden. Das ist es, was ich als Gottes gnädige Fügung für mich persönlich betrachten muß...... Ich passe nicht zur Ausführung der Geschäfte, oder nicht zu den Menschen, mit denen ich gemeinsam handeln sollte. Ich kann nicht einmal verstehen, wie Geschäfte in der Weise geleitet werden können, als es hier geschieht. Alle scheinen ruhig den Strom hinabzugleiten bis zu den Wasserstürzen, die in der That vor ihnen sind...... Alles geht seinen ruhigen Gang, und doch sagt Jeder, daß wir uns in einer Krisis befinden...... Oft verfolgt mich das Gespenst des französischen Hofes und Ministeriums von 1788—89."

Bei dieser Gelegenheit bearbeitete er, auf den Wunsch des Königs, einen Plan zur Wiederbelebung des alten Schwanenordens, woran sich das Institut der Diakonissen schloß. Daß Bunsen nicht zur Mitwirkung im damaligen Staatsleben befähigt war, fühlte er; er lehnte daher jede Anstellung in Berlin selbst ab und kehrte auf seinen Posten zurück. Am 30. Juni 1845 schreibt er an seinen Freund Kestner (Lotte's Sohn): „Als ein Staatsmann am Steuer zu stehen im Vaterlande, betrachte ich durchaus nicht als meinen Beruf; mein Platz scheint mir vielmehr einer hoch oben im Maste, um von dort zu beobachten, was für Land, was für Wellen, was für Zeichen kommender Stürme nahen mögen und sie dann dem weisen und praktischen Steuermann anzuzeigen. Es ist mir gleich, ob meine Nation noch bei meinen Lebzeiten oder erst nach meinem Tode erfahren wird, wie treulich ich ihr Wohl und Wehe in Kirche und Staat mir zu Herzen genommen, wie ich es lebenslang auf dem Herzen getragen habe. Ich gebe es auf, mich der gegenwärtigen Generation verständlich zu machen. Hier — in London — scheine ich mir auf dem rechten Platze zu stehen. Ich suche Frieden und Einigkeit zu bewahren und Unzufriedenheit zu entfernen, soviel als immer möglich ist. Und dann lerne ich täglich viel in diesem Lande durch das Leben selber: darin besteht englische Größe; in Wissenschaft und Kunst haben wir noch den Vorrang. Die wahre Poesie und Philosophie Englands liegt in seinem Leben, nicht in dem abstrakten Bewußtsein dieses Lebens...... Ich war nie ein besserer Deutscher, als seitdem ich in England gelebt habe."

Im Jahre 1845 begleitete Bunsen die Königin von England nach Stolzenfels und wurde bei dieser Gelegenheit vom Könige zum Wirkl. Geh. Rathe ernannt.

„Die Königin Victoria", schreibt B. an seine Frau, „hat 500 Pfund Sterling zur Vollendung des Kölner Domes gegeben, Prinz Albert 100 Pfund zur Erbauung einer protestantischen Kirche in Bonn; die Königin hatte 1000 geben wollen, aber Lord Aberdeen hatte dies zu viel gefunden, dem Könige schien schon ihr Beitrag zu groß und er ließ durch mich Prinz Albert fragen, was es in England für Eindruck machen würde. Der Prinz aber erwiderte ruhig: „Das geht uns nichts an; der verantwortliche Minister ist ja mit hier." — Ein Zustand der Dinge, der den König sehr in Erstaunen setzte."

Auch mit der königlichen Familie von England stand B. in den freundlichsten Beziehungen, und wahrhaft reizend sind die Blicke, die wir durch seine Mittheilungen in das Familienleben thun, das für alle Zeiten ein leuchtendes Vorbild bleiben wird; nie wird man müde, einzelne Züge dieses lieblichen Bildes zu beobachten, das jetzt noch mit dem Zauber der Melancholie um-

*) Drawn chiefly from Family Papers by his Widow, Frances Baroness Bunsen. London, Longmans. (Berlin, A. Asher & Co.) 1868.

woben ist. — Aber so beglückt und begünstigt in vieler Hinsicht auch B.'s Londoner Leben war — besonders in Beziehungen zu Männern der Wissenschaft, die er in jeder Weise anzuregen und zu fördern verstand — so wenig fühlte er sich dort an seinem Platze, und immer und immer wieder tauchte in seinen Briefen der Plan, ja der Entschluß auf, die ganze glänzende Stellung für eine Professur an einer deutschen Universität, am Liebsten Bonn, hinzugeben, ein Plan, der erst kurz vor seinem Tode zur Ausführung gelangen sollte.

Die Ereignisse des Jahres 1848 und besonders die Wahl der Märzminister in Preußen erfüllte B.'s sanguinische Natur mit den frohesten Hoffnungen, „daß der König nun ein Bewußtsein erlangt habe von der Wirklichkeit und Nothwendigkeit der Dinge um ihn her, an die zu glauben er Jahre hindurch nicht zu bewegen gewesen, obwohl treue Diener sich vergeblich bemüht, Gehör für ihre Auseinandersetzungen zu erlangen." B. glaubte, daß wenn diese Minister acht Monate früher, beim Schluß des vereinigten Landtags, ihre Arbeiten hätten beginnen können, die ganze Revolution vermieden worden wäre.

Am 1. Juli 1848 schreibt Bunsen an seine Schwiegermutter: „Mein geliebter König ist in der Lage Eines, der nicht zu rechter Zeit und Gelegenheit gehandelt hat, und genöthigt ist, die Nation für sich handeln zu sehen. Trotz aller Thatsachen, die meine Hoffnung aufrecht erhalten, ist es nur zu möglich, daß ich, so lange ich lebe, nicht das große Werk der Wiedergeburt sehen werde, aber wenigstens habe ich seinen Anfang gesehen, sowie ich ihm vor vierunddreißig Jahren entgegensah mit allen Freunden meiner Jugend: Stein, Niebuhr, Gneisenau und Anderen, als es hätte vollendet werden müssen und als es in Frieden geschehen konnte. In dem Lande, wo ich lebe (England), hat die Sache, die mir am Herzen liegt, zwei große Feinde: erstens, Handelseifersucht auf ein einiges Deutschland, und zweitens, jene Apathie, welche aus dem Egoismus entspringt und mit der Unvernunft verwandt ist. Ich habe unaussprechliche Genugthuung, dies offen auszusprechen, wenn ich radotage über Deutschland höre."

Im Anfange des Jahres 1849 ging Bunsen auf des Königs Wunsch nach Berlin und Frankfurt; voll frohester Hoffnungen auf eine wirkliche Vereinigung Deutschlands war er hingegangen und die Eindrücke, die er in Frankfurt selbst erhielt, schienen ihn darin zu bestärken. „Niemals hatte ich eine klarere Erkenntniß von der Thatsache, daß Deutschland Ein Land ist und daß Deutsche die Bestimmung haben, die Mittel, die Kraft und den Muth, die erste Nation Europa's zu werden." Grausam war die Enttäuschung, die seiner in Berlin wartete. Er war der Ueberbringer mehrerer Anträge an den König, deren hauptsächlichster darin bestand, daß Preußen ohne Oesterreich sich an die Spitze der Bundesbewegung stellen sollte, es zu gleicher Zeit jedem anderen Mitgliede frei lassend, ob es eintreten wolle oder nicht. „Der König", so schreibt er, „antwortete mir augenblicklich und in Eile, daß von alledem er nichts thun werde; der Weg, den man eingeschlagen, sei ein Unrecht gegen Oesterreich, er wolle mit einer so abscheulichen Politik nichts zu thun haben, sondern das dem Ministerium in Frankfurt überlassen; wenn man ihm die persönliche Frage vorlegen würde, so würde er als ein Hohenzoller antworten, und als ehrlicher Mann leben und sterben."

Tief gekränkt und entmuthigt kehrte B. heim. Die Schilderung des Hofes ist recht betrübend: „Humboldt's Gegenwart war ein Trost. . . . . . Der Haß der officiellen und Adelspartei als solcher, die mich nun zwanzig Jahre hindurch verfolgt hat, trat mir in gröberer Deutlichkeit als je entgegen, ebenso auch ihre Unfähigkeit und die Enge ihrer Ansichten, welche durch die ohnmächtige Wuth des Jahres 1848 nur lebhafter zu Tage gebracht worden war. Zum Grafen Brandenburg zog mich seine ungekünstelte Freundlichkeit und daß er dem Könige so männlich ergeben war, aber seine ganze frühere Handlungsweise war ein Tadel der meinigen, und ebenso die meinige für ihn. . . . . Ein wirklicher Staatsmann war nirgends zu sehen."

Unter seinen Gegnern war besonders heftig Stahl, den B. selbst einst dem Könige zugeführt hatte. Alle liberalen Regungen des Königs wurden sofort durch geheime Mittheilungen von Olmütz und München im Keime erstickt.

Das, was B. die Hauptenttäuschung bereitete, war: daß die Maßregel, die er schon vor seiner Reise dorthin ernstlich empfohlen hatte, nämlich die Ausschließung der österreichischen Mitglieder von den Debatten über eine Verfassung, der sie nach der Erklärung in Kremsier nicht mehr beiwohnen konnten, nicht zur rechten Zeit ausgeführt worden war (II. S. 212.). Die Hinneigung Preußens zur österreichischen Allianz bereitete ihm auch im folgenden Jahre herben Kummer, der sich noch steigern sollte, als die schleswig-holsteinische Frage in den Vordergrund trat. Die Verfasserin sagt darüber: „Unter der Oberfläche des täglichen Lebens und seiner mannigfachen Beschäftigungen und Interessen floß ein Strom, dessen Lauf in die Geschichte der Nationen gehört und hier nicht gehörig aufgedeckt und erklärt werden kann. Es ist eine bitter schmerzliche Erinnerung für alle deutsche Herzen und für das Bunsen's ganz besonders — der 8. Mai 1852, an welchem das verhängnißvolle Protokoll unterzeichnet ward, welches das dänische Erbgesetz in den Herzogthümern Schleswig und Holstein wieder änderte (d. h. sie an Dänemark wieder zurückgab), wogegen B. fortwährend protestirt hatte, und welchem er schließlich erst seine Unterschrift gab, nachdem er vom Könige speziellen Befehl dazu empfangen."

Es ist schon in unserem ersten Artikel erwähnt worden, daß er in Folge dieses Ereignisses bald darauf seine Stellung in London aufgab und sich nun endlich der ersehnten schriftstellerischen und wissenschaftlichen Muße hingeben konnte. Um nicht in Preußen selber zu leben, wählte er Charlottenberg bei Heidelberg zu seinem Aufenthalte. Hier entstanden nun in rascher Folge die Werke, die seinen Namen auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht haben, die aber alle schon während seiner diplomatischen Thätigkeit vorbereitet worden waren, — so zunächst sein großes Werk über Aegypten, das er mit Lepsius gemeinschaftlich begonnen, dann Hyppolitus, Gott in der Geschichte und die Zeichen der Zeit; vor allem aber das Hauptwerk seines Lebens, das große Bibelwerk.

„Das Gottesbewußtsein, wie es sich im Menschengeiste spiegelt, zu erkennen, und das zu betrachten, was dieses Bewußtsein in der Sprache und der Religion hervorgebracht", bezeichnet er schon im Jahre 1817 als Jüngling in einem Briefe an seine Schwester als Hauptziel seines Strebens. Dieser Gedanke blieb der Leitstern seines Lebens („in silentio et spe", wie sein Wahlspruch lautete), an dessen Abende ihm nun noch beschieden war, ihm auch sichtbar Ausdruck zu geben. — Nur Einmal sehen wir ihn diese stille Arbeit des Gedankens mit einer äußerlichen Thätigkeit unterbrechen. Es geschah dies im September 1857, als er auf den Wunsch des Königs nach Berlin kam, um den allgemeinen evangelischen Kirchentag zu eröffnen. Der König war von größter Liebenswürdigkeit gegen ihn; bei Tafel feierte er viele römische Erinnerungen, wobei sein gutes Gedächtniß sich wieder bewährte, nur daß hier und da ein Wort ihm fehlte;

nichts verrieth das verhängnißvolle Ereigniß, das nur wenige Tage darauf (der erste Schlaganfall traf den König am 3. Oktober) diesen reichen Geist für immer zerstören sollte. Bunsen's Ernennung zum Freiherrn und Wahl in's Herrenhaus war die letzte Handlung gewesen, die er mit Bewußtsein vollzog. Bunsen hatte nämlich alle anderen Standeserhöhungen abgelehnt und erklärt, nur wenn der König dasselbe an ihm thäte, was Victoria an Macaulay gethan, es annehmen zu wollen. — Auf seiner Heimkehr kam er durch Frankfurt und sah hier nach langer Trennung auch seinen Jugendfreund Arthur Schopenhauer wieder. Unendlich verschieden aber waren die Wege, die die beiden Geister gewandelt waren, Bunsen ein Menschenfreund im höchsten Sinne, Schopenhauer der erklärteste Menschenfeind. Ihre Begegnung konnte nur eine äußerliche sein.

Körperliche Leiden, die immer quälender wurden, zwangen B. in den letzten Jahren seines Lebens häufig zu Reisen nach dem südlichen Frankreich. Doch vermochten sie nicht die rastlose Thätigkeit seines Geistes zu hemmen. Im Jahre 1859 sollte auch der Jugendwunsch in Erfüllung gehen, daß er eine Professur in Bonn erhielt; doch steigerten sich seine Leiden bald nach der Uebersiedlung nach Bonn so gewaltig, daß die sechs Monate seines dortigen Aufenthaltes eigentlich ein fortwährendes Sterben zu nennen sind.

Ueber die Bedeutung seiner literarischen Wirksamkeit zu urtheilen, mag anderen Federn vorbehalten bleiben; sicher ist, daß der Mensch Bunsen seine reichen Kräfte, wie Wenige, unausgesetzt im Dienste der höchsten Ideen zu verwerthen trachtete, und die Keime, die er in diesem Sinne überall hin ausgestreut, müssen und werden ihrer Zeit Früchte tragen!

Zwei englische Frauen-Romane.*)

Wer die englische Belletristik der letzten zwanzig Jahre verfolgt hat, dem wird ihre hervorstechendste Eigenthümlichkeit nicht entgangen sein: wir meinen das Ueberwiegen der Specialitäten. Wenige, ja, die allerwenigsten Autoren geben uns in einem neuen Buche ein von ihren frühern verschiedenes Werk; fast bei Jedem weiß man im Voraus, mit welchen Typen, Charakteren, sogar mit welchen Oertlichkeiten und Begebenheiten man zu thun haben wird. So finden wir bei Mrs. Riddel, der Verfasserin von George Geith, unwandelbar als Lokal halb City, halb Land und als Helden leidenschaftliche Geschäftsmänner, bei A. Thomas halbschlimme Koketten als Heldinnen, bei dem Verfasser von Guy Livingstone die jüngern Brüder dieses seines ersten Helden, über welchen jetzige Anfänger sehr mit Unrecht sich lustig machen, und so weiter ad infinitum. In der Verfasserin von Cometh up as a flower — es ist als Author keine Frau genannt, aber es ist eine Frau oder noch wahrscheinlicher ein Fräulein — in der Verfasserin von Cometh up etc. also haben wir eine neue Specialität. Currer Bell wurde von, wir wissen nicht welcher Revue „le romancier des héroines laides" genannt — unsere neue Schriftstellerin könnte schon jetzt nach ihrem zweiten Buche „Not wisely, but too well" le romancier des héroines rousses genannt werden. In beiden Romanen ist die Heldin blaß, hat unregelmäßige Züge, volle Lippen, grüne Augen, einen schlanken Rankenwuchs und vor Allem rothbraunes Haar; dazu wenig Geld, einen sehr starken dash of excentricity, eine „indifferente" Erziehung, eine etwas bedenkliche Neigung zu Rendez-vous, eine Schwester, welche eifersüchtig auf sie ist, und einen großen, großen Militair zum Liebhaber. Dieser Militair ist nicht ganz so gewaltig stark wie Guy Livingstone — die Verfasserin ist auch eine von den Verspötterinnen Guy Livingstone's — aber hat doch a big powerful figure und eine gefährliche Macht über die „héroine rousse", nur daß er sie im ersten Buche zum Guten führt und im zweiten zum Schlechten verleitet. Dabei sind die blassen, braunen Rothköpfe, mitsammt ihren whims, woes und belongings, pikant und amüsant.

Julia Kavanagh ist schon eine alte Bekannte, und ihre Art hat keine Geheimnisse mehr für uns. Wir wissen, daß wir irgendwo in Frankreich oder in Irland auf eines der alten Schlösser und mansions kommen werden, wo wir so gern sind, denn wir lieben à la folie Miß Kavanaghs residences, sowohl abroad wie at home. Wir „adoriren" Sainville, Courcelles, O'Gallytown, und Carnoosie, aber freilich Sainville und Courcelles etwas mehr. Als wir „Dora" anfingen, waren wir förmlich ungeduldig. Wir fragten: „Kommen wir denn nicht bald nach Frankreich?" Es wurde uns erst recht heimlich, als wir mit der durch ihren Banquier ruinirten Heldin — man weiß, das ist in England die gesetzmäßige Art, romantisch ruinirt zu werden — als wir mit Dora, ihrer Mutter und Tante in der französischen Stadt Rouen anlangten und von Dora's Fenster aus zwischen den Strebepfeilern einer alten Kirche weiße Lilien blühen sahen. Die Kirche dient zum Magazin einer großen Gießerei, durch die offene Thür sieht man auf dem staubigen Fußboden Haufen von Kugeln liegen. Oben hat der Wächter der Niederlage sich Erde zu einem kleinen Garten zusammengetragen, und dort blühen die Lilien. Die Straße ist „eng, steil und sehr alt." In ihren großen Hotels haben Präsidenten und Mitglieder des Parlaments gewohnt, als Rouen noch ein Parlament besaß. Jetzt wohnt das junge, halb französische, halb englische Mädchen hier, denn Julia Kavanagh liebt es, Engländer und Französinnen oder Franzosen und Engländerinnen miteinander zu verheiraten; wir sehen es in Adele, in Beatrice und hier wieder. Mrs. Courtenay, die französische Mama Dora's, erinnert sehr an die Tante Radegonde in Nathalie, die niedliche marraine der großen Petite. Mrs. Luan, die irische Tante Dora's, erinnert an keine andere Gestalt der Verfasserin. Wir thaten Julia Kavanagh Unrecht, als wir eben sagten: sie könne uns nicht mehr überraschen: Mrs. Luan ist neu, geschickt gemacht und neu. Dora ist es nicht ganz. Sie ist, wie Queen Mab, eine Blondine mit grauen Augen, nicht schön, aber anmuthig und vor Allem bright. Und dann kommt Doktor Richard, der nicht bloß Doktor Richard, sondern noch Templemore dazu heißt, und einst einen Catalog geschrieben hat, durch welchen — doch still, wir wollen die Geschichte des Catalogs nicht verrathen. Es ist die des Buches und die Geschichte eines Buches in einem compte rendu mit dürren, kurzen Worten zu erzählen, hat uns immer ein Unrecht sowohl am Leser, wie am Autor gedünkt. Wie Viele lesen denn noch ein Buch, wenn sie schon ungefähr wissen, was darin steht? Nur in den seltensten Fällen gestatten wir uns eine Ausnahme, hier nicht. Wir wollen nur sagen, daß Doktor Richard uns gefällt. Uns gefallen überhaupt die Männer der Kavanagh. Sie halten es ein wenig stark mit dem Spruch: und er soll dein Herr sein, aber sie sind auch was der Herr einer Frau sein soll: Schutz und Stütze eines Wesens, welches, um allein stehen zu können, doch immer erst recht unbequeme Stiefel anziehen muß, die ihm etwas unerquicklich

---

*) 1) Not Wisely, but Too Well, by the Author of „Cometh up as a Flower." 2) Dora, by Miss J. Kavannagh. Tauchnitz Edition, 1868.

Halbmännliches geben. Auch Doktor Richard übernimmt Dora gegenüber seine Männerrolle nach dem echt weiblichen Code-Kavanagh, und auf seinem Schloß Les Roches wohnen wir einem Duodrama bei, wie Nathalie und Herr von Sainville, Adele und William Osborne, Daisy und Cornelius, Mab und Mrs. O'Lally, Beatrice und Gilbert uns vorgespielt haben. Daß es glücklich endet, versteht sich von selbst: Julia Kavanagh mag mit tragischen Katastrophen Nichts zu thun haben und hat sehr recht darin. Ida von Düringsfeld.

Nord-Amerika.

Mrs. Lincoln hinter den Coulissen.*)

Mrs. Lincoln, die Wittwe des vielbetrauerten Präsidenten der Vereinigten Staaten, Abraham Lincoln, hat, wie bekannt sein dürfte, nach dem Tode ihres Gatten die allgemeine Aufmerksamkeit dadurch auf sich gelenkt, daß sie bittere Klagen über die Undankbarkeit gewisser Personen veröffentlichte, derzufolge ihr nicht hinlängliche Mittel zum Unterhalt ihrer Familie verblieben, und daß sie, nachdem der Kongreß eine Bill zu ihrer Unterstützung abgelehnt hatte, ihre zu hohen Preisen veranschlagte Garderobe, Spitzen, Pelze und Juwelen den früheren Anhängern des Präsidenten, ihres verstorbenen Gatten, gewissermaßen zu octroyiren versuchte, indem sie mit kompromittirenden Enthüllungen drohte. Dieser Schritt der Mrs. Lincoln hatte fast keinen Erfolg; dagegen ergab eine von reichen New-Yorkern zu ihren Gunsten veranstaltete Subscription eine recht erkleckliche Summe. Was inzwischen aus den Zobel- und Schwarzfuchs-Pelzen im Werthe von 2—4000 Dollars, den auf 3—6000 Dollars geschätzten Spitzen-Volants, den nach zehntausenden Dollars gerechneten Diamanten-Colliers der Ex-Präsidentin geworden, verlautet nicht; vermuthlich hat sie einen großen Theil dieser Gegenstände zu einem weit geringeren als dem willkürlichen Taxwerthe versilbert. Das Interesse an der Person der Mrs. Lincoln war seitdem ziemlich erkaltet. Die großen politischen Ereignisse, namentlich der Reconstructionskampf zwischen Kongreß und Andrew Johnson und der nachfolgende Anklage-Prozeß, drängten alles Andere in den Hintergrund. Man sprach nicht mehr von Mrs. Lincoln, von der man wußte, daß sie trotz ihrer einfachen Erziehung und Lebensweise im primitiven Westen, als nachherige Gattin des Präsidenten eine bedeutende Portion Eitelkeit und Ehrsucht entwickelt hatte. Einige ihrer Hauptwidersacher, nicht aus dem Copperhead- oder demokratischen Lager, sondern Republikaner und frühere Anhänger ihres Gatten, stellten sie als eine durchaus vulgäre Frau hin, nannten sie beschränkt und sprachen ihr jeden Grad von Bildung ab.

Wir kommen nun zu einem jüngst in New-York erschienenen Werke, betitelt „Behind the Scenes", dessen Verfasserin sich Mrs. Keckley, die farbige Nähterin im Weißen Hause und langjährige Vertraute der Lincoln'schen Familie nennt, und welches einen interessanten Einblick in den „republikanischen Hofhalt" in Washington gewährt. Zwar wird die Autorschaft der gedachten Nähterin, welche gleichzeitig a lady for all kind of housework gewesen zu sein scheint, bezweifelt — wenigstens glaubt man Mrs. Lincoln als Mitarbeiterin an dem Werke zu erkennen — doch mag dies dahingestellt bleiben. Jedenfalls wird man aus nachfolgenden Auszügen ersehen, daß der Vorwurf der Beschränktheit der Mrs. Lincoln nicht zutrifft.

Das Buch macht begreiflicherweise große Sensation und ist eine first rate speculation: es fand reißenden Abgang. Die Wahrheit der Schilderungen from Behind the Scenes wird allgemein geglaubt, und aus ihrer Totalität kann sich Jeder ein richtiges Urtheil über die Charaktere der Hauptpersonen bilden. Von nicht geringem Interesse sind Mrs. Lincoln's Ansichten über die ihrem Gatten nahestehenden, hervorragenden Staatsmänner und Generale. Mrs. Keckley schildert die Unterredungen Abraham Lincoln's und seiner Gattin. Ueber Mr. Chase (Director des Obergerichtshofes) äußerte sie: „Ja, er ist einer Deiner besten Freunde, weil es sein Vortheil erheischt. Er ist zu jeder Rolle fähig. Wenn er dadurch etwas zu verdienen glaubte, würde er Dich morgen verrathen." Mit Bezug auf Seward sagte sie zum Präsidenten: „Ich wünschte, Du hättest nichts mit ihm zu thun. Ihm ist nicht zu trauen." Ein anderes Mal: „Seward ist schlimmer als Chase, er ist ohne Principien." Als Andrew Johnson zum Militair-Gouverneur von Tennessee ernannt wurde, rief sie erregt aus: „Er ist ein Demagog, und, höre was ich Dir sage, wenn Du ihm Macht in die Hände giebst, wirst Du es eines Tages bereuen!" Ueber General M. Clellan äußerte sie: „Er ist ein Humbug", und gefragt weshalb, antwortete sie: „Weil er so viel spricht und so wenig handelt. Er ist ein Humbug, sage ich Dir, und Du wirst Jemand an seine Stelle setzen müssen — das heißt, wenn Du den Süden unterwerfen willst." Mit Bezug auf General Grant behauptete sie: „Er ist ein Menschenschlächter, nicht geeignet an der Spitze der Armee zu stehen." Als der Präsident, den General in Schutz nehmend, erwiderte: „Aber er hat große Erfolge gehabt", antwortete sie: „Ja, in der Regel richtet er es so ein, den Sieg — beanspruchen zu dürfen, aber was für ein Sieg! Zwei seiner Leute büßt er ein für Einen Mann des Gegners. Wenn der Krieg noch vier Jahre dauern sollte und er bliebe in seiner Stellung, der ganze Norden würde entvölkert. Seiner Taktik nach, giebt es gar nichts Einfacheres und Natürlicheres als immer frische Kolonnen gegen die Verschanzungen der Rebellen zu führen, wo sie ebenso schnell, als sie Stellung nehmen, niedergeschossen werden. Ich wiederhole es Dir, Grant ist ein eigensinniger Narr und ein Schlächter."

Lassen wir Mrs. Keckley erzählen, was sich in den oberen Gemächern des Weißen Hauses, der Familienwohnung des Präsidenten, kurz vor einer officiellen Soirée, zugetragen.

„Da der kleine Willie unpäßlich war und Mrs. Lincoln sich seinetwegen beunruhigte, beschloß sie, die Einladungen zum Empfangsabende rückgängig zu machen. Mr. Lincoln war der Ansicht, daß dies noch nicht geschähe. Wenigstens sollte man, ehe man es thäte, den Ausspruch des Arztes hören. Dr. Stone wurde gerufen. Er erklärte, daß es mit Willie besser gehe und eine baldige Genesung in Aussicht stehe. Auch meinte er, daß, da die Einladungen einmal erlassen wären, es am Besten sein würde, die Soirée stattfinden zu lassen, denn Willie sei, dabei blieb er, in keinem bedenklichen Zustande. Mrs. Lincoln ließ sich durch diesen Rath bestimmen und die Abendgesellschaft fand statt. Während derselben verschlimmerte sich plötzlich Willie's Befinden. Seine Mutter saß lange am Bette, hielt seine fieberheißen Händchen und beobachtete den fliegenden Athem. Der Arzt behauptete, daß kein Grund zur Beunruhigung vorhanden wäre. Ich frisirte Mrs. Lincoln und half ihr bei der Toilette. Sie trug eine weiße Atlasrobe mit schwarzen Spitzen garnirt.

*) Behind the Scenes. By Mrs. Keckley. New-York, 1868.

Die Schleppe desselben war lang. Als sie in's Nebenzimmer trat, stand Mr. Lincoln mit dem Rücken gegen das Kaminfeuer, seine Hände hinter sich und den Blick auf den Teppich am Fußboden geheftet. Der Ausdruck des Ernstes und tiefen Nachdenkens lag in seinen Zügen, als das Rauschen des seidenen Kleides seine Aufmerksamkeit erregte. Nachdem er es ein paar Sekunden angeschaut, sagte er in seiner eigenthümlichen ruhigen Weise: „Puh! Welch langen Schwanz hat unser Kätzchen heut Abend!" Mrs. Lincoln antwortete nicht. Der Präsident, indem er nach ihrem entblößten Nacken und Arme blinzelte, fügte dann hinzu: „Mutter, es wäre meiner Ansicht nach ein besserer Geschmack, wenn ein Stück von dieser Schleppe hier oben verwandt worden wäre." Sie drehte sich unwillig von ihm weg, legte aber gleich nachher ihren Arm in den des Präsidenten und beide stiegen die Treppe herab nach den Salons, während ich oben beim kranken Kinde blieb.

„Es war eine große und glänzende Soirée; die Harmonien des Marine-Musikcorps drangen gedämpften Klanges bis an das Bett des Patienten. Als von den jungen Leuten ein Tanz vorgeschlagen wurde, erhob Mr. Lincoln entschiedenen Einspruch dagegen; auf dem Gesicht der Mrs. Lincoln ruhte ein trüber Zug, den die glanzvolle Scene rund umher nicht zu verscheuchen vermochte. Zu öfteren Malen kam sie herauf und verweilte am Bette des leidenden Kindes, das sie wie eine echte Mutter liebte. Langsam verstrich die Nacht und am Morgen befand sich Willie nicht besser. Er litt noch wenige Tage, dann starb er. — Niemals habe ich einen Menschen so vom Kummer gebeugt gesehen, als Mr. Lincoln am Bette der Leiche. „Armer Knabe", murmelte er, „Du warst zu gut für diese Erde. Dort bist Du besser aufgehoben. Wir liebten Dich und Dein Tod trifft uns hart." Er barg das Haupt in beiden Händen, tiefe Seufzer entfuhren ihm, und seine kolossale Gestalt zuckte schmerzhaft zusammen. Mrs. Lincoln war untröstlich. Der Anblick ihres dahingeschiedenen Lieblings versetzte sie in namenlose Verzweiflung. Während eines solchen Paroxysmus ergriff der Präsident ihren Arm, führte sie sanft an das Fenster und sprach, indem er mit ernster und feierlicher Geberde auf das von dort aus sichtbare Irrenhaus wies: „Mutter, siehst Du das weiße Gebäude drüben am Hügel? Versuche Deinen Schmerz zu bezähmen, er führt Dich zum Wahnsinn und dann — müßten wir Dich dorthin senden."

„Mr. Lincoln besaß großen Edelmuth, und obwohl er mit ganzem Herzen für den Krieg war, achtete er doch die Tapferkeit seiner Gegner. Häufig hörte ich ihn mit dem höchsten Lobe über die ausgezeichneten militairischen Eigenschaften der Rebellen-Generäle Lee, Stonewall Jackson und Joseph E. Johnson sprechen. General Jackson war ihm das Ideal eines tüchtigen Soldaten. „Er ist ein tapferer, ehrlicher presbyterianischer Soldat", rief er aus. „Wie schade, daß wir gegen einen so braven Kerl kämpfen müssen; hätten wir im Norden einen Führer der Armee wie ihn, dann würden wir nicht so oft über Niederlagen erschrecken müssen." Wie er über Robert E. Lee dachte, mag folgender kleiner Umstand darthun. Am Morgen des Tages, an welchem der Präsident ermordet wurde, trat sein Sohn, Capitain Robert Lincoln, mit einem Portrait des Generals Lee in der Hand, in's Zimmer. Der Präsident nahm das Bild, stellte es vor sich auf den Tisch und betrachtete es lange und nachdenkend. Dann sagte er: „Es ist ein gutes Antlitz, das Gesicht eines edlen und tapferen Mannes; wie freut es mich, daß der Krieg beendet ist!" Einen Blick auf Robert werfend, fuhr er fort: „Du, mein Sohn, bist glücklich aus den Reihen zurückgekehrt, der Kampf ist vorüber und wir werden fortan in Frieden leben mit den tapferen Männern, die gegen uns gestritten haben. Jetzt, Robert, mußt Du Deine Uniform bei Seite legen und zum Colleg zurückkehren; ich wünsche, daß Du drei Jahre Jura studirst und nach Ablauf derselben werden wir hoffentlich im Stande sein zu beurtheilen, ob ein tüchtiger Advokat in Dir steckt oder nicht." Der Präsident sah bei diesen Worten vergnügter aus als ich ihn seit langer Zeit gesehen hatte — am Abend desselben Tages lag er auf der Bahre."

Die Wiederwahl Mr. Lincoln's im J. 1864 war nicht gesichert und in Folge dessen die Pforte des Weißen Hauses von Morgen bis Abend von allen Gattungen von Politikern und Aemterjägern belagert. Auch Mrs. Lincoln konnte sich diesen Zudringlichen nicht ganz entziehen, und mancher Tadel wurde dieserhalb gegen sie laut.

„Ich verfolge eine Absicht, Elisabeth", sagte sie zu mir. „Im politischen Getriebe ist es Klugheit, jeder Partei den Hof zu machen. Diese Leute sind von Einfluß und wir brauchen ihren Einfluß für die Wiederwahl Mr. Lincoln's. Bis zu den Wahlen werde ich mich ihnen gefällig zeigen; dann aber, falls wir im Weißen Hause bleiben, werde ich Einen nach dem Andern verabschieden und es sie deutlich merken lassen, daß sie nur meine Werkzeuge gewesen. Es ist eine charakterlose Meute, der gegenüber es mir auf ein wenig Falschheit nicht ankommt." — „Kennt Mr. Lincoln Ihre Absicht?" fragte ich. „Ach nein, er würde ein solches Benehmen niemals billigen, deshalb darf er nichts davon erfahren bis Alles vorüber ist. Er ist zu ehrlich, um sein eigenes Interesse wahrzunehmen, und ich erachte es deshalb für meine Pflicht, für die Wahlen zu agitiren."

Mrs. Lincoln war auf's Emsigste für die Wiederwahl ihres Gatten zum Präsidenten der Vereinigten Staaten besorgt. Indem sie es für nöthig hielt, einen ihrer hohen Stellung entsprechenden Aufwand zu machen, stürzte sie sich in bedeutende Kosten, zu deren Bestreitung Mr. Lincoln's Gehalt durchaus unzureichend war. Sie war mithin gezwungen, Schulden zu machen, und that es in der Hoffnung, daß das Glück ihr zur Seite stehen und sie sich eines Tages aus aller Verlegenheit ziehen würde. Die kostbarsten Gegenstände wurden auf Kredit entnommen, und so kam es, daß im Sommer 1864 die unbezahlten Rechnungen sich auf eine enorme Summe beliefen. „Wie denken Sie über die Wahl, Elisabeth?" sagte sie eines Morgens zu mir. — „Ich glaube, Mr. Lincoln wird noch vier Jahre im Weißen Hause bleiben", erwiderte ich, indem ich von meiner Handarbeit weg- und sie anblickte. — „Weshalb glauben Sie das? Mich überschleicht manchmal die Furcht, daß er nicht wiedergewählt wird." — „Weil er erprobt ist und sich treu den höchsten Interessen des Landes erwiesen hat. Das Volk des Nordens erkennt in ihm den ehrlichen Mann und vertraut ihm. Seine Wahl wurde vom südlichen Volk zum Vorwand der Rebellion benutzt; jetzt, nach blutigem Kriege, einen andern an seine Stelle zu setzen, würde wie eine Niederlage aussehen. Mr. Lincoln wird sicher erwählt werden. In ihm ist ein Princip verkörpert, für welches das loyale Volk in den loyalen Staaten einstehen wird, selbst wenn ihm keine persönlichen Dienste empfehlend zur Seite stünden." — „Ihre Anschauung läßt sich hören, Elisabeth, und Ihr Vertrauen erfüllt mich mit neuer Hoffnung. Ach, was soll aus uns Allen werden, wenn er nicht erwählt würde. Für ihn, für mich gilt diese Wahl mehr als er ahnt." — „Was meinen Sie, Mrs. Lincoln? Ich verstehe Sie nicht." — „Es ist einfach. Ich habe große Schulden, von denen er nichts weiß und die zu tilgen ich nicht im Stande bin, falls er nicht

gewählt wird." — „Wie hoch belaufen sich Ihre Schulden, Mrs. Lincoln?" — „Es sind hauptsächlich Laden-Rechnungen. Ich schulde deren ungefähr im Betrage von 27,000 Dollars; an Stewart's in New-York den größten Theil. Sie begreifen, Elisabeth, daß Mr. Lincoln keine Idee von den Garderobe-Bedürfnissen einer Dame hat. Er sieht meine kostbaren Roben an und freut sich in dem Glauben, daß ich die Kosten derselben mit ein paar hundert Dollars, die er mir giebt, bestreite. Ich muß mich elegant kleiden. Man kritisirt meine Toilette schonungslos, um so mehr, als man weiß, daß ich nicht in der Hauptstadt, sondern im fernen Westen auferzogen bin. Unser Ansehen aufrecht zu erhalten, brauche ich Mittel — mehr Geld, als Mr. Lincoln mir zu erübrigen vermag. Er ist zu ehrlich, um einen Pfennig über sein Gehalt zu beziehen und deshalb blieb mir und bleibt mir auch jetzt keine andere Alternative, als Schulden zu machen." — „Hat Mr. Lincoln keine Ahnung von der Höhe Ihrer Schulden?" — „Gott! Nein! und er soll nichts davon ahnen. Wenn er wüßte, daß und wie bedeutend seine Frau verschuldet ist, er würde außer sich sein. Seine Aufrichtigkeit und Geradheit machen ihn jede derartige Heimlichkeit verabscheuen. Er weiß nichts von Schulden und ich schätze seine Zufriedenheit, von der meinigen nicht zu sprechen, zu hoch, um ihn etwas davon merken zu lassen. Das ist es, was mich so beunruhigt. Wird er wieder gewählt, so vermag ich ihm diese Angelegenheit zu verbergen; wenn er aber unterliegt, werden die Rechnungen eingesandt werden und er wird Alles erfahren!" — Ein hysterischer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Die Besorgniß, daß politische Gegner in das Geheimniß ihrer Schuldenlast dringen und es als Waffe gegen die Wahl ihres Gatten benutzen könnten, ergriff manchmal Mrs. Lincoln und versetzte sie in aufregende Angst und Schrecken. In einer solchen Gemüthsstimmung hörte ich sie ausrufen: „Die Republikaner müssen meine Schulden bezahlen. Hunderte von ihnen werden steinreich durch die Gönnerschaft meines Mannes, und es ist nicht mehr wie billig, daß sie mir aus der Verlegenheit helfen. Ich werde diese Forderung an sie stellen, und wenn ich ihnen die Thatsache vorhalte, können sie es nicht ablehnen, mir so viel Vorschüsse zu machen, als ich bedarf."

* * *

Während fünf Wochen war Mrs. Lincoln an ihr Zimmer gefesselt. Das Einpacken galt uns als Erholung und Ablenkung des tiefen Schmerzes über den so plötzlich Dahingeschiedenen. Aus allen Theilen des Landes trafen Condolationsschreiben ein, selbst von fremden Potentaten, aber Mr. Andrew Johnson, der Nachfolger Mrs. Lincoln's, machte der Wittwe weder einen Besuch, noch schrieb er ihr eine einzige Zeile des Beileids. Als Robert ihn besuchte, um ihm anzuzeigen, daß seine Mutter das Weiße Haus in einigen Tagen räumen und ihm übergeben würde, erkundigte er sich nicht einmal nach deren Befinden. Mrs. Lincoln hielt an dem Glauben fest, daß Mr. Johnson dem Komplot gegen ihren Gatten nicht ferngestanden. Während der Räumung gab Mrs. Lincoln alle Gegenstände, welche ihr Mann im täglichen Gebrauch benutzt hatte, an dessen intimste Freunde und Bewunderer. Mrs. Slade, die Gattin eines alten und treuen Dieners, empfing den Anzug, welchen der Präsident am Abend des Mordes getragen. Ich erhielt seinen mit Blut befleckten Mantel, auch den Hut, mit welchem Mrs. Lincoln am Tage der Katastrophe im Theater erschienen war. Noch gab sie mir Bürste und Kamm, deren sich Mr. Lincoln im Weißen Hause bedient hatte, wobei ich nicht selten hilfreiche Hand geleistet. Häufig, wenn er zum Empfange von Gästen herabzusteigen im Begriff war, drehte er sich mit einem halb komischen Blick nach mir um: „Nun, Madame Elisabeth, möchten Sie wohl heut Abend meine Borsten etwas zustutzen?"

Man bemerkte funfzig bis sechzig Kisten, außer vielen Koffern und Säcken, mit denen Mrs. Lincoln das Weiße Haus verließ und stellte Muthmaßungen über deren Inhalt an. Hätte die Regierung diese Kisten nicht in liberaler Weise unentgeltlich geliefert, so wären die Gepäckstücke vielleicht weniger zahlreich gewesen. Diese Kisten waren nur leicht und zum großen Theil mit nutzlosen alten Dingen vollgepackt, für die Mrs. Lincoln eine ganz besondere Anhänglichkeit besaß. Im Hinblick auf die Zukunft mußte die Conservirung einer solchen Menge abgelegter Toilettengegenstände allerdings sonderbar erscheinen; Mrs. Lincoln schuldete nach dem Tode ihres Gatten nicht weniger als 70,000 Dollars an verschiedene Lädeninhaber, welcher Umstand auch ihre spätere, zur Genüge bekannt gewordene Verlegenheit erklärt.

Es ist behauptet worden, daß, während Mr. Lincoln's Wohnsitz im Weißen Hause gewesen, viele Möbel aus demselben verschwunden seien. Dies ist wahr und hängt ganz einfach so zusammen: Mrs. Lincoln war in mancher Hinsicht „penny wise and pound foolish". Sie entließ, als sie das Weiße Haus bezog, den Kastellan, dessen Aufgabe die Ueberwachung des Inventars gewesen. Das Letztere blieb nachher ohne jede Aufsicht, und viele der vorhandenen Gegenstände sind nach und nach von der Dienerschaft fortgeschleppt worden.

Italien.

Venedig. Streiflichter aus Vergangenheit und Gegenwart.*)

So betitelt sich eine kleine, recht lesbare Schrift, die weniger die Lagunenstadt selbst schildert, als die Empfindungen und Gedanken, mittheilt, welche Venedig, wie es jetzt ist und wie es einst war, in dem Verfasser hervorgerufen hat. Ihm ist Venedig nicht eine Stadt wie andere Städte, sondern eine Schöpfung schöner, stolzer, poetischer Gedanken; es hat ihm alle Bedeutung, mit der ein Werk der Kunst die Seele bewegt, und allen Reiz der räthselhaften Zauberwelt des Meeres. Von diesem Standpunkte aus ist es natürlich, daß sich der Verfasser von der Prosa der Gegenwart nach der Romantik der Vergangenheit zurücksehnt: „Längst keine Königin mehr, nicht einmal kaiserliche Dienerin, halb eine Bettlerin, vielleicht bald eine Volksmagd nur, wie tausend Andere — o, wer Dich bewahren könnte vor diesem Loose!" so schließt der Verfasser sein Buch. Die Venetianer selbst möchten wohl schwerlich in den Wunsch des Verfassers einstimmen. Der ehemalige Ruhm und Reichthum Venedig's, mit dem Blute und dem Schweiße des gedrückten Volkes erkauft, kam nicht dem Volke, sondern nur wenigen Bevorzugten zu Gute, und die Ehre, eine kaiserliche Dienerin zu sein, hat die Venetianer nicht für den Verlust ihrer politischen Unabhängigkeit entschädigt. In jedem Falle ist das Loos einer Volksmagd, das der Verfasser Venedig in Aussicht stellt, dem Loose einer Pfaffenmagd, dem jetzt noch das einst noch mächtigere und glänzendere Rom unterworfen ist, bei weitem vorzuziehen. Ist Venedig, wie den anderen einst selbständigen Städten Italiens eine neue

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1868.

Blüthe bestimmt, so kann diese nicht hervorgehen aus Zuständen und Verhältnissen der Vergangenheit, wie sie nie wiederkehren werden, sondern aus der neuen politischen Gestaltung, die alle geistigen und materiellen Kräfte der Nation zu vereinigen sucht.

Der Verf. meint freilich, daß nur in möglichst decentralisirten Kleinstaaten, mit eigenen Residenzen, eine vielseitige Entwickelung befördert werden könne, weil durch verschiedene Centren der Bildung jene Freiheit am reichsten gewährt werde, ohne welche wahre Kunst und Wissenschaft nicht zur Blüthe gelangen, und weil eine strenge Centralisation, wie sie das National-Princip fordert, zwar das materielle Wohl befördere, den höheren Anforderungen aber schwer gerecht werde — eine Ansicht, der auch unsere deutschen Partikularisten huldigen. Man hat dabei immer nur Frankreich vor Augen, dessen Centralisation nicht das Werk der freien Vereinigung des Volkes war, sondern aus dem despotischen Willen seiner Herrscher hervorgegangen ist. Der König war der Staat und Paris Frankreich. Die Deutschen und Italiäner sind aber keine Franzosen, die, weil sie es nicht verstanden haben, in der Einheit die Mannigfaltigkeit zu bewahren, es nur zur Einförmigkeit bringen konnten. Die Einheit, welche die Deutschen und Italiäner durch die Centralisation der politischen und materiellen Interessen erstreben, wird um so wohlthätiger auf die Entwickelung der geistigen Eigenthümlichkeiten ihrer verschiedenen Volksstämme wirken, als sie, im Bewußtsein, einem großen Ganzen anzugehören, gegenseitig wetteifern werden, in der Allgemeinheit ihre Besonderheiten zur Geltung zu bringen, nicht, wie sonst, von der Laune und dem Geschmacke ihrer Fürsten und Großen abhängig, sondern frei und ungehindert dem Volksgenius folgend. Wenn daher Deutsche und Italiäner in ihrer Zerstückelung und in ihren kleinlichen Verhältnissen in Kunst und Wissenschaft schon so Herrliches geleistet haben, so dürfen wir wohl noch Herrlicheres erwarten, sobald sie im Dienste des Volkes, nicht einzelner Gönner, ihre Fähigkeiten werden verwerthen dürfen. So kann auch Venedig als Volksmagd zu einem neuen und schöneren Glanze sich erheben, wenn nur erst Italien, aus der unseligen Abhängigkeit von Frankreich befreit, sich selbständig wird entwickeln können.

Der Verfasser hält zwar einen einigenden Druck von Außen für nothwendig, damit sich nicht die Monarchie in kleine Republiken auflöse; doch, meint er, wäre eine solche Auflösung in kleine Republiken, die eine festverschlungene Eidgenossenschaft bilden, dem Lande vielleicht das günstigste Geschick. „Denn der Italiäner ist Patriot, ein feuriger, seine wichtigsten persönlichen Interessen in fanatischer Begeisterung vergessender Schwärmer, bei dessen republikanischer Gesinnung nur das Eine von Einfluß ist, daß seine Eitelkeit rücksichtslos nach Ansehen und Hervortreten, nach Bemerktwerden strebt. Aufopferung und Pflichtgefühl, Zurückstellen des eigenen Ich's aus wahrer Vaterlandsliebe fehlen aber. Viele haben den materiellen Vortheil im Sturme der Leidenschaft vergessen; Wenige aber werden sich einer langwierigen, glanzlosen Thätigkeit mit Treue hingeben, sich im Bewußtsein belohnt fühlen, der Pflicht in Ehre gedient zu haben. Ein Wort, wie Nelson's berühmte Losung: „England erwartet, daß jeder Mann seine Schuldigkeit thue", und Tegethof's Abschied von seinen Offizieren, als er ausrief, um bei Lissa dem überlegenen Feinde entgegenzugehen: „Meine Herren, ich bedauere die Verheirateten, aber wir werden unsere Schuldigkeit thun", sind für andere Männer gesprochen und einem tieferen, ernsteren Gefühle entsprungen."

Die neuesten Ereignisse widerlegen am Besten die Vorurtheile des Verfassers. Die kluge Mäßigung, welche die Italiäner nach der empörendsten Verhöhnung, die ihrem Nationalgefühl durch die letzte französische Intervention in Rom geworden, an den Tag legen, die Ruhe und die Besonnenheit, mit der sie fortfahren, ihre schwierigen inneren Verhältnisse zu ordnen, ist der stärkste Beweis, daß das Volk sich selbst zu beherrschen versteht, und ein größerer Heroismus, als wenn ein Heer, durch ein passendes Wort seines Führers angefeuert, in augenblicklicher Begeisterung sich blind in das Schlachtgewühl stürzt. Der enthusiastische Empfang, der in diesen Tagen dem preußischen Kronprinzen von den Italiänern geworden, spricht es deutlich aus, daß sie nicht ein zerstückeltes Italien mit einer Art von Bundestag an der Spitze, sondern ein ganzes Italien wollen, und daß sie die richtige Erkenntniß haben, wer ihnen in diesem Streben bisher den besten Dienst geleistet hat und noch ferner wird leisten können. E. M.

Kleine literarische Revue.

— **Die deutsche Nordpol-Expedition.** Dr. A. Petermann in Gotha hat soeben wieder an die Freunde der Erdkunde in Deutschland einen ausführlichen (im Heft VI. seiner „Mittheilungen" abgedruckten) Bericht über Zweck und Bedeutung der von ihm in's Leben gerufenen Expedition, über ihre Ausrüstung, Bestimmung und Instructionen, über die Bemannung des Schiffes „Germania", über die Geschichte der früheren Expeditionen nach Ost-Grönland, sowie ein, mit einer sehr schönen Karte der arktischen und antarktischen Regionen verbundenes Resumé der geographischen Aufgabe des neuen Unternehmens gesandt. Gleichzeitig erläßt Dr. Petermann folgenden Aufruf zu Geldbeiträgen und Sammlungen für die deutsche Nordpol-Expedition:

„Seit Hunderten von Jahren hat die Geographie und Erforschung der Polar-Regionen unserer Erde bei allen gebildeten Völkern großes Interesse gefunden und dieses Interesse ist seit drei Jahren in den seemännischen und wissenschaftlichen Kreisen Englands, Frankreichs, Schwedens, Amerika's und Deutschlands neu erwacht. Als eine ernste Mahnung tritt an vorwärts strebende und thatkräftige Männer unserer Zeit der lebhafte Wunsch heran, den noch völlig unbekannten Kern dieser Gebiete endlich erforscht zu sehen, da ohne seine Kenntniß alles geographische Wissen unserer Erde durchaus lückenhaft und unzusammenhängend bleibt und des Schlußsteines in seiner Grundlage entbehrt. Amerikanische Walfischfänger sind auch bereits im vorigen Jahre mit bloßen Segelschiffen in das arktische Centralgebiet eingedrungen und haben ein neues Polarland entdeckt. Die Schweden senden in diesem Sommer eine neue Expedition nach Spitzbergen, ausgerüstet von einer einzigen Stadt, Göteborg, mit nur 40,000 Einwohnern. Sie wird neuerdings auf's Lebhafteste unterstützt vom König und von der Regierung, damit sie bis zum Nordpol selbst vordringe. Frankreich, um seinem Capitain Lambert zur Ausrüstung einer französischen Expedition zu verhelfen, hat eine allgemeine National-Sammlung eröffnet, an deren Spitze sich der Kaiser Napoleon mit einem Beitrage von 50,000 Francs gestellt und die bis zum 1. April die Summe von 140,000 Francs ergeben hat. Wir Deutsche rühmen uns, ein wissenschaftliches Volk zu sein. Soll Deutschland aber in Vollbringung dieser, der größten übrigbleibenden, That in der Erforschung unserer Erde hinter Schweden und Frankreich zurückbleiben?

„Um zu Gunsten Deutschlands vorzugehen, habe ich eine für mich bedeutende Schuldenlast contrahirt und eine deutsche Nordpol-Expedition ausgerüstet, die am 25. Mai von Bergen aus (in 60 Grad nördlicher Breite) in See gehen wird. Es ist das erste derartige Unternehmen zur See, welches von Deutschland ausgeht, und ich habe mit Freuden Alles daran gesetzt, um ein Werk fördern zu helfen, welches mit Gottes Hilfe wieder einmal zeigen wird, daß Deutsche mit kleinen Mitteln Bedeutendes zu leisten vermögen und daß deutsche Seeleute neben denen anderer Nationen auch tüchtig und thatkräftig sind. Deutschland sehnt sich schon lange nach ruhmvollen und Achtung gebietenden Thaten zur See, und indem ich die vollendete Thatsache einer deutschen Nordpol-Expedition hiermit anzeige, wende ich mich vertrauensvoll an das deutsche Volk um seine gütige Sympathie und Unterstützung. Wie gern Deutschland für sein Seewesen Opfer zu bringen bereit ist, haben die Flottensammlungen und das Marine-Budget des Norddeutschen Bundes bewiesen; in Oesterreich schickt man eine neue Expedition nach Ost-Asien. Unsere braven Seeleute dürsten nach Thaten, und es fehlt nur an dem Willen der Nation, um ihnen zu solchen Thaten zu verhelfen. Die bereits von allen Seiten gezeigte Zustimmung und Theilnahme an diesem deutschen Unternehmen zur See zeigt, daß man dasselbe ernsthaft durchgeführt haben will, und läßt es mich als meine Pflicht erkennen, diesen Aufruf an unsere stets hilfebereite Nation zu richten, um ihre moralische und materielle Theilnahme anzusprechen.

„In dem gleichzeitig erscheinenden ausführlichen Berichte nebst Karte habe ich den Zweck und die Bedeutung, den Ursprung und die Ausrüstung, die Bestimmung und die Aussichten des Erfolges der deutschen Nordpol-Expedition zu beschreiben versucht. Wer ihn eines näheren Einblickes würdigt, wird dem Unternehmen seine Theilnahme und Unterstützung nicht versagen.

„Auch die kleinsten Beiträge werden willkommen sein. Es handelt sich um die Vollbringung und erfolgreiche Durchführung einer deutschen That!

A. Petermann, Gotha, 20. Mai 1868."

Als erste Beiträge sind von Sr. Maj. dem Könige von Preußen 5000 Thaler, von der Königin Augusta 100 Thlr., vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 550 Thlr., vom Prinzen Napoleon 100 Thlr., vom Deutschen Nationalverein 1000 Gulden, von Dr. Friedrich Oetker in Cassel 500 Thlr., von Herrn M. K. in Köln 500 Thlr., von Sammlern in Gotha 665 Thlr. und vom Konsul Klenz in Berlin 100 Thlr. eingegangen. Man glaube nur ja nicht, daß die anfangs veranschlagten 15,000 Thlr. ausreichen werden.

— **Berlinische Chronik.** Die K. Geheime Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin hat soeben Druckproben einer in ihrem Verlage erscheinenden, vom Stadt-Archivar Fidicin verfaßten und vom „Verein für die Geschichte Berlins" herausgegebenen „Berlinischen Chronik" versandt, die gewiß nicht bloß in dieser Stadt, sondern weit und breit im deutschen Lande Leser und Anklang finden wird. Herr Fidicin ist seit länger als dreißig Jahren durch seine Forschungen und Arbeiten auf diesem historischen Gebiete rühmlichst bekannt. Wie kein Anderer, kennt er die Geschichte der Stadt Berlin von ihren bescheidenen Anfängen bis zu ihrer heutigen Entwickelung und Blüthe. Er hat uns zu verschiedenen Zeiten das Bild ihres allmählichen Wachsens graphisch vor Augen gestellt, und immer hat er es sich dabei zur Pflicht gemacht, nur erweisliche Thatsachen schlicht, einfach und wahrheitsgetreu zu berichten. Er ist vorzugsweise berufen, der Chronist von Berlin, der Verfasser eines Werkes, wie das angekündigte, zu sein, das mit zahlreichen Abbildungen von Siegeln, Wappen, Gebäuden, Gemälden, Skulpturen, Denkmälern, Münzen, Medaillen, Plänen und Grundrissen, die zum Theil in den Text eingedruckt sein werden, in trefflicher typographischer Ausstattung, im Folio-Format erscheinen wird. Der Verein für die Geschichte Berlins, der den Verfasser dabei unterstützt, besteht zum Theil aus Männern, die, wie die Herren L. Schneider, Julius Beer u. A., ebenfalls bereits Rühmliches auf dem Gebiete der Geschichte Berlins und Potsdams geleistet haben. Jeder Bogen der Berlinischen Chronik wird zu dem wohlfeilen Preise von 1½ Sgr. geliefert, so daß die vorläufig im J. 1868 erscheinenden zwanzig Bogen, mit Ausnahme etwaniger Extra-Beilagen, die ebenfalls mit 1½ Sgr. pro Blatt berechnet werden, nur Einen Thaler kosten.

— **Klassische Theater-Bibliothek aller Nationen.***) Diese, wie die trefflichen historisch-kritischen Einleitungen jedes Dramas beweisen, von sachverständiger Hand herausgegebene Sammlung hat ihren Subscribenten auf die ersten zwanzig Bändchen eine Gratis-Prämie geliefert, die aus den Bildern von Dr. Karl Grunert als „Lear" und von Frau Rettich als „Thusnelde" besteht. Mit den nächsten zwanzig Bändchen wird abermals eine Kunstbeilage dieser Art verbunden sein. Mit den Dramen Lessing's, Goethe's, Schiller's, Iffland's, Körner's 2c. wechseln in dieser Sammlung die Meisterwerke der Alten und des Auslandes. Das uns vorliegende Bändchen, „Emilia Galotti" enthaltend, bringt in der Einleitung sowohl Näheres über die Entstehung und die späteren Schicksale dieses Drama's, als eine recht geschickt erzählte Geschichte der Tochter des Lucius Virginius, welche Lessing zu seiner Tragödie benutzte, indem er, wie er an Nicolai schrieb, das sonst mit dieser Fabel verwebte politische Moment ganz davon trennte und allein das Moment der Verletzung hoher weiblicher Tugend zum tragischen Höhepunkte seines Dramas machte.

Literarischer Sprechsaal.

Die Maitage des ersten deutschen Zollparlaments sind nun vorüber. Die Aprilschauer der ersten Sitzungen haben nicht bloß keine Erkältung des Gefühles nationaler Gemeinsamkeit zur Folge gehabt, sondern je näher sich die verschiedenartigen Elemente kennen lernten, um so mehr wurden sie sich der Solidarität ihrer geistigen, wie ihrer materiellen Interessen bewußt. Der wackere, baierisch-schwäbische Abgeordnete Völk drückte dies bei dem Fest auf der Börse mit den Worten aus: „Es lebt kein Widerwille, keine leidenschaftliche Abstoßung unter den deutschen Stämmen. Das, was hinwegzuräumen ist, ist Vorurtheil, Mißverständniß, Irrthum. Wo in Deutschland redliche Männer einander gegenüberstehen, da gehen sie auch Hand in Hand den großen Zielen des deutschen Staates entgegen, an dessen Herstellung wir arbeiten. Die Nation braucht den Staat, den Körper, der die Organe für die Seele schafft.

*) Stuttgart, Expedition der Freya (Carl Hoffmann). Preis jedes Bändchens 9 Kr. S. W. = (?) 3 Sgr.

Lassen Sie uns die verschiedenen Glieder Deutschlands zusammenfassen zu diesem Werke!.... Auch aus Süden, aus Schwaben tönt herüber: Wir wollen ernst mitarbeiten an der Herstellung des Reiches, an seiner Kraft und Größe!"

Die Čechen haben am Tage ihres Schutzheiligen St. Nepomuk in Prag eine politische Demonstration versucht, die ganz das Ansehen hatte, als ob sie eine Folge der auf dem Moskauer Kongresse getroffenen panslavistischen Verabredungen wäre und nichts Geringeres zum Ziele habe, als die Abreißung des ehemaligen Kurböhmen von dem großen Lande, in dessen Mitte es liegt, und dessen Nationalität, wenn auch der Zahl nach etwas schwächer, doch der Bedeutung nach, in materieller wie in geistiger Hinsicht, viel stärker in Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien ist, als das Slaventhum. Die Čechen scheinen sich einzubilden, daß, weil es einmal ein preußischer General, bei seinem Einrücken in Böhmen im Jahre 1866, seinem strategischen Interesse gemäß fand, eine Proklamation zu erlassen, worin er an die čechischen Ueberlieferungen von der Krone des heiligen Wenzel erinnerte, darum in Preußen und in Norddeutschland irgendwelche Sympathieen für ihre durchaus unberechtigten Herrschafts- und Unterdrückungs-Gelüste vorhanden seien. Nun, die Čechen mögen sich zeitig genug warnen lassen vor gefährlichen Selbsttäuschungen! Nicht bloß ihre nächsten deutschen Nachbarn in Nieder- und Ober-Oesterreich, in Bayern, Sachsen und Schlesien, sondern ganz Deutschland vom Rhein bis zur Weichsel würde sich wie Ein Mann erheben, wenn der Panslavismus es wagen sollte, das Deutschthum in dem alten deutschen Böhmerlande zu unterdrücken. In dieser Beziehung denken Norddeutscher Bund und süddeutsche Partikularisten, Evangelische, Katholiken und Juden diesseits des Erzgebirges völlig übereinstimmend.

Ueber die Physiognomie der Nepomuksfeier in Prag berichtet ein Korrespondent der „Köln. Zeitung" Nachstehendes: „Wer in den Tagen vom 16. und 17. Mai in Prag anwesend war, der konnte ganz unmöglich glauben, sich in der Hauptstadt eines Landes zu befinden, welches, wie Böhmen, bisher zu Deutschland gerechnet wurde. Fast nichts wie rein slavische Gesichter sah man auf den Straßen und vernahm nur čechische Worte. Aus Böhmen, Mähren und Oesterreichisch-Schlesien waren die Čechen zu vielen Tausenden nach Prag geströmt, um mit der seit Jahrhunderten üblichen Feier des Tages des heil. Johannes von Nepomuk als Landespatron von Böhmen auch die Festlichkeit der Grundsteinlegung des künftigen čechischen National-Theaters zu verbinden. Das Ganze war eine rein politische Demonstration und das čechische National-Comité hatte Alles, was es irgendwie vermochte, dazu aufgeboten, um den nationalen Charakter dieses Festes möglichst zu erhöhen. Es lief ungemein viel künstlich Gemachtes und Theatralisches mit darunter, was bei jedem unparteiischen Beobachter nur ein Gefühl des Spottes und Mitleids erregen mußte, aber auch gar Manches, was einen tiefen inneren Haß der Čechen gegen alles Deutschthum verkündete. Da der Zufall will, daß wir selbst einer slavischen Sprache so weit mächtig sind, um čechische Reden wenigstens nothdürftig zu verstehen, so mischten wir uns absichtlich stets unter die dichtesten Volkshaufen und vernahmen außer zahllosen Slavas nur die gehässigsten Worte gegen alles Deutschthum und vor Allem gar gegen Oesterreich und den in Wien tagenden Reichstag. In ganz Prag bemerkten wir nur eine einzige schwarzgelbe Fahne, die da zeigte, daß wir uns in einer österreichischen Provinzial-Hauptstadt befanden; dagegen zahllose in den rein böhmischen Nationalfarben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die nur zu mächtige čechische Partei auf eine gänzliche Trennung Böhmens von Oesterreich, wie solche Ungarn jetzt schon erreicht hat, mit allem Eifer hinarbeitet. Was aber dann geschehen werde, wenn dieses Ziel wirklich jemals erreicht werden sollte, ist eine andere, jetzt noch unmöglich zu lösende Frage. Schwerlich aber dürfte eine solche Trennung dem Königreiche Böhmen zum Nutzen und Segen gereichen."*)

Ueber den gefallenen König Theodor von Abessinien sagt die „Daily News": „Im Beginn seiner Laufbahn zeigte er große Ideen und edle Eigenschaften. Der Wille dieses lybischen Kriegers war gleich einem Zauber, dem Niemand zu widerstehen vermochte. In der Schlacht glich er einem Löwen und im Frieden erschien er anfangs mild und edelmüthig. Der unbarmherzige Mörder späterer Zeit, der seinen Gefangenen Hände und Füße abhauen ließ, der kurz vor seinem Tode Frauen und Kinder mit dem eignen Säbel niederhieb, gab in den Tagen nach seiner Thronbesteigung einen ganzen Trupp von Häuptlingen frei, die sich gegen sein Leben verschworen hatten; ebenso hat er in seinem Lande den Sklavenhandel und die blutigen Fehden der Stämme unterdrückt. In seinen besseren Stimmungen war er leutselig und wohlwollend gegen den Niedrigsten seiner Unterthanen, demüthig wie ein Christ, der seine Fehler erkennt und bereut. In früheren Jahren war er auch liberal gegen Handel- und Gewerbetreibende und suchte er sein Volk zu civilisiren. Er sagte einmal, daß er seinem ganzen Habesch Frieden und Wohlstand verleihen wolle, „so daß ein Pflugochse den Werth von zwei Kriegspferden haben werde". Er proklamirte und glaubte vielleicht auch, daß er der Theodoros sei, der, wie die Prophezeiungen besagen, in Abessinien als neuer Messias erscheinen und das Land beglücken werde. Aber die Rebellion im Lande, Täuschungen, die er erfuhr und sein unglücklicher Zwist mit den Engländern machten einen Tollhäusler aus dem Helden. Ja, auch wenn die Engländer keinen Krieg gegen ihn unternommen hätten, wäre er wahrscheinlich bald als ein Opfer der Rache der von ihm begangenen Unthaten gefallen — falls ihn nicht sein Riesenmörser, „Sebastopol" genannt, in seinem unbezähmbaren Eigenwillen geborgen hätte. Dieser Mörser ist aber indirect sein Verderben gewesen. Er hatte eine Art von Fetisch daraus gemacht, seine beste Zeit und Kraft auf Beschäftigung mit diesem thörigten Ungeheuer verwendet, indem er es die steilen Gebirge hinauf und herab transportiren ließ; und in der That hatten die wilden Stämme einen solchen Respekt vor dem „Sebastopol", daß sie diesen fast ebenso fürchteten, wie die stürmischen Ausbrüche der Leidenschaften Theodor's. Aber nach dem ersten Schusse auf die Engländer zersprang das Ungethüm, dessen Ende Theodor selbst nicht lang überlebte. Beide waren von einem guten, vielversprechenden Stoffe, aber Beide waren gleich irrationell und widerspruchsvoll, furchtbar nur für Dumme und Unwissende."

---

*) Eine moskowitisch-panslavistische Gesellschaft hat einen Preis von tausend Silberrubeln für das beste, in čechischer Sprache gedichtete und bei der Einweihung des neuen Theaters in Prag aufzuführende Drama ausgeschrieben. Wie wäre es, wenn jetzt die Akademie in Wien einen Preis von 1500 Gulden für ein neues, in Riga aufzuführendes deutsches Drama aus der Geschichte der Baltischen Provinzen ausschriebe? D. R.

In der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Joh. Friedrich Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften.

Durch **Johannes Janssen.** Mit Porträt und Facsimile.

3 Bände complet. gr. 8⁰. (LXVIII u. 1502 S.) Velinpapier. Preis: Thlr. 5. 20 Sgr. — fl. 9. 48 kr.

Die Anzahl der vollständig mitgetheilten Briefe beläuft sich auf ungefähr 600, während für die Biographie außer diesen und außer den Böhmer'schen Tagebüchern u. s. w. noch über 500 andere Briefe benutzt worden sind. In der Biographie und Briefsammlung treten vorzugsweise folgende Männer hervor: 1) Der Kreis der deutschen Künstler in Rom, nämlich Cornelius, Overbeck, Schnorr, Passavant, Amsler, Mosler, Hübsch u. s. w. 2) Der Kreis der Romantiker, besonders Clemens Brentano, Achim v. Arnim, Melchior v. Diepenbrock, auch Rückert, Platen, Uhland u. s. w. 3) Görres und sein Freundeskreis. 4) Die um Jakob Grimm sich gruppirenden Germanisten. 5) Freiherr v. Stein und die Begründer der neuen Geschichtswissenschaft, wie Pertz, Kopp, Stälin, Chmel und sehr viele andere. So ist denn in dem Werk auch ein großes Stück Zeitgeschichte enthalten. (148)

Vor Kurzem erschien in unserm Verlage:

Ein dänisches Seebad.

Vier Wochen in Helsingör.

Von (149)

Julius Rodenberg.

Velinpapier. 16. eleg. geh. Preis: 12 Sgr.

„Eine sehr interessante und anregende kleine Schrift; der Verfasser hat einige Wochen in Helsingör zugebracht, und entzückt von der Schönheit der Natur, von den herrlichen Waldungen, dem blauen Meere, dem ganzen eigenthümlichen Leben dort, hat er seine eigene Begeisterung und was er gefühlt, in der an diesem Dichter so bekannten und geschätzten schönen, poetischen Schreibweise niedergelegt."

Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

So eben erscheint in unserem Verlage:

Die

Vorstellungen im Geiste des Menschen.

Von

Prof. **Ed. Olawsky.**

8. geh. 20 Sgr.

Der Zweck dieser Schrift ist, Anfängern die Einsicht in die Erfahrungsseelenlehre zu erleichtern und ihre Theilnahme für diese Wissenschaft zu wecken. Durch klare Darstellung, enges Anschließen an Beobachtung und Erfahrung und namentlich durch zahlreiche gut gewählte Beispiele aus dem täglichen Leben weiß der Verf. die Theilnahme des Lesers lebendig zu erhalten. (150)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg ist soeben erschienen:

Geschichte

des Ursprungs und Einflusses

der

Aufklärung in Europa

von

W. E. Hartpole Lecky.

Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt

von

Dr. **H. Jolowicz.** (153)

Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis: 3 Thlr.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Aus Goethe's Freundeskreise.

Darstellungen aus dem Leben des Dichters.

Von (154)

Heinrich Düntzer.

8. Fein Velinpapier. geh. Preis 2 Thlr.

Vor Kurzem erschien in unserm Verlage:

Voltaire (155)

in seiner

Beziehung zur Naturwissenschaft.

Festrede

in der öffentlichen Sitzung der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zur Gedächtnissfeier Friedrichs II. am 30. Januar 1868

gehalten von

Emil du Bois-Reymond,

beständigem Secretär der Akademie.

Zum Besten der Nothleidenden in Ostpreussen.

Velinpapier. gr. 8. geh. 5 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Preisausschreiben

des

New-Yorker Belletristischen Journals.

Um ein innigeres, dem beiderseitigen Interesse mehr entsprechendes Verhältniß zwischen der deutschen Intelligenz in Deutschland selbst und in Amerika anzubahnen und so weit wie möglich den Nachdruck durch direkte Verbindungen überflüssig zu machen, hat der Unterzeichnete sich entschlossen, ein Preisausschreiben für zwei in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift zu veröffentlichende Romane zu erlassen.

Der Preis besteht in

Ein Tausend Thaler Preußisch Courant für den ersten,

Fünf Hundert Thaler Preußisch Courant für den zweiten der von den Preisrichtern als am werthvollsten anerkannten Romane. Die betreffenden Summen sind bei dem Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig deponirt.

Den Herren Verfassern der preisgekrönten Romane bleibt das Recht vorbehalten, über ihre Arbeit nach der vollständigen Veröffentlichung im Belletristischen Journal frei zu verfügen, d. h. dieselbe für eigene Rechnung in Buchform oder im Feuilleton europäischer Zeitungen erscheinen zu lassen.

Unterzeichneter ist bereit, werthvolle Arbeiten, welchen kein Preis bei der Bewerbung zuerkannt worden, unter liberalen Bedingungen anzukaufen.

Die Herren: Dr. **Karl Andree** in Dresden, Professor Dr. **Gosche** in Halle und Professor Dr. **Herrig** in Berlin haben sich gütigst bereit erklärt, das Preisrichteramt zu übernehmen.

Bei der Konkurrenz finden alle die Arbeiten Berücksichtigung, welche bis zum

ersten Oktober 1868

an den Herrn Professor L. Herrig, 16 Neue Friedrichsstraße in Berlin, eingesandt sind.

Die Einsendungen müssen, mit einem Motto versehen, an Herrn Professor L. Herrig in Berlin adressirt sein. Die versiegelte Adresse des Verfassers mit dem entsprechenden Motto ist in einem Doppel-Couvert unfrankirt an den Unterzeichneten,

40 John-Street, New-York, zu senden.

Das New-Yorker Belletristische Journal ist das größte und verbreitetste deutsche Blatt Amerika's. Diejenigen Schriftsteller, welche mit demselben nicht bekannt sind, können Exemplare gratis von Bernhard Hermann in Leipzig beziehen.

Der Unterzeichnete, vom aufrichtigen Wunsche beseelt, den deutschen Schriftstellern zur Verwerthung ihrer Werke in Amerika die Hand zu bieten, glaubt sich von Seiten derselben eines freundlichen Entgegenkommens versichert halten zu dürfen. (151)

New-York, März 1868. **Rudolph Lexow,**

Redakteur und Herausgeber des New-Yorker Belletristischen Journals.

Zur hohen Beachtung

für Bruchleidende.

Der berühmte **Bruch-Balsam,** dessen hoher Werth selbst in Paris anerkannt, und welcher von vielen medicinischen Autoritäten erprobt wurde, welcher auch in vielen tausend Fällen glückliche Curen hervorbrachte, kann jederzeit direct brieflich vom Unterzeichneten die Schachtel à 2 Thlr. bezogen werden. Für einen nicht so alten Bruch ist eine Schachtel hinreichend. (156)

J. J. Kr. Eisenhut in Gais, bei St. Gallen (Schweiz).

In allen Buchhandlungen ist stets vorräthig: (152)

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit sieben Bildern in Holzschnitt.

Elfte Auflage. 1864. Velinpapier. In englischem Einband 1 Thlr.

Zwölfte Auflage. 1867. Druckpapier. In farbigem Umschlag kartonnirt 15 Sgr.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste."

Bernhardt's Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 6. Juni 1868. [Nr. 23.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Plattdeutsche Dichter.

Zu Schiller's Zeiten war es Mode, den Homer in der Ursprache zu lesen, heut ist es Mode, dem mecklenburgischen und holsteinischen Bauer bei seinen „Klönereien“ zuzuhören. Wir steigen hernieder aus unseren eingebildeten und aus unseren Rang- und Gesellschafts-Höhen in die Thäler des armen Volks und ergötzen uns durch Anhören seiner Späße und urwüchsigen Redensarten. Wir sind nicht mehr die Kulturnarren, die auf dem Kothurn eines ererbten Rechts, einer überlieferten Bevorzugung dahinschreiten; wir fühlen uns Fleisch von Volkes Fleische, wir haben fahren gelassen den Standesdünkel und drücken herzig die schwielige Arbeitshand, wenn sie eine ehrliche ist. Es gewährt uns eine Erquickung, aus dem dumpfigen Comtoir hinauszutreten auf das frische grüne Feld, das von des Landmannes Hand bebaut und beackert wird. Wir sehen ihm mit Vergnügen bei seiner Arbeit zu, lassen uns mit ihm in Erzählungen ein und erfahren, daß er Lebensansichten entwickelt, die verdienen, mit unseren modernen Zeitanschauungen verbunden zu werden. Der Geschmack an dem Volksleben ist ein so verbreiteter geworden, daß Schriftsteller sich an die Skizzirung desselben machten. Wir haben alle provinzialen Volkstypen jetzt vergeistigt in einer Reihe von Büchern vor uns, und um den Genuß des Volkslebens auf bequeme Weise in den eigenen vier Pfählen, im Salon, in der Studirstube zu haben, ließen die Schriftsteller ihre Helden in ihrer „Ursprache“ reden, und wie gesagt, so begierig, wie einst Homer studirt wurde, so begierig wird zur Zeit — Fritz Reuter verschlungen.

Es ist weniger der klassische Werth, der Reuter'sche Erzählungen in viele Leserhände kommen läßt; mehr ist es die Mode, die Liebhaberei, etwas Besonderes zu besitzen. Ich bin fest überzeugt, daß ein guter Theil der Leser, vorzüglich der „schönen Leserinnen“, den jovialen Reuter nur als „Prachtexemplar“ im Bücherschranke stehen haben. Viele verstehen ihn gar nicht, aber sie sagen doch, sie kennen ihn! Und wenn doch die Leute die Wahrheit sagen wollten — sie würden wenigstens kein Lächeln der Ironie hervorrufen bei Denen, die zu gut wissen, daß in den Reuter'schen Ausdrücken Provinzialismen stecken, die selbst von manchem seiner Landsleute nicht richtig verstanden werden. Es sind das einzelne Piecen, an denen sich die meisten Leser bei Reuter ergötzen und hauptsächlich wirkte der originelle Ton, die Aussprache, auf den nach Pikanz leckeren Lesergaumen. Das Plattdeutsche enthält Wortschätze, die an und für sich originell sind. Der Schriftsteller thut nichts dazu, als daß er sie ausspricht. Was oft dem Witze und der gesunden Erfindung Reuter's beigelegt wird, ist reine Urkomik des plattdeutschen Dialekts. Wenn man einen alten biedern „Hamborger Jung“ sprechen hört, so kann man über seine ernstesten Worte herzlich lachen. Denn es liegt Etwas in dem Plattdeutschen, das von Natur aus unverfälschter echter Humor ist, ein Humor, wie ihn der tiefsinnigste Jean-Paulist kaum besser erfinden kann, ein Humor, der „unter Thränen lächelt“, und wenn z. B. ein Bettelnder vor der Thür uns anredet: „Ick heff keen bitten Swattbrot tu Huus“, und wenn er uns seine zerrissene Hose zeigt und er spricht: „ob wir nich 'ne ole Bür (Hose) for ihn hebben“, so klingt dies in einer wunderbaren Mischung von Ernst und Humor, von Rührung und Heiterkeit — die Worte berühren so tief unser Herz, wir verstehen sie manchmal nicht, und doch fühlen wir ihren Sinn heraus.

Die Claus Groth'sche Meinung, daß die hochdeutsche Sprache, zur Bereicherung solcher Laute, die unsere innersten Herzensregungen in Buchstaben wiedergeben, Vieles aus dem Plattdeutschen annectiren könne, ist eine gar nicht so unbegründete, wie von Manchen dafür gehalten wird. Es gebricht uns im Hochdeutschen oftmals an kurzen prägnanten Ausdrücken; das Platte bietet sie in Menge dar, und was uns bei Fritz Reuter und bei Claus Groth am meisten anzieht, ist die kernige treffende Redeweise, in der sie auftreten, und eben diese ist Eigenthümlichkeit des Plattdeutschen, nicht der beiden Dichter. In's Hochdeutsche übertragen, ragen der Letzteren Werke nicht über das gewöhnlich Talentvolle hinaus und wäre dann eine Auerbach'sche Dorfgeschichte jedenfalls einer Reuter'schen Erzählung vorzuziehen. Colorit, Duft, Frische — Alles dieses liegt im Plattdeutschen, nicht im Erzähler. Er legt nur die Hand an's Werk, beobachtet und giebt das Gesehene und Gehörte wieder. Auch darin liegt eine bedeutende Kunst — allerdings — aber diese Kunst steht zurück vor der freien Erfindung, die aus Dem schöpft, was sich nie und nirgends hat begeben. Große Seelenkämpfe darzustellen, die außerordentliche Geister in Bewegung gesetzt, bleibt immer wichtiger, als das Ausmalen alltäglicher Zustände. Reuter vertritt ein Genre, und Genre's giebt es viele; er kann heut, er kann morgen durch etwas Neues verdrängt werden, und vergessen ist er. Und das ist der Vorzug des idealen Schaffens, es steht allein in seiner Sphäre; es schwingt sich zu einer Höhe hinauf, und je bedeutender diese ist, je unerreichbarer steht sie da. Was ich gedacht habe, kann mir nicht genommen werden; was ich aber beschrieben habe, gemeißelt und gefeilt, kann durch einen Nachfolger zehnmal besser gemacht werden. Reuter kann man eine glückliche Begabung zusprechen; was man aber Genie nennt, kann man auf ihn nicht anwenden. Reuter hat weder den sittlichen Halt dazu, noch läßt er sich von einem streng ideellen Factor leiten. Er spricht seines Volkes Sprache, er schreibt seines Volkes Geschichten — weiter nichts. Dazu kommt noch, daß dieses Volk, das er beschreibt, durch seine

Regierung, durch seine Adelswirthschaft in einen gewissen Ruf gekommen. Das Interesse für Land und Leute wurde doppelt rege und da gerade Reuter die Verhältnisse zwischen Bauer und Gutsbesitzer in Mecklenburg glossirte, so mußten seine Erzählungen um so mehr auf Freunde stoßen.

Ich sage es geradezu: die plattdeutsche Richtung mit ihrem Reuter an der Spitze ist überschätzt worden. Sie kann als Sprachschatz im hochdeutschen Interesse sich verdient machen; als Literaturzweig dient sie aber nur einer momentanen Liebhaberei. Sie liefert ergötzliche Geschichten, nicht erbauliche; sie spricht das Gemüth an, dem Verstande genügt sie nicht im Mindesten. Sie ist naiv, kindlich gutherzig in ihrem Geplauder, aber gedankenlos und ohne jegliches höhere Interesse. Die Erhabenheit kann niemals im Plattdeutschen zum Ausdruck gebracht werden, nur das Tiefgemüthvolle, das Ach und Weh des individuellen Schmerzes — der Schrei eines Volkes, der Freiheitsgedanke, die hohe Idee für ein Großes und Ganzes wird im provinziellen Ausdruck abgeschwächt, karrikirt, und es würde wie Profanation klingen, wollte ein plattdeutscher Schriftsteller seine Bauern von Gott und Unsterblichkeit sprechen lassen. Alles Hohe, alles Lautere will auch in einer lauteren Sprache zum Ausdruck gebracht sein. Es verlangt ein anderes Gewand, als das der gewöhnlichen Arbeitstracht. Die Dialekt-Dichtung wird immer eine einseitige, eine auf die Schilderung der Heimat und des Hauses beschränkte bleiben. In diesem Kreise kann sie höchst Interessantes leisten, sie wird mit einer Lebenswahrheit vor uns hintreten, wie es wiederum nie das Hochdeutsche vermag. Sie ist die zweite Natur, sie kleidet sich wie diese und ist frisch und wechselvoll wie diese — aber eben diese Natur nehmen wir nur so lange in uns auf, als wir bestäubt und abgerackert sind von unserem eigentlichen Berufe. Sie bietet uns einen Genuß dar, einen rein unterhaltenden, amüsirenden; das eigentliche Kunstwerk dagegen verlangt eine Anstrengung des Geistes, eine Aufopferung unserer ganzen Aufmerksamkeit. Bei einem Reuterschen Buche ißt man vergnügt seine Butterschnitte — bei einem Göthe'schen Faust vergißt man Essen und Trinken. Wir werden einem Reuter niemals mit Ehrfurcht entgegentreten, wir werden ihm vertraulich auf die Schulter klopfen und über seine Witze herzlich lachen — vor einer Schillergestalt entblößen wir dagegen unser Haupt und berühren mit heiliger Scheu seine letzten Hinterlassenschaften.

Reuter hat den Ruhm, ein Liebling des Publikums zu sein — Genies werden niemals Lieblinge. Sie stehen von der Masse angestaunt da, von einer kleinen Schaar angebetet. Reuter schreibt nicht, um einer Idee zu dienen, einem großen nützlichen Zwecke; er schreibt, weil ihn die Nothwendigkeit auf das literarische Gebiet geführt, und diese Nothwendigkeit ist in ihm zur Gewohnheit geworden. Es ist in seinen Werken keine stufenweise Entwickelung zu verfolgen, er leistete mit seinem ersten Werke dasselbe, was er mit seinem neuesten hervorgebracht. Er wurde nicht besser und nicht mittelmäßiger, er blieb sich gleich — er blieb stehen. Stehen bleiben ist schlimmer als rückwärtsschreiten. Man verhärtet zu leicht in Eigenheiten, und es wird uns im Alter schwer, sie abzulegen. Ich liebe diesen Reuter, denn er ist ein guter Gesell, ein fideler Kneipjé, aber ich bewundere ihn nicht. Er hat zu viel von dem irdischen Staube und dieser verhüllt uns das reine edle Menschen-Antlitz. Ich lege den Maßstab des Höchsten an ihn, denn er ist der größte Erzähler, den jemals die Dialekt-Literatur hervorgebracht, aber auch darum ist es unsere Pflicht, große Forderungen an ihn zu stellen. Wir haben keine Periode des Fortschritts in seiner Schriftsteller-Laufbahn zu verfolgen — er steht heut auf einem Punkte, der ihn bald zu einer Stofflosigkeit führen wird. Er wird gut thun, sich ein Haus zu bauen und seinen Garten zu pflegen und von Zeit zu Zeit die Redaction seiner Werke zu übernehmen. Er wird Manches zu streichen haben, was er um des Honorars willen einst stehen gelassen. Seine schöne Begabung wird von Vielen beneidet werden, und es werden sich Wenige finden, die ihm gleichzukommen vermögen. Bis jetzt ist er einzig in seiner Art.

Claus Groth ist mit seinen Erzählungen weit hinter Reuter zurückgeblieben. Der Dithmarsische Poet ist dem Mecklenburger Dichter nur auf gereimtem Gebiete überlegen. Der Erstere ist kalt in seiner Sprache, sein Humor ist weniger frisch und natürlich, und wo er auf's Erzählen geräth, auf's Wiedergeben überlieferter Geschichten, wird er schulmeisterlich-belehrend, steif und pedantisch. Reuter ist immer liebenswürdig und er zeigt nie, daß er Alles besser weiß, als der Leser. Auch mehr Geist hat Reuter als Claus Groth, einen hellern Blick und eine freisinnige Sprache. Das sind Eigenschaften, die in unserer Zeit wohl beachtet werden.

Holstein hat ein geistvolles Talent hervorgebracht. Th. Piening schrieb eine „Reis na'n Hamborger Dom (Weihnachtsmarkt)". Die frische Erzählungsweise ließ noch Besseres von dem Verfasser erwarten. Aber es blieb bei dem ersten Anlaufe. Die späteren Versuche wurden schwächer. Ein Hamburger folgte ihm. Johannes Meyer, ein plattdeutscher Erzähler, der sich aus einer erbärmlichen Umgebung mühselig emporgearbeitet, gab „Stereoskopbilder von Hamburg" heraus. In ihnen zeigte er sich als witziger Darsteller von Volksscenen. Er schilderte das Leben in den „Höfen" Hamburg's, das Treiben der „Buttje" (Bummler) und Arbeiter, und zwar mit einer Natürlichkeit, wie sie nur ein Mann wiederzugeben vermag, der mitten unter den Geschilderten aufgewachsen. Sein Mangel an Phantasie, seine geringe Erfindungsgabe wies ihn auf seine junge Erfahrung an, auf seine Erlebnisse, und als sich diese erschöpft, arbeitete er fremde Stoffe um und verlor so immer mehr seine geistige Selbständigkeit. Ihm an Schärfe des Witzes überlegen ist ein anderer Hamburger plattdeutscher Dichter, Daniel Bartels. Dieser gab einen „Grillenscheucher" heraus und legte darin ein feines Gefühl und eine nicht unbedeutende Gabe zur höheren Satire an den Tag. Aber was er leistete, ist zu wenig, um damit auf längeres Bekanntbleiben rechnen zu können. Es ist überhaupt bei den plattdeutschen und ich möchte sagen bei sämmtlichen Dialekt-Dichtern die Wahrnehmung zu machen, daß ihnen die Begeisterung zum Schaffen abgeht. Der gemüthliche behäbige Dialekt scheint ihnen nicht die Spannungskraft zu geben, wie es bei den hochdeutschen Poeten der Fall, wenn diese sich im „höheren Schwunge" ergehen. Die ruhige Gemüthsart, die in dem „Plattdütschen" liegt, scheint sich auch in seine Federkiele zu verkriechen und ihn im langsamen Tempo fortzuziehen.

Wilh. Schröder, ein Mecklenburger, Verfasser von „Swienegel's Lebensloop", hat eine köstliche Probe derben gesunden Humors dargebracht. Vielleicht bringen ihm seine Vorlesungen, die er von diesem Werkchen macht, die nöthige Schaffenskraft ein, um Neues zu liefern. Er gehört mit Th. Piening, Reuter, zu den Einzigen, die viel geistige Fonds besitzen.

Adolf Schirmer ist ein anderer plattdeutscher Dichter. Er schrieb: „Dut un Dat", Gedichte. Leichter Witz, fließende Versification — das ist Alles, was sich von ihm sagen laßt. — Der summarische Werth der plattdeutschen Literatur ist, mit Ausnahme Fritz Reuter's und Claus Groth's, ein höchst gerin-

ger. Die meisten Erzeugnisse platten Genre's werden an den Orten verbraucht, wo die Verfasser wohnen. Sie dringen wenig über die Gränze ihres engeren Vaterlandes hinaus. Denn was den Nichtplattdeutschen interessiren kann, haben die beiden Matadore bereits geliefert. Von dem übrigen Nachwuchs nehmen wir nur so viele Kenntniß, als er uns zufällig in einem Lokalblatt, in einem Kalender oder in Declamationsstücken begegnet. Wir schenken ihm von vornherein unsere Nachsicht, lachen über einen gelungenen Einfall und gehen dann auf einen — andern Gegenstand über. Eine plattdeutsche Erzählung bringt keinen bleibenden Eindruck hervor; wir müssen das Buch zum zweitenmal lesen, wir müssen die Sprache zum zweitenmal hören, wenn sich der frühere Genuß, den wir von der Geschichte gehabt, wiederholen soll. Das Interesse des Lesers hängt beim Plattdeutschen an dem rein Aeußerlichen, an dem Wie der Darstellung. Das Was kann niemals befriedigen, denn es sind nicht Gedanken, die uns dargebracht werden, große Herzenskonflikte — es sind nur „Mein und Dein"-Streitigkeiten, nachbarliche „Vertellungen" — Klatsch im strengen Sinne: weiter nichts!

Die plattdeutsche Literatur wird ein frühes Ende haben. Möchten dann die Sprachforscher ihre Beobachtungen anstellen; sie dürften reiche Ausbeute machen. O. S.

Das Buch berühmter Kaufleute.*)

Das vielverheißende Werk des rührigen Verlegers kündigt sich als den ersten Theil oder die erste Sammlung einer „Galerie hervorragender Kaufleute und Förderer des Handels, sowie der Erfinder und Meister auf dem Gebiete der Industrie, Technik und Gewerbthätigkeit" an, und verfolgt den Zweck, eine Geschichte der Entwickelung des Handels in einer Reihe von Biographieen berühmter und um die Fortbildung der Menschheit auf diesem Gebiete verdienter Männer zu geben. Das Buch geht von dem Grundsatze aus, daß gerade der Kaufmannsstand mehr noch als irgend ein anderer die reichste Illustration zu dem Satze liefert, wie Gott demjenigen hilft, welcher sich selber hilft. Handel und Industrie sind zu allen Zeiten die Mutter der Bildung und des Fortschrittes gewesen, und wir sind ganz mit dem Herausgeber darin einverstanden, daß der Händler, welcher den Südsee-Insulanern das erste Schwefelholz gebracht, denselben kaum eine geringere Wohlthat erwiesen, als der Missionär, der ihnen die so oft unverstandenen Glaubenslehren unserer Religion übermittelte. Auch nicht das Schwert des Kriegers, sondern der Stab Merkurs ist es, wodurch die segensreichsten Eroberungen vollbracht worden sind, und „derjenige Mensch, der an einer Stelle, an welcher vorher nur ein Halm gestanden, deren zwei dem Erdboden entrungen, hat, nach des Engländers Jonathan Swift Meinung, mehr für die Menschheit gethan, als der Eroberer in zwanzig blutigen Schlachten."

Weshalb die Form von Biographieen gewählt ist, um in diesem Sinne eine Geschichte des Handels und der Industrie zu schreiben, darüber sagt die Vorrede: „In dem großen und erhebenden Gesammtbilde, als welches sich der Handel der Gegenwart darstellt, verschwindet gar leicht die Erscheinung und Bedeutung des Einzelnen. Und doch ist es immer nur der einzelne Mensch, der hier mit kräftiger Hand in die Speichen des Zeitrades eingreift und es zum schnellen Umschwung bringt, der, seiner Zeit voraneilend, dort den Boden lockern hilft, auf dem eine neue menschliche Thätigkeit, eine veränderte Industrieweise ihr Fortkommen finden kann; — und es ist wiederum ein weltkundiger Kaufmann, der sich vom einfachen Handelsgehilfen zum gebietenden Staatsmann emporzuschwingen und seine Zeitgenossen in neue Bahnen zu drängen wußte."

Man würde aber fehlgreifen, wenn man in dem weitangelegten Werke nichts als eine Reihe von Biographieen zu finden meinte; vielmehr sind es in großen Zügen gehaltene Schilderungen und Charakterbilder aus der Geschichte des Handels, geknüpft an eine Reihe Biographieen. Wir wollen nur einige der in dem uns vorliegenden ersten Bande behandelten Haupt-Themata hervorheben:

Die Entwickelung des Handels in größeren Umrissen. Pioniere des Handels. Erforschung fremder Länder und Eröffnung neuer Handelsgebiete durch reisende Kaufleute. Der reisende Kaufmann des Mittelalters, dargestellt an den Lebensumrissen des Venetianers Marco Polo und des Ulmer Bürgers Hans Ulrich Kraft. Eine Vorstellung bereits hoch entwickelten Güter- und Verkehrlebens, sowie einen Einblick in die Antheilnahme Deutschlands am Welthandel, gewinnen wir durch Vorführung des mächtigen Großhandelshauses der Fugger, während wir andere mittelalterliche Handelsfürsten — in Italien die Medici an der Errichtung neuer Throne — in Deutschland die Walser an der Besitzergreifung der mittlerweile entdeckten Neuen Welt mitwirken sehen. Eine erhebende Periode deutscher Handelsgröße wird uns geschildert im Emporkommen des mächtigen Bundes der deutschen Hansa, sowie in dessen Niedergang nach dem schmählichen Tode seines Perikles, des Lübecker Patrioten Jörgen Wullenweber. Der deutschen Hansa tritt dann eine Geschichte der britischen Ostindien-Compagnie zur Seite, worauf die Devise „Einigkeit macht stark" einen praktischen Commentar erhält in der Geschichte der Börsen und Banken, sowie des Versicherungswesens, Letzteres angeknüpft an die Biographie Ernst Wilhelm Arnoldi's, des Gründers der Feuer- und Lebensversicherungsbanken zu Gotha.

Einen höchst interessanten Abschnitt bildet im weiteren Verlaufe des Buches das Kapitel, welches die Ueberschrift trägt: „Ein Hamburger Geldfürst aus dem Geschlechte Israel", und mit einer umfangreichen und gründlichen Geschichte „des Judenthums vormals und heute" beginnt, an welche sich dann die Biographie „Salomon Heine's in Hamburg" anreiht, der als „einer der vorzüglichsten Menschenfreunde seiner Zeit" uns vorgeführt wird. Vorausgegangen ist diesem reichhaltigen Kapitel ein Abschnitt, welcher die „Geldfürsten des XIX. Jahrhunderts" uns schildert und uns näher mit der „sechsten Großmacht Europa's", dem Hause Rothschild, seinem Emporkommen und seinen kolossalen Reichthümern bekannt macht. Den Schluß dieses ersten Bandes bildet die Biographie Joh. Friedrich Karl August Borsig's, des großen Maschinenbauers.

Daß das Werk angemessen, ja glänzend ausgestattet ist, läßt sich von einem Verleger, wie Otto Spamer, nicht wohl anders erwarten; es sind diesem ersten Bande allein 230 Textabbildungen und 8 Tonbilder nebst einem Titelbilde beigegeben, unter denen besonders die der Vorzeit entnommenen Abbildungen von Städten, Häusern, Schiffen, ferner mehrere ethnographische und kulturhistorische Darstellungen vor allen andern die Aufmerksamkeit fesseln. Jedenfalls verdient das Unternehmen die Beachtung nicht nur der Männer von Fach, sondern jedes Einzelnen, der

*) Herausgegeben von Franz Otto. Leipzig, Otto Spamer, 1868. (gr. 8. XX und 896 S.)

sich für die mächtigsten Hebel der Kultur des Menschengeschlechtes, für Handel und Industrie, für Freiheit, Wohlstand und Geistesbildung unserer Zeit interessirt.

Belgien.

Emanuel Hiel's Vlamische Gedichte.*)

Sprache und politische Verhältnisse sind in gleichem Maaße Ursache, daß die Produkte der vlamischen Literatur nicht in so weiten Kreisen bekannt werden, als manche derselben es wohl verdienen würden; nichtsdestoweniger herrscht unter den Vlamingen ein in hohem Maaße reges geistiges Leben, — ein Leben, welches um so mehr geeignet wäre, das allgemeine Interesse zu fesseln, als dessen verborgene Triebfeder ein tief ernster sittlicher Grund, ein Kampf um die politische Existenz des Volkes ist. So absonderlich es auch klingen mag, so ist es doch wahr, daß jedem literarischen Erzeugnisse desselben, und wäre es nur ein schlichter Band Gedichte, jener eigenthümliche hochpoetische Reiz anhaftet, daß eine Nation gegen die Gefahr des Verlustes ihrer Sprache und Eigenart sich sträubt und geistig zu retten versucht, was in den realen Verhältnissen unterzugehen droht. Diese Beobachtung trifft auch wieder bei dem neuesten Bande lyrischer Gedichte zu, welcher, aus der Feder eines der geschätztesten vlamischen Dichter stammend, vor Kurzem die Presse verlassen hat.

Der Verfasser desselben, Herr Emanuel Hiel, redigirt seit 1863 die in Brüssel, wo er Professor am k. Conservatorium ist, erscheinende „Nederduitsch Tijdschrift" und hat bereits außer einem Band Gedichte (1863) mehrere Oratorien — eine in Belgien sehr beliebte Dichtungsgattung — und einiges Andere herausgegeben. Der gegenwärtig uns vorliegende Band zerfällt in zehn Abtheilungen, wovon die zweite und die beiden vorletzten die Aufmerksamkeit des literarischen Publikums ganz besonders verdienen.

Der Vlaming erblickt in seiner Sprache eines der hauptsächlichsten Bollwerke gegen den sogenannten „Fransquillonismus" und deshalb besingt er sie mit besonderer Vorliebe; auch hier sind ihr wieder mehrere recht innige Gedichte gewidmet, darunter namentlich das Eingangsgedicht: „O Moedertaal" (O, Muttersprache!) Die vierte Abtheilung enthält Uebersetzungen von zwölf Liedern aus Shakespeare'schen Dramen. Die fünfte, zugleich umfangreichste Abtheilung, „Allerlei", hat mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, welche sich heutzutage mehr oder minder überall — auch in unserer deutschen Literatur — der Lyrik entgegenstellen. Gleichwohl findet man manches ganz reizende, durch Originalität des Gedankens sowohl wie der Form ausgezeichnete Stück darunter, und verleiht ihm die den Vlamingen eigene heimwehartige Gemüthsstimmung, gepaart mit einer zuweilen köstlichen Naivetät, einen eigenthümlichen Reiz.

Ein Cyklus durchaus hübscher Gedichte sind aber die Serenaden (zweite Abtheilung), welchen wir blos den Einen Vorwurf machen möchten, daß für deren im Allgemeinen sentimentale Stimmung sie ein wenig zu realistisch schließen; im Uebrigen aber vereint sich Form und Inhalt, um sie zu einem Glanzpunkte des Büchleins zu gestalten. Ungefähr aus der Mitte derselben schreiben wir folgende Strophe ab:

'k Weet niet in welke jaren
Er heilge vaders waren,
Die vroom en stout beweerden;
De vrouw heeft geene ziele!*)
Indien ze wederkeerden
Zoo zouden in Concile
Die eerbiedweerde monden,
't Eenparig luid verkonden:
Twee zielen heeft de vrouw!

Allein nicht etwa blos süßliche Schwärmerei und Naivetät bilden das Wesen der vlamischen Dichtung; wer sich vom Gegentheil überzeugen will, der lese Hiel's Gedichte „Aan de vlaamsche vrouwen" und jene „Aan de vlaamsche mannen". Diese athmen eine Kraft des Gedankens, wie der Sprache, die ganz staunenswerth, und geben einer bitteren Weltverachtung Ausdruck, welche uns stellenweise mit Grauen erfüllt; wir können nicht umhin, sowohl aus dem ersten wie aus dem zweiten Cyklus je eine Strophe hier mitzutheilen:

Wie**) zyt ge vrouwen van 't Vlaamsche land?
Draagt gy de toekomst in uwen schoot,
De toekomst, die bloeiende levensplant? —
O neen, Sirenen, ge draagt den dood!
Den dood, de schande gebaard door de vrouw,
Den dood, die onze dochteren maait,
Die onze mannen doet sterven van rouw***)
En op hunne graven distels zaait! ....
Hoe fier verhief eens de Vlaming het hoofd!
Gij hebt dit machtig hoofd verplet,
Zyne stoute gedachten hebt gy geroofd,
Eene zotskap†) hem op het hoofd gezet!
De zotskap der dwaze basterdij,††)
En daarom, vrouwen, zijt ge blij?†††)

Dann:

Hoelang zult gij nog stryden
Uit hebzucht, niet voor rechten?
Hoelang, as vrekke knechten,
Elkanders brood benijden?
Hoelang uwe ooren sluiten,
Wanneer, vol hemelblijheid,
Een lied voor volk en vrijheid,
U juichend roept: naar buiten,
Verlaat de muffe muiten*†)
En heft den leeuwenkop!**†)

Aus diesen Versen spricht keine Verstellung — es ist die Sprache der Verzweiflung, gekleidet in das Gewand des Hohnes und des bittersten Vorwurfs; es ist der Vlaming, der es fühlt, daß sein Vaterland zu Grunde gehen muß, wenn sich nicht alle Vlamingen als solche fühlen! Der vlamische Dichter hat mehr wie jeder andere einen nationalen Beruf!

Wir können diese kurzen Andeutungen über Herrn Hiel's neuestes Werk nicht schließen, ohne noch auf einen besonderen Vorzug dieses ebenso begabten als strebsamen jüngeren Dichters aufmerksam zu machen, welchen wir schon in seinen Erstlingsgedichten zu beobachten Gelegenheit hatten: es ist dies eine ganz ausgezeichnete Versifikation, ein bisweilen an unseren Schiller lebhaft erinnernder Rhythmus und Wohlklang der

---

*) Gedichten van Emanuel Hiel. Arnhem, D. A. Thieme, 1868.

*) Seele. **) Wer. ***) Leid, Schmerz. †) Narrenkappe. ††) lächerlichen Bastardthums. †††) fröhlich. *†) rußige Löcher. **†) Löwenhaupt.

Sprache. Indem wir der vlamischen Literatur zu dieser trefflichen Bereicherung Glück wünschen, glauben wir zum Lobe des Dichters nicht mehr sagen zu können, als daß man im Schüler den Meister erkennt — Dautzenberg! F. v. Hd.

Nord-Amerika.

John Roß Browne, der Literat und Gesandte.

Eine biographische Studie.

Was immer in den amerikanischen Verhältnissen wir mit europäischem Auge Bedenkliches entdecken, im großen Ganzen nicht nur, sondern insbesondere auch in der Entwickelung des Individuums, so steht doch dies Eine fest, daß die gesammten Lebensbedingungen jenseits des großen Wassers häufig zu ebenso überraschenden, als für den Psychologen und Pädagogen gleich interessanten Resultaten führen. „Schriftsteller von Fach" sein, ist drüben nicht, wie bei uns mehr oder weniger, gleichbedeutend mit „Mangel an Befähigung fühlen für eine umfassende Thätigkeit in der realen Praxis;" — die levis notae macula, welche (man mag beschönigend sagen, was man will) trotz alledem und alledem in Deutschland dem Literatenthume anhängt, ist dem Yankee etwas so Fremdes, daß Washington Irving als Gesandter die Vereinigten Staaten seiner Zeit in Spanien, wie Mr. Motley in Wien vertrat. Eben jetzt tritt, nach der Resignation des Mr. Burlinghame, als neue Illustration zu jenen Beiden wiederum ein Bücherschreiber von Ruf, John Roß Browne, dadurch, daß er zur diplomatischen Vertretung seines Adoptiv-Vaterlandes im himmlischen Reiche designirt ist. Daß wir von „Adoptiv-Vaterland" sprechen können, beweist ferner, wie der Congreß umsichtig und ohne engherzige Beschränkung — wenn er auszuwählen hat — die besten Messer nimmt, wo er sie findet.

Ein literarisches Blatt geht der Gesandte wenig an: es hat in erster Reihe mit dem Schriftsteller zu thun. Aber der Eintritt Mr. Browne's in den diplomatischen Dienst, noch dazu auf einen Posten von solcher entscheidenden Bedeutsamkeit, mag es dem allgemeinen Leser dieser Blätter wünschenswerth erscheinen lassen, wenn ein uns nahezu unbekannter Autor in kurzen, biographischen Umrissen, mit gedrängter Uebersicht seiner literarischen Thätigkeit in seinen Hauptwerken, vorgeführt wird. Bringt doch der Botschafter der Vereinigten Staaten am chinesischen Hofe zweifellos schon durch die Bekleidung des Postens den Beweis einigen Werthes an und für sich mit.

Wir beschränken uns auf Thatsächliches und überlassen unsern Lesern, bedenklich die Parallelen zu ziehen, welche sich zwischen einem Autor von hüben und drüben ergeben.

John Roß Browne ist ein geborener Vollblut-Ire, mit allen Vorzügen und einzelnen Fehlern des Kelten; dazu schon vom Vater her mit sündhaften schriftstellerischen Gelüsten behaftet. Geboren wurde er 1822, steht also im rüstigen Mannesalter. Damals redigirte der alte Browne ein vielverbreitetes Blatt, den „Dublin Comet", dessen subversive Tendenzen nicht nur seine Unterdrückung herbeiführten, sondern auch den Herausgeber desselben in's Gefängniß. Die englische Krone gestattete nach einiger Zeit dem beschwerlichen Redacteur auszuwandern, und er wendete sich mit seiner Familie dem fernen Westen zu, indem er sich anfangs in Indiana und dann in Kentucky ansiedelte, wo er in Louisville abermals eine Zeitung gründete.

Die Bedingungen des Elternhauses waren beschränkt; für den Unterricht des 13jährigen Knaben konnte nur Geringstes geleistet werden; Alles war darauf angelegt, ihn frühzeitig „zu seinem eigenen Manne" zu machen. Wollen wir „diesen" Mann messen, so müssen wir ihn aus dem Knaben heraus gerecht beurtheilen.

Kaum war der flaumbärtige Junge halb flügge geworden, so trieb es ihn westwärts hinaus zu einer mehrmonatlichen Fußtour und darauf sahen ihn der Ohio und Mississippi lange Zeit als gemeinen Bootsmann auf ihren Dampfern. In seinem achtzehnten Jahre mochte das Zigeunerblut etwas abgekühlt sein, wenigstens leuchtete ihm die Nothwendigkeit ein, seine Zukunft auf andere und festere Grundlagen zu stellen. Ein Tageblatt in Cincinnati beschäftigte ihn als Berichterstatter und in seinen Mußestunden (!) trieb er medizinische Studien, d. h. dasjenige Ding, was man dort so nennt. Indessen muß der Student doch viel Zeit sogar nach amerikanischen Begriffen gefunden haben, da er sich in derselben Periode eine umfassende stenographische Fertigkeit aneignete, welche, wie so oft Zufälligkeiten, das eigentliche Fundament seines Erfolges wurde.

Freilich ließ die Reisewuth ihn nicht ruhen. Er ging zunächst nach Washington, wurde Stenograph und obendrein Stenograph des Senats ... kaum aber hatte er ein paar Dollars gespart, als er sich auf und davon machte. Er lebte der sanguinischen Hoffnung, daß eine so ungeheure Summe Geldes bis nach Jerusalem aushalten müsse. Wirklich kam er damit bis nach New-York, und weil er kein besseres Mittel gegen den Hunger fand, entschloß er sich kurzweg, auf einem Walfischfahrer zu dienen. Mehrere Jahre vergingen vor seiner Rückkehr. Ein Krösus war er nicht geworden. Seine Schätze genügten just, um ihn wieder dahin zu bringen, woher er gekommen war. Aber in seinem Kopfe brachte er mehr Reichthum als in seiner Tasche; den Stoff zu seinem tüchtigen Buche „Auf dem Walfischfange" (Etchings of a Whaling Cruise). Zunächst zwang ihn das materielle Bedürfniß, den alten, ehedem verschmähten Posten eines Berichterstatters im Senate wieder aufzunehmen, bis ihn der Finanzminister Walker zu seinem Privatsecretair ernannte. Als solcher wirkte er bis 1849. Da freilich litt es ihn nicht länger in der Stubenluft und hinter dem Schreibtische; mit einer Bestallung in der höhern Steuerpartie machte er sich nach Kalifornien auf.

Hier datirt von Neuem ein Angel- und Wendepunkt in dem Leben des bedeutenden Mannes. Auf den ersten Blick schaut die Sache freilich sattsam tragikomisch aus. Browne kam nach einem abenteuerlichen Zuge, den er lustig theilweise im „Wanderleben" (Crusoe's Island. A Ramble in the Footsteps of Alexander Selkirk. With Sketches of Adventures in California and Washoe.) erzählt, mit so viel Vermögen nach San Francisco, daß dasselbe hinreichte, Porto für ein an ihn eingelaufenes Briefpaket zu bezahlen. Was war der Inhalt?

„Nachdem der Senat sich gemüßigt gesehen hat, die Anzahl der Steuerbeamten zu beschränken, werden Sie hierdurch Ihres Dienstes entlassen."

Und nicht einmal „in Gnaden"; nicht einmal „mit Pension"; nein, einfach „entlassen"!

Den leichtlebigen, aber nicht übermäßig leichtsinnigen Irländer kümmert der Beschluß nicht allzusehr; vielgewandt, wie ihn die Erfahrung schon gemacht hatte, entpuppte sich aus dem Staatsdiener sofort der Stenograph. —

Selten noch habe ich das geflügelte Wort „Audacem Fortuna juvat" richtig übersetzt gefunden; es heißt verdeutscht: Denjenigen ergreift der glückliche Zufall bei der Stirnlocke, welcher frischweg sich selbst vertraut. Eine gewisse „Frechheit" gehört allemal dazu, und solche Audacitas liegt im Blute; man kann sie sich nicht geben, wie man sie Niemandem nimmt. Dem Charakter des Deutschen ist sie fremd, häufig bei den Franzosen und den Eingeborenen von der grünen Insel.

Die Wahrheit dieser Aufstellung offenbarte sich glänzend an Mr. Browne. Es war eben die Constituirende Versammlung für den werdenden Staat Kalifornien berufen. B. erhielt den amtlichen Auftrag, gegen ein Gehalt von 10,000 Dollars, die Verhandlungen zu stenographiren, zusammt der Erlaubniß zum Druck und zur Herausgabe derselben auf eigene Kosten und Gefahr. Die von ihm vorliegende sorgfältige Redaction hat dauernden Werth für die politische Geschichte des jungen Staates und trug dem Herausgeber einen greifbaren Gewinn von 3000 Dollars. Es war nämlich, wie einleuchtet, im Congreß auf dem Capitole damals kaum von etwas Anderem die Rede, als von kalifornischen Zuständen, die man weit weniger kühl ansah, als in der Gegenwart. Indessen wünschte der Senat seinen Mitgliedern eine möglichst objektive Anschauung der Sachlage zu ermitteln und bestellte deshalb zur Vertheilung 2000 Abzüge des Werkes — eine rechtzeitige Förderung für Browne in seiner dreifachen Eigenschaft als Schriftsteller, Politiker und Geschäftsmann.

Um dieselbe Zeit verheiratete sich der Autor. Er hielt es für hausväterliche Pflicht, der Frau eigen Dach und Fach zu geben. Wirklich verkannte er seine eigenste Natur so sehr, daß er sich in Washington anbaute. Das Glück in den vier Wänden dauerte so lange, wie sie nicht fertig waren. Sobald aber die Einrichtung richtig beschafft und an dem Daheim nichts mehr zu bessern war, da hieß es: „Rast' ich, so rost' ich!" das Zelt wurde abgebrochen — Browne verkaufte bewegliche und unbewegliche Habe — und ging als Special-Correspondent für den „National Intelligencer" nach Deutschland, Ungarn, Italien, Griechenland, der Türkei und dem heiligen Lande. Aus den tüchtig zusammengeschnittenen und durchgearbeiteten Feuilletons entstand eines der reizendsten Reisebücher der Neuzeit: „Yusef". „Ein Kreuzzug nach Osten". (Yusef. A Crusade in the East. A Narrative of Personal Adventures and Travels on the Shores of the Mediterranean, in Asia Minor, Palestine and Syria.)

Die Regierung der Vereinigten Staaten verstand den Mann nach seinen Eigenschaften zu würdigen und zu nutzen. Gleich nach der Rückkehr in's Vaterland ordnete sie ihn in der amtlichen Eigenschaft eines Ober-Steuer-Inspektors (Inspector of Customhouses) ab, während sie ihn zugleich mit mannigfach anderen Berichten über allgemeine und besondere Fragen, wesentlich handelspolitischer und statistischer Art, beauftragte. Da von denselben bisher nichts im Druck erschienen ist, so fehlt uns das entscheidende Urtheil; über ihren Werth jedoch können wir kaum zweifelhaft sein und wollen hier nur besonders hervorheben, daß diese Mittheilungen sich sehr weit über die Ost- und West-Gränzen Nordamerika's hin erstrecken. — Ueberanstrengung (zusammt — vielleicht — den Bedürfnissen der Familie) veranlaßten Browne zu einem erneuten Versuche der Ansiedlung. Er erwarb 1855 einen Rancho in der Nähe von S. Francisco und hielt es dort (wirklich!) fünf Jahre lang aus. Man setzt voraus — und irrt sich natürlich in dieser Voraussetzung nicht — daß er in richtiger Selbsterkenntniß die gehörigen Maßregeln getroffen hatte, sich Sicherheits-Ventile gegen überschüssige Reiselust zu schaffen. Während Weib und Kind bukolischen Vergnügungen oblagen, bereiste er als Bevollmächtigter des Finanzministers die Küsten des Stillen Oceans und durchforschte ebenfalls die weiter einwärts liegenden Gebiete. Ein hervorragender Zug in dem Charakter des Beamten ist das entschiedene Gefühl für Gerechtigkeit, und wenn man sich erinnert, daß Betrügereien aller Art in den Angestellten-Kreisen der Vereinigten Staaten, Oben und Unten, Rechtens sind, ein Herkommen von Alters, so stellt sich dar, daß ihm Feindschaften erwuchsen, wie Dünensand, als er die Praxis der Beamten bloßlegte und Beweise heranzog.

Wir mögen das erwähnen, weil die Folgen dieser Gewissenhaftigkeit bis auf den heutigen Tag in der heftigen Opposition nachwirken, welche sich seiner Ernennung zum Botschafter in Peking entgegenstellt. Freilich hat Mr. Burlinghame seinem Posten dort entsagt; freilich ist die Vertretung wichtigster Interessen in China dort sehr schwachen Händen anvertraut; jedoch was gelten Gründe dem Neide und der Mißgunst? — Und da kommt jetzt gar ein Neues hinzu, den Mann von der Feder möglicherweise zu verhindern, uns später Wichtigstes über chinesische Verhältnisse mitzutheilen: der Prozeß seines Gönners Andrew Johnson.

Im Jahre 1860 führten B., zunächst und zuletzt, seine „amtlichen Beziehungen" in die amerikanischen Bergwerke. Dann machte er sich, amerikamüde, auf und besuchte Rußland, Polen und Island. Nebenzweck (?) war die Erziehung seiner Kinder in Deutschland; er hatte begriffen, „wo Bartel den Most holt." ..

Mehrere vortreffliche Bücher verdanken diesem Ausfluge ihre Entstehung. Wir erwähnen: „Eine amerikanische Familie in Deutschland" (An American Family in Germany) und ein anderes mit dem ziemlich gesuchten Titel: „Das Land Thor's" (The Land of Thor). — Ein deutscher Tourist würde sicherlich eine derartige Schaustellung mythologischer Gelehrsamkeit als geschmacklos abweisen; bei Browne entschuldigt seine Nationalität und der Mangel gründlicher und dauernder Elementarbildung, wie sie unsere Gymnasien geben. Wenig mag es sein, was diese Mitgift wiegt, jedoch zu ersetzen ist das Wenige durch kein Anderes.

Als der letzte Krieg zwischen den Konföderirten und den Vereinigten Staaten ausbrach, kehrte der Reisende eilig aus der Fremde heim, und weil namentlich auch die kalifornischen Bergwerke ihm genauer bekannt waren, als jedem Dritten, so wurde er als Berichterstatter vom Kongreß dorthin geschickt. Seine offiziellen Berichte liegen gedruckt vor und sind musterhaft, sogar für den europäischen Fachmann.

Welchen höchst bedeutenden Einfluß dieser „einfache Schriftsteller" an mancher bestimmenden Stelle übt, wird aus der Behandlung einer Zukunftsfrage ersichtlich. Deutsche, wesentlich Rheinländer, wanderten in Kalifornien ein. Den Leuten erschien mit Recht der Boden vorzugsweise günstig zum bisher vernachlässigten Weinbau. Sie arbeiteten demnach gemäß der gewonnenen Einsicht; die bestehenden Gesetze jedoch lasteten schwer auf der neuen, besseren Kultur. Da beauftragten die Ansiedler Browne, legale Abhilfe ihrer Beschwerden zu schaffen. Und es gelang ihm. Auf seine Eingabe modificirte der Kongreß die Weinsteuer-Gesetzgebung und der rheinische Winzer sieht einer gesegneten Zukunft entgegen.

Ein beneidenswerthes Schriftstellerleben fürwahr! und würdig, daß jüngere Berufsgenossen — nach den Verhältnissen — das Beispiel nicht leicht zur Seite schieben. Zudem ist die Bahn des unermüdlich Strebenden, von dem wir heute berichten, noch nicht geschlossen!

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Ein jüdisches Sektenhaupt des vorigen Jahrhunderts.

Dem (vierzehnten) Jahresbericht des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau (1868) geht eine Abhandlung von Dr. H. Grätz: „Frank und die Frankisten, eine Sekten-Geschichte aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts"*) voran, welche einen bisher noch nicht gehörig aufgehellten, vielfach entstellten Punkt aus der jüdischen Geschichte bis zur Evidenz klar darstellt, so daß man jetzt deutlich in die innere Hohlheit eines Mannes hineinzuschauen vermag, welcher nicht blos von Novellisten und Romanschriftstellern, sondern selbst von ernsten Geschichtschreibern in einen Nimbus unverdienter Wichtigkeit eingehüllt wurde. Nun, da der Schleier hinweggezogen und das Tageslicht der Forschung die mysteriöse Erscheinung beleuchtet, zeigt sich uns ein Irrlicht, das wieder in den Sumpf zurückversunken ist, dem es entstiegen war.

Herr Dr. Grätz hat schon früher (im 7. Bande seiner „Geschichte der Juden") eine eingehende Beleuchtung über den wahren Verfasser des Sohar und über dieses so vielfach mißverstandene und gemißbrauchte Buch, das auch Frank und seiner Sekte zur Folie dienen mußte, gegeben, daß er den Dank der Forscher verdient; ebenso hat derselbe durch neue Quellenforschungen (im 9. Bande) den Erzschelm Pfefferkorn und seine Machinationen, sowie seinen verunglückten Streit gegen Reuchlin, entlarvt. Ein neues Verdienst hat Herr Grätz sich erworben, daß er durch seine oben bezeichnete Monographie einen Betrüger in seinem Nichts darstellte, welcher weniger durch seinen hervorragenden Geist, als durch eigene Schelmerei und die Dummheit seiner Anhänger, für einige Zeit zu einer unverdienten Bedeutung gelangte.

Als sollten die Juden, trotz aller aufgedrungenen oder freiwilligen Abgeschiedenheit und der vielfachen Scheidewände, die ihnen die Berührung mit der Außenwelt erschwerten, doch auch zeigen, daß sie mitten in ihrer Zeit standen und mit vor- oder zurückschritten, sollten auch ihnen ihre Swedenborgs und Cagliostro's nicht erspart bleiben, und da ihnen das klare Bibelwort zu wenig Anhaltspunkte bot und die Apokalypsen fehlten, mußte das Buch Sohar, diese Fundgrube alles mystischen Dusels und — Humbugs, dafür als Bibel auftreten.

Mit diesem Buche in der Hand hatte schon früher Sabbatai Zewi (geboren 1641, gestorben 1676) in der Türkei und in Polen sich zu einem Sektenhaupte (der Sabbatianer) erhoben; doch war dieser weniger Betrüger, als ein sich selbst täuschender Phantast, ausgerüstet mit tüchtiger Kenntniß des Thalmuds und der Kabbala, durch Schönheit des Körpers, wie durch reichen Geist hervorragend, und es gelang ihm, selbst sonst besonnenen Männern zu imponiren und sich einen höchst bedeutenden Anhang zu verschaffen. Anders war es mit Frank, der, körperlich wie geistig häßlich und verwahrlost, nur durch Betrug und durch Humbug, der allein durch die damalige Zeitrichtung und geistige Verwahrlosung erklärlich ist, Anhänger fand, und später durch Prunk, Geldverschwendung und freche Täuschung eine Rolle spielte, welche selbst nach seinem Tode noch von seiner durch Schönheit und imponirendes Wesen hervorragenden Tochter eine Zeitlang fortgespielt wurde, bis auch sie wie ein Meteor verschwand.

*) Breslau, 1868; 90 S. und 35 S. Beilagen.

Wahrscheinlich wäre diese Erscheinung in der Geschichte längst verloren gegangen, wenn sich nicht bis in die neueste Zeit Schriftsteller des Stoffes bemächtigt hätten, um ihn als Gemisch von Wahrheit und Dichtung zu bearbeiten; so August Becker in seinem Roman: „Des Rabbi Vermächtniß"; Schenck-Rinck in seiner Schrift: „Die Polen in Offenbach" (1866), welcher in Frank gar den angeblich ermordeten russischen Kaiser Peter III. und in dessen Tochter Eva eine Großfürstin, eine Romanowna, erkennen oder der Welt einreden will.

Jetzt ist das Dunkel aufgeklärt, nachdem Herrn Grätz authentische Aktenstücke und Schriften zu Gebote standen, welche ein grelles Licht auf das Treiben Frank's und seiner ersten Anhänger werfen. Diese Aktenstücke, aus fünf Piècen bestehend, hat der fleißige Archivar am päpstlichen Hofe Augustin Theiner aus Schlesien, in einem Fascikel der Vaticanischen Kanzlei gefunden und abgedruckt*); außerdem hat Herr Grätz diese Aktenstücke noch durch andere in neuester Zeit erschienene Schriften ergänzt; wichtig ist die (1866 in Warschau) in polnischer Sprache erschienene Monographie über Frank von Dr. F. Hippolyt Skimborowicz**), die aus wenig bekannten oder gar unzugänglichen authentischen Quellen geschöpft hat. Selbstverständlich sind auch die gleichzeitig und später erschienenen jüdischen Quellen über Frank's Mystifikationen zu Rathe gezogen und kritisch beleuchtet worden. — Was früher Peter Beer in seiner „Geschichte der religiösen Sekten der Juden" (Brünn 1823, 2 Bände) über Frank berichtet, ist eine zum Theil mehr vom Hasse gegen das rabbinische Judenthum diktirte, ebenso seichte, als einseitige Apologie der Frankisten, und ihm hat Jost fast nur nachgeschrieben. Um so verdienstlicher ist die Schrift von Grätz, durch die Frank in seiner ganzen Bodenlosigkeit dasteht.

Der eigentliche Name des Betrügers ist nicht Frank (oder Frenk), (den er von seinem Aufenthalte in der Türkei erhalten hat), sondern — nach polnisch-jüdischem Jargon — Jankiew Lejbowicz, d. i. Jacob, Sohn des Löb (oder Leib). Sein Vater soll Rabbiner gewesen sein; sein Geburtsland war das südliche Galizien, sein Geburtsjahr wird verschieden angegeben: 1712, 1723, 1727. Auch er wollte, nach Art anderer Thaumaturgen, unter Wundern geboren sein. Bei seiner sehr vernachlässigten Erziehung blieb er, statt Thalmudjünger zu werden (das Ideal jüdischer Väter damaliger Zeit), wie er selbst eingestand, ein Idiot; ebenso blieb er moralisch vernachlässigt. „Er rühmte sich (!) später vor seinen Anhängern, denen er eine neue Lehre bringen wollte, daß er seinen Vater belogen und betrogen habe, um neue Kleider zu bekommen. Lügen und Betrugen, um schöne, blendende Hüllen zu haben, das war so ziemlich seine Lebensmaxime bis an sein Ende." In seinem 13. Jahre kam Lejbowicz nach Buchareſt als Diener eines Juden aus Polen, der ihn weiter auch nach der Türkei führte. Selbständig geworden, trieb er Handel und will Reichthümer gesammelt haben. In Nicopolis heiratete er (1752) ein schönes Mädchen von 14 Jahren, das ihm nach einander zwei Söhne, Joseph (später, nach seiner Taufe, Rochus genannt) und Jacob, gebar. Bis jetzt war sein Leben außerordentlich prosaisch. Da wurde er in Salonichi mit den Sabbatianern bekannt, fand Gefallen an der Mystik und ließ sich in die Sekte aufnehmen.

*) Sie sind der Schrift von Grätz als Beilagen angefügt.

**) Leben, Ende und Lehren des Jacob Joseph Frank, aus zeitgenössischen und älteren Quellen, zugleich mit Auszügen aus zwei Handschriften.

Was diese Sekte wollte und bezweckte, gibt Herr Grätz in Kürze also an: „Im höchsten Ansehen stand bei ihnen das kabbalistische Grundbuch Sohar, das Lügenwerk des Mose de Leon (entstanden um 1300), das damals allgemein als Werk des thalmudischen Weisen Simon ben Jochai oder vielmehr als eine höhere Offenbarung galt. Drollige Inkonsequenz der Sektirer! Sie verwarfen Bibel und Thalmud und klammerten sich an ein Buch, das im besten Falle eine thalmudische Autorität zum Verfasser haben konnte. Das kam daher, daß der Sohar den sabbatianischen Ketzern Anhaltspunkte für ihre Mystik bot. Sie haben daraus ihre Theorie von der Vergöttlichung des Messias und der Vermenschlichung Gottes gezogen. Sie nahmen eine eigene Art Trinität an, und auch diese Afterlehre stützten sie auf Belegstellen des Sohar. Die erste Person nannten sie die höchste Ursache oder den „heiligen Uralten", die, weil undenklich erhaben, keinen Einfluß auf die Weltregierung üben könne. Die zweite Person war ihnen der Gott Israels oder der heilige König; ihn identifizirten sie mit dem Messias, d. h. mit Sabbatai Zewi und seinen Nachfolgern, auf welche dessen Seele übergegangen sei. Sie nahmen aber noch eine dritte Person in der Gottheit an, die weibliche Ergänzung zum männlichen Messias. Diese drei Personen bilden jedoch eine Einheit."

Die Aufgabe der Gläubigen sei es, nach dieser neuen trinitarisch-messianischen Religion, durch Gebete und gottesdienstliche Handlungen die Vereinigung dieser Dreiheit zu bewirken, wodurch erst die Gottheit zu ihrer Vollkommenheit gelangen könne. Diese Vereinigung symbolisirten sie mit zweideutigen und sogar lasciven Bezeichnungen von Verehelichung und Geschlechtsliebe, und dazu diente ihnen der Text des Hohen Liedes ganz vortrefflich. Ihre Gegner warfen ihnen beharrlich vor, daß sie diese Mysterien durch Ausschweifungen bethätigten. Mit der Verwerfung des Judenthums und sämmtlicher daraus emanirten Gesetze sollen sie auch die Keuschheitsgesetze verworfen und sich gar blutschänderische Umarmungen haben zu Schulden kommen lassen, gerade dasselbe, was die Christen im zweiten Jahrhundert manchen gnostischen Sekten nachsagten. Mit der Ehe nahmen sie es sehr leicht und wechselten ihre Frauen wie Kleider ...."

„Eine ähnliche sabbatianische Sekte hatte sich sporadisch in Polen gebildet; sie ging vom Extrem der hyperorthodoxesten Askese zum andern Extrem, zum rohesten, abschreckendsten Cynismus über; sie hielten es geradezu für Pflicht, jedes religiöse und moralische Gesetz zu übertreten, oder, wie sich bei ihnen ein Wort ausgebildet hatte: „erst durch die fünfzig Pforten der Unreinheit hindurch gelange man zur Pforte der Reinheit."

Und dieser Sekte fehlte gerade ein Führer, der sie zu einer Gemeinde verbinden sollte; diesen fanden sie in Jacob Lejbowicz, d. i. in Frank. — Nur seine Frechheit nebst Geld und Blendwerk konnten ihn halten; denn ihm fehlte das geistig wie körperlich Imponirende seines Vorgängers Sabbatai Zewi. „Von Gesicht war er häßlich und pockennarbig ... nahmen die häßlich-strengen und kalten Züge einen freundlichen Ausdruck an, so erregten sie Furcht und Schrecken." So schildern ihn diejenigen, die ihn im Alter gesehen haben. Auch seine Sprache war weder schön, noch herzgewinnend; er sprach leise, kaum vernehmbar; und obschon er durch seine Wanderungen verschiedene Sprachen verstand, konnte er doch nur den sogenannten fränkischen Jargon, d. h. die gemischte Sprache der portugiesischen Juden in der Türkei sprechen, und führte deshalb einen Dolmetscher mit sich. Fehlten ihm also geistige Mittel, Ueberzeugung, Sympathie, um anzulocken, so besaß er doch etwas, einen eisernen Willen, und alle Mittel waren ihm gut genug, diesen durchzuführen.

So kam er nach Podolien, wo er schon geebneten Boden fand; auch er lehrte die Dreieinigkeit; neu offenbarte er, er sei der durch Metempsychose wieder erstandene Gottmensch; in ihm sei Sabbatai Zewi, ja schon Jesus verborgen gewesen. Durch Blendwerk von Wunderthätigkeit gewann er sabbatianische Kabbalisten, Phantasten, Müßiggänger, Arme und Schwindler; ein Hauptlockmittel war aber Geld, und vielleicht war dies das einzige Wunder an ihm, daß er stets dieses Mittel im Ueberflusse besaß und an seine Gläubigen verschwendete.

Die Besonneneren unter den Juden und die, welche nicht vom mystischen Dusel trunken waren, konnten diesen Unfug, der zu dem scheußlichsten Laster und zu Orgien ausartete, nicht gleichgiltig mehr ansehen, um so mehr, als die Juden schon mannigfach die traurige Erfahrung hatten machen können, welche inneren und äußeren Schäden ihnen durch religiöse Schwärmer und Betrüger erwachsen waren. Die polnischen Rabbiner legten daher Frank und seine Anhänger nicht nur in den härtesten Bann, wodurch aller Verkehr mit ihnen abgeschnitten sein sollte, sondern sie klagten ihn auch der gröbsten Laster und religiösen Vergehen an (und dies, wie aus Zeugenaussagen aus der Mitte zurückgetretener Frankisten selbst hervorgeht, nicht mit Unrecht); und so intercedirte, da die Vergehen auch religiöser Natur waren, der Bischof von Podolien Nicolaus von Dembowa Gora Dembowski und zog den Prozeß vor sein Tribunal. Da wußte sich Frank der Gefahr dadurch zu entziehen, daß er erklärte, er und sein Anhang glaubten an die Dreieinigkeit (die der Sohar lehre), und sie verwerfen den Thalmud. Dadurch standen sie der Kirche sehr nahe; aber nebst diesem ließ er von Einigen seiner Vertrauten, denen er selbst anrieth, sich zur Taufe zu melden, verleumderische Anklagen gegen den Thalmud und seine Bekenner erheben. Der Bischof begriff sofort die Wichtigkeit eines solchen Casus für die Verherrlichung der Kirche und erklärte ohne Weiteres die Angeklagten und theilweise Eingekerkerten für unschuldig. Er hoffte auf diese Weise den ganzen Anhang, der bereits in die Tausende, nicht nur in Polen, sondern überall in Europa und Asien, angewachsen war, in die Kirche hineinzuziehen. Er ließ sich also gern täuschen.

Die Befreiten wurden nun aus Verfolgten Verfolger; sie klagten den Thalmud und seine Bekenner auf die schmählichste Weise an und bewogen den Bischof sogar, eine Disputation zwischen ihnen und ihren Gegnern zu veranstalten, weil sie erwarten durften, daß ihre der Mystik des Sohar (den ja auch die Juden nicht ganz verwarfen) entnommenen Beweise eher Anklang fänden. — Dieses Manöver fiel, wie leicht zu denken, zu Gunsten der Frankisten aus; der Thalmud sollte vernichtet werden. Wirklich ward eine Hetzjagd auf Thalmud-Exemplare gemacht und gegen die Juden vielfache Chikane geübt. Da führte der Zufall, oder, wie die bedrängten Juden glaubten, die göttliche Vorsehung eine günstige Wendung herbei. Der Erzbischof Dembowski starb nach einer plötzlich eingetretenen Krankheit (17. Nov. 1757) und mit dessen Tode hörte die Protektion über die Frankisten auf. Die Geistlichkeit durchschaute ihre Ränke, ließ sie fallen, und sie sahen sich genöthigt, nach Bessarabien, das damals zur Türkei gehörte, zu entfliehen. Aber auch da fanden sie keinen Schutz und lebten in großem Elend. — Da suchten sie wieder Frank auf, welcher indeß in Nicopolis und Giurgiewo weilte und nur hinter den Coulissen machinirt hatte. Zum zweiten Male begab er sich nach Podolien

und rieth jetzt seinen Anhängern, sich der römisch-katholischen Kirche zu unterwerfen. Er selbst ließ später (19. Sept. 1759) an sich die Taufe vollziehen; zum Taufpathen nahm er neben der Gräfin Brühl und einem hohen polnischen Adeligen den König von Polen. Frank nahm nun den Namen Joseph an.

Doch damit war sein aufschneiderisches Messiasthum nicht beendigt. — Es würde zu weit führen, alle Schwindeleien Frank's anzuführen. Er wurde durch Zeugen überführt, daß er das christliche Bekenntniß erheuchelt und die Taufe empfangen habe, um dasselbe Spiel in Polen zu treiben, wie früher in der Türkei; er wurde als öffentlicher Betrüger zur Haft in einer Festung verurtheilt (19. Febr. 1760); nur die Rücksicht, daß der König sein Taufpathe war, rettete ihn vom Tode des Häretikers; er wurde (im März) nach der Festung Czenstochow in Ketten gebracht, wo er 13 Jahre detinirt wurde. Der Troß seiner Anhänger erlitt theils ähnliche Strafe, theils kam er in die elendeste Lage; sie wurden als Scheinchristen oder als Scheinjuden von beiden Seiten gehaßt und verachtet. — Aber auch in Czenstochow, dem frequentirten Wallfahrtsorte, fing Frank, der später milder behandelt wurde, wieder seine Spiegelfechtereien an und that — Wunder. — Die beginnende Auflösung des polnischen Reiches und die erste Theilung desselben, wodurch die Festung Czenstochow in die Gewalt Suwarow's kam, erlöste Frank, der es nun mit dem griechisch-katholischen Bekenntnisse versuchte, aus seiner Haft; auch empfing er von der Kaiserin Katharina II. Geldunterstützungen — sicher nicht wegen seines Glaubens, sondern — als russischer Spion; „denn sein geheimnißvolles Wesen und seine Verbindungen in Polen machten ihn ganz besonders für Spionage geeignet."

Später finden wir ihn in Brünn wieder, wo er lange Zeit weilte und heimliche Anhänger in der Nähe hatte. Sein Hauptanhang bestand jedoch aus wanderlustigem, armen Gesindel, aus Abenteurern mit christelnden Allüren und jüdisch-polnischem Jargon. „Aus der Noth machte Frank eine Tugend. Befragt, warum er Einfältige und Unverständige zu seinem Gefolge auserwählt habe, antwortete er: „Was wäre das für eine Kunst, wenn Gott mit Weisen und Gelehrten die Welt leiten wollte? Er will aber mit den Niedrigsten und Geringsten in die Welt treten, damit von solcher Grundlage aus sich seine Kraft offenbare.""

So spielte Frank seine Rolle als Messias fort, aber auch als Fürst wollte er vor der Außenwelt erscheinen; dazu bedurfte er einer militärisch geschulten Leibwache; er wollte dadurch imponiren. Wie sollte er aber dafür seine linkisch-jüdischen Polen, die ohnehin den Waffendienst scheueten, gewinnen? Da sollte seine Tochter Eva aushelfen.

Diese war zu einer blühenden Jungfrau von bezaubernder Schönheit herangewachsen; auch ihr eigener Vater war voller Bewunderung für sie; und sie zog er in seinen Calcül hinein; in seiner Mystik war seine Tochter der verkörperte „Glaube". Sie gewann ihm die jungen Frankisten, so daß diese ihr zu Liebe Disciplin, Ordnung, straffe Haltung annahmen und Frank's Leibwache bildeten. — Ueber Eva's Lebens- und Liebesverhältnisse schwebte bis an ihr Ende ein mysteriöses Dunkel; selbst Kaiser Joseph II. soll, geblendet von ihrer Schönheit, um ihre Hand angehalten haben (?); Maria Theresia ließ Frank und Eva aus Wien, Joseph sie aus seinen Staaten verbannen, wahrscheinlich, weil mährische Juden die Regierung über Frank's kabbalistischen Schwindel aufklärten. — „Im hohen Alter endlich gelang es Frank, eine Art Solitüde zu erwerben. Dem regierenden Fürsten Wolfgang Ernst von Homburg-Birstein in Offenbach, der von Schulden gedrängt war, kaufte Frank das Schloß in diesem kleinen Orte ab, und zwar mit den Prärogativen, eigene Gerichtsbarkeit und Polizei über seine Leute zu haben und überhaupt vollständige Unabhängigkeit eines Souveräns zu genießen. So wurde aus dem Idioten Jankiew Lejbowicz aus Galizien, dem sabbatianischen Sektirer von Salonichi und Nicopolis, dem Messias von Podolien, dem Denuncianten von Lemberg, dem entlarvten Betrüger von Warschau, dem Sträfling von Czenstochow, dem Mystagogen von Brünn ein — Baron von Frank in Offenbach!"

In Offenbach ließ er sich nicht nur Baron oder „der Polenfürst" nennen, sondern durch seine Leute aussprengen, er sei eigentlich eine — entthronte Größe, und zwar der vom Throne gestoßene und für todt ausgegebene Peter III. von Rußland, seine Tochter nur sein Pflegekind, eine Romanowna, eine natürliche Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland.

Im December 1791, nachdem dieser „podolische Gottmensch" sein Ende kommen fühlte und noch die letzte Anstrengung, die Zukunft seiner Tochter sicher zu stellen, machte (was ihm auch durch ein Schreiben an seine polnischen Anhänger, die mit Summen Geldes zu ihm eilten, gelang), starb Frank. — Die damaligen Tagesblätter waren voll von der Beschreibung des außerordentlichen Pompes, der mit Frank's Leiche getrieben wurde. Beim Leichenbegängnisse hat kein Geistlicher fungirt.

So schied Frank aus der Welt, wie er in dieselbe eingetreten war, als ein auf die Dummheit der unwissenden Menge spekulirender Betrüger; seine Erscheinung war weder geistig, noch körperlich eine glänzende, sondern eine verblendende, und so wenig er Anhaltspunkte für die Geschichte bietet, ist er doch ein ergiebiger Stoff für Romane, wozu er auch bereits benutzt wurde.

Nach dem Tode des Vaters setzte die Tochter (die Söhne Rochus und Joseph zählten nicht) das Geschäft fort; sie war eine ebenso schlaue Betrügerin; auch sie gab vor, Träume und Gesichte zu haben; sicher aber hatte sie ihre Hausspione. Disciplin und Geldmittel ließen jedoch allmählich nach; sie bedurfte jetzt weniger Gläubige, als Gläubiger; um den Glanz des Hofes fortzuführen, machte sie Schulden, die sich zuletzt auf drei Millionen Gulden beliefen, und — nie zurückgezahlt wurden. Einige Kreditoren traten energisch auf und bedrohten die „heilige Jungfrau" und ihre Brüder mit Personalhaft. Da hatten diese die Kühnheit, in Offenbach eine Proklamation (17. Januar 1800) anschlagen zu lassen, daß sie bald Gelder aus Rußland erwarteten. Sie und ihre Brüder machten verschiedene Reisen, kehrten aber mit leeren Händen zurück; doch war das Vertrauen der Leichtgläubigen noch immer groß.

Bei dem Durchzuge des Kaisers Alexander durch Frankfurt (1813) wandte sich Eva um eine Audienz an ihn; in Homburg erhielt sie dieselbe und zugleich auch ein Geldgeschenk; — denn es wurden keine neue Schulden gemacht; aber die Gläubiger wurden nicht befriedigt. Da ließen endlich (1817) „auf Betreiben der Familie W. in Mainz, deren Existenz durch die gegebenen Darlehen zerstört war", die großh. hessischen Gerichte über Eva und ihren Hofstaat Hausarrest verhängen. Dies geschah an einem Samstag Morgen. Am Montag sollte Eva persönlich Auskunft über wahren Stand und Namen geben. Da hieß es mit einemmale: das Fräulein sei plötzlich gestorben! Kaum zwölf Stunden nach erfolgtem Tode wurde der Sarg geschlossen und ein stilles Leichenbegängniß fand statt.

„Wenn, wie Herr Scheuck-Rink, durch mehrere Indicien bestärkt, vermuthet, Eva an diesem Tage nicht gestorben, son-

dern durch Mithilfe eines ehemaligen Isenburgischen hohen Staatsbeamten entflohen ist, so war der Abschluß dieses frankistischen Schwindels des Anfangs würdig. Gläubiger, wie Gläubige waren geprellt."

Die Frankisten haben sich allmählich — in den Sand verlaufen. — Die große Welt ist seit der Zeit aufgeklärter geworden; ob aber Phantasten, Hellsehern und Schwindlern gegenüber klüger? — K.

Rußland.

Die Raditschew'sche, kommunistisch-reformirte Gemeinde.

Im vorigen Jahrhunderte breitete das ohnehin länderreiche, aber menschenarme Rußland seine Gränzen bis an den Ural, bis zum Kaukasus, zum Schwarzen Meer und bis an die Donau aus; die neu erworbenen Länder waren aber zum Theil spärlich bewohnt, zum Theil sogar nur von wilden Nomadenhorden durchzogen. Die Gränzen waren nicht geschützt und den benachbarten Völkern standen Thür und Thor offen, um die schutzlosen Gränzgebiete zu verwüsten. Diesem Mangel wollte die Kaiserin Elisabeth abhelfen, indem sie 1751 in Oesterreich ein Husaren- und ein Panduren-Regiment anwerben ließ, die zumeist aus Serben gebildet wurden. Diese wurden an der früheren polnischen Gränze, im heutigen Jekaterinoslaw'schen Gouvernement angesiedelt. Viel weiter reichten die Kolonisationspläne der Kaiserin Katharina II. Zwei Ideen leiteten sie hierbei: einmal wollte sie die weiten Länderstrecken ihres Reiches kultiviren und bevölkern, dann aber sollten die ausländischen Kolonisten durch ihr Beispiel auf die auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stehenden russischen Bauern einwirken. Die beiden Manifeste vom 4. December 1762 und vom 22. Juli 1763 luden alle Ausländer (außer den Juden) ein, sich in Rußland anzusiedeln. Die Wirkung dieser Manifeste war eine außerordentliche: seit 1764 strömten aus vielen Ländern Kolonisten nach Rußland, bis 1770, wo die Kolonisation unterbrochen wurde, um 1782 wieder aufgenommen zu werden, und seitdem hat sie, mit Unterbrechungen, bis in die neueste Zeit fortgedauert. In den letzten Jahrzehnden waren es namentlich Mennoniten, die sich in Rußland eine neue Heimat gegründet haben. Von den Mennoniten muß unterschieden werden die sogenannte Raditschew'sche Kommune, die irrthümlicher Weise gewöhnlich zu jenen gezählt wird.

Wir entnehmen einer interessanten Abhandlung von A. Klaus im „Westnik Jewropy" für 1868 die Notizen über die Geschichte der erwähnten Kommune.

Die Familien-Chronik der Raditschew'schen Kolonisten reicht bis 1530 hinauf. Der Tyroler Jacob Hutter, ein eifriger Agitator für die Sache der Reformation in Tyrol, Salzburg, Baiern und Schwaben, floh mit seinen Anhängern nach Mähren. Gegen 1533 gründete er eine Gemeinde, die jedes Privateigenthum negirte, zur Taufe nur Erwachsene zuließ und Eidesleistung und Kriegsdienst als sündhaft verpönte. 1535 begannen auch hier die Verfolgungen der neuen Gemeinde und Hutter endete in Innsbruck sein Leben auf dem Scheiterhaufen. Ein Theil seiner Anhänger siedelte sich bei Herrmannstadt in Siebenbürgen an, flüchtete sich aber 1757 in die Walachei. Der Krieg zwischen Rußland und der Türkei verdrängte sie auch von da und im Januar 1770 entschlossen sie sich, nach Rußland zu ziehen. Unterwegs trafen sie einen Adjutanten des Feldmarschalls Grafen Rumjanzew und eine Audienz bei dem Grafen selbst hatte zur Folge, daß dieser ihnen Land auf seinem Gute Wischenki im Tschernigow'schen Gouvernement anwies. Hier angekommen, siedelten sie sich an als „eine Familie wie die Christen der ersten Jahrhunderte der Kirche." Sie lebten Alle unter Einem Dache, gesondert nach Geschlecht und Alter; besondere Räume waren bestimmt zum Gottesdienst, zur Arbeit, zum Essen u. s. w.; die Feldarbeiten wurden gemeinsam verrichtet. Aus der Mitte der Brüderschaft wurde ein Vorstand gewählt, der die religiösen wie die ökonomischen Angelegenheiten leitete; seine Urtheilssprüche waren unumstößlich; Ehen wurden nach seiner Bestimmung geschlossen.

Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte die Gemeinde in Friede und Ruhe. Als aber der Feldmarschall Rumjanzow starb, wollte sie sein Sohn und Erbe zu Leibeigenen machen und suchte sie auf jede Weise zu bedrücken und einzuschränken. Es wurden von der Brüderschaft zwei Deputirte nach St. Petersburg geschickt, denen es gelang, den kaiserlichen Ukas vom 22. Mai 1801 auszuwirken, demzufolge ihnen Kronland, 12 Werst von Wischenki zugetheilt wurde und sie alle Rechte und Privilegien erhielten, die im Jahre 1800 den Mennoniten in Neu-Rußland bewilligt waren. Ihre neue Ansiedlung erhielt den Namen Raditschew.

Interessant ist der Bericht des Kollegienraths Bunin, der die Kolonie 1818 besichtigte, an den Minister des Innern. „Die Brüderschaft, schreibt Bunin, hat einen Hof, der von einem geflochtenen Zaun umschlossen ist und nur ein Thor hat. Sie bildet eine Familie. Das Gebäude, in welchem sie wohnt, besteht aus sechs steinernen und zwei hölzernen, mit einander zusammenhängenden Abtheilungen. Außerdem stehen auf dem Hof noch einige kleine Häuser. Die Dächer sind hoch, so daß unter ihnen eine Reihe von kleinen Erkerzimmern Platz findet; jedes hat einen besonderen Eingang und hier sind die verheirateten „Mennoniten" placirt, jedes Paar gesondert. Die Zimmer haben keine Oefen und sind nur zum Schlafen eingerichtet. In ähnlichen, aber geräumigeren Zimmern schlafen die unverheirateten Männer vom funfzehnten Lebensjahre an, wenn sie die Lehre beendet und die Taufe empfangen haben. Jedes Zimmer ist für 12 bis 16 Personen bestimmt und je zwei schlafen in Einem Bett. So leben auch die erwachsenen Mädchen in einer besonderen Abtheilung. Es ist der Regierung bekannt, daß diese „Mennoniten" ein besonderes Glaubensbekenntniß haben, das sie das apostolische nennen. Zum Gottesdienst ist ein apartes Zimmer bestimmt, ohne Bilder und Crucifix. Hier versammeln sie sich zum Gebet allsonntäglich und an Feiertagen, ebenso täglich am Abend vor dem Abendessen. Den Gottesdienst verrichtet der Vorstand Waldner und seine zwei Gehilfen. Die Gebärenden haben ein besonderes allgemeines Zimmer, wo die Mütter dann auch ihre Kinder füttern und pflegen, bis diese anderthalb Jahre alt sind. In dieser ganzen Zeit hat die Frau das Ehebett zu meiden, bezieht darauf wieder das Zimmer ihres Mannes, während das Kind in ein anderes allgemeines Zimmer übergeführt wird, wo es bleibt, bis es vier Jahre alt ist. Gepflegt werden die Kinder von Wärterinnen, die aus den Wittwen von der Gemeinde gewählt werden. Die 4—7jährigen Kinder werden ebenso behandelt. Darauf werden sie nach den Geschlechtern gesondert und es beginnt der Unterricht. Nach dem funfzehnten Jahre kommen sie in die Erkerzimmer. Zum Essen versammeln sich alle Erwachsenen, Verheiratete und Unverheiratete, in einem besonderen Zimmer, wo fur jedes Geschlecht ein aparter Tisch gedeckt ist. Die Mittagszeit ist 11½ Uhr; da-

rauf — eine Stunde Ruhe Abendessen — wenn es dunkel wird. Im Winter legt man sich um 9 Uhr Abends schlafen, geht an die Arbeit um 5 Uhr Morgens. Im Sommer steht man früher auf und geht später schlafen."

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Interessen des Einzelnen nur dem Allgemeinwohl dienten, daß das Individuum in der Gesellschaft aufging. Alles ging gut, so lange die materiellen Mittel, über die man zu gebieten hatte, gering waren. So wie aber die Kolonie zu einem blühenden Wohlstand gelangt war, fanden sich viele Unzufriedene und es entstanden häufige Zwistigkeiten. An die Spitze der Unzufriedenen stellte sich der Gehilfe des Vorstandes, Jacob Walter, und noch Ende 1817 verließ er mit seinem Bruder und zwei verheirateten Söhnen die Gemeinde und begann, sich auf dem Gemeindeland ein eigenes Haus zu bauen, indem er sich einen Theil des Gemeinde-Eigenthums aneignete. Waldner wandte alle Mittel an, um die Unzufriedenen zur Rückkehr zu bewegen — doch vergebens. Er reichte nun eine Klage an das Comptoir der ausländischen Ansiedler in Jekaterinoslaw ein, aber Walter reiste selbst dorthin und die Kommune erhielt den Befehl, ihn gewähren zu lassen. Die Vermittelungsversuche Bunin's blieben ebenfalls ohne Erfolg.

Zwischen Jacob Walter, dem sich nun schon dreißig Familien angeschlossen hatten, und dem Abgeordneten der Raditschew'schen Kommune, Samuel Wirp, wurde am 5. Juli 1818 ein Abkommen getroffen, demzufolge sich Walter verpflichtete, noch im selben Jahr die Kommune zu verlassen und nach Neu-Rußland überzusiedeln; die Kommune zahlte den Auswanderern 9850 Rubel aus und versah sie auch sonst mit allem Nöthigen. In Raditschew blieben zwanzig Familien, die nun glaubten, daß ihre Ruhe wieder gesichert sei; aber schon im November 1819 meldete Waldner dem Comptoir in Jekaterinoslaw, daß die Kommune mit seiner Zustimmung beschlossen habe, sich in einzelne Familien zu sondern und in Folge dessen wurde denn auch Walter mit seinen Anhängern aufgefordert, zurückzukehren, ja Walter wurde sogar zum Vorstand der Kolonie designirt, während Waldner nur geistliches Oberhaupt blieb. Nachdem dieser neue Vertrag zu Stande gekommen war, bildeten sich auf dem Raditschew'schen Gebiete zwei Kolonieen, deren eine 25, die andere 24 Wirthschaften zählte.

Bald wurde ein neuer Uebelstand fühlbar: die Zahl der Familien hatte sich in wenigen Jahren vermehrt und das Land, welches ihnen gehörte, reichte für Alle nicht mehr hin. Deshalb suchten sie schon 1834 bei der Regierung um die Erlaubniß nach, in das neurussische Gebiet überzusiedeln, die sie aber erst 1842 erhielten. Im Herbst dieses Jahres finden wir sie im Taurischen Gouvernement, wo sie die Kolonie Hutterthal gründeten und bald zu bedeutendem Wohlstand gelangten. 1852 wurden siebzehn junge Familien ausgesiedelt, die die Kolonie Johannesruh gründeten.

Hiermit können wir aber die Geschichte der Raditschew'schen Kommune noch nicht schließen. Die alten kommunistischen Ideen waren wohl auf eine Zeit lang bei Seite gedrängt, aber das Feuer, das unbemerkt fortglimmte, schlug wieder in hellen Flammen auf. Im Jahre 1856 vereinigten vierzig Familien ihr Hab und Gut, kauften sich 1500 Dessjatinen Land im Jekaterinoslaw'schen Gouvernement, wo sie wieder einen Gemeindehof gründeten, den sie Hutterdorf nannten. Hier wiederholte sich die Geschichte von Raditschew, so daß gegenwärtig Hutterdorf nur vier Familien zählt.

Noch im Jahre 1865 fand eine solche Bewegung in Hutterthal und Johannisruh statt. Dreiundzwanzig Familien bildeten abermals eine Kommune, die aber schon im Sommer 1866 zerfiel; ohne Streit und Zank wurde das Gemeinde-Vermögen getheilt und die kommunistischen Ideen ruhen wieder: — auf wie lange?

Karl Allendorf.

Griechenland.

Graf Ermanno Lunzi auf Zante.

Am 12. Mai d. J. starb an einem Schlagfluß der Graf Ermanno Lunzi auf seinem Lieblingssitze Sarakina auf der Insel Zante. Sein Vater gehörte zu den vornehmsten Geschlechtern der Jonischen Inseln, seine Mutter war eine Deutsche, geb. von Martens aus Stuttgart. Nach dem frühen Tode des Vaters wurde er unter der sorgfältigen Pflege seiner Mutter erzogen, bis er ein Pensionat zu Bologna, später mehrere Universitäten des Festlandes, darunter auch Berlin, besuchen konnte. In letzterer Stadt genoß er des Umganges der berühmtesten Gelehrten und erwarb sich einen Umfang und eine Tiefe der Bildung, die seiner Lebensrichtung bis an sein Ende ein ideales, nach geistiger Correctheit und Vollendung zielendes Streben gab. Der größte Theil seines Lebens fällt in die Zeit der Schutzherrschaft der Jonischen Inseln durch die Engländer, deren Vorzüge und Mängel für seine Landsleute, in denen das Hellenenthum sich allmählich immer lebhafter entwickelte, er richtig erkannte. Als griechischer Patriot konnte er sich nicht entschließen, die ihm von der englischen Regierung mehrfach angebotenen Aemter anzunehmen, aber wiederholentlich war er Mitglied des Parlaments zu Corfu.

Vorzugsweise beschäftigte den Grafen Lunzi die sittliche Hebung seiner Landsleute durch den Volksunterricht, und als Vorsitzender der hierzu vom Parlamente erwählten berathenden Commission verfaßte er seine auf reiche Studien gestützte Schrift: Περὶ τῆς ἐν Ἑπτανήσῳ διοργανώσεως τῆς δημοσίας ἐκπαιδεύσεως, welche 1857 zu Athen im Druck erschien. Die beste Belehrung hierüber suchte er aber durch eigene Anschauung in Deutschland und namentlich in Berlin zu finden, welches er als den vorzüglichsten Sitz solider Bildung stets ehrte, und als er 1857 seine beiden Söhne nach Berlin, um hier ihre Ausbildung zu vollenden, brachte, verwandte er viele Monate auf den Besuch der hiesigen Schulen, namentlich derer für den Volksunterricht. Die Zustände seiner Heimat erlaubten ihm aber nicht, dort seine heilsamen Ansichten über denselben zu verwirklichen.

Sein reger Geist zog ihn, da die Gegenwart sich für sein Wirken verschloß, auf die Vergangenheit seines engeren Vaterlandes hin. Schon 1856 hatte er, auf umfassende Studien begründet, zu Athen sein Werk: Περὶ τῆς πολιτικῆς καταστάσεως τῆς Ἑπτανήσου ἐπὶ Ἑνετῶν erscheinen lassen; dasselbe arbeitete er aber, um ihm eine weitere Ausbreitung zu verschaffen, später in die italiänische Sprache um, und so wurde es der erste Theil eines nach Form und Inhalt vollendeten Geschichtswerkes in dieser Sprache, das zu seiner Zeit auch in diesen Blättern gewürdigt ist. Der erste Theil enthält die Geschichte der Jonischen Inseln unter den Venetianern, der zweite unter französischer Herrschaft, der dritte, zu Bologna 1863 erschienene, die der Republik der sieben Inseln bis 1815.

Die Muße seiner letzten Jahre widmete er vorzugsweise eingehender Beschäftigung mit theologischen Schriften, nament-

lich mit den kritischen der neueren deutschen Theologie; das letzte Ergebniß hiervon war ein zuerst in der „Rivistà Bolognese“ erschienener Aufsatz: Il Cristianesimo in relazione colla storia universale. Bis an sein Lebensende blieb er strebsam nach Erkenntniß, ein Feind jeder Halbheit, die Wahrheit frei von jedem politischen und religiösen Vorurtheil suchend und ehrend. Die griechische Nation hat in ihm einen ihrer edelsten Bürger verloren.

Böhmen.

Die Vögel in den böhmischen Kinderliedern.

In den zahlreichen böhmischen Kinderspielen werden die Namen verschiedener Vögel erwähnt, ja manches Spiel wird sogar nach einem Vogel benannt. So giebt es ein Spiel „Lerche“, „Wachtel“, „Elster“, „Habicht“, „Wiedehopf“, „Hahn“, „Wildgans“, „Kukuk“ u. a. m. Natürlich fehlt es auch nicht an entsprechenden Reimen. Echte Poesie ist darin allerdings nicht zu finden, dafür aber desto mehr Licht für die seltsamen, vielverschlungenen und dunklen Pfade des altslavischen Mythus. In Deutschland hat es sich längst klar gezeigt, welche werthvolle Schätze für die Wissenschaft ein mit feinem Sinn und warmer Liebe für die eigenthümlichen Güter seines Volkes begabter verständiger Forscher selbst aus den schon gänzlich dem kindlichen Spiele anheimgegebenen Reimen und Sprüchen zu heben weiß. In den volksthümlichen Kinderspielen bewahrheitet sich vortrefflich des Dichters Wort: Hoher Sinn liegt oft im kindischen Spiel!

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß alle Kinderlieder und Kinderspiele aus uralten Zeiten stammen. Kinderlieder werden noch fort und fort gedichtet, man kann sie förmlich auf der Straße entstehen sehen und ihre Verbreitung verfolgen. Allein da diese Reime nur ein zeitliches und lokales Interesse haben, so enden sie auch bald ihr ephemeres Dasein und nur nach langer Vergessenheit werden sie von einem Einzelnen, auf den die Tradition der Mutter sie vererbt hat, wieder hervorgezogen und unter neuen Verhältnissen neu angewendet. Es ist jedoch erwiesen, daß viele Kinderlieder zahlreiche heidnische Anschauungen enthalten, was auf ihr uraltes Dasein schließen läßt. Was ursprünglich religiöser Gesang oder Chorreigen war, wurde später als Wiegenlied, als Abzählreim, ja als Spieltext verwendet. Die heidnischen Anschauungen und Namen in den Zaubersprüchen wurden mit christlichen Namen vertauscht oder wenigstens im Laufe der Zeiten entstellt. Auch in christlicher Zeit kamen die ererbten mythischen Vorstellungen in Kindersprüchen zur Geltung und dies desto mehr und öfter, je fester der heidnische Gedanke noch im Volke fortlebte. In diesen Liedern beschränkt sich der mythische Stoff auf einzelne Gedanken, auf die Einflechtung gereimter Verse oder deren Umdichtung.

In solcher Art ist das Vorkommen der Vögel in den Kinderreimen aufzufassen. Auch hier ist mythische Tradition vorhanden. Freilich bleibt noch der Nachweis zu liefern, wie weit die mythische Geltung der einzelnen Vögel in die Zeit des Heidenthums hinaufreicht, welche lebendigen Volksanschauungen über die Vögel der noch nicht erstorbenen Heidenreligion selbst und welche der fortlebenden heidnischen Sage im Christenthum ihr Entstehen verdanken. Eine derartige Unterscheidung und Classification der heidnischen und christlichen Elemente in den Kinderliedern und Kinderspielen gehört aber nicht zu unserem Gegenstande, denn es soll nur gezeigt werden, wo und wie die in alte Zeiten zurückreichenden Kindersprüche der Vogelwelt gedenken, wie die Vögel von den Kindern angeredet werden und wie sie selbst sprechen.

Da ist vor Allem ein sehr interessanter Kinderreim, dessen unverjährbare Dauer wohl der heidnische Mythus vollständig für sich in Anspruch nehmen darf. Derselbe betrifft die **Taube** und lautet:

Du Tauber, sage mir,
Wohin reitest Du zu Pferde?
„Ich reite nach Deutschland,
Um einen Kranz für mein Liebchen!“
Kaufe mir auch einen,
Ich gebe Dir Brod und Honig,
Ich gebe Dir Quark und Brod.

„Deutschland“ (böhm. do Němec) bezeichnet bei den Čechen das Seelenland, analog dem deutschen „Engelland“ oder „Pommerland“ u. dergl.

Sehr häufig wird die **Krähe** angesprochen. Nach der allgemeinen Vorstellung in Böhmen bringt die Krähe die neugeborenen Kinder in's Haus; daher rufen die Kinder, wenn sie eine Krähe fliegen sehen, ihr zu:

Krähe, Krähe, komme zu uns,
Wir haben Windeln und Federbettchen.

Ein anderes Lied an die kinderbringende Krähe, welches jedoch mit geringen Aenderungen auch dem Raben und dem Hühnergeier gilt, lautet:

Die Krähe fliegt,
Hat keine Kinder;
Wir haben sie,
Verkaufen sie nicht.
In die Asche
Begraben wir sie,
Dem Herrn Gott
Geben wir sie umsonst.

Auch in den sogenannten Auszählreimen, derer sich die Kinder bedienen, bevor sie ein Spiel anfangen, wird mehrmals der Krähe gedacht. So heißt es in einem solchen Kinderreime:

Die Krähe sprach zur Krähe:
Laß' uns einen Schlitten kaufen,
Dann werden wir fahren
In der Scheuer am Stroh.

Besonders interessant erscheint aber der Auszählreim, worin die Krähe mit dem Sperlinge ein Zwiegespräch hält:

Hoch am Kirchthurm sitzt der Spatz
Wie ein Junggesell';
Flieget eine Kräh' herbei,
Nimmt den Kranz ihm schnell.
„O Du liebe Krähe mein,
Schwarze Füß' hast Du!“
„„Lieber Spatze, Karten spielst
Du ohn' Rast und Ruh!
Hin zur Moldau fliege ich,
Wasch' die Füß' mir weiß:
Doch Du giebst den letzten Rock
Deiner Spielwuth preis!““

Die **Dohle** ist ebenfalls Gegenstand eines Kinderreimes, worin sie dem Fragenden antwortet. Der Text lautet:

Dohlen, Dohlen,
Wohin flieget ihr?
„In die neue Stadt,
Zur Baba führt uns der Weg;
Sie sitzt beim Kohlenfeuer,
Das Löffelchen ist ihr entfallen
In die süße Milch.“

Höchst wahrscheinlich ist hierin der Gedanke ausgesprochen, daß die zu der altslavischen Lebensmutter Baba fliegende Dohle dieselbe Bestimmung habe, wie die Krähe, nämlich das Kinderholen, worauf auch die „süße Milch“ hindeutet.

Der Storch theilt sich mit der Krähe in das Geschäft des Kinderbringens. Während jedoch die Krähe dies hauptsächlich in den Dörfern thut, ist der Storch in den Städten thätig. Es ist daher befremdend, daß es keine eigentlichen Lieder an den kinderbringenden Storch giebt. Dagegen bleiben zwei Auszählreime merkwürdig, wo eben der altheidnische Gedanke an den Storchflug in das Reich des Lichtes ausgesprochen wird:

Der Storch sitzt unter der Eiche,
Spielt Karten mit der Taube:
„Und Du kleine Taube,
Leih' mir ein Geldstück auf ein Ei.
Bis ich in's Paradies gehe,
Kauf' ich Dir dort Korallen;
Bis ich aus dem Paradies komme,
Bringe ich Dir den König.“

In dem zweiten Auszählreime heißt es jedoch:

Storch fliegt über's Feld,
Die Henne holt ihn ein:
Wohin, Storch, fliegst Du denn?
„In die gold'ne Kammer.“
Was wirst Du dort machen?
„Gold und Silber brechen.“
Wem wirst Du sie geben?
„Des Müllers Töchterlein
Auf die gold'nen Kränze.“

Wenn die kleinen Dorfmädchen ihre Gänse von der Weide nach Hause treiben, singen sie ihnen:

Gänschen, Gänschen,
Alle in einer Reihe,
Alle in einer Reihe,
Daß euch die Soldaten
Nicht stehlen,
Nicht stehlen!

In dem Kinderspiele „Die Wildgans“ kommt folgende Anrede vor:

Wohin fliegst Du, böse Gans?
„Nach Ungarland.“
Was wirst Du dort thun?
„Mein Gänschen weiden.“
Ich lasse Dich nicht durch.
„Ich fliege dennoch durch.“

Hier hat „Ungarland“ offenbar denselben Sinn, wie früher „Deutschland“ in dem Auszählreime von der Taube. Eine noch deutlichere Beziehung zu dem „Sonnenreiche“ enthält aber ein Kinderreim in dem Sommerspiele „Das Gänschen“:

Flieget ihr weißen Gänschen!
„Wir dürfen nicht.“
Weswegen denn nicht?
„Wegen des Herrn Königs.“
Der König ist nicht zu Hause,
Er fuhr nach Venaum,
Um kostbares Gewürz
Gegen das Heimweh,
Um den weißen Widder
Mit den gold'nen Hörnern.

Diese Beispiele mögen genügen. Gewiß könnten ihnen noch andere zur Seite gestellt werden, allein diese harren noch des emsigen Sammlers, der ihnen im einsamen Verstecke nachspüre und sie dann offenbare zu Nutz und Frommen der leider noch so sehr zurückliegenden Wissenschaft slavischer Mythologie!

Alfred Waldau.

Kleine literarische Revue.

— **Aegyptische und orientalische Studien in Frankreich.** Wir haben kürzlich (Nr. 19 des „Magazin“) der Rapports sur l'état des sciences et des lettres en France erwähnt, die der französische Unterrichts-Minister aus der Feder von kompetenten und unparteiischen Männern veranlaßte, und dabei speziell des Bandes gedacht, der die Berichte über die neuere poetische, dramatische und novellistische Literatur enthält. Ein anderer Band hat die Fortschritte der ägyptischen und der orientalischen Studien zum Gegenstand. Die Einleitung dieses Bandes ist vom beständigen Secretair der Akademie der Inschriften, Herrn Guigniault, geschrieben, der das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts als die Zeit bezeichnet, welche diese Berichte umfassen. Die erste Abhandlung dieses Bandes, die über ägyptische Studien, ist aus der Feder des Herrn de Rougé geflossen. Sie nimmt als Ausgangspunkt die Arbeiten des früh verstorbenen Champollion und weist demnächst auf die Forschungen von Lepsius und Brugsch in Deutschland, von de Rougé und Mariette in Frankreich hin, welchen Ersteren Johannes Dümichen sich anschloß, während den Letzteren Chabas, Prisse, Devéria u. A. sich beigesellten. Dem folgt eine Abhandlung über die Keilschrift-Studien, von de Saulcy. Auch hier wird zunächst der gleichzeitig in Deutschland und in Frankreich bekannt gewordenen Forschungen von Lassen und Burnouf gedacht, denen sich dienigen Westergaard's, Löwenstern's, Hincks', Rawlinson's, de Saulcy's, Oppert's und Merant's angereiht haben. Julius Oppert's Leistungen und besonders seine Verdienste um die Kenntniß der verloren gegangenen assyrischen Sprache werden hervorgehoben. Der Hauptbericht über die semitischen Sprachstudien rührt von Salomon Munk her und ist, soweit er bei dessen Ableben nicht vollendet war, von Renan vervollständigt, welcher Letztere zunächst dem Verewigten, mit dem er anscheinend in wissenschaftlichen Differenzen sich befand, volle Anerkennung und Gerechtigkeit zu Theil werden läßt. Namentlich wird Munk's arabische Ausgabe und französische Uebersetzung des Maimomonides als eine bedeutende Arbeit bezeichnet; allerdings hat Munk auch Renan's Geschichte der semitischen Sprachen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dem semitischen Hauptbericht folgt eine besondere Abhandlung über die arabische Sprache und Literatur von dem verstorbenen Reinaud, fortgesetzt von de Slane. Daran reiht sich der Bericht über die persische Sprache und Literatur von Defrémery. Ueber armenische Studien hat Herr Dulaurier berichtet, über chinesische Herr Stanislas Julien (der fast

nur über seine eigenen Leistungen auf diesem Gebiete zu berichten hatte), über die Sprache und Literatur der Tibetaner und Mongolen Herr Leon Feer, und endlich über vergleichende Sprachstudien, mit besonderer Rücksicht auf Sanskrit und Zend, Herr Michel Bréal. Von Letzterem sind neben Eugen Burnouf die deutschen Namen Bopp, Lassen und Max Müller mit verdienter, großer Auszeichnung hervorgehoben worden.

— **„Dem Landfrieden ist nicht zu trauen!“***) Mangold von Eberstein war der Oheim Ulrichs von Hutten. Während dieser aber als einer der ersten Repräsentanten einer neuen Zeit dasteht, war jener einer der letzten Repräsentanten der alten Zeit. Mangold von Eberstein personificirt als „letzter Landfriedensbrecher“ in unverstellter Naivetät das freie Reichsritterthum, wie dasselbe sich unmittelbar vor seinem Untergange noch einmal breit machte. Es charakterisirt den Landfriedensbrecher, daß er die Fehde, um die es sich hier handelt, sechs bis sieben Jahre durchkämpfte, um die Rechte einer Dame, gegenüber der Reichsstadt Nürnberg, geltend zu machen. Nur Schade, daß bei dem echt ritterlichen Unternehmen weniger die Republik Nürnberg als eine Anzahl ruhiger, der Sache fern stehender Leute mit den Unannehmlichkeiten des Prozesses behelligt wurde. Die Fehde bildet eben in dem urkundlichen Rahmen, den ihr der Verf. gegeben, ein wahres Charakter-Gemälde der rechtlichen und wirthschaftlichen Zustände im deutschen Reiche unmittelbar vor dem großen Bauernkriege. Besonders anziehend sind in dem Gemälde die höchst zahlreichen, kleinen Züge über die Art der Kriegführung 2c. In dieser Hinsicht können die zum Theil peinlich ausführlichen und detaillirten Aussagen und Briefe der Gefangenen als ergiebiges Material für geschichtliche Feinarbeit gelten. Aber auch dem Historiker en gros wird das Bild willkommen sein, das ihm einen Einblick gestattet in das Verhältniß Ulrichs von Hutten zu seiner wesentlich von ihm verschiedenen Sippe.

*) Fehde Mangold's von Eberstein zum Brandenstein gegen die Reichsstadt Nürnberg, 1516—1522. Herausgegeben nach urkundlichen Aufzeichnungen und Briefen im k. Archive zu Nürnberg von Louis Ferdinand Freiherrn von Eberstein, k. preuß. Ingenieur-Hauptmann a. D. Nordhausen, Carl Haacke, 1868.

Literarischer Sprechsaal.

Mit Lord Brougham ging eine der ältesten Capacitäten des neueren Parlamentarismus zu Grabe. Sein Einfluß reichte in die weitesten Kreise; er hat weit über England hinaus gewirkt. Schon im Jahre 1827 konnte ihn Heinrich Heine den Begründer des Volksunterrichts nennen, und prophezeien, daß die Arbeit Brougham's einst schöne Früchte tragen würde. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir ihn den eigentlichen Vater der wissenschaftlichen Wander-Versammlungen und der Handwerker-Vereine nennen — zweier Einrichtungen, die ganz insbesondere in Deutschland mit Anerkennung aufgenommen worden sind und hier vielleicht mehr Früchte getragen haben, als in England selbst. — In seinem Vaterlande aber ist Brougham der Reformator der Criminalrechts-Pflege und ein eifriger Förderer der religiösen Gleichberechtigung gewesen. Henry Brougham hat das neunzigste Lebensjahr erreicht, befand sich also in den Zwanzigern dieses Jahrhunderts, als der jugendliche H. Heine seine englischen Reisebilder schrieb, in der Fülle der männlichen Kraft. Wir verweisen unsere Leser auf das vortreffliche Charakterbild, welches Heine dort mit den Worten eines Zeitgenossen wiedergiebt*). „Immer“, setzt Heine diesem Charakterbilde hinzu, „immer, sobald er im Parlamente das Wort nahm, erfolgte eine tiefe, fast ängstliche Stille. Seine Gestalt von gewöhnlicher Manneslänge, ist sehr dünn, ebenfalls sein Kopf, der mit kurzen schwarzen Haaren, die sich der Schläfe glatt anlegen, spärlich bedeckt ist. Das blasse, längliche Gesicht erscheint dadurch noch dünner, die Muskeln desselben sind in krampfhafter, unheimlicher Bewegung, und wer sie beobachtet, sieht des Redners Gedanken, ehe sie gesprochen sind.— — Am bewunderungswürdigsten ist die rastlose Thätigkeit dieses Mannes. Jene Parlamentsreden hält er, nachdem er vielleicht schon acht Stunden lang seine täglichen Berufsgeschäfte, nämlich das Advoziren in den Gerichtssälen getrieben, und vielleicht dieselbe Nacht an Aufsätzen für das Edinburgh-Review oder an seinen Verbesserungen des Volksunterrichts und der Criminal-Gesetze gearbeitet hat. Erstere Arbeiten, der Volksunterricht, werden gewiß einst schöne Früchte hervorbringen; letztere, die Criminal-Gesetzgebung, womit Brougham und Peel sich jetzt am meisten beschäftigen, sind vielleicht die nützlichsten, wenigstens die dringendsten; denn Englands Gesetze sind noch grausamer, als seine Oligarchen“ — Es ist bekannt, daß Brougham die höchsten Würden der executiven und der richterlichen Gewalt erreicht hat. Aber als er schon längst des otii honestissimae aetatis genoß, als alle seine irdischen Würden und Ehren abgestreift, wie ein Gewand, hinter ihm lagen, hat er dem Kranze der Unsterblichkeit durch Schöpfung der internationalen sozialwissenschaftlichen Versammlungen ein neues Blatt angereiht, ein Oelblatt für die Völker, einen Beitrag „zum ewigen Frieden.“

*) Englische Fragmente, am Schlusse des VIII. Kapitels.

In ihrer Jahressitzung vom 26. Mai verkündete die k. geographische Gesellschaft in London die Zuerkennung ihrer großen goldenen Preismedaille für ausgezeichnete Leistungen auf dem Gebiete der Erdkunde 1) an Dr. August Petermann in Gotha, „wegen seiner wissenschaftlichen Arbeiten als Schriftsteller und als Kartograph und wegen seiner wohlbekannten Zeitschrift Geographische Mittheilungen, die seit zwölf Jahren ungemein viel zur Erweiterung der Erdkunde beigetragen“, und 2) an Herrn Gerhard Rohlfs, „wegen seiner wichtigen Reisen im nördlichen Afrika und besonders wegen seiner Erforschung des Kontinents von Tripoli bis Lagos im Golf von Guinea“. Dr. Petermann, welcher selbst anwesend war, dankte in seinem und seines deutschen Landsmannes Namen. General-Lieutnant Sir Robert Napier, der Feldherr von Abessinien, wurde unter dem lauten Beifall der Gesellschaft, von dem Präsidenten, Sir Roderick Murchison, als neues Mitglied der Geographical Society proklamirt, und zwar in seiner Eigenschaft als ausgezeichneter Geograph. Herr Clements Markham, Secretair der Gesellschaft, hat die abessinische Expedition begleitet und bei dieser Gelegenheit sehr interessante Untersuchungen über die durch das abessinische Hochplateau markirte Wasserscheide des Mittelländischen und des Rothen Meeres angestellt. Die nächste Nummer des Journals der Geographischen Gesellschaft wird

über diese Untersuchungen, sowie über die wissenschaftlichen Ergebnisse des abessinischen Krieges mehrere Artikel bringen. Demnächst machte Sir Roderick Murchison in seinem Jahresbericht einige Mittheilungen über die Zeit, in welcher man die Rückkehr des Afrika-Reisenden Dr. Livingstone erwarten dürfe. Diese Rückkehr könne auf drei verschiedenen Wegen erfolgen: entweder über Zanzibar, oder auf der Straße des Nils, oder auch über Congo durch das portugiesische, westliche Afrika. Bei der großen Entfernung aber aller dieser Zielpunkte von dem gegenwärtigen, wahrscheinlichen Aufenthalt des kühnen Reisenden — er befand sich am 2. Februar 1867 in Bemba, 10 Gr. 10 Sec. Br., und hatte die Absicht, die letzten Probleme der Nilquellen, die Gewässer des großen Centralsee Tanganyika, zu erforschen — dürfe man ihn kaum vor dem Frühjahr 1869 zurück erwarten. Der Präsident bezeichnete Livingstone als den „ruhmvollsten“ aller Afrika-Reisenden, von denen leider, wie Sir Samuel Baker bei dem darauf folgenden Festmahle der Gesellschaft hinzufügte, drei Viertel (unter ihnen sehr viele Deutsche, zuletzt auch der wackere Kinzelbach) als Märtyrer ihrer Wissenschaft in Afrika gestorben und dort begraben sind. Auch bei dem Festmahle wurde der beiden Medaillisten Aug. Petermann und Gerhard Rohlfs in sehr anerkennender, ehrenvoller Weise gedacht. Sir. Rod. Murchison und Sir Henry Rawlinson rühmten einen ostindischen Gelehrten (Pundit), der sich um die Kunde von Tibet sehr verdient gemacht und dem die geographische Gesellschaft eine goldene Uhr als Belohnung zuerkannt hat.

Die Zeitungen in Wien, die sich, wie nicht zu leugnen ist, vor denen von Berlin durch Lebendigkeit, Mannigfaltigkeit und Reiz der Unterhaltung, wenn auch nicht durch Zuverlässigkeit, Würde und nationales Bewußtsein, auszeichnen — „ein Talent, aber kein Charakter“, wie Atta Troll sagt — werden in einem Artikel: „Stimmung und Presse in Oesterreich“ von der „Kölnischen Zeitung“ folgendermaßen charakterisirt.

„Die österreichische Presse ist eigentlich erst zwanzig Jahre alt; denn zu des Fürsten Metternich Zeiten, konnte außer dem „Oesterreichischen Beobachter“ im Kaiserstaate von einer Meinungsäußerung keine Rede sein. Man muß gestehen, daß die österreichische Presse für die kurze Zeit ihres Bestehens einen weiten Weg zurückgelegt hat. Zu Statten kommt ihr, daß sich das Zeitungswesen für den Kaiserstaat in Wien in einer Weise concentrirt, wie für England und Frankreich in London und Paris. Denn von den ungarischen Blättern abgesehen, hat die übrige Presse in Oesterreich, selbst in Prag und Triest, wenig zu bedeuten. Aeußerlich hat sich das Wiener Zeitungswesen denn auch sehr bedeutend entwickelt, nicht bloß, was die Zahl und die Verbreitung der Zeitungen, sondern auch, was eine gewisse Geschicklichkeit der Mache betrifft, in welcher die Wiener Presse mit der Pariser wetteifert. Ob sie mit den Vorzügen ihres Musters nicht auch einige Nachtheile desselben angenommen hat, wollen wir unentschieden lassen. Genug, sie übt auch in der Politik sichtbar einen Einfluß aus, der nicht unterschätzt werden darf. Wenn der österreichischen Presse rascher Stimmungswechsel, Pessimismus und andere Mängel vorgeworfen werden, so muß man zur Entschuldigung bemerken, daß die Presse jene Stimmungen nicht sowohl schafft, als eben nur deren Spiegelbild ist. Die Presse kann sich am Ende nicht reifer zeigen, als die politische Bildung eines Volkes. Das beste Mittel, diese Volksbildung zu befördern, ist eine freisinnige Preßgesetzgebung, wie sie jetzt in Oesterreich eingeführt ist. Wir können nur wünschen und hoffen, daß die österreichische Presse durch Besonnenheit und Mäßigung sich der größeren Freiheit würdig zeige und sie behaupten möge. Dann wird man in Preußen nicht umhin können, dem österreichischen Beispiele zu folgen, während wir jetzt täglich durch Beschlagnahmen und Preßprozesse daran gemahnt werden, wie weit wir in diesem Punkte hinter Oesterreich zurückgeblieben sind. Der allgemeinen Kulturstufe der Bevölkerung nach, schmeicheln wir uns, müßte das Verhältniß umgekehrt sein.“

Bei Gelegenheit der neuen, hoffentlich eine zahlreiche Betheiligung findenden Sammlung für die deutsche Nordpol-Expedition, erstatten die Herren August Petermann und Justus Perthes in Gotha eine Rechnungs-Ablage über die deutschen Afrika-Expeditionen seit 1860—61, woraus sich Folgendes ergiebt:

		Thlr.	Sgr.	Pf.
Betrag der Sammlung nach den 12 in 1860/61 veröffentlichten Quittungen		22,090	22	6
Nachträglich eingegangene noch nicht quittirte Beiträge		243	22	—
Einnahme für Druckschriften (Programme, Instruktionen 2c.)		42	17	5
Erlös von einer kleinen Sammlung Vogelbälge, von Dr. Hellmann, Curator des Herzogl. Goth. zoolog. Museums		400	—	—
Zinsen von Justus Perthes		453	12	3
		Thlr. 23,230	14	4
Ab, gezeichnete aber nicht eingegangene Beiträge		802	2	5
		Thlr. 22,428	11	9
I. Heuglin'sche Expedition (bestehend aus: Th. v. Heuglin, Steudner, Munzinger, Kinzelbach, Hansal, Schubert) baar . . .	12,704 22 8			
Instrumente, Bücher, Papier, Druckkosten, Fracht 2c. 2c. . . .	1,379 7 8			
Hansal, baar	881 — —			
Dr. Steudner, baar	300 — —			
		15,265	—	6
II. Munzinger's Expedition (bestehend aus Munzinger und Kinzelbach).		1,972	—	—
III. v. Beurmann's Expedition		2,776	25	—
VI. Gerhard Rohlf's Expedition		2,414	16	3
		Thlr. 22,428	11	9

Gegenüber der Summe von 22,428 Thalern ist von diesen Expeditionen in der That Außerordentliches geleistet. Dr. Steudner, v. Beurmann, Schubert, neuerdings auch Kinzelbach, opferten ihr Leben bei der Verfolgung ihrer schwierigen Aufgabe. Livingstone, der beinahe 30 Jahre von einer reichen Missionsgesellschaft und der Regierung Englands unterstützt wurde, bekam von letzterer in einem einzigen Jahre £ 11,000 (über 70,000 Thlr.).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] **Berlin, den 13. Juni 1868.** **[№ 24.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Mittheilungen über Heinrich Heine, von seinem Bruder Maximilian.*)

Zehn Jahre nach Heine's Ableben haben hingereicht, um im deutschen Publikum die Erinnerung an seine Charakterschwächen und kleinen egoistischen Malicen gegen die allgemeine Anerkennung seines poetischen Genius und seiner glänzenden Geistes-Eigenschaften so in den Hintergrund zu drängen, daß jetzt jede Mittheilung über seine Persönlichkeit, über sein Jugendleben in Deutschland, über sein Wirken als Mann in dem von ihm geliebten Frankreich und über seinen zehnjährigen, siegreichen Kampf der mens sana in ihm mit einem ungesunden, Schmerzen und Märtyrerthum aller Art ihm zuführenden Körper auf zahlreiche Leser und Theilnahme rechnen darf. Wir haben in diesen Blättern bereits über die fleißige, werthvolle Arbeit Adolf Strodtmann's berichtet, der das Leben und die Werke Heine's in einem auf gewissenhaftester Forschung ruhenden Werke behandelt. Noch bevor dieses Werk erschienen war, hatte der jüngere Bruder des Dichters, Dr. Maximilian von Heine in St. Petersburg, Familien-Erinnerungen, Auszüge aus eigenen Tagebüchern angekündigt, von denen Proben in der vielverbreiteten „Gartenlaube“ veröffentlicht wurden — Erinnerungen, die immerhin, auch neben der trefflichen Arbeit Strodtmann's, auf ein Plätzchen in jeder Bibliothek, in welcher Heine's Werke aufgestellt sind, Anspruch machen dürfen, da sie so manchen Zug zu dem Bilde des Dichters liefern, den eben nur ein ihm so nahe stehender und von ihm selbst letztwillig als der geeignetste Herausgeber seiner Denkwürdigkeiten bezeichneter, lieber Verwandter mit voller Naivetät und Wahrheit wiederzugeben vermochte.

Im Jahre 1826 studirte in Berlin ein junger Mediziner, den die zahlreichen Freunde H. Heine's, der dort in den Jahren 1821—1824 gelebt hatte, beim ersten Anblicke sofort als Bruder des Dichters erkannten. Nicht bloß Gesichtszüge und Gestalt, sondern auch Redewendungen, witzige Einfälle und ironische Gemüthlichkeit erinnerten an den Verfasser der „Reisebilder“. Kurz vor dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges, im J. 1829, ging Dr. Maximilian Heine nach Rußland, wo er als Militärarzt in den Staatsdienst eintrat, im Feldzuge über den Balkan, in den Lazarethen, sowie bei der im Gefolge des Krieges auftretenden orientalischen Pest, durch Muth und Opferwilligkeit sich auszeichnete, und nachmals dafür in St. Petersburg durch Ehrenstellen und Orden belohnt wurde. H. Heine scherzte zu jener Zeit oft darüber, daß er, einer der schlimmsten Feinde des russisch-österreichischen Militair-Despotismus, zwei jüngere Brüder besitze, von denen der Eine ein treuer Diener des Kaisers Nikolaus, und der Andere, Gustav, Offizier im Dienste des Kaisers Franz von Oesterreich sei. Gleichwohl liebte er seine Brüder ebenso, wie seine Mutter in Hamburg, „die alte Frau am Dammthor“, und seine Schwester, „das Lottchen in ihrer Nähe“. Besonders Max, der ihm zu allen Zeiten Beweise großer Anhänglichkeit gegeben, blieb von der Jugend her und von der Zeit, wo er ihn durch Briefe bei seinen Freunden in Berlin eingeführt hatte, bis zu seinem Ableben ein Gegenstand seiner brüderlichsten Zärtlichkeit. Maximilian Heine hat seinen Bruder in Paris zu wiederholten Malen auf längere Zeit besucht, hat mit ihm Reisen nach Italien ꝛc. gemacht und ist immer der Vermittler gewesen, der das durch andere Verwandte oft getrübte, freundliche Verhältniß zwischen dem Dichter und seinem reichen Oheim Salomon Heine in Hamburg, der so viel und doch wieder so wenig für den poetischen Neffen gethan, wiederherzustellen verstand.

Ueber dieses Verhältniß zwischen Oheim und Neffen bringen die vorliegenden Erinnerungen manche Details, die den Einen gegen die Beschuldigung des Geizes, und den Andern gegen den Vorwurf ungenügsamer und undankbarer Gesinnung in Schutz nehmen. In seinem Testamente noch sagte Heine: „Ach, mit meinem Oheim erlosch der Stern meines Glückes!“ Nicht minder werden uns über das Verhältniß Heine's zu seinem Verleger Julius Campe, der allerdings in keinem so freundlichen Lichte wie Salomon Heine erscheint, manche bisher unbekannte Aufschlüsse ertheilt, die namentlich als Erläuterung zu dem im 21. Bande der Gesammtausgabe der Werke Heine's enthaltenen, nichts weniger als reizenden Briefwechsel zwischen Verleger und Autor dienen können.

Die kleinen Anekdoten zur Charakteristik des Dichters werden vielleicht nicht allen Lesern zusagen. Der Verfasser theilt manchmal eine Geschichte, ein Witzwort bloß mit, weil Heine daran Gefallen fand. Einiges der Art hat aber für das größere Publikum gar kein Interesse. Daß der Verfasser auch treffend zu schildern und zu charakterisiren versteht, das hat er durch den Anhang: „H. Heine's Berliner Freunde im J. 1826“ bewiesen. Hier werden wir unter Anderem mit dem geistreichen, philosophischen und sarkastischen Freunde Heine's, Moses Moser, an welchen die besten Briefe des Dichters gerichtet sind, in einer Weise bekannt, die uns den Mann interessant macht. Nicht

*) Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Von seinem Bruder Maximilian Heine. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1868. (Ein Band von X. und 247 S.)

minder ist darin der gesellschaftliche Kreis und das Vaterhaus des jugendlichen, aufstrebenden Moritz Veit, der gelehrte Hebraist Leopold Zunz, der allzeit lebensfrohe, bis zum Tage seines Selbstmordes unverwüstlich auf alle seine Umgebungen belebend einwirkende Poet Daniel Leßmann, der aus einem romantischen Jünglinge zum zeitlosen Rückschrittsmann gewordene, nachmalige preußische Cultusminister Carl v. Raumer u. A. mit wenigen Strichen trefflich konterfeit. Der Schreiber dieser Zeilen, der ebenfalls die Freude hat, sich unter den Jugendfreunden H. Heine's genannt zu sehen, kann aus eigener Erinnerung die Schilderungen des Verfassers, soweit sie den Berliner Freundeskreis H. Heines betreffen, als treu und zutreffend anerkennen.

Ganz neu und besonders anziehend ist folgende Notiz über eine Jugendliebe Heine's:

„Der müßigen Nachforschung einiger Biographen, wer und wo die erste Liebe Heine's gewesen, und als solche wird zuweilen eine Cousine Eveline von Geldern, zuweilen eine schöne Cousine Amalie in Hamburg*) bezeichnet, kann ich nur das bestimmt entgegnen, daß eine Eveline von Geldern nie existirt hat, und daß mein Bruder, noch ehe er Hamburg je gesehen, schon einige seiner schönsten und wehmüthigsten Gedichte geschrieben hatte. Die düstere Richtung seiner Jugend-Poesie, der so früh im Jüngling sich offenbarende Seelenschmerz, hatten eine ganz andere Bewandtniß. Nur so viel will ich hier in Kürze andeuten, daß Heine eine jugendliche Neigung für ein sehr junges, phantasiereiches Mädchen hatte, welches Josepha hieß. Ihr Onkel war Scharfrichter in Düsseldorf und lebte gänzlich vereinsamt in dem abgeschiedenen Freihause. Zu diesem so sinnigen, wunderbaren Wesen, das eine Waise war, fühlte sich Heinrich magnetisch hingezogen; ihre einsamen Stunden füllten oft seine Besuche aus. In diesem düstern, verfehmten Orte, in diesem Umgang, zu dem sich noch zuweilen des Scharfrichters Schwester, die sogenannte „Hexe von Goch" mit ihren unheimlichen Volkssagen gesellte, liegt der erste Keim zu des Dichters frühesten, so trüben Poesieen. Dahin gehören die Traumbilder, z. B.:

„Ein Traum, gar seltsam schauerlich,
Ergötzte und erschreckte mich."

und das wunderbare Gedicht, „der Kirchhof", das beginnt:

„Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtsgraus,
Und wie ich am Kirchhof vorüber geh'n will,
Da winken die Gräber ernst und still."

„Ein Ereigniß in dem Freihause, das ihm Josepha in allen Einzelnheiten wiederholt hat, ist von Heine's frühester Jugend bis an sein Lebensende stets in regster Erinnerung bei ihm geblieben.

„Eines Tages wurde Josepha frühzeitiger als sonst von ihrem Onkel auf ihr Schlafzimmer gewiesen. Sie vermuthete etwas Geheimnißvolles, und schlich sich gegen Mitternacht bis an's Wohnzimmer. Da sah sie, wie allmählich im Zimmer sich Männer versammelten, die Alle mit scharlachrothen Mänteln bekleidet waren und ein Henkerschwert in den Händen hielten. Sie sprachen kein Wort, seufzten aus tiefstem Herzen und erhoben sich, als die Mitternachtsstunde schlug, von ihren Sitzen. Ein Zug ordnete sich; der Onkel, gleichfalls im scharlachrothen Mantel, das Henkerschwert in der Hand, schritt voran. So ging es in mondscheinheller Nacht bis in das Dickicht des nächsten Waldes. Immer seufzten die schweigenden Männer. Josepha war ihnen auch dahin nachgefolgt und erlauschte wie ein Grab gegraben wurde, in welchem unter geheimnißvoller Ceremonie das Henkerschwert des Onkels, des Hauptleidtragenden, bestattet wurde. Es war nämlich uralter Brauch bei den Scharfrichtern in jenen Landen, daß das Henkerschwert, nachdem fünfzig Mal mit ihm geköpft worden war, von den Scharfrichtern und ihren Gesellen feierlichst begraben wurde.

„Dies Henkerschwert wurde nach einiger Zeit von der oben erwähnten Schwester des Scharfrichters, der sogenannten „Hexe von Goch", die das Ereigniß gleichfalls von Josepha erfahren hatte, wieder ausgegraben und zu ihren Zauberkünsten viel in Anwendung gebracht. Von ihr und ihren „Todtenliedern" wußte Heine Manches zu erzählen, aber mehr als Alles dies hat auf die erste Jugendphantasie eines Dichtergemüthes, wie H. Heine's, das „verfehmte, blasse, schöne Kind" gewirkt.

„Heine erzählte mir gern von diesem „blassen" Mädchen, das er statt Josepha „Säfchen" nannte. Er hatte auch in seiner frühesten Jugend schon eine kleine Novelle geschrieben, in welcher „Säfchen und die Hexe von Goch" den Hauptinhalt bildeten. Bei einem Brande in Hamburg ist mit vielen anderen Manuscripten des Dichters leider auch diese Novelle verloren gegangen."

Als Ergänzung zu der gediegenen Biographie Heine's von Adolf Strodtmann kann, außer dem Vorstehenden, namentlich auch dienen, was Maximilian Heine über seine mütterliche Familie von Geldern in Düsseldorf, deren Vorfahr, ein berühmter jüdischer Arzt, vom Kurfürsten von der Pfalz geadelt worden war, sowie über Heine's Mutter erzählt, die, wie auch von den Müttern anderer deutschen Dichter berichtet wird, einen wesentlichen Einfluß auf die Geistes- und die poetische Richtung ihres Sohnes geübt hat. Jedenfalls ist dieses Buch seines Bruders Max von allen älteren Freunden Heine's mit Dank und mit dem Wunsche begrüßt, daß der Verfasser, wie er ankündigt, auch aus dem reichen Tagebuche seiner Erlebnisse in Rußland bald einige Mittheilungen uns machen möge.

Joseph Lehmann.

Das geistige Eigenthum der Autoren.*)

Die namentlich in Nord-Amerika jetzt bestrittene Frage vom geistigen Eigenthum, oder von dem ausschließlichen Rechte des Erzeugers oder seines Rechtsnachfolgers auf eine Hervorbringung der Wissenschaft oder Kunst, hat neuerdings an dem preußischen Oberbergrath Klostermann in einem Werke, dessen erster Band, Verlagsrecht und Nachdruck behandelnd, hier vorliegt, einen den gesammten Stoff umfassenden und sehr gründlichen Bearbeiter gefunden. Das Buch des Herrn Klostermann ist eine kritische Vertheidigung des Urheber-Eigenthums, sowohl vom Standpunkte der preußischen und ausländischen Gesetz-

*) Amalie Heine, eine der Töchter des Onkels Salomon Heine, war an den Rittergutsbesitzer Joh. Friedländer in Preußen verheiratet und hatte, wie ich aus bestimmten Mittheilungen weiß, eine große Zuneigung für den jungen Dichter. M. H.

*) Das geistige Eigenthum an Schriften, Kunstwerken und Erfindungen, nach preußischem und internationalem Rechte dargestellt von R. Klostermann. Erster Band: Allgemeiner Theil: Verlagsrecht und Nachdruck. Berlin, 1867, J. Guttentag. XII u. 452 S. gr. 8.

gebung, welche letztere ebenfalls reichlich zu Rathe gezogen ist, als namentlich auf dem Boden des Rechtes der Wissenschaft, des sogenannten „Juristenrechtes", dessen gestaltende Kraft gerade für diese höchst schwierige Materie einen gewichtigen Beruf hat. Herr Klostermann hat sich auf's Schärfste bemüht, darzuthun, daß das Urheber-Eigenthum nicht in einer „unkörperlichen Sache", einer Abstraction vom Sacheigenthume, sondern in dem Wesen der das Geisteswerk erzeugenden Handlung selbst besteht. Es ist ihm gelungen, diesen Begriff als den Kern des vom positiven Rechte schon in einer stattlichen Reihe von Gesetzgebungen gewährten Schutzes aufzuzeigen, wobei er den Verfechtern des Nachdruckes gar heiße und, wie wir hoffen, wohlthätige Schlachten geliefert hat. Zumal den selbstsüchtigen Oberflächlichkeiten der amerikanischen Nachbildner, deren Raubbau im geistigen Schachte den New-Yorker Verleger und National-Oekonomen Carey — eine täglich bestrittener werdende Autorität — unter seinen eifrigsten Anwälten zählt, ist mit schlagenden Gründen abgefertigt und der kindlich naive Standpunkt dieser um die Art eines sicherern Erwerbes oft sehr unbekümmerten Herren an den kolossalen Unwissenheiten selbst Carey's drastisch enthüllt worden.

„Der Zweck des weitläuftigen Inductionsbeweises, den der Amerikaner Carey in seinen Briefen über das schriftstellerische Eigenthum (deutsch von E. Dühring) zu bieten wagt, geht dahin, darzuthun, daß das Verlagsrecht denjenigen zu Statten komme, welche nur fremde Ideen und Forschungen schriftstellerisch verarbeiten, während den Schöpfern dieser Ideen selbst der Rechtsschutz für ihr literarisches Eigenthum versagt sei." Bei dieser Gelegenheit erwähnt Herr Carey einem Owen und Locke gegenüber, die er als Schöpfer neuer fruchtbaren Ideen anerkennt, Macaulay, Walter Scott, Charles Dickens als „belesene Compilatoren", spricht ihnen also, wie einem Fox, Pitt und Peel (!!), das Selbstschöpferische ab und führt (S. 27) unter den unbelohnten selbstschöpferischen Schriftstellern unserer Zeit nur Alexander von Humboldt an, von dem er das Märchen auftischt, Humboldt (der Freund und tägliche Genosse seines Königs) habe von einer kaum 500 Dollar das Jahr betragenden Gnadenpension sein Leben gefristet und sei zu arm gewesen, um auch nur Exemplare seiner eigenen Werke besitzen zu können! Risum teneatis. Dergleichen erzählt Carey und es findet nicht bloß in Amerika, sondern sogar bei dem deutschen Denkervolke gläubige Leser und Nachschreiber. Der von Carey an die Spitze seiner „Briefe" gestellte Satz verdient aber nach dem Vorgange des Herrn Klostermann wörtlich wiedergegeben zu werden, weil er (übrigens am Schlusse dieser Schutzschrift für den amerikanischen Nachdruck nochmals wiederholt) die strengste Verurtheilung des Nachdrucks ausspricht:

> „Wenn man nichts Besseres sagen kann als dieses: daß wenn wir die Ansprüche der fremden Schriftsteller zugestanden, der Preis der Bücher steigen und das Volk seines gewohnten Bezuges an billiger Literatur beraubt würde — so können wir uns ebenso gut ohne Weiteres des Raubes schuldig bekennen und ein neues ehrlicheres Verfahren einschlagen. Man darf nichts Uebles thun, damit Gutes daraus entstehe und ebenso wenig dürfen wir die Gedanken eines Schriftstellers stehlen, damit unser Volk billig unterrichtet werde."

Dieser Satz im Munde eines amerikanischen Verlegers bedarf sicherlich keines Commentars. T. v. B.

Die Bedeutung weiblicher Gewerbeschulen.*)

Die bereits reiche Literatur über die „Frauenfrage" ist in jüngster Zeit wieder vermehrt worden durch eine Broschüre, in welcher Fräul. E. Marwedel, Oberlehrerin an der weiblichen Gewerbeschule zu Hamburg, sich bemüht, die Frage: „Bedürfen wir weiblicher Gewerbeschulen? und Wie sollen sie angelegt sein?" vom sozialen Standpunkte unserer Zeit zu erläutern.

Die Verfasserin beginnt ihre Untersuchungen, gestützt durch reiche Erfahrungen, die sie im Auslande gesammelt; sie ist bemüht uns an Beispielen dessen, was in Amerika, in England, ja selbst in Frankreich zum Wohle der arbeitenden Frauen geschehen, zu zeigen, was in Deutschland noch fehle, wenn sie auch nicht verkennt, daß es sich auch bei uns zu regen beginne und daß sich, wie sie in einem an Frau Minna Pinoff in Breslau, Verfasserin der „Reform der weiblichen Erziehung", gerichteten und der Broschüre als Widmung vorgedruckten Briefe ausspricht, „Lichtblicke im Durchbruch zeigten in der Erkenntniß der vorhandenen Noth und in den Bestrebungen zur Abhilfe".

Ehe wir dem Inhalte der Broschüre referirend näher treten, möchten wir vorausschicken, daß uns bei aller Anerkennung des Strebens, aus dem sie hervorgegangen, die durch die ganze Arbeit hindurch festgehaltene Gegenüberstellung amerikanisch-englischer und deutscher Verhältnisse nicht ganz zutreffend scheint und das aus denselben hergeleitete für Deutschland keineswegs günstige Resultat doch wesentlich modificirt werden dürfte, wenn man in Anschlag bringt, daß Vieles, was unser Volksunterricht, unser gesegneter Schulzwang, uns ganz unbewußt, leistet, in Amerika und England durch die Vereinsthätigkeit bewirkt werden muß, so daß diese dadurch im Vergleich zur unsrigen um Vieles ausgedehnter und großartiger erscheint. Es geht uns in dieser Beziehung wie dem gesunden Menschen, der der Vorzüge, die er genießt, gar nicht inne wird, weil er sich derselben unausgesetzt erfreut.

Wir stimmen der Verfasserin vollkommen bei, wenn sie es als einen bedeutenden Fortschritt anerkennt, daß an die Stelle des früheren haltlosen Kampfes um die Rechte der Frauen jetzt die Frage getreten ist: Welchen Anforderungen und Pflichten soll die heutige Frau vom Standpunkte der Familie und der volkswirthschaftlichen Berechtigung des Individuums gewachsen sein? und daß man es als eine Nothwendigkeit anerkannt habe, Anstalten in's Leben zu rufen, welche diesen erweiterten Bedürfnissen genügen können.

Zu solchen reformirenden Anstalten rechnet die Broschüre in erster Linie weibliche Gewerbeschulen und entwickelt die Gründe für deren Bedürfniß aus der allbekannten Umgestaltung unserer industriellen Verhältnisse, welche die der häuslichen zur Folge gehabt und auch die weibliche Arbeitskraft in das Stadium von Angebot und Nachfrage gedrängt habe. Während nun dieses Stadium ein sehr klägliches sei, höre man doch von allen Seiten Klagen über Mangel an wahrhaft brauchbaren Arbeiterinnen. Dies komme daher, weil wir durch Jahrhunderte daran gewöhnt, und durch Verhältnisse gedrängt auch heute noch die Lehrzeit der Mädchen mit der Schulzeit für abgeschlossen ansähen; dadurch treffe sie der jähe Wechsel von eingezwängter Schulzucht zu freier selbstverantwortlicher Ungebundenheit physisch schwach

*) Warum bedürfen wir weiblicher Gewerbeschulen? und wie sollen sie angelegt sein? Erläutert vom sozialen Standpunkt unserer Zeit von E. Marwedel. Hamburg, Hermann Grüning, 1868.

und halbentwickelt, unfähig, selbständig zu denken und zu handeln, nicht mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet und lasse alle die sittlichen Mißstände zu Tage treten, welche unseren armen Fabrik- und Handarbeiterinnen, selbst unseren Dienstmädchen als Charakterfehler unserer Zeit ausgelegt würden. Mit Stolz rühmten wir uns unserer Volksschulen und doch entnähmen wir unsere Mädchen ihnen gerade in einem Alter, wo ihnen für das praktische Lebensbedürfniß noch nichts geboten sei.

Stimmen wir der Verfasserin auch darin bei, daß auf dem Gebiete der weiblichen Erziehung eine Reform dringendes Bedürfniß sei und folgen wir ihr mit Interesse nach Amerika, wo, wie sie erzählt, kein Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Ausbildung gemacht werde, so haben wir doch gewichtige Stimmen von jenseits des Oceans der Folgerung entgegenzustellen, daß den Frauen Amerika's ein ausgiebiges Feld für ihre Thätigkeit eröffnet sei. Noch immer dringen Schilderungen von der Lage der großen Massen von Frauen, die auf den eigenen Erwerb angewiesen sind, zu uns herüber, die sich von den unsrigen vielleicht nur dadurch unterscheiden, daß bei uns die Verhältnisse noch nicht derartig geschraubt, wie in Amerika sind; noch immer ist auch dort der Wahlspruch vieler tausend Arbeiterinnen derselbe, wie er in der Broschüre als der bei uns herrschende gekennzeichnet und mit vollem Rechte ein überaus trauriger genannt wird: „Arbeit um jeden Lohn". Nicht in Abrede soll dabei gestellt werden, daß die Amerikanerinnen durch ihre staatlichen Einrichtungen zu manchem Beruf zugelassen und tüchtig gemacht werden, der unseren Frauen verschlossen ist, bei einem Vergleich dieser Verhältnisse muß man aber das politische und soziale Leben, die Art und Weise der Entwickelung beider Länder in der Gesammtheit in's Auge fassen, und endlich darf man nicht vergessen, daß auch die so sehr verschiedenen Geldverhältnisse auf beiden Hemisphären bei Begründung von Anstalten ein gewichtiges Wort mitzureden haben.

Diese letztere Bemerkung möchte auch im Bezug auf England geltend zu machen sein, das in der Broschüre ebenfalls mit großem Fleiße behandelt ist. Es wird nämlich, nachdem zugegeben worden, daß auch die Arbeiterinnen Englands und Frankreichs unter denselben Verhältnissen wie in Deutschland litten, mit der Einschränkung, daß Frankreich in Rückblick auf seine besten, seine künstlerischen Leistungen eine Ausnahme mache, aufgezählt, was in beiden Ländern vom Staate, von Einzelnen und von Vereinen zur Beseitigung dieser Uebelstände geschehen ist, und der Vergleich mit unseren Verhältnissen fällt namentlich gegenüber den demonstrativen Massen-Aufklärungen Englands sehr ungünstig für uns aus.

Wir sind stets gern bereit gewesen, freudig anzuerkennen, daß England uns praktisch und energisch in dieser Bewegung vorangegangen und uns in vieler Hinsicht zum Vorbilde dienen kann; Alles zu adoptiren, was dort geschehen, dürfte aber weder rathsam, noch ausführbar sein, und dies zu befürworten, liegt auch wohl kaum in der Absicht der Verfasserin, deren ganzes Auftreten uns zu der Annahme berechtigt, daß sie sehr wohl weiß, jeder Boden bedürfe verschiedener Behandlung und bringe verschiedene Früchte hervor. Ihr ist es bei Aufzählung aller dieser Institutionen darum zu thun, nachzuweisen, daß auch bei uns große reformatorische Bewegungen sehr am Platze seien, und daß dazu die Anlegung weiblicher Gewerbeschulen gehörte. Diese sollten dienen: zur Ausrottung des Vorurtheils gegen die Arbeit; zur Aufhebung des Zwischenhandels; zur Erweiterung der für Frauen geeigneten Erwerbsgebiete; zur Verringerung der Halbwisserei; zur Erhöhung der Arbeitslöhne; zur Anbahnung des Genossenschaftswesens in allen seinen Einzelheiten; zur Verkürzung der Arbeitszeit; zu verlängertem und erweitertem Unterrichte und Schutze der Jugend und zu größerer Berücksichtigung einer normal physischen Entwickelung derselben.

Um diesem Zwecke zu entsprechen, sollen die Gewerbeschulen Werkstätten sein, welche Frauen und Mädchen in systematischer Form den ihnen bisher gänzlich fehlenden oder sehr mangelhaft ertheilten gewerblichen Unterricht bieten und dabei neue Fächer in's Auge fassen, um das jetzt auf der Frauenarbeit lastende Angebot zu vermindern. Diese Schulwerkstätten sollen, so will es die Broschüre, ihren Vortheil dem der Lernenden unterstellen und dürfen Theilung der Arbeit nicht einführen; trotzdem sollen sie sich bemühen, einen rentablen Geschäftsbetrieb zu erzielen, sollen je nach den örtlichen Verhältnissen wenig oder gar kein Schulgeld nehmen und der Schülerin, sobald sie unter gewissen Bedingungen eine Arbeit rasch und tadellos geliefert hat, 25 Procent des Arbeitslohns zukommen lassen, da gerade die Arbeiterinnen des Schutzes und Unterrichtes am meisten bedürfen, welche die Verhältnisse zum Verdienen treiben, und andererseits dieses Interesse am Gewinn den Unterschied zwischen einer schlecht oder vorzüglich, einer langsam oder rasch geförderten Arbeit recht anschaulich machen wird. Alle diese Forderungen sind im höchsten Grade human, die Gründe für dieselben richtig und stichhaltig; wie sie aber mit einander zu verbinden und durchzuführen sein sollen, darüber giebt uns die Broschüre, selbst durch wiederholte Hinweisung auf englische Vorbilder, doch keinen genügenden Aufschluß. Ebenso ist uns nicht ganz klar, in welcher Weise die Schulwerkstätten sich mit ihren Schülerinnen als Actionairinnen unter gewissen Bedingungen verbinden, und wie sie das Genossenschaftswesen, Konsum- und Vorschußvereine u. s. w. mit sich in Beziehung setzen sollen; indeß sind dies auch wohl die weitaussehendsten Pläne, deren Realisirung erst dann in's Auge gefaßt werden könnte, wenn die übrigen Bedingungen für solche Gewerbeschulen erfüllt wären und sie zahlreich und kräftig an verschiedenen Orten emporwüchsen. So weit gehen indeß die Hoffnungen der Verfasserin noch nicht einmal, sie wünscht und wir von Herzen mit ihr erst die Begründung einer einzigen Musteranstalt.

Ehe wir uns aber von ihr die Frage nach den Mitteln zur Anlegung einer solchen Anstalt beantworten lassen, möchten wir noch unsere volle Uebereinstimmung aussprechen mit andern Forderungen, welche sie an die Gewerbeschule stellt, nämlich, daß diese die normal physische Entwickelung der weiblichen Jugend als eine ihr zukommende Aufgabe betrachte und dem entsprechende Einrichtungen treffe, daß sie das Vorurtheil durch Lehre und Beispiel bekämpfe, Arbeit für den Erwerb sei für die Frau eine Unehre und mache sie eines gewissen Ranges in der Gesellschaft verlustig, daß sie die Frauenarbeit von dem sie so hart bedrängenden Zwischenhandel befreie und deshalb mit Bazaren in Verbindung trete, daß sie keine Schülerin unter einem zweijährigen Kursus zulasse, weil es darauf ankomme, daß dieselben nicht nur passiv empfangen, sondern auch zum selbständigen Dirigiren und Disponiren geführt werden, und daß endlich dem wissenschaftlichen Unterrichte nur in beschränktem Maße Rechnung getragen werde. Die Lücken im Wissen will die Verfasserin durch Abendschulen nach dem Vorbilde der englischen Working-Women's Colleges ausgefüllt haben.

Indem die Broschüre so das Warum und Wie der Gewerbeschulen darzulegen sich bemüht hat, tritt sie an die dritte Frage: „Wodurch sind solche Gewerbeschulen in's Leben zu rufen?" Und

sie schlägt vor, abermals nach englischem Vorbilde, diese Mittel durch Actien aufzubringen.

„Laßt Actien zeichnen!" ruft sie, „so klein Ihr wollt, aber zeichnet sie! Sollte ganz Deutschland nicht Eine solche Anstalt als Erste Probeanstalt zum Heile seiner Töchter in's Leben rufen? Wir Alle wissen, was die Gewerbeschulen unseren männlichen Arbeitern genützt haben; wir wissen, daß sie den Ausländern in ihrer intellectuellen Volkserziehung ein Gegenstand der Nacheiferung und ängstlicher Besorgniß geworden sind. Welche Handhabe für die feinere industrielle Thätigkeit könnte der Gesammtheit durch gleiche gewerbliche Bildung unserer Frauen zu Gute kommen! Welche sittliche Befreiung, welche Daseinslust würde der allgemeinen Menschheit daraus erwachsen!"

Indem wir nur noch bemerken, daß uns doch ein bedeutender Unterschied zu bestehen scheint zwischen der Anlage und den Leistungen der männlichen Gewerbeschulen und den Grundzügen, welche die Broschüre für die Errichtung der weiblichen entwirft, sprechen wir der Verfasserin unsere warme Anerkennung für den Fleiß und die Hingebung aus, die sie ihrer Arbeit geweiht. Möchte ihr schöner Enthusiasmus zündend wirken, ihr Ruf ein lautes klingendes Echo finden und eine zahlreiche Betheiligung von Actionairen sie bald in den Stand setzen, ihre Ideen in die praktische Wirklichkeit zu überführen und ihren Gehalt an diesem Probirstein zu prüfen. Wir wünschen diesen Erfolg von ganzem Herzen — wagen aber nicht, daran zu glauben.

J. H.

Der neue photographische Pigment-Druck.

Seit ungefähr einem Jahre finden sich in den hervorragendsten Kunsthandlungen Kopieen von Handzeichnungen alter Meister in Blau, Roth, Sepia, Braun, Schwarz und andern Nuancen, die durch ihre außerordentliche Aehnlichkeit mit den Originalzeichnungen, welche nicht bloß in den Contouren, sondern auch in der Originalnuance, Rothstift und Blaustift, absolut treu wiedergegeben waren, allgemein in der Kunstwelt überraschten.

Niemand kannte die Entstehungsart dieser wunderbar treuen Facsimile's und erst als von ihrem Verfertiger Braun in Dornach (im Elsaß) prachtvolle Schweiz-Landschaften in derselben eigenthümlichen Manier in Tuschschwarz und mit der Unterschrift: photographie inaltérable, erschienen, war es offenbar, daß man es hier mit einer ganz neuen Art von Photographieen zu thun habe, die im Gegensatz zu den gewöhnlichen, in jedem beliebigen Pigment verfertigt werden können und sich durch ihre Unveränderlichkeit auszeichnen, während bekanntlich die gewöhnlichen sehr leicht vergilben oder verbleichen. Der Prozeß selbst wurde zuerst von Swan in Newcastle praktisch ausgeübt; die Art seiner Ausführung selbst blieb noch im Dunkeln, bis aus den Verhandlungen des um die Fortschritte der Photographie hochverdienten deutschen Photographen-Vereins zu Berlin hervorging, daß das Verfahren nicht mehr unbekannt, aber wegen seiner schwierigen Ausübung nur wenig von praktischen Photographen angewendet werde. Kurz nachdem die ersten Blätter von Braun in Dornach im Handel erschienen waren, wurde dieser neue Prozeß im photographischen Atelier der Gewerbe-Akademie zu Berlin unter Leitung des Herrn Dr. H. Vogel eingeführt, und hier erfuhr er eine Reihe von Vervollkommnungen und Vereinfachungen, die zu der Hoffnung berechtigen, daß er sich binnen kürzester Zeit allgemeinen Eingang in der Praxis verschaffen werde.

Mehrere uns vorliegende, vortrefflich gelungene Landschaften und Portraits zeigen, daß dieser neue Prozeß in Schönheit des Tones, der Halbschatten, des Clairobscur den alten Silber-Prozeß weit überragt, in Feinheit der Details aber ihm mindestens gleichkommt. Höchst merkwürdig, man möchte sagen überraschend, ist die Herstellungsart dieser Bilder, über welche ein neuerdings erschienenes Werk: Swan's Pigmentdruck von Simpson, vervollständigt durch die neuesten Erfahrungen des Dr. H. Vogel,*) nähere Auskunft giebt. Wir entnehmen diesem Buche das Wesentlichste:

Silbersalze, wie bei den gewöhnlichen Photographieen werden bei diesem Prozeß gar nicht mehr angewendet. Ein Bogen, der mit einer mit irgend einer Farbe, z. B. Tusche, gemischten Leimschicht überzogen ist, dient zur Herstellung dieser Bilder. Er wird in einer Auflösung von chromsaurem Kali gleichsam gebadet und getrocknet. In diesem Zustande ist die farbige oder schwarze Fläche höchst lichtempfindlich. Sie wird unter einem auf gewöhnlichem Wege in der Kamera hergestellten photographischen Negativbild dem Lichte ausgesetzt. Das Licht bringt eine seltsame Veränderung in der schwarzen Leimschicht hervor, die zwar dem Auge nicht sichtbar ist, aber doch sofort nach Einwirkung von warmem Wasser sich offenbart. Dieses löst alle nicht vom Lichte getroffenen Leimpartieen auf, während die belichteten unauflöslich am Papier haften bleiben.

So erhält man durch Baden in warmem Wasser ein Bild in unauflöslich gewordenem Leim, welcher mechanisch den ursprünglich beigemengten Farbestoff festhält.

Natürlich ist hier die Art des Farbestoffes gleichgiltig und daher hat man es ganz in seiner Gewalt, durch Zumischen irgend eines beliebigen Pigments zu der ursprünglichen Leimschicht Bilder in jeder beliebigen Farbe zu erzielen. Früher nahm man als färbendes Prinzip nur Kohlenstaub, daher hießen solche Bilder sonst Kohlenbilder, während jetzt dafür der Name Pigmentbilder angewendet wird.

Ein großes Hinderniß bei Ausübung dieses Prozesses war das schwierige Treffen der richtigen Belichtungsdauer. Diese ist nach dem Wetter sehr verschieden. Bei zu langer Belichtung wird das Bild zu dunkel, bei zu kurzer zu hell. In Folge dessen mißlangen früher viele Bilder. Jetzt wird die richtige Belichtungszeit mit Hilfe eines von Dr. Vogel erfundenen, sehr einfachen Instruments, eines sogenannten Photometers, bestimmt. Dieser zeigt die Lichtstärke gerade wie ein gewöhnlicher Thermometer in Graden an, und man setzt jetzt, unbekümmert um Wind und Wetter, jedes Pigmentbild, welches man herstellen will, so lange dem Lichte aus, bis das Instrument auf einen bestimmten (durch Erfahrung festgestellten) Grad gestiegen ist. So ist ein Hauptmangel dieses neuen, schönen Prozesses glücklich beseitigt.

Wer von unsern Lesern sich spezieller für das Verfahren interessirt, dem empfehlen wir oben gedachtes Werkchen, welches auch mit einem Pigmentdruck geziert ist. Wir hoffen, daß das Verfahren bald allgemeinen Eingang in der photographischen Praxis finden werde. Den Herren Photographen mag es freilich bequemer sein, nach dem alten Schlendrian weiter zu arbeiten, statt einen neuen Prozeß einzuführen, den sie erst erlernen müssen. Für den Mann der Wissenschaft, für den Künstler, sowie für das Publikum ist es aber ein Umstand von immenser Bedeutung, statt der bisher üblichen monotonen und in Haltbarkeit so unsicheren Silberphotographieen, solche in jeder be-

*) Berlin, Louis Gerschel, 1868.

liebigen haltbaren Farbe erhalten zu können. Durch Einführung dieses neuen Prozesses ist die Existenz photographischer Sammelwerke, seien es Bücher-Illustrationen, Facsimile's, Atlanten, Albums, Karten, Landschaften, eigentlich erst gesichert.

Nord-Amerika.

Diplomatische Correspondenz der Vereinigten Staaten.

Das schwarze Buch und die osmanische Pforte.

Man wird sich einer Spannung zwischen der Türkei und den Vereinigten Staaten erinnern, welche durch unbedachtsame Aeußerungen in den Depeschen des amerikanischen Gesandten in Konstantinopel über den osmanischen Herrscher hervorgerufen wurde. Die in den „Schriften über auswärtige Angelegenheiten, Band II, Washington, 1867" enthaltene Correspondenz, aus welcher der Sachverhalt erhellt, ist niemals in der deutschen Presse veröffentlicht worden. Wenn der Grad der Bildung und Aufklärung einer Nation aus den diplomatischen Aktenstücken ihrer Regierung zu erkennen ist, so legt die männliche Offenheit des amerikanischen Staatssecretairs, der ohne viele Umschweife ein Unrecht eingesteht und um Nachsicht bittet, ein erfrischendes und günstiges Zeugniß für die Union ab. Auch eine andere Betrachtung läßt sich bei Durchsicht der nachfolgenden Schriftstücke anstellen: nämlich über die unheilvollen Wirkungen, welche die geringfügigsten Ursachen in dem Verkehr der Diplomaten nach sich zu ziehen im Stande sind, wobei man sich geneigt fühlen wird, allen heutigen und künftigen Staatskünstlern das vernünftige Beispiel des Mr. W. H. Seward zur Beherzigung zu empfehlen. Die vom türkischen Minister des Auswärtigen an den Gesandten der Pforte in Washington gesandte Instruktion lautet:

Fuad Pascha an Blacque Bey.

Konstantinopel, Januar 1., 1868.

Mein Herr! Ihren vom 29. November datirten Bericht, ebenso das denselben begleitende Schwarze Buch der Vereinigten Staaten, in welchem die diplomatische Correspondenz des Jahres 1866 enthalten ist, habe ich empfangen. Ich bin noch immer erstaunt über Mr. Joy Morris' Depesche an Mr. Seward. Abgesehen von der Abscheulichkeit der in derselben enthaltenen Beleidigung der Person unseres Herrschers durch den Vertreter einer befreundeten Regierung, muß ich mein größtes Befremden über eine solche Meinungsäußerung in Betreff eines Souverains wie des unsrigen, ausdrücken. Das ganze Land fühlt dies und erkennt sich für beleidigt. Was den Fall selbst anbetrifft, so verletzt er den allergewöhnlichsten Begriff von Anstand und ist den Traditionen der Diplomatie durchaus zuwider. Ich begreife wohl, mein Herr, daß unter einem Volke, welches so gründlich erlernt hat, die Freiheit in allen Dingen zu üben, der Gebrauch geduldet, wenn nicht gerechtfertigt sein mag, eine extravagante Sprache zu führen, wie solche anderwärts nicht gestattet ist. Aber in der vorliegenden Angelegenheit von durchaus zarter und exceptioneller Art hätte ein solches Vorrecht nicht beansprucht werden sollen. Die das soziale Leben eines Landes beherrschenden Prinzipien sind auf den internationalen Verkehr nicht anwendbar. Die bisherige Auffassung dieses Punktes seitens des Cabinets in Washington unterscheidet sich hiervon nicht, und in den Annalen der heutigen Diplomatie ist kein Beispiel zu finden gleich dem, auf welches gegenwärtig wir mit tiefem Bedauern hinweisen müssen. Wir bestreiten nicht das Recht eines fremden Gesandten auf vollständige Freiheit in seiner Schätzung von Menschen und Dingen eines Landes, noch die Freiheit, Mittheilungen davon an seine Regierung zu machen. In der oben beregten Depesche ergeht sich Mr. Joy Morris sogar in einer Abhandlung über die allgemeine Lage des osmanischen Reiches, welche gänzlich unrichtige Anführungen enthält. Wenn er aber, nachdem er dergestalt unter dem Einfluß einer offenbar ungünstigen Stimmung begonnen, die Person des Oberhauptes des Staats, bei welchem er accreditirt ist, angreift, und bezüglich derselben Ausdrücke der empörendsten Unschicklichkeit gebraucht, so überschreitet er nicht nur die Gränze seines Amtes, sondern begeht eine handgreifliche Verletzung seiner wesentlichsten Pflicht. Wir sind deshalb um so mehr gezwungen, gegenüber dieser Veröffentlichung nicht gleichgiltig zu verharren, als wir einen hohen Werth auf die Freundschaft des Volkes und der Regierung der Vereinigten Staaten legen. Von solchen Gefühlen beseelt, beabsichtigt die kaiserliche Regierung nicht, diesen bedauerlichen Vorfall zu der Wichtigkeit einer Differenz zwischen den beiden Regierungen zu erheben. Aber das Ministerium in Washington wird begreifen, daß wir unserer Pflicht als Regierung nicht nachkommen würden, wenn wir nicht eine Reparation verlangen, welche alle Spuren des hervorgebrachten Eindrucks zu beseitigen geeignet ist.

Daher ersuche ich Sie, m. H., eine Erklärung von dem Cabinet in Washington zu fordern, wie sie die tiefverletzte Ehre unseres Landes und der kaiserlichen Regierung erheischt. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß die hohe Weisheit und Gerechtigkeit des Mr. Seward uns eine solche nicht verweigern wird. Genehmigen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung u. c.

Fuad.

Blacque Bey, der Pforte Gesandter in Washington an Herrn W. H. Seward, Staatssecretair.

Washington, 7. Februar 1868.

Herr Staatssecretair! Die osmanische Regierung, welche kürzlich Ihre diplomatische Correspondenz des Jahres 1866 gelesen hat, ist tief verletzt worden durch den Auszug aus einer von Mr. Joy Morris an Sie gerichteten Depesche (Nr. 150), welche im zweiten Bande pag. 240 obigen Aktenstückes zu finden ist.

Seine Hoheit Fuad Pascha theilt mir mit, daß beim Lesen dieser Depesche sein Erstaunen um so größer war, als dieselbe in entschiedenem Widerspruch nicht nur mit dem durchweg höflichen Charakter der dem Vereinigten Staaten-Gesandten von seiner Regierung ertheilten Instructionen, sondern auch zu den freundlichen Beziehungen steht, welche allen officiellen und privaten Verkehr zwischen der Föderal-Regierung und der kaiserlichen osmanischen Gesandtschaft in Washington kennzeichnen.

Ich habe es auf mich genommen, der Regierung Sr. Majestät des Sultans zu versichern, daß es genügen würde, diesen unglücklichen und bedauernswerthen Vorfall zu Ihrer Kenntniß zu bringen.

Gestatten Sie, Herr Staatssecretair, die wiederholte Versicherung meiner Hochschätzung, mit welcher ich die Ehre habe zu zeichnen Ihr ganz Ergebener u. c.

Blacque.

W. H. Seward an E. Joy Morris in Konstantinopel.

Staats-Departement Washington, 14. Februar 1868.

M. H.! Der hiesige türkische Gesandte hat in einer höflichen und wohlwollenden Weise meine Aufmerksamkeit auf Ihre

an dies Departement gerichtete Depesche (Nr. 150) gelenkt, welche in den veröffentlichten „Schriften über Auswärtige Angelegenheiten, Band II. 1867“ enthalten ist.

Die Depesche ist ein Theil von Berichten, in welchen Sie uns sehr geziemend das Resultat der Einsichten, welche Sie Sich verschaffen konnten, so wie Anschauungen, die Sie Sich über die politische Lage des Orients gebildet hatten, mittheilten. Die Zeit verändert stetig die Betrachtungen, welche wir über politische Vorgänge, im Auslande wie in der Heimat, anstellen. Ihre Beobachtungen und Muthmaßungen in dem vorliegenden Falle werden vielleicht durch die Zukunft bestätigt werden; andererseits mögen sie mehr oder minder auf Irrthum beruhen. Es ist jetzt nicht erforderlich, auf dieselben zurückzukommen, um zu untersuchen, in wie weit sie genau und zuverläßlich gewesen. Ich glaube nicht, daß dieser Theil der Depesche einem gerechten Einwurf auf Grund diplomatischen Usus unterliegt. Der Bericht schließt indessen mit folgendem Ausspruch: „Inmitten aller dieser Verlegenheiten und Gefahren, ich bedauere es sagen zu müssen, zeigt der Sultan deutliche Spuren der entschiedensten Blödsinnigkeit und Untauglichkeit“ (mental imbecility and incapacity).

Es ist dieser Theil der Depesche, welcher den Sultan und seine Regierung verletzt hat. Wenn die darin gemachte Anführung nicht vollständig aufrecht erhalten werden kann, so war Ursache zu einer formellen Beschwerde gegen die diesseitige Regierung vorhanden, und wäre eine solche gemacht worden, so würde sie gerecht und unwiderleglich gewesen sein. Glücklicherweise haben die dem diesseitigen Departement seitdem entstammten Documente so wie die Rede, mit welcher der Präsident den türkischen Gesandten hier empfangen, schon hinlänglich erwiesen, daß Ihre ungünstige Darstellung in Betreff des Sultans, damals als sie hier einging, keinen schädlichen Eindruck auf die diesseitige Regierung ausgeübt hat. Auch muß ich es offen gestehen, daß die Verwaltungsbahn, welche die türkische Regierung seit jener Zeit eingeschlagen hat, einen entschiedenen Beweis für den Scharfsinn, die Fähigkeit und Energie des Sultans abgiebt. Sicherlich hat niemals ein Staat weniger Ursache gehabt, sich über Unredlichkeit, Unaufmerksamkeit oder Mangel an Entgegenkommen seitens einer fremden Regierung zu beklagen, als die Vereinigten Staaten jetzt über den Sultan und seine Regierung.

Es geht daraus klar hervor, daß Ihre Darstellung auf einer irrthümlichen Anschauung beruhte, und daß dem Sultan und seiner Regierung eine großmüthige Reparation gebührt. Die irrige Auffassung war vielleicht eine Folge der unbeschränkten Parteidebatten in der türkischen Hauptstadt. Es ist unvermeidlich, daß die Weisheit so wie der Charakter und die Begabung eines Staatsmannes und obrigkeitlichen Vorgesetzten zu Zeiten großer politischer Bewegung und Erregung verkannt werden. Die orientalische Frage erregte, zur Zeit Ihrer Depesche, die gespannteste Aufmerksamkeit in Europa und namentlich die der türkischen Hauptstadt. In solcher Lage ist eine irrige Auffassung ein Mißgeschick, welchem republikanische Präsidenten und ihre Secretaire nicht weniger als kaiserliche Herrscher und ihre Minister ausgesetzt sind. Es ist eine Buße, welche Alle zahlen müssen für die ernsten und verantwortlichen Aemter, mit denen sie betraut sind.

Ich gebe es offen zu, daß das Unrecht im vorliegenden Fall mehr die Schuld des Departements als die Ihre ist. Es ist unzweifelhaft, daß die Depesche aufrichtig und in gutem Glauben geschrieben worden und in der gerechten Erwartung, daß die darin enthaltenen, zu alleiniger Kenntniß Ihrer eigenen Regierung bestimmten Beobachtungen und Betrachtungen nicht in einer Weise veröffentlicht werden würden, welche die Empfindlichkeit der Regierung, bei welcher Sie accreditirt sind, verwunden mußte.

Die Veröffentlichung hier war das Werk eines Zufalls; sie hätte bei hinreichender Sorgfalt und Aufmerksamkeit nicht stattfinden können.

Demnach können und dürfen wir nicht dahin trachten, diesen Vorfall derartig zu erledigen, daß wir die Verantwortlichkeit dafür zwischen dem Departement und Ihnen theilen.

Die Regierung bereut den Irrthum aufrichtig und ohne den geringsten Rückhalt, und wird künftighin bestrebt sein, darauf zu achten, daß eine Wiederholung derartiger Ungerechtigkeit und Unhöflichkeit nicht stattfinde.

Sie sind ermächtigt und angewiesen, eine Abschrift hiervon in die Hände Sr. Hoh. des Ministers des Auswärtigen zu legen, auf daß derselbe, wenn es ihm beliebt, dieselbe dem Sultan und seiner Regierung überreicht. Ich bin 2c. 2c.

W. H. Seward.“

Kalifornischer, deutscher Staatskalender.*)

Dieser vor vier Jahren von dem deutschen Buchdruckerei-Besitzer Philo Jacoby in San Francisco gegründete Staats- oder vielmehr Volkskalender trägt, obwohl in deutscher Sprache abgefaßt und mit Fracturschrift gedruckt, doch ganz und gar einen amerikanischen Charakter, und zwar sowohl der Form als dem Inhalte nach. Was zunächst die Form betrifft, so tritt uns bereits auf dem fast nur mit Annoncen bedruckten Titelblatt die Reclame entgegen, die uns mit ihrem im Yankeelande geborenen Bruder, dem Humbug, durch das ganze nur 118 Oktavseiten starke, aber von doppelt so vielen Inseraten-Seiten durchschossene Buch begleitet. Der Geschäfts-Umfang von San Francisco ist, nach diesen Inseraten zu schließen, kolossal; nicht geringer aber auch die Kunst, dem Publikum Sand in die Augen zu streuen. Den Inhalt des Buches bilden, außer dem Calendarium, Darstellungen des Lebens und der kurzen, aber reichen Geschichte San Francisco's, Sacramento's, der Goldminen 2c., zum Theil aus amerikanischer Feder geflossen (von John S. Hittell) und in's Deutsche übersetzt, zum Theil aber auch aus Berlin eingesandt, wie die humoristische Schilderung einer Scene auf dem Berlin-Hamburger Bahnhof, wo eben ein Auswanderer-Zug expedirt wird, und „Wein-Phantasieen“, von Leopold Jacoby.

Ueber die jetzige Bevölkerung Kaliforniens entnehmen wir dem Buche folgende Angaben: „Die Einwohnerzahl beläuft sich auf ungefähr 500,000 Seelen, mit circa 90,000 stimmberechtigten Bürgern. Ein amerikanischer Bürger, welcher drei Monate im Staate ansäßig ist, hat Stimmrecht für alle öffentliche Beamten. Am gleichen Tage wird im ganzen Staate gestimmt. Jemand, der nicht innerhalb der Vereinigten Staaten geboren ist, muß fünf Jahre in denselben seinen Aufenthalt gehabt und der Regierung Treue geschworen haben, ehe sein Name in das große Register eingetragen wird und er stimmberechtigt ist. Wir haben ungefähr 50,000 Chinesen und drei bis sechs Tausend Neger im Staate, welche durchaus keine politischen Rechte be-

*) Philo Jacoby's Kalifornischer Staatskalender, 1868. San Francisco: Deutsche und englische Buchdruckerei, 649 Sacramento-Straße.

sitzen, kein Stimmrecht haben und wahrscheinlich nie erhalten werden. Die Chinesen werden von den Weißen mit Mißtrauen betrachtet und es haben sich bereits mehrere Anti-Chinesen-Clubs gebildet, um der Beschäftigung und Importation derselben entgegen zu treten. Ungefähr 8000 dieser Chinesen sind als Arbeiter an der Pacific-Eisenbahn beschäftigt, circa 20,000 arbeiten in den Minen und der Rest ist im Staate zerstreut; alle in den niedrigen Arbeitsfächern beschäftigt."

Von der Wahrnehmung der geistigen und materiellen Interessen des jungen Staates ist in der Einleitung des Buches folgende Skizze geliefert:

„Unser Schulwesen ist durch gute Gesetze geregelt, und auch dem ärmsten Familienvater ist es leicht gemacht, seinen Kindern, ohne Angriff auf seine Börse, den Schulunterricht genießen zu lassen, und ihnen eine gute bürgerliche Ausbildung zu geben. Für die Ausbildung des Geistes sehen wir in allen Vereinen, und deren Zahl ist Legion, Bibliotheken entstehen, die die besten Schriftsteller aller Länder in sich schließen. In der Kunst haben wir allerdings noch ein weites Feld vor uns, doch weitere Jahre des Friedens werden uns auch dorthin führen, und Kalifornien wird auch darin keinem Staate der Union nachstehen, sobald das Feld ernstlich betreten ist.*)

„Im Handel und Gewerbe haben wir im letzten Jahre riesenhafte Fortschritte gemacht; unsere Handelsverbindungen erstrecken sich jetzt fast über die ganze, bekannte Welt; der Handel Asiens hat dem Unternehmungsgeist unserer Kaufleute seine Thore geöffnet, China und Japan, jetzt durch regelmäßige Dampfschifffahrt mit uns verbunden, werden unerschöpfliche Quellen des Reichthums für Kalifornien sein. Unser Seehandel ist bereits so bedeutend, daß San Francisco den dritten Rang unter den Seehäfen der Vereinigten Staaten einnimmt, und nicht viele Jahre werden vergehen, so wird es sich noch höher hinaufschwingen.

„Das Jahr 1867 war auch ein gesegnetes für unseren Ackerbau; die reichsten Aernten belohnten den Fleiß des Landmanns und Wohlstand blüht in den Agrikultur-Distrikten.

„Unsere Gold-, Silber- und Kupferminen haben im letzten Jahre so reichen Gewinn geliefert, wie nie zuvor, und alle Befürchtungen, daß unsere Schätze erschöpft werden könnten, sind verschwunden, wenngleich wir zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß die Bearbeitung derselben in anderer Weise geschehen muß, wie in früheren Jahren, und dem Einzelnen dieser Weg zum Wohlstande sehr dornig, wenn nicht unmöglich erscheinen mag. Doch was der Einzelne nicht zu bewältigen vermag, gelingt der vereinten Kraft; Berichte und Tabellen der Expreß-Compagnieen zeigen die Resultate unserer Minen-Compagnieen. Ueberall blüht frisches Leben, alle Hände regen sich und helfen zum Bau des großen Ganzen, dem Wohlstande unseres Staates.

„Blicken wir auf San Francisco, der Königin am Stillen Meere, der großen Handelsstadt, welche dazu bestimmt ist, in zukünftiger Zeit den ersten Rang als See- und Handelsstadt auf diesem Continente einzunehmen. Welch eine Veränderung hat ein einziges Jahr geschaffen, und welche großartige Unternehmungen liegen noch vor, um San Francisco reich, mächtig und glänzend zu machen. Wer San Francisco nur kurze Zeit verlassen und zurückkommend die Straßen durchwandert, glaubt seinen Augen kaum trauen zu dürfen; Holzhäuser, Rückerinnerungen früherer Zeit, sind verschwunden und Prachtgebäude blicken stolz auf uns herab, dicht gedrängt stehen sie da, in langen Reihen, mit ihren eisernen Façaden, mit ungeheuren Kosten auf Granitblöcken erbaut; man sucht eine bekannte Straße und kann sich nicht orientiren; mein lieber Freund, diese Straße schien unserer Bevölkerung zu eng und kleinlich, blicke dorthin, es ist dieselbe, nur sind die Häuser auf der einen Seite niedergerissen worden und 30 Fuß zurück im prachtvollsten Style wieder erbaut, es kostet zwar Millionen, doch wir sind in San Francisco. Geht man weiter hinaus, so findet man, wo fast nur Sandhügel waren, neue Stadtanlagen, meilenweite Straßen, schnurgerade geebnet und fertig zum Anbau; nicht weniger als 1900 Häuser wurden im vergangenen Jahre erbaut, und doch fehlt es der zudrängenden Bevölkerung an Gebäulichkeiten. Das großartige Unternehmen des Hafendammes ist in diesem Jahre begonnen und wird mit Energie durchgeführt werden; wir gewinnen dadurch an der Seeseite und der alte, tausendjährige Telegraphenhügel wird wohl sein Haupt beugen müssen, um zur Ausfüllung des eingeschlossenen Terrains zu dienen.

„In der Literatur hat unser neuer Staat noch sehr wenig gethan und sich hauptsächlich auf die Tagesliteratur beschränkt, welche jedoch im ausgedehntesten Sinne betrieben wird und vortreffliche Vertreter hier hat. Einzelne kleine Werke erschienen wohl hin und wieder, hatten jedoch nur eine ephemere Existenz; der Literat wird noch immer durch den Geschäftsmann verdrängt, die eiserne Nothwendigkeit weist ihn in's praktische Leben zurück."

*) San Francisco besitzt ein recht gutes deutsches Theater, in welchem die immer noch jugendliche Ottilie Genée, die jetzt die Gattin des Theater-Directors Fritsch ist, die Hauptrolle spielt.

Rumänien.

Die polyglotte Schriftstellerin Dora d'Istria.

Zeugt es schon von einem seltenen Schatze des Wissens, von einem nicht gewöhnlichen Fleiße und einer außerordentlichen Arbeitskraft, wenn ein Schriftsteller nach Abschluß seiner literarischen Wirksamkeit eine reiche Ausbeute für bibliographische Studien liefert, so ist es eine noch viel bemerkenswerthere Erscheinung, wenn, wie in der uns heute vorliegenden Bibliographie*), ein noch inmitten seiner Laufbahn stehender Autor bereits Material zu einer eigenen Bibliographie geliefert hat und gerechte Ver- und Bewunderung muß es erregen, wenn wir erfahren, daß dieser Autor eine schöne, auf den Sonnenhöhen des Lebens geborene Frau ist.

Die uns vorliegende Broschüre beschäftigt sich mit den Werken, welche die Fürstin Koltzoff-Massalsky, geb. Ghika, besser bekannt unter ihrem Schriftsteller-Namen Dora d'Istria, in einem Zeitraume von kaum fünfzehn Jahren geschrieben hat. Dieselben belaufen sich auf einige sechzig, sind in den verschiedensten Sprachen verfaßt, denn die Fürstin spricht und schreibt geläufig, als wäre jede dieser Sprachen ihre Muttersprache: Rumänisch, Italiänisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Griechisch, Lateinisch, Russisch und Albanisch, und umfassen folgende Gebiete: National-Literatur, soziale Fragen, Politik, Geschichte, Reisebeschreibungen, Romane und vermischte Schriften.

Der Autor verwahrt sich dabei gegen die Annahme, daß er sich anmaße, ein ganz vollständiges Verzeichniß der Schriften der

*) Bibliografia della Principessa Elena Ghika, Dora d'Istria, compilata da Bartolomeo Cecchetti. Venezia, 1868.

Signora Dora d'Istria geliefert zu haben, es ist ihm aber das Zeugniß zu geben, daß er sehr fleißig gesammelt und neben den größeren Arbeiten der Schriftstellerin auch die in Blättern und Zeitschriften über die ganze civilisirte und man darf auch sagen über die uncivilisirte Welt zerstreuten kleineren Aufsätze zusammengetragen hat. Denn Dora d'Istria schrieb und schreibt nicht nur für die sogenannte gebildete Welt. Sie verfolgt und erfüllt eine hohe Mission, die Mission in die unkultivirten Völkerstämme des Ostens, die Idee der Civilisation des Westens und eine aufgeklärtere Religion zu tragen. Um aber recht zu begreifen, wie Dora d'Istria dazu gekommen, diese Mission als die ihrige anzusehen, um zu verstehen, wie gerade sie vor vielen andern zu einer solchen Aufgabe geschickt ist, dürfte es nöthig sein, einen Blick auf ihren Lebensgang zu werfen. Auch dazu bietet uns die vorliegende Broschüre Gelegenheit, indem sie uns neben dem Portrait der Schriftstellerin, das uns eine wahrhaft klassische Schönheit zeigt, auch eine kurzgefaßte Biographie liefert, der wir Folgendes entnehmen:

Helene Ghika ist die Tochter des Fürsten Michael Ghika, Banus von Krajowa und mithin ein Abkömmling eines uralten rumänischen Geschlechtes, das der Moldau und Wallachei seit zweihundert Jahren die meisten Hospodaren und Minister geliefert hat. Wie die meisten alten rumänischen Familien setzten auch die Ghika's bis vor wenigen Jahrzehenden noch einen Stolz darin, nicht von abendländischer Kultur beleckt zu sein, bis sich dann endlich in der letzten Generation eine gänzlich veränderte Richtung Bahn brach. Die Eltern der Prinzessin Helene waren beide wissenschaftlich gebildete Leute. Die Mutter, Fürstin Katharina, veröffentlichte zuerst eine Arbeit — die Uebersetzung eines Werkes der Madame Campan — in rumänischer Sprache; der Vater war ein gelehrter Archäologe. Die Erziehung der Prinzessin Helene und ihrer Schwester wurde dem gelehrten Professor an der Schule der schönen Künste in Athen, Gregorio Pappadopulos, anvertraut, und trug, was die erstere anbetrifft, glänzende Früchte. Zu ihrer weiteren Ausbildung unternahm der Vater, nachdem er im Jahre 1841 seinen Ministerposten niedergelegt hatte, mit ihnen eine Reise nach Europa und verweilte auch längere Zeit an den Höfen von Wien, Dresden und Berlin. An letzterem Orte hatte Prinzessin Helene durch die Liebenswürdigkeit des greisen Alexander v. Humboldt einmal Gelegenheit, ihre Sprachkenntnisse in glänzender Weise zu zeigen, indem dieser bei einem Feste in Charlottenhof von Friedrich Wilhelm IV. aufgefordert ward, die griechische Inschrift eines kürzlich erworbenen Skulpturstückes zu übersetzen und den König an die junge Dame als eine der besten Kennerinnen des Griechischen verwies, worauf Helene die Uebersetzung schnell in fließendem Französisch gab.

Erst Ende des Jahres 1848 kehrte Fürst Michael mit seiner Familie nach der Walachei zurück und bald darauf ward Prinzessin Helene vermählt mit dem Fürsten Koltzoff-Masalky, dem Sprossen eines der ältesten Geschlechter Rußlands, der sie an den Hof des Zaren Nicolaus führte, wo sie einen der bedeutendsten Ehrenposten erhielt.

Aber Helene Ghika war keine Frau, die sich glücklich fühlen konnte in dem Bewußtsein, eine der ersten russischen Aristokratinnen geworden zu sein, an der Seite eines in den Anschauungen des Groß-Russenthums und der Bigotterie der griechischen Kirche befangenen Gatten, am Hofe eines Despoten wie Zar Nicolaus. Bei ihrem Aufenthalte im Westen hatte sie den Athem der Zeit gefühlt, hatte den Ruf der Völker nach politischer Freiheit vernommen, hatte den Völkerfrühling von 1848 mit durchlebt. Die eingesogenen Keime entfalteten sich in ihrem Geiste. Sie, die Tochter eines Landes, wo abendländische Kultur und morgenländisches Leben sich so innig berühren, wußte am Besten die Gegensätze der civilisirten Menschheit und der Barbarei des Orients zu würdigen, empfand als Frau doppelt die Schmach und Erniedrigung derselben und begriff die heilige Mission, den Geist der Freiheit, der im Westen nach Herrschaft rang, auch in der verdumpften Welt des Orients wachzurütteln. Inzwischen war auch dem Zaren die Fürstin Koltzoff-Masalky verhaßter liberaler Gesinnungen verdächtig geworden; der Aufenthalt am Hofe ward ihr immer unerträglicher und so kamen die Gatten, welche weder ein Kind noch ein geistiges Band an einander fesselte, überein, sich von einander zu trennen.

Am 26. April 1855, wenige Wochen nach Kaiser Nikolaus Tode, verließ die Fürstin Helene Rußland und begab sich zunächst nach der Schweiz, und von diesem Momente an beginnt die glänzende und fruchtbringende Thätigkeit der Schriftstellerin Dora d'Istria, unter welchem Namen sie bald bekannt und berühmt ward.

Einige Jahre Aufenthalt in der Schweiz gaben ihr Muße zu großen Studien und zur Sammlung ihrer eigenen Erfahrungen über Sitten und Einrichtungen des Orients. Eines ihrer ersten Werke war das 1856 erschienene: „Die deutsche Schweiz und die Besteigung des Mönchs"; sie hatte diesen Berg wirklich erklommen und auf dem Gipfel desselben die Fahne der Walachei aufgepflanzt. Demselben folgten bald „die italiänische Schweiz", „die Besteigung des St. Salvater" und „ein Sommer am Ufer der Donau". Weit bedeutender war jedoch ihr gediegenes, gerechtes Aufsehen erregendes Werk über das Klosterleben in der orientalischen Kirche, in welchem sie durch zahlreiche Beispiele die Nutzlosigkeit und Schädlichkeit jener durchaus veralteten Einrichtungen darthut. Noch berühmter machte aber den Namen Dora d'Istria das 1860 veröffentlichte Werk „Die Frauen im Orient". Sie beschreibt darin die Verhältnisse der Frauen bei den Griechen, Albanesen, Russen, Armeniern, Polen, Slaven, Kosaken, Samojeden, Mandschuren u. s. w. und zieht geistreiche Parallelen mit abendländischen Zuständen. Als eine Ergänzung oder auch als ein Gegenstück dazu kann man eins ihrer neueren Werke „Die Frauen der lateinischen und germanischen Race" betrachten, dessen wir bereits in diesen Blättern erwähnt und wovon wir Auszüge mitgetheilt haben. In beiden Werken vertritt sie mit begeisterten Worten die Ansicht, daß nur da, wo man die Rechte des Herzens, die Bedürfnisse des Geistes und die bürgerliche Gleichstellung von Mann und Frau heiligt, Achtung und Liebe für Letztere bestehen und sie ein menschenwürdiges Dasein führen kann.

Nach dem Erscheinen dieses Werkes machte Dora d'Istria eine Reise nach Griechenland, wo sie enthusiastisch aufgenommen und zum Mitgliede der Akademie erwählt ward. Sie dehnte ihre Studienreise sogar bis Rumelien aus, dessen Sitten und Gebräuche sie in zwei starken Bänden beschrieb, und ging dann nach Italien, wo sie ihren dauernden Aufenthalt nahm. Hier trat sie in Verbindung mit Garibaldi und wandte, von diesem dazu angespornt, ihren großen Einfluß dazu an, um ein festes Band zu knüpfen zwischen Italien und den in Europa zerstreut lebenden stammverwandten romanischen Brüdern.

Und wie sie der Befreiung Italiens vom fremden Joche mit allen Kräften ihrer großen Seele anhing, so war sie auch bemüht, den Sinn für Freiheit, Unabhängigkeit da zu beleben, wo er erstorben, in entnervender Knechtschaft untergegangen schien. Mit glühenden Farben schildert sie den Rumäniern, Griechen,

Serben, Albaniern, Jedem in seiner Sprache, die Heidenzeit ihres Volkes, läßt sie in diesem Spiegel schauen, was sie sind, was sie waren und was sie werden könnten, wenn sie sich aufraffend die Bande geistiger und staatlicher Knechtschaft von sich schüttelten.

Dora d'Istria hat in ihren Schriften dem gebildeten Europa den Orient wie nie zuvor offen gelegt und hat den lebensfähigen Orient auf die reformatorischen Ideen Europa's hingewiesen. Das ist ihr großes Verdienst, dies die hohe Mission, zu der sie sich als Tochter Rumäniens ganz besonders berufen glaubt und von nicht minder hoher Wichtigkeit, eine bedeutsame Lösung einer in der Neuzeit so vielfach discutirten Frage erscheint es uns, daß diese hohe civilisatorische Aufgabe von einer Frau übernommen und in so bewundernswerther Weise ihrer Durchführung näher gebracht wird.

Die Quelle, aus der wir schöpfen, erzählt uns ferner noch, daß die Fürstin Koltzoff-Masalsky nicht bloß mit der Feder, sondern auch mit dem Pinsel zu malen verstehe und erwähnt namentlich zweier von ihr ausgestellter Bilder, „der Fichtenbaum und die Palme", zu denen sie das bekannte Heine'sche Gedicht begeistert habe.

Einem italiänischen Blatte entnehmen wir ferner, daß ihre Bibliographie binnen Kurzem wieder um ein neues Werk: „Gregorio I. Ghika und die Republik Venedig" bereichert werden wird, und gleichzeitig erfahren wir, daß das Athenäum in Venedig sie neuerdings zu seinem Mitgliede ernannt hat; ein Gleiches geschah schon früher durch die geographische Gesellschaft in Frankreich.

Herr Bartolomeo Cecchetti, der fleißige und gewissenhafte Bibliograph der Madame Dora d'Istria, hat es nicht bei einem Verzeichniß der von ihr verfaßten Schriften bewenden lassen, sondern denselben auch eine Aufzählung aller über sie erschienenen Schriften beigefügt, und endlich eine Uebersicht der von ihr existirenden Büsten, Bilder und Photographieen gegeben. Man muß, namentlich was das Erstere betrifft, den Sammelfleiß und die Belesenheit bewundern, denn es ist kein Konversations-Lexikon, keine Modenzeitung, welche ihre Leserinnen je Dora d'Istria in „Wort und Bild" vorgeführt, übergangen und die Zahl der über sie erschienenen Schriften ist dadurch auf 56 gebracht. Da in dieser Zahl die in Rede stehende Bibliographie, wie unser Bericht über dieselbe, noch nicht mit inbegriffen sind, so hat sie sich natürlich bereits wieder um zwei vermehrt.

J. H.

Belgien.

Die Steinzeit und der vorgeschichtliche Mensch.*)

Die eingehenden, großes Aufsehen erregenden Studien, welche der belgische Akademiker E. Dupont in den Kalksteinhöhlen und Quaternärlagern der wallonischen Provinzen angestellt hat, sind für einen seiner nächsten Fachgenossen, Herrn Xaver de Reul, der Antrieb zur Veröffentlichung einer summarischen Uebersicht aller hier einschlagenden Findungen auf belgischem Boden geworden; sie ist im Januar 1868 in der Brüsseler „Revue trimestrielle" erschienen und liegt als Separatabdruck einem weiteren Leserkreise vor. Im Wesentlichen ist das Mitgetheilte gleichen Inhalts mit den während des vergangenen Winters vom Professor Karl Vogt zu Berlin gehaltenen Vorträgen und kann dem damaligen Hörer dieses Naturforschers und auch dem größeren, durch gute Zeitungsberichte eingeweihten Publikum kaum etwas Neues bieten, um so mehr, als Herr de Reul sich S. 12 ausdrücklich und an anderen Stellen stillschweigend auf die Ergebnisse Vogt's bezieht. Der belgische Gewährsmann ist aber offenherzig genug, schon in den einleitenden Worten anzuerkennen, daß im Gebiete der neuesten Ausdehnungen der Geologie die Einbildungskraft der Forscher lebhaft mitwirkt, woraus der vorsichtige Betrachter wohl schließen darf, daß sie an der Tragweite der gewonnenen Anschauungen ihren gewichtigen Antheil hat. Zumal die Paläo-Ethnographie, die Lehre von den untergegangenen Menschenraffen, den Urmenschen, den Menschen der Steinzeit, die sich noch keiner anderen als steinernen, d. h. kieselsteinernen Waffen und Geräthe bedient haben sollen, ist noch eine blutjunge Wissenschaft, deren Eroberungen auf einem noch vielfach bestrittenen Felde liegen und mit einer Menge noch schwebender Hypothesen durchflochten sind. Hierauf sollte das große Publikum genau Acht haben. Es kommt viel darauf an, in welcher Stimmung und unter welchen Voraussetzungen empirische Forschungen betrieben werden, denn nicht die nackten Thatsachen geben den entscheidenden Ausschlag, sondern ihre Verbindungen mit anderen und die Hypothesen, welche die Naturwissenschaft gleichzeitig als bloße Erklärungsweisen und als weiter führende Prinzipien anwendet. Was Vermuthungen anlangt, hat die empirische Wissenschaft stets gewaltige Perspectiven vor sich, allein, wo es sich um Gewißheit handelt, sind ihr von der Logik sehr enge Schranken gesetzt; die Wirklichkeit und Nothwendigkeit eines so oder so geschilderten Zustandes liegen noch ein gutes Stück Weges von der dem Naturforscher plausibelen Möglichkeit entfernt. Ueber die Lebensart des vorhistorischen, jetzt fossilen Menschen (wofern man eben hier mit Menschen und nicht mit Affenarten zu thun hat) ein endgiltiges Verdict zu fällen, scheint uns dermalen noch etwas gewagt, und so fleißig und anmuthig Herr Xaver de Reul sein Bild der vorhistorischen Zeitalter, der Eiszeit und der Steinzeit, skizzirt hat, können wir doch nicht einräumen, daß seine und seiner Gesinnungsgenossen Ansicht von dem Bildungsprozeß der Erde und dem Entwickelungsprozeß der Urmenschheit bereits über jeden Zweifel hinaus gediehen ist. Die Folgerungen, welche der Materialismus mit haarsträubender Consequenz aus ihren Ergebnissen zieht, sind sicherlich den ernsthaften Forschern Warnungen, nicht etwa aus Vorliebe für diesen oder jenen Erklärungsgrund an den höchsten sittlichen Gütern der Menschheit leichtfertig zu rütteln.

T. v. B.

*) L'Age de la pierre et l'homme préhistorique en Belgique, par Xavier de Reul. Bruxelles, 1868, Ferd. Claassen. 77 pag. gr. in-8.

Schweden.

Der Einfluß der klassischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr.*)

So lautet der Titel einer kleinen, aber für die Kenntniß des germanisch-skandinavischen Alterthums wichtigen Schrift eines schwedischen Gelehrten. Der Verfasser hat schon im Jahre

*) Aus dem Schwedischen von J. Mestorf. Von C. F. Wiberg. Mit einer Fundkarte. Hamburg, Otto Meißner, 1867.

1861 als Vorarbeit ein Programm: Bidrag till Kännedomen om Grekers och Romares förbindelse med Norden och om de nordiske Handelsvägarne, veröffentlicht, von dem der Professor A. v. Morlot in Lausanne einen Auszug in der Revue archéologique gegeben hat. Derselbe war es auch, von dem die erste Anregung zu einer deutschen Uebersetzung des vorliegenden Werkes ausging. Dem Verfasser kam es darauf an, theils aus den Berichten der Alten, theils aus den archäologischen Funden in den nordischen Ländern und in den zu ihnen führenden Handelsstraßen die Frage: ob die gebildeten Völker der alten Welt irgend welchen directen Einfluß auf die Ostseeländer geübt, und in wiefern der keineswegs geringe Grad von Bildung, den man frühzeitig in diesen Ländern wahrnimmt, sich wenigstens zum Theil aus einem solchen Einflusse erklären lasse, der Entscheidung näher zu bringen.

Er beginnt mit der Untersuchung, welchen Einfluß die Vorkämpfer der Civilisation, die Phönicier und die Etrusker, gehabt haben. Ein direkter Verkehr gaditanischer und carthagischer Seefahrer mit dem Norden Europa's läßt sich nicht nachweisen: die Alten haben uns hierüber keine Nachricht hinterlassen und Funde von unbestrittener phönicischer Herkunft sind bisher dort nicht gemacht worden. Hingegen führen die zahlreichen Ueberreste von Bronzesachen, die wir in Nord- und Mitteleuropa antreffen, vielmehr auf die Etrusker, deren Metall-Industrie, besonders in Bronze, von höchster Bedeutung war. Der Seehandel der Etrusker war bekanntlich sehr ausgedehnt; aber auch der Landhandel in das Innere des europäischen Festlandes nicht unbedeutend. Es lassen sich aus den Spuren aufgefundener etruskischer Kunsterzeugnisse zwei Handelswege erkennen, von denen der eine nach den östlichen Ländern längs der Donau, der andere in die Schweiz, den Rhein hinunter nach Belgien und über Hannover nach Dänemark führt. Nicht alle Ueberreste jedoch dürfen als importirte etruskische Waare betrachtet werden, sondern die zahlreichen Funde von Bronzeklumpen, Gußzapfen und Gußformen in Mitteleuropa und im Norden, besonders in Dänemark und Schweden, lassen schließen, daß Vieles theils von fremden Wanderarbeitern, theils von Einheimischen, welche die Kunst erlernt hatten, angefertigt worden ist. Die Bereitung der Bronze war nicht ausschließliches Geheimniß der Phönicier; auch die Etrusker, Griechen und Römer verstanden die Kunst und bei den keltischen und germanischen Nationen, von den Alpen bis nach Skandinavien, war sie vollständig einheimisch. Hinsichtlich der Formen herrscht zwischen den kelto-germanischen und etruskischen Bronzen eine unverkennbare Aehnlichkeit, daher den Etruskern insofern ein entschiedener Einfluß auf die Bronzekultur eingeräumt werden muß, als von ihnen die einheimischen Fabrikanten der Bronzezeit die künstlerischen Inspirationen empfangen haben.

Von der größten Bedeutung für die Civilisation des nordwestlichen Europa's war die griechische Kolonie Massilia an der Mündung der Rhone. Ein Haupthandelsartikel derselben war das Zinn. Massilische Kaufleute gingen zu Lande durch Gallien und setzten über den Kanal nach der Insel Iktis (Wight), wohin die Briten das Zinn brachten. Außer dem Zinn war der Bernstein eine gesuchte Waare, die nur der Norden lieferte. Ein direkter Verkehr zwischen Massilia und dem Norden bestand nicht. Einen solchen anzuknüpfen, war wohl der Hauptzweck der Entdeckungsreise des Massiliers Pytheas, im Jahre 325 v. Chr. Er erreichte Thule, „das nördlichste aller Länder, umgeben von einem gefrorenen Meere", und durchschiffte auf seiner Rückreise die 6000 Stadien oder 150 Meilen breite Bucht Mentonomon welche die Bernsteinküste mit den Bernsteininseln bespült und in die der große Fluß Tanais mündet. Unser Verfasser hält Thule für das nördliche Jütland, die Bucht Mentonomon für den niederländisch-deutsch-dänischen Meerbusen zwischen Nordholland und Jütland und den Fluß Tanais für die Elbe, endlich die Bernsteinküste mit den Bernsteininseln für das deutsche und dänische Uferland der Nordsee mit ihren Inseln. Denn auch die Nordsee wirft Bernstein aus und von der Ostsee brachten Schiffer den Bernstein auf der Schlei den Gutonen oder Jüten, die ihn an die südlicher wohnenden Teutonen verkauften. Von diesen ging er theils zu Lande, theils durch britische und gallische Schiffer nach Gallien und dann längs der Rhone nach Massilia.

Ein direkter Verkehr mit dem Norden entwickelte sich gleichzeitig in der milesischen Kolonie Olbia, im Nordwesten des Schwarzen Meeres, wo der Hypanis (Bug) und der Borysthenes (Dniepr) in die gemeinschaftliche Bucht (Liman) münden. Die Nachrichten der Alten und die Funde lassen deutlich den Handelsweg erkennen, der den Dniepr hinauf bis nach Kiew ging. Diese Straße schlugen auch die späteren römischen und byzantinischen Handelsleute ein, die noch weiter längs dem Pripetz nach Pruschani, dem polnischen Bug und der mittleren Weichsel über Bromberg bis an die Ostseeküste, oder von dem polnischen Bug längs der Passarge bis an das frische Haff vordrangen. Ein anderer Weg, weiter östlich, führte längs dem Dniepr, der Beresina und der Düna nach der Ostsee. Später wurde noch ein dritter Weg eröffnet, von den Quellen des Dniepr längs der Lowat, über den Ilmensee, an der Wolchow in den Ladogasee und längs der Newa in den finnischen Meerbusen. Das ist derselbe Weg, den die skandinavischen Waräger auf ihren Reisen nach Konstantinopel einschlugen. Auch längs dem Dniestr (Tyras) ging ein Handelsweg vom Schwarzen Meere durch Dacien und Pannonien zu den Quellen der Weichsel und Oder.

Weit mehr als die Griechen hatten die Römer Gelegenheit, durch Kriege und den friedlichen Verkehr, der sich in Folge der Kriege immer mehr entwickelte, das innere und nördliche Europa kennen zu lernen. Der römische Handel berührte die Gestade der Ostsee in weit größerer Ausdehnung, als es dem griechischen möglich geworden war. Außer dem Bernstein hatten die Römer Thiere für den Circus, Sklaven und Pelzwerk, wofür sie Erzeugnisse italischer Industrie, Schmucksachen und baares Geld einführten. Wurde der Handel auch meist durch zwischenwohnende Völker vermittelt, so fehlt es doch auch keineswegs an Beweisen von unmittelbarem Verkehr. Plinius erzählt, daß ein römischer Ritter zu Nero's Zeit nach der Bernsteinküste geschickt wurde, um von dieser Waare so viel er bekommen könne, aufzukaufen, weil man dem römischen Volke bei den Festen des Kaisers den Bernstein aufzeigen wollte. Der Ritter reiste über Carnuntum und brachte nach einem Jahre so viel Bernstein heim, daß das Volk staunte, als es bei einem Stiergefechte die Netze und Waffen der Fechter von dem prächtigen Bernstein glänzen sah; noch mehr aber stieg die Verwunderung, als man ein Stück vorzeigte, welches neun Pfund schwer war. Von dieser Zeit an wurde die Kunde der Römer von den Ländern des Nordens bestimmter und der Ueberlandshandel zwischen der Ostseeküste und Italien lebhafter.

Die Römer erreichten die Ostsee auf zwei Wegen. Der erste folgte der Waag von Calmantia an der Donau bis an die Karpathen und führte durch den Paß von Jablunka in das Oder- und Weichsel-Gebiet; der zweite ging weiter westlich von Vindobona und Carnuntum über die römische Gränze, das

March-Thal hinauf und weiter, theils längs der Oder, theils nach dem Elbgebiete zu. Von Niederlassungen römischer Kaufleute in Böhmen, dem Lande der Markomannen, berichtet Tacitus ausdrücklich (Annal. 2, 62), und daß diese Kaufleute auch mit dem Norden in Geschäftsverbindung gestanden haben, erhellt daraus, daß man römische Fabrikate von gleicher Art und mit demselben Fabrikstempel versehen, in Mecklenburg wie in Böhmen angetroffen hat. Daß römische Kaufleute sich auch in Schlesien und Brandenburg angesiedelt, ihre Todten nach römischer Sitte bestattet und sogar in den gemauerten Grabgewölben Columbarien aufgeführt haben, das bestätigen dort gemachte Erdfunde.*) Von Schlesien liefen die Handelswege hinunter nach Brandenburg, von wo sie theils längs den Ufern der Potsdamer Seen und der Elbe, theils längs der Oder und Havel in das mecklenburgische und pommersche Küstenland führten. Im nordwestlichen Deutschland gingen die Handels- und Militärstraßen vom Rhein längs der Lahn an die mittlere Elbe, und längs der Ems, Weser und Elbe. Als ein wichtiges Durchzugsland erscheint das heutige Holstein, wo nicht weit von der Mündung der Elbe das Marionis des Ptolemäus lag, welches wahrscheinlich dem heutigen Hamburg entspricht, gleichwie man in des Ptolemäus Marionis ultera das gegenüber am Strande der Ostsee liegende Lübeck wiederfinden will. An beiden Endpunkten, wie auf dem ganzen Transitowege sind römische Alterthümer gefunden worden.

Je weiter man nach dem Norden gelangt, desto bestimmter scheiden sich die römischen Münzfunde in zwei verschiedene Fundklassen: in eine rein römische und eine römisch-byzantinische. Erstere geht von Augustus bis Alexander Severus (31 v. Chr. bis 235 n. Chr.) und enthält meist silberne Kaisermünzen. Die Verschlechterung des römischen Geldes seit Septimus Severus, 198, wirkte hemmend auf den Verkehr, bis Konstantin der Große, 312, seinen Solidus als Münzeinheit feststellte. Als hierauf, am Ende des vierten Jahrhunderts, der Verkehr zwischen dem Süden und Norden wieder lebhafter wurde, diente die römische Goldmünze als Werthmesser, daher die zweite Fundklasse Goldmünzen von den letzten weströmischen und den ersten oströmischen Kaisern aus dem fünften und sechsten Jahrhundert umfaßt. Ganz unvertreten ist jedoch auch das dritte und vierte Jahrhundert nicht. Sämmtliche Münzfunde zeigen an, daß der Verkehr der Römer mit der Ostseeküste frühestens zur Zeit des Augustus begann und daß die Verbindung mit dem oströmischen Reiche im sechsten Jahrhundert Abbruch erlitt, worauf in den nächstfolgenden Jahrhunderten kufische Münzen an die Stelle der byzantinischen zu treten beginnen.

Der skandinavische Norden trat erst aus dem nächtlichen Dunkel, als die Römer durch die Eroberung Galliens mit der Schiffahrt auf dem Niederrhein und der Maas mehr vertraut geworden waren. Der Name Skandinavia kommt zuerst bei Pomponius Mela vor, der das Land als die größte und fruchtbarste der sechs bedeutenderen Inseln des Codanischen Meerbusens bezeichnet. Plinius nennt Skandinavia, das von einer noch unerforschten Größe sei, eine andere Welt. Den Namen der Einwohner Suiones erfahren wir zuerst von Tacitus. Ptolemäus und Marcianus von Heraklea geben genauere Beschreibungen von der Insel Skandia und ihren Bewohnern. Jornandes schildert Skandia oder Skanzia bald als Insel, bald als mit dem großen sarmatischen Festlande zusammenhängend; er unterscheidet ferner die Skritefennä (Lappen), die von dem Fleische wilder Thiere und von Vogel-Eiern leben, von den Suethanen, die durch die Handelsvermittlung anderer Völker den Römern Zobelfelle (pelles saphirinae) senden. Procopius hat schon genauere Kenntniß von den natürlichen und staatlichen Verhältnissen Skandinaviens, die er Leuten aus jenen Gegenden verdankte, woraus wir erkennen, daß eine Reise von Skandinavien nach Konstantinopel in der Mitte des sechsten Jahrhunderts nicht mehr zu den Seltenheiten gehörte.

Unter den drei nordischen Reichen ist Dänemark besonders reich an römischen Funden, weniger an Münzen, wie an Erzeugnissen römischer Kunst und Industrie, meist aus dem ersten christlichen Jahrhundert. In noch größerer Zahl treffen wir Proben einer einheimischen Industrie, welche sich nach dem Vorbilde der römischen entwickelt hatte. Dieser dano-römische Stil ist merkwürdiger Weise edler, als manche andere halbbarbarische Stilarten, von welchen man in den Museen zahlreiche Proben findet. Vom höchsten Interesse sind die vielen Moorfunde, bestehend in Waffen, Beschlägen, Sattelzeugen, Spangenbuckeln, Kleidungsstücken, auch römischen Kaisermünzen von den Jahren 60—230 n. Chr. Alle diese Funde sind in der Nähe der See gemacht worden, woraus zu schließen ist, daß die Torfmoore einstens Meerbusen gewesen seien, in welche die mit derartigen Gegenständen beladenen Fahrzeuge einliefen. Diese Annahme ist zur Gewißheit geworden, seitdem man, im Jahre 1863, im Nydamer Moor in Schleswig zwei Böte fand, in welchen noch verschiedene Waffen und andere Alterthümer lagen. Auf einigen Schwertklingen liest man die Namen Ricus und Tasvit, woraus man nicht unwahrscheinlich auf die Einwanderung eines gothischen Stammes geschlossen hat, der, durch die Ueberlegenheit seiner Waffen Sieger, die bisher im Lande herrschende Bronzekultur unterdrückt und dafür die Eisenkultur eingeführt hat. Der Verkehr mit dem byzantinischen Reiche ging über das niedere Weichselgebiet und die Insel Bornholm, wo zahlreiche Funde an byzantinischen Münzen gemacht worden sind.

In Schweden kommen Funde von Gegenständen, welche zum Hausgeräth oder zum Schmucke gehörten, seltener vor als in Dänemark, desto mehr aber römische Silbermünzen und byzantinische Goldmünzen, offenbar der Ertrag des Pelzhandels, der an der Weichselmündung über Gottland oder Oeland getrieben wurde. Die Civilisation Norwegens und des schwedischen Norrlands ist ohne irgend welchen römischen Einfluß vor sich gegangen. Münzfunde sind bisher nicht gemacht worden und die wenigen Ueberreste von Geräthschaften und Schmucksachen können für einen Handelsverkehr keinen Beweis liefern.

Im Allgemeinen erhalten wir aus den Funden einen Maßstab, welcher den Handel als sehr bedeutend zeigt und ihn künftig, je nachdem die Funde sich mehren, dem Auge des Forschers in immer größeren Dimensionen darstellen wird. Neben dem Handel schreitet die Civilisation einher. Die römische und byzantinische Einfuhr bestand, wie die Funde uns lehren, außer den gemünzten und ungemünzten Metallen, in Hausgeräth, Toilettensachen, Waffen, Werkzeugen und Geräthen. Diese zeugen offenbar von Lebensbedürfnissen, wie sie sich nur unter Völkern, die schon einen gewissen Grad der Kultur erreicht haben, finden, und wenn viele der aufgefundenen Gegenstände sich als Pro-

*) Der Verfasser erwähnt der Auffindung solcher Grabgewölbe mit Grab-Nischen im Jahre 1700 in einem Sandberge bei Necheln (Nechlau), einem Dorfe südöstlich von Groß-Glogau. Wir fügen hinzu, daß auch in diesem Jahrhundert bei Gelegenheit von Festungsbauten auf den Oderwiesen bei Glogau und der Dominsel daselbst ähnliche aus Ziegeln errichtete Grabgewölbe mit Aschenkrügen, bronzenen Geräthen und römischen Münzen, meist aus der Zeit der Antonine, ausgegraben worden sind.

dukte einheimischer Industrie nach dem Muster der fremden offenbaren, so ist dies ein Beweis nicht geringer Kunstfertigkeit. Eine der ältesten Anleihen, welche den germanischen Völkern von der klassischen Welt zu Gute kam, ist die Runenschrift. Vergleichen wir das gothische Futhork mit dem altgriechischen Alphabet, so dürften wenigstens zwölf Runen aus dieser Quelle hergeleitet werden, und da nun diese letztgenannte Runenschrift sich auf verschiedenen Gegenständen der Taschberger und Nydamer Moorfunde befindet, so läßt sich behaupten, daß mindestens schon im dritten Jahrhundert eine der altgriechischen nachgebildete Schrift im Norden Eingang fand, wiewohl diese Schrift sich in viel älterer Zeit entwickelt haben dürfte.

„Begünstigt von der Natur und der Geschichte" — so schließt unser Verfasser seine Schrift — „entwickelten die Mittelmeer-Länder sich früh zu einer schönen, blühenden Kulturwelt, wo man lange nur dunkle Sagenklänge aus der barbarischen Welt jenseits der Küsten des Oceans vernahm. Der an diesen Küsten gefundene Bernstein lockte die Griechen, als sie auf dem Gipfel ihrer Kultur standen, diese Scheidewand mit dem Zauberstabe des Handels einzureißen, doch wurde es erst in der Zeit der römischen Weltherrschaft dem Handel und dem Kriege im Verein möglich, eine unmittelbare Verbindung der so lange Zeit isolirt gewesenen Völker vorzubereiten und damit dem ewigen Siegeszuge der Civilisation einen freieren Pfad zu ebnen."

Dem Werkchen folgt ein sorgfältig ausgearbeitetes Fundverzeichniß und eine Fundkarte, worin die Handelsstraßen, die Fundörter und die Gränzen der phönicischen, etruskischen, griechischen, römischen und byzantinischen Funde genau verzeichnet sind. E. M.

Kleine literarische Revue.

— **Friedrich Meyer's Formenlehre der deutschen Dichtung.***) Seit Edler's umfassenden und schätzenswerthen Bemühungen um die Darstellung der metrischen Verhältnisse der deutschen Poetik ist auf diesem Gebiete wenig Erhebliches erschienen, das die Beachtung der Gebildeteren und insbesondere der lernbegierigen jungen Freunde der Poesie angeregt hätte. Wir haben soeben die Freude, von einem gelehrten, in St. Petersburg ansässigen Landsmanne, von dem Chefredacteur der mit großem Talente geschriebenen deutschen St. Petersburger Zeitung, Dr. Friedrich Meyer, ein neues Werk dieses Inhalts zu begrüßen, welches, bei der Unsicherheit germanischer Sylbenmessung und Verskunst, ein periculosae plenum opus aleae, in klarer, übersichtlicher und leichtfaßlicher Anordnung des weitschichtigen Formenstoffes alles bisher Geleistete leicht entbehrlich machen dürfte. Die Einleitung desselben giebt zuvörderst kurze Begriffsbestimmungen über die Kunst, das Kunstwerk, die künstlerische Begabung und Kraft, die schönen Künste, die Dichtkunst, ihr Verhältniß zur Philosophie, zur Prosa, zur Geschichtsschreibung und Beredtsamkeit, über Volkspoesie und Kunstpoesie, subjektive und objektive, klassische und romantische Dichtung, die poetische Sprache, die Poetik und die Formen der Dichtkunst. Die Lehre von den äußeren Formen ist durch die umfassendsten Beispiele aus Dichtern älterer und neuerer Zeit erläutert. Die Versreihen mit ihren verschiedenen antiken und modernen Skansionen, die Verbindungen durch Alliteration, Assonanz und Reim und der Strophenbau (ein besonders reichhaltiges Thema) werden in ebenso anziehender als belehrender Weise behandelt. Es wird dieses in Rußland geschriebene Lehrbuch der deutschen Dichtung, auf das wir, nach dem Erscheinen seiner Fortsetzung, zurückzukommen denken, gewiß auch von allen Jüngern der Poesie in Deutschland mit Dank aufgenommen werden.

*) Formenlehre der deutschen Dichtung von Dr. Friedrich Meyer, Lector der deutschen Sprache an der St. Petersburger Universität. Erste Lieferung: Einleitung und Metrik. St. Petersburg, A. Wilden, 1868.

— **Schacht gegen Trendelenburg.***) Von W. Schacht erhalten wir eine Reihe kritisch-philosophischer Aufsätze, deren zunächst erschienenes erstes Heft in einer zwischen Herbart und Trendelenburg gezogenen Parallele die Art, in welcher Trendelenburg das metaphysische System Herbart's aufgefaßt und angegriffen, und im Verlaufe der Abhandlung zugleich den wissenschaftlichen Werth des ganzen Trendelenburg'schen Systems bekämpft. Es ist dies auch bereits vielfach in einer schätzbaren philosophischen Zeitschrift Berlins geschehen, und zwar unter Zustimmung aller Unbefangenen. In einigen Fällen geht unser achtbarer Polemiker indeß doch zu weit. Auf S. 44 sagt er z. B. Folgendes: „Trendelenburg citirt den Ausspruch des Aristoteles, daß von Natur der Staat früher als die Familie und jeder Einzelne von uns sei. „„Denn das Ganze muß nothwendig früher sein als der Theil."" Diese große Unwahrheit mag man aus vielen Gründen dem alten Aristoteles zugute halten. Heutzutage, bezeichnet sie eine unheilbare, gänzlich verkehrte Anschauungsweise!" — Wenn Aristoteles das Ganze als das Frühere hinstellt, so behauptet er damit nur, daß die untergeordneten Theile desselben, wie die einzelnen Glieder eines lebendigen Organismus durch diesen, erst durch den in dem Ganzen lebenden Geist ihre Stellung und Bedeutung erhalten; dem Wesen, nicht der Zeit nach, fügt er ausdrücklich hinzu, ist das Ganze das Frühere. Was läßt sich hiergegen einwenden? Bekannt ist ja außerdem, daß er in seiner Politik den wirklichen Bestand des Staates als aus Einzelnen (Individuen, Familien, Gemeinden) zeitlich hervorgehend darstellte. A. Ruge, in seiner kurzen Darstellung des Aristotelischen Systems, theilt mit unserm Verfasser dasselbe gedankenlose Mißverständniß.

— **Vorträge über den Pentateuch, von D. Cassel.** Unter dem Titel: „Sabbat-Stunden zur Belehrung und Erbauung der israelitischen Jugend"**) hat Herr Dr. David Cassel in Berlin 54 Vorträge über die Wochenabschnitte des Pentateuchs herausgegeben, die den speziellen Zweck haben, der israelitischen Jugend, welche durch den Besuch der Schulen am Sabbat verhindert ist, dem Gottesdienst ihrer Gemeinde und der Predigt beizuwohnen, Gelegenheit zu bieten, sich selbst mit Nutzen zu belehren und zu erbauen. — Wir gestehen, daß wir außer den Zschokke'schen, von Rosenfeld auch für die Israeliten bearbeiteten „Stunden der Andacht" kaum ein Buch gefunden haben, das so sehr seinem Zwecke zu entsprechen im Stande wäre. Es sind eben nicht kunstgerechte und regelrechte Predigten, die ja auch nicht immer dem jugendlichen Alter angepaßt sind, sondern diese Vorträge, die früher auch vor der Jugend in der Gemeindeschule gehalten wurden, sind für das Alter und die Verhältnisse der erwachsenen Schuljugend in Sprache und Dar-

*) Kritisch-philosophische Aufsätze. I. Heft. Herbart und Trendelenburg. Von Wilhelm Schacht. Aarau, J. J. Christen, 1868.

**) Berlin, Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung, 1868.

stellungsweise so entsprechend, daß wir sagen können, der Verfasser verstehe, wie ein praktischer Pädagoge zu sprechen und habe ein verdienstliches Werk geschaffen, welches, in weitere Kreise verbreitet, von Einfluß und Bedeutung sein wird. Es ist, wie wir uns überzeugt haben, kein einziger Vortrag darin, aus dem nicht bloß die Schüler, sondern auch die Aeltern bei der Erziehung ihrer Kinder Nutzen und Belehrung schöpfen könnten; die Sprache ist eine einfache, dem Verständnisse der Jugend angepaßte herzliche und gemüthvolle. K.

— **Oldenburgische Sagen.***) Wir hatten vor wenigen Monaten zu unserer Freude Anlaß, die umfassende und geistvolle Darstellung altgermanischer Sitten und Lebensverhältnisse von Rochholz (Nr. 3 des „Magazin") zu besprechen. Soeben erhalten wir einen neuen Beitrag gleichen Inhalts, der, an gesammeltem Material noch reichhaltiger, nur einen bei weitem kleineren geographischen Boden zur Grundlage hat. Strackerjan hat sich bemüht, alles für die Auffassung und Beleuchtung der herrschenden Volkssitten im Herzogthum Oldenburg Wichtige, Bezeichnende und Interessante aus Gegenwart und Vergangenheit zusammenzufassen. Ueber den Inhalt seines Werkes sagt er selbst in dem Vorworte Folgendes:

„Vorliegende Sammlung ist dem Volksmunde entnommen. Wo ausnahmsweise aus gedruckten Quellen geschöpft wurde, sind diese angegeben. Es fehlt indessen viel, daß ich Alles aus mündlicher Ueberlieferung Gesammelte selbst dem Volke abgelauscht hätte. Fleißige Mitarbeiter in den verschiedensten Lebensstellungen, besonders zahlreich aber Lehrer protestantischer Volksschulen, sind mir behilflich gewesen. Auch aus mehreren Kasernen und aus dem Hebammen-Institute sind mir durch gütige Vermittelung werthvolle Beiträge geliefert. Ich muß darauf verzichten, meine Mitarbeiter namentlich aufzuführen, zumal da manche eine Nennung sich ausdrücklich verbeten haben. — Der Titel des Werkes verspricht nur Aberglauben und Sagen, das Werk enthält aber noch Volksüberlieferungen anderer Art: Märchen, Schwänke, Bräuche, Reime, Räthsel. Da sachlich diese Ausdehnung der Sammlung kein Bedenken erregen wird, hoffe ich, daß mir die Ungenauigkeit des Titels verziehen werde. Unter dem Aberglauben habe ich dem Spuk einen größern Raum bewilligt, als ihm sonst zugestanden zu werden pflegt. Mir schien dies Gebiet bisher ein wenig zu geringschätzig behandelt zu sein, wie ich glaube, weil es zu wenig gekannt, seine Bedeutung im Volksleben zu wenig gewürdigt ist. Manche Spukgeschichten habe ich, um Wiederholungen zu vermeiden, unterdrückt." —

Das Werk ist in jeder Hinsicht eben so mannigfach und reich belehrend, wie klar und übersichtlich geordnet. Wenn der Leser desselben u. A. die Vorstellungen beachtet, welche unsere niedersächsischen Brüder in Oldenburg (selbstverständlich auch in benachbarten Gegenden) über die Hexerei mit unverwüstlicher Glaubenswärme noch heutzutage festhalten, so wird sich ihm die wehmüthig-ironische Folgerung aufdrängen, daß es, wenigstens im Sinne einer gewissen, auf den sozialen Rückschritt bedachten staatlichen Partei, gar nicht so schwierig, ja sogar sehr leicht sein dürfte, ohne Widerspruch eines großen Theiles jener Bevölkerung, die mittelalterlichen Hexenprozesse, wo möglich mit ihrem ganzen Zwangs- und Strafverfahren, in aller Strenge und Frische wieder einzuführen. So wenig hat in diesen sonst gesegneten Gauen die neue Aufklärung vermocht, die alte Erbschaft des dogmatischen Paganismus zu verdrängen und unwirksam zu machen! Geistliche und Lehrer sollten es als eine heilige Verpflichtung erkennen, den eingewurzelten dämonologischen Vorstellungen mit aller Energie einer verständigen Logik unausgesetzt und eifrig entgegenzuwirken; denn so unterhaltend und ergötzlich dergleichen berechtigte Eigenthümlichkeiten in literarischer Darstellung sich ausnehmen, so verwerflich und bedauerlich sind sie in Rücksicht auf eine höhere geistige und gemüthliche Bildung an sich selbst.

*) Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Herausgegeben von L. Strackerjan. Zwei Theile. Oldenburg, G. Stalling, 1867.

— **Blätter aus dem Tagebuche der Königin Victoria.***) Wir haben vor einigen Monaten in unserem „Magazin" der von Herrn Arthur Helps in England herausgegebenen, von der Königin Victoria während ihrer Aufenthalte in Schottland geschriebenen Tagebuchblätter gedacht, die, wenn auch lange nicht so interessant, als die Early Years of the Prince Consort, doch immerhin ein anziehendes, besonders für die weibliche Lectüre geeignetes Buch sind. In dem vorliegenden Bändchen erhalten wir einen Theil dieser Tagebuchblätter in deutscher Uebersetzung, welche der Bearbeiter mit einer erklärenden Einleitung und erläuternden Bemerkungen ausgestattet hat.

— **Klassische Jugendbibliothek.****) Unter diesem Titel veröffentlicht Herr Max Moltke, Herausgeber des „Deutschen Sprachwart", eine Sammlung älterer Kinder- und Jugendschriften, die er, unter Mitwirkung der Herren Pfarrer G. Steinacker und Gymnasialdirektor Dr. Zille, mit Rücksicht auf die durch die Zeit nothwendig gewordenen sprachlichen Verbesserungen und inhaltlichen Abkürzungen durchgesehen und neu redigirt hat. Als Nr. 1 der Sammlung liegt uns Campe's „Robinson der Jüngere" vor, dessen naive, endlose Gespräche allerdings jetzt ungenießbar sein würden, wenn sie nicht abgekürzt und ihrer veralteten, unwissenschaftlichen Auffassung der Natur entkleidet wären. Es folgen demnächst: Becker's „Erzählungen aus der alten Welt", Schriften von Salzmann, Glatz, Weiße, Wilmsen u. A.

Literarischer Sprechsaal.

Die physikalisch-mathematische Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin hat in ihrer außerordentlichen Sitzung vom 25. Mai die statutenmäßig von ihrem Votum abhängige Verleihung der disponiblen Fonds der „Humboldt-Stiftung für Naturkunde und Reisen" Herrn Dr. Georg Schweinfurth aus Riga, Behufs einer von demselben zu unternehmenden neuen Reise im Gebiete des Bahr el Gasal, westlichen Hauptarmes des Weißen Nils, einstimmig zuerkannt. Dr. Schweinfurth hat bekanntlich schon 1863—66 eine größere Reise in den Nilländern, dem Rothen Meere und Abessinien ausgeführt, deren reiche botanische und geographische Ergebnisse er in mehreren Werken und Aufsätzen der Zeitschrift der geo-

*) Nach dem englischen Original bearbeitet. Parchim, J. Heuffi's Verlag, 1868.

**) Leipzig, J. M. Gebhard's Verlag.

graphischen Gesellschaft von Berlin und der Pertermannschen „Mittheilungen" veröffentlichte. Derselbe gedenkt seine Reise, welche voraussichtlich mehrere Jahre in Anspruch nehmen wird, bereits binnen wenigen Wochen anzutreten.

Die Berliner „Vossische Zeitung" vom 28. Mai d. J. enthält eine Notiz, unterzeichnet von G. F. Lenz, über das in der Nähe von Berlin und Potsdam, bei Friedrich-Wilhelmsbrück, befindliche Grabmal des Dichters Heinrich v. Kleist, das nicht allein vom deutschen Publikum ganz vergessen zu sein scheint, sondern auch auf das Unverantwortlichste vernachlässigt ist, indem in seiner Nähe höchst unästhetische Anlagen stattgefunden haben. Hoffentlich wird es nur dieser Hinweisung in dem vielgelesenen Berliner Blatte bedurft haben, um eine fernere Entweihung des Andenkens an den Dichter des „Käthchens von Heilbronn" und des „Prinzen von Homburg" von der Umgebung der Hauptstadt des Norddeutschen Bundes abzuwenden.

Eine der hauptsächlichsten Aufgaben der von Herrn Gustave Lambert in's Werk gesetzten, französischen Nordpol-Expedition besteht darin, Spuren der ältesten Pflanzen-Vegetation, des ältesten animalischen Lebens und der ältesten Menschen der Schöpfung in der Nähe des Pols aufzusuchen. Nach der Theorie der allmählichen Erkaltung der Erdrinde, ist nämlich die Ausbreitung des vegetativen und alles organischen Lebens von den beiden Polen ausgegangen und zum Aequator nach und nach vorgerückt. Hiernach verfolgt die Expedition des Herrn Lambert den, nach Ansicht vieler Unbefangenen, chimärischen Zweck, die am Nordpol deponirten Ueberreste und Spuren der Schöpfung aufzusuchen. Augenscheinlich ist der Zweck der deutschen, von August Petermann in's Werk gesetzten Nordpol-Expedition, die Aufsuchung einer nordöstlichen Durchfahrt, viel praktischer und realisirbarer. In französischen Zeitungsberichten über die verschiedenen Unternehmungen nach dem Nordpol wird diese nationale Concurrenz als die unserer Civilisation würdigste Kriegserklärung eines Volkes gegen das andere bezeichnet.

Die „Spiritisten", wie sich jetzt die Klopfgeister-Gläubigen nennen, haben soeben vor dem Pariser Seine-Tribunal einen Prozeß verloren, bei welchem es sich um ein großes Haus handelte, das sie in Anspruch nahmen, das aber dem Hospital des Faubourg St. Germain gerichtlich zuerkannt wurde. In Paris starb nämlich im J. 1867, sechsundachtzig Jahr alt, der Marquis d'Ouches, ein reicher wissenschaftlicher Sonderling, ein Freund aller sogenannten Geheimlehren, von der Kabala bis zum Spiritismus, der eine ganze Akademie von Mystikern und Thaumaturgen um sich gesammelt und ihnen einen förmlichen Tempel mit allen möglichen Wunder-Apparaten, sowie eine große Bibliothek gewidmet hatte, worin sich sämmtliche über Zauberkünste, Magie, Nekromantie, Magnetismus und Spiritismus in allen Sprachen der Welt erschienene Werke befanden. Zu diesem Zwecke hatte er ein großes Haus im Stadtviertel aux Batignolles gekauft und eingerichtet. In seinem Testamente vermachte der Marquis d'Ouches diese Bücher- und Apparaten-Sammlung dem bekannten spiritistischen Geheimlehrer und Schriftsteller, Baron von Güldenstubbe, der der vertrauteste Freund des Verstorbenen gewesen war und nächst ihm an der Spitze der Spiritisten-Akademie sich befand. Nach dem Tode des Legatars nahm nun Herr von Güldenstubbe nicht bloß das spiritistische Museum und die Bibliothek, sondern auch das Gebäude, in welchem sie bisher aufgestellt waren, in Anspruch. Das Gericht hat jedoch die Kranken des St. Germain-Hospitals, das der Marquis zu seinem Universal-Erben eingesetzt hatte, für berechtigter, als die Klopfgeister und die Spiritisten, erklärt, und so werden diese nunmehr den Ersteren das Feld räumen müssen.

Aus St. Leopoldo, Provinz Rio Grande do Sul in Brasilien, ist uns wieder eine bis zum 29. April d. J. reichende Reihe von Nummern der daselbst in deutscher Sprache erscheinenden Zeitung: „Der Bote", zugegangen. Aus amtlichen Bekanntmachungen und zahlreichen anderen Notizen dieses Blattes ist ersichtlich, daß dort die Rechte und Freiheiten der angesiedelten Deutschen vollkommen gewahrt sind. So ersehen wir aus einem Bericht über die Sitzung der „Municipalkammer" zu St. Leopoldo vom 20. März d. J., daß im Magistrat dieser Stadt neben dem Präsidenten (Santos) und zwei Räthen (Vargas und Camboin) mit portugiesischen Namen fünf Räthe mit deutschen Namen (Bräscher, Fischer, Collin, Stumpf und Schreiner) sich befinden. Der Stadtrath Schreiner ist zugleich Advokat in St. Leopoldo. Aus einer anderen, in portugiesischer und deutscher Sprache abgedruckten Bekanntmachung des Municipalrichters Dias de Castro ersehen wir, daß sich unter den für die nächste Schwurgerichts-Session der Comarca ernannten Geschworenen ebenfalls zahlreiche deutsche Namen (Krüger, Benkenstein, Mayer, Stumpf, Schiehl, Datsch, Staudt, Müller, Blauth, Jacob Weisheimer ɪc.) befinden. Der „Bote" schenkt fortdauernd den politischen Neugestaltungen in Deutschland lebhafte Aufmerksamkeit und theilt namentlich die Thronreden des Königs von Preußen im Reichstage des Norddeutschen Bundes, sowie alle Nachrichten über das deutsche Zollparlament, vollständig mit.

Herr Dr. Henry Lange, Secretair des Vereins von Freunden der Erdkunde in Leipzig, hat in den „Deutschen Blättern" (1868, Nr. 22) einen Protest gegen die von Gegnern der deutschen Auswanderung nach Brasilien systematisch verbreiteten unrichtigen Darstellungen der Verhältnisse dieses Landes und der daselbst angesiedelten Deutschen veröffentlicht und auch in zahlreichen Separatabdrücken versandt. Beigefügt ist eine von Dr. Hermann Blumenau in Hamburg unterzeichnete Publication in Bezug auf die Unterstützungen, welche die kaiserlich brasilianische Regierung im J. 1868 den europäischen Auswanderern nach Brasilien zu Theil werden läßt. Es bestehen diese Unterstützungen nicht in Gewährung freier Ueberfahrt, sondern in „Zuschüssen" zu den Reisekosten und ausnahmsweise auch in „Vorschüssen", ohne daß die Betreffenden dadurch irgend eine Verbindlichkeit der Niederlassung übernehmen; vielmehr bleibt den Auswanderern vollständig überlassen, wo und wie sie sich in Brasilien niederlassen wollen. Hoffentlich wird sich aber Niemand dadurch verleiten lassen, auf einen der berüchtigten Halbpacht-Verträge mit den großen brasilianischen Gutsbesitzern einzugehen. Nur den bereits bestehenden, freien deutschen Kolonieen ist es rathsam, sich anzuschließen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 20. Juni 1868. [№ 25.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der Autor und der Setzer.

Jeder, der einmal ein Buch verfaßt und es einem Buchhändler in Verlag gegeben, ist von dem Glauben beseelt, daß der Verleger mehr an dem Buche verdiene als er, und wenn dieser ihm klar und deutlich durch Zahlen darlegt, daß er so und so viel Schaden an dem Werke gehabt, so glaubt er ihm dennoch nicht und klagt über Verleger-Hartherzigkeit, wenn dieser ihm nicht mehr als einige Thaler statt Louisd'or für den Bogen giebt.

Bei Dichtern ist dies gewöhnlich der Fall. Sie glauben nicht, daß das Publikum wenig empfänglich für ihre Productionen ist und all' die Exemplare, die der arme Verleger „auf Lager“ oder à Condition versandt hat, wähnen sie in ihrer Phantasie als verkauft, als in Händen des Publikums. Sie haben keinen Begriff von den Kosten, die ein Buch, vom Satz der ersten Seite an bis zum Heften des letzten Bogens, verursacht; sie berechnen nicht, daß alle Versendungen auch den Sortimentern Fracht und Emballage kosten und daß in Makulatur all' die Exemplare geworfen werden können, die nach der Ostermesse als Krebse beschädigt und beschmutzt zurückkommen. Denn die Autoren dürfen nicht glauben, daß die Titelbemerkungen: „Beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen“, von den Sortimentern beachtet werden. Der Verleger muß manchmal froh sein, daß er überhaupt noch ganze Exemplare, als nicht verkauft, zurückbekommt.

Das Verlagsgeschäft ist bei den heutigen Buchhändler-Verhältnissen eines der schlechtesten Unternehmungen, und um die Schwierigkeiten zu zeigen mit denen die Verleger vielfach zu kämpfen haben, schrieb der gewandte Leipziger Buchhändler Carl B. Lorck ein Werkchen, das unter dem Titel: „Die Herstellung von Druckwerken“*), praktische Winke für Autoren und Verleger mittheilt. Der Verfasser spricht in klarem und verständlichem Sinne über die verschiedenen Wandlungen, die ein geschriebenes Manuscript zu durchlaufen hat, eh' es der Buchbinder fertig als Werk auf den Ladentisch legt. Er spricht über die Kosten und Mühe, die Schriftsteller durch schlecht und nachlässig zusammengeschriebene Manuscripte den Verlegern und Schriftsetzern verursachen; er setzt auseinander, wie manchen Thaler der Verleger dem Autor mehr für Honorar geben kann, wenn er ihm deutlichere Manuscripte liefert, denn, sagt er, einem Setzer, der nicht nach der Zeit, sondern nach der Arbeit bezahlt wird, würde es nicht einfallen, sich mit dem Setzen eines undeutlichen Manuscripts abzuärgern, wobei er nicht das Salz verdienen würde. Der Setzer will bei einem schwierig zu lesenden Manuscript nicht nach Stückarbeit, nicht nach Tausend n bezahlt sein, sondern er will die mit dem Durchlesen verbrachte Zeit mit angerechnet wissen, und welcher Prinzipal würde nicht einsehen, daß das Verlangen ein gerechtes sei? Er sieht sich genöthigt, dem Setzer die verbrachte Zeit, nicht die gelieferte Arbeit zu vergüten und hat dadurch eine Mehrausgabe — die nothwendig der Verleger, der das Buch in Satz gegeben, tragen muß.

Und dabei ist es wirklich kein Vergnügen für einen Setzer, Manuscripte sich satzgerecht zu machen, die aus Noten, angeklebten Zetteln, durch allerlei Zeichen und figürliche Bemerkungen total unverständlich gemacht worden. Wie viele Manuscripte wandern nicht unter das „Divisorium“, die der Verfasser selbst schwer entziffern kann, und der Setzer soll sie setzen, und zwar correct setzen, denn die „Leichen“ und „Hochzeiten“, die er macht, fallen seiner Schuld zur Last und er muß mit seiner Zeit und seinem Geldbeutel dafür büßen.

Wir müssen gestehen, daß es eine schlechte Liberalität von manchem liberalen Schriftsteller ist, Manuscripte in die Druckerei zu schicken, an denen der arme Setzer, der vielleicht Familienvater ist, sein Augenlicht verlieren kann. Je kleiner und undeutlicher die Schrift, je mehr ist der Setzer gezwungen, sein Auge auf das am „Tenakel“ befestigte Manuscript zu richten — er muß sich vornüber beugen mit der Brust — und dieses beständige Anlehnen an den Schriftkasten ist wahrlich kein bruststärkendes Mittel.

Ja wohl, meine Herren Schriftsteller, es giebt so viele „soziale Uebel“, die wir zu lösen haben, aber eines, das schwer auf einem uns zu allernächst stehenden Stande ruht, sollten wir uns, da es so leicht zu beseitigen ist, vor allem Andern am Herzen liegen lassen. Befleißigen wir uns eines deutlich geschriebenen Manuscripts; was wir auf einer Seite zu sagen haben, sagen wir es auf derselben sogleich und verweisen wir nicht den geplagten Setzer auf die und die Anlage Nr. so und so viel. Der Setzer verliert mit dem Aufsuchen seine Zeit, und viele Druckereien giebt es, wo er für diesen Zeitverlust nichts vergütet bekommt. Wir entziehen also dem Schriftsetzer und dessen Weib und Kindern einen Theil seines Einkommens. Der Zeit, die er mit dem verdammten Aufsuchen von hier und da einzuschaltenden Stellen verbringt, hätte er mit manchem „Winkelhaken“ voll Satz ausfüllen können. Es ist eine unverantwortliche Inhumanität von uns — und ich weiß es Herrn Lorck Dank, daß er uns darauf aufmerksam gemacht — daß wir an einen Setzer, der in den meisten Fällen unseren Ideengang nicht kennt, das Ansinnen stellen, er soll sich in unsere Handschrift so hineinarbeiten, damit er mit Leichtigkeit unsere Hieroglyphen entziffern kann; es ist eine Inhumanität, sage ich, daß wir von einem ungelehrten Setzer verlangen, er soll unsere gelehrte Schmiererei

*) Leipzig, Carl B. Lorck, 1868.

sortiren und in Satz und Ordnung bringen. Wie oft versteht er die vom Verfasser angewandte Sprache nicht, und dabei soll er das Ganze setzen!

Keine Verweise auf andere Seiten im Manuscript, keine Zusätze an den Rand desselben, und wenn es sein muß, wenigstens so, daß der Setzer nicht alle Zeilen lang das Divisorium abzunehmen braucht, um nachzusehen, denn auch dieses hält bedeutend in der Arbeit auf. Wer die Einrichtungen bei der Setzerei nicht kennt, bemühe sich in die erste beste Druckerei und lasse sich dort unterrichten, oder kaufe sich das Lorck'sche Buch.

Behalten wir treu im Gedächtniß: jede Seite, die wir uns bemühen, deutlich zu schreiben, befördert den Setzer in seinem Einkommen, und jedes Wort, das wir undeutlich schreiben, schmälert es. Es ist also ein gemeinnütziges, ein echt menschenfreundliches Beginnen, daß wir den Setzern leserliche Manuscripte liefern; wir schonen ihr Augenlicht, erhalten sie ihren Familien auf manche Jahre länger und bringen ihnen pekuniären Vortheil.

Viel Mühe machen und ersparen können wir auch dem Setzer bei der Correctur. Lorck hat sehr Recht, wenn er in seinem Buche schreibt, daß es viele Autoren gebe, denen beim Anblick ihres gedruckten Geisteskindes der Inhalt ganz anders erscheint, als er ihnen im Manuscript vorgekommen. Diese Schriftsteller, sagt er, haben, wenn sie die Correcturbogen zu Gesicht bekommen, ganze Sätze zu streichen, ebenso welche wieder hineinzuflicken. Beim Lesen der Correctur fallen ihnen noch allerhand Bemerkungen ein, die sie vom Setzer noch angebracht wissen wollen. Solche Aenderungen muß erstens der Verleger extra bezahlen, zweitens sind sie dem ordentlichen Setzer ein Greuel, denn er muß in gebückter Stellung mit zusammengekrümmter Brust die Einschaltungen auf dem Corrigirstuhle vollbringen — leicht kommt es vor, daß er beim Umstellen der Zeilen eine „Columne" zu „Zwiebelfischen" macht, und der Tagelohn ist mit solcher Pfuscharbeit dahin. Ein fleißiger Setzer wird die Nachflickerei im Satze stets verdammen, und den Autor, der sie verursacht, dazu.

Die Abhilfe all' solcher Uebelstände ist für einen Schriftsteller, der nur einigermaßen an Ordnung gewöhnt, so leicht, und der Vortheil, den sie dem Verleger und Buchdrucker bringen, ein bedeutender. Lorck sagt, ein Setzer, der ein gut lesbares Manuscript vor sich hat und von vornherein weiß, daß in der Correctur am Satze nichts geändert wird, arbeitet mit weit größerer Lust und Liebe an dem Werke; im entgegengesetzten Falle denkt er aber, alle Sorgfalt, die hier aufzuwenden wäre, nützt nichts, denn wenn ich den Satz noch so gut mache, dann kommt der Herr Autor, flickt hier hinein, dort hinein — ich bin gezwungen, ganze Zeilen und Seiten zu „umbrechen", ja, und wenn der Autor typographisches Schönheitsgefühl besäße, würde er bei solchen nachträglichen Aenderungen gewahren, wie nachtheilig dieselben auf das Aussehen des Satzes selbst wirken. Bald müssen, um ein hinzugesetztes Wort anzubringen, die Räume zwischen den Worten übermäßig eng, bald müssen sie übermäßig weit gemacht werden. Ist eine Hinzusetzung nothwendig, so sollte der Schriftsteller darauf bedacht sein, in derselben Zeile oder in der nächstfolgenden genau so viele Buchstaben zu streichen, als wie das Hinzugesetzte lang ist, um auf diese Weise das gleiche Maß herauszubekommen. Besser aber, er feilt vor dem Druck sein Werk derart, daß Zusätze nicht mehr nöthig sind.

Beim Corrigiren kommt es vielfach vor, daß die Schriftsteller die Correcturzeichen nicht kennen und statt die Fehler auf den breiten äußeren Rand zu schreiben, und zwar in gerader Linie mit jeder Zeile, die einen Fehler enthält, schreiben die Herren Verfasser mitten in den Satz hinein oder in die Zwischenräume, wo der Buchbinder seinen Heftfaden anbringt. Der Setzer wird durch dieses verschiedenartige Hinschreiben irre geführt, und sollte sich ein Autor, der die bestimmten Zeichen nicht kennt, mit dem Correcturlesen gar nicht befassen, sondern es dem Factor der Druckerei überlassen. Die Erlernung der Zeichen ist sehr leicht, ihre Anwendung sehr praktisch und für den Setzer sehr vortheilhaft. Der Schriftsteller müßte sich von vornherein mit den Correcturregeln bekannt machen. Sie sind überall dieselben; er wird also bei richtigem Gebrauche niemals zu klagen haben, daß seinen Corrigiruugen nicht gefolgt — natürlich beim Hinmalen von allerhand Figuren ist es kein Wunder, wenn der Setzer aus diesen selbstgeschaffenen Correcturzeichen nicht klug wird.

Wie gesagt, es giebt manche kleine Uebelstände, die der Schriftsteller in seiner eigenen Sphäre zu beseitigen hat, und gerade diese Uebelstände sind es, die ihm den Setzer zu seinem natürlichen Feinde machen. Der Jünger Guttenbergs sieht sich von den „Trägern der Bildung" durch die erschwerenden Arbeiten, die ihm dessen schlechte Manuscripte verursachen, tyrannisirt, gedrückt — rächen kann er sich nicht, denn wollte er sich an dem Satze rächen, würde er, eh' er dem Autor Schaden verursachte, seinem Arbeitgeber und dem Verleger solchen bereiten und — um seine Existenz wäre es geschehen. Finden wir es also ganz erklärlich, wenn sich die Setzer, wie es in neuerer Zeit geschehen, associiren und auf Buchdruckertagen Meinungen laut werden lassen, die gerade nicht schmeichelhaft für den Schriftsteller klingen. Gehen wir den Leuten, die ohnedies ein durch den Bleigiftstaub, der aus den Schriftkästen fliegt, und sich auf ihre Lungen legt, nicht gerade gesundes Gewerbe haben, reformirend entgegen und verschaffen wir ihnen alle die Erleichterungen, die ein Autor ihnen nur irgend bereiten kann. Wir werden die Erfahrung machen, daß unsere Werke mit weit mehr Sorgfalt hergestellt werden — der Gewinn ist für beide Parteien ein lohnender, und ebenso für den Verleger.

Wir empfehlen Allen, die mit Buchdrucker- und Verleger-Verhältnissen nicht vertraut sind, das Lorck'sche Buch. Wir haben selten ein Fachwerk mit solchem Interesse gelesen, wie dieses. Es ist dem weltbekannten Buchhändler Johann Jakob Weber in Leipzig, dem „Illustrirten Weber", seinem ehemaligen Prinzipal, gewidmet, und zwar in einer wahrhaft liebenswürdig-schalkhaften Weise. Lorck spricht in seiner Widmung zu Weber: „Sollten sich nützliche Anregungen in dem Büchlein finden, so können Sie getrost Ihren Antheil davon beanspruchen; ist es aber nicht der Fall, dann bleibt auch Etwas an Ihnen hängen, — warum haben Sie mich nicht besser gezogen?"

Otto Spielberg.

Geographie und Orthodoxie.

Neben dem umfassenden und gründlichen „Handbuch der Erdkunde" von Prof. C. A. von Klöden, dessen zweite verbesserte Auflage in der Vollendung begriffen ist*), nimmt das vorliegende Lehrbuch der Geographie, von Dr. H. Guthe**),

*) Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1868.

**) Lehrbuch der Geographie für die mittleren und oberen Klassen höherer Bildungsanstalten, sowie zum Selbstunterricht, von H. Guthe, Dr. phil., Lehrer der Mathematik und Mineralogie am Polytechnikum zu Hannover. Hannover, Hahn, 1868.

zwar einen weniger wissenschaftlichen, doch immerhin auch noch respektabeln Rang ein. Ob jedoch dieses Werk für den auf dem Titel bezeichneten pädagogischen Zweck nicht einerseits zu viel, also ein schwerlich zu bewältigendes Material, und andererseits Dinge enthalte, die in ein auf der wissenschaftlichen Höhe unserer Zeit stehendes Lehrbuch nicht gehören, darüber dürften gerechte Bedenken zu erheben sein.

Mit anzuerkennender Gründlichkeit sind zuvörderst nach allen irgendwie in Betracht kommenden Seiten die mathematischen und physikalischen Verhältnisse unserer Erdkugel zu bequemer und anschaulicher Darstellung gebracht — ein Stoff, der, mit Ausnahme des oben genannten Klöden'schen, in den meisten Lehrbüchern theils mit nachlässiger Kürze, theils mit unklarer Oberflächlichkeit behandelt zu werden pflegt. In dieser Entwickelung liegt, wie uns scheint, der eigentliche und schätzbare Werth der Leistung.

Bei weitem weniger glücklich zeigt sich unser Verfasser in der Erkenntniß und Darstellung der ethnographischen Verhältnisse. So begeht er, um aus Vielem nur Einiges anzuführen, in dem VI. Kapitel, „Die Menschenwelt", den Fehler, den an sich unbestrittenen Begriff der Einheit des Menschengeschlechts theils in unklaren und schwankenden Umrissen, theils in einer Weise darzustellen, welche mit der alle gegebenen Naturverhältnisse gänzlich ignorirenden Beschränktheit der Orthodoxie vollständig congruirt, mithin für ihre Ueberlieferung (wie nebenbei manche unverarbeitete mystische Reminiscenzen zeigen) sich gewissermaßen zum dogmatisch-geographischen Kommentar herabsetzt — ganz entgegen der heilsamen Vorschrift Kant's, daß die Wissenschaft als gehorsame Dienerin der vornehmen Dame Theologie dieser nicht etwa die Schleppe nachzutragen, sondern mit der Fackel voranzuleuchten habe.

Im Verlaufe dieser Betrachtung sagt der Verfasser: „Stimmt so das Menschengeschlecht in den Grundzügen seiner geistigen Begabung überein, so lehren ferner gewissenhafte Beobachtungen, daß alle Menschenstämme gleicher geistiger Entwickelung fähig sind, und es ist Unverstand mancher durch die vorherrschende Betrachtung körperlicher Verhältnisse in ihrem Urtheile bestochener Naturforscher, oder ein durch Habsucht oder Rassenhaß hervorgerufener Irrthum, wenn man z. B. behauptet, daß die geistigen Fähigkeiten der Neger, sowohl des Einzelnen als des Stammes, stationär bleiben und eine Entwickelung über eine gewisse Gränze hinaus nicht gestatten." — Wenn der tiefere Standpunkt der geistigen Anlagen in gewissen Volksstämmen, auf Grund mancher neueren Erfahrungen, auch nicht als völlig stationär zu bezeichnen ist, so ist doch daraus noch mit keiner Logik zu folgern, daß diese Anlagen, ohne den äußern Anstoß einer physischen Kreuzung, an sich der höchsten und feinsten Entwickelung fähig und innerhalb derselben produktiv seien, daß mithin eine ursprüngliche, nur durch äußere Bedingungen vorübergehend gehemmte Gleichheit der geistigen Begabung in allen Rassen liege. Für eine strenggeschiedene Ungleichheit derselben spricht eben vernehmlich und unwiderstehlich genug vor Allem die große Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit ihrer geschichtlich-nationalen Entwickelung in Religion, Wissenschaft, Kunst, Gewerbthätigkeit, in allen staatlichen und geselligen Lebensformen. Die Einheit des Menschengeschlechts, so überall durchbrochen und modificirt, kann man verständiger Weise keine absolute, nur eine relative nennen, worüber der Verfasser natürlich die Ergebnisse der geographischen Anthropologie, seit Blumenbach bis jetzt, im Interesse der autoritätslosen Wahrheit zu befragen hatte.

Weiterhin, wo er, auf die Menschenrassen näher eingehend, die vier bekannten Temperamente an sie vertheilt, macht er, sehr überraschend, die Malaien und Kaukasier zugleich zu den Trägern des sogenannten cholerischen Temperaments. Nun, worin haben denn beide, von einander weit abweichende Stämme ihren unläugbaren Unterschied? Kommt dem Malaien jenes Temperament (eigentlich das einer düsteren sinnlichen Erregbarkeit) vorzugsweise zu, so müssen wir der ungleich entwickelungsfähigeren kaukasischen Rasse schlechterdings dasjenige zusprechen, welches die Einseitigkeiten der einzelnen harmonisch in sich ausgleicht und welches manche deutsche Denker, sinngemäßer wenigstens als unser Verfasser, das universale oder phlegmatische nennen.

In dem ausgefahrenen Geleise der regulärsten Orthodoxie gehalten, ja mitunter bis zur vollsten Gedankenlosigkeit schwach und dürftig, ist der allgemeine Theil der politischen Geographie. Kennt unser gelehrter Verfasser denn Nichts von den tiefen, hier einschlagenden Ausführungen und Charakteristiken eines Herder, Fichte, Hegel, Keiper, Klütz, F. Müller, Ruge, Kapp, Thaulow und Anderer? Mit so unentwickelten, auf die hannoversche Katechismus-Weisheit begründeten Theoremen, wie sie hier behaglich ausgekramt werden und vor dreißig Jahren wohl einem Berghaus oder anderen geographischen Vielschreibern noch einigermaßen anstehen mochten, hätte der Verfasser die für dergleichen Weisheit nicht mehr recht empfängliche Welt billigerweise verschonen sollen. Möglich indeß, daß diese schwachen und bedauerlichen Seiten in leitenden Kreisen (welche die Wissenschaft selbst bekanntlich weniger vertreten als ihr Gegentheil) gerade zur offiziellen Empfehlung des sonst fleißig gearbeiteten Werkes beitragen!

Belgien.

Der Pangermanismus vor dem Forum der belgischen Akademie.

Ein Belgier, dessen Name halb französisch und halb vlamisch klingt, Herr Nolet de Brauwere, ein Dichter gut holländischer und rein vlamischer Poesieen, ein Mitglied der königlichen Akademie von Brüssel, in welcher nur Reden in französischer Sprache gehalten werden, hat kürzlich in dieser Akademie den sogenannten Pangermanismus zum Gegenstand eines Vortrags oder vielmehr einer öffentlichen Anklage gemacht. Die Einflüsse des deutschen Geistes auf die vlamische Literatur sind es, die der französisch gesinnte Redner beklagt und die er dadurch zu paralysiren meint, daß er diesen Geist in der belgischen Akademie herabsetzt und als unfähig darstellt, der vlamischen Literatur Muster zu liefern. Die Rede des Herrn Dr. Nolet ist jetzt im Druck erschienen*) und hat mit Recht bei allen Freunden der vlamischen Volkssprache in Belgien Widerspruch, ja, den lebhaftesten Widerwillen hervorgerufen.

Herr Nolet de Brauwere war in früherer Zeit nicht bloß als niederländischer Dichter, sondern auch als begeisterter För-

*) Du pan-germanisme et de ses influences sur la littérature flamande. Par M. J. Nolet de Brauwere van Steeland, associé de l'académie royale de Belgique. (Extrait des Bulletins de l'académie royale de Belgique, t. 25, No. 3.) Bruxelles, M. Hayez, imprimeur de l'académie, 1868.

derer der jungen vlamischen Poesie und Literatur bekannt. In einem seiner in Amsterdam, 1859, gedruckten „Gedichten“ bringt er dem „Dietsch“, welches die gemeinsame vlamische Bezeichnung für die germanischen Sprachen ist, folgende Huldigung dar:

Wat ook verschil*) des spraakgeluids**)
Verschil van oorsprong aan wil wrijven,***)
Hoogduitsch, Platduitsch of Nederduitsch,
Dietsch klingt die spraak, dietsch zal ze blijven!
. . . .
Wijk laffer taal, verwijfd, ontmand,†)
Uit 't groote dietsche vaderland!

Wie mag es nun kommen, daß aus dem begeisterten Dietsch-Verehrer seit dem J. 1859 ein so furchtbarer Deutschen-Fresser geworden ist? Zur Aufklärung dieses Phänomens wird Folgendes erzählt: Der König Wilhelm von Preußen befand sich vor einigen Jahren im Seebade von Ostende, wo ihm Dr. Nolet seine „Gedichten“ in zwei Prachtbänden überreichte. Der Dichter hegte die Erwartung, daß die in seinen Versen ausgesprochene Begeisterung für das „dietsche vaderland“ die höchste Anerkennung finden werde. Es scheint jedoch, daß Se. Majestät nicht für angemessen erachtete, dergleichen poetische Empfindungen im Auslande, das ohnehin so mißtrauisch gegen die deutsche Politik Preußens ist, zu begünstigen. Es erfolgte das nicht, was der Sänger des „dietschen“ Vaterlands gehofft hatte. Kann man es dem Dichter wohl verdenken, daß er seitdem von dem unempfindlichen Deutschland sich abwendet und sein Glück jetzt bei dem in der Regel alle poetischen Verdienste bereitwillig anerkennenden Kaiser der Franzosen versucht?

Im Jahre 1866 ließ Dr. Nolet in vlamische Journale ein Gedicht einrücken, das voll Schmähungen auf die damaligen Zustände Preußens und insbesondere gegen die Vergewaltigungs-Lust seiner Regierung gerichtet war. Dies blieb damals in Deutschland, wo man sich eben der glücklichen Wendung der preußischen Politik freute, völlig unbeachtet. Das Schmähgedicht sollte inzwischen nur ein Vorspiel zu dem großen Bombardement sein, das jetzt Herr Nolet de Brauwere gegen den Pangermanismus eröffnet, dessen Entdeckung oder Erfindung allerdings sein ausschließliches Verdienst ist.

Die vorliegende akademische Rede giebt ihrem Verfasser das Zeugniß, daß er besserer Franzose als Niederländer sei, denn während er für die Gefahren, welche der politischen Selbständigkeit seines belgischen Heimatlandes von Frankreich her drohen, völlig blind ist, sieht er in seinen pangermanistischen Hallucinationen deutsche Gespenster, die die Vlamingen verlocken wollen, und sie bereits beim Schopf gefaßt haben, so daß für Flandern die größte Gefahr vorhanden ist, in den „nebelhaften Regionen der deutschen Träumerei“ unterzugehen.

Die Rede über den Pangermanismus wimmelt von inneren Widersprüchen; auf jeder Seite derselben finden sich Beweise, daß der Verfasser die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, sowie die organischen Beziehungen des niederländischen Idioms zu den germanischen Schwestersprachen gar nicht kennt. Ungemein komisch und die von ihm beabsichtigte Wirkung am Meisten durchkreuzend und störend erscheint dabei des Redners unbedingte Identifizirung des Oberdeutschen („Suevischen“, Süddeutschen) mit dem Hochdeutschen („Sächsischen“ Norddeutschen), was an mehreren Stellen die seltsamsten Quiproquos veranlaßt. Die mangelhafte französische Sprache hat für die beiden himmelweit von einander verschiedenen Begriffe Oberdeutsch und Hochdeutsch allerdings nur das Eine Wort „haut-allemand“, aber der Redner deutet nirgends auch nur im Entferntesten an, daß er die Verschiedenheit dieser beiden Begriffe kenne, und ohne Kritik wendet er z. B. die von niederländischen Sprachforschern aufgestellte Behauptung, das das Oberdeutsche weniger Aehnlichkeit mit dem Niederdeutschen habe, als das Skandinavische, auf das in Norddeutschland gesprochene Hochdeutsch an.

Der in Nordniederland geborene Redner weiß nicht einmal, daß die Volkssprache seines Vaterlandes, das Niederdeutsche, seinen durch den sprachlichen Ausdruck bezeichneten Gegensatz im Oberdeutschen zu suchen hat, nicht aber im Hochdeutschen, welches dem Holländischen und Vlamischen so nahe steht, daß jeder gebildete Niederländer es sehr leicht erlernt. Das Hochdeutsche ist vielmehr — was in Deutschland jeder Gymnasiast weiß, in Belgien jedoch nicht jeder Akademiker zu wissen scheint — die von allen deutschen Sprachstämmen, mit Ausnahme der Niederländer, angenommene gemeinsame Schrift- und Literatursprache. Als geographischer und sprachlicher Gegensatz in dem Sinne, wie dem Oberdeutschen das Niederdeutsche, ist dem Hochdeutschen gegenüber das Plattdeutsche aufzufassen, das jedoch ebenso wie das Oberdeutsche die literarische Souverainetät des Hochdeutschen anerkannt hat. Das suevische Oberdeutsch hatte allerdings auf die poetische und literarische Bildung des Mittelhochdeutschen einen überwiegenden, auch das niederdeutsche Sprachgebiet beherrschenden Einfluß, aber das Neuhochdeutsche — dasjenige, was Herr Dr. Nolet eigentlich meint und angreift — ist nicht, wie er mißverständlich annimmt, von Schwaben und Oberdeutschen, sondern von Sachsen und Niederdeutschen: von Luther und seinen die hochdeutsche Bibel durch die Presse verbreitenden Zeitgenossen, zu dem gemacht worden, was es ist.

An seine demnach leicht zu widerlegende Thesis von dem unversöhnlichen Gegensatz zwischen dem Hochdeutschen und dem Niederdeutschen knüpft Herr Nolet de Brauwere die ganz ebenso aus der Luft gegriffene Behauptung, daß das Hochdeutsche eine Bevormundung aller anderen deutschen Sprachzweige ausübe, daß Preußen (was er allerdings nur andeutet, da der Redner, wie er sagt, nicht sowohl die politische, als die literarisch-nationale Seite der Frage behandeln will), als Hegemon aller germanischen Stämme sich betrachtend, seit den glücklichen Ereignissen von 1866 Eroberungsgelüste in Bezug auf die noch nicht zum Norddeutschen Bunde gehörenden Stammverwandten, mit Einschluß der Vlamingen, hege, in welcher Beziehung er den angeblich von Preußen ausgehenden „Pangermanismus“ neben den von Rußland proklamirten „Panslavismus“ stellt, während der „Panromanismus“ für ihn noch gar nicht, oder doch nur in latentem Zustande existirt.

Als Zeugniß für das Bestehen der pangermanistischen Idee führt der Redner erstlich das Arndt'sche Volkslied, „Was ist des Deutschen Vaterland“ und den Refrain an:

„So weit die deutsche Zunge klingt, ...
Das, wackrer Deutsche, nenne Dein,“

und zweitens eine Aeußerung des „Magazin für die Literatur des Auslandes“, wo (1868, Nr. 3) in einem Bericht über die vlamische Bewegung gesagt ist: „Die ganze Angelegenheit ist bisher in Deutschland in ihrer hohen Bedeutung für den germanischen Stamm nicht genug gewürdigt; deswegen sollte die deutsche Presse von Zeit zu Zeit darauf hinweisen“. Und wei-

*) Verschiedenheit. **) Sprachlautes. ***) andeuten mag.
†) Fort, du fade, weibische, entmannte (französische) Sprache.

terhin: „Könnten wir in Deutschland irgend welchen Einfluß darauf üben, so sollten wir Alles aufbieten, um die vlamische Sache in Belgien zu unterstützen."

Mit Bezug auf diese von uns im Interesse der vlamischen Volkssprache und der belgischen Selbständigkeit niedergeschriebenen Worte fragt Herr Nolet de Brauwere: „Auf welchen Grund hin maaßt sich Norddeutschland das Recht an, die vlamische Sache zu unterstützen?" Herr Frans de Cort, der verdienstvolle Herausgeber der pädagogischen Zeitschrift „de Toekomst", hat diese Frage bereits statt unserer beantwortet, indem er darauf entgegnet: „Es ist vom höchsten Interesse, daß hierzulande das Niederländische nicht vom Französischen verdrängt werde, daß wir ein von Frankreich unabhängiges Volk bleiben. Das ist es, was Herr Joseph Lehmann gesagt, und wenn er die deutsche Presse auffordert, sich unserer Sache anzunehmen, so hat er dazu nicht einmal nöthig, sich zu erinnern, daß wir ein germanisches Volk sind, sondern nur des Ausspruches eingedenk zu sein: „Homo sum, ich bin ein Mensch und Nichts, was menschlich, ist mir fremd." Wir vertheidigen eine gerechte, achtungswürdige Sache, und wer sich ihrer annimmt, der erfüllt bloß eine Menschenpflicht. Den Herausgeber des „Magazin für die Literatur des Auslandes" fragen, was ihm das Recht giebt, sich mit der vlamischen Bewegung zu beschäftigen, ist demnach das Lächerlichste, was man sich denken kann."

Wir fügen noch hinzu, daß konsequenterweise Herr Nolet de Brauwere auch annehmen muß, Deutschland wolle sich die Schweiz annektiren, da wir für das deutsche Element in dieser Republik, sofern es mit dem national-französischen in Konflikt kömmt, ebenso Partei nehmen, wie für das germanische in Belgien. Ja, ganz Deutschland, mag es haut-allemand oder bas-allemand sprechen, wünscht der freien Schweiz und den Niederlanden von ganzem Herzen, daß sie ihr eigenes, von einer ehrenreichen Geschichte getragenes Volksthum, unverkümmert durch Fransquillons, sei es in Genf oder in Gent, befestigen und für alle Zukunft sicherstellen mögen!

Mit der Behauptung aber, daß Deutschland ein lüsternes Auge auf die Niederlande werfe, kömmt Herr Nolet de Brauwere vollends in Widerspruch, wenn er in seiner Rede daran erinnert, daß auf den bisherigen neun literarischen Kongressen der Niederlande, auf welchen Holland sowohl als Belgien durch königliche Regierungs-Commissarien vertreten gewesen, wohin der König von Hannover, „ein niederdeutscher Souverain", einen gelehrten Professor von Göttingen gesandt, und an welchen auch „unsere gallischen Brüder" durch Abordnung einiger ausgezeichneter Linguisten aus Französisch-Flandern Theil nahmen, niemals ein Hochdeutscher (was also der Göttinger Professor nicht war) erschienen sei, und daß der König von Preußen die Einladung, zu diesen Kongressen Abgeordnete zu senden, stets unbeachtet gelassen habe. Würde nicht, wenn man hierzulande nur im Mindesten daran dächte, politische Propaganda in den Niederlanden zu machen, gerade diese Gelegenheit benutzt worden sein, wissenschaftliche Freunde zu gewinnen? Nicht minder hätte sich dann auch die Stadt Köln bei der Enthüllung des Vondel-Denkmals in Amsterdam vertreten lassen. Der altniederländische Dichter Joost van den Vondel war in Köln von niederländischen Eltern geboren. Zu seinem Denkmale (heißt es in der Rede des Herrn Nolet) hatten die Könige der Niederlande und von Belgien beigesteuert und auch der Kaiser der Franzosen, „der über zweimalhunderttausend Vlamingen herrscht", hatte eine ansehnliche Summe subscribirt. Nur des Dichters Vaterstadt Köln und Preußen überhaupt hatten nichts geschickt, weil sie, wie es in der akademischen Rede wörtlich heißt, sich erinnerten: „sans doute à juste titre, que les Suèves (les hauts-allemands) n'ont point à se mêler aux manifestations des bas-allemands, des **seuls**, des **vrais Germains**, comme les apelle le général Renard."

Dieses kostbare Stück gallisch-niederländischer Gelehrsamkeit verdient wirklich conservirt zu werden für alle Zukunft!

Joseph Lehmann.

Frankreich.

Unterrichtsfreiheit und Jesuitenthum in Frankreich.

Die Verhandlungen im französischen Senat über die Petitionen für die Freiheit des höheren Unterrichts haben einen Blick thun lassen in die Taktik des römischen Jesuitenthums. Die Encyklika und der Syllabus waren die Kriegserklärung gegen die moderne Bildung und Wissenschaft; der Feldzug begann mit der Opposition gegen die Errichtung höherer Bildungsanstalten für die weibliche Jugend und die Hauptschlacht ward auf Anordnung des obersten Kriegsherrn in Rom bei Gelegenheit der Petitionen im französischen Senat geliefert. Die Tagesordnung, womit der Angriff nicht sowohl niedergeschlagen als nur vorläufig beseitigt wurde, war das schwächliche Auskunftsmittel der Regierung, das ihre Verlegenheit in das hellste Licht setzt und die Gegner bald zu neuen Angriffen ermuthigen würde, wenn nicht durch ein günstiges Geschick zu gleicher Zeit ein entscheidender Sieg über das römische Pfaffenthum auf einem anderen Schlachtfelde errungen worden wäre, dessen Rückwirkung auch für Frankreich nicht ausbleiben wird. Während man in Paris, der Metropole der Civilisation, über die Frage, ob Geistesfreiheit oder Geisteskuechtschaft herrschen soll, einfach zur Tagesordnung überging, hat in Wien durch die Sanction der confessionellen Gesetze die Geistesfreiheit einen Erfolg errungen, der gegen den Triumph der französischen Chassepots bei Mentana wie ein Sieg des Ormuz über Ahriman erscheint. Deutsche haben die Macht des alten kaiserlichen Roms und des mittelalterlichen päpstlichen Roms gebrochen und Deutschen ist es vorbehalten, auch das moderne jesuitische Rom niederzukämpfen. Das fühlen die Ultramontanen in Frankreich ganz gut, und daher ist ihnen Deutschland das Reich des Antichrists, das man nicht schnell genug unter das weltliche kaiserliche und das geistliche römische Joch bringen kann.

Wie bei uns früher Voltaire und die Encyklopädisten der Popanz waren, mit dem die Dunkelmänner das Volk schreckten, so sind es heute in Frankreich die Deutschen, d. h. — die Protestanten und die Juden. In der Sitzung vom 19. Mai klagt der Senator Baron Charles Dupin: „Von Deutschland aus haben sich die vielen beklagenswerthen Lehren über Frankreich verbreitet. Sie haben nicht bloß innerhalb der Schulen Platz gegriffen, sondern man hat sie auch in die Köpfe der Arbeiter zu verpflanzen gesucht, und in geheimen Verbindungen wirken sie zum Umsturz der Gesellschaft in Frankreich, wie in Deutschland. — Vor einigen Jahren haben sich im südlichen Deutschland Kapitalisten und Fabrikherren ganz dem Materialismus und Atheismus hingegeben und ihre verabscheuungswürdigen Grundsätze auch unter die unteren Klassen verbreitet. Dann kam aus Berlin ein Jude — immer findet man an der-

gleichen Dingen Juden betheiligt; war doch auch Spinoza ein Jude — der sich nicht an die Reichen hielt, sondern im Gegentheil zu ihnen im Namen der Arbeiter sprach: „Ihr habt uns den Himmel geraubt, gebt uns dafür die Erde!" Darunter verstand Herr Lassalle die Theilung der Güter. Vor Kurzem hielten die Arbeiter in Wien einen Congreß, worin die Lehren Ferdinand Lassalle's laut verkündet wurden. Auch über die Mittelklasse in Oesterreich ließe sich Manches sagen; wir führen nur an, daß, als die Preußen im letzten Kriege auf dem Punkte waren, in die Donau-Ebene einzurücken, die Bürger Wiens sich in einer Adresse an den Kaiser wandten mit der Bitte, die Hauptstadt ohne Vertheidigung dem Feinde zu überlassen. So etwas kann unmöglich in Frankreich vorkommen! (Der Redner vergißt die zweimalige Capitulation von Paris in den Jahren 1814 und 1815.)

„Lassalle sagt, indem er von der französischen Revolution spricht: „Im Jahre 1789 gab es in Frankreich drei Stände; zwei hat die Revolution niedergeworfen, einer blieb, der dritte Stand. Jetzt zählt man in den modernen Staaten vier Stände: Adel, Geistlichkeit, Kapitalisten und Fabrikanten und zuletzt die Proletarier. Es bedarf einer neuen Revolution, damit die drei ersten Stände verschwinden und der vierte bleibe." Fragen dieser Art würden in Frankreich gewiß keine solche Zustimmung finden, wie sie ihnen in Deutschland geworden ist (die Februar-Revolution von 1848!). Indeß darf man nicht übersehen, daß es in Paris eine große Zahl von Arbeitern giebt, die von beiden Ufern des Rheins und aus der Schweiz gekommen sind und deutsch sprechen. Wenn man zu ihnen noch die elsassischen und lothringischen Arbeiter rechnet, die auch deutsch sprechen, so steigt ihre Zahl wohl auf 200,000. Ich bemerke dieses nur, um die Regierung aufmerksam zu machen; denn hier liegt für uns eine große Gefahr. Ich will ein Beispiel geben: In einem Prozesse, der vor Kurzem vor dem Seine-Tribunal geführt wurde, sind von dem kaiserlichen Procurator folgende, fast unglaubliche Worte als eine Bekenntnißformel der internationalen Union zwischen den französischen Arbeitern und dem Congreß zu Genf ermittelt worden: „Die Religion ist der Freiheit und der Würde des Menschen entgegen!" Ein anderes Beispiel: Bei der Emeute, die im vorigen Winter auf dem Platz Chateau d'Eau stattfand, wurden mehrere Aufrührer verhaftet. Der Gerichts-Präsident fragte Einen, wer er wäre, und dieser antwortete: „Ich habe die Ehre, ein Revolutionär und ein Materialist zu sein." — Die Regierung hat, wie sie selber bemerkt, Jemanden nach Deutschland geschickt, der ihr berichten soll, was jenseits des Rheins vorgeht. Sehr gut! Aber das genügt nicht, uns zu beruhigen, wenn wir uns erinnern, daß es seit vierzig Jahren keine sociale Ungeheuerlichkeit giebt, die uns nicht von jenseits des Rheins zugebracht worden wäre, und daß es sich hier um ein großes moralisches Interesse, das alle Bürger berührt, um die Grundlage der Gesellschaft handelt."

Armes Deutschland! Vom Socialismus unterwühlt, vom Atheismus und Materialismus angefressen, bleibt dir nur noch als einzige Rettung, daß dich das kaiserliche Frankreich unter seinen Schutz nehme und das jesuitische Rom für Gott und die Religion wiedergewinne! Vielleicht mildert sich das Urtheil des Herrn Baron über Deutschland ein wenig, wenn er in den neuesten Zeitungen liest, wie ein protestantischer Geistlicher in Berlin öffentlich erklärt hat, daß er nicht so gottlos sei, dem Copernicus und Galilei mehr zu glauben, als der Bibel, und daß ihm die Erde feststehe und die Sonne sich bewege.

Nach dem edlen Baron, der so haarsträubende Dinge über den aus Deutschland importirten Socialismus und Unglauben vorzubringen wußte, ergriff Herr Ste. Beuve das Wort, die Sache der Wissenschaft nicht vom philosophischen, sondern vom politischen Standpunkte aus zu vertheidigen, wie ja auch jüngst erst in der österreichischen Kammer der Professor Rokitanski seine Stimme für die Trennung der Wissenschaft von der Kirche erhoben habe. „Seit drei Jahrhunderten strebt in Europa der menschliche Geist, sich von den Fesseln des Mittelalters frei zu machen. Er ging seinen Weg, während die römische Curie sich durch ihre Laster compromittirte und überall Kämpfe und Kriege hervorrief. Die Welt theilte sich in Katholiken und Protestanten. In Frankreich siegte der Katholicismus. Ehre dem guten und und klugen Heinrich IV., der den Frieden zwischen den beiden Parteien zu erhalten verstand, und Schmach über Ludwig XIV., der aus falschem Eifer und aus Unwissenheit die Verfolgungen wieder einführte. Die menschliche Vernunft schritt trotz aller Intoleranz vorwärts und gewann schon vor 1789 festen Boden, Dank Ludwig XVI. und dem edlen Malesherbes. Aber seit 1789 ist der freie Gedanke und die freie Forschung ein Recht geworden, das Keinem bestritten werden darf, und wenn seitdem zu gewissen Zeiten der Fanatismus und die Heuchelei den Fortschritt haben aufhalten wollen, so hat jedesmal Frankreich darüber gemurrt und hat die Heuchler, die Männer der Congregation, ausgestoßen und dahin verwiesen, wohin sie gehören. Auch jetzt wird Frankreich ihnen den Sieg nicht gestatten. Wenn das Recht der freien Forschung seit 1789 gesetzlich anerkannt ist und dieses Recht Allen zusteht: warum sollen nicht die freien Denker dieselben Ansprüche auf dieses Recht haben, wie die Protestanten und die Juden, die in Frankreich allen andern Bürgern gleichgestellt sind?"

Der Redner erinnert an einen Vorfall, von dem der Sire de Joinville in seiner Geschichte des heiligen Ludwigs erzählt. „Zur Zeit der Regierung Ludwigs des Heiligen forderte zu Cluny ein Ritter einen Rabbiner zu einem Religionsgespräch auf. Auf die erste Frage: ob er an die jungfräuliche Mutter Gottes glaube, gab der Rabbiner eine verneinende Antwort, worauf ihn der Ritter mit seinem Schwerdt todt zu Boden streckte und so der Unterredung ein Ende machte. Der heilige Ludwig, weit entfernt den Ritter zu tadeln, billigte vielmehr sein Verfahren: er habe als guter Laie die Sache entschieden, ohne sich erst wie ein Geistlicher in eine Discussion einzulassen. Dies geschah zur Zeit des Minimums von Toleranz; nicht als ob es nicht zu allen Zeiten solche Ritter gegeben hätte, aber es fanden sich nicht immer Könige, die ein solches Verfahren gut hießen."

Hier unterbrach der Cardinal Donnet den Redner, um ihn aufmerksam zu machen, daß es zwei Arten von Toleranz gebe: eine bürgerliche und eine religiöse. „Die bürgerliche Toleranz besteht darin, selbst diejenigen zu lieben, die uns nicht lieben, und sie in jedem Staate in Ruhe zu lassen, vorausgesetzt, daß sie sich den Staatsgesetzen fügen und die öffentliche Ruhe nicht stören. Diese Toleranz verdammt die Kirche nicht; Fenelon empfiehlt sie allen Souverainen, welche Dissidenten in ihren Staaten haben, und unsere Bischöfe üben sie in ihren Diöcesen. Die religiöse Toleranz würde darin bestehen, daß man behauptete, alle Religionen seien gleich gut. Aber sie sind nicht alle gut, weil sie nicht alle wahr sind. Folglich, wenn ich in der Wahrheit bin, indem ich bekenne, daß Jesus Christus Gott ist, können Sie im Namen der Toleranz und des Friedens von mir verlangen, es zuzugeben, daß ein Anderer in dem anbetungswürdigen Heiland nur einen Weisen oder Philosophen sehe? Sie haben eben so wenig das Recht, von mir dies Opfer zu

verlangen, als mich zu zwingen, zuzugeben, daß zwei und zwei fünf sind, während ich mit Ihnen Allen die Ueberzeugung habe, daß zwei und zwei vier sind." (Ist das nicht echt jesuitisch? Der ehrwürdige Cardinal erklärt, die Begriffe umkehrend, religiöse Toleranz als den Zwang, den eigenen Glauben zum Vortheil eines anderen Glaubens aufzugeben, was ja gerade Intoleranz ist. Die wahre Toleranz verlangt nichts Anderes, als daß man, wie sich Friedrich der Große so treffend ausgedrückt hat, Jeden nach seiner Façon selig werden lasse).

Mehrere Stimmen: „Lassen Sie den Redner fortfahren!" — Ste. Beuve: „Lange Zeit nachher verlieh die constituirende Versammlung den Juden alle bürgerlichen und politischen Rechte. Hören Sie, was über diesen Beschluß die würdige Enkelin Ludwigs des Heiligen, die tugendhafte Madame Elisabeth, am 29. Januar 1790, schrieb (der Redner liest eine Stelle aus einem Briefe der Madame Elisabeth vor, worin die Prinzessin ihre Verwunderung und ihr Bedauern über den Beschluß der Versammlung äußert). Heute werden die Juden geachtet, weil man eingesehen hat, daß man die jüdische Religion bekennen kann, ohne deshalb ein minder guter Bürger, ein minder treuer Unterthan zu sein, ohne sich deshalb den Pflichten der Familie und der Gesellschaft zu entziehen. Man hat dasselbe Verfahren auch in Betreff der Protestanten eingeschlagen: warum will man es nicht auch auf die Freidenker anwenden? (Lärm von verschiedenen Seiten). Ich wiederhole, daß ich mich nicht auf eine religiöse Discussion einlasse: ich stütze mich blos auf Thatsachen, wenn ich behaupte, daß man irgend eine hypothetische Meinung von der Organisation der Welt, des menschlichen Körpers, des Gehirns haben und doch ein guter Mensch und Bürger sein kann. Ich kann und will hier keine Namen von Zeitgenossen anführen; aber es sei mir erlaubt, auf die Vergangenheit zurückzugehen. Wo gab es einen rechtschaffenern, weisern, besonnenern und edleren Menschen als d'Alembert? Wer war liebenswürdiger und wohlwollender als jener Cabanis, den Andrieux mit Fenelon verglichen hat? Und war es nicht der unbestechliche und weise Daunou, der in der stürmischen Versammlung des Convents sich weigerte, für den Tod Ludwigs XVI. zu stimmen? Verdienen nicht alle diese Männer unsere Achtung und Verehrung? Sollte für jene zahlreiche Klasse unabhängiger Geister die Zeit der wahren Toleranz, der Toleranz der Achtung und Verehrung, noch nicht gekommen sein? Etwa deshalb nicht, weil sie noch nicht, wie die Freimaurer, eine Körperschaft bilden? Ihre Zahl wächst täglich und über die Würdigkeit ihres Charakters herrscht ebenso wenig ein Zweifel, wie über ihre ernste und treue Berufserfüllung. Sollte man die Toleranz, die man heute den Protestanten, den Juden und den Muselmännern bewilligt, den philosophischen Geistern allein verweigern? Nein! Die Stunde der Toleranz hat auch für sie geschlagen! Es ist nicht zu früh: es ist nicht sieben Uhr, es ist nicht neun Uhr; es ist Mittag!

„Die Petitionäre erklären, daß sie ihre Angriffe nicht auf die Personen, sondern auf die Lehren richten. Allein eine politische Versammlung ist nicht Richterin über wissenschaftliche Fragen; diese muß sie eben der freien Untersuchung überlassen. Man hat es daher nicht vermeiden können, auf die Personen zurückzukommen, und was man von ihnen vorbrachte, war nicht immer der strengsten Wahrheit gemäß. So hat man einen Professor beschuldigt, er habe eine Lobrede auf Malthus gehalten; es ist erwiesen, daß er nie die Lehren Malthus' vertheidigt hat. Dem Professor Vulpian hat man vorgeworfen, er habe in der Salpêtrière eine arme Frau verspottet, weil sie eine Medaille der heiligen Jungfrau auf der Brust getragen. Der Professor Vulpian hat seinen Cursus mit folgender Erklärung eröffnet: „Ich wollte nicht von dem Vorfalle in der Salpêtrière sprechen, weil ich es vorzog, die Sache der Verachtung anheimzugeben; aber um Sie über die Moralität der Petitionäre aufzuklären, muß ich bemerken, daß der Vorfall in der Salpêtrière einfach eine Lüge ist." Die schwersten Beschuldigungen haben die Bittsteller gegen Herrn Sée, Professor der Therapie, erhoben. Herr Sée ist nicht aggregirt und dieser Umstand hat die Empfindlichkeit einer Zahl von Zuhörern erweckt, und dann ist er Jude, was wieder Andere gegen ihn eingenommen hat. Ueberhaupt ist von einer gewissen Seite gegen verschiedene neu ernannte Professoren Opposition gemacht worden, weil der Eine Protestant, ein Anderer griechischer Religion und der Dritte, Herr Sée, Jude sei. Als der Professor auf dem Lehrstuhle Platz genommen, entstand ein großer Tumult: die Klerikalen wollten ihn als Juden nicht hören, Andere, weil er nicht aggregirt sei. Mitten in diesem Lärm blieb Herr Sée fest; er ließ sich nicht einschüchtern, und es ist eine Unwahrheit, daß er sich unter den Schutz eines Zöglinges gestellt habe. Die Vorlesung begann, nachdem der Professor zu Worte kommen konnte. Er beanspruchte das Recht zu sprechen im Namen der freien Forschung und brachte so das Auditorium zum Schweigen, was immer besser ist, als wenn man sich die Ruhe durch die öffentliche Gewalt erzwingt. Er legte hierauf ein rein wissenschaftliches Glaubensbekenntniß ab: die Zeit der empirischen Medicin sei vorüber, jetzt verlange man eine exacte, rationelle Wissenschaft, beruhend auf den Gesetzen der Physiologie. Diese These wandte er auf die Phänomene des Fiebers an und erklärte die physiologischen Bedingungen, unter denen das Fieber zur Erscheinung kommt. Und diese Theorie des Fiebers bildet den Gegenstand einer Anklage an den Minister. Der Professor hatte sich also nicht über eine Disciplinar-Sache, sondern über seine Definition des Fiebers, die man nicht orthodox genug fand, zu vertheidigen. Ist das nicht höchst komisch? Geht es so weiter, so werden die Zeiten wiederkehren, wo die Parlamente Verbote gegen das Antimonium und das Emeticum erließen."

Wir übergehen die Rüge, die Ste. Beuve gegen den Minister des Unterrichts ausspricht, weil er die Thesis des Herrn Grenier über die Freiheit des Willens zurückgewiesen. „Ich weiß — sagte er bei dieser Gelegenheit — daß seit 40 Jahren eine Art von unechter Philosophie aufgekommen ist, die von der Geistlichkeit bald verdammt, bald als ihre Bundesgenossin aufgenommen wird, eine Philosophie, welche vorgiebt, zwischen dem religiösen Symbol und den streng wissenschaftlichen Forschungen und Resultaten, wie sie auch sein mögen, zu vermitteln. Einige meinen es aufrichtig mit dieser Philosophie; den Meisten aber ist sie die officielle Philosophie, die ihnen erlaubt, für Spiritualisten zu gelten, wenn sie es auch nicht sind. Ach, meine Herren, bewahren wir unser Vaterland vor jener officiellen Heuchelei, die gewisser conventioneller Formeln bedarf, um das zu verdecken, was Herz und Verstand nicht mehr glauben! Die sociale Heuchelei hat schon Lord Byron die große Wunde der modernen Gesellschaft genannt. Sie giebt Zeugniß von dem traurigen moralischen Zustande der Nation und ist das sicherste Symptom ihrer Entnervung. Geben wir nicht aus Schwäche und Feigheit das Feld einer zelotischen Partei frei, auf dem sie sich endlich auch die Staatsgewalt unterwerfen würde!

„Was die Freiheit des Unterrichts betrifft, so wäre sie unbedingt in einem Lande zuzugestehen, worin alle Culte gleiche Rechte haben, nicht aber wo, wie in Frankreich, die katholische Geistlichkeit ihre besonderen Privilegien und Freiheiten hat.

In Belgien haben die Katholiken ihre eigenen Universitäten. Ob das gut oder nicht gut sei, kommt hier nicht in Betracht; allein in Belgien wird der Einfluß der Geistlichkeit in gewissen Localitäten durch die entgegengesetzte Richtung in anderen paralysirt. Der Universität Löwen steht die Universität Brüssel, der in Gent die in Lüttich gegenüber. Hier giebt es also ein Gegengewicht. Würde dies auch in Frankreich der Fall sein? Hätten den religiösen Universitäten gegenüber die freien Fakultäten der Laien Raum genug, sich zu entwickeln? Offenbar nein! Denn was in Belgien eine Consequenz der Freiheit ist, erscheint in Frankreich als Gewalt; hier werden rein philosophische Lehren als antisocial unterdrückt. Die Waffen sind bei uns nicht gleich; daher darf man auch nicht dem Klerus eine so unbeschränkte Concession machen, deren er sich nicht zum Vortheile der Wissenschaft, sondern zur Erweiterung seines eigenen Einflusses bedienen würde. Eine solche Concession würde die traurigsten Folgen haben. Ich fürchte besonders, daß man unter dem klerikalen Einflusse dahin gelangen wird, der Wissenschaft gewisse schonende Rücksichten zu bewilligen, um es ihr bequem zu machen, wie man sie auch der Frömmigkeit zu ihrer Erleichterung bewilligt. Ich liebe die Freiheit, auf die man sich als Princip beruft; aber ich liebe noch mehr die Civilisation, die das Ziel ist; ich verlange für die Jugend Frankreichs den gründlichsten, gesundesten und männlichsten Unterricht."

Italien.

Die Reformations-Bewegung in der katholischen Kirche Italiens.

Der Satz, daß die Erde stillstehe im Weltraume, ist nach des großen Kopernikus Forschungen gewiß von zweifelhaftem Werthe, allein auch der Satz, alle Himmelskörper außer der Erde und zumal die Sonne stehe still, wird bei den gewöhnlichen Menschenkindern nur noch wenige Verehrer finden. Da wir von außergewöhnlichen Naturen bescheidentlich absehen dürfen, möchte das Gesetz der Bewegung für das Irdische wie für das Himmlische, sofern es Menschenkindern wahrnehmbar, ein allgemeines Weltgesetz sein. Alles hienieden ist dem Wechsel unterworfen, aber Alles hienieden und auch jenseits unseres Erdballs ist lebendig, wächst, strebt und gedeiht und sein Tod ist nur eine Umwandelung zu neuem Leben. Dieses vorangeschickt, braucht die Entwickelungsfähigkeit, d. h. die Möglichkeit eines Fortschritts der religiösen Erkenntnisse, nicht erst bewiesen zu werden. Wir sind durch Gottes Gnade nicht mehr Feueranbeter, nicht mehr Götzendiener mit Absicht, sondern weil der allgegenwärtige Gott sich in jedem Lebenshauche der Schöpfung offenbart, sind wir die Stufen dieser Schöpfung weiter gewandelt und haben in der Erkenntniß unserer Stellung zum höchsten Wesen einen höheren Standpunkt erreicht, als unsere Väter und Urväter. Das ist keine Beleidigung derselben. Denn der Besitz, dessen wir heut uns erfreuen, ist das Werk unserer Väter selbst.

Gerade in unseren Tagen ist für Jeden, der Auge hat zu sehen und Ohren zu hören, das Bewegungsgesetz der religiösen Entwickelung sinnfällig klar. In Oesterreich und in Italien erwacht der Reformationsgeist; in der protestantischen Welt erwacht ebenfalls die freiere Regung, während die Schaar der Freidenker über den Standpunkt der gleichgiltigen Ablehnung hinausstrebt; bei den starren Orthodoxieen sind die Galvanisirungs-Versuche in voller Arbeit; die Reaction sucht sich zu vertiefen und zu erweitern; sie ist vom Zeitgeiste zum Parlamentiren gedrängt, und es ist schon viel, daß sie überhaupt Diskussionen zulassen muß. Kurz, die Dinge sind gründlich in Fluß gerathen, und diejenigen sind allermeist vom Strome fortgerissen, welche am Stärksten zu widerstehen glauben. Neulutherthum ist eben nicht Altlutherthum, Neupietismus ist nicht Altpietismus, katholisirende Gläubigkeit ist keine reformatorische, und das Handinhandgehen mit ultramontanen Bestrebungen kann doch unmöglich als Bezeugung specifisch protestantischer „Bekenntniß-Treue" irgendwie Geltung beanspruchen? Und wie im protestantischen Lager, sieht es im katholischen aus. Im 19. Jahrhundert mit seinen Ideen von allgemeinem Staatsbürgerthum, von allgemeinen Menschenrechten, von allgemeinen Gesellschafts-Zwecken errichtet man ganz vergebens Isolirschemel für unantastbare Dogmatismen. Alles wird öffentlich erörtert, das Heiligste wie das Profanste; das kann im einzelnen Falle sehr unliebsam sein, es ist aber nun einmal so! Der Katholicismus, wie ihn das Mittelalter gekannt und verehrt hat und zu bezweifeln begann, hat seine Zeit gehabt; er ist heute nicht reproduzirbar; er ist ein großartiges Denkmal der Vergangenheit und geht daher geschichtlich nicht unter, weil keine Entwickelungsstufe verloren geht; allein den Bedürfnissen der Gegenwart kann er nicht genügen, aus dem einfachen Grunde, weil er für diese Bedürfnisse, weil er für eine Menschheit mit erweiterten, viel verwickelteren Lebensbegriffen überhaupt nicht geschaffen ward. „Gott giebt Jedem das Seine zu seiner Zeit!"

Auch der Katholicismus Italiens, in dem Hauptlande, dem Centralsitze der Papstgewalt, zeigt sich von der Reformbewegung des Jahrhunderts angesteckt. Mag die Politik des Hauses Savoyen, welche die Zustände der Halbinsel radikal umgewälzt hat, den ersten Anstoß auch zu dieser religiösen Bewegung gegeben haben, das universale Motiv liegt in der Grundstimmung des Jahrhunderts und ist daher von den Erfolgen oder Mißerfolgen des Hauses Savoyen wesentlich unabhängig. Das räumliche Rom kann möglicherweise Jahrzehende noch ein gewappnetes Bollwerk der Reaction bleiben; das geistliche Rom ist in seinem Innersten gefährdet, seitdem es eine italiänische Art des Protestantismus, seitdem es in Italien eine katholische Reformpartei giebt.

Was will diese katholische Reformpartei? Daß sie katholisch und doch zugleich reformirend sein will, geht schon aus ihrem Namen hervor. Sie will das Dogma bewahren, aber die Disciplin des Klerus umschaffen; sie will eine katholische Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern sein, ohne daß dabei der Boden der Kirche verlassen, ohne daß dabei die Würde des Oberhauptes und die hierarchische Verfassung der Kirche umgestürzt werde. Die Idee, welche die ökumenischen Concilien des Abendlandes im 15. Jahrhundert (zu Constanz und Basel) auf die Weltbühne gehoben hatte, schwebt den Führern der katholischen Reformpartei wie das Land der Verheißung vor, jener Verheißung, die Luther nicht verwirklichen konnte, die er jedoch in der wichtigsten Stunde seines Lebens geahnt hat.

Das Organ des italiänischen Neukatholicismus ist der seit Anfang 1864 zu Florenz unter Leitung des Dr. Stanislao Bianciardi erscheinende „**Esaminatore**, foglio periodico settimanale, inteso a promuovere la concordia fra la Religione e lo Stato", eine Zeitschrift, welche sich lange der besonderen Theilnahme des kürzlich ad tempus verstorbenen Kardinals Andrea zu erfreuen

hatte und an dem geistreichen Frulla den eifrigsten Mitarbeiter besitzt. Der schreiende Verfall der Kirchenzucht in Italien hat Erörterungen sehr ernsthafter Art in's Dasein gerufen; selbst streng katholischen Gemüthern ist über die offenbaren Schäden der heimischen Kirche ein Licht aufgegangen; man beginnt, sich zu rühren, zu prüfen, zu scheiden; man will die alte Kirche mit dem neuen Staate in Einklang bringen; man will als guter Katholik Bürger des 19. Jahrhunderts sein und die Tempelhallen von dem Trödelkram weltlich gewinnsüchtigen Treibens gereinigt wissen. Das sind unzweifelhaft vortreffliche Gesinnungen, ebenso loyal als fortschrittlich, ebenso kirchlich, als liberal, ebenso ehrlich, als gut gemeint. Aber werden diese guten Wünsche Erhörung finden? Hier möchten wir unseren Zweifel einschalten und zwar einen Zweifel, der keinesweges protestantisch-dogmatischen Ursprungs ist, vielmehr aus dem sicher ganz unverdächtigen Quell unbefangener Würdigung historisch gegebener Verhältnisse stammt.

Allerdings muß man vom kulturhistorischen Standpunkte einräumen, daß die Reformation Luther's und Calvin's ihren eigentlichen Hauptzweck, die Erneuerung der gesammten Kirche des Abendlandes, verfehlt hat. Insofern die Reformation in Bruchstücke zerfiel, ist sie gescheitert; sie vermochte nicht, eine erneute Katholicität auszubreiten, sondern nur Landeskirchen zu stiften, Volkskirchen auch nicht einmal. Ihr innerstes Lebensprinzip hat sie in ihren Stiftungs-Urkunden nicht zur vollen Geltung gebracht, und nach den Jahren der ersten Begeisterung, nachdem die Geburtswehen ihres Daseins überstanden, einen Confessionalismus hinterlassen, der sich dem freien Aufschwunge des menschlichen Geistes, ja sogar der Verinnerlichung des Glaubensgehaltes oftmals feindlich erwiesen hat. Nichtsdestoweniger ist auf dieser schmalen, an der Oberfläche sehr unvollkommenen Grundlage der Bau einer kernhaften Menschenbildung emporgestiegen, tiefer, inniger, lebendiger, weltumfassender, als die erhabensten Strebungen eines Bossuet, eines Fénelon, eines Sailer oder Wessenberg. Die Reformation hat sich der Massen bemächtigt, da, wo sie siegte; der edleren Gemüthsansprüchen angepaßte Katholicismus einzelner hochbegnadigter Geister blieb das unsterbliche Eigenthum dieser ringenden Seelen; er hat die Massen der Bevölkerung in den katholischen Ländern nicht veredeln, bessern, vertiefen können, weil er in Wahrheit statt einer Vertiefung der Kirchenlehre eine schonende Abstraction derselben war. Rom bleibt Rom! Was Bossuet, Fénelon, Massillon, was in Deutschland Sailer, Wessenberg, Diepenbrock vergebens ersehnt haben, hat es der Kardinal d'Andrea erreichen können? Hat er nicht am 26. December 1867 seine „Retractation" unterzeichnen müssen? Ist Nr. 2 des Esaminatore vom 15. Januar 1868 nicht ein redendes Zeugniß für die Aussichtslosigkeit auch der gelindesten legalen Reform?

Aus der Tipografia di G. Barbera zu Florenz, in welcher auch der Esaminatore gedruckt wird, ist ein Schriftchen hervorgegangen, das man als die Quintessenz der von Bianciardi und Frulla gepredigten Ansichten betrachten darf. Der Titel desselben lautet: „Der Kardinal Andrea, die katholische Reform und der Esaminatore."*) Frulla, dessen Briefe an den Director des Esaminatore jede zweite oder dritte Nummer des Reform-Organs schmücken, hat die Flugschrift verfaßt, oder besser, sie aus seinen Artikeln zusammengetragen, Herr Dr. Bianciardi, unter dem Pseudonym Prior Luca, eine Einleitung dazu geschrieben; das Ganze ist unter der empfehlenden Aegide des Namens Andrea in die weite Welt geschleudert worden. Was ist der Kern dieser Apostrophe an die Katholiken Italiens? Reform der Kirche auf dem Wege einer Reform der Disciplin, berathen und beschlossen durch ein allgemeines Concil der katholischen Welt, nicht im Sinne des Tridentinischen, sondern im Geiste der älteren Kirchenversammlungen, die fast Völkerkongresse zu nennen waren. Reform, aber keine Ueberstürzung! Herrn Frulla ängstigt sogar der Schatten einer radikalen Ausschreitung, der Felsen Petri ist für ihn ewig, unerschütterlich (S. 47), eine friedliche, liebevolle Reform soll angestrebt werden („riforma amorevole", S. 48), sonst wird die bedrohte Autorität immer den Sieg behaupten und auch die mäßigsten Ansprüche werden fallen. Das ist sehr weise gesprochen nach den Erfahrungen mit dem Kardinal Andrea. Allein, wird der Unbefangene fragen, welche Punkte der Kirchenzucht sollen denn reformirt werden? Trachtet Herr Frulla nach Abschaffung des Cölibates der Priester oder nach Verschärfung des jungfräulichen Standes? Will er dem künftigen Concil, Er, ein Laie, Vorschriften machen, ist eine Zeitung oder eine Flugschrift das Mittel, den heiligen Geist über ein Concil auszuschütten, ist, sagen wir es kurz, der Bruch mit der Weltanschauung der Kirche nicht hier zur Staffel einer neuen Periode des kirchlichen Lebens hingestellt? Was will man anfangen, wenn der Papst Nein sagt? Der Papst hat über die Hoffnungen der Reform-Katholiken den Stab gebrochen; das Haupt der katholischen Kirche erklärt sie für ketzerisch. Haben nun der Papst und die Kardinal-Kollegien Recht, oder die Herren Frulla und Bianciardi? Diese Herren merken nicht, daß sie mitten in dem höchsten kirchlichen Kompetenz-Conflict stehen, daß ihre Opposition, mag sie noch so bescheiden auftreten, die Autorität der geistlichen Oberen antastet, weil sie kirchliche Lebensfragen in das Feld öffentlicher Erörterungen von Laien zieht; sie merken nicht, daß sie bereits den protestantischen Standpunkt beschritten haben und daß sie im Geiste mit Herrn de Sanctis, dem Führer der Florentinischen Calvinisten, übereinstimmen, wenn sie auch dem Buchstaben des Dogma nach treue Katholiken bleiben und sind.

Es kann dem Jahrhundert gleichgiltig sein, ob die katholische Reform-Partei als römisch-katholische von ihren homöopathischen Kuren Erfolg haben wird oder nicht. Die Unklarheit über den eigenen Standpunkt muß ihr verderblich werden. Wenn sie aber abdankt, wird sie schwerlich zu Gunsten der Reaction Verzicht leisten. Ihre Sprache ist die der Zeitbürger, ihr Programm will Einheit mit dem modernen Staate. Da ist der Rückzug gar schwer, die schiefe Ebene ist nach Links hin gesenkt. Und wenn sie heute scheitert, wird sie morgen wieder erwachen und ihr Protest der Mitwelt bezeugen, daß die Reformation eine ewige Gedankenthat war und bleibt!

Trauttwein von Belle.

---

*) Il Cardinale d'Andrea, la riforma cattolica e l'Esaminatore secondo il Frulla, publicazione con preambolo di Prior Luca. Firenze, 1868, Libreria Rosmini, Via Nazionale No. 1, prezzo 1 Lire.

England.

Tennyson's „Lucretius".

Die Lyrik hat in Deutschland viele Vertretung, aber nur sehr wenige Anbeter; wir sind geneigt, ihr eine ausschließlich paralysirende Wirkung zuzuschreiben, da es wenigen Naturen

von Göthe's klarer, objektiver, mitgenießender Fassung giebt, um das Verse-Geklingel vor Nüchternheit und Unbedeutendheit zu bewahren. Dennoch haben auch wir in letzter Zeit angefangen, den britischen Laureaten Tennyson zu würdigen, wenn wir auch die Vergötterung, welche ihm seine Landsleute zu Theil werden lassen, nicht recht begreifen können.

Ganz Groß-Britannien und sämmtliche Kolonieen haben nun wieder mit Spannung auf ein neues, lange angekündigtes Gedicht gewartet, das gegen jeden Nachdruck gesichert, dem lorbeergekrönten Schöpfer Tausende, dem Herausgeber des „Macmillans Magazine" aber Zehntausende von Pfunden einträgt.

Das 800 Zeilen lange Werk ist im Ganzen eine Enttäuschung. Es bietet uns den Gedankengang, welcher den römischen Dichter und Epikuräer Lucretius zum Selbstmord geleitet haben soll, im Wesentlichen aber ein Spiegelbild sein dürfte von all' den Vorgängen in Tennyson's eignem empfindsamen Herzen, gegenüber dem Streben unserer Tage, Epikur's Philosophie neu zu beleben, geträumte Glückseligkeit zu verwirklichen.

Die Menschheit mausert, sie wandelt sich vom Guten zum Besseren, und in Uebereinstimmung mit der Darwin'schen Theorie der Arten-Vervollkommnung findet dabei eine Verkümmerung aller Elemente statt, welche dieser Bewegung sich nicht anschließen können.

Das trifft nicht allein die culturunfähigen Racen und Völker, sondern auch zahllose Individuen in unserer eigenen Mitte. Das ideale Leben will ein wirkliches werden, es will nicht nur erhofft und ersehnt, es muß auch erstrebt und errungen sein durch die offene That des Mannes. Wie viele unglückselige Träumer und Gefühlsschwärmer giebt es da, die am sentimentalen Dunstkreis einer untergehenden Epoche kleben und sich nicht entschließen können, sich zu entschießen. Armuth, Verkümmerung, Trunk, Wahnsinn und Selbstmord sind ihr Loos. Der letzte Mohikaner lebt noch unter uns in tausend und aber tausend Gestalten des Jammers.

Eine Bestätigung dieser Anschauung bieten uns die Dichter. Mit Vorliebe sehen wir Dramatiker und Novellisten, der Zeit den Spiegel vorhaltend, entweder einen mehr oder minder derb naturalistrenden Ton anschlagen oder, in auffallender Häufigkeit, ihrem träumenden, von der Welt gestörten Naturell folgend — und das gilt namentlich von den Lyrikern — sich Wahnsinn und Selbstmord als Stoff erwählen.

Auch Tennyson, der Hofpoet und Moralist, zu dem alles Englischredende wie auf einen Propheten, ein Orakel emporblickt, hat das zarte Saitenspiel seines Gemüths zu solchen Mißklängen verstimmen lassen — er, der selbstbewußte Dichter des „Enoch Arden".

Dieser Lucretius kann sich — da wir an Tennyson den höchsten Maßstab zu legen berechtigt sind — nicht messen mit Faust und Macbeth, was Größe der Weltanschauung anbetrifft, und steht auch in der Ausmalung der geistigen Verwirrung weit zurück hinter Hamlet und Lear. Es ist überhaupt für den Lyriker mißlich, sich auf diesem Gebiete neben den Dramatiker und Epiker zu stellen. Der Wahnsinn will geschildert oder dargestellt sein, während die gesunde Phantasie aus einem Monolog nur ein halbes mattes Bild desselben erhalten kann.

Wer je mit einem Irrsinnigen zusammengeführt worden, erinnert sich des unharmonischen, an der eigenen Vernunft Zweifel erregenden Eindruckes, den der Anblick alles nicht Positiven an unserm Nebenmenschen hinterläßt, sollte es von der Naturwahrheit Tennyson'scher Poesie zeugen, daß auch sein Wahnsinnsgedicht uns nicht versöhnt und harmonisch stimmt?

Anerkennung verdient auch hier wieder die Fülle der Sprache, der Reichthum der Bilder, das Wesentliche des Dichters, welche Tennyson neben Milton und Southey zu stellen gestattet. Seine Jamben sind zwar oft — im Anschluß an das Wesen des Dargestellten — unrhythmisch, aber stets melodisch. Versuchen wir es, einige Zeilen von hervorragender Schönheit hier wiederzugeben.

Lucretius steht gelähmt zwischen den heiteren Gebilden seines polytheistischen Glaubens und den ernsten, schroffen Ergebnissen der Philosophie; er verzweifelt, je zur Klarheit zu gelangen. Er ruft:

„Die Götter! — Wenn ich sterbe — unvollendet
Bleibt mein Geschäft! Wenn — wenn ich sterbe. Götter!
Im hellen Raume zwischen Welt und Welten,
Wo nie die Wolke kriecht, ein Wind sich regt,
Noch je des Schnees die kleinste Flocke wirbelt,
Noch je des Donners tiefes Stöhnen rollt,
Noch Menschenstimme sorgenvoll sich hebt.
Ihr ewig, heilig Schweigen zu zerstören —
Und dies — ein Schweigen — auch so schön und heilig —
Nicht dies — und doch so ähnlich — blüht dem Manne,
Der selbst sein Leben ausbläst! Götter! Götter!
Wenn Alles Staub ist — sind die Götter denn
Nicht auch vom Staub und auch zerstörbar also,
Der großen Satzung nach? Mein Meister sprach:
Die Götter sind — sie sind, weil man sie glaubt.
Ich preßte meinen Fuß in seine Spuren
Und wollte Mammius sichren Pfades leiten
Von blum'gen Schlüssen weiter zum Beweis,
Daß Götter sind und ohne Tod — Ich wollte?
Ich hab' vergessen, was ich wollt' — mein Geist
Stolpert und lahm sind alle meine Kräfte."

Für den deutschen Leser kann eine solche Betrachtung wenig bieten, das ihn mit hinrisse. Der Orthodoxe bei uns ist mehr oder minder lächerlich und ein gefundenes Fressen für den Kladderadatsch; in England aber herrscht zum großen Theil noch die strengste Rechtgläubigkeit, das ängstlichste Festhalten am Worte der Schrift, eine peinliche Regelmäßigkeit im Besuch der Kirche und ein qualvolles Streben der Philosophen und Naturforscher, ihre Wissenschaft in Uebereinstimmung mit den Satzungen derselben zu bringen.

Sehr bezeichnend dafür ist folgende Stelle gegen den Schluß des Gedichtes:

„O Ihr Götter!
Ich weiß, Ihr hört nicht; doch — seht her! Zu Euch
Aus altem Brauch und kindlicher Gewohnheit
Aufschreien muß ich — Glaubte doch bisher
Dies arme Wesen, so zu sein wie Ihr —
Kein Schmutz, kein enger Neid und Affenhaß,
Kein Wahn von Ehrgeiz, keine niedre Habgier;
Kein wild'res Fest, als unterm Kirchenbaum
Mit Nachbarn auf dem Rasen hingestreckt sein,
Den Becher trinkend, der nur heiter macht,
Die eigne Ueberzeugung friedlich kündend,
Die nüchternen Regierer nie verletzend
Des sichren, süßen Epikur'schen Lebens.
Jetzt aber krallt ein ungeseh'ner Riese
Die große, schmutz'ge Hand in meinen Willen
Und zerrt ihn rückwärts und verwüstet so
Des Daseins Freude; war sie doch so winzig;
Wenn nicht Vernunft in Rhythmus eingehüllt war
Und Honig Helikons in heitre Worte,
Um bittre Wahrheit minder schroff zu machen.

Wie oft nicht sank ich müd' und überdrüssig
Ach! von so Vielem in dem kleinen Leben!
Und von so Wenig in dem kleinen Leben —
Armsel'ges Leben, zottelnd eine Stunde
Mit ein paar Blumen und dann geht's zu Ende —
Doch das ein edles Wohlsein uns verkümmert,
Was sollte ich — das Thier, das ich mich achte —
Nicht mannvoll mit mir enden? — Unser Vorrecht —
Welch' Thier denn thut's uns nach? Und welcher Mann
Von Roma's Stamm schleppt so sich im Triumphzug?
Nicht ich! Nicht der, der ihren Namen trägt,
An deren Tod ein uralt Königthum
Zerfiel in Nichts, als sie, in ihren Adern
Tarquin's Berührung hassend, kühn verspritzte
Das eigne Blut vor Collatinus Augen
Und des Senats, die keusche Luft durchröthend,
Aus ihres Herzens jungfräulicher Quelle.
Und daraus quoll die Republik empor,
Die jetzt zerfällt, so wie ich selbst zerfalle."

Vor Allem schön und originell sind die Schlußzeilen, mit denen der Todesstoß stattfindet:

„O Du,
Geduld'ge Braut, Du himmlisch hehe Ruhe,
Ersehnt von allen Weisesten der Weisen,
Die Dich nicht finden, denn unfaßbar bist Du,
Ganz leer von Wonne und ganz baar von Weh',
Und doch, weiß ich, unfehlbar wirst Du mein,
Ob bald, ob später — dennoch vor der Zeit;
Ich werbe rauh um Dich; was kümmert's Dich,
Wie rauh sie werben, so sie Dich erringen —
So — so! Die Seele flieht, zersterbend in der Luft."

Diesem Werke zur Seite steht ein anderes Gedicht, das neuerdings in England Aufsehen erregt hat: „Caliban auf Setebos, oder Naturreligion auf einer Insel", (Natural Theology in the Island) in welchem der Genius des Mr. Robert Browning in dem Hirn des Ungeheuers eine confuse Gottesahnung und verwickelte Dogmatik herausdestillirt.— Der Kritiker der „Times" zählt Beide, das Tennyson'sche Gedicht mit dem gesunkenen Philosophen und das Browning'sche mit dem emporstrebenden Ungeheuer, zu dem Besten, das je von Poeten geschaffen worden.

Kleine literarische Revue.

— **Der Orient und seine culturgeschichtliche Bedeutung.***) Das kleine Büchlein führt uns in die Hauptculturstätten des Morgenlandes, nach Konstantinopel, Aegypten, Alexandria, Cairo, Smyrna, Beirut und Jerusalem, und hat überall das Bestreben des Vordringens der europäischen Bildungs-Elemente in diesen alten östlichen Kulturstätten zu schildern. In dieser Beziehung giebt der Verfasser recht interessante Schilderungen, wie z. B. über die deutsche Gesellschaft in Constantinopel. Er zeigt unsere Kolonieen als rings um Asien aufgestellte, leuchtende Pharen, um welche sich die Gestaltungs-Elemente sammeln, um in langsamer, aber stetiger Action nicht die Europäisirung, wohl aber die Vergeistigung und Verklärung jener Menschenmassen zu versuchen; sie seien die Rettungssignale für die in ewigen Todesnöthen dort ringende Menschheit. — Möchte doch der Verfasser Recht haben und möchten, nicht nur durch die körperliche Rassenmischung, sondern durch die Verbindung erhabener, geistiger Kulturelemente, die verschiedenen Stufen der Menschheit immer mehr einander näher gerückt und zu einem Ganzen verbunden werden!

*) Von Zerboni di Sposetti. Pest und Wien, A. Hartleben, 1868.

— **Neuere jüdische Orthodoxie.** In der jüdischen, theologischen Welt stößt man ebenso, wie in der christlichen, auf barocke Erscheinungen, die den schlichten Sinn, welcher für den unbefangenen Verstand im Bibelworte liegt, geradezu umkehren und auf den Kopf stellen. Da ist in Frankfurt a. M. ein Herr Samson Raphael Hirsch, welcher den „Pentateuch (und zwar zuvörderst die Genesis) übersetzt und erläutert", aber dabei solche Verrenkungen vorgenommen hat, daß man, mit dem einfachen Bibelwort in der Hand, nicht weiß, was man zu diesen Purzelbäumen der Uebersetzung und Erläuterung sagen soll. Dabei ist Herr Hirsch ein specifisch „frommer" Mann (der nebenbei auch zu schimpfen und zu verketzern versteht), und da möchte die Bibel zuweilen, wie die Politik, den Wunsch äußern: Herr, behüte mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich allein mich hüten! Bei der Exegese des Hirsch möchte man des Dichters Wort parodirend anwenden: Keines Atheisten Lästerung hat die Bibel mehr entstellt, als dieses Frommen Anpreisung. — Wer eine klare Einsicht in diese neueste Erscheinung von Bibel- und Wort-Exegese erhalten will, den verweisen wir auf eine kleine Schrift von Raphael Kirchheim: „Die neue Exegetenschule, eine kritische Dornenlese aus Dr. S. Hirsch's Uebersetzung und Erklärung der Genesis"*), worin der Verfasser diesem Herrn Hirsch nicht bloß seine verkehrten Wortforschungen und Schrifterklärungen, sondern auch seine Polemik gegen Andere und seine Plagiate nachweist. Die wenigen Blätter genügen vollkommen, um uns klar sehen zu lassen, wie weit man es in der Tortur des klaren Menschenverstandes bringen kann. — Giebt es in der theologischen Welt auch alterthümelnde Don Quixote's, so ist Herr Hirsch ein passender Sancho Pansa.

— **Der Nothstand in Ostpreußen.****) Die vorliegende Schrift verdient die Beachtung Aller, welche sich für diese nordöstliche, tief in das Slavengebiet hineinreichende Gränzmark Deutschlands interessiren. Als eine der Ursachen, welche die Noth dort herbeigeführt, wird, neben der chinesischen Mauer Rußlands, der sehr zurückgebliebene Zustand der Landwirthschaft in einem großen Theile der Provinz bezeichnet. Die Landwirthe sind im Durchschnitte dort weniger rationell gebildet, als im übrigen Deutschland, und im Verhältnisse des Bodenertrages ist der Grundbesitz zu hoch besteuert. Es fehlt dort an landwirthschaftlichen Akademieen mit Versuchs-Stationen, und auch die Vertretung der materiellen Interessen des Ackerbaus durch die landwirthschaftliche Centralstelle erscheint nicht genügend. Hoffentlich wird das J. 1867—68 eine bessere Lehre und Warnung gewesen sein, als es die ähnlichen Nothstände des Jahres 1847 waren.

*) Breslau 1867, Schletter'sche Buchhandlung. 40 S.

**) Der Nothstand in Ostpreußen, Ursachen derselben und Mittel zu dauernder Abhilfe. Von einem Gutsbesitzer in Ostpreußen. Berlin Lüderitz, 1868.

— **Photographische Neuigkeiten.** Die Buchhandlung Louis Gerschel in Berlin hat mit den in ihrem Verlage erscheinenden, von Dr. H. Vogel herausgegebenen „Photographischen Mittheilungen“ einen Anzeiger aller bedeutenderen photographischen Reproductionen und Aufnahmen nach der Natur verbunden, der der genannten Zeitschrift von zwei zu zwei Monaten beigegeben wird. Die uns vorliegende Nr. 1 dieser „Photographischen Neuigkeiten“ bringt bereits eine recht ansehnliche Liste von zum Theil in Deutschland und zum Theil im Auslande erschienenen, photographischen Sammelwerken nach Gemälden, Handzeichnungen, Stichen, Radirungen und Holzschnitten, sowie nach plastischen Werken älterer und neuerer Meister, nach Architekturen und Aufnahmen nach der Natur. Was die Presse seit Erfindung der Buchdruckerkunst für die Literatur gethan, indem sie der Vermehrung und Verbreitung der Bücher eine Ausdehnung gab, von der man bis dahin keine Ahnung gehabt, das thut die Photographie jetzt für die Verbreitung der Werke der Kunst. Es wird bald nicht mehr das Vorrecht der Wohlhabenden sein, Kunst-Mappen mit den Galerieen aller Zeitalter und Schulen zu besitzen; die Photographie wird die Anschaffung solcher Sammlungen auch den minder Begüterten möglich machen. Dem Kunstforscher schafft sie durch treue Wiedergabe von oft schwer zugänglichen und an vielen Orten zerstreuten Originalen die Mittel zu vergleichenden Studien aller Art, und dem zeichnenden Künstler, dem Maler, dem Bildhauer liefert sie eine Auswahl von Modellen, wie er sie sich bisher nicht zu verschaffen vermochte. Bilder ferner Länder, Architekturen fremder Städte, Landschaften aller Zonen mit ihrer Staffage an Menschen, Vierfüßern und Vögeln, führt uns die Photographie mit einer Treue und in solcher Mannigfaltigkeit vor, wie sie die schaffende Hand des Künstlers allein kaum herzustellen vermag. Aber wie soll der Liebhaber immer erfahren, daß und wo diese Schätze alle erschienen? Dazu ist ein Anzeiger nöthig, der die neuen Erscheinungen sämmtlich verzeichnet, und dem scheinen die „Photographischen Neuigkeiten“ vollkommen zu entsprechen.

Literarischer Sprechsaal.

In der Gesammtsitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften vom 5. März d. J. machte Herr Lepsius Mittheilungen über die Anwendung des auf seine Veranlassung von der akademischen Druckerei in Typen hergestellten, linguistischen Universal-Alphabets auf den chinesischen Dialekt von Canton. Dieses Alphabet, dem die lateinischen (Antiqua-) Schriftzeichen zum Grunde liegen und das die Aufgabe hat, die verschiedenartigsten Vokale und Consonanten aller Sprachen der Welt — auch Diphtonge, Kehl-, Zisch- und Schnalzlaute, wie sie die deutsche Zunge kaum wiederzugeben vermag — in einer systematischen, für jedes Fassungsvermögen leicht übersichtlichen Anzahl von Typen darzustellen, ist von einem in Canton zusammengetretenen Comité der amerikanischen Baptisten-, der deutsch-evangelischen und der presbyterianisch-wesleyanischen Missionsgesellschaft den Verfassern von chinesischen Wörterbüchern, Grammatiken und anderen Werken in einer Reihe von Resolutionen empfohlen worden. Herr Lepsius verbindet mit dieser kulturhistorisch überaus interessanten Notiz einige Nachrichten über die bereits in unserem „Magazin“ (1867, Nr. 22) ausführlich besprochene Errichtung eines europäischen naturwissenschaftlichen und polytechnischen Collegiums in Peking, an welches, wie an die schon früher daselbst begründete Sprachen-Schule, auch deutsche Gelehrte, namentlich Herr Johannes von Gumpach, berufen worden sind, und knüpft daran die Hoffnung, daß, wenn erst das vorgedachte linguistische Universal-Alphabet in China eingeführt sei, die großen Vorzüge desselben vor dem chinesischen, welches das unvollkommenste aller Alphabete sei, sowohl von den Gelehrten des Landes, als namentlich auch von den Bewohnern der Seestädte, der Verkehrs- und Handelsplätze, bald anerkannt und in Folge dessen die beste Aussaat europäischer Kultur in China werden würde.

Der geschätzte vlamische Dichter Frans de Cort, der in dem von ihm herausgegebenen Journal de Toekomst die von uns heute angezeigte belgisch-akademische Rede über den Pangermanismus ebenfalls bespricht, sagt bei dieser Gelegenheit über den moralischen Eindruck, den die Neugestaltung Deutschlands auf germanische Männer im Auslande macht:

„Die deutsche Einheit, über welche unsere „gallischen Brüder“, wie sie Dr. Rolet nennt, so lange gespottet, ist nun endlich etwas mehr, als ein frommer Wunsch und wird hoffentlich binnen einigen Jahren eine vollendete Thatsache sein. Natürlich wird dies von gedachten „Brüdern“ mit Leidwesen erkannt, denn es wird dadurch die große Nation etwas in den Hintergrund geschoben und der gallische Hahn sieht sich genöthigt, nicht ganz so gellend, wie sonst, zu krähen. Unsere französisch geschriebenen, häufig von Franzosen redigirten Zeitungen plappern ihren Pariser Kollegen papageienartig nach, und so bleibt es — mit Ausnahme einiger französisch-belgischen Blätter, wie die Revue trimestrielle, die Liberté xc., welche die Sache ebenfalls von einem rein belgischen Standpunkte betrachten — uns Vlamingen überlassen, zu zeigen, wie vortheilhaft uns Deutschlands Großmachts-Stellung ist und um wie Vieles stärker uns Frankreichs Schwäche macht. Wer mit unserer vaterländischen Geschichte nicht völlig unbekannt ist, der weiß auch, wie seit Jahrhunderten die lieben gallischen Brüder nach dem Besitze unseres Grundgebietes trachten. Wer nicht allen gesunden Verstandes beraubt ist, der ist vollständig überzeugt, daß unsere Existenz durch niemand sonst, als Frankreich, bedroht wird; daß wir, wären Frankreich die Flügel beschnitten, unsere Conscribirten nach Hause schicken, unsere Kanonen und Gewehre in Maschinen für Gewerbfleiß und Landbau verwandeln und unsere Kasernen zu Unterrichtsanstalten machen könnten. Jede Verminderung von Frankreichs Einfluß ist demnach eine Verbesserung der Aussichten auf Belgiens Fortbestehen; jede der französischen Macht beigebrachte Niederlage ist von uns als ein Sieg zu feiern. So wenigstens denkt die übergroße Mehrheit in Vlamisch-Belgien. Und was uns dabei mit gerechtem Stolz erfüllen muß, ist der Umstand, daß wir diese glückliche Wendung der politischen Lage Europa's dem kraftvollen Auftreten eines Brudervolkes verdanken, „dessen Sprache“ — das einzige Kennzeichen der Nationalität — wie der vlamische Dichter Dautzenberg sagt: „mit der unsrigen so nahe verwandt, wie die rechte mit der linken Hand.“

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 27. Juni 1868. [№ 26.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer (26) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Die Verlagshandlung.

Deutschland und das Ausland.

Deutsche Geschichte vom theologischen Standpunkte.*)

„Ich habe noch nie eine Uhr gesehen ohne einen Uhrmacher dazu!" rief Voltaire eines Tages aus, nachdem Jemand ihm hatte die Unmöglichkeit eines Weltschöpfers demonstriren wollen. Das Bewußtsein einer höheren Leitung der irdischen Dinge taucht, mehr oder minder klar, selbst bei denen immer wieder auf, die eine Leugnung einer solchen Leitung versucht haben; sie suchen andere Namen für denselben Begriff, den das kindliche Gemüth Gott, Vorsehung nennt, den der Grieche mit Schicksal bezeichnete, dem aber eben Alle — diese freiwillig, jene gezwungen — sich beugen müssen.

„Nach ewigen, ehernen großen Gesetzen
Müssen wir Alle
Unsers Daseins Kreise vollenden!"

So deutlich sich aber auch diese Gesetze im Leben der Individuen wie in dem der Völker fühlbar machen — sie klar zu erkennen, ist dem Menschen dennoch nicht gegeben; wir können sie eben nur ahnen, und so sicher wir von ihrem Dasein überzeugt sein mögen, so kläglich fällt doch jeder Versuch aus, ihr Wesen im einzelnen Falle nachzuweisen. Allzu selten stimmen Strafe und Lohn, stimmt der Erfolg überhaupt mit dem überein, was wir nach unseren Begriffen von ewiger Gerechtigkeit erwarten zu müssen glauben — immer bleibt noch ein Rest, der nicht aufgehen will — man denke nur an die unzähligen zerschmetterten Existenzen, die selbst ein gerechter und glücklich geführter Krieg in seinem Gefolge hat. Muß man nicht schließlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß das, was wir Glück, Erfolg u. s. w. nennen, ein zu kurzes Maß ist, um daran die Ereignisse im Leben der Völker wie der Individuen messen zu können? Ein Advokat Gottes hat in diesem Sinne ein noch mißlicheres Geschäft als ein advocatus diaboli, er müßte sich denn damit begnügen, es zu machen wie der Philosoph, von dem Mephisto sagt:

Der Philosoph der tritt herein
Und zeigt euch klar, das müßt' so sein,
Denn wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.

Dies etwa waren die Gedanken, mit denen wir das unten angezeigte Buch in die Hand nahmen.

Freilich schon eine Stelle in der Einleitung (S. 11) schränkte die Erwartungen von dem Umfang des Unternehmens, die Geschichte im Lichte göttlicher Nothwendigkeit zu zeigen, bedeutend ein; hier giebt der Verf. als nächste Veranlassung zu seinem Werke Folgendes an:

„Ich bin in Briefen aus andern Theilen Deutschlands über die Politik der preußischen Regierung zur Rechenschaft gezogen worden, als wäre sie mein eigenstes Werk, ich bin über Krieg und Kriegsrüstungen, über Frieden und Friedensbedingungen, denen Allen ich so fern stand als die Schreiber jener Briefe, vor den ewigen Gerichtshof Gottes gerufen worden; ich habe mit meinen Amtsgenossen den Strom von verurtheilenden, bitteren, verhöhnenden Reden über mich ergehen lassen müssen, die uns als falsche Propheten, als zur Unzeit Schweigende, ja als Heuchler und Solche brandmarken wollten, die den Dolch eingesegnet, welchen der Räuber in das Herz seines Opfers stoße, und zwar das Alles wegen der öffentlichen Gebete, die wir angerathen und deren Abhaltung wir geordnet und selbst mit vollzogen haben. Wir haben dies Alles gern zurechtgelegt und verziehen, aber es muß mir darum nicht verdacht werden, wenn ich wünsche, daß die Ankläger richtig sehen lernen."

Nach dieser Aeußerung könnte es fast scheinen, als spräche der Verf. nur pro domo, und der Aufwand von Mühe und Fleiß, der dazu gehört, um als Einleitung zu dieser Vertheidigung die ganze Geschichte Deutschlands noch einmal zu erzählen, setzt in Erstaunen.

Die Art, wie dieß Geschichte erzählt wird, ist eine durchaus würdige. Gestützt auf die Forschungen von Waitz, Wachsmuth, v. Sybel, Giesebrecht, Häusser, Gervinus u. A., entrollt der Verf. ein Bild deutscher Geschichte in großen klaren Umrissen; die Darstellung ist anmuthig und die Gesinnung, die hindurchblickt, so, wie man es nach den eben genannten Namen erwarten kann und muß; ja, es spricht sich so wenig eine spezifisch theologische Tendenz aus, daß, wäre sie nicht auf dem Titel ausdrücklich angegeben, man sie im Buche selber nicht finden, sondern glauben würde, die Geschichte Deutschlands sei hier erzählt, wie eben jede Geschichte erzählt werden sollte: um ihrer selbst willen. Selbst an den wenigen Stellen, wo der Verfasser ausdrücklich sagt, es sei hier der Ort, des Reiches Gottes zu gedenken, wie auf S. 54, wo er von den Kämpfen Friedrichs II.

*) Deutschland Einst und Jetzt im Lichte des Reiches Gottes, von W. Hoffmann, Hof- und Domprediger in Berlin, General-Superintendent. Berlin, Stilke und van Muyden, 1868.

von Hohenstaufen redet, begnügt er sich mit dieser Hindeutung, ohne sie näher auszuführen, da dies erst am Ende des Buches in einigen besonderen Kapiteln geschehen soll.

Als Probe der objektiven Art der Darstellung möge hier der Anfang des IV. Abschnittes folgen, der betitelt ist: „Die deutschen Mächte in ihrem Werden."

„Die nordöstliche Mark gegen die Slaven entwickelte sich unter den sächsischen und salischen Kaisern ebenso zu einem ganzen Markensystem, wie es die südöstliche und die östliche Mark thaten. Man kann die Zeit der Hohenstaufen als den Abschluß dieser Bildung betrachten. Dort war Brandenburg, in der Mitte Sachsen und Baiern, im Süden Oesterreich das Ergebniß derselben. Man kann mit Recht sagen, daß in diesen Schöpfungen wie in denen anderer deutscher Staaten-Ansätze, eine überquellende Kraft deutschen ursprünglichen Lebens hervortrat, welche zu bewältigen und in die Einheit zu binden das Kaiserthum nur in geringem Grade vermochte. Ueberall war hier die Verschmelzung der so nahe verwandten deutschen und slavischen Nationalität die Aufgabe Aus ihrem Gelingen erwuchs eine Volksart, deren durchaus deutsches Gepräge doch einen beigemischten fremdartigen Zug behielt. Gründlicher zwar und eindringender war die Verschmelzung in dem nordöstlichen und östlichen, als in dem südlichen Markenland, daher dort der Charakter völliger deutsch als hier. Die ganze ernste Sprödigkeit und Innerlichkeit der deutschen Art, das energische Festhalten an väterlicher Sitte und Lebensordnung, der Argwohn gegen Neues, der Fleiß und die Sparsamkeit wurde herrschend in den Markenbauern, während sich die slavische Biegsamkeit und Zähigkeit, die slavische Neigung zur Annahme neuer Sitten und Formen, das Mißtrauen der Unterjochten gegen die siegreichen Beherrscher, dabei die Neigung zu sinnlicher, lustiger Ungebundenheit und zu heftigen Erregungen, z. B. durch Getränke, auch an den deutschen Kolonisten heranschlich. Selbst der zum Edelfreien emporgestiegene Besitzer konnte sich der weichen und gewandten Rohheit in die Länge nicht erwehren, die dem Slaven aller Stände eignet. Nur zu der harten, anhaltenden Arbeit der Deutschen konnte sich der Slave nicht bequemen und wollte lieber schiffen und fischen und als Händler umherziehen oder der Schweinezucht obliegen. Er blieb gutmüthig beim Alten, indeß der Deutsche unruhig drängte und verdrängte. Je völliger aber die gegenseitige Durchdringung der beiden Arten vollzogen wurde, wenn es dabei gelang, die schlimmsten Charakterzüge und sittlichen wie ökonomischen Versuchungen der slavischen Seite zu überwältigen, ein desto tüchtigerer Volksschlag mußte aus dieser Arbeit der Geschichte hervorgehen. Dabei hatte das Christenthum, welches mit den Eroberern zugleich kam, einen bedeutenden Theil der Leistung zu übernehmen. Ob es in der Zeit, in welcher es in den verschiedenen Slavenländern zuerst auftrat, dazu die volle Macht besaß, ist eine noch nicht genug erwogene Frage. Die karolingische Eroberung war mit dem Zwange zur Religionsänderung verbunden gewesen, die Bekehrung als politische Bürgschaft verlangt worden. Dies wurde maßgebend auch für die weitere Kolonisirung. Je später dieselbe stattfand, desto mehr war die Urgestalt des Christenthums den Bekehrern fremd geworden. Denn Niemand wird leugnen wollen, daß das Christenthum, welches der deutsche Orden nach Preußen trug, welches Otto von Bamberg den Pommern brachte, und welches die Schule des Bonifazius im Sachsenlande predigte, recht bedeutende Unterschiede zeigte, wenngleich das Kirchenthum nach dem Einheitsmaße von Rom dasselbe war. Das Christenthum brachte den Slaven zunächst fremde Herrschaft und kirchliche Abgaben (Bischofszins), daher es nicht sofort tief in's Herz des Volkes drang. Der Gegenkampf blieb nicht aus, und was die sächsischen Kaiser gewonnen, das verloren die salischen wieder."

Für den späteren Verlauf der deutschen Geschichte scheint dem Verf. als Hauptaufgabe vorgeschwebt zu haben, nachzuweisen, wie sich schon im Schoße des Reiches ein Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen vorbereitet habe, der allmählich immer schärfer hervortretend sich in Antagonismus verwandeln mußte. Daß bei dem daraus hervorgegangenen Kampfe Preußen Sieger bleiben mußte, und daß jedes Ereigniß der Geschichte der Neuzeit nur als ein Schritt aufgefaßt wird zur Erfüllung der Weissagung des deutschen Landes: „vom Fels zum Meer", die Einem Volke die Herrschaft deutschen Landes von den Alpen zum Meere anweist, erscheint dem Verf. als bis zur Evidenz bewiesen.

Nachdem er den siebenjährigen Krieg im Umriß gezeichnet, fährt der Verf. fort: „Die Herrschaft und das Uebergewicht war von den Bergen und Hochlanden in das norddeutsche Niederland herabgestiegen, das germanische Slavenland hatte eine glorreiche Stellung in der Weltgeschichte errungen. Deutschlands Arbeit im Mittelalter, das Wirken der Hohenstaufen und der von ihnen gehobenen und geistig an ihre Stelle getretenen Hohenzollern trug seine späte Frucht. Die Habsburger hatten Deutschland von der türkischen Barbarei errettet, darin aber und in ihrer verkehrten welschländischen Neigung, welche ihr Antheil des geistigen Hohenstaufen-Erbes war, ihre Kraft erschöpft und dem französischen Wesen nicht Widerstand leisten können. Gerade dieser Kampf Oesterreichs aber hat Preußen die Zeit und die Gelegenheit zum Wachsen gegeben."

Mag man nun auch mit den patriotischen Gefühlen und Hoffnungen des Verf. noch so sehr übereinstimmen, so sträubt sich doch ein Etwas in uns gegen das schrankenlose Herabsetzen Oesterreichs; sogar sein bisher unbestrittener Antheil an den Freiheitskriegen wird ihm hier arg geschmälert und bestritten.

Einen wie begeisterten Lobredner die neuesten Ereignisse und ihr glänzender Erfolg an dem Verf. gefunden, wird man nach dem Gesagten leicht ermessen können; ja, es gewinnt fast den Anschein, als sei nicht eine Rechtfertigung der ewigen Weltordnung, sondern nur die der preußischen Politik, besonders die der letzten Jahre, die eigentliche Aufgabe gewesen, die der Verf. sich gestellt. Den Werth der Neuheit können diese Ergüsse kaum mehr beanspruchen, wenn sie auch aus dem Munde eines hochgestellten Geistlichen eine eigene Bedeutung haben. Werthvoller erscheinen uns einzelne Charakterzüge Friedrich Wilhelms IV., die der Verf. aus eigenster Erfahrung mittheilt, und die das Streben des edlen, vielfach verkannten Fürsten in ganz neuem Lichte erkennen lassen.

Der Verfassungsfrage gegenüber steht der Verf. auf entschieden liberalem Standpunkt. Schon bei Gelegenheit der Freiheitskriege erkennt er an, „daß die deutsche Nation aus dem Kampfe mit einem glühenden Glauben an ihre eigene Größe hervorgetreten sei, und wie unmöglich das überschwellende Nationalgefühl wieder habe eingehäuft werden können in die engen, kleinlichen und nun in Scherben umherliegenden Formen des vorigen Jahrhunderts" ꝛc. Auf's Entschiedenste mißbilligt er daher die Demagogen-Verfolgungen. Der Drang nach ständischer Vertretung wird selbst in seinen Auswüchsen als ein berechtigter überall anerkannt, wenn auch der Verf. die beiden einzigen Vorbilder einer solchen: die englische Parlamentsverfassung und das französische Kammersystem, gleich unpassend für deutsche Zustände findet. Das, was er an dessen Stelle setzen möchte: Her-

stellung eines echten ständischen Prinzips für die Vertretung der einzelnen Lande (Interessen-Vertretung) scheint auf den ersten Blick noch größere Uebelstände als die gerügten mit sich zu führen: man möge diese Vorschläge am Ende des XII. Kapitels selber nachlesen.

So klar nun auch die Stellung des Verf. den politischen Fragen gegenüber, die die Gegenwart bewegen, aus dem Buche sich erkennen läßt, so schwer dürfte sein theologischer Standpunkt zu kennzeichnen sein, obwohl die beiden letzten Kapitel des Buches: „Das deutsche Christenthum" und „Das Reich Gottes" ausschließlich der Behandlung der im Buche selbst nur flüchtig berührten theologischen Fragen gewidmet sind.

Der Union z. B., die Friedrich Wilhelm III. im J. 1817 (zur Feier des dreihundert Jahre alten Reformationstages) in Preußen einführte, wird mit höchstem Lobe gedacht; sie ist in den Augen des Verf. eine höchst preiswürdige Einrichtung, ja, er geht sogar so weit, der deutsch-katholischen Bewegung, die er natürlich im Prinzipe vollkommen mißbilligt, doch zuzugestehen, daß sie den Gedanken der Zukunft, wenn auch als verfrühte Fehlgeburt, in sich trage (S. 446). Andererseits aber spricht er von einer Erscheinung, die gerade in diesem Augenblick die Gemüther aller Denkenden lebhaft beschäftigt, dem Protestanten-Verein, in folgenden Ausdrücken (S. 496):

„Es ist nöthig, von einer Partei zu reden, welche sich ganz besonders unter der Fahne der Union gesammelt hat und am lautesten die Union geltend macht. In verschiedenen Graden und Nüancen ist sie in ganz Deutschland, auch da, wo Union nicht besteht, vorhanden. Gesammelt hat sie sich neuerdings in dem sogenannten Protestanten-Verein. Daß wir diejenige Union, welche von dieser Seite gepredigt und als das Heil der Zukunft verkündigt wird, in unserer obigen Gradation der Unionsformen nicht mit aufgeführt haben, begreift sich leicht. Was wir unter Union verstehen und was der König Friedrich Wilhelm III. darunter verstanden hat, was seit der Reformation angestrebt wurde, das war die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten in Einer Kirche, so daß sie aufgaben, selbst jeder eine Kirche sein zu wollen, aber nicht aufgaben, eine Confession zu bleiben, oder, wenn sie auch dieses aufgaben, doch die Grundprinzipien der Reformation festhielten. Was aber der Protestanten-Verein als Union betrachtet, ist das Aufgeben aller Dogmen, aller Ergebnisse der Geschichte auf dem Gebiete des Glaubens und seiner Erkenntniß, ist das Neugestalten des Glaubens und der Glaubenslehre, und zwar nicht aus der heiligen Schrift, sondern aus dem „Gemeindeprinzip", d. h. aus der Art, wie in der Gemeinde die heilige Schrift sich abspiegelt. Diese Abspiegelung ist aber bedingt durch die sonstigen Anschauungen der Gemeinde, sei es der Mehrzahl, oder doch nur am Ende der sogenannten Gebildeten in der Gemeinde. Denn wollte man die Mehrzahl nehmen, so würde wohl eine rohe und höchst unklare Vorstellung des Christlichen maßgebend werden. Nimmt man aber die Gebildeten als den Spiegel, soll die moderne „Bildung", wie sie im Augenblicke steht, der Maßstab werden, an welchem die Zulässigkeit des Glaubensinhalts gemessen wird, so entsteht eine Umkehrung der Verhältnisse. Das Christenthum ist selbst das mächtigste Bildungselement der Nationen der Neuzeit, insbesondere der germanischen, geworden. Aber es hat nicht allein an ihnen gearbeitet. Die hellenisch-römische, also heidnische, Kultur hat ihren sehr wesentlichen Beitrag dazu gegeben, die Philosophie, aus diesen Quellen nicht allein, sondern auch aus indischen, ebenfalls heidnischen, schöpfend, hat das Ihrige beigetragen; der Pantheismus ist in die Philosophie, aus diesen sowohl wie aus jüdischen Gedankenkreisen eingedrungen, die ästhetische Kultur der Neuzeit, von großen schöpferischen Geistern getragen, hat ihr Werk gethan, die Naturwissenschaft, nur der Erfahrung folgend und selbständig forschend, hat Resultate ergeben, welche Manches zerstörten, das früher als zum Glauben und zur Religion gehörig betrachtet wurde; sie hat aber mit der Philosophie und zwar der falschen Philosophie, dem Pantheismus, Verbindungen eingegangen, aus welchen die Vernichtung auch desjenigen resultirt, was dem Glauben wirklich und wesentlich angehört, nämlich des Gedankens eines persönlichen Gottes und eines gotterschaffenen Geistes, und auch aus dieser Vereinigung sind Elemente in die moderne Bildung eingedrungen."

Nach einer sehr heftigen Polemik gegen diese Richtung und ihre Anhänger, in der er schließlich behauptet, sie könne in der Kirche gar nicht mehr geduldet werden, sondern dürfe nur wie die Freigemeinden oder die Juden zu derselben stehen, lenkt freilich der Verf. wieder einigermaßen ein, indem er sagt: „Es kann zugegeben werden, daß Christenthum und moderne Bildung sich näher zu rücken haben, und daß die Bewegung nicht bloß auf Seiten der Träger der letzteren sein muß. Es kann eine höhere Schätzung der peripherischen Wirkungen des Christenthums (als solche faßt er alle Bildung auf) in den Kreisen der Pfleger, Leiter und Diener der Kirche gefordert werden; es kann auf Scheidung dessen, was wirklich zum Glauben gehört, von dem, was rein in's Gebiet des Wissens fällt, gedrungen, es kann der Anspruch an Zurückhaltung der Kirche in ihrem Urtheil über die Wissenschaft erhoben werden."

Trotz der Herabsetzung der modernen Bildung, beweist das Buch, daß der Verfasser ein achtbares Theil davon sich zu eigen gemacht. Mindestens fraglich erscheint aber, welche Stellung derselbe in dem großen Kampfe der Geister einnehmen werde, der auf's Neue in deutschen Landen entbrannt ist, ein Kampf, der die ganze Menschheit in zwei entgegengesetzte Lager scheiden wird, ein Kampf, der keine Vermittelungs-Stellung mehr zuläßt, da er in letzter Consequenz auf seinen Fahnen die Worte: „Geist" und „Buchstabenglauben" tragen wird. Wird der Verf. es wirklich über sich und seine so klare Erkenntniß bringen können, sich ganz auf die Seite der Verfechter des Buchstabens zu stellen? Wenn dies geschieht, so kann es nur das Resultat eines harten inneren Kampfes sein.

Auf welcher Seite der Sieg in diesem neuentbrannten Streite zwischen Buchstabenglauben und Geistglauben schließlich bleiben wird, kann wohl keinem Unbefangenen zweifelhaft sein; betrachtet man aber die gewaltigen Rüstungen der Orthodoxie, so möchte man ausrufen wie ein hochstehender römischer Prälat mit Bezug auf die päpstliche Gewalt es kürzlich that: „Ehe der alte Löwe sich ergiebt, wird er seinen Käfig dermaßen erschüttern, daß Europa davon erbeben wird."*)

Die sozialen Reform-Bestrebungen unserer Frauen.**)

Frauenvereine für Volkserziehung und Erwerbsfähigkeit.

Daß die soziale Frage, die sich in der Gegenwart wieder mehr und mehr in den Vordergrund stellt, zugleich und ganz wesentlich eine Erziehungsfrage ist, tritt namentlich in der

*) Bunsen's Memoiren, herausgegeben von seiner Frau.

**) Entwurf zu einem Programm für Frauen-Vereine. Von Minna Pinoff. Breslau, Maruschke u. Berendt, 1868.

Frauenfrage mehr und mehr zu Tage. Das Verdienst, dies erkannt und mit großer Schärfe die Richtung bezeichnet zu haben, nach welcher hin eine Verbesserung der weiblichen Erziehung erstrebt werden muß, hat sich Frau **Minna Pinoff** in Breslau erworben durch ihre im vorigen Jahre daselbst herausgegebene Schrift: „**Reform der weiblichen Erziehung** als Grundbedingung zur Lösung der sozialen Frage der Frauen." Die Verfasserin hat in dieser Schrift ohne Umschweif und in freimüthigster Weise die Mängel in unserem seitherigen Unterrichts- und Erziehungswesen hervorgehoben und den Beweis geführt, daß uns bis jetzt noch jedes System für die weibliche Erziehung fehlt. Mag sie damit immerhin dem Stolze Derjenigen wehe gethan haben, welche ihr Urtheil über unser Unterrichts- und Erziehungswesen auf die Bewunderung desselben im Auslande gründen, ohne selbständig den Geist zu prüfen, der zur Zeit bei uns auf diesem Gebiete waltet, und ohne die Frucht dieses Geistes in Rechnung zu ziehen — besser doch ist es, den Schaden aufzudecken, als die Augen vor ihm zu verschließen und ihn krebsartig weiterfressen zu lassen. Und wenn man demungeachtet bei solchem Unternehmen mit Recht nach dem inneren Berufe des reformirenden Geistes fragt, so hat Frau Minna Pinoff bei ihrer seitherigen reformatorischen Thätigkeit auch diesen inneren Beruf in hohem Maße bekundet. Sittlicher Ernst und tiefe Begeisterung führen ihre Feder. Auch zeigt sie sich ihrer großen Aufgabe vollkommen gewachsen. Sie beschränkt sich nicht darauf, zu tadeln und zu kritisiren, sondern sie weist auch auf die Heilmittel hin; sie giebt Ideen an die Hand, sie zeichnet den Grundriß zu einem neuen, schöneren Bau. Mag ihre „Reform der weiblichen Erziehung" auch eben nur ein erster Versuch sein zur Begründung eines Systems der Erziehung des weiblichen Geschlechts, so ist er doch gewiß mit Dank anzuerkennen, und auch der prüfende Blick des Kritikers wird seine Freude haben an dem den vernünftigen Anforderungen der Gegenwart Rechnung tragenden logischen Ausbau des Ganzen.

Es freut uns, mit diesen Zeilen bereits auf eine neue Schrift der fleißigen Frau hinweisen zu können. Aus ihrer Feder erschienen soeben: „Die sozialen Reform-Bestrebungen unserer Frauen", ein Schriftchen, das nur 19 Seiten umfaßt und in der That programmartig gehalten ist. Frau Dr. Pinoff beschäftigt sich nämlich nicht bloß theoretisch mit der Frauenfrage, sondern wirkt auch auf praktischem Gebiete mit an der Lösung der sozialen Frage der Frauen, und wie sie in der letzten Weihnachtszeit in Breslau in Verbindung mit einigen anderen Frauen einen Bazar für Frauenarbeit gegründet und mit großer Aufopferung geleitet hat, so ist sie seitdem bemüht, einen die Verwirklichung ihrer Ideen anstrebenden Frauen-Verein in Breslau in's Leben zu rufen. Ihre neue Schrift ist also eben nur der Konstituirung dieses neuen Vereins als Programm vorausgeschickt; zugleich aber stellt diese Schrift im Allgemeinen die Zielpunkte fest, welche die Frauen-Vereine überhaupt zu erstreben haben. Daß diese Ziele wahrlich des Strebens werth und nicht zu niedrig ausgesteckt sind, wird folgende kurze Uebersicht ergeben.

Ueber die nächsten Zwecke, welche Frauen in vereinter Wirksamkeit zur Lösung der sozialen Reform-Bestrebungen der Frauen zu verfolgen haben, spricht sich die Verfasserin in folgender Weise aus: Die Wirksamkeit der Frauen-Vereine wird sich nach zwei Seiten hin zu erfüllen haben. Nach der einen Seite werden die Frauen-Vereine zur direkten Lösung der Arbeitsfrage der Frauen beitragen und somit die Erwerbsfähigkeit unter den Frauen durch entsprechende Mittel zu fördern suchen. Nach der anderen Seite hin werden sie eintreten für die gemeinnützigen Zwecke der Gesellschaft und dazu in erster Reihe die Volkserziehung sich zu ihrer besonderen Aufgabe machen. Also Erweiterung der Erwerbsfähigkeit der Frauenwelt und Einwirkung auf Volkserziehung sind gewissermaßen die Angelpunkte, um welche alle Thätigkeit der Frauen-Vereine sich dreht. In erster Beziehung stellt das Schriftchen selbst als nothwendig zu verfolgende Ziele hin: Erweiterung des Arbeitsgebietes der Frau, Sicherung einer freien gewerblichen Thätigkeit für die Frau und Bereitung eines auf genossenschaftlichen Prinzipien beruhenden wirthschaftlichen Bodens für die Frauenarbeit. Zu den gemeinnützigen Zwecken der Gesellschaft aber, für welche die Frauen-Vereine wirken sollen, rechnet die Verfasserin außer der in erster Reihe genannten Volkserziehung noch die Volksgesundheitspflege auf diätetischem Wege und die Erziehung der Kinder des Volkes zur Arbeit auf vernunftgemäßem Wege.

Zur systematischen Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frauen nun hält Frau Minna Pinoff für unerläßlich: 1) Die Errichtung von Erwerbsschulen (Schulwerkstätten, Industrieschulen für Mädchen). Die herkömmlichen Handarbeitsschulen, welche die Frauen-Vereine mit dem nothwendigen Arbeitsmaterial zu versorgen sich zur Pflicht machen sollten, sind allmählich in wirkliche Erwerbsschulen umzugestalten. Zugleich aber wird man darauf bedacht sein müssen, neben den hergebrachten weiblichen Handarbeiten auch noch alle die für Frauenhand und Frauengeschicklichkeit sich eignenden fachgewerblichen und kunstgewerblichen Arbeiten zum Gegenstande des technischen Unterrichts zu machen, um den Arbeitskreis auch nach dieser Seite hin zu erweitern und damit neue Erwerbsquellen der Frauen-Arbeit zu eröffnen. Daraus aber wird zugleich das Bedürfniß hervorgehen, mit den Erwerbschulen auch Gewerbeschulen für Mädchen einzuführen. — 2) Die Begründung von Erwerbsstätten zu genossenschaftlicher Arbeit. Diese Erwerbsstätten werden nicht allein der Arbeiterin jederzeit Gelegenheit zum Arbeiten geben dadurch, daß sie stets Arbeitsmaterial vorräthig halten und für Arbeitsaufträge reichlich Sorge tragen, sondern sie werden außerdem den Frauen Gelegenheit darbieten, sich vielseitige Ausbildung in den verschiedensten Arbeitszweigen anzueignen. Sie sollen allen Arbeiterinnen gleich den Kampf erleichtern, den sie unausgesetzt um ihr tägliches Brot zu kämpfen haben. Je vielseitiger die Frauenarbeit, und je mehr Erwerbsquellen den Frauen eröffnet werden, desto umfangreicher und verschiedenartiger werden auch die Erwerbs- und Arbeitsstätten sein. — 3) Die Begründung von Centralstellen oder Bazars für Frauenarbeit. Nächster Zweck derselben ist, die Erzeugnisse des weiblichen Fleißes und der Kunstfertigkeit durch Ausstellung und Verkauf vermittelst einer Association ohne den Zwischenhandel direkt dem Publikum zu vermitteln. Einer solchen Centralstelle liegt in ihrer consequenten Durchführung das Prinzip zu Grunde: eine Frauen-Genossenschaft zu organisiren, die sich neben dem gemeinschaftlichen Verkauf auf direktem Wege auch noch die Aufgabe stellt, durch genossenschaftlichen Großeinkauf den Arbeiterinnen billiges und gutes Arbeitsmaterial direkt aus den Fabriken zu sichern. Damit ist zugleich ein Vorschuß-Verein in Aussicht genommen, durch welchen vermittelst Spareinlagen den Frauen der Kredit gesichert wird. Der permanente Bazar wird zugleich einen ästhetischen und ethischen Einfluß auf die Frauen üben: einen ästhetischen durch Bildung des Geschmacks und einen ethi-

schen dadurch, daß mit der Anerkennung der weiblichen Arbeitskraft die Liebe zur Arbeit in der Frau angeregt werden, und daß die Selbstachtung ihrer eigenen Person daraus hervorgehen wird; sie wird damit den sittlichen Halt für das Leben gewinnen. — 4) Die Vermittelung der Frauenarbeit. Den geeigneten Vermittelungsplatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer bildet die Central-Arbeitsstätte.

Zu dem Kreise der weiblichen Thätigkeit im Dienste der Gesammtheit aber gehört vor Allem die Volkserziehung. Eine bessere und rationelle Volkserziehung ist der Grundpfeiler alles volkswirthschaftlichen Strebens. Tüchtige und gediegene Frauen zu erziehen, ist demnach die Hauptaufgabe. Die Erziehung des Volkes dann vertrauensvoll in ihre Hände zu legen, wird die Konsequenz sein, die sich hieraus naturnothwendig ergiebt. — Als diejenigen besonderen Institute aber, welche dazu dienen sollen, eine bessere Volkserziehung unter den arbeitenden Klassen anzubahnen, indem sie gleichzeitig in ihrer Eigenschaft als Berufs- und Arbeitsstätten die Lehrstätten werden sollen, in welchen unsere künftigen Frauen einer bewußteren und einsichtsvolleren Berufsthätigkeit entgegengeführt werden, bezeichnet die Schrift: 1) Die Kostkinder-Pflegestätten und Krippen. Die Kostkinder-Pflegestätten sollen dazu dienen, die der mütterlichen Sorge und Pflege entbehrenden Kinder des Volkes auf natur- und vernunftgemäßem Wege zu erziehen, andererseits aber Mädchen und Frauen Gelegenheit geben, das Geschäft der Erziehung rationell zu üben, Kindergesundheits- und Krankenpflege zu lernen, wie diese durch zweckmäßige Ernährung, Kultur der Haut durch Waschungen und Bäder, durch Heilgymnastik u. dgl. zu ermöglichen sei. Diese Anstalten sollen also gleichzeitig dazu dienen, die Mädchen und Frauen für den Kinderpflegedienst, für ihre Berufspflichten als Kinderpflegerinnen und Wärterinnen zu erziehen. Diese Kostkinder-Pflegestätten sollen sich streng von den Findelhäusern dadurch unterscheiden, daß sie nur eine Anzahl von höchstens zwanzig Kindern in Pflege nehmen. Die Krippen haben bekanntlich folgende Einrichtung: Die Mutter aus dem Volke, die auf Arbeit geht, bringt ihr Kind, das bis jetzt unbewacht im Hause zurückgeblieben, in die Krippe, kommt Mittags, um den Säugling zu nähren und holt ihn Abends, wenn sie von der Arbeit kommt, wieder ab. Den Tag über wird das Kind in der Krippe beschützt, gepflegt und ernährt. — 2) Die Volkskindergärten in erweiterter Gestalt. Der erweiterte Kindergarten, wie ihn Frau Minna Pinoff in ihrer „Reform für weibliche Erziehung“ näher beschrieben hat, werde als weibliche Berufsschule die eigentliche Bildungsstätte für das gesammte weibliche Geschlecht. — 3) Die Volksküchen, die einen bis jetzt noch nicht geahnten Werth für die Diätetik und Gesundheitspflege des Volkes haben. — 4) Die Waschanstalten, welche den arbeitenden Klassen auf dem billigsten Wege die Gelegenheit zur Ordnung und Sauberkeit in Kleidung und Haltung ihres Körpers darbieten sollen.

In zwei weiteren Abschnitten bespricht die Verfasserin sodann die Wirksamkeit der Frauen-Vereine für die sittliche und geistige Fortbildung der weiblichen Jugend und giebt auch hier recht beachtenswerthe Winke. Sie verlangt höhere Fortbildungs-Anstalten und Lehrstätten, welche denjenigen Mädchen, die eine höhere Befähigung und Neigung haben, sich geistig fortzubilden, für wissenschaftliche und praktische Lebenszwecke systematische Anleitung dazu geben sollen. Für die praktischen Lebenszwecke sind Gewerbe-, Kunst-, Oekonomie- und Handelsschulen zu errichten. In Betreff der wissenschaftlichen Bildung aber wird es ganz besonders die Erziehungs-Wissenschaft sein, mit der sich die Frauen in Zukunft eingehender beschäftigen mögen. Außerdem aber sollen auch die Naturwissenschaften der Frauen Auge offen erhalten für das Weben und Leben der sie rings umgebenden Natur, speziell aber die Botanik, die Chemie, die Gesundheitspflege, im Besonderen die Gesundheits- und Ernährungslehre, die Hauswirthschafts- und Waarenkunde, die Volkswirthschaftslehre immer mehr zum geistigen Gemeingut der Frauen werden. Doch soll man den Geist nicht auf Kosten des Körpers ausbilden. Die Bildung des Geistes werde der Frau zum köstlichsten Schmucke, aber sie beraube sie niemals ihrer ursprünglichen Thatkraft, sie werde ihr nicht zum Selbstzweck allein, sondern nur zum mächtigen Mittel für ihr Wirken und Streben. Denn nur praktisches Wirken, das von Geistes- und Gemüthsbildung gleichzeitig beseelt wird, kann die Frau zur wahren Hoheit führen.

Die Einzelkraft der Frau ist ohnmächtig, und durch die überhand nehmende Ehelosigkeit wird die Frau immer mehr isolirt. Sie kann nur durch die Genossenschaft den ihr so nothwendigen Anschluß wieder gewinnen, der ihr in ihrer isolirten Stellung sittlichen Schutz gewährt, ihre Rechte nach Außen vertritt, sie sozialökonomisch befreit. Auf deutschem Boden aber stehen allen derartigen Bestrebungen noch machtvolle Vorurtheile entgegen, die zuerst überwunden werden müssen. Gelingt dies, so wird manches bis jetzt unausgefüllte Frauenleben anstatt der inneren Leere, an der es krankt und dahinsiecht, durch das befriedigende Bewußtsein, der Gesellschaft sich nützlich machen zu können, neue Lust und erhöhtes Interesse am Leben gewinnen.

Dies führt die Verfasserin schließlich zu der Organisation der Frauen-Vereine. Sie hat für die Thätigkeit derselben, wie wir sehen, ein reiches Feld abgesteckt, und vielleicht schreckt selbst manche entschlossene Frau, manch muthiges Herz vor der Größe der Aufgabe zurück, während Andere vielleicht von leeren Idealen, von unausführbaren Wünschen sprechen werden. Aber Frau Minna Pinoff hat Recht: Alle Vereine, die bis jetzt für Kindererziehung, Armenpflege, Dienstboten-Erziehung, Arbeitsvermittelung und Aehnliches existiren, bleiben dem großen Ganzen gegenüber unwirksam, weil dieselben meist von einer eng begränzten, in sich beschränkten specifischen Corporation ausgehen und darum nicht den umfangreichen Einfluß auf die Gesammtheit ausüben können. Sie schlägt deshalb eine Organisation aller Kräfte vor zur gemeinsamen Lösung der großen Fragen der Zeit. Sie will eine Centralisation geschaffen sehen, die jedoch derartig eingerichtet sein soll, daß einzelne Bezirks-Abtheilungen selbständig für sich wirken und keine bureaukratische Umständlichkeit die einzelnen Bezirke in der Ausübung ihrer Wirksamkeit hindern.

Auch die Mittel zu solch umfassenden Erwerbs- und Erziehungs-Aufgaben werden zu beschaffen sein. Wenn man berechnet, sagt die Verfasserin, wie viel Jahr aus Jahr ein die Armen-, Kranken- und Zuchthäuser verzehren, dann, sollte man glauben, müßten auch die Mittel dazu zu finden sein, jene Zwangsinstitute durch so einfache und natürliche Einrichtungen zu paralysiren. Wir brauchen sicher weniger Armen-, Siech- und Zuchthäuser, wenn die Jugend auf diätetischem Wege mit gesunder Kost und Pflege planmäßig zur Arbeit erzogen und ihr jederzeit Gelegenheit zum Arbeiten gegeben wird. Das ist die große Aufgabe der Civilisation, der Humanität der Zukunft. Aber freilich ist dazu ein entschlossener, ernster und ausdauernder Wille erforderlich. Nur der fördernde Wille der Gesellschaft kann in gesammter Vereinsthätigkeit das große Gebiet der praktischen Lösung vorbereiten und vollenden.

Das Schriftchen, wie klein es auch ist, giebt doch der Frauenwelt, überhaupt aber Allen, die mit lebendigem Eifer für die Verbesserung unserer sozialen Zustände wirken, recht viel zu denken. Möge es fleißig gelesen werden. Der Frau **Minna Pinoff** aber wollen wir wünschen, daß ihr edles Wirken auf dem theoretischen und praktischen Gebiete der Frauenfrage immer schönerer Erfolge sich erfreue. H—r.

Karl Frenzel's „Neue Studien."*)

Obwohl man dem Buche seine Entstehungsart noch anmerkt, denn es besteht aus meistentheils für die „National-Zeitung" geschriebenen Feuilleton-Artikeln, so ist es dem geschätzten Verf. doch gelungen, einen rothen Faden durch das Ganze zu ziehen: die Begeisterung für alles Hohe und Große, das auf den Gebieten der Kunst, der Poesie und der Geschichte zu Tage getreten. Was den Verfasser ganz besonders von den meisten Feuilletonisten unterscheidet, ja, wodurch er über alle emporragt, das kommt namentlich in diesen „Neuen Studien" zur Geltung, und zwar sein reiches, fast blendendes Wissen, die Kühnheit, mit der er die gewöhnliche Heerstraße alltäglicher Urtheile verläßt und von seinem ganz besonderen Standpunkte aus den bunten Erscheinungen des Lebens neue Seiten abzugewinnen weiß.

Schon der erste Abschnitt: „Das Moderne in der Kunst" sucht reichere schaffende Kräfte aus den alten, vielleicht auch veralteten Geleisen hinauszudrängen und sie zu ermuthigen, die Fragen und Probleme, die uns jetzt Alle bewegen, künstlerisch zu verwerthen und zu gestalten. Die Dichtung hat sich von der Bühne abgewandt und in den schärfsten Gegensatz zum Publikum gesetzt, behauptet der Verfasser, und fährt dann fort: Gewiß ist das Publikum daran schuld, denn es läßt sich von Knaben und Dirnen seelisch ohrfeigen; zum „Nein!" hat es keine Energie mehr und ist an das Gift der Frivolität schon so gewöhnt, daß es wie König Mithridates nicht mehr davon sterben kann. Den wahren Dichter mag es Ueberwindung kosten, der Menge entgegen zu kommen; aber begeht er nicht ein größeres Unrecht, wenn er der Bühne, die einst der Stolz des deutschen Volkes war, verächtlich den Rücken kehrt? Auf ihren Brettern sollen sich Ideal und Realität ausgleichen, soll der „moderne" Geist in der Kunst zur edelsten Erscheinung kommen und zur Erziehung und Bildung des ganzen Volkes beitragen.

Es würde uns viel zu weit führen, das Für und Wider über diese Ansichten zu erörtern; jedenfalls enthält der interessante Aufsatz beherzigenswerthe Fingerzeige, die allgemeine Beachtung verdienen. — Ebenso durchaus modern, mit traditionellen Vorstellungen brechend, ist der Abschnitt über Victor Hugo's soziale Romane. Niemals sind die großen Schwächen und poetischen Auswüchse in den Schöpfungen des berühmten französischen Dichters schärfer und schlagender dargelegt worden, als in der vorliegenden Skizze, die zu den brillantesten der ganzen Sammlung gehört. In einem folgenden Essay skizzirt der Verfasser Edgar Poe. Wir theilen nicht ganz die Begeisterung für diesen großen amerikanischen Dichter, dessen wilde, phantastereiche Schöpfungen ein deutsches Gemüth niemals anheimeln werden; aber gerade dieser Artikel giebt am meisten Kunde von der Versatilität des Verfassers, welcher selbst den heterogensten Erscheinungen in der Kunst und Poesie stets die charakteristischen Merkmale abzugewinnen weiß.

Am Wenigsten sind wir mit dem Artikel über den „historischen Roman" einverstanden; es will uns doch bedünken, als ob der Verfasser etwas zu sehr pro domo plaidirte. Jedenfalls sind die Akten über den Werth oder Unwerth des historischen Romans noch nicht geschlossen.

Mag nun auch der Verfasser in den folgenden Artikeln, „die Wandgemälde Kaulbach's", „Ernst Renan's Apostel" oder Anderes skizziren, immer zeigt er sich als feinsinniger Geist, der seine Anschauungen und Gedanken in blendendster Form wiederzugeben vermag. Was Karl Frenzel mit seinen „Neuen Studien" gewollt hat: anregen und die Arena des Geistes durch sein Auftreten zu einem Tummelplatze neuen, höheren Lebens machen, das hat er in seinen Leserkreisen zweifellos völlig erreicht. Die höchst interessante Sammlung wird sonach gewiß auch nach vielen andern Seiten hin Leben und Bewegung hervorrufen, vielleicht auch manchen Widerspruch erfahren. Damit hat sie aber ihre Aufgabe erst vollständig erfüllt.

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann), 1868.

England.

R. H. Major: Prinz Heinrich der Seefahrer.*)

Eine Besprechung über die sehr gründliche, aus dem sorgfältigsten Quellenstudium hervorgegangene und dabei sehr populär gehaltene Arbeit, welche Mr. **R. H. Major** soeben über das Leben und die Arbeiten des großen Portugiesen, Prinzen Heinrich's des Seefahrers, veröffentlicht hat, dürfte kaum besser eingeleitet werden, als durch die Worte, in welchen sich der Verfasser Eingangs seines Buches über die Gründe zur Abfassung desselben ausspricht. Er sagt:

„Das tiefe Geheimniß, das seit Erschaffung der Welt einen großen Theil des Oceans umhüllte und die eine Hälfte des Erdballs der Kenntniß der auf der andern Hälfte desselben lebenden Menschheit entzog, hatte für Prinz Heinrich den Seefahrer ein edles Bild der Thätigkeit reservirt. Bis zu der Zeit, in welcher er lebte und wirkte, war der Verkehr der Menschen unter einander in enge Gränzen gebannt, beschränkte sich auf Berge und Ebenen, Länder und Flüsse und Küstenstrecken. Prinz Heinrich war es, der zuerst den Gedanken faßte, **durch das unbekannte, gränzenlose Weltmeer eine Straße zu bahnen**, die viele Gefahren, aber noch weit reichere Verheißungen bot. Der Sohn eines Königs, verzichtete er auf die Genüsse des Hoflebens und nahm seinen Wohnsitz auf der kleinen, unwirthbaren Halbinsel **Sagres**, auf der südwestlichsten Spitze Europas, mit der Aussicht auf die unermeßliche, geheimnißvolle Fläche des Weltmeers. Und wenn wir, auf der Zinne unserer heutigen Wissenschaft stehend, die Straßen überblicken, welche ihre Furchen durch die Welt der Gewässer ziehen und seit vier und einem halben Jahrhundert zur Entdeckung so

*) The Life of Prince Henry of Portugal, surnamed the Navigator and its Results. By Richard Henry Major, Keeper of the Department of Maps and Charts in the British Museum, and Hon. Sec. of the Royal Geographical Society. London and Berlin, A. Asher and Comp., 1868.

vieler mächtiger Länder und Reiche geführt haben, wenn wir ihre Uranfänge verfolgen, so werden wir finden, daß sie sämmtlich ausgegangen sind von Sagres, dem öden, unwirthbaren Felseneiland und dessen königlichem Bewohner.

„Das Auffinden des Seewegs nach den „Thesauris Arabum et divitis Indiae", von denen nur noch halb vergessene, fabelhaft klingende Sagen berichteten, war die Lebensaufgabe, welche Prinz Heinrich sich gestellt hatte, eine Aufgabe, die in eine unbekannte Ferne reichte, Gefahren, die für unüberwindlich gehalten wurden, mit sich brachte, ganz ungewöhnliche Mittel und eine seltene Vereinigung von Muth, Ausdauer und Kenntnissen erheischte.

„Um sich eine richtige Vorstellung von der ganzen Tragweite des Gedankens, der Größe des von dem Prinzen entworfenen und verfolgten Planes zu machen, muß man ihn in Zusammenhang mit der Periode, in welcher er entstand, betrachten. Man hat das fünfzehnte Jahrhundert mit Recht „das letzte der finstern Jahrhunderte" genannt, aber das die Finsterniß verscheuchende Licht hatte noch nicht zu dämmern begonnen, als Prinz Heinrich mit prophetischem Vorgefühl im Geiste ein von ihm vermuthetes Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffte und den Seeweg nach Indien fand. Noch machte keine Presse der Welt die aufgehäuften Wissensschätze der Vergangenheit zugänglich. Noch hatte der Kompaß, obgleich bereits erfunden und im Gebrauch, nicht kühne Seefahrer ermuthigt, die Küsten zu verlassen und sich in's offene Meer zu wagen; noch existirten keine Seekarten, dem Schiffer Wegweiser für die gefährlichen afrikanischen Küsten zu sein, noch erhob kein Leuchtthurm sein freundliches Haupt, ihn vor Klippen und Untiefen zu warnen oder am heimischen Strande willkommen zu heißen. Die wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel, welche die Entdeckung einer halben Welt ermöglichten, mußten erst geschaffen oder entwickelt werden. Und trotz aller dieser Schwierigkeiten sammelte der Prinz ein reiches Material für die wissenschaftliche Begründung seines Vorhabens aus den Werken alter Geographen, studirte er unermüdlich Mathematik, Navigation und Kartographie und gewann mit fürstlicher Freigebigkeit die Mitwirkung der kühnsten und geschicktesten Seefahrer aller Länder.

„Mit Staunen und Bewunderung blicken wir auf das kühne Unternehmen, das ein Menschenalter später dem unsterblichen Columbus gelang und das Band zwischen der alten und neuen Welt ward; in der That waren es aber die Forschungen des Prinzen Heinrich, auf welche dieses Unternehmen fußte, und dennoch, wie Wenige giebt es selbst in England, dem Lande der Seeleute, die den Namen des erlauchten Mannes, des eigentlichen Begründers maritimer Entdeckungen kennen? Läßt der Erfolg einer kühnen, weittragenden Idee länger auf sich warten, als das Leben dessen währt, in dessen Kopf sie entsprungen, so vergißt die Welt sehr leicht den Urheber über den Resultaten, denen sie zujauchzt. Diese Ungerechtigkeit manifestirt sich recht deutlich in Prinz Heinrich's Fall und macht es zur Pflicht, seinen Namen der Vergessenheit zu entreißen und mit dem Ruhm zu umkleiden, der ihm gebührt.

„Rühmt sich England, in Folge seiner maritimen Entdeckungen, ein Reich geworden zu sein, in dem die Sonne nicht untergeht, so möge es sich dankbar erinnern, daß Derjenige, welcher ihm dazu den Weg bahnte, der Sohn des größten Königs, der je auf Portugals Thron saß, und einer englischen Fürstin war."

Mit diesem Hinweis auf die wenigstens theilweise englische Abstammung des Prinzen Heinrich scheint uns der Verfasser dem durch seine Auseinandersetzung doch möglicherweise verletzten Nationalgefühl seiner Landsleute ein Pflaster auflegen zu wollen. In einem folgenden Kapitel setzt er auseinander, daß Prinz Heinrich, geboren den 4. März 1394 zu Oporto, ein Sohn Königs João I. von Portugal und Philippa's von England, mithin ein Neffe König Heinrich's IV. und ein Urenkel Eduard's III. gewesen sei.

Das Buch beschäftigt sich nun eingehend mit einer Schilderung dessen, was damals von der Erde bekannt, was bereits entdeckt und wieder in Vergessenheit gerathen war; es giebt ein anschauliches Bild von dem Leben des Prinzen Heinrich auf Sagres, wie er seinen Wahlspruch „Talent de Bien Faire" unausgesetzt zur That zu machen bestrebt war und sich nicht nur den eifrigsten Studien hingab, sondern auch eine Schule für Navigation und Kartographie errichtete und bei seinen Beschäftigungen mit den Wissenschaften doch nicht versäumte, auch als Krieger, wie z. B. bei der Eroberung von Ceuta, Lorbeeren zu pflücken.*)

Auf die verschiedenen Entdeckungen übergehend, welche auf Anregung und unter thätiger Mitwirkung des Prinzen Heinrich gemacht wurden, erwähnt der Verfasser die Wiederentdeckung Madeira's, Porto-Santo's und der Capverdischen Inseln im Jahre 1418—20 und die Umseglung des Kap Bogador durch Gil Eannes, 1434—36; ferner die Expedition nach der Küste von Afrika bis zur Bay von Arguin, von 1441—44; die Expedition nach Senegambia bis zum Rio Grande, 1445—48, und die Entdeckung von Gambia durch Cadamosto im Jahre 1455 bis 1456.

Alle diese Erfolge fallen in die Lebenszeit des Prinzen; die ungleich größeren und die Krönung dessen, was er mit unermüdlichem Eifer angestrebt, sollten sich erst nach seinem 1460 erfolgten Tode verwirklichen. Die Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung durch Bartholomäus Diaz, 1487, die Entdeckung Amerika's und endlich die erst um das Jahr 1500 durch Maghellan bewirkte Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung und die Auffindung des Seewegs nach Ostindien durch Vasco de Gama.

Mr. Major nimmt ferner Gelegenheit, nachzuweisen, daß auch die Nilquellen Victoria- und Albert-Nyanza und der Tanganyika-See den Portugiesen bekannt gewesen, aber wieder vergessen, mithin von Burton, Speke und Sir Samuel Baker nur von Neuem entdeckt seien. Bemerkenswerth ist ferner, daß sich auch dieser englische Autor, wie so oft deutsche und andere Autoren genöthigt sieht, an verschiedenen Stellen seines Buches französischen Anmaßungen entgegenzutreten. Mit Nachdruck und Erfolg weist er die Behauptung zurück, daß Amerika von Columbus unter französischen Inspirationen entdeckt und daß das Kap der guten Hoffnung von Franzosen aufgefunden sei.

Die schwächste Stelle der ganzen Arbeit scheint uns die,

---

*) Ueber den großen, auch von Alexander von Humboldt hochgestellten Vorgänger des Amerikaners Maury auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Herstellung von Seekarten und der Ermittelung der besten Seewege hat vor einigen Jahren bereits ein Deutscher, Hr. Gustav de Vere in Danzig, eine auch in Portugal selbst mit vieler Anerkennung und Dankbarkeit aufgenommene Schrift: „Prinz Heinrich der Seefahrer", herausgegeben. Mr. Major verschweigt auch keineswegs die verdienstliche Arbeit unseres Landsmannes, doch fügt er, wie uns scheint, mit Unrecht, einen Tadel des Bildnisses bei, das Herr de Vere seiner Schrift nach einem in Portugal befindlichen Originalgemälde beigegeben hat. Das von Herrn de Vere gelieferte Bildniß des Prinzen scheint nicht minder genuin, als das in dem Buche des Herrn Major.

D. P.

wo der Verfasser seinen Helden von dem Vorwurfe zu reinigen sucht, ein Urheber des Sklavenhandels zu sein. Er weist darauf hin, daß der Gebrauch, Ueberwundene zu Sklaven zu machen, sich aus den ältesten Zeiten herschreibe und bei den gebildetsten Völkern bestanden habe, was wohl Niemand bestreitet; auch ist es schwerlich Jemandem eingefallen, Prinz Heinrich und die Portugiesen in diesem Sinne die Urheber der Sklaverei zu nennen; wohl aber schreibt sich erst von ihren Eroberungen in Afrika die Ueberführung der Negersklaven nach Europa her und was auch zur Vertheidigung dieser Thatsache gesagt wird, kann sie doch Mr. Major nicht leugnen, obgleich auch wir gern zugeben, daß der schmähliche Sklavenhandel, den das freie Amerika bis vor wenigen Jahren getrieben, keine Aehnlichkeit mehr hat mit der milden Behandlung, welche die Portugiesen des fünfzehnten Jahrhunderts den gefangenen Afrikanern angedeihen ließen.

Trotz dieser kleinen Ausstellungen halten wir aber die Arbeit des Herrn Major für ein schönes, würdiges Denkmal eines hochverdienten Mannes und für ein gediegenes wissenschaftliches Werk, das die wärmste Anerkennung verdient.

Holland.

Die Vondel-Literatur im Jahre 1867.

Am 18. Oktober v. J. wurde zu Amsterdam das Standbild eines Mannes enthüllt, welchen die Holländer noch heutzutage, und mit Recht, als den größten ihrer Dichter verehren, — und dem gegenüber die Errichtung obiger Statue gewissermaßen zur Nationalverpflichtung geworden war — wir meinen Joost van den Vondel. — Hundertachtundachtzig Jahre sind seit dessen Tode (1679) verflossen, bis ihm ein, seiner würdiges, Denkmal errichtet wurde. Von der Größe ihrer Verpflichtung durchdrungen, haben aber die Niederländer auch Alles aufgewendet, um sich in würdiger Weise derselben zu entledigen. Schon seit Jahren bestanden wohlorganisirte Comité's zur Einsammlung von Beiträgen, welche sich nicht nur über ganz Holland, sondern selbst über das benachbarte Belgien erstreckten. In letzterer Zeit war z. B. der kürzlich im „Magazin" als Germanisten-Feind genannte, vlamische Dichter, Dr. J. Nolet de Brauwere van Steeland Vorstand des belgischen Central-Comité's für Errichtung des Vondel-Denkmals zu Amsterdam. Zugleich wurden öffentliche Vorlesungen veranstaltet, welche meistens den Dichter zum Gegenstand hatten, und deren Ertrag demselben Zwecke zugewendet wurde. Sogar einzelne Druckschriften, deren Reinerlös gleichfalls dem Vondel-Fonds zu Gute kommen sollten, entstanden auf diese Weise; wir erinnern beispielsweise nur an die vor vier Jahren erschienene interessante Abhandlung von A. S. Kok, welcher Vondel in einigen seiner bedeutenderen Frauengestalten betrachtete, und dadurch einen schätzenswerthen Beitrag zur Würdigung der dramatischen Werke dieses Dichters lieferte.

Daß das Jahr selbst, wo der ersehnte Zweck endlich erreicht, wo Vondel's Standbild in der Stadt seines Wirkens, wenn auch nicht seiner Geburt (er war 1587 in Köln a/Rh. geboren), enthüllt werden sollte, besonders reich an literarischen Erscheinungen über den Dichter sein würde, war vorauszusehen. Diese Voraussicht wurde auch in der That nicht getäuscht; wie bei allen derlei Anlässen, wimmelten die Schriften und Schriftchen, die Aufsätze und Gedichte. Die ohnehin sattsam bekannten Lebenseinzelnheiten des vielverfolgten, unglücklichen Mannes mußten neuerdings zu kurzen, biographischen Abrissen, — „Levensschetsen", wie die Holländer sie nennen, — herhalten*); Blumenlesen aus seinen Gedichten kamen bald in besserer, bald in schlechterer Auswahl heraus**); ein unbekannter Verfasser, unter dem Pseudonym „de oude Joost" (der alte Jobst) läßt sogar den in seiner Grabesruhe gestörten Geist Vondel's durch den „Wandelpark" in Amsterdam schweben***) und kleidet dieses sonderbare Phantasiegebilde in das Gewand eines poetischen Sermons. Aber auch andere poetische Versuche zauberte der längst dahingeschiedene Dichterfürst im verflossenen Jahre hervor; wir erwähnen hier u. A. nur den eines gewissen H. J. Schaepman, der Vondel überhaupt in einem langathmigeren Gedichte besang †).

Wenn auch der weitaus größere Theil dieser Literatur nur einen sehr untergeordneten Werth besitzt und in den häufigsten Fällen den Stempel der Geschäftmacherei an sich trägt, so sind trotzdem auch einige Abhandlungen darunter zu finden, welche von der Allgemeinheit vortheilhaft abstechen: so lieferte der dem holländischen Dichter des 17. Jahrhunderts von Vielen sehr verübelte Uebertritt zum katholischen Glauben dem Herrn Professor am Seminar Hageveld, G. F. Drabbe, Anlaß zu einer ebenso interessanten, als wohl im katholischen Sinne gehaltenen Erörterung††) dieser Frage, welche, — wenn wir uns recht entsinnen, — vor mehreren Jahren auch von P. Alberdingk-Thijm in der Kuhn'schen Theologischen Quartalschrift Würdigung fand.

Was aber besondere Erwähnung verdient, ist, daß auch in Deutschland das abgelaufene Jahr einige „Vondel-Erscheinungen" mit sich brachte. Sogar ein Geistesprodukt des niederländischen Dramatikers wurde uns Deutschen durch Hrn. G. H. de Wilde zugänglich gemacht, der sich der nicht geringen Mühe unterzog, das Trauerspiel „Gysbrecht van Aemstel" metrisch in's Deutsche zu übersetzen†††). Das Buch, welches bei Brockhaus in Leipzig erschien, ist schon zu alt, um noch einer Besprechung zu bedürfen; wenn die Jamben auch eben nicht sehr gut sind — so war dafür der Wille desto besser, denn, obgleich von Anachronismen und anderen Lächerlichkeiten strotzend, ist der „Gysbrecht van Aemstel" noch immer am besten geeignet, die holländische Individualität des Dichters zu repräsentiren. Im „Deutschen Museum" von Rob. Prutz und K. Frenzel veröffentlichte der Privatdocent an der Königsberger Universität, Dr. August Hagen, der bekannte Verfasser der „Norica", eine Reihenfolge von Aufsätzen über Vondel's Bühnenstücke†*), — worin er auf den Nutzen der Kenntniß der uns

*) Joost van den Vondel, zijn portret, levensbeschrijving en dichtwerken. Amsterdam, Oosterhout, 1867.

**) Levensschets van Joost van Vondel, benevens eene bloemlezing mit zijne gedichten. Amsterdam, E. S. Witkamp, 1867.

***) De gestoorde geest van Joost van Vondel, zwevende door het wandelpark te Amsterdam. Amsterdam, Schuurmans, 1867.

†) Vondel. Een gedicht. Amsterdam, C. L. van Langenhuijsen, 1867. 8.

††) Vondel's overgang tot de katholieke kerk. Leiden, J. W. van Leeuwen 1867. 8.

†††) Gysbrecht van Aemstel. Trauerspiel von Joost van den Vondel, aus dem Jahre 1637. Aus dem Holländischen übertragen durch G. H. de Wilde. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867. 8. 96 S.

†*) Die Trauerspiele Joost van den Vondel's. „Deutsches Museum". Jahrg. 1867. Nr. 40 ff.

fremd gewordenen Literatur der Holländer zur Aufklärung unserer älteren deutschen Dichtkunst hinweist, und in die Analyse einzelner Tragödien eingeht — von der uns aber leider nur der erste Artikel zu Gesicht kam. F. v. Hd.

Belgien.

Die Sprachenverwirrung in den belgischen Städten.

In Brüssel ist in diesen Tagen ein Aufruf an die Einwohner erlassen worden, die außer Mode gekommene, alte städtische Kirmeßfeier wiederherzustellen, um dadurch einer ansehnlichen Zahl von Kleinbürgern und Gewerbetreibenden den ihnen jetzt so sehr fehlenden Geldverdienst zuzuführen. In dem französisch geschriebenen Aufrufe heißt es unter Anderm: „Warum hat in diesem alten vlamischen Lande die Stadt Brüssel allein die Traditionen ihrer Vergangenheit eingebüßt?" Die für die Sache der Volkssprache in Flandern agitirenden Blätter antworten auf diese Frage:

„Brüssel hat die Traditionen seiner Vergangenheit eingebüßt, weil unsere Regierenden nicht aufgehört haben, die traditionelle vlamische Sprache von Brüssel bis auf den Grund zu unterminiren. (Wie man vernimmt, steht es nicht einmal auf dem Lehrplane des jungen Herzogs von Brabant, des Thronerben von Belgien, diese Sprache zu lernen, und auch der jetzige König hat von dem berühmten Schriftsteller Conscience, der einer seiner Lehrer war, kein Vlamisch erlernt.) Eine fremde Sprache ist bei den Auserwählten der Bevölkerung privilegirt. Die höheren Schulen, die Gymnasien und die Mittelschulen ertheilen ihren Unterricht ausschließlich französisch. Seit dem J. 1830 ist an die Stelle der niederländischen Sprache, die bis dahin vorgeherrscht und welche die holländische Regierung den Wallonen aufdrängen wollte, die Unterdrückung getreten, die das französische Idiom gegen die vlamische Bevölkerung übt. Die Stadtverwaltung von Brüssel übertrifft in diesem Punkte sogar noch die belgische Regierung.

„Davon rührt nun die lächerliche Situation her, in welcher sich der größte Theil unserer Städte und besonders Brüssel befinden. Der wohlhabendere Theil der heimischen Bevölkerung drückt sich gewöhnlich in einem französischen Patois aus und hat oft das Vlamische vergessen, während das eigentliche Volk nur vlamisch versteht und spricht. Die Folgen eines solchen Zustandes kann man sich leicht denken: es giebt in Brüssel keine Gemeinsamkeit der Ideen, keinen gegenseitigen Austausch der Gedanken zwischen der Bourgeoisie einerseits und dem Kleinbürgerthum andererseits. Und man täusche sich nicht; gerade die Kleinbürger, der Gewerbestand und die arbeitenden Klassen, sind es, die das Geld zur Erhaltung aller jener Werkzeuge der Civilisation liefern, welche man Schulen, Universitäten &c. nennt.

„Es ist beklagenswerth, daß man in Belgien nicht das System der Schweiz befolgt, dem die Achtung vor der Sprache des Volkes als Grundlage dient. Leider nehmen die Unzuträglichkeiten unseres Systems mit jedem Tage zu, da die heranwachsende Generation mehr und mehr unter dem Einflusse unserer einsichtslosen Regierung und unseres ausschließlich französischen Schulunterrichtes erzogen wird."

Merkwürdig genug, weiß in Belgien die klerikale Partei die Mißgriffe, welche die Regierung in Sachen der Volkssprache begeht, für ihre Zwecke bei den Wahlen auszubeuten. Während nämlich die Regierungs-Kandidaten sowohl, als die liberalen Politiker, in den Wahlversammlungen nur in französischer Sprache reden, bedienen sich die Empfohlenen der Priesterpartei stets der Sprache des Volkes, das natürlich demjenigen, den es versteht, leichter und lieber folgt, als Anderen, die zwar sehr volksfreundlich und freisinnig sind, aber in einer Sprache reden, die dem schlichten Manne unverständlich und oft widerwärtig ist.

Lächerlicherweise brachte jedoch vor einigen Tagen der in London erscheinende International, dieses Organ des kaiserlich französischen Chauvinismus im Auslande, einen Artikel über die „Belgische Neutralität", worin dem Königthum in Brüssel der Vorwurf gemacht wird, daß es, zur Erhaltung der Dynastie Coburg auf dem Throne, die Germanisirungs-Bestrebungen in Belgien unterstütze. Das Genter „Volksbelang" ertheilt darauf eine derbe Erwiederung, worin es heißt:

„Soll man dies Unwissenheit oder Bosheit nennen? Unsere engherzigen Minister, die es seit 1830 als eine heilige Ueberlieferung ansehen, keinen einzigen legislativen Schritt vorwärts oder rückwärts zu wagen, der nicht vorher auch von der französischen Gesetzgebung gethan worden; unsere Minister, die sich ihre Ordres in den Tuilerieen holen, damit sie wissen, wie sie sich gegen die französischen Flüchtlinge zu betragen haben, die einen Zufluchtsort auf unserem ungastlichen Boden gesucht; unsere Regierung, die mit unglaublicher und fast beispielloser Hartnäckigkeit dabei bleibt, durch alle mögliche Mittel, per fas et nefas, unser vlamisches Volk zu französiren, ihm französische Sitten, französische Gedanken, französische Empfindungen, französische Sprache und damit auch sogar französische Vaterlandsliebe einzuflößen — diese Minister und diese Regierung haben sich gegen Frankreich verschworen: sie wollen systematisch Alles vernichten, was beide Völker vereinigen kann, sie wollen uns — germanisiren!"

Wie weit übrigens in diesem Augenblicke der Haß der Fransquillons gegen die Vertheidiger der vlamischen Volkssprache in Belgien gediehen, geht daraus hervor, daß am 9. Juni 1868 in der alten Hauptstadt von Westflandern, in Brügge, eine Anzahl junger Leute aus Blankenberghe, die Verwandten und Freunde des Baron de Vrière, des französisch gesinnten Abgeordneten von Brügge, gegen den Redacteur des vlamischen Kladderadatsch, des in Brügge erscheinenden Witzblattes „Peper en Zout" („Pfeffer und Salz") auf offener Straße eingedrungen sind und den gedachten Redacteur, Herrn Frans van den Berghe, der als ein unermüdlicher Gegner der Fransquillons bekannt ist, dergestalt gemißhandelt haben, daß an seinem baldigen Aufkommen gezweifelt wird. Peper en Zout selbst zeigt dies in der Nummer des Blattes vom 14. Juni in einem altniederländisch abgefaßten, gleichsam einer Chronik des Mittelalters entlehnten Artikel an, und auch „Reinaert de Vos" („Reinecke Fuchs"), das in Antwerpen erscheinende Witzblatt, weiß dieses brutale Attentat der Fransquillons bestens auszunützen, so daß dadurch der vlamischen Sache im Volke viele neue Freunde gewonnen sind.

Italien.

Die Eisenbahn über den Mont Cenis.

Unsere Zeit glaubt nicht mehr an Zauberer und Hexen, an Feen und Elfen; sie sammelt wohl Märchen und Sagen, aber sie erschafft keine mehr; verbannt und abgesetzt hat sie die geheimnißvoll waltenden Mächte, die lieblichen und schreckhaften Wesen, welche die Luft durchschifften, sich winkend und den Sterblichen zu sich verlockend aus dem Wasser erhoben, in Erde und Feuer unheimlich schufen und Schätze hüteten. Haben aber die Menschen unseres Jahrhunderts die Geister von der Erde verjagt und ihren entschiedenen Unglauben an Zauberei und Hexenwesen ausgesprochen, so führten sie dafür Werke aus, welche frühere Jahrhunderte in's Reich der Fabel verwiesen oder als das Ergebniß eines Bundes mit Mächten der Unterwelt angesehen und verfolgt hätten. Die ersten Tage des Juni sahen wieder dem Verkehr eine solche Riesenarbeit menschlicher Intelligenz und Energie übergeben, eine Arbeit, deren Ausführung vor einigen Jahrhunderten ihre Urheber auf den Scheiterhaufen, deren Plan sie vielleicht Anfangs unseres Jahrhunderts in's Irrenhaus gebracht hätte, und die wir jetzt ausgeführt sehen vom nüchternsten, aber freilich im Punkte der Maschinenkunde noch immer ersten Volke Europas — den Engländern.

Englische Intelligenz und englisches Geld haben das Wunder bewirkt und einen Schienenweg gebaut über einen der höchsten Berge Europas, eine Verbindung zwischen Frankreich und Italien hergestellt, die dauernder und sicherer ist, als die durch Solferino und Magenta bewirkte, und bei allen Gefahren, die dabei lauerten, doch nicht so viele Menschen gekostet hat und kosten wird. Die Eisenbahn über den Mont Cenis ist fertig; in fünf Stunden fährt man über die Alpen; was unmöglich schien, ist möglich geworden, unüberwindlich scheinende Gefahren sind plötzlich in Sicherheit und Bequemlichkeit umgewandelt.

„Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll!" Dieses Wort des Dichters haben in seiner ganzen Tragweite auch die erfahren, welche den kühnen Plan entwarfen, das Dampfroß hinauf in die Alpenregionen zu führen, wo der Adler horstet, die Gemse springt, wo auf dem mühsam gebahnten Pfade das Saumthier sich nur langsam und keuchend fortbewegt. Das Unternehmen hatte zu kämpfen gegen die Zweifel der Ungläubigen und die Befürchtungen der Zaghaften, noch gar nicht zu reden von den Schwierigkeiten, welche ihm die Manöver rivalisirender Interessen bereiteten. Was aber auch die Phantasie für Schreckbilder von in die Tiefe geschleuderten, gräßlich zertrümmerten Wagen und Menschen ausgemalt und als Warnungsrufe gegen die Mont Cenis-Bahn in das Publikum geschleudert hat, die Wirklichkeit straft sie jetzt Lügen. Mögen die von Susa oder St. Michel, den beiden Gränzpunkten der Bahn, abfahrenden Reisenden ihren Fuß auch vielleicht nicht ohne inneres Beben in einen der eleganten Waggons setzen, so sind doch alle Befürchtungen sicher lange verflogen, ehe sie das Ende der Fahrt erreicht haben. Die gefährlichsten Stellen, die höchsten Steigungen, die schärfsten Curven, die furchtbarsten Abgründe und Hohlwege befinden sich auf den ersten Meilen hinter Susa; aber der Reisende kann sie bereits ohne Beängstigung an sich vorübergleiten sehen. Er hat das Gefühl eines Menschen, der weiß, daß er einen gefährlichen Pfad wandelt, aber von jeder Furcht befreit ist durch das unbedingte Vertrauen, das ihm die Kraft und Sicherheit seines Führers einflößt.

Die Kunst des Bremsens ist auf der Mont Cenis-Bahn zu ihrer höchsten Vollkommenheit gebracht. Man fährt 2¼ deutsche Meilen in einer Stunde Abhänge hinunter, deren Steigung von 1—12 beträgt, und bewirkt dies ohne den leisesten Stoß, ohne die geringste Erschütterung durch Vorkehrungen, vermittelst welcher die perpendikulären Räder sich zu drehen aufhören, die horizontalen Räder sich mit hundertfacher Kraft um das Centralrad schließen, so daß auf einer Strecke von 30 Ellen Länge sogar ein vollständiger Stillstand entsteht. Der Reisende, welcher nicht zufällig aus dem Wagenfenster blickt, wird durch nichts daran erinnert, daß er sich auf einer Bahn von ungewöhnlicher Construction befindet. Die Bremser drehen anscheinend mit der größten Leichtigkeit die die verschiedenen Räder hemmenden oder anspornenden Eisen, die Bewegung des Zuges ist leicht und stetig, kein Rasseln oder Pfeifen macht bemerkbar, daß man einen hohen, steilen Berg erklimmt oder hinunterrollt.

Einen noch unangenehmeren Eindruck, als die Steilheit des Weges, machen möglicherweise auf nervöse Reisende die Curven, deren einige 40 Meter Radius haben; aber auch hier beseitigt die Gewohnheit bald die unbehagliche Empfindung. Einige der Curven sind so scharf, daß es kaum zu begreifen ist, wie die Wagen, welche, von außen gemessen, etwa eine Länge von 14 Fuß haben, sie zu umschreiben vermögen. Dies geschieht jedoch und zwar mit der vollkommensten Leichtigkeit. Gerade vor der jetzt verlassenen, aber noch immer trutzig nach Frankreich hineinblickenden Festung Esseillon ist eine der merkwürdigsten dieser Curven; sie hat die Form eines Hufeisens und bildet drei Viertel eines Kreises.

Verhältnißmäßig gering an Zahl sind diejenigen Stellen, wo der Zug hart an einem Abgrunde dahinbraust; aber auch hier bürgt die dem Locomotivführer und Bremser, vermöge der Einrichtung der horizontalen Räder, verliehene Gewalt über die Locomotive dafür, daß bei nur einigermaßen beobachteter Vorsicht der Zug nicht aus den Schienen kommen kann. Wie Jeder, der sich nur einigermaßen mit der Construction der Bahn bekannt macht, so gering sein Verständniß für dergleichen Dinge auch sein mag, sich von der Grundlosigkeit der Besorgniß, daß der Zug leicht aus den Schienen kommen könne, überzeugen wird, so verschwindet bei näherer Betrachtung auch eine andere als eben so furchtbar wie unvermeidlich hingestellte Gefahr — das Zerbröckeln der Wagen an den Ecken des Bergweges.

Allerdings bildet die Eisenbahn auf der überwiegend größeren Strecke des Weges den äußersten Rand, dient also gegenwärtig den Pferden, Wagen und Fußgängern, welche die Straße ziehen, als Schutzwehr; aber es sind auch für den Zug alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Der Wall, welcher bereits für Kutschen und Fußgänger errichtet war, ist verstärkt und ausgedehnt worden und an verschiedenen Stellen hat man Mauerwerk, oft viele Fuß dick, errichtet. Der Gefahr, daß der Zug von herabstürzenden Lawinen verschüttet werde, ist vorgebeugt durch bedeckte Wege, von denen, je nachdem, ob man nur Schneemassen oder auch Steine und Felsstücke befürchtet, einige von Eisen, andere von Mauerwerk construirt sind. Ebenso hat die Rücksicht auf die Lawinen und die durch dieselben zu befürchtenden Verwüstungen die Erbauer veranlaßt, obgleich sie eine große Strecke des alten Weges für die Bahn benutzt, diese nicht gerade ansteigend, sondern im Zickzack anzulegen. Einige kurze Tunnels nicht mitgerechnet, sind circa 1¼ Meilen des

nung ferner die Wärmemenge, die von der Sonne auf unsere Erdkugel gelangt und jene, die von der atmosphärischen Umhüllung der Erde aufgefangen wird. Wenn die Atmosphäre der Erde entfernt würde, sagt er, so würde die erleuchtete Halbkugel der Erde ungefähr zweimal so viel Wärme (um 4/10 mehr) von der Sonne empfangen als jetzt. Und wenn sich Jemand die Frage stellte: wodurch wird die gewaltige Feuerkugel der Sonne unterhalten? wie wird der jährliche Verlust an Wärme ausgeglichen? so versucht das vorliegende Buch auch darauf Bescheid zu geben. Der mechanische Zusammenstoß der Asteroiden mit der Sonne, ihr *Fallen* auf letztere (?) erzeugt und ersetzt die verlorene Menge des Sonnenlichts und der Wärme. *Kepler* hat schon gesagt, daß „mehr Kometen am Himmel seien, als Fische im Ocean", und man könnte die Anzahl der in einem Jahre fallenden Kometen auf *hundert* oder *tausend Millionen* abschätzen; dennoch wäre dies nur ein kleiner Theil der Gesammtzahl jener Asteroiden, die sich um die Sonne drehen und auf sie fallen (?). Das Niederstürzen dieser Körper hätte also die Verstärkung und das Anwachsen der Sonne zur Folge.

Andere dagegen sind geneigt, das von den Naturforschern anerkannte Prinzip der ewig unvermindert bleibenden Naturkraft in einer dem einheitlichen Weltsysteme mehr entsprechenden Weise auf die Sonne anzuwenden, als es hier durch die Annahme geschieht, daß sie, wie der alte Zeitengott Kronos, die eigenen Kinder verzehrt. Nicht die Asteroiden, Kometen und Meteorsteine führen der Sonne die von ihr an die Planeten abgegebene, bewegende und belebende Wärme wieder zu, sondern auch sie wird von einer Sonne bewegt und belebt: von einer Centralsonne, die wiederum ihrerseits ihre Quelle außer sich, bis hinauf zum unendlichen Urquell, den wir Gott nennen, zu suchen hat.*)

— **Zur Geschichte der deutschen Sprache.****) Herr Privatdocent Dr. *Wilhelm Scherer* in Wien, der sich besonders durch das in Gemeinschaft mit dem hiesigen Professor *K. Müllenhoff* herausgegebene Werk: „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert" (Berlin, Weidmann, 1864) in weiten Kreisen bekannt gemacht hat, ist jüngst mit einer Reihe von Beiträgen „Zur Geschichte der deutschen Sprache" hervorgetreten, welche den Kern aller bisherigen Studien des Autors enthalten und gewissermaßen als dessen germanistisches Glaubensbekenntniß anzusehen sind. Das Buch giebt in der an Herrn Prof. Müllenhoff gerichteten Widmung in dieser Hinsicht Fingerzeige an die Hand; es bekennt offen, daß es einer sehr bestimmten Tendenz innerhalb der deutschen Sprachwissenschaft dienen will und daß es den Zielen der nationalen Ethik und des Nationalbewußtseins überhaupt keineswegs fern steht. Indem der Verfasser sich vorsetzt, die *historische Selbsterkenntniß unseres Volkes* auf sprachlichem Gebiete, soviel an ihm liegt, zu fördern, hat er ein Unternehmen begonnen, das an und für sich des Dankes aller Vaterlandsfreunde gewiß sein darf. Mit Ernst und Eifer durchgeführt, muß es die schönsten Erfolge erringen. Im Einzelnen zwar ist hier noch Vieles unsicher; die Aufgabe ist, wie Herr Scherer sehr richtig bemerkt, bis jetzt noch eine eng begränzte. Die Selbstverbesserungen, die der Autor in den Nachträgen hinzugefügt hat, erklären dies augenfällig. Aber ohne der wissenschaftlichen Debatte über das Buch an dieser Stelle irgendwie vorgreifen zu wollen, glauben wir aussprechen zu dürfen, daß Herrn Scherer's Perspectiven auf die Entwickelung des deutschen Sprachgenius eine Menge lehrreicher Erörterungen hervorgerufen werden, die für den prinzipiellen Werth seiner Abhandlungen die beste Empfehlung sind.

*) Namentlich ist es der Redacteur des „Magazin für die Literatur des Auslandes", der diese Hypothese seit einer Reihe von Jahren in diesen Blättern aufgestellt hat.

**) Berlin, Franz Duncker, 1868. (Ein Band gr. 8. von XIV und 492 S.)

— **Ueber die Wortzusammensetzung.***) Mit der bibliographischen Anzeige des vorstehenden, der ethno-psychologischen Sprachforschung gewidmeten Werkes verbinden wir die einer Schrift des auf diesem Gebiete ebenfalls bereits durch einige verdienstvolle Arbeiten bekannten Professors *Tobler* in Bern. Das Studium der Wortzusammensetzungen gewährt sehr interessante Einblicke in die Logik und Psychologie des Sprachengeistes in seinen verschiedenen Nationalbildungen. Die Schrift des Herrn Tobler ist viel reichhaltiger als ihr Titel vermuthen läßt. Sie eröffnet namentlich über die *Unterschiede* der Zusammensetzung von *scheinbar ähnlichen* Wortbildungen, sowie über die *inneren* Unterschiede der Zusammensetzung, völlig neue Gesichtspunkte. Das Studium von Schriften wie die vorliegende, erweitert nicht bloß unsere Sprachkenntniß, sondern auch unseren Gedankenschatz.

— **H. Heine's Mouche.****) In der Gesammt-Ausgabe der Heine'schen Dichtungen stehen ganz am Schlusse einige Gedichte und am Schlusse der Heine'schen Briefe allerlei kleine Billets, welche die Aufschrift tragen: „An die Mouche". Diese Gedichte und diese Briefe sind durch Alfred Meißner's Buch: „Erinnerungen an Heinrich Heine" in die Gesammt-Ausgabe der Werke von H. Heine gekommen. Die Verse aber und die Briefchen stehen unerklärt, seltsam und die Frage erweckend da: „Wer war Heine's Mouche?" Auf diese Frage giebt das soeben bei R. Lesser in Berlin erschienene, mit unterhaltenden Novelletten aus dem Leben gefüllte Büchlein von Alfred Meißner Bescheid. Die „Mouche" war eine kleine leichtfertige Deutsche in Paris, welche, nachdem sie Meißner zuerst im Jahre 1847 kennen gelernt hatte, sich mit diesem auf etwas mehr als frivole Weise jahrelang in romantische Verbindung setzte. Später wußte sie sich auch mit Heine bekannt zu machen, ohne daß dieser jedoch (ebenso wenig, als früher Meißner) ihren wahren Namen und ihre persönlichen Verhältnisse kennen lernte. Die zärtliche Freundin deutscher Dichter nannte sich ihnen gegenüber nur „Margot", und über ihr Verhältniß zu Heine erzählte sie Meißner nachmals: „Ich war seit früher Jugend für ihn begeistert. Zwei Jahre vor seinem Tode brachte mich ein Ungefähr zu ihm. Er muß Gefallen an meinem Geplauder gefunden haben, denn er bat mich, meinen Besuch zu wiederholen. Ich kam wieder, und endlich konnte er nicht ohne mich existiren. Ich las ihm vor und wurde sein Secretär. Wohl an hundert Blätter liegen bei mir, die er aus der Einsamkeit seines Krankenzimmers an mich sandte." Meißner, dem die Mouche diese

*) Ueber die Wortzusammensetzung, nebst einem Anhang über die verstärkenden Zusammensetzungen. Ein Beitrag zur philosophischen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Von Dr. Ludw. Tobler, Professor an der Hochschule in Bern. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1868. (VIII u. 144 S.)

**) Kleine Memoiren, von Alfred Meißner. (Bildet ein Bändchen der Internationalen Bibliothek.) Berlin, R. Lesser, 1868.

Blätter zeigte, sagt: „Zu meiner Verwunderung sah ich, daß sie ausschließlich mit Briefen und Zetteln von Heine's Hand gefüllt waren, die aus der letzten Zeit seines Lebens stammten. Das waren die großen Schriftzüge, die noch, da er als halb Blinder schrieb, einen edeln, schwunghaften Charakter bewahren. Die vielen kleinen Zettel waren meist nur Bitten, an die Geliebte gerichtet, ihn zu besuchen, Entschuldigungen, daß er ihren Besuch nicht habe annehmen können, weil er zu krank gewesen, mit der Bitte vereint, ihm deshalb nicht zu grollen und seiner bald wieder zu gedenken. Doch wie innig, wie rührend war das Alles gesagt! So, wie der Gefangene dem Vögelchen schmeichelt, das auf dem Sims seines Fensters erscheint, und es zärtlich füttert, um es bald wieder herbeizulocken und ihm die Stätte angenehm zu machen, damit es den grünen luftigen Baumwipfel vergesse, so hatte auch Heine seine Freundin mit kleinen Geschenken überhäuft (unter anderen mit dem schönen Gedichte: „Es träumte mir in einer Sommernacht“), welche Wohlwollen ausdrückten. Die des Schreibens kaum noch fähige Hand hatte er angestrengt, um die süßesten Schmeichelworte zu Papier zu bringen.“

— **Die erste österreichische Gesandtschaft in Persien.***) Der berühmte Reisende Vámbéry, dessen Kühnheit und Beharrlichkeit, dessen genaue Sprachkenntniß und Bildung bisher ganz verschlossene Theile Asiens, wie Bochara, den Augen Europa's mit treuen Farben und genauer Schilderung zeigen, giebt uns in dem Vorliegenden eine Notiz von der ersten österreichischen Gesandtschaft nach Persien. Abbas I. hatte im Jahre 1600 eine Gesandtschaft nach Frengistan**) abgeordnet und waren dies die ersten Perser, welche im Abendlande erschienen, und Kaiser Rudolph schickte gleich im zweiten Jahre darauf einen siebenbürgischen Edelmann***) nach Persien, um so mit den schiitischen Persern gegen die sunnitischen Osmanen, als dem gemeinsamen Feind, sich zu verbinden. Der Gesandte starb leider in Gilan und scheiterte somit der ganze Plan; aber der Secretair desselben, Georg Pectander, setzte seine Reise nach Tebris fort, die große Oratio des deutschen Kaisers dem Abbas einzuhändigen. Er kam nach vielen Abenteuern zurück und hinterließ unter dem Titel: „Iter persicum, kurze doch ausführliche und wahrhafftige Beschreibung der persianischen Reiß“, ein 1610 zu Altenburg in Meißen gedrucktes Büchlein. Die Reise ging über Breslau, Grodno, Moskau, Kasan, Astrachan und erinnert uns durch Naivetät der Anschauung und Darstellung dieser Bericht vielfach an die berühmte Reise des Olearius. — Merkwürdigerweise ist dies die erste, aber auch letzte Gesandtschaft Oesterreichs nach Persien, das merkwürdigerweise auch jetzt noch nicht in Teheran vertreten ist, wiewohl selbst kleinere Staaten, wie Belgien, dort ihre Gesandtschaft haben.

— **Zur Reise-Literatur.** Ein nicht unwichtiger Zweig der Literatur ist heutigen Tages das unentbehrliche Reise-Hand- und Coursbuch, und zwar schon deshalb weil, wenn es allen Anforderungen an Genauigkeit, Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit entspricht, die Verbreitung eine enorme, der Erfolg ein äußerst lohnender sein muß. Das so eben erschienene neue Goldschmidt'sche Coursbuch nach officiellen Quellen*) unterscheidet sich vortheilhaft, in mehr als einer Hinsicht, von den bereits vorhandenen; es darf sogar als ein entschiedener Fortschritt auf diesem Gebiete begrüßt werden. Für den nicht geübten Touristen war es bisher keine geringe Schwierigkeit, behufs einer über mehrere Bahnen sich erstreckenden Reise im Decker'schen „Coursbuche“ oder in Hentschels „Telegraphen“ hin- und herzublättern und sich seine Route zusammenzustellen. Das neue Coursbuch erspart ihm fast gänzlich diese zeitraubende Mühe, indem es die Hauptrouten auf dem Continente nach allen Richtungen des Compasses zusammenstellt. Es begleitet aber auch diese Hauptrouten, 14 an Zahl, mit äußerst sauberen, von T. König gezeichneten, lithographirten und illuminirten Karten, aus welchen der Reisende manche, bei den bisherigen Eisenbahnkarten mangelnde Belehrung schöpfen kann. „Wie heißt jenes Städtchen dort drüben, das von der Bahn nicht berührt wird?“ — „Ueber welchen Fluß fuhren wir so eben?“ — „In wessen Herren Lande befinden wir uns?“ — Dies sind Fragen, welche man oft im Waggon hört und die die üblichen Coursbücher unbeantwortet lassen. Auf den Hauptrouten-Karten des neuen Coursbuches ersehen wir alles dies augenblicklich; eine jede derselben ist da eingeheftet, wo wir ihrer bedürfen. Außer ihnen ist eine Gesammt-Karte des Eisenbahnnetzes von Mittel-Europa vorhanden. Auch eine Zusammenstellung von direkten Reise-Touren nach den Hauptorten Europas, sowie derjenigen Bahnen, welche Tages- und Retourbillets zu ermäßigten Preisen bewilligen, ist eine willkommene Zugabe, die wir in der Regel bei anderen Coursbüchern vermissen. Von zwei zu zwei Monaten erscheint eine neue Auflage dieses Coursbuches, dessen erste bereits vollständig vergriffen sein soll.

Erwähnenswerth ist auch ein in demselben Verlage und zwar jetzt in zweiundzwanzigster Auflage erschienenes Handbüchlein „Berlin, Potsdam und Umgebungen“**) mit sauberen Karten und Illustrationen ausgestattet und einen vollständigen Nachweis aller Sehenswürdigkeiten beider Residenzstädte, so wie ihrer Umgegend, enthaltend. — Wenn wir auf einem deutschen Guide die Bezeichnung zweiundzwanzigste Auflage erblicken, so scheint es in der That, als wenn dessen Verleger sich im besten Zuge befinden, es dem Vater aller „Handbooks of Travellers“, John Murray, gleich zu thun.

— **Koch's Eisenbahn-Karte.*****) Diese durch farbige Illustrationen erleichterte Uebersicht der Eisenbahn-Verwaltungsgebiete, und zwar nicht bloß Deutschlands, sondern auch der übrigen Länder Europa's bis Lissabon westlich und bis Tiflis und Nischny-Nowgorod östlich, ist, soviel uns bekannt, ein Unicum in der Kartographie und darf daher auf vielseitige Berücksichtigung auch im Auslande zählen. In die Augen fallend sind auf dieser Karte die verschiedenen Gruppen der europäischen Eisenbahnen, nach ihrer Verwaltung durch den Staat, durch größere Verbände, oder durch einzelne Directionen, deren Do-

*) Von Herm. Vámbéry. Oesterreich. Revue, 1867, August. Wien, C. Gerold's Sohn.

**) d. i. Frankenland.

***) Stephan Kakasch.

*) Coursbuch. Eisenbahn-, Post- und Dampfschiffcourse. Albert Goldschmidt, Berlin, 1. Juni 1868.

**) Berlin, Potsdam und Umgebungen. Grieben's Reise-Bibliothek Nr. 6. Verlag von Albert Goldschmidt, Berlin.

***) Neueste Uebersichtskarte der Eisenbahnen und Eisenbahn-Verwaltungsgebiete Europa's, auf Grund offizieller Angaben der Eisenbahn-Verwaltungen bearbeitet und herausgegeben von Dr. jur. W. Koch, Redacteur der deutschen Eisenbahn-Zeitung. Zweite Auflage. Juni 1868. (Leipzig, Heinrichs.)

Weges überdacht, und zwar an verschiedenen Stellen auf beiden Seiten des Berggipfels.

Die von England gelieferten Probe-Locomotiven hatten der Construction der Bahn auch nach dieser Seite Rechnung getragen, indem sie sehr niedrig gebaut waren. Die französischen Locomotiven nehmen jedoch auf die bedeckten Wege keine Rücksicht, der Rauch und Dampf hat in Folge dessen nicht den gehörigen Abzug und die Reisenden befinden sich auf manchen Strecken wie in einem Dampfbade. Diesem Uebelstande wird jedoch dadurch abgeholfen werden, daß überall in den Dächern der bedeckten Wege Oeffnungen zur Beförderung der Ventilation angebracht und so eingerichtet werden, daß, während sie dem Rauch und Dampf den ungehinderten Abzug verstatten, doch das Eindringen des Schnees völlig gehindert ist. Außerdem beabsichtigt man Versuche mit verschiedenen Arten des Feuerungsmaterials anzustellen, um wo möglich dasjenige zu verwenden, was den wenigsten Rauch entwickelt.

Ein anderer Uebelstand der französischen Locomotiven ist ihre Schwere. Um diese zu paralysiren, darf man nur sehr wenig Wasser einnehmen und hat demzufolge verschiedene Stationen einrichten müssen, lediglich zu dem Zwecke, die Maschine immer wieder mit neuem Wasservorrath zu versorgen. Dieser Umstand wirkt einigermaßen beeinträchtigend auf die Schnelligkeit des Transportes, indem die Reise, welche bei den Probefahrten nicht viel über vier Stunden währte, bei den regelmäßigen Zügen schwerlich unter 5½ Stunden zurückgelegt werden wird. Fragt man nun, weshalb sich die Gesellschaft diesen Zwang auferlegt und Frankreich nicht einfach die Alternative gestellt habe, entweder geeignetere Locomotiven zu bauen oder sich vom Markte für die Mont Cenis-Bahn ausgeschlossen zu sehen? so erhält man die Antwort: „Die Weisheit des französischen Gesetzes bestimmt, daß Locomotiven, die französische Bahnen in Bewegung setzen, auch in französischen Fabriken gearbeitet sind." Wozu also Verbesserungen anbringen? Unter den gesegneten Institutionen des Schutzzolls und unter den Fittigen der französischen Trikolore bringt man auch unvollkommene Arbeiten an den Mann; die Nachbarvölker müssen sich mit ihren Einrichtungen danach richten und Frankreich marschirt doch an der Spitze der Civilisation, wenn es auch, beispielsweise was Eisenbahnkunde betrifft, erst die neunte Stelle einnimmt.

Die italiänische Regierung, in deren Landen man allerdings bis jetzt noch weit weniger vom Maschinenbau versteht, hat glücklicherweise die Einführung zweckmäßiger Locomotiven auf italiänischer Seite nicht gleichfalls durch ein Gesetz unmöglich gemacht, was noch viel bedenklicher wäre, weil hier sich gerade die schwierigsten Stellen des Weges befinden. Die auf italiänischem Boden belegene Bahnstrecke wird mit englischen Locomotiven befahren, die alsdann auf der Gränzstation gewechselt werden müssen. Der Wasserverbrauch würde noch größer und die dadurch bedingte Zahl der Haltestellen noch zahlreicher sein, wenn man für das Befahren der ganzen Bahnstrecke der Dampfkraft bedürfte. In Wirklichkeit kommt dieselbe indeß nur in Anwendung, so lange es bergan geht, während bergab der Zug sich durch seine eigene Schwungkraft fortbewegt und die Kunst des Locomotivführers darauf bedacht sein muß, diese nicht in ihrer vollen Ausdehnung zur Geltung kommen zu lassen.

Die Stationen und Wasserplätze auf italiänischer Seite sind Giaglone, St. Martin, Bard und La Grande Croix. Eine halbe Stunde unterhalb Bards liegt diejenige Stelle der Bahn, welche das gefährlichste Ansehen hat, eine Verbindung scharfer Curven und steiler Abhänge. Bei St. Croix hat der Zug das Plateau erreicht, er passirt das Hospice und gelangt zur Gränzstation. In Lanslebourg, der ersten Station auf französischem Boden, wo das Locomotiven-Depot ist, findet gegenwärtig auch der Umtausch der Locomotiven statt; dann kommen Termignon, Bramans, Modane (das französische Ende des Mont Cenis-Tunnels), Lapraz und St. Michel. Viele dieser Stationen befinden sich gegenwärtig noch in einem sehr primitiven Zustande und es ist nicht anzunehmen, daß die in der Nähe liegenden elenden Weiler, deren Bewohner dem vorüberfliegenden Ungethüm mit einem Gemisch von Staunen und Schrecken nachsehen, dem Zuge jemals viele Passagiere zuführen werden.

Die gegenwärtigen Unternehmer haben für jede Reise die Zeit von 5½ Stunden gestattet und es werden in einer Stunde 2½, höchstens 3 Meilen zurückgelegt. Die Eisenbahn-Gesellschaft sieht sich ferner genöthigt, in Rücksicht auf die Diligence, welche keine bestimmte Zeit innehalten und den Weg im günstigsten Falle in neun Stunden zurücklegen kann, immer zwölf Stunden zwischen Ankunft eines Zuges in St. Michel oder Susa und dem Abgange des correspondirenden Zuges von dem einen oder andern Orte verstreichen zu lassen.

Die Züge sind eingetheilt in Courier- und Schnellzüge, gewöhnliche Züge und Güterzüge; Maximum der jedesmal abzulassenden Wagen ist 5—6 und ein oder zwei Gepäckwagen. Die Wagen, welche, von außen gemessen, eine Breite von 6½ Fuß haben, sind sehr comfortabel eingerichtet. Die Sitze laufen wie in den Omnibussen die beiden Längeseiten entlang und da außerdem jeder Wagen durch an seinen beiden Enden von außen befindliche Trittbretter mit dem Nachbarwagen in Verbindung gesetzt ist, so kann man mit Bequemlichkeit den ganzen Zug durchschreiten.

Das Unternehmen ist neu und hat ohne Zweifel noch manche Mängel, welche erst die Zeit und die Erfahrung zu beseitigen vermögen; jedenfalls bietet es aber schon jetzt eine Art der Communication über den Mont Cenis, die an Sicherheit, Bequemlichkeit und Schnelligkeit allen früheren so weit überlegen ist, daß man sie ernsthaft gar nicht mit einander vergleichen kann. Noch weit höher, als die Erwägung des augenblicklich erzielten Vortheils, wie des ungleich größern, noch gar nicht zu übersehenden, den die Zukunft davon ziehen wird, steht uns aber die Thatsache, daß Wissenschaft und Industrie einen neuen immensen Triumph errungen und trotz der Bemühungen einzelner Dunkelmänner, welche die Erde zum Stillstand in eigentlicher und figürlicher Bedeutung verdammen möchten, auf den höchsten Spitzen der Alpen ein leuchtendes Denkmal des Fortschrittes und der göttlichen Kraft, die lebendig im schaffenden Menschen wirkt, aufgerichtet haben.

Rußland.

Russisches Recept gegen ein europäisches Leiden.*)

Ein tief empfundenes Uebel und das dagegen vorgeschlagene Heilmittel sind scheinbar vollständig durch den Titel der vorliegenden Broschüre schon angegeben, aber doch eben nur schein-

* Die Heilung der europäischen Finanznoth und Geschäftestockung vermittelst einer allgemeinen Entwaffnung der europäischen Staaten, von Karl Walker, Privatdocent der politischen Oekonomie an der Universität Dorpat. St. Petersburg, 1868. Verlag der kaiserl. Hofbuchhandlung, H. Schmitzdorff (Karl Röttger).

bar. Die „allgemeine Entwaffnung" will der Verfasser nicht durch Reduktion der stehenden Heere, sondern nach Rüstow's Plänen durch allgemeine Einführung des schweizerischen Milizsystems herbeigeführt wissen. Er weist für die einzelnen Staaten die Ersparnisse genauer nach, welche diese gründliche Reformation für sie herbeiführen würde. Die Initiative zur Umgestaltung des Heerwesens und dadurch zur Herbeiführung des Weltfriedens aber soll ausgehen von — Rußland: „Alexander der Befreier, dem die dankbare Nachwelt ohne Zweifel den Beinamen des Großen verleihen wird, schrieb dem Präsidenten der Vereinigten Staaten am 17. August 1866 die schönen Worte: „„Die gütige Vorsehung will, daß Frieden und Einigkeit zwischen den Völkern herrschen."" Alexander der Befreier hat auch den providentiellen Beruf, die Völker Europa's von dem Alpdruck des bewaffneten Friedens und von der Leibeigenschaft des Conscriptionssystems zu befreien!" — Die „Völker Europas" würden, glauben wir, die Erfüllung dieses Berufes mit großem Dank aufnehmen und würden auch kaum etwas dagegen neidisch einzuwenden haben, wenn des Verfassers großes Wort, an das sie vorläufig nicht so ganz allgemein glauben dürften, in Erfüllung ginge: „Das edle, glänzend begabte russische Volk hat eine große Zukunft, Rußland wird ein Musterstaat der Civilisation werden. Hierfür soll nur die Erfüllung von drei Vorbedingungen nothwendig sein: „nämlich die Lösung der orientalischen Frage, die allgemeine Entwaffnung und die Heilung der russischen Finanznoth."

Die Reihenfolge dieser Vorbedingungen ist nicht willkürlich, denn der Verfasser will eben beweisen, die sei zu heilen durch die allgemeine Entwaffnung, diese aber werde erst möglich, wenn — der Türkei der Garaus gemacht ist. Gegen den Verdacht des Eroberungsgelüstes wird Rußland sehr warm und ausführlich in Schutz genommen, da „eine solche Politik der Macht- und Kulturentwicklung Rußlands sehr schädlich sein würde." Der Satz, daß reifgewordene Kolonieen schließlich abfallen, oder gütlich emancipirt werden, würde in noch höherem Grade von jeder russischen Eroberung eines Theils oder des Ganzen der Balkan-Halbinsel gelten. Zur Pacificirung dieser Halbinsel seien hauptsächlich zwei Maßregeln vorgeschlagen: 1, ein System durchgreifender Reformen, 2, die Auflösung des Reiches in einen oder mehrere christliche Staaten. Der erste Weg sei unpraktikabel; trotz aller papiernen Reformen blieben die Bedrückungen der Christen unerträglich (Belag: Gortschakoff's Noten!) und selbst der wohlwollendste und tüchtigste Sultan würde als Muhamedaner mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. „Gerade wenn er sich bemühen würde, in seinem Reiche die europäische Kultur einzuführen, welche innig mit dem Christenthum zusammenhängt, so würde er dadurch das Vertrauen der Muhamedaner verlieren, ohne gleichwohl das Vertrauen der Christen gewinnen zu können. Eine oder mehrere christliche Regierungen könnten dagegen, auf die christliche Majorität der Bevölkerung gestützt, auch den Muhamedanern gerecht werden und dieselben im Gehorsam erhalten, wie Rußland beweist." (?) Rußland hätte zunächst wohl noch zu beweisen, daß es auch nur Christen anderer Konfessionen „gerecht werden" kann; an der Macht, sie „im Gehorsam zu erhalten", wird für Rußland freilich weniger gezweifelt.

Die zweite Lösung der orientalischen Frage, die durch Auflösung der Türkei, sei wiederum auf zwei Wegen möglich; erstens nämlich könne in Befolgung des Nichtinterventions-Princips den christlichen Staaten der Halbinsel und den christlichen Unterthanen der Türkei selbst überlassen werden, mit Letzterer fertig zu werden. Das könnte indessen lange dauern, viel Blut kosten und einen „Weltkrieg" (— wenn Niemand sich einmischt? —) entzünden. „Die Heere der Großmächte würden dagegen, unterstützt von den Christen der Balkan-Halbinsel, rasch und leicht mit der fast bankerotten Türkei fertig werden. Dieser Weg wäre also die beste Lösung der orientalischen Frage." Dabei müßten freilich alle Mächte darauf verzichten, den kleinsten Antheil der Länderbeute für sich zu beanspruchen.

Ist nun so der Sultan depossedirt oder auf die asiatische Türkei beschränkt, dann „läßt sich darüber streiten, ob es besser wäre, an Stelle der Türkei einen oder mehrere christliche Staaten zu setzen. Meiner Ansicht nach wäre Ersteres vorzuziehen, wobei natürlich (warum denn „natürlich", wenn man einmal im Zuge ist?) Rumänien, Serbien und Montenegro die volle Souveränetät erhalten müßten. Am Zweckmäßigsten wäre es wohl, den mit der russischen und englischen Dynastie fast gleich nahe verwandten König von Griechenland zum Herrscher eines neubyzantinischen Reiches zu machen." Diese Illustration der Vermählung des Königs Georgios mit einer russischen Prinzessin und des Kandioten-Aufstandes dürfte das Beachtenswertheste an dem in der kaiserl. Hofbuchhandlung erschienenen Schriftchen sein. Die „unerläßliche Vorbedingung", welche auf dem Titel nicht mitgenannt ist, soll ja das zunächst anzustrebende Ziel sein; ganz Europa soll zu seiner Erreichung mithelfen oder sie zulassen, weil dann der wahre Segen des allgemeinen Friedens kommen wird!

F. H—w.

Kleine literarische Revue.

— **Wärme und Bewegung identisch.***) Die Alchymisten haben aufgehört, die Chemiker sind erstanden; jene suchten den Stein der Weisen und fanden ihn nicht, diese suchen im Stein die Gesetze der Entstehung und finden die Weisheit der Schöpfung. Wenn jene die falschen Goldmacher waren und nichts als Ruß und Schmutz bei ihren Verbrennungen herausbrachten, so sind diese die wahren Goldgräber, insofern als sie den großen Schatz wissenschaftlicher Lehren aus dem Lichtäther und aus dem Schachte hervorholen und zum Gemeingut machen. Die Wärme ist das wichtigste Agens unter allen Naturkräften, denn sie erzeugt die Bewegung und die Bewegung erzeugt wieder die Wärme. Was uns der englische Physiker Tyndall im vorliegenden Buche giebt, ist so reichhaltig und vielseitig, daß wir über die Beziehungen der Wärme zu den organischen und anorganischen Körpern jede mögliche Aufklärung erhalten und zum vollen Verständniß der vorgeführten Versuche und Erscheinungen gelangen. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, „die Grundlinien einer neuen, allgemeinen Naturanschauung für das Verständniß eines größeren Kreises gebildeter Leser zugänglich zu machen". Demzufolge behandelt er sein Thema in leichtfaßlicher und anziehender Sprache, und führt den Leser von Stufe zu Stufe bis zu den hohen Regionen des Sonnensystems. Er zeigt ihm die Beschaffenheit der Sonne und die Metalle, die in ihrer Atmosphäre enthalten sind. Er bestimmt in der Berech-

*) Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung, von John Tyndall, Deutsche Ausgabe von H. Helmholtz und G. Wiedemann. Braunschweig, F. Vieweg u. Sohn. XIX. 670 S.

micile und Firmen überall genau angegeben sind, während auch die Gebietsgränzen des großen (ganz Oesterreich und Polen, sowie einen Theil der Niederlande — mit umfassenden) „Vereins der Deutschen Eisenbahnen" sich bemerklich machen und dieser Karte ein eigenthümliches Gepräge verleihen. Von dieser Karte, deren zweite Auflage bereits vorliegt, und von dem Vereine deutscher Eisenbahnen überhaupt scheinen Herr Emile de Girardin und die Chauvinisten in Paris noch gar keine Kenntniß zu haben; sie würden sie sonst gewiß schon als Beweise citirt haben, welche gefährliche Annektirungs-Gedanken in Berlin gehegt werden, wo seit beinah zwanzig Jahren der Sitz der geschäftsführenden Direction (des Bundespräsidiums) des deutschen Eisenbahn-Vereins ist.

Literarischer Sprechsaal.

Seit einiger Zeit bleibt auf dem Platze vor dem Hotel de Ville zu Paris allabendlich viel Publikum stehen in Betrachtung und Bewunderung einer ungewöhnlichen Beleuchtung, welche von vier Candelabern ausgeht, und zwar in solchem Glanze, daß die übrigen Gasflammen des Platzes trüb und rußig erscheinen, ein Licht, das ganz die Weiße und Stärke des elektrischen hat, ohne wie dieses das Auge stechend zu blenden. Nach photometrischen Messungen, beträgt die Leuchtkraft jener Laternen nicht weniger als das Sechzigfache des gewöhnlichen Gaslichts, und somit läßt sich schon etwas Besonderes erwarten. An jenen Laternen gesellt sich zu dem gewöhnlichen Gasrohr ein zweites, welches Sauerstoffgas herzuführt. Beide Gase mischen sich im Brenner und ihre Flamme umspielt ein Stängelchen von Magnesia, welches haltbarer als Kalk und nicht so sehr dem Zerfallen ausgesetzt ist. Das Licht, als von einem festen Körper ausgehend, ist daher auch ein sehr ruhiges, flackert nicht und ist unempfindlich gegen Sturm und Unwetter. Daß aber ein so vielversprechendes System nicht schon längst in die große Oeffentlichkeit getreten ist, lag an der bisherigen Kostspieligkeit des Sauerstoffgases. Die Entdeckung eines praktischen wohlfeilen Weges, den Sauerstoff, dieses concentrirteste Residuum des allwärmenden, allbewegenden, allleuchtenden und allbelebenden Sonnenstrahls, in unbeschränkter Menge aus der Luft auszuscheiden, ist nun dem Franzosen Tessier de Mothay geglückt, und dies würde denn das Neue und Verdienstliche an der vorliegenden Erfindung sein. Die wohlfeilste Darstellung von Sauerstoff im Großen hat selbst eine noch größere Tragweite; denn sie ist ebenso bedeutend für Hitze- als für Licht-Erzeugung. Die Hydro-Oxygen-Gasflamme entwickelt die höchsten bekannten Hitzgrade, sie verflüssigt die widerständigsten Metalle, wie Platin und Stahl, ebenso leicht, wie Blei in gewöhnlichem Kohlenfeuer schmilzt. Die Entdeckung besteht nun in Folgendem: Erhitzt man mangansaures Natron in einer eisernen Retorte auf etwa 450° C. und leitet dann einen Strahl hoch erhitzten Wasserdampfes ein, so zersetzt sich das Salz und läßt einen Antheil seines Sauerstoffes fahren; wird dann an der Stelle des Dampfes ein heißer Luftstrom eingeführt, so nimmt das Salz, indem es aus der Luft den verlorenen Sauerstoff wieder ersetzt, seine vorige Beschaffenheit wieder an. Dieses Wechselspiel kann beliebig lange fortdauern. Hiermit ist die Construction des Entwickelungs-Apparates angezeigt, wie er in einem Keller unter dem Hotel de Ville in Paris in Thätigkeit ist. Derselbe hat viel Aehnliches mit einer gewöhnlichen Gasanstalt. Man sieht da einen Ofen mit einigen glühenden Retorten, eine kleine Dampfmaschine, welche abwechselnd Luft in dieselben treibt oder Dampf abgiebt, einen Condensator, in welchem sich Sauerstoff und Wasserdampf scheiden, indem letzterer zu Wasser verdichtet wird, einen Gasometer u. s. w. Die Herstellungskosten des Sauerstoffes an diesem Apparate sollen 75 Centimes pro Kubikmeter sein, was eine ganz brillante Rechnung geben würde; denn man würde sich dann für die Hälfte der gewöhnlichen Gasbeleuchtungs-Kosten etwa die dreifache Lichtmenge versprechen dürfen.

Das britische Parlament hat in diesem Jahre seine Geldbewilligungen zur Unterstützung von Wissenschaft und Kunst um 29,565 Pfd. (ungefähr 200,000 Thlr.) erhöht, so daß die gesammte Jahresbewilligung jetzt 239,290 Pfd. (etwas über 1½ Millionen Thlr.) beträgt. Von der Erhöhung sind 10,000 Pfd. zur Verbesserung von Lehrergehalten und 15,750 Pfd. zur Besoldung von Directoren neuer Kunst- und wissenschaftlicher Institute bestimmt. Für das Gewerbe-Museum von South-Kensington sind wiederum, wie im vorigen Jahre, 32,500 Pfd. (220,000 Thlr.) zur Vollendung seiner neuen Gebäude ausgesetzt. In den Kunstschulen, mit Einschluß der Abendklassen, werden jetzt 104,668 Zöglinge unterrichtet. Auch für das Darleihen, den Ankauf und die Circulation von Kunstgewerbe-Muster Gegenständen sind wiederum ansehnliche Summen bewilligt worden.

Bei dem diesjährigen Generalversammlungs-Festmahle des Literary Fund (Fonds zur Unterstützung von Literaten) in London, am 6. Mai, präsidirte der Premierminister Benjamin Disraeli, der von den Anwesenden in enthusiastischer Weise begrüßt wurde. Er befand sich hier nicht als Staatsminister, sondern als Schriftsteller unter Schriftstellern. Mit Stolz wiesen diese in ihren Reden darauf hin, daß ihr Präsident die hohe Stellung, die er im Staat einnehme, lediglich seinem Talente, seinem Genius verdanke, der über alle ihm entgegenstehende Vorurtheile und Hindernisse den Sieg davon getragen habe. Die Literaturgeschichte der Welt habe keinen größeren Triumph als diesen aufzuweisen. Allerdings sei auch Göthe Staatsminister gewesen, doch eben nur in Weimar, und nicht weil er ein großer Dichter und öffentlicher Charakter, sondern weil er der persönliche Freund des kleinen Souverains war, dem er gedient.

Am 18. April d. J. hat in Paris die Versteigerung einer Galerie von dreiundzwanzig Gemälden stattgefunden, die einen Erlös von nicht weniger, als 262,654 Thaler geliefert haben. Diese Galerie, bekannt unter dem Namen San Donato-Gemäldesammlung, gehörte dem russischen Fürsten Anatole Demidov und befand sich bisher auf seiner berühmten Villa San Donato bei Florenz. Die Gemälde, sämmtlich Werke alter niederländischer Meister, hatte der Fürst zu viel niedrigern Preisen, als sie jetzt erlangten, zum Theil aus der Galerie des Herzogs und der Herzogin von Berri, die sich früher in Paris befand, erworben. Unter Anderem ist ein Bild von Terburg, den Westfälischen Friedensschluß darstellend, für 48,500 Thr. (für ein Mitglied der Familie Rothschild) erstanden worden. Der Herzog von Aumale hat zwei Gemälde von Ruysdael: „die Dünen von Scheveningen", für 15,000 Thlr. und von van de Velde: „Windstille zur See", für 14,000 Thlr. ankaufen lassen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direct erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Vierundsiebzigster Band.

Juli bis Dezember 1868.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

Harrwitz und Goßmann.

1868.

Inhalt.

* Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Artikel befinden sich in der „Kleinen literarischen Revue".
† Die mit einem Kreuz (†) bezeichneten Artikel befinden sich im „Literarischen Sprechsaal".

Deutschland und das Ausland.

Böhmen.

Schweiz.

Holland.

Belgien.

Skandinavien.

Schweden.

Norwegen.

England.

Frankreich.

September. Der Pudel-Prinz, von Edouard Laboulaye. I. S. 536; II. S. 551. — *Der Kreuzzug gegen die Albigenser. S. 558. — *Ein didaktisches Gedicht aus dem zwölften Jahrhundert. S. 558. — Laboulaye's Geschichte der Vereinigten Staaten. S. 568. — *Neuer Aufschwung der Revue moderne. S. 573. — Guizot's Beiträge zur französischen Kulturgeschichte. Eine Trostschrift zur jetzigen Situation. S. 584. — †Henri Rochefort. S. 591.

October. Zur Geschichte der Theorie von den natürlichen Gränzen. S. 596. — Mollère-Studien in Frankreich und Deutschland. S. 615. — *Die französische Tabaksregie. S. 619. — †Fr. Huet über die religiöse Revolution in Frankreich. S. 620. — *Corinna, neu übersetzt. S. 633. — †Der Sprachzwang in Deutsch-Lothringen. S. 634. — Neuere Beobachtungen über die atmosphärische Elektricität. S. 645. — Ein neues philosophisch-humanistisches System. Das Gesetz der Solidarität und des Fortschritts. S. 657.

November. Die vornehmen Damen. Roman von A. Houssaye. Das Marmorfest des Bildhauers. S. 674. — *L. Grangier's Geschichte der französichen Literatur. S. 681. — Molière, von einem seiner deutschen Zeitgenossen übersetzt. S. 694. — Der Herzog von Aumale über den Krieg von 1866. S. 708. — Das religiöse Problem der Gegenwart. S. 721.

Dezember. Die deutschen Chroniken des Elsasses. S. 737. — *Schiller's Glocke Französisch. S. 745. — Madame Don Juan und Lady Lovelae. S. 770. — Karl Hillebrand's französisch-deutsche Studien. S. 785. — †Frankreichs Verdienste um Unterricht und Volksbildung. S. 795.

Italien.

Juli. †Manzoni. S. 411. — Die neuesten Ausgrabungen in Rom. Der Hercules Rhingetti. S. 420. — †Vittoria Imbriani. S. 427.

October. Sicilianische Frauenerziehung. S. 599. — Mazzini an die Polen. S. 620. — Mailand im Jahre 1848. S. 642. — Italiens Wiedergeburt, von Marco Rapisardi. S. 660.

November. Professor Carl Hillebrand's Italiänische Studien. Dante und das mittelalterliche Epos. S. 672. — †Eine Dichtung Garibaldi's. S. 683. —† Das alte Rom und sein byzantinisches Zerrbild. S. 696. — †Die Salzsäule von Sodom und Gomorrha. S. 699. (Von Barzilai.) S. 699. — *Patrarca's Sonette, von Julius Hübner. S. 729.

Dezember. Die neuesten Ausgrabungen in Rom. Das Capitol. S. 768.

Spanien.

October. Eine neue Bearbeitung von Calderon's „Leben ein Traum". S. 629. — Das böse Princip in Spanien seit dem Jahre 1814. S. 640.

November. *Calderon's Leben ein Traum, von Gries. S. 729.

Dezember. Spanische Sitten- und Lebensbilder. I. S. 740; II. S. 755.

Rußland.

Juli. Zur Naturgeschichte des russischen Nihilismus. Der neueste Roman von Iwan Turgenjew. S. 402. — Ein moskowitischer Korrespondent der Kreuzzeitung. S. 459.

August. Das deutsche Element in Rußland. S. 478. — †Moskowitische Censur. S. 515.

September. Russische und baltische Zustände. S. 540.

November. Eine Verschwörung im Jahre 1764. I. (Kaiser Joann in der Festung Schlüsselburg.) S. 727.

Dezember. Eine Verschwörung im Jahre 1764. II. (Mirowitsch, nach Graf Bludov.) S. 741.

Baltische Provinzen.

Juli. Das Deutschthum in den baltischen Provinzen. S. 401. — Skizzen aus Kurland. S. 451.

August. Die baltischen Provinzen, von Julius Eckardt. I. (Zur Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands.) S. 493; II. (Das deutsche Recht und die moskowitische Partei.) S. 507.

October. Die polnische Schutzherrschaft in Livland. S. 616. — Baltisches Leben und Ringen. S. 662.

Dezember. J. Eckard und v. Treitschke über die baltischen Provinzen. S. 789.

Finnland.

October. Mährchen, aus dem Finnischen übersetzt I. S. 603; II. S. 618; III. S. 630.

Polen.

August. Polnische Hoffnungen, Prophezeihungen und Kannegießereien. S. 510.

Galizien.

November. Galizien und der russische Panslavismus. S. 690.

Ungarn.

Juli. Die Unterrichts-Reform als politisches Bedürfniß. S. 400.

August. Ungarn und Oesterreich. S. 472. — †Ungarn und das Germanenthum. S. 515.

September. †Ungarische Monatsschrift. S. 559.

Dezember. †Ungarische Monatsschrift. S. 778.

Serbien.

Dezember. Serbische Reisestudien, nach Kanitz. S. 774.

Grichenland.

October. Pythagoras und der Geheimbund der Pythagoräer. S. 628.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

September. H. Grätz: Zur Geschichte der Juden von der Zeit Spinoza's bis zu der Moses Mendelsohn's. S. 587.

Orient.

August. Orientalische Studien, nach Alfred von Kremer. I. (Zur richtigen Würdigung des Islams und seines Gottesbegriffes.) S. 519.

September. Orientalische Studien, nach Alfred von Kremer. II. (Mohammedanische Askese, Religionsschwärmerei und Philosophie.) S. 534; III. (Prophetenthum, Heiligenverehrung, Reformation und Kritik des Koran.) S. 549; IV. (Der Koran über das Fortleben nach dem Tode. — Die Staatsidee des Islams.) S. 567.

October. Zur Kulturgeschichte des orientalischen Mittelalters. S. 664.

November. Morgenländische Studien. S. 679.

Palästina.

October. Ein Pascha unserer Zeit über Volksbildung. S. 629.

November. *Jerusalem. S. 682.

Ostindien.

August. Der Proceß Rußland contra England. S. 511.

October. Max Müller's Beiträge zur Wissenschaft der Religion. Die Ueberreste des alten Parsenthums. S. 643. — *Indische Liebeslieder. S. 648.

November. Das indogermanische Urvolk. S. 692.

Dezember. Indische Sprüche, von Otto Böhtlingk. S. 792.

Mongolen.

Dezember. *Mongolische Märchen abermals. S. 794.

China.

Algerien.

Abessinien.

Nord-Amerika.

Grönland.

Mexiko.

Süd-Amerika.

Brasilien.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 4. Juli 1868. [№ 27.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Johannes Dümichen: Ein Urkundenbuch zur Geschichte der Schifffahrt und des Handels vor 3500 Jahren.*)

Wir haben die Freude, die Vollendung und die eben erfolgte Ausgabe eines Werkes anzuzeigen, welches die ältesten aller künstlerischen Urkunden der Welt enthält und beanspruchen darf, der Anfang aller Kunst und Literatur genannt zu werden. Aelter als Moses, älter als Homer, sind die ursprünglichen Autoren dieses jetzt in Deutschland publizirten Werkes, das die Arbeit und die Wissenschaft eines deutschen Forschers aus den Fundgruben der viertausendjährigen Felsengräber und Tempel Aegyptens hervorgeholt hat.

Die Flotte einer ägytischen Königin aus dem siebzehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, die Flotte der „thatenreichen Königin Misaphris", wird uns in zahlreichen großen Abbildungen, mit den sie begleitenden hieroglyphischen Texten und Erklärungen, von Dr. Johannes Dümichen in diesem Werke vorgeführt, das er bescheiden als einen „Beitrag zur Geschichte der Schifffahrt und des Handels im Alterthum" bezeichnet und wozu er später noch eine vollständige historische Kritik zu liefern gedenkt.

In der Thebais, dem großen Tempel von Karnak gegenüber, erhebt sich in vier Terrassen über einander eine monumentale Tempel-Anlage, die im siebzehnten Jahrhundert v. Chr. von der ägyptischen Königin Misaphris, der macht- und glanzvoll regierenden Schwester von Thutmosis III., angelegt worden — ein Tempelbau, dessen heutiger Name Dêr-el-Baheri ist, nach einem armseligen koptischen Kloster, durch welches im Mittelalter die Mönche diese wahrhaft königlichen, von Säulen getragenen Tempel-Hallen, in welche sie ihr Nest gewissermaßen hineinklebten, entstellt und entweiht haben. Die ganze, vier Stockwerke hohe, an einen Berg sich lehnende Tempel-Anlage ist durch einen breiten emporsteigenden Weg bis zur vierten und höchsten Terrasse in zwei Hälften getheilt. Dieser Weg endet mit einem Thore aus rothem Granit, durch welches man in die verschiedenen Räume der vierten Terrasse und in ein, laut seinen Inschriften, dem Könige Thutmosis I. und seiner Gemahlin gewidmetes Felsengewölbe gelangt. Die plastischen Darstellungen der verschiedenen Terrassen dieser Thutmosis-Hallen haben, wie Herr Dümichen sagt, an Schönheit und Vollendung nicht ihres Gleichen im ganzen Nilthale. Den Glanzpunkt des ganzen Baues aber bilden die Wandskulpturen einer der Colonnaden auf der dritten Terrasse. Es ist eine nach der Ostseite hin offene Halle, getragen von 22 Pfeilern, je 11 in einer Reihe, 102 Fuß breit und 26 F. tief, als deren Rückwand das unmittelbar anstoßende, für die feinen Skulpturen vorzüglich geeignete Kalkstein-Gebirge benutzt ist. Ein großer Theil der Darstellungen des vorliegenden Werkes ist den Wänden dieser Halle entnommen.

Die ersten drei der hier mitgetheilten Tafeln geben uns in Bild und Schrift die Verherrlichung einer von Aegypten aus nach dem älteren, am Rothen Meer in Arabien gelegenen Punier-Lande unternommenen See-Expedition friedlicher, d. h. commercieller Art. Es wird dadurch die Behauptung, daß die alten Aegypter ihre Schifffahrt auf den Nil beschränkt und Seereisen nicht unternommen haben, glänzend widerlegt. Die Aegypter scheinen vielmehr auch nach dieser Seite hin die Lehrmeister der Alten gewesen zu sein.

Wahrhaft überraschend erscheinen der Bau und die Verzierungen dieser uralten ägyptischen Schiffe mit ihren Führern und Mannschaften, sowie mit ihrer Ladung an Handelsartikeln aller Art, unter denen sich viele kostbare Hölzer, Weihrauchharz und Myrrhen, Elfenbein, Gold und Silber, Leoparden-Felle, Affen*) und andere Thiere befinden. Die von Dümichen übersetzten Inschriften bezeichnen als Inhalt des Werkes und als Gegenstand der bildlichen Darstellungen: „die Fahrt auf dem Meere, das Erreichen des schönen Zieles im heiligen Lande, die

*) Die Flotte einer ägyptischen Königin aus dem XVII. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und altägyptisches Militair im festlichen Aufzuge, auf einem Monumente aus derselben Zeit abgebildet. Beides zum erstenmale veröffentlicht nach einer vom Herausgeber im Terrassen-Tempel in Dêr-el-Baheri genommenen Copie, mit theilweiser Reconstruction. Nebst einem Anhang, enthaltend die unterhalb der Schiffe als Ornament angebrachten Fische des Rothen Meeres, in der Originalgrösse des Denkmals, eine chronologisch geordnete Anzahl von Abbildungen altägyptischer Schiffe, und einige Darstellungen und Inschriften aus verschiedenen Tempeln und Gräbern, die auf das Vorstehende Bezug haben. Als ein Beitrag zur Geschichte der Schiffahrt und des Handels im Alterthum herausgegeben von Dr. Johannes Dümichen. Gewidmet der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin. Leipzig: J. C. Hinrichs. Paris: Fréd. Klinksieck. London: Williams & Norgate. New-York: Berh. Westermann & Co. 1868. (Grösstes Doppelt-Folio-Format, mit zwei breiten Folio-Columnen auf jeder Textseite und mit 33 autographirten und lithographirten Bildniss- und Hieroglyphen-Tafeln.)

*) Hieroglyphisch: Kafu, Koph-Affen, hebräisch: Kophim (קֹפִים), wie sie, nebst anderen der obengenannten Gegenstände, das Schiff des Königs Salomo, sechs Jahrhunderte später als die ägyptische Flotte, aus Ophir mitbrachte.

glückliche Ankunft der ägyptischen Soldaten im Punier-Lande, gemäß der Anordnung des Götterfürsten Amon, des Herrn der irdischen Throne in Theben, um herbeizuführen für ihn die Kostbarkeiten des ganzen Landes in einer für ihn erwünschten Menge".... „Niemals ist ein Transport gleich diesem von irgend einem Könige seit Erschaffung der Welt gemacht worden.".. „Die Fahrt nahm einen Ausgang zur Zufriedenheit. Glückliche Ankunft in der Thebais zur Freude der ägyptischen Soldaten."

Mit Bezug auf die Bezeichnung „heiliges Land", die in den Inschriften häufig vorkömmt, führt Herr Dümichen folgende auf die Geschichte Palästina's ein völlig neues Licht werfende Bemerkung von Brugsch an: „Es wurde von hohem Interesse sein, zu wissen, ob die Phönizier mit dem Ausdrucke heiliges Land ganz Kanaan bezeichnet haben. Da unter dieser Annahme Inschriften vorhanden sind, die sich auf ägyptischen Denkmälern befinden, welche vor dem Einzuge der Israeliten in das gelobte Land aufgerichtet sind, so dürfen wir dreist den Schluß ziehen, daß die Israeliten die Benennung „heiliges Land" nicht erst dem Lande gegeben, sondern diese bereits als einheimischen Namen vorgefunden und wie die Aegypter in ihre Sprache übertragen haben."

Nicht weniger als dreiunddreißig Tafeln mit Abbildungen aus dem Leben der alten Welt vor 3500 Jahren, denen sich einige Stücke aus einer noch um tausend Jahre älteren Zeit anschließen, werden uns hier mit ihren demselben vorgeschichtlichen Zeitalter angehörenden Erläuterungen, deren Text die Sprache der ersten Götter und Könige auf Erden redet, gegeben. Der wackere deutsche Gelehrte hat mehrere Jahre seines Lebens der mühseligen Auffindung und Copirung, sowie der Entzifferung dieser ältesten aller künstlerischen und literarischen Denkmäler gewidmet. Ohne Unterstützung einer Regierung oder einer Akademie, ja in beständigem Kampfe mit den seine Forschungen, Nachgrabungen und mühseligen Copirungen neidisch überwachenden Agenten des französisch-ägyptischen Alterthums-Monopolisten Mariette-Bey, hat Johannes Dümichen seine erstaunenswürdigen Sammlungen zu Stande gebracht, von denen das gegenwärtige große Werk nur ein kleines Pröbchen ist und unter denen seine früher veröffentlichten „Geographischen Inschriften", seine Königslisten von Abydos und seine Nomos-Listen von Edfu, wegen ihrer Erweiterung der alten Geschichts- und Erdkunde, dem Verfasser bereits einen in der wissenschaftlichen Welt geachteten Namen erworben haben.

Hoffentlich wird das vorliegende neue Werk, das sich rühmen darf, die ältesten künstlerischen Urkunden der Menschheit zu enthalten, bald auch in der ganzen civilisirten Welt gekannt und seinem vollen Werthe nach anerkannt sein! J. L.

Zur richtigen Würdigung Goethe's im Verkehr mit seinen Freunden.

Es vergeht fast kein Jahr, welches uns nicht wichtige, bisher noch unbekannte Aufschlüsse über Goethe und sein Verhalten zu bekannten und berühmten Zeitgenossen, Freunden und Freundinnen bringt, und wenn man die Menge der bisher erschienenen Briefwechsel des Dichters mit seinen Freunden, Mittheilungen aus seinem Leben, Gespräche, Unterredungen und Aeußerungen alle chronologisch ordnen und zusammenstellen könnte, so glauben wir, es müßte schon jetzt sich ein Tagebuch ergeben, welches, durch die eigenen Aufzeichnungen des Dichters ergänzt, uns einen Nachweis brächte über das, was Goethe an jedem Tage seines langen Lebens gethan, gesprochen, geschrieben und — gedacht habe, so daß wir dann sicherlich im Stande wären, ein treues Bild über ihn und seinen Charakter zu zeichnen. Trotz dieser gründlichen Kenntniß seines Lebens, die bei keinem unserer Geistesheroen so in's Einzelne gehend vor uns liegt, ist das Gesammturtheil über den Dichter noch immer schwankend; noch immer vernehmen wir Stimmen, die ungünstig über ihn urtheilen, und wenn auch seine Dichtergröße bereitwillig anerkannt wird, so fehlt es doch nicht an harten Urtheilen über ihn, die dem Dichter in seinem Verhalten gegen Freunde Lieblosigkeit und Selbstsucht vorwerfen. Es muß daher für Jeden, dem an einer gerechten Würdigung Goethe's und seines Charakters gelegen ist, erfreulich sein, wenn ihm ein neuer Beitrag zur selbsteigenen Beurtheilung geliefert wird. Diese aber wird nicht durch subjektive Kritik, durch ein Raisonnement, wie gut Beides auch gemeint sein mag, sondern nur an der Hand geschichtlicher Thatsachen, verbürgter historischer Mittheilungen ermöglicht, und je mehr wir in dieser Beziehung in den Stand gesetzt werden, des Dichters Verhalten gegen seine Freunde der Wahrheit gemäß zu erkennen, desto treuer muß sich sein Charakterbild vor uns enthüllen, und desto spruchreifer muß das endliche Urtheil über ihn auch nach dieser Seite hin werden.

Als einen schätzenswerthen Beitrag zur Aufklärung und endgiltigen Feststellung des Urtheils über Goethe im Umgang mit seinen Freunden, begrüßen wir eine vor Kurzem erschienene Schrift Heinrich Düntzer's, des gründlichen und gelehrten Kenners der gesammten Goethe-Literatur, welche unter dem Titel: „Aus Goethe's Freundeskreise. Darstellungen aus dem Leben des Dichters", uns in seine Beziehungen zu einer namhaften Anzahl geistiger Größen und berühmter Männer, die dem Dichter nahe standen, und mit denen er in Verkehr getreten, einführt, zu dem Zwecke, den Dichter gegen die immer noch laut werdenden Vorwürfe der Selbstsucht, Unreinheit und Treulosigkeit in Schutz zu nehmen. Der Verf. führt uns in diese Verhältnisse an der Hand streng geschichtlicher Darstellung, denn, wie er in der Vorrede (S. VII) treffend bemerkt: „Es hilft Nichts, sich hier im Allgemeinen zu halten, es gilt, in jedem einzelnen Falle die Thatsachen sprechen zu lassen, mit genauester Sorgfalt den Verlauf der einzelnen Freundschaften zu verfolgen". Das, was aus dem betreffenden brieflichen Verkehr mit den Freunden und aus sonstigen Aufzeichnungen in hier und da zerstreuten aphoristischen Bruchstücken vorliegt, und das zu einem klaren, übersichtlichen Bilde zu ordnen, nicht Jedermanns Sache ist, hat Heinrich Düntzer benutzt, um uns Schritt für Schritt in die Beziehungen und Verbindungen Goethe's mit Männern seiner Zeit, denen er nahe getreten, einzuführen und uns damit zugleich einen tiefen, interessanten Blick in sein reiches, für Freundschaft und wahre, echte Menschenliebe so warm schlagendes Herz thun zu lassen.

Wir erfahren die Geschichte dieser Freundschaften und Verbindungen; wir lernen an der Hand des kundigen Verfassers Anfang, Mitte und Ende jeder einzelnen kennen und werden namentlich über die Ursachen aufgeklärt, welche bei einzelnen derselben eine Auflösung vor der Zeit herbeiführten. So nur können wir in den Stand gesetzt werden, zu beurtheilen, ob der Vorwurf gegründet ist oder nicht, den man nicht müde wird, dem Dichter daraus zu machen, daß viele seiner Freundschaften, selbst solche von der innigsten Art, sich nach längerem oder kürzerem Bestande aufgelöst. „Als ob der Erfolg ein hinreichender Maßstab der Beurtheilung wäre! — — —" Wahre Freundschaft

gehört zu den seltensten Glücksfällen des Lebens, und gerade die Edelsten sind darin oft am unglücklichsten, weil Wenige fähig sind, sich hierin ganz rein zu halten, dem Herzen sein volles Recht, aber auch nicht mehr als dieses einzuräumen. Wenn so manche innige Verhältnisse Goethe's vor der Zeit brachen, so lag die Schuld nicht an ihm, nicht an seinem Mangel herzlicher Neigung, auch nicht an äußeren Verhältnissen, sondern an den Freunden selbst" (S. VI). Dies im Einzelnen an den hier behandelten Beziehungen des Dichters zu einigen seiner Freunde nachgewiesen und so den Dichter von dem Vorwurf der Schuld befreit zu haben, das ist das große Verdienst der vorliegenden Schrift, die sich dem früheren Werke desselben Verfassers: „Freundesbilder aus Goethe's Leben" und seinen Schriften über des Dichters Verhältniß zu Schiller wie zum Herzoge Karl August, so wie seinen „neuen Goethe-Studien" würdig anreiht.

Während in den „Freundesbildern aus Goethe's Leben", die bereits vor vierzehn Jahren erschienen, das Verhältniß desselben zu Lavater, Jacobi, Wieland und Knebel ausführlich dargestellt ist, und wir in den „neuen Goethe-Studien" seine Beziehungen zu Claudius kennen lernen, wird uns in dem in Rede stehenden Werke Goethe in seinem Verkehr mit Klopstock, Gleim, J. M. R. Lenz, Joh. Heinr. Voß, Reinhardt, Tischbein, Cornelius, Sulpiz Boisserée, Plessing, Fichte, Oken, Prinz Constantin von Sachsen-Weimar und Fürst Franz von Dessau in geschichtlich treuer Darstellung vorgeführt; wir treten ein in einen Kreis von Männern, unter denen die meisten sofort unser lebendigstes Interesse wachzurufen geeignet sind. Gewiß ist es erwünscht, einmal in einer ruhigen geschichtlichen Darstellung Goethe's Beziehungen zu Männern wie Klopstock, Gleim, Lenz, Joh. Heinr. Voß u. A. zu verfolgen und zu erfahren, was ihn und sie zusammenführte, noch mehr aber, was sie trennte, und je hartnäckiger man gerade Goethe die Ursachen des Bruches der Freundschaft mit jenen Männern zum Vorwurf gemacht hat, desto ernstlicher müssen wir Verlangen tragen, einmal klar in der Sache zu sehen. Dazu bietet uns Düntzer durch seine ruhige, objektive Darstellung Gelegenheit, jedenfalls eine bessere als wir sie aus den zerstreuten, umfangreichen und verworrenen Briefsammlungen, Mittheilungen von Gesprächen, oder aus des Dichters eigenen Aufzeichnungen erlangen konnten. Es mag für unsern Zweck genügen, über eins dieser Verhältnisse der Darstellung Düntzer's im Auszuge zu folgen, um zu zeigen, in welcher Weise der Verf. seine Aufgabe aufgefaßt und zu lösen versucht hat.

Voran in dem Freundeskreise, in welchen wir diesmal geführt werden, ist mit Recht Klopstock gestellt, dessen „Messias" schon in frühester Jugend einen tiefen Eindruck auf das leicht erregte Gemüth Goethe's machte. „Mit welcher liebevoll begeisterten Verehrung der zehnjährige Goethe die zehn ersten Gesänge des Messias ergriff, der vom Vater des mangelnden Reimes wegen verpönt war, wird aus seiner eigenen ergötzlichen Darstellung in „Wahrheit und Dichtung" allen Lesern gegenwärtig sein" (S. 3). So knüpfte schon früh das Band liebevoller Verehrung den jungen Goethe an den damals allgemein bewunderten Sänger des „Messias", und dieses Band wurde eine Reihe von Jahren hindurch stärker und stärker, wie mancherlei Zeugnisse bekunden, welche wir über die begeisterte Aufnahme der einzelnen von Klopstock veröffentlichten Oden von Seite seines jugendlichen Freundes besitzen, bis der Gegensatz ihrer Naturen und ihrer Dichtung allmählich hervortrat, der Beide dann mit Nothwendigkeit trennen mußte. „Während der drei Jahre seines Leipziger Aufenthalts neigte Goethe zur heitern, in's Frivole spielenden Dichtung hin, so daß die heilige Muse Klopstock's ihn viel weniger ansprach, als dessen entschiedenster Gegensatz, der so hoch von ihm gehaltene Wieland, und die leichteren Liederdichter." Späterhin wurde er wieder mehr von Klopstock's Weise angezogen; noch ehe Goethe Straßburg verließ, erschien Klopstock's eigene Sammlung seiner Oden, die den jungen Dichter mächtig hinreißen und ihn mit dem Bewußtsein von der Kraft und Würde unserer Sprache, von der Hoheit wahrer Dichtung erfüllen mußte. Wir finden diese Anerkennung nicht nur in den um das Jahr 1772 gedichteten Oden Goethe's, sondern auch sonst in Zeitschriften ausgesprochen. Auch mit dem Göttinger Kreise, dessen „Schutzheiliger" Klopstock war, trat Goethe in Verbindung, und wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten, daß vor Allen Klopstock, der Mittelpunkt dieses Bundes, ihn zu demselben hinzog. Von Goethe's ersten Dichtungen scheint der „Götz" Klopstock am meisten angezogen zu haben, und so mußten — bei aller innern Verschiedenheit — beide sich nähern und finden. Düntzer berichtet ausführlich über das erste Zusammentreffen der beiden Dichter in Frankfurt, wo Klopstock im elterlichen Hause Goethe's mehrere Tage verweilte. Hier finden wir den jungen Dichter noch so sehr für den Sänger des „Messias" begeistert, daß er auch in unwesentlichen Dingen sich von ihm unterweisen ließ. Bekanntlich wurde Klopstock Veranlassung zu Goethe's Studien in der Kunst des Schrittschuhlaufens, so nannte es Klopstock — in der er es nachher zur Meisterschaft brachte und in Weimar excellirte.

Das freundschaftliche Verhältniß, welches den jungen Goethe zu dem an Jahren und Ruhm reicheren Klopstock wie zu einem Vater aufblicken ließ, spann sich noch einige Jahre fort, bis ein Ereigniß, an sich klein und unbedeutend, beide von einander trennte und die Kluft, welche durch die ursprüngliche Verschiedenheit ihres Wesens begründet war, aufdeckte.

Hatten schon Goethe's „Stella" und „Claudine von Villabella" Klopstock's Beifall nicht gewonnen, insofern sie seine auf den Dichter des „Götz" gesetzte Hoffnung nicht erfüllten (S. 23), so hatte Klopstock zu seinem höchsten Bedauern um die Zeit des ersten Aufenthalts Goethe's in Weimar die übertriebenen Gerüchte von dem ausschweifenden Leben vernommen, wozu Goethe den jungen Herzog verführe. Diese Gerüchte veranlaßten ihn zu dem bekannten Briefe vom 8. Mai 1776, worin er Goethe über das Leben in Weimar Vorwürfe macht und durchblicken läßt, daß er Fritz Stollberg warnen müsse, nach Weimar zu gehen. Goethe, von dem festen Entschluß beseelt, sich ganz dem Herzoge hinzugeben, als treuester Leiter und Lenker ihm zur Seite zu stehen, damit seine übermüthige, selbstwillige Natur ihn nicht in den Abgrund stürze, und darum, weil er sich sein ganzes Vertrauen erhalten und durch dasselbe in entscheidenden Fällen um so kräftiger auf ihn einwirken wollte, genöthigt, ihm in manche Tollheit zu folgen, Goethe, der sich nur der edelsten Absichten bewußt war, den Herzog durch unmerkliche Leitung heranzubilden und zu diesem Zwecke sich selbst aufzuopfern, mußte sich durch die gutgemeinte Zudringlichkeit Klopstock's tief verletzt fühlen. Seine vom 27. Mai datirte Antwort auf jenes Schreiben beginnt denn auch gleich mit der Bemerkung, daß Klopstock sie (er redet gleich in seinem und des Herzogs Namen) mit solchen Briefen verschonen möge, da sie ihm nichts helfen könnten, ihnen nur ein paar böse Stunden machten. Ueber die Sache selbst könne er gar nichts sagen, was Klopstock wohl fühlen werde; er betrachte demnach den ganzen Brief als eine

gutmüthige Uebereilung (S. 26). Daß trotzdem Goethe und der Herzog Klopstock hochhielten und sein Urtheil wie seine Freundschaft schätzten, spricht der Schluß des Briefes deutlich aus: „Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie, und von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl." — (S. 27.)

Es hätten sich wohl die Nachwirkungen dieses Briefwechsels mit der Zeit verwischt, wenn Beider Naturen nicht zu verschiedenartig angelegt gewesen wären, so daß eine aufrichtige Freundschaft auf die Dauer unmöglich war. Hatte doch Klopstock nicht einmal ein Verständniß für Goethe's herrliche Dichtung „Iphigenie", die er als eine Nachahmung bezeichnet; selbst die herrlichste Blüte von Goethe's echt deutschem Gemüth und von seinem vollendeten künstlerischen Sinne, das idyllische Epos „Hermann und Dorothea", scheint kaum eine bedeutende Wirkung auf den Sänger des Messias geübt zu haben. Daß ihn daneben Goethe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" nicht ansprechen konnten, ist selbstverständlich; die „römischen Elegien" aber und die „venetianischen Epigramme" waren ihm, dem hochsittlichen, echt deutschen Dichter und Kunstlehrer, ein Greuel. Und was ihn auf's Furchtbarste empörte, war Goethe's Klage, daß die deutsche Sprache der schlechteste Stoff sei, worin er Leben und Kunst verderbe, daß das Schicksal seine Absicht, einen Dichter aus ihm zu bilden, erreicht haben würde, „hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt". Gegen Delbrück, der Klopstock nach der Lesung jener Epigramme sprach, äußerte er sich hierüber äußerst erbittert. Ihn möge man angreifen, wie man wolle, er werde sich nicht vertheidigen, aber diese Schmähung der deutschen Sprache könne er nicht dulden (S. 43).

So mußte sich scheiden, was von Hause aus zu fremdartig gebildet war und kaum Einen Punkt gemeinsam hatte, in welchem eine herzliche, innige Berührung möglich war. Bei dieser durch die generelle Verschiedenheit der Naturen bedingten Unmöglichkeit einer dauernden Freundschaft — und dies speziell und ausführlich nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst Düntzer's — wie will man nun Goethe einen Vorwurf aus den entstandenen Differenzen machen? Wie will man ihn darum der Kälte, der Selbstsucht und Lieblosigkeit anklagen? Hat doch Goethe die großen Verdienste des Altvaters unserer neueren Dichtung stets bereitwillig anerkannt und sein Andenken allezeit in Ehren gehalten, wie die von ihm bald nach Klopstock's Tode gedichteten und zuerst 1833 gedruckten Verse bekunden, welche man bei Düntzer S. 53 nachlesen mag.

Wir bedauern, daß es der ohnehin von uns schon stark beanspruchte Raum nicht gestattet, auch die Beziehungen Goethe's zu den anderen oben angeführten Freunden desselben näher zu verfolgen, obwohl unter ihnen namentlich der wunderliche Lenz und jener Plessing, um dessentwillen Goethe seine Harzreise im Winter unternahm, neben den gewichtigeren Gestalten von Gleim und Joh. Heinr. Voß, ein ganz besonderes Interesse darbieten: die sämmtlichen Abhandlungen aber zeigen, wie gerade Düntzer durch umfassende Sachkenntniß und vollkommene Herrschaft über das reiche vorliegende Material, für solche Arbeit befähigt und berufen war. Wenn auch überall die Absicht hervorleuchtet, das Bild des großen Dichterfürsten rein zu waschen von unverschuldeten Flecken, so ist dieser Zweck doch niemals mit Beeinträchtigung der historischen Wahrhaftigkeit verfolgt, und deshalb theilen wir den Wunsch des Verfassers, auch diese seine Arbeit möge dazu helfen, „daß Goethe's edles Bild immer reiner in ureigenem Glanze erstrahlen möge!"

Dr. Zapp.

Ungarn.

Die Unterrichts-Reform als politisches Bedürfniß.

Dem zu Groß-Becskerek in Ungarn erscheinenden, von deutschen Pädagogen trefflich redigirten „Ungarischen Schulboten" vom 15. Juni entlehnen wir folgende Notiz über eine Aeußerung Kossuth's in Bezug auf die namentlich von deutschen Schulmännern jetzt zur Anregung gebrachte Unterrichts-Reform in Ungarn:

Der um das vaterländische Schulwesen verdiente Dr. Julius Schwarz sandte sein Werk: „A közoktatásügyi reform, mint politikai szükséglet Magyarországon." (Die Unterrichtsreform als politisches Bedürfniß in Ungarn) an Kossuth. Mit Rücksicht auf dieses Werk schrieb dieser an Schwarz einen Privatbrief, der auszugsweise in vielen der vaterländischen Blätter Aufnahme fand. Auch wir wollen einigen Stellen Raum geben. Nachdem der Beweis geliefert wird, daß das hochwichtige Erziehungs- und Unterrichtswesen für unser Vaterland eine Lebensfrage sei, indem 1) unser nationales Sein nur dadurch sicherzustellen sei, wenn der Schwerpunkt, den die Zahl, die Lebensfähigkeit, die historische Stellung uns biete, durch die Schwere der Volksbildung bewirkt werde; 2) in dem Fortschritte der modernen europäischen Gesellschaft die Zeit der Demokratie herangenaht sei, daß diese aber nur durch die Entwickelung der Geistesbildung ein mächtiger Hebel des nationalen Bestehens werden könne — fährt Kossuth in seinem Briefe also fort: „Ich war einer jener Vielen, die thätig waren, damit, statt der Nation ohne Unterschied der Nationalität, Sprache und Religion — das Volk den Platz einnehme. Allein die 1848er Legislative konnte nur ein Recht verleihen, die Fähigkeit zur Ausübung des Rechtes jedoch nicht. Diese verleiht nur die geistige Entwickelung." Das Volk müsse zu Bürgern erzogen werden, es müsse die Stellung, die dem Vaterlande gebührt, seine eigenen Rechte und Pflichten im Staate, den Standpunkt, auf den es in der Gesellschaft berufen ist, kennen lernen. Es müsse, wenn es sein materielles Wohlsein wünscht, jene reichen Schätze und Erwerbsquellen, die in dem rationellen Bearbeiten und Erfassen der in der Natur verborgenen Kräfte ruhen, kennen lernen. Das Volk erscheine durch seine Intelligenz unter den Faktoren der Kultur, damit nicht auf dem weiten Felde der Wissenschaften die ungarische Intelligenz allein unfruchtbar bleibe." Im weiteren Verlaufe des Briefes stellt sich Kossuth auf denselben Standpunkt, auf dem die ungarische Legislative im Jahre 1848 stand; er entwickelt jene Ansichten, die damals Pázmándy, Deák, Eötvös, Palóczy u. A. vertraten, doch im Widerspruche damit fügt er hinzu: „Die Frage der Schulreform ist in der Ausführung nicht eine abgesonderte Fachfrage, sondern hängt innig mit den politisch wichtigen Tagesfragen zusammen."

Herr Dr. Julius Schwarz macht hinsichtlich der letzen Bemerkung aufmerksam, daß Kossuth am 5. August 1848 im Abgeordnetenhause bei der Debatte über §. 6 des Eötvös'schen Unterrichtsgesetz-Vorschlages, in Bezug auf den Zusammenhang der Politik mit der Unterrichts-Frage, das Entgegengesetzte behauptet und damals das Richtige getroffen habe.

Baltische Provinzen.

Das Deutschthum in den baltischen Provinzen.*)

Die „Livländischen Beiträge“ erscheinen rüstig weiter. Mit den drei ersten Heften hat Herr Woldemar von Bock den ersten Band abgeschlossen, und schon hat er von dem zweiten Bande wieder zwei Hefte, welche nunmehr öfter, aber in kleinerem Umfange zu Tage treten, herausgegeben. Es kann nicht ausbleiben, daß diese Zeitschrift das in Deutschland verbreitete, höchst ungünstige und ungerechte Vorurtheil über das halb vergessene und aufgegebene, dennoch aber so treue Tochterland an der Ostküste des Baltischen Meeres vollständig umgestalten wird. Sie ist die erste Stimme, welche von dort zwar nicht laut, aber doch vernehmlich um Hilfe rufend nach dem Stammlande erschallt. Bisher hatte es still und unbeachtet, aber unverzagt durch drei Jahrhunderte gegen die Fremden nur mit den eigenen Kräften um das Dasein gekämpft und zwar manchen Lorbeerkranz errungen, der aber außerhalb der Gränzen der drei Herzogthümer oder Provinzen unbekannt geblieben ist.

„Die Geschichte der Ostsee-Provinzen“, sagt Herr von Bock, „Livländ. Beiträge“ II., 2. S. 60, „bietet einen sonderbaren Anblick dar. Je weiter zurück, desto eingehender und umständlicher; je näher heran an die Gegenwart, desto dürftiger. Die sogen. „angestammte Periode“ (von den Anfängen der dänischen und deutschen Kolonisation bis 1561), ist durchforscht und zum Theil in mehrbändigen Werken dargestellt. Auch die polnischen und schwedischen Zeiten sind neuerdings Gegenstand nicht bloß aphoristischer und monographischer, sondern mehr zusammenhängender und übersichtlicher Darstellung geworden. Aber mit dem Eintritt der russischen Herrschaft hört, so zu sagen, Alles auf, und der unvergeßliche Vers jenes Hofraths de la Croix:

„Wo Russen kommen, wird es stille“,

behauptet in diesem Sinne eine traurige Wahrheit. Dieses plötzliche Stocken der Geschichtschreibung für die Zeit vom Eintritte der russischen Herrschaft an, hat dann nicht wenig zu dem weitverbreiteten Vorurtheile beigetragen, als ob darum auch die Geschichte selbst, die innere der Provinzen, gestockt hätte.“

„Und doch: welch' mächtige Entwickelung z. B. von 1710 bis etwa 1768 und wiederum von da bis 1796 (Wiederherstellung des „Landesstaates“) und von da bis 1802! Wer Gelegenheit hatte, Landesrecesse und Landtagsakten aus diesen drei Epochen allein der universitätslosen Zeit mit einander zu vergleichen, der wird das Gesagte verstehen. Und nun vollends die folgenden Epochen: von 1802 (Wiederherstellung der Universität, Gründung der Kreditvereine und der gemeinnützigen ökonomischen Societät, Aufhebung der Leibeigenschaft), bis etwa 1834 (d. h. bis ungefähr zum Zeitpunkte der Krisis des Hofgerichts, der beginnenden Predigersynoden, der Gründung der „Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde“, der ersten Redaktion des russischen „Swod Sakonov“, des Verwaltungsantrittes des Grafen Uwarov als Minister der Volksaufklärung), dann von 1834 bis 1845, von 1845 bis 1856, endlich von 1856 bis 1867! Welche Beredtsamkeit in den Jahreszahlen — für den Kenner! — Nicht ganz leicht ist es freilich, Kenner zu werden. Die Quellen ruhen in Archiven, die, großentheils unbequem untergebracht, überdies nur Hochbegünstigten bedingungslos sich öffnen.

Doch dies sind mehr äußerliche Hindernisse. Dazu kommt aber das bedenklichere innere, daß nämlich der Sinn für die Geschichte des eigenen Landes, das Verständniß für das Unerläßliche ihrer Beherrschung, mit Einem Worte die wahre politische Bildung bei der baltischen Jugend seit Anfang der Vierziger Jahre einen wahrhaft erschreckenden Rückgang erhalten hat. Als Ursachen dieses Rückganges führt Herr v. Bock an: die Vertreibung des Professors Bunge, des Vaters der Geschichte des Provinzial-Rechts, von der Universität Dorpat durch den Kaiser Nikolaus im J. 1842, die seitdem immer drückender gewordene Ueberladung der Gymnasien mit unfruchtbarem und geisttödtendem russischen Lehrstoffe, endlich die Einflüsse des vaterlandslosen, kosmopolitischen, revolutionären Geistes der Vierziger Jahre. Indeß habe in der jüngsten Zeit auf Anregung „einzelner akademischen Persönlichkeiten“ wieder ein Umschwung zum Besseren stattgefunden. Dem sei nun, wie ihm wolle, so stellen sich einer von politischem Volksbewußtsein getragenen, pragmatischen Darstellung der russischen Epoche schwer zu überwindende Hindernisse entgegen. Um das zu würdigen, ist bloß an die Wahl zu erinnern, die der Geschichtsschreiber hat: entweder unter russischer Censur, oder außerhalb ihres Bereiches, aber auch fern von den Quellen zu schreiben.

Unter so bewandten Umständen hält es Herr v. Bock für „angezeigt“, den geschichtlichen Sinn seiner engeren Landsleute und „zugleich die erhöhte Theilnahme des deutschen Volkes an der Geschichte seiner Kolonieen dadurch zu wecken“, daß er aus der Periode seit der Trennung derselben von Deutschland eine Reihe von bedeutenderen baltisch-deutschen „Charakterköpfen“ in Schilderungen und zugleich in Bildnissen vorführt. Das soll in den „Livländ. Beiträgen“ geschehen, und wir machen schon im Voraus auf diese für jeden Deutschen diesseits wie jenseits Polangen werthvolle und interessante Gabe aufmerksam.

Mit Recht sagt von Bock: „Abgesehen von der erweckenden Wirkung einer solchen Vorführung auf die baltische Jugend, wird darin eine doppelte Schuldabtragung liegen: einmal an das Andenken der trefflichen Männer selbst, welchen die Ostsee-Provinzen wesentlich zu danken haben, daß sie in ihrem Deutschthum von den Fremden nicht untergetreten worden sind; dann aber auch an Deutschland, dem die Namen der Männer nicht länger fremd bleiben dürfen, welche seine 700jährige Pflanzung deutsch haben erhalten helfen.“

Einstweilen gedenkt von Bock, folgende Männer in die Reihe einzufügen:

1) Johann Baron Tiesenhausen, welcher 1601 in Reval für die livländische Ritterschaft mit Schweden den Unterwerfungs-Vertrag zur Brechung des Polen-Joches abschloß;

2) Hermann Samson (nachmals v. Himmelstierna), Oberpastor an St. Petri und mannhafter Vorkämpfer gegen die polnische Jesuiten-Propaganda in Riga, dem das hohe Glück beschieden war, 1621 den siegreichen Schirmherrn des Protestantismus, Gustav Adolf, in seiner Kirche mit dem Te Deum und einer Dankpredigt zu empfangen;

3) Otto Baron Mengden, der Vater, und 4) Gustav Baron Mengden, der Sohn, jener der Wiederhersteller, dieser der Ausgestalter des unter polnischem Regimente zerrütteten Landesstaates in Livland (1634—1688);

5) Johann Reinhold von Patkull, der bis in den Tod getreue Rächer der livländischen Freiheit an Schwedens Treulosigkeit (1690—1707);

6) Reinhold Baron Tiesenhausen, der Vollzieher der Kapitulation der livländischen Ritterschaft mit Rußland 1710;

*) Livländische Beiträge II. Berlin, Stilke und van Muyden.

7) Reinhold Baron Ungern-Sternberg und 8) Fabian Ernst Staël von Holstein, die Vollzieher der Kapitulation der estländischen Ritterschaft mit Rußland 1710;

9) Johann Albrecht Baron Mengden, Gustav's Sohn, Patkull's Genosse, 1694 ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, 1710 auf dem ersten, von der russischen Regierung einberufenen Landtage verfassungsmäßig zum ersten livländischen Landmarschall unter russischer Herrschaft gewählt;

10) Karl Friedrich Baron Schoultz von Ascheraden, 1764 der Pionier der ritterschaftlichen Initiative zur Beseitigung der Leibeigenschaft der livländischen Bauern;

11) Friedrich Wilhelm von Sivers, seit 1792 der unermüdliche Agitator zur Wiederherstellung der 1783 gebrochenen ständischen Verfassungen der Ostsee-Provinzen, und, gleichzeitig mit

12) dem für Estland das Analoge anbahnenden Jakob Johann von Berg, zu der die Leibeigenschaft der livländischen Bauern thatsächlich zu Grabe tragenden Verordnung von 1804;

13) Georg von Bock und 14) Karl Otto Transehe von Roseneck, jener seit 1792 der Hauptträger der Idee, dieser seit 1799 der rastlos thätige Ausführer der Wiederherstellung der Universität Dorpat;

15) von Blankenhagen, der großartig freigebige Ausstatter (40,000 Albertusthaler) der 1792 begründeten livländischen ökonomischen und gemeinnützigen Societät;

16) Taube von der Issen, seit 1792 der geistige Begründer direkt der livländischen, indirekt der baltischen landschaftlichen Kreditvereine nach preußischem Muster;

17) von Buddenbrock und 18) Sonntag, die verdienten Sammler der älteren livländischen Gesetze;

19) Schwartz (seit Ende des 18ten) und 20) von Bunge (seit dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts), die Väter der wissenschaftlichen Rechtsgeschichte der deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands;

21) Otto Müller, der geniale Anticipator (1841) fast aller leitenden Gedanken eines verfassungsmäßigen Widerstandes gegen das andrängende Russenthum;

22) Ulmann, der Mißhandelte von 1842 und Wiederhersteller des lutherischen geistlichen Liedes in Livland;

23) Hamilkar Baron Fölkersahm, seit 1841 der schier überkühne Experimentator auf dem Felde der agrarischen Reform in Livland;

24) Theodor Baron Hahn, seit 1842 der kühne und eiserne Vollbringer auf dem Gebiete der autonomen agrarischen Reform in Kurland;

25) Reinhold Johann Ludwig Samson von Himmelstierna, 26) Dr. Ferdinand Walter und 27) Friedrich Anton Gustav von Schwabs, seit 1841 bis beziehlich 1848, 1862 und 1864, die unermüdlichen, muthvollen Bekämpfer und unbarmherzigen Entlarver der griechisch-orthodoxen Propaganda.

Rußland.

Zur Naturgeschichte des russischen Nihilismus.

Der neueste Roman von Iwan Turgenjew.*)

Rußlands Gesittung ist, wie man weiß, noch ein junges Kind. Peter der Große hat den russischen Staat in die europäische Staatengesellschaft eingeführt, Alexander II. aber war es erst, der das russische Volk in die Völkerfamilie Europa's einführen konnte. Eine so junge Kultur hat gewaltige Schwächen, desto bösere, je geringhaltiger das Kapital an gesunder Volkskraft ist, das sie auf den Weltmarkt mitbringt. Sollen wir den besten Schriftstellern Rußlands Glauben schenken, so ist dies Kapital in der That sehr geringhaltig, fast Alles in Allem hat der Russenstamm vom Auslande zu erwarten.

Hierin liegt der Kern des neuesten, viel besprochenen Romans des anerkannt ersten aller russischen Schriftsteller, Iwan Turgenjew's: — „Rauch", oder besser „Dunst", hat er ihn genannt, denn Rauch und Dunst sind nach Turgenjew die selbständigen Strebungen der dermaligen russischen Gesellschaft. Mit einer an Vaterlands-Verachtung streifenden Offenheit, einem schier heroischen Freimuth wird in „Dunst" der Schleier von den Wunden der russischen Bildung gerissen und diese gebildete Welt des Nordostens vor ganz Europa als eine kleinliche Afterschöpfung dargestellt. Hat das die Mehrzahl der Russen beleidigt? Keineswegs, denn geschlagen hat man sich in Moskau und Petersburg um diesen Roman; für den Abdruck im März-Hefte des Moskauer „Wjestnik" von 1867 soll die Redaction dem Verfasser 6000 Rubel gezahlt haben; sehr bald mußte eine Separat-Ausgabe erscheinen, ein paar hundert Exemplare derselben hat eine einzige Leihbibliothek in Petersburg angeschafft; die „Riga'sche Zeitung" nahm ihn in deutscher Uebertragung vollständig in ihre Spalten auf; die „Baltische Monatsschrift" brachte einen ausführlichen Auszug, und jetzt liegt uns eine autorisirte Ausgabe in deutscher Sprache vor, die von dem Rigaer Schriftsteller Friedrich Czsiesch bewerkstelligt worden und bei E. Behre in Mitau erschienen ist. Die Uebersetzung liest sich im Ganzen vortrefflich und ist, ein paar kleine Sprachschnitzer, die übrigens Druckfehler sein können, abgerechnet, mit Sorgfalt gearbeitet und mit umsichtigem Verständniß ausgeführt. Besser für den Verf. wäre es freilich gewesen, wenn Friedr. Bodenstedt, der Uebersetzer anderer Erzählungen von Turgeniew, auch die Bearbeitung dieses Romans übernommen hätte.

Turgenjew's Held ist ein junger Landwirth, Gregori Michailowitsch Litwinov, der Sohn nicht vornehmer, aber achtbarer Eltern, Bräutigam eines anmuthigen, rechtschaffenen Mädchens gleichen Standes, ein Mensch also, dessen Lebensentwickelung auf kein glänzendes Schicksal, doch auf ein um so dauerhafteres Glück in bürgerlicher Beschränkung und biederer Einfachheit angelegt scheint. Inzwischen hatten leidige Umstände früh versucht, ihn aus dieser Sphäre herauszureißen; schon vor seiner Brautschaft hatte sein Herz sich an die Tochter einer Moskauer Fürsten- resp. Bojaren-Familie gehangen, die trotz ihrer Verarmung den Stolz und die Ansprüche ihres von Rurik herstammenden Geschlechts nicht darangegeben. Irina Pawlowna Ossinin, ein gewaltsam unbändiger, leidenschaftlicher, wild aufflammender Geist, war in dem Gefühl des Widerspruches zwischen Rang und Reichthum erzogen worden; sie hätte gern den wohlhabenden Litwinov, den sie auf ihre Manier liebte, geheiratet, wenn seine bürgerliche Stellung ihrem Ehrgeiz völlig hätte genügen können; als die erste Gelegenheit sich darbot, hatte sie den Geliebten geopfert, war zu vornehmen Verwandten nach Petersburg übergesiedelt, und während Litwinov in das Geleis seines ursprünglichen Lebensplanes wieder zurückgekehrt war, die Gemahlin des Generals Ratmirov, eines eleganten Emporkömmlings, geworden, dessen zweifelhafte Abstammung der Ergänzung durch fürstliches Blut in seinen eigenen Augen bedurft haben mochte. Litwinov hingegen war ernsthafter Studien wegen in's

*) Rauch. Aus dem Russischen des Iwan Turgenjew. Autorisirte Ausgabe. Mitau, 1868. Verlag von E. Behre (Fr. Lucas'sche Buchhandlung). VII u. 304 S. kl. 8.

Ausland gereist, hatte sich in Deutschland, Belgien und England gründliche Fachkenntnisse erworben und stand eben im Begriff, die Rückfahrt nach der Heimat anzutreten, als sein Unstern ihn im August 1862 zu Baden-Baden die Jugendgeliebte wiedersehen und das alte innige Verhältniß wieder anknüpfen ließ.

Der Dichter, indem er mit diesem Ereigniß den Roman eröffnet, begründet das Schwanken und Straucheln Litwinov's durch den klaffenden Gegensatz der naturwüchsigen, im großen Stil einherschreitenden Leidenschaft Irina's gegenüber der schwächlichen Welt von faden Alltagsmenschen, die aus der Demokratie wie aus der Aristokratie Rußlands hier zusammengeströmt ist und mit ihren Nichtigkeiten die Luft erfüllt. Nur Eine Seele giebt's unter den Männern, es ist Hofrath Potugin, ein Bekannter Irina's, der einst in Petersburg ihren Ruf gerettet, aber schwach genug ist, Litwinov in ihre Netze zu ziehen. Die Ankunft von Litwinov's Braut mit deren Tante in Baden-Baden treibt die Leidenschaft zur Katastrophe; schweren Herzens gesteht Litwinov der Verlobten, daß sein Herz sich gewendet; nun fordert er von Irina's Liebe das Opfer des Bruchs mit dem Gatten und dem Leben der großen Welt, aber Irina, die wohl genießen, aber nicht entsagen gelernt, hat nicht die Kraft hierzu; sie verschmäht die Flucht mit dem Geliebten, der letzte entscheidende Augenblick wirft sie in die Sphäre zurück, welche ihre Wünsche nie hätten verlassen sollen. So sieht sich Litwinov fast wider seinen Willen von dem schuldhaften Verhältniß befreit; er eilt fort von Baden-Baden, sucht sein väterliches Erbgut und den Wirkungskreis in der Heimat auf, kämpft mannhaft unter Entbehrungen gegen die harten Schwierigkeiten, welche die Bauern-Emancipation und die neue Ordnung aller ländlichen Zustände hervorgerufen und wird endlich für seinen treuen Eifer in den Jahren der Reue und der Prüfung mit der Hand seiner Braut, der braven Tatjana, belohnt, die in fester Geduld gewartet hatte, bis sein Herz und sein besseres Selbst sich wiederfanden......

Spät kommt die Versöhnung in dem Roman, allein sie kommt doch. Sein Hauptstück freilich sind die mit Meisterschaft skizzirten Schilderungen der Hohlheit Jung- und Alt-Rußlands, der Rohheit und Unwissenheit, die aus allen Nähten dieses gesellschaftlichen Gewebes hervorschimmern, des nackten, teuflisch grinsenden Egoismus, der sich ungescheut im hellsten Sonnenlicht breit macht, an Menschen ohne Beruf und gediegenen Erwerb, Feldherrn des Salons, Volksmännern der Trinkhallen, Gelehrten des Tagesgeschwätzes! Wenn so die Durchschnittsbildung der Russen ist, wenn eine Natur wie die Irina's zu den höheren, ein Charakter wie der Litwinov's zu den ehrenwerthesten gehört, dann muß es allerdings gar schlimm um Rußland aussehen, dann darf seine Zukunft die stärksten Besorgnisse wecken. Hoffen wir, daß Turgenjew die Nachtseiten seines Volks zu lebendig gemalt hat! Der brennende Pinsel des jungrussischen Schriftstellerthums liebt die Hervorhebung dieser Nachtseiten.

Künstlerisch genommen, hat Herr Turgenjew sicherlich übertrieben; seine Gestalten von Generalen und Demokraten streifen an die Karrikatur, und der Gesammteindruck solcher Schöpfung, deren Detailschönheit und deren sozialer Werth unverkennbar, bleibt ein herber, ein unerquicklicher, läßt keine innere Befriedigung zurück.

Trauttwein von Belle.

Skandinavien.

Olaf Hildebrand's Leben auf Island zur Zeit der Sagas.*)

I.

Vor einem Jahrtausend.

Von dem Verfasser des zu seiner Zeit Aufsehen erregenden Buches: „Das schwedische Volk in der Heidenzeit", liegt uns unter dem in der Anmerkung genannten Titel ein interessantes Werk über Island zur Sagenzeit vor. Es war nicht die Absicht des Autors, eine kritische Forschung der historischen Quellen zu geben, sondern nur den vorhandenen Stoff über Island's merkwürdige Vergangenheit in bestimmte Abtheilungen zu ordnen und Islands Bebauung, Land, Leute, Wikinger-Leben, Rechtsverhältnisse, Sagen u. s. w. in einer leicht faßlichen Form darzustellen. Dieses kühne Unternehmen ist dem Verfasser vollkommen gelungen und in anziehender Erzählungsweise, wie in gediegener Sprache, weiß er den Leser von Anfang bis zu Ende zu fesseln und zu unterhalten.

Die Zeit, wo der erste Apostel des Nordens, der fromme Ansgarius, dessen Abberufung von seiner Wirksamkeit auf Erden vor drei Jahren im ganzen Norden gefeiert wurde, also ungefähr das Jahr 865, bildet den Ausgangspunkt des vorliegenden Werkes. Zu dieser Zeit entstandene Gerüchte in Norwegen über eine weit im Westmeere belegene Insel, welche vom Wiking Naddodd, der vom Sturm verschlagen war, entdeckt und bald darauf vom Schweden Gardan umsegelt worden sei. Zuletzt hatte sich Floke Vilgerdsson dahin begeben und dieselbe „Island" benannt, weil er daselbst einen Winter über verblieb, und keinen Mangel an Schnee und Eis gehabt hatte. Bei seiner Zurückkunft nach Norwegen, wo bereits die blutigen Kämpfe zwischen den Königen des Landes ausgebrochen waren, erzählte er Wunderdinge von der neuen Insel, wodurch die Lust zu Abenteuern erweckt wurde. Ingolf und Leif wanderten 874 mit Frauen, Kindern und Leibeigenen ein und wurden daher die ersten Einwanderer auf Island, wovon Ingolf sich an der südlichsten Wik (Bucht) niederließ. Das Land ist hier ziemlich niedrig, aber steigt gegen die im Innern des Landes thronenden Berge empor. Im Thale fließen heiße Quellen und die von diesen emporsteigenden Dünste gaben der Bucht den Namen Reykiavik, d. h. die Bucht der Dünste; hier liegt jetzt die Hauptstadt der Insel, gleichen Namens. Schon in jenen allerersten Zeiten der Bebauung Islands, war dieser Ort von Wichtigkeit, weil die neuen Einwanderer sich an Ingolf um Rath und Anweisung wandten. Dieses Ansehen erbte sich von Vater auf Sohn, und als die Gesetzgebung eine gemeinsame Angelegenheit wurde, war Ingolf's Enkel der Handhaber des Gesetzes — Lagman — und sein Urenkel des ganzen Volkes „Gutermann", Vorsteher, als das Christenthum nach Island kam.

Die Streitigkeiten in Norwegen, worin der junge Harald Haarfager den einen Jarl nach dem andern besiegt hatte, veranlaßten eine neue Auswanderung nach Island, die in den Jahren 890—900 ihren Höhepunkt erreichte. Island übte, als letzter Sitz des Heidenthums, eine Anziehungskraft auf die sonst nach Westen hin schwärmenden, unruhigen Wikinger aus, so daß es für die zuletzt Angekommenen schwer wurde, Land zu ihrer Niederlassung zu erlangen. Nicht Alle wurden

*) Lifvet på Island under Sagotiden, af Hans Olaf Hildebrand. Stockholm, Seligmann, 1868

von demselben Beweggrunde zur Auswanderung getrieben; Viele segelten dahin durch die Noth und den Krieg aus der Heimat getrieben; Andern fehlte es an diesen äußeren zwingenden Umständen, sie kamen dahin — aus Lust. Wie Viele von uns werden in der Gegenwart, wo wir uns mit Hilfe des Dampfes zum Herrn der Zeit und des Raumes gemacht haben, Island zum Vergnügen besuchen wollen? Aber die Schwierigkeiten, die sich der ersten Islandsreise eines Neubauers im neunten Jahrhundert darboten, drückten nicht seinen Muth herab; nein, sie feuerten denselben an. Sich auf Abenteuer zu begeben der Abenteuer wegen, sich in Gefahren zu stürzen, blos um in Gefahr zu sein, das war dem Wiking nicht ungewöhnlich, sondern charakteristisch für den Bewohner des Nordens. Man fand nicht genug Beschäftigung in der Heimat; deshalb begab man sich auf Abenteuer hinaus; man rollte sein Schiff an's Meer und verließ die heimatliche Küste; man ging an's Land und verheerte, wo man keinen Feind hatte; man fiel ein Schiff an, dessen Häuptling man nicht kannte; man ging von Gefahr zu Gefahr, und je größer diese war, um so willkommener war sie — und wenn man sich berühmt und gefürchtet gemacht hatte, kehrte man heim, stolz über die errungenen Siege, und seines Einflusses gewiß.

Die Auswanderung nach Island steht in gewisser Hinsicht ohne Gleichen da. Ungefähr 200 Jahre nach Islands Bebauung ließ Bischof Gissor eine Volkszählung vornehmen, nach der man um c. 1100 die Bevölkerung auf 50,000 Seelen anschlagen kann. Es ist nicht ein Stamm oder ein Volk, welches unter seinen Häuptlingen aufbricht und sich neue Wohnplätze aufsucht, sondern jeder von ihnen, der sich nach der fernen Insel begab, wurde von einem ihn allein bestimmenden Motiv geleitet. So ist es nicht, wenn Völker wandern. Da sind es die Massen, welche sich bewegen, und instinktmäßig vorschreiten, ohne am Ausgangspunkte zu wissen, wohin der Weg führt, nur geleitet von ihren Häuptlingen. Die Auswanderung nach Island — so just, wie sie war — hatte einen großen Einfluß auf die öffentlichen Verhältnisse der Insel. Von Menschen, die selbständig und bewußt im öffentlichen Leben handeln, kann man nicht eine solche Staatsordnung erwarten, wie bei einem Volke in normaler Entwickelung. Als die Zeit kam, daß man das Bedürfniß nach Gesetzen fühlte, beschloß man, solche zu schaffen, weshalb man es einem Manne übertrug, diese zu schreiben. So wurde die Verfassung, wie die Einwanderung — wenn man sich so ausdrücken darf — artificiel, ein Werk des einzelnen freien Willens! —

In anderer Hinsicht wurde noch die eigenthümliche Auswanderung nach Island bestimmend für die Geschichte der Insel und deren inneres Verhalten. Unter den vielen Einwanderern befanden sich sehr viele hervorstehende Persönlichkeiten. Unter den Gefahren eines wechselnden Lebens hatten sie reiche Erfahrung, Ansehen und Einfluß gewonnen; Andere hatten unter dem gewaltsamen Umsturz im Mutterlande einen festen Standpunkt gegen den Druck, der ihnen von Oben widerfuhr, eingenommen, und je muthvoller ihr Verhalten gewesen war, desto mehr wurden sie mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Wenn solche Männer nach Island hinaus kamen, konnten sie nicht in einem Nu ihre Gesinnung wie ein Kleid ändern, und gleich von ihrer Ankunft an, mußten sie eine hervorragende Rolle in ihrer neuen Heimat spielen, denn in den weiten Landstrecken, welche sie einnahmen, war reichlich Raum für sie und die sie mit sich führten, und für Andere, die sie aufsuchten und bei ihnen Schutz suchten und fanden. Dadurch entstand ein Verhältniß, wie zwischen einem Patron und seinem Klienten, obgleich im Ganzen genommen ohne andere Verpflichtungen, als die moralischen Bande. Dies waren die ersten patriarchalischen Elemente zu einem Feudalwesen, welches jedoch niemals auf dem republikanischen Island zur Reife gedeihen konnte. Aber in diesem Verhältniß, in dieser moralischen Verpflichtung und in den Familienbanden, mit den Pflichten, welche diese in einer solchen frühen Periode in sich trugen, lag auch der Samen zu allen zukünftigen Familien- und Parteistreitigkeiten, welche den Stoff zu den isländischen Sagen hergaben und der Geschichte des Landes einen eigenthümlichen Ausdruck verliehen. In unsern Tagen vernichtet Krankheit die Einwohner Islands; in der Vorzeit starb die Blüthe des Landes in blutigen Schlachten.

Und dennoch zeigt die Geschichte der isländischen Bildung neben der gegenseitigen Vernichtung so viel Großes und Edles, das das Herz erfreut. Island war, bis es als Provinz unter Norwegens Krone kam, eine Republik, deren Gewalthaber, trotz ihrer Unbotmäßigkeit, niemals aus dem Kreise der Bauern heraustraten; aber man fand auf der Insel eine Aristokratie der Bildung, welche treulich bewahrte die Erinnerung an die kampfmuthigen Väter, Einwanderer und deren Väter, und es ihnen an Großthaten gleich zu thun versuchte, und das Gedächtniß an das Große, was die Vergangenheit und die Gegenwart vollbracht hatte, für die kommenden Geschlechter zu bewahren trachtete.

Während der Zeit der Bebauung Islands stand es in naher Verbindung mit andern Theilen der Welt, besonders mit Norwegen. Die Nothwendigkeit trieb den Isländer von dannen: es fehlte an Zimmerholz, um sein Haus zu bauen, und auch die kampfesmuthigen Inselbewohner hatten gar keine Neigung, die äußere Politik aus den Augen zu verlieren, oder sich mit dem Messen ihrer Kräfte auf der Insel zu begnügen, sondern sie fuhren von dannen — obgleich es ihnen nicht an Kampf und Streit gebrach — verheerten auf eigene Rechnung und besuchten die Könige des Nordens, in deren Dienst ihr scharfes Schwert und ihre nicht weniger scharfe Zunge oft einen großen Einfluß über das Geschick des Nordens ausübten. Die Wikingerzüge dauerten so lange, als Island selbständig war, verloren aber sehr viel von ihrem kriegerischen Charakter. Die Skaldekunst wurde dahingegen fleißig auf Island geübt, und der isländische Skalde war überall, wohin er kam, willkommen und geehrt.

Wie aber war das Land beschaffen, das eine solche Menge verlockte, den vaterländischen Boden mit allen Erinnerungen und Familienbanden zu verlassen? Die Auswanderer unserer Zeit gehen nach Californien und Australien, um Gold zu suchen. Nicht edles Metall war es, das die Auswanderung nach Island zog. Am Aehnlichsten ist diese derjenigen nach den östlichen Theilen von Nordmerika, in der falschen Hoffnung, dort alles erdenklich Gute, für Jeden zugänglich, zu finden, ohne Mühe und ohne Arbeit; aber dort sind wenigstens zum Ackerbau dienliche große Strecken, hier, auf Island war dies nur in einem höchst geringen Grade der Fall. Nicht wurde man von einem Klima, mild wie das des Südens, von einem ewig blauen Himmel und herrlichen Sonnenlichte dahin gelockt. Die Nordküste Islands liegt im Polarbezirke; der Luftstrich ist rauh — und dennoch hieß es, als Ingolfs auf Island sich niederließ, es sei „gute Landkost" dort, d. h. es fand sich viel Raum und man bekam das Land umsonst. Was den Raum betrifft, konnte Island wirklich für große Massen von Menschen Platz geben, denn die Insel ist 1870 geogr. Quadrat-Meilen groß — also größer als Baiern und Sachsen zusammen genommen; allein

die Hälfte des Raumes ist von unfruchtbaren Gegenden, vornehmlich von Bergen eingenommen, welche nicht sehr hoch sind, aber durch ihre nördliche Lage weit kälter, als südlichere Berge von derselben Höhe über dem Meere. Im Süden Europa's schießen die Felsen in himmelanstrebenden Spitzen empor, und neben ihnen in den Thälern prangen die herrlichsten Grasmatten und geben Menschen und Thieren Gelegenheit, das Leben zu fristen. Auf Island findet man nicht diese hochstrebenden Formen, sondern hohe Bergflächen, von schroffen Klüften unterbrochen, in deren Tiefen ein rauschender und eiskalter Bergfluß mit milchweißem Wasser gegen das Meer hinstürzt. Und so wieder die Thäler, aber auch dort sind die Aussichten nicht licht. Große Strecken sind von Sandfeldern und Steinen eingenommen, und dort wo Wiesen sind, ist der Boden so seicht und höckericht, daß das Gras nur spärlich wächst und die Bergung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Erwägt man nun noch, daß auf der Insel jetzt kein Getraide wächst und kein Wald sich befindet, höchstens Zwergbirken in der Höhe von sechs Ellen — kein Holz, um das Essen zu kochen, das Brod zu backen und das Zimmer während des langen kalten Winters zu erwärmen — wozu noch kömmt, daß, wenn der Isländer sein Holz aus Norwegen geholt und damit sein Haus gebaut hat, wenn er mit Mühe sein Heu geborgen hat, um nicht seinen letzten Reichthum, seinen Viehstand abschlachten zu müssen, wenn er während des größten Theils des Jahres sich mit getrocknetem Fleisch und frischem Fisch, der ihm leicht Skorbut verursacht, begnügt hat, und wenn er gleichwohl seine Heimat lieben gelernt hat, dann plötzlich heute ein Felsensturz ihm seinen Hof verwüstet, und morgen ein Lavastrom vernichtend über die Wiesen hinfließt und die Häuser zerstört, den Fluß aus seinem Bette treibt — wer von uns würde dort eine Heimat suchen? Und dessenungeachtet hängt der Isländer an dem Lande seiner Geburt mit einer Innigkeit, die wir bei einem Südländer begreiflich finden. Die Sagen erzählen uns zwar, daß es früher besser gewesen ist. Städtenamen beweisen den Ackerbau und Are's, des Weisen, Isländingabuch, der Erstling der isländischen Literatur, spricht von Wäldern; aber mit der Zerstörung dieser verschlechterte sich das Klima und jeder Ackerbau wurde unmöglich.

Die Natur hat Island eine für dessen Bewohner sehr wichtige Eigenschaft gegeben. Mit Ausnahme der südlichen und südöstlichen Küste ist das Land von unzähligen Buchten durchschnitten, die den Schiffen gute Ankerplätze gewähren. Dort stiegen die Einwanderer an's Land und ließen sich nieder; in diesen Wiken landeten die Wikinger von ihren Ausflügen. Da wurde der Strand der Schauplatz lebhafter Bewegung. Island ist größtentheils von breiteren und schmaleren, hohen und niedrigen Bergketten erfüllt, und wo man von Bergen befreit ist, hat man Wasser, welches nicht weniger Hindernisse Demjenigen darbietet, der sich von dem einen Orte zum andern begeben will. Island ist daher ein Land der Entsagung, die karge Natur selbst trägt denselben Stempel. Mag der Himmel klar sein und die Sonne ihre Strahlen aussenden, sie warmen, erquicken wenig, der scharfe Wind weht kalt über die weite Hochebene, deren eine Seite einen Streifen des Meeres gewahren läßt, desselben Meeres, das Grönlands Küste umspült, und auf der andern einen Gletscher mit seiner eiskalten, hämischen Majestät.

Die isländischen Sagen und Mythen berichten nicht, daß zu ihrer Zeit dort ein Mensch oder ein Gott kindlich gewaltet oder aus der Tiefe eines sorglosen Herzens gescherzt und gelacht habe. Vielmehr reden die Sagen oftmals nur von einem Gelächter, das Bosheit oder Spott und Hohn bitter gemacht habe. Darunter liegt ein gränzenloser Ernst, der das Lachen konvulsivisch macht und den Abenteuern, den Kämpfen der Sagas einen Farbenton verleiht, als sei der Himmel von steten Gewitterwolken umzogen; allein andererseits fehlt es nicht an Beispielen, wo man die Kraft, die Größe und den Edelmuth bewundern muß; herrliche Heldengestalten erzählen uns die Sagen. Eins der schönsten Beispiele giebt uns die Eyrbyggya-Saga, wie sie uns die Heimkehr der Söhne Thorbrand's aus dem Kampfe mittheilt; ein anderes großartiges Beispiel von Charakterstärke, im echten nordischen Styl, haben wir in Ragnar Lodbrok, dem Helden des Kraakomaals.

Nicht ohne Bedeutung ist es, daß der Nordländer mit Odin, „dem Grübler unter den Asen", sich in die Erforschung der Räthsel des Lebens versenkte; denn daraus entstand Nachdenken, die bestimmte, kurze, kernvolle Rede, Reichthum an Erfahrung und Sprichworten, welche sich in den Sagen verrathen und noch heutigen Tages nicht in dem Wesen der Nordbewohner ganz erstorben ist. Einer der Gesänge der Edda besteht just aus solchen Erfahrungs-Wahrheiten, geordnet zu einem stark duftenden Kranze, und diesen Gesang nannten die Alten den „Hochgesang"

Der Schlüssel zu allen diesen Zügen des nordländischen Charakters, hier besonders des Isländers, hat man in seiner Religion zu suchen. Es fehlte nicht an Tempeln, auf Island „hof" genannt; seinen Glauben nahm der Nordländer mit sich, als er nach Island ging, ja, die Eyrbyggia-Saga berichtet uns, daß Thorolf Mostrarkjäng Theile des Tempels mit sich dahin nahm, dessen Vorsteher (Gode) er gewesen war. Die Gode-Würde war erblich, aber bildete niemals eine abgesonderte Kaste; der „Hof" bildete den natürlichen Mittelpunkt der Gemeinde, denn hier kam man zur Feier der großen Opferfeste zusammen. Die Bauern versammelten sich im Gotteshause und führten Alles mit sich, was zur „Gildezeit" nothwendig war. Allerlei Vieh, auch Pferde schlachtete man. Das Blut, „hlaut" genannt, wurde in der Opferschaale gesammelt, und mit einem Haarbüschel bestrich man damit den Sitz der Götter und die Wände des Gotteshauses inwendig und auswendig. Feuer wurde angezündet auf dem Heerdstein und die Spieße mit dem Fleische darüber aufgehängt; über diesem hielt man, wahrscheinlich um geheiligt zu werden, das Trinkhorn, welches später, ebenso wie das Mahl, vom Vorsteher des Opfers besonders geweiht wurde. Zuerst trank man Odin's Wohl, dann Njärd's und Frö's auf ein gutes Jahr und den Frieden. Darauf pflegte man den „Brayabecher" und auch die „Minne" (das Gedächtniß) bemerkenswürdiger Verwandter, welche der Erde entrückt worden, zu trinken.

Bei diesen Opfergilden nahm der Vornehmste den ersten Platz ein, die Anderen nach Rang und Ansehen — und hinter den überlauten, vom Meth erhitzten Opfergästen, beleuchtet vom Feuerschein, saßen die Götter, stumm und ernst, aus Holz geschnitten, mit menschlichen Kleidern angethan. Wir glauben, daß diese Götterbilder sich in der halben Beleuchtung, die der unsichere Feuerschein verbreitete, am vortheilhaftesten ausnahmen. Die Sagen sprechen mit großem Lobe von diesen Bildern; was wir jedenfalls für übertrieben halten müssen, weil der Nordländer seine Götter nicht in so ausgeprägten Gestalten denken konnte, um einem Künstler jener Zeit die Möglichkeit an die Hand zu geben, denselben eine Form zu verleihen, die zu dem reichen, wenn auch nicht harmonisch entwickelten Inhalt paßte. Aber was in dieser Hinsicht mangelte, wurde reichlich durch die Zutraulichkeit, womit die Menschen mit ihren Göttern umgingen,

ersetzt. Thor wird in der Sage Thorolf „Astaviur", lieber Freund, genannt. Diese Zutraulichkeit, diese Zuversicht zu der Götter Fürsorge für die Angelegenheiten des Lebens gewahrt man in der allgemeinen Sitte, in zweifelhaften Fällen den Gott, dem man vornehmlich huldigt, um Rath zu fragen. Gewöhnlich war es Thor und nach ihm Frö; denn als derjenige Gott, der für Götter und Menschen gegen die Hünen oder Riesen kämpfte, mußte Thor natürlich auch eines der wichtigsten Götterwesen werden. In den mythischen Berichten kommt er auch oft als Held vor, und obgleich er im täglichen Leben der am Meisten angebetete Gott war, steht er in den mythischen Gesängen bedeutend hinter Odin, dem Allvater, zurück. Emil Jonas.

England.

Der fliegende Mensch.

(Zum Luft-Turnier am 25. Juni im Krystall-Palaste zu London.)

Die Welt lacht nicht mehr über neue Ideen. Sie hat im letzten Jahrhundert zu viel vor sich aus dem Nichts emporwachsen sehen, um an Unmöglichkeiten zu glauben. Noch Göthe konnte sagen:

„Ach zu des Geistes Schwingen wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen."

Heute aber wimmelt es von kühnen Geistern, welche den schwindligen Gedanken hegen, den Flug der Vögel in aller Natürlichkeit nachzuahmen, und wir würden zu wenig Mensch sein, um an dem Erfolg solcher Bestrebungen zu verzweifeln. Sagt doch derselbe Dichter in den folgenden Zeilen:

„Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß unser Geist hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns im blauen Raum verloren
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt."

Wer ist so poesielos, diese Zeilen in ihrer vollen Gewalt nicht schon nachempfunden zu haben? Und wer hegt nicht die Hoffnung, die Wünsche und Ideale, welche unsere großen Dichter auszusprechen bestimmt waren, in einer thatkräftigeren Zeit sich verwirklichen zu sehen? Vielleicht steht diese Zeit der Poesie des Lebens schon jetzt an der Schwelle der Geschichte.

Wir grüßen daher mit Freuden einen Deutschen, Namens Kaufmann, welcher den Leuten im Londoner Krystall-Palast im Laufe des Juni etwas vorzufliegen wagen wird. Wir wünschen von Herzen, daß es ihm nicht gehen möge, wie vor zwei Jahrhunderten jenem unglücklichen Nürnberger Schneiderlein, der vor Magistrat und Bürgerschaft auf dem Marktplatz sich den Hals brach und obenein ausgelacht wurde, denn auch er, arme Eintagsfliege, wollte ein Vogel sein. Offen gestanden, so sehr wir aeronautischen Unternehmungen hold sind und uns mit dem Gegenstande lange auf das Ernsteste beschäftigt haben, können wir uns doch einer bangen Ahnung nicht entschlagen, daß Herr Kaufmann Unrecht hat, schon auf der höchsten Sprosse der Leiter stehen zu wollen, zu der sich Wissenschaft und technische Erfahrung erst mühsam hinaufarbeiten müssen. Er sollte von dem Nürnberger Schneiderlein Lehre annehmen.

Wie lange hat es nicht gedauert, ehe der Mensch vom Floß und Flußboot des Wilden sich emporgeschwungen bis zum weltumsegelnden Seeschiff des Columbus und bis zum heutigen, Sturm und Wellen Hohn sprechenden Panzer-, Kanonen- und Maschinen-beschwerten Dampfriesen? Dem gegenüber sind wir, was unsere aeronautische Befähigung anbetrifft, noch weit unvollkommener, als selbst das frisch ausgebrütete Küchlein, welches mit der Eierschale auf dem Kopf seine ersten ungeschickten Flügelschläge macht und glücklich ist, wenn es dabei nicht einen Purzelbaum schlägt.

Wie viele uns völlig abgehende Vorzüge sind es, welche den Vogel zum eigentlichen Luftthier machen! Er hat hohle, auspumpbare Knochen, die leicht und elastisch selbst bei einem ungeschickten Fall den Körper vor Schaden sichern, ihm Festigkeit geben, ohne ihn zu beschweren; er hat eine Federbekleidung, welche, jeden Einfluß der Luft abwehrend, dennoch keine Bewegung beeinträchtigt; er hat ausgedehnte Lungen, welche bei der größten Muskelerschöpfung nicht außer Athem kommen können, während diese Muskeln selbst, soweit sie beim Fluge sich bethätigen, von unermüdlicher Stärke und Zähigkeit, allein ein Viertel des Gewichtes ausmachend, an großen Kiemen befestigt sind und das Vermögen haben, wie der menschliche Herzmuskel, sich während der Thätigkeit und Abnutzung wieder zu erneuern. Man bedenke, wie verkümmert, selbst den übrigen Säugethieren gegenüber, dieses Gebiet im menschlichen Organismus ist. Daher liegt auch der Schwerpunkt des Vogelleibes unmittelbar zwischen den Flügeln, bestimmt, von ihnen in der Schwebe erhalten zu werden, der des menschlichen dagegen über den Beinen im Becken, um da seiner aufrechten Stellung Sicherheit zu verleihen. Denken wir ferner daran, wie schleunig die Verdauung des Vogels ist, um allem unnöthigen Ballast vorzubeugen; erinnern wir an das natürliche Steuer, welches er in seinem Schwanz besitzt, und vergessen wir nicht die geistige Befähigung, das genaue Messungsvermögen für Entfernung, Schnelligkeit, Schwere und Kraft, welche diesen Segler der Lüfte instinctiv vor jedem Ungeschick bewahren. Man muß das Hohe Lied Brehm's über diese seine Lieblinge kennen, um völlig zu begreifen, was dazu gehört, ein Element zu erobern, das uns die Natur verweigert.

Was heißt denn auch fliegen? Mit ein paar gewaltigen Flederwischen die Luft derart maltraitiren, daß sie uns ein paar hundert Schritte weit trägt, um uns dann ermattet mit oder ohne Beinbruch wieder abzusetzen. Da fragen wir zunächst die Herren Akrobaten, welche unsägliche Mühe es ihnen kostet, sich mit ausgestreckten Armen über Boden zu erhalten — eine der höchsten Aufgaben ihrer Kunst — und doch für den Fliegenden erst das A. B. C. Wir erklären daher, ferner bedenkend, daß die Flügel mit ausgestreckten Armen nicht nur gehalten, sondern auch mit der ganzen Willkürlichkeit oder Unwillkürlichkeit angewachsener Gliedmaßen gehandhabt werden müssen, die ganze Kunst in dieser Gestalt und Richtung nach allen anatomischen, physiologischen und mechanischen Gesetzen für eine Unmöglichkeit.

Doch wir sind ja selbst Enthusiasten für die Luftschifffahrt und haben nicht die Absicht, zu entmuthigen. Wo befinden wir uns gegenwärtig der Vollkommenheit gegenüber? Welche Schritte sind die natürlichsten und nächsten, um zu ihr zu gelangen? Die Vögel spotten unserer, vielleicht nehmen sich die Fische unserer an. Gehen wir zu ihnen in die Schule!

Wir vermuthen nämlich, es sei leichter zu schwimmen, als zu fliegen — auch in der Luft — leichter, sicherer und vollkommener. Der praktische Mensch, wenn er sich zuerst in das flüs-

sige Element begiebt, merkt bald, daß das Wasser gar nicht so lebensfeindlich ist, als Instinct und Vorurtheil uns glauben machen wollen. Er überzeugt sich zunächst, daß er, getragen von der kühlen, sich ihm anschmiegenden Fluth, ruhig auf dem Rücken liegend, daselbst weicher gebettet ist, als im leichtesten Eiderdaun. — Er sinkt ein wenig beim Ausathmen und steigt wieder beim Einathmen, sein Gesicht bleibt aber immer im Verkehr mit der freundlichen Luft, als hätten Woge und Wind einen Compromiß geschlossen. Ausgerüstet mit diesem Gefühl der Sicherheit lernt der Mensch nun durch halb unwillkürliche Bewegungen sich wenden und drehen, vorwärts und rückwärts bewegen, kreisen, gegen den Strom schwimmen, sich über das Wasser erheben, kurz, die Fische, so gut es seine Natur zuläßt, nachahmen und mit Hilfe seines Witzes schließlich beschämen. Denn nun lernt er auf dem Wasser reiten und fahren mit Wind, Ruder und Dampf, Alles, weil er sich sicher fühlt.

Ein solches Gefühl der Sicherheit fehlt uns in der Luft; aber die Mittel sind da, um es zu erlangen. Die Luft ist ja auch eine Flüssigkeit, nur eine leichtere und beweglichere, aber denselben Naturgesetzen unterworfen. Der selbstbewußte Schwimmer muß sich anstrengen, um zu tauchen und hält es kaum für möglich, ertrinken zu können. Er weiß, das Wasser trägt ihn, sein Gewicht ist specifisch leichter, als das des Wassers, d. h. ein Volumen Wasser — gerade so groß als sein Körper, oder die Menge Wassers, welche er beim Tauchen verdrängt — ist schwerer als er selbst. Das specifische Gewicht ist: das Verhältniß der Gewichte gleicher Volumina verschiedener Körper. Will er sich dieses Verhältniß noch günstiger gestalten, so vergrößert er sein Volumen, d. h. verdrängt mehr Wasser, ohne sein Gewicht in demselben Maße zu steigern, mit Hilfe einer Schwimmblase, eines Binsengürtels, einer Korkjacke, eines Bootes, eines Schiffes. — Der Luft-Schwimmer oder Schiffer muß gleichfalls seinen Körper so weit aufblasen, ohne sein Gewicht zu vergrößern, daß er schließlich specifisch leichter wird als die Luft, und kann nun, von ihr getragen, wie ein Fisch im Wasser, über der Erde dahin schwimmen. Eine solche, völlige Sicherheit verleihende Schwimmblase ist der Luftballon, gefüllt mit jenem leichtesten aller Stoffe, dem Wasserstoffgas — doch auch das gewöhnliche Leuchtgas thut's, welches ja heutzutage in Jedermanns Bereich ist. Ein solches Luftfloß ist allerdings in der Gestalt, in welcher wir es bis jetzt kennen lernen, ein ungeschicktes, launisches Ding; hilflos würden wir daran hängen, wenn unser Witz zu Ende wäre.

Das ist er aber nicht. Wir wissen gut genug, daß die größten Dampfschiffe die schnellsten und sichersten sind, und daß ein Wallfisch — 100 Fuß lang und 100 Elephanten aufwiegend — in seinem Element ebenso geschickt und behend ist, als die kleine Forelle, welche sich reißende Bergströme emporarbeitet und schwimmend zehn Fuß hohe Wasserfälle hinaufschleudert. Gegen die Größe haben wir also gar nichts einzuwenden, aber die Gestalt! So ein Luftballon verhält sich zu der flinken Forelle nicht anders, als das plumpe Stück Holz, an welches der Ertrinkende sich klammert; doch aus eben diesem Holz schnitzt der Künstler sein Fahrzeug und giebt ihm Gestalt und Steuer, Kraft und Flügel und umsegelt die Erde von Pol zu Pol. So dürfen wir hoffen, auch für unser tragendes Gas sichere Luftfische zu bauen, die an Schnelligkeit und Lenkbarkeit, Sicherheit und Comfort jedem Luftvogel den Rang abfliegen sollen.

Noch zwei andere Gestalten schweben uns vor, die eine Bewältigung des windigen Elements zulassen. Wir denken an jene horizontale Schraube, welche, schnell gedreht, zum Ergötzen der Kinder, in die Luft emporsteigt, oft vierzig, funfzig Fuß hoch, an den sogenannten Luftkreisel. Eine solche flügelartige Schraube ist es, die unsere modernen Dampfboote treibt, eine solche ist es, die andererseits vom Winde eine rotirende Bewegung erhält und unser Korn mahlt. Wer die Gewalt kennt, die eine Windmühle in sich birgt, und die Schnelligkeit der Schrauben-Dampfschiffe, wird den Gedanken, die Schraube auch zum Heben und Forttreiben von Luftschiffen in Anwendung zu bringen, nicht von vornherein für verwerflich erklären. Sie könnte wenigstens einen Theil des Luftballons ersetzen und das Heben und Senken besorgen, um so mehr, als die horizontale Fliehkraft derselben das Fahrzeug vor seitlichen Schwankungen bewahren würde — nach dem einfachen Trägheitsgesetz, daß jeder Körper die Ebene seiner Bewegung beizubehalten strebt. Aus demselben Grunde wird eine vertikale Schraube nicht allein die Fortbewegung, selbst gegen den Wind, besorgen, sondern auch die einmal angenommene Richtung zu erhalten befähigt sein.

Ein drittes Gebilde zu aeronautischen Zwecken knüpft abermals an ein Kinderspiel an. Jeder humane Familienvater läßt im Herbst den Familiendrachen steigen, und jeder aufmerksame Jüngling weiß, daß bei ermangelndem Winde selbst ein scharfer Trab das gekleisterte Ungethüm nicht in die Luft zu erheben vermag. Wenn es gelänge, diese vorwärtstreibende Kraft — welche genau gemessen wird durch den Widerstand, den unsere Hand dem Bindfaden zu leisten hat, also nicht unerschwinglich ist — in den Drachen selbst zu verlegen, so geben wir ihm damit das Vermögen, sich in der Luft zu erhalten und fortzubewegen. Da drängt sich uns allerdings ein Angst erregendes Bedenken auf. Wer kennt nicht die Neigung dieser kleistergeschaffenen Bindfadenvögel, plötzlich eine seitliche Kapriole zu schlagen und kopfüber zur Erde zu schießen, als wollten sie dieser gütigen Mutter alles Lebens ein Leids zufügen. Der Gedanke, einen Menschen sich in dieser Weise geberden zu sehen, ist schwindelerregend, und kaum bemeistern wir unser Entsetzen bei dem Einfall, es könne eine höchst einfache, selbst arbeitende Steuervorrichtung an der Spitze des Flugapparats jede etwaige Abweichung sofort reguliren, oder der tief angebrachte Schwerpunkt dieselbe überhaupt unmöglich machen, außerdem aber durch einige Wasserstoffstöße oder kleine Ballons die Schwerkraft zum Theil aufgehoben werden. Dennoch beneiden wir Niemand das Glück sich an ein solches Gebilde geschnallt von der Spitze eines hohen Berges mittelst großer Flederwische vorwärts zu arbeiten, in der entzückenden Ueberzeugung, er mache es den Vögeln nach. Einige Gefahr, große Aufregung und noch größere Erschöpfung dürften als Endziel dieses Aeroplanis — wie wir als Vater ihn zu nennen belieben — aufgestellt werden, eine praktische Verwendung könnte er höchstens in Mittelafrika bei Flußübergängen finden.

Die Ehre dieser Erfindung machen uns, unter den vielen jetzt auftauchenden Aeronauten in England, Frankreich und Belgien, der Herr Capitaine Le Bris und Herr v. Louvrié streitig, welche ein durchaus ähnliches, drachenförmiges Gebilde angefertigt haben, das auch durch Wasserstoffgas eine besondere Tragkraft erhalten soll und für einen Menschen mittelst Flügeln zu regieren ist.

Mit Herrn Kaufmann in London concurrirt Mr. Spencer, der gleichfalls im Krystall-Palast vor der Oeffentlichkeit seine Flugversuche anstellen wird. Beide beschränken sich darauf, den Bau des Vogels durch complizirte Apparate und mühsame Maschinen nachzuahmen. Jener treibt den seinigen durch Dampf, dieser will ihn mit eigener Muskelkraft zur Thätigkeit bringen.

Einen Vogel haben gleichfalls die Herren Lecour und Burkart in Gubwiller (im Elsaß) hergestellt, der aber noch nicht flügge sein soll. Vernünftigere, mit unserer Fisch- und Schwimm-Theorie zusammenfallende Versuche werden in Frankreich unter der Protection der Regierung gemacht — vielleicht auch zu Kriegszwecken. Herr Apotheker Deminne in Namur hat vor nur 30 Personen einen Probeballon von 30 Kubikmetern Inhalt nach Belieben in einem hohen Saale dirigirt und ihm jede erwünschte Richtung und Schnelligkeit gegeben. Herr Balton hat einen Rahmen gefertigt — wie es scheint nach dem Drachenformat und lenkt ihn mittelst Luftrudern; Herr Boisson steht mit einem Doppelschirm verzeichnet, der freilich nur zum Fallen dienen kann, und Giffard bereitet einen 10,000 Kubikmeter Gas aufnehmenden, prächtigen Luftballon — alles Beispiele, daß die Poesie, wie es Göthe so herrlich ausgesprochen, in's Leben treten will.

Wir freilich können allen diesen kühnen Bemühungen, gleich als König der Lüfte herrschen zu wollen, keinen gewissen Erfolg prophezeien. Wir müssen sie als auf dem Standpunkte der Alchymie stehend ansehen, welche ja auch Gold zaubern wollte, während es der wahren Wissenschaft vielleicht erst in Jahrhunderten gelingen dürfte, das Geheimniß der Atome zu ergründen. Aber die Alchymie ist die Mutter der Chemie geworden, und so dürfen wir den tröstlichen Gedanken hegen, diese vielfachen sanguinischen Versuche werden die Wissenschaft der Luftschifffahrt aus dem Schlafe wiegen und sie auf den Weg vorsichtiger Erfahrung weisen.

Wollen die Herren Aeronauten in ihrer stolzen Höhe mittelst des Sprachrohrs von einem bescheidenen Fußgänger Rath annehmen, so mögen sie erst kleine Wasserstofflöße, an Wagen befestigt, auf sicheren Schnüren daher schweben lassen, mittelst horizontaler Schrauben kleine Fahrten unternehmen, mittelst Flügeln zuvor, wie die Strauße, auf weiter Fläche halb fliegend, halb springend ihre Uebungen anstellen, sich mit dem Ueberspringen von Flüssen begnügen und ähnliche Exercitien anstellen. Freilich kommt es der Wissenschaft und der Geschichte auf ein Menschenleben nicht an, aber wir rathen es eben im Interesse des Fortschrittes selbst, der, seitdem wir uns von der Gemeinschaft mit dem Affen getrennt und unsere Bahn aufwärts genommen, immer nur ein mühsamer Fortschritt gewesen, nie aber Fortflug; er hat sich schwierige, windende Pfade über das Gebirge gesucht, sich Pässe geebnet, nicht aber sie übersprungen. „Das ganze Erdenleben", wie abermals Göthe sagt, „im Grunde ist's nur Plackerei."

Es ist allerdings leicht genug, hier mit der Feder über das Papier zu fliegen und guten Rath feil zu bieten, doch geschieht das nicht ohne tiefe Ueberzeugung. So manchen Tag haben wir dabei zugebracht, das Gewürm im Gewässer und die Vögel des Himmels zu beobachten. Da sind die Plattfische in Drachenform, die sich mühsam vom Boden erheben und langsam fallschirmartig zurückkehren, die Mollusken, welche wie Wolken dahinschweben, die Aale, welche sich spiralförmig winden, die Forelle, welche die Reise um die Erde schneller macht, als das geschwindeste Dampfschiff — Alle, Quallen und Krebse, Schlangen und Sternfische, Gethiere, breit, rund, lang, kurz, dick und dünn, mit Schrauben, Schwänzen, Finnen, Kiemen, Spiralfäden, Wimmerhärchen, Saugwerkzeugen und Spritzmäulern, Armen, Beinen und tausenderlei Organen regen und winden sich so bescheiden und doch gemacht für ihr Element. Und dann die Vögel, der Adler, hoch über dem Felsen, der Kolibri, schwirrend, zitternd, schwebend, stehend und schießend von Blume zu Blume, der Kingfischer, tauchend und spritzend und springend über die Woge, die Möwe, tanzend auf des Meeres Schaum, die watschelnde Gans sogar, sicher schlafend auf den Wassern — alle diese Maschinen, lebend und wirkend mit Organen so eng angepaßt an ihren beschränkten Kreis, geben uns eine große Lehre, daß wir noch große Stümper sind und unter der Herrschaft der Luft mit ihren Orkanen, Miasmen und menschenunbekümmerten Walten, noch von der Pike auf zu dienen haben, bis wir uns endlich nach tausend Mühsalen, wie jenes häßliche Gänschen Andersens zum herrlichen Schwane entfalten, denn: „der Mensch kann nicht würdig genug von sich denken."

Aus der Asche der Lokomotivenfeuer steigt noch der Phönix der Luftschifffahrt! Das aeronautische Fest vom 25. Juni im Krystall-Palaste Londons ist bereits eine ordentliche Ouvertüre zu der Zukunfts-Musik menschlicher Schwingen und Lokomotiven durch die Lüfte. Faust's Zaubermantel wird noch fabrikmäßig gemacht werden, wie jetzt ein Schlafrock, wenigstens nach der Zuversicht zu urtheilen, mit welcher die Truppen der aeronautischen Gesellschaft gegen die exclusiven Geisterschaaren im Dunstkreis der Atmosphäre eindringen werden. Wir erwähnen unter den Preisen der Ausstellungs-Gegenstände: 100 Pfund von Seiten der Gesellschaft für die leichteste Maschine im Verhältniß zu ihrer Kraft, gleichviel wodurch diese erzeugt wird; 100 Pfund vom Herzog von Sutherland für eine Maschine — ohne Ballon oder Drachengestell — also nach Art der horizontalen Schraube, welche mit Einer Person 120 Fuß zu steigen vermag; 50 Pfund von der „Gesellschaft zur Unterstützung schiffbrüchiger Seeleute" für die beste Art eines Drachens, der ohne lange Vorbereitung eine Verbindung zwischen Küste und Schiff, oder zwei Schiffen, herzustellen ermöglicht, und 50 Pfund von der Krystall-Palast-Gesellschaft für eine Maschine, die sich mindestens 10 Fuß vom Boden hebt und fünf Minuten in der Luft fortbewegt.

Während der Ausstellung wird ein wahrhaftes Luft-Turnier und Kampfspiel stattfinden, das die Vögel in Erstaunen setzen wird. Täglich werden Fahrten bis zu tausend Fuß Höhe gemacht, zu welchem Zweck der Ballon „Captif" der Herren Domange und Delamarme in Anspruch genommen worden, dessen Schiff eine Ausdehnung von drei Quadrat-Ellen hat und 14 Personen faßt. Bei zu windigem Wetter sind Experimente mit Drachen in Aussicht gestellt worden.

Es haben die Ritter in alten Zeiten sich bei ihren Kampfspielen Arme und Beine zerdroschen und mancher Hals brach aus Versehen, und die Lanzen flogen, wie heutzutage die abgenutzten Streichhölzer. Lassen wir also bei der bevorstehenden Gelegenheit auch einen oder zwei dieser Luftritter zu Schaden kommen, sie fallen im Kampf mit den Elementen, in einem edleren Kriege, als je die Welt gesehen, und Mit- und Nachwelt wird ihnen ein ehrendes Denkmal setzen.

Kleine literarische Revue.

— **Neue germanistische Publicationen.** Von der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle werden gleichzeitig mehrere germanistische Unternehmungen angekündigt, die für die Wissenschaft der deutschen Philologie, welche jetzt officiell unter die Forderungen des preußischen Oberlehrer-Examens aufgenommen ist, von Bedeutung sind. An der Spitze dieser Unternehmungen steht der hochgeschätzte, gelehrte Bibliothekar und Professor an

der Universität zu Halle, Herr Dr. Julius Zacher, den in früheren Jahren zu seinen besten Mitarbeitern zu zählen, auch unser „Magazin“ die Ehre hatte.

Das eine dieser Unternehmungen ist eine germanistische Handbibliothek von commentirten Ausgaben wichtiger altdeutscher Sprachdenkmäler, die, von erprobten Gelehrten bearbeitet, gedrängte literarische Einleitungen, berichtigte Texte, erklärende, technische und linguistische Anmerkungen und einen zweckdienlichen, kritischen Apparat darbieten. An diese Texte (das Nibelungenlied, Gudrun, Parzival, Walter von der Vogelweide &c. umfassend) werden sich Handbücher der deutschen Grammatik und Metrik in entsprechender, für das Selbststudium geeigneter Weise anschließen.

Endlich wird Hand in Hand damit eine Zeitschrift für deutsche Philologie gehen, deren erstes Heft uns bereits vorliegt*), und die die Aufgabe sich gestellt hat, den Fortschritt der Wissenschaft zu begleiten und so gleichsam den stets lebendigen Mittelpunkt für die germanistischen Bestrebungen zu bilden. Das erste Heft enthält Beiträge der Herren Delbrück, Weinhold, Leo Meyer, Konrad Maurer, A. Kuhn und W. Wackernagel. Die folgenden Hefte werden auch germanistische Beiträge aus Skandinavien, den Niederlanden und England bringen. Eine große Anzahl der auf diesem wissenschaftlichen Gebiete geachtetsten Namen Deutschlands sind in dem Verzeichnisse der Mitarbeiter genannt.

— **Eine neue Schrift von Guizot.** Der hochbejahrte Guizot wird nicht müde, Zeugniß von seinem noch immer rüstigen Geist und seinem ungeschwächt lebhaften Interesse an allen Bewegungen der Zeit abzulegen. Neuerdings hat der berühmte Staatsmann und Gelehrte (neben der Vollendung seines großen Memoirenwerks) sich vorzugsweise religiösen Fragen zugewendet, theils über das Wesen der christlichen Religion und ihren heutigen Zustand, theils über ihr Verhältniß zu den Ideen der Gegenwart. Zuerst erschienen seine „Méditatiens sur l'essence de la religion chrétienne“, dann die „Méditations sur l'état actuel de la religion chrétienne“; beiden läßt er jetzt „Meditations sur la religion chrétienne dans ses rapports avec l'état actuel des sociétés et des esprits“ folgen (Paris, Michel Lévy Frères; Leipzig, F. A. Brockhaus).

— **Materialismus und ethisches Bedürfniß.****) Diesen Titel führt eine gut geschriebene und im Ganzen wohldurchdachte Abhandlung eines Arztes, Dr. med. H. A. Rinne, der den oft angestellten Versuch wiederholt, von der Betrachtung des physischen Menschen aus zur Klarheit über sein Seelenvermögen zu gelangen. Die von den Philosophen-Schulen Deutschlands im verschiedensten Sinne gepredigte „Einheit von Natur und Geist“ hat den Verfasser unstreitig zu seinem Unternehmen ermuthigt, indem sie ihm eine dermalen anerkannte Basis darzubieten schien. Allein besagte Einheit, mit welcher erst Schopenhauer physisch Ernst gemacht hat, wurde bisher selbst von den eifrigsten Einheits-Aposteln, den Hegel'schen „Monisten“, nur dialektisch verstanden und setzte die Immaterialität des Seelischen immerhin voraus. Ein „Central-Molekül“, wie es Herr Rinne an Stelle eines Collectivbegriffs der Massentheilchen gedacht wissen will, ist keineswegs etwas Immaterielles, denn Central-Molekül und Central-Atom sind zweierlei Dinge, weil eben Molekül und Atom zweierlei Dinge sind. Massentheilchen und untheilbare Ursubstanzen verhalten sich selber wie Leib und Seele, Atom ist das unkörperliche Molekül, letzteres das in die Natur übersetzte Atom. So sehr wir des Autors Anerkenntniß der Begränztheit alles menschlichen Wissens beipflichten müssen, können wir andererseits nicht einräumen, daß seine Atomistik den Materialismus überwunden habe. Mit einer Skepsis, die kaum noch die Idee eines Vernunftzusammenhanges der Dinge für unser praktisches Verhalten zu retten vermag, ist den gewaltigen Zweifeln der Menschenbrust kein Damm, der stark genug wäre, entgegengebaut, keine befriedigende Lösung angebahnt. Strebungen, welche innerhalb des engeren Kreises der Naturwissenschaft die Sehnsucht nach einer höheren geistigen Macht und tiefere Seelenbedürfnisse ausdrücken, werden wir gern unsere Achtung zollen, glauben aber, daß von diesem Lager her das Heil des Innenmenschen nicht kommen wird und nicht kommen kann, sintemal es dazu an Stoff gebricht. So lange im Reiche der Naturbetrachtung die reine Empirie unbedingt maßgebend ist, hat von hier aus die philosophische Speculation wenig Trost zu erwarten.

T. v. B.

— **Das französische Heerwesen.** Im Verlage von Carl Luckhardt in Cassel sind kürzlich mehrere kriegswissenschaftliche Werke erschienen, welche die rege Theilnahme der Fachmänner beanspruchen dürfen. Einige dieser Schriften überschreiten sogar den Kreis des Fachmannes, indem sie von Dingen handeln, deren Wichtigkeit für das große Publikum unter den Verhältnissen der Gegenwart von selbst einleuchtet. So die Schilderungen des französischen Heerwesens von dem preuß. Hauptmann Hermann Pfister (Lehrer an der Kriegsschule zu Cassel), in letzter Zeit vermehrt durch eine dritte Abtheilung, die jüngsten Veränderungen in der Bewaffnung (Chassepot-Gewehr) und Organisation der französischen Armee enthaltend. Diese dritte Abtheilung des Werkes „Das französische Heerwesen“ (Cassel, 1867) wird in Ergänzungsheften ausgegeben, von welchen das erste (von 1868) uns vorliegt. Der Inhalt bestätigt des Autors Erklärung, daß er nach amtlichen französischen Quellen gearbeitet habe, durch die Genauigkeit und Ausführlichkeit der Angaben vollkommen; seine Kritik, die mit vorsichtiger Zurückhaltung verfährt, trifft überall das Rechte und ist, namentlich was die jetzt in Frankreich beliebte Zusammenschachtelung divergenter Truppentheile zu einheitlichen Verbänden z. B. bei der Artillerie anlangt, gar sehr beherzigenswerth. Das neue Rekrutirungsgesetz, dessen Hauptpunkte wörtlich mitgetheilt werden, hat Herr Pfister für die Abschätzung der Offensiv- und Defensivkraft Frankreichs sorgsam verwerthet, die Gesammtstärke des stehenden Heeres auf Kriegsfuß (mit Einschluß von 294,000 Mann Reserven) 826,000 Mann veranschlagt, wozu noch 468,000 Mobilgardisten hinzutreten würden. Die Beschreibung des Chassepotgewehrs ist in's kleinste Detail durchgeführt und für den Schießkundigen auch ohne Tafeln genügend.

— **Kriegsgeschichtliche Studien.** Zu den vorgedachten, bei Luckhardt in Cassel erschienenen Schriften gehört auch der „Leitfaden zur Auffassung des Wesens, der Bedeutung, der

*) Zeitschrift für deutsche Philologie. Herausgegeben von Dr. Ernst Höpner und Prof. Dr. J. Zacher. Erster Band Erstes Heft (128 S. gr. 8.). Halle, Waisenhaus, 1868.

**) Materialismus und ethisches Bedürfniß in ihrem Verhältnisse zur Psychologie, von H. A. Rinne, Dr. med. Braunschweig, 1868, Friedrich Vieweg und Sohn. 89 S. gr. 8o.

Darstellungsweise und des Studiums der Kriegsgeschichte von C. Renouard, Hauptmann a. D. vom vormaligen kurhessischen Generalstabe" (Cassel, 1868). Herrn Renouard geht der Ruf eines tüchtigen Militairschriftstellers voraus, dessen Darstellung des Feldzugs von 1792, welche mit Bezugnahme auf den Antheil des landgräfl. hessen-casselschen Hilfscorps geschrieben ward, allgemeine Anerkennung gefunden hat. Die vorliegende Arbeit erweist ein gründliches Verständniß der Bedeutung der Kriegsgeschichte als Wissenschaft, sowohl im Hinblick auf die allgemeine Geschichte, als auf die Probleme der Taktik und Strategie. Soviel der Raum von 114 Großoctavseiten es erlaubte, hat der Verfasser seine Vorschule zur Behandlung der Kriegsgeschichte Fleisch und Bein annehmen lassen und bieten seine Erörterungen der wichtigsten Aufgaben dieses Faches eine treffliche Anregung zum Selbststudium, ja die beste Empfehlung des Büchleins besteht darin, daß sein Zweck auf die lebendige, intelligente Pflege des Selbststudiums hinausläuft.

— **Anson, von Ave-Lallemant.***) Dr. Robert Ave-Lallemant, seit längerer Zeit durch den Bericht über seine Reise nach Brasilien rühmlichst bekannt, hat kürzlich eine epische Darstellung veröffentlicht, welche die Heldenthaten des edlen und tapfern englischen Admirals George Anson in dem während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwischen England und Spanien geführten Seekriege in einzelnen Episoden veranschaulicht. Interessant, wie der historische Inhalt jener Begebenheiten ist, kann es nur ein guter Gedanke genannt werden, dieselben künstlerisch belebt in ihren einzelnen Gestalten dem Leser in epischer Form vorüberziehen zu lassen. Die Dichtung erinnert an die „Lusiaden" des Camoens, diese über alle Gebühr hinaus berühmt gewordene maritime Allegorie, vor welcher „Anson" aber den Vorzug einer bei weitem reicheren und lebendigeren epischen Entwickelung hat.

— **Die Ostsee und die Seebäder ihrer deutschen Küste.****) Der Professor Dr. Girschner hat sich ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er von seinem heimischen Seebade — Kolberg — ausgehend, zugleich die ganze Ostseeküste in mehrfacher Hinsicht schilderte. Er giebt in mehreren Abschnitten ein schönes, vollständiges Gemälde der Ostsee, mit ihrem Thier- und Pflanzenleben, sodann allgemeine interessante Aufklärungen über mancherlei Erscheinungen, z. B. das Meeresleuchten, die Fata morgana, ferner recht eingehende naturwissenschaftliche Erörterungen der Steinsalzlagerungen, des Bernsteins und vieler andern Gegenstände. Doch nicht dies allein; der Verfasser giebt auch eine Darstellung des örtlichen Strandes von Kolberg nach allen andern Seiten hin. Er faßt einen kurzen, geschickt geschriebenen Ueberblick der historisch berühmten Festung, kurze kulturgeschichtliche Belehrungen. Einen ganz besondern Werth bekommt das Buch noch durch den Anhang: „Was bietet und leistet Kolberg als Kurort, und in welchen Krankheiten ist es vor allen andern Bädern zu empfehlen," von Dr. Hirschfeld. Ohne auch nur an das Gebiet der Reclame zu streifen, streicht ein tüchtiger, erfahrener Arzt die Vorzüge seines Bades in bescheidenem, doch überzeugendem Tone heraus und bietet damit einen trefflichen Wegweiser für Diejenigen, welche an den hierher gehörenden Krankheitsformen leiden.

*) Altona, A. Mentzel, 1868.

**) Kolberg und Dramburg. Verlag von Carl Jancke.

Literarischer Sprechsaal.

An der Spitze der orthodoxen Geistlichkeit, die in Frankreich der heutigen Wissenschaft den Krieg erklärt hat, steht, nächst den Herren Dupanloup und Bonnechose, der Bischof von Nimes, Herr Plantier. Dieser spricht sich in einem kürzlich von ihm ausgegangenen offenen Sendschreiben folgendermaßen aus: „Solchergestalt ist der Naturwissenschaft gegenüber die Suprematie der Kirche, solchergestalt sind die mit ihrer Souverainetät verbundenen Prärogative, daß sie das Recht und die Aufgabe hat, jene in ihrer Wirksamkeit nach innen, wie nach außen, zu überwachen. So lange die Wissenschaft innerhalb ihrer wahren Gränzen bleibt, so lange sie sich auf die lichtvolle, unparteiische und authentische Constatirung von Thatsachen beschränkt, achtet die Kirche ihre Freiheit, muntert sie sogar ihre Forschungen auf und spendet sie Beifall ihrem legitimen Fortschritt. Aber nur zu oft verirrt sich die Wissenschaft durch die Schuld der Gelehrten und führt sie zu Schlüssen, die mit unseren geheiligten Dogmen unvereinbar sind.*) Alsdann hat die Kirche zu donnern und niederzuschmettern. Die Lehren, deren Bewahrerin sie ist, sind keine widerleglichen Ansichten; es sind absolute Wahrheiten, die auf einem doppelten sicheren Boden ruhen: auf dem der Offenbarung und dem der Vernunft. Alles, was davon abweicht, ist falsch, Alles, was ihnen widerspricht, ist absurd, und Alles, was sie angreift, ist gotteslästerlich. Mögen diese Angriffe von Philosophen oder von Naturforschern kommen — die Kirche hat das Recht, unerbittlich diejenigen zu verstoßen, deren Hand dergestalt die heilige Arche profaniren will. Vergebens berufen sich die Naturwissenschaft und die Philosophie auf ihre Unabhängigkeit; die Kirche antwortet ihnen zunächst, daß sie von dem Augenblicke, wo sie die Lehren der Kirche verletzen, weder Naturwissenschaft noch Philosophie mehr sind, sondern ganz einfach Lüge und Irrthum. Demnächst erinnert sie dieselben daran, daß ihre Unabhängigkeit sie weder der Kontrole der Kirche, noch der Verpflichtung überhebt, sich dem Glauben zu unterwerfen, dieser erhabensten Leuchte aller Wissenschaften. Ja, wenn die Wissenschaft sich erlaubt, ihre Freiheit mißbräuchlich bis zur Frechheit anzuwenden, ihr Recht der Erörterung der Dinge bis zur Empörung gegen die Autorität auszudehnen, so ist es die Kirche der Mission, mit welcher sie bekleidet ist, schuldig, den Ueberhebungen des Wissensstolzes und der Anmaßung einen Damm entgegenzustellen."

Zur Bekräftigung dieser Ansichten beruft sich der Bischof von Nimes demnächst auf ein Schreiben, welches Papst Pius IX. an den Erzbischof von München über die wissenschaftlichen Ansichten des bayerischen Professors Froschammer gerichtet hat. Die Revue de l'instruction publique in Paris, welcher wir den Bericht über dieses Sendschreiben entlehnen, bemerkt, daß in allem diesem nichts Neues enthalten sei, indem die römische Kirche von jeher das um sich greifende Verlangen nach Gewissensfreiheit, die libertas opinionum, als error pestilentissimus bezeichnet habe.

In der Nähe der beiden Gräber von Fichte und Hegel, auf dem alten Kirchhofe der Friedrichswerderschen und der Dorotheenstädtischen Gemeinde in Berlin, befindet sich das Grab-

*) Es erinnert dies lebhaft an die Erklärung, die kürzlich der Sohn Hegel's im Namen des Consistoriums der Provinz Brandenburg erlassen hat. D. R.

denkmal eines Serben mit einer serbischen und einer deutschen Inschrift, worin gesagt ist, daß hier die irdische Hülle eines jungen Mannes ruhe, der aus Serbien nach Berlin gekommen, um an der Hochschule seinen Wissensdurst zu stillen und hier dem rauhen Klima erlegen sei, daß aber die Jugendgenossenschaft, die Omladina in der Heimat, einen Trost darin finde, die Hülle des Heimgegangenen in der Nähe der Gräber der größten Denker Deutschlands zu wissen. Der junge Studirende, dem dieses einfache, aber edel geformte eherne Denkmal vor etwa dreißig Jahren gesetzt wurde, hieß: Peter Radowanowich. Sollte er ein Angehöriger der Familie sein, die jetzt eine so traurige Rolle bei dem Meuchelmorde des Fürsten Michael Obrenowitsch gespielt hat?

Die im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende Sammlung „Deutsche Klassiker des Mittelalters" wird durch das Ableben ihres Herausgebers, des verdienstvollen Germanisten Franz Pfeiffer, keine Unterbrechung erleiden. Pfeiffer hatte sich zur Ausführung des Unternehmens mit einem Kreise gleichstrebender Fachgenossen verbunden und war gerade in der letzten Zeit vor seiner Erkrankung noch emsig beschäftigt, alles erreichbare Material zu sammeln, die Arbeiten an die Mitherausgeber zu vertheilen und die eingelieferten Manuskripte durchzusehen. Unter seiner persönlichen Leitung sind die ersten fünf Bände erschienen; die Herausgeber der folgenden Bände werden nach den mit Pfeiffer vereinbarten Grundsätzen verfahren. Gegenwärtig befinden sich mehrere neue Bände unter der Presse, nämlich der dritte und der letzte Theil Hartmann's von Aue, herausgegeben von Fedor Bech, und Gottfried's von Straßburg „Tristan", herausgegeben von Reinhold Bechstein, während Karl Bartsch den „Parzival" Wolfram's von Eschenbach unter Benutzung des werthvollen von Pfeiffer gesammelten und ihm übergebenen Materials zum Druck vorbereitet. Desgleichen sind Vorkehrungen getroffen, daß auch die übrigen für die Sammlung bestimmten Werke im Geiste des Hingeschiedenen und auf Grund seiner umfassenden Vorarbeiten in regelmäßiger Folge zur Veröffentlichung gelangen.

Von unserem Landsmanne, Herrn G. Bergenroth, der seit mehreren Jahren im Auftrage der englischen Regierung historische Forschungen in Spanien gemacht und durch seine erst zum kleinen Theil veröffentlichte Ausbeute aus den Archiven von Simancas die Aufmerksamkeit wissenschaftlicher Kreise auf sich gelenkt, wird demnächst in England ein neues Werk erscheinen. Nach mehrjährigen Verhandlungen mit den verschiedenen Ministerien ist es Herrn Bergenroth gelungen, die Beschränkungen fortzuräumen, welche früher dem Forscher in den spanischen Archiven entgegenstanden, und sich Zugang zu den reservirten Dokumenten zu verschaffen. Diese sind es, die den Historiker vorzugsweise interessiren, und eine Abtheilung derselben bildet den Stoff des demnächst erscheinenden Bandes. — Den interessantesten Theil dieser Aktensammlung bildet eine Korrespondenz zwischen dem Marquis von Denia und dem Kaiser Karl V. Denia war scheinbar der k. Haushofmeister, in der That aber der Kerkermeister der Königin Johanna, der Mutter des Kaisers, welche bisher für unzweifelhaft wahnsinnig gegolten hat, wogegen die nun aufgefundene Korrespondenz kaum ein Bedenken übrig läßt, daß sie nie und nimmer an Wahnsinn gelitten habe. Konnte sie auch nicht mit den Lehren Luthers sympathisiren — die sie wahrscheinlich im Jahre 1520 kennen lernte — so waren ihre religiösen Anschauungen doch schon früh einer Richtung gefolgt, die kaum katholisch genannt werden kann. Sie vermied die Beichte und weigerte sich später sogar, Messe zu hören. Erst von ihrer Mutter, der katholischen Isabella, indirekt enterbt, dann von ihrem Vater Ferdinand eingesperrt, wurde sie von ihrem Sohne Karl, von 1516 bis 1546, somit volle 30 Jahre, als Gefangene bewahrt und oft auf das Allergrausamste mißhandelt. Nach dem, was von Ferdinand und Karl bekannt ist, läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß religiöse Rücksichten nicht die Hauptmotive dieses ihres Handelns waren. Sie gaben ihre Tochter, beziehungsweise Mutter, für wahnsinnig aus, um sich der spanischen Krone zu bemächtigen, die von Rechtswegen ihr gehörte. Und Karl V. hatte wahrlich kein beneidenswerthes Loos, daß er ein solch gräßliches Geheimniß Jahrzehnde hindurch bewahren und in der Angst leben mußte, daß das Bekanntwerden desselben seinen Thron gefährde. Wohl hatte er von Gott Vergebung für eine große Sünde zu erflehen, als er sich lebensmüde nach St. Yuste zurückzog.

Der greise italiänische Dichter Alessandro Manzoni lebt und dichtet noch, und zwar jetzt vorzugsweise in lateinischer Sprache, wenn auch nicht in der der römischen Kirche. Kürzlich haben er und sein Schwiegersohn, der italiänische Abgeordnete Professor Giorgini in Pisa, einer der besten Latinisten Italiens, einen Dialog in römischen Distichen drucken lassen, der zwischen Vögeln im Käfig und Enten gehalten wird, die im Teich umherschwimmen und sich über die Vorzüge der Freiheit des Gesanges, oder der Freiheit der Bewegung, streiten. Manzoni ist jetzt 84 Jahr alt und hat kürzlich an den Minister des öffentlichen Unterrichts in Florenz einen Bericht über die große Frage der Einheit der italiänischen Sprache abgestattet.

Ueber die gegenwärtigen Zustände von Abessinien wird von dort berichtet: Die Anarchie, der das Land nach Abzug der Engländer anheimfallen mußte, ist bereits in den geräumten Theilen ausgebrochen, und das niedere Volk sieht mit Schrecken seiner Zukunft entgegen. „Gieb uns einen anderen Kaiser, nachdem du unseren bisherigen getödtet!" war die Forderung zahlreicher Abgesandten an Sir R. Napier nach der Einnahme Magdala's. So ist z. B. der noch vor Kurzem mächtige und an der Spitze einer bedeutenden Armee stehende Meschescha, Gouverneur der Provinz Lasta, jetzt schon der Gefangene eines der kürzlich in Magdala befreiten Häuptlinge, der rasch seinen alten Anhang um sich sammelte und von Gobazye die Provinz Wadela beansprucht. Von englischer Seite vermeidet man es natürlich sorgfältig, sich in diese Streitigkeiten zu mischen, und ist froh, ohne weitere Verwickelungen das Land räumen zu können.

Die ehemaligen Gefangenen des Königs Theodoros befinden sich noch immer bei der Armee der Engländer. Sie werden wohl verpflegt, erhalten Rationen den englischen Soldaten gleich und können sich die Verpflichtung, bei der Armee zu bleiben, die natürlich jetzt für ihre Sicherheit verantwortlich ist, wohl gefallen lassen. Mehrere unserer deutschen Landsleute, darunter die bekannten Dr. Schimper und Sander, haben durchaus nicht die Absicht, Abessinien zu verlassen, wo sie sich vollständig eingebürgert, sich verheiratet und schon ihre Kinder untergebracht haben. Ersterer geht zurück nach Adua, wo er vor seiner Gefangennahme über 30 Jahre als Großer des Reiches Tigre gelebt hatte. Im Interesse der Wissenschaft ist es zu wünschen, daß er seine dort zurückgelassenen bedeutenden Sammlungen unversehrt vorfindet, deren Ueberbringung nach Europa Herr Gerhard Rohlfs übernommen hat.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße 16.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 11. Juli 1868. [№ 28.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Friedrich Schleiermacher, von D. Schenkel.*)

Am 21. November d. J. sind es hundert Jahre seitdem in Breslau Schleiermacher geboren wurde.

Die moderne Welt hat gerechte Ursache, an diesem Tage den Mann zu feiern, der zu ihren Gunsten eines der schwierigsten Probleme, die Versöhnung von Wissenschaft und Glauben, der Lösung wenigstens nahe gebracht hat. Wenn es demselben auch nicht vergönnt war, die Lösung des Problems bis zur letzten Stufe hindurchzuführen, sein Verdienst um das höchste Interesse der Menschheit bleibt ein eminentes. Ihn, den seine Zeit bis zum Steinigen mißverstanden, mit geklärtem Bewußtsein von Neuem auf den Schild zu heben, sein Werk zu vollenden, das ist die Aufgabe der Generation, die seinen hundertjährigen Geburtstag begeht. Wer immer auch an jenes Problem herantritt und dem Bedürfnisse des Volkes, sein Denken und Glauben in Einklang zu bringen, Genüge leisten will, wird sich dabei auf das von Schleiermacher hingebreitete Fundament stellen, und getrost darauf stellen können. Dies Fundament war der Ausfluß eines Geistes, der, vom Standpunkte eines Geistlichen aus, universell genug war, um den Menschen durch die Frömmigkeit, nicht mit einem einzelnen in oder außer dem Universum gedachten Wesen, sondern mit dem Universum schlechthin in die innigste Beziehung setzen zu wollen. Mit dem Bewußtsein einer Religion, die nicht einmal die Existenz eines Gottes überhaupt, geschweige denn eines persönlichen Gottes zur nothwendigen Voraussetzung hatte, stand Schleiermacher hoch über allen herrschenden Formen sogenannter Religionen. Gleichwohl war er durch und durch Christ und zwar protestantischer Christ, in der Ueberzeugung, daß in dem Wesen des Protestantismus der Keim liege, aus welchem sich einst die Religion seines Begriffs entwickeln müsse. In seinem praktischen Wirken fußte er in der Gegenwart; mit seinem Denken aber eilte er weit voraus in eine, vielleicht sehr entfernte Zukunft. Er nennt sich den „prophetischen Bürger einer späteren Zeit."

Als Erinnerung an den 21. November 1768 ist Schleiermacher's Lebens- und Charakterbild von Dr. D. Schenkel geschrieben worden. Es genügt, diesen Namen auszusprechen, um im Allgemeinen den Standpunkt zu kennzeichnen, von welchem aus der berühmte Verfasser eines „Leben Jesu" auch das Andenken Schleiermacher's feiert.

Nicht das Leben Schleiermacher's im umfassenden Sinne dieses Wortes wollte Schenkel schreiben. Er hat darauf verzichtet, den Zusammenhang, in welchem Schleiermacher's Denken mit den philosophischen Systemen des Alterthums und seiner Zeit stand, eingehend darzustellen. Dies wird vielmehr die Aufgabe der eigentlichen Schüler Schleiermacher's, namentlich des mit diesen Studien beschäftigten Professors Dilthey in Basel, sein. Dem Dr. Schenkel kam es darauf an, den Reformator auf dem Gebiete der Religion und der Kirche zur Erkenntniß des deutschen Volkes zu bringen. Das thut wahrlich Noth gegenüber dem mit unverdientem Glücke gekrönten Bestreben, aus der deutschen Kirche den Geist zu verbannen, den Schleiermacher mit demselben Berufe, wie die großen Reformatoren des 16. Jahrhunderts, dem Protestantismus einzuhauchen sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte.

Daß Schenkel es ist, der den Reformator Schleiermacher dem deutschen Volke wieder zuführt, ist kein zufälliges Ereigniß. Zwischen Schleiermacher und den Reformbestrebungen des „deutschen Protestanten-Vereins", dessen Seele Schenkel ist, und in welchem eine neue Mine gegen das Mauerwerk veralteter Dogmen gelegt wird, bestehen die unmittelbarsten Beziehungen. Dieser Verein steht auf dem Fundamente Schleiermachers. Im Sinne des Vereins und für die Unzähligen, die demselben unausgesprochen angehören, ist Schleiermacher's Lebens- und Charakterbild geschrieben.

Den speziellen Freunden und Schülern Schleiermacher's wird das Buch allerdings nicht genügen. Es zeigt zu viele Blößen in der Kenntniß der persönlichen Beziehungen und Studien des großen Lehrers. Gleichwohl darf man es ein Werk der Pietät nennen, das durchglüht ist von unbedingter Anerkennung für den Charakter und die Absichten Schleiermacher's. „Sein Geist", sagt Schenkel in der Einleitung, „ist der Geist Luther's, vermählt mit der Cultur des 19. Jahrhunderts; der Geist des echten Protestantismus, eines Wahrheitstriebes, der aus der Tiefe der Erkenntniß schöpft, eines Freiheitsdranges, der voll heiligen sittlichen Ernstes ist, einer Christusliebe, welche nicht müde wird, die Einigkeit in der Mannigfaltigkeit zu suchen und sie festzuhalten als das Band des Friedens." Er war auch insofern von Luther's Schlage, als er sich nicht scheute, das „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" mit demselben Drange der Ueberzeugung auszuüben. Für sein Denken setzte er furchtlos seine Persönlichkeit ein, seine Existenz auf's Spiel. Der „unruhige Kopf" war aus dem festen Materiale, aus welchem Reformatoren geschaffen werden.

Möge gleich hier die Stelle Platz finden, worin Schenkel

*) Friedrich Schleiermacher. Ein Lebens- und Charakterbild. Zur Erinnerung an den 21. November 1768, für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. D. Schenkel. Elberfeld, R. L. Friderichs. 1868.

die reformatorische That Schleiermacher's charakterisirt: „Das ist, sagt er, gerade sein größtes Verdienst, daß er das in den harten dogmatischen Panzer eingeklemmte überlieferte Christenthum aus demselben befreit und seinen reichen und edlen sittlichen Inhalt den Zeitgenossen erschlossen hat. Nach einer langen Pause in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes hat er die fast aufgegebene Arbeit früherer Jahrhunderte wieder aufgenommen, eine Weltanschauung zu begründen, in welcher Philosophie und Religion, Wissen und Glauben, Menschenbildung und Frömmigkeit in einer höheren Einheit sich zusammenfinden. Auf's Neue hatte entweder die Wissenschaft das Christenthum als widervernünftig verworfen, oder das Christenthum die Wissenschaft als gottlos verurtheilt. Es waren wohl zwischen diesen feindlichen Brüdern auch Scheinverträge abgeschlossen worden, wodurch bald die Wissenschaft an die Autorität der Religion verrathen, bald die Religion von der Wissenschaft um ihren ewigen Inhalt betrogen worden war. Schleiermacher hat die Selbständigkeit beider anerkannt und öffentlich vertheidigt. Die Frömmigkeit hatte auf seinem Standpunkte die schärfsten Argumente der Vernunft nicht zu fürchten, die Vernunft, die gefühlvollste Wärme der Frömmigkeit nicht zu scheuen; der Friede, die Seligkeit hatte eben dann in den Herzen Wohnung gemacht, wenn alles Denken religiös und alle Religion gedankenvoll geworden war... Er hat die unermeßliche Aufgabe nicht erledigt. Sie ist nicht das Werk eines Einzelnen, auch nicht des Größten; sie ist das Ziel der ganzen künftigen religiösen und sittlichen Entwickelung der Menschheit..."

Der Schluß dieser Stelle beweist, wie weit Schenkel davon entfernt ist, in der Anerkennung Pedant zu sein. Er weiß, wo Schleiermacher in seiner Reformation stehen geblieben war. Die Kritik Schenkel's zeigt unbefangen die Stellen, wo Schleiermacher in seinem Systeme sich verbaut hatte. Die Stellen finden sich in der „Glaubenslehre". Hier erscheint Schleiermacher's Auffassung von der Person Christi zu gekünstelt. Der Schleiermacher'sche Christus, nicht Gott, aber eine ursprüngliche That der menschlichen Natur behufs vollkommener Darstellung des höchsten Wesens, ist ein unnatürlicher Begriff. Bisher hatte Christus als Gott und Mensch gegolten. Nach Schleiermacher ist er keins von beiden, sondern eine besondere wunderbare Erscheinung, welche gewissermaßen zwischen Himmel und Erde schwebt. Es ist dies eine Hinneigung zum Supranaturalismus, welche in Schleiermacher als Andenken an seinen Aufenthalt unter den Herrnhutern geblieben war. Ebenso verhält es sich mit der Schleiermacher'schen Erklärung von den Wundern Christi. Die moderne Christologie hat diese Auffassungen weit überholt.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in diese theologischen Details weiter einzudringen. Wenden wir uns dem Leben Schleiermacher's zu. Es ist hier insbesondere sein Verhältniß zu drei berühmten zeitgenössischen Persönlichkeiten, das uns in der Schenkel'schen Auffassung anzieht. Diese Persönlichkeiten sind: Henriette Herz, Fr. Schlegel und Fichte.

Der innige persönliche Verkehr, den Schleiermacher, damals etwa 30 Jahre alt, mit der geistvollen, schönen Henriette Herz pflog, hat seiner Zeit und vielleicht bis in die Gegenwart hinein vielfach Anstoß erregt. Die fromme Welt begriff einen christlichen Geistlichen nicht, der sich in „jüdischen Kreisen" so wohl fühlte. Die böse Welt gefiel sich in dem Klatsch, der sich immer geschäftig zeigt, wenn männliche Jugend und weibliche Schönheit vertraulich neben einander einhergehen. Schenkel giebt uns Gelegenheit, das Verhältniß in vollem Lichte zu beurtheilen. Dem Ernste seiner Aufgabe entsprechend, pflegt er seine Zweifel nicht zurückzuhalten, wenn er Verirrungen seines Helden vor sich sieht. Hier aber, das ist ihm klar, handelt es sich um ein Freundschafts-Verhältniß, zu dessen reiner Höhe die Leidenschaft sich in keiner Form zu erheben vermag. Es ist konstatirt, in wie weit Schleiermacher den Geist seiner Freundin auf sich einwirken ließ. Er selbst erkennt mit Wärme ihren Einfluß auf die Entwickelung seines Geistes an. Nächst Fr. Schlegel war es Henriette Herz, die seinen Entschluß, als Schriftsteller aufzutreten, zur Reife brachte; und in seinem berühmten Erstlingswerke, in den „Reden über die Religion", ist mehr als Ein wesentlicher Gedanke ihr Eigenthum. Je mehr man sich dies gemeinsame geistige Arbeiten Beider vergegenwärtigt, desto schwerer ist es schon an sich, daneben eine nicht vor dem strengsten Sittenurtheile bestehende Beziehung sich zu denken. Aber jeder Gedanke dieser Art müßte sich auf Gnade und Ungnade beim Lesen dessen ergeben, was Schleiermacher selbst über das Verhältniß schreibt. So an seine besorgte Schwester, welcher sich sein Herz stets in vollster Aufrichtigkeit öffnete: „Ueber mich zu wachen, ist mein beständiges Geschäft; ich gebe mir Rechenschaft über das Kleinste, und so lange ich das thue, denke ich, habe ich nicht nöthig, irgend ein Verhältniß abzubrechen, welches mir sonst wesentlich und wichtig ist, welches zu meiner Bildung gereicht und worin ich mancherlei Gutes stifte."

Mit besonderer Beziehung auf sein Verhältniß zu Henriette Herz bemerkt er: „Sie ist so, daß sie sich auf sich selbst verlassen kann und meiner nicht bedarf. Ich gehöre aber doch in anderer Rücksicht wesentlich zu ihrer Existenz; ich kann ihre Einsichten, ihre Ansichten, ihr Gemüth auf mancher Seite ergänzen, und so thut sie mir auch.*) Etwas Leidenschaftliches wird zwischen uns nie kommen, und da sind wir wohl in Beziehung auf einander über die entschiedensten Proben hinweg." Diese Erklärung wird noch wichtiger durch ein Billet, welches Schleiermacher am folgenden Tage an Henriette Herz selbst richtet: „Mit Gestern bin ich zufrieden; ich habe ein gut Theil von der Religion gemacht, und am Abend habe ich zwar keine Religion, aber doch etwas sehr Religiöses gemacht, eine große Epistel an meine Schwester, die eine ausführliche Definition meines Lebens und meiner Grundsätze von manchen Seiten enthielt.... Es war mir recht etwas Heiliges, ihr das auseinander zu setzen." — Zwei Jahre später konnte er der Schwester mit demselben guten Gewissen schreiben: was ihn mit Henriette Herz verbinde, sei eine recht vertraute und herzliche Freundschaft, wobei von Mann und Frau auch gar nicht die Rede sei. „Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in dieser Ruhe des Gemüthes hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftsloses Wesen, und wenn ich auch bloß dem Eindruck des Aeußern Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihr Gesicht unstreitig sehr schön ist; und ihre kolossale königliche Figur ist so sehr das Gegentheil der meinigen, daß, wenn ich mir vorstellte, wir wären beide frei, und liebten einander und heirateten einander, ich immer von dieser Seite etwas Lächerliches und Abgeschmacktes darin finden würde."

Diese Freundschaft, wie jede echte, war dauernd. Anders charakterisirt sich die Freundschaft mit Friedrich Schlegel

*) Wie kontrastirt dies mit den unwürdigen Klatschereien Varnhagen's über Henriette Herz, die erst kürzlich wieder von Fräulein Ludmilla Assing veröffentlicht wurden! D. R.

Die Ueberschwänglichkeit, mit der sie begonnen, verwandelte sich, nach einem freilich für beide Theile nicht ganz unfruchtbaren Gefühlsrausche, in eine erkenntnißreiche Nüchternheit, der die Scheidung der „Ehe", aus gegenseitiger Abneigung, folgen mußte. Es ist auffallend, daß sich der sinnige, stets an seiner geistigen Vervollkommnung arbeitende Schleiermacher über den sinnlichen, in seinem Charakter tiefer und tiefer sinkenden Fr. Schlegel so lange Zeit täuschen konnte. Schenkel erklärt dies aus einem herrlichen Seelenzuge Schleiermacher's, aus der Treue, die ihn bestimmte, eine einmal geschlossene Freundschaft festzuhalten, so lange die Bedingungen derselben nicht geradezu tödtlich verletzt wurden. Wie weit Schleiermacher gehen konnte, wenn es sich darum handelte, der Freundschaft ein Opfer zu bringen, beweist seine bekannte Recension über Fr. Schlegel's Roman „Lucinde". Hier gab Schleiermacher förmlich seinen sittlichen Ruf daran, um denjenigen des Romans und — seines Freundes zu rettten. Diese Thatsache wird um so frappanter, je genauer man die späteren Bildungs- und Lebenswege der beiden Freunde betrachtet. Während Schleiermacher sein System der kirchlichen Reform immer fester aufbaute, ließ sich Fr. Schlegel immer williger von der Reaktion der Romantiker fortreißen. Als Schleiermacher eine freie Kirche im freien Staate forderte, wurde Fr. Schlegel in Köln katholisch und in Wien k. k. Jesuit. Als Jener mit patriotischen Männern kühn auf die Rettung des preußischen, des deutschen Vaterlandes von französischer Herrschaft sann, ging dieser nach Frankreich, um seinen Frieden mit dem Kaiser und mit den Parisern zu machen. Und während Schleiermacher nach den Befreiungskriegen, in der Reaktionszeit, durch sein besonnenes und muthiges, freisinniges und freimuthiges Auftreten auch zu Gunsten politischer Freiheit die hoffenden Blicke aller Freunde des Fortschritts auf sich zog, that Fr. Schlegel Alles, sich in Deutschland wenigstens vergessen zu machen. Es gab endlich kein Band, das lang genug gewesen wäre, die beiden so weit von einander sich entfernenden Männer noch freundschaftlich zu verbinden. Schleiermacher mußte den früheren Freund aufgeben.

Was das Verhältniß zwischen Schleiermacher und Fichte betrifft, so lebt im Volke der Glaube, daß dasselbe ein inniges, aus gemeinsamer Thätigkeit und aus gemeinsamer Freiheitsliebe zu einer Freundschaft emporgewachsenes Verhältniß gewesen sei. Davon weiß Schenkel Nichts zu berichten. Im Gegentheil — ihre Projekte zur Errichtung der Universität Berlin zeigten, daß der Eine dem Andern in gewissen Prinzipien unvereinbar gegenüber stand. Fichte hatte in seinem Gutachten, das sich natürlich auch über die Art der Jugend-Erziehung auszusprechen hatte, eine vollkommene Neugestaltung auf den Grundlagen fast spartanischer Staatserziehung gefordert. Die Allgewalt des Staates sollte sich geltend machen. Das Gute sollte von Oben herab kommen. Schleiermacher forderte ganz entgegengesetzt volle Selbständigkeit, Geistesfreiheit der Einzelnen; er hoffte von der Charakterfestigkeit der Individuen die Wiedergeburt der Nation. Deshalb sollte die Universität in Berlin so unabhängig als möglich von staatlicher Bevormundung sein, sollte die Saat freier Geistesbildung so weit als möglich ausstreuen. Und zum Glück hatte von allen eingegebenen Gutachten das Schleiermacher'sche die durchgreifendste Wirkung. Schleiermacher ward dadurch in gewissem Sinne der geistige Vater der Universität Berlin. —

Wir schließen den Artikel mit einer Bemerkung zur Wirksamkeit des Patrioten Schleiermacher auf der Kanzel. Mit Recht hat Schenkel die Bedeutung hervorgehoben, welche Schleiermacher's Predigten während der Franzosenzeit für die Bewohner der preußischen Residenz hatten. Die Bedeutung würde aber vielleicht noch schärfer vor Augen treten, wenn der Verfasser die Wirkung der kühnen Predigten auf das Volk mehr speziell angedeutet hätte. Damals predigte Schleiermacher für das Volk und vor dem Volke im allgemeinsten Sinne des Worts, und es giebt noch Berliner, welche zu erzählen wissen, wie eine Anzahl Jünglinge schon im Jahre 1812, nach Yorks That, angefeuert durch eine dieser Predigten, den freilich ohnmächtigen Versuch wagten, die französische Besatzung Berlins durch einen Putsch zu überraschen. Wir wurden uns freuen, in einer der sicher nothwendig werdenden weiteren Auflagen des trefflichen Werkes der Mittheilung solcher immerhin beachtenswerther Züge aus der Wirksamkeit Schleiermacher's zu begegnen., jedenfalls aber hoffen wir sie in Dilthey's biographischer Darstellung des Verewigten zu finden.

Aus dem Zeitalter der Aufklärung.

Kaiser Joseph II. und Klopstock.

Wir haben kürzlich nach Düntzer einige Mittheilungen über Klopstock's Verhältniß zu Goethe gebracht und knüpfen daran eine Notiz über eine andere interessante, den Sänger des „Messias" betreffende Veröffentlichung. Für jeden Verehrer dieses Dichters ist es ein willkommenes Angebinde, das uns aus dem schriftlichen Nachlasse des großen Barden als neue Gabe zufließt. Herrn Dr. H. M. Richter, der in der „Oesterreichischen Revue" (12. Heft, Wien, C. Gerold, 1867) uns den Briefwechsel Klopstock's mit Kaiser Joseph II. und mit dessen Gesandten mittheilt, gebührt dafür unsere Anerkennung. Klopstock trug sich in Kopenhagen mit dem befruchtenden Gedanken, in Wien eine Anstalt für Kunst und Wissenschaft unter den Auspizien des Kaisers Joseph, in dem er einen Beschützer der deutschen Poesie und Wissenschaft erblickte, zu gründen. Der kaiserliche Geschäftsträger daselbst, Graf Ph. Wellsperg, hatte den Dichter zur Ausarbeitung dieses Planes aufgemuntert und die Vermittelung des Fürsten Kaunitz bei dem jungen Kaiser in Aussicht gestellt. Das Schriftstück, das den sonderbaren Titel führte: „Fragment aus einem Geschichtschreiber des 18. Jahrhunderts", wurde von Wellsperg nach Wien mitgenommen und vom Grafen Dietrichstein im Frühjahr 1768 dem Fürsten Kaunitz übergeben.

In eben diesem Jahre (am 4. Oktober) schrieb Klopstock an seine Mutter: „Ich will Ihnen jetzt nur mit diesem Wenigen die Nachricht geben, daß der Kaiser sich entschlossen hat, die Wissenschaften in Deutschland zu unterstützen. Ich habe selbst nur erst vorläufige Nachrichten bekommen und erwarte nächstens umständlichere Briefe von dem Grafen Wellsperg." — Die „vorläufigen Nachrichten" bezogen sich auf die Mittheilung, daß der Kaiser für Klopstock's Plan zur Gründung einer Wiener Akademie geneigt sei und die Widmung des Bardiets annehme, und die „umständlicheren Briefe" vom Grafen Wellsperg trafen denn auch wirklich ein und brachten die Meldung, daß der Kaiser dem Dichter sein Bild zu schenken beschlossen und den Gesandten mit der Ueberreichung betraut habe. In seiner am 28. Dezember 1768 erfolgten Antwort nennt Klopstock den Grafen „den liebenswürdigen Veranlasser", drückt darin seine Freude „über das in dem stärksten Verstande des Wortes ungemeine Verfahren des Kaisers" gegen ihn aus, und schreibt dann wört-

lich: „Der Kaiser wird es mir verzeihen, daß ich vor Ihm gezittert habe; aber ich habe doch wie ein Deutscher gezittert. Ew. Excellenz sollen den Brief künftigen Posttag, nebst einer Abschrift, erhalten."

Der angekündigte Brief folgte auch am 31. Dezember 1768, und in diesem Brief an Kaiser Joseph läßt der gottbegeisterte Sänger seine Empfindung und sein Herz reden, da er sonst hätte schweigen müssen, und „schweigen konnt' ich nicht". Aus dem langen Schreiben, denn er hatte die Furcht, „zu umständlich zu sein", überwunden, heben wir einige markante Stellen heraus: „So lang' ich die Geschichte, und durch sie, was edel und groß ist unter den Menschen, weis; sobald ich nur angefangen habe, diejenigen Deutschen, die es verdienen, mit Verehrung zu nennen; ist mein Herz warm von Vaterlandsliebe gewesen. Da ich mich auf die Seite der Wissenschaften gewendet habe, so hab' ich nämlich ihr Schicksal in Deutschland oft überdacht und bin dabei, über die Ehre der Gelehrten, Alles allein zu thun, immer traurig und noch trauriger über die unerfüllten Hoffnungen geworden, mit denen sie sich nicht ohne Schein, bisweilen schmeicheln konnten. Je weniger ich in Beziehung auf mich selbst Antheil an diesem Allem hatte, desto lebhafter durfte ich mich der Vorstellung davon überlassen." Darauf folgt eine sehr warme Danksagung für das kaiserliche Bildniß, das er „bis an seinen Tod für sich und seine Freunde bei den Werken Trajan's, Mark Aurel's und Alfred des Großen" bewahren wolle; dann heißt es: „Ich habe noch einen Wunsch, und dieser ist, Ew. kaiserliche Majestät nicht von dem Umfange, welchen der Nutzen der Wissenschaften hat, unterhalten zu dürfen. Jetzt berühr' ich nur, daß sie tiefer durchforscht, und mit vollen Zügen getrunken, die Religion in unserem Herzen befestigen."..... Er ist betrübt wegen der religiösen Zustände in Frankreich und England, setzt aber große Hoffnung auf Deutschland und fürchtet nicht, daß sich der Kaiser jemals „von der Religion der Ewigkeit" entfernen werde..... „Und ich fürchte dies auch deßwegen nicht, weil ich weis, was für eine Mutter Sie haben, und daß diese Mutter (von Ihr wird einst die Geschichte laut sagen, was in meinem Munde Schmeichelei scheinen könnte; und die haß ich bis auf ihren Schein) diese Mutter eine der geliebtesten ist; und weil ich glaube, daß die Vorsehung Gottes schon damals mit Gnade auf Sie herabgesehen habe, als Sie in Preßburg Ihre von ihr geschätzte Mutter vor dem Altare auf ihren Armen hielt, und Ungarns Fürsten die Waffen bewegten und die Thränen hinstürzen ließen".....

Mit diesem Brief an den „edlen, vortrefflichen Kaiser" ging gleichzeitig ein anderer an den Grafen Wellsperg ab, worin Klopstock diesen gräflichen Freund bittet, selbst den vorstehenden Brief dem Kaiser zu übergeben und Klopstock anzuzeigen, ob dieser es in seinem Briefe „recht gemacht habe". Er entfernt jedoch diese Furcht, da er es seinem Herzen „recht gemacht"..... „Man hat mir vor einen paar Tagen die Hermannsschlacht beinahe ganz gedruckt zugeschickt. Ich habe sie recht darauf angesehen, wie ihr Kranz, die Zuschrift, ihr lassen werde", schreibt er an Grafen. Klopstock hatte bekanntlich die „Hermannsschlacht" dem Kaiser Joseph gewidmet, und die Zuschrift findet sich auch in den Werken Klopstock's abgedruckt. Der Kaiser schickte ihm dafür eine mit Brillanten besetzte Medaille und sein Brustbild. Das war aber auch Alles. Der Kaiser unternahm am 4. März 1769 (im selben Jahre ist auch die „Hermannsschlacht" erschienen) eine Reise nach Italien und damit war die projektirte Akademie auch in die Luft gegangen. Klopstock selbst konnte sich lange nicht mit dem Gedanken befreunden, daß sein Lieblingsplan gescheitert sei; er hing mit schwärmerischer Anhänglichkeit an dem schönen Traum fest und schrieb 1769 an den Fürsten Kaunitz, daß er für sich nichts verlange, sondern nur für die Wissenschaft und Kunst, um deren Hebung er den Fürsten recht eindringlich bat. Andere Zeitgenossen sahen die Dinge freilich mit andern Augen an. Nicolai spöttelte schon im vorgedachten Jahre über den Sanguinismus Lessing's und Klopstock's, und Uz drückte sich in einem Briefe vom 19. Dezember 1769 über den Plan zur Gründung einer Akademie der deutschen Sprache in Wien also aus: „Ein süßer Traum — von dem ich nichts glaube".

Die vorstehenden Briefe sind zwar nur ein kleiner Bruchtheil aus der Korrespondenz zwischen dem Dichter der „Messiade" und Wellsperg, aber sie haben doch unserem Gewährsmanne viele Mühe verursacht. Herr Richter wandte sich in Erwägung des Umstands, daß in Klopstock's Biographie und in den darauf hinweisenden Briefen der Name des Grafen Wellsperg häufig genannt wird, und in dem Streben nach weiterem Aufschluß an den Grafen Eugen Wellsperg, Majoratsherrn auf Schloß Primiero in Tirol. Letzterer verweist in seiner Antwort auf seinen „Freund und Kameraden im Regimente", W. Freiherrn v. Münchhausen, dem er die Briefe Klopstock's an Wellsperg, Großvater des Ersteren, übergeben habe, um dem zu Lauenau in Hannover wohnenden Vater des Freiherrn „eine Freude zu machen". Der alte Freiherr starb bald darauf und sein Sohn folgte ihm 1850 in's Grab. Der Erbe des Letztern sei nun der einzig überlebende Bruder im Herzogthum Braunschweig, und bei diesem werden sich wohl auch die Briefe Klopstock's befinden.

Nord-Amerika.

Religiöse Sekten in Amerika, nach Hepworth Dixon.

I.

Die Auffassung des Begriffs der Ehe. — Das Mormonenthum.

Jede religiöse Sekte hat selbstverständlich ein negatives Element in sich, d. h. sie verneint bestimmte Satzungen anderer Religionsgemeinschaften und ist bemüht, sich und ihre Anschauungen an deren Stelle zu setzen. In diesem Punkt stimmen alle Sekten, selbst die, welche anscheinend ganz selbstbefriedigt in einen engen Kreis zurückgezogen leben, überein, aber erst die neuere amerikanische Geschichte weist die seltsame und beachtenswerthe Erscheinung auf, daß das negative Element sich nicht mehr auf dogmatische Einzelheiten, auf die abweichende Auffassung dieses und jenes Punktes beschränkt, sondern zu einem umfassenden Prinzip wird, welches mit dem alten Bestand der Dinge in revolutionärer Weise bricht. Für diese Auffassung spricht vor Allem der bisher wohl kaum genügend gewürdigte Umstand, daß die Grundlage unserer gesellschaftlichen Zustände, das eheliche Zusammenleben der Geschlechter in der als legitim erachteten Form, von zahlreichen und einflußreichen Sekten, die ihre Bekenner nach vielen Tausenden zählen, nicht allein befehdet, sondern verworfen, abgeschafft und durch neue Formen des Verkehrs von Mann zu Weib ersetzt wird. Das berühmteste Beispiel bilden bekanntlich die Mormonen, jene polygamistische Sekte, die zum Erstaunen der Mitwelt im 19. Jahrhundert ein theokratisch despotisches Gemeinwesen aufzurichten vermocht hat, dessen soziale Theorieen und Lebensgewohnheiten theils an das

alte Syrien, theils an die amerikanischen Rothhäute erinnern, auf die sie sich hinsichtlich der Mehrzahl der Weiber mindestens ebenso gut als auf den Erzvater Abraham berufen können. Aber man würde in einen ziemlich verbreiteten Irrthum verfallen, wenn man das Mormonenthum gerade hinsichtlich seiner Verneinung der bisherigen Form der Ehe als eine vereinzelte Erscheinung betrachtet. Das amerikanische Leben weist zahlreiche ähnliche Erscheinungen auf, die kaum geringere Ansprüche auf Beachtung erheben dürfen, und einer der genauesten Kenner amerikanischer Zustände, Hepworth Dixon (Redacteur des Londoner „Athenaeum"), hat in seinen neuesten Schriften (New America und Spiritual Wives) so interessante Mittheilungen über diese wenig bekannten, von ihm persönlich durchforschten Gebiete gemacht, daß es sich der Mühe verlohnt, an seiner Hand die wesentlichsten Momente zusammenzustellen.

Nach dem Prinzip des fast uneingeschränkten Individualismus, welches in Amerika eine so große gestaltende Kraft bewährt, läßt sich von vornherein die Vermuthung aufstellen, daß dasselbe auch für die Formen des Zusammenlebens der Geschlechter sich maßgebend erweisen wird; mit anderen Worten: jede Form, die nach den verschiedenen individuellen Standpunkten denkbar erscheint, wird sich auch im Leben und in der Wirklichkeit vorfinden. Es ist nicht allein der begünstigende Umstand, daß die staatlichen Autoritäten sich fast jedes Eingriffes in die individuelle Action erwehren, so lange dieselbe die bestehenden Gesetze nicht geradezu bricht, welche diese Möglichkeit zuläßt, sondern es ist vor Allem der Umstand hervorzuheben, daß das Gewicht der in bestimmten Anschauungsformen eingelebten öffentlichen Meinung in Amerika lange nicht so übereinstimmend und daher auch lange nicht so restrictiv wirkt, wie in Europa. Die alte und die neue Gesellschaft sind es, die sich gerade in diesem Punkt scharf gesondert gegenüberstehen: die alte mit traditionellen Begriffen von dem, was allein zulässig, anständig, legitim zu erachten ist, die neue mit der Neigung, Ueberliefertem den Krieg zu erklären, Autoritäten zu verwerfen und selbst erdachte Bahnen zu beschreiten; die alte, ausgerüstet mit einem Bann, der alle Abweichungen sicher trifft und manchen Verirrungen vorzubeugen im Stande ist, die neue, reich an Lebenskeimen und an jener Entwickelungs-Freiheit, die das Unkraut aufkommen, aber auch die Saat gedeihen läßt.

Wir wollen hier die Frage nicht entscheiden, welcher Zustand der Dinge vorzuziehen und welcher der allgemeinen Kultur-Entwickelung förderlicher sein mag; unzweifelhaft lassen sich Gründe und Gegengründe für jede Seite geltend machen, aber wenn auf den ersten Blick auf amerikanische Zustände und namentlich auf die, welche wir hier zunächst im Auge haben, das Unkraut manchmal zu überwiegen scheint, so wird es doch gut sein, darauf nicht allzu viel Gewicht zu legen und daran zu denken, daß man zur Zeit nur einzelne Stufen einer auf größere Verhältnisse angelegten Entwickelung überschaut, deren weiterer Verlauf sich den Blicken noch entzieht. Zu den Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander läßt sich, gewissermaßen nach den Regeln der Variations- und Permutations-Lehre, ein sehr verschiedenartiger Standpunkt einnehmen: entweder man anerkennt die Form der monogamistischen Ehe oder die der polygamistischen, oder man setzt der bindenden Form und dem bindenden Inhalt der Ehe eine „freie Liebe" gegenüber, oder man verneint das geschlechtliche Zusammenleben und implicite also die Ehe überhaupt. Jede Form hat in Amerika ihre religiöse Vertretung: die letzten beiden sind vertreten durch die Free Lovers und die Nachfolger von „Mutter Anna" (Shaker). Eine fünfte Variation ist aber doch auch noch denkbar, und amerikanischer Scharfsinn hat sie sich nicht entgehen lassen. Man kann nämlich den „selbstischen" und „ausschließlichen" Inhalt jedes ehelichen Verhältnisses für verwerflich erklären und darauf gegründet ein gemeinschaftliches Eheverhältniß Aller mit Allen proklamiren. Auch diese Idee — nach europäischen Begriffen ein Hirngespinnst, dem jedes Grundgesetz menschlicher Natur widerspricht — hat sich gleichwohl in Amerika zu realisiren vermocht. Die Bekenner dieses Prinzips sind die sogenannten „Bibel-Kommunisten" unter der Leitung von „Vater Noyes". Wir werden weiterhin die wesentlichsten Momente aus dem Leben auch dieser merkwürdigen Sekte zusammenstellen, zunächst indessen einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Mormonen werfen, denen Dixon erst im vorigen Jahre einen Besuch abstattete und ein eingehendes Studium widmete.

Die Mormonen, vor 36 Jahren Alles in Allem 6 Mann stark, zählen heute ungefähr 200,000 Anhänger. Davon kommen auf 106 amerikanische Niederlassungen, die unter Bischöfen und Aeltesten stehen, 150,000 Seelen, in anderen Theilen der Vereinigten Staaten 8—10,000, in England und den Kolonieen 15,000, im übrigen Europa 10,000, in Asien und den Südsee-Inseln 15,000.*) In dieser kurzen Zeit haben sie ein Territorium erworben, das größer wie Spanien ist, haben sie in einer Wüstenei eine volkreiche Stadt gegründet und eine Armee von ungefähr 20,000 Mann hergestellt, die den amerikanischen Staatsmännern bereits manche Stunde ernsten Kopfzerbrechens gekostet hat. Woher dieses außerordentliche Wachsthum, das selbst die einstige rasche Verbreitung der Bekenner des Islams in Schatten stellt? Der Gründe mögen verschiedene sein, die dabei zusammen wirkten; zweifellos erklärt sich aber wenigstens ein Theil des ungeahnten Erfolgs aus dem Geist, der ihre Missionairs-Arbeit durchdringt und der, so beschaffen, wie er ist, vielleicht nur in einer Gemeinschaft von so jugendlichem Fanatismus und gleichzeitig von so praktischem Geistesgepräge gefunden werden kann. Wer in Europa, der von Missionairs-Arbeit hört, denkt dabei nicht an Missions-Vereine, Missions-Schulen, Missions-Gelder, wohlthätige Sammlungen, Ausrüstungen aller Art, geistigen wie leiblichen, und wie der ganze Apparat heißt, der so künstlich und mühevoll zusammengesetzt ist und dessen Wirken gewöhnlich in einigen beweglichen Jahresberichten ein geräuschloses Ende zu nehmen pflegt? Nichts von dem Allen findet sich bei den Mormonen. Brigham Young, der Prophet — dies ist der gewöhnliche Verlauf — erblickt auf der Straße irgend einen jungen Mann, der ihm zum Missionswerk geeignet erscheint; — von seiner täglichen Beschäftigung ruft er ihn ab, um ihm den Willen des Herrn anzukündigen, der ihn vielleicht nach Liverpool, vielleicht nach Peking, vielleicht auf ein Jahre, vielleicht auf mehrere in seinen Dienst fordert, und in wenigen Stunden, nach einem kurzen Abschied von den Seinigen, geht der also Berufene auf seine Missionsfahrt, wohlgemerkt ohne irgend welche Geldmittel mitzunehmen. Er zieht hinaus in die weite Welt, er verdient seinen Unterhalt als Ochsentreiber, als Arbeiter oder sonst wie, er gelangt an die Küste und zu Schiff. Die Ueberfahrt zu bestreiten, vermiethet er sich dem Capitain und lebt mit den Matrosen oder er arbeitet in New-York in seinem speziellen Beruf, bis er sich sein Passagiergeld erworben. Aber wo immer er verkehrt — und meistens wird dies, wie sich

*) Eine neueste Zählung (vom April d. J.) ergab für London 107 Aelteste, 53 Priester, 24 Lehrer, 30 Diakonen und im Ganzen 2172 Gläubige.

von selbst ergiebt, mit den arbeitenden Klassen sein — da verkündigt er die frohe Botschaft der Mormonenlehre. Er zeigt ihnen ein Thal, wo der Nothstand dieser Welt nicht hin dringt, wo jeder arbeitet, aber seiner Arbeit Früchte genießt; er verheißt den Armen das Himmelreich schon auf Erden; er predigt gegen die Reichen und gegen die, welche sich weise dünken. Die Niedriggeborenen sind die Lieblinge Gottes, und Unwissenheit ist ein Vorzug in seinen Augen; Entsagung ist eine listige Entstellung des Willens des Höchsten, der die Seinigen vielmehr zum Genuß aufruft. Sollte solche Lehre, gewürzt noch durch die polygamische Zuthat, ihre Wirkung auf die Gemüther der Hörer verfehlen, noch dazu, wenn der jugendliche Apostel ihnen sein eigenes Beispiel aufstellt, wenn er ganz ihre Sprache mit ihnen redet, ihre Arbeit verrichten hilft und so schon in ein wahrhaft brüderliches Verhältniß mit ihnen tritt, nur hinausgehoben über sie durch den Feuereifer seines Missionair-Amtes? Die oben mitgetheilten Zahlen zeigen, welches die Erfolge dieser Mormonen-Prediger sind.

Von großem Interesse und bezeichnend für das Wesen des Mannes, der einstweilen noch als die Incarnation des ganzen mormonistischen Prinzips betrachtet werden muß, ist eine Anrede desselben an einen Trupp neu eingewanderter Ankömmlinge. Dixon, der der Scene beiwohnte, theilt dieselbe wortgetreu mit. „Brüder und Schwestern in dem Herrn Jesus Christus", sagte Brigham Young zu den Umstehenden, „ihr seid durch die Gnade Gottes erwählt und aus der Welt in dies Gebirgsthal geschickt worden, um sein Königreich aufrichten zu helfen. Ihr seid müde und matt von der Reise. Ruht euch einen, wenn es nöthig ist, zwei Tage aus, dann erhebt euch und seht euch um, wie ihr leben wollt. Plagt euch nicht zu sehr wegen eurer religiösen Obliegenheiten; ihr seid für dies Werk auserwählt und Gott wird in dieser Beziehung schon Sorge für euch tragen. Seid guten Muthes! Seht euch in diesem Thale um, in welches ihr berufen seid. Eure erste Pflicht ist zu lernen, wie man Kohl pflanzt, wie man Zwiebeln, Tomatons, süße Kartoffeln kultivirt, dann müßt ihr lernen mit Schweinen und Rindvieh umgehen, Brod backen, einen Garten anlegen und ein Haus bauen: mit Einem Wort, eure erste Pflicht ist zu leben. Eure nächste Pflicht — namentlich für die Ausländer, die Franzosen, Dänen und Schweizer unter euch — ist Englisch zu lernen, die Sprache Gottes, die Sprache des Buches der Mormonen und dieser letzten Tage. Das müßt ihr zuerst thun, das Uebrige wird euch zur rechten Zeit beigebracht werden. Und nun segne euch Gott und der Friede unseres Herrn Jesus Christus sei mit euch."

Uns dünkt, dieser kurze Sermon vermag mehr wie die längste Auseinandersetzung Aufschluß zu geben über die praktische Geistesrichtung des Propheten und den unbeschränkten Einfluß, den er auf die fast durchgängig aus den niederen Volksklassen zusammengesetzte Schaar der Heiligen ausübt. Was die Mormonen besitzen und erworben haben, haben sie von Anfang an durch harte Arbeit, die vor keiner Anstrengung jemals zurückscheut, errungen, und dies Prinzip des nimmermüden Schaffens, das alle Ehre in die Arbeit und zumal in die körperliche Arbeit setzt, durchzieht noch heute die ganze Gemeinschaft und ist einer ihrer ausgezeichnetsten Charakterzüge.

Brigham Young, ursprünglich Zimmermann, jetzt Mühlenbesitzer, Landmann und mit Baumwolle-Kultur beschäftigt, ist ein Mann in den Funfzigern. Seinem Rang und seiner Stellung gemäß, steht er auch in polygamistischer Beziehung an der Spitze seiner Sekte; er besitzt nicht weniger wie 12 Frauen und 48 Kinder. Von den 12 Aposteln, die sämmtlich ebenfalls irgend ein Handwerk oder eine ländliche Beschäftigung treiben, hat keiner weniger wie drei, mehrere 6—7 Frauen. Im Uebrigen ist es Jedem überlassen eine oder mehrere Frauen zu nehmen, und eine nothwendige Voraussetzung für das Letztere ist, daß der Betreffende nachweislich im Stande, ist einen dem entsprechenden Haushalt zu führen. In dem ganzen sozialen Zuschnitt und dem religiösen Prinzip der Sekte liegt es aber mit Nothwendigkeit, daß die persönliche Bedeutung jedes Heiligen einigermaßen abhängig ist von der Auszeichnung, die der Besitz mehrerer Frauen auf ihn überträgt. Das Kapitel der Vielweiberei bei den Mormonen hat zu vielen romantischen Schilderungen Veranlassung gegeben. Ungeheuerlichkeiten, Gewaltthaten, Ausschweifungen sind von Touristen erzählt worden, die der Einbildungskraft der Leser pikanten Stoff liefern zu müssen glaubten und haben gläubige Aufnahme gefunden. Wir können diese Auslese nicht vermehren. Dixon, der ein sehr genauer aber sehr nüchterner Beobachter ist, hat in seinen Schilderungen nichts derartiges verzeichnet, und wir müssen annehmen, daß ihm nichts irgend Erwähnenswerthes und Glaubwürdiges aufgestoßen ist. Was die Stellung der Frauen betrifft, so ist sie nach europäischen Begriffen eine mehr inferiore. Die Dame, die Zierde der Gesellschaft, fehlt; die Hausfrau tritt an deren Stelle, aber auch die Hausfrau besitzt nicht die selbstbewußte Würde derjenigen, die sich als wahrhafte Gefährtin des Mannes, als Mutter der Familie, als Mittelpunkt aller häuslichen Beziehungen, die sich an dieselbe knüpfen, fühlt; sie tritt weiter in den Hintergrund zurück, sie verschwindet mehr oder weniger neben den anderen, und alles dies macht sich auch äußerlich fühlbar. Die Frau des Mormonen kommt seltener zum Vorschein und zieht sich bald wieder zu ihren häuslichen Beschäftigungen zurück; ihre Stellung ist eine mehr dienende; nicht ihr wird gehuldigt, sie huldigt, und ihre ganze Lebensweise ist nur eine fortgesetzte, der überwiegenden Stellung des Mannes dargebrachte Huldigung.

Die Mormonen-Frage ist, wie bereits erwähnt, für die Vereinigten Staaten zu einer Verlegenheit geworden, die der Amerikaner schon seit längerer Zeit nicht mehr ganz leicht nimmt, ohne indessen der Lösung viel näher gerückt zu sein. Es herrscht Uebereinstimmung unter den amerikanischen Politikern, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten ist, andere Mittel aber, rein moralische Agentien, sind nicht weniger aussichtslos. Die Toleranz des Amerikaners in Allem, was Glaubenssachen angeht, ist eigentlich unbegränzt; gleichwohl ist die Gränze hier sehr unverkennbar gegeben, denn das Gesetz verbietet einmal Vielweiberei, und dies Gesetz wird von der Bevölkerung eines ganzen Staates, der im Kongreß vertreten ist, einfach für nicht vorhanden erklärt und ungestraft übertreten. Vielleicht kommt indessen die innere Entwickelung des Mormonenthums der Verlegenheit der Vereinigten Staaten zu Hilfe. Es ist nämlich eine Thatsache, die von Bedeutung werden kann, daß während die meisten Berichte von Entartung und innerlichem Verfall der Sekte auf Uebertreibung beruhen, ein bedenkliches Zeichen allerdings zu Tage getreten ist, nämlich eine Spaltung gerade über das Dogma der Vielweiberei, mithin über den der bürgerlichen Ordnung in den Vereinigten Staaten anstößigsten Punkt. Zahlreiche Anhänger der Sekte bekennen sich zu einer Opposition, die sie auf die Behauptung gründen, daß die Polygamie in die Kirche erst durch Brigham Young eingeführt, aber nicht durch den ursprünglichen Gründer J. Smith verordnet und gelehrt worden sei. Der Grund oder Ungrund dieser Behauptung, über welche die Schriftgelehrten der Mormonen eine erbitterte Fehde führen, kann die Welt wenig interessiren, aber das Faktum, daß

eine zweite Mormonen-Kirche der sogenannten „non pluralist"-Heiligen in der Bildung begriffen scheint, ist von Bedeutung, zunächst für die große Republik, deren Gesetz gebeugt ist, dann aber auch für ein allgemeines Kultur-Interesse. Denn wie man auch das Mormonenthum kritisiren, wie man dasselbe als verwerflich oder lächerlich verurtheilen mag: daß sich ein allgemeines Interesse an diese Erscheinung knüpft, ist ja nicht zu leugnen.

Die Frage, auf die noch vor 50 Jahren Niemand so leicht verfallen wäre: ist die polygamistische Form der Ehe als Entwickelungssubstrat des germanischen Geistes und als dauernde Institution innerhalb der germanischen Race denkbar, ist einmal gestellt, und die Antwort darauf wird zu einem Moment unserer kulturgeschichtlichen Entwickelung. Wir haben keine Veranlassung die bisherige durch das Mormonenthum scheinbar gelieferte Entscheidung für eine definitive zu halten, aber wir haben auch das Recht zu einem definitiven Nein verloren, angesichts der Thatsachen, welche die Salzsee-Heiligen in's Leben gerufen haben.

Skandinavien.

Olaf Hildebrand's Leben auf Island zur Zeit der Sagas.

II.

Gudrun und die Saga von Gisle Sursson.

Ragnar Lodbrok's haben wir bereits erwähnt; von Niflungen und Gjukungen, besonders von Sigurd und Fafnesbane, könnten wir noch dasjenige mittheilen, was die „Edda" von ihnen sagt; doch wir glauben, daß diese hinlänglich bekannt sei. Diese Gesänge behandeln freilich selten den Norden und verlegen den Schauplatz der Thaten in südlichere Länder; allein es wäre ein Irrthum, wenn die Nordländer sie deshalb als fremdes Gut behandeln wollten. Die für die germanischen Völker gemeinsamen Sagen sind in den nordischen Styl umgegossen, und aus diesen nordischen Bearbeitungen weht uns auch derselbe Geist entgegen, welcher sich in den mythischen Gesängen offenbart und das alte Leben, so wie es in den Sagen geschildert wird, beherrscht. In diesen letzteren Gesängen findet man einen, welcher bisher bei keinem verwandten Volke wiedergefunden worden ist und welcher daher ausschließlich nordischer Herkunft zu sein scheint. Seine Schönheit ist so ergreifend, daß wir ihn hier wiedergeben.

Gudrun sitzt neben Sigurd's, ihres Gatten, Leiche; ihr Bruder hat ihn erschlagen. Eine Decke liegt über den Todten ausgebreitet, so daß sie nicht sein Antlitz sieht. Sie sitzt in Schmerzen versunken da, obgleich sie denselben nicht nach gewöhnlicher Weise der Weiber äußert, sie weint nicht und jammert auch nicht.*)

*) Wir theilen die beiden ersten Strophen in der Sprache des Originales mit, um von der Schönheit und Kraft derselben einen Begriff zu geben.

Ginga jarlar
allkloke, from,
som henne sorgen
stille tänkte.
Fastan Gudrun
ej gråta kunde,
var hon sorgsen,
hjertat ville brista.

Suto herrliga
jarlabrudor,
guldbeprydda
hus Gudrun.
Hvar of dem sade
sitt lidande,
som de bittrast
bunit hade.

Gingen Jarle,
die klugen, davon,
die ihre Trauer
zu stillen dachten.
Obgleich Gudrun
nicht weinen konnte,
war sie traurig,
das Herz wollte brechen.

Saßen herrliche
Jarlebräute,
Goldgeschmückt
bei Gudrun.
Jede klagte
ihr Leidwesen,
das sie bitter
getragen hatten.

Da sagt Gjaflög,
Gjuke's Tochter:
„Ich weiß mich auf Erden
am freudlos'sten;
hab ich fünf Männer
Fall ertragen,
zweier Töchter,
dreier Schwestern
und acht Brüder.
Doch ich lebe, einsam."

Obgleich Gudrun
nicht weinen konnte,
war sie traurig
über des Gatten Tod
und tief betrübet
bei des Fürsten Leiche.

Da sagte Härborg,
Hunaland's Königin:
„Ich hab von größrem
Kummer zu sagen;
meine sieben Söhne
im Süden,
mein Mann, zu acht,
im Streite fielen."

„Vater und Mutter,
Vier Brüder,
sie auf dem Weg'
der Wind verrieth;
die Woge schlug
an Schiffes Bord."

„Selbst mußt ich schmücken,
selbst besorgen,
selbst handtiren
ihr Hünengrab —
Alles dies ich litt
in sechs Monden,
so daß mir keine
Freude wurde."

„Da ward ich gebunden
auch des Siegers Beute,
dasselbe Halbjahr,
etwas später,
mußte ich schmücken
und Schuhe binden
des Herrschers Weib
jeden Morgen."

Sie drohete mir,
voll von Haß und Eifersucht,
und sie gab mir
harte Schläge.
Auch fand ich den Herrn
weder besser
als des Hauses Sproß,
und auch nicht schlechter.

Obgleich Gudrun
nicht weinen konnte,
war sie traurig
um des Gatten Tod
und tief betrübt
bei des Fürsten Leiche.

Da sang Gullrand,
Gjuke's Tochter:
„Wenig kannst Du,
obschon weise
junger Gattin
Antwort geben."

Da nahm die Decke
sie von Sigurd
Und legte die Wang
auf des Weibes Knie.
„Sieh Du nur dorthin,
leg' den Mund an seinen,
als ob Du umarmst
den lebenden Fürsten."

Gudrun sah
einen Augenblick,
sah des Königs Stirn
vom Blut beklebt,
den klaren Blick
im Tod erloschen,
des Herrschers Griff
vom Schwert gehauen.

Da senkte Gudrun
ihr Knie zur Erde,
das Haar lös'te sich,
die Wange glühte,
doch der Regen Tropfen
rannen ins Knie hinab,
denn es weinte Gudrun
Gjuke's Tochter.

Da sagt' Gullrand:
„Eure Liebe
doch inniger war
als sonst der Menschen
hier auf Erden;
nicht Du gedeihst
draußen oder drinnen,
meine Schwester,
warst Du nicht bei Sigurd."

Da sagte Gudrun,
Gjuke's Tochter:
„So war mein Sigurd
unter Gjuke's Söhnen,
wie eine Aehre
unter'm Grase wachsend,
wie der helle Stein
an der Schnur befestigt,
ein Edelstein
unter den Fürsten."

„Ich auch finde,
des Königs Streiter

waren höher
als Odins Riesen.
Nun bin ich so winzig,
wie das Laub ist
im großen Walde,
bei Sigurd's Tod."

Ewig mir fehlet
mein Auserkorner.
Billigt Gjuke's Söhne,
meinen ganzen Schmerz
und der Schwester
heißes Weinen."

Bedarf es noch des Weiteren, um die letzten Pinselstriche zur Zeichnung des Charakters der alten Bewohner des Nordens zu geben? Brauchen wir noch äußerlicher daran zu erinnern, wenn wir über seine Verwegenheit und Wildheit zittern, daß er einen Adel der Seele besaß, der jedem Stamm und jeder Zeit Ehre machen würde?

Oder dürfen wir die alten Isländer nicht nach ihren Gesängen, nach den hohen Bildern beurtheilen, welche dem Auge des Skalden in den Stunden der höchsten Inspiration vorschwebten? Wir haben nicht nöthig, lange zu suchen, um zu zeigen, welcher großartigen Seelenstärke die isländische Frau fähig war. Nach dem Weibe, nach ihrer Art und nach der Ehre, die man ihr erwies," vermag man das Volk und die Zeit zu beurtheilen.

Es war ein Isländer, der Gisle Sursson hieß.*) Er hatte seinen eigenen Schwager um's Leben gebracht, weshalb er vom Thinge vogelfrei erklärt wurde. Er suchte, wie Andere in seiner Lage, die Feinde so lange als möglich von sich zu halten, welche ihn ungestraft tödten konnten, wenn sie seiner habhaft wurden. In einer abgelegenen Bucht baute er eine Hütte für sein Weib Oed und ihre treue Dienerin. Selbst irrt er umher, sucht Hilfe bei seinem Bruder, aber findet nur Kälte; Fremde geben ihm reichliche Hilfe. Oftmals kommt er zu seiner Frau und bleibt einige Zeit bei ihr, um sich zu erholen. Sanft und liebevoll heilt sie sein Leiden. Die Feinde kennen ihren Aufenthalt und suchen sie durch Gaben und Drohungen zu bewegen, ihren Mann zu verrathen, allein all ihr Bemühen ist vergebens. Wie Bluthunde, folgen sie seiner Spur, und es ist erstaunenswerth, wie er ihnen immer entkommt. Zuletzt bricht Gisle's Seelenkraft zusammen, er wird von schweren Träumen von Gefahren geplagt und wird schließlich so ängstlich, daß er es nicht mehr wagt, allein zu sein. So vergingen dreizehn Jahre. Seines letzten Sommers letzte Nacht bricht an. Gisle konnte nicht schlafen, ebenso wenig seine Frau oder die Dienerin. Er schlägt ihnen vor, mit ihm nach seinem Versteck in den Bergen zu gehen, um wo möglich dort Ruhe zum Schlafen zu finden. Es war eine ruhige Nacht und der Thau fiel stark. Sie gingen hinaus. Gisle hatte einen Stock in der Hand, in den er Runen einschnitzte; er bemerkte nicht, daß die Spähne zur Erde fielen. Im Versteck schlief er, aber sein Schlaf war unruhig. Oed fragte ihn, was er geträumt habe?

Da hörten sie Menschenstimmen. Die Verfolger waren gekommen, sie hatten die Fußspuren auf dem nassen Grase entdeckt und die Spähne. Sie kamen immer näher. Zu entfliehen war unmöglich; aber Gisle wollte sein Leben theuer verkaufen, denn er hatte Waffen bei sich. Der Erste, der zu ihm auf den Felsen hinauf kam, bekam einen Schwerthieb, so daß er hinab taumelte. Jetzt kommt der Anführer der Schaar, der niedrigdenkende Eyolf, und Oed geht ihm entgegen und giebt ihm einen Schlag mit ihrem Stabe, so daß seine Hand erlahmt und er selbst den Abhang hinab stürzt. Da ruft Gisle aus: „Wohl habe ich lange gewußt, daß ich gut verheiratet bin, aber ich wußte dennoch nicht, daß ich so wohl verheiratet wär, wie ich es bin. Aber du gabst mir geringere Hilfe, als du wolltest, obgleich der Hieb gut war. Ich hätte ihn getödtet, wie den Andern." Gisle fiel bald darauf.

*) Seine Sage ist vom Referenten in's Deutsche übersetzt und dürfte demnächst erscheinen.

Dies ereignete sich vor neunhundert Jahren, im Jahre 978. Oed verließ Island. In Haddeby, dem jetzigen Schleswig, nahm sie das Christenthum an und wallfahrtete nach Jerusalem, von wo sie nicht wiederkehrte.

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß diese ein Interesse für das Leben auf Island erweckt haben möge, denn wofür man sich interessirt, will man gern, daß auch Andere Werth darauf legen. Die Bekanntschaft mit der Vorzeit Islands hat nicht allein ein psychologisches und ethisches Interesse, wie die Bekanntschaft mit irgend sonst welcher Nation oder Zeit. Aber schon diese Seite des historischen Studiums hat ihre Wichtigkeit, denn im Leben der Völker offenbart sich ein Geist, gleich beim einzelnen Menschen, nur im höheren Grade, großartiger in seinen Aeußerungen und deshalb in gewisser Hinsicht leichter kennen zu lernen. „Aus der Vergangenheit entwickelt sich die Zukunft, aber wie diese sich entwickelt, das beruht — auf uns."

Emil Jonas.

Italien.

Die neuesten Ausgrabungen in Rom.

Der Hercules Rhingetti.

Wie man die Geschichte von Rom's Verfall geschrieben hat, so verdienten auch die Ruinen Roms ihren Geschichtschreiber, denn die Schicksale, welche sie durch Zertrümmerung, Umwandlung, stückweise Erhaltung und bei den Versuchen, sie wieder aufzufinden und herzustellen, erfahren haben, gleichen fast persönlichen Erlebnissen und haben sowohl durch die wunderbarsten Wechselfälle, durch die Beimischung abenteuerlicher Legenden und Wahn-Vorstellungen jenen eigenthümlich phantastischen Reiz, der ihrer ganzen äußeren Erscheinung aufgeprägt ist. Wie oft hat der Anblick dieser erhabenen Trümmer die historische Betrachtung angeregt! Unter den Ruinen Roms geschah es, daß der Florentiner Villani den Plan faßte, die Geschichte seiner Vaterstadt, die damals auf der Höhe ihrer Macht und Geistes-Entwickelung stand, zu schreiben, jenes Geschichtswerk, das uns die glänzendste Anschauung der mittelalterlichen Stadtgemeinden gewahrt. Hier ward Gibbon von dem Gedanken ergriffen, die Geschichte des Verfalles von Rom zu schreiben, und an derselben Stelle, wie er, in der alten Kirche von Sancta Maria d'Ara Celi, oben auf der Höhe des Capitols, entschloß sich der Deutsche Ferdinand Gregorovius, Gibbon's Fortsetzer zu werden.

Die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" hat ihr Versprechen, den römischen Ruinen ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, getreulich gehalten. Wie sie mit einer Schilderung der alternden Pracht anhob, die dem kaiserlichen Rom bis zu jenen Einbrüchen der mittelalterlichen Völkerstürme geblieben war, so entrollt sie am Schlusse eines jeden Abschnittes ein topographisches Bild der Stadt, das uns dem fortschreitenden Verfalle ihrer Monumente fast von Jahrhundert zu Jahrhundert zu folgen gestattet. Indem der Geschichtschreiber uns an der Hand einheimischer Chronisten und ferner Wallfahrer durch die grandiose Trümmerwelt führt, überzeugen wir uns immer auf's

Reue, wie sinnlos die Meinung ist, die noch heute im Munde der Italiäner, auch der Gebildeten, lebt: daß Rom von den germanischen Völkerschaaren, die es wiederholt erobert und geplündert haben, zerstört worden sei. Wir erfahren, daß Roms Prachtwerke vor allen Dingen unterlegen sind der Macht der Elemente und dem unwiderstehlichen Einflusse der Verlassenheit. Gregor der Große erzählt von einer Prophezeiung des heiligen Benedikt, der, als Totila der Ostgothe Rom bedrohte, einen Aengstlichen mit der Versicherung getröstet habe: „Rom wird nicht von den Barbaren zerstört werden, sondern von Wettern und Blitzen, von Wirbelwinden und Erdbeben gegeißelt, wird die Stadt in sich selbst verfaulen." Diese Weissagung, sagt der Papst, ist wörtlich eingetroffen. Gregorovius hat im zweiten Bande seines Werks das grauenvolle Zerbröckeln der verödeten Stadt in den furchtbaren Jahrhunderten bis zur Errichtung des deutschen Reiches mit hinreißender Darstellungsgabe geschildert. Aber nächst den Elementen und der Zeit ist Rom am meisten beschädigt worden durch die Römer selbst. Nicht Vandalen und Gothen sind es gewesen, die, um die eisernen Klammern zu rauben, den Monumenten der Stadt jene Löcher eingruben, von denen ihre Trümmer noch heute entstellt sind: römische Habgier vergriff sich an Allem, was abgebrochen und losgerissen werden konnte, sei es zum Einschmelzen und zum Verkauf, sei es zum wirthschaftlichen Gebrauch oder zur Verwendung für Baubedürfnisse. Roms Monumente waren lange Jahrhunderte hindurch der unerschöpfliche Steinbruch für das entartete, unwissende Geschlecht, das in seinen Mauern hauste. Gregorovius hat diese Plünderung Roms durch die Römer, die vollständigste und gründlichste, welche diese Stadt der Plünderungen erlitten hat, in der Schilderung des Zustandes der Stadt am Schlusse des ersten Jahrtausends eingehend beschrieben.

Erst mit der Wiedergeburt des Alterthums erwachte die Theilnahme für seine Ruinen. Die Historiker, die Dichter, die Philologen der Renaissance waren es, die zuerst in ihnen heilige Ueberreste der antiken Herrlichkeit verehrten. Während im elften und zwölften Jahrhundert der Necromant und der Geächtete in den verfallenen Bogengängen der Kaiserpaläste ihre Schlupfwinkel aufgeschlagen, der Prälat Säulen und Bausteine für seine Kirche davonschleppt, der Baron seine Raubburg in den Trümmern antiker Grabmäler und Triumphbogen erbaut und Jedweder was ihm an altem Gestein in die Hand gerieth, zu Kalk gebrannt hatte, sehen wir im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die literarischen Größen der Zeit, einen Poggio, einen Aeneas Sylvius sich durch Gestrüpp und Gesträuch den Weg durch diese Trümmer bahnen zu Inschriften, die uns zum Theil nur durch ihre Feder erhalten sind; wir sehen die Grundsteine legen zu archäologischer Erforschung Roms, und sehen, wie sich in kurzer Frist die Theilnahme für die Ruinen als ein wahrhafter Ruinencultus unter allen Gebildeten verbreitet.

Hier beginnt die Geschichte der römischen Ausgrabungen. Wenn ein begeisterter Humanist wie Nicolaus V. oder Pius II. auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben wurde, was war natürlicher, als daß er seine Verehrung für das Alterthum durch eine besondere Fürsorge für dessen Momente zu bethätigen, daß er seine Wißbegier durch Nachforschungen unter dem Schutte, mit dem sie die Verwüstungen der Jahrhunderte belastet hatten, zu befriedigen strebte? Glückliche Auffindungen gaben diesem Bestreben immer neue Nahrung; sie gaben zugleich die Richtung für ferneres Suchen. Unter der Regierung des fluchwürdigen Alexander VI. erstand das herrliche Götterbild des Apoll von Belvedere aus seinem Grabe; unter Julius II. folgten Laokoon und der Torso. Leo X. unternahm es, die Ausgrabungen nach einem einheitlichen Plane zu betreiben; er setzte Rafael an die Spitze dieser Arbeiten, und wir wissen, mit welcher Wärme sich der Maler der Schule von Athen diesem Amte weihte, das der Kunst neue Vorbilder, der Alterthumskunde neue Belehrung zu eröffnen verhieß. Wer heut in Rom die Bogengänge der Bäder des Titus durchschreitet, erkennt im trüben Dämmerlichte, das die hochgehaltene Kerze des Führers verbreitet, an feuchten Wänden Blumengewinde, Fruchtschnüre und Verzierungen aller Art, die Muster der reizenden Malereien, mit denen Rafael und seine Schüler die Loggien des Vatikans geschmückt haben. Das Amt des Vorstehers der Ausgrabungen ist ein stehendes geblieben; nach Rafael's Tode ist eine lange Reihe von Künstlern und Kunstgelehrten darin zu erblicken, und zahllos ist die Menge der Entdeckungen, die durch seine Vermittelung, wie durch den Eifer oder das Glück von Privatpersonen nach allen Richtungen hin hervorgetreten sind. Sie haben uns gezeigt, daß von den Kunstwerken, die einst Roms Tempel und Paläste in unglaublicher Fülle schmückten, noch unerwartete Schätze verborgen liegen unter dem Schutt, der ihre Trümmer halb begräbt, und daß es nur einer unterrichteten Leitung bedarf, um diese Schätze an's Licht zu ziehen. Wir verdanken diesen Ausgrabungen zugleich, daß viele ehrwürdige Baureste des Alterthums von der schimpflichen Decke befreit worden sind, die sie Jahrhunderte lang den Blicken der Mitwelt entzog. Die Fora der Republik und des Kaiserreichs liegen, jetzt tief unter der Pflasterhöhe der heutigen Stadt, frei vor uns; wir vermögen wenigstens den Grundriß der Prachtbauten zu erkennen, welche sie einst umgaben, und die Steine Roms treten als Zeugen auf für die Geschichte der Stadt. Wir lernen endlich durch die Ausgrabungen, wie sich in dem heidnischen Rom eine christliche Stadt erbaute, erst unter der Erde, in den Gräbern der Märtyrer, in zahllosen Schachten und Stollen, die sich Meile an Meile über- und durcheinander hinziehen, die Grabstätte vieler Generationen; dann in den alternden Tempeln und Basiliken der Kaiserstadt, endlich auf den Trümmern der antiken Monumente, und oft in seltsamer Verschlingung des Neuen mit dem Alten.

Es ist hier nicht der Ort, auch nur annähernd die Ergebnisse zu verzeichnen, welche die Ausgrabungen nach diesen drei Richtungen hin zu Tage gefördert haben. Ebensowenig ist hier darauf hinzuweisen, wie unendlich Vieles noch zu thun übrig bleibt. Dagegen darf, im Anschluß an unsere frühere Besprechung der Ausgrabungen auf dem Palatin, auf einige hervorragende Entdeckungen der neuesten Zeit aufmerksam gemacht werden, durch welche sowohl unser Besitz an antiken Kunstwerken, als auch unsere topographische Kenntniß des alten Rom, endlich auch die Kunde von den christlichen Alterthümern der Stadt erhebliche Bereicherungen erfahren haben.

Das Theater des Pompejus, eins der ältesten der Stadt, ist uns seiner Lage und Bauart nach durch den Stadtplan von Rom, dessen Reste im Treppenhause des capitolinischen Museums angebracht sind, bekannt und in sehr bedeutenden Ueberresten erhalten. Man würde dieselben noch weit besser übersehen können, wenn nicht vom Mittelalter her allerlei Werkstätten und Keller in dem Gemäuer Platz gefunden und wenn sich nicht Privathäuser und Paläste bis in die Umfassung des Theaters hinein angesiedelt hätten. Zu den letzteren gehört namentlich ein an sich nicht eben bemerkenswerthes Gebäude, das früher Palazzo Pio hieß, nach dem jetzigen Besitzer aber Palazzo Rhingetti genannt wird. Der Hof dieses Palastes stößt un-

mittelbar an die Umfassungsmauer des Theaters und zwar in dem Winkel, welchen dieselbe mit dem in die Sitzreihen hineinragenden Tempel der Venus Victrix bildet. Man konnte sich mit Leichtigkeit sagen, daß es möglich sei, von diesem Hofe aus durch einen Tunnel in das Innere des Theaters zu gelangen. Herr Rhingetti beschloß, diesen Versuch zu machen. Hierbei stieß man auf den Rest eines Bogenganges, der die äußere Umfassungsmauer des Theaters umgab und der, nach den Nischen zu urtheilen, die man an ihm bemerkte, durch Bildsäulenschmuck ausgezeichnet gewesen war.

Am Fuße einer der Halbsäulen, von denen die Nischen eingefaßt sind, fand man nun im vorigen Jahre eine Art von Umhüllung aus Mörtel und Puzzolan-Erde, die augenscheinlich dazu bestimmt war, einen werthvollen Gegenstand zu schützen. Man entfernte diese Hülle und fand unter ihr einen Koloß von vergoldeter Bronze ausgestreckt liegen, von nicht weniger als zwölf Fuß Länge und in bewunderungswürdig guter Erhaltung. Dieser Koloß ist der Herkules Rhingetti, die größte metallene Statue, die vom Alterthume auf uns gekommen ist. Sie stellt den Gott in der wohlbekannten Stellung und mit den üblichen Attributen dar, ist indessen nicht ohne Beschädigung geblieben. Es fehlt die Keule, auf welche die rechte Hand sich stützte, und ebenso die Hesperidenäpfel, welche er in der Linken vor sich hinhielt; auch ein Fuß ist verschwunden. Dagegen fand man die Löwenhaut, die er über dem Arme trug und die besonders gegossen ist, sorgfältig auf der Brust des Colosses niedergelegt. Ebendort wurde auch der gleichfalls besonders gegossene obere Theil des Schädels gefunden. Offenbar sind diese Theile des Bildwerks von den Händen, die dasselbe so sorgfältig in seine Puzzolandecke einhüllten, dort niedergelegt worden. Mit dieser Sorgfalt contrastirt auf das Sonderbarste eine Verstümmelung, die außerdem an der Statue sichtbar ist, und die mit Sicherheit erkennen läßt, daß es bei ihr auf eine besondere Beschimpfung abgesehen war. Wie soll man sich diese Schändung, die fast einem barbarischen Acte persönlicher Rache gleicht, und wie diese sorgfältige Bestattung des bronzenen Riesen erklären?

Der französische Gelehrte, dessen lehrreiche Vorträge über die jüngsten Ausgrabungen in Rom wir bei unserem Berichte zu Grunde legen, erörtert diese interessante Frage mit vielem Geschick. Er tritt der Annahme, welche dem ersten Blick als die wahrscheinlichste vorkommt, daß nämlich Christen die Statue verstümmelt und Heiden sie vergraben hätten, mit dem einleuchtenden Grunde entgegen, daß eine Beschimpfung, wie die an ihr sichtbare, nur von Menschen ausgehen konnte, welche an die Wirklichkeit des Originals glaubten, sei es, daß sie eine Gottheit oder einen Menschen darunter verstanden. Herr Beulé erinnert nun an die bekannte Sitte der Kaiserzeit, daß sich die Imperatoren in der Stellung und mit den Attributen einer Gottheit abbilden ließen. Er regt den Gedanken an, daß wir in dem Herkules die Statue eines römischen Kaisers vor uns haben, die von seinen Feinden geschändet und umgestürzt, von seinen Anhängern bei Seite geschafft worden ist, und er weist auf verschiedene Umstände hin, die dafür sprechen, daß dieser Kaiser Maximin gewesen sein müsse, der Mitregent und Gegner Konstantin's, der von diesem vor den Thoren Roms in jener großen Entscheidungsschlacht besiegt ward, welche Rafael in den Stanzen des Vatikans verherrlicht hat.

Die Annahme stützt sich vor Allem auf die kunsthistorische Beurtheilung der Statue. Wie es in Rom bei jeder Entdeckung zu geschehen pflegt, hatte man den Kunstwerth der Bildsäule anfänglich außerordentlich hoch angeschlagen. Römische Patrioten erklärten sie ohne Weiteres für das schönste Kunstwerk des Alterthums; auch hatte die päpstliche Regierung einen so hohen Preis dafür gezahlt (Herr Rhingetti erhielt für seinen Fund nicht weniger als 70,000 Scudi, d. h. 100,000 Thaler), daß man nothwendig ein Meisterwerk vor sich haben mußte. Seitdem aber die Bildsäule restaurirt und in der Galerie des Vatikans aufgestellt ist, weiß jeder Urtheilsfähige, daß sie nur ein sehr mittelmäßiges Produkt der bereits im vollen Verfall begriffenen Kunst des dritten Jahrhunderts ist. Sie trägt durchaus den colossalen und fast brutalen Typus, der sich auf den Erzeugnissen dieser Zeit so oft wiederfindet, und der namentlich in Betreff des Herkules als ein conventioneller Ausdruck zu betrachten ist.

Aber bei alledem ist der Herkules Rhingetti eine der interessantesten Auffindungen der neueren Zeit. Er ist nicht nur für den Kunsthistoriker ein werthvolles und lehrreiches Specimen der Periode des Verfalles, sondern er gewährt uns Aufschlüsse mancherlei Art über die Verbindung des Statuen-Schmuckes mit der Architektur, und über den Zustand und die Benutzung der Monumente der Republik während der späteren Kaiserzeit. Die Geschichte seiner Verstümmelung und Bestattung endlich giebt einen anziehenden Einblick in die Sittengeschichte der Weltstadt während der Umwälzungen, welche die Verlegung der Kaiser-Residenz nach dem Osten herbeiführten. F.

England.

Sir Henry Lytton Bulwer über Talleyrand.*)

Wenn wir eine englische oder französische Revue und damit den nöthigen Raum zur Verfügung hätten, so würden wir den „Historischen Charakteren" von dem jüngsten der beiden Bulwer's mit Genuß eine ausführliche Besprechung widmen. Wir würden die Verschiedenheit zwischen den Brüdern, die feine phantastische Dialektik des Novellisten, den einfachen matter-of-fact-Styl des Diplomaten hervorheben und erklären, und andererseits die unläugbare Familienähnlichkeit ihrer Begabung darthun und begründen. Wir würden endlich von den vier behandelten Charakteren, die wir übrigens lieber politische nennen möchten, nicht einen übergehen und besonders die meisterhafte Analyse von Mackintosh, the Man of Promise, näher beleuchten und verfolgen, aber wir haben eben nur Platz für einen deutschen Artikel, müssen uns bescheiden und wählen, und geben daher aus dem Grunde, daß man einen Schriftsteller immer am besten nach der Art beurtheilen kann, wie er eine fremde Nationalität beurtheilt, der Studie über Talleyrand den Vorzug.

Henry Bulwer nennt von den Charakteren, die er behandelt, ihn allein the Politic Man, und so geschieht es, daß er Talleyrand's vorzugsweises Anrecht auf diesen Namen begründet.

„Es giebt zu allen Zeiten viele Männer, welche in öffentlichen Dingen thätig sind, aber sehr wenige davon verdienen den Titel „Männer der That".

„Die seltenen Individuen, welche diese Bezeichnung mit Recht in Anspruch nehmen, und deren Existenz einen so bedeutenden Einfluß auf das Zeitalter ausübt, in welchem sie erscheinen, müssen in einem nicht gewöhnlichen Grunde Intelligenz

*) Historical Characters. By Sir Henry Lytton Bulwer. 2 vol. Leipzig, Tauchnitz Edition, 1868.

Energie und Urtheil besitzen, aber diese Eigenschaften werden in den verschiedenen Klassen oder Typen derjenigen, welche als Krieger, Herrscher oder Staatsmänner das Schicksal ihrer Zeit bestimmen, in verschiedenen Graden verschmolzen gefunden.

„Die, bei welchen sie in vollkommenem Gleichgewicht vorhanden sind, steigen mit sicherm und raschem Schritt zu den größten Höhen empor, und nehmen für immer den Platz ein, welchen sie ungefährdet erreichen. Solche Männer verfolgen einen bestimmten Plan oder eine vorherrschende Idee, behalten stets ihr Ziel im Auge und überschreiten in ihrem Streben dennoch niemals die Gränzlinie, welche Schwierigkeiten von Unmöglichkeiten scheidet. Cardinal Richelieu in Frankreich und Wilhelm III. in England sind Typen dieser heroischen Race.

„Andere giebt es, bei denen das Urtheilsvermögen nicht überwiegend genug ist, um den Geist und die Kraft in Zaum zu halten. Sie flammen wie Meteore in der Geschichte auf und erregen augenblickliche Bewunderung, aber Resultate hinterlassen sie nicht. Ihre Unternehmungen übertreffen bei Weitem die anderer Menschen, und haben zeitweise fast einen übernatürlichen Anstrich, aber ebenso schnell und überraschend, wie ihre Erhebung ist, ebenso plötzlich und vollständig ist auch ihr Fall. Dahingerissen von einer Kraft, über welche sie nach und nach alle Gewalt verlieren, gleicht ihr Genius einem Schiff, welches mit zuviel Segeln vor dem Winde hineilt und unversehens untergeht. Im vorigen Jahrhundert war Karl XII. von Schweden, in unsern Tagen, und bloß als Eroberer betrachtet, Napoleon Bonaparte ein Beispiel dieser Art.

„Drittens sehen wir Männer, bei denen Energie und Geisteskraft eher durchdringend und umfassend, als kühn und unternehmend erscheinen. Schlau und vorsichtig benutzen diese Männer die Umstände, rufen sie aber nicht hervor. Ihre eigenthümliche Gabe ist es, ein Hinderniß zu umgehen, einen Vorfall vorauszusehen, eine Gelegenheit zu ergreifen. Sie sind nicht leidenschaftlich, aber Selbstinteresse und Scharfsinn vereinigt, geben ihnen eine Kraft, welche der Leidenschaft gleichkommt. Der Erfolg, den sie erzielen, hat ihnen nicht mehr Mühe gekostet, als allen Andern, welche nach öffentlichen Ehren streben, aber ihre Anstrengungen werden stets im geeignetsten Augenblick und auf die glücklichste Art gemacht.

Ein feiner Takt und eine weitsehende Beurtheilung sind die vorherrschenden Eigenschaften dieser „politischen" Personen. Sie denken selten an das, was prinzipiell recht ist, sie thun gewöhnlich was für den Augenblick am besten ist. Sie spielen nie die größte Rolle unter ihren Zeitgenossen, aber sie spielen fast immer eine sehr wichtige, und ohne je eine jener außerordentlichen Stellungen zu erreichen, nach denen kühnere Geister ringen. bewahren sie sich gewöhnlich eine beträchtliche Bedeutsamkeit und erhalten sich bei Zurückgezogenheit oder Unglück viel von der Schätzung, welche sie sich während ihrer Herrschaft erwarben."

Wir sehen aus dieser Schilderung, welche eigentlich schon so gut, wie eine erschöpfende Charakteristik ist, in welche Kategorie von politischen oder historischen Charakteren Sir Henry Bulwer den Gegenstand seiner durchdachten und ausgearbeiteten Schilderung einreiht. Wir haben schon jetzt Talleyrand vor uns, und was noch folgt, ist, um so zu sagen, nur die geschichtliche Motivirung dieses geistvollen Individualitäts-Resümé.

Wenige Seiten weiter zeichnet der Autor in raschen, festen Zügen eine Skizze der Epoche, in welcher Charles Maurice von Talleyrand binnen weniger Jahre vom Abbé von Perigord zum Bischof von Autun emporstieg.

„Diese Periode", sagt Sir Henry, „ist vielleicht eine der interessantesten in der modernen Civilisation. Zu keiner Epoche bot die Gesellschaft eine so glänzende und abgeschliffene Oberfläche dar, wie während dieser vierzehn oder fünfzehn Jahre in der Hauptstadt Frankreichs. Das noch bedeutende Vermögen des grand seigneur, die Verschwendung des Financiers, die Pracht eines Hofes, welcher durch die von den Medici aus Italien eingeführte Liebe zur Kunst und Literatur verschönert wurde, umgaben das Leben mit einem geschmackvollen Luxus, der nie übertroffen worden ist. Reiche Seidenmanufakturen, köstliche Broncearbeiten, Porcellan, welches ebenso schön in Form wie in Verzierung war, endlich Gemälde, die, obgleich etwas weichlich, doch graziös waren und den Namen von Watteau, Boucher und Greuze noch jetzt Berühmtheit geben, bezeichnen die elegante Verfeinerung, welche in jenen Tagen vorwaltete.

„Nichts jedoch war bis zu solcher Vollendung ausgebildet, wie die Kunst zu leben und die Gewöhnungen des geselligen Verkehrs. Man schloß damals nicht sein Haus vor seinen Freunden, weil man arm war, und man öffnete es, wenn man reich war, nicht lediglich, um pomphafte und kostspielige Gesellschaften zu geben. Personen, welche zusammen paßten und mit einander übereinstimmten, vereinigten sich in kleinen Kreisen, welche den Zutritt neuer Mitglieder nur vorsichtig gestatteten, aber Alle, die einmal zugelassen waren, ohne Vorzug oder Auszeichnung empfingen.

„In diesen Kreisen huldigte der seiner Ueberlegenheit durch die Geburt sichere Hofmann dem Zufall des Genius in dem Schriftsteller, und dieser, so stolz auf seine Werke, so sich seines Talentes bewußt, wo er auch immer sein mochte, entrichtete dem hohen Rang oder der vornehmen Stellung den herkömmlichen Tribut des Respektes. So verkehrten Dichter und Fürsten, Staatsminister und Akademiker, Männer von Geist und Männer von Welt in scheinbarer Gleichheit und wirklicher Vertraulichkeit auf einer Bühne, wo die Schönheit, nach allgemeiner Bewunderung strebend, ihre geistigen Gaben ebenso eifrig ausbildete, wie ihre äußern, und als allgemein giltige Theorie den Satz aufstellte: „Alle müssen sich liebenswürdig machen".

„Aber unter dieser glänzenden Schaustellung von wirklicher Vergnügungslust und anscheinender Einigkeit brütete ein Geist der Unzufriedenheit und Erwartung, welchen eine Menge besonderer Umstände damals in Frankreich steigerten, welcher jedoch in der That das gewöhnliche Attribut jedes intellektuellen Gemeinwesens ist, sobald es weder durch Genuß im Frieden entnervt, noch durch Krieg oder innern Unfrieden abgespannt wurde. Die natürliche Folge dieser Stimmung war ein Verlangen nach Veränderung, welches sich in allen Dingen im größten wie im kleinsten offenbarte. Léonard schuf den Kopfputz der französischen Damen und Diderot und Beaumarchais veränderten die Grundsätze der französischen Bühne, Turgot und Necker die politische Oekonomie und das Finanzsystem des französischen Staates, und als ob die Vorsehung in irgend einer geheimnißvollen Absicht den aufstrebenden Genius der Epoche ermuthigen wollte, schwang gerade zu dieser Zeit Montgolfier's Ballon sich von den Tuilerien empor, und die romanhaftesten Träume wurden von der Wirklichkeit überflügelt.

„Es war jedoch nicht bloß ein Mißvergnügen über die Gegenwart, ein Hoffen auf die Zukunft, eine Leidenschaft für Neues, was die Gefahr und die Eigenthümlichkeit des Momentes ausmachte. In andern ähnlichen Zeiten haben die Wünsche und Absichten der Menschheit eine bestimmte Form angenommen, eine bestimmte Tendenz verfolgt, und auf diese Weise konten

der Fortschritt geregelt und sein Ergebniß, selbst auf weitere Entfernung, vorausgesehen werden. Aber zu der Zeit, von welcher ich spreche, gab es keine allgemeine Vorstellung oder keinen allgemeinen Zweck, welche einen bestimmten Schatten auf die künftigen Begebenheiten geworfen oder irgend eine besondere Zukunft als Ersatz für die offenbar verschwindende Gegenwart verheißen hätten.

„Noch immer lebte, wenn gleich am Rande des Grabes, ein Individuum, welchem dieses unterscheidende Unglück des achtzehnten Jahrhunderts in nicht geringem Maße zuzuschreiben war. Durch seinen scharfen Verstand, seinen schneidenden Spott, seine schimmernde, epigrammatische Beredtsamkeit hatte Voltaire allen Glauben an alte Vorurtheile lächerlich gemacht und zerstört, aber nie auch nur eine Andeutung von dem zu geben versucht, was an ihre Stelle treten sollte. Die Wirkung seines Genius war daher eine Mischung von Neugier und Ungewißheit gewesen, welche ihn wie eine Art Lichtnebel umgab, eine Atmosphäre, die der Skepsis ebenso günstig war, wie der Leichtgläubigkeit, und vor Allem Enthusiasten und Empiriker hervorbrachte. Saint-Germain, der Alchymist, Cagliostro, der Geisterbanner, Condorcet, der Publicist, Marat, der Politiker, gingen nach einander aus dieser wundersamen und sonderbaren Epoche hervor. Und so inmitten des Besitzes von Vorrechten und der Gleichheit in Gewohnheiten und Ideen, inmitten großmüthiger Gefühle und eines beinahe gänzlichen Mangels an Prinzipien, inmitten einer Gesellschaft, die unübertroffen in ihrer Anmuth, schrankenlos in ihren Hoffnungen und völlig unwissend über ihr Geschick war, verlebte Herr von Talleyrand die Blütenzeit seines Mannesalters."

Wir haben den Mann, wir haben die Zeit betrachtet, deren Hervorbringung er war: hören wir jetzt noch, was er für sein Land gewollt hat und zwar gleich von Anfang an gewollt hat, sobald es ihm durch seine Wahl zu den Generalstaaten vergönnt war, eine Meinung zu formuliren:

„In der Adresse an die Körperschaft, die ihn gewählt hatte, scheidet er alle Reformen, die ausführbar und anwendbar waren, von den unhaltbaren, gefährlichen Träumen aus, die sich in dem halbverwirrten Gehirn seiner Landsleute mit jenen vermischten. Er vergißt keine von den Reformen der Regierung, der Gesetzgebung, der Finanzen, welche Frankreich in den folgenden fünfzig Jahren allmählich errungen hat; er erwähnt dagegen keines jener Projekte, deren Absurdität und Nichtigkeit durch Zeit, Erfahrung und Vernunft bewiesen worden ist.

„Eine Charte, die Allen gleiche Rechte ertheilt, ein großes Gesetzbuch, welches alle vorhandenen und nothwendigen Gesetze umfaßt und vereinfacht, rasche Justizpflege, Aufhebung der willkürlichen Verhaftungen, Milderung der Schuldgesetze, Geschwornen-Gerichte, Preßfreiheit, Unverletzbarkeit des Briefgeheimnisses, Vernichtung der innern Zölle, durch welche Frankreich in Provinzen zerschnitten wurde, Aufhebung des Zunftzwanges, Einführung des öffentlichen Rechnungslegens, Unterdrückung aller feudalen Vorrechte, endlich die Organisation eines wohlgeregelten Steuerwesens, das waren die Veränderungen, welche der Bischof von Autun im Jahre 1789 vorschlug. Er sagte Nichts von der Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes, von einer vollständigen Umbildung der Gesellschaft unter einem neuen System des Capitals und der Arbeit; er versprach keinen ewigen Frieden, noch predigte er eine allgemeine Verbrüderung zwischen allen Racen und Religionen. Die Verbesserungen, die er andeutete, waren schlicht und einfach; sie stimmten mit Ideen überein, die bereits angenommen waren, und konnten auf die Wurzeln einer schon bestehenden Gesellschaft gepfropft werden. Sie haben die Prüfung von achtzig Jahren bestanden, bald durch günstige Umstände gefördert, bald durch ungünstige aufgehalten; manche davon sind von Demagogen verschmäht, andere von Despoten verhöhnt worden; sie haben die Probe verschiedener Revolutionen durchgemacht, und bieten in diesem Augenblick die Grundlagen dar, auf denen alle weisen und aufgeklärten Franzosen die Regierung und die Gesellschaft ihres Landes errichtet zu sehen wünschen. Lasset uns denn einer Intelligenz, welche einer entstehenden Generation diese Gränzen vorzuzeichnen vermochte, und einer Zurückhaltung, welche sich nicht zum Ueberschreiten derselben verlocken ließ, die gebührende Ehre erweisen."

Belgien.

Ein offener Brief an den Bischof von Orleans*)

Geistlichkeit und Lehrerschaft in Belgien.

Bekanntlich hat das Streben nach Befreiung der Schule von der Kirche in Frankreich und Belgien seinen wichtigsten Sammelpunkt innerhalb zweier Institute gefunden, nämlich der „Laienschulen für Töchter" und der „Genossenschaft für den Unterricht", welche beide für Belgien Sitz in Brüssel besitzen. Gegen diese Verbindungen richtete, im Anschluß an eine Verordnung des Bischofs von Metz, Herr Dupanloup, der eifrige Bischof von Orleans, eine geharnischte Broschüre, welche die soziale Gefährlichkeit der Genossenschaft darzuthun bestimmt war und zu diesem Zwecke die maßlosesten Denunciationen gebrauchte.

Die belgische Unterrichts-Genossenschaft hat nun eine Antwort auf diese Broschüre, welche zugleich die französischen Cardinäle zu Beschwerden bei dem kaiserlichen Senate veranlassen sollte, in Form eines Sendschreibens erlassen. Der bischöflichen Rolle, die Vernunft der gerichtlichen Verfolgung zu überantworten, setzt sie ihrerseits die Pflicht entgegen, ihre Grundsätze aufrecht zu erhalten und zu bekräftigen. Als Anhängerin der Gewissensfreiheit und des Grundsatzes, daß alle Manifestationen des Gedankens, vermöge einer Jedem zu Gute kommenden Neutralität, vor dem Gesetze gleich seien, verlangt diese Genossenschaft, daß der Staat zu einem rein wissenschaftlichen Laienunterricht vorschreite. Während nach Ansicht der französischen Prälaten die Ausschließung der Religion aus dem gemeinsamen Unterricht zum Sturze derselben führt, beruft sie sich auf ein Schiller'sches Distichon**) und glaubt gerade durch eine solche Trennung die heiligsten Interessen der Menschen, sittliche wie intellectuelle, auf's Beste zu wahren. Die Genossenschaft zählt Mitglieder verschiedener Bekenntnisse, aber in einem Punkte sind sie einmüthig, im Unterricht, und in einem leitenden Grundsatze: in der Toleranz.

Warum haben die katholischen Prälaten solche Furcht vor jedem Unterricht, auf welchen sie nicht ihren beherrschenden Einfluß üben? Einst verboten sie den Dienenden, zu lernen, und Jedem, der sich nicht unter die Zuchtruthe der Scholasten stellte,

*) Lettre à M. Dupanloup, évêque d'Orléans. Par le conseil général de la ligue de l'enseignement. Bruxelles, 1868.

**) Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

zu lehren. Heut, wo Jedermann lesen lernt, genügt ihnen nicht die Controle des Staates — und hieße dieser Staat auch Frankreich — nicht die Strenge des Gesetzes, nicht die Ausschließung von Lehrern, Zöglingen und Büchern; heut schreien sie über Irrthum, Atheismus und allgemeine Entsittlichung, so lange der Unterricht nicht unter ihnen steht. Die Freiheit ihres Gewissens wird verletzt durch die Freiheit der Wissenschaft. „Wir haben mehr Vertrauen zum Wahren und Rechten ..... Luther, Descartes, Baco, Galilei, Voltaire sind aus dem religiösen Unterricht hervorgegangen, Proudhon und Lamennais aus dem Seminar. Der Irrthum hat nur eine umstürzende Macht, wenn er von der Tyrannei als Dogma aufgedrungen oder von den Völkern als Befreiungswaffe angenommen wird. Aber die Freiheit ist die Herrschaft des Wahren. Wenn sie die Waffen gleich macht, was vermag dann der Irrthum, der sich allein überlassen wird?"

Die Schrift zeigt hierauf, wie wenig Glauben an die vertretene Sache Diejenigen haben müßten, welche fürchten, daß die katholische Religion in höchster Gefahr sei, wenn einige Männer oder Frauen aus Liebe zur Sache sich dem Unterricht widmen, ohne die Dogmen irgend eines Cultus zu berühren, wie schlecht es um ein Ziel stehen müßte, zu dessen Erreichung die schnödesten Verdächtigungen des Gegners nöthig wären, wie hingegen das Ziel der Genossenschaft dem religiösen Frieden, dem Schutze der Wissenschaft vor religiösem Parteiwesen, vor der Vermischung mit übernatürlichen Fragen gelte. Während dort schon in das weiche Wachs des kindlichen Gehirns die Dogmen voreilig geprägt werden, soll es hier für die selbständige Aufnahme und Erkenntniß der Wahrheit die gehörige Vorbereitung finden, während dort Fluch und Untergang aller Ordnung und Sitte als Folge des freien Unterrichts geweissagt werden, zeigt er hier jeden Fortschritt des Guten, den soliden Gewinn der heutigen Cultur, die Mündigkeit der wissenschaftlichen Forschung. „Keine Macht kann diese mehr unterdrücken oder ihr Einhalt thun, sie durchbricht die Schranken der nationalen Culte und der orthodoxen Methoden, um Besitz zu ergreifen von jenem weiten, gemeinsamen Vaterlande der Erkenntniß, mit deren Hilfe sie Gott wiederfinden will, den sie durch die Vertreter verkommener Traditionen verloren hat."

An die Vertheidigung schließt sich ein Bericht, welchen der General-Secretair Buls am 26. September 1867 vor der General-Versammlung zu Brüssel über den Zustand und die Arbeiten der Gesellschaft während des Vereinsjahres 1866—67 abstattete. Aus demselben ersieht man ihre eifrige und erfolgreiche Thätigkeit, welche durch 14 Lokalcirkel unterstützt wird. Es ist ihr gelungen, dem Art. 1. ihrer Statuten, welche in der seit dem 28. Oktober 1866 verbesserten Gestalt dem Sendschreiben beigedruckt sind, allgemeinere Geltung zu verschaffen. Dieser Artikel bezeichnet als Zweck: Verbreitung und Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts, wofür Art. 2 folgende Mittel angiebt: Erwägung und Erörterung der darauf bezüglichen Fragen, Veranlassung von Revision der Gesetze, wo sie der Constitution, der Gewissensfreiheit, der bürgerlichen Gleichheit und dem Fortschritt entgegen sind, Erhebung der sozialen Stellung der Lehrer und Lehrerinnen, Entwickelung des weiblichen Unterrichts, Errichtung von Volksbibliotheken, Musterschulen u. s. w., Verbreitung von zweckentsprechenden Publikationen und Organisirung öffentlicher Versammlungen.

Kleine literarische Revue.

— **„Die dritte Milliarde."** *) Der in Frankreich lebende, deutsch-ungarische Finanzpolitiker J. E. Horn hat seiner, zu Anfang dieses Jahres erschienenen ersten Studie über Frankreichs Finanzlage: Le Bilan de l'Empire, die vorliegende zweite Studie folgen lassen, welcher er den Titel „die dritte Milliarde" gegeben. Von beiden Schriften hat er selbst deutsche, sogenannte „Originalausgaben" veranstaltet. „Die dritte Milliarde" nennt er diese Fortsetzung, weil darin nachgewiesen wird, daß es der Regierung Napoleon's III. gelungen ist, die öffentlichen (Staats- und Communal-) Ausgaben Frankreichs auf dreitausend Millionen Francs jährlich zu steigern, während die gesammte Production des Landes, die durch den Landbau, den Gewerbfleiß, die Kunst u. s. w. geschaffen wird, nur zwanzigtausend Millionen Francs (20 Milliarden) jährlich beträgt. Drei Zwanzigstel — fünfzehn Procent — der gesammten Arbeits-Production des Landes verschlingt also die glorreiche, kaiserliche Verwaltung desselben! Die officiöse Presse in Paris behauptet zwar, die Angaben Horn's seien übertrieben und tendenziös, aber — er beweist ihnen jetzt, daß die öffentlichen Ausgaben Frankreichs noch 200 Millionen über 3 Milliarden betragen — selbst die auf hohen Diäten gepolsterte Majorität des kaiserlichen Senats und des Gesetzgebenden Körpers beruhigt sich nicht mehr bei den Berichtigungen der officiösen Presse. Es ist diesen Herren nicht mehr ganz geheuer, und sie fangen an, sorgenvoll in die finanzielle Zukunft des französischen Kaiserthums zu blicken, das jetzt seinen einzigen Trost in dem socios habuisse malorum, in den ganz ähnlichen finanziellen Zuständen des österreichischen und des russischen Kaiserthums finden mag. Der Bericht des Seinepräfekten, Herrn Haußmann, über die Finanzlage von Paris, verbunden mit dieser Broschüre über die dritte Milliarde, bilden ein Denkmal aere perennius der zweiten Kaiser-Epoche von Frankreich. Dabei steht dieses Land mit seinem Eisenbahnwesen hinter Belgien, England, Holland, der Schweiz u. s. w. zurück, eigentlich an neunter Stelle unter den Kulturstaaten. Seine Handelsmarine nimmt erst den dreizehnten Rang in Europa ein. Mit seinem Postwesen steht es in vierter, mit seinem Telegraphensystem in fünfter Reihe. „Haben wir da", fragt Herr Horn, „Grund, stolz zu sein?" Er meint, daß seine Zahlen genugsam beweisen, daß sich Frankreich an der Spitze des Fortschritts nicht befinde. Und am Ende, fragt er, wie man sich da verwundern könne über die Leiden, welche die physische und moralische Gesundheit der Gesellschaft untergraben? Wie man die äußerste Dringlichkeit einer allgemeinen und gründlichen Umgestaltung des politischen, administrativen und finanziellen Regiments leugnen könne?

— **Richard Wagner: „Deutsche Kunst und deutsche Politik."** **) Der berühmte, seine Operntexte selbst dichtende und mit literargeschichtlichem Geist ausstattende Komponist liebt es, auch in politisch-ästhetische Gebiete Excursionen zu machen. Das vorliegende Buch beginnt er mit der Darstellung des Gegensatzes zwischen französischer Civilisation und deutschem Geist. Nur durch Besiegung der französischen Civilisation, nur durch selbständige Entfaltung des deutschen Geistes kann, nach Wagner's

*) Zweite Studie über Frankreichs Finanzlage. Von J. E. Horn. Deutsche Original-Ausgabe. Pest, Wien, Leipzig: A. Hartleben, 1868.

**) Leipzig, J. J. Weber, 1868.

Ansicht, Frankreichs dominirende politische Stellung gründlich überwunden werden. Worin der Gegensatz besteht, das ist in folgenden Satz zusammengedrängt: „Die französische Civilisation ist ohne das Volk, die deutsche Kunst ohne die Fürsten entstanden; die erstere kann zu keiner gemüthlichen Tiefe gelangen, weil sie das Volk nur überkleidet, nicht aber ihm in das Herz dringt; der deutschen Kunst gebricht es dagegen an Macht und adeliger Vollendung, weil sie die Höfe der Fürsten noch nicht erreichen und die Herzen der Herrscher dem deutschen Geiste noch nicht erschließen konnte." Vor Allem ist es das Theater, das theilweise vernachlässigt und unberufenen Händen überlassen, theilweise mit bewußter Absicht verdorben wurde, und da, nach Wagner's Ansicht, das Theater diejenige Organisation ist, welche den weitgreifendsten und nachhaltigsten Einfluß auf den Geist des Volkes hat, so ist hier vor Allem zu bessern, wenn es mit der Beschützung des deutschen Geistes durch die deutschen Fürsten Ernst werden soll. Excentrisch, wie überall, sind die Ansichten Wagner's auch nach dieser Richtung hin. Aus jener Trübsal der dramatischen Kunst in Deutschland giebt es, nach ihm, jetzt nur Einen Ausweg, die Begründung eines rein deutschen Styls in der Kunst, und die Beschützung aller älteren und neueren Kunstwerke, in denen sich dieser Styl ausgebildet findet, seitens der deutschen Fürsten. Preußen, dem Wagner den Ruhm läßt, durch seine Militair-Organisation ein großartiges Beispiel gegeben zu haben, wie der deutsche Geist von oben herab organisirt und entwickelt werden könne, verfolge nur den Nützlichkeitszweck; Bayerns Aufgabe sei es, über diesen Nützlichkeitszweck hinauszugehen, und den bayrischen Fürsten liege es ob, ihr höchstes Vorrecht, das der Gnade, zu einer großartigen, auf einzig dastehenden Mustervorstellungen beruhenden Hebung des deutschen Theaters zu benutzen. Nur so könne Bayern sich neben Preußen eine bedeutungsvolle Stellung sichern, nur dadurch (?) könne es gelingen, Frankreich zu überwinden. — Man sieht, das Ganze ist an die Adresse des jungen Königs Ludwig von Bayern gerichtet, mit welchem bekanntlich Richard Wagner in persönlich sehr freundlichen Beziehungen sich befindet.

— **Der Jubiläumsband der Illustrirten Zeitung.***) Der fünfzigste Band dieses nicht bloß der Zeit, sondern auch der Qualität nach, ersten aller illustrirten Blätter Deutschlands liegt nunmehr vollendet vor uns und bildet einen schönen Abschluß des Vierteljahrhunderts, das dieser Zeitspiegel in Bild und Wort umfaßt. Mancherlei Verbesserungen weist der Jubiläumsband auf, nicht bloß in der typographischen Ausstattung, die das deutsche Blatt so vortheilhaft von ähnlichen Erscheinungen unterscheidet, namentlich von der, wegen ihres unsaubern kleinen Druckes, kaum noch lesbaren Illustrated News, sondern auch in der Ausdehnung und geeignetern Vertheilung des Stoffes der politischen Wochenschau, die in würdiger Weise die Selbständigkeit, den Forschungstrieb und die Gerechtigkeitsliebe des deutschen Charakters vertritt. Jean Paul sagt (wie es im Vorworte dieses Bandes heißt): der Charakter des Menschen müsse, wie der Stamm eines gesunden Baumes, festgewurzelt sein und gerade emporstreben, sein Wissen aber, gleich den Blättern, sich nach vielen Seiten richten, obgleich, wie diese, immer nur dem Lichte zu. Diesen Ausspruch wendet auch die Redaction auf die Illustrirte Zeitung an, deren innerstes Wesen sich gleich bleibt, während sie unausgesetzt den Fortschritt der Menschheit in Erkenntniß, Erfahrung und in der schaffenden Kraft zum Rechten, Guten und Schönen begleitet. Wir glauben, auf unserem Gebiete derselben Fahne zu folgen: wir halten, unbekümmert um das profanum vulgus, das, was wir als wahr, recht und gut erkannt, fortdauernd treu im Auge und sehen unsere Anstrengungen, auch wenn sie einen, nach der gewöhnlichen Werthmessung, nur geringen Erfolg für uns haben, als hinlänglich belohnt an, wenn uns der Beifall eines aufmerksamen, treuen Leserkreises zu Theil wird.

*) Leipzig, J. J. Weber, 1868. Januar — Juli.

— **Graf Gustav Lagerbjelke.***) Es liegt uns hier eine von einem Ungenannten — das Vorwort ist mit einem R. unterzeichnet — herausgegebene Selbstvertheidigung eines Diplomaten vor, der in den Jahren 1809—1811 den Posten eines schwedischen Gesandten am Hofe Napoleon's I. in Paris versah. Der Verfasser hielt es für seine Pflicht, den falschen und unbilligen Urtheilen über sein öffentliches Leben durch die Schrift, die er im Jahre 1837 begonnen, aber nicht vollendet hat, da er noch in demselben Jahre starb, entgegenzutreten: denn, wie er sagt, ist Niemand gezwungen, sich über sein Talent und seinen Geist zu rechtfertigen, da streng genommen der Besitz dieser Eigenschaften nicht das Erforderniß eines Jeden ist; wenn aber die Sittlichkeit und die Ehre eines Menschen ungerecht angegriffen werden, dann ist es seine Schuldigkeit, dagegen aufzutreten, da Niemand von der Pflicht, ein ehrlicher Mann zu sein, entbunden ist und Jeder das Recht hat, so zu erscheinen, wie er wirklich ist. Die Schrift hat eigentlich nur ein Interesse für diejenigen, welche dem Verfasser im Leben nahe gestanden haben; doch dürfte auch der Historiker manche Ausbeute darin finden in Bezug auf die damaligen politischen Verhältnisse zwischen Schweden und Frankreich und das Parteitreiben am schwedischen Hofe.

— **„Die Schulen der weiblichen Handarbeit."****) So nennt sich ein von der geschätzten Schriftstellerin, Frau Jeanne Marie von Gayette-Georgens, in Gemeinschaft mit ihrem Gatten, Herrn Dr. J. D. Georgens, herausgegebenes Lieferungswerk, das sich die künstlerische Vervollkommnung der weiblichen Handarbeit als Aufgabe stellt. Wenn die vielverbreiteten Frauen-Zeitungen „Bazar", „Modenwelt" &c. ihren Erfolg hauptsächlich den Musterbeilagen verdanken, die sie ihren Leserinnen liefern, so darf wohl dieses von einem guten, erklärenden Text begleitete, systematisch auf Ausbildung der Kaneras- und der Plattstickerei, der Woll- und Perlen-, sowie der Weiß-, Bunt- und Federstickerei, der Spitzen-, der Relief- und der Rundverzierung u. s. w. berechnete Unternehmen, dessen erstes Heft uns in einer Reihe höchst sauber ausgeführter Blätter mit Linien-Verzierungen vorliegt, gewiß auf eine recht zahlreiche Theilnahme der Frauenwelt rechnen. Die Entwickelung des Farben-, Formen- und Gruppirungs-Sinnes wird durch diese Muster überall gefördert werden und die bildende, gestaltende und schaffende Hand der Frauen dadurch eine sichere Anleitung zum Schönen erhalten.

Literarischer Sprechsaal.

Die schöne Feier Luthers in Worms und das ihm dort gesetzte, großartige Denkmal, hervorgegangen aus Rietschel's

*) Notice biographique sur la carrière politique du Comte Gustave Lagerbjelke et sur les faits personnels qui s'y rapportent, écrite par lui-même. Stockholm, Adolphe Bonnier, 1867.

**) Berlin, Otto Löwenstein, 1868.

Meisterhand, hat die Aufmerksamkeit der Welt auf das mächtige Charakter- und Nationalbild des kühnen, auf Gott und seine gute Sache vertrauenden deutschen Mannes von neuem gelenkt. Deshalb glauben wir nicht unterlassen zu dürfen, auf das soeben vollendete Werk eines andern deutschen Künstlers hinzuweisen, das ebenfalls den großen Reformator zum Gegenstand hat und ihn, wie bisher noch kein anderes uns bekanntes Bild, in naturkräftigster und zugleich idealster Erscheinung darstellt. Herr Professor Plockhorst in Weimar hat für die Hauptkirche in Marienwerder ein Bildniß Martin Luther's gemalt, mit der aufgeschlagenen deutschen Bibel in der einen Hand, während die andere auf das erste Blatt des Neuen Testamentes hinweist. Die Gestalt, die Haltung, der Blick und der ganze Gesichtsausdruck des gewaltigen Mannes sind von imponirender Wirkung. Als Studien zu seinem Gemälde hat der Künstler das in der Kirche von Weimar befindliche Bild Luther's von Lucas Cranach und die noch wohlkonservirt erhaltene Gypsmaske benutzt, die von dem Gesichte des Hingeschiedenen bald nach seinem Ableben genommen wurde. Die Aehnlichkeit ist daher vollkommen beglaubigt; gleichwohl erscheint hier der deutsche Reformator völlig anders, als in den gewöhnlichen Abbildungen seines Aeußeren. Hier ist es eben nicht bloß das Aeußere des Mannes, sondern auch der große in ihm verkörperte Gedanke, der in diesem geistvollen Antlitz, in dieser kräftigen Gestalt das neue Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts begrüßt.

In der Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft vom 6. Juni berichtete Herr R. Brenner, der mit Baron v. d. Decken die erste Expedition desselben in Ostafrika gemacht hatte, über den Verlauf seiner, behufs Constatirung des Schicksals des Baron v. d. Decken und des Dr. Linck, unternommenen zweiten Expedition und über seine im Gebiete der Somali und südlichen Gallas ausgeführten Reisen. Im October 1866 traf er mit Th. Kinzelbach, der mit derselben Aufgabe betraut war, in Aden zusammen. Brenner ging bei der Somalistadt Barawa an Land, unternahm von dort aus Touren an den Wobbifluß und erlangte diejenigen Beweise von der Ermordung des Baron v. d. Decken, welche seitdem bereits zur öffentlichen Kenntniß gekommen sind. Hierauf ging er nach Zanzibar, wo Kinzelbach noch verweilte, welcher die Absicht hatte, von Barawa aus durch die Somaliländer nach dem oberen Juba vorzudringen, während Brenner das gleiche Ziel auf dem Wege durch die Gallaländer verfolgte. Zu diesem Zwecke fuhr er in einem Boote den Danafluß hinauf, nachdem er vorher die Flüsse Schamba, Tuba, Sabacki und Amboni, welche er zu Verkehrsstraßen ungeeignet fand, besucht hatte, gelangte nach Kalindi, dessen Bewohner durch dies erste den Dana hinaufkommende Boot in großes Erstaunen versetzt wurden, und fuhr dann durch den Belonzoni-Canal in den Ozifluß. Hier verließ er das Boot, um das arabische Fort Kau zu umgehen und gelangte in das Reich des mächtigen Gallafürsten Zimba. Dieser Mann, bisher in Europa unbekannt, voll Intelligenz und Energie, ist der Schrecken aller mohamedanischen Völkerschaften der Küste, deren Herrschaft er ein gefährlicher und mächtiger Feind ist. Er hat aus eigenem Entschluß die Sklaverei aufgehoben und sich dadurch eine geordnete und ansehnliche Truppenmacht geschaffen, welche zum Theil mit Feuergewehren bewaffnet ist. Brenner war zweimal sein Gast; er fand in diesem Fürsten einen Mann, welcher — das erste Beispiel unter den Schwarzen in Ostafrika — Ordnung und Gesetzmäßigkeit aufrecht zu erhalten, Fleiß und Sorgfalt bei Bebauung des Bodens einzuführen gewußt und die dem Reisenden gemachten Versprechungen auch gehalten hat.

Von Witu, der Residenz Zimba's, gelangte der Reisende an den See Djalu, aus welchem der Ozi abfließt, und traf bei der Stadt Engatana wieder auf den Dana, der hier „Mannje" genannt wird. Nach einer schweren Krankheit, welche ihn 6 Wochen lang in einer elenden Hütte festhielt, brach er gegen den oberen Juba auf, um sich dem Gallafürsten Djilo, mit dem er früher ein Bündniß geschlossen, auf seinem Kriegszuge gegen die Somali anzuschließen. Dort fand er einen verschollenen Gefährten der einstigen Juba-Expedition, den Hamadi Abdallah, dessen Aussage über die Ermordung v. der Decken's mit der früheren Aussage des Baraka vollkommen übereinstimmte. Im Monat Januar 1868 nach Zanzibar zurückgekehrt, erhielt Brenner die Nachricht, daß Kinzelbach außer Stande gewesen, seinen Plan auszuführen, in Barawa, wo er sich inzwischen aufgehalten, beraubt und betrogen worden und in der eine Tagereise nördlich belegenen Stadt Tilledej gestorben sei.

Als ein Hauptergebniß seiner Reise betont Brenner die bessere Kenntniß der südlichen Gallas, welche er zwar kriegerisch und grausam, aber auch intelligent, entwickelungsfähig und zuverlässig fand. Sie sind, nach seiner Ueberzeugung, die Träger der politischen Zukunft Ostafrika's und er hofft durch seine Reise den Beweis geliefert zu haben, daß die fernere Erforschung Ostafrika's auf dem Wege durch die Gallaländer möglich sei.

Von dem in letzter Zeit bei Gelegenheit des Fürstenmordes in Belgrad vielgenannten Prinzen Peter Karageorgiewitsch, einem Enkel des unter dem Namen der „Schwarze Georg" berühmt gewordenen ersten, serbischen Häuptlings und Schweinehändlers, der sich mit Erfolg gegen die Herrschaft der Türken in Serbien aufgelehnt hatte, ist kürzlich in Wien eine serbische Uebersetzung von John Stuart Mill's Buch „über die Freiheit" ausgegeben worden und im Buchhandel erschienen.

Aus Neapel geht uns folgende Notiz zu: „Bezüglich einer neulichen kurzen Erwähnung eines Schriftchens von Imbriani dürfte es wohl von Interesse sein und ein Plätzchen in Ihrem geachteten Blatte finden, daß Vittorio Imbriani, Privatdocent an hiesiger Universität, nachdem er einige Jahre in Deutschland studirt und dort seine Kenntnisse gesammelt hat, es sich angelegen sein läßt, deutsche Literatur und Wissenschaft auf alle Weise zu bekämpfen und herabzusetzen. Das Wort „Dankbarkeit" steht zwar im Wörterbuch des Italiäners, von dem Dinge selbst hat er aber keine Ahnung; dafür liefert Herr Imbriani ein glänzendes Beispiel. Sein Buch über Goethe's Faust, worin er sich in Schmähungen über die deutschen Classiker ergeht, scheint in Deutschland nicht bekannt zu sein."

Unter den *Female Artists* von England nimmt, wie allgemein anerkannt wird, die Malerin Mrs. F. M. Ward den ersten Rang ein. Als eines ihrer besten Gemälde wird dasjenige angesehen, welches den berühmten französischen Kunst-Töpfer Bernard Palissy in seiner Werkstätte darstellt. Die letzte Nummer des *Art. Journal* brachte einen Stahlstich nach diesem Bilde, auf welchem alle Gestalten und Köpfe sehr charakteristisch sind, doch keine Spur von Franzosen an sich tragen, sondern vielmehr sämmtlich echt englische Physiognomieen haben.

Im Verlage von **H. R. Sauerländer** in **Aarau** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Bevölkerungsstatistik der schweiz. Eidgenossenschaft

und ihrer Kantone, unter steter **Vergleichung mit den analogen Verhältnissen anderer Staaten.** Ein Beitrag zur Kenntniss der physischen und socialen Zustände der Schweiz. Mit einer nach den neuesten Methoden berechneten schweizerischen Sterblichkeitstafel für die beiden Geschlechter. **Nach officiellen Daten** bearbeitet von Dr. **Wilhelm Gisi.** 21½ Bogen gr. Lex.-Format. In Umschlag geheftet. Preis: Thlr. 1. 6 Ngr. = 2 Fl. (197)

Photographische Neuigkeiten.

Liste aller bedeutenderen photographischen Reproductionen und Aufnahmen nach der Natur. Nr. 1. Beiblatt zu **Photographische Mittheilungen** No. 51.
(1306 Photographieen, systematisch geordnet, von denen über 500 einzeln aufgeführt werden.)
Auf Franco-Einsendung einer Franco-Marke von 1 Sgr. = 3 Kr. franco unter Kreuzband.
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung in Berlin. (198)

So eben erscheint in unserem Verlage:

Ueber die rothen Erden als Speise der Guinea-Neger.

Von
Dr. **C. G. Ehrenberg.** (199)

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.
1868. gr. 4. geh. 22 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Berlinische Chronik,

herausgegeben
von dem Verein für die Geschichte Berlins
durch **E. Fidicin,** Stadt-Archivar.

1868. Erste Lieferung, enthaltend: Titelbogen, Bogen 1 bis 3 Text und 1 Bogen Plan.
Preis für Bogen 1 bis 20: 1 Thlr.

Das Vorwort spricht sich über den Inhalt und Umfang dieser Chronik aus, — die 1. Lieferung zeigt die Ausführung. Da Bearbeitung und Zusammenstellung, Ausschmückung und Verbreitung von dem Vereine als eine Ehrensache und als eine Pflicht gegen unsere Vaterstadt betrachtet, also keinerlei Gewinn mit der Herausgabe beabsichtigt wird, so kann jeder Bogen zu 1½ Groschen ausgegeben und jeder etwaige Ueberschuß über die Herstellungs- und Vertriebskosten zu reicherer Ausschmückung des Werkes in Abbildungen von Siegeln, Wappen, Gebäuden, Gemälden, Skulpturen, Monumenten, Münzen, Medaillen, Plänen, Grundrissen u. s. w. verwendet werden. Größere Holzschnitte, Lithographieen und Kupferstiche, welche nicht in den Text eingedruckt werden, zählen für einen Bogen Text und werden ebenfalls mit 1½ Sgr. berechnet.

Im Laufe des Jahres 1868 erscheinen nicht mehr als 20 Bogen; jedem Theilnehmer kann also nur die Ausgabe von Einem Thaler erwachsen. Subscriptionen auf 20 Bogen für Einen Thaler können an die unterzeichnete Verlagshandlung oder auch an jede Buchhandlung gerichtet werden.

Berlin, 26. Juni 1868. (200)
Kgl. Geh. Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker).

In unserem Verlage erschien vor Kurzem:
Ueber die

Lebensbedingungen der Pflanze.

Vortrag
gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 29. Februar 1868
von (201)
H. Wichelhaus,
Privat-Dozenten an der Universität zu Berlin.
8. Velinpapier. 5 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **Firmin Didot Frères, Fils & Co.** in **Paris** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Encyclopédie de famille. Répertoire général des connaissances usuelles. Tome I. In-8. geh. 1 Thlr. 2½ Sgr. (202)

Raymond, E., Leçons de couture, crochet, tricot etc. In-8. geh. 1 Thlr.

Im Verlage von **Firmin Didot Frères, Fils & Co.** in **Paris** erschienen folgende Fortsetzungen und Neuigkeiten:

Supplément au Manuel du libraire: Dictionnaire de Géographie ancienne et moderne. Livr. 12. Preis 8 Sgr.

Encyclopédie de famille, répertoire général des connaissances usuelles publié par M. M. Firmin Didot frères avec le concours de savants, d'artistes et de gens de lettres. Tome II. (Arbre-à cire—Biberach.) 1 Vol. in-8. à 2 colonnes. Preis 1 Thlr. 2½ Sgr.

Le Roman d'Elisabeth, par Miss Ann Thackeray suivi de Grace Darling et des régates universitaires (moeurs anglaises) par M. Etienne Marcel. 1 Vol. in-18. Brosch. Preis 1 Thlr.

Journal et mémoires de Charles Collé sur les hommes de lettres, les ouvrages dramatiques et les événements les plus mémorables du règne de Louis XV (1748-1772). Nouvelle édition augmentée de fragments inédits recueillis dans le manuscrit de la Bibliothèque impériale du Louvre. Avec une introduction et des notes par Honoré Bonhomme. 3 Vols. in-8. Brosch. Preis 4 Thlr. 24 Sgr. (203)

Von **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist zu beziehen:

Jacob Grimm: Reden und Abhandlungen.

1864. 26½ Bogen. Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Diese Reden und Abhandlungen bilden den ersten Theil der „Kleineren Schriften" von Jacob Grimm, ein in sich abgeschlossenes Ganze. Prof. Robert Prutz begrüsst im „Deutschen Museum" das Erscheinen derselben u. a. mit folgenden Worten:

... „Auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass gerade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten." (204)

So eben erscheint in unserem Verlage:
Die

Vorstellungen im Geiste des Menschen.

Von
Prof. **Ed. Olawsky.**
8. geh. 20 Sgr.

Der Zweck dieser Schrift ist, Anfängern die Einsicht in die Erfahrungsseelenlehre zu erleichtern und ihre Theilnahme für diese Wissenschaft zu wecken. Durch klare Darstellung, enges Anschließen an Beobachtung und Erfahrung und namentlich durch zahlreiche gut gewählte Beispiele aus dem täglichen Leben weiß der Verf. die Theilnahme des Lesers lebendig zu erhalten. (205)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Vor Kurzem erschien in unserm Verlage:

Ein dänisches Seebad.

Vier Wochen in Helsingör.
Von (206)
Julius Rodenberg.
Velinpapier. 16. eleg. geh. Preis: 12 Sgr.

„Eine sehr interessante und anregende kleine Schrift; der Verfasser hat einige Wochen in Helsingör zugebracht, und entzückt von der Schönheit der Natur, von den herrlichen Waldungen, dem blauen Meere, dem ganzen eigenthümlichen Leben dort, hat er seine eigene Begeisterung und was er gefühlt, in der an diesem Dichter so bekannten und geschätzten schönen, poetischen Schreibweise niedergelegt."
Norddeutsche Allgemeine Zeitung.
Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Zur hohen Beachtung

für Bruchleidende.

Der berühmte **Bruch-Balsam,** dessen hoher Werth selbst in Paris anerkannt, und welcher von vielen medicinischen Autoritäten erprobt wurde, welcher auch in vielen tausend Fällen glückliche Curen hervorbrachte, kann jederzeit direct brieflich vom Unterzeichneten die Schachtel à 2 Thlr. gegen Einsendung des Betrages, da die Postnachnahme nicht stattfinden kann, bezogen werden. Für einen nicht so alten Bruch ist eine Schachtel hinreichend.

J. J. Kr. Eisenhut in Gais, bei St. Gallen (Schweiz).

Von den vielen 1000 Zeugnissen folgt hier nur eines aus neuester Zeit.

Dem Herrn **J. J. Kr. Eisenhut in Gais bei St. Gallen** bezeuge ich hierdurch, daß ich den von ihm bereiteten Bruchbalsam in mehreren Fällen angewendet und stets günstige Erfolge nach dessen Gebrauch selbst bei älteren Personen und veralteten Leiden zu beobachten Gelegenheit gehabt habe.

Insbesondere aber empfiehlt sich der gedachte Bruchbalsam bei Kindern, wo ich in einigen Fällen in kurzer Zeit Heilung von Leistenbrüchen gesehen habe

Alt-Berun, den 1. Juni 1868. (207)
Reg.-Bez. Oppeln.
LS. Dr. **Stark,**
Königl. Stabs-Arzt,
Medic., Chirurg u. Geburtshelfer.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 18, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 18. Juli 1868. [№ 29.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der Einfluß des Norddeutschen Bundes auf Deutsch-Oesterreich.

Erlittene Niederlagen haben die Regierungen zuweilen zur Umkehr in der Politik bewogen, wenn der Schaden auch die Klugheit herbeigeführt hat und wenn die bessere Einsicht durch die Fehler zum Durchbruch gekommen und auf die rechte Bahn gelenkt worden ist. Das Beispiel einer solchen heilsamen Umkehr hat Preußen nach Jena gegeben, und jetzt liefert es wieder Oesterreich nach der Katastrophe von Königgrätz. Die Deutschen in Oesterreich, obwohl sie den durch die unglücklichen Ereignisse hervorgebrachten Umschwung gern hinnehmen und die aus den schmerzlichen Niederlagen hervorgesprossene Frucht der Freiheit als Kind des Unglücks nicht weniger lieben, wollen doch nicht zugeben, daß nur der böse Gott des Krieges ihnen das gute Loos in den Schoß geschüttet habe, daß sie die gewonnene Verfassung lediglich den verlorenen Schlachten verdanken. Sie protestiren gegen eine solche Annahme, indem sie behaupten, daß auch sie ein gut Theil zur Erlangung der Freiheit beigetragen, daß sie für das verfassungsmäßige Recht gekämpft haben, und daß man ihnen schweres Unrecht thue, wenn man in preußischen Blättern die Behauptung aufstellt, daß in Oesterreich Alles von Außen hinein und nichts von Innen heraus geschehen ist.

Dieser Widerspruch ist begreiflich. Es ist den Deutsch-Oesterreichern nicht zu verargen, wenn sie das beleidigende Ansinnen der steten Passivität zurückweisen, wenn sie sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben, als wären sie immer nur die lasttragenden und geduldigen Zugthiere am Staatswagen gewesen, und wenn sie sich durch den Hinweis auf die rührigen und für ihre historischen Gerechtsame energisch eintretenden Magyaren und Czechen keine Beschämung gefallen lassen wollen. Mag man ihnen diese Satisfaction gönnen, daß sie eben so wacker für ihr gutes Recht eingestanden sind, wie irgend eine andere Nationalität für ihre berechtigten oder ungebührlichen Ansprüche; mag man es ihnen nicht streitig machen, daß sie Zähigkeit, Ausdauer, Geduld und Muth für die liberale Sache bewiesen haben, wie man es auch nicht in Abrede stellen kann, daß sie gegen nationale und ultramontane Anmaßungen einen schweren Kampf geführt und für die Erhaltung des Staates wirklich große Opfer an Gut und Blut gebracht haben; mögen sie in dem Gedanken beharren und darin eine Beruhigung finden, daß sie ihrer Würde, ihrem nationalen Bewußtsein und ihrer geschichtlichen Vergangenheit nichts vergeben und den deutschen Namen in Oesterreich in Ehren gehalten haben, und daß sie inmitten der centrifugalen, sich gegenseitig aufreibenden und zur Auflösung treibenden Kräfte den unverwüstlichen Kern zur staatlichen Krystallisation gebildet und bewahrt haben.

Was aber die Deutschen in Oesterreich nicht bedacht und die in Preußen und anderswo auch nicht erwähnt haben, worauf man diese wie jene aufmerksam machen und was man ihnen allesammt zur Würdigung anheimgeben muß, ist der Einfluß, den die Entstehung des Norddeutschen Bundes auf die freiheitliche Entwickelung im Kaiserstaate geübt hat, unbeschadet der Verdienste, die sich die Deutsch-Oesterreicher und die Ungarn durch ihre beharrlichen Anstrengungen immerhin erworben haben. Die ungeschickte und unglückliche Kriegführung mag die österreichische Regierung wieder einmal aus dem absolutistischen Taumel aufgerüttelt haben; die wohlverdienten Schicksalsschläge mögen ihr die Augen über ihre verderbliche Politik geöffnet und ihr gezeigt haben, wie hinfällig ein Staat ist, der seine Macht bloß auf den Clerus, auf die Soldateska und auf die büreaukratische und polizeiliche Gewalt stützt; die heillose Wirthschaft, der dadurch erschöpfte Credit und der dräuende Bankerott mögen auch den starren Sinn gebrochen und die von feudalem Ahnenstolz und von Bigotterie verkrusteten Herzen der Hofpartei zur Nachgiebigkeit gezwungen haben; der Dualismus mag eine gebieterische Nothwendigkeit gewesen und als einziger Ausweg aus der Verwirrung und Rechtlosigkeit erschienen sein; er mag den Deutsch-Oesterreichern wieder zu ihrer Verfassung und zu ihrem Reichsrath verholfen haben, wie er thatsächlich die alte Constitution der Ungarn wiederherstellte und dem Pester Landtag weitreichende Freiheiten und nie besessene Befugnisse verlieh: man kann das Alles zugeben und braucht das Gewicht dieser Gründe nicht um ein Gran zu vermindern, und kann doch die gedachte Auffassung von dem Einflusse der norddeutschen Bundesschöpfung auf die liberalen Einrichtungen in West-Oesterreich ungeschmälert und in voller Kraft aufrecht erhalten.

Die Vereinigung Norddeutschlands zu einem Bunde und die erste einheitliche — wenn auch vorläufig nur nördliche — Zusammenfaltung der deutschen Kräfte schuf für die Deutsch-Oesterreicher die hoffnungsvolle Aussicht auf die hilfreiche Stütze dieses Bundes, auf die Ausdehnung und Verknüpfung des nationalen Bandes zwischen den Deutschen im Norden und den Stammesbrüdern im Ostreiche. Es war nicht allein die Möglichkeit vorhanden, daß die Deutsch-Oesterreicher mit Sympathie und heimlichem Verlangen auf die hervorragende Stellung und Machterweiterung ihrer nachbarlichen Stammverwandten blicken, daß sie nach Deutschland gravitiren werden — sondern es war dies auch höchst wahrscheinlich; ja es hatten sich auch schon einzelne Stimmen und bestimmte Anzeichen dafür erhoben, da der Wiener Abgeordnete Dr. Schindler in der Frühjahrs-Session des niederösterreichischen Landtags von 1867 damit das föderalistisch gesinnte Sistirungs-Ministerium Belcredi-Esterhazy warnte und bedrohte, daß die österreichischen Deutschen

auf den verlockenden Lerchenschlag in Deutschland horchen und zu ihren nationalen Gesinnungsgenossen hinneigen könnten, und da auch die angesehensten Wiener Blätter sehr deutliche Winke in dieser Richtung gaben. Darin lag eine große Gefahr für Oesterreich. Es war zu befürchten, daß die Deutsch-Oesterreicher, wenn sie einmal, aufgemuntert durch das ministerielle Beispiel, durch die Bewegung der ändern Nebenvölker um sie herum, und geängstigt durch die Besorgniß für ihre eigene Sicherheit, Nationalitäts-Politik zu treiben gezwungen waren, dies mit Zuhilfenahme der naheliegenden Rettungsmittel und ohne Rücksicht auf den Bestand des Staates thun würden. Die Situation lag so, daß die Deutschen in Oesterreich nun dieselbe Stellung zu Preußen und zum norddeutschen Bunde einzunehmen drohten, wie ihrer Zeit die österreichischen Italiäner zu Piemont und zum Königreich Italien, daß jene nun weiter auch dieselbe passive und feindliche Haltung gegen die Maßregeln und Verordnungen der Regierung beobachten würden wie diese, und daß dann die Regierung ihrerseits dasselbe Zwangssystem und dieselben Machtmittel zur Niederhaltung der Deutschen hätte aufbieten müssen, wie sie das bis 1866 in Lombardo-Venetien gegen die Neigungen der italiänischen Oesterreicher that.

Dem war der Kaiserstaat aber nicht mehr gewachsen und darauf konnte er es auch nicht ankommen lassen. Liegt schon in normalen Verhältnissen und bei den freundlichsten Beziehungen der Mächte in der Concurrenz der Staaten und in dem, was der eine an Freiheit und Wohlbefinden mehr als der andere bietet, ein unwiderstehlicher Antrieb zur Auswanderung da und zur Einwanderung dort, ein warnender Fingerzeig für die bei mittelalterlicher Knechtung und im Schlendrian verharrenden Staaten, und ein mächtiger Sporn zur Aufraffung, zum Fortschritt für den zurückgebliebenen Staat, der es in seinem eigenen Interesse den andern im Guten gleichthun soll: um wieviel mehr ist dies in unruhigen Zeiten und bei gespannten Verhältnissen der Fall, um wieviel dringender wird da die Aufgabe des säumigen Staates gegenüber seinen nach Schutz und Hilfe lechzenden Unterthanen, wenn dieser Staat selber stark zerrüttet und dem Zerfalle nahe ist, wenn hart an seiner Gränze ein blühendes und diesen stammverwandten Unterthanen sympathisch zusagendes Staatswesen sich lebenskräftig ausbreitet und zu ungeahnter Höhe aufschwingt, und wenn beide, diese nationalverwandten Unterthanen und jener nachbarliche Großstaat, nur auf die Gelegenheit warten, die Freundschaft auch öffentlich zu besiegeln, den Staatsverband zu beschließen und sich zu vereinigen!

Solches hat man in Wien wohl bedacht und ernstlich erwogen, und deswegen hat der Kaiser seine deutschen Unterthanen zu befriedigen gesucht, deswegen hat er ihnen die verbesserte Februar-Verfassung und die vorzüglichsten Grundrechte gegeben, und deswegen hat er zum Theil mit dem Concordat und zum Schein mit der römischen Politik gebrochen. Der Dualismus allein hätte es nicht gethan, denn wenn er auch die Anerkennung der ungarischen Rechte und die restitutio in integrum im Bereiche der Stephanskrone zur Konsequenz hatte, und wenn man weiter diesseits wie jenseits der Leitha die Parität als Losungswort des Ausgleichs aufstellte, so folgt daraus noch nicht, daß man die sistirte Februar-Verfassung, die man einfach wiederherzustellen brauchte, mit solchen constitutionellen Gerechtsamen und liberalen Institutionen ausschmücken müsse, daß man die Parität genau nehmen und auch in den Erblanden genau ausführen werde. Der anfängliche Verlauf im Frühjahr 1867 und die schwere Geburt des cisleithanischen Ministeriums hat vielmehr gezeigt, daß die Regierung sich mit dem Gelüste trug, in den Erblanden eine Art Föderalismus aufzubauen, den verschiedenen Provinzial-Landtagen erweiterte legislatorische Rechte einzuräumen und ihnen die Verfassungsfrage zur Entscheidung vorzulegen, und in den deutsch-slavischen Ländern das constitutionelle und verantwortliche Regierungssystem überhaupt nur insoweit gelten zu lassen, als es nicht gerade im grellen Widerspruche mit dem Verfassungsrecht in Ungarn steht und als es Anstands halber nothwendig ist. Faktisch wäre ein solcher Zustand „der Absolutismus mit dem Feigenblatt" oder der Schein-Constitutionalismus gewesen, und die Deutschen hätten die Unkosten getragen und das Aschenbrödel abgegeben. Wenn sie davor behütet wurden, wenn die Deutschen in der westlichen Reichshälfte heute dieselbe dominirende Stellung einnehmen wie die Ungarn in der östlichen, so haben sie das nebst ihrer eigenen Mannhaftigkeit und Beharrlichkeit in der Vertheidigung — was nicht zu leugnen ist — doch auch der Rücksicht zu verdanken, die die kaiserliche Regierung auf ihren Wächter an der Gränze, auf den norddeutschen Bundesstaat, nehmen mußte.

Dieser Einfluß ist nicht gering anzuschlagen. Ein Staat kann heute nur seine Machtstellung behaupten, wenn er den Bürgern Anhänglichkeit und patriotische Liebe einzuflößen versteht, wenn er ihre Interessen mit dem seinigen zu verschmelzen weiß, und man kann die Völker heute wirklich nur regieren, wenn sie ihre Rechnung dabei finden. Der österreichische Staat hat in seinen italiänischen Besitzungen die Erfahrung gemacht, daß es leichter ist, Provinzen ein- oder anzunehmen, als sie zu behaupten, daß man gegen den Zug der Zeit und gegen die nationale Strömung mit Säbel und Polizeistock nichts ausrichtet, und daß man gegen den äußern Feind nur dann ankämpfen kann, wenn man den innern Feind zuerst beschworen hat.

Sucht also Oesterreich gegen die äußere Gefahr sich dadurch sicher zu stellen, daß es im Innern die freiheitlichen Bestrebungen begünstigt und das Mißbehagen verscheucht, trachtet es hauptsächlich danach, die Deutsch-Oesterreicher vor der Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihren Brüdern in Deutschland zu bewahren und sie an die Habsburgische Dynastie, an das Geschick der Wiener Staatslenker zu fesseln: so liegt gerade darin für den Norddeutschen Bund die Aneiferung, hinter Oesterreich in der Cultur und im Fortschritt nicht zurückzubleiben, die Anziehungskraft des nationalen Einigungswerkes auf die im Süden und im Westen lebenden Deutschen in keiner Weise ermatten zu lassen, sondern es Oesterreich und den Südstaaten in allen Beziehungen zuvorzuthun. Nur so, wenn der Norddeutsche Bund ebenso ausgerüstet mit volksmäßigen Grundgesetzen als mit militärischen Waffengeräthen ist, wenn er auch in der Zukunft wie am Anfang ein Gegenstand des Neides und des Verlangens für die außer ihm weilenden Verwandten bleibt — nur so wird er auch sein Ziel erreichen und die nationale Mission vollbringen.

H. L. B.

Sagen und Sitten in Wälschtirol.

Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß im südlichen Tirol das romanische Element sich zum Nachtheil des germanischen ausgebreitet hat, und daß in vielen Gemeinden, wo noch vor hundert Jahren ausschließlich deutsch gesprochen wurde, kaum die Erinnerung geblieben ist, daß die Bewohner ursprünglich Deutsche waren. Wie wir es indessen in er-

oberten Ländern häufig finden, daß die Besiegten die Sprache der Sieger, diese aber die Sitten und Gewohnheiten des unterdrückten Volksstammes angenommen haben, so entdecken wir auch in Wälschtirol unter der italiänischen Hülle noch immer alten deutschen Brauch und Glauben, und selbst die Märchen bieten uns zahlreichere Analogieen mit den germanischen, als mit den romanischen, zu denen sie doch der Sprache nach gehören.

Professor Christian Schneller in Innsbruck, dem wir bereits eine eingehende Erörterung über „die wälschtirolische Frage", eine wissenschaftliche Abhandlung über die romanischen Dialekte Wälschtirols in italiänischer Sprache, und die liebliche Dichtung: „Am Alpsee" verdanken, hat sich zuerst das Verdienst erworben, während seines zwölfjährigen Aufenthalts in Roveredo die „Märchen und Sagen aus Wälschtirol" zu sammeln und herauszugeben,*) und diesem, in jeder Hinsicht trefflichen Werke entnehmen wir die Züge, welche wir hier mittheilen wollen.

Die Sagen von Frau Berta (la brava Berta oder la donna Berta) haben sich, namentlich in der Folgaria, ziemlich rein erhalten; nur ist der Berta ein wilder Mann (l'om salvadegh oder bilder mon) als Gemahl beigelegt worden, und sowohl in Trambilano bei Roveredo, wie in Ronchi bei Ala hat man aus einer Frau Berta mehrere „Froberte" oder „bilden Beiber" gemacht, die jedoch seit dem Concilium von Trient ihre Gewalt verloren haben.

Noch jetzt wird der letzte Faschingstag in Trambileno „il giorno delle Froberte" genannt, eine Bezeichnung, welche lebhaft an das Berchtlspringen im Pusterthal (Berchtenlaufen bei Lienz) erinnert.

Die Rauchnächte der deutschen Tiroler heißen in Wälschtirol i fumenti, in Norditalien le incensazioni, aber die wilde Jagd wird bloß in Trambileno und der Folgaria dem Bedelmon oder wilden Mann zugeschrieben. Von Centa am obern Rand der Valsugana bis in die Gegend von Borgo kömmt der wilde Jäger unter dem Namen Beatrik vor, und auch in Primiero ist die wilde Jagd als caccia Beatric bekannt. Wer der Beatrik gewesen, läßt die Sage unentschieden, doch behaupten alte Leute steif und fest, er habe einst wirklich existirt, sei aber durch das Concilium von Trient für immer gebannt worden, und die Erzählungen des Volkes schildern ihn als unglaublich großen Mann, welcher sich in den Höhlen der steilsten und schroffsten Gebirge, oder in den dichtesten Wäldern aufhält, zur Winterszeit oft bei Alphütten weilt, die von den Sennern verlassen sind, und sich bei Tag nie in bewohnten Orten sehen läßt. Seine Begleiter, eine Menge kleiner, so zottiger Hunde, daß sie beim Laufen dahinrollenden Knäueln gleichen, folgen seinem Rufe hop oder op und bellen unaufhörlich. Bei seinen nächtlichen Fahrten, die er bald zu Fuß, bald zu Pferd macht, nimmt er stets denselben Weg, nähert sich nur im Winter, besonders zu Weihnachten, bewohnten Orten, und jagt die Hexen oder eguane, weshalb er auch „der Jäger von der guten Jagd", il cacciatore della caccia pia, genannt wird. Hört man ihn kommen, muß man aus dem Wege gehen und mit geschlossenen Beinen stehen bleiben, damit nicht etwa ein Hündchen dazwischen durchlaufe, indem man sonst in Stein verwandelt würde, und wer es wagt, seinen Ruf zu wiederholen, wird von ihm zerrissen, wenn er nicht etwas Geweihtes in die Hand nimmt oder einen Kreis um sich zieht, welchen der Beatrik nicht betreten kann.

Die Enguane, Eguane oder Angane erscheinen theils als Hexen, theils als wilde oder selige Weiblein. Als Hexen werden sie auch Dubiane oder Zubiane, Zobiane genannt, weil der Donnerstag (giovedi, im Dialekt zobia), wie in Deutschtirol, für den Auffahrtstag der Hexen gilt, wogegen die Enguane oder Eguane in Valsugana, ebenso wie die wilden Weiber in Vallarsa, ganz das Wesen der „sel'gen Fräulein" in den deutschen Sagen zeigen.

Der Orco, ein Spukgeist, der sich in jede beliebige Gestalt verwandeln kann, scheint aus Italien eingewandert zu sein, wo er namentlich in Friaul eine große Rolle spielt. Gleichwohl hat er auch in Deutschland Anverwandte unter mancherlei Benennungen, und selbst in Antwerpen lebt in der Phantasie des Volkes ein Gespenst, „der lange Wappers", welches ihm auf ein Haar gleicht.

Eigenthümlich ist der Salvanel in Valsugana. Es ist ein Mann von rother Hautfarbe, der in Höhlen mitten in Wäldern wohnt und dort zahlreiche Heerden von fetten Schafen mit schöner Wolle haben soll. Bei Nacht pflegt er herumzuschweifen, um den Hirten die von ihnen aufbewahrte Milch wegzutrinken und gelegentlich kleine Mädchen von zwei bis drei Jahren, die er sehr liebt, zu rauben und in seine Höhle zu tragen, wo er sie sorgfältig nährt und erzieht. Wer durch Zufall in seine Fußstapfen tritt, geht irre, und kann nur dadurch wieder den richtigen Weg finden, daß er die Schuhe umdreht und so fortgeht.

Um die Witterung im Voraus zu errathen, schneidet man, wie in vielen Gegenden Deutschlands, am letzten Abend des Jahres eine Zwiebel mitten durch, nimmt zwölf Blattschalen, deren jede einen bestimmten Monat bedeutet, und legt sie während der Neujahrsnacht vor das Fenster. Jenachdem nun am Morgen die einen feuchter, die andern trockener sind, schließt man auf das Wetter der betreffenden Monate. Zu größerer Sicherheit beobachtet man aber auch, wie im nördlichen Italien, die Witterung der vierundzwanzig ersten Tage des Jahres, von denen man die ersten zwölf „crescendi", die andern zwölf „calendi" nennt, während in der Lombardei die ganzen vierundzwanzig Tage vom 1. bis 24. Januar Calende, im Venetianischen zorni endegari (giorni indicatori) heißen und das Verfahren selbst in Mailand mit dem Ausdruck ghirlanda (in Venedig endegaro) bezeichnet wird.

Am Neujahrstag pflegt man aus dem Stande und Alter der Personen, welchen man zuerst begegnet, den Schluß auf persönliche Erlebnisse im folgenden Jahre zu ziehen, und zwar soll ein Geistlicher Tod, ein Soldat oder eine Gerichtsperson Gefangenschaft, ein Arzt oder Apotheker Krankheit bedeuten u. s. w. Junge Leute allein gelten für glückbringend, am meisten Knaben und Mädchen.

Wie am Rhein und im Limburg'schen, schießen in Vallarsa zu Neujahr junge Bursche vor den Fenstern ihrer Geliebten, und werden dafür von dieser mit einem Schnupftuch beschenkt.

Im Fasching führt in einigen Dörfern die lustige Jugend Theaterstücke oder comedie auf, welche, in Reimversen verfaßt, allerhand Anspielungen auf Personen und Vorkommnisse des verflossenen Jahres enthalten. Am letzten Faschingstag wird in Vallarsa der Carneval verbrannt, indem die Knaben auf einem Platze zwei Haufen von Holz und Stroh anzünden, von denen der größere il carnevale, der kleinere aber la spia, der Spion, heißt. In Val di Ledro nimmt man, statt der beiden Haufen, eine aus Stroh und Reisig angefertigte Figur dazu, welche man la veccia, die Alte, nennt, und hat so die in der Lombardei an Mittfasten übliche Sitte, „die Alte zu verbrennen" (brusar la

*) Innsbruck, 1867.

veccia), auf den Fastnachts-Dienstag verlegt. Im Val di Non, dem Nonsberg, geht man an diesem Tag mit Stangen, an welchen Laternen befestigt sind, herum, den Fasching zu suchen, und singt dabei:

Evviva carneval,
Che ghe manca ancor el sal:
El carneval, che vien,
Lo salerem più ben.

(Es lebe der Carneval, denn ihm fehlt noch das Salz: den künftigen Carneval werden wir besser salzen.)

Ein echt nationales Faschingsspiel, Ciusi gobbi genannt, hat sich noch in Trient, Lavis und einigen andern Orten erhalten, und besteht darin, daß sich die Masken in zwei Haufen theilen: die gobbi in Bauernkleidung mit einem künstlichen Höker unter dem übergeworfenen Hemd, und die ciusi in bunten Harlekins-Gewändern mit vielen Troddeln und Schellen, in Trient in Kriegertracht nach Art der alten Landsknechte. Jede Partei hat ihr Oberhaupt, re, den König, der durch eine Krone von Pappe kenntlich ist, und Alle, namentlich aber die ciusi, tragen Masken mit häßlichen Fratzen. Auf den Dörfern begnügen sie sich, in die Häuser zu dringen, um aus der Küche die an diesen Tagen häufig gekochte Speise aus Schwarzpolenta, smaccafame oder maccafame, zu stehlen; in Trient aber muß ein als Frau verkleideter Mann, la Strossera, auf der piazza für die gobbi eine Polenta machen, und die ciusi suchen den Kessel wegzunehmen, den die gobbi in einem weiten Kreis umgeben, um ihn zu schützen. Gelingt es nun den ciusi nicht, in den Kreis zu dringen, so fordern sie bald den, bald jenen, der Wache haltenden gobbi heraus, seine Kraft zu zeigen und seinem Gegner die Hände darzureichen, damit Beide mit engverschränkten Fingern und ausgestreckten Armen einander ziehen können. Die ciusi helfen ihrem Genossen, indem ihn Einer von hinten um die Taille faßt, ein Dritter es ebenso beim Zweiten macht u. s. f., bis eine lange Reihe entsteht, und die gobbi stehen ebenso ihrem Kämpfer bei, um diesem den Sieg zu verschaffen, und den Kessel zu retten.

Am letzten Februar-Abend werden die sogenannten Märzfeuer angezündet, und von den jungen Burschen singend Heiraten ausgerufen. Nach jeder Ausrufung wird geschossen und zugleich mit Schellen, Hörnern und anderen Instrumenten ein weithinschallender Lärm gemacht, eine Variante des Scheibenschlagens in Deutsch-Tirol am ersten Fasten-Sonntag.

Ein hübscher Brauch im Val di Sole (Sulzberg) ist es, daß der Geliebte seinem Mädchen am Palmsonntag einen Olivenzweig mit vergoldeten Blättern bringt, der mit einem seidenen Band umwunden ist.

Entgegen dem im Eisackthal verbreiteten Glauben, daß man kein Weihwasser trinken dürfe, weil es „vergessig" d. h. vergeßlich macht, pflegt man in der Umgegend von Trient am Char-Samstag ein Gläschen mit in die Kirche zu nehmen, um gleich nach der Wasserweihe etwas geweihtes Wasser zu trinken, weil dies vor dem Wechselfieber schützen soll, und in Roveredo wäscht man sich während des Glorialäutens mit geweihtem Wasser die Augen.

Im Val di Ledro band man früher beim Glorialäuten am Ostertag die Obstbäume mit kleinen Stricken oder Werg, um sie ergiebiger zu machen, ein Mittel, das noch jetzt, wenn auch mitunter zu anderer Zeit, in manchen Gegenden Deutschlands angewandt wird.

Den Vorabend des St. Georgen-Tages feiern in Folgaria die Knaben durch Anzünden von Feuern und durch Lärmen mit Schall-Instrumenten zum Zeichen, daß sie nun nicht länger ihre Heerden überall frei hintreiben dürfen.

Die Johannisfeuer, falo genannt, waren bei Trient und Pergina üblich, sind aber jetzt abgekommen, und auch der Glaube, daß in der Johannisnacht das Farrenkraut blühe und die Hexen während des Feierabend-Läutens am 23. Juni die ihnen zum Wettermachen nöthigen Kräuter sammeln, ist verschwunden.

Dagegen gilt die Wachtel noch immer als Prophetin für den Ertrag des Roggens, und nach altem Spruche in Vallarsa ist jeder Ruf von ihr im Frühling einen trono (12 alte Kreuzer) werth.

Die in Mittel- und Ober-Italien herrschende Sitte der Handwerker, den 1. August oder Feragosto nach Art der römischen feriae Augustali durch Schmausereien und Trinkgelage festlich zu begehen, hat sich auch in und bei Roveredo eingebürgert, und die Handwerker erbitten sich dazu Wein oder Geld von ihren Kunden.

Allerseelen ist der allgemeine, Tag für Geld- und Brotspenden an die Armen. Das verschenkte Brot heißt cuz oder cuzza, bei Pergine calése, und im Val di Ledro drohen die Kinder, die Thür zu beschmutzen, wenn man ihnen das Brot nicht gebe, indem sie singen:

Déme el cuss,
Se no, ve sporco l'uss.

(Gebt mir das Allerseelenbrot, wo nicht, beschmutze ich euch die Thür.)

In Deutsch-Tirol, wo gleichfalls die Gewohnheit herrscht, an Allerseelen kleine Brotchen an Bettler und Kinder zu verschenken, werden die Brotchen Armenseelen-Mügelen, Rigelen oder Armenseelen-Puchelen, bei Innsbruck Selbröt genannt.

Der Brauch in Lomaso, an diesem Tage die Armen mit einer Bohnensuppe zu bewirthen, ist italiänischen Ursprungs, und mahnt an die Vertheilung der Bohnen in Venedig.

St. Nicolaus und St. Lucia, der 6. und 13. December, sind die Freudentage der Kinder, und zwar bringt St. Nicolaus den Knaben, St. Lucia den Mädchen die üblichen Geschenke. Wie in Holland, Belgien und am Niederrhein, pflegen auch in Italien, Dalmatien und Wälschtirol die Kinder in der Nacht einen Schuh oder Strumpf vor das Fenster zu legen, und wie dort Heu und Mohrrüben, so hier Semmelbrötchen für den Esel beider Heiligen hinzustellen.

Arme Kinder gehen in den Weihnachtstagen Abends vor die Häuser singen, um Geschenke zu erhalten, welche ebenso, wie die Weihnachtslieder, beghenate oder bighanate heißen.

In Judikaria kommt auch das Sternsingen noch hier und da vor, und im Hochthal von Rabbi im Nonsberg legt man am hl. Abend einen großen trockenen Holzklotz in die Glut, damit er die ganze Nacht fortglimme und das Christkind erwärme. Der Klotz wird, wie in der Lombardei, lo zocco di Natale oder lo zocco di ogni bene (der Klotz von allem Guten) genannt, und dieser Brauch findet sich nicht nur in vielen romanischen Ländern, sondern auch bei den Kelten und Südslaven wieder.

Auch der vielverbreitete Glaube, daß die Thiere in der hl. Nacht sprechen können, fehlt nicht in Wälschtirol; ebenso wenig die fast überall bekannte Wetterregel, daß Mondschein in der hl. Nacht ein schlimmes Vorzeichen für die Fruchtbarkeit des folgenden Jahres sei, und daß an Lichtmeß (2. Februar) der Bär aus seiner Höhle kommt, um zu sehen, ob helles oder trübes Wetter sei. Ist trübes, bleibt er draußen; ist helles, geht er wieder auf vierzig Tage hinein, ein Bauernspruch, von welchem bereits „das Wetter im Sprichwort" (Leipzig, 1864) zahlreiche Varianten enthält.

In Vallarsa wird am 24. Dezember Brot gebacken und bis

zum St. Paulstag (25. Januar) aufbewahrt, wo die Mütter ihren Kindern davon zu essen geben, damit sie dadurch gegen Schlangenbisse gesichert bleiben.

In Folgaria und einigen anderen Orten pflegen die Weiber am hl. Abend, sowie am letzten Faschings-Abend nicht zu spinnen, sonst würden die Mäuse den Faden fressen, und in vielen Dörfern hat man die Gewohnheit, in der hl. Nacht ein Licht brennen zu lassen und des Morgens ganz früh, noch lange, bevor es Tag wird, das Vieh recht gut zu füttern, Gebräuche, die auch in deutschen Gauen öfters wiederkehren.

Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Adalbert Stifter, von Emil Kuh.*)

Bei der Lektüre dieser Monographie bin ich aus dem Staunen nicht herausgekommen. Ich habe erwartet, ein überschwängliches Lob, eine Himmelerhebung, ein Sturzbad von lauter preisenden Superlativen, wie dies immer die Redeweise jener ergebensten und überschäumenden Geister ist, die sich durch die Landsmannschaft und Bekanntschaft eines Meisters geschmeichelt fühlen und dafür in Dank erglühen und in Lob zerschmelzen; dann habe ich erwartet, daß dieser feuerspeiende Hymnus noch von einem Lorbeerkranze voll schillernder Redeblumen und schwülstiger Bilder umflochten sein wird, wie dies nun eben die Art der Feuilletonisten ist. Und nun begegne ich einer Nüchternheit des Gedankens, einer Objektivität des Urtheils, einer Klarheit der Auffassung und Rede, die mich in Verwunderung setzt, und die ich, wie gesagt, nicht erwartet hätte. Derselbe klare und sachgemäße Kritiker, der hier die Darstellung und den Styl A. Stifter's so fein zergliedert, derselbe Schriftsteller, der „die unerlaubte Umkehr und Verdrehung der Bilder" rügt und Klaus Groth's Ausspruch zustimmend anführt, daß dies „eine gemeinsame Unart der Dichter und Schriftsteller Oesterreich's" sei, der es an Stifter tadelt, daß dieser das Bild in folgendem Satze gebraucht: „Ihr Auge, dieser schöne Mond ihrer Herzenssonne" — derselbe Emil Kuh schreibt einmal in einem Feuilleton der Wiener „Presse": „Lessing's Nathan der Weise berührt uns wie eine Ernte an einem schönen Herbstabende". Lessing's Nathan „berührt", und er „berührt" uns „wie eine Ernte"!! Solche Sätze und Bilder kann man aber in den Feuilletons von Kuh zur Unzahl finden, und man wird daher meine Erwartung von ihm und mein großes Staunen begreifen. Es ist billig und gerecht, daß, wenn Jemand über einen Dichter zu Gericht sitzt und das Ergebniß seiner Untersuchung und sein Urtheil dem Publikum in einem Buche vorlegt, das Publikum auch etwas über die Eigenschaften und Manieren dieses Richters erfahre.

Unser Autor, der das äußere Leben und die Person A. Stifter's nicht berücksichtigen konnte, weil ihm „kein ausgiebiges biographisches Material zur Verfügung stand", er dringt dafür um so tiefer in das innere Leben, in die geistigen Werke Stifters ein. Stifter war nach seiner Ansicht ein Naturmaler, der in den Vierziger Jahren dieses Jahrhunderts ebenso seine Lieblingsgegenstände mit religiösen Vorstellungen verknüpfte, wie es in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein anderer Naturmaler (Barthold Brockes) that, aber Brockes' Schilderungen sind die „Ergebnisse verständiger Beobachtung, Illustrationen zu den Sprüchen von der Weisheit und Güte Gottes", während Stifter's Schilderungen „von der Phantasie nachgeschaffen, im Gemüth empfundene Naturbilder" sind. Dagegen fehle es den Stifterschen Erzählungen an Menschen mit Pathos und mit Leidenschaft, sie sind zu sehr resignirt, beschaulich und geduldig, sie werden nicht, sondern treten als fertige Menschen, als ein Gewordenes vor uns hin, und das kommt daher, meint Emil Kuh, weil der Dichter nicht motiviren könne. Er weiche den ernstlichen Trübungen der Seele, den Erschütterungen des Gemüths „schon in der Betrachtung" aus, und weil Stifter den Wirrnissen des Menschenherzens überhaupt ausbiegt und vor dem Räthsel der Seele von vornherein verschüchtert zurückweicht, so schildere er auch nicht zum Besten das Verworrenste und Räthselhafteste, die Frauennatur.

Sehr geschickt erklärt Kuh, wie dieses Ausbiegen und Ausweichen von Herzenskämpfen, wie diese Angst, diese Unruhe, „vom Räthsel des Lebens umstrickt zu werden", Stifter rasch auf den Rettungsweg, in die vom Bewußtsein nicht gepeinigte Natur getrieben habe. „Wie es Dichter gab, die sich, von Zweifeln gefoltert, endlich in den Glauben versenkten, um bei dem ein für alle Mal fertigen, Unverrückbaren den eigenen Widerspruch los zu werden, so versenkte sich Stifter in die Natur, welche ihm die innere Qual oder Beängstigung mildern, ausgleichen, beseitigen sollte." Das ist eine treffliche Charakteristik, die uns über das Glaubensbekenntniß des Dichters Aufschluß giebt. Stifter war auch Optimist, wie er dies in der Einleitung zum „Abdias" bei der Erklärung des Fatums der Alten bekundet, und aus dieser Weltanschauung leitet der Biograph die Entwickelung des Dichters und dessen Hang zur Kleinmalerei ab. „Da nach seiner Ansicht Alles, was da ist, gut ist und da in der Natur, in der wirklichen Natur der Friede waltet, so ist auch" — folgert der Biograph weiter gehend — „das von der Keimkraft nicht mehr behelligte Holz, aus dem man Stege zimmert und Sophalehnen biegt, der eingehenden Schilderung werth."

Dieselbe überselige Weltanschauung hat Stifter zu der Theorie vom „sanften Gesetz" in der Dichtung und Schicksalsfügung verleitet. Kuh nennt diese Theorie eine „unglückliche" und widerlegt sie im Gegensatze zu Julian Schmidt, der sie preist und bewundert, mit einschneidender Schärfe. Stifter hält nämlich in seiner Erklärung des Großen und Kleinen das Gewitter, den Blitz, den Sturm, das Erdbeben rc. nicht für größer, ja sogar „für kleiner" als das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Grünen der Erde, das Schimmern der Gestirne rc.; ebenso den furchtbar rollenden Zorn, den entzündeten Geist, der umreißt, ändert, zerstört, „für kleiner" als ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit mit einem heiteren, gelassenen Streben. So Stifter. Nun zeigt Kuh mit schlagenden Gründen, wie verworren eigentlich diese Ansicht ist und wie unlogisch die Folgerung. Für den Weisen gebe es allerdings keinen Unterschied zwischen dem indischen Büßer und dem christlichen Anachoreten, zwischen dem Erdbeben und der Zerstörung eines Bienenkorbs — „aber schon der Weise wird die Güte, die sich durch Leidenschaften hindurch an's Licht gekämpft hat, höher anschlagen, als die der Versuchung von vornherein enthobene Milde des Charakters", und die Poesie namentlich hat sich nicht an den Verstand und nicht an unser philosophisches Denken, sondern in erster Linie an unsere Einbildungskraft und an unser Gemüth zu wenden.— Wir können diesen Einwendungen nur vollständig beistimmen.

Kuh rügt auch den „frömmelnden, pfäffischen Zug", der sich

*) Wien, Tendler u. Comp., 1868.

in die letzten Bücher des Dichters eingeschlichen hat, läßt ihm aber auch andererseits Gerechtigkeit widerfahren und rühmt an ihm „die edle Linie und die Sauberkeit der Satzbildung". Stifter sei ein bedeutender Erzähler, „ein vortrefflicher Stylist", der Oesterreich zur Ehre gereiche. Ganz glatt läuft es freilich bei diesem Lobe Kuh's auch nicht ab, und wir begegnen da wieder einigen Ueberschwänglichkeiten (Seite 24 u. 30), indessen wird der Werth der Arbeit dadurch nicht beeinträchtigt und die Monographie kann mit Wohlbehagen gelesen werden.

Frankreich.

Eine Karrikatur Ludwig's XIV.*)

Unter den Wissenschaften, welche Parteigeist, Willkür und Vorurtheil sowie das Ungeschick der Liebhaber, zu mißhandeln pflegen, nimmt die Geschichte den hervorragendsten Platz ein. Dort ist das weite Blachfeld, auf dem die bösen Neigungen der menschlichen Natur einen uneingeschränkten Spielraum finden und sich fast ungescheut herumtummeln dürfen, dort lagern sich die vorgefaßten Meinungen, Ideen und Weltanschauungen ab, welche der heißen Sehnsucht ihrer Urheber gemäß in's Leben treten sollen, aber noch nicht in's Leben getreten sind und vorläufig noch nicht Wirklichkeit werden können. Menschen der verschiedensten Standpunkte beschäftigen sich mit dieser Art, Geschichte zu machen, Geschichte zu verbessern: Rückschrittsmänner, Liberale, Radikale stellen allsammt ihr Häuflein Mannschaft für die gewaltige Werkstatt des subjektiven Geistes, für den Jahrmarkt der Eitelkeiten. Statt an der Förderung unseres Wissens ein bescheidenes Theil mitzuarbeiten, neue Schachte der Erkenntniß zu öffnen, neue Wahrheiten zu enthüllen, wenden sie die kritische Feder gegen den sicher geborgenen Schatz des längst Erkannten, gegen die Helden und gegen die Darsteller der Geschichte und meinen der Menschheit zu dienen, indem sie ein Zerstörungswerk beginnen, einseitige Lichter aufstecken, den Zusammenhang zerreißen, stets die gemeinsten und schlechtesten Triebfedern für den Hebel aller Dinge ausgeben und einen Thurm von Aberwitz, Uebermuth, Lasterhaftigkeit, Mord, Brand und Entsetzen zusammenballen, daß Einem das Blut in den Adern erstarrt und man sich fragen muß, ob in dieser Unsumme von Gräuel und Frevel die leitende Hand einer liebenden Vorsehung auch nur denkbar?

Leider ist es ein talentvoller Schriftsteller, anscheinend freisinniger Färbung, der uns zu obiger Bemerkung veranlaßt. Ein Dr. H. von Holst hat sich bemüßigt gefunden, „Federzeichnungen aus der Geschichte des Despotismus" zu schreiben und mit der Gestalt Ludwig's XIV. anzuheben. Dieser füllt das erste Bändchen aus; was die Reihe im Uebrigen bringen wird, wird nicht klar ausgesprochen, aber der Standpunkt wenigstens angedeutet, der ein gründlich republikanischer ist. Die unmittelbar nahe liegende Frage: welchen Despotismus meint der Verfasser? hat er gar nicht erst aufgeworfen; Despotismus und monarchische Gewalt sind ihm von vornherein identisch. Daß es einen aristokratischen und demokratischen Despotismus, einen aristokratischen und demokratischen Absolutismus giebt, daran denkt er nicht, oder, wenn er daran denkt, so sagt er's doch nicht, sondern fährt sofort all' sein schweres Geschütz gegen die monarchische Staatsform und die Träger des monarchischen Prinzipes auf, welches zum alleinigen Sündenbock aller Willkür auf Erden gestempelt wird. Sollte man jenseits der Mitte des 19. Jahrhunderts ein so einseitiges Verfahren noch für möglich halten? Sollte man glauben, daß ein gebildeter Mann, der in einzelnen Fächern des Wissens tüchtige Studien gemacht hat, unter dem Scheine wissenschaftlicher Darstellung fort und fort mit jenen banalen Phrasen um sich wirft, die vor 1848 zum freisinnigen Zeitungsstyl gehörten, die aber, seitdem der deutsche Liberalismus den Jünglingsjahren entrückt ist, kaum noch in Winkelblättern sich hervorthun, da man längst aus den allgemeinen Deklamationen zur ernsten Betrachtung des Gegebenen und zur Erörterung praktischer Fragen und bedeutungsvoller Thatsachen überging?

Herr Dr. von Holst will Ludwig XIV. den „gleißenden Firniß" herunterreißen; er will gegen die „corrumpirte Idee" (soll wohl heißen: corrumpirende Idee?) der „nothwendigen Bevormundung der Völker" ankämpfen (S. 5), vielleicht weil man unter der segensreichen Herrschaft des badischen Fürstenhauses so stark bevormundet (??!), oder weil die „Absolutie" eine Lieblingsneigung des mitlebenden Geschlechts? Aber wer in aller Welt unter den Geschichtschreibern Deutschland's hat Ludwig XIV. mit einem „gleißenden Firniß" überzogen? Etwa Raumer, etwa Ranke? etwa Rotteck, etwa Schlosser? Oder Sybel, oder Häusser, oder Gervinus? Wo sitzen die Volksverderber, deren Urtheil Herr von Holst verbessern muß? Gegen wessen schädlichen Einfluß muß er beweisen, daß „die Absolutie ihrer Idee nach unsittlich"? Leben wir in einer Zeit, in welcher die Literatur dem Despotismus der Fürsten huldigt, oder nicht vielmehr in einem demokratischen Zeitalter, das gewaltig mit den Fürstenstühlen aufräumt?

Diese und ähnliche Fragen drängen sich beim Lesen des vorliegenden Buches dutzendweise auf, und es scheint, als möchte es dem Herrn Verfasser schwer werden, die eine oder die andere rundweg zu beantworten. Wofern er nicht, wie man volksthümlich zu reden pflegt, auf den Sack schlägt, während er den Esel meint, und alle seine Apostrophen eigentlich mehr gegen den Despotismus der Massen und der Coterien, als gegen den der Einzelnen gerichtet sind, was wir zu seiner Ehre gern annehmen wollen, da ja das Großherzogthum Baden, wo er dies geschrieben, nicht im Geringsten despotisch regiert wird: so sind die allermeisten seiner gewaltigen Speerwürfe in die blaue Luft hinausgeschleudert und er hätte sich sein ganzes Buch, das eingestandenermaßen keinen streng historischen Zweck verfolgt, füglich ersparen können. Denn wäre, um auf seinen Gedankengang einzugehen, Ludwig XIV. nur eine Firma, unter der allgemeinere Schäden der Menschheit aufgedeckt werden sollen, dann hätte der Herr Verfasser einen Standpunkt über den politischen Parteien erwählen, in Ludwig XIV. nicht den legitimen Fürsten, sondern die Fehler der menschlichen Natur bekämpfen müssen, dann hätte er Ludwig verziehen, daß er auf dem Throne, nicht in der Hütte geboren war, dann hätte er die despotischen Neigungen aller Klassen der Gesellschaft angegriffen und den einstigen Halbgott von Versailles nur als ein Beispiel einer besonderen Gattung von Despotismus hingestellt. Das hieß wissenschaftlich verfahren. Der Weg hingegen, den Herr von Holst eingeschlagen, sieht wahrlich nach ganz andern als wissenschaftlich belehrenden Zwecken aus, er

---

*) Federzeichnungen aus der Geschichte des Despotismus, von Dr. H. von Holst. Erstes Bändchen: Ludwig XIV. Heidelberg, Fr. Bassermann, 1868. (169 Seiten gr. 8.)

macht uns glauben, der Verfasser habe aufregen, erbittern wollen, als sollte die Volksstimmung in Süddeutschland wieder einmal gegen das monarchische Prinzip eingenommen werden und als würde eine Reihe von Schriften vorbereitet, deren praktischen Erfolg jeder aufrichtige Freund gesetzlicher Freiheit aus tiefstem Herzen beklagen muß.

Offenen Kampf gegen die falschen Richtungen der Zeit wird jeder Mann von Ehre für ebenso nothwendig als ersprießlich halten; will Jemand dem Cäsarenthum, dem Imperialismus zu Leibe gehen, so nenne er seinen Feind, so fechte er mit offenem Visir und stöbere nicht aus den Gräbern vermorschte Gebeine hervor und störe die Ruhe der Todten! Ludwig XIV. ist kein Imperator, kein bloßer Soldatenkaiser, sondern ein legitimer Monarch aus altem Hause gewesen; er hat nach dessen Ueberlieferungen regiert, kaum schlechter als manche seiner Vorgänger; er hat neben groben Versündigungen, ja Verbrechen, auch einzelne Züge von Größe offenbart; er hat eine Fülle von Talenten an den Staat heranzuziehen gewußt. Man müßte von der menschlichen Natur sehr klein, von dem 17. Jahrhundert sehr geringschätzig denken, wenn man all' diesen Talenten den niedrigsten Knechtsinn vorwerfen, oder gar die unbestreitbare Thatsache ableugnen wollte, daß, als Ludwig's XIV. Macht in voller Blüthe stand, die französische Nation die Blüthe ihrer Literatur, ihrer Kunst, ihres civilisatorischen, ihres politischen Ansehn's feierte! Das entkräftet nicht die Anklagen, die Ludwig in reichem Maaße verdient hat. Sehr im Gegentheil! Aber die allseitige Betrachtung seines Zeitalters versöhnt mit ihm sowohl, als mit der Menschheit. Es gab selten eine Zeit, die mehr Leistungen des Genius aufwies. Man kann die ästhetischen Grundsätze des alten Frankreichs ablehnen und dennoch behaupten, daß dieses hart angefochtene „siècle de Louis XIV." die schönste Epoche des französischen Geistes und in der Culturgeschichte der Menschheit immerhin eine sehr bedeutungsvolle war. Auch Elisabeth von England war eine Despotin, und unter ihr hat ein Shakespeare geblüht!

Der Grundirrthum des Herrn von Holst, der sich Seite für Seite kundgiebt, besteht in dem Hineintragen moderner Anschauungen in die Zustände und Stimmungen der Vergangenheit. Es war kein bloßer Knechtssinn, der im 17. Jahrhundert alle Stände um den Thron des allerchristlichsten Königs versammelte und alle Welt ihr Heil von Oben erwarten ließ. Man war damals aus innerster Ueberzeugung sehr monarchisch gesinnt in Frankreich, zumal gerade im Bürgerstande, der schon 1614 auf dem letzten Reichstage des ancien régime seiner eifrig monarchischen Stimmung den entschiedensten Ausdruck gegeben hatte. Mit Recht hat der Herzog von Noailles in seiner „Geschichte der Frau von Maintenon" das Frankreich des 17. Jahrhunderts gegen den Vorwurf sklavischer Unterwürfigkeit vertheidigt; die Nation sah in dem Königthum das Bollwerk ihrer Größe, das Symbol ihrer Macht, sie wußte sich eins mit ihm, sie hätte angesichts der Siege ihrer Waffen und der noch weit dauerhafteren ihrer Cultur von ihrer nationalen Ehre sehr wenig erfüllt sein müssen, wenn sie in der Glanzperiode Ludwig's XIV. anders, als monarchisch gedacht hätte! Erst der spanische Erbfolgekrieg brachte den verhängnißreichen Umschwung, während die Aufhebung des Edictes von Nantes, bei der Unpopularität der Hugenotten, lange nicht den Eindruck hervorrief, den wir heute von solcher Gewissensknechtung erwarten würden. Uebrigens vergißt Herr von Holst, energisch zu betonen, daß die Hugenotten-Verfolgung keineswegs eine aus dem monarchischen Vollbewußtsein entquollene Handlung war. Hätte er die Memoiren und das Testament politique des (übrigens ganz falsch von ihm aufgefaßten) Kardinals Richelieu studirt, so würde ihm klar geworden sein, daß eine erhabene Stellung über den Religionsparteien dem von Richelieu ausgebildeten und formulirten System des monarchischen Absolutismus weit mehr zusagte. Indem die Krone zur Gewissensbedrückung ihrer protestantischen Unterthanen sich herbeiließ, stieg sie zu Gunsten kirchlicher Einflüsse von ihrer hohen Stufe des Friedenswahrers herab; sie huldigte der Macht des Clerus und opferte dem fanatischen Theile desselben Tausende von brauchbaren Unterthanen. Von diesem Standpunkte muß man für damals die Sache ansehen. Nicht der Staat in erster Linie, sondern die Häupter der gallicanischen Kirche und nach den historischen Zeugnissen sogar mehr die gallicanische als die eigentlich ultramontane Partei sind für die Hugenotten-Verfolgung verantwortlich. So unbedingt hat Ludwig die Kirche nicht beherrscht, daß er die Gegenwirkung ihres Einflusses nicht an seiner eigenen Politik, selbst in seinen Lieblingsneigungen hätte erfahren müssen. Die Kirchenpartei hat ihm die Maintenon zur Seite gesetzt und den Herrscherplatz mit ihm ein wenig getheilt! Dergleichen kühle Erwägungen sind freilich gegen den Geschmack des Herrn Verfassers. Er tritt seinen Helden unablässig mit Füßen, läßt ihm, so zu sagen, kein gutes Haar, häuft Blut und Trümmer rings um sich auf, behandelt den gewaltigen König von Frankreich wie einen verderbten Schulbuben, dessen abgefeimte Bosheit nur von seiner Erbärmlichkeit überboten wurde. Und ein solcher Mensch hat zwei Menschenalter hindurch Europa zittern gemacht! Croira qui voudra! Wer die Memoiren des dem Könige notorisch feindlich gesinnten Saint-Simon als alleinige Quelle benutzt, kann bis zu einer Karrikatur Ludwigs XIV. sich versteigen, aber die strenge Muse der Geschichte verlangt nicht Karrikaturen, sondern Lebensbilder!

Trauttwein von Belle.

Belgien.

Die Rasse und ihr Einfluß auf die Bewegungen des Völkerlebens.*)

Das große Problem der Menschenrasse, welches heutzutage von den verschiedensten Standpunkten gewürdigt zu werden anfängt, hat einen belgischen Gelehrten aus der Partei der Brüsseler etwas radikalen Fortschrittsmänner (die z. B. der gewiß doch liberale Laurent nie anders als „les avancés de Bruxelles" betitelt) zu einer umfassenden Studie aller Seiten dieses mächtigen Stoffes veranlaßt: Herr Dr. Léon van der Kindere hat ihn zum Gegenstande einer Habilitationsschrift bei der „freien Universität von Brüssel", die man übrigens richtiger „Provinzial-Universität von Brabant" nennen sollte, auserseh̄en und ihn im Sinne der Ideen eines August Comte, d. h. der französischen Positivisten-Schule, dieser an den Umkreis des Erdballs gebannten Geister, beleuchtet. Der Verfasser bekennt sich allerdings ausdrücklich als Anhänger der „vlamischen Sache", was ihn und sein Streben uns von vornherein lebhaft empfiehlt, desto mehr

*) De la race et de sa part d'influence dans les diverses manifestations de l'activité des peuples, Thèse etc. par Léon van der Kindere. Bruxelles, Ferdinand Claassen, 1868.

jedoch muß auffallen, daß diese germanische Parteistellung ihn der gesammten Lebenswürdigung und dem sittlichen Typus des Germanenthums nicht näher gebracht hat. Er weiß zwar Einiges von der deutschen Philosophie, und seine Anführungen von Schopenhauer, Krause, Kant und Hegel scheinen dies zu bezeugen, indessen der Kern seiner eigenen Philosophie steht auf dem Boden eines Realismus, der hart an Materialismus streift und nach deutschen Begriffen kaum noch den Namen Philosophie verdient.

Um ein wahrhafter Anhänger des vlamischen Volksthums zu sein, genügt es nicht, etliche Diatriben wider Wallonen und Franzosen loszulassen, während man selber den Letzteren den Grundstock und die ganze Form seiner Bildung schuldet,, sondern es muß ein tiefes Eingehen auf das deutsche Gemüth, auf das deutsche Gottesbewußtsein, auf den Reichthum, die Innigkeit und Kraft des deutschen Geistes hinzukommen, die bereitwillige Verehrung jener sittlichen Güter, auf welche die deutsche Nation stolz ist. Ein Autor, der (S. 28) das Wirken der göttlichen Vorsehung im Fortschritt der Menschheits-Geschicke für die „vollständige Verneinung aller Freiheit“ erklärt, der Freiheit und Vorsehung als unvereinbar darstellt, mag den Wortführern jenes Lütticher Studenten-Kongresses wahlverwandt sein — eine germanische Natur ist er im innersten Herzen nicht, wofern der Theismus zu den unvergänglichen Merkmalen des Volkes gehört, welches die Kirchen-Reformation geboren, einen Luther, einen Melanchthon erzeugt hat.

In Deutschland wird man es unbedingt selbstverständlich finden, daß die Erforschung der Menschenrasse einer tiefen philosophischen Auffassung bedarf. Um der Rasse im System der Wissenschaft den rechten Platz anzuweisen, muß man sie im Hinblick auf die Idee der Menschheit betrachten und die Frage nach der Einheit des Menschengeschlechts aufwerfen. Hier nun kann mit einem lauwarmen Skepticismus nicht geholfen werden. Sich nach beiden Seiten, für das Ja wie für das Nein, eine Hinterthür offen halten, ist geradezu unstatthaft, weil die Beantwortung das Sein oder Nichtsein der anthropologischen Wissenschaft einschließt. Herr Léon van der Kindere freilich verfährt überall in der gedachten Weise. Von der Logik Stuart Mill's zur Vorsicht ermahnt, will er es mit keinem der beiden Standpunkte ganz verderben, und wenn auch die Negative ihn das Wahrscheinlichere dünkt, so will er doch die Affirmation nicht völlig preisgeben, auf die Idee der „Menschheit“, auf die der Einheit des Menschengeschlechts als einer allenfallsigen Möglichkeit nicht ganz verzichten. Weshalb wohl? Herr Léon van der Kindere ist ein Anhänger des Fortschritts; wie kann aber „Fortschritt“ ohne Menschheit und ohne einheitliche Menschheit gedacht werden? Nicht, daß der Herr Autor diese Frage formell ausdrückte, das würde ihm zu weit gegangen erscheinen, allein die Frage steckt virtuell hinter seiner Argumentation, welche die Einschränkungen und gleichzeitig die Politik der freien Hand so innig liebt! Die reine Empirie unseres Philosophen hat schwierige Bahn; Antinomien und Antithesen erheben sich wie dräuende Berge und sperren seinen Gedanken den Ausweg (ipsis verbis, S. 7)! Die Trugschlüsse der Schule des Zeno von Elis, d. h. der berühmten Eleaten, haben für Léon van der Kindere heute noch dauernden Werth: ein fliegender Pfeil ist, sofern er eben in keinem Moment an einer bestimmten Stelle mehr verweilt, als solcher nicht mehr vorhanden, die unendliche Theilbarkeit einer Sache wirkt nach dieser Philosophie vernichtend! „Aber, lieber Gott, das sind ja handgreifliche Verwechselungen von Idee und Erscheinung“, wird jeder nur einigermaßen philosophisch gebildete Leser ausrufen. Schadet nichts, der Fortschritt hat seine Rückstöße, und was 460 Jahre vor Christus durch Herakleitos' Verdienst ein überwundener Standpunkt zu werden begann, nämlich die logische Negation aller Bewegung, kann allem „Fortschritt“ zum Trotz noch 1868 die Schaubühne der Weltweisheit betreten und die Heerstraße der Forschung unsicher machen.

Nicht die Philosophie, sondern die empirische Naturkunde ist die starke Seite des Autors. Hier hat er tüchtige Kenntnisse eingesammelt; er weiß die Früchte seiner Belesenheit mit Eifer und Geschick an den Mann zu bringen. Leider jedoch verfolgt ihn überall hin der Unstern seines Systems. Die Menschenrasse ist nicht lediglich ein Problem der Naturwissenschaft, dem man durch bloße Beobachtung einer langen Reihe von Erscheinungen beikommen könnte, sie ist in viel machtvollerem Grade ein Problem der Geschichtsphilosophie und der Kulturhistorik; sie bleibt ohne umfassenden Einblick in die Wechselgeschicke der Menschheit ein unlösbares Räthsel. Nach dieser Seite hin bietet Herr Léon van der Kindere nichts Besseres, als was man durch die ethnographische Bellettristik und den höheren Zeitungsstyl unserer Tage ohne Aufwand von dickleibiger Gelehrsamkeit ziemlich mühelos erfahren kann; seine Sätze aus der Anthropologie, Völkerpsychologie und vergleichenden Sprachlehre, die nicht gespart sind, wirken daher oft geradezu trivial, da sie in dem gegebenen Zusammenhange gar keine bedeutsame Wahrheit ausdrücken. Daß die äußere Umgebung und der angeborene Charakter die menschliche Thätigkeit bestimmen, braucht nicht erst durch das Zeugniß des großen Etymologen Pott belegt zu werden; daß die Charaktere der Eltern sich oft bis in die kleinsten Einzelheiten in den Eigenschaften der Kinder wiederfinden, ist eine banale Thatsache, die nicht erst durch das Zeugniß des Doctors Heyfelder und des Schopenhauerianers Frauenstädt bestätigt zu werden braucht.

Zuweilen aber sind diese banalen Sätze, die mit ungemeiner Zuversichtlichkeit ausgesprochen werden, entschieden falsch. Es ist gar nicht wahr, daß Beispiel und Gewohnheit die Generationen immer nach derselben Richtung des Begehrungsvermögens hinüberwerfen, wie die Zweige eines Baumes, die ein anhaltender Wind immer nach derselben Seite hinüberneigt (S. 41). Die Geschichte zeigt merkwürdige Abweichungen, welche die empirische Völkerpsychologie niemals ausreichend erklären wird. In einigen Völkern stirbt der Sinn für Ackerbau und ständige Beschäftigungen urplötzlich ab, in anderen der kriegerische Sinn. Die Römer der Kaiserzeit und die der älteren Republik ähnelten sich blutwenig, und was viel auffallender ist, die Engländer des 19. Jahrhunderts haben in dem Gebiete des höchsten Aufschwungs englischer Kultur, auf dem Boden der Staatsanschauung sich von den Engländern des 18. Jahrhunderts so weit entfernt, daß „Alt-England“ eigentlich ein antiquirter Begriff geworden. Denn die corporative Basis des altenglischen Staatsbestandes hat in unerhörtem Maße und Umfange, relativ mehr, als bei allen Nachbarn, dem Princip der freien Vergesellschaftung Platz gemacht, so daß selbst Tories schon seit 30 Jahren Staat und Kirche mit dem Namen „Associationen“ bezeichnen. In England, dem Lande der politischen „Erbweisheit“ ist der Staat eine Actiengesellschaft, die Staatskirche eine Association von Gläubigen! Und solche Umwälzungen der Lebenswürdigung soll die Rasse ausgiebig erklären können? Soll die Rasse uns beantworten, wie das mit allen Fibern seines Daseins protectionistische England des 18. Jahrhunderts im 19. der oberste Hort des Freihandelssystems ward? Ganz im Gegentheil, es giebt im Verlauf der Völkergeschichte so starke Verneinungen der natürlichen

Anlagen eines Volkes, daß wir an höchster Stelle die vollkommene Ohnmacht des reinen Naturprocesses erkennen und nur der Gedanke der göttlichen Weltregierung uns eine Ahnung von dem Zusammenhange der so sehr widersprechenden Erscheinungen verschafft. Es giebt eben höhere Zwecke hienieden und im Weltenall, als das starre Sichausleben der gleichen alltäglichen Eigenthümlichkeit, die man physisch betrachtet „Rassentypus" nennt; wie die Natur selbst gigantische Revolutionen erfahren hat, so sind auch im Völkerleben unberechenbare Mächte wirksam, denn die Völker sind nicht bloß körperhaft, sie besitzen auch Seele und das Seelische im Menschen wird von seelischen, von idealen Kräften regiert, welche im innersten Schooße des Kosmos ihren Sitz haben. Hätte der Herr Verfasser, was er nicht hat, einen Gott, hätte er den Glauben an eine lebendig wirkende Vorsehung, er würde nicht so häufig in der Blindheit umhertappen und Orakelsprüche zu bieten vermeinen, wo er sich kaum über das alltägliche Gerede von Erbeigenthümlichkeiten und Wahlverwandtschaften erhebt.

Es ist gewiß eine unzweifelhafte Wahrheit und eine kostbare Errungenschaft der Forschungen unserer Zeit: Völker und Staaten haben zunächst von der Natur einen Grundstock von Mitteln und Fähigkeiten empfangen, an denen subjectives Belieben im Dienste höherer Staats- und Gesellschaftszwecke nicht leicht etwas ändert. Aber diese Physiologie des Staates und der Nationen, unseres Wissens zuerst von dem Berliner Gelehrten Constantin Frantz (1857) in ein System gebracht, hat ihre Gränze an der Ethik des Staats- und Völkerlebens, sie bestimmt wohl das äußerliche Maß und die natürliche Richtung der Kräfte, nicht aber deren oberste Entfaltung und deren umfassendstes Vermögen. Denn Recht und Sitte stehen über der Physis von Volk und Staat, und die Zwecke der göttlichen Weltordnung kann weder ein Rassentypus noch eine staatliche Schranke eindämmen. Ob die Celten, deren Charakter der Autor ohne Rücksicht auf den männlichen Ernst und die Zähigkeit des Spaniers viel zu leichtlebig schildert, ob der Germane, oder der Slave in Europa die Palme des Siegers, den Thron der Herrschaft erringen werden, das hängt von dem Walten einer unerforschlichen Macht ab, für deren Dasein Herr Léon van der Kindere keine Stelle in seinem System zu entdecken wußte.

Trauttwein von Belle.

Holland.

Der Uebergang des Alterthums in die neuere Zeit.

Wo die Eintheilung in eine Geschichte der Welt vor Christo und eine Geschichte der Welt nach Christo nicht mehr oder nicht Mode ist, wird der Abschluß des Alterthums entweder mit dem Untergang des weströmischen Reiches (476) oder mit dem Beginn der germanischen Völkerwanderung (375) angenommen. Indessen ist ja jede bestimmt fixirte Jahreszahl nur mit einer gewissen Willkür festzuhalten; nur in den Tabellen und Lehrbüchern, nicht in der Wirklichkeit schneiden geschichtliche Epochen so scharf begränzt ab. „In Christi Mantel der Germane", den auf Golgatha Freiligrath um einige Jahrhunderte dichterisch antecipirt, dieser erst ist der Repräsentant der Geschichte der neueren Zeit — wenn man bis jetzt nur eine Zweitheilung annehmen will — als Gegenbild zu dem civis Romanus, dessen stolze Gestalt auf dem Gipfelpunkt der vorangegangenen historischen Entwickelungsperiode steht, die doch auch in der nachfolgenden nicht nur ihren Gegensatz, sondern zugleich ihre Fortsetzung findet.

Diese Anschauung scheint auch Professor van Oordt*) zu theilen, der es unternommen hat, den Uebergang zu schildern, in welchem die christliche Religion und die römische Staatsidee in gemeinsamer Einwirkung auf das lebenskräftige Germanenthum dieses zum neuen Träger der Kultur und zum bestimmenden Faktor der historischen Entwickelung machte. „Das Neue", so beginnt die Einleitung des unten angeführten Werkes, welches unsere Zeiten von dem Alterthum unterscheidet, läßt sich auf zwei Hauptpunkte zurückführen: die Befestigung des Christenthums und die Eroberung des römischen Reiches durch die Germanen. Die neue Gesellschaft hat unter dem Einfluß des Christenthums sich entwickelt; ihr Wesen ist eine Verschmelzung römischer und germanischer Institutionen. Die Verschmelzung ist vorzüglich durch die Wirkung des Christenthums zu Stande gebracht, und ohne die Verjüngung des Menschthums durch das germanische Element wäre das Christenthum vielleicht nicht zu seinem Rechte gekommen."

Der Verfasser ist Professor der Geschichte am Haag'schen Gymnasium, in dessen oberster Klasse mit den Schülern ein ausgewählter historischer Abschnitt, im letzten Schuljahr eingehender, in mehr akademischer Weise, behandelt wird. Für das Schuljahr 1866—67 hatte hierzu Dr. van Oordt die Regierungszeit Konstantin's ausersehen, als die Zeit, in welcher Altes und Neues sich mit einander verbinden. Das seinem Untergange entgegen gehende Alte mußte dazu denn doch auch in anderer Weise betrachtet werden, als es der vorangegangene gewöhnliche Schulunterricht mit sich bringt; das führte zu einem Ueberblick über die römische Kaiserzeit. Aber das kaiserliche Rom war ja schon nicht mehr der Höhepunkt des Römerthums, war selbst in seinem höchsten Glanze ein Sinken des alten Römergeistes; so ging die Betrachtung zurück bis zur Blüthe der Republik.

Dem jetzt erschienenen Theil sollen noch zwei andere folgen, der nächste betitelt: „Eindringen der Barbaren", der letzte: „Heidenthum und Christenthum". Hieraus erklärt sich, warum der erste Theil nicht mit Marc Aurel, dem letzten Adoptionskaiser, sondern mit seinem Vorgänger schließt; der Verfasser will eben keine römische Specialgeschichte schreiben.

Daß das Werk mehr ein historisches Lesebuch als Lehrbuch ist, wird seine Verbreitung eher fördern als hemmen, und des Verfassers ehrliche historische Auffassung, sein treues und umsichtiges Quellenstudium, wie sein Darstellungstalent lassen wünschen, daß seinem vorzugsweise auf die sozialen Verhältnisse eingehenden Buche auch durch Uebersetzung ein größerer Leserkreis geschaffen werde.

F. H.

Nord-Amerika.

Religiöse Sekten in Amerika, nach Hepworth Dixon.

II.

Die Shakers und die biblischen Communisten.

Von den Mormonen zu den Nachfolgern von Anna Lee ist ein Uebergang wie etwa von einer geräuschvollen, unruhigen

*) Constantin de Groote en zijne voorgangers. Eene studie over den Romeinschen keizertijd. Door Dr. J. W. G. van Oordt. Eerste deel. Tot Antoninus Pius. Haarlem, A. C. Kruseman, 1868.

Straße zu einem stillen Friedhof, dessen Bewohner mit der Welt abgeschlossen haben. Die Shaker (Zitterer), wie sie in vulgärer Ausdrucksweise benannt werden, die „vereinigte Gesellschaft der an Christi zweites Erscheinen Gläubigen", wie sie sich selbst in dogmatischer Hinsicht bezeichnen, sind eine religiöse Sekte, die sich bis jetzt nur in den Vereinigten Staaten findet, und deren hervorstechendsten Charakterzug das praktisch durchgeführte Cölibat ist. „Berg Libanon", das Centrum und die hauptsächlichste Wohnstätte dieser Sekte, an der Gränze von New-York und Massachusetts gelegen, lohnt einen Besuch, denn nirgends ist die Cultur des Landes so vorgeschritten, der Anbau des Bodens mit solcher Sorgfalt, man kann sagen Liebe behandelt, nirgends werden die Früchte des Feldes in solcher Vollendung erzielt. In ganz Amerika giebt man diese Thatsache zu, die innig mit den religiösen Anschauungen der Shaker zusammenhängt. Ihnen zufolge liegt die Erde unter dem Bann der menschlichen Leidenschaften, die wie ein dunkler Fluch auf ihr lasten, sie muß erlöst werden zur Schönheit durch menschliche Liebe. Daher die fast unglaubliche Sorgfalt der Behandlung, welche der Shaker dem Boden widmet.

Das übrige religiöse Glaubensbekenntniß der Sekte läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen: Das himmlische Königreich ist auf Erden wieder hergestellt, Christus ist in Wahrheit zum zweitenmal erschienen. Das alte Gesetz ist aufgehoben, das Gebot: vermehrt euch, hat seine Giltigkeit verloren, zwischen Himmel und Erde ist wieder ein Zusammenhang, Engel und Geister sind wieder wie vormals die Gefährten der Menschen, mit denen sie im Verkehr stehen. Nur Wenige freilich haben die Wahrnehmung dieser großen Veränderung in sich aufgenommen. Wen aber der Herr dazu erweckt, der stirbt der Welt ab, er vergißt ihre Leidenschaften und Kämpfe, er hat keinen Theil mehr an ihren Vergnügungen und Leiden. Es giebt keine Heiraten mehr, sondern nur eine geistige Liebe, die jedes fleischliche Verlangen abgethan hat mit der Welt, die hinter den Gläubigen versunken ist.

Halten wir uns nicht auf mit dogmatischen Betrachtungen über diese Punkte noch mit der etwas dunkelen Ursprungs-Geschichte der Sekte, die ungefähr seit 1780 ihre erste Ausbreitung in Amerika gewann, sondern sehen wir zu, wie diese Grundsätze sich im Leben gestaltet haben. „Berg Libanon" ist ein Platz, auf dem, trotz emsigen Fleißes der Bewohner, etwas wie ein immerwährender Sonntagsfriede ruht. Die Straßen sind ruhig, es giebt keine Bierhäuser, keine der in amerikanischen Städten so unentbehrlichen Grogläden, man sieht kein Regierungsgebäude, kein Gefängniß, die Häuser haben etwas Kapellenhaftes an sich, in ihrer Stille, ihrer fleckenlosen Sauberkeit, ihrer schmucken Einfachheit; die Fenster glänzen, das Mauerwerk ist wohl erhalten, das Holzwerk sauber angestrichen, nirgends eine Spur von Prunk, nirgends ein Zeichen von Verfall. Wohlgepflegte Gärten, zahlreiche Büsche und Sträucher würzen die Luft mit aromatischem Hauch. Und dieser friedlichen Wohnstätte entsprechend sind die Bewohner geartet: sanft im Sprechen, ruhig in der Haltung, ein Völkchen, das mit sich, mit der Natur und dem Himmel in Frieden zu sein scheint. Wunderbarer Contrast für den Wanderer, der aus dem gellenden, betäubenden, Leben New-Yorks hierherkommt und sich in eine andere Welt versetzt findet, in der ihm nichts wie Ordnung, Enthaltsamkeit, Frugalität, Ehrerbietung begegnen. Jeder scheint geschäftig, aber ruhig. Weder Zwang noch Drohung machen sich bemerkbar, denn Nichts darf in einer Shaker-Niederlassung jemals vermittelst Gewalt gethan werden. Jeder ist frei; wer kam, kam unbegehrt, wer gehen will, ist darin unbehindert. Es giebt keine Polizei, keine Soldaten, keine Richter und obwohl die Mitglieder dieser Gesellschaft auf allen individuellen Besitz von Anfang an verzichten, gehört eine Berufung an die Gerichte zu den unbekannten Dingen. Wem diese Schilderung vielleicht ein ungläubiges Kopfschütteln verursacht, hat noch verstärkte Veranlassung dazu, wenn ihm mitgetheilt wird, daß auch die Krankheitsgeißel unbekannt ist in dieser Friedensstätte. In 36 Jahren soll nur eine einzige Erkrankung in „Berg Libanon" vorgekommen sein — ein Umstand, der übrigens vielleicht weniger wunderbar erscheint, wenn man die Lebensweise einerseits und andererseits die besondere Eigenthümlichkeit in Erwägung zieht, daß die größte Sorgfalt auf Herstellung einer vortrefflichen Ventilation in den Wohnungen verwendet wird. Gute Luft ist die Medizin der Shaker.

Wer sich dieser Glaubenssekte anschließen will, entsagt, wie schon bemerkt, der Welt, d. h. er löst jegliche Verbindung mit ihr, welcher Art es sei, er regelt seine Geldverpflichtungen, er annullirt Contracte, Testamente, er giebt alle Freunde und Verwandte auf, er legt Rang und Titel ab. Ist er verheiratet, so willigt er ein, sein Weib hinfort als seine Schwester zu betrachten und nur so mit ihr zu verkehren. Er übergiebt sein Vermögen einem gemeinsamen Fonds, er arbeitet von nun an mit ganzer Hingebung für das allgemeine Beste und vor Allem bemüht er sich, dem religiösen Dogma von der Erlösung der Erde durch die sorgfältigste Behandlung derselben dienstbar zu werden. Nur um so hohen Preis, um keinen anderen kann der „Heide" Eingang finden in und Antheil nehmen an der Ruhe der Gläubigen. Und doch treten alljährlich zahlreiche neue Mitglieder in die Genossenschaft ein. „Berg Libanon" ist nur eine von 18 Niederlassungen, die sich zerstreut in den Vereinigten Staaten finden. Der Census von 1860 gab die Anzahl der Shaker auf über 6000 an. Welches ist denn der magnetische Zug, der aus dem buntbewegten Leben mit seinen tausendfachen Preisen und Verführungen Menschen in diese Einsamkeit ladet? Vielen wird es ein unlösbares Räthsel scheinen. Uns aber dünkt, für Manchen, der an jene Pforten klopfen mag, hat schon das „Weltkind" Goethe des Räthsels Lösung in den Worten angedeutet:

„Ach, ich bin des Treibens müde!"

Ueber die Lebensweise der Shaker schließlich noch einige Bemerkungen: Sie leben in Familien-Häusern, jede Familie hat ihr eigenes männliches und weibliches Oberhaupt. Die Wohnungen sind, wie bereits angeführt, vortrefflich ventilirt und von einer fast peinlichen Sauberkeit, alle Zimmer sind gleichmäßig, einfach aber nicht dürftig möblirt. Männer und Frauen leben in getrennten Räumen, die Frauen schlafen gewöhnlich paarweise in ihren Zimmern. Zu den Mahlzeiten — um 6 Uhr Morgens, um 12 Uhr Mittags und um 6 Uhr Abends — vereinigen sich die Familien-Mitglieder in einem Saal. Das Essen ist gut und mannigfaltig, aber das Fleisch fehlt in der Regel; als Getränk dient Wasser, Milch und Thee. Während des Essens wird nicht gesprochen. Die Damen in einer Shaker-Niederlassung — denn zum Unterschied von den Frauen der Mormonen haben die Frauen dieser Sekte in Haltung und Wesen den Anstrich von Damen — verrichten keine Arbeit außerhalb des Hauses, beschäftigen sich aber mannigfach und immer nützlich innerhalb desselben; die eigentliche Hausarbeit wird abwechselnd monatlich von einer jeden übernommen. Die Shaker verwenden auffälliger Weise viel Mühe auf die Erziehung, und ihre Schulen genießen eines verdienten Rufes. Dieser Umstand sichert ihnen einen unzweifelhaften Einfluß auf den

amerikanischen Geist, der unwillkürlich durch mancherlei Shaker-Anschauungen beeinflußt wird, wie denn beispielsweise die Annahme des Verkehrs mit Geistern in Amerika bekanntlich in den weitesten Kreisen verbreitet und durch die Spiritualisten zu einem eignen Dogma ausgebildet worden ist.

Von einem ganz anderen Gepräge als der Geist, der auf „Berg Libanon" waltet, ist, was „Vater Noyes", der geistige Leiter der Bibel-Communisten" in Oneida Creek erschaffen hat. Noyes ist ein Mann von unternehmender Sinnesart, von einer über das Durchschnittsmaß sich erhebenden Bildung und von originaler Kraft. Ergriffen von dem wilden Wirbelwinde religiöser Erweckungen, die gelegentlich Amerika durchbrausen und die besonders schlimm im Jahre 1831 tobten, zog er gewissermaßen die Summe der kühnsten, in ihnen aufgetauchten Doctrinen, indem er in einem berühmt gewordenen Brief, unter Berufung auf den Apostel Paulus die Ehe, wie sie die Welt lehrt, als ein selbstisches Institut verwarf und an ihrer Stelle einen ehelichen Communismus predigte. „Vater Noyes", der etwas von einem Philosophen ist, hat außer seinen dogmatischen Ueberzeugungen von der Verwerflichkeit der Ehe, auch seine eigene Liebesphilosophie, die er auf die menschliche Natur, wie sie ihm zufolge beschaffen ist, gründet. Er sagt u. A.: „Männer und Frauen finden im Allgemeinen, daß ihre Empfänglichkeit für Liebe nicht durch einen Honigmonat erschöpft oder durch einen Gegenstand der Liebe befriedigt wird. Im Gegentheil, die Geheimgeschichte des menschlichen Herzens wird immer erweisen, daß dasselbe unzählige Mal und unzählige Personen lieben kann. Je mehr es liebt, desto mehr kann es lieben. Dies ist das Gesetz der Natur." Nachdem dies „Naturgesetz" ergründet worden war, kam es darauf an, die Beziehungen der Geschlechter im Verkehr zu einander so zu regeln, daß denselben keine der Schranken auferlegt wurden, welche nach Noyes lediglich der Egoismus der Menschen aufgerichtet hat. Nach mancherlei Versuchen, die zuerst nicht allzuglücklich ausfielen, ist daraus die complex marriage geworden, für die uns einstweilen noch die passende deutsche Bezeichnung fehlt, die aber füglich als die Heirat Aller mit Allen bezeichnet werden kann. Es ist von Interesse, die praktische Gestaltung dieses neuesten Versuchs auf dem Gebiet der Ehegesetzgebung anzugeben. Die „Familie" in Oneida Creek, der Hauptniederlassung der Bibel-Communisten, besteht aus 300 Mitgliedern und befolgt für den Verkehr der Geschlechter folgende Prinzipien: Zunächst wird von dem allgemeinen Grundsatz ausgegangen, daß die Liebe als ausschließlich einem Gegenstand anhangendes und diesen vergötterndes Gefühl ein Unrecht ist; ebensowenig soll dieselbe die Machtvollkommenheit, sich selbst Gesetz zu sein, beanspruchen dürfen, vielmehr ist die erste Pflicht sich selbst zu controliren, grade auch in der Liebesempfindung zu bethätigen. In Erwägung der rebellischen Natur des Herzens, übernehmen die „Familie" und speciell die älteren Mitglieder derselben, die Väter und Mütter, die Controle. Welcher Mann sich einem Weibe zu nähern wünscht, hat dies durch eines der älteren Mitglieder zu vermitteln, wodurch die Gemeinde ihrerseits, die überhaupt jederzeit den Anspruch erheben kann, daß jedes Mitglied sein Verhalten in Uebereinstimmung mit ihr regele, gewissermaßen Cognition von der Angelegenheit erhält. Es ist dies außerdem deshalb wesentlich, weil es als ein wichtiges Prinzip gilt, daß die Personen beiderlei Geschlechts jedesmal mit älteren und gesetzteren Personen, wie sie selbst sind, in ein Liebesverhältniß treten, dieser Grundsatz aber ohne besondere Controle schwerlich durchzuführen wäre.

Schließlich hat jedes Weib vollkommene Freiheit, jede ihr nicht convenirende Annäherung abzulehnen. „Unter Zugrundelegung dieser allgemeinen Grundsätze", sagt „Vater Noyes", hat die praktische Durchführung der sozialen Theorie unserer Gesellschaft nur geringe Schwierigkeit. Sobald die Mitglieder erleuchtet werden, regieren sie sich selbst nach diesen Prinzipien. Das große Ziel ist, Allen Selbstbeherrschung zu lehren. Dies führt zu dem größten Glück in der Liebe und dient zum Besten Aller."

So der amerikanische Philosoph des Liebe-Communismus und wenn wir uns, von allen religiösen Gesichtspunkten absehend und rein menschlich urtheilend, nicht leicht überzeugen werden, daß Liebe in dieser Zwangsjacken-Behandlung nicht ihren Adel einbüße und einer Entartung anheimfalle, die sie in ihrem innersten Wesen verwundet, so ist andererseits zuzugeben, daß die Zwangsjacke praktisch genug construirt ist, um genau die Wirkung, auf die sie berechnet ist, auszuüben.

„Vater Noyes" kann sich darauf berufen — und wer will ihn widerlegen, da es die eignen Mitglieder nicht thun, — daß sein Familienprinzip sich in der Ausführung bewährt, daß die Niederlassungen, deren es drei giebt, gedeihen, daß Männer und Frauen glücklich und gesund leben, daß die Resultate mit Einem Wort für ihn sprechen. Wenn Ihr, kann er sagen, die communistischen Versuche von Owen, Ripley, Fourier, Cabet und Anderen verurtheilt und deren Resultatlosigkeit als einen Beweis dafür anführt, so habt Ihr Recht, denn diesen mangelte die religiöse Basis, aber das Gleiche gilt nicht von dem System der Bibel-Communisten, die in noch viel ausgedehnterem Sinn auf jeglichen individuellen Besitz verzichten und die Gemeinsamkeit nach allen Richtungen hin durchführen, und für die der Erfolg, den sie erzielen, spricht. Der Erfolg ist ein durchschlagendes Moment in Amerika, und es fehlt auch dieser Sekte nicht an immer frischem Zuzug, der ihren Gründer wieder in der Ueberzeugung bestärken mag, wirklich ein neues und vollkommenes System sozialer Ordnung aufgefunden zu haben, das immer weiter zu verbreiten seine Mission sei. Und „Vater Noyes" ahnt wohl nicht, daß eben diese weitere Verbreitung seinem System wirklich gefahrbringend werden müßte. Denn mit der wachsenden Ausdehnung würden den Anhängern dieser Grundsätze auch höhere Cultur- und staatliche Bildungszwecke zuwachsen, von denen sie in dem engen Rahmen eines religionsgenossenschaftlichen Familienlebens einstweilen abstrahiren können und die Unlösbarkeit dieser Anforderungen auf Grund dieser sozial-theoretischen Bedingungen würde sich bald genug herausstellen.

Schließlich ist hier noch der Free Lovers zu gedenken, die zwar keine eigentliche religiöse Sekte, aber ein Prinzip vertreten, das Prinzip nämlich, daß der Bund der Liebe, die Ehe, jederzeit frei geschlossen und frei aufgehoben werden müsse, ohne ein Eingreifen und ohne irgend eine störende Dazwischenkunft der Kirche und des Staates. „Freie Liebe" in diesem Sinne hat in Amerika ihre Poeten, Redner und Prediger, ihre Zeitungen, Lesehallen, Picnic-Partien und Niederlassungen — mit Einem Wort, sie hat eine gewisse soziale Stellung und Verbreitung und läßt sich nicht mit Erscheinungen in Europa vergleichen, die äußerlich eine gewisse Verwandtschaft mit ihr zu haben scheinen könnten. Von den Niederlassungen der Free Lovers sind zwei zu erwähnen, Berlin Heights im Staat Ohio und Modern Times auf Long-Island bei New-York, aber das Prinzip der „freien Liebe" hat außerdem eine weite Verbreitung unter den Anhängern der verschiedenen Formen des Spiritualismus, deren Zahl eine bewährte amerikanische Autorität auf ungefähr vier

Millionen schätzt. Die meisten Spiritualisten bekennen sich zu Swedenborg's Doctrin von einer dem Menschen für alle Ewigkeiten bestimmten „Affinität", einer ihm zugehörigen Wahlverwandtschaft, die zu realisiren er die religiöse Pflicht habe. Das Recht, was daraus fließt, ist natürlich höher wie alle irdischen Verpflichtungen — als praktische Consequenz ergiebt sich aber, daß der Spiritualist in dem Suchen nach seiner Affinität die bindenden Schranken, welche das Gesetz und die Sitte gewöhnlichen Menschenkindern auferlegt, überspringt und daß nur die Ungebundenheit der „freien Liebe" seinem Herzens- und gleichzeitig seinem religiösen Bedürfniß Genüge leisten kann.

Die Erscheinungen, die wir hier verzeichnet, haben, einzeln betrachtet, vielleicht das Aussehen von Excrescenzen, von krankhaften Bildungen am sozialen Organismus, die ungesunden Säften ihren Ursprung verdanken. Wer milder urtheilt, mag sie auf Rechnung eines Kraftüberschusses setzen, wie er in jungen, mächtig emporstrebenden Gemeinwesen von halbfertiger Bildung, aber reichen natürlichen Mitteln, sich zu entwickeln pflegt. Ohne zu verkennen, daß in dieser Anschauung etwas Berechtigtes liegt, möchten wir doch bezweifeln, daß damit Alles gesagt ist. Die Zeit rüttelt mächtig an hergebrachten Satzungen und Formen, sie zieht alle bestehenden Verhältnisse in Zweifel, das Geschlecht dieser Tage ist gleichsam mit Schaufel und Spaten geschäftig, den Boden umzuwühlen und ihn herzurichten für das Wachsthum neuer Aussaaten. Man mag noch so sehr über sozialistische Experimente und Experimentatoren lächeln, dem philosophischen Blick, der das Gehende und Kommende ohne Vorliebe für das Eine oder Andere betrachtet, kann es nicht entgehen, daß sozialistische Tendenzen d. h. in unserem Sinn lediglich solche, welche die gegenwärtigen Culturformen radikal zu ändern trachten, trotz mannigfacher Fehlschläge wie aus innerer Nothwendigkeit sich immer neu erzeugen. Signatura temporis, es ist gewissermaßen die Geheimschrift der Zeit, mannichfach verwischt und nur zwischen den Zeilen zu erkennen, aber gleichwohl lesbar. Diese revolutionäre Richtung des Zeitgeistes steht zwei Fundamenten der sozialen Ordnung vor Allem feindlich gegenüber: der Familie und Ehe in ihrer traditionellen und gesetzlichen Beschaffenheit und dem Eigenthum als Privatbesitz des Einzelnen in der Form, wie es die moderne Gesellschaft garantirt und für unantastbar erklärt. Im Zusammenhang mit diesen Tendenzen müssen vor Allem auch die Erscheinungen betrachtet werden, die das amerikanische religiöse Leben aufweist, ihr Schwerpunkt ruht offenbar viel mehr auf sozialistischem als auf rein religiösem Gebiet. Wenn sie im Gewande religiöser Ueberzeugungen auftreten, so ist dieser Umstand doch nicht mehr als was die Geschichte aller Zeiten aufweist, daß nämlich jedes neue Prinzip, welches sich der Gedanken und der Phantasie der Massen zu bemächtigen bemüht ist, sich zunächst immer als religiöses Prinzip ausspricht. Ueber den Werth oder Unwerth, über die Dauer oder Hinfälligkeit dieser religiös-sozialistischen Experimente ist damit natürlich nichts ausgesagt, und wer fühlt bei Beurtheilung dieser Gegenstände auch nicht das Mißliche einer positiv absprechenden Kritik, die doch schließlich immer nur auf dem Standpunkt einer gegebenen Culturanschauung fußen kann. Die beste Kritik übt das Leben; es erhält, wenn auch erst auf die Dauer, das Lebensfähige, es verwirft, was sich an den Gesetzen des Lebens versündigt und in dieser Beziehung, scheint uns, ist gerade der amerikanischen Entwickelung, die den Vortheil bietet, Allem, was zu Tage will, die Erprobung des Lebens zu gestatten, ein ganz eigenthümlicher Werth nicht abzusprechen.

J. Duboc.

China.

China auf der Bahn des Fortschritts.

Die soziale und religiöse Umwälzung China's wird, falls sie in demselben Maße wie seit den letzten 30 Jahren fortschreitet, mit dem Eintritt des 20sten Jahrhunderts das große Reich der Mitte vollständig in den Kreis der civilisirten Staaten gezogen haben, und jede für die dort verkehrenden Nationen des Westens noch bestehende Schranke wird dann längst gefallen sein. Dreißig Jahre haben eine wunderbare Veränderung in China bewirkt; gleichwohl wird dieselbe weit hinter der zurückstehen, welche die nächsten dreißig oder auch nur fünfzehn Jahre hervorbringen werden. Die Eröffnung der Schienenwege vom Pacifischen zum Atlantischen Ocean, die Umgürtung des Erdballs mit elektrischem Draht gehören mit zu den Ursachen, welche diesen Umschwung herbeiführen müssen. Hauptsächlich ist freilich den nach verschiedenen Provinzen des Kaiserreiches entsandten Missionären und deren Einfluß auf die Eingeborenen dieser große, fast im Stillen vor sich gegangene Kulturprozeß zu verdanken. Die für diese Pioniere von Anfang an vorhandenen und auch heut noch bestehenden Schwierigkeiten beruhten weniger auf der Zähigkeit, mit welcher die Landeskinder an ihrer Religion hängen, als auf deren krampfhaftem Festhalten an mannigfachem volksthümlichem Aberglauben. Die Grundlage der Volksreligion, zersplittert in eine Anzahl der verschiedensten Sekten, ist seit undenklicher Zeit ein Polytheismus, ähnlich der Theogonie der Aegypter, Griechen und Römer. Diesem sind unzählige heidnische Gebräuche, Spuk und Zauberei entsprungen und, eigenthümlich genug, wenngleich das chinesische Volk für seine Religion oder deren Theorieen keineswegs große Ehrfurcht hegt, ist es doch vollständig mit jenen, nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit der Religion stehenden Gebräuchen verwachsen. Dieser Götzendienst stellt eine Richtung dar, welche die alltäglichsten Naturerscheinungen in abergläubischster Weise deutet. Der fünfkrallige Drache oder Drache, zugleich das Emblem der Herrscher, ist sowohl der Spender des Regens als auch der Vater der Stürme. Sein zauberisches übernatürliches Gebild erscheint dem Sterblichen niemals in voller körperlicher Form. Der Schwanz wird nicht selten in den Regenwolken, der doppelt gehörnte Kopf in den Sturmwolken gesehen. Sein wüthendes Gebrüll erschallt am Firmament, nachdem er das unter seiner Obhut stehende Gewölk mit Blitzen gepeitscht; ein heftiger Regen beweist, daß er sich besänftigt. Sein Abbild darf, bei hoher Strafe, nur vom Herrscher getragen werden; an hohe Mandarinen kann es indessen auch, dann aber nur mit vier Krallen, verliehen werden. Der Phönix, auch ägyptischen Ursprungs, ist Emblem der weiblichen Herrscher und stellt die weibliche Gottheit dar. Im Innern China's ist der Phönix auch das Wahrzeichen der Ehe; man findet es auf den darauf bezüglichen Dokumenten.

Das Haupthinderniß, welches die Missionäre zu überwinden hatten, war also dieser von den Vorfahren ererbte, mit tausend abergläubischen Gebräuchen ausgestattete Götzendienst. Ihrem Bestreben setzte, selbst noch im J. 1840, die chinesische Regierung lebhaften Widerstand entgegen und beschränkte ihre Wirksamkeit auf wenige Faktoreien, in denen sich eine sehr geringe Zahl von Eingeborenen befand. Im J. 1842 wurde den Missionären eine umfangreichere Thätigkeit zugestanden; seit jenem Jahre sind viele Proselyten gemacht worden und es betrug im J. 1844 die Zahl der Missionsanstalten bereits 37, welche sich wie folgt vertheilten:

Hong Kong	13	Canton	2
Amoy	7	Macao	3
Bangkok	3	Singapore	1
Shanghai	3	Rhio	1
Ningpo	2	Malacca	2

Im J. 1846 hatten sie sich schon auf 46 vermehrt. Neben dem religiösen Unterricht gründeten die Missionäre Schulen, durch die der Boden für theologische Seminare vorbereitet wurde; sie errichteten Hospitäler, in welchen der Kampf mit dem überaus ungeschickten und unwissenschaftlichen System der eingeborenen Aerzte aufgenommen wurde. Trotzdem in dieser gründlichen Weise mit der Belehrung des Volkes vorgegangen wurde, war der Erfolg in den ersten 20 Jahren hinter der Erwartung zurückgeblieben, da die Eingeborenen, mit kaum geahnter Zähigkeit ihren Gewohnheiten anhängend, sich gegen diese Neuerungen sträubten. Da trat im J. 1865 ein merkwürdiger Umschwung ein. Die vergleichende Statistik der Jahre 1867 und 1868 wird dies, freilich erst später, mit leuchtenden Zahlen darthun. Am 30. September 1867 hatte die Ningpo-Mission bereits folgende Zahlen aufzuweisen:

Missionäre	30
Stationen	51
Gebäude zum Gottesdienst	22
Temporäre Gebäude zum Gottesdienst	54
Eingeborene geweihte Geistliche . . .	4
Kommunikanten	778

Sechs Monate später, Anfangs April 1868, war die Zahl der Letzteren auf 900 gestiegen; gleichzeitig waren fünf eingeborene Schulmeister in den Missionsschulen in Thätigkeit, 169 Eingeborene waren inzwischen getauft, 75 im Laufe einer Woche eingesegnet und zwei neue Stationen eröffnet worden.

Angesichts dieser Zahlen, ist mit Zuversicht anzunehmen, daß im Laufe der nächsten zehn Jahre das Missionswesen sich über das ganze chinesische Reich erstrecken wird und überall Schulen mit eingeborenen Lehrern errichtet sein werden.

Als Gipfelpunkt dieses Stadiums der großartigen religiösen und sozialen, seit etwa 20 Jahren vorbereiteten Umwälzung mag ein Ereigniß angesehen werden, welches im Januar des laufenden Jahres stattfand. Es war dies der Erlaß eines kaiserlichen Edikts, in Folge mehrerer von hohen Mandarinen eingereichter Denkschriften, dessen Bestimmungen von höchster Wichtigkeit waren. Dasselbe verbot den Wiederaufbau aller in Verfall gerathener Götzentempel, sowie auch jegliche Erneuerung oder Reparatur der bestehenden. Eine Ausnahme wurde nur zu Gunsten der Tempel des Confucius gemacht; dagegen ward durch den deutlichen Wortlaut des Edikts Taouismus und Bhuddismus mit allen ihren heidnischen Formeln und Gebräuchen vollständig aus dem nationalen Kalender gestrichen. Die Regierungsbehörde der Provinz, deren Hauptstadt Fuschau, veröffentlichte einen Befehl, durch welchen bei Strafe untersagt wird, fernerhin nach den Tempeln zu wallfahrten und Hosstangen, Lichte und Silberpapier vor den dort befindlichen Götzen zu verbrennen. Nicht nur zuwiderhandelnde Laien, sondern auch die Priester — denen in der betreffenden Proklamation das Stehlen der unverbrauchten Lichte zur Last gelegt wird — werden mit Strafen bedroht. Ein Erlaß der Mandarinen von Kaschung, in der Provinz Schekiang, verbietet jegliche Behinderung der Missionäre und befiehlt ihnen Vorschub zu leisten in der Errichtung von Schulen und Stationen. Daß diese Bestimmungen zur Ausführung gebracht werden, ist bereits durch neuere Nachrichten bestätigt worden. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß die Regierung beschlossen hat, der bisherigen Religion den Todesstoß zu geben und den fremden und einheimischen Missionären, deren Wirken durch Verträge und den Einfluß der Mandarinen geschützt ist, dies Feld vollständig zu überlassen.

Als eine der Wirkungen dieser mächtigen, gleichwohl ohne große Erschütterungen sich vollziehenden Wandlung mag die Sendung des Amerikaners Mr. Burlingame als bevollmächtigter Botschafter des chinesischen Kaisers, in Betracht kommen. Indessen ist auch auf andere Resultate, innerhalb der letzten sechs Jahre, hinzuweisen. Ein Befehl der kaiserlichen Regierung veranlaßte, daß ein (amerikanischer) Geolog mit der Untersuchung der mineralischen Hilfsquellen des Landes beauftragt ward; dies hatte die Entdeckung der immensen, in keinem Erdtheile in solcher Ausdehnung bekannten Kohlenlager zur Folge. Während derselben Periode ist „Wheaton's Lehre vom Völkerrecht" von dem amerikanischen Missionär Mr. Martins in's Chinesische übertragen und in allen höheren Schulen des Reiches eingeführt worden. Die erste Concession zur Legung eines submarinen Telegraphen-Kabels ertheilte der Kaiser an seinen besten Rathgeber, Mr. Burlingame. Dieses die Provinzen Canton und Tiet-sin verbindende Kabel hat innerhalb der letztverflossenen vier Jahre den Handel jener Provinzen von 32 Millionen auf 300 Millionen Dollars gehoben. Eine andere Frucht und Symptom sicheren Fortschritts ist die Gründung einer Universität im J. 1866, nachdem unter dem besonderen Schutze des Kaisers eine Commission nach Europa gesandt worden, alle dortigen Einrichtungen solcher Institute kennen zu lernen und der sich zunächst die eben erwähnte Gesandtschaft an alle Großmächte der Welt, begleitet von hohen Mandarinen und chinesischen Würdenträgern, anreiht. H. J.

Kleine literarische Revue.

— **Die Einheit der Naturkräfte.***) Durch zwei neue Schriften hat Professor Spiller die Naturkunde bereichert. Sie haben das gemeinsam, daß in ihnen Theorieen aufgestellt werden, durch welche unter Anwendung der Gesetze der irdischen Naturkräfte auf die im Weltall waltenden eine Menge von Räthseln in den Naturerscheinungen auf der Erde, in unserem Planetensystem und im entferntesten Weltraume zu lösen versucht werden. Wenn die eine der beiden Broschüren den Titel „Die Weltschöpfung" führt, so ist das nicht so zu verstehen, als ob der Herr Verfasser uns einen Einblick in die erste Schöpfungswerkstatt des Weltalls gewähren wollte, sondern in der Weise, daß er uns eine Erklärung für die Entstehung und Entwickelung des Planetensystems und der Erde insbesondere bietet — das ist ja der fast ausschließliche Schauplatz der „Schöpfung" des Volksglaubens. Es versteht sich auch von selbst, daß Herr Spiller alle die betreffenden Weltkörper nebst Zubehör nicht aus dem Nichts entstehen lassen will, die „heutige Wissenschaft" konnte die sehr alte Ueberzeugung denkender Geister, daß der Stoff von Ewigkeit her bestehe und unvertilglich ist, nur neu bestätigen. Herr Spiller sagt uns in den beiden Schriften, was wir über die Gestaltung der uns bekannten Körperwelt im Weltraum nach dem jetzigen Stande der Naturwissenschaften wissen, und er erweitert dieses

*) Von Ph. Spiller. Berlin, Carl Duncker's Verlag, 1868.

Gebiet des Wissens in vielen und erheblichen Punkten — allerdings durch sehr gewagte Hypothesen.

In der „Einheit der Naturkräfte" beruft er sich zunächst auf ältere Schriften, in denen er nachgewiesen, daß „die so erstaunenswerth mannigfaltigen Zustände und Erscheinungen ohne alle Ausnahme nur verschiedene Bewegungsarten des Stoffes sind, selbst solche, die bis in die neueste Zeit durch ihr räthselhaftes Auftreten, wie im Chemismus, Magnetismus, in der Electricität und Wärme, so geheimnißvoll verbargen". „Alle diese Erscheinungen und selbst noch die des Schalles und Lichtes stehen in einem solchen Zusammenhange mit einander, daß jede von einem Körper auf einen anderen übertragen werden kann, und daß hierbei die Erscheinungen in einander verwandelt werden können." Es wird dann ferner gezeigt, daß die allen diesen zu Grunde liegenden Kräfte, auch die bei der Gestaltenbildung der Körper, bei den chemischen Verbindungen, bei der Kohäsion, Adhäsion und Gravitation wirksamen, im Grunde eine solche Uebereinstimmung in ihrem Wesen besitzen, daß sie auf eine Urkraft zurückgeführt werden müssen. Da es nun aber keine Kraft geben kann ohne Stoff an dem sie haftet, so muß es auch einen durch den ganzen Weltraum verbreiteten Stoff geben, von welchem diese Urkraft abhängig ist. Ihn hat Herr Spiller in dem Weltäther ermittelt, welcher zwar so zart und fein ist, daß eine Kugel von der Größe der Erde, damit gefüllt, nur 250 Pfund wiegen würde, aber durch seine Schnelligkeit — in den Schwingungen nämlich, besonders bei den Lichterscheinungen — ersetzt, was ihm an Masse fehlt. So führt denn der Aether ebensowohl die Atome zu chemischen Verbindungen zusammen, wie er die kolossalsten Weltkörper zu Kugeln zusammenballt; so erregt er ebenso die Erscheinung des Lichts, der Wärme u. s. w., wie er die Sonnen, Planeten u. s. w. in ihren Bahnen festhält.

Die Entstehung des Planetensystems, nach Spiller. Besonders reich an neuen Gedanken, welche die verschiedensten kosmischen und manche irdischen Erscheinungen erklären, ist die Schrift von Spiller über „die Weltschöpfung".*) Sie gruppiren sich alle um seine Theorie von der Entstehung des Planetensystems. Er widerlegt Laplace, welcher in dem als Urmasse von ihm, wie auch von Spiller, angenommenen planetarischen Nebel durch einen Anstoß von außen eine drehende Bewegung entstehen, durch dieselbe aus der sich abplattenden Kugel am Aequator Ringe sich absondern und diese sich zu kleineren Kugeln, Planeten, zusammenrollen läßt. Herr Spiller zeigt, wie die drehende Bewegung des Mutterweltkörpers durch dessen Vorwärtsbewegung in einer krummen Bahn nach den Plejaden zu entstehen mußte, wie durch seine allmähliche Verdichtung eine Beschleunigung der Umdrehung eintreten und wie dieselbe allerdings bei dem endlichen Ueberwiegen der Fliehkraft über die Gravitation zu Lostrennungen führen mußte, daß dieselben an dem Weltmutterkörper, dessen Rest unsere Sonne ist, jedesmal nur an einem Punkte des Aequators stattgefunden hätten, wenn ein anderer Weltkörper noch von außen eine Anziehung ausgeübt habe. Als der älteste Planet, der „Neptun," sich getrennt hatte, übte er durch Erregung von Flutwellen diese gewaltthätige Wirkung aus, durch welche der „Uranus" entstand; der „Uranus" gab wieder dem „Saturn" seinen Ursprung und so fort jeder nächste Planet dem folgenden. Zugleich flog dann jedesmal der Vaterplanet ungefähr ein gleiches Stück in den Weltraum weiter, als der Sohn sich von dem Mutterkörper entfernte. Durch dieses Weiterrücken der Planeten werden zugleich drei wichtige und interessante Arten von Erscheinungen und Vorfällen innerhalb des Systems erklärt: 1) die Entstehung der Monde. Unser Mond nahm wahrscheinlich seinen Ursprung aus dem Weiterrücken der Erde bei der Abschleuderung der Venus. Der Theil der Erde am Aequator, welcher bei der Katastrophe der Sonne zugewendet war und von ihr am meisten angezogen wurde, also auch zu einer Flutwelle gehoben war, folgte dem Sturz der Erde nicht oder doch nur weniger, er löste sich vielmehr von ihr ab, um die kreisende Bewegung, in welcher er sich in dem Augenblicke befand, in größerer Entfernung von dem Mittelpunkte der Erde und getrennt von ihr, fortzusetzen. Auf ähnliche Art sind natürlich auch die Monde der anderen Planeten entstanden, die Ringe des Saturn aber durch Loslösung vom Mutterplaneten ohne eine äußere zeitweilige Einwirkung. 2) Durch die plötzliche Entfernung der Planeten von der Sonne bei der Abschleuderung eines neuen erlitten sie auch eine ebenso plötzliche und bedeutende Abkühlung, weil sie eben von der Quelle der strahlenden Wärme sich um Millionen von Meilen entfernten. Durch die plötzliche Abkühlung entstand dann ebenfalls wieder ein plötzliches Zusammenziehen des Planeten. Dieser plötzlichen Zusammenziehung erlag nun derjenige Planet, welcher den Mars erzeugt hatte — er büßte seine Vaterschaft mit dem Tode, er platzte in Tausende, vielleicht Millionen von Stücken, von denen die größeren sich zu den Planetoiden gestalteten, während die kleinen als Meteorsteine in dem Weltraum umherirren und gelegentlich ihre endliche Ruhe auf unserer Erde finden. 3) Die plötzliche Abkühlung der Erde bei der Entstehung der Venus und des Merkur hat ihre Spur in zwei Eisperioden hinterlassen, von denen die letzte die Pflanzen- und Thierwelt so urplötzlich überraschte, daß sie meistens sofort erfror und zum Theil als unversehrte Leichen sich im Polar-Eis bis auf die Gegenwart erhalten hat.

Das sind so einige von den Ideen, deren in der Broschüre eine große Anzahl vorgetragen wird. Natürlich müssen wir für das Nähere auf das Werk selbst hinweisen, dessen Hypothesen jedenfalls interessant zu nennen sind. E. K.

*) „Die Weltschöpfung vom Standpunkt der heutigen Naturwissenschaft." (Berlin, Carl Duncker, 1868.)

— **Lessing in englischer Uebersetzung.** Das neunte Bändchen (à ½ Thlr.) der Tauchnitz-Edition deutscher Klassiker in englischer Uebersetzung*) enthält: Nathan the Wise und Emilia Galotti, das erste Drama von W. Taylor und das zweite von E. L. Lewes übersetzt. Auch deutsche Leser werden die edeln Gedanken und Aussprüche Lessing's in dem englischen Gewande, in welchem sie hier erscheinen, mit Genuß und Erhebung lesen. Besonders Herr W. Taylor hat die Sprache Nathan's, die Sprache der Humanität und der Weisheit, in dem verwandten englischen Idiom vortrefflich wiederzugeben verstanden.

Literarischer Sprechsaal.

Wir haben in Deutschland keinen Gelehrten, keinen Schriftsteller aufzuweisen, der, gleichwie der französische Verfasser der

*) Collection of German Authors. Vol. 9.

„Histoire de France", des „Oiseau", des „Insecte" und des Buches über das Meer, nach beiden Richtungen hin, in der Geschichts- und in der Naturwissenschaft, so Bedeutendes geleistet, sich hier wie dort einen so allgemein geschätzten Namen erworben hat. Herr Michelet ist von der Idee der Einheit der Welt in geistiger und in materieller Beziehung so durchdrungen, daß er die Menschen- und die Naturgeschichte nicht von einander zu trennen vermag. Ohne die großen Veränderungen, die im Laufe der Jahrtausende unsere Erdkugel erfuhr, war auch keine Veredelung der menschlichen Existenz, keine Kulturgeschichte, möglich: ohne Golfstrom und ohne klimatisch-arktische Revolution keine europäische Gesittung und keine Erziehung des Menschengeschlechts! Der Urquell alles Lebens, der Natur wie der Geister, ist ein und derselbe, und zwar ist dies, wie Michelet in seiner Welt-, wie in seiner Naturgeschichte lehrt, die Liebe, oder das große schaffende Prinzip, das wir Gott nennen.

Das neueste Buch, das Herr Michelet hat erscheinen lassen, ist wieder ein naturwissenschaftliches: „La Montagne".*) Manche werden vielleicht bei diesem Titel einer Arbeit des berühmten Geschichtschreibers an die Bergpartei, an die „Montagne" von 1793, denken. Aber nicht den Haß, sondern wiederum die Liebe hat unser Philosoph der Natur und der Geschichte sich in seiner neuen Schrift zur Aufgabe gemacht. Er plaidirt lebhaft dafür, daß man den Bergen ihren schönsten Schmuck, den Wald, erhalte, in welchem er ein schaffendes, ein wohlthätiges Prinzip der Natur, den Ernährer unserer Ströme, den Gleichgewichtserhalter von Feuchtigkeit und Trockenheit, einen nothwendigen Rectificator unseres Klimas erkennt. Es ist dies vor Michelet auch schon von vielen Anderen gesagt worden, aber Niemand hat es so in Zusammenhang mit den Einheitsgesetzen des Weltganzen zu bringen, so die Berge und die Wälder als Dokumentirungen der Liebe Gottes darzustellen gewußt.

Die belgische „Indépendance" bringt in ihrer „correspondance fantaisiste" vom 27. v. Mts. eine Mittheilung, welche so seltsam klingt, daß man der Redaction dieses Journals die Verantwortlichkeit dafür überlassen muß, welche aber andererseits wiederum so belehrend über und so bezeichnend für den Standpunkt gewisser Persönlichkeiten ist, daß sie auch bei uns in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient.

Es handelt sich nämlich um Niemand Geringeres, als um den — leibhaftigen Satan, nicht um den Satan, wie er als vorgestellte Personifikation des Bösen von der Phantasie des Dichters gezeichnet wird, als Mensch mit einem Pferdefuß u. s. w., sondern um den Satan, wie die Kinder sich ihn als Bild der Gräßlichkeit und der Verwüstung ausmalen, um den Satan als Schlange oder feurigen Drachen! Ersterer kann bekanntlich, abgesehen von der fatalen Verbildung seiner unteren Extremitäten, sonst als eine recht liebenswürdige Figur auftreten. Als solche würde er zu schlecht in den Kram passen, welcher den „gläubigen Schafen" in Form von Hirtenbriefen von etlichen Fanatikern aufgetischt wird. Das müssen die guten Leute über sich ergehen lassen, weil sich vorderhand gegen solche „Mandements" nichts machen läßt, als daß man sie etwa mit mitleidigem Achselzucken zu — demjenigen wünscht, von dem hier die Rede ist, natürlich in bildlichem Sinne, nicht, wie der Herr Bischof von Aire und Dax, im Sinne einer körperlichen Wirklichkeit.

Also, besagter Herr Bischof von Aire und Dax (in der Gascogne) hat, dem genannten Journal zufolge, einen Hirtenbrief erlassen, in welchem es sich allen Ernstes um die Leibhaftigkeit des Satans handelt. Dieser Hirtenbrief soll sogar den Titel „Satanismus" führen. Da es jedoch bei uns wenigstens nicht Sitte ist, daß die Hirtenbriefe, wie sonstige Schriften, Titel führen, so mag das dahingestellt bleiben. An sich verschlägt es auch, als rein äußerliche Sache, gar nichts. Genug, daß der verkörperte Satan darin eine Rolle spielt. Doch wollen wir die angegebene Zeitung selbst reden lassen. Es heißt darin:

„Sie wissen, daß der Satan wieder Mode geworden ist und daß man Hirtenbriefe ausschließlich in diesem Sinne wieder abfaßt. Einer dieser Hirtenbriefe, betitelt „der Satanismus", verdankt seinen Ursprung dem Herrn Bischof von Aire und Dax. Man muß ihn gelesen haben, um an einen solchen Grad von Aberglauben und Heidenthum zu glauben. Man ist versucht, zu unterstellen, daß ein boshafter Spaßvogel die Feder ergriffen habe, um dieses unwahrscheinliche Schriftstück anzufertigen. Der Herr Bischof unternimmt es, zu zeigen, daß der böse Geist auf die Erde kommt unter der Gestalt eines Drachens oder einer Schlange, und daß das kein Symbol, kein Mythus ist, sondern eine vollkommene Wirklichkeit. Satan ist unter dieser Gestalt, der eines Reptils, zu Paris, zu Tarascon, zu Perigueux, zu Mans, in der Bretagne bekämpft worden.

„Und dabei denke man, daß diejenigen, welche derlei Sachen schreiben, dieselben sind, welche gegen die Aufstellung von Gemeinde-Bibliotheken protestiren! Sie erwägen dabei ohne Zweifel, daß Leute, welche Georges Sand, Victor Hugo und andere berühmte Schriftsteller gelesen haben, nicht hinlänglich verdummt sein können, um den Satan betreffende Flunkereien für baare Münze zu nehmen und an die Seeschlangen des Bischofs von Aire und Dax zu glauben, die ebenso so unerhörte Geschöpfe sind, als ihre weiland Homonymen des Constitutionnel u. s. w."

Das Schlimmste an der Sache ist für den, der's glauben will, daß der feurige Satansdrache vermuthlich seine Luftreise bald antreten wird. Wenigstens wird manches gläubige Gemüth diese Furcht hegen, wenn es die drei in der „Kölnischen Zeitung" vom 30. Juni c. angekündigten Vorträge eines Herrn M. von Pochhammer auch nur dem Titel nach liest. Diese Vorträge sind am 23. April, am 3. und 6. Mai d. J. in M.-Gladbach gehalten worden und heißen: „Die nahe Wiederkunft des Herrn, die große Trübsal, die Errettung." Zu beziehen sind sie für 9 Sgr. zusammen. Da kann man sich denn für einige Silbergroschen einen heilsamen Schrecken — kaufen. Denn der Verfasser soll nachweisen daß uns bereits „die große Trübsal" bevorsteht, welcher nur die Wenigen entgehen sollen, die sich Gott ganz hingeben. Da ist der frühere Herr Pfarrer von Coblenz, jetziger Bischof von Ermeland, doch noch gnädiger in seiner „Biblischen Typik". Der Verf. der Letzteren will der Welt doch noch einige Jahrhunderte Dasein gönnen. Dann soll es aber, der alttestamentarischen Typik zuliebe, auch nach ihm ein Ende haben mit dem Bestehenden. Vivat sequens! H—s.

---

*) La Montagne. Par J. Michelet. Paris, librairie internationale, 1868. 1 vol. in-18.

In allen Buchhandlungen ist stets vorräthig: (208)

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit sieben Bildern in Holzschnitt.

Elfte Auflage. 1864. Velinpapier. In englischem Einband 1 Thlr.

Zwölfte Auflage. 1867. Druckpapier. In farbigem Umschlag kartonnirt 15 Sgr.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste."
Bernhardt's Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Photographische Neuigkeiten.

Liste aller bedeutenderen photographischen Reproductionen und Aufnahmen nach der Natur.
Nr. 1. Beiblatt zu **Photographische Mittheilungen** No. 51.
(1306 Photographieen, systematisch geordnet, von denen über 500 einzeln aufgeführt werden.)
Auf Franco-Einsendung einer Franco-Marke von 1 Sgr. = 3 Kr. franco unter Kreuzband.
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung in Berlin. (209)

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Die Retouche von Photographieen.

Anleitung
zum Ausarbeiten von negativen und positiven Photographieen, sowie zum Coloriren und Uebermalen derselben mit Aquarell-, Anilin- oder Oelfarben.

Für Dilettanten und für Photographen
nach den bewährtesten Methoden verfaßt
von (210)
Johannes Graßhoff.

Mit einer aquarellirten Photographie.
Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.
Berlin. Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

Historische Zeitschrift (211)
herausgegeben von **Heinrich von Sybel.**
1868. X. Jahrgang. Heft 1.

I. Zur Machiavelli-Frage, von Emil Feuerlein. — II. Thomas Buckle, von Rudolf Usinger. — III. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz und der Reichstag von Augsburg 1566, von A. Gillet. — IV. Der siebenjährige Krieg, von Max Duncker. — V. Literaturbericht.

Heft 2.

VI. Die Schweizer im russischen Feldzug von 1812, von Max Büdinger. — VII. Ueber den gegenwärtigen Stand der römischen Kaisergeschichte, von H. Nissen. — VIII. Beiträge zur Würdigung der ungarischen Geschichtschreibung, von A. Flegler. — IX. Die wirthschaftliche Lage des Arbeiterstandes im 14. Jahrhundert, von Gustav Cohn. — X. Die territorialen Staatsverträge von Florenz, von A. v. Reumont. — XI. Literaturbericht.

Preis d. Jahrgangs von 4 Heften 7 Thlr.
Literarisch-artistische Anstalt in München.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Theilnahme des Königlich Preußischen

Garde-Schützen-Bataillons

am Feldzuge des Jahres 1866.

Auf Befehl für die Mannschaft des Bataillons verfaßt von **Heinrich Graf von Schlieffen,** Seconde-Lieut. im Garde-Schützen-Bataillon.
Mit einer Abbildung.
gr. 8. geheftet. Preis 7½ Sgr.
Berlin, den 3. Juli 1868. (212)
Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

So eben erscheint in unserem Verlage:

Beiträge
zur
vergleichenden Psychologie.

Die Seele und ihre Erscheinungsweise in der Ethnographie
von
A. Bastian,
med. et phil. Dr.

Velinpapier. gr. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der durch seine Reisen sowie durch seine früheren Werke bekannte Verfasser hat, wie man weiss, ein überaus grosses ethnographisches Material gesammelt. Aus diesem reichen Schatz bietet er hier einen Theil, in 3 Capiteln, nämlich: Die Auffassung des Psychischen, Die Ahnen und die Manen, Die Pathologie der Besessenheit und die Priesterärzte, auf welche eine Schlussbetrachtung folgt. Für Ethnographie, Mythologie, Psychologie und Psychiatrie wird diese Schrift gleich sehr von Interesse sein. (213)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Herman Grimm: Ueber Künstler und Kunstwerke.

Zwei Bände. 1865 und 1867. Mit 15 Photographieen. Velinpapier. Zu je 2 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten ein überaus reiches Material zur Kunstgeschichte, namentlich über Raphael, Michelangelo, Dürer, Holbein, Lionardo. Der erste Band enthält photographische Darstellungen von Kunstwerken (namentlich von Dürer und Michelangelo), der zweite (hauptsächlich von Raphael und Lionardo) zum Theil nach den Originalen, zum Theil nach Stichen angefertigt. (214)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin.**

Luise, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adami.** Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 1867. Mit dem Bildniß der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow. Miniatur-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.; geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erste Ausgabe dieser Biographie der Königin Luise kam aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (215)

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien so eben:

Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie.

Von seinem Bruder
Maximilian Heine.

Velinpapier. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die zahlreichen Verehrer Heinrich Heine's werden in diesen Skizzen seines Bruders vieles Anziehende finden. Von besonderem Werth sind die zum ersten Male mitgetheilten Testamente H. Heine's: das deutsche von 1846, und das französische von 1848. (216)

In unserem Verlage ist erschienen:

Deutscher Glaube und Brauch

im Spiegel heidnischer Vorzeit
von
Prof. **E. L. Rochholz.** (217)
Zwei Bände. 8. geh. 1867. Preis: 3 Thlr.

Erster Band: **Deutscher Unsterblichkeitsglaube.**

Inhalt. Geld, Milch und Blut. — Ohne Schatten, ohne Seele. — Oberdeutsche Leichenbräuche. — Der Knochencultus. — Allerseelenbrod.

Zweiter Band. **Altdeutsches Bürgerleben.**

Inhalt. Deutsche Wochentage. — Alemannisches Wohnhaus. — Roth und Blau, die deutschen Leib- und Nationalfarben. — Deutsche Frauen vor dem Feinde.

Die Leipziger Illustrirte Zeitung bemerkt in einer Besprechung dieses Buches u. a.:

„Eine Fülle von Stoff, gewandte Verknüpfung loser, abgerissener Fäden zu dem Gewebe, das sie ursprünglich gebildet, und poetische Darstellung charakterisiren ein jedes der Rochholzschen Werke. Mit großem Scharfsinn hat der gelehrte Verfasser theils aus den Geschichts-, Rechts- und Sprachalterthümern, theils aus den noch lebenden Traditionen und Gebräuchen des Volkes die Wege verfolgt, auf denen der sich selbst überlassene Mensch der Urzeit zum Glauben an die Macht und Dauer des Geistes gelangt und allmälig zur Gründung bürgerlicher Ordnung emporgerückt ist."

Aus den vielen, besonders oberdeutschen, Sitten und Gebräuchen, die Rochholz im zweiten Bande zusammenstellt, hebt Recensent namentlich folgenden charakteristischen hervor:

„Selbst der allwöchentliche Küchenzettel, der noch Anfang dieses Jahrhunderts in jedem bürgerlichen Hausstand auf das Strengste festgehalten wurde, ist nicht ohne Bedeutung. Die drei von männlichen Aethergöttern beherrschten Tage, Sonntag, Dienstag und Donnerstag, waren die Fleischtage; die drei von den weiblichen Nachtgöttern gelenkten, Montag, Freitag und Samstag, die Mustage, weil man sich den Milch- und Buttergewinn unter dem Einfluß des Mondes und unter Berchta's und Hulda's Schutz stehend dachte. Die Mittwoch allein blieb schwankend. In der Schweiz haben sich auf dem Tisch der Landbewohner noch bis zum heutigen Tage Anklänge an die älteste Speiseordnung der Deutschen erhalten."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 68.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 25. Juli 1868. [Nr. 30.

Titel und Inhalt des vorigen Halbjahres (Dreiundsiebzigster Band) liegt dieser Nummer bei.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Vorlesungen von Karl Vogt über die Urgeschichte des Menschen.

I.

Vogt und Darwin.

Wem wäre die Ankündigung des Professors Karl Vogt in Berlin Vorlesungen halten zu wollen, nicht höchst interessant gewesen? Vogt ist als Mitglied des deutschen Parlaments, als Verfasser geologischer, zoologischer und archäologischer Werke, als hervorragender Schriftsteller über archäologische Funde, Reiseskizzen und Ethnologie mit der dreifachen Auszeichnung des Volksvertreters, des Gelehrten und des Salon-Schriftstellers geschmückt. Die Zeitungen Berlins zeigten in diesem Sinne die Ankunft Vogt's an und folgten demnach den Vorträgen nicht allein sympathisch, sondern besprachen sie sogar in einem fast vergötternden Tone. Die Kreuzzeitung allein entschloß sich nach einigen Vorträgen zu einem entschiedenen Vorgehen gegen dieselben und nach der letzten Vorlesung schlossen sich ihr, wenn auch keineswegs entschieden, die beiden Zeitungen an, welche mit ihr die sorgfältigsten Referate über diesen Gegenstand gebracht hatten. Da diese Blätter nicht wie die Kreuzzeitung konservative Grundsätze vertreten, so fällt damit auch der Verdacht der politischen Gegnerschaft weg und sind deren Zweifel nur in wissenschaftlichen Motiven zu suchen.

Herr Professor Vogt sagte in den ersten Worten seiner Vorlesung, daß er eine Wissenschaft vortrage, und die Worte desselben beim Abschiedsfeste, welches ihm seine Freunde und Verehrer gaben, waren gewiß der Ausdruck seines Programms: Verbreitung aller Zweige der Wissenschaft in die weiteren Schichten der Bevölkerung; Brechen des Bannes der akademischen Weisheit und Aussendung von Reisepredigern der modernen Kultur von Stadt zu Stadt, um überall Kenntnisse und Anregungen zu verbreiten. Mit diesem Programm, sowie auch mit der liberalen politischen Richtung Karl Vogt's stimme ich ganz überein, bestreite aber, daß die Art und Weise der Durchführung seiner humanen Intentionen wirklich diese edlen Zwecke erfüllt und bewahrheitet.

Wenn wir den Fortschritt der Wissenschaft in neuerer Zeit in seinen Ursachen verfolgen, so finden wir, daß diese enormen Errungenschaften der letzten Dezennien auch mit der Behandlung derselben innig zusammenhängen: das „naturphilosophische System" wird von der „naturwissenschaftlichen Methode", nach welcher die Forschungen von den Ursachen zu den Wirkungen aufsteigen, verdrängt. Das naturphilosophische System ist in seinen Konsequenzen längst als mangelhaft erwiesen, und wie sehr die Art des Verfahrens die Förderung der Wissenschaft bedingt, sehen wir an den wissenschaftlichen Errungenschaften der Alten. Die Griechen, als das gebildetste Volk des Alterthums, waren hochbegabt in der bildenden Kunst, Poesie, Literatur, Geschichtsschreibung, Philosophie und Mathematik, während sie in den Naturwissenschaften Nichts leisteten oder doch verhältnißmäßig nur wenig: das lag aber darin, weil sie Meister in der Deduction, Unbeholfene in der Induction waren. Die Induction schließt von dem Besonderen auf das Allgemeine, die Deduction leitet das Besondere von allgemeinen Prämissen her. Die Induction ist der Prozeß der successiven Akkomodation unserer Ideen an die Thatsachen. Die Wissenschaft schreitet dadurch vor, daß sie Ideen, die der Natur der Dinge nicht entsprechen, zurückweist und angemessen ersetzt; sie muß deshalb namentlich die Naturwissenschaften historisch entwickeln. Die Griechen hatten eine doktrinäre Neigung zur vorschnellen Aufstellung der Resultate, zum Ueberspringen aller Mittelglieder, ebenso aber machte es auch unser naturphilosophisches System, welches vor allen Dingen die Hypothese fertig hinstellt und dann derselben eine Reihe von Thatsachen anpaßt. Mit dieser Methode läßt sich Alles beweisen, Nichts aber erweisen.

Wohin diese Behandlung der Wissenschaft führt, sehen wir an Darwin, der seine Hypothese von der Entwickelung der Arten schnell veröffentlicht, weil er von einem anderen Gelehrten befürchtet, daß derselbe ihm darin zuvorkommen dürfte. Während Darwin uns auf ein folgendes ausführliches Werk vertröstet, bringt er uns eine Masse von Thatsachen, die sich dieser Hypothese anpassen lassen, verbindet dieselben auf's Geschickteste zu einer Reihenfolge unabweisbarer Beweismittel und die Hypothese ist zum wissenschaftlichen Dogma erhoben — wenigstens für die Anhänger derselben. Darüber vergessen dieselben, sich die einfache Frage zu stellen, ob auch trotz der Fülle von Geist und Wissen, die Darwin's Entwickelungen seiner Hypothese auszeichnen, alle dort als erwiesen hingestellten Thatsachen thatsächlich erwiesen sind. Während Darwin beispielsweise einen großen Theil seiner Folgerungen von den Tauben herleitet, während er selbst diese Herleitung dadurch noch mehr bekräftigt, daß er sich als passionirter Züchter und Beobachter der Tauben erklärt und dieselben häufig citirt, muß ihm doch entgegengehalten werden, daß eine seiner Hauptprämissen — die Abstammung unserer Haustauben von der wilden Felstaube (columba livia) — eine unerwiesene Annahme ist, die bis jetzt weder erwiesen, noch überhaupt ernstlich behauptet worden ist. Die Abstammung der Haustaube von der Feldtaube ist ein Ueberkommniß der Zoolo-

gie der früheren Jahrhunderte, wo man noch für jedes Hausthier einen wilden Stammvater — unter Umständen auch zwei — in Petto hatte. Eine eingehendere Untersuchung und Beobachtung hat aber diese durch Autoritätenglauben indicirten wilden Stammväter überall desavouirt; wir wissen bereits, daß das Mufflon oder Argali, das Wildschwein, der wilde Esel, die Stockente, die Wildgans, von den ihnen entsprechenden Hausthieren nicht allein sich wesentlich anatomisch unterscheiden, sondern auch, daß sie wohl Bastarde mit einander — nie aber fortpflanzungsfähige Junge — zeugen können. Wenn auch die Darwinianer das einer rein physischen Ursache, die die Wirksamkeit der Spermatozoen bei der Zeugung örtlich hindert, in die Schuhe schieben, so werden sie uns doch in dieser Weise nie darüber aufklären, weshalb die Spermatozoen des Maulthier-Hengstes bei der Begattung mit Esel- und Pferdestute unbefruchtet bleiben, während sie zwischen den viel abweichenderen Species Pferd und Esel fruchtbar sind.

Wir sehen in der Fähigkeit gewisser Species, Bastardthiere zu erzeugen, eine von der Natur erwiesene Verwandtschaft. Die Unfähigkeit dieser Bastardthiere, sich mit einander oder auch mit den beiden Species ihrer Elternthiere fortzupflanzen, ist aber wiederum der Beweis, daß die Natur dieser Verwandtschaft für jede größere Annäherung eine scharfe Gränze gezogen hat, deren Ueberschreitung bis jetzt in keinem Falle wissenschaftlich glaubwürdig nachgewiesen ist. Wenn wir also in landwirthschaftlichen und anderen populären Zoologien finden, daß das Rind vom Auerochsen, die Haustaube von der Felstaube abstammen, so können wir das nur als eine übertragene Hypothese betrachten, der alle neueren wissenschaftlich glaubwürdigen Ermittelungen widersprechen, die aber so verbreitet ist, daß man fast vermuthen möchte, sie basire auf einer wissenschaftlich korrekten Untersuchung. Wir haben nur gefunden, daß die Bastarde zweier verschiedenen Species unfruchtbar sind; es existirt keine glaubwürdige Beobachtung, die dem widerspricht, und es ist also auch kein Grund zur Annahme da, daß die beiden Species vor Aeonen sich um so viel näher gestanden haben sollten, um mit einander fortpflanzungsfähige Zeugungsprodukte hervorzubringen. Die Aeonen erleichtern allerdings die Glaubwürdigkeit der Hypothese demjenigen, der nicht weiß, daß eine stufenweise Abweichung der Natur für Aeonen nur wissenschaftlich dadurch erwiesen werden kann, daß wir für die uns vorliegenden Jahrtausende eine derartige Formveränderung wirklich nachweisen: das aber hat Darwin nie erwiesen und seine Scheinprämisse mit der wilden Felstaube steht keinesfalls vereinzelt da.

Darwin bleibt sich aber jeden Augenblick bewußt, daß er nicht wissenschaftliche Lehren vorträgt, sondern eine wissenschaftliche Hypothese zu erweisen sucht; er überhäuft uns mit einer Masse von Citaten, von Kenntnissen, und besticht uns durch seinen Feuereifer für seine Lehre: aber er leugnet es nie, daß das Alles noch Hypothese ist, und selbst von ihm noch viel gründlicher erwiesen werden muß. Dem gegenüber tritt Vogt ganz anders auf: er spricht nicht von einer Hypothese, sondern er nennt seine Lehre in den ersten einleitenden Worten schlechtweg: „die Wissenschaft“; er citirt die Hypothesen Darwin's, Rocca's, Nilsen's mit den Worten: mein gelehrter Freund so und so ermittelte; er nennt das Junge des Affen der Bequemlichkeit halber ein „Affenkind“; der Cretin heißt, weil ihn die heilige Stimme des Volkes und das Schriftstück eines hannöverschen Dorfrichters so bezeichnen, „Affenmensch“; zuletzt wird der Zuhörer sogar auch noch darüber getröstet, daß er so zweideutiger Herkunft ist. Das ist nicht die wissenschaftliche Erörterung einer Hypothese, das ist Eskamotage, um dem Hörer unerwiesene Hypothesen als wissenschaftlich festgestellte Wahrheiten einzureden.

Mit der Ausführung des Vogt'schen Programms wird nicht Jeder einverstanden sein, der dem Programm selbst vollständig beistimmt: die Darstellung wissenschaftlicher Hypothesen als anerkannte Wahrheiten wird die weiteren Schichten der Bevölkerung weniger aufklären, als täuschen: durch Verbreitung von Hypothesen wird der Bann akademischer Weisheit gewiß nicht gebrochen; die Reiseprediger haben nicht die Mission, die moderne Kultur von Stadt zu Stadt dadurch zu tragen, daß sie dem Laien, anstatt wirklicher Kenntnisse, moderne Hypothesen als wissenschaftliche Errungenschaften darstellen. Durch solch eine Verwerthung der archäologischen Forschungen wird gewiß nicht das Fundament des Jesuitismus unterhöhlt, wie derselbe bei Anführung der reichen Funde im Thal der Somme unter einem alten Jesuitenkloster voraussetzt. Aufklärung wird nicht durch Hypothesen, sondern durch Mittheilung erforschter Wahrheit verbreitet.

Nachdem es darauf angekommen, zu zeigen, daß Herr Professor Vogt sein reiches Wissen über archäologische Funde durch Aufstellung von Hypothesen würzt, die die Reiseprediger wohl erst den Männern der Wissenschaft zur Entscheidung überlassen sollten, bleibt noch die Art der Beweise dieser Hypothesen zu erwähnen. Karl Vogt gehört zu den Gelehrten, deren Fähigkeiten sie namentlich zu Verbreitung ihrer Kenntnisse geeignet machen, während Andere wiederum mehr durch Forschung als durch Verbreitung die Wissenschaft zu fördern bestimmt erscheinen: derselbe ist deshalb unübertrefflich, wo er aus seinem reichen Wissen Thatsachen bringt, Forschungen seines Fleißes und Anderer anführt, während seine Schlüsse, die er an eigene Beobachtungen und an die anderer Gelehrten anknüpft, mindestens nicht wählerisch genannt werden können. Die Wahrscheinlichkeit einer Hypothese der Wissenschaft beruht aber nur auf der Unantastbarkeit des Beweises, und wir müssen deshalb etwas spezieller auf die Argumente eingehen, welche die Vorträge enthalten, um die Urgeschichte des Menschen bis auf eine sehr nahe Vetterschaft des Affen zurückführen.

Der Einleitung der Vorträge mit den drei Perioden der Wissenschaft, wäre wohl die Erwägung gegenüberzustellen, daß nicht die archäologischen Funde, sondern die Schlußfolgerungen aus denselben von der Wissenschaft theils geradezu bestritten, theils als bis jetzt unerwiesene Hypothesen angesehen werden, soweit sie die Abstammung des Menschen betreffen. Das Schweigen der Wissenschaft ist unter Umständen sehr beredt und könnte wohl von Eingeweihten gedeutet werden.

Die Aeußerung Cuvier's, daß dem fossilen Affen der fossile Mensch vorangehen müßte, ist kein Beweis der Entwickelung des Menschen aus dem Affentypus; denn Cuvier war zwar groß als Mann der Wissenschaft, aber seine Aussprüche sind deshalb kein Dogma für die fortgeschrittene Nachwelt.

Im zweiten Vortrage über die Steinzeit erfahren wir, daß der Höhlenbär, ursus spelaus, sich von dem noch heute lebenden braunen Bären unterschied und zwar durch Größe, stärker entwickeltem Längskamm auf dem Schädel nebst Anschluß der Schläfenmuskel und treppenartige Aufwulstung über den Augenbrauen-Bogen. Letztere beiden äußeren Merkmale drückten den Charakter größerer Wildheit gegenüber dem braunen Bären der Jetztzeit aus, und dieselben Abnormitäten fanden sich auch bei dem Schädel aus dem Neanderthale, der unzweifelhaft am Weitesten in die Urzeit des Menschen hineinragt. Was aber das

Merkwürdigste ist: — auch unsere jetzigen Männer haben diese Wülste über den Augenhöhlen stärker als die Frauen —, und dieses aus demselben Grunde, nämlich — wegen ihrer größeren Wildheit.

Welch' eine Logik in der Deduction! — Welch eine interessante philosophische Anschauung der Satzungen der Natur! — Der Höhlenbär, weil er Mammuth und Knochennashorn verspeist, während der braune Bär Rinder, Pferde, Schafe, Schweine, Bienen und auch Menschen tödtet, wird für seine „Wildheit" von der Natur mit der darauf hindeutenden Schädel-Konstruktion dem noch jetzt lebenden Vetter gegenüber gebrandmarkt: dieselben Abnormitäten zeichnen den menschlichen Schädel aus dem Neanderthale bei Düsseldorf vor den jetzigen Menschen-Racen aus — aber auch sogar den männlichen Schädel vor dem weiblichen derselben Kulturrace. Darauf läßt sich kaum noch einwenden: der Charakter der Wildheit wird sich nach dem Standpunkte des Beurtheilers formiren; kein Standpunkt aber wird uns berechtigen, da, wo von der stufenweisen Heranbildung höher begabter, kulturfähigerer Menschenracen die Rede ist, dem Manne eine größere „Wildheit" zuzuschreiben, als der Frau. Der Mann mag stärker sein, rücksichtsloser, weniger decent auftreten; dem Begriffe der Wildheit gegenüber steht er aber der Frau derselben Kulturrace gewiß in keiner Weise nach — trotz dieser Aufwulstung über den Augenbrauen-Bogen.

Darauf folgte eine Charakteristik des Schädels der jetzigen Menschenracen, worin unsere alemannischen Stammesgenossen als Breitköpfe den asiatischen Mongolen an die Seite gestellt wurden. Das läßt sich nur dadurch erklären, daß Herr Professor Vogt nicht allein gegen die Jesuiten, nicht allein gegen die Exclusivität der akademischen Weisheit, sondern auch gegen die Alemannen eine kleine Gereiztheit in sich herumträgt und selbst in seiner wissenschaftlichen Mission nicht unterdrücken kann.

Den alemannischen Breitköpfen gegenüber ergiebt sich der Hund der Kiökenmödding's in Anbetracht seiner Schädelbildung als ein mittelgroßes intelligentes Thier.

Der Kannibalismus ist nicht die Folge von Mangel an Fleischnahrung, sondern das Resultat religiöser Anschauungen. Der Glaube macht nicht allein Jesuiten, sondern er macht auch den Menschen zum Menschenfresser.

Das war die Vorbereitung der Geister für die Krönung des Gebäudes im Schlußvortrage: „Folgerungen. Ursprung der Menschengattung". Darin wird nun die Spannung des neugierigen Theils der Zuhörer dadurch etwas abgedämpft, daß der Mensch von den vorhandenen Affengattungen nicht abstamme, sondern die Mittelstufe zwischen dem Gorilla und dem Wilden füllt ein Geschöpf aus, dessen Stamm nach der einen Richtung zum Affen herab, nach der anderen durch Entwickelung des Gehirns zum Menschen heraufgestiegen ist. Natürlich wird dabei nicht vergessen, daß mit dem Gehirn die Entwickelung des Stirnbeins, der Anschluß des Unterkiefers an die Schläfen, kurzum jene vorher erörterten charakteristischen Zeichen der Wildheit des Höhlenbären, des Schädels aus dem Neanderthale und des Mannes im Vergleich zur Frau, diese Metamorphose harmonisch mitgemacht haben. Wenn dem Zuhörer dabei auch verschwiegen wird, daß als dieser Stammvater der Driopitechus, der Affe der Tertiärschicht, von den Darwinianern bezeichnet wird, so haben wir die Urgeschichte des Menschen nach Darwin überarbeitet, bei deren Herleitung uns nur frappiren muß, daß nach denselben Naturgesetzen, die da hingestellt werden, eine Möglichkeit der Rückkehr des Menschen zum Stammvater zugegeben — von da aber weiter bis zum Affen zurück — stets bestritten wird.

Die Jacobson-Schule in Seesen.

„Die Jacobson-Schule zu Seesen am Harz" heißt eine kleine werthvolle Schrift von Dr. Arnheim, Director der Anstalt *), in welcher uns der Verfasser mit dem Gründer und der Gründung derselben näher bekannt macht.

Israel Jacobson (geboren in Halberstadt am 17. October 1768, gestorben in Berlin am 14. September 1828), eine reichbegabte Natur, entwickelte durch ein inneres Ringen und durch redliche Arbeit an sich selbst autodidaktisch eine ungewöhnlich frühe Selbständigkeit und eine durchgreifende Energie, die im spätern Leben ihm die Ausführung seiner Pläne ermöglichte.

Zu diesen Plänen gehörte auch das Streben, das er später als Lebensaufgabe betrachtete, die gedrückte Lage seiner Glaubensgenossen zu erleichtern. Durch eine Heirat auch pekuniär gut situirt, hob er durch geschäftliche Umsicht das in Braunschweig begründete Handlungshaus bald zu einem weiten Ruf; aber er förderte auch seine wissenschaftliche Bildung durch reiche, auf Reisen gesammelte Erfahrungen und durch den Verkehr in höheren Gesellschaftskreisen. „Seine stattliche äußere Erscheinung imponirte, während seine tiefe Gemüthlichkeit und seltene Herzensgüte neben einer unbestechlichen Redlichkeit ihm Aller Herzen gewannen. Der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand schenkte ihm besonderes Vertrauen und übertrug ihm wichtige und schwierige Finanzoperationen, die er zur größten Zufriedenheit des Herzogs ausführte."

Jacobson benutzte nun allen seinen Einfluß, um durch Wort, Schrift und That eine Verbesserung in dem Zustande der Juden herbeizuführen. In der festen Ueberzeugung, daß der einzige Weg zur durchgreifenden Umbildung einer größeren Gemeinschaft die Erziehung der Jugend sei, gründete er 1801 die nach ihm genannte Jacobson'sche Schule zu Seesen, und widmete dieser Anstalt einen großen Theil seiner Zeit und Kräfte. Auch den Einwohnern von Seesen that er auf alle Weise durch Schenkungen und Stiftungen wohl.

Später zog Jacobson nach Cassel, theils um durch seine finanzielle Befähigung hochstehenden, ihm befreundeten Persönlichkeiten, die ihn dahin beriefen, zu nützen, theils in der Aussicht und mit der Absicht, auch hier für seine Glaubensgenossen segensreich wirken zu können. — 1808, unter König Jerôme Napoleon, wurde Jacobson Präsident des israelitischen Konsistoriums, bis 1813 das Königreich aufgelöst wurde. In dieser Stellung suchte er den Sinn für eine bessere Jugenderziehung zu wecken und beförderte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Gründung geeigneter Schulen. — 1813 nahm er seinen bleibenden Wohnsitz in Berlin, und ungeachtet vieler Anfeindungen richtete er in seinem Hause einen mehr zeitgemäßen Gottesdienst ein, bei dem er an Festtagen selbst predigte. In Folge einer Denunciation einiger in jeder Beziehung untergeordneter Mitglieder der jüdischen Gemeinde von Berlin wurde später (durch Kabinetsordre vom 9. December 1823) dieser Tempel geschlossen.

Jedoch die Schule in Seesen blieb stets eine vom Gründer vorzüglich begünstigte Schöpfung, und ihr Gedeihen schreitet immer mehr vorwärts.

Die Schrift des jetzigen Directors, welcher bei großem pädagogischen Geschick der Anstalt seine ganze Zeit und Kraft widmet, schildert eingehend den früheren und jetzigen Stand der Schule, welche, wie es der Stifter wollte, ohne Unterschied des

*) 2. Auflage. Mit dem Portrait des Gründers der Anstalt. Braunschweig, 1867.

Glaubens, Jedem den Besuch gestattet. „Die jugendlichen Gemüther sollen durch das Band früher Jugendgemeinschaft mit einander verschlungen werden, damit die herangewachsenen Generationen, frei von vorurtheilsvoller Geistesbeschränkung, einst erkennen sollen, daß in dem großen Garten des Herrn alle seine Kinder gleich berechtigt sein müssen, wenn sie sich alle zu dem hohen und höchsten Zweck vereinigt haben, zum gemeinschaftlichen Wohl der Menschheit, Jeder nach seinen besten Kräften, fördernd zu wirken. Das ist höchstes Gottesgesetz, höchstes Ziel aller Religionen, die in diesem Einen großen Endziel sich dereinst begegnen und lösen werden.... Dahin soll die Erziehung wirken, und die Heiligkeit jedes Glaubens ehrend, zu wahrer Religiosität führen." (Aus der Rede des Dr. Jacobson 1838 bei Einführung des Directors Dr. Wohlwill.)

Die allgemeine Menschenbildung ist allezeit Haupttendenz der Schulen gewesen und geblieben, „damit durch Erziehung und Unterricht die Pfleglinge als sittlichgute Menschen und praktisch tüchtige Bürger dereinst in ihren verschiedenen Berufsarten würdig dastehen." — Und dieser Zweck ist bisher auch bei erweiterten Ansprüchen, die die Neuzeit an die Schule stellt, meist erreicht worden. K.

Frankreich.

Eine Geschichte des deutschen Lieds.*)

Ueber die soeben von Ed. Schuré in Paris erschienene „Histoire du Lied" sind uns von zwei verschiedenen Seiten: aus Paris selbst und aus dem südlichen Deutschland (München), Beurtheilungen zugegangen, die, wie übereinstimmend auch im Ganzen, doch im Einzelnen so verschiedenartige Gesichtspunkte dieser interessanten Erscheinung darbieten, daß wir die eine wie die andere unseren Lesern nicht vorenthalten mögen. Wir lassen zuerst die aus einer deutschen Feder in Paris geflossene Kritik folgen.

I.

Es ist als ein wesentlicher Fortschritt zu constatiren, daß die Kenntniß deutschen Wesens und Lebens bei unsern linksrheinischen Nachbarn immer mehr Raum gewinnt und ein immer weiter gehendes Interesse erregt. Nicht allein unser methodisches Forschen in allen Zweigen der Wissenschaft, die sachliche Gründlichkeit unserer Studien erringen sich Anerkennung und zwar in dem Maße, daß ein sehr geachtetes kritisches Organ von Paris**) allein mehr als die Hälfte seines Raums auf die Besprechung deutscher literarischer Erzeugnisse verwendet, nicht allein das im Süden und Norden unseres Vaterlandes neuaufblühende politische Leben nimmt die Aufmerksamkeit der bedeutendsten Publicisten Frankreichs in Anspruch, auch der innerste Theil unseres Wesens, unsere National-Literatur, findet mehr und mehr eine rege Theilnahme, ein lebhaftes Interesse, verbunden mit fortschreitender Kenntniß.

*) Ed. Schuré, Histoire du Lied ou la chanson populaire en Allemagne, avec une centaine de traductions en vers et sept mélodies. Paris, librairie internationale, 1868.

**) Die „Revue critique d'histoire et de littérature", redigirt von P. Meyer, Ch. Morel und G. Paris.

Und dieses Interesse ist, in solcher Art wenigstens, von sehr jungem Datum. Es ist noch gar nicht so lange her, daß französische Touristen ihren Landsleuten ihre deutschen Reise-Eindrücke ungefähr in der Weise erzählten, wie uns irgend ein Weltumsegler von seinen Fahrten zu den Caraiben berichtet.

Um von allen anderen Seiten unseres Wesens abzusehen, war für die Kenntniß unserer National-Literatur noch Frau von Staël's Buch über Deutschland den Franzosen mehr oder weniger der Bericht von einer Entdeckungsreise in unbekannte Länder. — Stendhals Aperçus in ihrer geistreich-formlosen Weise, die an unsern JeanPaul erinnert, tragen, ohne sich speziell mit unserer Literatur zu beschäftigen, einen ganz ähnlichen Charakter, nur daß dieser Schriftsteller vermöge der ihm eigenthümlichen Geistes-Complexion für manche Seiten unseres Wesens ein weit geringeres Verständniß zeigt, als die Tochter Necker's.

Seit dem Buche der Frau von Staël ist eine große Anzahl mehr oder minder gelungener Versuche gemacht worden, den Franzosen unser literarisches Leben (das seinem Grundcharakter nach ihnen ferner steht, als jede andere Seite unseres Wesens), in Gesammt- oder Theilbildern vorzuführen, zuweilen sogar unsere mittelalterlich-klassische Periode zum Gegenstande zu nehmen (Blaze de Bury, d'Assailly).

Aber neu in seiner Art ist der Versuch eines jungen Schriftstellers, Herrn Edouard Schuré, den wir hoffentlich als bahnbrechend bezeichnen dürfen, in seiner „Histoire du lied ou la chanson populaire en Allemagne", die Geschichte des volksthümlichen deutschen Liedes, dieses Lieblingskindes der deutschen Muse, nicht allein durch die verschiedenen Jahrhunderte unserer Literaturgeschichte zu verfolgen, sondern dasselbe auch als Muster zur Nacheiferung und als Quell neuer Inspirationen, als Beispiel einer Poesie, der durch stete Verbindung mit der Volkspoesie immer neue Lebenskraft vermittelt wird, hinzustellen und, belehrt durch diesen Vorgang, auf das allein richtige Mittel hinzuweisen, wie durch Cultur und Pflege des Volksliedes, von dem in Frankreich nur noch spärliche Reste erhalten, der in abgelebten Formen verkümmerten Salon- und Hauptstadts-Poesie neues Leben zugeführt werden könne. (Ein Prozeß, der sich in Deutschland niemals zu vollziehen brauchte, weil wir nie eine solche Centralpoesie besessen.)

Nachdem Herr Schuré in seinem Avant-propos diese Grundidee und Tendenz seines Buches in begeisterter Sprache entwickelt und motivirt hat, geht er, um zu einem richtigen Begriff des Wesens der Poesie überhaupt zu kommen, bis in die ältesten Zeiten der Civilisation zurück und führt uns durch Indien, Griechenland, Rom, Gallien und Britannien in das deutsche Alterthum und Mittelalter. Er zeigt uns, wie das Christenthum die Poesie beeinflußte, wie die höfische Poesie sich einen selbständigen und isolirten Boden schuf, wie später das Bürgerthum die Erbschaft des Ritterthums antrat, wie die Centren der Literatur von den Hofburgen in die Städte verlegt wurden und die moderne Literatur entstand, wie das Volk und seine Lieder Jahrhunderte lang von der offiziellen Poesie unbeachtet und unbekannt existirten, bis endlich Herder, Brentano und Arnim die Volkspoesie im eigentlichen Sinne wieder entdeckten.

Nachdem Hr. Sch. diesen Abriß in großen Zügen gezeichnet, geht er in den folgenden Kapiteln auf das Detail ein. — Der Autoritäts-Poesie der Gallier und Celten setzt er die Individualitäts-Poesie der germanischen Völker entgegen; er führt uns den harfenschlagenden Dänenkönig Hrodgar aus dem Beowulf den sangeskundigen Horant der Gudrun, den schlacht-

gewohnten Spielmann Volker der Nibelungen vor; weiter hinabsteigend durch die Jahrhunderte unserer Geschichte, zeigt er uns die Sänger, welche die Großthaten der um ihre Freiheit kämpfenden Schweizer verherrlicht, einen Halbsuter, einen Veit Weber; durch die Dithmarschen-Kämpfe und die Bauernkriege gelangen wir schnellen Schritts zu den Humanisten und zur Reformation. —

Die weitere Fortführung der Geschichte der deutschen Volkspoesie verflicht Hr. Sch. in eine umfangreiche und mit prächtig glänzenden Farben gezeichnete Charakteristik des deutschen Liedes. — Bunte Bilder entrollen sich vor uns; wir sehen nach einander die Feld- und Waldpoesieen mit Schäfern, Jägern und Hirtinnen, die Abenteuerpoesie mit Studenten, wandernden Gesellen, fahrenden Schülern und Soldaten, die unendlichen Variationen der alten Geschichte, die ewig neu bleibt, dann die ernste und erhabene Kirchenpoesie an uns vorüberziehen. — Eingewebt in dieses bunte Bild sind farbenreiche Charakteristiken Hutten's, der Humanisten und endlich Luther's. Der Verfasser zieht es vor, uns ein Gesammtbild zu geben, anstatt die einzelnen Punkte gesondert zu behandeln, und aus diesem Gesammtbilde heben sich, wie Perlen aus einer Stickerei, zahlreiche, gut übersetzte Lieder hervor..

Nebenbei weiß er seinen Landsleuten einen guten Theil deutschen Wesens und deutscher Natur nahe zu bringen, ohne daß man ihm eine Abschweifung von seinem Gegenstande vorwerfen könnte. Denn um das deutsche Lied zu begreifen, muß man das deutsche Wesen begreifen.

In den folgenden Kapiteln führt er uns den Untergang des Volksliedes vor, seine Wiedererweckung und seine höchste Blüte; er charakterisirt nach einander mit flüchtigen und treffenden Zügen Opitz, Flemming, Hofmannswaldau, Günther, Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, endlich Goethe, dem ein ganzes Kapitel gewidmet ist. Ein anderes behandelt die Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts, worin Heine die hervorragendste Stelle einnimmt, dessen Verhältniß zur romantischen Schule Gelegenheit zu einem bunt ausgemalten allegorisch-phantastischen Bilde giebt, das wir als eine der gelungensten Partien des Buchs bezeichnen dürfen. Wie die erste Hälfte des Buchs, so ist auch diese mit zahlreichen Uebersetzungen der beliebtesten Lieder durchwebt, von denen wir einige als sehr gelungen zu bezeichnen nicht anstehen. — Wer die Schwierigkeiten kennt, die sich der Uebersetzung eines deutschen Liedes in's Französische entgegenstellen, wird seine Anerkennung, z. B. der Uebersetzung von „Ach, wie ist's möglich denn“ (S. 520) nicht versagen dürfen.

1. Ah qui jamais pourra
M'arracher a tes bras
Je t'ai donné ma foi
Oh crois le moi,

Mon coeur est plein de toi,
D'un bonheur infini,
Oui j'en ai tout banni,
Tout hormis toi.

2. Vois la fleur sous tes pas,
Qui dit: Ne m'oublie pas!
Presse-la sur ton coeur
Et songe à moi!
Meurs espérance et fleur,
Riche encor est mon coeur;
Car l'amour n'y meurt pas,
Va, crois-le moi!

3. Ah que ne suis-je oiseau
Pour voler aussitôt,
Pour voler vers ton toit
Tout près de toi.
Me touche un franc chasseur,
Je tombe sur ton coeur,
Un seul regard encor ...
O douce mort!

Der Ton ist im Allgemeinen sehr gut bewahrt. Man vergleiche nur z. B. die erste Strophe von Arndt's „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, die wir in Ermangelung des ganzen Gedichts, das zu lang ist, wenigstens mittheilen wollen. (p. 430.)

Le dieu qui fit pousser le fer
N'à pas voulu d'esclaves,
Il mit pour foudre et pour éclair,
Le glaive au poing des braves.
Il mit l'audace dans le coeur,
Le verbe dans la bouche;
Il fit à l'homme un front sans peur,
Jusqu' à la mort farouche.

Auch in der Uebersetzung von „Eine feste Burg“ ist trotz einzelner Abweichungen der Ton sorgfältig bewahrt. Wir setzen nur die erste Strophe her. (p. 293.)

Le dieu juste est ma forteresse
Mon bouclier d'airain.
Je sens son bras dans sa détresse,
Je tiens sa forte main.
Satan rugit, se leve et s'arme
Avec ses légions;
Le faible pousse un cri d'alarme:
Tremblez ô régions!

Der letzte Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit der Art und Weise, wie das Beispiel des deutschen Liedes der französischen Lyrik nutzbringend werden könne. Herr Schuré vertieft hier noch die schon in der Einleitung ausgeführten Gesichtspunkte und dringt namentlich auf eine größere Annäherung an die Musik und Entfernung von der rhetorischen Declamation, vor Allem aber auf das Studium der Volkspoesie, worin allein neue und jugendfrische Inspirationen zu schöpfen sind. „Singen wir mit dem Volke“, so spricht er am Schlusse dieses Prinzip noch einmal aus, „und möge das Volk mit uns singen, denn wir erheben uns, indem wir es zu uns erheben.“

Herr Schuré ist ein Elsasser, dem ein mehrjähriger Aufenthalt in Deutschland das Verständniß unserer Lyrik eröffnet hat, von dem sein Werk so zahlreiche und glückliche Beweise liefert. Die Elsasser sind, wie ein Theil der Schweizer, durch ihre geographische Lage hauptsächlich dazu berufen, die Vermittler zwischen den zwei Nationalitäten zu bilden, in deren Sprache eine große Zahl von ihnen gleichzeitig zu denken und zu leben gewohnt ist, und wir können es, Deutsche wie Franzosen, nur mit Freude begrüßen, daß sie sich jetzt mehr als je dieser ihrer Vermittler-Rolle bewußt werden. Herr Schuré ist nicht der einzige, der seinen Landsleuten deutsches Wesen und Leben näher zu bringen sucht; wir erwähnen namentlich noch Herrn A. Bossert, den Verfasser einer sehr bemerkenswerthen Schrift über Gottfried von Straßburgs Tristan und Isolde, einen der Ersten, die das neuerdings Deutschland entlehnte Institut der Privatdocenten an der Sorbonne inauguriren und dessen Vorträge über deutsche Literatur vor einem gewählten Publikum mit großem Interesse verfolgt werden. Begrüßen wir mit Freude alle Diejenigen, welche das Begegnen beider Nationalitäten auf dem gemeinsamen Felde geistiger Interessen fördern!

Paris. Dr. Julius Brakelmann.

Rußland.

Ein moskowitischer Korrespondent der Kreuzzeitung.

Die „Neue Preuß. (Kreuz-) Zeitung“ steht, ungeachtet ihrer Sympathieen mit russisch-absolutistischen Tendenzen, immerhin auf der Seite des unterdrückten Deutschthums in den baltischen

Provinzen — allerdings nur weil sich unter den Unterdrückten auch ihre politischen Freunde: die Junkerschaft und die lutherisch-orthodoxe Geistlichkeit Liv-, Kur- und Ehstlands befindet. In neuerer Zeit hat sie jedoch auch einem augenscheinlich altrussischen Korrespondenten Raum gegeben, der unter der Ueberschrift „Aus Rußland" in Nr. 100 und 140 derselben das Verfahren der russischen Regierung und selbst die Ideen der Ultra-Moskowiten unbedingt in Schutz nimmt. Gegen diesen Korrespondenten erhebt nun Herr Woldemar v. Bock, Herausgeber der „Livländischen Beiträge", seine stets von dem Ausdrucke deutscher Geradheit und Wahrhaftigkeit gekennzeichnete Stimme.

Zur Charakterisirung des Kreuzzeitungs-Korrespondenten führen wir zunächst einige seiner Aufstellungen an: Die rechtswidrige Einführung der russischen Sprache bei den Behörden der Ostsee-Provinzen rechtfertigt er hauptsächlich durch die dreiste Frage: „Warum soll eine Regierung nicht ihre Sprache sprechen dürfen?" Das Verfahren dieses dialektischen Klopffechters ist ebenso einfach, als bequem und schamlos. Die mächtigen und unerschütterlichen Gründe, welche für den Widerstand der baltischen Deutschen tausendfältig vorgebracht worden sind, werden mit diesem Einen Sätzchen als nicht vorhanden bei Seite geschoben und erst gleichsam die erste Rechtfertigung gefordert. Zum Ueberflusse wird das Russisch-Sprechen von den Ostsee-Provinzialen noch als ein Beweis ihres „hohen Kultur-Niveaus" gefordert; als wenn die Fertigkeit im Sprechen verschiedener Zungen an sich, also ohne Bereicherung des Geistes durch das betreffende Schriftthum, nicht viel mehr zur Verflachung und Abstumpfung desselben diente!

Um die noch nicht erfolgte Einführung der russischen Sprache in die baltischen Gerichte im voraus zu rechtfertigen, erdreistet sich der russische Herr zu einem Faustschlage gegen den gesunden Menschenverstand, indem er nicht bloß „die deutsche Gerichtssprache" der Provinzen einen „juristischen Jargon" nennt, sondern im Gegensatz zu ihr der „russischen Geschäftssprache" den „Vorzug der Allgemein-Zugänglichkeit und Allgemein-Verständlichkeit" zuspricht. Danach hätten selbst wir, im deutschen Mutterlande, nichts Eiligeres und Vernünftigeres zu thun, als auch bei uns diese treffliche „russische Geschäftssprache" einzuführen. Aber es liegt eine tiefe Wahrheit in diesem Worte. Wenn es auf bloße „Allgemein-Verständlichkeit und Allgemein-Zugänglichkeit" der Geschäftssprache ankommt, so verdient die russische den Vorzug vor allen Kultursprachen; denn sie besteht in dem allerdings dem rohesten Menschen verständlichen Glanz der Rubel und Kopeken. Darum widersetzen sich die Ostsee-Provinzialen mit aller Kraft der russischen Justizreform in ihrem Lande, welche unbedingt mit der Einschmuggelung dieser „russischen Geschäftssprache" und der gewissenhaften Tschinovniks verbunden wäre, obgleich der Russen-Anwalt in der Kreuzzeitung sie als „Civilisirung" anpreist, obgleich sie im Schimmer der zeitgemäßen Reform auftritt und obgleich die Widerstrebenden den gehässigen Schein (wohlgemerkt: nur den Schein) reaktionärer Freiheitsfeindlichkeit auf sich laden.

Das Stärkste leistet jedoch der Altrusse der Kreuzzeitung in der Vertheidigung des Gewissenszwanges, der von Rußland in den Ostsee-Provinzen ausgeübt wird. „Daß die Staatskirche", sagt er, „nicht den zu ihr Bekehrten (wir wissen, wie diese „Bekehrung" gemacht worden ist) die Rückkehr zu der von ihnen verlassenen Konfession gestattet, daß der Lette und der Ehste, nachdem er ein Grieche geworden, nicht wieder ein Lutheraner werden könne, das ist sich die russische Kirche schuldig, das ist keine Härte, das ist eine Konsequenz, die aus dem Wesen der herrschenden Staatskirche hervorgeht." Sonach ist Alles gerechtfertigt, was als „Konsequenz aus dem Wesen einer Kirche" hervorgeht. Es war also auch „keine Härte", als das Costnitzer Konzil Huß, oder als Calvin den Servet verbrannte; es war „keine Härte", sondern recht und vernünftig, daß die „Assassinen" ihre Gegner durch Meuchelmord wegräumten, da das „eine Konsequenz" der religiösen Lehre Hassan's ben Sabah war. Es mag russische Denkweise sein, daß man seiner Vernunft überall da unübersteigliche Schranken setzt, wo der Priester sich eine „Herrschaft" zuspricht; der Deutsche diesseits, auch wohl jenseits der Heiligen Aa kennt für die Beurtheilung des Menschenrechts seit Luther, noch mehr seit Lessing, keine andere Schranke, als diejenige, welche ihm seine Vernunft selbst setzt. Wir können unseren Stammgenossen an der Düna nur unseren Brudergruß zurufen, wenn sie sich weigern, mit der russischen Sprache solche russische Denkweise anzunehmen.

Mit der Hervorhebung und Beleuchtung dieser drei Punkte wollen wir unsererseits von dem verkappten Ritter in der Kreuzzeitung uns verabschieden. Nur der Redaction dieses Blattes gegenüber können wir die Frage nicht unterdrücken, wie sie die Aufnahme solcher Meinungsäußerungen, mit ihrer „Anerkennung" versehen, „daß ihr Ton so angemessen sei", mit ihrer Vertretung des historischen Rechts in Einklang zu setzen vermag?

Herr von Bock beschränkt sich in seiner Polemik gegen den Kreuzzeitungs-Russen ebenfalls auf drei Punkte aus den beiden Artikeln; es sind solche, in welchen er ihm absichtliche Unwahrheiten nachweisen kann.

1. Der Korrespondent der Kreuzzeitung wendet sich in Nr. 100 derselben gegen einen anderen Artikel in Nr. 77 dieses Blattes, enthaltend eine höchst gemäßigte und sanftmüthige Erörterung der Beschwerden der Ostsee-Provinzen, und namentlich auch gegen die dort ausgesprochene Befürchtung, „derselbe werde von dem resp. Censor durch Druckerschwärze beseitigt werden". Er sagt, „die Befürchtung gehöre noch in das alte, längst verschwundene Rußland." „Es ist das keineswegs geschehen; die Abonnenten der Kreuzzeitung haben den Artikel sowohl in Rußland, wie in den Ostsee-Provinzen gelesen." Herr von Bock hat indeß durch unmittelbare Nachfrage in den Ostsee-Provinzen ermittelt, daß von dem Artikel in Nr. 77 der Kreuzzeitung ein großer Theil geschwärzt, von einem anderen Artikel desselben Verfassers „etwa 40 Zeilen ausgeschnitten" worden sind, sowie man denn nach wie vor in Rußland mit dem Schwärzen und Ausschneiden irgend unliebsamer Artikel auswärtiger Zeitungen allgemein fortfährt.

2. Derselbe Korrespondent sagt in Nr. 100, daß „erst vor kurzem das Grundeigenthum in den Ostsee-Provinzen den Russen zugänglich geworden" sei. Herr v. Bock antwortet darauf nach eingehender Beweisführung: „Privilegirtes und nicht privilegirtes Grundeigenthum hat der Russe als solcher auch vor der jüngst erfolgten Freigebung des Güterkaufes jederzeit in den Ostsee-Provinzen kaufen dürfen, wofern ihm nur, für Livland, der russische Erbadel, für die übrigen Ostsee-Provinzen die Aufnahme in die örtliche Ritterschaft verliehen war. Ersteres hing lediglich vom Kaiser ab; letzteres aber hat von Seiten aller vier Ritterschaften in nur zu freigiebiger Weise stattgefunden."

3. Der zweite Artikel des Moskowiten enthält wörtlich folgende Stelle: „Selbst in Livland ist nie eine Stimme laut geworden für die Ungeheuerlichkeit, der russischen Kirche zuzumuthen, die zu derselben per fas oder nefas gehörigen Ueberzeugungen in Gnaden zu erlassen" u. s. w. Herr v. Bock übersetzt das in ein verständliches Deutsch folgendermaßen: „Selbst in Livland ist

nie eine Stimme laut geworden für die Ungeheuerlichkeit, der russischen Kirche zuzumuthen, die zu derselben per fas et nefas Angeschriebenen aus derselben zu entlassen, sobald sie ihre lutherische Ueberzeugung bekennen und das Verlangen aussprechen" u. s. w. Dann aber weist er den Ausdruck „Ungeheuerlichkeit" zurück und führt darauf die Landtage einer ganzen Reihe von Jahren an, auf welchen die livländische, die ehstländische und die kurländische Ritterschaft „ihre Stimmen für die Wiederherstellung jener verfassungsmäßigen Gewissensfreiheit erhoben haben;" ferner haben die Stadt Riga, sowie seit 1864 „der per fas et nefas zur griechischen Kirche angeschriebene, mit Herz und Mund jedoch gut lutherische Theil der Bauerschaft Livlands" ihre Stimmen mit derjenigen der livländischen Ritterschaft vereinigt; endlich nennt er noch eine Reihe von Würdenträgern und Behörden jeder Art, darunter den Kaiser selbst, welche ihre Stimmen in gleichem Sinne abgegeben haben.

Alsdann fährt Herr v. Bock fort: „Auf dem festen Grund nun vorstehend entwickelter drei Hauptpunkte erkläre ich, der unterzeichnete Herausgeber der „Livländischen Beiträge", hiermit vor aller Welt, die es lesen kann und will, den Korrespondenten der Kreuzzeitung Nr. 100 und 140 „Aus Rußland" für einen frechen Lügner, und lade ihn zugleich hiermit ein, sich öffentlich zu nennen, um diese Qualification durch das etwanige Gewicht seines Namens zu widerlegen! —" u. s. w. Für den Fall, daß er dessenungeachtet in der Anonymität verharren sollte, nennt Herr v. Bock ihn noch einen Feigling. Endlich setzt er noch einen Preis von 100 Thalern in Gold für andere Personen aus, welche ihm „den wahren Namen des Mannes der fraglichen Stimme „aus Rußland" ausliefert", indem er von ihm ein satirisches „steckbriefliches Signalement" beifügt.

Man muß billig darauf gespannt sein, wie sich dieser dicht verschlungene Knoten lösen wird.

Baltische Provinzen.

Skizzen aus Kurland.

Der deutsche Einfluß macht sich in Kurland wie im Elsaß, trotz Jahrhunderte langer Abhängigkeit von fremder Herrschaft, noch bis zur heutigen Stunde auf's Glänzendste geltend. Ludwig Brunier versichert in seinem so eben erschienenen, jedoch augenscheinlich nicht im Interesse der Deutschen in Rußland geschriebenen Buche *), daß die deutsche Sprache, von dem Landadel und der Stadtbevölkerung gesprochen, in keiner Weise (?) durch die russische Regierung beschränkt werde. Das Gymnasium zu Mitau, sowie die übrigen Unterrichts-Anstalten, werden nach deutschen Unterrichts-Methoden geleitet. Deutsche Schauspieler sind geradezu beliebt, und erlebte Emil Devrient durch sein Spiel manchen Triumphtag in Mitau.

Mitau, eine Stadt von 26,000 Einwohnern, weiß von der Ritterlichkeit und geschichtlich angerühmten Milde Gustav Adolph's von Schweden, des „großen Protestanten-Beschützers", recht gedenkenswerthe Grausamkeiten zu erzählen. Der König hatte nämlich am 25. September 1621 die Huldigung Livlands entgegengenommen und rückte den Tag darauf mit seinen Kriegsschaaren in Kurland ein. Der Rathsherr Jakob Busselberg, welcher um jene Zeit lebte, theilt darüber in einer Chronik mit: „Anno 1621, den 14. Octbr., kam das schwedische Heer mit Schaarböten und Halleyren beym Schloß, und der Rath aufs Markt sich versammelt in Meinung, dem ankommenden Kriegesobersten unter Augen zu treten, wurden etzliche Geschütz in der Mitau abgelassen, daß einem hören und sehen vergingen. Alsbald sind die Kriegsleute mit brennenden Lunten in die Mitau gelaufen, haben die Häuser und die Fenster gestürmt, die Leute geschlagen und Alles daraus genommen. Das Rauben hat kein Ende haben mögen, sondern hat den Abend gewährt, bis es Tag geworden, da die ganze Macht aus den Halleyren kommen, überall herum gelaufen und dermaßen übel gehauset, daß es den Steinen möchte erbarmen ꝛc. Des andern Morgens haben die Soldaten angefangen die Mitau auf Befehl in Brandt zu stecken. Da denn das große Elend sich gemehret, die schwangere Frauen mit den kleinen Kinderken nackt und bloß in den Gassen herumgelaufen, viele in den Häusern verbrannt worden. So ist auch des Geruchs und des Gestanks so viel gewesen, daß viele des Todes verblichen, und darauf haben den folgenden Morgen die Bürger mit Weib und Kind, einen Stab in der Hand, aus der Stadt Mitau wandern und terminiren müssen." — „Uns dünkt", setzt Brunier in seinem Buche hinzu, „daß wir in den Berichten über die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly nichts Grausigeres gefunden, und doch soll der fromme protestantische Gustav Adolf bei Anhörung der „Greuelthaten" Tilly's geweint haben!" Herr Ludwig Brunier ist nicht bloß dem großen Schwedenkönig, sondern auch den Glaubens-Aposteln abhold, die die deutsche Kultur nach den baltischen Provinzen brachten. Er sagt:

In Kurland wütheten die ersten Christenbekehrer — und zwar kamen diese aus Deutschland — derart, daß die Kuren ihre Todten, als den Qualen Entronnene, glücklich zu preisen pflegten. Sobald sie einen der Ihrigen bestattet hatten, legten sie auf den Grabhügel Speise, auch etwas Geld, stellten einen Krug Wasser dabei und sprachen mit wehmüthiger Stimme: „Wandre, o Armer, aus diesem kläglichen Zustande in eine bessere Welt, wo nicht mehr die Deutschen dir gebieten werden, sondern du ihnen."

Zur Ehre der Deutschen wird dann gesagt, daß es lediglich die Priester waren, die das Unheil und die Abneigung gegen Deutschland anstifteten. Mit ihrer fanatischen Bekehrungswuth sollen sie den stupiden, denkarmen Kriegsmann zu allen Excessen verleitet, Alles für im Interesse Gottes und der Religion erklärt haben — es mochte Blut oder Verrath an dem vollbrachten Werke kleben. Sie segneten die ausziehenden Kampfesschaaren ein, hielten ihnen das Kreuz Christi zum Küssen hin — o heiliger Gott, schon um dieser Heuchelei und Niedertracht willen könnte uns alle Empfänglichkeit für das Bekehrungswesen geraubt werden! Immer waren es die Priester, die sich auch dort in Staats- und Weltgeschichte einmischten, war es die Religion, die als Zankapfel in alle Streitigkeiten geworfen wurde!

Zu unserm Kurland zurückkehrend, bemerken wir, daß es noch nicht lange her ist, wo Bürgerlich und Adelig sich so unebenbürtig gegenüberstanden, daß das Gesetz einem Edelmann gestattete, ein Gut, das er heut vor Gericht und Richter einem Bürgerlichen verkauft, morgen wieder an sich reißen kann, sobald er den Kaufpreis dafür zurückzahlt. Dem Bürgerlichen stand umgekehrt nicht dasselbe Recht zu, und als eine Kaufmannswittwe in Mitau ihren Sohn begraben ließ, geschah dies mit einem Aufwande, der nur den Adeligen gestattet war: z. B. ließ sie von allen Glockenthürmen läuten. In ihren Vorrechten darin verletzt, richteten sämmtliche Edelleute Mitau's eine Ein

---

*) Kurland, Schilderungen von Land und Leuten. Leipzig, H. Matthes, 1868.

gabe an den Herzog von Kurland, in der dem „Durchlauchtigsten Herrn" mitgetheilt wurde, daß die verwittwete Krämerin ihren Sohn, „einen Kaufgesellen, zuwider ihrem Stande, mit der größten Pracht zur Erde bestätigt, da sie nehmlich die Leiche im Hause auf eine Maschine von 4 Fuß hoch, welches mehr als Fürstlich ist, in Parade stehen, hinten am Sarge das Wappen aufhängen, auch das ohne dem wider ihrem Stande mit roth laken und mit stark im Feuer versilberten Messing beschlagenen Sarg, und auf denselben einen Huth mit einer kostbaren Diamanten-Krämpe über die Straße hat tragen lassen, da doch keines Bürgers Leiche auf so einer Maschine von 4 Stufen hoch im Hause zur Parade zu stehen und Niemandem aus der Bürgerschaft ein kostbares und mit einem Wappen geziertes Sarg erlaubt, auch das Sarg unbedeckt zu tragen unanständig und unzuläßig, ja die Glocken 2 Stunden lang in eins zu zotteln theils ihrem Stande zuwider, theils auch ein Ruin der Glocken-Wellen, ja des Thurmes selbsten ist. Diesem nach flehn Ew. Durchlaucht wir unterthänigst an, Selbige geruhen nicht allein die obgedachte Krämerin wegen des übermäßigen Staats und Prachts mit der Leiche durch Dero Fiscale belangen und selbige in gebührende Strafe ziehen zu lassen."

Der vom écuyer zum Herzog emporgeschwungene Biron erhielt von der russischen Kaiserin Anna Kurland als Lehngut. Dieser Biron war in Altpreußen und Kurland verhaßt. Von der Summe Geldes, die Danzig an den Feldmarschall Münnich bezahlen mußte, um vor Plünderung bewahrt zu bleiben, bekam Biron 180,000 Thaler, wofür er sich die Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien kaufte. „Während des Biron'schen Willkür-Regiments", erzählt uns Brunier, „ward ein Herr von Osten-Sacken, als er eines Abends, arglos und keine Gefahr ahnend, vor der Thür seines Landhauses stand, plötzlich von vermummten Männern ergriffen und in einen verdeckten Wagen gehoben, der schnell mit ihm davon eilte. Fast zwei Jahre hindurch wurde er von einer russischen Provinz in die andere gefahren, ohne daß ihm je Auskunft in Betreff dieses Ueberfalls ertheilt wurde. In einer Nacht endlich hielt der Wagen still; die Pferde wurden ausgespannt; der Herr von Osten-Sacken vernimmt rings um sich keinen menschlichen Laut, so daß er zuletzt den Muth gewinnt, die Thür seines vierräderigen Gefängnisses zu öffnen, was ihm sonst streng verboten war. Wer beschreibt seinen freudigen Schreck, als er sich vor der Thür seines Landhauses befindet! Von nun an ward er nicht weiter behelligt. Vielleicht hatte sich Osten-Sacken ungünstig über Biron geäußert, und diesem ist es dann möglicherweise durch Spione mitgetheilt worden. Der reizbare Emporkömmling rächte sich nun durch die zweijährige Ruhelosigkeit, zu der er Osten-Sacken verurtheilte".

Auch für die nachstehenden Bemerkungen müssen wir dem Verfasser die Verantwortlichkeit überlassen: Unter Rußland hat Kurland sich seit langer Zeit eines wohlthätigen Regiments zu erfreuen gehabt. Die Bedrückungen von oben herab sind nicht so schlimm, wie sie polnische Fanatiker so gern wider das russische Regiment ausstreuen, — man lebt communal und staatlich weit freier als in Preußen, und ist selbst der Verkehr des Adels mit den Bauern ein solcher, daß die Standesunterschiede nicht so schroff hervortreten, wie in Polen. Der Adelige unterhält sich mit dem Landmann in dem derben, kernigen Lettischen; dazwischen wird viel Deutsch und Französisch gesprochen und keinem russischen Beamten fällt es ein, fremde Elemente zu perhorresciren. Das Antinationale ist geradezu geschätzt in Rußland und erfreut sich, wie schon früher der treffliche Jegor von Sievers berichtete, der besten Unterstützung aus Regierungskreisen. Kunst, Gewerbe und Handel haben durch deutsche Kräfte viel Aufschwung bekommen und das vergißt Rußland niemals seinem Nachbarlande; wie hochmüthig und protektionsmäßig benimmt sich dagegen Frank-reich! —

Es scheint wirklich, ob Herr Ludwig Brunier seit einigen Jahren geschlafen habe!

Nord-Amerika.

Der Prinz von Wales in Boston.

Der klarste Mensch hat Eigenthümlichkeiten, zu denen ein Anderer den Schlüssel nicht zu finden vermag, und beim nüchternsten, praktischsten Volke stoßen wir auf Widersprüche, die wir uns nicht zu erklären vermögen. Einen Beweis dafür liefern die Amerikaner.

Die Amerikaner sind das freieste Volk auf der ganzen Erde, das behaupten sie selbst mit einem solchen Stolze und, was mehr sagen will, mit einer solchen Bestimmtheit, daß wir Europäer gar nicht wagen, einen Zweifel dagegen aufkommen zu lassen, obgleich uns die doch erst vor kurzer Zeit gesetzlich abgeschaffte Sklaverei etwas stutzig machte. In Amerika herrscht vollständige Gleichheit, aber in New-York darf man eine farbige Frau unbarmherzig aus einem Omnibus auf die Straße werfen, weil es sich nicht ziemt, daß Weiße und Farbige zusammen in Einem Wagen fahren. In Amerika giebt es keinen Adel, keinen Orden, kein Vorrecht der Geburt; aber ein europäischer Grafen- oder Barontitel bringt in einem Salon zu New-York oder Washington doch eine ganz zauberische Wirkung hervor. Amerika hat die republikanische Regierungsform auf breitester Grundlage, die Aufrechthaltung der Monroe-Doctrin ist jedem Amerikaner ein politischer Glaubenssatz von äußerster Wichtigkeit; der Besuch des Prinzen von Wales setzte aber die Stadt Boston in fieberhafte Aufregung und man drängte sich, ihn zu sehen, wie man es in der allerloyalsten, allerunterthänigsten Residenz Deutschlands nicht ärger thun kann; ja noch mehr, heute, nachdem Jahre seit dem Besuch des Prinzen verflossen sind, hält es eine in Boston erscheinende Monatsschrift (Atlantic) noch für angemessen, in einem langathmigen Artikel, von dem es zweifelhaft gehalten wird, ob er Wahrheit, ob er Dichtung sei, ihre Leser davon zu unterhalten.

Der Prinz von Wales, so wird nämlich erzählt, sei von New-York nach Boston gekommen und habe dort Alles gesehen, was offiziell zu sehen gewesen sei, das Correctionshaus, das Irrenhaus, den Kirchhof, verschiedene Bibliotheken und auf denselben die Feder, mit welcher die Artikel der Konföderation unterzeichnet worden, eine Sammethose Franklin's und mehrere Autographen Washington's, von denen er sich einen zum Geschenk für seinen Bruder Alfred erbeten und erhalten habe.

Obgleich uns nun bedünken will, daß er sich, besonders was die letzteren Sehenswürdigkeiten anbetrifft, in einer für den englischen Thronerben sehr anerkennenswerthen und für jeden Fürsten höchst ersprießlichen Weise beschäftigt habe, und wünschten, er hätte nicht nur für seinen Bruder Alfred, sondern für verschiedene andere Vettern ein so sinnreiches „souvenir" von der Reise mitgebracht, ist doch der Verfasser des in Rede stehenden

Artikels anderer Meinung. Er fand, der Prinz habe nicht genug gesehen, und machte einem seiner Begleiter den Vorschlag, er wolle ihn — den Prinzen — incognito durch Boston führen, Besuche mit ihm machen und ihm auf diese Weise Gelegenheit bieten, das Leben in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft kennen zu lernen und namentlich zu beobachten, wie sich die aus Irland Eingewanderten befänden. Der Vorschlag ward nicht direkt angenommen; man verabredete jedoch, daß sich Herr H., der Berichterstatter, am nächsten Morgen zu einer bestimmten Stunde mit seinem Wagen in der Nähe des von dem Prinzen bewohnten Hotels einfinden solle. H. ist pünktlich auf dem Platze, und nach wenigen Augenblicken erscheint ein junger Herr und setzt sich zu ihm in den Wagen. Ohne ihn nach seinem Namen zu fragen, beginnt er mit ihm die Rundfahrt und macht, immer zweifelnd, ob er den Prinzen neben sich habe oder nicht, mit ihm verschiedene Besuche, wobei er, sobald sie sich bei Irländern befinden, nicht unterläßt, zu bemerken, was die Leute wohl gesagt haben würden, hätten sie gewußt, daß der Sohn ihrer Souveränin — vorausgesetzt, daß sein Begleiter wirklich der Prinz von Wales war — in ihrem Zimmer sei.

So sieht der Prinz die Wohnungen des Reichthums, des durch fleißige Arbeit errungenen Wohlstandes, die Stätten, wo ein harter, redlicher Kampf mit dem Leben gekämpft wird, aber auch Orte, wo das Elend und die Armuth sich unverhüllt zeigen. Alles recht schön, nur fehlen gänzlich die Consequenzen, welche ein Republikaner aus diesen verschiedenen Situationen ziehen und seinem fürstlichen Begleiter nahe legen mußte. Statt dessen werden die daraus gezogenen Beobachtungen vom Prinzen gemacht und geben ein vortreffliches Zeugniß für sein Herz.

Zu guter Letzt wirft Herr H. den Prinzen noch um, und der erste Gedanke, welcher ihm, als er fürchtet, derselbe könne den Hals gebrochen haben, aufsteigt, ist wahrlich eines Granden von Castilien und Ober-Ceremonienmeisters am spanischen Hofe würdig: er fragt sich nämlich, wie der zweitgeborene Sohn der Königin Victoria heiße, da er ja durch seine Ungeschicklichkeit die Thronfolge Großbritanniens möglicherweise verändert habe. Der Prinz ist indeß mit dem Schrecken und einer blutenden Nase davongekommen; sein Begleiter führt ihn in das Haus einer Bekannten und überläßt sich, während die Wirthin dem Fremden ein Waschbecken reicht und um ihn bemüht ist, Betrachtungen, die man allenfalls bei einem Hof-Historiker, aber wahrlich nicht bei einem Republikaner vermuthen sollte. Er denkt, das Blut, was da fließe, sei dasselbe Blut, welches in den Adern Egbert's und Heinrich's des Löwen, der Urahnen des Sachsen- und Welfenhauses, gerollt habe.

Zu verwundern ist in der That, daß Herr H. nicht auch versucht, sich durch die Farbe des Blutes Gewißheit zu verschaffen, ob der junge Mann der Prinz sei oder nicht; denn darüber ist er immer noch in Zweifel, und dieser Zweifel wird noch stärker, als die Zeitungen berichten, wo und in wessen Begleitung der Prinz von Wales gewesen sei in der Zeit, wo ihn Herr H. als modernen Harun al Raschid durch Boston geführt haben will. Endlich gewinnt er aber doch wieder die Ueberzeugung, daß er der Führer des englischen Thronerben gewesen sei, denn dieser erfüllt wie im Märchen die Wünsche der von ihm unerkannt besuchten Personen, belohnt die Tugend, führt das Laster auf den rechten Weg zurück, Alles durch einen in der Form vollzogenen Gnadenakt, dem sich die anderen Ereignisse wie eine Kette anreihen.

Wir halten die ganze Erzählung für eine poetische Fiction; es erscheint uns aber sehr charakteristisch, daß dergleichen in einem amerikanischen Literaten-Kopf entstehen und einem amerikanischen Leserkreise aufgetischt werden kann. In Europa sind wir gewohnt, solche Dinge in der besseren Literatur als überwundenen Standpunkt anzusehen. J. H.

Brasilien.

Die deutschen Kolonieen in Rio Grande do Sul.

Der vierte Band von J. J. von Tschudi's „Reisen durch Süd-Amerika", der soeben erschienen*), enthält die Beschreibung seines Besuchs in der Provinz Rio Grande do Sul, v. J. 1861, sowie einer Küstenreise von Rio de Janeiro nach Rio Grande und eines Aufenthalts in den Argentinischen Republiken v. J. 1858. In Betreff der Letzteren ist das Buch schon etwas veraltet.

Nicht sehr erfreulich sind die Bilder, die der Verfasser von brasilianischen Zuständen entwirft; gleichwohl ist die Provinz Rio Grande do Sul, die der Verfasser schildert, (die südlichste Brasiliens) in vieler Hinsicht die bevorzugteste des Reiches; diesen Vorzug verdankt sie hauptsächlich dem deutschen Elemente; denn die meisten deutschen Kolonieen Süd-Amerika's finden sich hier. Namentlich der Kolonie oder vielmehr dem auf weitem Raum zerstreuten Koloniedistrikt San Leopoldo hat der Verf. seine Aufmerksamkeit geschenkt. Derselbe liegt in der Nähe des Hafenortes Porto Alegre, und dies ist außerordentlich günstig für sein Emporblühen, da auf diese Weise Import wie Export von Waaren gesichert ist, was sonst bei den mangelhaften Kommunikationsmitteln Süd-Amerikas die größten Schwierigkeiten bieten würde. „Würde die exotische Vegetation nicht bei jedem Schritte an die Wirklichkeit erinnern," sagt der Verf. (S. 31), „so könnte man sich in Saõ Leopoldo leicht in eine wohlhabende ackerbautreibende Gegend Deutschlands versetzt glauben; nirgends habe ich Armuth und Elend gesehen, überall ist der Ausdruck einer gewissen Behäbigkeit und Zufriedenheit vorherrschend. Die Feinde aller und jeder brasilianischen Kolonisation sollten doch einmal hier nachfragen, wie viel dieser Kolonisten ihr Loos mit ihrem früheren in Deutschland vertauschen möchten, oder wie viele überhaupt Lust hätten, wieder in ihre alte Heimat zurückzukehren.

„Ohne zu idealisiren, kann man sagen, die Deutschen in Saõ Leopoldo sind durchschnittlich ein schöner kräftiger Menschenschlag; sie sind aber noch weit mehr als dies, sie sind ihrer Mehrzahl nach unabhängige, sich selbst bewußte Leute, nicht bloße Arbeitsmaschinen, die sich vom ersten besten Ortsrichter oder einem gnädigen Herrn Landrath blind leiten lassen...... Sie haben ihre deutschen Sitten und Gebräuche bewahrt, aber größtentheils den Servilismus abgestreift. Und wie sie an ihren heimischen Gewohnheiten festhalten, so bewahren sie auch ihre deutsche Sprache. Wohl die meisten der alten Kolonisten, ebenso ihre Kinder, sprechen portugiesisch, aber nur wenn sie mit Eingeborenen verhandeln; unter sich verkehren sie immer deutsch.

„Es ist vielleicht bis jetzt noch gewagt, behaupten zu wollen, daß, gleichwie die Portugiesen die indianische Bevölkerung durch Waffen verdrängt haben, die Deutschen mit der Zeit durch Geld

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1868.

die Brasilianer aus einem großen und fruchtbaren Theile der Provinz verdrängen werden, aber es ist unbestreitbar, daß das Deutschthum in Sao Pedro do Rio grande do Sul jetzt schon eine Macht geworden ist, gegen deren unaufhaltsames Wachsthum die Eifersucht der Brasilianer vergeblich ankämpft."

Die Partei der Nativisten, die der Fremden-Einwanderung in jeder Beziehung feindlich gegenüberstehen, ist allerdings noch ziemlich mächtig. An manchen Orten haben die Deutschen sehr unter ihrem Drucke zu leiden; so haben sie z. B. noch keine eigenen Municipalbeamten, sondern Brasilianer nehmen in fast ganz deutschen Kolonieen diese Posten ein.

Einen viel schlimmeren Feind aber hat die Kolonie San Leopoldo in ihrem eigenen Innern; das ist die große Uneinigkeit der Bewohner unter sich. Genährt wird dieselbe theils durch Neid und Eifersucht, indem bei der ursprünglichen Vertheilung der Landlose vor etwa 40 Jahren so viel Ungerechtigkeiten vorgekommen sein sollen, daß ihre Nachwirkungen noch zu spüren sind, theils durch Religionshaß, da Katholiken und Protestanten hier zusammen leben, Erstere von Jesuiten berathen.

Die benachbarte Kolonie Sta. Cruz machte dem Verfasser einen weit ungünstigeren Eindruck; die Deutschen hier sind so arm, daß sie nicht einen eigenen Seelsorger bezahlen können; sie haben also die Funktionen eines solchen dem ersten besten Individuum anvertraut, das vom Gouverner die Erlaubniß zur Ausübung derselben bekam, und so waren im J. 1811 drei Leute damit betraut, von denen zwei gewiß selten in Europa eine Kirche besucht hatten, gegen den dritten aber lagen verschiedene schwere Anklagen vor. Auch 1865 soll der Zustand um nichts gebessert gewesen sein. Aehnlich traurig ist es denn auch hier mit dem Schulwesen bestellt.

Auch in der Provinzialhauptstadt Porte Alegre, die 32—34,000 Einwohner zählt, ist der Schulunterricht arg vernachlässigt. „Von 13 Lehrstühlen am Lyceum waren 1861 nur 8 besetzt und von diesen die Hälfte provisorisch; der Professor der Philosophie hatte nicht einen einzigen Zuhörer, die Gesammtzahl der Schüler belief sich auf 27. Man kann sich von Seiten der Bevölkerung keinen größeren Indifferentismus denken. Das Lyceum von Porte Alegre ist eigentlich bestimmt, die bedeutendste höhere Lehranstalt der ganzen Provinz mit 400,000 Einwohnern zu sein und befindet sich auf so tiefer Stufe. Das Priesterseminar zählte damals 48 Alumnen. Man möchte fast glauben, daß in Porto Alegre die Ansicht besteht, daß, wer nicht Geistlicher werden will, auch keine höhere Bildung zu besitzen brauche. Die Theilnahmlosigkeit zeigt sich auch in anderer Beziehung. Die Stadt besitzt keine öffentliche Bibliothek; wie mir versichert wurde, existirt dort auch keine nennenswerthe Privatbibliothek, ja nicht einmal eine Buchhandlung (!)"

In dieser Gleichgiltigkeit gegen höhere Interessen, so wie in dem Einfluß eines ungebildeten und verächtlichen Klerus sind vielleicht die Gründe zu suchen, warum das ganze Kaiserreich so langsam emporkommt, warum es immer noch erst zu den halb civilisirten Staaten zu rechnen ist. Barbarei in allen Formen durchbricht nur zu häufig den Firniß der Kultur. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist folgender Zug:

Auf einem der in jeder Beziehung sehr schlechten brasilianischen Dampfschiffe (über die der Verf. gar nicht Klage genug führen kann) litt derselbe viel durch die Willkür der brasilianischen Mitpassagiere; als er den Steuermann um Abhilfe bat, und fragte, warum das Reglement nicht besser eingehalten werde, erklärte dieser geradheraus, seinen Landsleuten gegenüber sei er vollkommen machtlos, keiner von ihnen wolle sich nach Vorschriften richten, und eine Bemerkung seinerseits ziehe ihm höchstens Sottisen zu. Wenn z. B. ein Senator oder ein Deputirter einmal in den Kammern für die Subvention gestimmt habe und sich dann an Bord eines der Dampfer einschiffe, so betrachte er das Schiff als sein Eigenthum, erlaube sich jede Ungezogenheit und spreche allen Winken und Warnungen von Seiten des Kapitäns Hohn. Ja, er führte einen Fall an, in dem ein Senator, gegen den der Kapitän wegen grober Unflätigkeit in schonendster Weise eingeschritten war, diesen durch politische und Gevatterschafts-Einflüsse schließlich entsetzt hatte. — Die Schiffe sind, trotz der enormen Staatssubvention von über 3 Millionen Franken, in einem so erbärmlichen Zustande, daß sie allgemein „schwimmende Gräber" genannt werden; ja der Verf. meint, daß dies die am schlechtesten organisirte Dampfergesellschaft der ganzen Welt sei.

Zum Schlusse sei noch angeführt, was der Verf. über die vielberegte Auswanderungsfrage nach Brasilien denkt.

„Nachdem ich nun Tausende von deutschen Kolonisten in Brasilien gesehen habe, die mit ihrem Lohn zufrieden sind und sich in ihren dortigen Verhältnissen wirklich glücklich fühlen, so finde ich, daß ein so entschiedenes Abrathen gegen die Auswanderung nach Brasilien, selbst wenn es in den reinsten Absichten geschieht, durchaus nicht gerechtfertigt ist. Welches bessere Ziel können die Feinde der brasilianischen Kolonisation den auswanderungslustigen Deutschen anrathen? Etwa die Vereinsstaaten oder die von steten Bürgerkriegen zerrissenen Republiken im Süden Brasiliens? Sind etwa dort die Aussichten für sie um so Vieles besser? können sie leichter zu Grundbesitz gelangen, sich viel schneller zu unabhängigen Leuten emporarbeiten und haben sie weniger Schwierigkeiten zu überwinden? Wahrlich nicht! Die wenigen Vortheile, welche die Deutschen in Nord-Amerika finden, werden reichlich durch große Nachtheile paralysirt. Wer mit der Geschichte der Einwanderung nach den Vereinsstaaten vertraut ist und die Mühen und namenlosen Hindernisse kennt, mit denen die Emigranten zu kämpfen haben, bis es ihnen gelingt, einen eignen Heerd zu gründen; wer es weiß, welche Menge von Deutschen dem betrügerischen Schwindel und der kalten Herzlosigkeit der Yankees zum Opfer fällt und ihre Leichtgläubigkeit durch unaussprechliche Leiden büßen muß, der wird mir gewiß beistimmen, daß dort den Kolonisten nicht mehr Rosen blühen, als in Brasilien."

In den letzten fünf bis sechs Jahren sollen sich die brasilianischen Kolonisations-Verhältnisse überhaupt wesentlich gebessert haben; viele Uebelstände sind beseitigt, andere werden binnen Kurzem weichen müssen; so behauptet der Verf., und wir wollen ihm Glauben schenken. Bewiesen hat er jedoch nur, daß es anderswo noch schlimmer ist als in Brasilien.

M. St.

Kleine literarische Revue.

— **Ein neues deutsches Lesebuch aus Wien.***) Wir pflegen sonst keine Musterlesebücher anzuzeigen, die in jedem Jahre in Berlin, Leipzig und Stuttgart in großer Anzahl erscheinen. Aber mit dem vorliegenden, von Prof. Thurnwald in Wien

*) Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen der Realschulen von Dr. A. Thurnwald, Professor an der Ober-Realschule auf der Wieden in Wien. Wien, Gerold, 1868.

herausgegebenen und für die Schulen Oesterreichs bestimmten Musterbuche müssen wir eine Ausnahme machen, da es das Erste seiner Art in dem geistig und politisch regenerirten Kaiserstaat ist. Bisher hatte dort jedes deutsche Lesebuch, wenn es die Approbation der Schulbehörden erlangen sollte, zwei Eigenschaften nachzuweisen: 1) mußte es von streng katholischem Geiste durchweht sein, und 2) durfte es nach keiner Seite hin in der studirenden Jugend auch nur den leisesten Anklang an deutsches Nationalbewußtsein wecken. Die österreichischen Normallesebücher hielten sich deshalb bisher, wie die österreichischen Schulen überhaupt, auf dem Niveau der Mittelmäßigkeit und der undeutschesten Geistlosigkeit. Mit dem Anticoncordats-Ministerium ist in Oesterreich auch für die Schulbücher eine neue Aera eingetreten. Statt mit frommen Liedern und mit den, gewöhnlich von geistlichen Herren zum Preise gewisser, hochstehender Persönlichkeiten verfaßten Gedichten, wie sie sich z. B. in dem bisher vielverbreitet gewesenen Scheinpflug'schen Lesebuche finden, macht das vorliegende Thurnwald'sche Musterbuch die österreichische Jugend mit Deutschlands großen Nationaldichtern vertraut. Ja, während in Norddeutschland diese Dichter auf Befehl des Herrn Ministers aus den Volksschulen verbannt sind, werden sie in Oesterreichs Schulen eingeführt, um der neuen Generation deutschen Geist und deutsche Energie zu verleihen.

— **Das Boot und die Karavane.***) Dieses von Professor Himly in Göttingen aus dem Englischen übersetzte Skizzenbuch einer Familienreise auf dem Nil und durch die Wüste nach Palästina ist in seiner ersten deutschen Auflage vor etwa fünf Jahren erschienen, damals in unserem „Magazin" ausführlich besprochen und als eine interessante, außerhalb des geographisch-wissenschaftlichen Bereichs sich haltende Darstellung eines Laien anerkannt worden. Das Original, das seitdem in England sechs Auflagen erlebte, gilt dort noch immer als ein überaus belehrendes Unterhaltungsbuch für Leser jedes Alters, die sich mit den heiligen Stätten Syriens und mit den majestätischen Bauwerken der alten Aegypter ohne tiefere Studien bekannt machen wollen. Ueber die Thebais, über den Tempel von Karnak und über die Felsengräber der Pharaonen, deren wir in diesen Blättern kürzlich (Nr. 26), bei Gelegenheit der höchst merkwürdigen, von Johannes Dümichen entdeckten und publizirten altägyptischen Urkunden, gedacht haben, können die Leser in diesem Buche viele Aufschlüsse finden. Der englische Verfasser hat die Tempelhallen Karnak's einige Monate später, als Professor Lepsius besucht und beklagt es, daß dieser deutsche Gelehrte einen so großen Eifer für die Sammlungen des Berliner Museums gezeigt habe. Die Spuren dieses Eifers seien in Karnak vielfach wahrzunehmen. Sogar die arabischen Führer wiesen dort, wie anderwärts, auf entstellte Theile des Tempels oder der Grabstätten hin, schüttelten die Köpfe und riefen dabei: „Lepsius!"**)

— **„Von der Nordsee in die Sahara"*****) heißt eine neue Zusammenstellung des unermüdlichen Touristen, der bereits vor zwei Jahren seine Ausflüge nach der großen Wüste Sahara selbst*) beschrieben hat. Herr Gustav Rasch schreibt in französischer Weise pikant und anziehend; in französischer Weise durchfliegt er die Welt und schildert er sie, und wenn er nirgends tiefer eindringt, überall sich mit dem Schaume des Champagners begnügt, so ist das auch wieder französische Weise. Das erste der fünfzehn Kapitel des vorliegenden Buches heißt: „Eine Fahrt auf dem Boden der Nordsee" und beschreibt malerisch und eindrucksvoll eine während der Ebbezeit vom Strande aus unternommene Spritzfahrt nach dem Leuchtthurme des Eilandes Neuwerk. Dies ist der Ausgangspunkt des unterhaltenden, kleinen Buches, dessen Endpunkt die düstere Schlucht „Fum-es-Sahara", der „Mund der Wüste" ist. Dazwischen liegt Schwabenland und ein Besuch in Justinus Kerner's Haus in Weinsberg, Monte Christo und die eiserne Maske, Toulon und Venedig, Neapel und die blaue Grotte, Algier und die Franzosen, „Europa in Afrika" und vieles Andere — Alles vortrefflich geschrieben und unterhaltend zu lesen.

— **Das Concilium von Trient.** Um zu zeigen, wie menschlich es dort zuging, hat Herr W. Marr in Hamburg eine kurze Skizze der Kirchenversammlung von Trient**) entworfen, indem er den Fußstapfen Voltaire's folgt. „Wie viele Zeitungsleser werden auf die Frage: Was geschah auf dem berühmten Concilium von Trient? eine Antwort zu geben vermögen?" So sagt er: „Die Gläubigen stützen sich auf die Beschlüsse dieses Concils, die Ungläubigen verdammen es; vom Hörensagen kennt man die Feststellung einiger Dogmen, und Glaube und Unglaube vereinigen sich, um einen Nimbus auf ein Ereigniß zu werfen, das sie selbst — kaum kennen." Daß es an pikanten Hervorhebungen und beißenden Bemerkungen nicht fehlt, dafür bürgt der Name Voltaire's, wenn es nicht schon derjenige Marr's thäte. Einberufen wurde das Concil 1542 „im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, deren Herrschaft auf Erden der Papst ausübt." In der Eröffnungsrede des Bischofs von Bitonto wird die Nothwendigkeit der Einberufung dadurch nachgewiesen: „1) daß mehrere Concilien Kaiser und Könige abgesetzt haben, 2) daß nach der Aeneide schon Jupiter den Rath der Götter versammelte." Besonders bemerkenswerth erscheint uns die ganz unverhüllte Wirksamkeit der Bestechung auf dieser heiligen Versammlung. Als sie dem Papst Pius IV. nicht ganz zu Willen war, erklärte er offen: er würde sich schon „mit einer Million Goldthaler zu helfen wissen". Gesagt, gethan. Bald darauf laute Klage derjenigen, welche nichts abbekommen hatten.

— **Volkslieder, übersetzt von Foulc.** Herr Prof. Jacques Foulc in Macon hat es versucht, die Volkslieder aller Nationen, sofern sie politisch-ethnographischer Art sind, zu sammeln und die Lieder in fremden Sprachen ins Französische zu übersetzen. Wo es anging, hat er diese Uebersetzungen auch den nationalen Melodieen angepaßt. Einen Theil dieser Sammlung hat er unter dem Titel Chants nationaux des deux mondes***) herausgegeben. Vorangeschickt ist der Chant de l'exposition universelle, worin die verschiedenen Nationen, welche die Pariser Weltausstellung beschickt hatten, angesungen werden und woran sich sodann die bekannteren Volkslieder dieser Nationen selbst reihen. Aus Deutschland ist Arndt's „Was ist des Deutschen

*) Von Charles Tilt. Zweite Auflage. Mit fünf Abbildungen. Leipzig, Bernh. Schlicke, 1868.

**) Das Boot und die Karavane, S. 145.

***) Von Gustav Rasch. Berlin, Hausfreund-Expedition. (220 S.)

*) „Nach den Oasen von Siban in der großen Wüste Sahara."

**) W. Marr. Streifzüge durch das Concilium von Trient. Voltaire frei nacherzählt. Hamburg, Otto Meißner.

***) Paris, Hachette. Florence, Molini.

Vaterland?" Wächter's „Kennt ihr das Land so wunderschön?" und das Preußenlied: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" mitgetheilt. Man muß dem Herausgeber das Verdienst zugestehen, daß er treu und meistens auch poetisch zu übertragen verstand, wie ihm denn auch von vielen Autoritäten, von Victor Hugo, Garibaldi u. A., deren anerkennende Briefe er sämmtlich mit abdrucken ließ, vieles Lob gespendet worden ist.

— **Die hübsche Wittwe.***) Eine ganz artige Erzählung voll trefflicher Charakteristik der Hauptpersonen und voll individueller, dem weiblichen Leben entnommener oder abgelauschter Handlung. Namentlich sind dem Verf. diejenigen Scenen besonders gelungen, in denen er uns die Liebe eines englischen Sprachlehrers, des Hauptheldes des Romans, an einer französischen Pensionsschule schildert und die uns die Gewißheit geben, daß die französische Jugend der unsrigen an Erfindung von allerhand Plackereien und Geniestreichen, durch welche sie die Geduld ihrer Lehrer auf die Probe setzt, noch immer um ein Bedeutendes voraus ist, worum wir — im Interesse der vielgeplagten Lehrer — sie auch nicht beneiden wollen. Der Schluß ist pikant, befriedigt aber insofern nicht, als er nicht klar erkennen läßt, ob die „schöne Wittwe" den hartgeprüften Liebenden als dereinstigen Gemahl oder nur als Diener in ihr Haus aufnimmt. Die Uebersetzung ist leicht und fließend gearbeitet, und so kann man der Erzählung schon eine Stunde widmen.

Literarischer Sprechsaal.

Seit Stiftung des Norddeutschen Bundes ist erst eine kurze Zeit vergangen, und doch hat derselbe, oder vielmehr die Abgeordneten desselben und des Zollvereins, anerkanntermaßen in gesetzgeberischer Hinsicht eine außerordentlich fruchtbare Thätigkeit entwickelt, die Manchem fast zu gewaltig erscheint. Da ist es denn kein Wunder, daß schon jetzt das von ihm zu Tage geförderte Material an Gesetzen und Verordnungen, zumal wenn dazu die verwandten Gesetze, die schon in Preußen bestanden und welche durch einfachen Beschluß auf den ganzen Bund ausgedehnt sind, wie die Militairgesetze ꝛc. ꝛc. dazu gerechnet werden, schon heute uns über den Kopf zu wachsen droht, und wenn das so fortgeht, nach ein paar Jahren ganz gewaltige Dimensionen annehmen wird. Und so ist es ein ganz besonderes Verdienst, welches die Verlagshandlung von Fr. Kortkampf sich erworben, indem sie es unternommen, unter Redaction des Dr. jur. Keller und unter dem Titel „Archiv des Norddeutschen Bundes und des Zollvereins" in einzelnen Heften ein Jahrbuch für Staats-Verwaltungsrecht und Diplomatie des Norddeutschen Bundes und des Zollvereins herauszugeben. Dasselbe wird ergänzt durch Beilagen, welche Verfassungen und Gesetze anderer Staaten enthalten.

Uns liegen die beiden ersten Hefte vor, von denen das erste nach einer kurzen, streng objektiven Uebersicht der Reichstags-Session des Jahres 1867 sich mit einem Theile der aus dieser Session hervorgegangenen Gesetze beschäftigt. Wir finden hier die Gesetze über die Freizügigkeit, das Paßwesen, das Postgesetz, die Gesetze über die Salzsteuer, die Bundes-Consulate, die Verpflichtung zum Kriegsdienst und über die Freiheit des Zinsfußes. Die Beilagen zu dem Gesetze über den Kriegsdienst, welche das zweite Heft anfüllen, umfassen alle früher erlassenen preußischen und jetzt auch für den Norddeutschen Bund giltigen Militairgesetze, z. B. die Kriegsartikel, die Verordnung über die Ehrengerichte und über das Verfahren bei denselben, namentlich was den Zweikampf betrifft, das militärische Strafgesetz nebst einer Masse von Circularschreiben und Verfügungen des General-Auditoriats u. s. w.

Die Zusammenstellung der in den Sessionen des Reichstages beschlossenen Gesetze ist nicht nur durch die Motive erörtert, sondern enthält auch die jedesmaligen einflußreichsten Kammerreden nach den stenographischen Berichten, so daß also durch diese Sammlung allen Anforderungen genügt ist, und wir uns gern dem Urtheile des Herausgebers anschließen, daß nämlich hier dem mit Politik überhaupt sich beschäftigenden Publikum und allen Berufspolitikern, Richtern und Verwaltungsbeamten ein überaus praktisches Werk geboten wird, welches in Anbetracht des stets wachsenden Stoffes wohl ein unentbehrliches genannt werden darf.

Das Art-Journal vom Monat Juli bringt eine sehr anerkennende Beurtheilung von Alfred Woltmann's „Holbein und seine Zeit", dessen zweiter Band kürzlich bei E. A. Seemann in Leipzig erschienen ist. Es wird dem Verfasser die Anerkennung gezollt, daß er seinen Aufenthalt in England vortrefflich benutzt habe, gründliche Studien über Holbein's wiederholte künstlerische Thätigkeit in diesem Lande, sowie über Vandyk's späteres Künstlerleben daselbst, zu machen. „Woltmann's Buch", sagt das Art-Journal, „ist nicht bloß als Biographie ausgezeichnet, sondern enthält auch außerordentlich viele interessante Nachrichten über den Zustand der Kunst im sechzehnten Jahrhundert und in dem darauf folgenden Zeitraum."

Am 1. Juni d. J. wurde in Rio de Janeiro von der „deutschen Liedertafel" ein Concert zum Besten eines Fonds für die Erbauung einer deutschen Schule veranstaltet. Die Abendunterhaltung fiel sehr gut aus, und wurde mit dem Besuche des Kaisers und der Kaiserin, sowie des Herzogs von Sachsen-Koburg-Cohary, seiner Gemahlin und seines Bruders beehrt. Die deutsche Schule dort ist ein Werk des „Deutschen Hilfsvereines". Der nächste Zweck desselben ging ursprünglich dahin, eine Schule für Kinder mittelloser deutscher Eltern, und ein Asyl für Waisenkinder zu errichten. Ohne den Charakter einer solchen Wohlthätigkeitsanstalt auszuschließen, macht sich die Schule doch immer unabhängiger davon, und strebt, die reinen Schulzwecke mehr und mehr zu erreichen, und den Begriff einer guten Schule zu verwirklichen. Bereits haben auch viele bemittelte und reiche Familien angefangen, ihre Söhne dieser Anstalt zuzuschicken. Für die Zahl von 100—120 Schülern, wie sich der Besuch im letzten Jahre gestellt hat, reicht das gegenwärtige, gemiethete Lokal kaum aus. Deswegen, und um den Bestand der Schule überhaupt zu sichern, ist der Wunsch entstanden, ein eigenes passendes Gebäude zu besitzen. Dazu sind bereits einige Gelder beisammen; sie zu vermehren, war auch das oben erwähnte Concert bestimmt.

*) Roman von Charles H. Roß. Aus dem Englischen von Lina Kayser. 2 Bde.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.



Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 1. August 1868. [№ 31.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Weimar's klassische Stätten.*)

Diese Ueberschrift trägt ein Reisebüchlein der anmuthigsten Art, das wir allen Touristen, die in den jetzigen schönen Sommertagen eine Wallfahrt nach Weimar, dem Mekka und Medina, wo unsere großen Dichter-Propheten gewirkt und ihre Ruhestätte gefunden haben, unternehmen wollen, bestens empfehlen können. Der Verfasser berichtet in dem Vorworte, wie er in dem bewegten Sommer von 1866 einen Ausflug nach Weimar unternommen habe, um — wie Schopenhauer sagt — aus dem beängstigenden Reiche des Willens in das heitere, isolirte Reich des Intellects, d. h. aus der Weltgeschichte in die Literaturgeschichte zu flüchten. Das Verständniß von Literaturwerken wird durch die Anschauung der Oertlichkeiten, wo sie entstanden, geklärt und befestigt. Gesteht doch Göthe, daß er die Gesänge des Homer erst auf südeuropäischem Boden und unter südlichem Himmel recht verstanden habe, und daß es keinen besseren Commentar dazu geben könne, als diese lebendige Umgebung. Was der Verfasser bei Betrachtung der klassischen Stätten Weimar's gesehen und erfahren und zum Theil auch was er dabei empfunden, verknüpft er mit Allem, was er bei vieljährigen Studien in der umfangreichen Göthe-Literatur darüber zerstreut gefunden hatte, zu abgeschlossenen, umrahmten Bildern, theils dadurch die Göthe-Studien zu erleichtern, theils Denjenigen, welche jene klassischen Stätten gesehen, willkommene Erinnerungen darzubieten und Solchen, welche dieselben noch nicht kennen, eine lebendige Vorstellung davon zu geben; vor Allem aber wollte er dazu beitragen, das Andenken an jene Stätten, wo die Früchte friedlichen Menschenglückes gediehen, zu bewahren. „Denn mögen diese Blätter auch von weniger dauerndem Gefüge sein, als die einst verfallenden Schlösser und die sicherlich hinsterbenden alten Bäume, so können sie doch immerhin einer Tradition förderlich sein, die wir für jene Pilgrimsörter allen Geschlechtern des deutschen Volkes auf ewige Zeiten erhalten wünschen."

*) Ein Beitrag zum Studium Göthe's und unserer klassischen Literatur-Epoche. Von R. Springer. Berlin, 1868. Verlag von Julius Springer.

Der Verfasser führt uns zunächst nach Oßmannstedt, dem Gute, wo Wieland fünf glückliche Jahre seines Greisenalters, von 1797—1802, verlebte. Hier besuchte ihn, im Jahre 1799, seine alte Freundin und erste Liebe, Sophie v. La Roche, nach fast dreißigjähriger Trennung. Mit ihr war auch ihre Enkelin Sophie Brentano, die Schwester Bettina's und des Dichters Clemens Brentano, gekommen, die Wieland wie eine Tochter liebte und die ihn wie eine Grazie beseligte. Im Mai des nächsten Jahres wiederholte Sophie Brentano ihren Besuch. Sie erkrankte und starb am 19. September, in einem Alter von 24 Jahren. Im Boskét im Oßmannstedter Park fand sie ihre Ruhestätte und neben ihr später die Gattin Wieland's und Wieland selbst.

Von Oßmannstedt wandern wir mit dem Verfasser nach Tiefurt, einem Kammergute, ¾ Stunden östlich von Weimar, zu beiden Seiten der Ilm, zwischen Wald, Hügeln und Wiesen liegend. Das kleine Lustschloß war lange Jahre der Sommeraufenthalt der Herzogin Amalie. Sie hatte hier in der Moos-hütte eine kleine Bühne errichten lassen; gewöhnlich aber benutzte man die Scenerie der Natur zur Aufführung kleiner, zum Theil improvisirter Stücke. Zur Eröffnung des Theaters in der Moos-hütte, an Göthe's Geburtstage, den 28. August 1781, ward ein großes chinesisches Schattenspiel, die Geburt der Minerva, aufgeführt, wobei die Charaktere von lebenden Personen, die sich hinter einem durchsichtigen weißen Vorhange bewegten, dargestellt wurden. Der Verfasser bringt die ergötzliche Recension über das Stück, die Wieland in dem Tiefurter Journal, von welchem noch einige Abschriften erhalten sind, lieferte. Im Juli 1782 wurde Göthe's Wald- und Wasserdrama, „die Fischerin", mit vielem Effect gegeben. Zuweilen kamen auch ernste Kunstwerke zur Aufführung, wie Göthe's Iphigenie. Im Schlößchen zu Tiefurt sind noch interessante Reliquien der ehemaligen Bewohner desselben, besonders der Herzogin Amalie und des Fräuleins von Göchhausen, Thusnelda genannt, „des kleinen schalkhaften Dämons". In einem der unteren Räume des Schlosses steht Göthe's jugendliche Büste, die ihn in apollinischer Schönheit darstellt; im Park befinden sich die überaus ähnliche Gyps-Büste von Wieland, das Herder-Denkmal, die Steingrotte, über der sich auf einem Postament das Bild des die Nachtigall fütternden Amors befindet, mit der Inschrift Göthe's:

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen,
Kindlich reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost;
Schlürfend saugtest du Gift in deine unschuldige Kehle,
Und mit der Liebe Gewalt trifft Philomele das Herz.

Der reizende Park, welcher die Stadt Weimar im Osten und Süden begränzt, ist eine Schöpfung Göthe's und des Herzogs. „Das Gartenhäuschen Göthe's ist jetzt verlassen, das ehemalige herzogliche Lust- und Wohnhäuschen eine Kammer für Gärtner-Geräthschaften geworden, aber die Schöpfungen, welche der Förderung der Natur anvertraut wurden, die Bäume und Gebüsche, sind zu lohnender Fülle und Schönheit gediehen, so daß die Nachkommen noch in reicherem Maße als die Gründer dieser Anlagen sich hier der Ruhe und Erquickung erfreuen. Riesenbäume, blühende Gebüsche, schlanke Tannen und Fichten, schattige Buchen, Eschen, Eichen, Linden, Platanen und Kasta-

nien, sich schlängelnde Wege, zierliche Brücken, ein krystallheller Bach, ein rieselndes spielendes Flüßchen, moosbedeckte Felsmassen, Denkmäler mit dichterisch geweihten Inschriften, Säulen mit zerfallendem Gesims, ein altes Trümmerwesen — dieser bunte Wechsel gestattet dem Besucher jetzt noch die Erinnerung an eine Kulturepoche, die uns so lieb und heilig geworden ist, an jene Edlen, welche auch hier, im Pflanzen und Säen, den Gesetzen der Schönheit nachstrebten."

In dem jetzigen Garten der Erholungs-Ressource, den ehemals der Märchendichter Musäus als Freundesgeschenk besessen und wo jetzt noch die Büste des Dichters mit der Inschrift:

> Die Wirklichkeit entflieh' aus diesen Räumen,
> Der ernste Amtsberuf
> Hier, wo ein Dichter einst in sel'gen Träumen
> Nur heit're Märchen schuf,

zu sehen ist, befindet sich auch das Euphrosyne-Denkmal, errichtet der am 22. September 1797 in ihrem 20sten Jahre verschiedenen Schauspielerin Christiane Becker, geb. Neumann, für deren dauernderes Andenken Göthe durch die Elegie „Euphrosyne" gesorgt hat.

Der Garten Göthe's, in der Nähe des Parks, jenseits der Ilm, war ein Geschenk des Herzogs. Göthe hatte Bertuch's Garten gesehen und äußerte dem Herzoge den Wunsch, auch einen solchen Garten zu besitzen, und der Herzog bewog Bertuch, Göthe das Grundstück gegen eine Entschädigung abzutreten. Göthe nahm den 16. April 1776 davon Besitz. Das Gartenhaus enthält noch einige Reliquien Göthe's. Hier entstanden viele seiner schönsten Gedichte, die ersten Bücher von Wilhelm Meister, die Briefe aus der Schweiz, der Anfang der Iphigenie; hier studirte er die Entwickelung der Pflanzen; hier war er glücklich in seiner Liebe zur Frau von Stein. Im J. 1782 machten die Staatsgeschäfte eine Trennung von seinem Gartenhause nothwendig.

Die drei folgenden Nummern führen uns drei Lokalitäten in Weimar selbst vor: das grüne Schloß, das jetzige Bibliotheksgebäude, die Weimarische Walhalla mit ihren Sammlungen von Kunst- und Literaturschätzen und der Galerie fast aller Persönlichkeiten, die der Weimarischen Literatur- und Kunstperiode angehörten; das Haus Schiller's und die Fürstengruft, wo neben den Gliedern des Fürstenhauses die beiden Dichterfürsten Göthe und Schiller ruhen.

Der Verfasser macht uns zuletzt mit drei Stätten in der weiteren Umgebung von Weimar bekannt: der Ettersburg, dem Belvedere und der Dornburg. Die Ettersburg, „der Wartburg Sanggenossin", wie sie ein Dichter mit Recht genannt hat, war von 1780 an der beständige Sommeraufenthalt der Herzogin Amalie. „Hier schuf Göthe ein Liebhaber-Theater, dessen Personal zwar aus Dilettanten, aber aus den hochgebildetsten weltlichen und geistigen Größen gebildet wurde. Zum Unterschiede von allen bisherigen und gleichzeitigen Bühnen wurden hier, ohne Rücksicht auf Technik, Volksneigung oder Tages-Interesse, auf ein verfeinertes Verständniß, auf dramatischen Geist hingewirkt. Das Ettersburger Liebhaber-Theater war die erste ideale Bühne Deutschlands, welche Göthe, an dieser Stelle in praktischen Erfahrungen gereift, späterhin auf dem berühmten Weimarischen Hoftheater durch sein souveraines Genie und durch Schiller's Mitwirkung zu ihrer Höhe emporhob und zum Mittelpunkte des deutschen Bühnenlebens machte."

Belvedere, die herzogliche Sommer-Residenz, eine Stunde südöstlich von Weimar, war ein Lieblingsaufenthalt der Herzogin Amalie, wo mit ihr ein Kreis von guten Menschen weilte, „nach außen herrlich, innen hold und froh", wie Göthe sagt. — In der alten Dornburg, bei dem gleichnamigen Städtchen zwischen Jena und Camburg, pflegte Göthe in seinen letzten Lebensjahren ein beschauliches Asyl zu suchen. Dornburg war schon die Stätte Göthischer Jagdluft gewesen, wohin er sich zurückzog in die liebliche Einsamkeit, wenn er müde war, bei Hoffesten, wie er sagt, den Kreisel zu treiben und an dem Lärm des Mikrokosmus theilzunehmen. Als er am 7. Juli 1828 wieder zum längeren Verweilen auf Dornburg eintraf, war mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen. Er kam hierher, um in der Stille seinen hingeschiedenen Freund, den Großherzog Karl August, zu betrauern. Er weilte bis zum 12. September dort, wo er, wie er selbst sagt, von der aufgehenden Sonne geweckt und mit der scheidenden gleichfalls Ruhe suchend, den Tag über in gränzenloser, fast lächerlicher Thätigkeit zubrachte. „Es sähe prahlerisch aus, herzurechnen, wie viele Alphabete ich gelesen und wie viele Buch Papier ich verdiktirt habe." Nur noch zweimal vor seinem Tode, 1829 und 1830, erschien er zum flüchtigen Besuche mit einigen Fremden auf der Dornburg. E. M.

Die Vorlesungen von Karl Vogt über die Urgeschichte des Menschen.

II.

Die Mikrokephalen und die Affen-Theorie.

Der Schlußvortrag Vogt's war ein Conglomerat von Citaten, Prämissen, veralteten Irrlehren 2c., die der Zuhörer, der an logisches Verfolgen eines wissenschaftlichen Vortrages gewöhnt ist, sofort als angepaßt der zu erweisenden Hypothese erkennt: alle sind keine vollgiltigen Beweismittel und können nur Denjenigen befriedigen, der à tout prix den Ursprung der Menschengattung ebenso folgern will. Es läßt sich überall ein erheblicher Einwand gegen diese Argumente machen und dieselben sind aus folgenden Gründen zurückzuweisen.

Die Gehirnbildung des Mikrokephalen, Idioten, ist eine Abnormität, deren Vererbung, nach allen bisherigen Ermittelungen, nur widerlegt ist, während die Homögonie mit ihrer Rückkehr zur Normalgeneration bei den Blattläusen einem entschieden ausgesprochenen und ganz normirten Grundgesetz der thierischen Zeugung regelrecht entspricht. Die Abnormitäten der Thiere überschreiten eine gewisse Gränze, die die Natur gesetzt hat, nie so weit, ohne das Gesetz der Vererbung alsdann gleichzeitig auszuschließen, indem Rückkehr zum Normaltypus oder Aufhören der Reproductionskraft eintritt. Unsere Hausthiere, deren Akkomodations-Fähigkeit alle anderen Thiere zu übertreffen scheint, markiren diese Gränze einer einseitigen Zuchtrichtung dem Züchter gegenüber sehr bald durch Rückschläge oder auch durch Verlust der Zeugungsfähigkeit, ja sogar der Lebenskraft.

Das Zurückschlagen der Haustaube auf die Farben und Merkmale der Felstaube, columba livia, ist nur eine Aehnlichkeit, wie wir sie überhaupt bei Thieren, die nicht derselben Species angehören, aber demselben Genus zugerechnet werden, finden und sehr wohl durch ähnliche Nahrung, Lebensweise und Körperbildung erklären können, ohne eine wirkliche Blutsverwandtschaft konstatiren zu dürfen. Die März- oder Stockente, anas boschas fera, lebt seit Jahrhunderten mit der ihr scheinbar ganz gleich aussehenden grauen Hausente am Drausensee und anderen Landseen Osteuropa's vom frühesten Frühjahr bis zum spätesten

Herbste gemeinschaftlich auf demselben Aesungsplatz zusammen; beim Einfrieren der Gewässer zieht die Märzente aber mit ihrem Flug Jungen nach Süden, während die Hausente mit ihren draußen ausgebrüteten Jungen auf dem ihr zugehörigen Hofe angeflogen kommt. Märzente und Hausente begatten sich nur zwangsweise; die junge Märzente, in der Stube ausgebrütet, ist stets wild, die junge Hausente aber, in der größten Wildniß erzogen, zahm; trotz der für's Auge größten Aehnlichkeit, die noch dadurch erhöht wird, daß die Weibchen beider Species gleich grau, die Männchen gleich bunt sind, ist der anatomische Bau, die Gliederung der Halsröhre ein ganz anderer, und was die Hauptsache: sie erzeugen, mit einander gepaart, nicht fortpflanzungsfähige Junge.

Die Mißgeburt der dreizehigen Füllen ist ebenso wenig ein Beweis der Abstammung des Pferdes von dem Hipparion, als die Mißgeburten mit zwei Köpfen keineswegs die Abstammung von einem zweiköpfigen Urstamm einleuchtend machen können. Mißgeburt und Atavismus sind himmelweit verschieden.

Die Aehnlichkeit des Mikrokephalen und des Affen ist durch einen vulgären Sprachgebrauch, dem jede genauere Untersuchung Beider tausendfach widerspricht, mindestens weder plausibel gemacht, noch in dieser Anwendung als wissenschaftliches Beweismittel statthaft.

Die stark vorgezogene Kiefer und die Schiefstellung der Zähne hindert den Chinesen nicht, dem Idioten gegenüber sich als hervorragendes Kulturvolk geltend zu machen.

Der Einwand der Aehnlichkeit des Affen mit dem Menschen ist eine rein persönliche Anschauung, die der Anatom, der den ganzen Organismus im Auge behält, nicht theilt. Die difficilen Arbeiten Burmeister's und Anderer haben das gründlich widerlegt. Auch die Größe des Gehirns und Gehirnraumes ist, nach den bisherigen Erfahrungen der Wissenschaft, kein Beweis für die Verwandtschaft des Affen mit dem Menschen in geistiger Beziehung, auf welche Vogt bei Schilderung des Affenmenschen so großes Gewicht legt. Die Untersuchungen der Wissenschaft über das Gehirn-Volumen haben bis jetzt noch nicht einmal erwiesen, daß der geistreichste Gelehrte gegenüber einem geistig ganz unbedeutenden Individuum derselben Menschenrasse mehr Gehirnraum hätte; die geringen Volumina des Gehirns einiger passiven Rassen beweisen noch nicht, daß die Fähigkeiten der Kulturracen in demselben Verhältniß zu einander stehen, wie die räumliche Ausdehnung ihres Gehirns. Wenn wir nun gar in's Thierreich hinabsteigen, so finden wir allerdings beim Affen einen bedeutenden Gehirnraum, aber neben ihm auch dasselbe bei der Gemse und den Vögeln, während anerkannt edle und kluge Thiere, wie das Pferd und der Elephant, ein auffallend kleines Gehirn zeigen; die Klettervögel und Gangvögel: Zeisig, Blaumeise und Tannenmeise, haben sogar im Verhältniß zum Körpergewicht mehr Gehirn als der Mensch. Nach dem Volksmunde, welchem Herr Professor Vogt in seinen Vorträgen eine große Beweiskraft unterlegt, hat der Ochse nicht mehr Gehirn wie das neugeborene Kalb, und ist doch entschieden im Laufe der Jahre klüger geworden: ich kann das Letztere nicht bestätigen.

Aus niederen Menschenrassen haben sich nachweislich nie höhere gebildet, sondern sind derartige Anführungen nur so zu verstehen, daß in einem Lande durch günstige politische Verhältnisse eine höher begabte Nachbarrasse sich entweder allmählich einschob (Einwanderung), oder daß bereits im Lande verschiedene Rassen vorhanden waren, und die begabtere durch Erringen der lukrativeren Erwerbszweige den anderen Armuth, geringere Vermehrung, ja sogar Ausrottung aufzwang. Eine Veredelung der Menschenrassen im Allgemeinen läßt sich nicht nachweisen, sondern es widersprechen im Gegentheil dieser Annahme eine Reihe von Beobachtungen.

Daß das neugeborene Menschenkind dem neugeborenen Jungen des Affen ähnlicher sein soll, als der Mensch dem Affen, liegt theils darin, als Beide erst in der Vollendung ihres Wachsthums ganz charakteristisch entwickelt sind, theils aber an der seltenern Beobachtung unsererseits nicht allein dem Kinde gegenüber, sondern noch viel mehr in Bezug auf junge Affen: das sind rein psychologische Gründe, die zu Beweisen nicht ausreichen.

„Jede Stufe, die ein organisches Wesen durchläuft, ist zugleich eine Wiederholung der historischen Entwickelungsphasen und repräsentirt einen beständigen Erscheinungstypus in einer früheren Zeit": das bleibt bis zur Anerkennung der Darwin'schen Hypothesen von Seiten der noch zu „bannenden akademischen Weisheit" eine blühende Phrase, die nicht vor jedem Zuhörerkreis ziehen dürfte. Die Gehirn-Volumina, welche deshalb aufgeführt werden, um hinterdrein schon die Darwin'sche Hypothese als belegt (?) durch Hunderte und aber Hunderte von Thatsachen (?) in den Beweis zu — induciren, beweisen keinen Ursprung des menschlichen Typus in dem Kreuzpunkt „der beiden Linien", die, die Entwickelung des Menschen und des Affen als schönen Stammbaum charakterisirend, uns in einer blühenden Bildersprache vorgeführt wurden.

Darwin hat zwar aufgestellt, keineswegs aber nachgewiesen, daß bebänderte Pferdefüllen die Abstammung des Pferdes vom Zebra anzeigen. Da aber derartige Zeichnungen nur in Ländern vorkommen sollen, wo das Zebra nicht allein häufig mit dem Pferde zusammenkommt, sondern wo ihm auch gestreifte, gebänderte und getigerte Thiere in Fülle auf der Weide und auf der Jagd entgegentreten: so können wir uns die gebänderten Füllen wohl viel natürlicher dahin zu erklären suchen, daß diese Zeichnungen theils durch das so viel beobachtete Versehen der Mutterstute während der Trächtigkeit, theils durch die unbekannten Ursachen der Hinneigung der ganzen Fauna jener Gegenden zu solchen Farbenspielen entstehen. Vielleicht giebt es diese gebänderten Pferde gar nicht.

In derselben Form, wie die Nachweisungen Darwin's, treten auch eingehende Untersuchungen von Vogt's gelehrtem Freunde, Rocca in Paris, als Beweismittel ein, die uns jedenfalls sehr viel beweisen. Rocca fand durch Schädel-Untersuchungen von drei Pariser Kirchhöfen: in eingemauerten Särgen aus der Zeit Philipp August's (um 1200), auf Kirchhöfen, die 1300—1780 und aus solchen, die von 1780—1824 zum Begraben gedient hatten, daß der Kleinbürger und Proletarier des 19. Jahrhunderts 60 Kubikcentimeter mehr Gehirnvolumen besitzen, als die Barone des 12. Jahrhunderts in Paris. Also die Barone und Führer in den Gefolgschaften, welche Gottfried von Bouillon, Richard Löwenherz, Friedrich Barbarossa in einen fremden Welttheil unter tausendfachen Mühen, Drangsalen und Gefahren begleiteten, um denselben zu erobern, um ihren Glaubensgenossen eine ungestörte Andacht an dem Grabe ihres Religionsstifters zu erkämpfen; die Troubadours, welche das Saitenspiel, den Reim und den Gesang ebenso glänzend handhabten und in alle Länder der Welt trugen, wie das mächtige Schwert, welches sie stets für die ideellsten Zwecke des Lebens zu ziehen bereit waren; diese markigen Gestalten, stahlkräftig an Körper und Geist, mit dem so leicht erregbaren Gefühl für das Gute, Edle und Schöne; Abälard und Heloïse, diese interessanten Gestalten für den Kulturhistoriker, für den Ethnologen — die Urgeschichte des

Menschen erweist sie als hirnarme Tröpfe, welche durchschnittlich 60 Kubikcentimeter weniger Volumen des Schädels hatten, als der heutige Pariser Gamin und Wasserträger.

Wir, die wir noch dem Bann der akademischen Weisheit unterworfen sind und die eingehendsten Untersuchungen Rocca's vom Standpunkte der Erfahrung und der Logik doch erst prüfen, müssen darauf anführen: wenn Rocca auf einem alten Kirchhofe einige Särge in eingemauerten Räumen findet, so dürfen das noch nicht die Skelette von Baronen sein; wenn derselbe aber bei wirklich nachweislichen Schädeln von Baronen aus dem 12. Jahrhundert durchschnittlich 60 Kubikcentimeter weniger Volumen findet, als bei denen der niedrigsten Klassen der jetzigen Pariser Bevölkerung: so spricht die Geschichte der Kultur, der Künste und der Literatur zu deutlich für die glänzende Begabung der Barone des 12. Jahrhunderts, als daß wir nicht voraussetzen dürften, daß unter Umständen wohl die Qualität die Quantität zu ersetzen vermag. Es bleibt also auch dieser glänzende Ausfall gegen die Barone nur ein rhetorisches, kein wissenschaftliches Beweismittel für die stufenweise Fortentwickelung der Gehirne 2c. 2c.

Auf all' das läßt sich nur nochmals zusammenfassen: der Mann der Wissenschaft findet für seine Hypothesen nur so lange Duldung, als er sie auch wirklich logisch zu beweisen weiß; dazu bedarf es aber, gegenüber manchen Hypothesen, eine sehr feine Sophistik. Darwin hat das sehr wohl erkannt und spricht es offen aus, indem er nur seine unleugbare Ueberzeugung ausdrückt, daß seine Hypothesen einst erwiesen und von der Wissenschaft adoptirt werden würden; der Schwäche seiner Beweismittel aber bleibt er sich jeden Augenblick bewußt und er appellirt seinem Leser gegenüber mehr an das Gefühl, als an die Denkkraft desselben. Der Reiseprediger der Wissenschaft muß aber dem Laien gegenüber Wissenschaft und wissenschaftliche Hypothesen grell trennen, weil er sonst in Gefahr geräth, Irrthümer und vorgefaßte Meinungen zu verbreiten, zu bestärken. Und wer mit dem Jesuitismus in Glaubenssachen so erbitterte Schläge austauscht, der darf dem Jesuitismus in der Wissenschaft keinen Platz einräumen, denn er würde auf der einen Seite bekämpfen, was er auf der anderen unterstützt.

Die Natur ist mit der immensen Förderung der Naturwissenschaften auch etwas in großartigem Styl behandelt worden. Darwin und seine Jünger spielen mit Aeonen, mit Knochen-Umformungen, Ausbildung ganz neuer Gliedmaßen, Sinneswerkzeugen und anderen für uns sehr schwer begreiflichen Dingen, da wir noch so befangen sind, dafür einen Beweis zu fordern, der sich auf die uns bloß bekannten Jahrtausende, auf die bekannten Knochen-Umformungen, Glieder-Entstehungen, Sinn-Erweiterungen stützt. Während der praktische Züchter sich abmüht, aus dem Ackergaul ein respektables Kutschenpferd herauszuzüchten, spricht der Darwinianer von der Wahrscheinlichkeit, daß unser jetziger Steeplechase-Renner sich im Laufe einiger Aeonen aus dem Springfloh herausgebildet haben dürfte. Dazu ein kleiner Stammbaum, der die verschiedenen Uebergänge des Flohes zum Pferde von Genus zu Genus bildlich darstellt, und wir haben ein fait accompli, welches für den, der sich diesen Ideen bereits angeschlossen hat, Nichts zu wünschen übrig läßt.

Der Gedankensprung vom Affen zum Menschen ist ein so kühner, daß wir ihn entweder auf's Gerathewohl mitmachen oder uns in eine Reihe von kleineren übersichtlicheren Etappen eintheilen müssen. Wir wollen uns deshalb aus den Aeonen, aus den geologischen Perioden und aus denen der menschlichen Urgeschichte auf den festeren Boden der historischen Zeiten begeben. Seit Menschengedenken bestehen Völker, die aus verschiedenen Menschenrassen zusammengesetzt sind. Diese Rassen sind theils sehr ähnlich mit einander, theils aber auch sehr verschieden in geistigen Anlagen und Fähigkeiten, Körperbau, Lebensbedürfnissen. Die untergeordnetsten derselben, die sogenannten passiven Rassen, stehen den von der Natur Bevorzugten, den activen Kulturvölkern doch so nahe, daß der Affe in ihnen nicht mehr aus den geringsten Reminiscenzen herausdeducirt werden kann. Wir hätten also zu untersuchen, ob im Laufe der historisch durchforschten Jahrtausende ein Fall bekannt, daß nachweislich eine Menschenrasse sich wesentlich verändert habe; ob eine Rasse durch Klima, Lebensweise, Nahrung andere körperliche und geistige Eigenschaften herausgebildet hat: das aber muß entschieden verneint werden. Es ist kein Uebergang aus einer Rasse in eine andere durch Klima, Nahrung, gleiches Kulturleben beobachtet worden; die Verschmelzung der Rassen in einander durch Vermischung, ist durch neuere Beobachtungen nicht erwiesen, sondern es sprechen viele Thatsachen dagegen; ja es scheint die Natur zwischen den verschiedenen Menschenrassen nur eine Vermischung auf einige Generationen zu gestatten, die dann wieder an Mangel von Reproduktionskraft eine Mischrasse nicht forterzeugen.

Früher glaubte man, daß die Versetzung eines afrikanischen Negerstammes nach Kulturländern der gemäßigten Zone, in einigen Generationen, denselben zum Weißen umformt. Man hat durch die Erfahrungen in Amerika sich eines Anderen überzeugt: Der Neger verliert in den nördlichen Klimaten zwar etwas von seiner Ebenholzschwärze, aber Kinder und Kindeskinder bleiben stets Neger, ohne stufenweise einen bleicheren Teint anzunehmen. Die Juden, welche als Kriegsgefangene der Aegypter auf deren Skulpturen bei den schwersten Sklavendiensten dargestellt werden, sind mit den charakteristischen körperlichen Merkmalen gekennzeichnet, wie wir sie heute in Bezug auf Körperformen, Gesicht, Wuchs und Haltung bei ihnen überall wiederfinden, nachdem sie seit Jahrtausenden von hartem Frohndienst zu leichteren Gewerben in nördlichere Klimate übergegangen sind. Der baronisirte Banquier, unter germanischen Rassen geboren und erzogen, zeigt dem Beobachter im Verkehr eine Gedankenfolge, eine Anwendung der Sprachorgane und eine Mimik, die ihn wesentlich von seiner sonstigen Umgebung unterscheidet, die wir aber bei seinem verkommensten Stammgenossen, dem armen und ungebildeten polnischen Juden in der abgelegensten Steppe, wiederfinden. — Die germanischen Romanovs mit ihrem deutschen Hof- und Militairadel zeichnen sich durch Körpergröße, Haltung, Teint gegenüber ihren moskowitischen Standesgenossen, die seit Jahrhunderten ihnen gleichstehen, durch dieselben Racezeichen aus, welche die Römer an den Cimbern und Teutonen bewunderten. — Die Iren in Europa, Amerika und Australien entsprechen körperlich und geistig heute noch ganz dem Bilde, welches Cäsar von ihren gallischen Stammesgenossen entwirft. — Die Germanen im Heerbann des Attila und des Radogast zeigen dieselben Tugenden und Fehler, welche wir noch heute an ihrem Rassecharakter beobachten.

In Amerika leben seit Jahrhunderten Weiße, Neger und Indianer zusammen, gehen Ehen ein und vermischen sich nach Belieben: man hat aber keinen Mischlings-Abkömmling dort beobachtet, der die 5. Generation überschritten hätte. Schon in der 3. und 4. Generation der farbigen Mischlinge zeigen sich Unfruchtbarkeit der Frauen, Mangel an Milchnahrung beim Stillen der Kinder, Lebensunfähigkeit der Kinder, Fehler im Becken. Dazu kommen Charakter-Eigenschaften der Mischlinge, die sie eben so sicher ausrotten, als die körperlichen Hindernisse.

Die Quateronen, welche sich körperlich von den Weißen kaum unterscheiden lassen, sind an der Art und Weise ihrer Sprache kenntlich, und nie im Stande, darin dem Weißen sich gleich zu stellen. — In Afrika leben seit Jahrtausenden Neger, Mauren, Semiten und kaukasische Indogermanen zusammen. Alle vier Rassen gehen Ehen miteinander ein, erzeugen Mischlinge und müßten sich längst mit einander verschmolzen haben, während wir doch stets die verschiedenen Rassen scharf ausgeprägt beobachten, und die geringe Zahl der Mischlinge nur einige Generationen alt erscheint. Weder Blutmischung noch Klima haben also in Jahrtausenden eine Aenderung herbeigeführt. — Dieselbe Bemerkung machen wir im ganzen östlichen Europa, wie mehrere Rassen unter demselben Himmel, auf demselben Boden, seit Jahrtausenden, trotz einer Reihe von Mischehen, in Wuchs, Teint, Sprachorgan, Mimik, Talenten, Fähigkeiten, Denk- und Handlungsweise streng geschieden bleiben und diese Grundzüge stets festgehalten haben, so weit die Ueberlieferung reicht.

Es ist bis jetzt unmöglich geworden, nachzuweisen, daß aus Slaven sich Germanen herausbilden könnten, und doch rechnen wir Beide als nahe Verwandte der indogermanischen Stämme. Ueberall sind die Slaven theils ausgerottet, theils verdrängt worden, wo eine Germanisirung stattgefunden hat. So lange aber derartige verhältnißmäßig geringe Umbildungen der Menschenrassen noch nicht im Geringsten erwiesen sind, Alles sogar gegen sie spricht, ist der Sprung vom höchst entwickelten Affen zum niedrigsten Wilden von 538 zu 1100 Kubikcentimeter Gehirnraum, eine Hypothese, der die bisherigen Erfahrungen nicht entsprechen, sondern nur widersprechen. R. B.

Frankreich.

Eine Geschichte des deutschen Lieds.*)

II.

Es haben, was die gegenseitige Theilnahme betrifft, Frankreich und Deutschland die Rollen getauscht. In Deutschland ist eine gewisse — und in der That vollkommen gerechtfertigte Reaction gegen jene allzu lebhafte Bewunderung Frankreichs eingetreten, in der das deutsche Publikum so lange befangen war.

Freilich ist nun diese, wie einst jene — wenn auch nicht in dem Maße — nicht ohne Einseitigkeit. — Man kann im Allgemeinen sagen, daß sich die Theilnahme, welche die öffentliche Meinung früher an allen französischen Zuständen nahm, in unseren Tagen zu einer Art von spezifisch pathologischem Interesse erkältet hat.

Umgekehrt ging es in Frankreich. Lange hatten sich alle Bemühungen Deutschlands, einige ernsthafte Anerkennung, und sei es auch nur auf literarischem Gebiete — in Frankreich zu erwerben, als vergeblich erwiesen. Selbst Frau von Staël's gedankenvolles Buch über Deutschland, wie die geistreiche Vermittelung Heinrich Heine's, waren ohne nachhaltigen Erfolg. — Deutschland war und blieb in Frankreich das Land des Nebels und des Nebelhaften.

Es hatte sich dieser Zustand paradiesischer Unwissenheit über unsere Zustände (man muß die Dinge beim Namen nennen!) schon in den letzten Jahren etwas gebessert. Besonders aber waren es die Ereignisse des Jahres 1866, welche die Augen Frankreichs auf Deutschland lenkten.

Es ist nicht allzu schmeichelhaft für den französischen Esprit, sagen zu müssen, daß es des Kanonendonners bedurft habe, um das französische Publikum von der reellen Ernsthaftigkeit Deutschlands zu überzeugen — aber man muß gestehen, daß seit den Tagen der „angoisses patriotiques" das Interesse Frankreichs an Deutschland und nach allen Seiten eine bisher nie dagewesene Höhe erreicht hat.

Gleich nach dem Kriege von 1866 erschienen in der jenem Volke vor Anderen eigenthümlichen Schreibleichtigkeit eine Menge von Büchern, welche bestimmt waren, das französische Volk in nuce auf's Gründlichste über die verschiedensten Beziehungen unseres nationalen Lebens aufzuklären, und alle Zeitschriften und Revüen sind seit dieser Zeit auf's Eifrigste bemüht, ihre Leser auf dem Laufenden zu erhalten.

Denjenigen, welche darin „Mißtrauen" oder „Rheingelüste" wittern, möchten wir übrigens zur Beruhigung mittheilen, daß das französische Volk vielleicht in keinem anderen Zweige der Wissenschaft so viel nachzuholen habe, als in der ernstlichen Kenntniß Deutschlands und des Auslandes überhaupt. —

Auch das vorliegende Buch ist ein Buch über Deutsches — und zwar über so echt Deutsches, daß die französische Sprache gar kein rechtes Wort dafür hat: das Lied — und seine Geschichte nämlich.

Aber wahrlich! es gehört nicht in die Kategorie der oben geschilderten Bücher! — Dafür bürgt uns der Name des Verfassers, der Inhalt und der ganze Geist des Buches.

„Histoire du Lied" — die Geschichte des Liedes verspricht es zu geben, und es giebt in der That nicht bloß die Geschichte des deutschen Liedes und der Schicksale, die es im Laufe der Zeit trafen — sondern die physiologische Geschichte des Liedes überhaupt, indem der Verfasser sich bestrebt, das Entstehen und Fortleben des Liedes aus der Seele des Volkes selbst und den verschiedenen Richtungen seines Lebens und Denkens zu eruiren, es darzustellen als Bedürfniß und That des Volkes zugleich.

Dem entsprechend, ging der Verfasser von dem gewöhnlich von den deutschen Geschichtsschreibern des Volksliedes befolgten Systeme ab. Er theilt seine Darstellung nicht nach den verschiedenen Liedergattungen, sondern knüpft dieselbe an Schilderungen von Situationen aus dem inneren und äußeren Leben des Volkes. Dadurch gewinnt seine Darstellung an culturhistorischem, wie an menschlichem Interesse.

Nach einem einleitenden Kapitel über die „Entdeckung des Volksliedes" im achtzehnten Jahrhundert durch Herder u. A. und ihren belebend, erfrischenden Einfluß auf die deutsche Lyrik, geht der Verfasser auf die Ursprünge des deutschen Liedes zurück.

Er erzählt, wie es schon erklang bei Celten und Germanen und zwar in freier und individualisirender Richtung, ganz im Gegensatze zu der gallischen Poesie, welche, wie der Verfasser geistreich bemerkt, schon frühzeitig ihre offiziellen Instinkte an den Tag legte.

Aus jenen frühen, sagenhaften Zeiten erhielt sich bis auf unsere Tage im Volksliede der Nachklang der altgermanischen Mythologie in Gestalt von Nixen, Elfen, Berggeistern u. s. w., wenn auch das Christenthum diese neckische Welt vielfach verdrängte.

Die frühesten Volkslieder waren nach Schuré's Ansicht wohl die, welche in den Schlachten bei Sempach und Morgart (gegen die Oesterreicher und Burgunder) die tapferen Schweizer sangen. Hier trennte sich die Lyrik vom Epos.

*) Ed. Schuré, Histoire du Lied etc.

Am Reichsten entfaltete sich das Volkslied im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. In den culturfeindlichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges verstummt es fast gänzlich. Auch das siebzehnte Jahrhundert, die Zeit der gelehrten Poesie mit ihrer Geschraubtheit und ihrem Dünkel war dem Volksliede nicht günstig.

Erst später, mit dem Volke selbst, erwachten die verklungenen Lieder. Neue klangen hinzu.

Mit schönen Worten — frei von aller Nationalrancüne — beschreibt der Verfasser die veredelnde und erhebende Aufgabe, welche das Lied in den Freiheitskriegen hatte und wie es seitdem wieder dem deutschen Volke eine theure Quelle echter Freude geblieben ist.

Die einzelnen Seiten des Volksliedes sind an die verschiedenen Richtungen des inneren Seelenlebens des Volkes geknüpft: das Naturleben, das Wanderleben, das Liebeleben und das religiöse Leben.

Stets nahe der Natur, spiegelt sie sich in der Seele des Volkes ab und sucht Ausdruck in seinen Liedern; die Liebe in ihren verschiedenen Phasen von Glück zu Unglück will sich Luft machen; das Wanderleben, das besonders im sechzehnten Jahrhundert eine so ganz eigenthümliche Ausbildung erlangt hatte, erzählt seine Lust und sein Leid im Volksliede; das religiöse Leben klingt auf in den tiefsinnigen Legenden des Katholizismus, in den kräftigen Gesängen der Reformatoren.

Vertreter dieser verschiedenen Richtungen — ein einsamer Hirt, ein wandernder Geselle, ein liebendes Mädchen, einer oder der andere der Reformatoren sind je hervorgehoben, um in ihrer Schilderung ein concentrirtes Bild der ganzen Richtung zu geben.

Diese Portraits in ihrer feinen Treue und psychologischen Richtigkeit, möchten wir zu den gelungensten Stellen des Buches zählen.

Der Verfasser hat übrigens seinen französischen Landsleuten nicht die Tantalusqual anthun wollen, ihnen beständig von den Süßigkeiten des deutschen Liedes zu sprechen; er versucht auch, ihnen einige davon zu bieten.

Uebersetzungen von Liedern! Eine wahrhaft mißliche Sache! Und schon gar in die französische Sprache, von der Schuré selbst sehr richtig sagt, daß ihr der tiefe Resonanzboden des Gemüthes fehle. — Man pflegte bisher in Frankreich deutsche Lieder fast nur in Prosa zu übersetzen, und es gebührt Schuré das Verdienst, eine wahrhaft schwierige Aufgabe mit großem Takt und feinem Verständniß beider Sprachen gelöst zu haben.

Er tritt dabei insofern neuernd auf, als er die gewöhnliche französische Reimkunst als hiezu ungenügend erachtet und den Rhythmus in eine Sprache einführt, der er von bisher Jedermann streitig gemacht wurde.

Alle pathetisch-declamatorischen Lieder — ein Element, das die französische Sprache ja in einem fast noch ausgebildeteren Maße besitzt als die deutsche — sind vorzüglich gelungen. So das Lied Luther's: „Eine feste Burg ist unser Gott“ — die deutsche Marseillaise;

„Le dieu juste est ma fortresse
Mon bouclier d'airain.
Je sens son bras dans ma détresse,
Je tiens sa forte main“ etc.

Auch die patriotischen Lieder, Arndt's: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ z. B.

„Beau clairon que dis-tu? Francs hussards en avant!
Notre vieux général est plus prompt que le vent.
Son cheval intrepide a henni d'allégresse
Et sa lame tranchante à brillé vengeresse“ — etc. etc.

und mehrere Andere.

Ebenso fühlen sich die kleinen galanten Lieder ganz heimisch in französischem Gewande. — Das niedliche Lied: „Wo frische Brünnlein fließen“ z. B.:

„S'il est des sources paillissantes,
Il faut s'en abreuver,
S'il est des filles florissantes,
Il faut, il faut aimer.
Leur faire signe et leur sourire,
Leur marcher sur le pied,
Être amoureux et n'en rien dire
Est un vilain métier.

Selbst einige unserer schönsten und echt deutschen Lieder sind mit großem Glück gegeben. Das Haideröslein, Das Mailüfterl, Wie d'Wolken am Himmel, Es fällt ein Stern herunter, In einem kühlen Grunde — und viele andere. Wir führen nur die Uebersetzung von Goethe's wunderbarem Abendbild: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh!“ an:

Sur les cimes imposantes,
Paix et mort,
Dans les forêts frémissantes
Tout s'endort.
Plus un souffle, plus un soupir...
Petit oiseau se tait dans les feuillages.
O coeur! o calme tes orages!...
Car bientot ta paix va venir.

Gegen seine Landsleute spricht sich Schuré mit einer Offenheit aus, welche nur die würdigen können, die wissen, welch' ein Muth dazu gehört, sich als junger Autor der festgeschlossenen Coterie des französischen Literatenthums anders als Weihrauch streuend zu nähern.

Wie außerordentlich beißend ist die Satyre auf das Herabsehen der Pariser Dichter auf die Volkspoesie — wie hoch hält Schuré die Fahne Deutschlands! —

In der That, wir müssen für ihn fürchten, es möchte über sein Buch in Frankreich dasselbe Urtheil gefällt werden, das einst Napoleon I. über Frau von Staël's de l'Allemagne sprach: „Ce livre n'est pas francais!“ Jene ausgesprochene Bewunderung, jene innige Vorliebe für Deutschland und besonders jenes tiefe Verständniß desselben sind in der That nicht französisch!“ — Und denjenigen, welche fragen, wie es dennoch ein Franzose geschrieben haben könne, müssen wir schließlich noch mittheilen, daß Edouard Schuré in der That „bloß Elsäßer“ ist.

Dem Elsaß ist in unseren Tagen die Aufgabe geworden, der Kanal zu sein, welcher Ströme deutschen Geistes dem gallischen zuführt — und dieser Gedanke vermag vielleicht allein etwas den Schmerz zu lindern, den wir nicht aufhören können, darüber zu empfinden, daß ein Land — deutsch von Geschichte, Sprache und Sitte, nicht zu Deutschland gehört.

Es hat in der That das vorliegende Buch, so friedsam es scheint und ist — auch eine politische Seite. Es wird Frankreich davon überzeugen helfen — mehr vielleicht als es diplomatische Versicherungen vermöchten — daß ein Volk, von so reicher Seele, und so weichem Gemüth, — welche auch immer die Constellation der Zukunft sein mag — nimmermehr im „europäischen Concert“ eine Stelle einnehmen wird, welche den Frieden und die Civilisation gefährden kann.

München. Gottfried Böhm.

Belgien.

Ein Belgier über Wesen und Ursprung der französischen Revolution.*)

Der belgische Geschichtsphilosoph und Kulturhistoriker, Professor F. Laurent in Gent, ist in der Entwickelung seiner „Etudes sur l'histoire de l'humanité“ nunmehr an die französische Revolution gelangt, welche er in zwei Theilen oder Hauptstücken behandelt. Der erste Theil seiner Revolutions-Betrachtung enthält das, was wir in der Ueberschrift „Wesen und Ursprung der französischen Revolution“ genannt haben. Denn Laurent fragt sich hier: 1) Was ist die Revolution? 2) Woher kommt die Revolution? Das sind Fragen, die für die Gegenwart von höchster Bedeutung sind, weil wir doch das Zeitalter der Revolution noch gar nicht verlassen haben! Noch dauern die politischen Erderschütterungen fort, und Gott allein weiß, wann sie enden werden.

Laurent läßt, wie einst Goethe bei Valmy, wie Charles Fox und Frau von Staël, eine neue Epoche der Menschheit mit der Revolution beginnen. Er räumt ihr theilweises Scheitern, ja nach der Seite der Freiheit hin ihre für Frankreich fast vollständige Fruchtlosigkeit ein, aber er hat von einem großartigeren Standpunkte Recht, wenn er, gerade den nicht erreichten Abschluß dieser Weltbewegung betonend, ihrem Fortwirken und Nachwirken eine mächtige Tragweite zuerkennt und den Sieg ihrer edelsten Strebungen, die in den Frühlingstagen von 1789 die besten Gemüther Frankreichs und halb Europa erfüllten, als Endziel des gewaltigen Kampfes vor Augen behält. Ein ruhiges stetiges Aufblühen von Freiheit und Wohlfahrt ist dem Festlande unseres Erdtheils von der Vorsehung leider versagt worden; beklagen dürfen wir dies, aber wir dürfen nicht verzweifeln. Aus den Irrthümern der Vergangenheit lernen die späteren Geschlechter, sie künftig vermeiden, und so furchtbar immerhin die Katastrophen gewesen und sein werden — die Erkenntniß auch der politischen Wahrheit ist allem Umsturz und allem zeitweiligen Rückschritt zum Trotz unaufhaltsam gewachsen. Die Früchte von 1789 sind keineswegs verloren. Das Wenige, was das Festland von Europa an politischer Freiheit errungen hat, verdankt es allerdings den Anregungen von damals, wenngleich nie vergessen werden darf, daß Englands freies Staatsleben diese Anregungen gar sehr befeuert hat und wiederum den französischen Anläufen mit dem Beispiele seiner parlamentarischen Regierung vorangeschritten ist.

Das Werk des Professors Laurent über die französische Revolution steht entschieden auf dem Standpunkte derselben. Nicht daß der Verfasser alle Irrthümer der Umsturzmänner oder gar die Verbrechen der Blutmenschen beschönigen will. Die Fehler der französischen Rasse, die hier sich geltend machten, werden bei der Frage nach den Ursachen des relativen Scheiterns der Revolution mit in Erwägung gezogen, die Leidenschaften der Menge, ihre Herrschsucht, ihr wahnwitziger Gleichheitsschwindel empfangen gerechte Züchtigung. Allein dennoch kann Laurent der Gesammtheit des riesenhaften Umschwungs nur seine Bewunderung zollen. Er ist in einzelnen Punkten selbst allzu starker Bewunderer, was Dem nicht zu schwer anzurechnen ist, der sich zur Aufgabe setzt, die ganze Gewalt dieser weltgeschichtlichen Tragik in's Bewußtsein zu rufen. Der unbefangene Beobachter wird oft wahrgenommen haben, daß die Herabwürdigung des tieferen Gehaltes der französischen Revolution in manchen Kreisen Mode geworden. Große Wandelungen der Zustände können nicht kleinliche Anläße genugsam erklären. Es ist, mag auch Laurent es anzweifeln, ein bleibendes Verdienst des edlen Alexis de Tocqueville, daß er dargethan und überall zur Geltung gebracht hat, wie genau die Revolution mit den Einrichtungen und Maßnahmen des ganzen ancien régime zusammenhing! Nach Tocqueville ist die Revolution die Arbeit der gesammten französischen Geschichte, und dies ist so wenig eine Herabsetzung der Revolution, daß es vielmehr die Quelle jeder wahren, jeder unparteiischen Beurtheilung derselben genannt werden muß.

Mit der französischen Revolution sind der moderne Staat, die moderne Gesellschaft, die modernen Begriffe von Recht und Freiheit auf den Schauplatz der Geschichte getreten. Sie hat den Feudalismus überwunden und beseitigt; sie hat die in Verfall gerathenen Institute des Mittelalters vertilgt, die Ueberlieferungen der früheren Zeiten auf's Tiefste erschüttert; sie ist an den Heiligthümern des Glaubens, an den Ueberzeugungen der Gewissen ebenfalls nicht spurlos vorübergegangen, sondern sie hat ihre Einwirkungen auch auf das religiöse, weil auf das ganze sociale Gebiet erstreckt. Wäre sie deshalb selber schon eine Religion der Menschheit? Ein Laurent, ein Chassin (dieser Registrator der Revolutions-Urkunden), ein Michelet möchten es wohl uns glaubhaft machen. Inzwischen Religion kann niemals sein, was mit soviel Irreligiosität vermengt und eine im Innersten von politischen Antrieben beherrschte Bewegung war, deren Führern das Wort „Gewissensfreiheit“ ein todter Buchstabe blieb, die das heilige Gesetz der Duldung nicht verstehen konnten oder nicht verstehen wollten und aus Befreiern der Unterdrückten sehr bald zu den grausamsten Unterdrückern wurden. Die Verneinung des traditionellen Christenthums hat, einen Grégoire etwa ausgenommen, zu den Hauptgrundsätzen der Revolutionsmänner gehört; wahrhaft religiöse Antriebe waren ihnen jedoch durchaus fremd, und Robespierre's Kultus des höchsten Wesens, der nicht aus einem religiösen, sondern einem politischen Bedürfnisse entstanden war, ist schon von den Theilnehmern an jenen Festaufzügen als pathetische Komödie verlacht worden. Die religiöse Seite ist das schwächste Moment der französischen Revolution, aus dem einfachen Grunde, weil an der Nation selbst die religiöse Seite am Schwächsten sich entwickelt hat. Sonst wären ein haltloser Gallicanismus, eine frivole Philosophie und ein oft fanatischer Calvinismus nicht noch die tröstlichsten Lichtpunkte am religiösen Horizonte des Volkes gewesen.

Die Bewunderer der Revolution und mit ihnen Laurent messen der von der constituirenden Versammlung beschlossenen „Erklärung der Menschenrechte“ die höchste Bedeutung bei. Sie war in der That ein bedeutungsvolles Ereigniß, und es ist anzuerkennen, daß sie Keime gelegt hat, welche in dem politischen Gewissen der Völker fortgewirkt haben, als Zeugnisse, als formulirte Wünsche des individuellen Freiheitsgefühls, aber ihr Hauptwerth besteht in der Charakteristik, welche sie über die Theorieen und die Ideale der Revolution ausgebreitet haben, nur, daß die meisten dieser Sätze Theorieen und Ideale geblieben sind. Vor Allem hätte die Revolution selbst, wenn Dies ihre Dogmen waren, ihre Heiligkeit eifrigst bethätigen sollen;

*) F. Laurent, prof. à l'univ. de Gand, Etudes sur l'histoire de l'humanité, Tome XIII: La Révolution française, Première Partie. Paris, 1867, Librairie internationale (A. Lacroix, Verboeckhoven et Cie, Bruxelles, Livourne, Leipzig). 601 pag. gr. 8.

doch gerade im Gegentheil, nie sind die Grundrechte der Bürger wie die allgemeinen Menschenrechte wilder mit Füßen getreten worden, als in den blutigen Tagen der Revolution! Es hieß da: richte dich nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken! Laurent kann nicht umhin, anzuführen, wie wenig die Debatten über die Menschenrechte im Schooße der National-Versammlung der Größe des Gegenstandes entsprochen haben. Sie boten ein klägliches Bild. Und nach solchen unklaren Auspicien ist auch die Redaction ausgefallen. Wer bedenkt, daß diese „Menschenrechte" für den praktischen Lebensgebrauch und nicht für die Studirstube bestimmt waren, ja, daß sie Gesetzeskraft haben sollten, kann an ihrer Formulirung nichts Sonderliches zu rühmen finden. Eine individualistische Revolution, was konnte sie Edleres schützen wollen, als die Freiheit der Ueberzeugung? Aber man lese den berühmten Artikel 10! „Niemand darf wegen seiner Meinungen, selbst der religiösen, beunruhigt werden, vorausgesetzt, daß ihre Kundgebung nicht die öffentliche Ordnung stört, die vom Gesetz errichtet ist." Also, selbst die religiösen Meinungen, die besonders gefährlich sein müssen, sollen des gesetzlichen Schutzes theilhaftig sein! Als wenn die Gewissensfreiheit nicht den Kern der Gedankenfreiheit ausmachte! Die Geschichte dieses Artikels, die Edmond de Pressensé in seinem Werke „L'Eglise et la Révolution française" (Paris 1864) mit Meisterschaft geschildert hat, ist wahrlich keine Ehrensäule für die constituirende Nationalversammlung. Hatte doch die ursprüngliche Fassung des Artikels noch mattherziger gelautet und war der schöne Verbesserungsantrag des Herrn von Castellane: „Niemand darf wegen seiner religiösen Meinungen beunruhigt und in der Ausübung seines Gottesdienstes gestört werden", eben, weil er den Nagel auf den Kopf traf und jedwede Verfolgung einer Religionsgemeinschaft ausschloß, von der Mehrheit verworfen worden, obgleich Mirabeau seine gewaltige Stimme zu Gunsten des Antrages in die Wagschale gelegt und den trefflichen Ausführungen des Herrn von Castellane mit schlagenden Gründen zu Hilfe gekommen war. Auch das Erscheinen des protestantischen Pfarrers Rabaud-St. Etienne auf der Rednerbühne der Volksvertretung wirkte nicht kräftig genug. Was man schließlich annahm, war die oben erwähnte, die Glaubensfreiheit nur verstohlen einführende Formel, in welcher der elende Gobel, Bischof in partibus von Lydda, später constitutioneller Bischof von Paris und öffentlicher Verleugner des Christenthums, sich seine parlamentarischen Sporen verdiente. Daß Menschen wie Talleyrand und Gobel allein unter dem hohen Klerus die Prinzipien der Revolution vertraten, wirft sicherlich auf die religiöse Seite der Bewegung kein sehr schmeichelhaftes Licht.*)

Um diese religiöse Seite recht anschaulich hervorzukehren, hat Laurent in dem Abschnitte „Woher kommt die Revolution?" ihre Entstehung auf den Kampf des traditionellen Christenthums mit der Skepsis aller Zeiten zurückgeführt. Gewiß war die gesammte Entwickelung der Christenheit bis 1789 die volle Voraussetzung des endlichen Bruches mit dem kirchlich sanctionirten Feudalstaate; auch haben die Feinde der Revolution diese Ableitung noch überboten, indem sie deren Ursprung aus dem Sündenfall von Adam und Eva her erklären wollen. Allein, wenn man sich in diese allgemeine Ueberschau des großen Ganzen der Menschheitsgeschicke zu lebhaft vertieft, vergißt man nur allzu leicht die näheren Ursachen und die praktischen Sachlagen des Staates, den unmittelbar die Bewegung zu ihrem Schauplatz erkor. Wir wollen das Werk des Zweifels in seinen untergrabenden Folgen nicht unterschätzen, müssen jedoch um so stärker darauf hinweisen, daß dieses hundertjährige Werk meist nur negative Früchte erzielt hat und andererseits die historisch gewordenen Zustände Frankreichs, die chronischen Uebel und die Katastrophen seiner politischen Geschichte für die Beantwortung der großen Frage den überreichsten Stoff liefern. In dieser Hinsicht verzeichnet Laurent nur Einen Hauptfehler der Bewegung, die Verwechselung der Macht mit der Freiheit, der Volkssouverainetät mit der Selbstregierung, der Gleichheit mit dem Anspruche auf feste, unverbrüchliche Ordnung eines gesicherten Rechtslebens. Sehr richtig behauptet er, daß die Franzosen bei jeder Revolution die Freiheit der so vergötterten Gleichheit geopfert haben, daß sie nicht einmal die Idee der individuellen Freiheit vollkommen begreifen, viel weniger politisch gestalten konnten, aber den Ungrund dieses Unvermögens deckt er leider nicht auf. Das nackte Individuum stellt auch Er dem mit absoluter Machtfülle bekleideten Staate gegenüber; in den Ländern romanischer Artung weiß man noch nicht, daß Staat und Gesellschaft keineswegs identisch. Die Gesellschaft des ancien régime sammt dem Staate des ancien régime hat die Revolution hinweggeschwemmt, aber, indem sie die hinwelkende Gliederung des alten Volksorganismus über den Haufen warf, hat sie keine neue geschaffen, sondern das Individuum nur in seiner abstrakten Qualität als „Staatsbürger" (citoyen) verwerthen können. Daher jene nivellirende Sucht, die auch das Privateigenthum nicht mehr dulden mochte, daher der cäsarische Despotismus, der auf der Atomisirung und inneren Wehrlosigkeit der Gesellschaft beruht, daher das ewige Schwanken zwischen Revolution und Reaction, welches seit der Vernichtung der städtischen Freiheiten und der Selbstregierung von Provinzen und Kreisverbänden, kurz dem Schwinden allen corporativen Lebens datirt!

Trauttwein von Belle.

*) Gleichwohl behauptet Edgar Quinent in seiner berühmten Kritik der Revolution, daß nur das Pactiren des neuen Frankreichs mit dem alten Priesterthum das traurige Scheitern der Ideen von 1789 zur Folge gehabt habe. D. R.

England.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft.

Dritter Jahrgang.*)

Nachdem das „Magazin" den ersten Jahrgängen des Jahrbuchs, in welchen die bei der dreihundertjährigen Säcularfeier des Dichters begründete deutsche Shakespeare-Gesellschaft die Resultate ihrer Forschungen niederlegt, ausführliche Anzeigen gewidmet hat, freuen wir uns in dem vor kurzem erschienenen dritten Jahrgange ein jenen Vorgängern durchaus ebenbürtiges Erzeugniß des deutschen Fleißes und der deutschen Begeisterung für den großen Briten begrüßen zu können. Muß zunächst mit Bedauern registrirt werden, daß Fr v. Bodenstedt von der Redaktion des Jahrbuches zurückgetreten ist, so gewährt der neue Band, dessen Herausgabe durch Herrn Prof. Karl Elze in Dessau bewirkt worden ist, die Beruhigung, daß dieser Wechsel dem Fortschreiten des Werkes nicht nachtheilig gewesen ist. Der Inhalt hat an Reichhaltigkeit und Abwechselung eher gewonnen:

*) Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1868.

neben Aufsätzen der bewährtesten Shakespeare-Kenner, Ulrici, Nic. Delius, H. v. Friesen, stehen Arbeiten jüngerer Kräfte, die sich theilweise zum ersten Male auf diesem Felde versuchen. Auch in den Gegenständen ist Mannigfaltigkeit vorhanden. Wenn bei den ersten Jahrgängen ein gewisses Uebergewicht der kritisch-philologischen Richtung nicht zu verkennen war, so tritt dieselbe gegenwärtig hinter der ästhetischen und der dramaturgischen Behandlung von Shakespeare's Dichtungen mehr zurück. Es verdient Beachtung, daß grade die Darstellung der Shakespeare'schen Dramen auf der deutschen Bühne der Gegenwart mehrfach ins Auge gefaßt worden ist. So erstattet Wilh. Oechelhäuser einen Bericht über die von Bodenstedt geleiteten Shakespeare-Aufführungen in Meiningen. Derselbe giebt am Schlusse eines sehr eingehenden Essay über Richard III treffende Andeutungen über die Bearbeitung dieses Meisterwerkes für die veränderten Verhältnisse des heutigen Theaters und des heutigen Publicums. Von dem gefeierten jungen Dramatiker Albert Lindner werden die Grundzüge einer Bühnen-Bearbeitung des Cymbeline vorgelegt, die den Vorzug hat, sich bereits bei der Aufführung in Mannheim als möglich bewiesen zu haben. Die literar-historische Betrachtung Shakespeare's findet würdige Vertretung durch die Aufsätze von N. Delius über den Perikles, von K. Elze über den Sommernachtstraum, von Karl Eilner über die Trollus-Fabel, und von Theod. Vatke über Antonius und Kleopatra. Einen Beitrag zur Deutung des räthselvollsten aller Dramen sucht W. Oehlmann in dem Aufsatze über die Gemüthsseite des Hamlet-Charakters zu geben, während der Frhr. v. Friesen den bekannten Ausspruch des Dänenprinzen über das Schauspiel (Act III, Scene 2) durch seine kenntnissreichen Glossen erläutert.

Das Vorwort von K. Elze betont, daß das Jahrbuch nicht dazu bestimmt sei, einer Tendenz zu huldigen; es soll ein Sprechsaal sein, wo die Vertreter der verschiedenen Ansichten zu Worte kommen müssen, damit aus dem Widerstreit und der Durchdringung der Meinungen das Wahre hervorgehe. Weit entfernt, die Richtigkeit dieser Auffassung in Zweifel zu ziehen, wünschen wir ihr vielmehr einen immer kräftigeren und thatsächlichen Ausdruck nach allen Seiten hin. Controversen sind dermalen nicht blos über die Grundsätze vorhanden, welche bei der Texteskritik, der aesthetischen Erklärung oder der dramaturgischen Behandlung Shakespeare's anzuwenden sind, sondern noch heute, und neuerdings noch in verstärktem Maße, sind Differenzen in der Grundanschauung über seine dichterische Bedeutung zu Tage getreten, Differenzen, die nicht, wie die absprechenden Urtheile der französischen Kunstkritik des 18. Jahrhunderts, auf Unkenntniß, sondern auf tiefgehende Abweichungen in der Auffassung und Würdigung der dramatischen Kunst Shakespeare's ihren Grund finden.

Man hat der Shakespeare-Gesellschaft den Vorwurf gemacht, daß sie in dieser Fehde, die in Deutschland namentlich durch die einschneidende Kritik Rümelin's in seinen Shakespeare-Studien angefacht worden ist, allzu unbedingt für ihren Dichter einstehe. Dieser Vorwurf, den der Präsident der Gesellschaft auf der letzten Jahresversammlung in seinem einleitenden Vortrage über Shakespeare's Fehler und Mängel ablehnte, ist kaum ein solcher. Nichts ist natürlicher, als daß eine Genossenschaft, die zu Ehren eines großen Mannes besteht, geneigt ist, allezeit für die Vorzüge ihres Helden einzutreten, in ihm das absolute Ideal zu erblicken, und kritische Bemerkungen über ihn mit einer gewissen Gereiztheit zu empfinden. Daher ist es auch vollkommen erklärlich, daß das Shakespeare-Jahrbuch sich vorwiegend als der Sammelplatz und das Organ derjenigen erweist, die in dem neu entbrannten Streite über den Dichter auf der rechten Seite stehen. Bedauernswerth wäre es aber nichts destoweniger, wenn dies Vorneigen sich zu einem Ausschließen der Linken verschärfen sollte. Eine derartige Exclusivität würde dem Sprechsaal, den das Jahrbuch ja abgeben will, seinen universellen Charakter nehmen; die Debatte würde durch den Mangel der Gegensätze an Lebendigkeit wie an Gründlichkeit verlieren, und schließlich würde die Absicht, die bei der Stiftung des Jahrbuchs wie der Gesellschaft vorgewaltet hat, und die darauf gerichtet ist, wahrhaftes Verständniß über den großen Briten zu fördern, nicht unwesentlich beeinträchtigt werden. Wie anregend die Erörterungen der realistischen Kritik für jegliche Betrachtung Shakespeare's sich erweisen, das zeigt so ziemlich jeder einzelne Aufsatz in dem vorliegenden Bande. Umsomehr dürfen wir wünschen, daß auch die Linke selbst zum Worte gelangen möge, und daß wir in künftigen Bänden des Jahrbuchs ihre Anschauungen nicht blos aus den Repliken der Gegner kennen zu lernen haben. F.

Nord-Amerika.

Schutzrede für den Lebensabend.

Den beiden berühmten Abhandlungen Cicero's und Jakob Grimm's über das Alter hat Frau Harriet Beecher Stowe in Amerika eine dritte Abhandlung angereiht, der sie die Ueberschrift „A Plea for the Afternoon" (Eine Schutzrede für den Lebensabend) gegeben hat. Das Grundthema ihrer Abhandlung bildet ein Protest gegen die allgemein im Volke, wie in der Gesellschaft, als sittlich geltende Regel, das Alter müsse sich „zur Ruhe setzen", d. h. auf die faule Seite legen, ja, es müsse der Jugend allein die Arbeit überlassen. Nur durch Geistesthätigkeit und durch Arbeit — so bemerkt die durch ihre scharfsinnigen Beobachtungen des Volks- und des sozialen Lebens ausgezeichnete Amerikanerin — erhalte der Mensch auch in den Jahren des Alters seine physischen und moralischen Kräfte möglichst ungeschwächt, während sie dem Müßiggänger früh abhanden kommen und er in Folge dessen auch früher, als der Fleißige, dem Grab zugeführt wird.

Wir lesen in den Zeitungen oft von Menschen, die ein ungewöhnlich hohes Lebensalter erreicht haben. Erkundigen wir uns näher, so werden wir immer finden, daß dies Menschen waren, die nie aufgehört hatten, ihre geistigen und körperlichen Kräfte in Uebung und dadurch deren Elasticität zu erhalten. Ein geborener Müßiggänger hat noch niemals ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht.

„Er wird täglich taperiger", hört man gewöhnlich von dem oder jenem alten Manne sagen; was so viel heißt als: er wird täglich unbeholfener und kindischer, an Körper, wie an Geist; und dies wird dann als ein unvermeidliches Loos der menschlichen Natur angesehen. Wäre dem wirklich so, dann sollte man lieber beten, jung von dieser Erde hinweggenommen zu werden; ja, in der Konsequenz des Gedankens könnte man den Selbstmord für eine humane Institution erklären. Man wird jedoch bei zunehmendem Alter nur unbeholfen und kindisch, wenn man sich entwöhnt, seine körperlichen und geistigen Kräfte zu gebrauchen. Hängen wir unsere Werkzeuge an den Nagel, so vergessen wir bald, mit ihnen umzugehen. Ein junger Turner gewinnt täglich an frischer Kraft, und ein alter Emeritus sollte das, was er an

Thätigkeitstrieb und Geistes-Energie besitzt, ebenso fest zu halten suchen, wie er am Leben festhält. Bewegung des Körpers und des Geistes ist ihm, wenn er seine Kraft und Elasticität nur wenig vermindert sehen will, ebenso unerläßlich, als Nahrung. Allerdings werden ihn diese Kräfte gleichwohl einst verlassen und mit der Sanduhr des Lebens ablaufen, aber der vollständige Verlauf der Kräfte und des Stundenglases darf nur ein gleichzeitiger sein. „Hoffen wir", fügt hier die sinnige Verfasserin hinzu, „daß das Stundenglas unseres irdischen Lebens, wenn es ganz abgelaufen ist, von der Hand des Meisters, der es geschaffen, für ein anderes Leben umgedreht werden wird."

Man hört oft behaupten, daß derjenige, der die mittlere Lebenszeit überschritten habe, nichts Tüchtiges mehr, besonders in neuen Richtungen, zu leisten vermöge. Nun — man blicke auf Alexander von Humboldt, der noch im neunzigsten Lebensjahre der vollen Kraft seines Geistes sich erfreut und Großes in der Wissenschaft geleistet hat. Man blicke auf Washington Irving, der bis zum letzten Tage seines langen Lebens kräftig und geistvoll, wie in seiner Jugend, schrieb. Jeder kennt wohl einige Greise, die im Alter von achtzig Jahren jünger erscheinen, als Manche im Alter von Sechzigen. Freilich hört man dann wohl auch, daß dies Ausnahmen von der Regel seien, aber diese Behauptung ist unbegründet. Vielmehr kann man erwiedern, daß die sogenannten Ausnahmen eben den Beweis dafür liefern, daß auch alle anderen Greise, wenn sie in gleicher Art ihre Kräfte geistig und körperlich in Uebung erhalten hätten Gleiches oder Aehnliches erreicht haben würden

Freilich soll Jeder schon in jungen Jahren soviel als möglich sorgen für sein Alter durch Ansammeln — nicht bloß materieller, sondern auch geistiger Vorräthe. Die betreffende Vorrathskammer muß weniger für den Menschen, als in ihm angelegt sein, Es müssen diejenigen Eigenschaften der Seele gepflegt werden, die noch dem Greise Befriedigung des Geistes zuzuführen vermögen und ihm die philosophische Heiterkeit gewähren, welche selbst körperliche Schmerzen zu überwinden weiß. Hat er ein offenes Herz für jeden Trauernden, eine offene Hand für jeden Darbenden — dann um so besser! — aber vor Allem sei der Alte ermahnt, froh zu sein mit den Fröhlichen. Stößt er auf Thränen in diesem irdischen Jammerthal, dann wende er seinen Blick nach dem Regenbogen im Osten, dem Bundeszeichen der Vorsehung, das der Zukunft neue, wärmende und belebende Sonnenblicke verheißt.

Und den Jüngeren rufen wir zu: Es kommt wohl nicht vor, daß wir den Herzen der Kindheit unsere Sorgen und Unruhen mittheilen; es wäre sündhaft, das kindliche Gemüth mit vorzeitigem Schmerz zu erfüllen. Gerade so sollten wir jeden Aerger, jeden Verdruß denen fern zu halten suchen, die ihr Theil der Last dieser Welt bereits getragen haben. Kommt dem Alter nur mit frohen Gesichtern entgegen! Lasset nur die Stimme der Liebe vor ihm hören und erfreuet sein Herz mit heiteren, wenn auch zuweilen ernsten Melodieen! Bald wird der Greis in Euerer Jugendwelt wieder jung und ebenso unverdrossen, wie diese, nach dem Unbekannten streben. Besitzt er doch in hinreichendem Maße die Befähigung, den ganzen Enthusiasmus der Jugend zu verstehen! Ihr werdet in ihm die Erinnerung an längstvergangene Zeiten, an selige Hoffnungen, die er gehegt, und an glänzende Ziele, die er erreicht, wieder wecken. Höret dann ihm zu, wenn er die Vergangenheit zurückruft und erweiset ihm alle Ehre, die ihm gebührt. Ihr werdet damit in Einem Accorde der Liebe und des Wohlwollens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinigen. J. L.

Kleine literarische Revue.

— **Gutzkow's „Hohenschwangau".** Mit dem kürzlich erschienenen fünften Bande ist nunmehr dieses neue Werk Karl Gutzkow's beendigt.*) „Roman und Geschichte", nennt es der Verfasser, und nicht „historischer Roman". In der That gleicht seine Arbeit nicht den als historische Romane bezeichneten Romantisirungen und Umdichtungen der Geschichte und ihrer Helden-Charaktere, wie sie unsere Leihbibliotheken in großer Menge darbieten und wie sie sogar jenseits des Meeres Uebersetzer und zahlreiche Leser gefunden haben. Es mag blasirten, denkfaulen und auf Befriedigung bloßen Lesehungers ausgehenden Leuten mehr zusagen, wenn ihnen eine routinirte Hand geschichtliche Ereignisse und Personen als einen mit Essig und Oel, mit Zucker oder auch mit Pfeffer zubereiteten Sallat vorsetzt; ein ernster Sinn liebt edlere Gestalten und scheut die kleine Mühe des Denkens nicht, die ein Roman, wie Gutzkow's „Hohenschwangau", erfordert, worin die deutschen Zustände der Reformationszeit, der Bauernkriege und der „Grumbach'schen Händel" an der Hand einer Erzählung aus dem häuslichen Leben der Patrizier- und der Bürger-Familien des sechzehnten Jahrhunderts uns vorgeführt werden. Mit der Naturtreue der großen Maler jener Zeit zeichnet der Verfasser die Epigonen des Ritterthums, den Verfall des Adels und seiner Burgen, die mit seinen Gütern der verkommene Adel losschl"g, wo und wie er konnte. Die Einzigen, die noch Mittel besaßen, sie zu kaufen, waren entweder die Kaufleute, oder die geistlichen Herren, die ihre Schätze vergraben gehalten hatten. So gewannen, namentlich im Süden und im Westen Deutschlands, die geistlichen Kurfürsten, die Fürst-Aebte und die Klöster immer mehr Land, trotzdem daß auch dort die Städte- und Landbewohner sich der neuen Kirchenlehre mehr und mehr zugewandt hatten. Aber sie sollten wieder zurück an Rom fallen! Die geistlichen Herren besaßen die Mittel, das Volk wieder für sich zu gewinnen. Nur wo, wie im Norden und Osten von Deutschland, die weltlichen Fürsten mit der Säkularisirung der Kirchengüter und der Klöster die nicht zur neuen Lehre sich bekennenden Welt- und Klostergeistlichen zum Lande hinausgetrieben hatten, faßten die Ideen der Reformation Wurzel und waren sie auch später nicht mehr durch Geldbestechungen und Paradies-Versprechungen aus den Gemüthern zu vertilgen. Die Gegensätze dieser Zustände in Augsburg einerseits und in Nürnberg andererseits sind es hauptsächlich, die den Hintergrund von Gutzkow's „Hohenschwangau" bilden, das gerade in unserer, ähnliche Gegensätze darbietenden Zeit mit großem Interesse gelesen wird.

— **Amthor's tiroler Führer** **). Es liegt uns hier ein Touristenführer in Tirol vor, wie wir noch keinen ähnlichen Guide durch dieses jetzt von Vergnügungs-Reisenden viel aufgesuchte Land gesehen. Wir besitzen allerdings bereits treffliche oro- und ethnographische Schilderungen von Deutsch- und Wälsch-Tirol, aber keine derselben, mit Einschluß der in Meran selbst erschienenen, hat so mit dem wissenschaftlich-geographischen zugleich den praktisch-touristischen Zweck im Auge, wie das vorliegende

*) Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. Von Karl Gutzkow. Fünfter Band (463 S.) Leipzig, Brockhaus 1868.

**) Tirolerführer. Reisehandbuch für Deutsch- und Wälschtirol. Von Dr. Ed. Amthor, Director der Handelsschule und kaufmännischen Hochschule in Gera. Mit zehn Specialkarten. Ed. Amthor, 1868.

Buch, dessen Verfasser seit dreißig Jahren fast alljährlich die deutschen Alpen durchwandert und Alles, was er in diesem Buche zu Nutz und Frommen des deutschen Publikums geschildert, durch Autopsie geprüft und wahrheitsgemäß dargestellt hat. Dabei ist er in seinen Studien des Landes von zwei sehr geschätzten Autoritäten desselben unterstützt worden: von Herrn Professor Christian Schneller in Roveredo, dessen „Märchen und Sagen aus Wälschtirol" und dessen linguistische Forschungen auf dem Gebiete der Etsch, wo die deutsche Zunge einen schweren Kampf mit der italiänischen zu bestehen hat, ihm einen nicht blos in Oesterreich bekannten Namen erworben haben, und von Herrn Joseph v. Trentinaglia in Botzen, der das Werk durch treffliche Kanten- und Gebirgs-Zeichnungen, sowie durch ein reiches statistisches Material gefördert hat. Der Verfasser begnügte sich nicht, einzelne Reiserouten des Landes Tirol zu schildern und so die Reisenden gewissermaßen mit einer oder der andern Zwangs-Marschroute auszustatten; er hat seine Darstellung vielmehr so eingerichtet, daß Jedem die freieste Wahl nach allen Richtungen gelassen ist. Das Reiseterrain wurde mit einem förmlichen Netz in einander greifender Reisefäden umsponnen, die in Verknüpfung unter einander die größte Mannigfaltigkeit gestatten. Alle Hinweisungen, welche die Reisebücher des alten Bädeker so annehmlich machten, sind hier beibehalten, doch besitzt das Buch außerdem einen Reichthum an wissenschaftlichen, wie an praktischen Notizen, wie sie keines der älteren Reisebücher aufzuweisen hat. Der Schilderung des Tirolerlandes selbst geht ein Blick auf die angrenzenden Gebiete des baierischen Hochlandes, Vorarlbergs, Salzburgs, Kärnthens und der lombardischen Alpen voran. Auch die Ausstattung des Buches und besonders die neun Gebirgs- und Eisenbahn-Zeichnungen sind sehr zu loben. Eine Karte des gesammten Landes Tirol fehlt jedoch dem Buche noch.

— **Gemeinverständliche, wissenschaftliche Vorträge in Schweden.** Die von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff herausgegebene Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge hat in Schweden eine Nachahmung gefunden, oder eigentlich nur ein neues Gewand erhalten. Ein in Stockholm unter dem Titel: „Vår tids Vetenskap i populära afhandlingar"*) erscheinendes Lieferungswerk enthält nämlich zumeist Uebersetzungen der in der deutscher Sammlung enthaltenen Vorträge. Es liegt uns der in der genannten Sammlung Ende vorigen Jahres veröffentlichte, auch von uns ausführlich besprochene Vortrag des Prof. Fr. v. Holtzendorff über die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen jetzt in schwedischer Uebersetzung vor, die wir nach einer genauen Vergleichung mit dem Original als eine sehr wohl gelungene bezeichnen können. Außerdem sind angezeigt, „Ueber die Todesstrafe" von Professor John in Königsberg, „Ueber Sehen und Sehorgane" von Professor v. Gräfe in Berlin und andere.

— **Menschen und Zustände.** Vom Verfasser der „Modernen Imperatoren" sind jetzt lebhaft und anziehend geschriebene Skizzen unter dem Titel: „Spiegelbilder der Erinnerung" erschienen.**) Dieser Anonymus, der sich seines Namens nicht zu schämen braucht, verbindet mit einem durchdringenden Verstande eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe und schildert in losen Blättern, wie man sie bei guter Laune als Feuilletons schreibt, Menschen und Zustände in den civilisirten Staaten Europa's. Was er über den Charakter der Franzosen, der Engländer, der Russen, der Deutschen und der Ungarn sagt, wird nachhaltigen Beifall und vielseitige Zustimmung finden, und wo er, wie in Ungarn — dessen treuer Sohn er zu sein scheint — sich auf die Detailmalerei verlegt, absonderliche Personen und ihre Schrullen beschreibt, da entwickelt er eine meisterhafte Gewandtheit in der Wiedergabe des „Erschauten" und „Erlebten". Die „Spiegelbilder" werden viele Leser anziehen und befriedigen, und deren Verfasser wird mit einem gemachten Namen in die Arena der Literatur treten.

*) Stockholm, Joseph Seligmann's Bokhandel, 1868.

**) Leipzig, H. Matthes.

— **Eine amerikanische Dorfgeschichte.***) „Norwood" ist eine amerikanische Dorfgeschichte, die sich, trotz mancher Schwächen, unter Engländern und Amerikanern einen großen Leserkreis zu erobern anfängt. Die Verwickelung ist nicht der Rede werth — eine kleine Kriegs- und Liebesepisode, aber der Styl trotz aller Längen, Ueberstürzung und Verschrobenheit, überall meisterhaft, wo die kräftig gezeichneten Charaktere, an die von Fritz Reuter erinnernd, das Wort ergreifen. Das ganze nach Laune und individueller Manier hingeworfene Stillleben gleicht einer raschen naturbacken Studie, die Jedermann sich freut, in sein Atelier aufzunehmen. Wie Heuduft über Dächer und Straßen, von den fernen Wiesen erzählend, muthet es uns an. — Barthen Cathcart, Bauersohn, liebt von Jugend auf Rose Wentworth, Tochter des Dorfbarbiers, *horribile dictu*. Er glaubt — hier kommt der unvermeidliche Spleen — sie trotz Jugend und Schönheit nicht gewinnen zu können, behält seine Liebe für sich, zieht 1861 in den Krieg, wird General und schwer verwundet. Nervenfieber, das in keinem wohlmöblirten Roman fehlen darf, lockert seine Zunge; er ahnt wenig, daß Rose als Samariterin an seinem Bette wacht; jedoch er wird gesund und glücklicher Ehegatte des langersehnten Gegenstandes.

Literarischer Sprechsaal.

Der „Illustrirten Zeitung", die einen von mehreren Abbildungen begleiteten Artikel über Aug. Petermann und die von ihm in's Leben gerufene Nordpol-Expedition brachte, verdanken wir folgende Notizen über die Führer des Schiffes „Germania":**)

Capitain Karl Koldewey, am 26. Oktober 1837 in Brücken bei Hoya in Hannover geboren, besuchte das Gymnasium zu Klausthal von 1849 bis 1852, ging Ostern 1853 zur See und machte die ganze Carrière vom Schiffsjungen an durch, besuchte im Jahre 1859 die Untersteuermannsschule in Bremen, absolvirte sein Examen und nahm alsdann eine Stelle auf einem Ostindienfahrer an. Die Obersteuermannsschule wurde im Jahre 1861 absolvirt und sodann wieder auf See gegangen bis zum Mal

*) Norwood: or Village Life in New-England. By H. W. Beecher. New-York, Ch. Scribner & Co., 1868.

**) Gleichzeitig ist bei Quandt und Händel in Leipzig eine von Dr. Otto Ule verfaßte, mit Illustrationen ausgestattete Darstellung: „Die erste deutsche Nordpol-Expedition" erschienen.

1866. Bei seinen verschiedenen Seereisen gelangte er einmal in höhere Breiten auf einer Fahrt um das Nordcap nach Archangel und machte so Bekanntschaft mit nordischen Seefahrten. In den letzten beiden Jahren widmete sich Koldewey einer höhern wissenschaftlichen Ausbildung; er besuchte die Polytechnische Schule in Hannover, zum Studium der Mathematik, Physik und Mechanik, hernach die Universität Göttingen.

Es giebt nirgends in Deutschland bessere Seeleute als an der Unterweser, und welchen Rang unter ihnen Koldewey einnimmt, geht daraus hervor, daß er einer der vorzüglichsten Schüler Dr. Breusing's ist. Aber auch seine wissenschaftliche Befähigung ist eine ausgezeichnete. „Herr Koldewey — so schrieb Prof. Dr. Klinkerfus, Director der Sternwarte in Göttingen, d. d. 9. April 1868 an Petermann, — war mein Zuhörer in dem Kolleg über sphärische Astronomie, welches ich im letzten Wintersemester gelesen habe; außerdem hat er auf der Sternwarte beobachtet. Ich habe bei diesen Gelegenheiten in Herrn Koldewey einen für meine Wissenschaft ganz ungewöhnlich begabten Mann kennen gelernt. Was sich mir sehr bemerklich machte, ist die Raschheit und Correctheit seiner Auffassung. In den Rechnungen der Nautik (überhaupt in den astronomischen Operationen) ist er vollkommen zuhause. — Ich habe sogleich Ihre auf Herrn Koldewey gefallene Wahl als eine sehr glückliche bezeichnet."

Obersteuermann und zweiter Befehlshaber ist R. Hildebrandt, Sohn des Predigers Hildebrandt in Magdeburg, ein erfahrener, tüchtiger, junger, thatkräftiger Seemann, ebenfalls gebildet in der Bremer Steuermannsschule unter Director Dr. Breusing; derselbe erwähnt in einem Briefe vom 23 März an Petermann: „— — Bei einer solchen Expedition muß der Kommandant sklavischen Gehorsam von jedem Betheiligten fordern, darum freue ich mich so, daß Hildebrandt mitgeht. Das ist ein so energischer Charakter, daß er jeden, der Koldewey's Befehlen widerspräche, sofort über den Haufen schießen würde, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken".

Beide Männer haben die Ausführung der schwierigen Mission ohne den geringsten Anspruch auf eine pecuniäre Vergütigung für ihre Dienste übernommen; ihr einziger Wunsch ist, zu zeigen was deutsche Seeleute zu leisten vermögen. Außer ihnen hat noch ein dritter vorzüglich tüchtiger Seemann, der Untersteuermann Sengstack, gebürtig aus dem Holsteinischen, die Erlaubniß erhalten, die Expedition mitzumachen.

„Die seemännische Vorbereitung zur Expedition", schrieb Dr. Breusing, der erfahrene Director der Bremer Steuermannsschule, an Dr. Petermann am 23. März, „ist von Kaldewey durchweg mit der größten Besonnenheit und Umsicht ausgeführt. Nur so ist es möglich, ein Mislingen zu hindern; alle Energie, Thatkraft und Begeisterung würden verschwendet, wenn man ohne volle Sachkenntniß dessen, worauf es ankommt, an das Unternehmen ginge. — — Wenn nicht höhere Gewalt entgegentritt, wenn das Gelingen bedingt ist lediglich durch die Thatkraft und Tüchtigkeit der Menschen, werden Kaldewey und Hildebrandt alles zum glorreichen Ende führen."

Die nach dem Muster des belgischen Unterrichtsbundes in Frankreich gegründete Ligue française de l'Enseignement hat am 1. Juli ihr erstes Bulletin ausgegeben, aus welchem hervorgeht, daß dieser Verein sich die Aufgabe gestellt, die jetzt auch in Frankreich immer allgemeiner werdende friedliche Agitation für Ausbreitung des öffentlichen Unterrichts und für Beseitigung des klerikalischen Einflusses in den Volksschulen und auf das Unterrichtswesen überhaupt zu regularisiren. Eine eigentlich politische Parteifarbe oder eine confessionelle Richtung hat diese Agitation nicht. Die französische Unterrichts-Liga zählt gegenwärtig 5285 Mitglieder und hat bereits vierzehn Lokal-Bezirksvereine (cercles) gebildet, während sieben noch im Entstehen sind. Der thätigste Bezirksverein ist der von Metz, der eine Volks-Bibliothek gegründet und Abendschulen für junge Arbeiter und Arbeiterinnen eingerichtet hat. Die Angriffe, die das französische Episkopat unter Führung des Herrn Dupenloup gegen den Verein gerichtet, haben nur dazu beigetragen, ihn recht populair zu machen.

Die Osterprogramme der öffentlichen Handels-Lehranstalt in Dresden und der Buchhändler-Lehranstalt in Leipzig enthalten, nach guter alter Sitte, neben ihren Schulnachrichten wissenschaftliche Arbeiten. In der Dresdener Schrift*) finden wir eine Abhandlung über Compas und Compaskarten von Dr. Sophus Ruge, nebst der Compaskarte Gerardi Mercatoris von den Küsten des Schwarzen Meeres (Amsterdam 1613). Der Verfasser ist der Meinung, daß die Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten der Magnetnadel allerdings aus China, und zwar indirekt durch Vermittelung der Araber, nach dem Abendlande importirt sei, daß aber der Ruhm, den Compas erfunden zu haben, jedenfalls dem nordwestlichen Europa gebühre. Es wird dies, unter Hervorhebung der großen Bedeutung des 13. Jahrhunderts, mit aller Gründlichkeit nachzuweisen gesucht.

Die Leipziger Anstalt empfiehlt sich in der Einladungsschrift**) durch eine aus der Feder des Directors Dr. Bräutigam geflossene Abhandlung „Zur Geschichte des Zeitungswesens bei den Römern". Die Römer haben ein Zeitungswesen im heutigen Sinne nie gehabt; was man zur Noth als Anfang des Zeitungswesens betrachten kann, nämlich die schon um Numa's Zeiten entstandenen, vom Pontifex maximus redigirten Annales maximi, ist mehr eine öffentliche Chronik als eine Zeitung gewesen. Die auf diese Annalen folgenden Acta populi Romani diurna enthielten offizielle Mittheilungen von Tagesereignissen, Mittheilungen, welche zumeist für die in der Provinz wohnenden römischen Staatsmänner Interesse hatten. Lassen sich die Acta populi allenfalls mit einer Staatszeitung oder Provinzial-Korrespondenz vergleichen, so nehmen die in der Kaiserzeit eingerichteten Acta senatus den Werth unserer stenographischen Kammerberichte in Anspruch. Später, unter Augustus, wurden die Acta populi und die Acta senatus zu einer allgemeinen Staats- oder Reichszeitung verschmolzen, deren speichelleckerische Tendenzen bekannt genug sind. Gegen diese Zeitung gehalten, sind unsere officiösen Blätter wahre Muster in Selbständigkeit und Kühnheit des Ausdrucks. Dank der Censur, die am kaiserlichen Hofe mit aller Strenge ausgeübt wurde, erfuhren die Leser der Reichszeitung über politische Sachen nichts, als daß der Kaiser — ein auf Erden wandelnder Gott sei. Und dieses Gericht ließen sich die Römer mehrere Jahrhunderte lang täglich auftischen!

*) Dresden, 1868. **) Leipzig, 1868.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] **Berlin, den 8. August 1868.** **[Nr. 32.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Reformen des Militair-Sanitätswesens *).

Unter dem in der Anmerkung angegebenen Titel veröffentlicht der preußische Oberstabsarzt, Dr. Roth, als Fortsetzung früherer ähnlicher Arbeiten, zwei Aufsätze, in welchen er die Resultate seines Besuchs der Pariser Weltausstellung, wohin ihn ein Commando, behufs Berichterstattung über die für das Militair-Sanitätswesen wichtigen Gegenstände geführt, und einer sich daran anschließenden wissenschaftlichen Reise nach England mittheilt.

Da in Folge der letzten Kriege das Militair-Sanitätswesen ein größeres und allgemeineres Interesse gewonnen hat, so halten wir uns überzeugt, daß eine kurze Mittheilung des Inhalts dieser in vieler Hinsicht sehr interessanten Schrift zur Lektüre derselben auffordern wird.

Im ersten Theile: „Beiträge zu den neuesten Fortschritten der Hilfe im Felde und ihre Vertretung auf der Weltausstellung zu Paris," werden die verschiedenen Kranken-Transportmittel besprochen, von denen eine große Zahl ausgestellt war. Verfasser sieht den Schwerpunkt des Kranken-Transports während und nach einer Schlacht in der rechtzeitigen und ausreichenden Anzahl von mit Stroh gefüllten Landwagen; in neuester Zeit ist aber auch der Eisenbahn-Transport für die Verwundeten als ein wichtiger Faktor hinzugekommen, zu welchem Zwecke eine besondere Trage von Fischer in Heidelberg construirt worden ist. Im amerikanischen Kriege wurde der Transport von Verwundeten auf Eisenbahnen in der großartigsten Weise betrieben. — Ferner werden die technischen Ausrüstungen, die Verpackung derselben eingehend behandelt. Was die Lagerung der Kranken betrifft, so wird eines Apparats von Fischer gedacht, in dessen Untergestell der Kranke während der Fahrt in dem Eisenbahnwagen mit der Trage eingehangen wird, und der, am Bestimmungsort angelangt, als Bettgestell dient. Die einfachsten und dauerhaftesten Bettstellen sind die amerikanischen Feldbettstellen, welche verhältnißmäßig sehr leicht, nicht kostspielig und doch sehr praktisch sind. Auch die von Speyer in Berlin ausgestellten eisernen Bettstellen mit Drahtmatratzen sind sehr brauchbar und haben in den preußischen Militairlazarethen vielfache Verwendung gefunden. — Krankenzelte, welche in den letzten Feldzügen mit sehr großem Nutzen in Anwendung gebracht wurden, waren gleichfalls vorhanden, unter denen ein amerikanisches Regenschirmzelt von eigenthümlicher Konstruktion, nach Art eines ausgespannten Regenschirms aufzustellen, ferner ein kleines Modell in der Evans'schen Sammlung, welches die Art der Heizung eines Krankenzelts im Winter angiebt, hervorgehoben zu werden verdienen. — So waren auch kleine Modelle von Baracken, wie sie für Kranke im großen Umfange im amerikanischen Kriege benutzt wurden, ausgestellt. Aus verschiedenen Gründen giebt Verfasser den Krankenzelten den Vorzug vor den letzteren und spricht den Wunsch aus, daß auf die Vervollkommnung der ersteren in Zukunft das Hauptaugenmerk gerichtet werde. Erwähnenswerth sind noch die conservirten Nahrungsmittel, von denen sich in der Evans'schen Sammlung ein vollständiges Sortiment befand, so: präservirte Eier, als grobes crystallinisches Pulver, condensirte Milch und condensirter Milchkaffee. — Am Schlusse dieses Aufsatzes werden noch die Abänderungs-Vorschläge des internationalen Congresses, der vom 26. bis 30. August in Paris tagte, zur Genfer Convention vom 22. August 1864 mitgetheilt, in denen eine Anzahl neuer, wesentlich praktischer Gesichtspunkte aufgenommen worden sind.

In dem zweiten Aufsatze: „Ueber Militair-Gesundheitspflege mit besonderer Rücksicht auf militairärztliche Schulen und die Ausführung hygieinischer Grundsätze in der englischen Armee," spricht Verfasser in überzeugender und freimüthiger Weise die Ansicht aus, daß es die Pflicht des Staates sei, der Gesundheitspflege überhaupt, und insbesondere bei der Armee ein größeres Gewicht beizulegen als bisher, der Soldat gebe ja einen großen Theil seiner Selbstbestimmung auf und sei daher häufig außer Stande, selbstständig seine Lebensverhältnisse zu verändern! — Bedürfte es überhaupt noch eines Beweises für den Werth hygieinischer Maßregeln, so genügt vollkommen die vom Verfasser erwähnte Thatsache, daß in England unter verbesserten Bedingungen, namentlich vervollkommneten Kaserneneinrichtungen, die Sterblichkeit in der Armee um die Hälfte geringer geworden ist gegen früher; denn bis zum Jahre 1853 starben jährlich 17,8 von 1000, während diese Zahl jetzt auf 8,86 heruntergegangen ist.

Einer gründlicheren Ausbildung der Militairärzte in den Lehren der Gesundheitspflege könnte durch Einrichtung von zweckmäßigen militair-ärztlichen Schulen genügt werden, ähnlich der École impériale d'application de médecine et de pharmacie militaire in Paris und der Army Medical School zu Netley bei Southampton, welche die sich der Militair-Carrière widmenden jungen Aerzte erst nach vollständig beendigtem medicinischen Studium und absolvirtem Examen aufnimmt, um sie in den speciell militairärztlichen Disciplinen zu unterrichten. — Bei Mittheilung der Einrichtung jener Schulen nimmt Verfasser Gelegenheit, sich über die sonst ziemlich mangelhafte Ausbildung der englischen Aerzte auszusprechen. — Die Sanitäts-Einrichtungen in der englischen Armee haben sich seit dem Krimkriege

*) Militairärztliche Studien. Zwei Aufsätze von Dr. Wilh. Roth, Kgl. Preuß. Oberstabsarzt. Berlin, Voß'sche Buchhandlung, 1868.

außerordentlich verbessert, die Militairärzte sind jetzt nicht nur berufen, die Kranken-Behandlung zu leisten, sondern sie haben nicht weniger die Verpflichtung, den commandirenden Officieren alle Vorsichtsmaßregeln zu empfehlen, welche in Hinsicht auf Kasernen, Lager, Garnisonen, Hospitäler, Transportschiffe, Verpflegung, Anzug, Exerciren ꝛc. dazu dienen, die Gesundheit der Truppen zu erhalten oder Krankheiten von ihnen abzuwenden, zu welchem Zwecke auch von inspicirenden Aerzten regelmäßige Besichtigungsreisen gemacht werden. Die hygieinischen Grundsätze werden auf diese Weise überall streng durchgeführt, und besonders wird der guten Ventilation in Kasernen, Lazarethen ꝛc. eine möglichst große Sorgfalt zugewendet. Sehr interessant ist in dieser Beziehung die Einrichtung der Hospitalschiffe für die abessinische Expedition; es wurden deren drei für einen Miethpreis von 18,000 L. auf 6 Monate von einer Gesellschaft gemiethet und mit großen Kosten ausgerüstet; sie sind von Eisen und haben zusammengenommen Raum für 58 kranke Officiere und 607 kranke Mannschaften; für die Ersteren sind Kammern, für die Letzteren 184 gewöhnliche und 423 Kranken-Hängematten, welche, was in hygieinischer Beziehung von großer Wichtigkeit ist, nicht übereinander, sondern immer in einer Reihe angebracht sind; außerdem ist für hinlänglichen Raum gesorgt, während die Ventilation sehr zweckmäßig durch Einlaß- und Abzugs-Oeffnungen und nach dem Edmonson'schen System hergestellt ist. In jedem Schiffe sind Vorrichtungen zu Bädern, drei Kochhäuser, ein Schlachthaus, eine Bäckerei und ein Waschhaus. Außer einem hinreichenden Wasservorrath ist noch eine Maschine vorhanden, welche täglich 6000 Quart destillirten Wassers liefert, das durch Vermengung mit Luft schmackhaft gemacht wird. Ebenso sind die Schiffe mit Instrumenten, Bandagen, Medikamenten und dergl. reichlich versehen worden. — Von nicht geringerem Interesse sind auch die Mittheilungen, wie die Grundsätze der Hygieine auf den Transportschiffen der Soldaten, bei ihrer Verpflegung, in Bezug auf Reinlichkeit und Kleidung beobachtet werden und wie überall den Militairärzten eine gewichtige Stimme in diesen Dingen zuerkannt wird. Dies hat auch zur Folge gehabt, daß namentlich durch die Bemühungen des Prof. Parkes eine neue Art der Gepäckvertheilung, welche im Gegensatz zu der bisherigen sehr unpraktischen Art, das Tornister zu tragen, nach den bereits angestellten Proben den Soldaten eine große Erleichterung verschafft, in der englischen Armee zur Durchführung kommen wird.

Was am Schlusse dieses Aufsatzes über Vorsichtsmaßregeln gegen Krankheiten, Instruktionen für den Sanitary Officer und im Anhange über die Stellung der Militairärzte gesagt wird, bietet weniger als das Bisherige ein allgemeines Interesse dar, ein um so größeres aber für den Fachmann.

Möge das Angeführte genugen, einen Beweis von der Reichhaltigkeit dieser etwa 200 Seiten umfassenden, übrigens mit guten Abbildungen versehenen Schrift zu geben und sie einem weiteren Leserkreis zu empfehlen.

Die Orthodoxie und die Wissenschaft.

Es ist ein wohlgemeintes, aber vergebliches Bemuhen, den Frieden zwischen der Orthodoxie und der Wissenschaft, Mächten, die wie Feuer und Wasser nicht mit einander bestehen können, herstellen zu wollen. Eine solche Vermittlung ist öfter versucht worden und jüngst erst wieder in einer kleinen Schrift *), deren Verfasser es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Glaubenssätze der Kirche als wissenschaftliche Wahrheiten nachzuweisen. Er meint, wenn es bisher noch nicht gelungen sei, die Widersprüche zwischen der Religion und der Wissenschaft zu lösen, so liege der Grund theils darin, daß die Wissenschaft noch nicht ausgebildet genug sei, um über das Für und Wider eines Bibelausspruches, der den mangelhaften Resultaten und Erfahrungen der Wissenschaft widerspricht, zu entscheiden, theils daß man, wenn die Resultate der Wissenschaft sicher sind, an dem Buchstaben der Bibel klebe, statt den Ausdruck bildlich zu nehmen. Religion und Wissenschaft seien zwei Stromesarme, bestimmt, zum Heile der Menschheit sich zu verbinden. Allerdings! Aber Religion ist nicht Kirchenglaube, und wenn auch die Wissenschaft die Religion als berechtigt und der Vernunft nicht widersprechend anerkennt, so widerstrebt sie doch der Forderung, irgend eine bestimmte Form des religiösen Glaubens als die unbedingt wahre und dem Wesen der Religion für ewige Zeiten einzig angemessene vorauszusetzen und so sich in ihrer Freiheit beschränken zu lassen. Der Verfasser gesteht selbst, daß die Auffassung von Gott und Welt und von ihrem gegenseitigen Verhältnisse im Alterthum und im Mittelalter eine andere gewesen sei, als in der Jetztzeit. Das heidnische Gottesbewußtsein, in welchem Gott und der Geist in der Natur aufging, schuf sich seinen sinnlichen heiteren Götterdienst; das Christenthum, welchem die Natur, die Welt, als das Sündhafte erschien, aus dem der Mensch seine Erlösung nur durch den Glauben finden könne, stellte seine Glaubenssätze auf. Wenn nun, wie auch der Verfasser richtig erkennt, ein tieferes Eindringen in die Natur uns jetzt das Verhältniß zwischen Gott und der Welt als ein ganz anderes offenbart, so müßten wir uns consequenter Weise jetzt nach einer Religionsform umsehen, die unserer Auffassung entspräche. Allein dies verbietet dem Verfasser sein Glaube an die Unfehlbarkeit der Bibel. Es bleibt ihm also nur zur Versöhnung des Glaubens und der Wissenschaft der Weg offen, durch künstliche Deutung eine Uebereinstimmung herzustellen.

Auf welche Weise dies geschehen müsse, davon giebt er zwei Beispiele, durch die er zeigen will, wie man die Aussprüche der heiligen Schrift nicht zu leicht als unvernünftig bezeichnen dürfe, sondern wie man den Wortsinn der Bibel dem Standpunkte der Wissenschaft entsprechend auszulegen habe. Wir führen von den beiden Beispielen nur das eine als besonders charakteristisch an: „Die heilige Schrift spricht von einem ewigen Feuer. Man hat sich lange darüber gestritten, ob dieser Ausdruck bildlich zu nehmen sei, oder ob die Schrift ein wirkliches Feuer darunter verstehe. Die Gegner von einem wirklichen Höllenfeuer führten an, daß die Seele als immaterielles Wesen doch nicht in einem wirklichen Feuer brennen könne. Die Anhänger suchten diesem Einwand auszuweichen mit der Entgegnung, daß man ja gar nicht wisse, was das Feuer sei und deshalb also auch nicht, ob die Seele darin brennen könne oder nicht. Heute aber ist uns das Wesen des Feuers bekannt. Die Wärme ist nichts, als das Hin- und Herschwingen von Atomen. Machen die Atome eines Körpers in einer Secunde mehr als 400 Billionen Schwingungen, so wird die Wärme zum Licht und wir haben Feuer. Lösen sich dabei die Atome in hinlänglicher Anzahl von dem brennenden Körper ab, so haben wir die Flamme. Das Feuer ist also

*) Gott und die Welt. I. Gott und die Natur. II. Gott und der Mensch. Philosophische Abhandlung von Jos. Schill. M.-Gladbach, 1868. Verlag von Rob. Hofter.

die hin- und hergehende Bewegung irgend eines Princips, wobei aber die Geschwindigkeit eine enorme sein muß. Was wird nun aber unter dem ewigen Feuer zu verstehen sein? Nichts Anderes, als eine hin- und hergehende Bewegung eines geistigen Atoms, hervorgebracht, wenn Ausdrücke der Physik gestattet sind, durch die Attractions- und Repulsionskraft zwischen einem endlichen und dem unendlichen Geiste. Denn in dem Wesen eines endlichen Geistes liegt es, hingezogen zu werden zu dem unendlichen, und in dem Wesen des unendlichen Geistes liegt es, alles ihm nicht Adäquate von sich abzustoßen." — Ist das nicht höchst ergötzlich? Ob es mit der Vorstellung von Gott übereinstimme, ein geistiges Atom in Ewigkeit zwischen Himmel und Erde hin- und herfliegen zu lassen, und ob ein solches Atom überhaupt noch das Bewußtsein seiner Schuld und seiner Strafe habe, den Beweis ist uns der Verfasser schuldig geblieben.

Der erste Theil der Schrift handelt von Gott und der Natur. Das Resultat der dialektischen Erörterung ist: „Wie es überhaupt nichts außer Gott geben kann, so ist auch die Welt nicht außer Gott; sie ist eine Spur seiner Thätigkeit. Als solche ist sie an sich schon die Darstellung, das Abbild Gottes: allein sie ist es als Materie, d. h. in ihrer Vielheit, an sich, nicht für sich. Für sich wird sie es im menschlichen Geiste." — Der zweite Theil, Gott und der Mensch, betrachtet den menschlichen Geist nicht als Naturproduct, noch als ein der Natur fremdes, neues Product, sondern als das Allgemeine der Welt, als die Einheit der gesammten Weltmaterie. „In ihm ist die Welt in die Gottesnähe getreten, d. h. sie ist, ihrem Wesen entsprechend, Abbild Gottes geworden, eine Einheit, welche jedoch noch auf der Weltmaterie fußt. In dem menschlichen Geiste beginnt die Morgenröthe der Freiheit: er strebt nach Selbständigkeit. Wenn er sich auf die Materie stützt, meinend, dadurch die absolute Selbständigkeit zu erlangen, so liegt darin der Abfall von Gott, der Sündenfall. Aber die Natur, die Welt, die Materie, an sich dem menschlichen Geiste als ihrem Ganzen unterworfen, widerstrebt demselben und wird ihm nur durch Anstrengung wieder unterthan. Diese Wiedergewinnung der Welt ist die Entwicklung der Menschheit, der Fortschritt in der Geschichte. Je weiter aber der Mensch in der Eroberung der Welt fortschreitet, um so mehr nähert er sich wieder Gott, dessen Spur die Welt ist, und um so sehnsüchtiger ringt er Gott entgegen. Dieses Gottentgegenringen ist nicht ohne Gott möglich; der Mensch wird auch hier von der Thätigkeit Gottes getragen. Daß der Mensch sich auf den Theil stellte, sich der Materie zuwandte, ist ein tiefer Einschnitt in das menschliche Wesen. Daher erscheint es als eine Erbschuld der Menschheit, dem Theile, der Materie, zugewandt zu sein. An dieser Erbschuld nimmt jeder Einzelne Theil. Das religiöse Bewußtsein nennt sie die Erbsünde. Ringt aber auch die Menschheit, wenn auch vermittelst der Welt, Gott wieder entgegen, so ist damit doch die Gottähnlichkeit noch nicht erreicht, ist der Mensch noch nicht wie Gott. Dazu gebraucht die Menschheit Jahrtausende. Im alten Bunde jedoch blitzt die Gottähnlichkeit in einzelnen Geistern entgegen, in den Patriarchen und Propheten. In ihnen sprudelt gewissermaßen der der Gottheit entgegenbrausende Ocean der Welt in einzelnen Tropfen bis zur Gottheit hin, ohne sie im Allgemeinen und bleibend zu erreichen. In ihrer Gottähnlichkeit der Welt voraueilend, daher in näherer Beziehung zu Gott, vermochten sie den weiteren Gang der Entwicklung vorauszusagen und vorzubahnen. In Maria endlich nähert sich gewissermaßen die Welt der Gottheit, von der sie getragen und begeistert wird. Da tritt in Folge des fortwährenden Erinnerungsstrebens, das getragen wird durch die göttliche Thätigkeit, insofern sich Gott als Einheit erfaßt, also durch den heiligen Geist, die Berührung der Welt mit Gott ein, d. h. Gott wird Mensch, der Gott-Mensch wird geboren. In der Menschwerdung Gottes also, nicht im Kreuzestode, liegt die Erlösung. Denn was wäre das für ein Gott, der Freude hätte am Tode des Gerechten, den zu versöhnen auch nur Ein Tropfen Blut fließen müßte!"

Ob das Raisonnement des Verfassers mit der Rechtgläubigkeit übereinstimme, mögen Theologen entscheiden; wir müssen gegen eine solche Scholastik, die sich für Philosophie ausgiebt, ernstlich protestiren. Vergebens betheuert der Verfasser seine Achtung vor der Wissenschaft: „Es ist unvernünftig und zeugt von einer oberflächlichen Denkungsart, wenn ein Forscher ängstlich nach den Lehren der Kirche blickt, und wenn solche, welche die Lehre der Kirche vertreten wollen, in jedem Regen der Wissenschaft, welches nur an eine kirchliche Lehre streift, ein Attentat gegen das Christenthum wittern." Was nützen kleine Concessionen, wenn der Verfasser den Grundsatz aufstellt: „Wenn in der heiligen Schrift die Lehre des Gott-Menschen enthalten ist, so kann ein wirklicher Widerspruch mit der Wissenschaft, mit den Resultaten der Vernunft nicht eintreten." Wenn der Widerspruch aber doch eintritt? Sollen wir dann mit den Orthodoxen der Vernunft mißtrauen und sie gefangen nehmen, oder mit den Vertretern der freien Wissenschaft den Grund des Widerspruches in der heiligen Schrift suchen? Ist es da nicht vor Allem geboten, uns erst über den Ursprung und die Tendenz der heiligen Schrift aufzuklären, ehe wir ihre Aussprüche und Lehren für absolute Wahrheiten annehmen? Und das hat denn auch die Wissenschaft in der neuesten Zeit gethan. Sie hat der Bibel und den Personen und Lehren, von denen sie handelt, die Ausnahmestellung, die sie bisher eingenommen abgesprochen und sie wie jede andere geschichtliche Erscheinung der historischen Kritik unterworfen. Nur so, nicht durch dialektische Spitzfindigkeiten, gelangen wir zur richtigen Würdigung ihrer rein menschlichen Bedeutung und ihres bleibenden unvergänglichen Werthes für die Religion, die durchaus nicht mit der Confession identisch ist. Denn die Glaubenssysteme sind wie die wissenschaftlichen Systeme Zeitproducte, die auf eine ewige Giltigkeit nicht Anspruch machen dürfen. Jedes hat die Menschheit so lange befriedigt, als die Weltanschauung und die Bildungsstufe, worauf es basirt ist, bestand. Absolute Giltigkeit irgend eines Systems des Glaubens oder des Wissens kann nur mit dem Stillstand des menschlichen Geistes erkauft werden. Daher ist es ganz consequent, wenn die Orthodoxen, in dem geistigen Fortschritt die größte Gefahr für den Glauben fürchtend, der Vernunft und mithin der Wissenschaft in Sachen des Glaubens Stillschweigen gebieten: credo, quia absurdum. Und ebenso consequent ist es, wenn Männer der Wissenschaft sich in ihren Forschungen durch keinerlei Glaubensformeln, mögen sie kirchlicher oder wissenschaftlicher Art sein, hemmen lassen wollen. Eine Vermittlung zwischen Beiden ist daher unmöglich und zugleich unnöthig. Denn so lange das menschliche Herz und der menschliche Geist dieselben bleiben, werden Religion und Wissenschaft neben einander fortbestehen; nur Kirchen und Schulen werden wechseln.

E. M.

Ungarn.

Ungarn und Oesterreich.

Diese Osthälfte und jene Westhälfte der Monarchie, welche durch den Leitha-Fluß getrennt und durch den Donau-Strom wie auf offenem Landweg wieder vereinigt sind: dieses Königreich und jenes Kaiserthum, welche durch zwei Regierungen und gesonderte Ministerien von einander geschieden und durch das gemeinschaftliche Staatsoberhaupt sowie durch die gemeinsamen Angelegenheiten doch wieder verbunden sind: sie bilden jetzt den österreichischen Staat, der unter diesem Dualismus die Lebensprobe ablegen soll. Wird der Kaiserstaat diese Probe bestehen? Wird diese dualistische Einrichtung neues Leben bringen, oder ist sie nur die Hülle für das vegetirende Leben, die Decke für das der Zersetzung verfallene Staatswesen? Die Lösung ruht im Schooße der verborgenen Zukunft, aber diese Fragen beschäftigen jetzt die Politiker wie die Staatsmänner, und sie geben auch den Stoff zu politischen Betrachtungen und Abhandlungen.

Natürlich, daß die Ungarn, da sie bei der Lösung dieser Fragen zumeist interessirt sind, sich auch dieser Aufgabe unterziehen und den Schleier der Zukunft zu lüften suchen. Sie hoffen nicht auf den Bestand Oesterreichs, sie ahnen den bevorstehenden Zerfall, und sie stellen es als ihre Ueberzeugung auf, daß „die jetzige Neugestaltung Oesterreichs nur als eine Uebergangsperiode zu betrachten" sei. So spricht es die „Ungarische Monatschrift für Politik, Staatsökonomie, Statistik 2c."*) in ihrem ersten Hefte (April, 1868) aus. In einem Artikel, der die obige Aufschrift trägt, giebt diese in deutscher Sprache erscheinende ungarische Monatschrift Aufschluß über die nationale Politik der Ungarn. Es gebe in Ungarn eigentlich nur zwei Parteien unter zwei Führern: Deák und Kossuth, von denen der eine im Lande, der andere außer Landes weilt. Die Deákpartei vertritt die österreichische Anschauung; sie schließt in sich verschiedene Elemente: Aristokraten, Demokraten, Clerikale und Freigeister, die alle nicht die politische Ueberzeugung, sondern die Opportunität vereinigt hat. Aber gerade deswegen, meint der Verfasser jenes Artikels, habe die Partei keinen Halt und werde sich in ihre ursprünglichen Elemente auflösen, denn die Liberalen werden nach vor-, und die Clerikal-Conservativen nach rückwärts desertiren. Die Deák-Partei hat ihre Schuldigkeit gethan, sie hat den Ausgleich herbeigeführt, das Volk hat sie auch hierin unterstützt, und nun ist ihre Zeit um, sie muß der andern Platz machen.

Diese andere Partei ist die nationale oder Kossuth-Partei; ihr gehöre die nächste Zukunft, für sie werde das Land sich bei den neuen Wahlen aussprechen und sie werde die Majorität im künftigen Parlamente haben. Alle liberalen Staatsmänner in Ungarn werden dieser Partei zuströmen; was heute Centrum, Linke und äußerste Linke ist, wird als compacte Majorität auf dem Boden der Nationalpolitik stehen, und selbst Deák wird nothgedrungen diesen Boden betreten und die Führerschaft übernehmen.

Was will nun aber diese Kossuthpartei? Worin besteht die „nationale Politik"? Dieses wird in einem zweiten Artikel („Ungarn, Deutschland und der Orient") auseinandergesetzt. Es wird da zwar nicht gerade herausgesagt, daß die Lostrennung von Oesterreich das Ziel dieser Partei ist; es wird vielmehr die Vereinigung unter Einem Monarchen, die Personal-Union vorgeschützt und empfohlen; aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, wer überhaupt Kossuth's Programm vom conföderirten Donaureiche kennt, weiß, was man von dieser „Personal-Union" zu halten hat.

Das ungarische Volk, heißt es in diesem Artikel, fasse jenen Moment in's Auge, „wo Ungarn sich mehr selbst überlassen und gezwungen sein wird, sich neue Allianzen bei den Nachbarvölkern zu suchen". Das türkische Reich werde zerfallen, es werde sich nach seinem Sturze „eine unabhängige südslavische Länder-Gruppe" bilden; diese Gruppe werde dann Allianz und Stütze im freien Ungarn suchen; Ungarn werde diese Freundschaftsband gern annehmen; es werde so die vermittelnde Stellung zwischen Deutschland und dem Orient einnehmen und ausfüllen, denn es sei die Mission Ungarn's, „einen Vorposten des großen deutschen Reiches zu bilden". Was wird aber mit Deutsch-Oesterreich geschehen? Darüber giebt uns der Artikel einen höchst interessanten Aufschluß. Er lautet:

„Schon die nächste Zukunft dürfte die deutsch-österreichische Reichshälfte in einen engern Verband mit Deutschland bringen und schon diese Uebergangsperiode zur Einheit Deutschlands lockert wesentlich die Bande zwischen den zwei Reichshälften und ruft zwischen denselben an die Stelle der jetzt bestehenden Real-Union die reine Personal-Union in's Leben."

Diese Auffassung zeugt von einem tiefen Verständniß der Weltlage, und wir müssen dafür dem muthmaßlichen Verfasser, dem Herrn Grafen Olivier Bethlen — der auch die Redaction leitet und zeichnet — unser achtungsvolles Kompliment machen. Um so aufrichtiger müssen wir es bedauern, daß neben so hoher Einsicht sich solche undiplomatische und leichtblütige Illusionen einnisten und daß wir daher neben der Anerkennung auch dem verdienten Tadel Raum geben müssen. Was soll die Träumerei von der Allianz Ungarns mit den Südslaven? Was soll es heißen, wenn man sich einredet, die „unabhängige südslavische Ländergruppe", dieser als lachender Erbe des todten Türken emporgeschossene Staat, werde die Allianz mit Rußland als „unnatürlich" aufgeben und dafür einen Liebesbund mit Ungarn schließen, weil Ungarn — „ein nichtdeutscher Staat" ist? Sind diese Südslaven, diese Bosnier, diese Herzegowiner, diese Albanier 2c., sind sie nicht ein cultivirtes, für die staatliche Selbständigkeit oder gar für die Republik reifes Volk? Und können die Magyaren, diese geborenen und tausendjährigen Helden der Freiheit, können sie mit den knechtischen Slaven in einen Staatenbund zu gemeinsamen Zwecken treten? Der Artikelschreiber und seine Gesinnungsgenossen sehen die Dinge im glänzenden Scheine eines Nordlichts und bauen darauf ihre Luftschlösser. Hören wir dagegen, was ein anderer Ungar, der viele Länder kennen gelernt und ein scharfes Urtheil hat, über diesen Punkt sagt. Der Verfasser der „Modernen Imperatoren" sucht in den „Spiegelbildern der Erinnerung" (wir sprachen davon in einer früheren Nummer) die Erscheinung zu erklären, daß die Magyaren trotz der heftigsten Anfeindungen und hundertjähriger Kämpfe gegen Türken und österreichische Absolutisten doch ihre nationale Selbständigkeit, ihr Verfassungsrecht und selbst die Herrschaft über die Nebenvölker errungen und behauptet haben. Nachdem er dargethan, daß die ungarische Nationalität, „ohne Stammverwandte in weiter Welt dastehend" — nur die Eine Möglichkeit zur Existenz und zur kräftigen Aufrichtung vor sich sah, nämlich die der politischen und sozialen Freiheit, schreibt er wörtlich:

*) Pest, F. Pfeifer. Berlin, F. Kortkampf.

„— Somit war es Naturgesetz, daß der Ungar, auch ohne es zu wollen oder zu wissen, der Liberalität zu gravitirte, also der Freiheit, der Gleichheit, dem geistigen wie materiellen Fortschritte, dagegen all' die Slaven Ungarns, auch mit liberalstem Programme und vielleicht ohne es zu wollen und zu wissen, der Reaction. Und deshalb siegte zuletzt doch der so geringzählige Ungar, und deshalb unterlag und unterliegt stets der so vielzählige Slave. Der Eine schwimmt mit der geistigen und politischen Strömung von ganz Europa, der Andere ihr entgegen" („Spiegelbilder ꝛc.," 2. Band, S. 103).

Das ist die richtige Auffassung der Verhältnisse und des Charakters der beiden Nationen. Und deßwegen kann es auch zu keinem Bündniß und zu keiner staatlichen Vereinigung zwischen Ungarn und Slaven kommen. Es ist daher eine selbstgefällige Täuschung, von einer ungarisch-slavischen Conföderation zu reden, eine Illusion und nichts weiter.

Im Uebrigen bietet die „Ung. Monatsschrift", von der uns jetzt ein ganzer Band (III Hefte, April, Mai und Juni 1868) vorliegt, ein reichhaltiges Material zur Orientirung in den ungarischen Angelegenheiten, und sie sei hiermit allen Gebildeten empfohlen. H. L. B.

Rußland.

Das deutsche Element in Rußland.*)

Wenn ein mehrfach besprochener Gegenstand in diesem Aufsatz wieder aufgenommen ist, so wird sich das rechtfertigen lassen, indem hier Gesichtspunkte vorhanden sind, die bisher ganz außer Acht gelassen wurden, weil diese Dinge nur entweder vom Standpunkt des wirklich blinden Jungrussenthums oder des allerdings schwer angegriffenen deutschen Provinzialen aus besprochen wurden. Eine objektive Darstellung könnte vielleicht sich einmal Gehör verschaffen, wo es sich darum handelt, zwei Nationalitäten mit einander zur Verständigung zu führen, die, durch die natürlichen Verhältnisse mit einander verbunden, die Förderung ihrer materiellen Interessen, und nach Einer Seite hin auch ihrer geistigen, wirklich in der Fortdauer dieser Verbindung beide finden.

Nachdem die deutsche Nation unter der langen, nicht glücklichen und nicht segensreichen Herrschaft der Habsburger im Westen und im Osten blühende Reichstheile verloren, hat sich die Gränze Deutschlands nach beiden Seiten hin festgestellt, und so wenig Deutschland ferner wohl in dem Falle sein wird, rechts oder links auf die Dauer noch ein Dorf abzutreten, ohne durch völlige Unterwerfung — und wer wollte die bewerkstelligen? — dazu gezwungen zu werden: so wenig, dies liegt in der Natur des deutschen Charakters, wird es beabsichtigen können, seine jetzigen Gränzen erobernd zu überschreiten.

Wir haben kein Recht, die jungrussische Partei eines niedrigen Neides anzuklagen, den sie empfänden über die strengere Sitte und die geübtere Intelligenz ihrer deutschen Mitbürger und Reichsgenossen, und diesen als Motiv zur Ausrottung des deutschen Wesens zu bezeichnen. Ein so schlimmer Beweggrund würde ja nicht allein die sittliche Berechtigung, sondern auch die sittliche Befähigung zur Gründung einer dauerhaften Schöpfung nehmen — die Erfahrung würde dies einfach zeigen. — Der Hauptgrund aber, der diejenigen treibt, die darauf ausgehen, die deutsch-russischen Ostsee-Provinzen zu russificiren: die Besorgniß, daß diese Provinzen, wenn sie deutsch blieben, wie sie es mit Ausnahme des Bauernstandes sind, einst Preußen oder Deutschland in die Hände fallen könnten — ruht in einer unbegründeten Furcht, und es wäre doch wohl endlich an der Zeit, daß die Moskau'sche Presse sich besänne und sich nicht von dem Gedanken leiten ließe, Preußen könne es je in den Sinn kommen, sich einiger Provinzen zu bemächtigen, die, ohne neue Vortheile zu gewähren, ihm in der baltischen, ehstnischen und russischen Bevölkerung so überwiegend fremde Elemente zuführten, daß der blindeste Ehrgeiz dazu gehören müßte, um nach einer so schlimmen Erwerbung die Hand auszustrecken.

Deutschland wird einig, selbständig und stark werden — dazu bedarf es weder der Erlaubniß Rußlands noch Frankreichs — keine Macht der Erde wird dies verhindern, und keine hat das Recht dazu; eine innerliche sittliche Nothwendigkeit werden die Zeitgenossen und die nachkommenden Geschlechter vor ihren Augen sich vollziehen sehen: Ein Hohenzoller wird die in den Staub gesunkene deutsche Krone sich auf sein Haupt setzen, und man wird sie glänzen sehen in ganz Deutschland, wie einst — wenn sich erst die Zeit dazu erfüllt — und dies wird der Anfang sein einer neuen Herrschaft der Achtung vor reinerer Sitte, einer Herrschaft der Achtung vor dem Recht des Einzelnen und der Völker. Nicht wilde Eroberung, sondern dies ist der ewige Beruf des germanischen Stammes, und von dem Herzen Europa's aus wird dieser Segen sich über dasselbe ausbreiten.

Aber dies bedroht Niemand. Die Zeit der Universalherrschaften ist vorüber. Besonnenheit und Verständigkeit ist ein so mächtiger Grundzug des deutschen Charakters, daß ein pangermanischer Schwindel, wenn er eine Literaten-Partei mit ihrem sittenlosen Anhängsel in Deutschland überfiele, vor dem Lächeln der Nation verschwinden würde, wie denn auch ohne Zweifel bei der Rückkehr zur Besonnenheit die Idee des Panslavismus, die in Rußland eine jugendliche Partei verzeihlicherweise im Rausch hingerissen hat, selbst denen in ihrer Wunderlichkeit sich darstellen wird, die jetzt noch für sie schwärmen. — Pan-Germanismus, Pan-Slavismus und Pan-Romanismus sind gleich große Ungeheuerlichkeiten. Europa wird weder den einen, noch den andern, noch den dritten dulden; aber es liegt viel leicht in der Schwäche der menschlichen Natur, daß ein Irrthum sich durch den Versuch, ihn zur Geltung zu bringen, erst todt leben muß. Es ist in Moskau so wenig ernste Besonnenheit, oder es ist die Unkenntniß des innern Ganges der Entwickelung der Geschichte so groß — ich sage nicht, daß man sich nicht scheuen würde vor dem Verbrechen, die Unterthanen anderer Länder gegen ihre Regierungen aufzureizen, was ja der teuflischen Schlechtigkeit gleich käme, wollte man die Kinder eines Nachbarhauses gegen ihre Eltern aufwiegeln — ich sage nur: es ist die Besonnenheit so gering und die Unkenntniß so groß, daß man sich noch länger den einfachsten Einsichten zu verschließen im Stande ist!

Die Parteien, welche die Länder in solche Bestrebungen hinrissen, würden auf's Neue die Schlachtfelder mit Leichen

*) Der hochgeehrte Verfasser dieses Aufsatzes bezeichnet denselben als nicht vom russischen, nicht vom livländischen, sondern vom deutschen Standpunkt aus geschrieben. Wir dürfen ihn der Beherzigung der Leser um so mehr empfehlen, als er die deutsche Frage in Rußland von manchem neuen, unseres Wissens in der deutschen Presse noch nicht gewürdigten Gesichtspunkte auffaßt und weil er — was man von der Behandlungsweise dieses Gegenstandes nicht immer sagen kann — ohne Zorn und Eifer (sine ira et studio) geschrieben ist. D. R.

decken, Millionen verarmen machen, den Haß von Europa auf sich ziehen und der vereinigten Macht desselben zweifellos erliegen.

Wenn wir aber den Blick hiervon abwenden und diesen Ausgang als einen unmöglichen ansehen, weil die Geschichte eine zu ernste Lehrerin ist, als daß sie nicht vor solchen Irrgängen gewarnt hätte; wenn wir, was die Gegner das Recht haben, von uns zu erwarten, annehmen, daß man sich wohl von einem jugendlichen Enthusiasmus eine Zeit lang kann hinreißen lassen, ohne sich darum auf die Dauer der ruhigen Einsicht zu verschließen — wo liegt dann die Gefahr für Rußland, von irgend Jemand in seinen Gränzen belästigt zu werden? Die baltischen Provinzen sind ein so sicheres Eigenthum der russischen Krone, wie es nur eine der andern Provinzen sein kann.

So gehen wir denn weiter und erörtern die Frage, welche Bedeutung die Aufrechthaltung der deutschen Sprache, Sitte und Lebensanschauung hat für die Deutschen in den russischen Ostsee-Provinzen, für Rußland und endlich für Deutschland.

Der wirkliche Deutsche kann keine Sympathie empfinden für den Balten; denn wenn es sich morgen um einen französisch-russischen Coalitionskrieg gegen Preußen und Deutschland handelte zur Zerreißung Deutschlands, so würden wir, was ja auch in Ordnung ist, die Balten unter den russischen Fahnen Deutschland mit zerschlagen sehen, und mit unverbrüchlicher Treue und Tapferkeit würden sie zu Rußland stehen. Aber wenn wir für die Balten das auch natürlich finden — Deutschland ist dadurch seiner Sympathieen überhoben.

Der wirkliche Deutsche kann auch keine Sympathieen für Rußland haben; denn der Deutsche ist in Rußland gehaßt und mißachtet, und wenn auch der Deutsche lächelnd auf solche Abneigung hinsehen kann — Sympathieen und Achtung darf derjenige noch nicht beanspruchen, der, wie der Russe, selbst noch nicht im Stande ist, an andern Nationen ihre Ehre und ihr Edles zu ehren.

Der wirkliche Deutsche steht also dem Einen so fern, wie dem Andern, und es wird ihm darum in dieser Beziehung eine Parteilichkeit für den Einen oder den Andern nicht Schuld gegeben werden können.

Auf die obige Frage nach der Bedeutung der Aufrechthaltung des Deutschthums in den russischen Ostsee-Provinzen würde sich somit wohl, unbefangen betrachtet, die Antwort ergeben, sie sei für den Balten ein sittliches Anrecht, für den Russen ein Vortheil und für Deutschland, wenn auch nicht eine Gefahr, doch nichts weniger als unbedingt wünschenswerth.

Wenn zunächst von einer Berechtigung der deutschen Bevölkerung zur Aufrechthaltung ihrer Nationalität — von dem unbedingten Recht der freiesten Uebung ihrer Religion ist hier nicht die Rede, da dasselbe sich von selbst versteht und eine Discussion hierüber überflüssig ist, weil die Edleren und Einsichtigeren unter den Russen hierüber denken, wie wir, und dem entarteten Theil derselben das Verständniß hierfür überhaupt abgeht — wenn also von jener Berechtigung die Rede ist, so muß sich dieselbe wohl noch auf Anderes stützen, als auf Verträge, die vor 150 Jahren geschlossen sind; denn in jedem Staat gehen im Lauf der Zeit Veränderungen vor, die nach Generationen, wo die vierte Nachkommenschaft beider contrahirenden Theile schon im Absterben ist, andere Veränderungen wieder in sich nothwendig machen und vor Jahrhunderten geschlossene Abmachungen von selbst zusammenfallen lassen. Mit Ungarn und Oesterreich war die Sache eine ganz andere; die Ungarn waren eine große geschlossene Nation, und wenn wir billig sein wollen, so wollen wir wenigstens einräumen, daß wenn die Besorgniß, jene Landschaften einmal als deutsche an Deutschland zu verlieren, etwas anderes als ein reines Phantom wäre, den Russen ein großer Vorwurf aus ihrem Mittel, sich dieselben zu erhalten, eben nicht gemacht werden könnte.

Aber für den denkenden und gottliebenden Menschen giebt es ein ganz anderes Anrecht, und für den nicht ganz kurzsichtigen russischen Vaterlandsfreund sehr triftige Gründe, deutschen Geist und deutsche Bildung in diesen Provinzen sich zu erhalten.

Nun, es käme ja auf einen Versuch an, welche Folgen daraus entständen, wenn es gelänge, hier das deutsche Wesen recht mit der Wurzel auszurotten.

Drei Wege sind hierzu möglich: Den ersten wird Rußland natürlich nicht einschlagen wollen; er bestände darin, daß man, wie es einst mit den Römern im pontischen Reich geschah, einfach alle Deutschen todtschlüge, und die Einwanderung verböte sich dann von selbst. Der zweite wäre eben nicht viel weniger schlimm: man setze sie aus ihrem Eigenthum, verkaufe dasselbe nach einem Termin und zwinge die Deutschen, mit dem kleinen Ertrag zu verkommen oder in ihr altes Stammland zu flüchten. Die Gränzen brauchte man auch dann nicht zu schließen; man hätte Nichts zu fürchten, es würde Niemand kommen. Im Westen von Europa geschah es ungefähr so; die Folge war, daß Spanien, die erste Großmacht Europa's, zu einer Macht zweiten Ranges herabsank und noch heute, nach Jahrhunderten, keine Stimme hat im Rath der europäischen Völker.

So bliebe nur der dritte Weg übrig: Man zwinge die Deutschen, die dort wohnen, ihre Sprache aufzugeben, ihre Sitte zu verlassen, ihre Abstammung zu vergessen und damit auch ihre Religion abzuschwören — denn so wenig, als es je spanische und italiänische Lutheraner anders als ausnahmsweise geben wird, so wenig wird es je russische Lutheraner geben, da die griechische Religion eben die dem russischen Volk wesentlich eigenthümliche Auffassung und Form des christlichen Glaubens ist.

Was würde man damit gewinnen? eine entartete Bevölkerung, ein schlimmes Gebräu, das, wie bei allen derartigen Mischungen, die nicht die innere Kraft haben, sich dann selbständig zu einer neuen Nationalität zu entwickeln, von allen Nationen nur das Schlechte in sich fortleben ließe.

Deutsche Ehrlichkeit, deutsche Zuverlässigkeit, deutscher Fleiß, deutsche Gelehrsamkeit, deutsche Frömmigkeit treuer deutscher Unterthanen des russischen Reichs — haben sie Rußland geschadet oder genutzt? Glaubt man wirklich, daß alle diese Eigenschaften, die ein wesentlich sittliches Ferment dem russischen Reich seit mehr als hundert Jahren gegeben haben, sich erhalten werden, wenn man die Menschen entartet gemacht und geistig genothzüchtigt, wenn sie ohne Ehre und ohne Gesinnung nichts mehr sind, als sittlich todtgetreten?

Wir wollen die Sache nur von Einer Seite noch näher betrachten. Die eigentlichen, unmittelbaren und nächsten Träger und Vertreter der fortschreitenden Bildung sind der Lehrstand, von seinen großen Meistern in der Wissenschaft an bis zu seinen scheinbar unbedeutendsten Arbeitern in den Schulen, die für das Volk sind. Der Russe hat gewiß vortreffliche Eigenschaften des Herzens und des Verstandes nach seiner Individualität, wie jede Nation eigene Züge des Guten charakteristisch in sich zum Leben bringt; aber die Anlagen und Eigenschaften zu einem tüchtigen Lehrer hat der Slave überhaupt nur ausnahmsweise, und es ist eine rein völlige Verkennung seiner Eigenart, sich hierüber einer Täuschung hinzugeben.

Der Russe ist nun einmal nicht Lehrer, und wenn es gelänge, die Masse der Lehrer Rußlands zu dem zu machen, was Lehrer zu sein bestimmt sind, so würde dies voraussetzen, daß man die eigenthümliche Art des slavischen Geistes in der russischen Nation völlig umgeschaffen hätte. Einzelne Ausnahmen ändern hierin gar nichts, und wenn wir in neuester Zeit einzelne nambafte russische Männer an der Spitze russischer Schulverwaltungen genannt finden, so sind es nur solche, die durch vieljährige Lehrthätigkeit an den deutschen Gymnasien der Ostsee-Provinzen — nicht durch einen Ausflug in's Ausland — sich zu Schulmännern von deutscher Tüchtigkeit und mit verständiger pädagogischer Einsicht gebildet haben. — Dies ist kein Vorwurf für Rußland, so wenig wie es für Jemanden ein Vorwurf ist, daß er kein Talent zum Tanzen oder zum Flöteblasen hat. Er besitzt eben andere Talente, und die cultivire er.

Was will man nun? Den Fortbestand des deutschen Elements in den baltischen Provinzen und die Nutzbarmachung desselben für Rußland oder den Untergang desselben? Nun, im ersten Falle stifte man, auch wenn — was unter den jetzigen Verhältnissen sehr zweifelhaft ist — einer geschickten Hand gelingen sollte, in Petersburg ein pädagogisches Institut von solchen Leistungen, wie das frühere, in's Dasein zu rufen, noch bei der Dorpat'schen philologischen, mathematischen und juristischen Fakultät eine Reihe von Kronstipendien, mit der unbedingten Verpflichtung für die jungen Stipendiaten, tüchtig russisch zu lernen und nach Absolvirung ihres Cursus eine Reihe von Jahren in Rußland zu dienen; aber man setze sie allerdings dann nicht an die östlichen Küsten von Sibirien oder in ein kleines polnisches Nest, wo sie in wenig Jahren zu Grunde gerichtet sind; man bestimme sie nicht zur Denationalisirung anderer Nationalitäten, so gerechtfertigt dieselbe an sich durch die Verschuldung der Betroffenen sein mag; dazu würde man die edlere Jugend doch nicht sammeln, sondern man benutze sie in Ehren und wie es ihren Leistungen entspricht.

Die Provinzen selbst aber lasse man in ihrer Eigenart und lasse sie sich unbehindert und unbesorgt ergänzen aus Deutschland; denn nur an der Mutter Brust gedeiht das Kind geistig ebenso wie leiblich, und bei einer Abschließung nach dieser Seite würden, statt der goldenen Eier, bald nur noch silberne und sehr bald nur noch ganz gewöhnliche gelegt werden.

Eine Menge junger, tüchtiger Kräfte würde man gewinnen, gute Arbeiter, treue Unterthanen.

Ebenso hat Deutschland von Rom gelernt und von Frankreich, und braucht sich deß nicht zu schämen, wenn dies auch freilich nicht auf so leichtem und so regelrechtem Wege geschehen konnte, da es leider keine römischen und keine französischen Provinzen hatte, aus denen es, als aus natürlichen Hilfsquellen, hätte schöpfen können.

Die Behörden lasse man ruhig, mit Ausnahme der unmittelbaren Correspondenz mit den Behörden außer der Provinz, wo sich der Gebrauch der russischen Sprache von selbst versteht, ihre deutschen Verhandlungen und Correspondenzen. Nur so erhält man sich einen deutschen Beamtengeist, oder hat man so wenig Verständniß der Menschennatur, daß man glaubt, die Deutschen daselbst würden noch deutsch denken, wenn sie nicht mehr deutsch reden?

Man setze den gehässigen Aufreizungen der unverständigen jungrussischen Partei ein Ziel und stelle das alte gute Verhältniß wieder her, das Bewußtsein eins zu sein in seiner Mitbürgerschaft in einem großen Reich und in seiner Liebe zu einem großen, edlen Herrscherhause. Man gebe die Leitung solchen Leuten, deren Geistesbildung für diese tiefere Auffassung sie befähigt, und wenn es auch der Suwarow's überhaupt nicht viele giebt, so brauchen dies doch keineswegs ausschließlich Deutsche zu sein. Der edle und intelligente Russe beurtheilt Manches unbefangener, als der Provinziale, wenn auch in jeder Provinz es natürlich hohe Stellungen giebt, die ohne eingehende Kenntniß des historisch Gewordenen und ohne den Sinn dafür nicht vollständig ausgefüllt werden können.

Der Balte endlich gebe seine allerdings erklärliche Erbitterung auf und sein übergroßes prinzipielles Selbstbewußtsein, das keineswegs immer ohne Grund von Russen verletzend gefunden ist; aber beide werden schwinden, wenn der Gegensatz aufhört, in dem sie beide wurzeln.

So würden diese Provinzen gedeihen; das herzliche alte Verhältniß der verschiedenen Glieder des Reichs — denn das russische Volk ist ein gutes Volk und ist gar nicht fanatisch, sondern nur durch eine ganz unreife Partei aufgereizt — es würde sich herstellen und dem Reich die ganze wahre Stärke geben, die nicht auf der Einheit der Form, sondern auf der Einheit des Geistes beruht.

Will man das Gegentheil, nun so thue man von Allem, was hier gesagt, das Gegentheil. Man überbürde die Schulen mit Forderungen im Russischen — die jetzigen Leistungen sind nämlich recht gut, und machen es dem jungen Deutschen im Innern des Reichs später sehr leicht, sich der Sprache völlig in Kurzem zu bemächtigen — man mache auch dem fleißigen Knaben die Sache zum Ekel und zur Last und auch den guten Lehrer seinen Schülern verhaßt. Man rege das Junglettenthum und Esthenthum gegen die Deutschen, die Nationalitäten gegen einander auf; die Frucht wird der Aernte entsprechen. Man schmähe von Moskau aus, wie bisher, und reize das gutgeartete russische Volk gegen seine Mitbürger, mit denen es früher in der unbefangensten Freundlichkeit lebte; auch achte man nicht darauf, daß man durch die Aufreizung so schlechter Leidenschaften beide Nationalitäten verdirbt.

Man stelle an die Spitze Leute, denen es, bei aller Ehrenhaftigkeit sonst, an Verständniß für die sittliche Bedeutung dieser Provinzen und ihren intellektuellen Werth für Rußland fehlt und die in ehrlichem Eifer tüchtig dreinschlagen, daß die Scherben klingen. Es ist so schwer gar nicht. Man fange nicht bei den Schulen an, sondern bei den Behörden — der Weg ist der unnatürlichere und darum der demoralisirendere, aber wenn es eben darauf überhaupt nicht ankommt, ist er jedenfalls der kürzere.

Man denationalisire erst die Kronbehörden, dann die Stadtbehörden, dann die Adelsbehörden, wenn es noch welche giebt; man wird bald einen netten Beamtenstand haben. Gehen wird es, besonders wenn man die Hauptsache im Auge behält, wenn man die fremde Einwanderung aus Deutschland, besonders im Lehrstande, hemmt. Sie würde freilich bald von selbst aufhören, aber noch schneller wird es gehen, wenn man diese Quellen gleich anfangs verstopft.

Nun, und was denkt Deutschland dazu? Nun, zunächst meinen wir, es dürfe überhaupt nur eine Privatmeinung haben, denn von Rechtswegen hat es offenbar nichts drein zu reden. An Rußland hat das deutsche Reich diese Provinzen nicht verloren, sondern viel früher an Dänen, Schweden und Polen. Verträge bestehen gar nicht, auf die es sich berufen könnte; Deutschland ist kein Gerant des Nystädter Friedens, und so wenig Rußland ein Recht hat, sich in die innern Angelegenheiten Deutschlands zu mischen, so wenig hat Deutschland ein Recht, sich in die innern Angelegenheiten Rußlands zu mischen.

Auch ist man in Deutschland zu einsichtig, um das nicht selbst zu begreifen, und für einzelne Stimmen verkehrter Leute, die der Verhältnisse ganz unkundig sind, kann keine Regierung verantwortlich sein, wenn sie dieselben vollends so verständig zurückweist, wie dies in Berlin auf dem Landtage geschehen ist.

Auf die Tollhäusler-Idee, nach diesen Provinzen die Hand auszustrecken, wird eine deutsche Regierung nie kommen, ganz abgesehen davon, daß sie dieselben nie auf die Dauer behaupten könnte.

Also von einer Meinung ex officio ist hier nicht die Rede Aber welche Bedeutung hat denn dieser Vorgang überhaupt für Deutschland?

Nun, wir meinen: Deutschland kann mit der Russificirung dieser Provinzen ganz wohl zufrieden sein. Preußen hat nur eine moralische Verpflichtung, eine Pflicht der Ehre, denjenigen Einwanderern, denen diese Zustände unerträglich werden sollten, die Rückkehr in ihr altes Stammland nicht zu erschweren und keine Verträge zu schließen, durch die jeder Abkömmling deutschen Namens zum Ersticken in einer geistig ihm unerträglichen Atmosphäre verurtheilt wäre.

Jetzt stehen Rußland und Deutschland zu einander gut. Ob das immer sein wird? Wie unwahrscheinlich ist das! Hat doch selbst im Tilsiter Frieden der intime Freund des Königs von Preußen nicht angestanden, als russischer Monarch von dem zu Grunde gerichteten Bundesgenossen auch ein Stück Land aus der Hand Frankreichs anzunehmen. Und wenn einst Deutschland einen Kampf gegen eine Coalition zu bestehen hätte, wäre es nicht besser für Deutschland, wenn Rußland sich einen wesentlichen Zufluß von sittlichen und intellektuellen Kräften längst verstopft hätte? Wie kann darüber nur eine Frage sein? Da es unmöglich ist und niemals wünschenswerth, nur verderblich sein würde, die einundeinhalb Millionen fremder Menschen aus einem verhältnißmäßig sehr kleinen Theil von Deutschen sich zu annectiren, so muß es Deutschland zweifellos lieber sein, wenn sie geistig für Rußland nutzlos werden.

Die Intelligenz, welche Russen auf ihren sogenannten Bildungsreisen zu gewinnen suchen, braucht Deutschland nicht zu fürchten. Sie ist oberflächlicher Firniß. Nur die Dorpater und aus Rußland vielleicht einige Mediciner bringen zu eingehendem Spezialstudium oder etwaiger Erweiterung ihrer Einsichten durch Vergleichung mit dem Fremden an Ort und Stelle die nöthigen Grundlagen mit. Deutscher Geist, wenn er nicht schon im Menschen lebt, läßt sich so schnell nicht gewinnen und importiren.

Und endlich, so wenig Befremdliches und für Deutschland Beleidigendes es haben konnte, als Rußland seinen Unterthanen den Aufenthalt und die Erziehung in Deutschland lange Jahre verbot, so wenig Befremdliches und für Rußland Beleidigendes würde ja darin liegen, wenn Deutschland ebenso seinerseits den Zutritt zu seinen Bildungs-Anstalten denen verwehrte, die sich seinem Wesen so feindlich stellen.

Holland.

Motley's Geschichte der Niederlande.*)

Philipp II., Heinrich IV. und Königin Elisabeth.

Amerika hat im letzten Jahrzehend nicht nur einen ganz bedeutenden Abschnitt in der Weltgeschichte gemacht, und einem künftigen Historiker Stoff zu umfangreichen Arbeiten gegeben, es hat auch in neuerer Zeit in einem Bancroft, Prescott, Motley Geschichtsschreiber hervorgebracht, deren Werke dem Besten, was andere Nationen auf diesem Gebiete geliefert, würdig an die Seite zu setzen sind.

Von Motley's berühmtem Werke: „Geschichte der holländischen Republik und der Vereinigten Niederlande", über dessen erste Bände wir bereits berichtet haben, sind jetzt der dritte und der vierte Band erschienen. Den Grund des in diesen beiden Bänden meisterhaft ausgeführten Geschichtsgemäldes bildet gewissermaßen der Einfall Philipp's II. in Frankreich und der Kampf der Hugenotten-Prinzen Heinrich von Bearn gegen die Liga um den französischen Thron, die berühmte Schlacht bei Ivry, die Belagerung von Paris, die mit Heinrich's Uebertritt zum Katholicismus und seiner Thronbesteigung endet, so wie sein ferneres Leben. Eine wohl ausgeführte Partie des Gemäldes behandelt die englische Politik von der Zeit an, wo Elisabeth der Sache der Niederländer lächelte bis zu Jacob, der dem ungewissen Schicksal der Kämpfenden den Rücken kehrt, seine Kinder denen des spanischen Königs verlobt — dessen Agenten gleichzeitig beauftragt sind, den Stuart durch Gift oder Dolch bei Seite zu schaffen — und sich der früher bestandenen herzlichen Freundschaft zwischen England und Holland erst wieder erinnert, als es ihm an der Zeit scheint, den Generalstaaten Vorstellungen gegen die Duldung des katholischen Glaubens zu machen. Mit gleicher Sorgfalt ist das Leben des spanischen Volkes gezeichnet von dem Augenblicke an, wo Philipp und seine Inquisition den letzten Rest der alten Freiheit ersticken bis zu dem Zeitpunkte, wo unter der vom Herzog von Lerma für einen andern geistesschwachen Philipp geführten Regierung dem unglücklichen, von der Natur so verschwenderisch bedachten Lande Reichthum, Gewerbthätigkeit, wissenschaftliches Streben und Macht für Jahrhunderte verloren gehen. Endlich und vor Allem ist aber der heroische Kampf der Niederländer verherrlicht von dem Momente, wo Moritz von Nassau-Oranien, der größte Feldherr seines Jahrhunderts, die siegreichen Fahnen der Republik führte und religiöse Freiheit, wie bürgerliche Gerechtsame für sie erkämpfte bis zu dem Waffenstillstande von 1609, der den Niederländern Alles zugestand, was sie verlangt hatten.

Der Streit zwischen den Niederländern und Spaniern war an und für sich sehr einfach, denn er drehte sich nur um die Frage, ob die Menschheit selig gemacht werden solle durch die Inquisition oder durch ihre eigenen guten Werke und das Opfer Christi, ob ein Volk sich selbst regieren dürfe oder sich von einem ausländischen Tyrannen müsse knechten lassen? In die Entscheidung dieser Frage mischten sich aber alle andern, die damalige Zeit beunruhigenden Streitigkeiten, mischten sich nicht nur die Interessen aller Fürsten Europa's, sondern jeder Insel,

*) History of the United Netherlands: from the Death of William the Silent to the Twelve Years Truce, 1609. By John Lothrop Motley D. C. L. Vols III. and IV. New York, Harper and Brothers, 1868.

jeder Küste, die für die Schifffahrt und für welche die Schifffahrt wichtig schien; es waren darin verflochten die großen Resultate, welche Spanien und Portugal die Seeherrschaft entwanden und sie an England und Holland, d. h. von der Raubgier an den Handel brachten.

In diesem Wirrsal der verschiedensten Motive und Absichten, welche sich zwischen den verschiedenen Fürsten und Völkern kreuzten, gelangt der Geschichtsschreiber und mit ihm der Leser dahin, nur für zwei Völker, Spanier und Niederländer, Achtung zu hegen, denn beide sind gleich überzeugt von dem Rechte der Sache, für die sie kämpfen, gleich aufrichtig und aufopfernd. Unsere Sympathie wendet sich natürlich den Niederländern zu, welche sich nicht allein von einem fremden Tyrannen befreien, sondern für immer das noch weit grausamere Joch des Glaubensdruckes abschütteln. Dauerten religiöse Verfolgungen auch nach dem Siege der Vereinigten Niederlande noch fort, so bezeichnet derselbe doch den Beginn einer neuen Aera, in welcher die Menschheit der klerikalen Autorität den Gehorsam kündigte und es möglich fand, jede Form der Gottesverehrung zu dulden und den Zweifel zu achten als Mittel zu einem Glauben, den zu besitzen es überhaupt der Mühe lohnt. Der Kampf der Niederländer gegen die Spanier war ein Kampf der Vernunft gegen Leidenschaft und Aberglauben und als die Spanier unterlagen, war es ein Beweis, daß selbst da, wo Pfaffengewalt entschied, die Sache des Rechtes die stärkere in der Welt geworden war. Was die andern Theilnehmer am Kampfe betrifft, so benahm sich weder Heinrich von Frankreich, noch Elisabeth von England großmüthig und ehrenhaft, während das übrige Europa sich hauptsächlich damit begnügte, immer wieder neue Söldlinge als Kanonenfutter auf den Kriegsschauplatz zu senden.

Die aus dem Ausgang des Streites zu ziehende Moral drängt sich dem Historiker überall unwillkürlich so mächtig auf, daß auch Herr Motley der Versuchung nicht widerstehen kann und hin und wieder mehr predigt, als absolut nothwendig wäre; ferner ist das Feld der von ihm behandelten Ereignisse so groß, daß der Leser ihm nicht ohne Schwierigkeit hindurch zu folgen vermag. Diese kleinen, bei einer Arbeit wie die vorliegende, ganz unvermeidlichen Uebelstände — wenn sie überhaupt so zu nennen sind — abgerechnet, haben wir aber Herrn Motley den Zoll unserer gerechten Bewunderung und Dankbarkeit zu entrichten für den frischen, lebendigen Styl, die fließende, malerische Schilderung, die graphische, angenehme Charakteristik der Personen, wie die höchst eigenartige Geschicklichkeit in Allem, was zur mise en scène eines Ereignisses gehört. Bemerkenswerth ist ferner die strenge Wahrheit und Gerechtigkeit, mit welcher der Amerikaner, sehr im Gegensatze zu einem berühmten jetzt lebenden englischen Historiker, die von ihm geschilderten Fürsten behandelt und wie er überall bemüht ist, die Ideen der Demokratie und des Self-Governments zu vertreten.

Allerdings könnte es einem wahrheitsliebenden Geschichtschreiber auch nicht leicht werden, die Fürsten jener Zeit als Musterbilder der Tugend zu schildern und Motley enthält sich jedes Versuchs dazu. Der achtungswertheste unter ihnen ist noch Philipp II. in seiner wirklich aufrichtigen grausamen Frömmigkeit, aber Niemand wird uns zumuthen, die Bigotterie eines beschränkten Menschen zu bewundern, welcher der Ketzerei halber ein ganzes Volk zum Tode verdammte und, um diesen Spruch auszuführen, ein Reich zu Grunde richtete und ein halbes Jahrhundert mit Waffenlärm erfüllte. Philipp's II. Bild steht ziemlich fest in der Geschichte, und es war Herrn Motley nicht vorbehalten, demselben wesentlich neue Züge hinzuzufügen. Wir kennen ihn bereits, wie er als frommer Katholik Falschheit Intrigue, Gewalt für erlaubte Mittel hält, wo es sich um Ausbreitung und Aufrechthaltung des allein seligmachenden Glaubens handelt, wie er Mörder gegen die Königin von England und den König von Frankreich aussendet und sogar bereit ist, diesen Verbrechen zur größeren Ehre Gottes auch noch das des Incestes hinzuzufügen, indem er, um Frankreich von dem ketzerischen Regimente zu befreien und ihm eine rechtgläubige Königsfamilie zu begründen, seine eigene Tochter heiraten will.

Weit größere Frische und Originalität — sofern diese Ausdrücke auf eine neue Zusammenstellung historischer Thatsachen überhaupt anwendbar sind — bietet dagegen das Bild Heinrich's IV., jedoch ist die Zeichnung keineswegs geeignet, das Original uns liebens- und achtungswerth zu machen. Der weiße Federbusch des Helden von Jvry blendet uns nicht mehr, wenn wir denselben Heinrich vor dem Erzbischof von Bourges knieen sehen, um den Glauben der Hugenotten, dessen politische Verkörperung und militärischer Vertheidiger er bis dahin gewesen, nachdem er eine halbstündige Belehrung in dem katholischen Bekenntniß empfangen, als Irrthum abzuschwören und sich dafür die französische Krone auf's Haupt setzen zu lassen.

Der Geschichtsschreiber schildert Heinrich als einen gutmüthig cynischen Menschen, der weder Groll, noch Dankbarkeit, noch Treue kannte und Frauen und Krieg über Alles liebte. Er war nie weniger im Frieden mit Spanien, als wenn soeben erst ein friedlicher Vertrag abgeschlossen war, und niemals durften die Niederländer mit geringerer Sicherheit auf seine Hilfe rechnen, als wenn er sie ihnen soeben erst durch ein bindendes Versprechen zugesichert hatte. Er war der rechte König für den französischen Adel, dem Alles feil war und der sich bald ihm, bald Philipp verkaufte.

„Der König", sagt Motley, „that sein Möglichstes durch Verleumdungen, Intriguen und Klatschereien die Protestanten gegen einander zu hetzen und die gegenseitige Eifersucht aller seiner Unterthanen, Katholiken wie Protestanten, zu erregen. Er machte es zu seiner Politik, wie zu seinem Zeitvertreibe, jede müßige Geschichte, jede Verleumdung mit aller seiner blühenden Phantasie nur erdenklichen Ausschmückungen zu wiederholen und dadurch Zwietracht und Bitterkeit unter seine Umgebung zu säen. Sah er sich durchschaut, so erhöhte er die Täuschung, indem er Lüge und Wahrheit so künstlich in einander webte, daß es ganz unmöglich ward, herauszufinden, was man glauben, was man anzweifeln müsse. Durch solche Künste hoffte er, da Gewalt nicht möglich war, das die Conventikel zusammenhaltende Band zu trennen und an die Stelle des Protestantismus die Gleichgiltigkeit zu setzen. Um seine Zwecke zu erreichen, hätte er d'Aubigné oder Duplessis Mornay ohne Zögern hinrichten lassen, würde aber auf der andern Seite Biron, der sich gegen seine Krone und gegen sein Leben verschworen hatte, nicht nur begnadigt, sondern mit Gunstbezeugungen überhäuft haben, wenn derselbe willig gewesen wäre, sein Verbrechen zu bekennen und um Verzeihung zu bitten. Er haßte nichts so sehr, wie die Rachsucht, verachtete nichts so sehr, wie die Dankbarkeit und Treue."

Daß die französischen Protestanten einen so gearteten Fürsten nicht gerade lieben konnten, liegt auf der Hand, indessen war er ihnen in seinem vergnüglichen Indifferentismus doch immer ein Schild gegen die erbarmungslose spanische Rechtgläubigkeit. Sein Uebertritt zum Katholizismus scheint sie lange nicht so beleidigt zu haben, wie die pedantische, eigenwillige „Kokette" Elisabeth auf dem englischen Throne, die ihn ganz offen

ausschalt, dann aber Allianzverträge mit ihm schloß und trotz derselben eine sehr aufrichtige und praktische Gleichgiltigkeit für ihn hatte.

Herr Motley bringt uns von Elisabeth von England keine bessere Meinung bei, als von Heinrich IV. von Frankreich. Sie glich ihm an Selbstsucht und Unzuverlässigkeit, besaß aber daneben noch eine ganz ungemessene Eitelkeit. Die diplomatischen Verhandlungen beider Souveraine waren eine Art von Courmacherei durch Geschäftsträger, was, so lächerlich es auch erscheinen mag, doch im Grunde sehr tragisch ist, wenn man bedenkt, daß das Glück und die Wohlfahrt von Millionen Menschen abhingen von den Launen dieser alternden weiblichen und männlichen Koketten, welche England und Frankreich waren und allen Ernstes glaubten, ihre Völker wären nur geschaffen, um von ihnen beherrscht zu werden. Wir lernen die Würde und den Ernst, mit denen Staatsangelegenheiten zwischen zwei Fürsten behandelt wurden, deren Regierung unbefleckt von der Einmischung des Pöbels war, am besten kennen aus einer Unterhandlung, die zwischen Heinrich und Elisabeth behufs einer engeren Allianz gegen Spanien durch den Gesandten Sir Harry Warton geführt ward. Kein Mensch auf Erden wußte besser, welcher Ton am erfolgreichsten bei Elisabeth anzuschlagen sei, als der ritterliche König von Frankreich; Niemand wußte besser, daß es unmöglich sei, Ausdrücke der Schmeichelei zu finden, die für sie zu stark wurden, und so empfing er denn ihre eigenhändigen Briefe mit dem Ausdruck des höchsten Entzückens, las sie und sagte dann mit einem tiefen Seufzer:

„Ach, Herr Gesandter, was soll ich Ihnen sagen? Dieser Brief der Königin, meiner Schwester, ist voll von Liebe und Süßigkeit; ich sehe, sie liebt mich, und meine Liebe zu ihr ist über allen Zweifel erhaben. Dennoch lehrt Ihr Auftrag mich das Gegentheil, das rührt aber nur von den Ministern her und ich bin gezwungen, als König eine Stellung einzunehmen, zu der Heinrich, ihr liebender Bruder, sich nie verstehen könnte."

Darauf führte er den Gesandten in den Garten, stellte ihn dort seiner schönen Geliebten, Gabriele, vor, erklärte aber doch, als ihm der Gesandte das Bild der damals vierundsechzigjährigen Königin Elisabeth zeigte, dieselbe für die schönste Frau der Welt, nahm dem Gesandten das Medaillon halb mit Gewalt fort und behauptete, er werde sich von diesem hohen Schatze nie wieder trennen und um den Besitz des Originals würde er Alles verlassen, was ihm auf Erden theuer sei. Der Gesandte verfehlte natürlich nicht, die Raserei, in welche den König der Anblick ihrer Reize versetzt, an Elisabeth zu berichten und diese nahm die ganz unerhörte Schmeichelei wirklich für baare Münze.

Die Vereinigten Staaten der Niederlande hatten der Königin ähnliche Schmeicheleien nicht zu bieten und sie half ihnen widerwillig und in beleidigender Weise, weil sie ihre Hauptstütze gegen Spanien waren, hätte sie aber jederzeit gern im Stiche gelassen, wäre dies mit ihrer eigenen Sicherheit irgendwie vereinbar gewesen. So fochten denn einige Tausend Engländer an der Seite der Niederländer, doch haben Letztere den endlich gewonnenen Sieg lediglich sich und ihren ausgezeichneten Führern zuzuschreiben. Der holländische Adel besaß wie jeder andere seinen Geburtsstolz und die Staatsverfassung war durchaus nicht demokratisch; aber die herrschenden Oligarchen waren durch Reichthum und Industrie groß gewordene Bürger, wie auch der hervorragendste Geist jener Zeit, Jan van Olden-Barneveldt dem Bürgerthume angehörte. In einem Lande, das ohne seinen Handel eine morastige Einöde gewesen sein würde, mußte der Handelsstand nothwendigerweise eine sehr geachtete Stellung einnehmen. Das fleißige Volk fühlte, daß seine Interessen gut gewahrt würden in den Händen von Kaufleuten und Industriellen, welche sich durch eigene angestrengte Arbeit aus ihrer Mitte in die Höhe gearbeitet hatten und ihnen durch die engsten Bande, theuer erkauften gemeinsamen Glauben und gemeinsame Gefahr, verbunden waren. Olden-Barneveldt leitete die auswärtige Politik der Republik mit einer Reinheit in der Absicht und Einfachheit in der Ausführung, welche in jener Zeit, wo die Maximen eines Machiavell für höchste politische Weisheit galten und massenhafte Schlächtereien als größte Kunst in der Kriegsführung betrachtet wurden, nur in der Menschlichkeit und Strategik, mit der Moritz von Nassau seine Schlachten schlug, ihres Gleichen fanden. Nächst Moritz ist die hochachtbarste Persönlichkeit unter den Kämpfern Spinola, ein militärisches Genie, das aus der gelderwerbenden Aristokratie von Genua hervorgegangen war. Er war es, der Ostende nach einer dreijährigen Belagerung dem Erzherzog von Flandern als einen Schutthaufen hinterließ und ihm zugleich die Ueberzeugung beibrachte, es sei unmöglich für Spanien, den Krieg noch länger fortzusetzen.

Wir haben nur mit flüchtigen Strichen einige der in dem großen Geschichtswerke vorgeführten Menschen und Ereignisse andeuten und auf die Größe des behandelten Stoffes, wie auf die Menge der geschilderten Persönlichkeiten hinweisen können; unmöglich wäre es, näher auf die vorzüglichen Schilderungen einzugehen oder sich näher auf die Charakteristik der einzelnen Schauspieler auf dem großen Welttheater, eines Alexander Farnese, Olden-Barneveldt, Jeannin, Sully, Cecil einzulassen oder sie nur alle namentlich anzuführen.

Herr Motley behandelt seinen Gegenstand vorwiegend künstlerisch, und glücklicherweise ist derselbe so beschaffen, daß die Intriguen der Diplomaten und die Operationen der Staatskunst beinahe ebenso dramatisch dargestellt werden können, wie Stürme und Schlachten. So wird z. B. die Belagerung von Ostende in einer Weise geschildert, daß der Leser den Ereignissen in einer wahrhaft fieberhaften Spannung folgt und dieselben sich unauslöschlich seinem Gedächtniß einprägen. Er lebt und leidet mit der holländischen und englischen Garnison, wie mit den belagernden Spaniern, verläßt mit der mit allen kriegerischen Ehren abziehenden Besatzung die Festung und begleitet den Erzherzog von Flandern in das endlich eroberte Ostende oder besser, in die Ruinen, welche nach einer dreijährigen Belagerung von Ostende noch übrig sind.

Dieses Hervorheben der Schilderung der Belagerung von Ostende soll dieselbe indeß keineswegs als Glanzpunkt des Werkes bezeichnen; ihr vollkommen ebenbürtig an die Seite zu setzen ist die Beschreibung der Schlacht von Nieuwport, wie der Zerstörung der spanischen Flotte bei Gibraltar durch Heemskerk, welche glänzende Waffenthat Spaniens Suprematie auf dem Meere, die verderbenbringender als die schrecklichste Seeräuberei gewirkt hatte, auf immer ein Ende machte. Ein Gleiches ließe sich von der Darstellung vieler anderer Begebenheiten sagen, so daß wir dreist behaupten möchten, unser von der faden Erfindung der modernen Sensations-Romane angekränkeltes Publikum könne keine erfrischendere und gesündere Kost finden, als wenn es sich der von Herrn Motley so meisterhaft durchgeführten Erzählung wahrer, auf streng wissenschaftlichen Forschungen beruhenden, geschichtlichen Thatsachen zuwendete, deren nachwirkenden Einfluß wir noch heute auch in Deutschland spüren, wenn wir uns auch nicht immer klar machen, auf welche Quellen die Summe politischer und religiöser Freiheit, die wir jetzt besitzen und zu vermehren bestrebt sind, nach allen Seiten zurückzuführen ist.

Frankreich.

Die Korrespondenz Napoleon's I.,

übersetzt von Heinrich Kurz.

Von der durch die französische Regierung veranstalteten Sammlung der Korrespondenz Napoleon's I. erscheint im Verlage des Bibliographischen Instituts eine deutsche Uebersetzung, deren erster Band, die Briefe aus den ersten und glänzendsten Feldzügen des großen Schlachtenmeisters enthaltend und mit einer Karte des italiänischen Krieges von 1796—1797 ausgestattet, uns vorliegt*). Wenn der Name des durch seine literar-geschichtlichen Arbeiten wohlbekannten Uebersetzers, Herrn Heinrich Kurz, dafür bürgt, daß die Uebertragung eine sorgfältige und getreue ist, so bequemt sich die deutsche Ausgabe dem Bedürfniß des größeren Publikums auch darin an, daß diejenigen Stücke ausgeschieden sind, welche, wie die zahlreichen Specialbefehle, die Napoleon zum Zwecke militairischer Operationen an seine Generale erließ, für den nicht militärischen Leser kein Interesse haben können. Hierdurch drängen sich die Ereignisse in der Reihenfolge der großen Schlacht- und Siegesberichte, und indem man dem kühnen Fluge des jungen Oberbefehlshabers der italiänischen Armee von Blatt zu Blatte folgt, wird auf's neue recht faßbar, wie staunenerregend und verwirrend das meteorgleiche Auftreten des immer siegreichen Heerführers auf die Zeitgenossen wirken mußte. Das gewaltige Kriegsgenie Napoleon's hat sich in seiner ganzen Laufbahn wohl nie so überwältigend und so glänzend erwiesen, als in diesen ersten Feldzügen, auf die der Kaiser selbst noch während der Gefangenschaft auf St. Helena mit äußerster Genugthuung zurückblickte.

Herr Kurz hat es für angemessen erachtet, in dem Vorworte seiner Ausgabe eine Reihe von Sätzen der Berichte, welche die von Napoleon III. eingesetzte Commission bei Publication einzelner Bände ihrer Sammlung erstattet hat, mitzutheilen, ohne hierbei den deutschen Standpunkt zu wahren. Er gestatte, dies nachzuholen. Der kaiserlich französischen Commission ist es nicht zu verargen, wenn sie es an der Hand jener Siegesberichte leichter findet, „die unwiderstehliche Gewalt zu begreifen, mit welcher Frankreich die Dynastie Napoleon's wieder auf den Gipfel des von ihm errichteten Gebäudes gestellt hat." Dem Deutschen wird es indessen unbenommen sein, sich zu erinnern, daß diese „unwiderstehliche Gewalt" sich am 2. December 1852 auf eine sehr reale Weise manifestirt hat. — Wenn ferner die kaiserliche Commission angesichts der Berichte, mittelst deren der junge Eroberer die Kunstschätze der italiänischen Städte — derselben, die sein Degen mit den Segnungen republikanischer Freiheit zu überschütten verhieß — nach Paris dirigirte, in Bewunderung über den lebendigen Sinn ihres Helden für alles Große und Schöne, für Kunst und Wissenschaft, ausbricht: so haben wir Deutschen eingedenk zu sein, daß dies Acte rohen und barbarischen Kunstraubes waren; wir haben uns zu erinnern, daß der despotische Sinn des Kaisers, indem er sich vermaß, auch der Kunst und der Wissenschaft die Schranken zu ziehen, innerhalb derer allein sie sich bewegen sollten, der geistigen Entwicklung Frankreichs tiefe Wunden geschlagen hat. — Die kaiserliche Commission spricht schließlich aus, daß keine andere Regierung in der Welt sich der Geschichte mit einer so vollständigen Offenheit gezeigt habe. „Im Auslande, sagt sie, sehen wir nur eine einzige Regierung, deren Dynastie noch herrscht, welche die Schriften ihres Gründers bekannt gemacht hat; aber die gesammte politische Korrespondenz ist aus der Ausgabe der Werke Friedrich's II. ausgeschlossen worden." Dem gegenüber fragen wir, ob ein Monarch in der Welt sich mit solcher Fülle, solcher Offenheit und mit so unbefangener Selbstkritik über seine ganze militärische und politische Regierung ausgesprochen hat, wie Friedrich II. (der, nebenher bemerkt, nicht der Gründer, aber der Größte seines Herrscherhauses ist)? Bei der Herausgabe seiner Correspondenz hat man nicht, wie bei der Napoleon's, das Privatleben auszuschließen für nothwendig befunden; sie bietet dafür den reichsten Quell zur Erkenntniß der innersten Bewegnisse und des gesammten Geisteslebens des großen Königs in einem Maße, wie dies in der Ausgabe der Napoleonischen Korrespondenz vergebens gesucht wird. F.

*) Ausgewählte Korrespondenz Napoleon's I. Uebersetzt von Heinrich Kurz. Erster Band. Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1868.

Die französischen Kleinkinder-Krippen.*)

Herr v. Malarce hielt diesen Vortrag am 2. April d. J. im großen Hörsaal der Sorbonne vor der Generalversammlung des Vereins für Kleinkinder-Krippen in Paris. Der Geschäftsbericht des Letzteren war von dem weiblichen Sekretair des Vereins zusammengestellt und machte bemerklich, daß, obgleich in einem minder günstigen Stadttheil von Paris gelegen, die „Krippe der heiligen Genoveva" vom 1. Jan. 1846 bis 1. Jan. 1868 3509 ganz junge Kinder aufgenommen habe, die zusammen 154,558 Tage dort gepflegt wurden und daß durch die Anstalt nahe an 3000 Familien ihre Wohlthat benutzt haben.

Wenn man überall seit einem Viertel-Jahrhundert mehr Sorgfalt auf die Erhaltung und Erziehung der ersten Kindheit der Armen verwandt hätte, würde es heut weniger Elend geben und man bedürfte weniger Almosen-Anstalten, Hospitäler, Rettungshäuser, Gefängnisse; die Bevölkerung großer Städte wäre gesünder, geistig begabter, sittlicher und glücklicher.

Dem Vortrage des Herrn Malarce entnehmen wir Folgendes:

„Ich werde Ihnen keine Theorieen vorführen, denn die Krippen haben das Alter erreicht, wo Thatsachen besser als mündliche Auseinandersetzungen sprechen. Die Krippen bestehen seit 25 Jahren und sind jetzt fast in dem ganzen civilisirten Europa verbreitet....

„Wenn man Beweise führen will, muß man erst auf die sehen, die sie vertreten. Ich wage nicht, zu behaupten, daß meine Worte genügende Autorität haben, indeß seit 1856, wo ich mit der Mission betraut wurde, die Krippen Frankreichs und des Auslands zu studiren, habe ich deren Entwickelung beobachtet, nach meiner Gewohnheit ohne Vorurtheil und von dem Wunsch beseelt, die Wahrheit zu erforschen, ebenso bereit, Fehler oder Täuschungen zu bekämpfen, als warm und muthig das Wahre zu vertheidigen. Trotz dieser Unparteilichkeit kann ich noch glücklicherweise auch eine wichtigere Autorität anführen, als die meine: es ist das kaiserl. Dekret von 1862, welches die Krippen, als dem öffentlichen Wohl, nützlich erklärt; und da man weiß, mit welcher Sorgfalt Dekrete solcher Art erwogen werden, wird man dies als ein entscheidendes Urtheil hinnehmen.

„Außer diesem Dekret haben die Krippen auch noch die allgemeine Volkszustimmung erhalten; denn in Wahrheit, die

*) Les crèches. Par M. de Malarce. Paris, Dupont, 1868.

ganze Welt sandte ihre Abgeordneten im Jahre 1867 zur Weltausstellung nach Paris, nicht nur um Maschinen und Fabriken kennen zu lernen, sondern auch die Mittel, die man bei den verschiedenen Völkern anwendet, um die Menschen heranzubilden. Meine Herren und Damen, die Krippen sind Rettungswiegen! (Lebhafter Beifall.) Sie sind mehr als dies — sie werden Schulen der Moral, wo von dem ersten Athemzug an mit dem Körper auch die Seele des Säuglings berücksichtigt wird. Die Krippen sind Normalschulen für Mütter, in denen die Arbeiterinnen ihre Kinder aufziehen lernen. All dies sollte das Volksurtheil von 1867 bestätigen. Die Ideen, für und gegen die Krippen fanden in den Besuchenden der ausgestellten Muster-Krippen einen lebendigen Ausdruck, gleichsam ihre Verkörperung.

„Sie werden sich erinnern — und die Weltausstellung von 1867 wird lange Zeit für unser Geschlecht der Sammelplatz lieblicher Erinnerungen bleiben — daß man, das Marsfeld durch den Zugang von Jena betretend, links im Park eine kleine Baute von Holz und Ziegeln bemerkte, einfach und anmuthig, welche der Bestimmung ihres Zweckes vollkommen entsprach und den Vorübergehenden zuzurufen schien: Hier ist eine glückliche Industrie, und in der That war dies eine Species kleiner Fabrikation socialen Glückes: es war die Krippe. (Lebh. Beifall.) .... Dort stand als fester Posten ein Abgeordneter des Generalraths, welcher die Fragen des Publikums beantwortete."

Hier folgt nun eine fast novellistische Darstellung der verschiedenen Auffassungen von Seiten der Besuchenden. — Uns aber, die wir die Weltausstellung nicht besuchten, wäre es nützlicher gewesen, über die innere Einrichtung dieser Muster-Krippe etwas zu erfahren. Auch ist dies eine bloße Vorzeigung der Einrichtungen ohne Säuglinge gewesen — was ebenso wenig lebensvoll wirkt, als die Besichtigung großer Waisenhäuser, wenn uns nicht ein tieferer Einblick in die Behandlung der Kinder selbst gegönnt ist, der uns erst zeigen wird, ob die Praxis der theoretischen Schöpfung entspricht. Jedenfalls hätte es uns interessirt, eine einfache Darstellung der Krippen mit ihren Wiegen und ihrer Art der Ernährung der Säuglinge zu erhalten.

Im weiteren Verlaufe seines Vortrages sagte Herr von Malarce: „Eine Arbeiterfamilie, deren Mutter außer dem Hause angestellt ist, hat für ihr neugeborenes Kind nur drei Wege offen: Dasselbe allein im Zimmer zu lassen, allen Gefahren dieses Alleinseins ausgesetzt, oder unter dem Schutze größerer Kinder, die selbst noch der Aufsicht bedürfen und durch deren Unkenntniß und Unvorsichtigkeit täglich die schrecklichsten Unglücksfälle, Verletzungen, Verbrennungen ꝛc. geschehen. Oder sie wird es in eine jener ungesunden Bewahranstalten bringen, wo eine alte Frau ohne Hilfsmittel und die genügende Geschicklichkeit für einen verhältnißmäßig hohen Preis die Säuglinge annimmt und ihrer mehrere, als der enge unreine Raum es gestattet, zusammensperrt, mehrere, als sie im Stande ist, zu pflegen und zu beaufsichtigen. Oder die Mutter wird ihr Kind zu einer Amme auf's Land senden, in die Ferne, für theures Kostgeld, außerhalb aller Ueberwachung, in einem jener abenteuerlichen Nährorte, von wo der Kleine meist ungesund oder als Krüppel an Geist und Körper, verdorben, oder, was in erschreckender Anzahl geschieht, gar nicht wieder kommt. Jene Ammen nehmen oft noch Monate lang das Kostgeld, wenn schon der Säugling längst zu Tode gemartert ist — oder wie oft kommt es vor, daß man der Mutter ein ganz anderes Kind wiederbringt. — Die Krippe beugt all diesen Gefahren vor und bietet noch große Vortheile.

„Sie ist die vervollkommnete Kleinkinder-Bewahranstalt. In ihren weiten Räumen, dem Zweck entsprechend und überwacht von der öffentlichen Verwaltung, umgeben von bequemen Hausrath, sauber gehalten unter Leitung und Ueberwachung mehrerer Dienstfrauen, erhält hier das Kind meist die Sorgfalt einer wachsamen und geistig begabten Mutter. Seine Mutter, welche es des Morgens bringt und Abends zurückholt, kann noch am Tage in Freistunden kommen, um es zu säugen, sie verliert es so zu sagen nicht aus den Augen.

„Jeden Tag, vom Abend bis zum Morgen und an Festtagen, bleibt das Kind im Schooß der Familie, wo seine Gegenwart für Vater und Mutter ein moralisches Band ist, das den Hausfrieden und die fürsorgliche Liebe fördert. Von der Krippe aus kann die Mutter es mit 2 oder 3 Jahren in die Spielschule (Kindergarten?) und mit sieben Jahren in die Schule senden.

„In der Krippe zahlt man für das Kind 15 bis 20 centimes (1½ Sgr.) für den Tag. Die Mutter kann ruhig der Arbeit nachgehen; sie weiß, daß der Kleine gut gepflegt und genährt wird. Sie weiß ihn hier in erreichbarer Nähe, sie wird ihn in wenigen Stunden sehen, ihn zur Nacht liebkosen und so vergißt sie nicht einen Augenblick, daß sie Mutter ist, daß sie für ihr Kind arbeitet! Schreckliches Vergessen, das auf die Häuslichkeit der Arbeiterfamilien zerstörend und unmoralisch wirkt, wo man meist, wenn das Kind außer dem Hause genährt wird, dasselbe nur als eine Last fühlt, für die man zu bestimmten Zeiten zahlen muß."

Nun ging der Redner zu den Gegnern der Krippen über, deren Vorurtheile er mit Thatsachen widerlegte. Es waren diese Beispiele besonders gegen die Behauptung gerichtet, daß die Krippen das Kind der Familie entfremden, was bereits oben als falsch erwiesen wurde. „Daß die Krippen zur Sterblichkeit der Säuglinge beitragen, ist der härteste Vorwurf für die Vorsteher, die dem Arbeiter zurufen: Vertraut uns Eure Kinder während Ihr arbeitet; wir wollen Eure Stelle vertreten. Wenn also die Krippe der Gesundheit des Kindes schädlich wäre, würde das Vertrauen der Arbeiter gemißbraucht sein, aber da müßten doch Beweise vorliegen; mögen unsere Gegner uns Beweise geben!

„Allein beruhigen Sie sich, meine Damen; sie können nichts beweisen. Nehmen Sie heut oder morgen zehn der Krippen von Paris nach Ihrer Wahl, schlagen Sie die Register nach, suchen Sie die zuletzt gebrachten Kinder auf, Sie werden sich überzeugen, daß sie fast Alle schwach und leidend hinkommen. In dem Arbeiterstande werden die Kinder meist schwächlich geboren, die Leiden und Sorgen der Eltern sind von vorn herein auf sie übertragen. Besuchen Sie diese Kinder nach einiger Zeit, nach einigen Monaten, dann werden Sie den günstigen Einfluß der Krippe beurtheilen können, dann können Sie vergleichen. Wenn diese Probe gegen die Krippen ausfällt, will ich ihr Gegner werden, aber ich fürchte nichts, da jahrelange Beobachtung nur die glänzendsten Beweise gegeben hat, wie Körper und Geist der Kinder in der Krippe gedeihen.

„Ich will Ihnen auch sagen, woher dies kommt und dies kann auch den Frauen aller Stände nützen. Die Arbeiterfrau, die zum erstenmal Mutter wird, weiß nicht, wie sie ihr Kind erziehen soll, und ich glaube, daß es den meisten Frauen der guten Gesellschaft ebenso geht. Nun wohl! die Krippe ist die Normalschule der Mütter! Die leitende Pflegemutter hat Gelegenheit, das Kind in jedem Augenblick, von früh bis spät, zu studiren, und die Erfahrung wird ihre Lehrmeisterin in der Behandlung desselben.

„Wenn diese jahrelangen Erfahrungen zur Grundlage einer Methode werden, giebt es für Mütter keinen köstlicheren Schatz,

denn danach wird das Kind stets naturgemäß erzogen werden. Die Krippen, sagte ich, sind die Schulen für das erste Kindesalter. Bis jetzt beachtete man dies nicht. Anfangs begnügte man sich, die Kinder zu nähren und zu pflegen, aber bald bemerkte man in diesen kleinen Wesen Geist, Empfindung, Willen und darauf basirte man ihre erste Erziehung. Ehemals begann man diese erst mit 7 Jahr. Da entstanden die Bewahranstalten (Kindergärten?), die das Kind vom 3. bis 7. Jahre aufnehmen und beschäftigen nach besonderem System.

„1820, in dem berühmten Industrie-Etablissement von Robert Owen zu New-Lanark in Schottland, begann ein einfacher Arbeiter, Namens Buchanan, die Mittel zu studiren, die Kinder-Erziehung zu vervollkommnen. Allmählich entstanden nach seinen Versuchen die Bewahranstalten, die in Frankreich schon 1801 unter diesem Namen gegründet, 1825 als Mutterschulen uns wieder gegeben wurden, die man mit den Elementarschulen vereinte, indem sie zu denselben eine Vorklasse bildeten. So möge es auch mit den Krippen werden. Sie mögen zur Methode erhoben, jedesmal als nothwendige Stufe zur Bewahranstalt, wie diese der Schule, vorangehen.“ ....Hier verbreitete sich der Redner nochmals über die Wichtigkeit der ersten Kinder-Erziehung und schloß mit Napoleon's I. Wort: „Nichts ersetzt die Erziehung des Säuglings; die Krippen verwirklichen diesen Gedanken und wenn wir dahin kommen, in Einem Hause Krippe, Bewahranstalt und Elementarschule zu vereinen, werden wir das Haus für Volks-Erziehung vollendet haben.“ (Lebh. Beifall.)

Indem wir vorstehenden Auszug aus der Rede des Herrn v. Malarce den deutschen Lesern übergeben, erwähnen wir noch, daß für **Berlin** bereits ein Pflegehaus für Säuglinge und Kinder solcher Mütter, die ihre Kleinen nicht bei sich behalten können, in Angriff genommen ist, das eine Musteranstalt der Volks-Erziehung werden soll, wo sich an die Pflege der Säuglinge, der Kindergarten und die Elementarklasse, wie Ausbildung von Kinder-Pflegerinnen, anschließen werden.

L. Morgenstern.

Nord-Amerika.

Ein Amerikaner über den Kyffhäuser.

Wir Deutschen haben uns wohl mit seltenem Fleiß und seltener Gründlichkeit nicht nur in die Geschichte, sondern auch in die Sage und Legende anderer Völker vertieft und dadurch unserer Literatur große und kostbare Schätze zugeführt, es ist aber unserer Sagengeschichte von andern Völkern, freilich mehr zu ihrem als zu unserm Schaden, nicht die gleiche Aufmerksamkeit zugewendet worden, so daß es uns eigenthümlich berührt, wenn wir ganz unvermuthet einmal in fremder Sprache Sagen finden, die auf das Innigste verwachsen sind mit den Klängen, welche die Wiege jedes deutschen Kindes umspielten. Eine solche Mittheilung fanden wir kürzlich in einer der geachtetsten, in englischer Sprache geschriebenen amerikanischen Monatsschriften. Bemerkenswerther wäre es allerdings, wäre uns dieselbe in einer romanischen oder slavischen Sprache zu Gesicht gekommen, da das sprachverwandte England allerdings schon ein größeres Interesse für unsere deutsche Sagenwelt an den Tag legt und in Amerika das deutsche Element ein nicht unbedeutendes Gewicht in die Wagschale wirft. Trotzdem oder vielleicht eben deshalb ist uns aber dieses Eingehen amerikanischer Blätter auf deutsche Art und Sitte sehr interessant, denn wir erkennen daran, welche Bedeutung man denselben beizulegen beginnt, und nicht minder bedeutungsvoll erscheint es uns, daß gerade die Sage, welche das durch Jahrhunderte gehende Hangen und Sehnen des Deutschen ausgedrückt, die Sage vom Kyffhäuser, in Amerika eine ausführliche Behandlung erfährt, jetzt, wo der Traum in Erfüllung gehen, der schlafende Kaiser, dem der Bart durch den Tisch gewachsen, erwachen, die kreisenden Raben verstummen sollen, weil Deutschland einig und frei im Innern und dadurch mächtig und unangreifbar nach Außen zu werden verspricht.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir unsern Lesern mittheilen, was der amerikanische Tourist über seine Reise durch Thüringen erzählt, oder die alten Sagen und Märchen wiederholen, die er vom Kyffhäuser berichtet. Wir kennen sie ja Alle, haben als Kinder mit dem frommen Mägdlein aus Tilleda den köstlichen Wein aus des Kaisers Keller geholt und mit dem armen Liebespaare die hundert Jahre, die wie eine Stunde währten, in seiner Zauberburg verbracht. Wir haben uns Alle später an Rückerts kernigem Liede: „Kaiser Friedrich Barbarossa“, das in recht guter Uebersetzung wiedergegeben ist, erfreut und, so weit wir zu tieferem Eingehen auf dergleichen Materien geneigt waren, den Ursprung der Sage zu erforschen gestrebt. Dies Alles thut der amerikanische Berichterstatter auch und man muß seinem Fleiße und seiner Gründlichkeit beim Zusammentragen und Behandeln des Materials alles Lob ertheilen.

Vom Kyffhäuser geht der Reisende nach Artern, um dort Goethe's Stammhaus aufzusuchen, das ihm denn auch in einem kleinen Hause, in welchem ehemals eine Schmiede gewesen — Goethe's Urgroßvater soll Inhaber derselben gewesen sein — gezeigt ward. Auf seine Erkundigungen nach Verwandten des großen Dichters erfährt er, daß nur noch ein Bewohner von Tilleda diesen Namen führe, ein anderer Goethe aus Artern nach Amerika ausgewandert sei, und sogleich entsteht ihm der Wunsch, der neue Landsmann möge, gleich dem früher aus Artern ausgewanderten Goethe, der Gründer einer Familie werden, der Amerika einst einen Dichter verdankt, der dem deutschen Goethe an die Seite zu setzen wäre.

Wir stimmen dem patriotischen und doch recht kosmopolitischen Wunsche des braven Amerikaners, der auch das Schlachtfeld bei Langensalza besucht und König Georg nicht gerade Thränen nachweint, von Herzen bei und freuen uns, daß überall und auf jedem Gebiete sich tausend Fäden anspinnen, welche Amerika und Deutschland verknüpfen, die beide so viele gemeinschaftliche Beziehungen haben, denen beiden eine große, reiche Zukunft gehört, ungeachtet und trotz „der gierigen Raben, die sich heiser schreien“. Der Tag bricht an, der Kaiser erwacht, die Raben müssen verstummen.

Kleine literarische Revue.

— **Eine Dorfgeschichte von Friedr. Spielhagen** *). Viele Freunde und Verehrer Spielhagens sehen gewiß mit Befremden und vielleicht nicht ohne Besorgniß den allgemein geschätzten Dichter des politischen und socialen Romans sich der Dorfge-

*) Hans und Grete. Eine Dorfgeschichte von Fr. Spielhagen. Berlin, Otto Janke, 1868.

schichte und damit einem seiner eigentlichen Sphäre scheinbar so weit abliegenden Gebiete zuwenden. Wir sagen scheinbar, denn für uns ist es kein Sprung vom gewohnten Pfade, sondern nur ein Ausflug auf ein verwandtes Feld. Der politisch-sociale Roman und die Dorfgeschichte stehen in innigster Beziehung, beide verlangen einen bestimmt ausgeprägten Realismus, beide bedingen ein Eingreifen in's volle Menschenleben; während aber der politische Roman dasselbe zu schildern hat in seiner ganzen Fülle und Ausdehnung, entnimmt die Dorfgeschichte ihm einzelne Bilder, malt sie sorgfältig aus, giebt ihnen den passenden Hintergrund, die entsprechende Beleuchtung. Ein Bild dieser Art ist dem Verfasser in seiner Dorfgeschichte „Hans und Grete" in einer solchen Vollendung gelungen, daß wir dieselbe, vielleicht auf die Gefahr hin, ihn damit nicht einmal sonderlich zu erfreuen, zu seinen besten Arbeiten zählen möchten. In der Gestalt oder besser in dem Lebensschicksale des Hans wird ein gewisses modernes Fatum zur Anschauung gebracht: die Macht der öffentlichen Meinung, welche Staaten umformen, Dynastien stürzen, aber auch in den engsten Verhältnissen als unbesiegbares Verhängniß Existenzen vernichten kann. Weil Hans der Sohn eines elend verkommenen Menschen, eines gefürchteten Wilddiebes ist, weil in ihm, allerdings durch einen ernsten Willen bekämpft und zurückgehalten, wirklich die angeerbten Neigungen schlummern, weil er endlich im Gefühl seiner Unschuld den Schein nicht wahrt, ist er der Welt ein Ausgestoßener, die allgemeine Stimme brandmarkt ihn als Verbrecher, die Richter verurtheilen ihn als solchen, und stünde er allein, so müßte er wie in der Antike untergehen, weil das Fatum es so bestimmt. Aber er steht nicht allein; das „Ewig Weibliche", wie es nur unsere den Alten in dieser Hinsicht weit überlegene Anschauung zu gestalten vermag, ist ihm in Grete versöhnend und ausgleichend zugesellt. Ihre treue Liebe hält fest an ihm, ihr rein kindliches Gemüth weiß den rechten Weg zu finden, ihr felsenfestes Vertrauen zur guten Fürstin ist in diesem Charakter so logisch begründet, daß endlich das thätige Eingreifen des Fürstenpaares als eine Consequenz des Ganzen, nicht als ein Herbeirufen des Deus ex machina erscheint und wir die glückliche Lösung als einen harmonischen, weder der Handlung noch den Charakteren Gewalt anthuenden Schluß dankbar hinnehmen. Concentrirt sich auch in „Hans und Grete" das ganze Leben der Erzählung und folglich auf sie das Interesse der Leser, so erkennt doch der aufmerksamer Genießende in jeder der oft nur mit wenigen Strichen gezeichneten Nebenfiguren die Meisterschaft des Erzählers. F. H.

— **Die naive Poesie in unserer Zeit.***). Mit Schneewittchen, der schönen Königstochter, die, von einer bösen Stiefmutter mitten im Winter verstoßen, ihr Leben in stiller Abgeschiedenheit von Welt und Menschen hinbringen mußte, vergleicht Dr. Wittmer die naive Poesie und ihr Schicksal in dieser frostigen Zeit. Er tritt als ihr Ritter auf, der die Schönheit seiner Dame gegen Alle zu verfechten bereit ist und ihre Verehrer tröstet und zur Beständigkeit ermahnt. Das Essay ist geistreich und mit großer Wärme geschrieben; auch Solche, die nicht mit dem Verfasser auf dem Boden der Schopenhauer'schen Philosophie stehen, werden ihn mit Vergnügen lesen und manche interessante Anregung darin finden. Wie Schopenhauer auf Kant, so stützt der Schopenhauer'sche Aesthetiker sich auf Schiller, dessen Abhandlung über naive und sentimentalische Poesie vorausgesetzt wird. Von ihr ausgehend, hebt zunächst der Verf. die Berechtigung beider Dichtungsarten, besonders aber der naiven, in selbständiger Begründung hervor; die Frage jedoch: „Haben wir wirkliches und allgemeines Verständniß für naive Poesie?" beantwortet er: „Nein. Denn wäre es der Fall, so hätte Goethe nothwendig populärer werden müssen, als er es ist." Daß Schiller's Popularität nicht auf poetischem Verständniß beruht, hat er schon vorher nachgewiesen und wird darin nicht leicht widerlegt werden können: „Wie von jeher diejenigen von der Menge hochgepriesen waren, die viel von Freiheit sagten und sangen, so sind sie es zumal heute, wo das Wort Freiheit mit großen goldenen Lettern obenan auf dem Programm geschrieben steht, so wird es vor Allem ein Dichter sein, der in leuchtenden Farben uns das Bild der Freiheit vor Augen zu stellen wußte. Es ist der Freiheitssänger, nicht der Poet als solcher, dem die allgemeine Verehrung zu Theil wird."

Aber auch für die mit dem Volk in die Mode gekommenen „poetischen Genremaler des Volkes" stellt der Verf. in Abrede, daß sie wirklich in dem Maße verstanden werden, wie es den Anschein hat: Wir glauben in allem Ernst, daß mindestens die Hälfte der „Verehrer" dieser sogenannten Volksdichter, zumal der in plattdeutschem Dialekt redenden Dichter, für deren wirklichen poetischen Gehalt gar kein Verständniß weder habe, noch haben könne, einfach schon aus dem Grunde, weil diese guten Leute und schlechten Enthusiasten sehr häufig nicht einmal die Sprache derselben verstehen. Man hat Beispiele, daß solche, die für diese Dichter schwärmten, kaum eine Zeile ihrer Schriften mit vollem Verständniß lesen konnten, und man kann in dieser Hinsicht oft die ergötzlichsten Erfahrungen machen. F. H.

— **Eugénie und Maurice de Guérin.** In Berlin weilt seit einigen Jahren ein französischer Schriftsteller von gründlicher literarhistorischer Bildung, Herr Charles Marelle. Er gehört zu der sich täglich mehrenden Schaar französischer Pfleger des deutschen Geistes; er ist nicht blos der deutschen Zunge vollkommen mächtig, schreibt und spricht, wie z. B. sein deutsch gehaltener Vortrag über „die französischen Märchen von Perrault" beweist, ein fließendes, anmuthiges Deutsch; er hat auch durch seine Theilnahme an den Arbeiten der Berliner „Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen" und an denen der „philosophischen Gesellschaft" daselbst seine vorurtheilsfreie Sympathie für die Fortschritte der deutschen Gesammtbildung dargethan und seine eigene universelle Beanlagung enthüllt. Die vorliegende französisch abgefaßte Rede, betitelt „Eugénie et Maurice de Guérin *)," lehrt uns Herrn Marelle auch in seinem angeborenen Elemente kennen. Ein gewandter, liebenswürdiger Erzähler, der von den besten Ueberlieferungen der Denker und Dichter Frankreich's durchdrungen ist, weiß mit richtigem Verständniß deutscher Ansprüche in die innersten Falten der französischen Romantik des neunzehnten Jahrhunderts einzuführen, indem er uns an dem Geschwisterpaare Eugenie und Maurice de Guérin zwei interessante Typen dieser Romantik schildert. Es sind ihrem eigensten Wesen nach katholische Naturen, weltflüchtige Seelen, die in der Zurückbeziehung auf ihr Ich und dessen geistige Schätze den vom Leben verweigerten Trost zu finden streben. Herr Marelle hat das Charakteristische ihrer Sinnesart scharf durchschaut und mit psychologischem Interesse gewürdigt; wir fühlen uns unter dem Eindruck seiner Entwicklung dem Kreise dieser jetzt von dem um sich greifenden Mate-

*) Von Dr. Gustav Wittmer. Cassel, Theodor Fischer, 1868.

*) Berlin, Mitscher und Röstell, 1868.

rialismus schwer bedrohten Weltanschauung näher gerückt, ohne in unserem Urtheil befangener und von der Erkenntniß des Urquells dieser seelischen Anomalien abgelenkt zu werden. Leider ist der Abdruck des schönen Vortrages durch eine Menge von Druckfehlern entstellt. T. v. B.

Literarischer Sprechsaal.

Aus einer Rede über Frauen-Industrie-Ausstellungen, gehalten von Frau Dr. Goldschmidt im Frauen-Bildungsverein zu Leipzig, am 1. Juli, theilen wir die Stelle mit, die sich auf die Frauen-Industrie-Ausstellung in Berlin bezieht:

„Die Frauen wissen nicht, welchen großen Bestandtheil der allgemeinen Arbeitskraft ihre Kraft bildet; sie haben sich noch nicht gewöhnt, ihre eigenen im Zusammenhang mit denjenigen Leistungen zu erblicken, aus denen unsere gesammte Industrie sich auferbaut. Jede Frau, die arbeitet, betrachtet sich als Ausnahme und erträgt diesen Ausnahmezustand je nach ihrer Natur, etwas geduldiger oder ungeduldiger, — sie sucht, weil sie muß, sich ihr Brod durch Arbeit zu verdienen, aber sie fühlt nicht den Beruf und die Würde der Arbeit. Es ist nicht zuviel gesagt, daß die Frauen noch wie im Naturzustande, als Halbbarbaren sich befinden, wo die Arbeit zur äußern Bedingung des Daseins gehört und das augenblicklich Nothwendige abgemacht wird, — aber wo die Arbeit noch nicht aufgenommen ist als Bestandtheil unseres innern Wesens, zur Entwickelung unserer von Gott verliehenen Anlagen. Außer einigen Künstlerinnen, die eine bessere Bildung befähigt, die Welt und sich selbst zu begreifen, wissen die Frauen nicht, daß sie Theil haben an der großen Arbeit der Zeit und des Volkes, zu dem sie gehören. Ganz, wie die Frau ihre Arbeit betrachtet, wird sie auch im Allgemeinen und bei Industrie-Ausstellungen angesehen, als Anhängsel, als zufällige, vereinzelte Ausnahme.

„Und doch gehört die Arbeit der Frau so unbedingt mit zu der großen Arbeitskraft unseres Volkes, daß ein wesentlicher Bestandtheil unserer Industrie fehlen würde, wenn die Frau plötzlich zu arbeiten aufhörte. Aber vereinzelt, verkümmert, unorganisirt wie die Frauenarbeit ist, kann die einzelne Arbeiterin unter dem Druck und in der Enge ihrer Verhältnisse nicht das Bewußtsein der Wichtigkeit und des Werthes ihrer Arbeit haben. Es ist also von der höchsten Bedeutung, daß für die arbeitende weibliche Bevölkerung ein Arbeitsmarkt eröffnet wird, an dem und auf dem sie die Wichtigkeit und innere Nothwendigkeit ihrer Arbeit erkenne, wo sie nicht als Anhängsel, als vereinzelte und daher überflüssige Ausnahme erscheint, sondern als ein nothwendiger Bestandtheil der gesammten Industrie. Was Frauenhand und Sinn zu leisten im Stande ist, soll sich hier in schönem Verein und in edlem Wettstreit zeigen, — auch die Kraft, die durch Mangel an Einsicht sich in unnützen Spielereien aufreibt und überschüssige und verderbliche Schößlinge treibt. Die Nothwendigkeit, neue Bahnen zu betreten und sie der weiblichen Arbeitskraft und Lust zu ebnen, wird auch ein wichtiges Ergebniß der Ausstellung weiblicher Arbeiten sein.

„Danken wir es der hohen Frau, die bestimmt ist, einen der mächtigsten Throne Europa's zu theilen, daß sie es als ihre Aufgabe erkennt, der verkümmerten weiblichen Arbeitskraft aufzuhelfen. Und hoffen wir, daß wie im Allgemeinen der Schutz für die deutschen, gewerblichen Verhältnisse, wie sie sich zuerst im Zollverein und jetzt durch die Gestaltung des Norddeutschen Bundes durch Preußen vollzogen, auch die freiheitliche und sittliche Gestaltung der weiblichen Erwerbsthätigkeit als eine nicht unwürdige Aufgabe des Staates anerkannt werde. Denn auch die Frauen stehen unter keinem andern Gesetz als dem für die Gesammtheit giltigen und ihre fortschrittliche Entwickelung ist gesichert, weil sie unter dem Schutze des Volksgenius steht."

In Bonn ist das Programm (zugleich in deutschem und in französischem Texte) zu dem „Internationalen Congresse für Alterthumskunde und Geschichte" erschienen, der vom 14. bis 21. September in Bonn abgehalten werden soll, veranstaltet von dem „Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande". Die Eröffnung des Congresses findet am 14. September um 10 Uhr in der Aula der Universität Statt, der Schluß desselben am 21. September. Der Congreß theilt sich für seine Arbeiten in drei Sektionen, nämlich 1) für die Urgeschichte, 2) für das heidnische Alterthum, 3) für die christliche Zeit, welche zu verschiedenen Stunden sich versammeln und an welchen jedes Mitglied Theil zu nehmen berechtigt ist.

Im fünften Bande der „N. Preußischen Prov.-Bl." erwähnt Stadtrath F. Neumann in Elbing bei Gelegenheit einer Abhandlung über den Namen „Damerau" einer in seinem Besitze befindlichen preußischen Vocabelsammlung (XIV. Jahrh.), mit dem Bemerken, daß er dieselbe en Verbindung mit einigen andern schriftlichen Ueberresten aus älterer Zeit in Kurzem zu veröffentlichen gedenke. Obgleich er vielfach privatim und öffentlich an dieses sein Versprechen erinnert worden ist, sind doch seitdem zwanzig Jahre verstrichen, ohne daß die von vielen Seiten mit Sehnsucht erwartete Veröffentlichung dieses kostbaren Schatzes erfolgt wäre, und vereinzelte Mittheilungen daraus, die theils Neumann selbst, theils Töppen gelegentlich in den „Prov.-Blättern" und in der „Altpreußischen Monatsschrift" gegeben haben, sind bisher Alles, was wir von dem Vocabularium kennen. Nun aber hat Neumann vor wenigen Wochen sich entschlossen, das betreffende Manuscript, welches, außer dem gedachten Vocabularium, noch einige werthvolle Piecen historischen Inhalts enthält, der Elbinger Stadtbibliothek zu schenken und so die Benutzung desselben dem dafür sich interessirenden Publikum zu ermöglichen. Es wird für viele Leser von Interesse sein, zu erfahren, daß das Vocabularium sich bereits abschriftlich in den Händen des Prof. Nesselmann befindet, welcher die Veröffentlichung desselben als eine wichtige, ja unschätzbare Vervollständigung seiner im Jahre 1845 erschienenen Schrift über die Sprache der alten Preußen für eines der nächsten Hefte der „Altpreuß. Monatsschrift" vorbereitet. Der uns bisher bekannt gewesene preußische Vocabelschatz wird dadurch sehr beträchtlich erweitert werden, zumal das Vocabularium sich in wesentlich andern Begriffsregionen bewegt, als die bisherige Hauptquelle für die preußische Sprache: die Uebersetzung des Katechismus und der Kirchenagende.

(Altpr. Monatsschrift V, 382.)

Berichtigung. Nr. 31, S. 464, Sp. 1, Z. 4 v. u. statt „Edger Quinent" zu lesen: Edgar Quinet.

Von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist zu beziehen:

Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,

gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von **Herman Grimm.** Dritte Auflage 1865. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr. (218)

Der zweite Abdruck (1864), die Photographieen der Brüder Grimm enthaltend, kostet 20 Sgr.

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Anszug beseligender Kräfte."
Preussische Jahrbücher (1863 December.)

Photographische Neuigkeiten.

Liste aller bedeutenderen photographischen Reproductionen und Aufnahmen nach der Natur. Nr. 1. Beiblatt zu **Photographische Mittheilungen** No. 51.

(1306 Photographieen, systematisch geordnet, von denen über 500 einzeln aufgeführt werden.)

Auf Franco-Einsendung einer Franco-Marke von 1 Sgr. = 3 Kr. franco unter Kreuzband.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung in Berlin. (219)

Buchhandlung für Philologie und Pädagogik.

Einem promovirten Philologen, der seine Zeit buchhändlerisch-wissenschaftlichen Arbeiten widmen will, und dessen Vermögensverhältnisse es gestatten, in einer der älteren Buchhandlungen **Berlins** als Compagnon einzutreten, werden die näheren Bedingungen sub **J. T. 608.** durch das Annoncenbureau der Herren **Haasenstein & Vogler** in Berlin, Jerusalemerstraße 32, mitgetheilt. (220)

Bei **Ch. E. Kollmann** in Leipzig ist soeben erschienen: (221)

Die
religiöse Revolution
im XIX. Jahrhundert
von
François Huet.
Aus dem Französischen nebst Einleitung und Anmerkungen von
M. Heß.
1868. 8°. Preis: 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Indische Sprüche.

Uebersetzt von
Otto Böhtlingk.
In einer Blumenlese herausgegeben von seiner Schwester.
8. Geh. 16 Ngr. Carton. 20 Ngr.

Vorliegende Auswahl aus dem großen Werke des berühmten Orientalisten Otto Böhtlingk von der Hand seiner Schwester bietet die schönsten Perlen gnomischer Weisheit der Inder dar und wird gewiß in vielen Kreisen willkommen sein.

Durch die elegante Ausstattung eignet sich das Buch vorzüglich auch zu einem Geschenk für die gebildete Frauenwelt. (222)

Im Verlage von **Firmin Didot Frères, Fils & Co.** in Paris erschienen folgende Fortsetzungen und Neuigkeiten:

Observations sur l'orthographie française suivies d'une histoire de la réforme orthographique. Par Ambroise Firmin Didot. 2. Edition revue et considérablement augmentée. 1 Vol. in-8. Brosch. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Encyclopédie de famille. Répertoire général des connaissances usuelles publié par M. M. Firmin Didot frères avec le concours de savants, d'artistes et de gens de lettres. Tome III. in-8 (Bible Carébasie.) Preis 1 Thlr. 2⅓ Sgr.

Autobiographie d'une inconnue par Mme. Emmeline Raymond. 1 Vol. in-18. Brosch. Preis 1 Thlr. (223)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig liegt jetzt vor:

Lebensschilderung, Briefe
und
Nachgelassene Schriften
von
Frederike Bremer.
Herausgegeben von ihrer Schwester
Charlotte Quiding, geb. Bremer.
Deutsche Original-Ausgabe.
Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses aus dem Nachlaß der Romanschriftstellerin Frederike Bremer gleichzeitig deutsch, schwedisch und englisch erschienene Werk wird sicherlich alle Freunde ihrer Schriften lebhaft interessiren. (224)

Verlag von Firmin Didot Frères, Fils & Co. in Paris.

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (225)

La lumière, ses causes et ses effets par M. Edmond Becquerel. Tome II. Effets de la lumière. In-8. Preis 2 Thlr. 5 Sgr.

In dem unterzeichneten Verlage erscheint seit Anfang dieses Jahres:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsklassen.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Juliheft (Nr. 27—30) liegt nunmehr vollständig vor und enthält u. a. folgende Aufsätze:

Astronomie. Messung der Sternbewegungen durch den Spektralapparat. — Theorie der Sternschnuppen. — **Geographie.** Die deutsche Nordpol-Expedition. — **Geologie.** Das Absetzen schwimmender Baumstämme zur Zeit der Steinkohlenbildung. — Die letzten Eruptionen des Albanergebirges. — Das Alter der Erde. — **Agrikultur.** Das Verhalten des atmosphärischen Wassers zum Boden. — **Technologie.** Die Legirungen und ihre Anwendung. — **Meteorologie.** Das Klima von Südafrika. — Feuchtigkeit und Sonnenstrahlung in hohen Luftregionen. — Der Föhn vom 23. September 1866. — **Physik.** Ueber den galvanischen Lichtbogen. — Die Aufnahme des Wasserstoffs durch die Metalle. — Die Krystallisation hemiëdrischer Substanzen. — **Chemie.** Die stufenweise Umwandlung der Stoffe durch die Wärme. — Zerlegung organischer Verbindungen durch den elektrischen Strom. — **Botanik.** Künstliche Veränderungen der Pflanzenfrüchte. — Die Fur ion der Blätter. — Stoffwechsel während der Vegetation der Weizenpflanze. — **Biologie.** Neuere Ermittelungen über das Blut. (226)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In unserm Verlage ist erschienen:

Ein dänisches Seebad.

Vier Wochen in Helsingör.
Von (227)
Julius Rodenberg.

1867. Velinpapier. 16. eleg. geh. Preis: 12 Sgr.

„Eine sehr interessante und anregende kleine Schrift; der Verfasser hat einige Wochen in Helsingör zugebracht, und entzückt von der Schönheit der Natur, von den herrlichen Waldungen, dem blauen Meere, dem ganzen eigenthümlichen Leben dort, hat er seine eigene Begeisterung und was er gefühlt, in der an diesem Dichter so bekannten und geschätzten schönen, poetischen Schreibweise niedergelegt."
Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien so eben:

Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie.

Von seinem Bruder
Maximilian Heine.

Velinpapier. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die zahlreichen Verehrer Heinrich Heine's werden in diesen Skizzen seines Bruders vieles Anziehende finden. Von besonderem Werth sind die zum ersten Male mitgetheilten Testamente H. Heine's: das deutsche von 1846, und das französische von 1848. (228)

Zur hohen Beachtung
für Bruchleidende.

Der berühmte **Bruch-Balsam,** dessen hoher Werth selbst in Paris anerkannt, und welcher von vielen medicinischen Autoritäten erprobt wurde, welcher auch in vielen tausend Fällen glückliche Curen hervorbrachte, kann jederzeit direct brieflich vom Unterzeichneten die Schachtel à 2 Thlr. gegen Einsendung des Betrages, da die Postnachnahme nicht stattfinden kann, bezogen werden. Für einen nicht zu alten Bruch ist eine Schachtel hinreichend.

J. J. Kr. Eisenhut in Gais,
bei St. Gallen (Schweiz).

Von den vielen 1000 Zeugnissen folgt hier nur eines aus neuester Zeit.

Dem Herrn **J. J. Kr. Eisenhut in Gais bei St. Gallen** bezeuge ich hierdurch, daß ich den von ihm bereiteten Bruchbalsam in mehreren Fällen angewendet und stets günstige Erfolge nach dessen Gebrauch selbst bei älteren Personen und veralteten Leiden zu beobachten Gelegenheit gehabt habe.

Insbesondere aber empfiehlt sich der gedachte Bruchbalsam bei Kindern, wo ich in einigen Fällen in kurzer Zeit Heilung von Leistenbrüchen gesehen habe.

Alt-Berun, den 1. Juni 1868. (229)
Reg.-Bez. Oppeln.

L.S. Dr. **Stark,**
Königl. Stabs-Arzt,
Medic., Chirurg u. Geburtshelfer.

Dieser Nummer liegen bei 2 Beilagen von **Eduard Kummer in Leipzig.** 1) Bedeutende Preisermässigung. 2) Populäre Politik des Jahres 1866 in Romanform. (230)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 15. August 1868. [№ 33.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Eine kritische Ausgabe von Rückert's Poesieen.*)

Es ist in diesen Blättern schon früher auf die neu erscheinende Gesammtausgabe der poetischen Werke Fr. Rückert's hingewiesen worden. Das Unternehmen schreitet rüstig vor, und schon ist das Publikum im Besitze einer ganzen Anzahl von Lieferungen, die, mit dem Holzschnitt-Bilde des „Geharnischten" geschmückt und typographisch untadelhaft ausgestattet, in rascher Reihenfolge allmählich die ganze Herrlichkeit eines hochaufgeführten und durchaus vollendeten Poesieen-Tempels zur Anschauung bringen.

Nur wenigen Lieblingen der Musen ist es vergönnt gewesen, ihre dichterische Welt so vollständig auszubauen, wie unserem Freimund-Rückert. Der deutsche Brahmane war in dieser Beziehung glücklicher als selbst Göthe. Durch sechs Jahrzehende blieb ihm die Poesie mit stets gleicher Fruchtbarkeit ergeben; sechs Jahrzehende lang konnte er seine bei aller Einfachheit kunstvoll geformten Bausteine zum Ganzen in einander fügen, sechs Jahrzehende lang den symmetrischen Bau ihm selbst zur Genüge mit unzähligen Gedanken-Bildern ausschmücken.

Das Werk eines solchen gesegneten Lebens in seinem Systeme und in allen seinen Einzelheiten vor den Augen der Welt zu entfalten, ist der glücklich gewählte Zweck, den die Sauerländer'sche Gesammtausgabe der Poesieen Rückert's sich gesteckt hat. Es ist ihre Aufgabe, die bestimmt vorgezeichnete, aber in dem überreichen Materiale nicht leicht zu findende Idee, welche der inneren Gliederung des Werks zu Grunde liegt, für immer klar zu stellen. Von der sonst gebräuchlichen chronologischen Ordnung ist natürlich abgesehen worden. Die chronologische Ordnung von Dichter-Werken ist vorzuziehen, wenn es darauf ankommt, in den Werken die Entwickelung des dichterischen Genius, seine Ausbildung in den Formen der Dichtung darzustellen. Der Mühe einer solchen Arbeit ist man bei Rückert überhoben. Man kann behaupten, daß Rückert fünfzig Jahre hindurch derselbe geblieben ist. Wenn er z. B. im Jahre 1863 beim Eintritt der deutsch-dänischen Kriegs-Verwickelungen das Volk anfeuert:

*) Frankfurt a. M., Sauerländer, 1868.

— — Dem Schwarzrothgeld . . .
Ist jetzt der Kampftag angebrochen;
Jetzt laßt nicht schlapp die Flügel hänger,
Wie Schiffe die windlosen Segel;
Und könnt ihr nicht mit Schwerterklängen,
So schlagt darein mit Karst und Flegel!
Arbeiter und Handwerkergilde,
Faustkraft zu sprengen jede Klammer,
Mach' dein Schurzfell zum Freiheitsschilde,
Zum Zwingburgbrecher deinen Hammer! — u. s. w.

wer kann da den Sänger der ein halbes Jahrhundert älteren geharnischten Sonette verkennen? Gleicher Weise dokumentirt sich in anderen Gattungen seiner Werke ein von Anfang bis zum Ende im Wesen unverändertes, nur in den Formen wechselndes Element. Und die Formen seiner Poesieen sind durch fünfzig Jahre mit gleicher Vollendung geschaffen. Somit kann der Schöpfer hinter sein fertig hingestelltes Werk zurücktreten. Das Werk selbst und der großartig angelegte Organismus desselben wird zur Hauptsache.

Bei der Darstellung dieses Organismus sind zwei von Rückert vertretene, aber von einem Punkte, von einer hochsinnigen, philosophischen Weltanschauung ausgehende Richtungen zu beachten gewesen. Nach einer Seite hin der Sinn für den Genius der verschiedenen Sprachen, der sich in seinem Buche „Wanderung" offenbart; es ist die Erschließung einer Weltliteratur, die Zusammenfassung einer allgemeinen Weltsprache, in der es keine Sprachen, sondern nur Dialekte giebt. Nach der andern Seite hin die durch Rückert eigentlich erst begründete lyrisch-didaktische Poesie. „Ausgehend von der naiven, in Liebesfrühling, Vaterland, Haus und Jahr vertretenen Richtung zeigt sich überall klar und bewußt das Streben nach jener höheren Gattung, welcher sich der Dichter schon in der Erzählung zuwendet, die er in der Wanderung vorzugsweise pflegt und im Pantheon, namentlich aber in der Weisheit des Brahmanen zur vollen Geltung bringt. Hier gelingt es ihm, ohne Beihilfe des Pathos einen hohen poetischen Effekt hervorzubringen und damit jenes Problem zu lösen, welches Schiller in seinem Briefwechsel als das höchste, aber auch das schwierigste bezeichnet."

Mit Rücksicht hierauf ist die Anordnung des Stoffs in der Gesammtausgabe so getroffen, daß die erste Abtheilung die lyrischen, die zweite Abtheilung die dramatischen, die dritte Abtheilung die epischen Gedichte enthält. In der lyrischen Abtheilung, in welcher sich Rückert's Geist am Hellsten offenbart, wird der Leser eingeladen, vom nationalen Standpunkte aus, auf dem das „Vaterland" mit seinen geharnischten Sonetten, Zeitgedichten u. s. w. steht, durch den „Liebesfrühling", „Haus und Jahr", „Erzählungen" und „Wanderungen" bis nach dem „Pantheon" hinaufzusteigen, auf dessen letzter Stufe ihm in der „Weisheit des Brahmanen" die erhabenste Weltschau gestattet ist.

Fortlage, ein trefflicher Führer im Tempel der Rückert'schen Poesie, findet, daß der eigentliche Quell dieser Poesie hervorfloß aus einer lebendigen und in hohem Grade feinen Naturempfindung, die den Dichter zu einem Seelenverwandten Jean Jaques

Rousseau's mache. In der That ist jeder seiner Verse das sinnige Gefäß einer reinen Naturpoesie. Aber diese Naturpoesie unterscheidet sich, wie die Veranstalter der „Gesammtausgabe" mit Recht hervorheben, von einer anderen ihresgleichen wesentlich vermöge eines durchgehenden philosophischen Charakters, welcher uns die Natur gleichsam idealisirt und die schöpferischen Ideen im Sinne Plato's herausliest. Schon auf dem naiven Gebiete macht sich bei Rückert eine tiefdurchdachte Naturphilosophie geltend; es ist das philosophische Element, das in jedem seiner Lieder lebt und den aus tausend und abertausend Werkstücken bestehenden Bau zu einem Ganzen eint. Davon durchflochten ist selbst der Liebesfrühling, und daß Rückert selbst die Blumen dieses Frühlings als aus philosophischem Grunde hervorgesprossen betrachtet wissen will, zeigt sich in dem Ausspruche des Brahmanen:

„Fragt ihr, in welcher Schul' ich, was ich lehrte, lernte?
Mein Liebesfrühling trägt jetzt seine Weisheitsärnte."

Ein philosophischer Liebesfrühling? Blumen, auf philosophischem Felde erblüht? Liebeslieder, in der kalten Region der Philosophie gereift? — Gemach! aus diesen Liedern haben unsere besten Tonsetzer die Wärme für ihre Melodieen eingesogen, und aus dem Herzen eines Rückert entsprossen, stehen sie als köstliche Beweise da, daß Liebe und Philosophie, weit entfernt, sich gegenseitig auszuschließen, in ihrer naturgemäßen Entwickelung vielmehr in einem Punkte zusammentreffen müssen, wo eine innige Verschmelzung stattfindet. In diesem Sinne wirkt z. B. das sinnige Lied verständigend:

„Die Liebe sprach: In der Geliebten Blicke
Mußt du den Himmel suchen, nicht die Erde,
Daß sich die bessre Kraft daran erquicke,
Und dir das Sternbild nicht zum Irrlicht werde.

Die Liebe sprach: In der Geliebten Auge
Mußt du das Licht dir suchen, nicht das Feuer,
Daß dir's zur Lamp' in dunkler Klause tauge,
Nicht dir verzehre deines Lebens Scheuer.

Die Liebe sprach: In der Geliebten Wonne
Mußt du die Flügel suchen, nicht die Fesseln,
Daß sie dich aufwärts tragen zu der Sonne,
Nicht niederziehn zu Rosen und zu Nesseln."

und wenn der Brahmane in seiner Weisheit auf den Liebesfrühling als auf etwas Gesäetes Bezug nimmt, so wird man doch auch die dem Liebesfrühling vorangehende Erklärung nicht übersehen dürfen:

„Dieses Melodram der Liebe, . .
Das . .
Ich im Frühlingsduftgestiebe
Eines Erdenhimmelreiches
Schrieb, unwissend, daß ichs schriebe,
Weih' ich jedem" u. s. w.

Im Dichter vermählte sich eben Liebe und Philosophie, und die Früchte dieser Begattung haben die Kerne ausgestreut, welche für die Weisheit des Brahmanen so ergiebig aufgegangen sind.

„Mehr als Blumen im Gefilde, sprossen
Lieder täglich unter meiner Feder,"

so charakterisirt Rückert selbst im Liebesfrühling seine dichterische Produktivität. Und wenn sich so Tausende von Liedern aneinanderreihen, sich gegenseitig ergänzend und bedingend, so darf selbst unsere Zeit, welche wahrlich an die üppigste Fruchtbarkeit der Poesie gewöhnt ist, über die Größe des Werkes erstaunen, das wir Rückert's unerschöpflichem Gemüthe verdanken. Das großartige Bild dessen, was sich aus tausend und tausend Bruchsteinen aufbaut, wird um nichts verkümmert, wenn man auch die Schlingpflanzen auf den Gesimsen und selbst das Unkraut nicht wegleugnen wollte, welches sich in die Fugen zwischen den einzelnen Quadern eingenistet hat; denn oft dient das Unscheinbarste einem höheren Zwecke, bald zu erklären, bald zu verbinden; und es erhebt sich zu einer gewissen Bedeutung, sobald es nur an der rechten Stelle sich befindet. Da ist nichts überflüssig mehr, und das Kleinste wird, um mit des Dichters eigenen Worten zu reden, ein Großes Allgemeinstes:

„Ein Teppich scheint mir mein Leben,
Und immer sticket meine Hand,
An welcher Stell' ich auch mag weben,
Am obern oder untern Rand;
Zuletzt, wo so viel Kleinstes
Sich still verband, entstand
Ein großes Allgemeinstes."

Dies „Große Allgemeinste", möge es nunmehr, nachdem es nach den eigensten Intentionen des Dichters von sachkundiger Hand und pietätvollem Sinne als ein vollendeter Tempel deutschen Gemüthlebens hingestellt worden ist, von der Nation des Dichters erkannt, gewürdigt und heilig gehalten werden, damit wenigstens das sich erfülle, was der Dichter in den klagenden Worten ausspricht:

„Einst wann Seel' und Leib sich trennen,
Sieht mein Auge noch, und bricht,
Daß mein Volk es wird erkennen,
Wen es hatt' und wußt' es nicht."

G. H.

Zur Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts.*)

„Nichts möchte für die Geschichte des Geistes unseres Jahrhunderts interessanter sein und tiefer zum Denken anregen, als ein Abriß der mit fast unerhörter Schnelligkeit und Grandiosität vorgegangenen sozialen Wandelungen." Dieser Satz aus dem Buche, das uns zur Besprechung vorliegt, ist so unbestreitbar richtig, daß Jedermann erwartet, eine Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts werde diesen Abriß zu ihrem Haupt-Inhalt haben. Und doch nimmt gerade in dem vorliegenden 26 Bogen starken Buche der Abschnitt „Soziale Züge" nur 24 Seiten, der Abschnitt „Schöne Literatur" 161 Seiten ein. Ein Bild der sozialen Zustände am Anfang unseres Jahrhunderts erhalten wir nicht; der Verfasser scheint seltsamer Weise auf das zu verzichten, was er selbst für das Interessanteste erklärt und was, wenn denn doch einmal die Kultur und ihre Geschichte mit einem Gebäude, statt mit einem Organismus, verglichen werden soll, jedenfalls das Fundament bilden müßte, was man also nach der Bezeichnung „Grundstein" hier vorzugsweise zu finden erwarten muß, aber eben nicht findet.

Worauf hier vielmehr das Hauptgewicht gelegt ist, sagt das Vorwort in folgendem Satze: „Ich weise auf Eines als auf das mit dem lebendigen Interesse von mir Behandelte hin: es sind die psychologischen Portraits, gewissermaßen die Genre-

*) Grundstein einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit. Von J. J. Honegger. Erster Band: Die Zeit des ersten Kaiserreichs. Leipzig, J. J. Weber, 1868.

bilder der Zustände und Personen, auf welche ich den größten Fleiß der Zeichnung verwendet habe; ist mir Etwas gelungen so sollten sie es sein, besonders wo die subjektive Begeisterung, wo Liebe oder Erbitterung die Hand lenkte und den Griffel führte. Möcht' ich doch, so weit es irgend möglich, der Seele der Zeit selbst nachgeben und sie erfassen! Die Literatur ist dieser Anschauung nur das eine, aber das wesentlichste Element, die Sprache des Geistes der Zeit. So haben für mich jene Bilder so sehr den meisten Werth, daß ich den Rest fast bloß als das zur Vollständigkeit nothwendige Material betrachtete."

Demgemäß behandelt der Verfasser den ungeheuren Stoff. Literarische Charakterköpfe sind mit Sorgfalt und künstlerischer Begeisterung ausgemalt, alles Andere als Hintergrund und Beiwerk für diese aufgefaßt und nur mit sparsamen Strichen angedeutet, so weit es unentbehrlich ist, den Zügen des Portraits mehr Effekt zu geben. Die Extreme berühren sich! Der Verf. hebt in dem Vorwort besonders energisch hervor, daß es ihm unmöglich gewesen ist, trotz vieler entgegengesetzten Anschauungen und Zumuthungen der Kritik (bei Gelegenheit seiner vor drei Jahren erschienenen: „Literatur und Kultur des neunzehnten Jahrhunderts", des Vorläufers des jetzigen Werkes) „das verwerfende Urtheil über die Romantik zu ändern." Er fährt fort: „Ich erinnere mich noch genau der Jahre, wo die ersten Eindrücke dieser Schule auf mich ganz andere waren; das war eben die Zeit einer heftig gährenden Jugend, wo die Phantasie noch auf hohem Rosse reitet; je mehr aber der secirende Verstand dahinter kam, desto mehr riß er der mondbeglänzten Zaubernacht den aus blauem Dunst gewobenen Schleier ab und spitzte das Urtheil zu." Die ersten Eindrücke, welche die Romantiker auf den Verfasser gemacht haben, sind denn doch sehr nachhaltig; er muß mit Eifer zu ihnen in die Schule gegangen sein: ihre politische Richtung hat er überwunden, ihre Manier klebt ihm unbewußt noch an. Diese Art der Auffassung und Darstellung der Kulturgeschichte, welche in dem Künstler und Poeten den eigentlich allein vollgiltigen Menschen, den Träger der Kultur, in der Geschichte der Literatur und Kunst den wesentlichen Kern der Kulturgeschichte erblickt und hinstellt, sie sind so charakteristisch für die romantische Schule, daß jeder ihrer Koryphäen, abgesehen von der politischen Tendenz, nur so wie Professor Honegger die Kulturgeschichte hätte schreiben können.

Sieht man aber von dem Titel und dem in demselben enthaltenen Versprechen ab, so wird man viel Interessantes in dem Buche finden, manche originelle Auffassung und wirkungsvolle, frische Farbe in den Portraits. Ein eigentliches, einheitliches Ganze wird das Werk auch in den fünf Bänden nicht werden, auf die es berechnet ist.

Es sind mehr die Thurmspitzen, als die Grundsteine des Gebäudes der Kultur, welche man in dem Buche zu suchen hat, am Wenigsten der ganze Bau. Des zweiten Bandes erste Abtheilung soll den Titel führen: „Die Restauration in ihrem politischen Schwanken", die zweite Abtheilung: „Die Restauration auf ihrer reaktionären Höhe". Beide folgenden Bände umfaßt: „Das Julikönigthum und die Bourgeoisie"; der letzte Band endlich bringt einen „dialektischen Abriß über den gesammten Kulturgang unseres Jahrhunderts und seine Endresultate."

Man darf auf die Fortsetzungen gespannt sein, wenn sie auch keine „Grundsteine" bringen werden. Des Verfasses Appell findet gewiß Gehör: „Die Gebildeten, an deren Urtheil ich mich ausschließlich wenden kann, wollen nicht vergessen, welch' außerordentliche Schwierigkeiten und Mühen die hier ergriffene Aufgabe, das Arbeiten auf einem Felde ohne Schranken und voller Unsicherheiten, zu bewältigen hat. Freilich gilt auch in einem Sinne, der es hier anwendbar macht, Goethe's Wort: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister."

F. H.

Belgien.

Die niederländischen Sprachkongresse.*)

Am 31. August, 1. und 2. September d. J. wird im Haag der zehnte der niederländischen Sprachkongresse stattfinden, die vor zwanzig Jahren in's Leben gerufen wurden, um die gemeinsamen sprachlichen und literarischen Interessen der Nord- und der Süd-Niederländer, d. h. der Holländer und der vlamischen Belgier, zu besprechen und die Mittel ausfindig zu machen, die ohne Zwang zur allmählichen Vereinigung und vollständigen Identifizirung der beiden so wenig von einander abweichenden niederländischen Sprachzweige führen können. Eendragt maakt magt! „Eintracht macht Macht!" Dieses alte Losungswort der Niederlande ist nirgends so zutreffend, als auf dem Gebiete der niederländischen Sprache. Nicht stark genug, weder im Norden noch im Süden, um vereinzelt gegen den überwältigenden Einfluß der modischen Sprache und Sitte der Franzosen standzuhalten, werden Holländer und Vlamingen, vereinigt, die Ehre ihrer Sprache, ihrer Poesie und ihrer Literatur, die in Holland von den französirten höheren Ständen fast ebenso vernachlässigt ist, wie in Belgien, hochzuhalten und gegen jede Unbill zu schützen wissen.

Die niederländischen Sprachkongresse, die seit dem J. 1849 alle zwei Jahre, abwechselnd in Belgien und in Holland, stattfanden, haben allerdings schon Manches zur Ausfüllung der Kluft beigetragen, welche die Religionskriege des sechzehnten Jahrhunderts zwischen dem Norden und dem Süden herbeiführten und welche durch die von politischer Eifersucht und kirchlichem Fanatismus angestachelte belgische Revolution von 1830 noch vergrößert wurde. Namentlich sind der vom Kongreß bewirkte Kompromiß der Rechtschreibung des Holländischen und des Vlamischen, sowie die ebenfalls von ihm veranlaßte Herausgabe des großen „Niederländischen Wörterbuches" von de Vries und te Winkel, als zwei Grund- und Ecksteine des neuen, großen, achtunggebietenden, nationalen Gebäudes der Nord- und Süd-Niederlande anzusehen; aber noch ist dieses Gebäude nicht über seine Grundmauern hinausgekommen, und es fehlt noch viel bis es von dem vollen Kranze der Einigkeit und des erhebenden Bewußtseins gemeinsamer Nationalität gekrönt wird.

Noch stehen einander Nord- und Süd-Niederland ziemlich fremd gegenüber; noch ist sowohl in physischer als in moralischer Hinsicht eine große Kluft zwischen Beiden. Herr Max Rooses, der Verfasser der in der Anmerkung genannten Schrift zur Geschichte der niederländischen Sprachkongresse, sagt über das jetzige Verhältniß der beiden Bruderlande: „Das Zusammenwirken der Schriftsteller beider Länder ist sowohl auf literarischem als auf wissenschaftlichem Gebiete unbedeutend; zwar erschienen hüben und drüben Kalender und Zeitungen, die in ihren

*) De nederlandsche Taalcongressen. Door Max Rooses. Antwerpen: J. W. Marchand et Co. Amsterdam: H. J. van Kesteren, 1868.

Titeln die Bezeichnung Nord- resp. Süd-Niederland hatten, aber dies waren eben bloß Worte. Der buchhändlerische Verkehr Belgiens mit Holland ist schlechter organisirt und darum unbedeutender, als der mit Frankreich und Deutschland. Abgesehen von einigen Literaten, kennt unser (das belgische) Publikum besser die literarischen Erzeugnisse von Paris, die wissenschaftlichen Bücher und die Kunstwerke Deutschlands, als die unserer Sprachverwandten. Der Unterricht hat in beiden Ländern nichts mit einander gemein, als etwa das Eine Moment, daß die Muttersprache auf beiden Seiten verwahrlost wird*). Die Bühne hüben und drüben wird von verschiedenen Gesetzen beherrscht, und wenn es hier und da einmal vorkömmt, daß ein Schauspieler die Gränze überschreitet, um jenseits Gastrollen zu geben, so ist es doch noch nicht vorgekommen, daß auch ein Bühnenstück es so weit bringt, und es bleibt dann dem gedachten Bühnenkünstler nichts Anderes übrig, als in schlecht übersetzten (verdietschten) französischen Stücken aufzutreten, um zu zeigen, daß er sowohl nördlich als südlich vom „Rosenthal" heimisch sei."

Allerdings sind das seltsame und für den Ausländer kaum begreifliche Verhältnisse zwischen zwei dicht neben einander lebenden Volksstämmen, welche eine und dieselbe Sprache reden, lange Zeit eine und dieselbe politische und Kulturgeschichte hatten und noch jetzt in ihrem Kulturleben sich gegenseitig ergänzen, indem der eine Theil besitzt, was dem andern fehlt, da Belgien wesentlich ein produzirendes kunstfertiges Binnenland, Holland dagegen ein consumirendes, handeltreibendes Küstenland ist. In Belgien ist man, besonders seitdem Frankreich den im J. 1830 ausgeübten moralischen Einfluß auf die Gemüther verloren hat, von der damaligen Begeisterung für französische Zustände und von der Abneigung gegen das holländische Phlegma längst zurückgekommen. Die dortigen „Flaminganten" waren es, die den Gedanken zu dem ersten, im J. 1849 in Gent abgehaltenen Sprachkongreß faßten, zu welchem die holländischen Brüder freundlichst eingeladen wurden. Von jener Zeit datirt auch die sogenannte „vlamische Bewegung", welche die doppelte Aufgabe hat, einerseits dem antinationalen Geiste des „Fransquillonismus" entgegen zu arbeiten und andererseits die seit Jahrhunderten gedrückte und darum geistig heruntergekommene vlamische Volkssprache wieder zu heben. Die 2½ Millionen Vlamingen wandten sich an ihre 3½ Millionen zählenden holländischen Brüder, in der Hoffnung, daß, wenn erst die alten sprachlichen und literarischen Verbindungen wieder angeknüpft seien und neue gegenseitige Bildungs-Interessen wach gerufen hätten, dann auch politisch-nationale Sympathieen entstehen werden, welche die Selbständigkeit des einen wie des anderen Landes, gegenüber den Eroberungsgelüsten der Franzosen und — der Deutschen, garantiren würden.

Aber auf die erste sanguinische Einladung der Vlamingen ertheilte das phlegmatische Holland eine sehr kühle Antwort. Es erschienen auf dem ersten Kongresse in Gent zwar einige hochgeachtete holländische Literaten, wie van Lennep, Koenen, van Asch, van Wijk u. A., aber diese zeigten sich nichts weniger als geneigt, auf die Verbrüderungs-Vorschläge ihrer belgischen Kollegen unbedingt einzugehen. Selbst die ganz unschuldige Vereinbarung der Orthographie des Holländischen und des Vlamischen stieß auf Widerstand bei den Nord-Niederländern, unter denen die Herren van Lennep und Halbertsma den zu jedem Opfer bereitwilligen Vlamingen entschieden davon abriethen, ihre eigene alte Schreibweise abzuschaffen und die holländische dafür anzunehmen. Die vlamischen Vertreter Henrik Conscience und Vuylsteke traten dagegen mit aller Macht für die allgemeine Einführung der holländischen Orthographie ein. Es war ein seltsamer Kampf, in welchem jede Partei für das Recht der Gegner stritt und deren nachgiebiges Entgegenkommen ablehnte. Bei dem endlich zu Stande gekommenen Compromiß, der nachmals von den Regierungen beider Länder durch Einführung der neuen Orthographie in die amtlichen Erlasse sanctionirt wurde, haben freilich die Vlamingen ihren Willen durchgesetzt, indem die Holländer zugaben, daß alle Opfer von Jenen allein gebracht wurden, während sie selbst nur solche Neuerungen sanctionirten, die von ihnen schon seit längerer Zeit als wünschenswerth erklärt und auch bereits von einzelnen holländischen Schriftstellern eingeführt waren.

Auch das neue „Niederländische Wörterbuch" von de Vries und te Winkel, ein würdiges Seitenstück des Wörterbuches der deutschen Sprache von Jakob und Wilhelm Grimm und die beste Errungenschaft der niederländischen Sprachkongresse, trägt den Charakter jenes Leoninischen Bündnisses, bei welchem alle Nachgiebigkeit auf der einen und alle Zähigkeit auf der anderen Seite ist.

Allerdings können sich die Holländer auf die seit Jahrhunderten ungestörte, historische Ausbildung ihrer Sprache berufen, während die unter spanisch-österreichisch-französischer Herrschaft seufzenden Belgier ihre germanische Volkssprache, die von den spanischen und deutschen Habsburgern ebenso mißachtet wurde, wie von den französischen Präfekten, verkommen lassen mußten, so daß sie fast nur noch im Munde der Landleute sich erhielt und außer Gebetbüchern und Kinder-Fibeln kaum irgend ein gedrucktes Buch aufzuweisen hatte, bis in neuerer Zeit Männer wie Willems, Conscience, Heremans, Dautzenberg, Eman. Hiel, Frans de Cort u. A. den Sinn für vlamische Poesie und nationale Literatur wieder geweckt haben.

Inzwischen lassen die Belgier in ihren eifrigen Bewerbungen um die im J. 1830 verscherzte Gunst ihrer holländischen Brüder nicht nach. Sie fühlen immer mehr, wie nöthig ihnen ein inniger Anschluß an diese ist, da sie in ihrer nationalen Existenz nicht bloß von den Eroberungsgelüsten ihrer gallischen Nachbarn, sondern auch von dem antinationalen Gebahren ihrer wallonischen Landsleute bedroht sind. Letztere, statt einzusehen, daß es für die Selbständigkeit ihres eigenen, dem Umfange nach zwar kleinen, aber durch seine ehrenreiche Vergangenheit großen Landes eine Nothwendigkeit sei, den Ansprüchen der Vlamingen auf volle Gleichberechtigung ihrer Sprache nachzugeben, beharren steif und fest bei ihren mit der Muttermilch eingesogenen Vortheilen gegen Alles, was Holländisch heißt, und erklären es für eine Barbarei, wenn die Majorität ihrer belgischen Landsleute verlangt, daß im belgischen Parlament, in der belgischen Akademie, im belgischen Heere, auf belgischen Universitäten und Gymnasien, in belgischen Richter- und Magistrats-Collegien nicht bloß Französisch, sondern auch Vlamisch gesprochen werde und daß die in öffentlichen Aemtern Anstellung suchenden Wallonen ebenso gut Vlamisch lernen, als die Vlamingen, welche öffentliche Anstellungen suchen, Französisch.

Auf dem bevorstehenden zehnten niederländischen Sprach-Kongresse denken demzufolge die vlamischen Vertreter mit neuen

*) Auf dem vierten niederländischen Sprachkongresse hatte Herr Tideman nachgewiesen, daß es in ganz Holland nur sechs Gymnasien gebe, wo regelmäßiger Unterricht in der Landes- und Volkssprache ertheilt und daß auf allen niederländischen Schulen dieser Unterricht gegen den der fremden lebenden Sprachen, besonders des Französischen und Englischen, zurückgesetzt werde. D. R.

Verbrüderungs-Vorschlägen aufzutreten, deren Förderung und Ausführung sie den beiden Regierungen, der holländischen sowohl, als der belgischen, an's Herz legen wollen. Zu diesen Vorschlägen gehört: daß der Kongreß aus seiner Mitte eine historisch-diplomatische Abtheilung bilde, welche eine innigere Verschmelzung der beiderseitigen materiellen (Landes-Vertheidigungs- und Zollvereins-) Interessen, sowie der geistigen Beziehungen Hollands und Belgiens, sich zur Aufgabe stellen soll. In letzterer Beziehung wird vorgeschlagen, daß die holländischen und die belgischen Universitäten befugt sein sollen, Zeugnisse und Diplome auszustellen, die in beiden Ländern gleiche Kraft in Bezug auf die Anstellungsfähigkeit haben; die belgische Regierung soll ersucht werden, das holländische Unterrichts-System (Unabhängigkeit der Schule von der Kirche ꝛc.) in ihrem Lande einzuführen; die Stempelsteuer der Zeitungen und Zeitschriften (in Holland) ist abzuschaffen, damit deren Eingang in das andere Land erleichtert werde; eine niederländische Theater-Akademie ist zu errichten, um die Bühnenkunst beider Länder zu fördern und um die belgische Theater-Tantième für holländische Bühnendichter einzuführen; dem gegenseitigen literarischen und buchhändlerischen Verkehr sind durch die Gesetzgebungen beider Länder die Wege zu ebnen.

Werden alle diese Vorschläge wirklich zu Anträgen gemacht und finden diese nicht bloß bei den Kongreßmitgliedern, sondern auch bei den stets anwesenden königlichen Regierungs-Commissarien hinreichende Unterstützung, so kann der bevorstehende zehnte niederländische Sprachkongreß einen wichtigen Abschnitt in der Kultur- wie in der politischen Geschichte Hollands und Belgiens bilden. In Deutschland wird man mit lebhafter Theilnahme den Verhandlungen dieses Kongresses folgen.

Joseph Lehmann.

England.

Geschichte der Aufklärung in Europa, nach Lecky. *)

Thom. Buckle war in unserem Jahrzehend, vielleicht überhaupt, der Erste, welcher die Geschichte der modernen Völker aus dem großen Gesichtspunkte behandelte, daß dieselbe in den äußern Ereignissen und in den hervorragenden Persönlichkeiten nur die Symptome ihres eigentlichen Gehaltes, der fortlaufenden Entwickelung des menschlichen Geistes, angebe und daß der Geschichtschreiber auf diese innere Entwickelung, auf den Fortschritt der „Civilisation" sein Hauptaugenmerk richten müsse. Dieser Auffassung folgend, ist jetzt ein noch jüngerer Forscher, ein Irländer von Geburt, W. E. Hartpole Lecky, aufgetreten, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, einem der wichtigsten Bestandtheile der europäischen Civilisation, nämlich der religiösen und wissenschaftlichen Aufklärung, welche sich in einem gewissen Grade die Hauptculturvölker Europa's zu eigen gemacht haben, in ihrem tiefern Grunde nachzugehn, sie in ihrem inneren Zusammenhange mit anderweitigen Einflüssen darzustellen und ihre eigenen Wirkungen lebendig hervortreten zu lassen. Anders, als der Theologe, sagt er, beurtheilt der unparteiische Beobachter der menschlichen Meinungen ihren Werth und Charakter. Er frägt nicht wie jener blos nach, ob sie wahr oder falsch seien, indem er dies durch Prüfung der ihnen zu Grunde liegenden Argumente feststellt, sondern er verfolgt die Ursachen ihres Ursprungs und ihres Verfalls, die er in dem allgemeinen intellectuellen Zustande der Zeit wahrnimmt. Ohne daß er der Freiheit des Einzelwollens und des Einzelurtheils zu nahe tritt, findet er dennoch sowohl in der Geschichte der Sitten, als in derjenigen der Ansichten gewisse allgemeinere Tendenzen, welche den verschiedenen Zeitabschnitten eine bestimmte Richtung geben und von deren Einfluß sich auch die Stärksten und Begabtesten nicht frei machen können. In ihnen spiegeln und verkörpern sich vielmehr diese Richtungen am Entschiedensten, da sie ihre Vertreter und Schöpfer zugleich sind.

Indem sich Lecky seine Aufgabe enger begränzt, bestimmt er die Geschichte der Aufklärung dahin, daß sie den Gedankengang oder die Urtheilsrichtung, die in den letzten drei Jahrhunderten in Europa ein entscheidendes Uebergewicht erlangt hat, zur Anschauung bringen solle. Das Eigenthümliche dieser Zeit im Verhältniß zur früheren besteht darin, daß sie das Dogma der Vernunft und dem Gewissen unterzuordnen geneigt ist, in den Erscheinungen der Geschichte die natürlichen an die Stelle der wunderbaren Ursachen setzt, die verschiedenen Systeme der Theologie als Ausdruck der jeweiligen Bedürfnisse betrachtet und in der Sittenlehre nur das vom Gewissen Geforderte als Pflicht anerkennt.

Die Hauptschwierigkeiten in der Darstellung dieser Umgestaltungen, die nicht blos in einer einfachen Aufzählung der Thatsachen bestehen darf, sind folgende: Um ein großes Glaubenssystem zu verstehen, muß man auf den Standpunkt desselben eingehen und sich seine Ueberzeugungskraft und Glaubwürdigkeit vorstellig machen. Vermögen nun schon Gegner in der Gegenwart sich schwer auf den anderseitigen Standpunkt zu stellen, so wächst diese Schwierigkeit, wenn sich die Untersuchung auf Meinungsformen erstreckt, die keine lebenden Vertreter mehr haben, wenn es Denkweisen gilt und Gruppirung von Begriffen, die längst geschwunden sind und bei denen man den Punkt angeben soll, wo sie aus der Selbstverständlichkeit, dann aus der Ehrwürdigkeit, der Billigung, der Zulassung heraustraten, um erst angezweifelt und allmählich angefochten, mißbilligt und endlich entschieden verworfen und bestattet zu werden. Dazu kommt, daß man den wirklichen mit dem herkömmlichen Bekenntnißglauben nicht verwechseln darf, welchen ein Zeitalter den Worten und Formen gemäß scheinbar noch festhält, weil mit ihm gewisse bestehende Interessen oder eine ewige Wahrheit verknüpft sind, während er thatsächlich von einem fortgeschrittenen bereits verdrängt ward.

Das Gesagte findet zunächst seine Anwendung auf die Erklärung des abnehmenden Sinnes für das Wunderbare. In dem Kampfe des Lichtes mit der Finsterniß standen „Magie und Hexerei" auf dieser, die „Wunder der Kirche" auf der andern Seite. Fünfzehn Jahrhunderte schien die Bibel auf klarste Weise die Wirklichkeit von Hexenkünsten zu bestätigen, und nicht blos Geistliche, sondern auch Gesetzgeber und scharfsinnige Richter urtheilten demgemäß und brachten Tausende von unschuldigen Opfern auf die Folter und auf's Schaffot. Langathmige Werke wurden darüber geschrieben und gelehrte Erörterungen über einen Gegenstand gepflogen, der heutzutage einfach als thörichtes Product des lächerlichsten Aberglaubens gilt. Besteht etwa der Grund dieses Umschwunges darin, daß jetzt Jedermann im Stande ist, abschließende Beweise gegen die Existenz der Magie

*) Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung (Rationalism) in Europa, von W. E. Hartpole Lecky. Uebersetzt von Dr. H. Jolowicz. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung, 1868.

zu liefern? — Keineswegs. Ihre Verwerfung ist vielmehr das Ergebniß einer allmählichen, doch tiefen Veränderung der in Europa vorwaltenden Geistesrichtung. Alles, was wir über die ungenügende Natur der Geständnisse auf der Folter, über Betrug und Bosheit der Ankläger sagen können, hätte auch in den finstern Zeiten des Mittelalters gesagt werden können. Das Aufhören der Anklagen war die Folge und nicht die Ursache der Anzweiflung. Der Fortschritt ward nicht durch eine absichtliche Propaganda, durch irgend ein bedeutendes Buch oder einen berühmten Schriftsteller bewirkt; er war nicht die Folge eines Sieges von Beweisgründen über die Gegenbeweise, sondern die Bewegung war eine ganz stille und unmerkliche, erfaßte zuerst die den theologischen Einflüssen am wenigsten ausgesetzten Kreise, verbreitete sich dann über alle gebildeten Laien und bemächtigte sich schließlich auch der Geistlichkeit.

Die Entstehung des Begriffes der Magie fällt in jene Zeitalter, in welchen der Glaube fast das ausschließliche Werk der Einbildung ist, wo die Religion auf dem Schrecken beruht und ihre Lehren die Geistesregungen der Massen erdrücken, wo ihre furchterregenden Bilder sich mit den Truggestalten des Alters und Unglücks, der Krankheit und erschütternder Naturerscheinungen mischen. In einer Zeit, in welcher die Lehre von den bösen Geistern gilt, die Lehre von unsichtbaren Wesen mit übermenschlicher Macht, rastloser Geschäftigkeit und großer Bosheit, welche die körperlichen Functionen der Menschen beherrschen, Wunder bewirken und zukünftige Begebenheiten voraussagen, wäre es schwerer, die Hexerei zu verwerfen, als sie anzunehmen. Wo wir daher den Glauben an sie und die Mitwirkung des Teufels im Weichen finden, da können wir auch auf eine vorausgegangene Abnahme der Lehre von den bösen Geistern schließen. Der Naturmensch giebt sich mehr der Furcht vor den schrecklichen Naturerscheinungen, Epidemieen, Hunger, Erdbeben u. s. w., als der Dankbarkeit für die wohlthätigen Wirkungen der Naturgesetze hin. In jeder Art Krankheit, welche den Geist beunruhigt, in Allem, was befremdend und schauderhaft ist, fühlt er sich überwältigt von dem Uebernatürlichen. Vollständig unbekannt mit der Folgenkette, welche die mannigfachen Theile der Schöpfung verbindet, lebt er in beständiger Furcht vor dem, was er für die eigenthümlichen Thaten der bösen Geister hält. Da er sie fortwährend in seiner Nähe fühlt, sucht er natürlich mit ihnen in Verbindung zu treten, sie durch Geschenke zu gewinnen, sich mit ihrer Macht zu wappnen. Hervorragende Fähigkeiten, welche von der Menge absondern, rufen dann leicht den Verdacht hervor, besonders wenn sie mit gewissen Eigenthümlichkeiten gepaart sind, daß sie in den bösen Geistern ihren Grund haben, und so entsteht der Glaube an Hexerei und ein Haß gegen diejenigen, welche ihrer Ausübung verdächtig werden. Jemehr man sie fürchtete, desto mehr war man bestrebt, sie zu strafen und zu vernichten. Die römischen Kaiser lobten die Magier, die ihren Absichten dienten, verfolgten andere, welche ihrem Interesse im Wege standen, und verboten das Wirken derselben außerhalb ihrer eigenen Höfe. Die Christen der ersten Jahrhunderte entdeckten, von der Furcht vor den Gegnern bestimmt, eine teuflische Beeinflussung in jeder heidnischen Lebensregung und sahen die ganze Welt in das Reich Gottes auf der einen Seite und in das des Satans auf der andern getheilt. Insiedem gegen ihr Werk gerichteten Angriff erblickten sie eine unmittelbare That des Teufels, in den prächtigen Bräuchen und Anstalten der heidnischen Priester ein besonderes Kunstwerk desselben.

Diese Anschauung erhielt durch die platonischen Theorieen, welche in ihrer alexandrinischen Gestalt die alten Kirchenlehren ganz beherrschten und die „Dämonen“ als Vermittler zwischen der unzugänglichen Gottheit und der Menschenwelt annahmen, beträchtliche Pflege. Tertullian hat diese bösen Geister in ein vollständiges System gebracht und alle heidnischen Gottheiten, Jupiter, Venus, Mars u. s. w., zu den verschiedenen Vollstreckern ihrer schlimmen Absichten gemacht. Von den christlichen Kaisern ward das Heidenthum daher nicht als solches, sondern als Magie ausgerottet, deren Stärke und Wirken man nicht läugnete, die man jedoch gerade deshalb als eine böse Macht zu vernichten strebte. Das niedere Volk jedoch, obgleich man ihm sagte, daß es durch heidnische Bräuche sich einer mächtigen und schlechten Geisterschaar ergebe, blieb noch Jahrhunderte bei derselben und suchte sie mit der christlichen zu verschmelzen. Durch diese Mischung ward der Aberglaube des Mittelalters erzeugt. Alle Menschen, selbst die heiligsten, hatten Versuchungen des Teufels, der bald in verlockender, bald in abschreckender Gestalt erschien, jedoch durch geringe Mittel, ein Kreuzeszeichen, einen Tropfen Weihwasser, besiegt ward. Gerade diese Leichtgläubigkeit hielt den Terrorismus fern. Die unbestrittene Gewißheit der Teufelserscheinnng, aber auch ihrer Ungefährlichkeit, welche durch so einfache Mittel erreicht ward, machte strengere Maßregeln dagegen überflüssig. Nur den ungewöhnlichen Erscheinungen von Sonnenfinsternissen, Pest, Regenbogen u. s. w. glaubte man stärkere Ursachen und kräftigere Abhilfe zuweisen zu müssen. Daher die strengen Strafen bei solchen Gelegenheiten, Strafen, welche dem Gesetze des Diocletian entnommen, in Deutschland und Frankreich so lange in Kraft blieben. Mischte sich mit diesem Aberglauben eine gewisse Gelehrsamkeit und Freidenkerei, so entstanden jene wunderlichen Werke, wie das von Michael Psellus (11. Jahrh.), in welchen die Operationen der Dämonen auf's Genaueste geschildert wurden und welche den spätern Inquisitoren als Urkunden für ihre Beweise und für das Zutreffen der Indicien dienten.

Aber im 12. Jahrhundert trat die Sache in eine neue Phase. Die allgemeine Wiederbelebung der lateinischen Literatur, die langunterbrochene Wißbegierde nach reiner weltlicher Kenntniß, die scharfen Zweifel Abälard's, die Wirkung des Philosophen Averroës, die astronomische Wissenschaft, die dem Geiste der Zeit gemäß zur Astrologie wurde, erzeugten eine heftige Reaction der kirchlichen Autorität, welche natürlich in jeder Auflehnung gegen den orthodoxen Lehrbegriff nichts anderes, als eine Anstachelung des Satans erblickte und in jedem Zweifel die nothwendige Folge seiner Existenz. Daher hielten sich diejenigen, die vom Geiste des Skepticismus ergriffen wurden, in der Regel selbst auf's Höchste gefährdet und glaubten jeden Fortschritt in der Erkenntniß, jede Milderung des Abscheues vor Heiden und Muhammedanern einem Werke des Bösen in ihrer Brust zuschreiben zu müssen. Die Kirche aber begann ihr Schreckenssystem gegen solche in der geistigen Atmosphäre liegende Ketzerei. Das Spiel mit dem Teufel ward zum verhängnißvollen Ernst, der Spott machte düstern und feierlichen Maßregeln Platz, die Geißelbrüder erhoben sich, deren rauhe Disciplin die Volksphantasie entzündete, Innocenz III. führte die Inquisition ein, und die Hinrichtungen wegen Ketzerei nahmen ihren verderblichen Lauf. Das war die Folge des Conflicts zwischen einem schwachen Fortschritt und der unbeugsamen Kirche. Dazu kam der schwarze Tod, der den vierten Theil der Bewohner Europa's hinraffte und mit dem stürmischen Wogen der Gefühle auch die Gedanken verwirrte. Zahllose Wahnsinnsformen herrschten damals; die verbreitetste jedoch war, überall satanisches Wirken

um sich her zu sehen. Wenn solcher Wahn auf die niedern Volksklassen beschränkt bleibt, ist er nicht so schädlich; wenn er aber die Gesetzgeber und Päpste, Priester und Inquisitoren beherrscht, dann lodern die Scheiterhaufen, und der daraus hervorgehende Schrecken wirkt auf's Neue wahnerzeugend.

Niemals war die Macht der Einbildung stärker und wurden die Gemüther unwiderstehlicher auf das Wunderbare und Satanische hingedrängt, als im Jahrhundert der Reformation. Luther selbst, vom Gefühl moralischer Unwürdigkeit und von intellectuellen Zweifeln gequält, unter schweren Kämpfen und oft zwischen entgegengesetzten Schlüssen den Untersuchungen religiöser Gegenstände hingegeben, betrachtete jedes Ereigniß in diesem theologischen Dunstkreis. Er glaubte fest an den Teufel, der bei jedem schmerzlichen Schwanken über die Lehren mit ihm ringe, und schärfte mit Nachdruck die Pflicht ein, die Hexen zu verbrennen. Bode, der gründlichste Staatsphilosoph, wandte seine ganze Gelehrsamkeit und Geistesschärfe an, den erwachenden Skepticismus über das Hexenwesen zu unterdrücken. Die Befähigung bietet keine Gewähr gegen den Irrthum, wenn die Vernunft sich einzig damit beschäftigt, die von der Kirche aufgestellten Prämissen zu entwickeln und zu erweitern; ja der Befähigte wird oft der Leichtgläubigste, weil ihm die Entdeckung von Analogieen, die statt des Beweises dienen, am Besten gelingt. Die Bibel ward mit vieler Scheinsamkeit zur Erhärtung der Wunder herangezogen. Zweifelte man, daß ein altes Weib in wenigen Minuten hundert Meilen auf einem Besenstiel durch die Luft reiten könne, so wurde man durch den Hinweis auf das Beispiel Christi, den der Teufel durch die Luft auf die Zinnen des Tempels getragen, oder durch dasjenige Habakuk's und Philippus' zum Schweigen gebracht, die aus einem Lande in's andere durch den Geist getragen wurden. Man fühlte gar kein Bedürfniß, diese Wundergeschichten mit der Erfahrung in Einklang zu bringen, weil der Geist der Menschen von einer Ideenverbindung erfüllt war, die mit der Erfahrung keinen Zusammenhang hat.

Ein gewisses Mißtrauen regte sich gerade zu einer Zeit, als die Hexenfurcht am Wildesten wüthete und einige Priester die Bestürzung dadurch zu dämpfen versuchten, daß sie die Wirklichkeit des Verbrechens in Frage stellten. Dies geschah in Köln 1487; doch verdammte eine daselbst abgehaltene Versammlung der Universitätslehrer mit Schärfe diese Auflehnung, und ebenso ward ein anderer Widerstand gebieterisch zurückgewiesen, der an einigen Orten durch die unzähligen Hinrichtungen entstand. In ein System brachte Weier 1563 diesen innerhalb des Hexenglaubens erwachten Skepticismus, indem er in seinem Buche „De Praestigiis Daemonum" den Nachweis versuchte, daß die Hexen zwar wirklich vom Teufel besessen seien, aber keineswegs mit ihm einen Pact schlössen, sondern von ihm getäuscht und geblendet würden. Weier bildet mit seinem mäßigen Fortschritt das verbindende Glied zwischen der alten und neuen Zeit, indem er zwar die Sphäre des Uebernatürlichen anerkannte, aber doch offen das Vergießen unschuldigen Blutes vor den Fürsten Europa's beklagte und die Berufung auf die Schrift als irrthümlich nachwies.

Eine ganz andere Sprache redet Montaigne, bei welchem der alte theologische Maßstab der Wahrscheinlichkeit vollständig beseitigt, die Liebe für das Wunderbare wie ein Traum geschwunden und durch einen scharfen weltlichen Menschenverstand ersetzt ist. Ihm erscheint es viel sicherer, daß unsere Sinne uns täuschen, daß Zungen lügen, als daß Hexen die behaupteten Thaten vollbringen. Dadurch, daß er von der Leichtigkeit überzeugt war, mit welcher der menschliche Geist in den Begebenheiten der Geschichte einen Widerschein seiner vorgefaßten Meinungen entdeckt, und von der Raschheit, mit welcher Systeme der Einbildung in einem leichtgläubigen Zeitalter aufgebaut werden, wurde er zum Repräsentanten des modernen und aufgeklärten Geistes. Dreizehn Jahre nach Montaigne schrieb Charron sein berühmtes Buch über „die Weisheit" in einem Geiste, welcher schon viel entschiedener verneinte, als der seines Vorgängers, bis nach und nach der ganze Gegenstand des Hexenglaubens mit jenem Tone spöttischen Lächelns behandelt wurde, den wir im Zeitalter Voltaire's wahrnehmen.

Einen ähnlichen Verlauf, wie in den katholischen Ländern nahm die Geschichte der Hexerei auch in den protestantischen. Man kann jedoch nicht leugnen, daß hier, wie z. B. in England, dabei der Geist der Mäßigung waltete, daß die Geistlichkeit nicht die schwersten Strafen verlangte und nicht auf die Tortur drang. Nur in Schottland, wo der Puritanismus seine düstersten Lehren verbreitete, wo die geistige Knechtschaft sich am meisten ausbildete und mit unerbittlicher Tyrannei das Leben von der Geistlichkeit beherrscht wurde, zeigte auch die Hexerei nur das zurückgeworfene schreckliche Bild dieses allgemeinen traurigen Zustandes. In dem Maße, als der Charakter der Theologie dort härter und unbarmherziger war, trat auch die Bestrafung der Hexen mit ausgesuchterer Qual und Zähigkeit auf. Die sinkende Bewegung ging viel langsamer vor sich, und Kapitain Wurt berichtet von einer Frau, die noch 1727 wegen Zauberei verbrannt wurde.

So ist denn der Grund dieses Glaubens nicht in einem engern Kreise von Lehren, sondern in dem allgemeinen geistig-religiösen Zustande der Zeiten zu suchen, in denen er blühte. Aus einer bestimmten Temperatur des Denkens hervorgegangen, stärkte ihn ein theologischer Kampf, welcher Terrorismus und Leichtgläubigkeit verband, zu einem kräftigern Leben, während er unter dem Einflusse jener großen rationalistischen Bewegung erblich, die seit dem siebzehnten Jahrhundert von allen Seiten auf die Theologie eindrang.

Dr. Imman. Heinr. Ritter.

Frankreich.

Die Gräfin von Chalis.

Sittenroman von Ernst Feydeau.

Die französische Gesellschaft muß erschrecken vor den Spiegelbildern ihrer selbst, die ihr von den modernen Schriftstellern gezeigt werden. Die Sittenverderbniß der höheren Stände ist augenblicklich das Lieblingsthema derselben. Die Gräfin Chalis ist der dritte Roman, der die vornehme Dame als Dirne schildert.

Der Prozeß Clémenceau und der Graf von Camors waren die Vorgänger in dieser Richtung; man kann sie nicht eigentlich eine unmoralische nennen, denn sie gibt sich das Ansehen als wolle sie eine Strafpredigt über den Verfall der Moral halten. Aber man kann sie als gefährlich bezeichnen diese Richtung, denn indem sie die Sünde verdammt, schildert sie dieselbe mit so viel Glück und Farbenpracht, mit so viel Beredsamkeit und Verschönerung, daß sie ein schwaches Menschenherz ärger berückt wie die Schlange im Paradies und es lüstern macht die süße verbotene Frucht kennen zu lernen, was auch die schrecklichen Folgen davon sein mögen.

Da werden die gefallenen Weiber ins Schöne gemalt und mit allem Zauber ausgestattet, dessen die Feder nur fähig ist; keiner der Schriftsteller macht sich einen Vorwurf daraus, daß er recht gut weiß, wie weit die Wirklichkeit hinter seinen Schilderungen zurückbleibt. Die Sünderinnen sind keineswegs immer so schön wie der Roman sie erscheinen läßt; das Entstellende ihres Treibens und Lebens wird immerdar seinen Stempel auf ihre Züge drücken, wenn sie auch wirklich körperlich so vollkommen wären, wie sie gewöhnlich nicht sind. Man beobachte nur näher, es finden sich sicherlich vielfache Mängel an ihrer Erscheinung und ihre innere Häßlichkeit wird jedenfalls immerdar eine Rückwirkung auf ihre schaugestellte äußere Schönheit ausüben.

Durch die fortwährende Exaltation der Bewunderung wird auch das schärfste Auge endlich getäuscht, und es kommt bald so weit, daß die jungen Männer blindlings annehmen, eine Frau, die sündigt, müsse mächtige Reize haben. Beweise für diesen Irrthum liegen in den festgeschlungenen Verhältnissen, die wir heutzutage so oft zwischen jungen Männern und alten häßlichen Damen beobachten können. In den meisten Fällen von Bezauberungen durch moderne Liebe, begreift man nicht, wodurch sie hervorgebracht sind.

Daß Feydeau seine Gräfin Chalis mit allen Reizen ausschmückt, versteht sich von selbst; er gibt ihr außer der glänzendsten Schönheit auch noch Reichthum, eine hohe Geburt, einen edlen liebenswürdigen Mann und holde Kinder. Aber all dies Glück genügt ihr nicht, sie sucht Lebensgenuß wie kaum ein Wüstling es vermöchte.

Ein weiblicher Don Juan ist ein widriges Geschöpf und jedenfalls schlimmer als ein männlicher. Der Urtypus eines solchen wird wenigstens immer ohne Familienbande gedacht; Feydeau aber schildert die verheiratete Frau, die Mutter in dieser Entwürdigung! Es ist in der That kaum glaublich, daß ein Schriftsteller sich so weit verirren, daß er wagen kann zu behaupten, er zeichne nach der Natur!

Die schöne Gräfin befindet sich in einem Badeort; ein Prinz und ein junger Professor sind ihr nachgereist. Mit Ersterem hat sie bereits Liebesbriefe gewechselt, die sie gern zurückerhalten möchte, weil sie ihren Ruf gefährden könnten. Der Professor liebt sie und ist bereit, sein Leben für sie zu lassen, ist aber überzeugt, daß er niemals die kleinste Gunst von ihr erlangen wird. Er erfährt, daß der Prinz die Briefe der Geliebten nicht gutwillig herausgeben will und beschließt, um sie zu erlangen, ein Dieb zu werden.

Nachdem er die Schatulle des Prinzen erbrochen hat, eilt er mit den geraubten Briefen zu der Gräfin Chalis; sie ist überglücklich und springt dem schüchternen Räuber an den Hals. Zum Lohn erhält der Professor die Stelle des Prinzen!

Der Rausch verbotener Liebe, in welcher der bis dahin unverdorbene junge Mann verfällt, läßt ihm doch noch einige lichte Augenblicke. Er sagt: „Ich war glücklich; die Wolken, welche zuweilen zwischen mir und der Gräfin sich erhoben, schwanden bald wieder und ließen unser Liebesglück nur noch heller strahlen. Aber nichtsdestoweniger quälte mich die Unersättlichkeit der menschlichen Natur; es gab Tage, an denen ich in tiefe Traurigkeit versank. Die Reinheit der Geliebten zu bezweifeln, trieb es mich unwiderstehlich; wenn ich die Vorgänge betrachtete, die sie in meine Arme geführt hatten, verminderte sich der Werth meines errungenen Glücks und mit blutendem Herzen mußte ich mir sagen: sie hat sich an den Prinzen weggeworfen, an diesen Mann ohne Geist, ohne Sitten, der gar nichts besaß, um den Fehltritt einer Frau begreiflich oder entschuldbar zu machen. Sobald man aber erst hat angefangen, zu untersuchen, zu grübeln über die Worte Leidenschaft und Pflicht, so wird die grelle Wahrheit bald genug hervorbrechen. Es dauerte deshalb auch nicht lange, daß ich neben dem strafbaren Verhältniß zu dem Prinzen, es fast eben so schmachvoll fand, daß die Gräfin so rasch meiner Liebe Gehör geschenkt hatte. Ich mußte mir sagen, daß sie eigentlich nur meine kühne That damit bezahlt gemacht hatte und daß ein jeder Andere in gleichem Falle denselben Lohn empfangen haben würde. Das schmerzte mich tief. Auch der Gedanke war mir qualvoll, daß die Gräfin verheiratet war, daß sie ihren Gemal betrog, indem sie mich liebte, daß sie strafbar war, auch wenn er sie vielleicht vernachlässigt, verlassen hatte; ich fühlte mich unbefriedigt, unglücklich. Und es war natürlich, denn es ist ein tiefes Bedürfniß der Menschenseele, achten zu können wo man liebt.

„Der berechtigte Stolz des Mannes verlangt es dringend, daß die geliebte Frau in der öffentlichen Meinung denselben hohen Rang einnimmt, wie sie es in seinem Herzen thut.

„Der Besitz der schönsten Frau, um die alle Männer mich beneidet hätten, die mein Herz entzückte, befriedigte mein Gewissen nicht. Wie oft dachte ich mit der größten Bitterkeit, wenn sie mit mir auf Einer Stufe geboren, wenn sie ein junges Mädchen gewesen wäre, dem ich meinen Namen mit meiner Liebe geben konnte, so würden alle diese demüthigenden Schmerzen mir erspart worden sein. Die Ehe würde unser Glück nur erhöht, nicht vermindert haben.

„O ihr leichtfertigen Frauen, man hat es euch noch nie genug gesagt, euch in die Ohren sollte man es schreien, daß euer Liebhaber euch ewig mit einer geheimen Verachtung in die Arme schließen wird, wenn ihr auch noch so liebenswerth seid und wenn eure Männer auch noch so schuldig euch gegenüber sein sollten. Darin liegt eure Strafe für den Fehltritt, o wüßtet ihr es nur vorher, ihr wäret gerettet.

„Es kann kein Glück aus unreiner Quelle entspringen, man kann nicht ruhigen Gewissens die Gattin eines Andern lieben! Wer wahrhaft glücklich in der Liebe sein will, der heirate ein junges Mädchen, daß er sie zuerst lehren kann!"

Trotz dieser richtigen Erkenntniß seines Unrechts, fährt der junge Professor fort, die Gräfin zu lieben; er folgt ihr nach Paris und macht das Weltleben mit durch, wie sie und ihre leichtsinnige Umgebung. Er versucht zwar zuweilen, die Geliebte zu heben, zu unterrichten, zu ermahnen, wenigstens ihre Pflichten als Mutter zu erfüllen. Er wird von ihr ausgelacht, aber nicht aus dem Netz entlassen. Er verschwendet sein kleines Vermögen, er verliert seine ehrenvolle Anstellung, er geräth in wirkliches Elend und will nun den letzten Strohhalm der Rettung ergreifen, Paris verlassen und in der Provinz arbeiten und vergessen. Aber die Schlange des Verderbens läßt ihn nicht los; auf eine erneute Liebesversicherung baut er noch einmal seine ganze Existenz! Die Ueberwindungskunst der Geliebten und die Lebensnoth zwingen ihn, die Stelle als Erzieher bei den zwei Knaben der Gräfin anzunehmen. Er faßt nun zwar den festen Vorsatz die strafbare Beziehung zu derselben abzubrechen, da er in dieser Stellung sie noch schlimmer, noch verdammungswürdiger finden muß als zuvor.

Indessen wird sein Gefühl auf eine harte Probe gesetzt; als Hausgenosse entdeckt er sehr bald, daß der einst so stolz verabschiedete Prinz wieder in Gnaden aufgenommen worden ist und sogar so viel Einfluß auf die Gräfin gewonnen hat, daß er sie in notorisch schlechte Gesellschaft führt.

Die Halbwelt von Paris bestrebt sich bekanntlich viel glän-

zender, verschwenderischer und genußreicher zu leben, wie die ganze Welt. Die Damen der ersteren oder man sollte sie eigentlich nicht so nennen, sondern sie richtiger ihrem Gewerbe gemäß bezeichnen, also die Buhlerinnen, die Courtisanen übertreffen an Reichthum der Toilette und Eleganz der Equipage meistens die wirklichen Damen der vornehmsten Kreise. Es ist schon öfter von bewährten Schriftstellern darüber gesprochen worden, daß der Neid und die Neugier die Frauenkrankheit der Neuzeit sind und daß die Sehnsucht, sich in der Nähe sehen zu können, die beiden Feldlager der Weltdamen erfüllt.

Als Repräsentantin der Halbwelt wird Florence geschildert, eine schöne Brünette, die sich die Haare fuchsroth gefärbt hat und davon sehr reich geworden ist. Der Prinz ist einer ihrer eifrigsten Anhänger und weiß es zu vermitteln, daß die Gräfin Chalis mit ihr in Berührung kommt. Anfangs ist der Abstand zwischen den beiden Rivalinnen noch so groß, daß die Gräfin es als die größte Beleidigung ansieht, wenn ein Herr im Theater mit der Courtisane gesprochen hat und gleich nachher zu ihr selbst sich wendet, also aus einer Loge in die andere geht, als gehörte Florence zur guten Gesellschaft.

Nur wenige Monate später ist die Gräfin schon so wenig streng mehr, daß sie einer Auktion wegen, die Florence bei sich veranstaltet, die Vergünstigung von der Courtisane erbitten läßt, die schönen Sachen vorher in Augenschein nehmen zu können.

Unter diesen schönen Sachen befindet sich ein Halsband von echten Perlen im Werthe von einer halben Million Franken. Obgleich die reiche Gräfin kein Geld, sondern Schulden hat, wünscht sie doch glühend, dies Halsband zu besitzen. Sie erniedrigt sich so weit, mit der Courtisane darüber in Verhandlung zu treten und schließlich das kostbare Stück von der Hand des Prinzen als Geschenk anzunehmen. Dieser will seinen theuern Kauf wenigstens gehörig ausnutzen und bringt es auf geschickte Weise unter die Leute, wem er das kostbare Halsband geschenkt hat.

Auf's Aeußerste empört, hat der junge Professor nichts Eiligeres zu thun, als den Prinzen zum Duell zu fordern, in der festen Ueberzeugung ihn tödten und dadurch die Geliebte vor seinen Nachstellungen retten zu können. Er wird jedoch selbst schwer verwundet, während der Prinz unversehrt davonkommt.

Auf dem Krankenbett wird der unglückliche Duellant von tugendhaften Entschlüssen heimgesucht; er ist im Begriff, nach seiner Heimat abzureisen und das verbrecherische Verhältniß mit der Gräfin gänzlich zu zerreißen. Da kommt sie in sein Zimmer gestürzt, gerührt von seiner Verwundung ihretwegen, die sie erst spät erfahren, und kettet ihn wieder mehr als jemals an sich.

Während er noch schwankt zwischen Reue und Wonne, erfährt er, daß der Gemahl der Gräfin angelangt ist. Er erwartet nun nichts anders, als daß dieser egoistische Tyrann, wie ihn die Geliebte ihm stets geschildert hat, den jungen Hauslehrer bei Seite schaffen wird, was er selbst auch ganz in der Ordnung finden würde.

Es kommt indessen zu seiner Ueberraschung ganz anders; der Graf ist ein edler liebenswürdiger Mann, der nur seiner Kränklichkeit halber auf Reisen in südlichen Gegenden verweilen mußte. Er scheint Vertrauen zu dem Lehrer seiner Kinder zu fassen, dessen stilles, bescheidenes Wesen und tiefes Wissen ihm offenbar gefallen. Er gesteht ihm sogar beim Abschiede, als die Aerzte ihn abermals fortschicken, daß er sehr unglücklich mit seiner Frau lebe, und bittet ihn, dieselbe zu beobachten, zu beschützen und wenn ihr Leichtsinn zu unverhohlen hervorträte, es ihm mitzutheilen. Die tiefste Beschämung bemächtigt sich bei diesem Zwiegespräch des Schuldigen; nur die Rücksicht auf die Gräfin, die er nicht verrathen darf, hält ihn ab, dem Grafen zu Füßen zu fallen und seine Verzeihung zu erflehen. Dieser nimmt ihm sogar noch das Versprechen ab, daß er die Kinder nicht verlassen wolle; wie ein Galeerensclave ist der Unglückliche an seine verbrecherische Lage gefesselt.

Nach der Abreise des Hausherrn bemächtigt sich der Prinz wieder gänzlich der jungen Frau; er schließt sich sogar zuweilen mit derselben stundenlang ein. Der Professor, von Eifersucht gequält, öffnet einmal mit Gewalt die Thüre, und wie beschäftigt findet er das Paar? Der jungen schönen Gräfin hängen die Kleider und die Haare in wilder Unordnung; sie weint und blutet, denn sie wird von ihrem Geliebten durchgeprügelt! Der Prinz, ein wilder Russe, hat auf diese Weise öfter seine Launen an ihr ausgelassen.!

Als er den Hauslehrer kommen sieht, entflieht er, und die Gräfin schwört, sie wolle sich der unwürdigen Bande entledigen, ihn nie wiedersehen. Drei Tage später geht sie heimlich mit ihm in die Salons der Courtisane Florence, wo hoch gespielt wird.

Dem Grafen die Mittheilung von dieser Verworfenheit seiner Gemahlin zu machen, vermag der einstige Geliebte derselben dennoch nicht; rathlos steht er am Abgrunde, bis endlich der Tag des Gerichtes über die Schuldigen hereinbricht, indem der beleidigte Gatte von anderer Hand benachrichtigt wird. Er kehrt heim und läßt seine Frau in das Irrenhaus sperren, weil er den Scandal eines Scheidungsprozesses seinem Namen nicht aufbürden will. Den russischen Prinzen ermordet er, wie der Arzt seiner Ehre. Den schwachen Liebhaber überläßt er der Strafe seines eigenen Gewissens. Man erzählt sich in Paris, daß Feydeau mit diesem Roman ein Strafgericht über sein eigenes Haus ausgeübt. F. von Hohenhausen.

Baltische Provinzen.

Die baltischen Provinzen, von Julius Eckardt.*)

I.

Zur Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands.

Aus dem Munde baltischer Deutschen kann man häufig die Klage vernehmen, der Deutsche in Deutschland interessire sich so gar wenig für das Schicksal der Stammesgenossen in den russischen Ostsee-Provinzen. Wenn dieses der Fall ist, so liegt der Grund dafür, zum Theil wenigstens, in dem Uebelstande, daß man von den vergangenen wie den gegenwärtigen Zuständen dieser einst deutschen Colonie sich bisher nur mit großer Mühe ein richtiges Bild machen konnte. Der Verfasser des von uns zu besprechenden Buches sagt in seiner Vorrede mit Recht: „Mit dem Zeitpunkt der russischen Herrschaft an der Ostsee verstummen diejenigen Darstellungen der liv-, ehst- und kurländischen Landesgeschichte, bei denen Beobachter der Gegenwart sich Raths erholen könnten, so vollständig, daß aus der 140jährigen Epoche, welche zwischen 1720 und 1860 liegt, nur Ein Kapitel, das von der Conversion zahlreicher Letten und Ehsten zur griechischen Kirche in weiteren Kreisen bekannt geworden ist." Ist es

*) Die baltischen Provinzen Rußlands. Politische und kulturgeschichtliche Aufsätze von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker und Humblot, 1868.

schwierig, von Deutschland aus in die Vergangenheit der Ostsee-Provinzen einen irgend tiefen Blick zu thun, so ist es wahrlich nicht leichter, von dem gegenwärtigen Zustande dieses Küstenstriches eine sichere Anschauung zu gewinnen.

Wohl erschienen in den letzten Jahren nicht selten Broschüren und Journal-Artikel, welche von dieser oder jener sozialen, politischen oder kirchlichen Frage des baltischen Landes handeln; diese Broschüren und Aufsätze sind aber zum größten Theil mitten aus der Aufregung des Kampfes herausgeschrieben; es fehlt ihnen meist die objektive Ruhe, welche dem ferner stehenden Beobachter Vertrauen einflößt, oder sie beziehen sich wohl auch auf so spezielle Dinge, daß sie dem am Kampfe direct Betheiligten zwar vollständig geläufig, dem mit den Einzelheiten der Bewegung nicht Vertrauten aber nur schwer zugänglich sind. Dazu kommt, daß zur richtigen Beurtheilung der gegenwärtigen Zustände, sowohl in Bezug auf die politische als auch die Rechtsfrage, die Kenntniß der Vergangenheit unumgänglich ist, und diese, wie oben bemerkt, kaum beschafft werden kann. Allerdings enthalten Zeitschriften, wie die „Baltische Monatsschrift" sehr schätzenswerthes Material zur Orientirung in baltischen Dingen, aber auch die „Balt. Mtschr." hat naturgemäß vor Allem das baltische Publikum im Auge, bei welchem sie eine genauere Kenntniß der heimischen Angelegenheiten voraussetzen darf, als diejenige der Leser in Deutschland ist. Es fehlt, daß wir es kurz sagen, an übersichtlichen, objektiv gehaltenen Darstellungen aus der Vergangenheit und Gegenwart Liv-, Ehst- und Kurlands.

Herr Julius Eckardt, früher einer der Redakteure der „Riga'schen Zeitung", jetzt an der Redaktion der „Grenzboten" betheiligt, hat unter dem oben genannten Titel eine Reihe von Aufsätzen, welche theils in den „Grenzboten", theils in der „Balt. Monatsschrift", der „Riga'schen Zeitung" ꝛc. erschienen sind, auf's Neue veröffentlicht, und wir sagen ihm dafür unseren Dank; denn, obgleich die einzelnen Essay's nicht in unmittelbarer Verbindung mit einander stehen, so gewähren sie doch, nach einander gelesen, einen Ueberblick über die Vergangenheit des Ostsee-Landes bis in die neueste Zeit hinein. Wir werden sowohl mit der äußeren als der inneren Geschichte der baltischen Provinzen bekannt gemacht. Das Buch ist mit Wärme geschrieben; man liest aus jedem Worte die herzliche Theilnahme des Verfassers an den von ihm geschilderten Dingen heraus. Dabei ist die gehörige Unparteilichkeit gewahrt. Der Verfasser bemüht sich nicht, wie es nicht selten von baltischen Deutschen geschieht, wirklich Ueberlebtes als noch lebensfähig, als der eigenthümlichen geschichtlichen Entwickelung gemäß und deshalb unantastbar darzustellen. Er gehört offenbar einer Richtung an, welche die vom Zeitgeiste geforderten Reformen in einer die gegebenen, geschichtlich gewordenen Verhältnisse auf Schritt und Tritt berücksichtigenden Weise durchgeführt wissen möchte.

Herr Eckardt ist weit davon entfernt, das Verhalten der alten Ordensritter und ihrer Nachkommen zu der lettischen und ehstnischen Bevölkerung des Landes beschönigen zu wollen. Auf Seite 7 heißt es: „Ihre wichtigste Aufgabe hatte die heermeisterliche Zeit (mit diesem Ausdrucke wird in Livland herkömmlich die Unabhängigkeits-Periode bezeichnet) ungelöst gelassen; der Stolz der Colonisten, der sich an dem thörichten Bewußtsein sonnte, daß auf baltischer Erde die Begriffe „Herr" und „Deutscher" identisch seien, hatte vor der Germanisation der Ureinwohner des Landes zurückgescheut, diese ihrer alten Barbarei überlassen und auf die tiefste Stufe menschlichen Daseins herabgedrückt. In dumpfer Verzweiflung trug der träge, apathische Lette das Joch strenger Leibeigenschaft, das ihm die Eroberer, päpstlichen Bullen und kaiserlichen Decreten zum Trotz, aufgebürdet hatten, während der störrische Trotz des Ehsten zähneknirschend an den Ketten rüttelte, in welche ihn der Sieger geschlagen. Das stolze Gebäude an der Ostsee war auf schwankenden Grund gebaut, und was die Ahnherren zu thun unterlassen, konnten die Enkel nicht mehr oder doch nicht rechtzeitig nachholen."

Ebenso vorurtheilsfrei spricht sich der Verfasser über das Gebahren des Adels und des zünftigen Bürgerstandes in der Zeit, da die Küste der Ostsee bereits russisches Land geworden, aus: (Seite 18.) „Die Privilegien, welche die Livländer mit Recht als die Heiligthümer ihres öffentlichen Lebens hoch hielten, waren zugleich die Ursachen der Stagnation und Armuth, in welche das Land versank und aus der es sich erst in der zweiten Hälfte des philosophischen Jahrhunderts mühsam emporarbeitete; zugleich mit der Herrschaft der lutherischen Kirche und der deutschen Sprache hatte der Adel sich das Recht zu ausschließlichem Güterbesitz gesichert, hatten die Städte sich den Fortbestand uralter Zunftordnungen und Schragen ausbedungen, welche die wirthschaftliche Entwickelung ihrer Bewohner niederhielten. Nicht nur gegen die „undeutschen" Mitbürger, die Letten und Ehsten, und das andringende russische Element suchte der Eigensinn der alten Corporationen sich abzuschließen; es war ihnen zugleich daran gelegen, möglichst hohe Schranken zwischen halb- und vollbürtigen Stammes- und Standesgenossen aufzurichten....... So absorbirten müßige Händel zwischen Edelleuten und Landsassen, zwischen Zunftmeistern und Bönhasen (unzünftigen Handwerkern), Eifersüchteleien zwischen städtischen und ritterschaftlichen Behörden und Autoritäten, die übrig gebliebenen Kräfte, zerstörten jedes gedeihliche Zusammenwirken der verschiedenen Elemente und brachten die baltischen Deutschen um die Achtung ihrer neuen Beherrscher."

Von großem Interesse ist, was der Verfasser in dem Aufsatze: „Anno 1765" über die, in die zweite Hälfte des achtzehnten (des „philosophischen") Jahrhunderts fallenden ersten Versuche, das Loos des leibeigenen Bauern zu mildern, berichtet, von Interesse schon deshalb, weil man aus diesen Versuchen ersieht, wie weit und tief der Einfluß der „Aufklärungs-Literatur" gedrungen war, denn im Namen der „retablirten Menschenrechte" trat der wackere Landrath, Karl Friedrich Schoultz, Freiherr von Ascheraden und Römershof, für den Bauernstand ein. Freilich steht der freisinnige Baron um das Jahr 1765 mit seinem Reformversuche ganz vereinzelt in der Mitte seiner Standesgenossen da, welche die unbeschränkte Leibeigenschaft der Bauern als eines ihrer heiligsten Privilegien ansahen. Als er durch ein von ihm selbst ausgearbeitetes Bauern-Gesetzbuch die ihm auf seinen Gütern zustehenden Rechte feierlich beschränkte, „trat bei seinen Standesgenossen und Landsleuten eine allgemeine Verbitterung und Verstimmung gegen den kühnen Neuerer ein." Noch größer ward die Aufregung, da Schoultz auf dem Landtage des Jahres 1765 auf Annahme und Ausdehnung analoger Beschränkungen der Leibeigenschaft auf die gesammte Provinz antrug. In dem „Receß", in welchem er diesen Antrag motivirte, hieß es u. A.: „Setzen wir uns nicht selbst Schranken, wählen wir nicht selbst Richter zwischen uns und unsern Bauern, so ist nichts gewisser, als daß uns solche Schranken gesetzt werden, die uns nicht accomodiren, und solche Richter angewiesen werden, die wir selbst zu verbitten alle Ursache hätten. Vergeblich will man uns mit der Hoffnung schmeicheln, daß eine solche Gewalt durch Vorstellungen aufge-

hoben werden könnte. Wenn wir auch glauben sollten, daß alles Uebrige durch Vorstellungen zu redressiren sei, so wird man doch nimmer uns zu Gefallen die einmal retablirten Rechte der Menschheit aneantiren und, so zu sagen, aus Menschen wieder Vieh machen." — Nach einer glaubwürdigen Tradition umringte nach Beschluß der Schoultz'schen Rede ein Haufe zu blinder Wuth erhitzter Patrioten den kühnen Sprecher und wurde die Drohung ausgestoßen, ihn aus dem Fenster zu stürzen — „ihm zu wohlverdienter Strafe, Anderen zum abschreckenden Exempel". — Seine Anträge wurden vollständig verworfen, ausdrücklich erklärt, daß die jetzige Leibeigenschaft, weil nicht in der Barbarei, sondern in dem „natürlichen Genie der Nation" begründet, sehr wohl „neben der Humanität bestehen könne" und schließlich beschlossen, alle vorhandenen Exemplare des Ascheraden-Römershof'schen Bauerrechts „wegen der funesten Folgen, welche Druck und Divulgirung desselben" haben könnten, anzukaufen und zu asserviren. Wie die Tradition wissen will, sind die aufgekauften Exemplare sogar verbrannt worden. Wie kurzsichtig waren die Herren, da sie meinten, durch die Verbrennung einiger Exemplare der Reformvorschläge ihres freisinnigen Landsmannes dem Geist der Zeit Halt gebieten zu können. Die Ideen von Menschenrecht und Menschenwürde, welche das Zeitalter auf seine Fahne geschrieben hatte, ließen sich nicht — verbrennen. Immer auf's Neue klopften sie an den Thoren des alten Ordenslandes an. Hätte man ihnen doch zeitig aufgethan!

Auf demselben Landtage geschah „seitens der Staatsregierung ein vorbereitender Schritt zur Besserung der bäuerlichen Zustände". Bereits im Jahre vorher hatte die Kaiserin Katharina II., die bekanntlich in regem Verkehr mit einigen der Hauptvertreter der französischen „Aufklärung" stand und wenigstens in der ersten Periode ihrer Regierung die aus dieser Schule hervorgegangenen Humanitäts-Ideen in ihrem Reiche zu verwirklichen bemüht war, während eines Besuches in Riga „den Vertretern der Ritterschaft wiederholte und nachdrückliche Bedeutungen darüber zu Theil werden lassen, daß das Maß der auf dem Bauerstande ruhenden Lasten beschränkt und eine Abgränzung zwischen den Rechten dieses und des Adels vorgenommen werden müsse". Auf dem Landtage nun ließ der General-Gouverneur der Versammlung eine Reihe von „Propositionen" vorlegen, unter denen Nr. 3 sich ausschließlich mit dem „Elend der Bauern" beschäftigte, „so J. M. auf Allerhöchst Ihrer Passage durch die Province Livland wahrgenommen und das durch zahlreiche, an den Thron gelangte Beschwerden bestätigt sei". — Der Adel fühlte sich durch die Anträge der Regierung „in seinen heiligsten Rechten gekränkt und bedroht", mußte aber, wie schwer es ihm auch wurde, einige Concessionen machen. Man versprach u. A. das Maß der zur Zeit bestehenden Lasten nicht zu erhöhen, binnen Kurzem bekannt zu machen, „wie viel man nehmen wollte"; das von dem Bauer erworbene Vieh, Geld und Getreide sollte hinfort sein Eigenthum bleiben, sobald derselbe dem Herrn Nichts schuldig sei, „obgleich Alles, was der Bauer hat, so wie er selbst, wahres Eigenthum des Herrn ist". Wenn ein Erbherr den vorstehenden Bestimmungen nicht nachkomme, sollte dem Bauer deshalb ein Klagerecht beim Ordnungs-Gericht zustehen. — Doch von vorneherein war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. „Klagen durfte der Bauer erst, wenn er seinem Herrn wegen erlittener Schädigung „Vorstellungen" gemacht hatte. Klagte er unnütz, d. h. blieb er den Beweis seiner Beschwerden schuldig, so sollte er das erste Mal mit zehn, das zweite Mal mit zwanzig öffentlich ertheilten Ruthenstreichen, das dritte Mal mit einjähriger Festungsarbeit bestraft werden. Die Richter, an welche er sich zu wenden hatte, waren unter allen Umständen Standesgenossen des Beklagten, ständische Wahlbeamte, deren Wiederwahl von der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit der eingesessenen Gutsbesitzer abhängig war."

Wir sehen: die Concessionen des Adels waren zum großen Theil nur scheinbar. Mit Recht sagt der Verf.: „Ihre schwache Seite — und diese steht im Vordergrunde — bestand in dem vollständigen Mangel an rechtlichen Garantieen für die thatsächliche Innehaltung der Gränzen, welche die Ritterschaft der Willkür ihrer Glieder gesetzt hatte."

Aber der Zeitgeist ließ sich nicht mit scheinbaren Concessionen beschwichtigen. „Das Jahr 1765 bezeichnet den Ausgangspunkt einer Reihe von der russischen Regierung unermüdlich beantragter und verfolgter Reformacte, welche erst in den letzten Jahren ihren Abschluß erreicht haben."

Doch nicht nur die Regierung strebte eine Besserung der Lage des Bauernstandes an, auch aus der Gesellschaft ließen sich von Zeit zu Zeit Stimmen vernehmen, die dem baltischen Adel die ungeschminkte Wahrheit sagten. Der interessante und lehrreiche Aufsatz: „Erinnerungen an Garlieb Merkel" macht uns mit den patriotischen, der persönlichen Gefahr kühn in's Auge sehenden Reformbestrebungen eines Mannes vertraut, der in Deutschland nicht von seiner vortheilhaftesten Seite, nämlich als ästhetischer Kritiker und erbitterter Gegner Goethe's bekannt ist. Mit feinem psychologischen Takte wird uns hier der Entwickelungsgang des jungen Merkel vorgeführt. Es wird uns gezeigt, wie der Sohn des für Voltaire schwärmenden freigeistigen Pfarrers schon als Knabe in der Bibliothek des Vaters, die er planlos durchstöberte, die Ideale findet, denen er sein Leben lang treu blieb; wie in dem Jünglinge, welcher einem Kreise strebsamer Altersgenossen angehörte, die unter dem Einflusse der französischen Aufklärung und des in Deutschland neu erwachten geistigen Lebens standen, zuerst der Gedanke auftauchte, die hohen Ideen von der Würde des Menschen, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen, an den unglücklichen im tiefen Elende schmachtenden Letten zu realisiren. Unermüdlich arbeitet er nun an dem Werke, das ihm selbstverständlich viel Feindschaft, aber auch die Anerkennung der Besten seiner Landsleute eingetragen und eine tief einschneidende Wirkung auf die Beurtheilungsweise der agrarischen Verhältnisse der Ostsee-Provinzen geübt hat. Im Jahre 1796 erschien Merkel's Buch: Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts, „das Produkt der argen Verhältnisse, unter denen es entstanden, und des Freiheitssinnes, den ein begeisterter Jüngling tief in seinem Innern mit sich herumgetragen hatte, inmitten einer Umgebung, die weder ihn, noch das Jahrhundert verstand. Mit der begeisterten Rücksichtslosigkeit der Jugend fragte er wenig nach dem geschichtlichen Proceß, dessen natürliches Resultat die Leibeigenschaft in Livland war, nicht nach den Folgen, die der unternommene kühne Schritt für ihn selbst haben konnte. „Ich fühlte, hier sei von einem Selbstopfer die Rede, das sich von Niemand fordern ließe und von Niemand erwarten, den nicht sein eigener Geist dazu drängte. Ich faßte den Entschluß, selbst dieses gefährliche Geschäft zu übernehmen, nicht den Ankläger Einzelner zu machen, sondern des ganzen Verhältnisses, durch das solche Abscheulichkeiten und das allgemeine Elend zweier Völker möglich wurden."" Herr Eckardt theilt am Schlusse des Aufsatzes mehrere, zu verschiedenen Zeiten geschriebene Briefe, u. A. auch einen Brief Heinrich Zschokke's an Merkel mit, die sowohl für die Beurtheilung des Buches, als auch für die Stimmung, die es in den zeitgenössischen Lesern hervorrief, von Wichtigkeit sind.

Abessinien.

Amerikanische Enthüllungen in Bezug auf die abessinische Frage.

Atlantic Monthly, die Yankee-Monatsschrift, bringt interessante Aufschlüsse über die eigentlichen Veranlassungen des letzten abessinischen Krieges. Im englischen Parlament giebt man vor, die Ernennung Plowden's zum Consul, die Erhebung des früheren intimen Freundes von König Theodorus zum politischen Vermittler, sei des Streites Ursach gewesen. Aber die eigentlichen Keime sind älter, nur der erweckende Anstoß neueren Datums.

Die Nebenbuhlerschaft Englands und Frankreichs in Asien und Afrika — seit 1801 unverkennbar — ist auch hier im Spiel. Beide Mächte, nachdem sie sich in Algerien und Aden eingenistet, schickten ihre Dampfer das Rothe Meer hinauf, erwarben Häfen an seinen Küsten, sandten Expeditionen, Commissionen und Agenten, Missionare und Handwerker in das Herz Abessiniens und warben um Sympathien und — Handelsverbindungen. Die Engländer, wie immer, weniger zartfühlend, knüpften ihr Seil an den allerempfindlichsten Zweig abessinischer Stammesfeindschaft und machten dem Könige Versprechungen, die zu halten sie nie gedachten; wir meinen den fanatischen Haß des Volkes gegen die Türken, gegen Aegypten. Schon Bell, der „hundetreue" Freund Theodor's, mochte diese Hoffnung genährt haben, und Plowden, der Dritte im Freundschaftsbunde, durfte von seinem Amtssitz in Massoa, als ägyptischer Consul, auf 300 Meilen sich entfernen, um an den inneren Verwickelungen Abessiniens und seinen Bürgerkriegen Theil zu nehmen, durfte ungestraft Theodor anreizen, sich der türkischen Küste des Rothen Meeres zu bemächtigen, durfte mit amtlicher Vollmacht englische Unterstützung zusagen, wenn Theodor sich bereit fände, den Briten einen Hafenplatz einzuräumen und einen Consul anzunehmen. Wie tief der Fanatismus im Volke wurzelt, zeigt sich, wenn einer der abessinischen Granden, Ras Welled, ganz naiv solchen Versprechungen mit der Frage entgegentritt: „Wenn England so mächtig ist, warum vertilgt es die Türken nicht?" (Why don't she use up the Turk?) Der König theilte diesen Haß; er, einst Räuberhauptmann Li Kassa, hatte sich selbst „König Theodor" getauft, und dieser Name ist seinem Volke gleichbedeutend mit: „Kreuzfahrer gegen den Muselmann"; er mochte auch fühlen, daß es für ihn kein Rasten auf der emporstrebenden Bahn gebe, daß Krieg nach Außen am Besten die vielfachen Auflehnungen hochgeborener Fürsten gegen ihn, den Enkel Salomo's, beschwichtigen könne. Er schrieb einen enthusiastischen Brief an die englische Königin und eröffnete den Feldzug gegen Aegypten. Der Brief blieb zwei Jahre lang ungelesen in eines untergeordneten Staatsbeamten Schubfach, und als endlich die Antwort kam, lautete sie: „Es erscheint der englischen Regierung wünschenswerth, sich von jeder abessinischen Verbindung fern zu halten"; gezeichnet: John Russell.

Lord Stanley steht nicht an, dieses Schriftstück als einen „faux-pas" zu bezeichnen, und Mr. Layard sagt im Parlament, man hätte fortfahren sollen, Theodor's sorgsam erzogene Hoffnung wenigstens so lange zu erhalten, bis die englischen Bürger Zeit gefunden, sich aus des Löwen Höhle zu flüchten. Solche Aeußerungen genügen, Theodor's Zorn über Schmach und Enttäuschung als wohlbegründet hinzustellen. Dazu kommt, daß sein ganzes Wesen eine traurige Veränderung erfahren. Seine beiden englischen Freunde, Bell und Plowden, waren im Kampfe für ihn, schon 1860, gefallen; beide waren seine Lebensretter gewesen, wurden von den eigenen Unterthanen, wenn auch rebellischen, ermordet; der pathetische Charakter des Königs war in seinen Grundfesten erschüttert. Wer kann leugnen, daß er 1860 mit dem Ruhme eines afrikanischen Alfred des Großen hätte ins Grab steigen können? Er hatte Frieden, Segen und Einheit für sein Volk schaffen wollen, und dieses Volk zwang ihn, eine Armee von hunderttausend Mann zu erhalten, an allen Enden des Reiches zugleich zu sein, um die mit elastischer Kraft sich immer wieder erhebenden Empörungen niederzudrücken. Zudem hatte das Menschenleben in diesem Reiche und unter solchen seit Jahrhunderten sich neu gebärenden Zerrüttungen keinen Werth; an Blut gewöhnt, opferte Th. seinem Schmerz um die gemordeten Freunde und seinem Zorn über die Zügellosigkeit des Volkes, seinem Grimm über verfehlte Ideale, ganze Menschen-Hekatomben, fünfzehnhundert Rebellen. Dieser Ausbruch offenbaren Wahnsinns ist der Anfang einer neuen, gräßlichen Periode. Der nüchterne, thatkräftige Mann wurde schwach, schwankend, Trunkenbold, Thier. Er, der zwanzig Jahre in treuer Ehe mit einem Weibe gelebt, und zwar in einem Lande, wo Ausschweifung keine Schande mit sich führt, hält sich nun einen Harem von weit über hundert Weibern; raubend und mordend zieht er mit seiner soldlosen Armee von Provinz zu Provinz; sein Reich zerbröckelt; Haufen von Leichen faulen auf den Marktplätzen der Städte; zehntausend Stück Rindvieh werden in einem Anfall von „Humor" zum Tode verurtheilt, ein Theil der Armee von dem Rest massakrirt, Rebellenweiber in Wachstuch gewickelt und wie Lichter verbrannt, Füße abgehauen, Glieder verstümmelt, kurz alle Greuel einer uralten Zeit leben hier auf, wie Gespenster in der Morgendämmerung.

Unter solchen Umständen scheint es kaum erforderlich, für Theodor's Verfahren gegen die fünfzig britischen und deutschen Gefangenen Gründe zu suchen; und doch haben es die Engländer nicht an besonderen Veranlassungen fehlen lassen. Kurz nach dem Eintreffen jenes Russell'schen Briefes entfernt sich der Consul Cameron ohne Abschied aus dem Lager des Königs, wie ein Flüchtling, und geht an die ägyptische Gränze — um, sagt er, die Kämpfenden zu beschwichtigen. Theodor wird durch den Sekretär Cameron's, Monsieur Bardel, zu dem Argwohn erweckt: Jener wolle ihn und seine Kriegspläne dem Muselmann verrathen. Dieser Bardel spielt überhaupt eine große Rolle; er ist Intimus, übersetzt dem Könige allerlei bissige Artikel französischer Blätter, die ein Comte de Bisson in großer Menge verfertigt, und giebt ihm Andeutungen, daß der englische Gouverneur in Aden einem der Rebellenhäuptlinge unbegränzte Vorräthe von Waffen, Pulver u. s. w. übermittle, um aus dem Rothen Meere einen englischen Fischteich und aus Abessinien eine „County" zu machen, und bringt auch die damals in englischen Blättern grassirende Sottise gegen Theodor, dem man nachsagte, er habe in jenem Briefe der Königin einen Heirathsantrag gestellt, unter sein grollendes Auge.

Diesem politischen Kapitel reiht sich das religiöse an. Der Bischof Gobat in Jerusalem hielt es für seine heiligste Pflicht, die Glaubensatmosphäre Abessiniens zu läutern. Aber der Abuna, der abessinische Papst, ist diesen anglikanischen Neuerungen ebenso wenig freundlich gesinnt, als der König Theodor selbst, welcher vielmehr geschickte Handwerker ins Land ziehen will. Was thut der Bischof? Flugs werden einige Missionäre ihrer Reverenden entledigt, mit ein paar Handgriffen in der Drechsler-

und Zinngießer-Sphäre ausgerüstet und als Handwerker eingeschmuggelt. Theodor gab sich nun alle Mühe, um die technische Geschicklichkeit ihrer Natur zu entwickeln. Eine Kutsche wird gebaut, siehe da, auf der ersten Fahrt bricht sie zusammen; eine Kanone wird gegossen, beim ersten Schuß fliegt sie nach allen Himmelsgegenden auseinander. — Die Missionare ihrerseits waren nicht gewillt, ihre Glaubensleuchte unter den Scheffel zu stellen, und entfalten also, gegen des Königs Verbot, die göttliche Seite ihrer Natur bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit. Daß dergleichen zu Reibungen Veranlassung geben mußte, liegt auf der Hand. Zwei unverkappte Missionare, Stern und Rosenthal, Landsleute, folgten ihnen auf dem Fuße, wurden aber von Theodor gegen die Juden und Galla-Gefangenen als Bekehrer ausgesandt. Zum Unglück muß Herr Stern auch photographische Neigungen haben und giebt obenein dem von Bardel aufgereizten Könige Anlaß zu dem Verdacht, man wolle der zukünftigen besseren Eroberung halber sich im Lande orientiren.

Herr Stern ist überhaupt derjenige Stein, über den der Krieg stolpernd ins Land fiel. Er hatte alle seine Vorbereitungen zu einem Bekehrungszuge gegen die Juden — Falaschas genannt — getroffen (es war im Jahre 1863) und verabschiedete sich beim König durch Vermittelung zweier Dolmetscher. Diese Interpreten ziehen sich durch irgend eine Patzigkeit den Grimm Seiner Majestät zu; sie werden durchgeprügelt und sterben vor Sonnenuntergang. Herr Stern in seiner Aufregung beißt sich auf den Finger — ein mimisches Zeichen der Verbissenheit und beabsichtigten Rache für den Abessinier; auch er wird geprügelt, in Ketten gelegt und in eine stallartige Hütte gesperrt.

Consul Cameron giebt sich alle Mühe, seine Befreiung zu bewirken; da legt der König ihm mit dem Briefe Russell's ein Buch des Herrn Stern vor, in Londoner Verlag erschienen, und streicht ihm eine Stelle mit Rothstift an, worin er selbst als „Semi-savage“, Halbwilder dargestellt wird. Consul Cameron schweigt und theilt Stern's Schicksal. Ihm folgen die Missionare und Handwerker mit Weib und Kind, ungefähr fünfzig Personen. — Die Behandlung, welche sie im Gefängniß erfuhren, ist weit verschieden von der Monotonie unserer Strafanstalten. Heute müssen sie hungern, morgen werden sie mit Wein, Kuchen und Braten traktirt; heute frieren sie auf harter Erde, morgen werden sie auf Teppiche und Polster gesetzt; heute prophezeit ihnen der Zorn des Königs den Feuertod, morgen öffnet er die Schleusen seines Wohlwollens, überschüttet sie mit Gunstbezeugungen, läßt sie frei umherspazieren, trinkt ihnen zu und weint wie ein Kind, wenn er an seine todten Freunde, Plowden und Bell, erinnert wird; am nächsten Tage aber erscheint ein Haufen Kerkermeister, beladet sie mit Ketten und wirft sie in ein unterirdisches Verließ. Zum Glück sind sie — alle fünfzig, Männer, Weiber und Kinder, fast immer beisammen und trösten sich gegenseitig. Fünf Jahre lang leben sie unter diesen Wechselfällen königlicher Laune, und es ist ein Beweis der wunderbaren gesunden klimatischen Verhältnisse Abessiniens, daß Keiner von ihnen eine wesentliche Benachtheiligung seiner Gesundheit erfahren.

Das Verhalten der englischen Regierung ist sicherlich sehr gemäßigt zu nennen. Nach verschiedenen Versuchen, durch Briefe den König zu gewinnen, wird im August 1864 Hormuzd Rassam, ein Syrier, der schon in mancherlei politischen Missionen seine Geschicklichkeit bewiesen, von Aden mit Empfehlungen des koptischen Bischofs zu Alexandrien an ihn abgesandt. Rassam ist der Ansicht, Theodor warte nur auf Lösegeld, und verspricht ihm brieflich einen Schatz von Geschenken, wenn er die Gefangenen in Freiheit setze. Es ist kaum zu verwundern, daß er in Folge dessen in Massoa über ein Jahr sich aufhalten mußte, ohne einer Antwort gewürdigt zu werden. Endlich, als eben die Regierung seine Zurückberufung beschlossen, wird seine Reise nach Gondar an den abessinischen Hof ermöglicht. Nichts kommt der Höflichkeit gleich, welche bei seinem Empfange und dem seiner Geschenke entwickelt wurde: Alles bereitet sich vor, das unheilvolle Land zu verlassen; — da plötzlich verändert sich abermals die königliche Miene, und die kaum Aufathmenden sehen sich genöthigt, „alter Freundschaft halber“ ihre unfreiwilligen Behausungen wieder zu beziehen, Rassam und Gefolge mit ihnen.

Es ist schwer, diese Wendung auf Arglist, Wahnsinn oder Beleidigung zurückzuführen. Theodor gab vor, Cameron habe der königlichen Höflichkeit eine finstere Haltung entgegengebracht und sich ohne Abschied entfernen wollen — die Eingeborenen aber, englischen Quellen zufolge, erzählen, daß während der Entlassungs-Gastereien schon die Gefängnisse neu befestigt wurden und das Haus für Rassam schon seit Monaten bestimmt gewesen. Auch soll Theodor geäußert haben: „Rassam wird von der englischen Königin sehr hoch geschätzt, sie soll mich gut für ihn bezahlen.“ Die Quellen sind zu parteiisch gehalten, um über Theodor unbedingt den Stab brechen zu können; doch ist anzunehmen, daß die Engländer einem Wahnsinnigen gegenüber sich mit aller Vorsicht benommen.

Nachdem noch einige Vermittelungs-Bemühungen fehlschlugen, folgte endlich Lord Stanley der öffentlichen Stimme des englischen Volkes, als er im April vorigen Jahres die Kriegserklärung an Theodor abschickte. Alles ist über Erwarten gut abgelaufen. Die Gefangenen, welche Niemand lebend vorzufinden hoffte, sind befreit. Es zeugt von einem Geist, dem Großmuth näher liegt als die Tücke des „Semi-savage“, daß der abessinische Held, wie in einer echten Tragödie, für sich eine Kugel hatte, der hilflosen fünfzig Europäer aber schonte — trotz Wahnsinn, Erbitterung und afrikanischen Blutes.

Wir fürchten, Abessinien — jetzt wüst im Rücken der englischen Armee, der Hungersnoth und Anarchie preisgegeben, wird durch den hohen Begriff, den es von britischer National-Ehre erhalten, wenig geläutert werden. Der Weg des Fortschritts wird hier noch ein sehr verschlungener sein; und doch war dieses Volk schon vor drei Jahrhunderten in sittlich-sozialer Hinsicht den Europäern ebenbürtig, bis römisch-katholischer Einfluß es innerlich zerrüttete.

Kleine literarische Revue.

— **Länder- und Städtebilder.***) Herr Dr. Laubert setzt in dem vorliegenden Bändchen die Galerie von Länder- und Städtebildern fort, in welche er zunächst das Publikum seiner Vaterstadt Danzig in der Form von Vorträgen eingeführt. Thüringen, Wien und Paris sind es diesmal, die Herr Laubert zum Gegenstand seiner Vorträge macht. In Thüringen sind es vorzugsweise die durch Erinnerungen an Schiller und Goethe geheiligten Stätten von Schwarzburg-Rudolstadt

*) Dritte Folge. Von Dr. E. Laubert. Danzig, A. W. Kafemann, 1868.

und Sachsen-Weimar, bei denen der betreffende Vortrag mit Liebe verweilt. Wir selbst schreiben diese Notiz in Ilmenau nieder, dem anmuthigen Bergstädtchen, in welchem Goethe eine seiner ersten Sommerfrischen, die er in diesen Landschaften verlebte, und dann auch wieder die letzte, kurz vor seinem Ableben, genossen. Auf dem Gückelhahn, dieser Hochwald-Warte Thüringens, befindet sich das Goethehaus, in welchem der Dichter im J. 1780 das schöne Lied „Ueber allen Wipfeln ist Ruh!" zuerst an der Wand niedergeschrieben. Als Goethe am 28. August 1831 seinen letzten Geburtstag in Ilmenau feierte, besuchte er wieder das Häuschen auf dem Gückelhahn und las still vor sich hin die von ihm dort vor mehr als fünfzig Jahren niedergeschriebenen Worte:

„Die Vöglein schweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest Du auch!"

wobei der greise Dichter (wie von noch lebenden Augenzeugen erzählt wird) eine Thräne nicht unterdrücken konnte. Und bald ruhte auch er, der es gesungen: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh!" — Herr Laubert, der dies und vieles andere Poetische und Anmuthige aus Thüringen berichtet, wird durch seine Darstellung manche Leser verlocken, gleich uns diese an so vielen historischen und dichterischen Erinnerungen reiche, liebliche Landschaft aufzusuchen.

— **Arnstein.***) Der neueste Roman des fruchtbaren und beliebten Schriftstellers Gustav vom See schildert in seiner ersten Abtheilung die Schicksale eines blutjungen Offiziers aus altgräflichem Hause, der den Fahnen des corsischen Eroberers nach Rußlands Eisgefilden folgt und nach unsäglichen Drangsalen erst wieder nach Deutschland zurückkehrt, als dieses sich bereits von den Ketten der Fremdherrschaft frei gemacht hat, ohne jedoch aus dem Völkerkampfe die „Freiheit, die ich meine", die staatliche Freiheit und Selbständigkeit davonzutragen. Hugo Graf von Arnstein findet bei seiner Rückkehr nach Deutschland nur das Grab seiner jungen, schwärmerisch geliebten Gattin, die ihm bis an die äußerste Gränze gefolgt ist und kann trotz aller seiner Nachforschungen keine Spur von der Tochter, die sie ihm wenige Tage vor ihrer Trennung geboren, auffinden; das Kind ist, so heißt es, mit seiner Pflegerin auf der Flucht von Kosacken ermordet worden.

Die zweite Abtheilung des Buches führt uns nach der Rheingegend, wo Schloß Arnstein, des Grafen Stammburg, liegt. Sechszehn Jahre sind seit der Schlacht bei Leipzig verflossen, Deutschland schläft im tiefsten Frieden, der nur zuweilen durch böse Träume, wie Karlsbader Beschlüsse, demagogische Umtriebe, Mainzer Untersuchungs-Commission u. s. w. gestört wird. Graf Hugo von Arnstein ist ein ernster und wie er sich einbildet ein alter mit dem Leben fertiger Mann geworden, in dem aber ein heiliger Eifer für Recht und Wahrheit lebt und der sich des Demagogenthums lange verdächtig gemacht hat und sicher der Untersuchungs-Commission zum Opfer gefallen wäre, wenn sein alter Name ihn nicht geschützt hätte.

Nach jahrelanger Abwesenheit in Griechenland, an dessen Freiheitskampf er sich betheiligt, und im Orient, kehrt er heim, wo ihm die Denunciationen und Intriguen eines diplomatischen Oheims viel neue Unruhe und Leiden bereiten, die ihm zuletzt jedoch die langbetrauerte Tochter wieder zuführen.

Ohne sich durch eine besondere Tiefe, Neuheit der Erfindungen und Ideenreichthum auszuzeichnen, ist der Roman doch hübsch geschrieben, spannend und unterhaltend; auch ist die Charakterzeichnung im Ganzen gelungen, ja besonders bei einigen Nebenfiguren, namentlich wo die humoristische Saite angeschlagen ist, ganz vortrefflich. J. H.

*) Arnstein, Roman in 3 Bänden von Gustav vom See. Breslau, E. Trewendt, 1868.

— **Otto Hübner's Statistische Tabelle für 1868.** Von Dr. Hübner's statistischer Tafel ist soeben die 17. Auflage (Frankfurt a. M., Boselli) erschienen. Für die Bearbeitung dieser neuen Auflage sind wiederum die besten, theilweise officiellen Quellen benutzt worden; in Folge der neuen Volkszählungen haben sich auch wiederum fast alle Notizen und Ziffern bedeutend geändert. Die Ländernamen der Tafel beginnen alphabetisch mit Abessinien und endigen mit Waldeck und Württemberg. Der Norddeutsche Bund zählt jetzt 29,903,139 und Preußen allein 24,019,387 Einwohner.

Literarischer Sprechsaal.

In der „Darmstädter Zeitung" vom 15. Juli d. J. weist Frau Luise Büchner auf ein kleines Plagiat Goethe's hin, das bisher seinen Kritikern entgangen war. Zur Zeit, als den Franzosen in Deutschland Manches, was ihnen nicht gehörte, wieder abgenommen wurde, im J. 1813, hat sich Goethe den Stoff und zum Theil auch den Text eines seiner anmuthigsten Gesellschaftslieder aus Frankreich geholt, ohne daß es unsere Nachbaren jemals reklamirt haben. Alle Welt kennt und singt das Goethe'sche, von Zelter komponirte Lied:

Viele Gäste wünsch' ich heut'
Mir zu meinem Tische!
Speisen sind genug bereit:
Vögel, Wild und Fische.
Eingeladen sind sie ja,
Haben's angenommen;
Hänschen, geh' und sieh' Dich um,
Sieh' nur, ob sie kommen!

Schöne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wissen,
Nicht, daß es was Hübsches sei,
Einen Freund zu küssen.
Eingeladen sind sie All',
Haben's angenommen;
Hänschen geh' und sieh' Dich um,
Sieh' nur, ob sie kommen!

Es folgt darauf noch die Aufzählung anderer Einladungen, z. B. an Frauen, die ihre Männer, „je älter und brummiger sie werden, um so lieber haben, an reiche junge Herren, die zugleich bescheiden und nicht eitel sind, an Männer, die nur auf die eigene Frau und nicht auf Andere, die schöner sind, blicken, an Dichter, die lieber ein fremdes Lied, als ihr eigenes hören, aber — es erscheint Niemand, so daß der ungeduldige Gastgeber sich genöthigt sieht, neue Gäste ohne alle Bedingung einzuladen.

Schon ist's in der Stadt bekannt,
Wohl ist's aufgenommen;
Hänschen, mach' die Thüren auf:
Sieh' nur, wie sie kommen!

Dieses allerliebste Lied hat Goethe, mit Ausnahme der epigrammatischen Schlußwendung, einem französischen Dichter des vorigen Jahrhunderts, Lamotte-Houdard, entlehnt, dessen Chanson „Les raretés" Goethe wahrscheinlich in der zu

Paris im J. 1764 erschienenen Sammlung „Chants et chansons populaires de la France" gefunden hat. Wir lassen von dem Originale die beiden parallelen Strophen des deutschen Liedes-Anfangs folgen:

On dit qu'il arrive ici
Une compagnie
Meilleure que celle-ci
Et bien mieux choisie:
Va-t-en voir s'ils viennent, Jean,
Va-t-en voir s'ils viennent!

Une fille de quinze ans
D'Agnès la pareille,
Qui pense que les enfants
Se font par l'oreille:
Va-t-en voir s'ils viennent, Jean,
Va-t-en voir s'ils viennent.

Es folgt auch im Französischen das Register der übrigen Eingeladenen, und zwar ein Abbé, der nichts als sein Seminar liebt und das Seinige mit den Armen theilt, ein Richter, der, selbst zwei schönen Augen gegenüber, die Wage der Themis nach Recht handhabt, ein gegenseitig treues Ehepaar, ein Dichter ohne Eitelkeit, ein Musiker, der nüchtern bleibt, eine in Longchamps promenirende, schöne Nonne, die sich nach ihrem Kloster zurück sehnt, ein kenntnißreicher Arzt, der keine Bäder verordnet, sondern selbst die Kranken heilt ꝛc. ꝛc. Ob diese kommen, oder nicht, wird nicht gesagt, und so fehlt denn auch der sarkastische Schluß von Goethe.

Mit Vergnügen haben wir den vom geehrten Vorstande der Deutschen Gesellschaft in Pennsylvanien uns zugesandten Jahresbericht für 1867 gelesen. Seit hundertundvier Jahren besteht und wirkt diese von deutschen Pilgervätern in Philadelphia im J. 1764 gegründete Humanitäts-Gesellschaft, die jetzt an der Südseite der Siebenten Straße daselbst ein großes Gebäude mit schönen Hallen und eine 13,000 Bände zählende, zur Hälfte aus deutschen und zur andern Hälfte aus englischen Werken bestehende Bibliothek besitzt. Wir nennen die Herren J. Horstmann, Präsident, Lorenz Herbert, Vicepräsident, Louis Grosholz, Schatzmeister, A. Kusenberg, Schriftführer, J. Klinike und E. Schäfer, Direktoren, Prof. Seidensticker, Bibliothekar, und Theod. Werlhof, Bureauvorsteher der Gesellschaft, die sich besonders verdient um die Wirksamkeit derselben machen, zu welcher unter Anderem auch die Unterbringung von arbeitsuchenden Deutschen, sowie die Unterstützung von Kranken und Hilfsbedürftigen, gehört. Zehn deutsche Aerzte sorgen für die Krankenpflege der jetzt aus 697 Mitgliedern bestehenden Gesellschaft. Nach ihrer Gründung und in dem ersten halben Jahrhundert ihres Bestehens hielt es die deutsche Gesellschaft für ihre erste Aufgabe, Studirende der Theologie zu unterstützen und Prediger heranzubilden. Dies wird jedoch jetzt für überflüssig gehalten, und fließt die sonst dafür ausgesetzt gewesene Summe gegenwärtig den Volksbildungs-Anstalten und der Bibliothek zu. Als vor vier Jahren das hundertjährige Jubiläum der Gesellschaft gefeiert wurde, hatte man die Absicht, eine deutsche Hochschule zu gründen, für welche seitdem auch zahlreiche statistische Materialien gesammelt wurden, doch hat sich das Projekt für jetzt noch nicht als ausführbar erwiesen. Dagegen ist seit dem vorigen Winter im Lokale der Gesellschaft eine Abendschule für den Unterricht in der englischen Sprache eröffnet, und werden daselbst gemeinverständliche, wissenschaftliche Vorträge gehalten. Unter Anderen las Herr Dr. M. Jastrow über die sozialen Zustände Polens, Herr Dr. G. Kellner über die deutsche Einwanderung und die deutsche Gesellschaft und Herr Professor Angele über die Neugestaltung Preußens.

Petermann's geographische „Mittheilungen" Nr. IX u. X bringen ausführliche Berichte des Kap. Koldewey über die bisherigen Ergebnisse der deutschen Nordpol-Expedition. Die Nachrichten reichen bis zum 20. Juni. Die kleine „Germania" hatte vom 24. bis zum 30. Mai in gerader Linie 11 Breitengrade oder 660 Seemeilen zurückgelegt. Von Jan Meyen ging es dann nordnordwestlich in der Richtung von Ostgrönland, und am 5. Juni wurde das erste Polareis gesehen. Am 8. Juni hatte man einen schweren Sturm zu bestehen; man mußte mit dem dichten Eise eine Zeit lang südwärts forttreiben, wobei sechs Eisbären von der Mannschaft erlegt wurden. Im Eise fest, trieb das Schiff bis zum 20. Juni südwärts bis 73° 20′ N. B., 16° 18′ W. L. v. Gr. An diesem Tage kam ein Boot vom engl. Schiffe „Diana", das 4 Meilen entfernt im offenen Wasser lag, zu ihnen, und dieses hat die Berichte Koldewey's mitgebracht. Die „Germania" hatte damals, nach Petermann's Ansicht, das Schlimmste überstanden und durfte auf baldige Befreiung vom Eise rechnen. Der Verlauf der Expedition bis zum 20. Juni darf im Ganzen befriedigend genannt werden. Cap. Koldewey ist mit den Leistungen der Mannschaft sowohl als des Schiffes sehr zufrieden. Eine größere Kälte als —2° Réaum. hatte die Expedition bisher noch nicht erfahren.

Herr Dr. Petermann sagt mit Bezug auf diese Berichte: „Was noch besonders hoch angeschlagen werden muß, ist neben der werkthätigen und kräftigen Unterstützung der diesjährigen Expedition ein nachhaltiges Interesse für die ernsthafte Durchführung und Fortführung des Unternehmens, das sich mehrfach kundgegeben. In Bremen hat einer der bedeutendsten Rheder die Absendung eines Dampfers in die arktischen Gewässer in Aussicht genommen, falls der „Germania" etwas zustoßen würde. In Hamburg hat man außer den geleisteten bedeutenden Beiträgen bereits eine zweite Expedition in Vorschlag gebracht, falls die Resultate der ersten die Ausrüstung einer solchen wünschenswerth machen sollten. In England, wo das Unternehmen mit Interesse verfolgt wird, wurde mir an zwei maßgebenden Stellen versichert, es würde im Frühjahr ein Dampfer nach Norden gehen, wenn das deutsche Schiff bis zum Winter nicht heimkehrte."

In der altehrwürdigen, an geschichtlichen Erinnerungen so reichen Stadt Wittenberg, hat sich aus dem dort bestehenden Gewerbeverein heraus die Idee entwickelt, im Jahre 1869 eine allgemeine deutsche Gewerbe- und Industrie-Ausstellung zu veranstalten. Man empfiehlt das Unternehmen, weil die Stadt Wittenberg hart an einem schiffbaren Flusse, dicht an einem Knotenpunkte der Bahn liegt, deren Schienen den Platz berühren, welcher für das Ausstellungsgebäude in Aussicht genommen ist, in der Mitte zwischen Leipzig und Berlin. Durch diese Lage ist sie von allen Seiten aus schnell und leicht erreichbar. Die Wohnungen und der Unterhalt in Wittenberg sollen einen weit geringeren Kostenbetrag in Anspruch nehmen, als irgendwo anders, die Spedition der Güter ist billiger herzustellen und gerade dadurch dem kleineren Gewerbetreibenden eine vortreffliche Gelegenheit geboten, die besten Früchte seines Fleißes an den Markt zu bringen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] **Berlin, den 22. August 1868.** **[№ 34.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Kaiser Leopold II., die belgische und die französische Revolution von 1789.*)

Die Geschichte Oesterreichs im 18. Jahrhundert beginnt immer mehr sich aufzuhellen. Die Veröffentlichungen der Archivare Alfred Ritter von Arneth und Adam Wolf haben uns die Persönlichkeiten der damaligen Lenker des Kaiserstaates um ein Bedeutendes näher gerückt, das Urtheil über Maria Theresia und Joseph II. endgültig festgestellt und die Tragik des Hauses Habsburg-Lothringen aus den eigensten Gedanken seiner ersten Glieder erklärt. Adam Wolf, der neben der Gestalt der großen Monarchin insbesondere das Leben ihrer zweiten Tochter, der Erzherzogin Marie Christine, studirt hat, wovon seine schöne Biographie der Erzherzogin Zeugniß giebt, ist gegenwärtig mit dem Briefwechsel Kaiser Leopold's II. und eben dieser Fürstin hervorgetreten und hat durch die meisterhafte Herausgabe desselben die Kenntniß der Staatsverhältnisse Oesterreichs um die Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution sehr wesentlich gefördert. Man braucht den politischen Standpunkt des Herrn Herausgebers keineswegs zu theilen, um sein hohes Verdienst würdigen zu können. Die Achtbarkeit seiner Haltung bürgt vollkommen für die Zuverlässigkeit seiner den besten Quellen entnommenen Spenden.

Die vorliegende Sammlung von Briefen Leopold's und Marie Christinen's stammt aus dem schriftlichen Nachlasse des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, des Gemals der Erzherzogin, der unter Joseph und Leopold mit ihr gemeinsam 1780—1792 die General-Statthalterschaft der österreichischen Niederlande geführt hat. In der Bibliothek des Erzherzogs Albrecht wird diese Briefsammlung aufbewahrt; sie enthält 212 Briefe, nämlich 188 Originalbriefe Leopold's II. an Marie Christine, 18 der Erzherzogin an Leopold, Briefe Leopold's an Herzog Albert, an Graf Mercy und drei politische Aktenstücke. Abschriften der Briefe besitzt das Wiener Reichsarchiv unter der Sammlung der Briefschaften des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, und Herr Baron Feuillet de Conches in Paris, einer der Vertrauten Napoleon's III., hat sich bemüßigt gefühlt, in seinem famosen Werke: „Louis XVI., Marie Antoinette et Madame Elisabeth" (Tom. 3 u. 4) vierundzwanzig Briefe Leopold's an Marie Christine nach den Copieen abdrucken zu lassen. Dieser Umstand, welcher Angesichts der durchweg unkritischen, im höchsten Grade unzuverlässigen Verfahrungsart des Herrn Feuillet ein literarisches Unglück genannt werden muß, scheint für Herrn Adam Wolf ein doppelter Sporn zur Herausgabe der Originalbriefe gewesen zu sein. Nachdem Heinrich von Sybel, Geffroy und Sainte-Beuve die Unechtheit von Feuillet's Briefen der Königin Marie Antoinette dargethan haben, war es eine sittliche Pflicht der Wiener historischen Kritik, die Denkmäler der Gesinnungen des Kaiserhauses über die Eingriffe schuldhafter Oberflächlichkeit hinauszuheben.

Albert und Marie Christine waren keine Anhänger der Reformpolitik Joseph's II. Das herzogliche Ehepaar, welches unter den mißlichsten Verhältnissen und überdies durch das kaiserliche Cabinet sehr beschränkt, die Verwaltung Belgiens zu führen hatte, schrieb, und gewiß mit Recht, die Unruhen in Brabant und Flandern und den von Tag zu Tag wachsenden Geist der Widersetzlichkeit großentheils den übereilten Reformbestrebungen Joseph's zu, der, nach Friedrich's des Großen Ausspruch, immer den zweiten Schritt that, bevor der erste geschehen war. Ihre gemeinsame Noth näherte sie Marie Christinen's Bruder, dem Großherzoge Leopold von Toscana (späterem Kaiser Leopold II.), der zwar auch in seinem Lande durchgreifende Verbesserungen vornahm, aber, als praktischer Politiker mit Weisheit und Mäßigung, den äußeren Schein sorgfältig zu wahren wußte und obgleich er mannhaft für die Rechte des Staates der Kirche gegenüber einstand, nichtsdestoweniger dem katholischen Volke kein Aergerniß gab und von confiscatorischen Härten, auch bei der Verminderung der Klöster, sich fern hielt. Dem streng conservativen Sinne der Erzherzogin und der maßvoll freisinnigen Denkungsart des Herzogs Albert sagte Leopold's Charakter und Regierungstendenz weit mehr zu, als das stürmisch-heftige, oft launenhafte Auftreten Kaiser Joseph's, und zwar umsomehr, weil das herzogliche Ehepaar sogar persönlich von der in Belgien höchst unpolitischen Knauserei des Kaisers bedrückt ward. Eine bittere Klage der Erzherzogin in dem aus Wien datirten Briefe vom 12. Februar 1781 eröffnet bezeichnend die von Adam Wolf herausgegebene Correspondenz. Es erquickt nicht eben, in die kleinlichen Einzelheiten der Sparsamkeit des Reichsoberhauptes sich einzulassen, die bis auf die Anzahl der Tafelgedecke hinabreichte; es genügt, darauf hinzuweisen, daß der verschwenderische Niederländer mit Achselzucken auf die Aermlichkeit seiner Statthalterschaft blicken mußte und das Gefühl, von Wien her zurückgesetzt und vernachlässigt zu sein, selbst an dem täglichen Leben des Gouverneurs und der „gouvernante" seine Nahrung fand. Leopold suchte unter der Hand diesen Uebelständen nach Kräften abzuhelfen, aber unmittelbar eingreifen durfte und mochte er nicht; Joseph's Regierungsrechte waren ihm heilig,

*) Leopold II. und Marie Christine. Ihr Briefwechsel (1781—1792). Herausgegeben von Adam Wolf. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1867. (XXVIII. u. 347 S. gr. 8.)

auch legte er hohen Werth auf die Freundschaft seines Bruders, welche in jüngeren Jahren eine sehr vertraute gewesen war. Doch die Umstände wurden von Tag zu Tage dringender. Die Gährung in Belgien schlug allmählich in Revolution um, wenn man den berechtigten Kampf der ständischen Körperschaften gegen Joseph's II. Willkür-Maßregeln „Revolution" nennen will. Leopold', in welchem sich die besten Ueberlieferungen des Hauses Habsburg-Lothringen verkörperten, konnte, als muthmaßlicher Thronerbe, auf die Dauer kein passiver Zuschauer bleiben. Nachdem er seine Schwester zuerst mit freundlichem Zuspruch und gleichzeitig mit bedeutenden Geldsummen (im März 1781 allein mit 200,000 Gulden) unterstützt hatte, ließ er ihr, als die Spannung immer drohender ward, auch seinen politischen Rath zu Theil werden, zwar sehr reservirt, aber eindringlich genug. Von vornherein war, seiner in den Briefen vom Juni 1781 ausgesprochenen Ansicht nach, der belgischen Opposition gegenüber Nachgeben das Beste; er wünschte die Wiederherstellung der alten Verwaltung, wie sie vor Joseph's Gewaltreformen bestanden, und während er das unmittelbare Eingreifen in die belgischen Angelegenheiten auch jetzt noch entschieden ablehnte, betonte er um so energischer die Nothwendigkeit des Eingehens auf die Intentionen der Stände, soweit solche legal seien, und rieth unablässig zu Milde, Mäßigung und weiser Benutzung der Vortheile eines wahrhaft verfassungsmäßigen Regiments. Inzwischen war das Jahr 1789 herangekommen, und in Frankreich brach die Revolution aus. Joseph II., in so vielen Hoffnungen betrogen, kränkelte bereits stark; mit seiner körperlichen Schwäche schien sein Eigensinn zu wachsen. Alle Hoffnungen auf Aussöhnung mit den Vertretern der belgischen Nation scheiterten an dieser Starrheit, und im November 1789 mußten der General-Statthalter, Marie Christine und ihr Gemal Herzog Albert, den Boden des insurgirten Landes verlassen.

Man glaube nicht, daß der staatskluge Leopold, welcher für Belgiens Bedürfnisse von dem constitutionellsten Geiste beseelt war und für den Fall seines Regierungsantrittes schon ein sehr freisinniges Programm in Bereitschaft hielt, die blutigen Ausschreitungen der französischen Demokratie und die unwürdige Behandlung seines Schwagers, Ludwig's XVI., und seiner Schwester Marie Antoinette, mit den nachsichtigen Augen eines Adolf Thiers und anderer Fatalisten des Aufruhrs betrachtet habe. Unterm 27. October 1789 schreibt er an Christine: ... „Die Nachrichten aus Frankreich machen schaudern; was (5. Octbr. 89) jüngst zu Versailles unter den Fenstern des Königs sich zugetragen hat und der Transport der Majestäten nach Paris ist beispiellos und wird unberechenbare Folgen haben, deren geringste der Bürgerkrieg sein wird. Es ist unbegreiflich, wie Ihre Majestäten nicht fühlen, wie unklug es war, das Festmahl der Gardeducorps zu besuchen und sich solchen Scenen auszusetzen und wie hernach, im Moment des Angriffs auf Versailles, der König sich nicht lieber hat tödten lassen, als daß er nachgab und Diejenigen auflöste und aufopferte, welche ihn vertheidigt hatten (nämlich die Gardesducorps). Man muß bloßes Wasser statt Blut, Nerven von Werg und eine Seele von Baumwolle haben, um sich dergestalt betragen zu können. Ich bin empört und ich beklage nur die Königin, weil ich ein Vorgefühl habe, daß man sie schließlich einkerkern wird." — Es sollte vier Jahre später bei dem Kerker nicht bleiben. Aber in der That, die Schwäche des französischen Königspaares war fast ebenso empörend, als das Wuthgeheul ihrer Dränger. Und was die österreichische Dynastie betraf, so war die Aufregung, welche die Vorfälle in Frankreich bei ihr hervorgerufen hatten, nicht bloß das Ergebniß verwandtschaftlicher Theilnahme, sondern das Gefühl, von ähnlichen Leiden bedroht zu sein. Denn die demokratische Partei unter den belgischen Widerstandsmännern, von dem eifrigen Advokaten Johann Franz Vonck geleitet, hatte innige Beziehungen zu den Revolutionärs des angränzenden Frankreichs; man stützte sich selbst zum Theil auf die Clubs zu Lille und Arras und sah es mit hoher Freude, daß Belgien von französischen Sendlingen überschwemmt wurde. Die Sachlage in Belgien war also nach dem Losbruch in Frankreich überaus ernst. Hatte einerseits die belgische Opposition durch ihr Liebäugeln mit dem Auslande ihren eigenen Rechtsboden erschüttert, so mußte andererseits die Macht der Thatsachen desto mehr befürchtet werden, indem ja Alles auf die Gemeinsamkeit der französischen und der belgischen Revolution hintrieb.

Der Grund, weshalb Leopold von Toscana so eifrig seine directe Betheiligung an der belgischen Politik verweigerte, selbst noch am Vorabende von Joseph's Hinscheiden, bestand in der heftigen Eifersucht des Letzteren, der seinen Nachfolger über die Absichten des Wiener Cabinets völlig im Ungewissen hielt. Leopold klagte der Schwester, daß er in Florenz rings von kaiserlichen Spionen umgeben sei, die jeden seiner Schritte bewachten, alle seine Handlungen zu verdrehen und zu verketzern suchten. Er war daher zur äußersten Vorsicht genöthigt und mußte Maria Christinen die wichtigsten Enthüllungen statt mit Dinte mit Citronensäure schreiben. Der Brief vom 25. Januar 1790, in welchem jene Klage vorkommt, ist bis auf eine kurze Einleitung von der gedachten Art; er giebt (in Geheimschrift) eine Uebersicht seiner gesammten politischen Grundsätze, welche ihn zum constitutionellen Herrscher der österreichischen Niederlande befähigen sollten. Dieser Brief ist ein schönes Denkmal der Gesinnungen Leopold's. Der Großherzog von Toscana erklärt sich darin für einen Anhänger des Rechtsstaates, die dreizehn Forderungen der belgischen Oppositionspartei billigt er, ja er findet es wünschenswerth, daß ähnliche Grundsätze in derselben gemäßigten Form auf alle Provinzen der österreichischen Monarchie anwendbar würden. Leopold will über seine kirchliche Loyalität keinen Zweifel aufkommen lassen und bestreitet lebhaft die Vorwürfe von revolutionärer Freigeisterei, welche man aus dem Lager der kaiserlichen Umgebung her den strenggläubigen Katholiken Belgiens wider ihn eingeflüstert habe; aber ebenso wenig mag er in Religionssachen Verfolger sein und in staatlichen Dingen ist sein Glaubensbekenntniß die unbedingteste Anerkennung des Volksrechts. Auch der Erbmonarch gilt ihm, wahrscheinlich in Nachahmung des bekannten Satzes Friedrich's des Großen, nur als Delegirter und Beamter des Volkes, dem der Fürst die Arbeit seines ganzen Lebens schulde. Leopold fügt indessen hinzu, daß in jedem Lande ein Staatsgrundgesetz oder Vertrag zwischen Volk und Herrscher nothwendig sei: dieser Vertrag sei die alleinige Rechtsgrundlage seiner Stellung: „wenn er ihn nicht hält, verzichtet er durch die Thatsache selbst auf seinen Platz." Letztere Erklärung muß als ein Fundamentalsatz des altbelgischen Staatsrechtes verstanden werden, denn Leopold wiederholt auch die Klausel der Joyeuse Entrée, nach welcher im Falle des Verfassungsbruches Niemand dem Fürsten mehr zu gehorchen brauche. Indem er lediglich die vollziehende Gewalt dem Herrscher, die gesetzgebende dagegen dem Volke und dessen Vertretern anweist und sogar beim Thronwechsel dem Volke das Hinzuschreiben neuer Bedingungen für die Ausübung des königlichen Amtes gestattet, hat er die äußerste Gränze gezogen, welche die Autorität des Fürsten nach den Verfassungen älteren Styles sich ruhig gefallen lassen durfte. Seine weiteren Aus-

führungen von der absoluten Verantwortlichkeit des Fürsten dem Volke gegenüber sowohl bei der Verausgabung der öffentlichen Gelder als bei der innern Verwaltung und Rechtspflege geben uns das volle Bild jener altständischen Staatsidee, die im Vergleich zu den in den modernen Constitutionen dem Monarchen auferlegten Beschränkungen fast Kinderspiel zu nennen sind. So war der wahre Feudalismus beschaffen, nicht jener falsche, welchen die Theorie moderner Reaktionsparteien absolutistisch zu den Wolken erhebt.

Aber daß Leopold nicht bloß der altständischen Staatsidee, sondern durch ihre Hülle hindurch der tieferen des Rechtsstaates huldigen wollte, bewies er mit dem inhaltschweren Satze: „Niemand darf weder verhaftet noch gerichtet werden, es sei denn auf Befehl der ordentlichen Richter, und gerichtet nur nach den gemeinen Prozeßformen öffentlich, und niemals auf irgendwelche willkürliche Anordnung hin, selbst nicht auf Befehl des Souverains." — Das ist die Magna Charta der persönlichen Freiheit und Sicherheit der Staatsbürger. Es ist schon verdienstlich, daß Leopold sie Angesichts seiner Schwester und seiner zukünftigen Unterthanen in Belgien bekannt hat; sein stets redliches Streben wird die Geschichte wohl anerkennen und mindestens zugeben, daß sein Wille gut und rein war.

Einen Monat später, am 20. Februar 1790, starb Joseph II. Sein Tod berief den Großherzog Leopold an die Spitze der österreichischen Monarchie. Im Innern wie nach Außen war deren Stellung erschüttert. Zwei der wichtigsten Provinzen, Belgien und Ungarn, waren in vollem Aufstande, die Nationalitäten wild aufgeregt, Adel und Geistlichkeit überall mit den Unzufriedenen im Bunde, weil Beide reaktionssüchtig, das Bürgerthum ohne die hinreichende Kraft und Entschlossenheit, für die Josephinischen Reformen einen Kampf zu wagen; unter den auswärtigen Mächten die alten Freunde Oesterreichs, Holland, England und das deutsche Reich, in Folge der ungeheueren Fehler Joseph's dem Kaiserhofe entfremdet, Preußen, auf die große Mehrheit der deutschen Fürsten gestützt, feindseliger denn je, das Bündniß mit Frankreich gelockert, das mit Rußland der Auflösung nahe! Die Politik des Altmeisters Kaunitz und seines kaiserlichen Schülers hatte Oesterreich aus all' seinen Fugen gerissen. Leopold II. sollte es wieder einrenken in die alte Ordnung der Dinge. Das gelang ihm durch übermenschliche Anspannung seiner Arbeitskraft und es gelang dergestalt, daß die besten und segensreichsten Keime der Josephinischen Epoche in den deutsch-slavischen Ländern geschont werden konnten.

Kaiser Leopold II. (der „Titus" Mozart's) ist seinen vertraulichen Bekenntnissen gemäß, nicht bloß ein Anhänger des Rechtsstaates, sondern diesem Standpunkt entsprechend, auch ein Vertheidiger des europäischen Vertragsrechts gewesen. Gleichwie er in Belgien damit anfing, seine constitutionellen Prinzipien durch Marie Christine kundbar zu machen, den General-Statthaltern unmittelbare Verhandlung mit der Nation anbefahl, in Ungarn sofort ebenfalls die Wiederherstellung der alten Verfassung und seine Krönung zu Ofen betrieb, strebte er im Hinblick auf Europa vor Allem nach Verständigung mit Preußen, dessen bedrohliche Haltung in der belgischen Angelegenheit ihm den Werth seiner Freundschaft empfindlich genug dargethan hatte. Unter unsäglichen Mühen und Hemmnissen, bei oft wankender Gesundheit, erreichte er endlich die Sicherung des sehnlichst begehrten Friedens. Das Werk des Congresses zu Reichenbach, der Vertrag vom 27. Juli 1790, söhnte Preußen und Oesterreich aus und machte Ersteres aus einem Gegner zu einem Verbundeten; die Conferenzen im Haag und der Tractat vom 10. Dezember desselben Jahres verschafften Leopold den Besitz Belgiens, indem die Seemächte sammt Preußen sein Recht verbürgten: England und Holland waren nun auch wieder für Oesterreich gewonnen. Mit der Türkei wurde (am 4. August 1791) zu Sistowo Friede geschlossen, kurz das österreichisch-russische Bündniß Joseph's II., welches auf eine Revision der Karte von Europa und auf den Umsturz des gegebenen Staatensystems ausgegangen war, hatte durch Leopold's Weisheit den Todesstoß empfangen. Gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich hegte er keine feindlichen Absichten. Der vorliegende Briefwechsel beweist, wie wenig er von den Umtrieben der französischen Emigranten erbaut war. Der Pillnitzer Uebereinkunft vom 27. August 1791 lag nach diesem authentischen Commentar nur die Tendenz der Nichtintervention und der Abwehr der legitimistischen Neigungen Schwedens und Rußlands zum Grunde. Leopold II. hat als Reichsoberhaupt wegen des Bruchs des westfälischen Friedens und der revolutionären Usurpationen im Elsaß wider Frankreich lediglich Vertheidigungsanstalten getroffen, nachdem deutsches Gebiet angetastet und das Recht deutscher Fürsten verletzt war. Leider haben die fortdauernd vorherrschend gebliebene Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen und die Diplomatenkünste der Thugut, Haugwitz und Genossen bald wieder Alles verdorben, was in den Intentionen Leopolds angebahnt war.*)

Trauttwein von Belle.

Ein schlesisches Urkundenwerk.**)

Die Schlesier geben einen Beleg dafür, wie füglich eine große Anhänglichkeit an das Heimatland mit der Eigenschaft eines guten Preußen, wie eines guten Deutschen, vereinbar ist. Aus ihrer Mitte sind in neuerer Zeit die entschiedensten Vertreter des Deutschthums gegen Anmaßungen und Uebergriffe fremder, besonders der slavischen Völker hervorgegangen, so Gustav Freytag, Wolfgang Menzel, Heinrich Wuttke. Nirgends war auch die Begeisterung für die Befreiung vom Fremdenjoche im Jahre 1813 so groß, als in Schlesien. Wie hingebende Preußen sie sind, haben die Schlesier zuletzt wieder im Jahre 1866 bewiesen. Bei alledem hängt ihr Herz dennoch am meisten an ihrer Provinz. Eine Folge davon ist, daß dieses schöne und interessante Land mehr wie die meisten anderen Provinzen Deutschlands sprachlich, ethnographisch, volkswirthschaftlich, naturwissenschaftlich und geschichtlich durchforscht ist.

Eine Lücke in Schlesiens Kulturgeschichte hat neuerdings Herr Dr. August Meitzen, z. Z. als Regierungsrath im landwirthschaftlichen Ministerium angestellt, durch das unten angeführte Werk, welches mit einer seltenen Gründlichkeit und kritischen Schärfe bearbeitet ist, ausgefüllt. Herr Meitzen äußert sich darüber in seinem Vorwort: „Die Entwickelung der ländlichen Verhältnisse Schlesiens im Mittelalter ist von Stenzel in meisterhafter Weise aufgefaßt worden, und seine Forschungen haben für die Beurtheilung der Zustände des gesammten Nord-

*) Die in dieser Beziehung sehr viele merkwürdige Data enthaltende neue Schrift Heinrich's von Sybel: „Oesterreich und Deutschland im Revolutionskrieg" (Düsseldorf, J. Buddeus) werden wir nächstens besprechen. D. R.

**) Dr. Ph. August Meitzen: Urkunden schlesischer Dörfer, zur Geschichte der ländlichen Verhältnisse und der Flureintheilung insbesondere. Breslau, Josef Max u. Comp.

deutschlands Grund gelegt. Indeß beschränkte er sich auf die älteste urkundlich beglaubigte Zeit. Den Zusammenhang dieser frühen Zustände mit der Gegenwart herzustellen, ist unversucht geblieben. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich die interessante und wichtige Aufgabe für unlösbar halte, so lange noch bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit historischer und technischer Beziehungen alle Belege von dem Bearbeiter selbst vorgeführt werden müssen. Solche Belege wollte ich monographisch beschaffen."

Diese Aufgabe hat Herr Meitzen zu lösen versucht, indem er die Urkunden aus der betreffenden Zeit von sechs Dörfern gesammelt, kritisch berichtigt und veröffentlicht. Es sind Ortschaften in verschiedenen Theilen von Niederschlesien, nämlich in den Kreisen Breslau, Neumark, Trebnitz, Steinau und Sagan, deren wirthschaftliche und Rechts-Entwickelung besonders charakteristisch ist und eben aus den Urkunden genau verfolgt werden kann. Der Geschichtsforscher wird in diesem Hauptbestandtheil des Werkes eine sehr werthvolle Quelle für die Kulturgeschichte Schlesiens begrüßen; der Geschichtsfreund findet in der Einleitung, welche auch schon 120 Quartseiten umfaßt, die „Ergebnisse" aus dem Studium der Urkunden zu einem interessanten geschichtlichen Gemälde zusammengestellt.

Die Gränzen der speziell schlesischen Geschichte und deshalb seiner Arbeit erkennt Herr Meitzen in zwei großen Umwälzungen der Verfassung und der Wirthschaft auf dem platten Lande Schlesiens, welche um 500 Jahre von einander geschieden sind. „Beide entsprangen nicht im Lande selbst, sie wurden durch fremde Ideen angeregt, und fremde Kräfte und die Einsicht und Energie ihrer Zeit voreilender Fürsten führten sie durch. Aber sie entsprachen so sehr dem Bedürfniß der Bevölkerung, und der Eingriff in alle Lebensbedingungen wurde durch den Einfluß des eignen Interesses und die friedliche Form des Rechts so gemildert, daß beide im Zeitraum von hundert Jahren ohne nennenswerthen Widerstand die Spuren der alten Verhältnisse verwischten und das Land einer bis dahin unerreichten Blüte zuführten.

„Die eine ist die Einwanderung der deutschen Arbeit, der deutschen Wirthschaft und des deutschen Rechts im 13. und 14. Jahrhundert, die andere die Ausführung der preußischen Landeskultur-Gesetzgebung von dem ersten Gemeinheits-Theilungs-Reglement des 14. April 1771 bis zu den Ablösungs-Gesetzen von 1850. Scheinbar sehr unähnlich und sich fern liegend, sind sie zu einer Parallele sehr wohl geeignet. Beide gaben einer geistig und wirthschaftlich gedrückten, knechtischen Bevölkerung vollständige oder fast vollständige persönliche Freiheit, sie gaben ihr Eigenthum oder doch erbliche Besitzrechte mit der Anforderung reger Selbstthätigkeit, feste Ordnung und Abgränzung der Lasten und Steuern, vor Allem richterlichen Schutz und Abwehr der Willkür, auch in der Gestalt des Rechts. Ja noch mehr, beide gingen aus von der Idee eines möglichst besten Wirthschaftssystemes, sie lehrten den alten Anbauer höhere Erträge gewinnen, sie vertheilten unurbares Land, sie gingen beide in ihrem Streben für bessere Kultur sogar soweit, die bisherigen Eigenthums- und Besitzgränzen als nicht vorhanden zu betrachten, und Form und Lage der Grundstücke planmäßig umzugestalten, und beide erzwangen endlich auch der neuen vorgeschrittenen Betriebsamkeit sichere Dauer, die eine, indem sie in der Dreifelderwirthschaft unter dem strengen Recht des Sachsenspiegels den trägen Wirth schlechterdings mit dem fleißigen fortriß, die andere, indem sie dem Einzelnen die ausgedehnten, verschwenderischen Hutungen entzog und ihn nöthigte, seine Wirthschaftsführung auf energischen Futterbau und Fruchtwechsel zu begründen."

Ueber die geschichtlichen Ergebnisse aus den Urkunden der sechs Dörfer äußert sich Verfasser folgendermaßen: Wer in der langen Reihe der Urkunden ein Bild nationaler Kämpfe erwartet, findet sich getäuscht. In dem gesammten Zeitraum, den sie umfassen, ist keine Spur von Widerstand gegen die Germanisirung zu erkennen. Slavische Bewegungen hätten starken Rückhalt an dem Reiche Wladislaw Lokieteks finden können; kein Anzeichen aber deutet auf den Bestand einer polnischen Partei. Selbst die Sprache scheint keinen Anstoß gegeben zu haben. Der öffentliche Verkehr war noch unter den Luxemburgern überwiegend lateinisch. Im Privatverkehr liebten die Deutschen sogar ihre eignen Namen zu polonisiren. Der Erfolg zeigt, daß beide Elemente es verstanden haben müssen, sich zu gegenseitigem Nutzen in einander zu finden. Es ist unmöglich, daß innerhalb der kurzen Freijahre der Anbau einer so außerordentlich großen Zahl von Ortschaften gelungen wäre, wenn der polnische Landmann im Deutschen seinen Unterdrücker gesehen, und nicht mit seinem anerkannten Talent ebenso bereit gewesen wäre, zu lernen, als dieser geschickt, ihm die neue Wirthschaft und die neuen Lebensanschauungen zugänglich zu machen."

Regierungsrath Meitzen hat, dem Vernehmen nach, im Auftrage des Ministers für landwirthschaftliche Angelegenheiten ein umfangreiches Werk über den landwirthschaftlichen Kulturzustand des ganzen preußischen Staates auf Grund der Erhebungen bei der Grundsteuer-Regulirung ausgearbeitet, dessen Druck seiner Vollendung nahe ist. Durch das vorliegende Urkundenbuch werden wir zu der Erwartung einer sehr bedeutenden und tüchtigen Leistung berechtigt. E. K.

Keltische und slavische Ortsnamen im südwestlichen Deutschland.

Der Schwaben-Ortsname Ganslosen.

Wenn heute noch Jemand das vage Gerede wiederholen wollte, daß ein deutscher Gelehrter nur in dem Stile steifer Zopfgelehrsamkeit zu schreiben vermöge, so dürfte man ihm nur das erste Heft von Bacmeisters „Alemannischen Wanderungen"*) zureichen, um ihn recht gründlich eines Besseren zu belehren. Geistvoller und witziger ist ein wissenschaftlicher Gegenstand, dem nur ein Gelehrter volles Interesse entgegenbringen kann, wohl noch nie behandelt worden, als es in diesem Buche geschieht. Erklärungen von Ortsnamen des südwestlichen Deutschlands, die entweder keltischen oder slavischen Ursprungs zu sein scheinen, enthält das Buch. Wer aber wollte sagen, was es sonst noch enthält? Da sind die geistvollsten Witze, Anspielungen und Seitenhiebe gegen wissenschaftliche Thorheiten, gegen Pfahlbau-Enthusiasten und Keltomanen; da entwirft der Wanderer durch Alemannenland landschaftliche Bilder von der größten Schönheit; da finden wir ein alemannisches Idyll aus dem vierten Jahrhundert, die Liebe des Dichters Ausonius zu dem Alemannenmädchen Bissula, nebst der Probe einer wohlgelungenen Uebersetzung von des Dichters Mosella. Und über dem Ganzen

*) Alemannische Wanderungen von Dr. Adolf Bacmeister. I. Ortsnamen der keltisch-römischen Zeit und slavische Siedlungen. Stuttgart. J. G. Cotta. 1867.

schwebt ein Humor, der den Ernst der Forschung nicht beeinträchtigt, die Lectüre des Buches aber zu einer erquickenden macht. Ein solches Buch ist die rechte Art, auch das große Publikum zur Theilnahme an den Resultaten der Wissenschaft herbeizuziehen, die deutsche Wissenschaft nicht nur in den Augen des eigenen Volkes, sondern auch in denen fremder Völker zu größerem Ansehen zu bringen.

Wir müssen den Fachgelehrten überlassen, die Resultate dieser Wanderung, die sich oft selbst nur als Vermuthungen geben, zu prüfen; wir können dem liebenswürdigen und gelehrten Wanderer nur danken für den Genuß, den wir aus seiner Gabe geschöpft.

Um aber einen Begriff von des Verfassers Art zu geben, möge hier, mit Weglassung der urkundlichen Belege und möglichst wörtlich, der Schluß des Buches stehen, die Untersuchung über den Namen Ganslosen.

„In einem Seitenthälchen der obern Fils, im Oberamt Göppingen, liegt bescheiden versteckt das Oertlein Auendorf. Wer aber in einem ältern Staatshandbuch nachschlägt, der muß unter dem Buchstaben G suchen. Der Ort heißt nämlich von Alters her Ganslosen; maßen aber dieser gute Name dem thörichten Volk der nähern und fernern Nachbarschaft, ja zuletzt von Dan bis Barseba, von Friedrichshafen bis Mergentheim, Anlaß zum Lachen und übler Nachrede gab, und weil, wie man sagt, am Ende keine Pfarrfrau mehr ihrem ehelichen Gemahl in das Oertlein folgen wollte, so ward eines Tages verkündigt, daß der Ort fürder Auendorf geheißen und Friede im Lande sein solle. Uns wird es erlaubt sein, den früheren Namen noch einmal leise zu flüstern, um so mehr, als wir glauben, den Urgrund der alten Spötteleien aufdecken zu können. Was nämlich den Urahnen der Auendorfer das erste Aergerniß und die Quelle aller späteren vielleicht fünfhundertjährigen Prügeleien war, das ist die ungerechte und böswillige Verstümmelung ihres alten ehrlichen Namens und seine Beziehung auf einen im Uebrigen durchaus achtungswerthen Vogel. Das Dorf hieß nicht Ganslosen, sondern schon um das Jahr 1100 Gasiosen. So und Gaßlosen schrieben sie sich noch lange nachher. Später muß eine Lesart Gastlosen aufgekommen sein, denn ein Bericht vom Jahre 1535 erklärt den Namen des Ortes daraus, „weil viel Wirth und wenig Gäste daselbst gewesen." Auch wir allerdings haben dereinst das Quartier im benachbarten Gruibingen vorgezogen. Bei Gelegenheit eines den Ort betreffenden Vertrages zwischen dem Grafen Eberhard von Wirtemberg und den Grafen von Helfenstein vom Jahre 1482 wird der Ort Ganslosen genannt. Die geistlichen Herren von Zwiefalten vertauschten einst eine ihnen geschenkte Kapelle nebst sechs Tagewerken Landes, bei Ganslosen gelegen, „dieweil inmitten eines verderbten und widerborstigen Volkes gelegen". Hatten die Sticheleien und Prügeleien damals schon begonnen? Hatte einer der Herren selber seine witzige Zunge nicht gehütet? — Ueber all' das schweigen die Urkunden, mir aber sind jene Worte bedeutsam. Der Name Gaslosen ist ein blankes Räthsel, ein Unicum. Unter den wenigen deutschen Ortsnamen überhaupt, welche mit Gas—, Gaß—, Gast— und dergleichen anlautend nicht sonst sich erklären, fallen mir die zwei bairischen Gastenfelden auf bei Schillingsfürst und bei Herrieden, also genau in der Gegend, wo es von wendischen Namen wimmelt. Slavische Namen auf —gast auslautend sind bekanntlich ungeheuer häufig (Schorgast, Wolgast u. s. w.). Aber auch im Anlaut erscheint die Silbe (Gastgrund in Pommern, Gastorf in Böhmen, Gastrose an der Neiße, ferner Gaschowitz, Gaschwitz, Gassnitz u. a.). Für die ganze Form Gaslosen weiß ich nun allerdings keinen slavischen Namen anzugeben, den man zu Grunde legen könnte; aber zwischen slavischem und deutschem Ursprunge scheint mir die Waage mindestens gleich zu stehen. Ich stelle mir eine versprengte Wenden-Horde vor, die eines Tages sich in das abgelegene Alpthal einbaut oder leibeigen hineingetrieben wird und dort jene Götter und Penaten aufstellt, an deren weitberühmte Tempel dereinst die Wogen der Ostsee schlugen, ihren Swjatowit und Triglaff, ihren Radegast und Juthrbog, ihre Belbog und Tschernibog. Doch mochte ihnen räthlich erscheinen, mit dem Glauben der Väter keine Pracht und Hoffahrt zu treiben, denn die heilige Mutter Kirche hat in solchen Dingen keinen Spaß verstanden und pflegte auch den Getauften noch auf die Finger zu sehen, sie mochten Wenden oder Germanen heißen. Fremd in Erscheinung, Sprache, Brauch und Sitte saßen die Verstoßenen unverstanden unheimlich unter dem rauhen Alemannenvolk, ein schlechtes, widerhaariges Gesindel für die correcte Orthodoxie alemannischen Staats- und Kirchenlebens, ein Aergerniß und Gespötte der Nachbarn bis zum heimischen Namen ihres Hüttenlagers herunter. So etwa möchte ein Poet sich die Leinwand grundiren, wenn er die Gestalten vergangener Jahrhunderte in jene Thäler zurückrufen wollte."

In der That, ein Poet würde so thun, und der Verfasser ist im ganzen Buche ein Poet in diesem Sinne. Mag da nun hier oder da zu Gewagtes mit unterlaufen, das Gesammtbild, das wir von dem südwestlichen Deutschland der Vorzeit erhalten, ist gewiß richtig — und neu dazu. Das Letztere gilt besonders von den Untersuchungen über slavische Siedlungen in einer Gegend, in der man bis jetzt wohl Slaven nicht gesucht hat. Genug des Neuen findet sich aber auch im ersten Theile des Buches, wo sich der Verfasser bewährt als einer, der verhaltenen Athems stille zu stehen und zu lauschen weiß dem Echo der alten Keltensprache, das noch von hundert Felswänden hallt und aus hundert Waldthälern klingt.

Albert Richter.

Skandinavien.

Die Volkslieder der skandinavisch-germanischen Vorzeit.

Jedesmal, wenn wir den reichen Schatz unserer Poesie durchgehen, verweilen wir mit Vorliebe bei dem Theil derselben, der den Namen „Volkspoesie" führt und in den neueren Werken unserer Literaturgeschichte mit Recht einen breiten Raum einnimmt. Erst nachdem die gründlichen Forschungen der deutschen Gelehrten die Bedeutsamkeit dieser Art von Poesie nachgewiesen und ihr eine bevorzugte Rolle in der Literatur gegeben haben, sehen wir, von welchem unberechenbaren Einflusse, von welcher Wichtigkeit sie, die man bis vor etwa hundert Jahren nur über die Achsel ansah, für die Literatur und Geschichte eines Volkes ist, und welche Fülle von Poesie in diesen anmuthigen, naiven Dichtungen liegt. Natürlich wird diese Fundgrube für gelehrte Forscher wie für Freunde der Dichtkunst desto ergiebiger werden, je vollständiger man auch die Volksdichtungen anderer Nationen heranzieht, um Vergleichungen zu ermöglichen. Von großer Wichtigkeit ist namentlich die Vergleichung derartiger Produkte innerhalb der Völkerschaften desselben Stammes.

In diesem Sinne ist ein sehr dankenswerthes Unternehmen vor einigen Jahren begonnen und jetzt vollendet worden, nämlich eine

Sammlung von Volksliedern aus der Vorzeit der Völker germanischen Stammes*), ein Werk, das wir einer mit poetischem Sinn hochbegabten Freundin der Volksdichtung, Frau Rosa Warrens, einer geborenen Schwedin, verdanken und das uns durch eine die Seele der Lieder offenbarende, gleichwohl sehr elegante, übrigens aber im Versmaß der Originale gehaltene Uebertragung einen Blick thun läßt in die herrlichen Geistesprodukte der germanischen Vorzeit.

Dem ersten Bande — erschienen schon im Jahre 1857 — geht voraus eine treffliche Vorrede des verewigten Ferdinand Wolf, welcher dabei, gestützt auf gründliche Forschungen, die Frage erörtert, ob denn auch alle sogenannten Volkslieder wirklich schon ursprünglich und ausschließend von den Kreisen ausgegangen sind, die wir jetzt Volk, im Unterschiede von den höher stehenden Kreisen der Gesellschaft, nennen. Er verneint diese Frage. Ausgehend von dem charakteristischen Unterschiede der alten Balladen und Romanzen einerseits und den späteren lyrischen Produkten der Volkspoesie andrerseits, bemerkt er, daß jene, wie die in ihnen erkennbare Anschauungsweise und Sitte bezeugt, aus dem Ritterthum hervorgegangen und zu einer Zeit entstanden sind, wo die Bildung der höheren ritterlichen Kreise von der der niederen nicht eben sehr scharf getrennt war, also vor Einführung einer höfisch-gelehrten Kunstpoesie, die sich zur Volkspoesie in einen förmlichen Gegensatz stellte. Man darf demnach jene Balladen und Romanzen keineswegs, wie es unter dem Schutze eines weit verzweigten und eingewurzelten Irrthums oft geschieht, dem Volke nach jetzigem Begriffe zuschreiben und sie in solchem Sinne Volkslieder nennen. Vom genetischen Standpunkte aus, als Produkt der bloßen Inspiration von dem objektiven Eindruck dichterisch Begabter sind sie freilich der Volkspoesie zuzuschreiben, d. h. Naturpoesie im Gegensatz zur Kunstpoesie; aber in Bezug auf ihre Entstehung in adeligen oder ritterlichen Kreisen kann man sie nur als Lieder des Volkes betrachten, wenn man den Begriff Volk höher als nach jetzigem Sprachgebrauch faßt und alles, der Sprache und Abstammung, dem Geist und den Sitten nach, Zusammengehörige darunter begreift, die Objektivirung dieses Zusammengehörigen aber als das Volksthümliche und Volksmäßige bezeichnet. Das Hauptmerkmal dieser Volkspoesie im höheren Sinne ist demnach, daß sie das naiv-objektive Produkt dichterischer Eindrücke auf eine (durch gleiche Abstammung, Sprache und Sitte) bestimmte Gesammtheit ist. Natürlich gehen diese Produkte von einzelnen dichtenden Subjekten aus, und nicht von einem nebulosen Dichter-Aggregat, Volk genannt; aber der Dichter ist hier nur das Organ der allgemeinen Gefühle und spricht nicht seine individuellen Stimmungen aus. Die in ritterlichen Kreisen abgefaßten Lieder, Volkslieder im höheren Sinne, sind allerdings, etwa in derselben Weise, wie die Kleidermoden der höheren Stände auf die niederen überzugehen pflegen, nach und nach Volkslieder in dem jetzt gewöhnlichen Sinne geworden, nachdem sich die höheren Stände den höfisch-gelehrten Dichtern und anderen Richtungen hingegeben hatten. — Diese Ansicht beweist der Verf. der Vorrede demnächst im Konkreten, indem er einzelne Lieder der germanischen und romanischen Nationen näher betrachtet. Auch die Sammlung der Frau Warrens giebt dazu reichhaltige Belege, insofern die sich darin findenden Balladen mit verwandtem Inhalt ganz deutlich zeigen, wie sich der Verwandlungs-Prozeß vollzogen hat: der Inhalt ist derselbe, aber die Scene ist verlegt; der Held, welcher ursprünglich ein Königssohn war, ist in der verwandten Ballade ein Bauernsohn, u. s. w. Die Ballade hat die Ritterburg verlassen und sich in die Hütte geflüchtet, in deren Verhältnisse sie sich schickt.

*) Volkslieder der Vorzeit, im Versmaß des Originals übertragen von Rosa Warrens. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Im Uebrigen enthält der erste Band dieser Sammlung eine ziemlich bedeutende Anzahl jener köstlichen naiven schwedischen Volkslieder, die, zuerst von E. G. Geijer und A. A. Afzelius gesammelt, mit ihren Wassernixen, Meerfrauen und ähnlichen märchenhaften Gestalten uns einen so wunderbaren Einblick in das Phantasiereich des Nordens gewähren. Hieran schließt sich eine Untersuchung über den Kehrreim (Refrain) von Geijer und über Alter, Geschichte und Lokal der einzelnen Lieder von Afzelius. Am Schluß sind als wichtiges Moment zum Verständniß der Volkspoesie Melodieen der einzelnen Lieder beigefügt, ein Anhang, der um so größere Aufmerksamkeit verdient, als keine der bisher erschienenen Sammlungen den Zusammenhang von Wort und That berücksichtigt hat.

Der zweite Band, 1858 erschienen, enthält dänische Volkslieder aus der Sammlung von Svend Grundtvig.

Der dritte Band, 1861 herausgegeben, bringt schottische Volkslieder, die in ihrer Anmuth, Naivetät und tiefsinnigen Poesie einen herrlichen Beitrag zur Literatur des Volksliedes geben.

Der vor Kurzem erschienene letzte Band endlich umfaßt die norwegischen, isländischen, faröischen, sowie einige niederländische und verwandte deutsche Volkslieder. Unter den letzteren befindet sich das auch hier unter dem Titel „Lenore" erscheinende Lied, das mit seinem Refrain „die Todten reiten schnelle", Bürger den Anstoß gab, seine Lenore zu dichten.

Einer Charakteristik der Uebertragung fühlen wir uns enthoben: mehr und eindringlicher als alle Worte, spricht für ihren Werth eine Probe, die wir aus der schottischen Sammlung wählen:

Die beiden Raben.

Ich wandelt' einsam auf grünem Pfad,
Zwei Raben hört' ich, die hielten Rath;
Der eine sprach zum Gesellen sein:
„Wo nehmen wir unser Frühmahl ein?"

„In jener Thalschlucht moosigem Raum,
Da liegt ein Ritter, erschlagen kaum,
Und Keiner auf Erden weiß, wo er blieb,
Als nur sein Falk, sein Hund und sein Lieb.

Sein Hund ging zum Jagen durch Wald und Au,
Sein Falke suchte nach Beute im Blau,
Einen andern Liebsten nahm sein Gemahl,
So halten wir friedlich das süße Mahl.

Du sitzest auf seinem Nacken beim Schmaus,
Ich hack' ihm die schönen Blauäugelein aus;
Mit einem Goldlöcklein von seinem Haar
Kleiden wir unser Nest, vom Herbstwind baar.

Gar Mancher klagt und weint um ihn,
Doch Keiner weiß, wo er fuhr hin;
Und über sein bleiches nacktes Gebein
Gehn ewig die Winde aus und ein."

Baltische Provinzen.

Die baltischen Provinzen, von Julius Eckardt.

II.

Das deutsche Recht und die moskowitische Partei.

Von den sozialen Zuständen, resp. Reformen der Ostsee-Provinzen in neuester Zeit handelt der letzte Aufsatz: „1856 und 1866", so wie mehrere Stellen und namentlich der Schluß des ersten Essay's: „Land und Leute an der Ostsee". Während jener, der früher in der „Balt. Mtschr." die Aufschrift „Livländische Frühlingsgedanken" führte, gestützt auf das frische Leben, das in dem letzten Jahrzehnd auf allen Gebieten öffentlicher Thätigkeit emporgekeimt ist, und auf die bedeutenden Fortschritte, welche die soziale, namentlich auch die Bauern-Frage in letzter Zeit gemacht, voller Hoffnung in die Zukunft schaut, sind die betreffenden Stellen des andern Aufsatzes offenbar unter dem Drucke der Russifikations-Gelüste der allerneuesten Zeit entstanden und haben in Folge dessen eine düstere Färbung.

Herr Eckardt täuscht sich nicht darüber, daß die deutschen Bewohner des baltischen Landes selbst nicht ohne Schuld an den heutigen Calamitäten sind. Er ist beispielsweise weit davon entfernt, die Art von Aufhebung der Leibeigenschaft, wie sie im Anfange unseres Jahrhunderts für die Ostsee-Provinzen eintrat, als eine große Errungenschaft zur preisen. Er weiß sehr wohl, daß jene Maßregel „eine Vogelfreiheit der jeder Existenzbasis beraubten Bauern herbeigeführt und das Maß „der contractlich übernommenen" Frohnleistungen exorbitant „gesteigert" hat. — Als zugleich mit der Aufhebung der Leibeigenschaft des russischen Bauern (kraft Ukases vom 19. Februar 1861) eine mächtige Reformbewegung, ein leidenschaftlicher Freiheitsdrang der seit Jahrzehnden jeder Theilnahme am Staatsleben entfremdeten russischen Gesellschaft sich bemächtigte — da waren die Ostsee-Provinzen auf einen derartigen Umschwung nicht vorbereitet. „Man hatte sich den Gedanken an einen Systemwechsel zu gründlich entschlagen, um sich an denselben so rasch, als zu einer heilsamen Benutzung der Conjunctur nothwendig gewesen wäre, zu gewöhnen. Der geeignete Zeitpunkt zu heilsamer Neugestaltung der alterthümlichen Einrichtungen und der zahlreichen Mißbräuche des baltischen Provinziallebens ging darum vollständig unbenutzt vorüber. Erst im Jahre 1862 begann das Eis zu schmelzen und eine lebhaftere Bewegung der Geister fühlbar zu werden; rasch hinter einander entstanden verschiedene neue Zeitschriften und Journale, die für die Nothwendigkeit einer Reform eintraten; auf dem livländischen Landtage von 1862 wurden verschiedene Anträge auf Umgestaltung der Verfassung, Verbesserung der Justiz, Freigebung des bis dahin dem Adel vorbehaltenen Grundbesitzes, engerer Zusammenschluß der drei Provinzen u. s. w. gestellt, im Herbst desselben Jahres versuchte man endlich eine allgemeine Juristenversammlung zu Stande zu bringen und in dieser den Hebel zur Reform der Rechtspflege zu gewinnen. Es dauerte aber noch lange, ehe die Reformbewegung breiteren Boden und Einfluß auf die eigentlichen leitenden Kreise gewann. Nicht gering war die Zahl derer, die von jeder Veränderung des alten privilegienmäßigen Zustandes den Verlust der theuersten Landesrechte, die Durchlöcherung des Rechtsbodens fürchteten, der die einzigen Garantieen für die selbständige, autonome Landesverfassung enthielt."

Hier sind wir an einem Punkt angelangt, der zu ernsten Erwägungen auffordert. Thun die baltischen Deutschen gut, die von ihnen in den letzten Jahren begonnene Reformbewegung in möglichst beschleunigtem Tempo fortzusetzen, oder sollen sie, um den Angriffen der in letzter Zeit so mächtig und einflußreich gewordenen Moskauer Partei gegenüber vor Allem ihren „Rechtsboden" zu wahren, stille stehen?

Wir sind der Meinung, daß der erstere Weg der einzig richtige sei; denn es sind nicht so sehr die alten Privilegien und Tractate, welche das Land vor der von Herrn Katkov und Consorten so sehnlichst herbeigewünschten Russificirung zu schützen berufen sind, als vielmehr die höhere Bildung, der blühendere Wohlstand, der bereits erreichte, resp. zu erreichende Grad der Brauchbarkeit und Tüchtigkeit der politischen und sozialen Institutionen. Wir geben dem Verf. Recht, wenn er sagt: „Die gegenwärtige Verfassung des Ostsee-Gebiets bietet den Gegnern in der That zahlreiche Angriffspunkte; da der Angriff aber längst beschlossen war und seinen eigentlichen Grund in der Beschaffenheit des Partei-Programms hat, welches die russische Gesellschaft beherrscht, kommen die Mängel der baltischen Zustände eigentlich nur in Betracht, insoweit sie den Angegriffenen die Vertheidigung erschweren; für casus belli können sie seit lange nicht mehr gelten, und es ist ein Wahn, wenn man glaubt, die Liv-, Ehst- und Kurländer könnten ihre Feinde durch energische Reformarbeit entwaffnen. Auf dem Reformeifer der baltischen Liberalen lastet schon seit lange das lähmende Bewußtsein, daß — geschehe was da wolle — die Zufriedenheit der die russische öffentliche Meinung beherrschenden Partei niemals erzielt werden könne, so lange nicht prinzipieller Verzicht auf die deutsch-protestantischen Traditionen des Landes geleistet werde." Wir geben Herrn Eckardt Recht und bleiben doch, auf die Gefahr hin, einer allzu optimistischen Anschauungsweise geziehen zu werden, bei unserer Meinung, daß die energische Reformarbeit sich durch das Toben der Moskauer nicht irre machen lassen dürfe; denn die Resultate jener Arbeit sind es, welche zuletzt doch der guten Sache den Sieg erkämpfen werden. Die „die russische öffentliche Meinung beherrschende Partei" herrscht ja nicht so unbedingt, daß in der russischen Gesellschaft nicht auch für gesundere Anschauungen Raum gelassen wäre, die bezüglich der Ostsee-Provinzen in dem Maße zu Tage treten werden, als die Reformarbeit dort fortschreitet; und ferner darf jene allerdings sehr mächtige Partei mit der Regierung nicht identificirt werden, welche wohl zeitweise von ihr beeinflußt werden mag, schwerlich aber durch dieselbe sich ganz und gar in eine Richtung drängen lassen wird, die ihrem früheren Thun und den in demselben zum Ausdruck gekommenen Prinzipien schnurstracks zuwiderliefe; denn daß die Regierung noch vor Kurzem die prinzipielle Verzichtleistung auf die deutsch-protestantischen Traditionen des Landes keineswegs forderte, geht beispielsweise aus der Erweiterung der Rechte der Dorpater Universität vom Jahre 1862 (vgl. Eckardt S. 415), so wie aus jener, die Richtung der Regierung jedenfalls charakterisirenden Aufhebung der Bestimmung, nach welcher in gemischten Ehen erzeugte Kinder in der griechisch-orthodoxen Confession erzogen werden müßten, vom Jahre 1865 (vgl. ebend. 477) klar und deutlich hervor. Wir können nicht glauben, daß die russische Regierung, was sie mit der **einen** Hand gegeben hat, mit der **andern** nehmen wird. Die Inconsequenz wäre zu groß!

Doch unser Optimismus geht noch weiter. Wir glauben an die Möglichkeit, daß die Moskauer Partei selbst, vielleicht in nicht allzu langer Zeit, ihre Angriffe auf die Ostsee-Provinzen einstellt. Uns scheint das rasche Aufeinanderfolgen und die

Kurzlebigkeit der die russische Presse, resp. die moderne russische Gesellschaft, beherrschenden Richtungen für dieselbe charakteristisch zu sein. Bei unserem Verf. lesen wir S. 70 u. 71: „Während die russische Presse, wenn sie von dem Jahre 1863 gegen den baltischen Provinzial-Staat zu Felde zog, sich der liberalen Phrase als eines schützenden Feigenblattes bediente und unermüdlich versicherte, es handele sich keineswegs darum, russificatorisch vorzugehen, das baltisch-deutsche Leben habe nur durch die Abwendung von den Zeitideen sein Existenzrecht verwirkt, macht die Demokratie von heute kein Hehl mehr daraus, daß ihre Feindschaft nicht auf demokratischen, sondern auf nationalen Instinkten beruhe, ja das Hauptargument, welches die „Mosk. Zeitung" bei ihren Kreuzzugs-Predigten geltend macht, ist gerade der Satz, daß die baltischen Deutschen Miene machten, durch Adoption einer freisinnigen Provinzial-Politik unbesiegbar zu werden und daß ihrem Treiben ein Ende gemacht werden müsse, noch bevor sie ihre alten aristokratischen Vorurtheile aufgegeben."

Giebt es einen schlagenderen Beweis für unsere soeben ausgesprochene Ansicht?! Wenn die russische Presse vor dem Jahre 1863 versicherte, es handle sich nicht um ein russificatorisches Vorgehen; das deutsche Leben in den Ostsee-Provinzen stimme aber nicht mit den Zeitideen überein und habe folglich sein Existenzrecht verwirkt, so können wir diese Versicherung nicht, wie es der Verf. thut, bloß als ein Mittel betrachten, um die im Hintergrunde lauernden Russifications-Gelüste zu verbergen. Damals wollte die russische Presse und der von ihr beeinflußte so wie sie wiederum beeinflussende Theil der russischen Gesellschaft thatsächlich nicht russificiren, sondern bloß nach der „liberalen Schablone" reformiren. Daß die moderne russische Bildung (resp. Halbbildung) zu dem baltischen Culturleben in schroffen Gegensatz treten mußte, liegt auf der Hand. Jene ist durch und durch doctrinär, mögen sich die Vertreter derselben noch so sehr mit ihrem Sinne für praktische Fragen brüsten und in der Theorie aller Theorie Feind sein. Der Gegensatz zur Doctrin, auf den sich die moderne russische Gesellschaft so viel zu Gute thut, ist aber auch weiter nichts als — eine Doctrin, keineswegs ein Grundzug ihres Charakters. Den russischen Doctrinären, welche auf sozialem Gebiete im Handumdrehen ihre demokratischen Ideen verwirklicht sehen wollten, mußte das vielfach verschnörkelte, durch das dem übrigen Rußland in seinem Wesen fast völlig fremde Mittelalter hindurchgegangene, (damals besonders) noch stark in demselben befangene, aristokratische baltische Wesen ein Gräuel sein. Stoff genug zur Polemik war vorhanden, und wer will es läugnen, daß eine solche Polemik nicht nur eine gewisse Berechtigung hatte, sondern auch Nutzen bringen konnte und wohl auch gebracht hat, indem ein heilsames Auseinanderplatzen von abstrakten liberalen Ideen und geschichtlich gewordenen, vielfach aber dem Zeitgeiste nicht mehr entsprechenden Zuständen stattfand. Leider aber erhielt der Kampf bald einen ganz anderen Charakter. Der polnische Aufstand steigerte in der russischen Gesellschaft das Nationalgefühl in einer maßlosen Weise. Im Nu waren jene liberalen Doctrinen in den Hintergrund gedrängt. Statt ihrer wurde die Russificirung der nicht großrussischen Volkselemente als einziges Mittel, die politische Einheit des Staates zu retten, auf die Fahne geschrieben. Daß es nicht bloß Deutschenhaß, sondern in der That eine Doctrin ist, welche die Moskauer Publicisten immer auf's Neue in den Kampf treibt, sieht man daraus, daß diese Herren mit ähnlichem Fanatismus, wie das Deutschthum, das Klein-Russenthum bekämpft haben und wohl noch heute bekämpfen. In diesem Kampf erscheinen den Russificatoren auch die schlimmsten Waffen als erlaubt. Die Ostsee-Provinzen werden immer auf's Neue verleumdet; sie werden des politischen Separatismus angeklagt, man wittert verrätherische Wünsche und Absichten in den baltischen Deutschen, und doch hat die Geschichte bewiesen, daß der russische Staat keine loyaleren Unterthanen hat, als es die baltischen Deutschen sind. Ja es macht den Eindruck, als wünschten die Moskauer Fanatiker, daß den Ostsee-Provinzen endlich die Geduld risse und sie sich zu einem illoyalen Schritte verführen ließen, damit sie mit Polen auf gleiche Stufe gestellt und dann gewaltsam russificirt werden könnten!

Daß eine so ungesunde Doctrin, in Rußland mit seinem außerordentlich bunten Völkergemenge geradezu eine Don-Quijoterie, einmal aufhören wird, die Köpfe der russischen Politiker zu erhitzen, scheint uns unzweifelhaft. Wann aber wird es geschehen? — — —

Kehren wir zu unserem Buche zurück. Aus dem bisher Mitgetheilten könnte leicht der Schluß gezogen werden, Herr Eckardt handle fast ausschließlich von dem Verhältnisse der baltischen Deutschen zu den Urbewohnern des Landes. So ist es nicht. Wir haben aber bei unserer Besprechung dieses Verhältniß besonders betont, weil es im Verlauf der baltischen Geschichte immer auf's Neue sich geltend macht und zum Theil wenigstens die schwierige Position erklärt, in welcher sich heute die Deutschen in den Ostsee-Provinzen ihren Feinden gegenüber befinden. Der Inhalt des Eckardt'schen Buches ist ein viel reichhaltigerer. Er orientirt uns in der Vergangenheit und Gegenwart des alten Ordenslandes nach den verschiedensten Seiten hin. Der bereits eben erwähnte Aufsatz: „Land und Leute an der Ostsee" macht uns in Kürze mit der politischen Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands, sowie mit der Beschaffenheit des Landes und den Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner bekannt. Das zweite Essay: „Moritz von Sachsen in Mitau", führt uns in geschickter Weise in das Spiel politischer Intrigue ein, das sich im Anfange des 18. Jahrhunderts um die kurländische Herzogswürde entspann. „Anno 1765" ist für das geistige und gesellige Leben der baltischen Deutschen im „philosophischen Säculum" von besonderem Interesse. Es wird uns gezeigt, wie das im westlichen Europa neu erwachte Geistesleben, freilich nur sehr allmählich, auch in die Ostsee-Provinzen dringt. Wir finden das Freimaurerthum, die Herrnhuter, eine Zeit lang den Stifter der Brüdergemeinde, Zinzendorf selbst, in Livland. Ueber Hamann's und Herder's Aufenthalt in diesem Lande werden uns interessante Mittheilungen gemacht. „Die Einführung der Statthalterschafts-Verfassung in Livland (1783)" macht uns mit einem wichtigen Acte innerer baltischer Politik vertraut. Es ist recht bezeichnend für den zweiten Abschnitt der Regierung der Kaiserin Katharina II., die Zeit des übergroßen Einflusses Potemkin's, wie diese „ursprünglich nur für eines der russischen Gouvernements (nämlich Nowgorod) vom Grafen Johann Jakob Sievers*) projektirte Provinzial-Verfassung" auf alle übrigen, ja selbst auf Livland ausgedehnt wurde, während sie nichts weiter war als „eine büreaukratisch gedachte Ausgestaltung der in letzterem Lande bis dahin zu Recht bestandenen altständischen Verfassungs-Grundlagen."

Die unter dem Titel „Verklungene Namen" veröffent-

*) Professor K. L. Blum hat bekanntlich eine Biographie dieses Staatsmannes geliefert.

lichten biographischen Skizzen von Groß, Marquis Paulucci, Lindner rc. sind allerdings zunächst für baltische Leser bestimmt, werden aber auch hier mit Interesse gelesen werden, da sie ein schlagendes Licht auf das gesellige Leben in Livland werfen, zum Theil (wie bei Lindner, in dessen Kopf zuerst die Triasidee entstand und welcher freilich die sehr indirekte Veranlassung zu Kotzebue's Ermordung gab) auch in naher Beziehung zu deutscher Politik und deutschem Leben stehen, und endlich weil der Verf. es verstanden hat, alle diese Skizzen unter Gesichtspunkte zu bringen, die auch dem Leser im Auslande geläufig sind. Die Episode „Deutsch-russische Metamorphosen" soll den Gegensatz andeuten, in welchem das baltische Leben zu seiner Umgebung und zu den zahlreichen, in das Innere des russischen Reiches versprengten Stammesgenossen steht. Der Aufsatz über „die Universität Dorpat" enthält dankenswerthe Beiträge zur Geschichte dieser Pflanzstätte deutscher Wissenschaft, welche nicht bloß für die Ostsee-Provinzen, sondern für das gesammte russische Reich bereits so segensreiche Resultate zu Tage gefördert hat. Wir werden mit den Freuden und Leiden, die die „Alma mater" der baltischen Jugend seit ihrer Wiederherstellung durch Alexander I. durchlebt hat, bekannt gemacht. Auch hier, wie überall, geht der Verfasser mit Sorgfalt auf die innere, geistige Seite des von ihm geschilderten Gegenstandes ein.——

Hiermit wollen wir unsern Bericht schließen und im Uebrigen unsere Leser auf das Buch selbst verweisen, das in der That geeignet ist, unser Interesse an den Geschicken der Stammesgenossen an der Düna und der Embach zu erhöhen. x.

Frankreich.

Historische Probleme.

Mazarin und Anna von Oesterreich. — Die schöne Gabriele und die eiserne Maske.

In einer Schrift, betitelt „Problèmes historiques"*), hat Herr J. Loiseleur, Bibliothekar der Stadt Orleans, versucht, zwei historische Streitfragen: ob Mazarin Anna von Oesterreich geheiratet, und ob Gabriele d'Estrées an Gift gestorben? endgiltig zu entscheiden. Beide Fragen verneint der Verfasser. Was die Vergiftung Gabrielens betrifft, so zeigt er, daß Niemand ein Interesse hatte, den Tod Gabrielens, welche Heinrich IV. zu heiraten entschlossen war, gewaltsamer Weise herbeizuführen. Die Heirat des Königs mit der Nichte des Großherzogs von Toskana war seit langer Zeit aufgegeben und der Großherzog konnte sich keine Hoffnung machen, daß der Tod Gabrielens hierin etwas ändern würde. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß sein Agent Zamet, den man in Verdacht hatte, ein für ihn so gefährliches Verbrechen begangen haben sollte. Sully, der Minister Heinrichs IV., hatte sich allerdings der Vermählung des Königs mit Gabrielen hartnäckig widersetzt; er gab auf ziemlich rohe Weise seine Freude zu erkennen, als der plötzliche Tod Gabrielens die Heirat hinderte; allein daraus darf noch nicht geschlossen werden, daß Sully der Urheber eines solchen Verbrechens gewesen sei. Alle Verdachtsgründe schwinden, wenn man die Umstände ihres Todes, die genau beschrieben worden sind, in Betracht zieht. Die Schilderung der Krankheitssymptome läßt keinen Zweifel, daß die Geliebte Heinrichs IV. an der sogenannten Eklampsie, oder dem Kindbetterin-Krampfe, gestorben ist.

Die Frage, ob Mazarin mit Anna von Oesterreich heimlich vermählt gewesen sei, erledigt der Verfasser, indem er nachweist daß Mazarin schon Priester war, als er an den Hof kam. Die Annahme eines päpstlichen Dispenses ist deshalb unwahrscheinlich, weil der Papst, der Mazarin nicht liebte, dadurch Veranlassung gehabt hätte, ihm den Purpur zu verweigern. Es bleibt noch die Möglichkeit einer heimlichen Ehe ohne Wissen Roms. Allein dagegen spricht, daß Mazarin beständig der Königin gegenüber die Rolle eines Liebhabers spielte, die Anfangs eine sehr prekäre war und erst später sich mehr befestigte. „Trotz der lebhaften Zuneigung, die er der Königin einflößte und an der er zu zweifeln oft mit machiavellistischer Verstellungskunst vorgab, zeigte er, wie roh und selbst oft brutal auch sein Benehmen gegen die Königin, besonders in den letzten Jahren, war, doch nie ihr gegenüber die Autorität eines Ehemannes. Bis zu dem letzten Tage verstand sie es, wenn er sich zu sehr gehen ließ, ihn in die Schranken eines ihr Untergebenen zurückzuweisen und von ihm die Ehrerbietung und die schmeichelnde Sprache eines Liebhabers zu erzwingen, was ein Verhältniß voraussetzt, das kein unlösliches Band geknüpft hat."

Ein drittes Problem: „Die eiserne Maske vor der modernen Kritik", behandelt derselbe Verfasser in der Revue contemporaine (31. Juli 1867). Man hat unter der eisernen Maske nach und nach folgende Persönlichkeiten entdecken wollen: den Patriarchen Arwedicks, den Grafen von Vermandois, Bastard Ludwigs XIV., den Herzog von Beaufort, den Herzog von Monmouth, den zweiten Sohn Cromwell's, Fouquet, den Grafen Matthioli, Agenten des Herzogs von Mantua, endlich einen Bruder Ludwigs XIV. Der Verfasser hält sich nur an die letzten Beiden, weil für sie die größte Wahrscheinlichkeit spricht, die aber auch bei einer genaueren Prüfung schwindet. Matthioli's Gefangenschaft war kein Geheimniß; er starb im Fort Exiles, spätestens im Januar 1687. Was einen Bruder Ludwigs XIV. betrifft, so ist es gewiß, daß Anna von Oesterreich im Jahre 1631 heimlich von einem Kinde entbunden wurde; gewiß ist es auch, daß sie nach dem Tode ihres Gemahls noch mehrere Kinder geboren. Niemand weiß jedoch, was aus dem 1631 geborenen Kinde geworden, und was die nach 1643 geborenen Kinder betrifft, so gestatten sie nur vage Vermuthungen. Der einzige Grund, in dem Gefangenen eine Person von hohem Range zu vermuthen, liegt in der Ueberlieferung von dem tiefen Respect, den ihm seine Wächter bewiesen haben sollen. Allein bei genauerer Untersuchung schwindet auch diese Ueberlieferung in Nichts.

Das einzig sichere Resultat ist folgendes: Saint-Mars, Commandant des Donjon von Pignerol, hatte daselbst die Ueberwachung von Fouquet und Lauzun, und außer anderen Gefangenen befand sich auch der Graf Matthioli in der Festung. Als Saint-Mars später zum Gouverneur des Forts Exiles ernannt wurde, führte er Matthioli mit dahin, der daselbst starb. In Exiles empfing Saint-Mars einen neuen Gefangenen, dessen Namen man nie erfahren hat. Er folgte Saint-Mars nach Sainte-Marguerite, und weil seine Person unerkannt bleiben sollte, transportirte man ihn in einer Sänfte, welche dicht mit Wachsleinwand verschlossen war, so daß der Mangel an Luft dem Gefangenen eine Krankheit zuzog. Im Jahre 1698 erhielt Saint-Mars den Posten eines Gouverneurs der Bastille, wohin er auch seinen Gefangenen mitnahm. Statt ihn wieder in einer fest verschlossenen Sänfte zu transportiren, ließ er ihn aus Menschen-

*) Paris, Hachette, 1867.

lichkeit in einer offenen reisen, doch mit einer Sammet-Maske vor dem Gesicht. Ueber seinen Aufenthalt in der Bastille besitzen wir ein directes Zeugniß des königlichen Lieutenants du Jonca, der eine Art von Tagebuch geschrieben hat. Nach diesem wurde der immer noch maskirte Gefangene in dem Thurm La Bertaudière und zwar im dritten Stockwerke eingesperrt, wo er im Jahre 1703 starb. Man beerdigte ihn auf dem benachbarten Begräbnißplatze von St. Paul unter dem Namen Marchiali, wie der noch existirende Todtenschein beweist. Das Gerücht von dem Luxus, den man ihm gestattet, und dem Respect, den man ihm erwiesen haben soll, widerlegt sein Aufenthalt in dem Thurm La Bertaudière. Hier wurden gewöhnlich nur Spione eingesperrt; Zimmer, die für Personen höheren Standes bestimmt waren, befanden sich in dem Thurm nicht. Die Sammt-Maske erklärt sich daraus, daß man seine Person nicht bekannt werden lassen wollte. In der Regel durften Gefangene seiner Art weder mit anderen Personen verkehren, noch das Zimmer verlassen. Aus Rücksicht auf die Kränklichkeit des Gefangenen erlaubte man ihm zuweilen, die frische Luft zu genießen, nur mußte er, damit das Geheimniß bewahrt bleibe, die Sammt-Maske anlegen. Diese Vorsicht war in Venedig bei allen Staatsgefangenen gebräuchlich; in Frankreich war es etwas Neues und erregte daher die Verwunderung und die Neugierde des Volkes. Man vermuthete in dem Gefangenen irgend eine vornehme Person, während er wahrscheinlich nur ein politischer Spion von der Art des Grafen Matthioli war. Die Sammet-Maske verwandelte sich in der Phantasie der Leute in eine eiserne Maske und das geheimnißvolle Dunkel, womit die damalige Regierung ihr Verfahren gegen politische Verbrecher zu umhüllen pflegte, förderte die Entstehung der verschiedenen Mythen von dem Mann mit der eisernen Maske, der nach Allem eine ziemlich unbedeutende Persönlichkeit gewesen zu sein scheint.

Polen.

Polnische Hoffnungen, Prophezeiungen und Kannegießereien*).

Das alte Sprichwort, daß der Pole jederzeit etwas hofft, während der Russe stets etwas fürchtet, bestätigt sich auch in dem neuen Erzeugniß polnischer Publizistik des „littauischen Swierszcz", wie sich der Verfasser des „Napoleon III." selbst nennt. Es ist recht viel, was Herr Swierszcz diesesmal hofft, und er erwartet die Erfüllung seiner schmeichelnden Hoffnung sogar recht bald. Den Hauptgegenstand seiner Hoffnung theilt er, wie man sich wohl vorstellen kann, mit allen seinen Landsleuten; es ist natürlich die Wiederherstellung Polens; nur die Art derselben ist eine ihm eigenthümliche Hoffnung, sie soll nach ihm eine „idée Napoléonienne", eine napoleonische Idee sein. Napoleon III. hat es sich danach zu einer Hauptaufgabe seines Lebens gemacht, „Polen, diese Schwester Frankreichs, stets so aufopfernd, stets so hochherzig," („la Pologne, cette soeur de la France, toujours si devouée toujours si magnanime." Des idées Napoléoniennes) wiederherzustellen. Damit er dieses Ziel auch sicher erreiche, macht ihn Herr S. zu dem vierten der größten Männer der Weltgeschichte, nämlich neben Cäsar, Karl d. Gr. und Napoleon I.; er „kämpft für die Idee der allgemeinen Freiheit." Mit seinem Worte: „das Kaiserreich ist der Friede", hat es zwar seine vollkommene Richtigkeit; „aber der Friede ist nicht das heilige Bündniß (Allianz), sind nicht die Wiener Traktate! Der Weltfriede ist „Italien frei bis an das adriatische Meer!" — Der Friede ist das untheilbare (soll wohl heißen: ungetheilte) Polen, ist die Einheit Deutschlands, die Lösung der orientalischen Frage; der Weltfriede ist der Fortschritt, die Civilisation, die Industrie, der Handel, er ist — die Freiheit! die Brüderschaft der Völker!"

Herrliche Aussichten! und recht mannigfaltige! Es ist wohl nur Zufall, daß die wahre Religion darunter fehlt.

Herr S. fährt dann fort: „Das Kaiserreich ist der Friede! Bei der Stimme dieses modernen delphischen Orakels ertönte aus Millionen Kehlen der Hymnus „Hosianna!" und die europäischen Regierungen traten unter die Waffen, denn der Gefangene von Ham ... ist der Schrecken der Throne geworden!"

Wer diesen Hymnenschwung der Phantasie und Begeisterung nicht mitmacht, der gehört zum blöden „großen Haufen". Trotz der Geringschätzung, mit der der Verfasser auf diesen herabsieht, würden wir es doch wagen, uns ihm beizählen zu lassen, wenn sich nicht, wie er sagt, neben Thiers, Girardin, Favre auch Herr Granier von Cassagnac dabei befände. Da wir aber vor dieser Gesellschaft eine unüberwindliche Scheu hegen, so wissen wir gar nicht, wohin wir gehören und wo uns der Kopf steht.

Nur gut, daß Herr S. gegen uns, wie gegen jene engherzigen und vernagelten Franzosen, Nachsicht übt, wenn wir das alles nicht begreifen. Wer dagegen Pole ist, der ist dazu unbedingt verurtheilt. „Ziemt es uns Polen," sagt er, „den Kaiser zu verkennen!? Ziemt es uns, ihn zu richten und voreilig zu verdammen? Sollen wir etwa wie die Juden den eigenen Messias kreuzigen?" Allerdings wäre das von den Polen um so wunderlicher, als sie ja selbst am Kreuze hängen, wie uns der Verfasser zum tausendsten Male wiederholt.

Man besorge jedoch nicht, daß Herr S. von uns nur blinden Glauben verlange; er beweist Alles haarscharf. Seine Beweismittel sind die eigenen Werke Napoleons III., also besonders die „Napol. Ideen" und sein Julius Cäsar, am meisten aber, trotz Rochefort und seiner Laterne, der Umstand, daß seine Thaten bisher vollkommen mit seinen geschriebenen, wie auch gesprochenen Worten im Einklang stehen: er hat bisher „Frankreichs Blut und Gut für das Glück der Völker geopfert, indem er für die Ideen der allgemeinen Freiheit kämpft". Daß die Franzosen damit nicht zufrieden sind, das ist Nebensache; sie bekommen ja schließlich ihr Stück „allgemeiner Freiheit" ab.

Wir gestehen, daß wir den Kaiser Napoleon III. immer für einen recht gescheidten Mann gehalten haben; daß er aber ein so außerordentlicher Schlaukopf ist, daß er die pfiffigsten Diplomaten an der Nase umherführt, das erfahren wir erst von Herrn Swierszcz. Seit dem Krimkrieg hat er nach und nach die leitenden Staatsmänner aller europäischen Mächte in seine Gewalt bekommen: Italien hat er befreit, also dessen König und Minister stehen selbstverständlich unter seinem Einfluß, dem Kaiser von Oesterreich hat er 1859 Venetien gelassen, dafür hat dieser mit ihm ein geheimes Bündniß geschlossen; an seinem Fädchen zog dieser 1863 nach Frankfurt, um eine unmögliche Verfassung für Deutschland dort durchzusetzen, und trieb dann 1864 in Gemeinschaft mit den Preußen die Dänen aus Schleswig-Holstein (die Narren von Dänen hofften auf französischen Beistand); an seinem Fädchen rangen 1866 drei Verbündete von ihm mit einander auf Tod und Leben; an seinem Fädchen schreitet seit 1864 Graf Bismarck einher. Dieser gewaltige Mann ist sein treuer

*) Bolesl. Swierszcz: Napoleon III. an der Spitze der Coalition von Europa. Posen, M. Leitgeber, 1868.

„Bundesgenosse" und sein geschicktestes Werkzeug; er soll der „Wiederhersteller eines künftigen freien Polens" werden; demnach wird er doch unzweifelhaft Posen und Westpreußen wieder vom preußischen Staatskörper losreißen, was er auch den Polen bei ihrem Protest im Norddeutschen Reichstage vorgeredet hat; er wird die ganze preußische Macht für dieses unterjochte Volk aufbieten. Da auch England von Napoleon gewonnen ist, so ist die „Coalition von Europa" gegen Rußland, welches einem beinah leid thun kann, eigentlich schon fix und fertig, und „Polen ist am Vortage seiner Auferstehung". „Die Krone der Jagiellonen kommt auf die Schläfen des Prinzen Napoleon Bonaparte!" Kladderadatsch! oder vielmehr Hosianna! E. K.

Nord-Amerika.

Deutscher Geist und amerikanischer Materialismus.

Der von den Deutschen in Nordamerika bei ihren Sänger-, Turner- und Schützenfesten entwickelte Geist der Bildung, der Kunst und der Achtung alles Humanen — ein Geist, der nicht verfehlt, auch auf die Yankees Eindruck zu machen und auf die Veredelung ihrer Sitten zu wirken — giebt einer angloamerikanischen Zeitung, den „Milwaukie News" vom 1. Juli d. J., zu folgenden Betrachtungen Anlaß: „Die amerikanische Civilisation geht unaufhaltsam einer sozialen, religiösen und politischen Umwälzung entgegen, zu welcher die Einwanderung einer ruhigen, intelligenten Bevölkerung aus dem Herzen Europa's (Deutschlands), einer der historischen Welt-Rassen, die allen anderen an Eigenschaften des Geistes und Herzens überlegen ist, den unabweislichen Anstoß giebt. Wer das nicht sieht, der ist blind und versteht nicht die Zeichen der Zeit. Möge der stolze Puritaner seine bisherige Suprematie in Acht nehmen! Ein neuer Lebensstrom, ein Strom von Geist, Energie und Fortschritt, rinnt durch unsere Adern, und zwar kömmt dieser Strom nicht aus Neu-England, sondern aus Europa! Die Fluth einer edleren, besseren Civilisation, eines würdigeren Menschenthums dringt zu uns, und wehe den Thörichten, welche sie aufhalten möchten! Kunst und Freiheit werden fortan unter uns ihr dankbarstes Feld finden, ihre schönsten Triumphe feiern. Alles, was sich in Religion und Politik überlebt hat und was engherzig ist, muß untergehen, und eine Rasse wird aus diesen Kämpfen sich bilden, welche die besten Köpfe und Herzen, sowie die reichsten Erfahrungen, in sich schließt."

In ähnlicher Weise sprach sich, um dieselbe Zeit ungefähr, ein Amerikaner in einer öffentlichen Versammlung von Berlin aus. Es hat sich in diesem Jahre getroffen, daß der große Berliner Handwerker-Verein, der immer an einem Sonnabend im Juli sein jährliches Stiftungsfest feiert, das letztere diesmal am 4. Juli, dem Tage der amerikanischen Unabhängigkeitsfeier, beging. Es erschienen an dem Abend als Gäste, die den trefflichen Reden von Berthold Auerbach, Franz Duncker, Schlossermeister Hausknecht, einem Schuhmacher aus Freienwalde u. A. zuhörten, vier Anglo-Amerikaner, welche eben von dem bei ihrem Gesandten, Herrn Bancroft, gefeierten 4. Juli kamen. Nachdem Herr Assessor Lehfeldt in würdiger Weise die amerikanischen Gäste begrüßt hatte, nahm derjenige von ihnen, der der deutschen Sprache am meisten mächtig war, das Wort und sagte: daß er sich um so mehr freue, das heutige amerikanische Nationalfest in dieser deutschen Handwerker-Gesellschaft zu beschließen, als er eben aus dem Munde mehrerer Arbeiter Worte und Gedanken vernommen habe, die man in Amerika nicht gewohnt sei, von Handwerkern und Maschinenarbeitern zu hören. Während dort bei ähnlichen Gelegenheiten der krasseste Materialismus, die Genußsucht, das Streben, die Arbeitslöhne zur Befriedigung der letztern und auf Kosten des Volkswohlstandes zu steigern, sich geltend zu machen pflege, suchten die Mitglieder des Berliner Handwerker-Vereins auf dem Wege der Bildung und der Vermehrung ihrer Kenntnisse sich zu der Höhe ihrer geistig arbeitenden Mitbürger emporzuschwingen und dadurch viel sicherer zu Vermögen und Wohlstand zu gelangen. Er hoffe, daß diese den amerikanischen (und leider auch manchen deutschen) Arbeitern unbekannte Wahrheit durch das Beispiel der wackeren Deutschen auch in seinem Vaterlande bald mehr und mehr sich verbreiten werde.

Wir hätten gewünscht, daß diese Rede des besonnenen patriotischen Amerikaners nicht bloß in Berlin, sondern auch in Wien, wo die Arbeiter in neuester Zeit mehr und mehr auf die sophistischen Irrlehren der Lassallianer eingehen, vernommen und beherzigt worden wäre. J. L.

Ostindien.

Der Prozeß Rußland contra England.

Die Engländer herrschen in ihren Colonien, zumal in Ost-Indien, wie Satrapen und römische Proconsuln. Die Gouverneure und die ganze Beamtenwelt gehörten der regierenden Klasse an und haben daheim in der Umgebung der Krone gute Freunde, welche die Verantwortung auch für die größten Schurkenstreiche leicht machen. Zudem verschärft sich die bekannte Arroganz und unbeholfene englische Selbstvergötterung im Ausland, und das nirgends mehr als den braunen Indiern gegenüber, an deren zähen National- und Rassen-Eigenthümlichkeiten seit undenklichen Zeiten in der plumpsten und gemeinsten Weise vergeblich herumgearbeitet wird. Die Indier, fanatisch in ihrer Religion, stolz auf ihre unterminirte Cultur, hassen daher ihre sogenannten Wohlthäter aus ganzer Seele und sind jetzt schon wieder für eine zweite Rebellion reif. Jede andere kriegsfähige Nation, welche einen Kampf mit England wagen wollte, würde gerade in Indien den günstigsten Boden finden; sie würden von den Coolies und Seypoys jubelnd als Erretter empfangen werden und ein Ausrottungs-Landsturm gegen die Briten wäre die unmittelbare Folge.

Ein solcher kampffähiger Gegner ist Rußland. Allmählich mit consequenter, unaufhaltbarer Politik bewegt sich dieses Staatenkoloß indienwärts, von England mit ängstlicher Eifersucht selbst herangezogen. Die mannigfachen mongolischen, tatarischen, persischen Stämme und Völkerschaften zwischen Rußland und dem englischen Indien graviтiren der kaukasischen Cultur entgegen, Parteien für und gegen den Fortschritt entstehen, ewige Kämpfe und Kriege veranlassen beide Mächte sich einzumischen. England ringt gegen Rußland, Rußland erwählt die andere Partei, meist die conservative und siegt mit wohl acclimatisirten Truppen, wie erst kürzlich wieder in Buchara. Es waren nicht bloß Bucharen, welchen den Russen bei Samarkand gegenüberstanden, sondern auch ein Hilfsheer von 30,000 Afghanen. Woher

diese? Einer der afghanischen Kronprätendenten steht unter russischem Schutze, der andere unter englischem, und dieser hat also den Wünschen Englands entgegenkommen wollen — wenigstens lesen wir diese Erklärung in russischen Blättern und finden gleichzeitig eine besondere Bekräftigung in der steifen, officiellen Ableugnung des „Morning Herald“ englischerseits.

Rußland hat auf seiner Seite eine gewisse Friedenspolitik den asiatischen Völkern gegenüber zu beobachten, weil es über Buchara, den Meßplatz, Knoten- und Kreuzverkehrspunkt, einen sehr ergiebigen Handel mit Indien, China, Persien, Afghanistan, Turan, Chiwa, Taschkent führt. England ist also der eigentliche Unruhstifter. England will durch Kriege diesen Handel ablenken und für seinen Seeweg gewinnen. Von dem asiatischen Handel Rußlands, der zwischen 35 und 43 Millionen Rubeln schwankt, kommt bei weitem der größte Theil auf Buchara. Während der Handel nach China nur mit 10 Millionen R. und für das transkaukasische Gebiet nur mit 12 Millionen R. in Betracht kommt, der Handel Astrachans mit Persien kaum 3 Millionen R. ergiebt, steht Buchara mit 18 Millionen R. an der Spitze. In den Jahren 1862—1865 stieg der Handelsumsatz dieser riesigen Meßstadt mit seinem Sprachen-, Trachten- und Waaren-Gewimmel Halbasiens und Europas für Rußland um 53 pCt., und zwar nahm der Export um 11, der Import um 112 pCt. zu, trotz des von England genährten Krieges. Erwägt man, daß der gesammte Handel mit Großbritannien und Preußen während dieser Zeit nur um 0,64 pCt. gestiegen, so wird man begreifen, wie sehr die Handelsinteressen Rußlands unter den kriegerischen Verhältnissen Asiens in Mitleidenschaft gezogen werden.

Es wäre übereilt, daraus eine absolute Friedenstendenz Rußlands folgern zu wollen. England hat den Löwen geweckt, zu seinem Schaden. Buchara, der Schlüssel zu Indien, ist nun in Rußlands Händen, und es ist nicht zu zweifeln, daß es mit langsamer unwiderstehlicher Gewalt, die es durch das Schwergewicht seiner Größe und Erweckung von Handelssympathien bei den Asiaten erhält, sich indienwärts ausdehnen und mit England in aufflammenden Kampf gerathen wird, den zu vermeiden und zu fürchten es keinen Grund hat.

Es ist mithin vorauszusehen, daß Rußland, wie es in früheren Zeiten eine Mauer gebildet, die europäische Cultur vor den Verheerungen der Mongolen und Muhamedaner zu schützen, jetzt die Priesterin derselben sein wird, um Asien erst wahrhaft mit ganzem Herzen für uns zu erschließen. Rußland war damals die Gränze — bald wird es der Mittelpunkt der Cultur sein. Es hat bis jetzt seine Mission gut erfüllt. Es hat im Osten gethan, was früher das oströmische Reich, später Oesterreich im Südosten, die Normannen in Sicilien, Karl Martell's Hammerschläge auf den sonnigen Ebenen der Touraine zu Stande brachten: es hat das Christenthum vor dem überschwellenden, erschlaffenden Muhamedanismus, die Minorität europäischer Regsamkeit gegen das Phlegma der Turkomannen, die Rohheit der Mongolen geschützt. Diese Türken, auf einen kleinen Winkel Europas beschränkt, und auch von da mit der Lösung der orientalischen Frage weggebeizt, werden dann auch im Osten durch Rußlands neu anstrebende Kultur eingeengt und aufgesogen werden.

Rußland baut seit langen Jahren seine Handelswege nach Indien. Freilich gehen dieselben durch so fürchterliche Wüsten, durch starre Gebirge und Felsen, daß sich England lange mit dem Gedanken der Unmöglichkeit, dieselben mit Armeen zurückzulegen, tröstete. Ein Russe in London aber hat seinem National-Prinzip zufolge in einem vornehmen Club geäußert: „Wir müssen ihn gehn: gerade weil er unmöglich ist, müssen wir ihn gehn.“ Rußland ist ein System; unabhängig von Personen und Parteien dehnt es sich über Jahrhunderte aus und arbeitet in großen, bestimmten Richtungen. Einen kosmopolitischen Stempel verleiht ihm das Gemisch der anomalen Rassen, Völker, zum Theil nomadischer, Charaktere, Sitten und Gebräuche, welche es innerhalb seiner ungeheuren Gränzen vereinigt und mit denen es nach Außen in — wie angedeutet — zum großen Theil friedlichem Handelsverkehr steht. Das kosmopolitische Friedenssystem beruht ferner auf dem Durchschnittsgepräge seiner Unterthanen. Peter der Große hat gesagt, er schließe die Juden nur deshalb aus seinem Reiche aus, damit sie von der überlegenen Pfiffigkeit seines Volkes keinen Schaden und Verlust zu erleiden hätten. Die Russen — bis herab zu dem kaum emanzipirten Leibeigenen — sind ein tauschhandelndes, ja schacherndes Volk par excellence; selbst der Beamteneid wird gegen eine gewisse Anzahl von Rubeln allerwegen ohne Bedenken verschachert und gebrochen. So wie die Juden sich die Welt erobert dadurch, daß sie hingegangen sind in alle Länder und sich vermehrt haben, so erobert sich Rußland die Welt durch Aufsaugung, Ansammlung und Vereinigung aller Nationalitäten. Man fragt in Rußland wenig, ob Jemand deutsch, englisch oder französisch sei; wenn er nur Wissen und Können aufweist, findet er bald seine gute Stellung.*) England ist das schneidendste Gegentheil. Man muß hoch geboren und empfohlen sein, um überhaupt nur angesehen zu werden. Alles Fremdländische ist dem Engländer ein Greuel. Dabei fehlt es an System, Consequenz und den anderen Geheimnissen russischen Erfolges. Englands Politik ist ein Gewirr von Sonderinteressen, die sich durcheinander wirbeln, einander hindern und lahm legen. Ueber kurz oder lang muß sich die Frage, welche dieser beiden Nationen in Indien vorherrschen soll, mit Naturnothwendigkeit zur Erledignung aufdrängen.

Der russische Weg nach Indien ist dabei die Hauptfrage. Die Grundbasis für Operationen nach Indien ist das Kaspische Meer. Von seinen Gestaden führen zwei Hauptstraßen direct nach dem Indus. Die erste läuft über die wüsten Strecken zwischen dem Kaspischen Meer und dem Ural-See nach Chiwa. Von Station zu Station hat man artesische Brunnen gebohrt, Oasen angepflanzt, Häuser errichtet und andre Bedingungen einer Expedition vorbereitet. Hinter Chiwa bietet der Lauf des Oxus an seinen Ufern ebenes Land und auf seinem Rücken mithin günstige Gelegenheit zum Wassertransport. Wo er aufhört, schiffbar zu sein, lenkt auch der Landweg ab und führt über Balkh, Khuluum, Bamian durch die fürchterlichen Pässe des Hindu-Kusch nach Kabul. Die zweite Hauptlinie führt von dem südöstlichsten Punkte des Kaspischen Meeres bei Aswabad über Meschhed nach Herat. Die erstere Straße ist die höchstliegende und unbequemste (sie geht über Gebirge von 13,000 Fuß Höhe) aber deshalb nicht unpraktikabel. Die letztgenannte dagegen ist so eben, daß der russische Gesandte, Graf Simonitsch, auf seine Befürchtung, er werde den Schach auf der Expedition (1837) nicht begleiten können, wegen seiner Kränklichkeit, die Versicherung erhielt, daß jeder Schritt mit der Equipage zurückgelegt werden könne. Beide Straßen führen durch das Gebiet nomadischer, raublustiger Turkomanen, welche aber wenig gefährlich sind. So schrieb schon 1838 Lord Aukland, der Urheber des berüchtigten, unglückseligen englischen Krieges gegen und zuletzt für Dost Mohamed: „Das schnelle und ungehinderte Vordringen gegen Herat, und die klugen Diversionen der persischen Armee, welche alle Hoffnung auf Hilfe der be-

*) So war es allerdings bis zur Zeit, da Katkow und Genossen die neumoskowitischen Ideen propagirten. D. R.

freundeten Stämme Turkestans abgeschnitten, vereiteln unsere Berechnungen."

Wir können uns also eine von den umwohnenden handelsbedürftigen Völkern gern aufgenommene russische Armee ohne ungewöhnliche Schwierigkeiten nach Herat versetzt denken, dem Schlüssel Indiens. Das Territorium, auf welchem sich Herat erhebt, ist der letzte Ueberbleibsel der persisch-afghanischen Monarchie, welche Achmed Schach Duranie nach dem Tode Nadir Schachs gegründet. (1847). Die persischen Regenten betrachteten Herat und Afghanistan immer mit eifersüchtigem Auge und in Erinnerung an die Glorie alter und neuer persischer Reiche, als von Rechts wegen ihnen gehörig, und hoffen namentlich auf Herat, den Schlüssel Indiens, die Kornkammer Mittelasiens, ihre Ansprüche bei Gelegenheit eines der vielfachen Aufstände in Afghanistan geltend zu machen, vielleicht von England unterstützt. Herat liegt 34° 50 nördlicher Breite und 62° 30′ östlicher Länge, 2500 Fuß über dem Meeresspiegel, 50 deutsche Meilen von Meschéd, 90 von Kabul, auf der fruchtbarsten Ebene Central-Asiens. Seine Befestigungen sind gut angelegt, aber vernachlässigt, im Innern herrscht Unreinlichkeit und Krankheit, welche die Einwohnerzahl nicht weit über 4000 steigen läßt. Traditionen und Karten sprechen von einer Straße von Herat nach Kabul, aber die Hindu-Kusch-Pässe machen eine Militairstraße so gut wie unmöglich. Deshalb ist schon russischerseits für einen Umweg gesorgt über Kandahar, „das Thor Indiens."

Kandahar, in der Mitte zwischen Kabul und Herat, hat 100,000 Einwohner, 20½ Fuß dicke Mauern, die sich hinter einem 24 Fuß breiten Wallgraben bis zu 27 Fuß Höhe erheben. Die sechs Thore sind durch doppelte Bastionen, deren Winkel durch große runde Thürme geschützt. Die Umgegend ist ebenfalls fruchtbare Hochebene, mit abrupten Felsen im Norden, Süden und Osten, die jenseits in eine trostlose Wüste hinausstarren. Der Weg nach Kabul hält sich an die überaus fruchtbaren Flußthäler des Furrah, Klausch und Hilmend. Die Ueberschreitung des Hilmend in Zeiten der Fülle ist die einzige Schwierigkeit für die Bewegung einer Armee nach Kabul. Das offene Land um Kandahar ist zu ⁹/₁₀ von dem Stamme der Sirdars bewohnt, die noch so sehr einen Staat im Staate bilden, daß sie nicht nur ihr eigenes Militair (2000 Mann Kavallerie und 1000 Mann Infantrie) halten und ihrem Scheik in Kandahar, bekanntlich die westliche Hauptstadt Afghanistans, nur eine bestimmte Steuer zahlen. Sie treiben etwas Ackerbau, aber mehr Jagd und Raubkrieg und stehen mit den Räuberhorden weit und breit in Verbindung, so daß sie ihnen oft Militair und Kanonen vermiethen.

Von Kandahar nach Indien führen nun drei Linien: 1) durch Ghasna, Kabul, Dschellalabad, den Kheiber-Paß nach Peschawer; 2) durch den Kodschus-Paß, das Pischin-Thal, Quetta, den Bolan-Paß, Dadur, die Wüste von Ober-Sind nach Schikarschur und Sakkar und 3) durch den directesten, aber schwierigsten Sukschir-Surwur-Paß nach Dera-Gazie-Khan am Indus. Letztere ist eine erprobte Militairstraße, welche schon der Kaiser Baber zurücklegte, als er im Jahre 1505 von seinem indischen Feldzuge heimkehrte. Es ist die gewöhnliche Poststraße, doch wählen die Karawanen meistens den bequemeren Weg am Flusse Genel durch den Guulairie-Fluß.

Diese drei Wege würde eine große Invasionsarmee, wahrscheinlich alle zugleich, versuchen. Manche Schwierigkeiten, die bisher als unüberwindlich gegolten, sind schon beseitigt, und andre weichen mehr und mehr einem bestimmten System, wie es nur ein Riesenstaat entwickeln kann. Indien und sein Handel ist für den Koloß Rußland ein unbedingtes Bedürfniß der Selbsterhaltung. Der weite Umweg über England, den die Schätze des Orients noch nehmen, ist für diesen hungrigen erst halb erwachsenen Löwen eine seidene Schnur, die er, sich erhebend, unwillkürlich zerreißen wird.

Kleine literarische Revue.

— **Kinkel's Gedichte.***) Es ist ein eigenthümliches Gefühl der Wehmuth und der herzlichen Theilnahme, mit der wir dieses Buch in die Hand nahmen. Harte Jahre sind über das Haupt des Sängers des „Otto Schütz" dahingegangen; ein unklarer, gewaltiger Freiheitsdrang stürzte ihn in die badische Revolution und machte ihn dann zu einem Bewohner des Zuchthauses, aus dem zu entfliehen ihm nur mit Hilfe aufopferungsfähiger Freunde gelang. Lange Jahre des Exils hat er darauf in harter Arbeit und unter steter Sehnsucht nach den heimatlichen Ufern des Rheins und nach dem heißgeliebten deutschen Vaterlande im fremden Lande zugebracht, bis es ihm vor Kurzem gelang, in der Schweiz eine dem deutschen Leben und Volke nahe und verwandte Heimat zu finden. Auch der jähe Tod der heißgeliebten Gattin ist ihm im Exil nicht erspart gewesen, aus dem nur selten ein Ton seiner Leyer zu uns herüberschallte. Wie man auch über sein politisches Verhalten urtheilen möge — er hat es schwer gebüßt, und dem ehrenwerthen Namen, vor Allem dem Dichter, wird man die Theilnahme mit seinem Geschick nicht versagen können.

Der neue Band seiner Gedichte bringt uns Mancherlei aus seinem bewegten Leben; es sind trübe Klänge aus seiner einsamen Sträflingszeit in Naugard und in Spandau, ein Abschnitt von Deutschland im November 1850, den er als Albumblatt für die Tochter seines Rostocker Freundes und Hauswirthes schrieb:

„Ich kam auf Flüchtlingspfaden,
Geächtet und verbannt:
Ich kam von Schmerz beladen,
Von Haß und Zorn verbrannt:
Es schlug die Flucht mir Wunden,
Sie wurden mir verbunden
Von mütterlicher Hand.

O eure fromme Güte,
Sie that sich nie genug!
Sie stillt mir im Gemüthe
Den Ingrimm, den ich trug.
Durch euch ward' mir verliehen,
Daß ich vermag zu ziehen
In's Elend ohne Fluch." — — —

Es folgen dann einige auf seine Reise in Amerika bezügliche Gedichte und eine ganze Reihe von Schilderungen seines Lebens in England, alle die tiefe Sehnsucht nach dem Vaterlande und die innigsten Wünsche für dessen Größe, Einheit und Freiheit athmend.

Der „Strauß aus dem Jugendgarten" bringt freilich ganz andere Blumen; auch sie streuen jenen zarten, dem Dichter eigenen Blüthenduft aus; derselbe ist aber wohlthuender, da damals der junge Poet noch nicht angekränkelt war von des Gedankens Blässe und von seinem politischen Radikalismus.

---

*) Gedichte von Gottfried Kinkel. Zweite Sammlung. Stuttgart, Cotta, 1868.

Wir erkennen in diesem Strauß den jungen, gläubigen Theologen, dem namentlich das Bild seiner frommen Mutter mit unvergänglichen Zügen in die Seele geschrieben ist. Es sei uns vergönnt, den Schlußvers des letzten dieser der todten Mutter geweihten Dichtungen hier anzuführen; er bekundet die damals gläubige, kindlich fromme Stimmung seines Herzens:

— „Ging ich Abends stille zu der Stätte,
Wo Du, Mutter, ruhst im engen Bette,
Deine Stimme tönte da herauf:
„All dies Glühen, all dies wilde Leben
Wird man einst, wie mich, dem Staube geben —
Richte Du zum Ewigen den Lauf!""

Das Bedeutendste indeß, was diese neue Sammlung uns bietet, ist jedenfalls der lyrisch-epische Romanzen-Cyklus mit der Ueberschrift: „Der Grobschmied von Antwerpen," welcher sich würdig dem „Otto Schütz" an die Seite stellt. Auch hier erfreuen uns namentlich die lebhaften Schilderungen eines vielbewegten bürgerlichen Lebens und der ernste Sinn vlamischen Fleißes und vlamischer Charakterfestigkeit; was aber der artigen Dichtung einen ganz besonderen Reiz verleiht, ist das gesunde, stark sinnlich gefärbte Colorit derselben, durch welches Kinkel auch hier wieder seinen dichterischen Beruf auf das Glänzendste rechtfertigt. Den zahlreichen Freunden des vielgeprüften Dichters und deutschen Mannes wird jedenfalls diese Gabe eine sehr willkommene sein, und auch die politischen Gegner desselben werden, wenn sie auch des Mannes Ideale nicht theilen, seiner dichterischen Begabung, die auch hier sich so schön bethätigt, Gerechtigkeit widerfahren lassen, und auch für sie enthält der neue Band manche sinnige, gefällige Blüthe.

— **Die arbeitenden Klassen Englands.***) Das uns hier in einer leider sehr mangelhaften, deutschen Uebersetzung vorliegende Buch ist in England, wo die Arbeiterfrage täglich größere Dimensionen gewinnt, sehr bald in seiner ersten Auflage vergriffen worden. Es behandelt die Geschichte und die jetzige Lage der arbeitenden Klassen, zunächst im eigentlichen England selbst, daneben aber auch in Wales, Schottland und Irland. Die neueste Reformbill verleiht den Arbeitern politische Rechte, die sie bisher in England nicht besaßen: nämlich einen Antheil an den Parlamentswahlen. Werden sie diese Rechte zum Besten des Landes nicht minder, als zu ihrem eigenen Besten zu gebrauchen wissen? Wird ihre politische Emancipation dem Lande zum Segen oder zum Fluche gereichen? Dies sind hauptsächlich die Fragen, mit denen sich die beiden Verfasser des vorliegenden Werkes beschäftigen, von welchen der Eine, Herr Lloyd Jones, selbst aus dem niederen Arbeiterstande hervorgegangen, sich seit dem Jahre 1832, also seit der Zeit der ersten Reformbill, praktisch mit den Studien der Bedürfnisse des Arbeiterstandes und mit den sozialen Verhältnissen des Fabrikwesens beschäftigt hat. Er und sein Mitarbeiter an diesem Buche, Herr J. M. Ludlow, sind Mitglieder der parlamentarischen Untersuchungs-Commission gewesen, die sich mit der Lage der arbeitenden Klassen Englands zu beschäftigen hatte. Wir haben daher hier ein auf durchweg gründlichen, seit sechsunddreißig Jahren fortgesetzten Forschungen ruhendes Werk vor uns. Es sind sowohl die Fabriken- und die Bergwerk-Gesetzgebung Englands seit dem J. 1832, als die neueren Systeme der Sparkassen und der Vereine für Selbsthilfe, der Baugenossenschaften, der Cooperativ-Genossenschaften und der Theilhaberschaften (Partnerships) an industriellen Unternehmungen besprochen. Die Resultate der Untersuchungen gegen die berüchtigten Trades-Unions (Lohnverbürgungs-Vereine) in Sheffield werden ebenfalls mitgetheilt. Es wird nicht in Abrede gestellt, daß Etwas faul sei im Arbeiterstaate Alt-Englands, aber es wird andererseits auch auf die umfassenden Anstalten hingewiesen, die zum größten Theil von den englischen Arbeitern selbst zur Ausbreitung von Kenntnissen und Bildung gegründet worden, und es wird daran die zuversichtliche Hoffnung geknüpft, daß schon die nächste Zeit ein besseres, der englischen Civilisation würdigeres Geschlecht von Arbeitern erblicken werde, indem dann die jetzige Unkenntniß der Dinge und die daraus hervorgehenden, unverständigen Anforderungen vieler Arbeiter nicht mehr vorkommen würden.

*) Die arbeitenden Klassen Englands in sozialer und politischer Beziehung. Von J. M. Ludlow und Lloyd Jones. Aus dem Englischen von Julius von Holtzendorff. Berlin, Jul. Springer, 1868.

— **Statistik der Sprachen in Ostflandern.** De Toekomst enthält nach Mittheilungen aus dem Statistischen Büreau in Brüssel, einige Notizen über die Bevölkerungs-Verhältnisse der Provinz Ostflandern, mit der Hauptstadt Gent, woraus wir Folgendes entnehmen: Die Provinz zählt im Ganzen 806,622 Einwohner, worunter 589,652 in Ostflandern selbst gebürtig, 210,997 aus anderen belgischen Provinzen, 3468 Nordniederländer, 77 niederländische Limburger, 29 Deutsch-Luxemburger, 391 Deutsche, 1685 Franzosen, 323 aus anderen Ländern. Von diesen 806,622 Bewohnern Ostflanderns sprechen 746,027 nur vlamisch, 50,902 vlamisch und französisch, 7837 nur französisch, 591 vlamisch, französisch und deutsch, 211 nur deutsch, 198 französisch und deutsch, 94 vlamisch und deutsch, 441 andere Sprachen und 321 sind taubstumm. Die Toekomst bemerkt hierzu, es sei ganz unzweifelhaft, daß die Zahl der Deutschkenner in der Provinz viel größer sei, als in der Tabelle angegeben ist. Ebenso unrichtig sei die Angabe, daß die Zahl der Personen, die eine andere Sprache reden, als vlamisch, französisch und deutsch, 441 betrage, da ja die Gesammtzahl der Ausländer in der Provinz, mit Ausnahme der Franzosen und Deutschen, nur 323 betrage. Als Vlamingen seien außer den 746,027 Vlamischredenden, die 50,902 zu betrachten, welche vlamisch und französisch, die 591, die außerdem noch deutsch und die 94, die vlamisch und deutsch reden. (Unter den beiden letztgedachten Kategorien möchten wohl viele Deutsche sein, die ja sehr leicht fremde Sprachen erlernen.) „Andererseits befinden sich unter den 7837, die nur französisch sprechen, außer den 1685 Franzosen, auch die in Ostflandern wohnenden Wallonen und die jedes Nationalgefühles baren Vlamingen, die, aus Haß gegen ihre Landessprache, vorgeben, daß sie kein Vlamisch kennen. Jedenfalls aber sind unter 806,622 Bewohnern der Provinz nur 7037 Franzosen, Wallonen und Bastard-Vlamingen, und um dieser kleinen Zahl wegen ist die amtliche Sprache der Provinzial- und Gemeinde-Behörden, sowie aller von denselben abhängigen Einrichtungen in zahlreichen Volksschulen, in Institutionen für den mittleren und höheren Unterricht das Französische!"

— **Czerski's Schrift über das Papstthum.***) Diese Schrift, um derentwillen der Verfasser im Großherzogthum Hessen ver-

*) „Der Nachlaß des sterbenden Papstthums." Von Joh. Czerski. Selbstverlag.

folgt und vom Bezirksgericht in Mainz zu acht Monat Gefängniß verurtheilt worden ist, enthält eine allerdings nicht schonungsvolle Zusammenstellung aller Sünden und Vergehungen der Päpste und des Papstthums seit der geschichtlich nachweisbaren ersten Erhebung der römischen Bischöfe über ihre anderen Amtsgenossen bis zur Gegenwart. Es fehlt auch nicht an Seitenblicken auf verwandte Erscheinungen auf protestantischem Gebiet. Den Schluß der Broschüre bildet eine Ansprache des Verfassers an Pius IX., als einen Amtsbruder, in welcher er ihm seine Theilnahme für seine Bedrängniß zu erkennen giebt, wobei er ihm aber zuruft: „Du dienst mehr weltlichen Dingen als dem geistlichen Reiche Christi, der da sprach: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Du trägst eine dreifache Krone, während Christus nur einen Dornenkrone trug. Du lässest Dir den Pantoffel küssen, während Christus seinen Jüngern die Füße wusch. Du strebst nach Welt-Herrschaft über Völker, während Christus nicht hatte, wo er sein Haupt niederlegen sollte."

Literarischer Sprechsaal.

Die philoslavische Verlagshandlung von Schmaler und Pech in Bautzen hat von einem Buchhändler aus Odessa folgendes Schreiben erhalten: „Ich verbitte mir die Zusendung jeder unverlangten (literarischen) Neuigkeit, da mir die meisten Artikel Ihres Verlages auf der Censur verloren gehen." — Die Herren Schmaler und Pech können sich in diese Sachlage gar nicht finden, sie vermuthen einen „Irrthum" und wünschen „Aufklärung", die sie dadurch zu erlangen hoffen, daß die „unabhängigen" russischen Journale diesen Brief abdrucken. Es muß freilich für so hingebende Diener der Russen, die sich in ihrem Eifer durch keinerlei Rücksicht auf ihre deutschen Landsleute in der sächsischen Oberlausitz schrecken lassen, betrübend sein, wenn auch sie von ihren moskowitischen Freunden gemißhandelt werden. Doch mögen sie sich mit dem alten Erfahrungssatze trösten, daß von einem falschen Regierungssystem Jedermann, auch der treueste Unterthan, einmal unliebsam getroffen wird.

Herr Julius Schanz aus Dresden, der seit einigen Jahren, als Professor der deutschen Sprache am Gymnasium von Como, in Italien lebt, hat dort mit einem Professor derselben Anstalt, Namens Brambilla, einen literarischen Federkrieg über H. Heine's poetische und moralische Geltung, und zwar mit großer Gewandtheit, geführt. Prof. Brambilla hatte nämlich vor kurzem eine poetische Anthologie, einen Florilegio epigrafico, herausgegeben, worin er gegen H. Heine, den er unter Anderem das „camaleonte di Düsseldorf" nennt, alle Anklagen, die einmal von gehässigen oder überstrengen Kritikern gegen den deutschen Dichter ausgesprochen worden, zusammenträgt und mit italiänischer Sauce übergießt. Herr Schanz legte gegen diese Verunglimpfung seines poetischen Landsmanns sofort Protest ein, indem er in dem zu Como erscheinenden Corriere del Lario vom 18. April einen Artikel einrücken ließ, in welchem er die Apologie Heine's von B. Zendrini, in der Vorrede seiner Uebersetzung des „Buches der Lieder" (Il Canzoniere), vollständig reproduzirte. Diese Apologie erschien wie ein Pasquill auf Brambilla; wenigstens nahm dieser sie so auf und ließ nun in der Gazzetta di Como vom 23. April einen ebenso furiosen als bombastischen Artikel los gegen den „Tedesco, che si faccia panegirista di uno scrittore che divinizza l'ateismo e l'immoralità". Natürlich blieb Herr Julius Schanz auch hierauf die Antwort nicht schuldig, die — man muß es ihr lassen — weder an italiänischer Feinheit noch an deutscher Grobheit hinter dem Angriffe Brambilla's zurückbleibt. Der Kampf würde wahrscheinlich heute noch fortdauern, wenn ihm nicht die Schulbehörde von Como, die nicht zugeben wollte, daß zwei Professoren ihres Lyceums sich auf diese Weise in den Zeitungen bekämpfen, ein Ende gemacht hätte. Jedenfalls verdient Herr Schanz den Dank aller Freunde Heine's für seine gründliche Vertheidigung des deutschen Dichters in Italien. Herr Schanz hat die betreffenden Aktenstücke, nebst einigen anderen, die freilich nur seine eigenen persönlichen Beziehungen betreffen, in Como zu einer kleinen Druckschrift zusammengestellt, welche er dem sogenannten „Deutschen Schriftstellertag" in Dresden mit einem an Aug. Silberstein gerichteten Schreiben in italiänischer Sprache überreichen ließ.*)

Das kurzlich erschienene erste Heft des zweiten Bandes der „Ungarischen Monatschrift"**) enthält politische und wissenschaftliche Artikel vom Grafen N. Bethlen, von Stephan Kápolnai, Stephan Bartalus u. A., und reicht noch entschiedener, als die vorangegangenen Hefte des ersten Bandes gethan, den Deutschen und speziell den Norddeutschen, über das slavisch-deutsche Oesterreich hinweg, die magyarische Hand. Es ist nothwendig, sagt der Verf. des ersten Artikels in diesem Hefte, der sich bloß als „ein ungarischer Gelehrter in Paris" bezeichnet, daß wir zur Vertretung der Interessen unserer nationalen Partei vor Allem ein deutsches Blatt gründen, welches sowohl dem städtischen, deutschredenden Bürgerthum Ungarns, als den Deutschen außerhalb Oesterreichs, unsere Angelegenheiten so darstellt, wie sie wirklich sind, und nicht wie die in deutscher Sprache redigirten Wiener Blätter sie darstellen. Graf N. Bethlen sagt in einem Artikel mit der Ueberschrift: „Ungarns Glück oder Ende": „Das Interesse Ungarns erfordert einen innigen Anschluß der österreichischen auswärtigen Politik an die des norddeutschen Bundes, da alle uns Ungarn bedrohende Gefahren (von Seiten des Panslavismus wie von dem durch Frankreich repräsentirten Romanismus) nur durch das Zusammengehen Oesterreichs in allen auswärtigen Fragen beseitigt werden können." Prinz Napoleon, heißt es in demselben Artikel, sei nach Pest gekommen, um den Ungarn für den Fall eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland die Personalunion in Aussicht zu stellen, die von Frankreich unterstützt werden würde. Aber Graf Bethlen bemerkt: „Das ungarische Volk besteht jetzt die Feuerprobe seiner Treue und Aufopferung für das Germanenthum. Momentane Vortheile, oder sonstige Napoleonische Versprechungen dürfen es von seinem ursprünglichen Berufe: Kräftigung des Germanenthums in Europa, nicht abhalten. Nur wenn das germanische Element in Europa die Ueberzeugung gewinnt, daß Ungarn diesen seinen Beruf richtig aufgefaßt habe, wird es für die Integrität der Stephanskrone vom deutschen Standpunkte mit der Wucht seiner ganzen Macht einstehen, die allein den ungarischen Stamm noch retten kann."

*) Enrico Heine in Italia, coll'aggiunta di alcuni documenti letterarii ecc. di Giulio Schanz (30 pagine in 4.) Como, 1868.

**) Pest: Ferd. Pfeifer. Berlin: Fr. Kortkampf.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Luise, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adami**. Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 1867. Mit dem Bildniß der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow. Miniatur-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.; geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erste Ausgabe dieser Biographie der Königin Luise kam aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (241)

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

Als Schulprämie empfohlen und in allen Buchhandlungen zu haben: (242)

Voigt (F.) — Geschichte des brandenburg.-preußischen Staates.

Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. Geheftet. 8. 1867. Preis: 2 Thlr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von Rud. Besser in Gotha.

Herzog's Theologische Real-Encyklopädie

vollständig in 22 Bänden.

(Hauptwerk 18 Bände, Ergänzungen 3 Bände, Register 1 Band.)

Preis 58 Thaler. (243)

Die Besitzer unvollständiger Exemplare werden gut thun, sich dieselben bald zu ergänzen, da später einzelne Bände möglicherweise nicht mehr abgegeben werden können.

Besuchern von Seebädern empfohlen:

Ein dänisches Seebad.

Vier Wochen in Helsingör.

Von (244)

Julius Rodenberg.

1867. Velinpapier. 16. eleg. geh. Preis: 12 Sgr.

„Eine sehr interessante kleine Schrift; der Verfasser hat einige Wochen in Helsingör zugebracht, und entzückt von der Schönheit der Natur, von den herrlichen Waldungen, dem blauen Meere, dem ganzen eigenthümlichen Leben, hat er, was er gefühlt, in schöner, poetischer Schreibweise niedergelegt." Nordd. Allg. Ztg.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

GEDÆCHTNISSREDE AUF WILHELM VON HUMBOLDT

an seinem hundertjährigen Geburtstage Sonnabend den 22. Juni 1867

gehalten von (245)

Dr. **H. STEINTHAL**,

Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.

Velinpapier. gr. 8. geh. Preis: 6 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien in neuer, wohlfeiler Ausgabe:

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von **Johann Peter Eckermann.**

Dritte Auflage. (246)

Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. 4 Thlr.

Eckermann's „Gespräche mit Goethe" bilden bekanntlich ein unentbehrliches Supplement zu Goethe's Werken. Nachdem es gelungen, alle drei Theile in einem Verlag zu vereinigen, wurde vorliegende vollständige und um die Hälfte wohlfeilere dritte Auflage hergestellt, die kein Besitzer von Goethe's Werken sich anzuschaffen versäumen soll.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien so eben:

Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie.

Von seinem Bruder

Maximilian Heine.

Velinpapier 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die zahlreichen Verehrer Heinrich Heine's werden in diesen Skizzen seines Bruders viel Anziehende finden. Von besonderem Werth sind die zum ersten Male mitgetheilten Testamente H. Heine's: das deutsche von 1846, und das französische von 1848. (248)

In unserm Verlage ist erschienen:

Deutscher Glaube und Brauch

im Spiegel heidnischer Vorzeit

von

Prof. **E. L. Rochholz.** (249)

Zwei Bände. 8. geh. 1867. Preis: 3 Thlr.

Erster Band: **Deutscher Unsterblichkeitsglaube.**

Inhalt. Gold, Milch und Blut. — Ohne Schatten, ohne Seele. — Oberdeutsche Leichenbräuche. — Der Knochencultus. — Allerseelenbrod.

Zweiter Band. **Altdeutsches Bürgerleben.**

Inhalt. Deutsche Wochentage. — Alemannisches Wohnhaus. — Roth und Blau, die deutschen Leib- und Nationalfarben. — Deutsche Frauen vor dem Feinde.

Die Leipziger Illustrirte Zeitung bemerkt in einer Besprechung dieses Buches u. a.:

„Eine Fülle von Stoff, gewandte Verknüpfung loser, abgerissener Fäden zu dem Gewebe, das sie ursprünglich gebildet, und poetische Darstellung charakterisiren ein jedes der Rochholzschen Werke. Mit großem Scharfsinn hat der gelehrte Verfasser theils aus den Geschichts-, Rechts- und Sprachalterthümern, theils aus den noch lebenden Traditionen und Gebräuchen des Volkes die Wege verfolgt, auf denen der sich selbst überlassene Mensch der Urzeit zum Glauben an die Macht und Dauer des Geistes gelangt und allmälig zur Gründung bürgerlicher Ordnung emporgerückt ist."

Aus den vielen, besonders oberdeutschen, Sitten und Gebräuchen, die Rochholz im zweiten Bande zusammenstellt, hebt Recensent namentlich folgenden charakteristischen hervor:

„Selbst der allwöchentliche Küchenzettel, der noch Anfang dieses Jahrhunderts in jedem bürgerlichen Hausstand auf das Strengste festgehalten wurde, ist nicht ohne Bedeutung. Die drei von männlichen Aethergöttern beherrschten Tage, Sonntag, Dienstag und Donnerstag, waren die Fleischtage; die drei von den weiblichen Nachtgöttern gelenkten, Montag, Freitag und Samstag, die Muestage, weil man sich den Milch- und Buttergewinn unter dem Einfluß des Mondes und unter Berchta's und Hulda's Schutz stehend dachte. Die Mittwoch allein blieb schwankend. In der Schweiz haben sich auf dem Tisch der Landbewohner noch bis zum heutigen Tage Anklänge an die älteste Speiseordnung der Deutschen erhalten."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Empfehlenswerthe Werke.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstallen.

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (247)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.} — Berlin, den 29. August 1868. — [№ 35.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Vernunft und Sprache.

Das Sprachstudium hat durch die vergleichende Sprachforschung nicht nur eine früher ungeahnte Bedeutung für unsere historischen und ethnographischen Kenntnisse erlangt, sondern es ließ sich der noch höhere Gewinn erwarten, daß man, wenn einmal die Physiologie der verschiedenen Sprachen erforscht sein würde, im Stande sein müßte, daraus das Wesen der Sprache überhaupt, ihren Ursprung und ihre Beziehung zur menschlichen Vernunft besser zu erklären, als es bisher auf speculativem Wege gelungen ist. Ein Versuch dieser Art liegt uns in der unten genannten, höchst beachtenswerthen Schrift vor*), die es sich zur Aufgabe macht, ein bestimmtes Verhältniß zwischen Vernunft und Sprache festzustellen und durch die Geschichte der einen die Entwickelung der anderen historisch bis zu dem Anfange, wo die Menschheit aus dem thierähnlichen Geisteszustande heraustrat, zu verfolgen. Die Schwierigkeiten eines solchen Versuches verkennt der Verfasser selbst nicht: „Die Ergebnisse, welche auf diesem Gebiete zu gewinnen sind, können nur unter Voraussetzung des bündigsten Beweises durch viele, ja wohl gar alle irgend in Betracht kommenden sprachlichen Einzelnheiten der ganzen Menschheit eine wirklich und allgemein überzeugende Kraft erhalten." Um nun den Leser um so geneigter zu machen, ihm auf dem langen analytischen Wege zu folgen, hat der Verfasser in der Einleitung das allgemeine Resultat vorläufig vorausgeschickt, gleichsam das Ziel zeigend, wohin er selber gekommen und wohin er den Leser zu führen hofft. Wir glauben nicht besser die Aufmerksamkeit auf diese in vieler Hinsicht bedeutende Schrift lenken zu können, als wenn wir in einer kurzen Uebersicht den Gedankengang des Verfassers wiedergeben.

Das Denken ersetzt dem Menschen nicht allein den thierischen Instinkt zur Erhaltung seines Daseins und zur Förderung seines Wohlseins, sondern es bewirkt, was keine andere Kraft auf der Erde vermag, die Erkenntniß. Diese Kraft scheint eigenthümlich frei und von der Nothwendigkeit und dem Gesetze der Ursachen unabhängig zu sein. Schon die Möglichkeit des Irrthums, die Relativität so vieler unserer Vorstellungen, Begriffe und Ueberzeugungen deutet auf eine Unabhängigkeit des Denkens von dem unerbittlichen Gesetz, das die gesammte Außenwelt beherrscht. Auf dieser Unbedingtheit der Gedanken beruht auch die Willensfreiheit, die nichts ist, als die Abhängigkeit des Willens von dem Denken und nur insofern Freiheit, als dem Denken Freiheit eigen ist. Wohin immer das Denken eingreift, scheint der Mensch über der Natur und außerhalb ihres Gesetzes zu stehen. Kein Wunder daher, daß diese in der Mitte einer irdischen Umgebung fast fremdartig erscheinende Seite des Daseins für wahrhaft übersinnlich und losgetrennt vom Stoffe gehalten werden konnte. Und doch hat die Gedankenthätigkeit von einem gewissen Punkte an eine nachweisbare Geschichte, mit welcher ihre Entstehung selbst der Empirie verfällt und sie aufhört etwas Jenseitiges, Metaphysisches zu sein. Es ist dies der Punkt, wo das Denken mit der Sprache zuerst eine Beziehung eingeht: ein Thatsache, die ebenso gewiß geschichtlich ist, wie das erste Auftreten des Menschengeschlechtes auf Erden.

Die einfachste Betrachtung der Sprache zeugt schon von ihrer unübertrefflichen Zweckmäßigkeit, und je genauer man ihren Bau, die Regelmäßigkeit in ihrer Umwandlung betrachtet, desto mehr wächst die Bewunderung. Nicht nur die Sprachen der gebildeten Völker, sondern selbst der am tiefsten stehenden Menschenstämme weisen diese Künstlichkeit und Gesetzmäßigkeit auf. Die Annahme, daß das Denken die Gesetze des Sprachbaues geschaffen, ist schon deshalb unmöglich, weil wir diese Gesetze zum Theil erst jetzt noch entdecken müssen. Wie sollte auch der Erfinder etwa der Dakota-Sprache oder sonst einer anderen im Stande gewesen sein, eine Sprachregel nicht nur zu denken, geschweige denn sich darüber zu verständigen? Der Sprache muß also Regel und Gesetzmäßigkeit nicht insofern eigen sein, als sie Kunst- und Verstandeswerk, sondern insofern sie ein Naturprodukt ist. Sie muß die Vollkommenheit ihrer Organisation ebenso ohne menschliches Zuthun und Bewußtsein erlangt haben, wie irgend eines der lebendigen Werke der Natur. Nur unterscheidet sich die Sprache als natürlicher Organismus von anderen Organismen der Natur, daß jede Sprache als ein Individuum ein einmaliges, geschichtliches Leben führt.

Die Wechselbeziehung zwischen Vernunft und Sprache kann nicht weggeleugnet werden, da die Vernunft ohne die Sprache nicht vollständig und die Sprache für die Herstellung der Vernunft nicht gleichgiltig ist. Das Denken ist nur ein stilles Sprechen, ein Sprechen in und mit uns selber, und es ist kaum begreifbar, ob Menschen jemals denkend, aber stumm neben einander gewandelt sein mögen. Das Wort ist seinem Inhalte nach Begriff, seiner Form nach Laut. Die Begriffe, wie sie im Worte zum Ausdruck kommen, stellen nicht die sinnlichen Gegenstände dar, sondern Gedankendinge, Bestandtheile einer schon durch das Denken hindurchgegangenen und in Gedankenstoffe verwandelten Welt. Der Begriff trifft nie ein Einzelwesen, sondern immer nur eine Gattung. Selbst bei Eigennamen wird die Sprache diesem Gesetze nicht untreu, da sie zu solchen Benennungen Gattungs- oder Eigenschaftsnamen wählt; denn bekanntlich sind alle Eigennamen bedeutungsvoll. So kommt

*) Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Von L. Geiger. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1868.

in der Sprache nicht die Empfindung, das sinnliche Element der Außenwelt, sondern die innere Gedankenwelt zum Ausdrucke, und daher vermögen wir kein bestimmtes Schmerzgefühl, keine Geschmacks- oder Geruchswahrnehmung unmittelbar mit Worten zu schildern.

Das Wort, insofern es Laut ist, ist aus einem außerhalb des Bewußtseins liegenden Naturdrange, laut zu werden, entstanden, so daß das Wort sich zu dem Begriffe verhält, wie der Schrei zu der Empfindung. Das Wort war in seinem Anfange ein thierischer Schrei, jedoch mit dem Unterschiede, daß es nicht, wie dieser, durch ein Gefühl der Furcht oder Begierde, sondern durch eine Gefühlswahrnehmung, verbunden mit einer Wahrnehmung des Gehörs, veranlaßt ward. Der erste Sprachlaut war der Ausdruck des zwingenden Gefühls, das ein mit absichtlicher Treue in Auge und Ohr aufgenommenes Bild eines in heftiger, nicht lautloser Bewegung befindlichen lebendigen Wesens erregte und zur Nachahmung hinriß, wie jetzt noch in abgeschwächter Weise Erzähler bei einer plötzlichen, komisch oder sonst drastisch wirksamen Gestikulation einen ganzen Kreis von Zuhörern zu gemilderter Mitbewegung unbewußt mit fortreißen. Die Wirkung eines solchen Sprachlautes war, daß er Sympathie erweckte und zugleich die Erinnerung an das Gesehene wachrief, worin der Grund seiner Entwickelungsfähigkeit liegt. Der Sprachlaut vervielfältigte und verwandelte sich, der Inhalt vermehrte sich, indem er sich von dem ursprünglichen Objekte auf andere, die eine ähnliche Wahrnehmung zuließen, erstreckte, dann von dem Sichtbaren zu Gegenständen anderer Sinne überging und zuletzt sich von dem die Empfindung hervorrufenden Sinnlichen auf die Empfindung selbst und die ganze nichtsinnliche Welt des Geistes verbreitete. Der Laut ward Sprache und sein Inhalt Vernunft.

Das erste, schlechthin einfache Element der Seele ist Empfindung, die Erinnerung der Empfindung Vorstellung. Von allen Seeleneindrücken sind die des Gesichts und des Gehörs diejenigen, welche zur Bewirkung der Erinnerung im höchsten Grade geeignet sind. Der Gesichtssinn besonders ist fähig, alle Empfindungen, welche jemals mit einer seines Bereiches zusammen aufgetreten sind, zurückzurufen. An und für sich sieht das Auge Alles auf einmal, ungesondert und verwirrt, wie eine bunte Tafel. Die Sonderung in Einzelgestalten, die Abschätzung der Größe und Entfernung sind Abstractionen. Die Anschauungen der Gestalten hat bloß der Mensch, das Thier nur scheinbar, da ihm die Anschauung des Gegenstandes nur Anregung zur Begierde, zu Lust- und Schmerzgefühl ist, woran er erinnert. Aus dem menschlichen Denken läßt sich die Anschauung der Gestalt nie und nirgends beseitigen, wenn es nicht gänzlich aufgehoben werden soll. Unwillkürlich betrachten wir die individuelle sichtbare Gestat als das Wesentlichste an den Dingen. Selbst das Abstrakteste, wenn es bestimmt gedacht werden soll, nimmt unvermerkt Gestalt an. Wir können zwar durch eine künstliche Operation des Hinwegdenkens von allen Eigenschaften zur Abstraktion des reinen Seins oder Nichts gelangen; aber mit diesen Künsten vertreiben wir die Natur unseres Vorstellens und Denkens nicht. Auch ein geistiges Wesen ist uns eine von dem Verstande als unsichtbar geforderte, der Phantasie aber immer noch sichtbar vorschwebende, verfeinerte Körpergestalt. Die Gestalt ist dem Sprechenden die ideale Einheit des Dinges. Ihr Ausdruck ist der Begriff, der, wie sehr er auch dem Wechsel unterworfen ist, durch das Wort fixirt wird. Das Wort ist der unsterbliche Begleiter des Dinges durch die Geschichte; es trennt sich nicht von ihm trotz aller Umgestaltungen, die das Ding im Laufe der Zeit theils in der Natur, theils in unserer Anschauung erfährt. Wir nennen den Menschen, den wir als Jüngling gesehen, immer noch Mensch, auch nachdem er gealtert; wir erkennen denselben Himmel in dem unendlichen Raum des Aethers, wie die Alten in dem metallenen Gewölbe und die noch älteren Geschlechter in dem als Vater verehrten Gotte. Das Wort hält die Einheit in dem so ganz verschieden Angeschauten aufrecht und macht durch seinen Anschluß an die Entwickelung der Anschauung die Entwickelung der Erkenntniß möglich. Der Mensch allein vermag zu urtheilen und zu schließen, d. h. aus seinen bewußten Gefühlen und Vorstellungen bewußt zu erwarten. Er kann aus dem noch zu Erwartenden Ferneres erwarten und so aus Urtheilen Urtheile in unendlicher Reihe folgern; er kann aus dem Vergangenen auf das Künftige schließen und ein verflossenes Leben voll Erfahrung zur Belehrung für das ihm Bevorstehende verwenden; er kann ferner seine Erwartung mit seiner Wahrnehmung vergleichen, und es giebt daher nur für ihn Erkenntniß des Irrthums, nur für ihn Wahrheit. Endlich, was das Größte ist, der Mensch kann aus der Gegenwart die Vergangenheit erklären und durch diese Umkehr der erwartenden Verrichtung aus der Wirkung auf die Ursache schließen, womit er den Weg zur Erkenntniß des Wesens der Dinge betritt.

Dadurch, daß der Mensch den Menschen versteht und begreift und weiß, daß auch er selbst verstanden und begriffen wird, steht der Mensch dem Menschen näher, als irgend ein Thier einem seines Gleichen. Die Mitempfindung, die Sympathie ist jener Reiz, welcher am Anfange die Sprache selbst zwang, der menschlichen Seele zu entströmen. Daß wir das Thier nicht völlig verstehen, geschieht, weil wir ihm nicht gleichgestimmt sind, und daß die Thiere einander nicht in demselben Grade wie wir verstehen, das hat seinen Grund darin, warum sie auch nicht denken, weil auf sie der Anblick der Bewegung von ihres Gleichen nicht eben diesen Eindruck wie beim Menschen macht. Ein mächtiger Reiz der Mitempfindung für die Thierwelt ist der Schrei. Dieser aber macht nicht wie die Sprache auch Darstellung der fremden Empfindung möglich, da er immer unmittelbar Ausdruck der eigenen ist. Ist er auch zur sympathischen Erregung niederer Sinnesempfindungen und der Willensthätigkeit wirksam, so schildert er doch weder die Gesichts-Wahrnehmung, noch die Mitempfindung, und läßt weder von dem Aeußeren, noch von dem Inneren eines Mitgeschöpfs ein Bild in der Phantasie des Thieres zurück.

In der wechselseitigen Beachtung und Sympathie der Menschen liegt der Vorzug, daß Einer von der Erfahrung des Andern Kenntniß nimmt und Nutzen zieht. Die Sprache ist es, welche die Erfahrung unendlich Vieler, der Möglichkeit nach sogar Aller, zu der meinigen macht. So wird die Menschheit zuletzt zu einem einzigen erfahrenden Geiste und die gesammte Welt eines jeden Geistes Objekt. Aber auch zu einem gemeinsamen Mitwirken erregt die Sprache, zu gemeinschaftlichen Unternehmungen, die auf die Beherrschung der Natur, auf die Bildung größerer politischer Gemeinschaften, auf die Vorsorge für die künftigen Geschlechter gerichtet sind. Die Vernunft, von der Fähigkeit Gestalten anzuschauen und Dinge zu denken ausgehend und bis zur Entwickelung einer gegliederten Menschheit mit ihren vielfältigen, theils auf das Nützliche, theils auf das Sittlichgute gerichteten Bestrebungen und bis zur Wissenschaft und spekulativen Forschung fortschreitend, hat überall in der Sprache ein unentbehrliches Erforderniß, ja die eigentlich treibende Ursache gefunden. Unterschied sich der ursprünglich sprachlose Mensch kaum von dem Thiere, so übertrifft schon das mit

der Anlage zum Sprechen, die die früheren Geschlechter erst entwickeln mußten, geborene Kind, abgesehen von dem Einflusse, den seine sprechende Umgebung auf dasselbe übt, weit das Thier und die sprachlose Menschheit der Urzeit. Aus demselben Grunde können Taubstumme dennoch zu einem einfachen Denken gelangen, indem sich die vorhandene Anlage an andere Stützen anlehnt, um an dem Sichtbaren den Inhalt der Sprache und damit die Vernunft sich anzueignen, während umgekehrt der Blindgeborene die vorhandene Vernunftanlage in Ermangelung der Anschauung durch die überlieferte Sprache allein entwickelt. Etwas Anderes ist es freilich, wenn nicht die äußeren Sinnesorgane, sondern die centralen Theile, in denen vermuthlich Sprache und Vernunft zu Stande kommen, in so weit verkümmern, daß dieses Zustandekommen verhindert wird. Dann tritt der Blödsinn ein, eine begreiflicher Weise bloß menschliche Krankheit, weil sie gerade nur das Menschliche des Geistes aufhebt.

Die wunderbare Wirkung der Sprache beruht darauf allein, daß durch sie das Sichtbare auch hörbar wird. Die Sprache ist ein so kunst- und wundervolles Werkzeug, daß zu dessen Erschaffung einen Plan auszudenken, eine ohne Zweifel alle unsere Verstandeskräfte übersteigende Aufgabe gewesen wäre. Sie ist ein unübertreffliches Mittel des Gedanken-Ausdrucks, unbegreiflich, wenn sie als solches hätte entstehen sollen; allein sie hat die Gedanken und mit ihnen ihren eigenen Zweck auch erst selbst geschaffen. Mit dieser einzigen hochwichtigen Erfahrung fällt ein Licht auf die ganze zweckmäßige Schöpfung überhaupt: was für einander geschaffen scheint, ist aus einander oder gemeinsam aus einem Dritten mit einander hervorgegangen. Entstehungs-Ursache des zweckmäßigen Mittels ist entweder eben der Zweck, oder ein Keim, aus welchem beide in ihrer Wechselwirkung sich vernunftgemäß erklären. Ein über eine Ebene fortgeschleifter Stein wird endlich den Widerstand seiner unregelmäßigen Fläche gegen die Bewegung aufgeben und durch Schleifung selbst in einen Zustand gerathen, welcher eben dieser Schleifung am Günstigsten ist; er erscheint alsdann für die Bewegung, die er auszuführen hat, höchst zweckmäßig gestaltet, freilich nur, weil ihn die Bewegung, nach dem die Natur beherrschenden Gesetze der Ausgleichung der Kräfte, selbst so gestaltet hat. So mag es denn auch wohl gelingen, den Weg zu finden, auf welchem das Sehen selbst sich das dem Lichte ausgesetzte Nerven-Ende zu einem künstlichen Auge nothwendig umgestalten mußte, nachdem dasselbe zur Lichtempfindung vielleicht aus bloßen Fühlfäden entwickelt war, welche ihrerseits aus Bewegungs- und Greiforganen zu entstehen scheinen, nach den großen Grundgesetzen, welche die organische Natur von ihrem ersten Anbeginne an unleugbar mit innerlich treibender Gewalt von Stufe zu Stufe empor und vorwärts drängen: Scheidung der Functionen, Scheidung der Einzeltheile, Vereinigung einer immer größeren Masse von immer selbständiger und mannigfaltiger empfindenden und sich bewegenden Theilen des Weltalls zu der Gesammtheit eines Organismus; hinter welchem Prozesse in gigantischer Größe, in einer Fernsicht, welcher gegenüber die Vernunft ein banger Zweifel an sich selbst ergreift, die Frage nach dem vielleicht demselben Gesetze entstammenden Ursprung alles Organischen aus dem Unorganischen und der unorganischen Massen des Weltenraumes selber auftaucht, und im Hintergrunde alles Daseins sein unentwickelter Keim, sein letztes Element zurückbleibt, jenes unzertrennliche Zwiefache, das All-und-Eine der Bewegung und Empfindung.

Zur Erläuterung dieser Gesetze dienen die nun folgenden Erörterungen. Das erste Buch, das noch in diesem Bande enthalten ist, behandelt das Verhältniß von Laut und Begriff; das zweite und dritte Buch werden die Elemente des Culturlebens, wie sie sich in der Sprache wiederspiegeln, und die Sinnesentwickelung zum Gegenstande haben und dann erst werden die eigentlichen Keime des Denkens selbst betrachtet werden können. Wir sehen der Vollendung der mit großem Scharfsinn und umfassender Kenntniß begonnenen Untersuchungen erwartungsvoll entgegen.

E. M.

Orient.

Orientalische Studien, nach Alfred von Kremer.*)

I.

Zur richtigen Würdigung des Islams und seines Gottesbegriffes.

Der menschliche Geist ist wesentlich ein und derselbe. Er mag hier und da in verschiedenen Kulturepochen und bei verschieden organisirten Völkern anders in die Erscheinung treten; in seinem innersten Wesen folgt er denselben ewigen Gesetzen und entwickelt sich nach denselben. Die verschiedenen Phasen der Entwickelung, welche der menschliche Geist in seiner Erscheinung bei den einzelnen Kulturvölkern von der ersten Zeit unserer geschichtlichen Kenntniß an bis auf die Gegenwart durchlaufen hat, zu überblicken, gewährt nicht nur ein hohes Interesse, sondern ist überhaupt für denjenigen unerläßlich, welcher die Gedanken, die die Zeit bewegen und gestalten, begreifen und richtig würdigen will. Nun hat gerade unsere und die ihr vorhergehende Zeit, von welcher man einen neuen Aufschwung auf allen Gebieten des menschlichen Wissens datiren kann, uns durch umfassende Forschungen bedeutender Gelehrter in den Stand gesetzt, die Geschichte der abendländischen Kultur von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart zu verfolgen; wir kennen heute, wie noch niemals vor uns, die Geschichte des hellenischen, des römischen Geistes und seiner Entwickelung im Mittelalter durch die germanischen und romanischen Völker hindurch; nur das Morgenland, der Orient mit seinem vielfach bewegten und doch so ganz anders gearteten Leben ist uns in vieler Beziehung noch unbekannt, d. h. die Kenntniß von der Art und Weise, wie der menschliche Geist hier sich entfaltet und gestaltet hat, ist bisher nur im Besitz weniger gelehrter Forscher und es fehlt noch viel, daß auch sie — wenn auch nur in ihren allgemeinen Umrissen — ein Gemeingut aller Gebildeten unserer Zeit werde. Wenn es schon an sich schwierig ist, den Geist eines Zeitraums der Geschichte bei irgend einem Volke richtig zu erkennen, so erhöht sich diese Schwierigkeit bedeutend, wenn es sich um Völker handelt, die unserem gegenwärtigen Gedankengange, unseren Sitten und Gewohnheiten fern stehen, deren Lebensart und Erziehung von unseren modernen Zuständen ganz verschieden sind. Und dennoch ist gerade dieses Studium von sehr großem Werthe. Wir unterschreiben das hierher gehörige Wort eines der geistreichsten Kenner der Entwickelungs-Geschichte des menschlichen Geistes, Renan: „La condition fondamentale de la critique est de savoir comprendre les états divers de l'esprit humain." (Les Apôtres, p. 381.) „Denn wollen wir überhaupt die Menschheit kennen lernen, wie sie wirklich war, und die Gesetze erkennen, nach welchen sie so war — und dies ist der Endzweck der Geschichte —

*) Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. Der Gottesbegriff, die Prophetie und Staatsidee. Von Alfred v. Kremer. Leipzig F. A. Brockhaus, 1868.

so dürfen wir nicht in dem engen Kreise der europäischen Kultur stehen bleiben; sonst laufen wir Gefahr, Ideen und Vorstellungen für allgemein giltig zu halten, die eben nur ausschließlich einem kleinen Bruchtheil der gesammten Menschheit angehören. Es muß die Geschichte der europäischen Gesittung verglichen werden mit jener des Orients, die unter so ganz anderen Verhältnissen sich entwickelt hat, und erst das, was bei einer solchen Vergleichung sich als gemeinsam zeigt, werden wir als Eigenthum der Gesammtheit aller Menschen anerkennen dürfen und werden darin die Offenbarung gewisser, das Geistesleben aller Völker beherrschenden Gesetze erblicken. Indem wir diese Gesetze des Völkerlebens und der Staatenbildung allmählich in deutlicheren Umrissen hervortreten sehen, werden auch manche räthselhaft scheinende, geschichtliche Vorgänge sich uns erklären und werden wir über Vieles anders und besser urtheilen, als wir es jetzt zu thun im Stande sind. Dies muß das Ziel der modernen Geschichtschreiber sein."

Wir haben diese letzteren Worte der Vorrede eines Werkes entnommen, das, auf gründlichen, jahrelangen Forschungen beruhend, uns einen tiefen Blick thun läßt in die Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes, die derselbe in dem „Islam" gewonnen hat. Es ist dies die neueste Arbeit des um die Kenntniß des Orients so verdienten geistreichen Forschers Alfred v. Kremer, welches unter dem Titel: „Geschichte der herrschenden Ideen des Islams" jüngst erschienen ist.

Was der Verf. will, haben wir in den oben angeführten Worten im Allgemeinen schon angedeutet; er läßt sich darüber noch näher auf S. XV der Vorrede dahin vernehmen: „Es sollte keine politische Geschichte des Islams werden; denn eine solche besitzen wir schon. Es sollte keine Geschichte der Kultur werden — um eine solche zu schreiben, ist der Orient nicht der Ort"; (das Werk ist auf Reisen im Orient zusammengetragen, und wie aus dem Datum der Vorrede erhellt, in Galatz abgefaßt, „denn seine literarischen Schätze muß man jetzt auf den großen europäischen Bibliotheken aufsuchen. Ich wollte nur eine Geschichte der herrschenden Ideen geben; denn diese enthält, wenn ich mich nicht täusche, das, was bisher fehlte, nämlich den Schlüssel zum Verständniß des religiösen und sozialen Systems des Islams. Es wird hiermit ein weiter Ueberblick gewährt über Alles, was der Islam Großes und Denkwürdiges geleistet hat, und gewissermaßen die Bahn eröffnet zu einer Kulturgeschichte der mohammedanischen Völker."

Das uns vorliegende, sehr umfassende Werk (XIX, u. 471 S.) zerfällt in drei Abschnitte, wovon der erste die Gottesidee, der zweite die Prophetie und die Offenbarung, der dritte die Staatsidee mit ihren Verzweigungen zum Gegenstande hat. Aus naheliegenden Ursachen müssen wir uns hier darauf beschränken, den Inhalt nur in allgemeinen Umrissen zu charakterisiren, denn das Buch bringt so viele Einzelnheiten aus dem geistigen und geschichtlichen (äußeren) Leben der Staaten und Völker des Islams, und zeugt von so umfassender Kenntniß der Entwickelung, welche die Geschichte des menschlichen Geistes im Orient genommen hat, daß eine auch nur einigermaßen erschöpfende Besprechung der Schrift selbst wieder zu einem Buche anwachsen müßte.

Das erste Buch des Werkes, welches den „Gottesbegriff des Islam" behandelt, zeigt in fortschreitender Entwickelung, wie sich der Gottesbegriff im Islam aus den rohesten Anfängen zu immer abstrakterer Vorstellung erhoben und geläutert. Es ist das ja die Geschichte dieser Idee bei allen Völkern und in allen Religionen, und es kann keine andere geben, denn — wie wir oben behauptet haben — der menschliche Geist ist überall derselbe. „Merkwürdig sind in dieser Beziehung die Erscheinungen in der Geschichte des Islams und überaus lehrreich auch für die Geschichte der abendländischen Kultur. Wenn wir im Islam dieselben Kämpfe sehen, welche Europa durch Jahrhunderte bewegten und noch jetzt bewegen; wenn wir dort dasselbe hartnäckige Ringen beobachten zwischen der Partei des absoluten Glaubens und jener der freien Forschung, zwischen Religion und Philosophie, so werden wir schwerlich anders diese Erscheinungen uns erklären können, als indem wir anerkennen, daß dieser Widerstreit in der Natur des menschlichen Geistes tief begründet, daß er historisch nothwendig sei."

Wir erblicken zunächst auch den Islam im Kampf mit dem Heldenthum; denn vor Mohammed herrschte bei den Arabern Vielgötterei; die allgemeinste Form ihres Gottesdienstes war die Anbetung der Gestirne, besonders der Sonne und des Mondes, an deren Verehrung sich nothwendiger Weise die verschiedener anderer Himmelskörper als niederer Götter und die Anbetung einzelner lokaler Schutzgeister, Genien und Stammidole, daran auch heiliger Steine und Bäume, ja selbst einzelner Thiere anschloß. Auch Mohammed steht im Anfange, in den ältesten Stücken des Koran, noch unter dem Einfluß der heidnischen Anschauung, wo Allah eigentlich nur die höchste Person im Kreise einer zahlreichen Götter- und Genien-Versammlung ist. Wir erinnern hier an die „Elohim" und die „Söhne der Götter" in den ersten Kapiteln der Genesis. Im Uebrigen sind die Vorstellungen über Gott, seine Macht, die Schaffung der ersten Menschen und Himmels und der Erde, seine Allwissenheit bei Mohammed fast ganz dieselben, wie die in den ältesten Urkunden der Bibel, doch ist die monotheistische Idee erst später bei ihm zur festen Gestaltung gekommen in dem Ausspruch des Koran: „Sprich: Er ist der Gott — einer, Gott, der Ewige, er zeugt nicht und wird nicht gezeugt und niemand ist ihm gleich (Sur. 112)."

Später noch wurde er mit der christlichen Trinitätslehre bekannt, doch bewahrte er den strengen Monotheismus des Islams vor der Annahme derselben, indem er die Eigenschaften der beiden andern Personen der Gottheit auf Allah selbst übertrug; immer aber ist Mohammed bei der Fixirung seines Gottesbegriffes, der wesentlich auf jüdischen und christlichen Anschauungen basirt, darauf aus, nicht sowohl zu bestimmen, wie und was Gott ist, als daß er ist; ihm kommt es vor Allem darauf an, Beweise für das Sein Gottes aufzustellen. So lag es ihm auch fern, eine strenge Prädestinations-Lehre aufzustellen; er erkennt vielmehr, besonders in der frühesten Periode seines Wirkens, die Freiheit des menschlichen Willens an, aber man hat später Schlüsse aus einzelnen Koran-Stellen gezogen, an die der Prophet wohl nie gedacht hat.

Als später sich der Islam über weite Länderstrecken ausbreitete und so mit dem Christenthum, dem Parsismus und dem Heidenthum in Berührung kam, konnte es nicht fehlen, daß auch in ihm sich verschiedene Sekten ausbildeten. Sie werden von dem Verf. im 2. Abschnitt des ersten Buches behandelt. Neben dem Orthodoxismus, der sich auf den Koran und die Tradition (Sonnah) stützte, entstand auch im Islam eine scholastische Theologie und eine gewisse asketische Richtung, welche letztere dem Einfluß des christlichen Gnosticismus zuzuschreiben sein dürfte. Auch die Vorstellung von einem Messias die anfänglich durch einen südarabischen Juden, Namens Abdallah Ibn Saba, in den Islam gebracht wurde, erhielt durch die altasiatische Idee, daß Gott in menschlicher Gestalt auf Erden erscheine, oder doch ein Theil seines Wesens auf einzelne

Menschen übergehe, eine Stütze und wirkt noch bis in die Gegenwart fort in einer religiösen Sekte, welche an eine successive Incarnation der Gottheit glaubt und deren letzter und noch jetzt hochverehrter Prophet sich selbst mit Gott im Sinne des parsischen Pantheismus identificirte.

Von diesen Ideen getragen, bildete sich auch im Islam das Einsiedler-Wesen aus; die ihm anhängenden Moslimen, wie überhaupt Diejenigen, welche das Wesen der Religion mehr in einem Versenken des menschlichen Geistes in der göttlichen, in einer innern Frömmigkeit, wie in einer äußerlichen Orthodoxie suchen, ähnlich unseren mittelalterlichen Mystikern, heißen im Islam Sufy's. Sie verehrten den Chalifen Aly nach seinem tragischen Ende als den Messias oder als eine Verkörperung der Gottheit, und wie es im frühesten Christenthum nicht an falschen Propheten gefehlt hat, die sich für den Messias ausgaben, so weiß auch der Islam von solchen Betrügern, die durch Mohammed's Erfolg angeregt, zu Dutzenden erschienen und von denen jeder gläubige Sekten und eifrige Anhänger fand.

Diese asketische und jene mystisch-theologische Richtung der Sufy's ist aber als kein direkter Gegensatz gegen die orthodoxe Theologie des Islam anzusehen, sie haben die äußere Erscheinung der Frömmigkeit zum Gegenstand und erstrecken sich weniger auf die Auffassung der Lehre als solche. Vielmehr, wie es im Christenthum, neben den vielen Sekten des Kultus, stets zwei Hauptrichtungen in der Theologie, die orthodoxe und die materialistische, gegeben hat, so muß man auch im Islam bald nach seiner geschichtlichen Begründung neben der streng rechtgläubigen, am Koran und der Sonnah festhaltenden, eine andere, die vernunftgläubige Richtung unterscheiden, welche den Islam befestigen wollte durch Vermittelung des Offenbarungsglaubens mit der Vernunft. Und wie es der katholischen Kirche gelang, durch Fixirung des Dogmas in den ökumenischen Concilien der starren Orthodoxie zum Siege zu helfen, so siegte auch im Islam der Offenbarungsglaube über die Rationalisten, die Motaziliten und ihre Lehre. „Mit dem fortschreitenden Verfall des Chalifenreiches und dem Erlöschen der arabischen Kultur nahm der Dogmatismus der herrschenden Kirche immer mehr starre und unveränderliche Formen an." „Jede weitere Fortbildung des Religionssystemes des Islam hört auf. Jede rationalistische Regung erstirbt, und der Islam ist von nun an ein Organismus, der, weil er nicht weiter wachsen kann, still steht und langsam verwittert. Die Lavamassen, welche die religiöse Begeisterung der ersten Jahrhunderte in feurigen Strömen ausgeworfen hatte, erkalten, versteinern sich und fallen allmählich in Trümmer, aus deren Rissen und Spalten allerdings noch manchmal hier und da einzelne Glutergüsse hervordringen. Um einem tiefbegründeten menschlichen Gefühle zu genügen, das nicht bloß eine kalte Verstandesreligion, sondern auch eine Befriedigung des Gemüthes fordert, findet der Moslim nunmehr in asketischem Hinbrüten oder sufischen Träumereien seine Zuflucht, die in vieler Beziehung ähnliche Erscheinungen aufweisen, wie der Gnosticismus der christlichen Sekten."

Der Verf. charakterisirt nun die hauptsächlichsten Sekten und ihre Lehre, namentlich in Bezug auf den Gottesbegriff und was damit unmittelbar zusammenhängt. Es würde hier viel zu weit führen, wollten wir versuchen, ihm in diesem interessanten Abschnitte eingehender zu folgen. Bei der Lehre der Motaziliten erwähnt er zunächst des grobsinnlichen anthropomorphistischen Gottesbegriffs Mohammed's selber, und seiner Vorstellungen vom Paradiese. Dasselbe denkt sich Mohammed als einen herrlichen Garten mit fließenden Strömen, wo die Seligen, umgeben von wunderschönen schwarzäugigen Mädchen, köstlichen Wein trinken und ewig dauernde Freuden genießen, in grüne Gewänder von Brokat und Damast gekleidet und mit silbernen Armbändern geschmückt (Koran, Sur. 76). Auch für den Glauben an die Richtigkeit der Welt und aller irdischen Dinge hat der Prophet selber das Urbild gegeben, obwohl sein Leben, das mehr als billig den irdischen Freuden ergeben war, mit seiner Lehre in starken Conflict gerieth. Einst stand der Prophet vor einem Misthaufen und sprach: „Seht, das ist die Welt!" Dann nahm er verfaulte Fetzen und vermodernde Knochen und rief: „Das ist die Welt!"

Hierzu kam noch die düstere Auffassung der Gottheit, welche Mohammed vorzüglich von ihrer schrecklichen Seite zu schildern geneigt war. Gott ist allgewaltig, sein Zorn furchtbar, seine Strafe gräßlich, sein Angriff unwiderstehlich; er bestraft, wenn er will und belohnt, wenn er will. Auch ob man in jenem Leben der ewigen Seligkeit theilhaftig werden sollte oder nicht, hing nur von der Willkür Gottes ab, dessen Gnade auch durch die sklavischste Unterwerfung unter seinen Willen zu gewinnen man nicht vollkommen sicher war. Daher die strenge Asketik im Islam, die nur auf kurze Zeit durch die genußsüchtigen Omajadischen Chalifen und noch mehr durch die Abassiden unterbrochen wurde.

Eine Reaktion gegen diese finstere Weltanschauung und bloß auf Furcht beruhende Gottesauffassung ward durch die Sekte der Morgiten befördert. Sie faßten Gott milder und das Menschenziel weniger trostlos auf. Sie behaupteten nämlich, daß Gott unsere guten Werke annehme, unsere Sünden vergebe. Sie stellten über Alles die religiöse Gesinnung und den reinen, innigen Glauben, und lehrten, daß, wenn diese vorhanden seien, auch die Sünde vergeben werde. Bei ihnen stand die Gesinnung und innere Ueberzeugung höher als die That und das äußerliche Verhalten. Sie behaupteten, daß kein gläubiger Moslim ewig in der Hölle verbleiben werde.

Eine weitere Fortentwickelung fand die Doctrin der Morgiten in den Motaziliten, die, wie schon erwähnt, den Offenbarungsglauben mit der Vernunft zu vermitteln suchten. „Auf beiden Wegen kann der Mensch sein höchstes Gut, den Seelenfrieden, erreichen. Sowohl der Glaube, als die Vernunft führen ihn dahin; aber er muß am Scheidewege zwischen blindem Glauben und freier Forschung ein für allemal seine Wahl treffen. Eine Vermittelung ist nicht möglich. Die edelsten Geister haben hierfür gelitten und solchen Bestrebungen ihre besten Kräfte, oft selbst ihr Leben geweiht. Ihre Arbeit ist meist erfolglos geblieben und Undank war ihr Lohn, aber diese Märtyrer der Menschheit verdienen für alle Zeiten mit tiefer Verehrung genannt zu werden, denn sie erfüllten voll edler Begeisterung und in reinster Uneigennützigkeit die höchste Menschenpflicht — nach dem Ideale zu streben, wenngleich es nie erreicht werden kann." Es folgt nun eine Aufzählung der Stimmführer dieser Sekte und ihrer Lehren, unter denen wir namentlich herhorheben wollen, daß auch die strenge Prädestinations-Lehre Mohammed's von ihnen verworfen wurde. So lehrte Wasil, einer der bedeutendsten Lehrer der Motaziliten, daß die Handlungen der Menschen vollkommen frei seien, jeder sei Herr seiner Entschlüsse und trage dafür auch die volle Verantwortlichkeit. Die nothwendige Folge dieser Theorie war die Anerkennung der göttlichen Gerechtigkeit, laut welcher Gott über jeden nur nach seinen Werken urtheilen könne. „Es ist", bemerkt der Verfasser hierzu: „eine überaus merkwürdige Erscheinung auf dem Boden des alten Asien, wo stets die Macht und die rohe Gewalt mehr

als das Recht gegolten haben, eine so edle Auffassung des Menschen in seiner Beziehung zur Gottheit vorzufinden. Die Motaziliten stritten für die geistige und sittliche Freiheit des Menschen gegen die Despotie eines jede selbständige Geistesregung erdrückenden Dogmatismus."

Die motazilitische Anschauung beherrschte das zweite Jahrhundert nach Mohammed und hielt sich, von den Abassiden sogar zum Staatsdogma erklärt, bis um die Mitte des dritten Jahrhunderts, wo die orthodoxe Partei wieder an's Ruder kam. Der Verf. giebt im folgenden Abschnitt eine Geschichte dieses Sieges der Orthodoxie, welche sich an den Namen eines früheren Motaziliten des Ascharh, anknüpft, der in ihrer Schule die Handhabung der scholastischen Dialektik erlernt hatte. Seine Lehre erstreckt sich zunächst auf die Auffassung der göttlichen Attribute; aber auch in Bezug auf die Völkerfreiheit wich er von seiner früheren Schule ab. Er anerkannte zwar dem Menschen eine gewisse Macht über seine Handlungen, aber dies nur unter Einfluß der höchsten bestimmenden Macht Gottes. Dadurch fiel die von Jenen behauptete schönste Geistesfrucht, die hohe Idee eines die ganze intellectuelle Welt durchdringenden Gesetzes der reinsten Moral.

Aehnlich spricht sich ein anderer berühmter Theologe, Nasafy, aus. 'Nach ihm sind die guten und bösen Thaten der Menschen schon im Voraus bestimmt und unabänderlich vorgeschrieben, Gott könne daher auch Lohn und Strafe ertheilen, wie und an wen er wolle, ohne Rücksicht auf Verdienst und Schuld; denn er sei Herr und Gebieter über Alles. „Dies ist die Auffassung von der Gottesidee, die von nun an die allein herrschende im orthodoxen Islam blieb."

Holland.

J. van Lennep's Jacoba von Baiern.

Es giebt Stoffe theils historischer, theils mythischer Natur, denen es als ein Erbstück von Alters her anzuhaften scheint, immer und immer wieder zum Gegenstand neuer Bearbeitungen gemacht zu werden; wir brauchen beispielsweise nur an eine Medea, eine Iphigenia, eine Sophonisbe, eine Phaedra u. a. m. zu erinnern. Auch Jacoba von Baiern gehört zu den Sujets dieser Gattung. In allen seinen Phasen und beinahe in allen Arten von Poesie und Prosa wurde dasselbe schon behandelt, und zu mehr oder minder tauglichen Produkten verarbeitet. Auch unsere deutsche Literatur hat sich dieses Stoffes bemächtigt, und in ganz neuer Zeit erst hatten wir wieder mehrere „Jacoba"-Bearbeitungen zu verzeichnen. So sehr jene Collision der Herrscherpflichten mit der Neigung des eigenen Herzens, welche der Gestalt Jacoba's zumeist das hauptsächliche Interesse verleihen muß, zu wirksamen dramatischen Effekten sich zu eignen scheint, so sehr ist man jetzt doch darüber einig, daß, dramatisch bearbeitet, dieser Stoff kein sehr dankbarer ist; als eine der glücklichsten Dramatisirungen desselben möchten wir noch die vor wenigen Jahren (1866) in deutscher Sprache aber anonym erschienene bezeichnen, welche den in Wien lebenden Holländer Joseph del Sotto zum Verfasser hat. Daß Holland, als der Schauplatz von Jacoba's Wirken und traurigen Schicksalen, mit Vorliebe ein Sujet sich eigen machte, welches die Enkel in der Erinnerung mitten in die denkwürdigen Kämpfe der Hoekschen und Kabbeljau'schen versetzt, wird Jedermann begreiflich finden; daher die zahlreichen, wohl meist dramatischen Bearbeitungen dieses Stoffes, von denen wir bloß jene von Theodor Roodenbergh, — Coenraad Droste, — Jean de Marre und Adr. Pieteresz. Loosjes zu erwähnen uns begnügen. Sei es, daß J. van Lennep zur Einsicht gekommen sei, die dramatische Form verspreche hier wenig Erfolg, sei es, daß seine Muse überhaupt sich mehr zur romantisch-poetischen Erzählung hingezogen fühlte, kurz die holländische Dichtung, welche uns Deutschen nunmehr durch die Uebertragung Eduard Wegener's*) zugänglich gemacht wurde, kleidet sich in dieses letztere Gewand.

Jacob van Lennep, der Verfasser derselben (geb. 24. März 1802), gehört zu den bedeutendsten und zugleich zu den fruchtbarsten jetzt lebenden Dichtern Hollands. Im Streite zwischen Classik und Romantik, kämpfte er muthig als Bannerträger der letzteren gegen die Französelei in seinem Vaterlande. Seine Vorbilder auf den Gebieten der poetischen Erzählung und des historischen Romans, waren Byron und Walter Scott, ohne daß er sich jedoch zu knechtischer Nachahmung erniedrigte. Schon seine akademischen Idyllen erfreuten sich eines allgemeinen Beifalls, und seine Romane, unter denen „De roos van Dekama" — „Haarlems verlossing" — „De Pleegzoon" u. s. w. besondere Erwähnung verdienen, während jüngst „Klaasje Zevenster" ungeheures Aufsehen erregte, reihen sich an das Beste an, was die niederländische Literatur in dieser Dichtungsart besitzt.

Mit Vorliebe wählte van Lennep die Stoffe zu seinen poetischen Erzählungen aus der romantischen Vorzeit seines Vaterlandes, und so konnte er denn nicht unbemerkt an einem Sujet vorbeigehen, welches so überaus romantisch von Natur aus, bloß irrthümlich zum Dramatischen, ja selbst zum Tragischen hinaufgeschraubt worden war. Die niederl. Dichtung, auf welche wir hiermit unser deutsches Publikum aufmerksam zu machen wünschen, umsomehr als dieselbe das erste größere moderne Gedicht ist, das aus den Niederlanden auf deutschen Boden verpflanzt wird, führt im Original den Titel: **„Jacoba en Bertha"**, und schon hierin kündigt sich eine der Hauptabweichungen von den übrigen Jacoba-Bearbeitungen an.

Die Gräfin von Holland, wenngleich Hauptperson der Erzählung, nimmt nicht ausschließlich unser Interesse für sich in Anspruch; sie theilt es mit einem reizenden, in den Farben der Anmuth gemalten Mädchen Bertha, der Tochter jenes Waterlander Bürgersmannes Willem Eggert, der bei Jacoba's Vater, dem Grafen Willem, in so hohem Ansehen stand. Im ersten Gesange schildert uns van Lennep das freundschaftliche Verhältniß zwischen der Fürstin und ihrer Vertrauten, ohne deren Saitenspiel kein Schlaf die Lider Jacoba's heimsuchen würde,— zugleich aber auch die selbst- und herrschsüchtigen Pläne des mächtigen Brederode, welcher in jeder ehelichen Verbindung der jungen Witwe, außer mit ihm, ein Hinderniß für die Erreichung seiner Zwecke,— in der männlichen Schönheit des jungen, in Gefangenschaft zurückgehaltenen Kabbeljauführers van Arkel aber den gefährlichsten Feind erblickte. Doppelt unangenehm mußte es ihn daher berühren, als trotz dem Widerstand ihrer Räthe Naaldwijk und Wassenaar, welche van Arkel's Hinrichtung verlangten, bloß auf die Befürwortung von Bertha's Vater, Jacoba dem jungen Kabbeljau die Freiheit zurückgab: mit Milde, meinte die Fürstin, richte man oft mehr wie mit Strenge aus, und dann

*) Jacoba von Baiern. Historisch-romantische Erzählung von J. van Lennep. Im Versmaße des Originals aus dem Holländischen übersetzt von Dr. Eduard Wegener. Berlin, R. Wegener, 1867. 8. 184 S.

Das Strafen ziemt allein dem Mann,
Nicht Frau ist, die da strafen kann.

Für Brederode war es aber nicht lange ein Geheimniß, daß bei diesem milden Richterspruche die Stimme des Herzens den Ausschlag gegeben hatte, und in der That vermochte Jacoba einer zärtlichen Zuneigung zu dem schönen jungen Manne sich nicht zu entschlagen; auch Bertha's Herz war nicht mehr ganz frei, sondern gehörte dem jungen Gerrit van Zijl, welcher eben an jenem Tage mit wichtigen Nachrichten auf das Schloß gekommen war; mittlerweile hatten aber ränkesüchtige Menschen das junge Mädchen glauben lassen, die Blicke ihrer Herrin seien auf van Zijl gefallen, der wohl auch ein schmucker junger Edelmann war; Ergebenheit und Ehrfurcht vor der Gebieterin hießen Bertha ihre aufkeimende Leidenschaft unterdrücken und einem Manne entsagen, welcher ohnedies der Geburt nach hoch über dem Bürgermädchen stand. Als daher Abends die Fürstin Bertha mit der zarten Mission beauftragte, den Mann ihrer Wahl auf seine Verbindung mit ihr und mithin auf seine bevorstehende Erhebung zum Herrscher Hollands vorzubereiten, entledigte sich das Mädchen mit ruhiger Ergebung des ihr gewordenen Auftrags, aber nicht van Arkel, sondern ihrem eigenen Geliebten gegenüber, welchen sie für den Auserkornen ihrer Gebieterin hielt. Obgleich Brederode von dem zu weiter Reife gediehenen Entschlusse Jacoba's unterrichtet war, so gab er doch den Plan nicht auf, der Gräfin Absichten zu durchkreuzen. Nachdem ein Versuch, den Kabbeljau auf einer Jagd umkommen zu lassen, durch die rechtzeitige Dazwischenkunft van Zijls vereitelt worden war, wußte er mit Hilfe eines ehrlosen käuflichen Schurken, van Druten, und unter dem Vorwand, daß van Arkel's Leben unter den Hoeks in steter Gefahr sei, diesen zu bewegen, heimlich aus dem Schlosse zu entfliehen und das Land zu verlassen.

Arkel eilt nun nach Gorcum und erhebt von Neuem das Banner der Kabbeljaus. Ueber dieses undankbare Benehmen, mehr aber noch über die Flucht van Arkel's empört, weil ihr diese eine Verschmähung ihrer Liebe dünkt, beschließt Jacoba, blutige Rache zu nehmen an dem verrätherischen Geliebten:

Sie selbst will ihre Schaam und Schand'
Am Schöpfer ihrer Leiden rächen:
Die Grafschaft, ja ganz Niederland
Soll bald von ihrer Rache sprechen.

Mit erneuerter Heeresmacht zieht sie gegen die Kabbeljau's zu Felde: es kommt zum Kampf, — van Zijl fällt schwer verwundet im Gefecht, wird aber von Arkel erkannt, dem er vor Kurzem auf der Jagd das Leben gerettet, und von ihm in Sicherheit gebracht; als er wieder zu sich kommt, erwacht er in den Armen Bertha's, welche unterdessen mit ihrem Vater den Hof Jacoba's verlassen hatte und als Kriegsgefangene in die Hände der Kabbeljau's gefallen war; nunmehr entdeckt sich das Mißverständniß, zu welchem Bertha durch die unrichtige Bestellung ihres Auftrages Veranlassung gegeben hatte:

„Weh' mir! Was that ich?! Ha, ich dachte,
Ein Andrer liege ihr im Sinn,
Ich wähnte, daß die Herzogin
Van Zijl mit meinem Aug' betrachte." —

Sofort verlangte Bertha zu ihrer ehemaligen Gebieterin geführt zu werden, um derselben ihre Schuld zu offenbaren; van Arkel gewährt ihr diese Bitte, — mehr noch, er selbst tritt verkleidet mit ihr bei Jacoba ein, und in wenigen Augenblicken ist jene Versöhnung gefeiert, von welcher die Fürstin stets das Erlöschen der Parteikämpfe und die völlige Pazifizirung des Landes erwartet hatte. Allein der Unstern Brederode waltet über ihnen: der Sturm auf Gorcum hat mittlerweile begonnen, und theils kann, theils will man die vorwärts drängenden Haufen nicht mehr zum Stehen bringen; unter solchen Umständen ist Arkel's Platz an der Spitze seiner Getreuen; er eilt in die Stadt zurück, welche bald darauf von den Hoeks mit Sturm eingenommen wird. Im Handgemenge treffen die beiden erbittertsten Feinde, Brederode und Arkel, aufeinander,

Und, unerwartet, tief getroffen
Hat Arkel aufgehört zu hoffen!
Er taumelt; doch zum letzten Mal
Schwingt wüthend er den Heldendegen,
Stürzt fallend Brederod' entgegen,
Und dieser sinkt in Todesqual
Hin unter seines Feindes Stahl! — —

Vom Taumel des höchsten Glückes sieht Holland's Gräfin sich plötzlich an dem Abgrund der Verzweiflung:

Jacoba's Aug' ist nachtumzogen!
Ha, all' ihr Hoffen ist verflogen!
Sie zittert, schwankt, erliegt dem Leid,
Das grausam das Geschick ihr beut.

Die tüchtige Charakteristik und die lebhafte Schilderung, welche man an van Lennep's Dichtungen gewohnt ist, zeichnen auch diese poetische Erzählung aus, während eine höchst dichterische Auffassung und die reinsten, anmuthigsten Formen sich vereinen, um das gegenwärtige Gedicht zu einem der lesenswerthesten der modernen niederländischen Literatur zu gestalten. Die Liebhaber der holländischen Sprache und Literatur müssen es daher dankbar anerkennen, daß Dr. Wegener durch seine deutsche Uebertragung zu dessen Bekanntwerden in weiteren Kreisen beigetragen, und zwar demselben ein ebenso empfängliches wie urtheilsfähiges Publikum erschlossen hat.

Was die Uebersetzung selbst betrifft, so schließt sie sich im Versmaß dem Original vollkommen an, und kann als eine recht gelungene bezeichnet werden. Die Verse sind glatt und sauber, stellenweise sogar schwunghaft, — erwähnenswerth das im Balladenstyl gehaltene Lied Bertha's, im ersten und das Jagdlied im vierten Gesang. Treue brauchen wir der Uebersetzung nicht erst nachzurühmen; Dr. E. Wegener ist uns als Uebersetzer des gemüthreichen holländischen Dorfnovellisten Cornelis van Schaik schon hinlänglich bekannt.

Ferd. von Hellwald.

Nord-Amerika.

Carey und die Volkswirthschaft der großen Staaten.

Im Jahre 1866 erschien eine neue deutsche Ausgabe von Carey's Lehrbuch der Sozialwissenschaft und der Volkswirthschaft*). Der Verfasser war aufgefordert worden, zu derselben eine Vorrede zu schreiben. Er hatte sich dieser Aufgabe entledigt, indem er einen Vergleich anstellte zwischen der von ihm aufgestellten Theorie und den Thatsachen, wie sie das merk-

*) Von Dr. Carl Adler. München, 1866.

würdige, seit dem Erscheinen des Hauptwerkes (1857) bis jetzt verflossene Jahrzehend geboten hat. Diese Vorrede ist jetzt, in zweiter Auflage der deutschen Originalausgabe, als Broschüre unter dem Titel erschienen: „Wirthschaftliche Rückblicke auf die letzten zehn Jahre“*). Carey's Theorie beruht auf der Lehre von der Einheit der in der Natur wirkenden Kräfte. Dem Einfluß dieser Kräfte ist der Mensch ebenso gut unterworfen wie jeder Theil des Universums. Und wieder wirkt dasselbe Naturgesetz in der sozialen Welt ebenso wie in der physischen. Dies ist an der vollkommenen Uebereinstimmung der Kräfte bemerkbar, welche sich hier wie dort geltend machen. Die soziale Kraft z. B. ist in ihren Erscheinungen und in ihrer Wirksamkeit völlig analog der Kraft, die als Elektrizität in der physischen Welt in so geheimnißvoller Weise existirt. Die Analogie ist hier bis in's feinste Detail nachweisbar. So wirkt jedes Glied einer Gemeinheit als Geber und Nehmer, als Lehrer und Lernender, als Producent und Consument, abwechselnd positiv und negativ, je nach der verschiedenen Funktion und Fähigkeit seiner Mitgenossen. Auf diese Weise stellt die ganze Masse eine große elektrische Batterie dar, zu der jedes Individuum sein Plattenpaar liefert. Um die Batterie wirksam zu machen, müssen die Plattenpaare mit größter Sorgfalt in Wechselbeziehung gesetzt werden. Darin allein sollte die Kunst der Regierenden bestehen. Je größer die Wechselbeziehung zwischen den einzelnen Millionen von Platten, je inniger im gesellschaftlichen Organismus jene ordnungsmäßige Zusammenfügung des Positiven und Negativen — der Producenten und Consumenten — vorhanden ist, die wir in jeder Fabrik, auf jedem Schiffe, auf jeder Landstraße im Kleinen finden, desto gesunder ist der Gesammtzustand der Gesellschaft. Freiheit des Willens, angewendet in der Selbstverwaltung des Staats wie der Gemeinde, Freiheit der gesellschaftlichen Cirkulation, und Freiheit der individuellen Thätigkeit sind unerläßliche Bedingungen für die exakte und erfolgreiche Wirksamkeit der Batterie. Wo die drei Freiheiten zusammen operirten, brachte die Batterie Wunder hervor. Als Beispiel solchen elektrischen Effekts gilt die Periode in der Geschichte Spaniens, wo unter Isabella's Regierung, nach Erfindung des Kompasses und der Buchdruckerkunst, auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens wie durch Zauberei die herrlichsten Blüten emporsproßten.

Wie zeigt sich die Gegenwart unter diesem Gesichtspunkte? Carey beginnt seine Rundschau mit Deutschland. Vor zehn Jahren hatte er die Ansicht ausgesprochen, daß Deutschland, dessen „Nationalsünde seit den letzten zwei Jahrhunderten, nach Ritter von Bunsen, die Armuth war als Zustand aller Klassen“, dasselbe Deutschland, welches erst dreißig Jahre vorher für so übervölkert gehalten ward, daß man den Vorschlag machen konnte, zur Infibulation, als dem einzigen Hilfsmittel, seine Zuflucht zu nehmen, nun schon, was geistige Bildung anlangt, allen andern Ländern Europa's voranstehe und in der physischen und moralischen Lage seines Volkes mit einer größeren Raschheit voranschreite als irgend ein anderer Theil der östlichen Hemisphäre! „Seitdem ist dort ein Reich gegründet worden mit einer Bevölkerung von wenig unter vierzig Millionen Einwohnern, bei denen gute Erziehung ein Gemeingut ist, mit einem Verkehrssysteme, das wohl von keinem anderen Lande übertroffen wird, jenes für die sehr dichte Bevölkerung und den beschränkten Flächenraum von England und Belgien vorgesehene ausgenommen, mit einem Binnenhandel, ebenso vollkommen organisirt, wie irgend ein anderer auf der Welt und von Tag zu Tag mit außerordentlicher Geschwindigkeit zunehmend, mit einem inländischen Markte für fast alle seine Produkte und in natürlicher Folge mit einer Landesbevölkerung, die täglich sowohl an Intelligenz wie an Leistungsfähigkeit zunimmt, mit einer Handelsflotte, die nun mehr als 10,000 Schiffe zählt, mit einem solchen Staatsschatze versehen, daß nicht allein das am Schlusse des letzten Krieges bewilligte Anlehen unangetastet blieb, sondern man auch in Stand gesetzt war, einen bedeutenden Zuschuß zu den der öffentlichen Erziehung gewidmeten Fonds zu gewähren, und mit so wohl versehenen Privat-Cassen, daß seine Bewohner nicht nur mit ihren eigenen Mitteln ihre Hochöfen und Fabriken zu bauen und ihre eigenen Straßen anzulegen im Stande waren, sondern auch Hunderte von Millionen dem übel vorsorgenden Volke Amerika's vorstrecken konnten, die dort zur Anlage von Straßen dienen sollten, in einem Lande, dessen Ueberfluß an natürlichen Hilfsmitteln freilich es lange vorher in die Lage versetzt haben sollte, eher ein geldleihendes als — wie es nun allgemein der Fall — ein geldborgendes zu sein.“

Der Verfasser geht auf Spezialitäten ein, um das Lob Deutschlands zu begründen. Der ungeheure Fortschritt in der Produktion von Stahl und Eisen, die Würde der Arbeiter, der Schulzwang, der Assoziationsgeist in der Arbeiterbevölkerung sind Hauptstützen des Lobes. „Aus den losen Fragmenten, die vor fünfunddreißig Jahren vor der Welt als Deutschland galten, hat sich bereits der wichtigste Staat Europa's gebildet, ein Staat, dessen Macht zur Selbstvertheidigung aus der Thatsache hervorgeht, daß er eben jetzt der Welt die größte Verbesserung lieferte, die je in Bezug auf Produktion jenes Metalls gemacht worden, in dessen reichster Verwendung der höchste Beweis der Civilisation gefunden wird, und weiter aus der Thatsache, daß bei gleicher Bevölkerung die Zahl der jungen Leute, die jährlich das Alter erreichen, das sie zum Kriegsdienste tauglich macht, derjenigen in Frankreich um die starke Ziffer von 68,000 überlegen ist....“ „Mir scheint es die baare, einfache, ungeschminkte Thatsache zu sein, daß die Preußen in allen Fällen die Oesterreicher schlagen mußten — weil sie Mann für Mann bessere und stärkere Soldaten waren, weil sie mehr Ernst hatten, mehr Bedacht und mehr Entschlossenheit, ihr Leben für einen Grundsatz zu opfern, weil sie mehr von Pflichtgefühl durchdrungen waren.“

„Welchen Ursachen nun ist dies Alles zuzuschreiben? Dem ruhigen und einfachen Walten des vom Zollverein geübten Schutzsystems, das von dem Verf. schon lange als die wichtigste Schöpfung des Jahrhunderts und als eine der wichtigsten je in Europa zu Stande gebrachten Institutionen betrachtet ward. Im Zollverein wurde allenthalben die Arbeit wohl gespart.“ In ihm wurden die positiven und negativen Elemente einer ganzen Nation in Wechselverkehr mit einander gebracht und so eine große Batterie von vierzig Millionen Plattenpaaren geschaffen, innerhalb deren nun eine Raschheit der Cirkulation stattfindet, wie sie größer kaum sonst irgendwo besteht, und welche aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmt ist, schließlich über den ganzen östlichen Horizont Wirkungen zu verbreiten, wie sie nur von dem vollkommensten Sanguiniker für unsern westlichen Continent erhofft werden können.“

Auf Amerika übergehend, läßt Carey einen sehr interessanten Vergleich folgen zwischen seinem Vaterlande und Deutschland. Der Beweis, daß beide Länder sich seit fünfunddreißig Jahren, was die volkswirthschaftlichen Zustände betrifft, stets in

*) Deutsche Originalausgabe von Dr. jur. Carl Adler. München, E. A. Fleischmann, 1868.

Gegensätzen bewegten, läßt nach dem, was vorher über das gegenwärtige Deutschland gesagt werden, keinen Zweifel über den Ausfall des Vergleichs. Daß aber in Amerika eine ungeheure elektrische Kraft schlummert, legt der Verf. mit einer einzigen Thatsache dar. Es ist die beispiellose Art und Weise, wie die Mittel zur Unterdrückung der Südstaaten-Rebellion aufgebracht wurden. Diese Aktion, deren Bedeutung noch immer einer allgemeineren Würdigung fähig ist, findet ihre volkswirthschaftliche Erklärung nur in dem Umstande, daß es die Regierung verstand, die gesellschaftliche Bewegung bis zu einem Grade zu kräftigen, wie man es kaum je zuvor in irgend einem Gemeinwesen gekannt hatte. „Es war eine vollkommene Cirkulation hergestellt innerhalb einer Riesen-Batterie von zwanzig Millionen Plattenpaaren." „Seit der Beendigung des Krieges war die Union unglücklich genug, einen Mann zum Finanz-Minister zu haben, der nur wenig von den während der paar verflossenen Jahre gesammelten Erfahrungen profitirt hat und nur zu denken scheint, daß der kürzeste Weg zur Tilgung der Nationalschuld in der Hemmung der gesellschaftlichen Circulation zu finden sei. Die Folge davon ist, daß Alles, was während des Krieges gewonnen ward, nun in der Friedenszeit wieder verloren geht."

In Bezug auf **Frankreich** wird die Thatsache konstatirt, daß dies Land seit dem zweiten Kaiserreiche an Ansehen unendlich verloren hat. Die Mangelhaftigkeit der dortigen Zustände schreibt Carey einerseits der gewaltsamen künstlichen Ausbreitung des auswärtigen Handels, andererseits der überstarken Centralisation im Innern zu. Der Binnenverkehr wird zu Gunsten der Hauptstadt vernachlässigt. Das Land „der großen Weltstraße" hat nur 1000 Meilen Eisenbahnen auf je 5 Millionen Einwohner, während Neu-England schon 1000 Meilen auf jede Million seiner Bevölkerung zählt. Warum werden trotz aller Versprechungen in Frankreich die Vicinalstraßen nicht hergestellt? Weil es denjenigen, welchen die Macht anvertraut ist, an Interesse für die Provinzen fehlt. Es bewahrheitet sich der Satz Mirabeau's, daß Hauptstädte wohl Nothwendigkeiten seien, daß aber, wenn man das Haupt zu groß werden lasse, der Körper apoplektisch werde und dahin schwinde. Aber die das Blut der Provinzen aufsaugende Bereicherung von Paris ist nun einmal das Wesen des kaiserlichen Waltens; laßt es so fortführen und es läßt sich dann mit Sicherheit vorhersagen, daß Frankreich nie mehr seinen Einfluß auf europäisches Denken und Handeln wiedergewinnen wird, den es so lange ausgeübt.

Das Vorwärtsschreiten Rußlands in Folge von Maßregeln, die darauf hinzielen, die Producenten und Consumenten des Staats zusammenzubringen, die Plattenpaare der Batterie in Thätigkeit zu setzen, zeigt sich im letzten Jahrzehnd erfolgreich in der großen Maßregel der Emancipation der Leibeigenen.

Abgesehen von der Türkei, hat **England** nach Carey den bedenklichsten Zustand unter allen hier in Betracht kommenden Staaten angenommen. Die Urtheile, die der Verf. über die Ursachen dieses Zustandes fällt, sind allerdings einseitig. Das Aushungern von Irland, das Niedermetzeln der indischen Empörer, die Schandthaten von Jamaica u. s. w. sind ihm nicht etwa bloß vereinzelte Vorkommnisse englischer Barbarei, sondern Ausflüsse des seit Jahrzehnden in England herrschenden volkswirthschaftlichen Systems. Dasselbe System tritt in der Hinneigung Englands zum Institut der Sklaverei (?) und in der Verkommenheit eines großen Theils seiner eigenen Bevölkerung zu Tage. Es ist das System, im Inlande billige Arbeit und vom Auslande, von den Colonien billige Rohprodukte zu erhalten. Ein solches System muß, weil es die Cirkulation der Kräfte und das Gleichgewicht zwischen Producenten und Consumenten auf das Gewaltsamste stört, über lang oder kurz auch zum Verderben Derjenigen gereichen, die jetzt dabei gewinnen, wie denn Englands Macht augenscheinlich immer tiefer sinkt, je länger es die Thatsache ignorirt, daß es **kein nationales Gewissen hat** (!).

Das letzte Jahrzehnd, so schließt der Verf., ist das merkwürdigste unter allen, die in den Annalen der Weltgeschichte verzeichnet sind. Die darin hervortretenden Wandlungen sind aber doch nur Vorbereitungen für neuere und größere, und zweifelsohne für solche, die nicht allein die bezüglichen Stellungen der schon genannten Gemeinwesen bedeutend verschieben müssen, sondern auch die künftigen Stellungen der ganzen Welt berühren. Es ist klar,

daß England seinen Höhepunkt überschritten und daß es, gleich Tyrus, Karthago, Venedig, Holland und allen anderen lediglich **Handel** treibenden Gemeinwesen, die ihm vorangingen, bestimmt ist, und zwar in nicht ganz ferner Zeit, seinen Platz nur noch unter den Großmächten der **Vergangenheit** einzunehmen;

daß Frankreich unter dem centralisirenden System des Kaiserreichs nothwendig derselben Richtung folgen muß; daß in Uebereinstimmung mit dem Gesetze, aus dessen Beachtung wir lernen, daß der reichste Boden immer zuletzt in Cultur genommen worden, — Deutschland, Rußland und unsere Vereinigten Staaten von Nordamerika — die Großmächte der **Zukunft** sein werden;

daß zu dem Ende es aber wesentlich für sie ist — die Wahrheit zu erkennen, daß der **Ackerbau** der große Beruf des Menschen sei und deswegen immer **zuletzt** seine volle Entwickelung erlange, daß aber, um diese Entwickelung zu erreichen, unumgänglich eine gehörige Coordination der sozial-positiven und negativen Elemente vorhanden sein muß, kraft deren Producenten und Consumenten in enge Berührung mit einander gebracht werden; daß, je enger ihre Beziehungen, um so größer die Raschheit der Cirkulation sein müsse, und daß

je rascher die Cirkulation, um so vollkommener die Entwickelung des christlichen Menschen werde, um so schneller das Wachsthum des Wohlstandes und um so größer die gesellschaftliche Kraftentfaltung."

Mexiko.

Brasseur de Bourbourg über die Priorität des Mexikanischen unter den Weltsprachen.

„**Vier Briefe über Mexiko**"*) ist der bescheidene Titel eines sehr voluminösen Werkes, das etwa 500 Seiten in Quarto umfaßt; allein schon in der Einleitung bereitet der Verf. darauf vor, daß er die Welt durch eine Mittheilung der wichtigsten Art in Staunen versetzen werde, eine Mittheilung, die von allen denen, welche „gewohnt wären, die Welt durch Professoren-Brillen anzusehen, welche überhaupt noch an klassischen Traditionen festhielten, für ein Gewebe von Paradoxien erklärt werden würde."

*) Quatre lettres sur le Mexique etc. etc. par Brasseur de Bourbourg. Paris, 1868.

Auf die Autorität des Wörterbuchs der französischen Akademie gestützt, welches erklärt, ein Paradoxon sei „eine der allgemeinen Meinung zuwiderlaufende Behauptung", giebt der Verf. sofort zu, daß seine Behauptung eine paradoxe sei. „Noch mehr", fährt er fort, „ich füge das Beispiel hinzu, welches das Wörterbuch liefert, und ich sage, daß, wenn die Bewegung der Erde um die Sonne lange für ein Paradoxon gegolten hat, es mit der Grundbehauptung meiner vier Briefe dasselbe sein wird; in ihnen erkläre und beweise ich, daß die gesammte Civilisation, der man immer den Orient als Wiege angewiesen hat, vom Occident kommt, d. h. von **Amerika!**"

In der That, eine Behauptung, deren Kühnheit in Erstaunen setzen muß!

Nachdem der Verf. der Welt diese überraschende Neuigkeit entgegengeschleudert, schreitet er nicht etwa dazu, seine Beweise darzulegen, sondern geht zunächst daran, sehr weitläufig nachzuweisen, daß er vollkommen und in jeder Hinsicht unabhängig sei, daß er keiner wissenschaftlichen, literarischen oder theologischen Coterie angehöre, daß nicht etwa, wie man wohl glauben möge, der französische Staat die Kosten dieses seines Werkes oder eines seiner früheren über Mexiko trage oder getragen habe; er versichert, daß selbst eine Arbeit, die ihm vom Minister des öffentlichen Unterrichts selber aufgetragen worden, ihm nicht anders honorirt worden sei, als durch Ankauf von 12 Exemplaren seines Werkes. Freunde hätten ihm freilich gesagt, er möge sich durch die Ehre für entschädigt halten; er, der Verf., hingegen glaube, daß er der Regierung, für die er gearbeitet, eine Ehre angethan habe, nicht umgekehrt; habe sie ihm doch die Arbeit anvertraut, weil nicht nur in Frankreich, sondern selbst in ganz Europa Niemand sonst im Stande gewesen sein würde, eine solche Arbeit zu liefern!

Der Verf. entwickelt überhaupt einen Grad von Suffisance, den eben nur dieses Wort zu bezeichnen vermag, da unser deutsches „Selbstgenügsamkeit" zu wenig das Provozirende dieser Art des Auftretens kennzeichnet.*) Er erzählt u. A., daß der Kaiser Maximilian ihn besonders und bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet und ihm wiederholentlich die Stelle eines Unterrichtsministers angetragen habe, daß er, der Verf., jedoch aus Liebe zur Unabhängigkeit dieses Anerbieten abgelehnt, und schließlich, seiner eigenen Standhaftigkeit mißtrauend, Ende 1865, also noch vor der verhängnißvollen Wendung der Dinge daselbst, Mexiko verlassen und sich nach Central-Amerika begeben habe.

Nachdem der Verf. sich vielfach in Erzählungen dieser Art ergangen (sich u. A. auch neben Humboldt gestellt), beklagt er tief die allgemeine Verblendung der Gelehrten, die weder diese seine Bedeutung anerkennen, noch auch die Wichtigkeit einsehen wollen, die die Erforschung der Alterthümer Amerika's für die Kunde von der Entwickelung des Menschengeschlechts habe; endlich S. 10 des ersten Briefes schreitet er dazu, einen der Beweise für die in der Einleitung aufgestellte erstaunliche Behauptung zu liefern.

Gestützt auf Arbeiten deutscher Sprachforscher und besonders mit Hilfe der von Bopp angezeigten Art der Sprachenvergleichung, glaubt nämlich der Verf. entdeckt zu haben, daß in den verschiedenen Idiomen der Ureinwohner Mexiko's eine große Anzahl lateinischer und Sanskrit-Wurzeln vorhanden seien, ja, er behauptet, daß mindestens die Hälfte der Wörter, welche das französische Wörterbuch enthält, sich auch in der Gruppe der mexikanisch-guatemalischen Sprachen nachweisen lasse. Daraus schließt der Verf., daß das Sanskrit nicht nur nicht jene ursprüngliche Sprache, jene allgemeine Mutter der Sprachen gewesen, für die es so lange gegolten, sondern auch nicht einmal eine Tochtersprache, vielmehr nur eine aus ferner Quelle abgeleitete, und diese Quelle — sei das Mexikanische.

Ganz unvermuthet ist nun der Verf. noch auf eine andere Entdeckung gestoßen, die ihn in der einmal gefaßten Annahme bestärkt hat. Ein schon mehrmals edirtes, auch übersetztes Manuscript in mexikanischer Sprache, der teo-amoxtli, eine Urgeschichte des Tolteken-Stammes enthaltend, erschien dem Verf. plötzlich in einem ganz neuen Lichte, als er begann, den Worten einen andern Sinn als den offenbaren unterzulegen. Er sagt S. 18: „Unter den Zeichen einer langweiligen Chronologie, unter der mehr oder minder lebendigen Erzählung der Geschichte der Tolteken verbergen sich die tiefsten Mysterien, betreffend den geologischen Ursprung der gegenwärtigen Erde und die eigentliche Wiege der Religionen des Alterthums."

Diese Offenbarungen sind jedoch, wie erwähnt, nicht in einfacher Sprache mitgetheilt, sondern verborgen unter doppelsinnigen Räthseln; nach Art der Rebusspiele, haben die Bilder eine ganz andere Bedeutung, als die ihnen eigentlich zukommende.

„Stellen Sie sich ein Buch vor", sagt der Verf., „ganz und gar in Wortspielen geschrieben (calembours), ein Buch, dessen sämmtliche Sätze, dessen meiste Wörter einen doppelten Sinn haben, der eine vollkommen gesondert und unterschieden von dem andern, und Sie werden sich bis zu einem gewissen Grade einen Begriff von der Arbeit machen können, die ich unter Händen habe..... Ja, wenn dieses Buch scheinbar (?) eine Geschichte der Tolteken und der Könige von Colhuacan und Mexiko enthält, so bietet es in der That (?) die Geschichte der großen Sintfluth (cataclysme), welche die Welt vor 6—7000 Jahren umwälzte und die Kontinente in ihrer jetzigen Gestalt herstellte. Viele bekannte mexikanische Manuscripte, wie der Codex Borgia in der Propaganda, das Manuscript zu Dresden 2c. stellen diese Geschichte in Bildern und Hieroglyphen dar, der Codex Chimalpopoca enthält sie in Worten; es enthält in der Nahuatl-Sprache die Geschichte der Erde durch den Weisen Hueman zusammengestellt, d. h. durch die mächtige Hand Gottes in dem großen Buche der Natur; mit Einem Worte, es ist das göttliche Buch selbst — es ist der teo-amoxtli."

In der Symbolik Creuzers, die der Verf. allerdings nur aus der Uebersetzung kennt, glaubt derselbe nun den greifbaren Beweis dafür gefunden zu haben, daß alle Mythen des griechischen wie des ägyptischen Alterthums eine gemeinschaftliche Quelle haben müßten, und diese Quelle ist — Mexiko.

„Was mich vollends überzeugte", sagt der Verf. S. 26, „war die Folge und die Verkettung, die diese Mythen in der mexikanischen Theologie haben, während ich häufig nur abgerissene Fetzen davon in den Mythologieen unseres Kontinents erblickte."

Auch aus der Geschichte der Sprache sucht der Verf. nachzuweisen, daß Amerika, „das nicht weiter von Deutschland entfernt ist, als Indien", die eigentliche Wiege und Quelle der Entwickelung des Menschengeschlechts gewesen ist. Die gemeinschaftliche Quelle, aus der sowohl die hindostanischen Sprachen, das Sanskrit, das Griechische und das Lateinische stammen, ist, nach seiner Ueberzeugung, das Mexikanische, und der Beweis

*) Der Herausgeber des „Magazin" hatte einst Gelegenheit, das Urtheil des verewigten Alexander v. Humboldt über die Prätensionen des Herrn Brasseur de Bourbourg zu hören. Es lautete völlig übereinstimmend mit dem, was wir soeben ausgesprochen. D. R.

dafür ist ihm das Vorhandensein jener erwähnten Wurzeln, die er im Mexikanischen entdeckt haben will.

Er beglückwünscht sich selbst auf das Innigste, daß er der Erste gewesen, dem diese große Entdeckung vorbehalten war.

Um sie ohne weitere Prüfung annehmen zu können, dazu ist sie eben zu gewichtig und bedeutend; die, wenn auch vorübergehende, französische Occupation Mexiko's dürfte aber wohl auch weiteren Kreisen die Mittel zugänglich gemacht haben, den Apparat wissenschaftlicher Prüfung an diese Entdeckung zu legen. Einstweilen wollen wir aus den pièces justificatives, die der Verf. seinen vier Briefen beifügt, den Anfang der beiden Uebersetzungen mittheilen, die er von dem betreffenden Manuscripte, dem Codex Chimalpopoca, wie er ihn nennt, angefertigt hat. Die mit I bezeichnete ist die „pseudo-historische", die den Wortlaut des Schriftstückes wiedergiebt, die mit II bezeichnete enthält hingegen den wahren Inhalt desselben:

Uebers. I. Dies ist der Anfang der Geschichten von der Ankunft der Mexikaner von dem Orte genannt Aztlan; mitten durch das Wasser machten sie sich auf den Weg hieher; es waren vier Stämme, und beim Kommen ruderten sie in Kähnen, nachdem sie angekommen, bauten sie ihre Hütten auf Pfählen an dem Orte, der die Grotte von Quinexagon heißt, dort gingen die acht Stämme aus.

II. Dies ist die Entwickelung der Massen, die durch das Feuer in Fluß gebracht wurden, die aus dem Halbmond (Croissant)*) hervorgingen, aus dem Orte genannt: mitten in den Dünsten, denn mitten im Wasser war es, daß die vom Feuer erhobenen Schichten anfingen sich empor zu heben, ohne jedoch sehr dick zu sein. Und indem sie kamen, verdichteten sich ihre Massen, mit Hilfe der Wärme des Wassers, und indem sie kamen, breiteten sich die Niederschläge im Wasser aus an dem Orte, der da heißt: die Grotte der später erhabenen Erde, an denselben Oertern, wo sich erheben die acht Schichten, welche von der Wärme bewegt worden waren.

Das angeführte Beispiel, so kurz es ist, wird zeigen, auf welches Gebiet wilder Hypothesen der Verf. sich begeben hat. Auch der übrige Inhalt des Werkes ist bemüht, alle hieroglyphischen Denkmäler Mexiko's in dem vorgefaßten Sinne zu deuten. — Ob diese Deutung einen (uns kaum möglich erscheinenden) realen Werth in sich birgt, das wird die Prüfung von Fachmännern erst zu ermitteln haben.

*) Die Umgebung des karaibischen Meeres.

Kleine literarische Revue.

— **Heije's holländische Oratorien-Texte.** Herr Dr. J. P. Heije, Generalsecretair und Bibliothekar des „Niederländischen Vereins zur Beförderung der Tonkunst" in Amsterdam, giebt dort seit zwanzig Jahren eine Bibliothek von Texten zu Oratorien und anderen nicht eigentlich für das Theater bestimmten, musikalischen Werken heraus, die als wahrhaft mustergebend bezeichnet werden darf. Das Verzeichniß dieser Bibliothek umfaßt bereits nicht weniger als achtzig verschiedene Texte, und zwar sämmtlich aus dem Deutschen in's Holländische so vortrefflich übersetzt, daß sie durch die Bearbeitung in der Schwestersprache eher gewonnen als verloren haben. Namentlich ist dies mit den „Ruinen von Athen" der Fall, deren deutscher Originaltext von Kotzebue kaum mehr zu ertragen ist neben der klassischen Composition Beethoven's. Heije's „Bouwvallen van Athene" sind mit Recht der Ehre werth befunden worden, wieder in's Deutsche zurück übersetzt zu werden. Andere, uns vorliegende holländische Bearbeitungen Heije's können, wenn sie auch keine Verbesserungen des Originals sind, doch als interessante Vergleichs-Objekte der beiden Schwestersprachen dienen, da der deutsche Text dem holländischen meist gegenüber gedruckt ist und dadurch diese kleinen Büchlein auch einen linguistischen Werth erhalten haben. Wir nennen in dieser Beziehung vor Allem den Text zu Haydn's „Jahreszeiten", „De Jaargetijden", von dem bereits vier Auflagen erschienen.*) Der von Dr. van Swieten nach Thomson's Seasons bearbeitete deutsche Text ist nicht bloß in allen seinen für die musikalische Composition so geschickt eingerichteten Theilen unverletzt geblieben, sondern auch streng metrisch durchgeführt und kann überall ohne Zwang an der Stelle der deutschen Worte gesungen werden. Einzelne Stellen sind sogar für Sopran- und Altstimmen sangbarer, wie z. B. folgende in einem der Spinnerinnen-Lieder des Winters:

Blank van buiten, jonge maagd!
Zij de sluijer, dien gij draagt;
Blank zij't hart van binnen!

't Gonzend wieltje snorre!

Blanke sluijer — 't harte blank,
Meisjes! — doet u snel en lank
Wakkre vrijers winnen.

— **Theod. Oelsner's Rübezahl.****) Es liegen uns abermals einige Monatshefte (Mai, Juni und Juli) dieser neuen Folge der alten „Schlesischen Provinzialblätter" vor, und wir wiederholen, auf den reichen poetischen, erzählenden und wissenschaftlichen Inhalt dieser Hefte gestützt, unsere Empfehlung der Zeitschrift, als eine, nicht bloß für Schlesier, die allerdings am Meisten ihre Rechnung darin finden, sondern auch für jeden, die geistige Bewegung jedes Theiles des großen Vaterlandes mit Theilnahme beobachtenden Deutschen, geeignete Lectüre. Die Zeitschrift bringt jetzt auch Portraits zu Biographien berühmter Schlesier, worunter wir mit Vergnügen den alten, ewig jung bleibenden Karl von Holtei, die Professoren Göppert, Haase und Grünhagen, Schleiermacher, Mosevius und Freiherrn v. Schleinitz bemerken. Auch die Abgeordneten Reichenheim und Lasker sind zu dieser Ehre gelangt, obwohl Beide weder in Schlesien geboren, noch dort durch persönlichen Wohnsitz heimisch sind oder waren. Der verstorbene Reichenheim hat im Abgeordnetenhause einen schlesischen Wahlkreis (Waldenburg) vertreten, in welchem das Handlungshaus, dessen Theilhaber er war, eine große Fabrik besitzt.

— **„Kynopädie, oder der wohlerzogene Hund."*****) Aus dem Titel möchte vielleicht Mancher schließen, der Inhalt dieses versifizirten, mit fünfzehn Hunde-Illustrationen ausgestatteten Büch-

*) Amsterdam, J. H. & G. van Heteren.

**) Rübezahl. (Der Schlesischen Provinzialblätter 72ster Band. Brieg, A. Gebhardi. (Pr. 2 Thlr. für 12 Monatshefte.)

***) Ein Lehrgedicht von Sebastian Auf, der freien Künste Licentiaten. Mit 15 Illustrationen von Friedrich Losffew. Stuttgart, Cohen u. Risch, 1868.

leins sei eine Satire auf gewisse hundeartige Menschen. Aber auf den fünfundvierzig Seiten des Büchleins findet sich nicht eine einzige, ansprechende Hinweisung auf menschliches Leben und Treiben, ja, nicht ein einziger gesunder Witz. In den Einleitungsworten wird zwar gesagt und illustrirt, es sei bei dieser Kynopädie auf die Kinder vom Münchener Kindel abgesehen; die ganze versifizirte Anleitung zur physischen Erziehung, zur Fortbildung, zur Besserung, zur Gesundheitskunde und selbst zur „Euthanasie" der Hunde hat es jedoch in der That bloß mit Vierfüßern zu thun und nimmt auf die zweibeinigen Hunde in München oder im Schwabenlande nicht die geringste Rücksicht. Die Hunde-Zeichnungen sind allerdings vortrefflich, aber der geschätzte Fabelbuch-Zeichner, Hr. Fr. Lossow, hätte sich mit einem anderen Poeten verbinden sollen, um seine Hunde an den deutschen Büchermarkt zu bringen.

Literarischer Sprechsaal.

Der „Niederländische Verein zur Beförderung der Tonkunst" (gestiftet im J. 1830 in Amsterdam) hatte in seiner General-Versammlung von 1867 beschlossen, jedesmal, wenn in einer der Abtheilungen dieses Vereins ein größeres Vokal- oder Instrumental-Concert eines lebenden Komponisten ausgeführt wird, demselben einen Ehrensold von einem Dukaten anzubieten; demgemäß ist in der Generalversammlung vom 23. Juni 1868 der Schatzmeister des Vereins ermächtigt worden, dergleichen Honorare den Herren Bargiel in Rotterdam, Max Bruch in Sondershausen, Grimm in Münster, Heinze in Amsterdam, Nicolai in Haag, Hol in Utrecht und Verhulst in Amsterdam auszuzahlen. Es ist dies ein schönes Beispiel für alle großen Symphonie- und Concertvereine der europäischen und amerikanischen Kulturländer, durch dessen Nachahmung verdienten Komponisten eine ehrenvolle Vermehrung ihrer Einnahmen und diejenige Unabhängigkeit zur freien Entwickelung ihres Talentes verschafft werden würde, welche bis jetzt nur ausübenden Künstlern, und zwar hauptsächlich Sängerinnen und Sängern, zu Theil wurde.

In fünfter Auflage bereits liegt Eduard Löwenthal's System des Naturalismus*) uns vor, und der Verfasser glaubt dies als die beste Kritik desselben ansehen zu dürfen. Er irrt sich darin. Viele kaufen und lesen sein Buch, das ebenso gegen den Rationalismus wie gegen die Orthodoxie, ebenso gegen die speculative Philosophie, wie gegen den die Superiorität des Geistes leugnenden Materialismus gerichtet ist, weil es ihnen dem, trotz allen Errungenschaften der Zeit, in Europa herrschenden, absolutistischen System gegenüber eine Art Schadenfreude gewährt, daß es solche kühne kleine Voltigeurs giebt, die alle bestehende Autoritäten überrennen. Aber wir haben außerhalb der Cogitanten-Gemeinde, deren Mitgliederzahl bekanntlich sehr beschränkt ist, noch Niemand gefunden, der auf das, was Herr Löwenthal sein „naturalistisches System" nennt, einen positiven Werth legt und sich dazu bekennt. Es ist gar nicht zu leugnen, daß in diesem Büchlein von 171 S. in 12. viele Geistesblitze und Gedankenfunken das Auge des Lesers blenden, aber sie erwärmen und bewegen ihn nicht, und er ruft auf der letzten Seite mit dem Prediger Salomonis aus: „Eitelkeit über Eitelkeit! Alles ist eitel!"

*) System und Geschichte des Naturalismus, von Dr. Eduard Löwenthal. Fünfte Auflage. Leipzig, Gebhardt, 1868.

„Das Lied vom Wenzel"*), heißt eine uns aus Wien zugegangene Satyre in Knittelversen, die den Panwenzelismus, das Čechomoskowitenthum, die Pilgerfahrt der Herren Palacky, Rieger und Genossen nach Petersburg und Moskau, die Taboriten-Demonstrationen in Prag vor Jan von Nepomuk und in Constanz vor Jan Hus und endlich das gewaltige Parturiunt montes der mit dem Clerus verbündeten böhmischen Aristokratie und die Geburt des ridiculus Panslavismus zum Gegenstande hat. In der großen Volksversammlung am Weißen Berge sind, wie der Wenzel-Dichter singt, folgende Resolutionen vorgeschlagen und unter allgemeinem Slavaruf angenommen worden:

„Wir Čechen sind das größte Volk
Das erste auf der Erden,
Und wer das uns nicht glauben will,
Der muß geprügelt werden!

„Und Alles, was der Deutsche hat,
Das hat er uns gestohlen;
Drum giebt er es nicht willig her,
So werden wir es holen!

„Und das verhaßte Judenpack,
Will es nicht zeitig laufen,
So jage man's zur Moldau hin
Und lasse es ersaufen!"

In diesem Wenzellied ist freilich viel Unsinniges und wenig Poetisches, aber der Gegenstand, dem es gewidmet ist, bietet auch weder sinnige noch poetische Momente dar.

Drei voraussichtlich interessante Werke: Eduard Devrient: „Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich"; Heinrich Laube: „Das Burgtheater, ein Beitrag zur deutschen Theater-Geschichte", und die zweite vermehrte Auflage von Richard Wagner's „Oper und Drama" werden von J. J. Weber's Verlagsbuchhandlung in Leipzig, als in Kürze erscheinend, angekündigt.

Von Berthold Auerbach, dessen Erzählungen sich in neuerer Zeit auf den Höhen des Lebens und in künstlerischer Sphäre bewegten, sind nächstens wieder zwei Dorfgeschichten zu erwarten, die der beliebte, mit niederländischer Treue und Charakteristik zeichnende Genremaler Paul Meyerheim illustrirt hat. Der bald erscheinende neue Jahrgang des „Deutschen Volkskalenders" von Berthold Auerbach (Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung) wird diese illustrirten Dorfgeschichten enthalten.

*) Von Jaromir Křepelka. Wien, Markgraf u. Müller, 1868.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] — Berlin, den 5. September 1868. — [№ 36.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Vegetarianer.

Rud. Virchow über Nahrungs- und Genußmittel.

„Eine chronische Krankheit ist das größte Uebel, Herr Doctor; nehmen Sie mir mein Leiden und schaffen Sie mir eine tüchtige akute Krankheit an, meinetwegen so eine recht gesunde Lungenentzündung oder auch ein Nervenfieber — das ist, wie ein Gewitter, welches die Atmosphäre von allen Dünsten zwar mit einem Donnerschlage, aber doch mit einem Schlage säubert; dann würde ich gesund! Sie lächeln, Sie glauben mir nicht! Aber ich versichere Sie: ich habe es am Gefühl — die akute Krankheit ist gleichsam eine Arznei (Sie sagen ja: die meisten Arzneien sind Gifte), aber diese chronischen, bei denen man zum gesunden Leben zu unfrisch und zum Sterben zu lebenskräftig ist — diese chronischen Krankheiten sind das wahre Uebel, die wahren Erbschlacken der Menschheit."

Aber, lieber Freund, ich habe Ihnen ja die Wege gezeigt, welche Sie von Ihrer Erbschlacke befreien können.

„Das nennen Sie Wege, lieber Doctor; Wege? das sind kaum Fußsteige; ich soll ein wahrer Pfadfinder sein! Zwischen den Klippen des Zuviel und Zuwenig im Essen, Schlafen, Wandern, Arbeiten, soll ich mich hindurchwinden! Ich möchte stets ein Orakel bei mir haben: liebe Pythia, darf ich dies und das? Man verliert alle Selbständigkeit!"

Gut! ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben!
Begieb dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise,
Ernähre dich mit ungemischter Speise,
Leb mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub
Den Acker, den du ärntest, selbst zu düngen —
Das ist das beste Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!

„Lieber Gott! Sie wissen recht gut, wie es weiter geht: „„Das bin ich nicht gewöhnt; ich kann mich nicht bequemen, den Spaten in die Hand zu nehmen!"" Es wäre mir die Sache auch nicht einfach, sondern ebenso komplizirt wie beschwerlich! Sie sagen: ein Medikament, ein „Mittelchen" gebe es gegen die chronischen Beschwerden nicht, der ganze Mensch müsse methodisch umgewandelt werden! Ich bin ein Verehrer der Methodik! In Ihren Vorschriften mag Methode sein und gewiß auch Sinn, aber die reichliche Komplizirung verwischt alle Methode."

Ich verstehe! Methode ist Ihnen wie den meisten Laien die breitgetretene Ausarbeitung eines Weges, eines Medikaments, schließlich also doch nur eines Mittelchens! Ihr begreift die methodische Anwendung des Wassers und fügt Euch dieser Methodik, auch wenn die Neptunsgürtel Euch scheckig machen und die Wasserbecher-Mengen Euch zu Cisternen qualifiziren. Ihr begreift die methodische Anwendung der Elektricität und kauft die Goldberger'schen Rheumatismus-Ketten. Ihr begreift die Kräuterkur: Kräuter sind Euch eine Einheit und der selige Lampe in Goslar war ein methodistischer Prophet.

Und was ich nun weiter sagte, sei dem freundlichen Leser geschenkt. Dem Vorstehenden aber bewahre er eine freundliche Erinnerung: er wird es nicht bereuen. Der Fehler, Alles, was mit menschlichem Sein und Leiden zusammenhängt, aus möglichst wenig Quellen, am liebsten aus einer einzigen, abzuleiten, findet sich bei den Aposteln der Diätetik oft genug. Eine der modernsten Einseitigkeiten auf diesem Gebiet ist der Vegetarianismus.

Der freundliche Leser kennt den schwerfälligen Namen; wir wissen seinen Erfinder nicht; wir wollen auch nicht wünschen, daß ein bequemerer Name für die Sache construirt werde, denn wir hoffen, der Name werde bald nur eine historische Bedeutung haben. Eine kurze aber übersichtliche Darstellung der zur Kritik des Vegetarianismus gehörigen Momente ist zur Orientirung erwünscht; wir wollen sie in Folgendem geben in den Worten eines Mannes, der zu der Kritik selbst berufen ist wie kein Anderer sonst.*)

„— — Seit uralter Zeit ist bei manchen Völkerschaften Pflanzennahrung mehr oder weniger ausschließlich genossen worden. In Europa war dies freilich nirgend der Fall, indeß haben sich auch hier gewisse Erinnerungen immerfort erhalten, und wie einst Pythagoras in seiner Schule den Fleischgenuß ausgerottet hatte, so sind von Zeit zu Zeit immer wieder entschlossene Männer zur einfachen Pflanzenkost zurückgekehrt. In den letzten Jahren hat sich unter dem Namen der Vegetarianer eine wenn auch unzusammenhängende und wenig zahlreiche, so doch recht thätige Sekte erhoben, welche mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft und mit allem Ernst eines tief sittlichen Strebens das Fleischessen als eine der schlimmsten und widernatürlichsten Verirrungen des Menschengeschlechts bekämpft und durch eigenes Beispiel den Beweis zu liefern bestrebt ist, daß die Pflanzennahrung genügt, um dem menschlichen Körper Gesundheit und Kraft zu erhalten. (Ich erwähne aus der nicht unbedeutenden

*) Ueber Nahrungs- und Genußmittel, von Rudolph Virchow. Berlin, Lüderitz, 1868.

Literatur der Vegetarianer die vortreffliche Schrift des weitbekannten Eduard Baltzer: Die natürliche Lebensweise. Nordhausen, 1867.)"

„Freilich sind die Vegetarianer gewöhnlich nicht konsequent. Ungesund, sagen sie, sei Alles, was vom getödteten Thier stammt. Daher lassen sie Honig, Milch, Butter und Käse als gesunde Nahrungsmittel zu, obwohl dies doch unzweifelhaft keine pflanzlichen Stoffe sind. Eier, die vom lebenden Thiere stammen und doch wo möglich frisch, d. h. lebend zubereitet werden, stehen schon bei einzelnen Vegetarianern unter den verbotenen Genüssen. Austern, die man wenigstens in Europa am häufigsten lebend oder wenigstens ganz frisch genießt, werden ebenso verdammt wie Schinken und Rauchfleisch.

„Sehen wir von diesen Widersprüchen ab, so müssen wir anerkennen, daß manche Gründe der Vegetarianer recht bemerkenswerth sind. Vor Allem berufen sie sich auf die natürliche Organisation des Menschen selbst, zumal auf die Einrichtung seines Gebisses und seiner Verdauungswerkzeuge. Freilich sind diese von denen der eigentlichen Pflanzenfresser unter den Thieren, den Wiederkäuern und Nagern, mehr verschieden als von denen der Fleischfresser. Aber es giebt namentlich unter den Affen eine gewisse Anzahl von Arten, welche als Fruchtesser (Frugivoren) unterschieden werden, und diesen, sagt man, stehe der Mensch mit seinen Verdauungswerkzeugen so nahe, daß man ihn gleichfalls als eigentlichen Fruchtesser bezeichnen müsse. Wäre diese Betrachtung entscheidend, so ließe sich nicht absehen, aus welchem Grunde Milch, Butter und Käse als natürliche Nahrungsmittel für den erwachsenen Menschen gelten sollen; noch weniger wäre es zu billigen, daß der Mensch Kartoffeln, Erbsen, Linsen nicht roh, die Körner von Roggen, Weizen, Reis nicht ungekocht oder ungebacken genießt. Wozu erst große Sorgfalt auf die Darstellung von Stärke, Zucker, Pflanzenfetten verwenden, wenn es natürlich ist, daß der Mensch wie der Affe die Naturerzeugnisse roh genießen muß?

„Man beruft sich mit großer Zuversicht auf den berühmtesten vergleichenden Anatomen, auf Cuvier, als auf einen vollgiltigen Zeugen. Nicht mit Unrecht, denn Cuvier erkennt die Naturanlagen des Menschen unbefangen an. Aber der geistreiche Beobachter konnte sein Auge dem Umstand nicht verschließen, daß der Mensch durch seinen Verstand zu einer höheren Kultur als sie der „Natur- oder Urzustand" darbietet, befähigt wurde, daß seine geistigen Anlagen ihm über den ursprünglichen Zustand seiner thierischen Organisation hinaushalfen und daß sich das Gebiet seiner Nahrungsmittel in dem Maße erweiterte, als er die Kunst ihrer Zubereitung entdeckte. Der Mensch allein unter allen Geschöpfen hat es gelernt, seine Nahrungsmittel zuzubereiten; er allein hat es verstanden, das Feuer sich nutzbar zu machen und zahllose mechanische Einrichtungen zu erfinden, um die Speisen vorzubereiten zum Genusse. (Cuvier sagt wörtlich: Der Mensch scheint gemacht zu sein, um sich von Früchten, Wurzeln und anderen saftigen Pflanzentheilen zu nähren. — — Allein seitdem er das Feuer kennen gelernt und die Kunst ihn gelehrt hat, alle Thiere von fern zu tödten oder zu fangen, haben ihm auch alle lebenden Wesen zur Nahrung dienen können, was ihm denn auch die Mittel verschafft hat, seine eigene Gattung in's Unendliche zu vervielfältigen.) Sehr gut ist diese Eigenschaft ausgedrückt in dem bezeichnenden Satz eines trefflichen irischen Arztes, Graves: „Der Mensch ist das einzige kochende Thier." Wenn der Vegetarianer kein Bedenken trägt, Brot zu bereiten und zu genießen, Wurzeln, Knollen und Früchte zu kochen und in dieser Form zu verspeisen, so kann er sich für diese Gewohnheiten nicht mehr und nicht weniger auf die ursprüngliche Organisation des Menschen berufen, als der Fleischfresser, der durch die That beweist, daß die Zähne des Menschen Braten und Kochfleisch zerkleinern, die Verdauungssäfte desselben die Speisen auflösen und umsetzen können, als wären sie von Anfang an dazu bestimmt.

„— — Kein Thier und auch kein Affe stimmt in seiner Bezahnung ganz mit dem Menschen überein; die Thiere haben unter sich und dem Menschen gegenüber Eigenthümlichkeiten, welche bis jetzt wenigstens aus der bloßen Vergleichung der Nahrung keineswegs vollkommen erklärlich sind. Selbst bei den höchstentwickelten Affen, den sogenannten menschenähnlichen, sind die Schneide-, besonders die Eckzähne, überaus abweichend von denen des Menschen. — —"

„John Hunter, einer der treuesten Beobachter der Natur, bemerkt schon, die Zähne der Thiere entsprächen keineswegs immer genau der Nahrung, welche sie genießen, oder dem Bau ihres Magens; er betonte dagegen, daß die Bildung des Mundes im Verhältniß zu der Stellung der Zähne eine bestimmte Beziehung zu der Art, wie die Nahrung ergriffen oder festgehalten wird, erkennen lasse. Die fleischfressenden Thiere hätten das kürzeste Maul und ihre Zähne seien regelmäßig angeordnet; die Kiefer der Pflanzenfresser dagegen seien weit länger als die Zahl ihrer Zähne erfordere, und die Greifzähne ständen entfernt von den Mahlzähnen.

„Diese Betrachtung ist von großer Wichtigkeit, denn gerade in dieser Richtung hat das menschliche Gebiß etwas so Eigenthümliches und Abweichendes, daß die Besonderheit der menschlichen Physiognomie durch Nichts mehr ausgedrückt wird als durch die geringe Entwickelung der Kiefer. Je edler das Gesicht des Menschen wird, um so mehr tritt das Gebiß in den Hintergrund; stark vorspringende Kiefer geben immer den Ausdruck einer gewissen Bestialität, der auch den am meisten menschenähnlichen Affen nicht fehlt.

„Wie man auch die Sache angreift, immer kommt man zu dem Ergebniß, daß der Mensch für die Aufnahme verschiedenartiger Nahrung eingerichtet ist, und wenn man Bedenken trägt, zu sagen, daß er carnivor von Natur sei, so muß man doch zugestehen, daß er mehr auf zubereitete als auf rohe Nahrung angewiesen ist. Gerade diejenigen Männer, welche am Meisten gewohnt sind, eingehend diese Strukturverhältnisse zu prüfen, sind am Wenigsten zweifelhaft in ihrem Urtheil. Ich verweise deshalb auf die lesenswerthen Betrachtungen eines amerikanischen Zahnarztes, Mac Quillen, der seine Meinung dahin zusammenfaßt, daß der Mensch, seinen Zähnen nach, eine Zwischenstellung zwischen Pflanzen- und Fleischfressern einnimmt und daß gemischte Nahrung ihm von Natur wie nach Gewohnheit zukommt.

„Die Geschichte des Menschengeschlechts hat bis jetzt wenig Thatsachen geliefert, welche gegen diese Auffassung sprechen. Die Untersuchung der französischen Höhlen, in welchen die Reste des Menschen der Gletscherzeit gefunden werden, wie die Ausgrabungen in den Pfahlbauten zeigen uns unsere Vorjahren als Fleischfresser. Ihre Gebeine sind umlagert von zahllosen Trümmern von Thierknochen, welche sorgfältig zerschlagen sind, um daraus das Mark zu entfernen. Die Zeichen der Jagd und des Fischfanges begleiten unsere Forschungen bis zu den ältesten Zeiten. Offenbar schließt sich die Viehzucht früher den Gewohnheiten des Nomadenlebens an als geordneter Ackerbau, die erste Voraussetzung vorwiegender Pflanzennahrung. Denn wenn es auch einzelne bevorzugte Gegenden giebt, in welchen die Natur

dem Menschen die Bestandtheile einer ausreichenden Pflanzenkost verschwenderisch zur Verfügung stellt, so sind es doch sehr umschränkte Gebiete, meist kleine Inseln des südlichen Oceans, wo der Mensch sich dauernd mit dieser „wilden" Kost begnügt hat. Und ob gerade einer dieser Orte die Wiege des Menschengeschlechtes gewesen, dürfte im höchsten Maß zweifelhaft sein.

„Ueberall ist der Ackerbau, dessen Vorbedingung die Seßhaftigkeit ist, ein unverkennbares Zeichen höherer Bildung; ja man muß geradezu sagen, die eigentliche Grundlage der wahren Kultur. Erst der Ackerbau gestattet die Verdichtung des Menschengeschlechts: mit jeder Furche, welche in den Erdboden gezogen wird, gewinnt die Gesellschaft eine neue Möglichkeit, sich zu vermehren und in dieser Mehrzahl zu erhalten. Jäger- und Fischervölker bedürfen weiter Jagd- und Fischgründe, um auch nur einer kleinen Zahl von Menschen das Leben zu sichern. Tausende von ihnen fristen eine kümmerliche und jedem Fortschritt unzugängliche Existenz auf einem Gebiete, auf welchem der Ackerbau Millionen von Menschen alle Bequemlichkeiten und Sicherheiten nicht bloß der körperlichen Erhaltung, sondern auch des geistigen Fortschrittes bietet. Der vermehrte Gebrauch pflanzlicher Nahrung gehört daher einem späteren Stadium der Menschengeschichte an, nicht einem früheren. Selbst in Indien, dessen Bewohner von den Vegetarianern so oft als ein Beispiel für die Ursprünglichkeit ihrer Neigungen angerufen werden, scheinen die Jagd und der Fleischgenuß erst durch die spätere Gestaltung der Religions-Anschauungen in Verruf gekommen zu sein.

„Allerdings kann der Mensch ohne Fleischnahrung leben wie ein pflanzenfressendes Thier. Aber er kann auch ohne Pflanzennahrung leben wie ein fleischfressendes. Die Kirgisen, die Eskimos liefern noch heutigen Tages Beispiele dafür. Historische Thatsache ist es, daß ganze Völkerschaften durch viele Generationen hindurch Leben und Gesundheit mit ausschließlich oder, genauer gesagt, vorwiegend stickstoffhaltiger, andere ebenso mit vorwiegend kohlenstoffhaltiger Nahrung erhalten haben und noch erhalten. Daraus läßt sich also weder für die eine noch für die andere Seite etwas folgern. Aber wohl legt die Geschichte Zeugniß dafür ab, daß die höchsten Leistungen des Menschengeschlechts von Völkern ausgegangen sind, welche von gemischter Kost lebten und leben. Das gemäßigte Klima, welches die Heimat der aktiven Kulturvölker besitzt, begünstigt in gleichem Maße Ackerbau und Viehzucht, während die Polarzonen mit einer gewissen Ausschließlichkeit auf thierische, die Tropen auf pflanzliche Nahrung hinweisen. Für uns, die Söhne der Länder mit gemäßigtem Klima, handelt es sich erfahrungsgemäß nicht darum, zu untersuchen, ob wir uns ausschließlich den Polarmenschen oder den Tropenbewohnern anschließen, sondern vielmehr, in welchem Verhältniß wir uns der beiden Arten von Nahrungsmitteln bedienen sollen. Gleichwie Ackerbau und Viehzucht, wenn sie in ausgiebiger Weise zur Ernährung dichtgedrängter Volksmassen ausreichen sollen, sich gegenseitig bedingen, so wird auch jede Bevölkerung, die der zusammengesetzten Form des Gesellschaftslebens sich annähert, auf beide als Quellen ihres Nahrungsbezuges zurückgreifen müssen.

„Darin aber haben die Vegetarianer offenbar Recht, daß die Pflanzenkost in einem weit höheren Maße Nahrungsstoffe bietet als man lange Zeit hindurch zuzugestehen geneigt war. Vom chemischen Standpunkte aus hat man gewöhnlich übersehen, daß die Gewebe des menschlichen Körpers keineswegs allein aus stickstoffhaltigem Stoff aufgebaut sind. Wir wissen jetzt, daß Zucker in die Zusammensetzung wichtiger Organe eingeht. Noch viel ausgedehnter ist die Anwesenheit von Fetten im Thierkörper, und es war ein sonderbarer Widerspruch, daß man die Fettgewebe gleichsam bei Seite liegen ließ. — — Gesundes Leben ist ohne einen gewissen Fettreichthum unmöglich. Dazu kommt, daß selbst der Aufbau der Gewebe, die Bildung des thierischen Körpers ohne eine reiche Zuthat von Fett und Zucker nicht möglich ist. Das lehrt uns die Zusammensetzung des Hühnereies, aus dem das junge Wesen herauswachsen soll, die Mischung der Milch, welche die regelmäßige und unersetzliche Nahrung des wachsenden Körpers ist. Ueberall gehört außer Zucker und Fett auch noch irgend eine Art von Eiweiß, also stickstoffhaltige Substanz hinzu, aber man kann deshalb nicht sagen: sie allein sei die eigentliche Nahrung, das Andere nur Brennstoff.

„Eine solche Auffassung hatte eine größere Berechtigung, so lange man an der Meinung festhielt, daß Alles im Körper in fortwährender Veränderung und Erneuerung begriffen und daß mit jeder Leistung, jeder Thätigkeit des Körpers ein verhältnißmäßig starker Umsatz der Gewebsstoffe nothwendig verbunden sei. Genauere Untersuchungen haben gelehrt, daß man diesen Umsatz überschätzt hat und selbst die ausgemachtesten Anhänger der chemischen Lehre sehen sich nach und nach genöthigt, anzuerkennen, daß nur ein kleiner Theil der in den Körper durch die Nahrung eingeführten stickstoffhaltigen Stoffe wirklich als Nahrungsmittel im engsten Sinn zu betrachten ist. Die Hauptmasse der eingeführten Stickstoffkörper wird gleichfalls umgesetzt wie die Kohlenstoffkörper. — —"

„— — Innerhalb der großen Masse der Nahrungsmittel im weiteren Sinn des Wortes giebt es keine so scharfe Scheidung zwischen Nähr- und Heizstoffen, wie man behauptet hat. Zucker und Fett können als wahre Nährstoffe dienen, Eiweiß als Heizstoff verbraucht werden; ja die Mechanik unseres Leibes kann gewohnheitsmäßig darauf eingerichtet werden, größere Mengen der einen oder der anderen Reihe zu verwenden. Bei ausschließlicher Fleischkost kann der Körper sich seinen Zuckerbedarf aus dem Fleische herstellen; bei ausschließlicher Pflanzenkost kann das Eiweiß aus den Wurzeln oder Körnern gewonnen werden. Das ist eben die wunderbare Vielseitigkeit unseres Organismus.

„Wissen wir aber, daß das Nahrungsbedürfniß der Gewebe, welches von dem wirklichen Verbrauch einzelner seiner Bestandtheile durch die Arbeit abhängig ist, verhältnißmäßig klein ist, daß insbesondere nur kleine Mengen der Stickstoffkörper der Gewebe bei der Arbeit zerstört werden, so wird man folgern müssen, daß Fleischnahrung nicht in so ausgedehntem Maße nothwendiges Erforderniß für Gesundheit und Arbeitstüchtigkeit ist wie man neuerlich vielfach glaubt. Für die Heizzwecke, für die schnellen Umsetzungen, den täglichen Verkehr der Stoffe im Körper liefert das Pflanzenreich höchst geeignetes Material und daher verdient auch die Pflanzenkost (wozu natürlich das Brot zu zählen ist) auch ferner eine ganz hervorragende Stelle unter den Nahrungsmitteln. Der Ackerbau, diese Grundlage unserer modernen Kultur, muß auch in Zukunft die Hauptquelle für die Beschaffung der Nahrung bleiben, und wenn er in sich selbst mächtige Motive für die Milderung und Veredelung der Sitten enthält, so wollen wir hoffen, daß seine Segnungen für die Gesammtheit in dem Umfange wachsen werden als der Einzelne sich ihres Werthes mehr bewußt wird."

„Also, lieber Doctor, der Braten und die Bouillon sind wirklich nicht mit Schuld an meinen Leiden?"

Nun — die Qualität als Braten und Bouillon sind gewiß unschuldig; und wenn sie auch innerhalb ihrer Spezies von guter Qualität waren und Sie quantitativ nicht gesündigt haben, soll Sie kein Schuldbewußtsein drücken!

„Und Sie glauben auch nicht, daß, wenn ich eine Zeit lang als Vegetarianer lebte, ich meine Leiden los würde? Sie schütteln! Sollte denn aber nicht eine so methodische Entziehung aller stickstoffreichen Nahrung ...?"

Heiliger Hillel, ich bewundere Deine Geduld und sie schwebt mir stets als Muster vor — aber ein Arzt hat auch Galle! Methodische Entziehung? Methodisch?

„Pardon! Ich vergaß! Nein, Sie haben Recht, lieber Doctor! Wählen Sie allein die Methode oder ein Heilverfahren ohne alle Methode! Ich verspreche Ihnen: Sie sollen das Wort methodisch nicht mehr von mir hören!"

Ich wünsche allen meinen Kollegen so liebenswürdige Patienten.

Dr. Pincus.

Der Frisenspiegel (De freske Sjemstin).

Von einem frisischen Küster, Namens Nissen, ist kürzlich unter obigem Titel ein „frisischer Spiegel"*) erschienen, der in schlichten, einfachen Weisen das Lob seiner alten verfallenen Heimat singt. Eine hochdeutsche Uebersetzung ist dem Text beigegeben und ist Letzterer von Interesse durch die Noten, welche jeder Buchseite angehängt sind und die uns recht bemerkenswerthe Einblicke in den frisischen Sprachschatz gewähren.

Die Frisen sind ein Volk, das einst mächtig war und blühte, trotz der beständigen Streitigkeiten, die es mit ritterschaftlichen Nachbaren zu bestehen hatte. Der Anblick seiner Halligen (kleine Inseln an der schleswig-holsteinischen Küste, aus flachen begrasten Marschdistrikten bestehend, ohne Dämme, mithin den Stürmen und Fluthen beständig ausgesetzt) ist ein wahrhaft ergreifender für den Touristen, der zum ersten Male, auf dem Schiffsverdeck stehend, an ihnen vorbeisegelt. Eine Stille ohne Gleichen herrscht auf ihnen; es scheint, als schwiege Alles in Betrauerung des Vergangenen. Hügel reiht sich an Hügel und darauf ein nettes Häuschen mit Steinmauern, Giebel und Strohdach und reinlichen freundlichen Menschen und Zimmern, und mit hübschen Thüren und weitschimmernden Fenstern, und das Kirchlein mitten inne, auch auf einem Warfhügel und mitunter mit rothen Dachziegeln. Und rings um die Warfen liegt die Marsch der Hallig ausgebreitet, ohne Deich und mit abgebröckelten Rändern, im Sommer von unzähligem Vieh beweidet, und weiß übersäet von Schafheerden und Seevögelschwärmen, welche hier gerne wohnen und brüten ohne Furcht, im Winter von der Sturmfluth und hochlaufenden Wogen tief bedeckt, oder auch von Eiswällen umlagert. Die Halligleute, so heißen alle Diejenigen, die auf den Halligen wohnen, leben theils von Seefahrt, hauptsächlich aber von ihren Heerden; Gras haben sie genug, aber kein Korn. Butter, Käse und Wolle sind ihre Produkte, die sie nach Husum und Wyck zu Markte bringen. Die frisischen Häuser stehen auf Ständern, auf welchen sie stehen bleiben, wenn auch die Sturmfluth die Mauern bereits hinweggeschwemmt. Die Zimmer sind Schiffs-Kajüten ähnlich. Das Gebäude hat an der Fronte über der Hausthür einen steinernen Giebel, ohne welchen es kein frisisches ist. Der steinerne Giebel gehört zu den alten Eigenthümlichkeiten der Frisen. Von der Hausthür bis zur Gartenthür geht ein Gang gerade durch. Vorn links liegt entweder die Tenne, hinten der Stall und rechts vorn die Stube, hinten die Küche, oder umgekehrt rechts die Tenne und der Stall und links die Stube und Küche, oder man hat links vorn die Küche, hinten die Stube und rechts vorn die Tenne, hinten den Stall. Treten wir ins Zimmer, sehen wir Alles aufs Reinlichste aufgestellt. Die Betten sind ohne Vorhänge und in der Wand, und wenn die beiden Bettthürchen (Baddörken), welche einst, wie die Stubenthüren, mit Sinnsprüchen verziert waren, gegen einander zugemacht sind, so ist vom Bett nichts zu sehen. Auch die Kleider- und Glasschränke sind in der Wand angebracht, und hinter dem Glase glänzt das Silbergeschirr. Das Geräth von Messing auf dem Ofen, der stets von Eisen ist, ist echt frisisch. Unter dem Heerd oder an der Seite, ist ein Backofen, jede Frisin bäckt selbst das Brod, Weißbrod ist selten, und beim jedesmaligen Brodmachen kommt in einen Topf ein „Ofenbraten", Aanbrath genannt oder Aansatang (Ofensetzung), in den Ofen, d. h. kein eigentlicher Braten sondern eine aus Gerstenmehl, Butter, Milch und Eiern zusammengerührte und mit Speck und Wurststücken wohlversehene Mehlspeise. Die festländischen Marschfrisen wohnen meist vereinzelt hinter dem viele Meilen langen Haffdeich auf ihrer außerordentlich fruchtbaren, aber mühsam errungenen Gras- und Kornfläche. Ein Blick in diese Ebene, wo die Wohnungen der Menschen und das Vieh auf der Weide so zahlreich sind, wo die Deiche, die Gräben und Schleusen, und der ganze Boden mit seinem üppigen Graswuchs und schwerbehangenem Korn von der beispiellosen Kraft, Ausdauer und Einsicht des Frisen zeugen, dies Alles gewährt eine so eigenartige und merkwürdige Scene, wie sie kaum in einer nordischen Gegend zu finden ist. Die Dörfer liegen still da, wenn man vom Strande kommt, keine gepflasterten Wege, wo man die Wagen rollen hört, Alles ist eben und sanft im Dorfe, so auch die Feldwege, wenig Hundegebell, das Vieh stets auf der Weide, sein Gebrüll nur von fern dumpf hörbar, auch das der See und der Schrei der Möve. Die Bäume und ihr Rauschen fehlen, nur im Frühling singen die Lerchen so schön wie irgendwo; alle anderen Sänger verstummen hier und höchst selten hört man einen langschnabeligen Tüter von einem Heidelbeerfeld auffliegen. Auch der Raubvogel schwebt stumm über den Dünenspitzen dahin oder kauert auf der Kuppel eines Todtenhügels. Doch laut und melancholisch schreien die Seevögel im Sturm.

Es war an einem sonnigen Sommertage. Die Außensee von England her blinkte so blau, wie sie selten ist, in die grüne Marsch Sylts hinein und die Marsch war an manchen Stellen voll von Schwärmen sich mausender Kubben und Möven. Sie liefen hin und her, sie flogen wohl tausendmal auf und setzten sich tausendmal wieder nieder, schrieen und schrillerten und schienen sehr vergnügt zu sein. Ihr weißes Gefieder machte sich reizend in der weiten grünen Grasebene. Das Mausen heißt auf frisisch „en Gereth (das erste e lang) sein", oder „fethrin", d. h. fiedern, umfiedern. Im Mai legen sie die ersten Eier; die Kubben (große Möven) gewöhnlich auf hohen Dünen und weiter landeinwärts, die kleinen Möven an den Rändern niedriger Dünen, nahe am Strande. Das Eiersuchen ist ein kleiner Nahrungszweig der Bewohner und stehen sie früh Morgens um 2, 3 Uhr auf, die Eierjagd beginnend.

Bei stillem Wetter ist auf den frisischen Inseln mildere Luft, als auf dem Festlande, bei windigem dagegen nicht. Die Sanddünen sehen auch in der Nähe ungefähr wie ferne

*) De freske Sjemstin. Altona, Menzel, 1868. Wir haben über den „Frisenspiegel" zwar bereits einen kurzen Bericht geliefert, doch verdient diese Erscheinung wohl noch einmal ausführlicher besprochen zu werden. D. R.

Berge aus, wie aus weiter Ferne gemalte Berge, und weil sie gleich an Umfang und Größe sind, gewähren sie ein recht malerisches Bild. Ihr Aeußeres ist unvergleichlich, ihr Anblick mahnt an Einsamkeit und Verlassenheit; die wenigen Fußtritte im Sande sind bald wieder vom Sande verwischt. So ward die Geschichte, so die Sitten und Gebräuche, so Einheit und Selbständigkeit der Frisen ausgelöscht! — es blieb nichts übrig, als ein unter drei Herrschaften, unter Holland (Gröningen u. s. w.), England (Helgoland) und Preußen (Sylt, Amrum, Föhr u. s. w.) zertheiltes Inselland mit Geschlechtern, die vom alten Frisenstamm nur noch den frischen, kräftigen Wuchs, die hagere Gestalt, die blauen Augen und das blonde Haar haben. Der Zeitgeist hat auch sie stark berührt und der Verkehr zu Wasser und zu Lande bedeutend mit holsteinischem, schleswigschem und holländischem Blute vermischt.

Vor etwa hundert Jahren war ein Religionsbüchelchen, der sogenannte „Himmelsweg" — wurde der Bibel stets hinten angehängt — ein Hauptunterrichtsstück in den frisischen Schulen. Es begann mit den Worten: „Liebes Kind, willst Du nicht gern selig werden?" Der Schullehrer wurde nach Uebereinkunft von Denen engagirt, die Kinder hatten. Jedes Kind zahlte im Sommer einen halben Thaler, im Winter einen Thaler Schulgeld. Für die armen Kinder mußten die Kirchengelder herhalten. Viel Naturalverpflegung bekamen die Schullehrer gewöhnlich Brot und Fische — damals die Hauptnahrungsspeise — frisch, gedörrt, gemeiniglich Rocheln. Die Rochelschüssel stand beim Frisen fast den ganzen Tag auf dem Tische, wie die Lachsschüssel an der Westküste Irlands. Außer Brot und Fisch waren und sind heut noch: Bier, Milch, Fleisch, Speck, Brei und „Mehlbeutel" Nahrungsmittel. Von Kaffee und Thee wußte man damals noch nichts. Die Kühe wurden Mittags nicht gemelkt, sie kamen gewöhnlich mit vollen Eutern Abends von der Weide heim. Abends aß man abgerahmte oder süße Milch mit eingebrocktem Brote. Brei mit Bier war ebenfalls ein frisisches Gericht. Den Breigraupen nahm man zur Erntezeit mit auf den Acker, nebst einem Krug Milch und hölzernen Löffeln. Der Brei war von Gerstengrütze. Der Bierkrug stand im Winter immer warm auf dem Ofen. Jeder braute selbst, Jeder hatte seinen Braukessel oder Mehrere Einen.

Vor circa 130 Jahren scheiterte das erste Theeschiff bei der Insel Amrum, — man wußte nicht, was man aus ihm machen sollte, that ihn in großen Massen in einen Kessel, zerkochte ihn und aß ihn wie Kohl. Um das Jahr 1794 kam ein zweites Schiff bei Sylt an und seitdem verstehen die Frisen das Theekochen besser. Heut sind sie starke Consumenten von Thee und Kaffee. In der Lebensweise war der alte Frise sehr einfach. Das Tanzen kam meistens bei Hochzeiten vor, an Sonn- und Feiertagen nie. Von Piadersdal (22. Februar) an ging man mit Anbruch der Nacht (Injslach) zu Bette; Talglichte wurden nicht gebrannt, sondern meistens Thran in messingenen Lampen (Kwiaken). Als Docht diente ein Fabrikat aus Rosken (das englische rush), aus einer Binsenart. Eine eigene Sitte ist das Brotleihen. Der Eine leiht von dem Andern einen Laib Brot und giebt ihn wieder, wenn er gebacken hat; auch sonst leiht man sich alle möglichen Dinge. Die Aermeren ohne Kuh holten sich Morgens und Abends ein Maß Milch von Denen, die Kühe hatten, sie gaben nichts dafür. Zur Zeit der Schafschur (Martini) gingen sie von Haus zu Haus und baten um ein Büschelchen Wolle.

Eheleute gingen selten mit einander zur Kirche, sondern der Mann allein und die Frau allein. Neugeborne Kinder bekamen gleich nach der Geburt ein feines Linnenhäubchen — Hörk —, darauf war ein Kreuz von schwarzem Tuch befestigt. Die Bänder des Häubchens, ein gelbes und ein rothes, wurden um die Stirn gebunden, je fester — war der Aberglaube — desto besser. Wenn ein Frise seekrank wurde, hieß es, ihm seien als Kind die Stirnbänder nicht fest genug gebunden gewesen. Diese und ähnliche alte Gebräuche sind nun zum Theil längst verschwunden, aber sie lassen immerhin erkennen, wie eigenartig das Frisenvolk war. Mancher treffliche Geist ist aus ihm hervorgegangen und besonders sei der Gelehrte K. J. Clement von der Insel Amrum hier erwähnt, der zu diesem Artikel unbewußter Weise Vieles beigetragen. Die frisische Sprache hat einen derben, kräftigen Klang, enthält manche kurze, treffende Bezeichnungen, wozu wir im Deutschen, um dasselbe auszudrücken, mehrere Wörter gebrauchen, und es ist deshalb von frisischen Verfassern, wie der Eingangs erwähnte Nissen, verdienstvoll, daß sie sich bemühen, uns Stammgenossen mit ihren Sprachschätzen bekannt zu machen. Der „frisische Spiegel" ist zum Theil auf Kosten der preußischen Regierung gedruckt. O. S.

Das landwirthschaftliche Museum in Berlin.

Seit Anfang 1868 ist die norddeutsche Hauptstadt um ein technisches Institut reicher geworden, welches eine sehr wichtige Stelle innerhalb der modernen Kulturinteressen vertritt. Es ist dies das am 4. April c. eröffnete „Landwirthschaftliche Museum" (an der Potsdamer Brücke), eine Sammlung aller Arten von Erzeugnissen und Werkzeugen der Landwirthschaft, von Maschinen, Modellen, Proben und Nachbildungen von Produkten in mannigfachster Auswahl, alle verschiedenen Zweige der Landeskultur umfassend. Man muß anerkennen, daß die kurze Spanne Zeit, welche für die Anlage dieser neuen Anstalt vergönnt war, auf das Fleißigste benutzt ward. Die Verwaltung, deren obere Leitung dem Generalsekretär des Landesökonomie-Collegiums, Herrn Geheimen Regierungsrath C. von Salviati, anvertraut ist, hat, von dem Eifer des Konservators, Herrn Dr. Witmack aus Hamburg, einsichtsvoll unterstützt, das Mögliche geleistet. Die Aufstellung, wie sie Hr. v. Salviati angeordnet, zeugt ebensowohl von dem Geschmack, als dem sachlichen Verständnisse und dem praktischen Sinne des Urhebers. Auch Nichtlandwirthe, Männer und Frauen, werden die Räume des Museums mit Freuden durchwandern und sich durch die Menge des Merkwürdigen und Wissenswürdigen, die hier ausgebreitet ist, angeregt fühlen.

In den Zimmern des Erdgeschosses fallen die reiche Sammlung von Wollproben (die preußische in 212, die mecklenburgische in 42 Kästen) und von Holzarten in die Augen, ferner die landwirthschaftlichen Maschinen, unter welchen die amerikanischen und die Pflüge aus der Bauanstalt von Eckert in Berlin durch Stärke, Feinheit und Tüchtigkeit der Arbeit am meisten hervorragen. Wenn der Fachmann länger bei den französischen Getraide-Reinigungsmaschinen verweilen wird, bietet sich für jeden Freund der Kulturgeschichte die schöne Sammlung von Pflugmodellen dar, die alle Entwickelungsstufen der Bodenkultur zur Anschauung bringt, ein Geschenk des Regierungsraths Rau in Karlsruhe. Die vollständige Rinde einer in einem Stück abgeschälten Korkeiche steht wie ein lebender Baum (mit Nistkästchen für Singvögel versehen) an der Treppe, die nach dem obern Stockwerk hinaufführt. Hier sieht man in vier großen eisernen Schränken die

von der Samenhandlung Vilmorin, Andrieux & Comp. in Paris geschenkte Sammlung von 3000 verschiedenen Sämereien, die in geschmackvollen Glasgefäßen aufgestellt sind, einen Erwerb, den man, wie überhaupt einen großen Theil dieser Schätze, der Pariser Weltausstellung verdankt. Die Kornähren-Sammlung, worunter der Mumienweizen besonders kulturhistorisch merkwürdig, die Sammlung der plastisch nachgebildeten Früchte, Obstsorten, Wurzeln und Knollen, die Tabakssammlung, die mannigfachen Produkte der Zucker-Industrie, bildliche Darstellungen des Prozesses der Seidengewinnung, Modelle von landwirthschaftlichen Gebäuden, deren einige auch im Erdgeschoß aufgestellt sind, ganze Wirthschaftshöfe im Modell (wie der des Grafen Schlieffen-Schlieffenberg in Mecklenburg), landwirthschaftliche Produkte aus der Epoche der Pfahlbauten, endlich eine starke Hufeisensammlung und eine Menge ausgestopfter inländischer Vögel und Säugethiere fesseln des Betrachters Aufmerksamkeit. Leider sind die Räume etwas zu eng für die Massen, die man unterzubringen hatte. Um so mehr verdient das Geschick in der übersichtlichen Gruppirung der Sachen das wärmste Lob. Hoffentlich wird das Museum, welches bis jetzt nur zur Miethe wohnt, in nicht ferner Zeit über weitere, freiere und dem Mittelpunkte Berlins näher gelegene Räumlichkeiten gebieten! T. v. B.

Orient.

Orientalische Studien, nach Alfred von Kremer.

II.

Mohammedanische Askese, Religionsschwärmerei und Philosophie.

Wir haben uns länger bei dem Verfolgen der Entwickelung des Gottesbegriffes verweilt, weil doch von demselben die Gestaltung der wesentlichsten Lehren jeder Religion bedingt ist; über das, was der Verfasser im folgenden Abschnitt: „Einfluß der politischen Lage", sagt, können wir hinweggehen und bemerken zu dem nächsten, welcher „die ascetische Richtung" zu seinem Gegenstande hat, daß das Mönchs- und Ascetenleben, welches sich im Orient ungefähr dreihundert Jahre vor Mohammed entwickelt und in ganz außerordentlicher Weise verbreitet hatte, einen tiefen Eindruck auf die Araber machte. Das christliche Mönchswesen, welches schon vor Mohammed in verschiedenen Gegenden Arabiens verbreitet war, hat unstreitig zu dem islamischen Einsiedlerleben den stärksten Impuls gegeben. „Die Karawanen, die nach Syrien und Aegypten zogen, sahen oft, während ihrer Nachtmärsche auf einem einsamen Berge oder in einer tiefen Felsschlucht, den Strahl der Lampe eines Anachoreten, wo sie einen Trunk Wasser und Erkundigungen über die Sicherheit des Weges, vielleicht auch eine Hand voll Datteln zu finden gewiß waren." So entwickelte sich denn auch im Islam schon frühzeitig eine ascetische Tendenz; man suchte durch Hunger die Leidenschaften zu zähmen und die Begierden zu dämpfen, indem nach dieser Ansicht ein Atom frommer Herzenswerke, wie Geduld, Ergebung, Gottesvertrauen, mehr noth sei, als alle äußeren Thaten ohne innere Weihe. Dabei hatte diese Ascetik stets die des Christenthums als Vorbild vor Augen, auch werden aus jener Zeit eine Menge Anekdoten von christlichen Einsiedlern und Mönchen überliefert, indem die Letzteren den ähnlich gesinnten Bekennern des Islams als Lehrer dienten, was sie offen gestehen.

Diese ascetische Stimmung wurde wesentlich durch die Furcht und Anzweiflung, welche im ersten Jahrhundert nach Mohammed die Gemüther der großen Masse der Gläubigen ergriffen hatte, befördert, wie im folgenden Abschnitte: „Religiöse Exaltation", näher dargelegt wird. Dazu wirkte besonders die strenge Vorschrift des Cultus mit seinen fünfmaligen täglichen Gebeten, seinen Verbeugungen, Waschungen, Koranlesung, Fasten, Ruf zum Gebete und so vielen anderen Ceremonial-Vorschriften. „Man denke sich, welchen Eindruck auf das Gemüth eines gebildeten und eifrig an seinem Glauben hängenden Israeliten es machen würde, wenn er täglich fünfmal Messe hören müßte, bei Morgengrauen, Mittags, Nachmittags, bei Sonnenuntergang und zwei Stunden nach Anbruch der Nacht. Sein Gemüth würde, ohne es zu wollen, allmählich sich bewegt fühlen von dem geheimnißvollen Opfer am Altare; das Halbdunkel der Kirche, die heilige Ampel, der Weihrauchduft, die majestätisch durch die Gewölbe schwingenden Töne der ernsten Musik, das stille Summen der Gebete von den Hunderten von Andächtigen: — alles das würde schließlich einen tiefen Eindruck zu machen nicht verfehlen. Die Bekehrung vieler hochgestellten Protestanten in Rom ist eine Wirkung ähnlicher Ursachen, namentlich der überwältigenden Majestät der Peterskirche". Der Verfasser weist dabei noch hin auf das sehr nervöse und erregbare Temperament des Arabers und die im Ganzen sehr mäßige Lebensweise desselben; auch mag wohl die allgemeine Priesterschaft aller Gläubiger, da der Islam ursprünglich keine Priesterkaste kennt, dem Umsichgreifen der ascetischen Richtung nicht wenig Vorschub geleistet haben. Später trat zu dem ascetischen, mehr christlichen, Element der Mystik des Islam noch ein anderes, ein buddhistisch-contemplatives, hinzu, das bald bei dem wachsenden Einfluß der Perser auf den Islam die Oberhand gewann.

Seit dem Ende des dritten Jahrhunderts nach Mohammed ging die Askese in die pantheistische Religionsschwärmerei über, wie der Verfasser näher in dem siebenten, „Pantheistischer Sufismus" überschriebenen Abschnitte nachweist. Wie im späteren Christenthum eine gewisse mystisch-pantheistische Richtung sich an den Namen des schlesischen Schusters Jacob Böhme knüpft, so war der Mann, welcher ähnliche Ideen in den Islam einzuführen trachtete, seines Zeichens ebenfalls ein armer Handwerker, ein Wollkrämpler, wovon er den Namen Hallag bekam. Er fand viele Anhänger und erwarb sich große Popularität, so daß sich die Regierung zum Einschreiten veranlaßt fand und ihn im Jahre 309 H. hinrichten ließ. Als Ursache seiner Verurtheilung wird angegeben, daß er sich für eine Verkörperung der Gottheit hielt. Auch die Lehre von der Seelenwanderung fand schon nach dem Ende des zweiten Jahrhunderts nach Mohammed einen Vertreter in Persien in einem gewissen Babek, der auch den Communismus predigte.

Der folgende Abschnitt: „Gottesliebe und Ekstase", macht uns bekannt mit ekstatischen Zuständen und Visionen, an denen es im Islam so wenig fehlte, wie im Christenthum; nur ist insofern ein merklicher Unterschied zu beachten, als die ersten Erscheinungen, welche der Islam in dieser Hinsicht hervorrief, abweichend von den christlichen, sich an einzelne Stellen des Koran knüpft. Denn Mohammed hatte den Koran als Gottes selbsteigenes Werk, als dessen Verkündiger er sich gab, hingestellt, er stand also bei den Moslim in ungleich höherer Heiligkeit, als die Bibel bei den Christen, so daß es nicht allzu fremdartig erscheint, wenn wir lesen, wie einzelne Stellen des Korans bei ihrem Vorlesen bei diesem oder jenem Hörer ekstatische Zu-

stände und Visionen hervorriefen. Aehnliches freilich, wenn auch nicht so gewaltige Eindrücke hervorbringend, finden wir auch beim Kirchenvater Origenes erwähnt, der es als einen Beweis für die Göttlichkeit der heiligen Schrift anführt, daß man sich dabei von dem Wesen des heiligen Geistes und dessen Hauche berührt fühle. Auch in dem Ertragen von Martern und Qualen übertrifft der Islam das Christenthum. „Ein Hauptgrund war der religiöse Fanatismus, der im Islam ungleich stärker und allgemeiner sich entwickelte, als im mittelalterlichen Christenthum. Dann war es das an und für sich schon höchst angsterregende gottesdienstliche Ceremoniell, verschärft durch Fasten und Wallfahrten, welche die Gemüther in steter Spannung erhielten. Hierzu kommt noch die eigenthümliche Lebensweise jenes Volkes, aus dem der Islam hervorging. Die magere Kost, die Einsamkeit der Wüste, und in den Städten der Mangel jedes politischen Lebens, die Armuth ihres Ideenkreises: alles das mag viel dazu beigetragen haben. Endlich spielte aber auch der Betrug, die Heuchelei, der Aberglauben, wie leider so oft in religiösen Dingen, eine große Rolle." Davon weiß auch das Christenthum und die Geschichte seiner Wunder und Heiligen ein Lied zu singen. — Wir übergeben die vier Klassen der ekstatischen Zustände, wie sie von den Anhängern dieser Richtung unterschieden werden, um uns noch den beiden letzten Abschnitten des ersten Buches, die von den „antiislamischen Bestrebungen" und der „Entartung des Islams" handeln, zuzuwenden.

Im Chalifenreiche war es mit Lebensgefahr verbunden, ketzerische Ansichten zu äußern, man bediente sich dazu einer Geheimsprache, die dem Uneingeweihten ganz unverständlich blieb. Dies ist der Grund, wenn nur Weniges uns erhalten ist. So stiftete Sohrawardy eine Art von Illuminaten-Orden; man beschuldigt ihn, er habe es auf die Vernichtung der bestehenden Religion abgesehen, was freilich Jedem zur Last gelegt wird, welcher der herrschenden orthodoxen Partei entgegentritt. In Aleppo von dem Vicekönig, dem Sohne des berühmten Saladin, anfangs begünstigt, ließ ihn dieser im Jahre 587 H. hinrichten; das Volk verehrt noch heute sein Andenken als das eines Zauberers und Alchymisten. Uebrigens zeugen seine von den Türken aufbewahrten Schriften von einer wunderlichen Mischung von Philosophie und Mysticismus. Neuplatonische Ideen sind da in Verbindung gebracht mit einer Licht-Theorie, die offenbar auf Zoroastrische Lehren zurückgeht, beide mannigfach modificirt durch den Einfluß der monotheistischen Lehre des Islams. Nach Sohrawardy war die Welt nie ganz ohne Philosophie und ohne einen Mann, der sie pflegte; er theilt diese Männer, je nach dem Grade, in welchem sich Philosophie und Theosophie in ihnen gemischt finden, in acht Klassen ein. Trifft in einer Person die volle Meisterschaft in der spekulativen und theosophischen Wissenschaft zusammen, so ist diese Person der Stellvertreter Gottes auf Erden. Sohrawardy war übrigens in Bezug auf die Welt Optimist, er findet im Gegensatz zu der Lehre des Islams, daß das Böse in dieser Welt viel geringer sei, als das Gute. Auch haben nach ihm „die Seelen, wenn die himmlischen Erleuchtungen für sie andauern", Gewalt über die materielle Welt, welche sie zum Gehorsam verpflichten. „Ihre Anrufung wird dann in der höheren Welt erhört." „In den geläuterten Sünden reproducirt sich ein Abglanz des Lichtes Gottes und es sammelt sich in ihnen ein schöpferisches Licht an."

Auch hier wieder finden wir manches Aehnliche mit Ansichten, die viel später im Christenthum um die Zeit der Reformation in den Geisterbannern und Beschwörern und dann gegen Ende des 18. Jahrhunderts in den Illuminaten und Rosenkreuzern auftauchten. Ueberhaupt aber hatte um die Zeit, als Sohrawardy lebte, und bald nach ihm, ein gewaltiger Umschwung im Schoße des Islams selbst stattgefunden, besonders bewirkt durch das Studium der neuplatonischen Philosophie, das damals sich allgemein geltend machte. Die äußerliche Form der Religion war unberührt geblieben, das Ceremoniell, die Gebetformeln waren dieselben, aber der Geist war ein anderer geworden. Man legte in die Verehrung des Koran und der Tradition, die man beibehielt, einen andern Geist hinein, und wo der Sinn zu unzweideutig war, half man sich mit allegorischen Erklärungen. „Das Religionssystem des Islams war in der ersten Zeit streng positiv, apodiktisch abgeschlossen; unerschütterlich, wie aus Stahl gegossen, schien es nur gebrochen, aber nicht gebogen werden zu können. Unter dem Einfluß der sufischen Lehren ward es mystisch-unsicher, schwärmerisch-unfaßbar, allegorisch-unklar, schließlich geschmeidig wie ein nasser Fetzen für Jeden, der Geschicklichkeit genug besaß, seine religiösen Ansichten nur der Form und Einkleidung nach hiemit in anscheinende Uebereinstimmung zu setzen." Man vergleiche übrigens damit genau beide Richtungen in der protestantischen Theologie, die schwärmerisch-pietistische im Anfange und die kraß-rationalistische gegen Ende des vorigen Jahrhunderts; während jene den Inhalt der Religion weniger in dem Festhalten an dem Buchstaben der Dogmen, als in einer schwärmerischen Gemüthsrichtung erkannte, glaubte sich diese noch mit den Hauptsätzen der Kirchenlehre in Uebereinstimmung, nachdem sie deren Inhalt längst durch allegorische oder natürliche Deutung hinweggewischt hatte.

In jene Zeit des Umschwungs im Islam fällt übrigens die Gründung der meisten Derwisch-Orden, die mit dem ursprünglichen Geiste des Islams durchaus im Widerspruch stand; denn Mohammed soll gesagt haben: Es giebt kein Mönchthum im Islam. Dabei fehlte es nicht an allerhand Phantasten und Propheten, von denen ein geborener Spanier, Ibn Araby, um 560 H. einer der berühmtesten wurde. Er behauptet in einem seiner Werke, daß er mit allen gewesenen und zukünftigen Propheten häufige Conversationen gehabt habe, ja mit Gott selbst will er eine längere Unterredung geführt haben, die er Wort für Wort erzählt. Mit keinem Propheten aber sei er häufiger zusammengekommen, als mit Jesus; „so oft wir uns sahen, ermahnte er mich, fest im Glauben auszuharren im Leben und im Tode. Er nannte mich stets: O Geliebter! und schärfte mir schon in der ersten Zusammenkunft ein, der Askesis und Selbstläuterung mich zu ergeben." Auch mit Mohammed hatte er eine Begegnung und sah alle Propheten, von Adam angefangen bis auf ihn.

Wie überall, so finden wir auch hierfür Aehnliches unter uns. „Es erinnert Ibn Araby's angeblicher Verkehr mit den Geistern an die spiritualistischen Extravaganzen der Gegenwart, an die Geistererscheinungen der Seherin von Prevorst und an die in den letzten Jahren von Baron Güldenstubbe in Paris angestellten, wie er versichert, höchst erfolgreichen Versuche zur Einleitung eines schriftlichen Verkehrs mit den Geistern der Verstorbenen." — Das Andenken Ibn Araby's steht noch heute als das eines Heiligen in Ehren, und er fand eine Menge von Nachfolgern. Mit dem unaufhaltsamen politischen Verfall nahm aber auch der Aberglaube, die Unwissenheit, der Fanatismus im großartigen Maaßstabe zu. Die Derwisch-Orden breiteten sich immer mehr und mehr aus, der Glaube an die Fürsprache der Heiligen gewann immer größeren Einfluß und rief ein Pantheon von Heiligen in's Leben, in dem auch weibliche Heilige nicht fehlten. Doch äußerte sich auch hier die Verschieden-

artigkeit der Landstriche: während in den arabischen Ländern der Mysticismus mehr mit dem religiösen Gesetze in Einklang blieb, ging er in Persien und Indien ganz in eine pantheistische Poesie über, welche den monotheistischen Gottesbegriff des Islams gänzlich umgestaltete. „Die Türken, welche bald die herrschende Nation des Islams wurden, förderten nichts Selbstgedachtes zu Tage, sondern nährten sich nur mit arabischen und persischen Ideen, welche letztere ihre Dichtkunst fast ausschließlich beherrschen."

Schließlich giebt der Verfasser ein Resumé und sucht die Frage zu beantworten, welches die Endergebnisse der mehr als tausend Jahre währenden Forschungen der Moslimen über die Gottesideen seien und ob jene sich zu einer würdigeren Auffassung des Göttlichen emporgeschwungen haben als wir, oder nicht. Es führt die Beantwortung dieser Frage zu einer Vergleichung der moslimenschen Forscher mit unsern christlichen, mit einem Hobbes, Scotus Erigena, Thomas Companella, Bacon Descartes, Malebranche, Leibniz, Kant, Fichte, Schelling und Hegel, und es wird gezeigt, daß ihre Deductionen alle, bis auf die Hegel's herab, nicht klarer sind als die der islamischen Denker, die in dem Satze gipfeln, daß der Gottesbegriff auf spekulativem Wege unfaßbar sei und daß das Endliche nie und nimmer als Maaßstab des Unendlichen dienen könne. „Das große Räthsel ist noch immer ungelöst und muß es immer bleiben, so lange der Mensch den Gott außer sich sucht, dessen ewige Offenbarungen er in seinem Innern trägt." Nur das Moralgesetz ist unerschütterlich. „Die Gebote des Sittengesetzes, wie sie Moses vor dreitausend Jahren verkündete, stimmen mit jenen, welche die Menschen noch heute beherrschen, ohne Unterschied ihrer verschiedenen Kulturstufen, die Moralvorschriften eines Buddha und Confucius stimmen mit jenen des Evangeliums, und die Sünden, über welche nach dem Todtenbuche der alten Aegypter der Verstorbene vor den Richtern der Unterwelt verhört wird, sind eben so gut heute Sünden, wie vor 4000 Jahren. Auf dem Gebiete der Moral herrscht ewige Ruhe, auf jenem der Intelligenz stete Bewegung." „Jede Religion ist deshalb auch mehr für das Gefühl, als für den Verstand bestimmt, und keine bleibt eben aus diesem Grunde von mystischen Tendenzen frei. Der Mysticismus des Islams und des Christenthums berühren sich vielseitig und vielleicht wird derselbe einst die weite Kluft überbrücken, die den Islam vom Christenthum und hiermit von der modernen Civilisation scheidet."

Frankreich.

Der Pudel-Prinz, von Edouard Laboulaye.

I.

Der Musterstaat der Centralisation.

Der berühmte Verfasser von „Paris in Amerika", welches beiläufig bereits die neunzehnte Auflage erlebt hat und nach dieser auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist, setzt seinen Feldzug gegen die Zustände, die das zweite Kaiserreich als eine Epoche des politischen und moralischen Verfalls der französischen Nation charakterisiren, in einem neuen Werke, le Prince-Caniche*) oder der Pudel-Prinz betitelt, mit unverminderter Energie fort. Wenn jede Satire — und der Pudel-Prinz ist eine der schärfsten, die je geschrieben worden sind — eine genaue Kenntniß der Menschen und der Verhältnisse voraussetzt, die ihr zur Folie dienen, so ist einerseits die Krankheit, gegen welche hier eingeschritten werden soll, so weit über die Gränzen Frankreichs hinaus verbreitet, andererseits liegen die Grundzüge des Systems, das hier mit den schneidigsten Waffen bekämpft wird, so klar zu Tage, daß es auch für den Nicht-Franzosen keines Kommentars bedürfen wird, um die ganze Fülle von Geist, Laune und Gesundheit zu verstehen, von der das Buch beseelt ist.

Die Form, deren sich Laboulaye diesmal bedient, um noch mehr seinem Volke selbst, als den dermaligen Machthabern in Frankreich die bittersten Wahrheiten zu sagen, ist die eines einfachen Feenmärchens. Der Pudel-Prinz, der Thronfolger der Dynastie, die seit undenklichen Zeiten das liebenswürdige und leichte Völkchen der Gobemouches mit väterlicher Hand regiert, wird bei seiner Taufe von einer nicht eingeladenen Fee mit Genie, Stärke und Schönheit begabt, so daß seine Pathe, als Gegengift gegen die verhängnißvollen Geschenke ihrer Schwester ihm das Geschick auferlegt, nach seinem sechszehnten Jahre zu drei verschiedenen Malen in — einen Pudel verwandelt zu werden. Auf ihren Befehl, wie aus Staatsklugheit, bleibt diese Fügung dem Prinzen wie dem getreuen Volke der Gobemouches ein tiefes Geheimniß. Aus Staatsklugheit, aber zugleich aus zwingender Nothwendigkeit; denn die Völker gehorchen zwar gern einem Löwen oder einem Wolfe, der sie zerreißt; aber wer würde einem Hunde gehorchen, der Keinen frißt, und noch dazu einem Pudel, dem Freunde des Blinden und des Armen?

Mit zehn Jahren verlor der Prinz seinen Vater; die Königin-Wittwe übernahm die Regentschaft, und führte sie, wenn man der „Vérité officielle", dem Hofblatte der Gobemouches, glauben will, wie nur irgend Semiramis, Zenobia oder Blanca von Castilien, dem Volke aber keineswegs zu Danke. Denn die Königin war friedfertig, sparsam, bürgerlich gesinnt; unter ihrer Regentschaft pflanzte man seinen Kohl in Ruhe; man hielt Frieden mit aller Welt; ja man hatte sogar jährlich einen Ueberschuß von Einnahmen, der ganz simpel zur Abzahlung der Schulden und zur Herabsetzung der Steuern verwendet wurde. Ist es zu verwundern, daß ein solches Regiment die stolze Nation der Gobemouches unbefriedigt ließ? Dies edle Roß verlangt nach dem Klange der Trompete und dem Gedröhn der Trommel; das Geschrei des Kampfes, der Staub des Circus, der wilde Lärm der Schauspiele, die Wechselfälle des Zufalls sind ihm Bedürfniß; es ist nicht dazu geschaffen, knechtisch seine Arbeit zu verrichten wie ein Ackergaul oder Pflugstier. Daher war Hyacinth, der Prinz, die ganze Hoffnung des Volkes, Hyacinth, der, Dank dem Pathengeschenke der Fee und einer entsprechenden Erziehung, schon mit fünfzehn Jahren den ganzen Hof durch seine Dreistigkeit und seine Sarkasmen zur Bewunderung hinriß.

Wie das Staatsgesetz der Gobemouches es vorschreibt, wird der Prinz mit 16 Jahren für volljährig erklärt. Er übernimmt die Zügel der Regierung, und wir lernen als Zuschauer einer Conseilsitzung die Männer kennen, welchen die hohe Aufgabe zufällt, als oberste Rathgeber der Krone den jungen Monarchen mit den Grundsätzen der Staatsverwaltung bekannt zu machen. Den drei Grundkräften der menschlichen Seele nachgebildet, giebt es bei den Gobemouches drei große Ministerämter, und demgemäß drei Minister, die von einander völlig unabhängig sind. Der erste führt die Staatsleitung, ohne Rücksicht auf irgend Jemand; der zweite redet, ohne irgend etwas zu thun, und der dritte giebt Rathschläge, auf die Niemand hört. Ver-

*) Paris, Charpentier, 1868.

möge dieser vortrefflichen Trennung der Gewalten wird die reine Vernunft befriedigt, die Logik gewahrt und die Metapher feiert Triumphe, während Nichts die unaufhörliche Wirksamkeit einer väterlichen Autorität genirt.

Der Verwaltungs-Minister, Graf Touche-à-tout, ein Mann, der den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend unterzeichnet, führt den Prinzen in die Geschäfte ein, indem er ihm als erste Regierungs-Handlung den Vorschlag unterbreitet, einige Missethäter geringeren Grades, Diebe, Fälscher, Meuchelmörder u. dgl., zu begnadigen. Als der Prinz erstaunt fragt, was denn grobe Verbrecher seien, erwiedert ihm der Kultus-Minister, Baron Pleurard, das seien jene Verworfenen, die ihren Geist dazu mißbrauchen, um den Staat, den Fürsten und seine Minister anzugreifen; „denn ein Meuchelmörder tödtet nur ein Opfer, der Pamphletist hingegen vergiftet ein ganzes Geschlecht."

Aus den Vorträgen dieser beiden in den höchsten Staatsämtern ergrauten Würdenträger ersieht demnächst der Prinz, bis zu welcher Vollendung das erhabene Prinzip der Centralisation und der Uniformität in der gobemouchischen Staatsverwaltung bereits ausgebildet ist. Mit Stolz darf Touche-à-tout es aussprechen: Schon jetzt ist jeder Gobemouche während seines ganzen Lebens in den Händen der Regierung. Sie läßt ihn in die Geburtslisten eintragen, sie unterrichtet, sie conscribirt, sie impft, sie straft, sie besteuert und verwaltet, sie dekorirt ihn, sie verheiratet und sie begräbt ihn. Aber wie viel Lücken sind noch auszufüllen, wie viel noch zu thun, um dieses revolutionäre und widerspenstige Geschlecht vollends zu bändigen, das nach der Versicherung des Kultusministers eigentlich auf jeden Einwohner zwei Beamte nöthig hat, einen, um ihn zur Arbeit, den andern, um ihn zum Schweigen anzuhalten! Touche-à-tout legt dem Prinzen einige Gesetzesvorschläge vor, die das Volk diesem hohen Ziele um einige Schritte näher bringen sollen. Der erste bestimmt, in Erwägung, daß der Staat nicht für die Bürger da ist, sondern die Bürger für den Staat, — in fernerer Erwägung, daß die Familienväter und -Mütter Beamte sind, die dem Staate die künftigen Steuer-, Dienst- und Heerpflichtigen zu liefern haben ꝛc., daß für jeden Canton des Landes ein Inspector und eine Inspectorin zweiter Klasse, ferner, zur Inspection dieser 66,666 Inspectionsbeamten zweiter Klasse, 3000 Inspectoren und Inspectorinnen erster Klasse, und endlich, um diese wiederum zu inspiciren, 300 General-Inspectoren ernannt werden. Die Inspectoren haben allmonatlich alle kleinen Knaben und Mädchen ihres Cantons mindestens einmal zu revidiren und dafür zu sorgen, daß die Reglements über das Säugen, Päppeln, Entwöhnen, Aufstehen, Zubettebringen, Waschen, Kämmen, An- und Ausziehen, Spielen und Spazierentragen der jungen Bürger und Bürgerinnen von seiten ihrer Eltern, Ammen, Bonnen u. s. w. auf das Genaueste befolgt werden, widrigenfalls gegen die Schuldigen mit Geldbußen oder Gefängnißstrafen einzuschreiten ist. Ein zweiter Vorschlag bezweckt, die geistige Erziehung des Volkes unter eine gleich geordnete Controle zu stellen, indem er verordnet, daß außer der „Vérité officielle" keine Zeitung erscheinen, und daß jeder Gobemouche dies alleinige Journal halten und täglich lesen soll, zu welchem Behufe wieder ein Heer von Inspectoren zweiter und erster Klasse nebst den erforderlichen General-Inspectoren errichtet wird. Gleichzeitig soll eine „officielle Bibliothek" herausgegeben werden, die alle Meisterwerke des menschlichen Geistes in sorgfältig revidirter, corrigirter und gereinigter Gestalt enthalten wird, und neben welcher nach Jahresfrist keine anderen Ausgaben geduldet werden.

Hier unterbricht der Kultusminister den Vortragenden. Der Vorschlag schmecke zu sehr nach Liberalismus; er ermangele jener soliden Logik, die ein Prinzip in voller Consequenz durchführt. Die Regierung besitze die Wahrheit; sei es aber räthlich, dieselbe dem eitlen Urtheil der Menge auszusetzen? Jede Lectüre sei Gift; am glücklichsten, am tugendhaftesten sei das Volk, das überhaupt nicht lese. — Der Graf ist hingegen der Meinung, man dürfe den Gobemouches das unschuldige Vergnügen an der Literatur nicht nehmen; es genüge, die Letztere zu leiten und zu einem Werkzeuge der Regierung zu machen.

Dem Fürsten fällt es auf, daß sein dritter Minister, der Chevalier Pieborgne, sich bei keiner Debatte betheiligt, zumal es doch die Aufgabe dieses Ministers ist, die neuen Gesetze vor dem Parlament zu vertreten. Der Chevalier erklärt jedoch ganz offen, er rede nie im Conseil, ja er höre niemals auf das, was dort verhandelt werde, und kümmere sich absichtlich nicht um den Inhalt der Gesetze, damit er sie als Minister-Redner dann um so unbefangener vertheidigen könne. Er entwickelt sodann dem erstaunten Prinzen das Geheimniß seiner Redekunst, indem er ihm ein Spiel Karten erklärt, dessen Blätter aus hervorragenden Gemeinplätzen — lauter wohlbekannte Anklänge an die officielle Rhetorik unserer Tage — bestehen. Zum Beweise seiner Auseinandersetzung macht er sich anheischig, drei Gesetze, die der Prinz und die anderen beiden Minister sich ausdenken möchten, sofort in ein und derselben Rede zu vertheidigen, und zwar ohne ein Sterbenswörtchen von diesen Gesetzen zu wissen. Und diese Probe besteht der gewandte Advokat nicht nur glänzend, sondern er widerlegt obenein gleich darauf seine eigene Rede durch einen nicht minder unanfechtbaren Discurs.

Aber mein Gott, sagt der junge Prinz, wie kommt es, daß jede Ihrer beiden Reden, für sich genommen, ein solches Air von Weisheit und gesundem Verstande hat?

„Majestät, entgegnet Pieborgne heiter, das ist das Geheimniß der Advokaten. Wenn Sie es wissen, sind wir ruinirt. Aber was thut's? Mit zwei Worten mache ich Sie zum Meister in dieser Kunst der Rednerei.

„Das Schöne dieser Allgemeinheiten ist, daß sie Wahrheiten aussprechen, die so alt sind wie die Welt, und so banal wie die großen Heerstraßen; ihr Fehler aber ist, daß sie so weit sind, daß Alles unter oder über ihnen durchgeht. Darum beweisen sie nichts. Billigen Sie meine beiden Reden, oder verwerfen Sie sie: Sie kommen damit keinen Schritt weiter. Die Weisheit unserer Vorfahren verdient Ehrfurcht, die Ideen und die Bedürfnisse der Gegenwart sind nicht minder beachtenswerth aber die Frage ist die, ob das Gesetz, welches vorliegt, die Weisheit oder die Thorheit der Vorfahren abschafft, ob es einem Bedürfniß oder einer Laune entspricht. Und das ist der Punkt, den die Minister wie die Opposition sich wohl hüten zu erörtern. Der eine geht nach dem Orient, der andere direkt nach dem Occident; wer am weitesten von der Sache abweicht, hat gewonnen. Denn um das Gesetz ernstlich zu erörtern, müßte man Thatsachen vergleichen, Fachmänner befragen, zählen, rechnen, wägen; und wie könnte man auf diese Weise immer Recht behalten? Die Macht würde in die Hände der Praktiker gelangen, und um die Advokaten wäre es geschehen".

Wäre das ein großes Unglück? frug Hyacinth.

„Ganz gewiß, erwiderte Pieborgne lachend. Bedenken Sie, Majestät, daß wir mit unsern wohlklingenden Perioden alle die ehrlichen Leute entzücken, die höchst erfreut sind, ihre Ammenlieder und Dorfsprüche als Staatsmaximen wiederzufinden. Was sie, stolz darauf alles zu wissen ohne etwas gelernt zu haben, an uns beklatschen, das ist ihre selbstgenügsame Unwissenheit

und ihre feierliche Trivialität. Soll man dieses unschuldige Vergnügen stören, das uns so sehr nützt? Wenn man die Menschen mit Worten lenken kann, wozu soll man sich die Mühe nehmen, sie zu unterrichten?"

Aber, sagte der Prinz nicht ohne Bewegung, wenn die Redekunst nichts als eine eitle Fanfare, ja noch weniger, ein Taschenspielerstückchen ist, fürchten Sie nicht, daß die Völker Ihr Geheimniß einst erkennen und die Redner mit den Charlatans auf gleiche Stufe stellen werden?

„Wenn das geschieht, sprach Pieborgne, dann werden die Gobemouches nicht mehr Gobemouches sein. Wenn die menschliche Dummheit einmal endigen sollte, wird die Welt nicht mehr lange dauern. Bis dahin aber können wir ganz ruhig sein; ein Weilchen wird es schon noch dauern!"

Norwegen.

Björnstjerne Björnson.

Die Unterhaltungs-Literatur nimmt einen schreckenerregenden Umfang an. Die Leihbibliotheken sind von Romanen und Novellen überfüllt und vermag es kaum der heißhungrigste Lesermagen, sich durch die Unmassen von Bänden und Lieferungen hindurchzufressen. Welche kolossalen Gehirnprodukte werden nicht allein von Berlin aus durch reisende Colporteure in alle Welt befördert und bedenkt man, wie viele Tausende von Exemplaren diese Bildungshausirer an den Mann bringen, so wird es immer erklärlicher, warum wirklich Gutes und Gediegenes unbeachtet auf dem Ladentisch der Sortimenter liegen bleibt. Die Billigkeit, mit der Originalität und Autoren-Interesse nicht Hand in Hand gehen können, schließt sich eng dem literarischen Diebstahl, der Uebersetzungsmache, dem Nachdruck an und sie ist es, die den Geisteshungrigen lockt und ihn verleitet, einige Sparpfennige für Pränumerationen auf Romanschund aufzuwenden. Im Dienste der billigen Unterhaltungsfabrikationen finden wir heut die große Hälfte unserer schriftstellernden Talente — Ehrgeiz, höhere Ziele sind ihnen aus dem Gesichtskreis entschwunden, sie haben nur die rasche Produktion und den raschen Gewinn im Auge — sie führen das Volk zu Geistesquellen, die nicht befruchten, die nicht anregen, die nur aufregen, erschüttern, die Lachmuskeln, die Thränendrüsen in Bewegung setzen. Sie fröhnen dem halbrohen Geschmacke und befriedigen ihn durch heterogene Liebesscenen, durch Mordanschläge, unwahrscheinliche Combinationen und bei den Haaren herbeigezogene Motive. Entweder ist's eine Heirat ohne Liebe oder eine Liebe ohne Heirat, oder Neid, Geiz, Stolz 2c. sind's, die Stoff den Unterhaltungsproducenten geben, — immer ist's ein Vorfall aus der Verkehrssphäre; die Leutchen zanken sich, disputiren mit einander und entspringen die Handlungen einem gewöhnlichen Alltagstriebe. Kein Held, keine Größe, die mit dem Staat, mit der Kirche, mit der Gesellschaft in Conflict geräth und eine Verwickelung erzeugt, die Gesetzgeber und Meinungserzeuger zu ernstem Nachdenken zwingt, ist in diesen Romanen zu finden.

Der Absatz der Hunderttausende von Subscriptionsheften frappanter Titel-Romane beweist, daß das Ungewöhnliche stets am Allermeisten gesucht und gelesen wird, und unsere staatlichen und kirchlichen Zustände sind doch complicirt genug, daß sich aus ihnen Ungewöhnliches der interessantesten Gattung beziehen läßt. Bloße Gegensätze von Reich und Arm, Bürgerlich und Adelig, Christ und Jude „ziehen" nicht mehr; sie sind uns in tausenderlei Variationen bekannt und gehören zu den überwundenen Standpunkten. Stellt aber ehelich und unehelich, Gatten- und Kindesliebe, individuelle Rechte und obrigkeitliche Forderungen, kirchliche Meinungen und Herzensfragen gegenüber, setzt die Gegensätze zusammen und laßt einen Helden daraus erstehen, der für die eine oder für die andere Sache siegt oder untergeht. Der moderne Staat und die moderne Gesellschaft befinden sich in so vielen Widersprüchen mit Herkommen, Sitte und allgemein menschlichen Begriffen, daß sich daraus die herrlichsten und spannendsten Stoffe nehmen lassen. Sie werden bei jeder Partei und in jeder Gesellschaftsklasse Interesse erregen, weil sie sich eben unmittelbar an ein Bedürfniß lehnen, an ein Bedürfniß, das der Eine genießen und der Andere entbehren soll. Nicht an's Vaterland, wie zu Schiller's Zeit, nicht an Lust, Liebe, Schmerz, nicht an Freiheit und Gesinnung hat sich die moderne Dichtung anzuschließen, sondern an die Widersprüche des Lebens, an die Misère der Existenzen, an den Kampf um's Dasein. Der Dichter hat noch Probleme zu lösen, die die ganze Menschheit betreffen; sie wollen aber tiefer erforscht sein, als durch Ableiern von Freiheits-, Gleichheits- und Brüderlichkeits-Phrasen. Es drücken uns Verhältnisse, die schwerer und wichtiger sind, als die Zukunft des Staates und der Kirche selbst, und aus ihnen heraus muß der Dichter seine Helden geboren werden lassen, ohne Rücksicht darauf, daß diese mit der bestehenden Ordnung in Collision gerathen könnten. Spielhagen's Romanhelden bewegen sich ziemlich nahe an solchen Lebenswidersprüchen, aber der Verfasser dringt — wahrscheinlich weil er das deutsche Romanpublikum nicht für reif genug hält, sich ernstlich mit sozialen und religiösen Fragen zu beschäftigen — nicht tief in die Materie ein.

Es ist, als wenn uns hier die nordische Dichtung ein Vorbild sein sollte. Wir haben von dem norwegischen Dichter Björnson eine Novellensammlung, die Alles bietet, was den verwöhntesten Lesergeschmack noch fesseln kann. Eine Kraft des Ausdrucks, ein Duft der Volkspoesie, ein Naturzauber, ein wahrhaft Shakespeare'scher Geist schwebt über diesen Erzählungen; der klassisch kurze Stil reiht uns Bild an Bild, Gedanken an Gedanken, — wir wissen nicht, sollen wir des Dichters Sprache mehr loben oder den urwüchsigen Inhalt, den sinnlichen Humor, der in seiner Naivetät uns an die besten Stellen Jean Paul's erinnert. Björnson ist ganz Original. Er lehnt sich an keinen Schriftsteller an, er hat auch in der Art seiner Erzählung nicht seines Gleichen. Der holländische Dichter J. Cremer, mit dem uns Ad. Glaser bekannt machte, kommt Björnson in der Detail-Malerei gleich, ja übertrifft ihn in ihrer Feinheit, aber Geist, Phantasie, Kraft, Feuer walten mächtiger bei Björnson; es lodert eine geniale Flamme in ihm, ein Götterfunke, der uns mächtig greift und packt. Und was schildert er? Norwegische Bauernjungen und norwegische Bauerntöchter, sie sehen so simpel und natur-roh aus, daß ein moderner deutscher Schriftsteller schwerlich aus ihnen Etwas zu machen wüßte, aber Björnson legt ihnen ein so reiches Gemüthsleben in die Brust, daß wir auf's Höchste frappirt sind von den frischen Quellen des seelischen Innern eines uns kalt und monoton vorkommenden Nordländers. Das Leben in der Bygde (Bauernhöfe) heimelt uns an; das Hausen auf schneeigen Felsenklüften, in der Natureinsamkeit, erweckt ein stärkendes und zugleich beseligendes Gefühl in uns; wir sehen uns ganz und gar in die von Björnson geschilderte kalte und starre Naturumgebung versetzt. Eine Erhaben-

heit des Gedankens erfüllt uns, eine Großartigkeit der Anschauung — enger mit der Natur und mit Gott vermählt fühlen wir uns; wir sind zurückgeführt auf unser unscheinbares Dasein, in dem wir ringen und kämpfen mit den mächtigsten Elementen des Himmels und der Erde. Björnson führt uns in die norwegischen Bauernhütten, wo rein irdisch gesündigt, gelebt und gehandelt wird; reine Naturmenschen haben wir vor uns, und zwar in so lebendigen Zügen, daß sie uns lange im Gedächtniß vorschweben. Diese Kindermenschen, die lachen und weinen, ohne zu wissen warum, die die köstlichsten Witze produziren, ohne sich zu erinnern, wie ihnen solche zugekommen sein mögen, diese Paradiesesmenschen des rauhen Nordens haben eine Geistesgewandtheit und eine Naturbegabung, die ihre Bekanntschaft zu einer äußerst interessanten macht. Allerdings, Björnson sagt uns, wie schwer zugänglich diese Nordmänner sind, wie wortkarg und äußerlich ungehobelt — aber wir haben Zeit und Gelegenheit genug, sie in seinen „Bauern-Novellen" so lange und so gründlich studiren zu können, wie wir wollen —: Björnson hat sie meisterhaft geschildert. Was sie sagen und sprechen, ist oft kindhaftes Geplauder, aber gerade darin liegt eine Tiefsinnigkeit und himmlische Naivetät, verbunden mit einer Poesie, wie sie wirklich Jean Paul nicht zu produziren vermochte. — Als Dramatiker hat Björnson nicht minder Ausgezeichnetes geleistet. Sein dramatisches Gedicht: „König Sigurd" ist voll Kraft und Feuer — ein Genie brennt und gährt in ihm, das formell noch der Feile bedarf, das seine überwuchernden Gemüths- und Gedankenranken noch zu beschneiden hat. Aber wenn ihm dieses gelungen, wird die Kritik in dem erst sechsunddreißigjährigen Poeten einen Dichter ersten Ranges in der Weltliteratur Wurzel fassen sehen. Von ihm aus erblüht der Poesie ein neuer Baum, der seine kräftigsten Fasern in's volle Natur- und Gemüthsleben streckt, ohne jeglichen Anflug von übertriebener Sentimentalität und romantischer Schwärmerei. Auf Björnson's Bahn fortgeschritten, an seine Sprachgewalt und Darstellungsweise angeknüpft, läßt sich, die Motive aus dem Drange der Lebensverhältnisse entnommen, das Höchste erreichen, was die Dichtung hervorzubringen im Stande ist.

Eduard Lobedanz hat in der „Bibliothek ausländischer Classiker"*) Dramen und Novellen von Björnson dem deutschen Publikum zur Kenntniß gebracht.

Björnson's neueste Novelle: „Das Fischermädchen." **)

Biörnstjerne Björnson's neueste, in zwei verschiedenen, leider wegen ihrer zahlreichen Daniemen sehr mangelhaften deutschen Uebersetzungen uns vorliegende Novelle***) schildert in dem „Fischermädchen" das Leben eines einfachen, jungen Mädchens von seiner Geburt bis zu dem Augenblick, wo es die Bühne als Schauspielerin betritt. Das Buch endigt mit den Worten „und so ging der Vorhang auf" (og saa gik Täppet op).

Björnson stellt in seiner Schilderung zwei bedeutungsvolle Fragen: Was fordert die Kunst von der Persönlichkeit? Wie muß der Mensch ausgestattet sein, um das Recht zu haben, Künstler — hier Schauspieler — zu werden? Und: Was fordert wiederum die Persönlichkeit von der Kunst?

*) Hildburghausen, Bibliographisches Institut.

**) Fiskerjenten. Kiöbenhavn, Gyldendal, 1868.

***) Leipzig: Albert Fritsch. — Hannover, Carl Rümpler.

Petra, das Fischermädchen, ist ein Genie, das fühlt man sofort. Von dem ersten Augenblick, wo sie auftritt, erweckt sie die Erwartung des Lesers, nicht die Erwartung dessen, was ihr im Leben begegnen wird und welchen Ausgang ihr Geschick nehmen wird, sondern die Erwartung, das Wunderbare, was sie ausdrückt, ganz verstehen, das Herrliche, das aus ihr strahlt, ganz genießen zu können. Diese Erwartung begleitet uns das ganze Buch hindurch, und da, wo die Erzählung endet, sitzt der Leser erwartungsvoll vor dem Vorhang, der des Fischermädchens erstes Debut bringt; denn hinter dem Vorhange, dessen ist er gewiß, steht etwas Ausgezeichnetes, das sich jetzt entfalten wird.

Es ist die Schilderung Petra's die einer Persönlichkeit, welche die Kunst sucht, weil sie ein Genie ist, oder wie der Dichter recht charakteristisch für seine Anschauung sich ausdrückt, weil sie „Beruf" hat, nicht allein vorzüglich gelungen und reich, sondern sie trägt den Stempel der Originalität und dadurch ist sie mehr, als eine bloße Novelle. Beiläufig läßt der Dichter den Probst Oedegaard die Bemerkung machen, „daß der, welcher von Jugend an mit der Poesie seiner Muttersprache auferzogen ist, gar keine Sehnsucht nach der Bühne habe, wenn nicht ein Mangel an Charakter, wodurch Leichtsinn und Eitelkeit das Uebergewicht erlangt, ihn dazu verleitet, während der, welcher nicht besonders vertraut mit der Poesie, bevor er erwachsen ist, gerade für's Theater schwärmt."

„Anders verhält es sich mit dem, der von seinem inneren „Beruf" zur Bühne hingezogen wird und dessen Seelenzustand gerade das Talent für die Bühne, die Kunst, Comödie zu spielen, in sich trägt. Aber dieses Talent, dieser Genius reicht nicht aus, wenn er auf sich allein angewiesen ist, sondern muß nothwendigerweise vom dramatischen Dichter unterstützt werden, wenn er das Höchste, was er vermag, erreichen soll. Der Schauspieler ist gewissermaßen stumm und bedarf der Worte des Dichters; aber die Worte des Dichters sind todt, wenn kein Schauspieler da ist. Derjenige, der selbst dieses Talentes baar ist, kann kaum ein Drama richtig lesen. Das Talent des Schauspielers fängt dort an, wo der Dichter endet; der Schauspieler setzt den Dichter fort, und es ist ein schöner und bezeichnender Zug in Petra's Schilderung, daß sie, als sie das erste Mal ein Schauspiel sieht, in ihrer Unbekanntschaft mit den Verhältnissen nicht nur das Stück spielen, sondern es auch umschaffen will.

Nachdem der Dichter in dem ersten Theil des Buches seine Heldin als eine Persönlichkeit dargestellt, welche „Beruf" als Schauspielerin hat, und es wirklich auf solche Weise dargethan hat, daß kein Leser es unterlassen wird, ihr mit Interesse zu folgen und sie vollkommen zu verstehen, wenn sie nach dem ersten Male, wo sie die Schauspielkunst ausgeübt sieht, ausruft: „Dies ist das Größte auf der Welt; das will ich werden!" — schildert er im zweiten Haupttheil ihre Vorbereitung zu ihrem „Beruf". Man kann den ersten Theil als eine Beantwortung der Frage: Was fordert die Kunst von ihrem Verehrer? betrachten; der zweite giebt gleichsam von selbst die Antwort auf die Frage: Ist es möglich, Künstler zu sein, ohne sein eigenes Innere aufzugeben? Die Art und Weise, auf welche diese Antwort herbeigeführt wird, in einer vollkommenen poetischen Schilderung, gehört in künstlerischer Hinsicht zu dem Besten, was Björnson bisher geschrieben hat.

Rußland.

Russische und baltische Zustände.

Die „Baltische Monatsschrift" arbeitet stetig und eifrig fort an der Aufgabe, welche sie im Novemberheft 1867 den baltischen Deutschen stellt, nämlich an der „geistigen Vermittlung zwischen Deutschland und Rußland", die „im beiderseitigen Interesse" liege. „Rußland", heißt es weiter, „sein Volk, seine Gelehrten, seine Staatsmänner werden noch lange vom Westen und insbesondere von Deutschland zu lernen haben. Aber Deutschland wird ebenso wohl sich genauer über russische Verhältnisse unterrichten und seine Wissenschaft von der russischen Literatur und den legislativen Fortschritten nähere Kenntniß nehmen müssen. In letzterer Beziehung liegt ja das bekannte große Hinderniß in dem Umstande, daß die schwierige russische Sprache außerhalb des russischen Volkes, vollends außerhalb des russischen Staats fast nicht gekannt ist."

Zur Ueberwindung dieses Hindernisses führt uns Deutschen die „Balt. Mtsschr." Auszüge aus dem russischen Schriftthum vor, welche uns über die gegenwärtigen und vergangenen Zustände Rußlands und zugleich über die Bedeutung des deutschen Elements, besonders desjenigen in den Ostsee-Provinzen, die deutlichste Auskunft gewähren. Es ist im Ganzen wenig Erfreuliches, was wir aus diesen Mittheilungen entnehmen.

Die geschichtlichen Skizzen, die besonders Herr Oberlehrer A. Brückner in Riga, aber auch andere Mitarbeiter aus russischen Quellen vorführen, bekunden, wie wüst, roh, barbarisch, anarchisch es in dem großen Slavenreiche ununterbrochen in der entfernteren, wie in der näheren Vergangenheit zuging. Besonders interessant sind auch die Schilderungen aus dem Aufstande Pugatschew's vor hundert Jahren im diesjährigen Maiheft. Derselbe war das nothwendige Ergebniß furchtbarer Bedrückungen und Mißhandlungen des Adels gegen die Bauern, der Beamten gegen die Untergebenen, der Offiziere gegen die Soldaten, der Popen gegen die Sektirer. Neunundneunzig Prozent der Bevölkerung befand sich in einem traurigen Zustande, während nur die höchsten Stände in Glanz und Wohlleben ihre Zeit verbrachten. „Die Herren hatten das Recht, ihre Bauern nach Sibirien zu verkaufen, und thaten dieses um so lieber, als sie von der Regierung Geld dafür erhielten." Die Truppen-Einquartierung gehörte außerdem zu den größten Plagen der Bauern, sie bestand in einer systematischen Ausplünderung. Ganze Dörfer wurden bei solchen Gelegenheiten von ihren verzweifelnden Bewohnern verlassen; sie vereinigten sich dann zu Banden, die auf mehr oder weniger verbrecherische Weise ihren Unterhalt suchten. An den Gutsherren, die bisweilen zwei Bauern gegen einen Hund eintauschten, wurde dann furchtbare Rache genommen. Im Allgemeinen wird aus diesen Zuständen der noch heute unter den russischen Bauern herrschende Wandertrieb erklärlich. Auch die gefürchteten Rekruten-Aushebungen trieben die Menschen in die Wälder. Schon zur Zeit Peter's des Großen kamen solche Fluchten sehr häufig vor; in den abgelegenen, versteckten Ansiedelungen der verfolgten Sektirer fanden die Flüchtlinge dann gastliche Aufnahme und vermehrten deren Anhänger. Eine der vielen Sekten war sogar von einem entlaufenen Soldaten gegründet worden und lehrte Ungehorsam gegen die Regierung; sie besteht noch heutzutage. Die Soldaten bekamen wörtlich mehr Prügel als Essen; die allgemein unter ihnen herrschende Neigung zur Ausreißerei, so schrecklich sie auch bestraft wurde, ist also erklärlich. Pugatschew war nicht der einzige Feuerbrand, der in diesen aufgehäuften Zündstoff fiel; es haben neben und auch vor und nach ihm noch eine ganze Anzahl anderer verwegener oder verzweifelter Abenteurer die Aufrührer- und Räuberbanden gegen die Volksbedrücker geführt. Pugatschew war nur der bedeutendste unter ihnen.

Andere Mittheilungen betreffen die gegenwärtigen Zustände Rußlands. Sie sind theils Originalaufsätze, theils Auszüge aus russischen Werken. Auch sie enthalten wenig Erfreuliches. Turgenjew's Gemälde sind bei uns auch durch andere Vermittlungen bekannt. Ein anderer ebenso unbefangen über sein Volk urtheilender russischer Romanschriftsteller ist Gontscharov. In seinem „Oblomov", welchen Namen die „B. M." mit „der Zerfallene" übersetzt, wird uns ein Edelmann als russisches National-Charakterbild geschildert („Balt. Mtsschr." Febr. u. März 1868), welcher in einem solchen Maße der körperlichen und geistigen Trägheit verfallen ist, daß er in einer gleich verächtlichen, wie lächerlichen Weise nicht zu der geringsten Thätigkeit Kraft übrig behält, nicht zur Ordnung seiner Vermögensverhältnisse, nicht zu einer Reise auf seine Güter, nicht zum Heiraten, nicht zum Verlassen seiner Wohnung, nicht einmal zum Ankleiden, kaum zum Essen. Seine Beschäftigung besteht lediglich im Schlafen und zum geringeren Theil in einem wachen Träumen. Einen Zwischenakt bildete nur der Wechsel des Lagers, nämlich des Bettes und des Sofas, und das An- und Ausziehen des Schlafrocks. Frühzeitig erlöste ihn denn ein Schlaganfall von den Mühseligkeiten. Wir möchten „Oblomowtschina" lieber mit „sittliche Ohnmacht" übersetzen. Im Gegensatz zu dem Russen schildert Gontscharov den Halbdeutschen Stolz, einen Mann voll Thatkraft und geistiger Regsamkeit. Der Dichter will in der Darstellung desselben zeigen, daß durch eine Mischung des russischen und des deutschen Elements ein Mustermensch hervorgehe; doch können wir wenig in dem Charakter dieses Stolz entdecken, was wir in Uebereinstimmung mit dem Dichter nur als Erbtheil von einer russischen Mutter anerkennen müßten. Die Zärtlichkeit zwischen Mutter und Sohn, welche er hervorhebt, ist sicher ebenso gut deutsch als russisch. Gern wollen wir jedoch unsere abweichende Ansicht der seinigen unterordnen, daß der Deutsche nur in einer Ehe mit einer Russin es vermeidet, eine „große, grobe Hand" auf seine Kinder zu vererben.

Im letzten Maiheft der „Balt. Mtsschr." wird uns auch nach einer russischen Broschüre „Land und Freiheit" die Wirksamkeit der nach sehr liberalen Prinzipien abgefaßten ländlichen Gemeindeordnung und Gerichtsverfassung dargelegt. Es zeigt sich, daß die russischen Gesetzgeber auf den Kulturzustand des Landvolks viel zu wenig Rücksicht genommen haben. Während bisher der Gutsherr den auf seinem Gut angesessenen Bauern gegenüber den Staat allein vertrat, hat man, in das andere Extrem verfallend, jetzt jeden Zusammenhang zwischen diesem und jenem künstlich zu zerreißen gesucht. Die Wirkung besteht darin, daß in den Versammlungen der Gesammtgemeinden gewöhnlich der lauteste Schreier herrscht. Die Gemeindeverwaltung liegt in der Hand geriebener und wenig skrupulöser Schreiber. „Die Justiz wird dem Bauern durch die weiten Entfernungen und manchen anderen Mißstand illusorisch gemacht. Aber es erwartet auch der Grundbesitzer umsonst für den ihm noch übrig gebliebenen Theil seines Vermögens des Rechtsspruches sicher zu sein. Die ihn umgebende oder in seiner Nähe liegende Gemeinde, der kaum das erste Dämmerlicht des Rechtsbewußtseins aufgegangen und der bei dem herrschenden Gemeindebesitz

der Besitz des persönlichen Eigenthums und die Achtung vor demselben gar nicht klar gemacht werden kann, befindet sich in einem steten Angriffszustand auf seine Weiden, Felder und Wälder. Den Großgrundbesitzer gegen diese täglichen Attentate seiner Nachbarn zu schützen, hat der Friedensrichter aber um so weniger Macht, als er bei jeder Untersuchung .... in ein Wespennest sticht. Die Vertreter des Gemeindebesitzes stehen in solchen Fällen in Reihe und Glied zusammen, um einander zu decken, und lassen diese feste Phalanx nur höchst selten durch einen Vertreter des persönlichen Eigenthums durchbrechen."

Das sind wenig erbauliche Zustände. Bei einer solchen Anarchie müßte der Adel wohl zu Grunde gehen, wenn er auch auf das eifrigste und mühsamste seine Interessen wahrnähme, was er nach der vorhergehenden Darstellung und nach allseitigen Nachrichten keineswegs thut. Der wirthschaftliche Ruin des Adels bleibt aber für Rußland, wie es nun einmal beschaffen ist, ein ungeheurer Verlust; denn so viel oder so wenig in seinem Volke selbst an Bildung und Kultur vorhanden ist, Alles ist noch fast allein in den Händen des Adels; einen nationalen Mittelstand giebt es noch nicht. Verarmt also der Adel, so geht mit ihm der Ansatz von Bildung und Kultur verloren. Wie denn aber der Wahn die Menschen blind macht, so will die jungrussische Partei sich mit dieser nationalen Einbuße noch nicht begnügen, sondern auch das andere Kulturelement Rußlands, das deutsche, vernichten. Hoch der Muschik und sein Gemeindebesitz!

Doch wir haben noch die andere Seite der Vermittlung der „Balt. Monatsschrift" zu zeichnen, nämlich dasjenige, was sie den Russen bietet. Ihnen zeigt sie theils durch Darlegung der Zustände in den Ostsee-Provinzen, welche wesentlich auf deutschem Recht und deutscher Kultur beruhen, was sie für sich zu erstreben haben, indem sie ihren nationalen Nivellirungs-Bestrebungen zu eignem Vortheil entsagen sollen. Theils und noch mehr liefert sie manche Aufsätze, welche die Früchte der deutschen Wissenschaft zu eigner Verwendung dem Slavenvolke darbieten. Dazu rechnen wir den Aufsatz im Januarheft über „die Bildung des Kaufmanns und das Studium der National-Oekonomie" von dem geachteten Staats- und Volkswirthschafter und Professor am Polytechnicum in Riga, Herrn Laspeyres, dessen ausgezeichnete Kenntnisse, Scharfsinn und Lehrtalent wir auch kürzlich in Berlin in seinen Vorträgen über Pariser Gewerbestatistik im großen Handwerker-Verein zu bewundern Gelegenheit hatten. Noch mehr gehören dahin die finanzwirthschaftlichen Abhandlungen von A. Wagner, so diejenigen unter der Ueberschrift: „Zur Entwickelungs-Geschichte des russischen Agios und Wechselcourses", welche sich aus dem Jahre 1867 in das Januarheft 1868 hinüberzieht, und die im Maiheft begonnene: „Zur Lösung der russischen Valutafrage". Möchten die Herren Katkov, Leontjew, Aksakov doch nur bedenken, wer die russischen Finanzen wohl wieder in einige Ordnung bringen sollte, wenn die Millionen Deutscher im russischen Reiche glücklich allzumal in orthodoxe Kaftanbauern umgewandelt wäre. E. K.

Kleine literarische Revue.

— **Der päpstliche Nuntius in Berlin.***) Dr. J. L. Jacobi, ordentl. Professor der evangel. Theologie zu Halle, hat unter vorgenanntem Titel eine Streitschrift herausgegeben, welche mit ungemeiner Schärfe und Schneidigkeit gegen die Idee einer völkerrechtlichen Vertretung des päpstlichen Stuhles in Berlin ankämpft. Die politische Gefährlichkeit einer solchen für Preußen und seine protestantischen Verbündeten wird man dem Verfasser von vornherein zugeben müssen; sie erscheint nach den Ueberlieferungen Rom's wie des Hauses Brandenburg so selbstverständlich, daß es in unseren Augen kaum des Aufwandes historischer Gelehrsamkeit bedurft hätte, den Herr Prof. Jacobi in seiner gründlichen Nachweisung verarbeitet hat. Leider aber kommt die Schrift zu spät. Sie hätte entweder ein Jahr früher publicirt werden sollen, oder es mußte der entscheidende Ausgang der Sache abgewartet werden; in beiden Fällen hätte der Herr Verfasser noch einen wirksameren Erfolg erzielt. Eine Nuntiatur ist nun in Berlin allerdings nicht errichtet worden und hätte es schon aus rein äußerlichen Gründen (da nämlich der Nuntius den Vortritt vor allen weltlichen Gesandten beansprucht) nimmermehr können; statt dessen jedoch hat man einen katholischen Feldbischof creirt, der neue katholische Feldprobst der norddeutschen Armee hat aus Rücksicht auf die preußische Regierung die Bischofsweihe empfangen. Ein „episcopus in partibus infidelium" ist er in Wahrheit nur dem Titel nach; die Promotion hat ihre ernstere Bedeutung, hoffentlich den protestantischen Interessen keine reell nachtheilige! Wäre freilich, was von manchen Seiten befürchtet wird, unter der so gewählten Form der wirkliche Vertreter des römischen Hofes gerade zur preußischen Armee in nähere, ja in unmittelbare Beziehung gebracht worden, so dürfte die hohe Bedenklichkeit des Auskunftsmittels wohl einleuchtend sein. Daß übrigens die preußische Regierung nach dem Siege von 1866 die Pflicht einer verstärkten Pflege der katholischen Angelegenheiten an sich herantreten sieht, ist zweifellos das Ergebniß der politischen Situation. Seitdem Oesterreich aus dem politischen Verbande Deutschlands ausgeschieden ward, ist die Last des katholischen Schutzes auf die jetzt einzige deutsche Großmacht, auf Preußen gefallen; der schon verfassungsmäßige „paritätische Staat" hat folglich seit 1866 einen tieferen Inhalt gewonnen, zunächst nicht zum Schaden der römischen Kirche. Dies erklärt genugsam die preußenfreundliche Haltung einiger hervorragenden Führer des Ultramontanismus und danach erledigt sich auch die von Herrn Jacobi (S. 39) etwas schroff ausgedrückte Anklage wider die politische Aufrichtigkeit des Mainzer Bischofs von Ketteler. Der Unbefangene wird doch einräumen müssen, daß Hr. von Ketteler sehr gut weiß, was er will, und, ein politischer Kopf, seine Zwecke sehr gut zu erreichen versteht.

Die Besprechung der Nuntiaturfrage vom Standpunkte des reinen Kirchenrechts und der allgemeinen Kirchenpolitik bleibt noch zu erwarten. T. v. B.

— **Der zweite Band des neuesten Werkes von Charles Darwin.** Im Anschluß an unsere frühere Besprechung sowie an die

*) Der päpstliche Nuntius in Berlin. Eine Streitschrift von J. L. Jacobi. Berlin, 1868. E. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung (R. Charisius), VI u. 54 S. kl. 8.

weiteren Artikel über den Ausbau der Darwin'schen Theorie*) gehen wir auf den Inhalt des soeben erschienenen zweiten Bandes von „Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestikation"**) noch kurz ein. — Mit ganz erstaunlichem Fleiß, das müssen wir zuerst wieder hervorheben, hat der Verfasser alles mögliche Material zusammengesucht, soweit es nur irgend „in seinen Kram" paßt. Die scharfsinnigen und logischen Ausführungen dünken uns fast noch immer bedeutungsvoller und immer reicher und blendender — oder überzeugender. Von ausnahmsweise hohem Interesse erscheint uns z. B. das XV. Kapitel „Ueber Kreuzung". Nicht minder gewichtig treten uns die Ausführungen nebst den reichlich gesammelten Thatsachen im XX. u. XXI. Kap.: „Zuchtwahl des Menschen" entgegen. Es mangelt uns hier der Raum, noch einmal näher auf das Werk einzugehen; wir müssen uns daher bescheiden, nur das noch besonders hervorzuheben: daß gleichviel, ob der Leser Anhänger dieser Theorie sei oder nicht, gleichviel, ob er sich zum vollen Verständniß emporzuschwingen oder gar die freilich weitgehenden Hypothesen zu theilen vermöge oder nicht — das Werk in jedem Falle schon um deshalb außerordentlich werthvoll erscheinen muß, weil es eine wahrhaft großartige Fülle des interessantesten Materials aus dem Leben und ganzen Sein der Thiere und Pflanzen enthält. Daß Aufstellungen, wie die „provisorische Hypothese der Pangenesis" das Interesse eines jeden Denkenden und Gebildeten in hohem Grade erregen müssen, selbst wenn er sie durchaus nicht acceptiren kann, ist wohl selbstverständlich.

Der vorliegende Band enthält bereits die Berichtigungen und Zusätze des Verfassers zur II. englischen Auflage, sowie ein ausführliches Sachregister des ganzen Werkes.

— „**Der deutsche Schulgesang seit funfzig Jahren.**"***) Nicht weniger als 153 verschiedene Sammlungen von Schulliedern, die im Laufe des letzten halben Jahrhunderts in Nord- und Süddeutschland erschienen, haben dem Verfasser bei seiner anspruchslosen Arbeit vorgelegen, welche lediglich eine Uebersicht der äußerlichen (weniger der inneren) Wandlungen des Schulgesanges von 1814 bis 1866 zur Aufgabe sich gemacht. Das Querquart-Format, das in den ersten Jahren vorgeherrscht, ist jetzt dem Kleinoctav und Duodez-Format gänzlich gewichen, und ebenso zeigen Papier und Umschlag ein völlig verändertes Gesicht. Mit der größeren Eleganz ist aber auch die Reclame und der Humbug eingezogen. Auch die Titel haben bedeutende Modificationen erfahren. Früher hieß es schlicht: „Ein-, zwei- oder dreistimmige Schullieder"; allenfalls mit dem Beisatze „für Schule, Haus und Kirche"; im Laufe der Jahre kamen folgende Titel auf: Arion, Zionsklänge, Psalter, Liederhalle, Harmonika, Liederkranz, Sängerfreund, Liederbaum, Liederglöckchen, Immortellen, Liederhain, Sang und Klang, Liederkrone, Lebensfrühling, Kinderlust und noch viele andere seltsame Namen. Wegen solcher Titel auf Gesangheften sind manche Verfeindungen zwischen befreundeten Männern, von denen Einer den Titel der Sammlung des Andern nachgeahmt hatte, und sogar auch Nachdrucks-Prozesse entstanden. In den Jahren seit 1848 ist der schlichte Name „Volkslieder" wieder mehr zu Ehren gekommen, und er scheint sich beliebter zu erhalten als die hochtrabenden Titulaturen. Die Preise sind ebenfalls volksmäßiger, d. h. billiger geworden. Von einer solchen Sammlung unter dem Titel „das Singvöglein" sind 600,000 Exemplare à 1¼ Sgr. abgesetzt worden. Von Erk's Schullieder-Sammlungen sollen bis jetzt nicht weniger als 1,224,000 Exemplare in's Publikum gekommen sein. Der Verf. theilt noch sehr viele andere Notizen über den Inhalt, den Notendruck rc. dieser funfzigjährigen Bibliothek mit, die gewiß für Schul- und Gesangfreunde von großem Interesse sind.

— „**Privatgeschichten der Weltgeschichte**"†), lautet der Titel zweier Bändchen novellistisch gehaltener historischen Skizzen, welche die talentvolle, seit fünfundzwanzig Jahren geschätzte Schriftstellerin, Frau Louise Otto in Leipzig jüngst veröffentlicht hat. In dem ersten Bändchen behandelt sie die innern Zustände der mediatisirten Fürstenhäuser Hohenzollern-Sigmaringen, Hechingen, Ansbach, Baireuth, Aremberg, Thurn und Taxis, Hannover, Hessen-Kassel und Nassau; in dem zweiten „Merkwürdige geheimnißvolle Frauen", wie Mathilde Balthasar, Anna von Cleve, Anna Weber, die Prinzessin Orsini, die Gräfin Cosel, Charlotte Christine Sophie von Blankenburg, Dominica von Martinitz, Felicie von Schönau, die 1837 verstorbene Unbekannte von Hildburghausen u. A. m. Die Berichte über die vorgedachten Fürstenhäuser sind äußerst wenig schmeichelhaft; sie kehren die gehässige Seite des alten Hoflebens gar sehr heraus und sind nicht frei von Vorurtheilen gegen die alte fürstliche Regierungsform. Einige der schärfsten Urtheile hätten wohl einer strengeren Prüfung bedurft. Liebenswürdiger entfaltet sich das Talent der Verfasserin in dem zweiten Bändchen, wo sie mehr auf dem ihrer Eigenthümlichkeit zusagenden Boden wandelt und entschieden keinen höheren Anspruch erhebt, als unterhalten zu wollen. Ein leidiger Uebelstand in beiden Büchlein ist aber die Unzahl der Druckfehler, um welche die hier und da hervorschimmernden thatsächlichen Irrthümer auf erschreckende Weise vermehrt sind. Gleich auf der ersten Seite des ersten Bandes beginnt der furchtbare Reigen. 1228 konnte Kaiser Albrecht I. keinen Reichstag halten, weil er noch lange nicht geboren war; S. 2 lesen wir „Gauerbschaften" statt „Ganerbschaften" (d. h. Gesammterbschaften, eine Art des altgermanischen „Gesammteigenthums"), S. 3: „Crey-Culmen" statt „Croy-Dülmen", „Rhein-Walbeck" statt „Rheina Wolbeck", S. 48: „Heditz" für „Hoditz", S. 72: „Tascher de la Payerie" statt „Pagerie" und eine Menge anderer.

Literarischer Sprechsaal.

Der scharfe innere Gegensatz, der sich in einem Theile der evangelischen Kirche Deutschlands in neuester Zeit ausgesprochen hat, drängt, wie es scheint, auf eine allgemeinere Bewegung der Geister hin und möchte, was höchst dankenswerth ist, nach jeglicher Richtung hin der Gleichgiltigkeit ein Ende machen. Seit dem 30. Mai 1868 hat die Partei des Protestanten-Vereins neben ihrem älteren Organ,

*) S. „Magazin" Nr. 11 von 1868.

**) Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Zweiter Band. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung, 1868.

***) Ein Beitrag zur Schulbuch-Literatur, von Rud. Lange. Berlin, Jul. Springer, 1867.

†) Privatgeschichten der Weltgeschichte von Louise Otto. I. Band: Geschichte mediatisirter deutscher Fürstenhäuser, mit 8 Wappen in Tondruck. II. Band: Merkwürdige geheimnißvolle Frauen. Leipzig, Heinrich Matthes, 1868, kl. 8.

den seit Anfang 1866 erscheinenden „Protestantischen Flugblättern" (früher von Zittel, jetzt von Hönig herausgegeben) eine größere Zeitschrift, das „Norddeutsche Protestantenblatt", begonnen, welches der Prediger an St. Remberti in Bremen, Herr Carl Manchot, von einer starken Zahl Gesinnungsgenossen unterstützt, daselbst herausgiebt.*) Das bisherige Auftreten dieses neuen Blattes verdient ebensowohl das Lob der Mäßigung als das der ausgeprägten Entschiedenheit bei würdiger Haltung, es macht im Ganzen einen vortheilhaften Eindruck, obwohl es gewiß mehr die linke, als die rechte Seite des Protestanten-Vereins vertritt. Die Gesammtauffassung des Christenthums ist hier durchaus die rationalistische, was selbst für diejenigen Mitarbeiter gilt, welche um kräftige Darlegung ihres positiven Glaubensgehaltes vorzugsweise besorgt sind. Man lese z. B. den interessanten Aufsatz des Herrn Grüter in Hameln: „Der allmächtige Gott und die Naturgesetze" (in Nr. 6 vom 4. Juli), eine warme Vertheidigung des reinen Theismus und des Glaubens an einen allmächtigen, persönlichen Gott, dessen Wirken durch unabänderliche Naturgesetze gleichsam geregelt ist. Nicht minder bedeutsam und den Standpunkt der Herausgeber bezeichnend sind die Artikel in Nr. 7: „Der Austritt aus der Landeskirche", kritisch widerrathen von A. Lammers, und „Die Grundthatsachen des Christenthums", beleuchtet von Johannes Kropp. Fünf Artikel des Stadtpfarrers Schellenberg in Mannheim besprechen in mehreren Nummern die Entwickelung des Dogmas „von Nicäa bis Chalcedon". Zeitgeschichtlich interessant sind die Artikel über den Bekenntnißstreit in der reformirten Kirche Niederhessens und dann ganz besonders der sehr belehrende des Herrn Johannes Marbach, „Der Bischof von Mainz und seine Stellung im Großherzogthum Hessen", ein Mahnruf gegenüber den zahllosen Beeinträchtigungen, welche die evangelische Kirche Hessen-Darmstadts durch die Uebergriffe des Mainzer Bischofs, Freiherrn von Ketteler, erlitten hat.

Nur in Einem Hauptpunkte möchten wir unsere abweichende Meinung verlautbaren. Unzweifelhaft würde der Austritt aus der Landeskirche für die Mitglieder des Protestanten-Vereins eine hochbedenkliche Sache, der ernstesten Prüfung ebenso würdig als bedürftig sein. Die Stiftung einer neuen Sekte ist mit schwerer Verantwortlichkeit verbunden. Sollte sich aber bei jener gewissenhaften Selbstprüfung herausstellen, daß ein gedeihliches, einträchtiges, herzliches Zusammenwirken selbst mit Bekennern eines geläuterten Supranaturalismus den Männern des Protestanten-Vereins unmöglich wäre: alsdann scheint es besser, muthvoller, ehrlicher, auch nach beiden Seiten hin gerechter, die Gründung einer eigenen Kirche zu versuchen. Das wäre dann die Feuerprobe des Vereins. Mit ruhigem Blicke betrachtet, müssen die Erklärungen einiger sehr eifrigen Anhänger desselben obige Gewissensfrage an's Herz legen. Daß freilich Männer von Holtzmann's und Baumgarten's Art, wenn ihr Einfluß entscheidend wäre, diesen Skrupel überflüssig machten, braucht wohl nach den bisherigen Erfahrungen nicht erst bekräftigt zu werden. T. v. B.

In Schweden ist, nach dem Vorgange des Deutschen Journalistentages, ein Kongreß der Vertreter der periodischen Presse abgehalten worden. Am 4. August trat dieser schwedische Journalistentag zum erstenmale in Stockholm zusammen. Es scheint, daß dort nicht, wie in Deutschland, die kleinliche Eifersucht des einen politischen oder literarischen Blattes oder Blättchens gegen das andere, dessen Redaction zufällig im einberufenden Comité sich befand, die meisten der nicht zu diesem Comité Gehörenden vom Erscheinen abgehalten hat; denn es waren, während auf dem letzten Deutschen Journalistentage in Berlin nur etwa dreißig Redactionen aus Nord- und aus Süddeutschland, sowie aus Oesterreich, erschienen, wohin man überall Einladungen erlassen hatte, in Stockholm nicht weniger als funfzig schwedische Redactionen vertreten. Den Vorsitz führte Herr Lars Hjerta. In einer Resolution verwahrte sich die Versammlung gegen das auch in anderen Ländern eingeführte Mock-Verantwortlichkeits-System, wonach der auf dem Blatte genannte Redacteur ein bloßer Strohmann ist, der gegen ein billiges Honorar die rechtliche Haftbarkeit des Blattes übernimmt, für welche er in der Regel, sowohl in wissenschaftlich-literarischen, als in sittlich-sozialen Dingen unzurechnungsfähig ist. Noch mehrere andere, interessante Resolutionen sind auf diesem Stockholmer Journalistentage gefaßt worden, der nicht, wie sein Berliner Vorgänger, die meisten ihm vorgelegenen allgemeinen Fragen, wegen allzu dringender, persönlicher Interessen, über das Knie gebrochen und auf die Zukunft vertagt hat. Unter Anderem einigte man sich in national-skandinavischem Interesse dahin, daß die schwedischen Zeitungen fortan die Nachrichten aus Dänemark nicht mehr unter der Rubrik „Ausland" bringen sollen. Wahrscheinlich wird schon der nächstjährige Journalistentag, den man in Gothenburg, also in größerer Nähe von Dänemark und Norwegen, abhalten will, nicht mehr ein bloß schwedischer, sondern ein skandinavischer sein. In anerkennenswerther Weise ist man übereingekommen, das System persönlicher Angriffe, das in den Blättern des Nordens seit einigen Jahrzehenden so um sich gegriffen hat, mehr und mehr zu beseitigen und einmüthig gegen jede Entstellung der Thatsachen zu wirken. Auch will man der Regierung die Abschaffung des Zeitungsstempels, dieser Duty on Knowledge, empfehlen, welche der Verbreitung der Intelligenz und der Volksbildung, wie dem politischen Einflusse der Zeitungen in anderen Ländern, die keinen Zeitungsstempel haben, entschieden nachtheilig ist.

Von dem deutschen Texte zu dem, von Dr. Johannes Dümichen herausgegebenen hieroglyphischen Urkundenbuche: „Die Flotte einer Aegyptischen Königin" (Nr. 27 des „Magazin" von 1868) ist soeben aus der Feder der Gattin des jungen Aegyptologen, Frau Anna Dümichen, eine Uebersetzung in englischer Sprache erschienen.*) Soviel wir das deutsche Original mit seiner englischen Uebertragung verglichen haben, hat es durch die Letztere nicht verloren, und so dürfte diese gewiß dazu beitragen, die höchst merkwürdigen Illustrationen jener viertehalbtausendjährigen Kunstgewerbemuster, die einen in vielfacher Hinsicht belehrenden Beitrag zur ältesten Geschichte des Handels und der Schifffahrt bilden, auch in der britischen und transatlantischen Welt eine weite Verbreitung zu verschaffen.

---

*) Norddeutsches Protestantenblatt. Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von Dr. C. Manchot. Bremen, J. G. Heyse's Verlagsbuchhandlung.

*) The Fleet of an Egyptian Queen from the XVII. Century before our Era. By Dr. Johannes Dümichen. With 33 Autographical and Lithographical Plates. Translated by Anna Dümichen. Leipzig: J. C. Hinrichs, London: Williams & Norgate, 1868.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 68.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 12. September 1868. [Nº 37.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der dritte Deutsche Protestantentag.*)

Der Protestanten-Verein, dessen inhaltreiche Verhandlungen auf dem diesjährigen Protestantentag in Bremen hier vorliegen und dessen Vorgehen auch der Aufmerksamkeit des Auslandes empfohlen werden darf, soll, wie verlautet, zum Gegenstande ernsten Tadels gemacht und wegen abweichender Auslegung des Christenthums verwarnt werden. Wer in dieser Angelegenheit ein unbefangenes Urtheil, welches allerdings in Sachen der Religion nicht leicht zu erreichen ist, gewonnen hat, der würde ein solches Ereigniß tief beklagen, könnte es seinen Zweck erreichen und die Ausbreitung des Protestanten-Vereins verhindern oder erschweren.

Gerade dieser Verein dürfte im Stande sein, die Unmassen gebildeter Christen, welche der Kirche verloren gegangen sind, und tagtäglich mehr verloren gehen, ihr wieder zuzuführen und zu erhalten.

Das Christenthum, wie es der Protestanten-Verein erfaßt, ist allerdings in einigen Haupt-Dogmen nicht das Christenthum, wie es die Apostel gelehrt haben und nach ihnen die Orthodoxen es erfassen. Wohl aber ist es das Christenthum, wie es Christus — trotz des abweichenden Zeugnisses der Apostel, jeder wirklich unbefangenen wissenschaftlichen Forschung klar und deutlich erkennbar — gelehrt hat, wie er es geglaubt und befolgt hat wissen wollen.

Wohl hat der hocherhabene Welterlöser und Heiland den Wunderglauben zugelassen, weil seine Zeit „ohne Wunder und Zeichen nicht glauben konnte und wollte." Er hat jedoch diesen Wunderglauben, nach dem Zeugniß der Apostel selbst, beklagt, und ihm wenigstens bei der Nachwelt durch die Warnung „der Buchstabe tödtet", und durch den Ausruf „der Geist nur machet lebendig" mittelst freier Forschung ein Ende zu machen gesucht.

*) Gehalten zu Bremen am 3. und 4. Juni 1868. Im Auftrage des geschäftsführenden Ausschusses redigirt vom Schriftführer des Vereins. Elberfeld. R. L. Friederichs. (118 S. 8.)

Aehnlich thut es der Protestanten-Verein der Gegenwart, indem er sich, nach dem Gebot seines Herrn und Meisters, bemüht, den, trotz fortgeschrittener achtzehnhundert Jahre, noch bestehenden Anhängern des Wunderglaubens diesen Glauben, wenn auch beklagend, zu belassen, indem er dagegen aber auch die Mitwelt auffordert, das Christenthum nicht nach dem starren Buchstaben, sondern in Geist und Wahrheit so zu erfassen, wie es sein Stifter — welcher nie und nimmer sich Gott oder Gott gleich geglaubt hat, noch hat geglaubt wissen wollen — gelehrt, hierfür den heiligen Geist von seinem und der Seinen himmlischen Vater erbittend.

Wo liegt nach solchem Streben des Protestanten-Vereins seine Unchristlichkeit, wo ein Grund für ernste Besorgnisse der Kirche? — Ist der Protestanten-Verein, wie er mit Recht behaupten darf, dazu beizutragen bestrebt, es möge das Christenthum immer mehr in dem durch unbefangenes wissenschaftliches Forschen erkennbaren Geiste Christi erfaßt, es möge dem theils vollzogenen, theils drohenden Fernbleiben Hunderttausender gebildeter Christen von der Kirche ein Ziel gesetzt werden, so ist er kein Feind, sondern ein Freund dieser Kirche, so ist sein Werk ein Werk des Friedens und der Versöhnung, was auch seine Gegner Abweichendes hiervon sagen mögen. Das Recht Letzterer für ihre Glaubens-Ueberzeugung erkennt der Protestanten-Verein an, indem er eine gleiche Berechtigung für seine und anderer Christen abweichende Glaubens-Ansichten in Anspruch nimmt. Auch seine Mitglieder sind nach ihrer innigsten Ueberzeugung streng bibelgläubig, um so sicherer, je strenger sie die Lehre Christi in seinem unmittelbarsten Geiste zu erfassen sich bemühen.

Ein Christenthum mit Gläubigen, welche von jedem durch Christum ausdrücklich verworfenen knechtischen Zwange befreit sind, wird nicht mehr achtzehnhundert Jahre bedürfen, um über den ganzen Erdball verbreitet, das beseligende Gemeingut aller Völker zu werden, um diese von der Herrschaft der Sinnlichkeit und Sünde zur Freiheit der Kinder Gottes überzuführen, das Reich Gottes auf Erden, wie es Christus gelehrt und erstrebt, zur That zu gestalten.

Fstr.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

(Fünfter und sechster Band seiner Selbstbiographie.*)

Zufriedenheit ist Wunsch der stillen
Spießbürger ohne Kraft und Willen —
Ich lieb' auf Erden Kampf und Streit.

Zufriedenheit ist nur für Sklaven,
Die glücklich sind nur wenn sie schlafen —
Ich lieb' auf Erden Kampf und Streit.

So sang Hoffmann von Fallersleben sich in das Neue Jahr 1848 hinein, und ahnte nicht, daß alle Welt, unzufrieden mit ihren alten Zuständen, sich anschickte, neue bessere zu erkämpfen.

*) Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. (Bd. V. 339 S., Bd. VI. 371 S.) Hannover, Carl Rümpler, 1868.

Wer von den damaligen politischen Verfehmten hätte auch voraussehen können, daß binnen weniger denn drei Monaten — Friedrich Wilhelm IV. laut vor aller Welt verkünden würde, „daß er die neu anbrechende große Zukunft seines Vaterlandes nicht durch schmerzliche Rückblicke getrübt wissen wolle und deshalb allen denen, die wegen politischer oder durch die Presse verübter Vergehen und Verbrechen angeklagt oder verurtheilt worden seien, vollkommene Vergebung gewähre"?

Als sich Hoffmann aber im December 1848 in Berlin sehen ließ, wurde ihm von Seite der Polizei höflich bedeutet, „die Residenz und deren Umgebung im Umkreise von zwei Meilen binnen 24 Stunden bei Vermeidung der Verhaftung zu verlassen." — Gleichwohl war er auf Grund des königlichen Amnestie-Erlasses vom 20. März berechtigt, um die Wiedereinsetzung in seine Professur einzukommen, und dies that er denn auch am 15. April. Nach langem Zögern endlich wurde ihm mittelst Ministerial-Rescript vom 20. October ein jährliches Wartegeld von 250 Thalern zugesichert, — zur Reactivirung des „anrüchigen" Professors fand sich aber die preußische Regierung nie wieder veranlaßt; und dennoch kann man nicht sagen, daß Hoffmann sich irgendwie direkt an der Bewegung des Jahres 1848 betheiligt habe, wenn auch seine Gesinnung mit derselben in Einklang stand. Eine öffentliche Stellung bekleidete er ebensowenig, als er ein Amt annahm, in welchem er einen thätigen Antheil an derselben hätte nehmen müssen. Er begnügte sich, die Ereignisse aus der Ferne zu betrachten und hatte im Stillen seine Freude daran.

Allein schon zu Beginn des Jahres 1849 gelangte er zur Einsicht, daß nicht die rechten Männer an der Spitze des Befreiungswerkes gestanden hatten, und daß die kaum errungenen Vortheile bald wieder in Sand verrinnen würden; als der Frühling 1849 herankam, sang er:

Der Frühling kehret wieder,
Der Wald wird wieder grün,
Doch an dem Baum der Freiheit
Will keine Blüthe blüh'n;

und seine wehmüthige Stimmung ward eine nachhaltige. Das Jahr 1848 war für Hoffmann's poetische Muse ein sehr anregendes gewesen; er dichtete und sang viel; nicht so 1849; vor der grauenhaften Prosa jener Tage mußte alle Poesie, aller Scherz und Humor verstummen, — die Zustände wurden täglich trostloser.

Am 28. October 1849 — also in seinem 52sten Lebensjahre — vermählte sich Hoffmann zu Braunschweig mit seiner Nichte Ida zum Berge. Seine Zuneigung zu Ida, die er zwei Jahre früher zum erstenmale gesehen, war im Sommer 1848 plötzlich erwacht, und seit dieser Zeit hatten sich seine Besuche in Braunschweig häufiger wiederholt. Dieses immer wachsende zärtliche Verhältniß hatte auch seine Dichterader neu belebt und mehrere seiner reizendsten Liebeslieder sehen wir in dieser Periode entstehen; so auch seine „Heidelieder", im Herbste 1849 zu Bothfeld, der Heimat seiner Braut, gedichtet.

Als Hochzeitsreise wurde bloß ein Ausflug nach Mecklenburg unternommen, zu Hoffmann's Freunden, Rud. Müller, Dr. Schnelle, u. A. Bald aber kehrte das junge Ehepaar nach Bothfeld bei Braunschweig zurück und ließ sich gegen Ende des Jahres in Bingerbrück am Rhein nieder, von wo im April 1851 nach Neuwied übersiedelt wurde.

Mit dem ruhigeren Wohnsitz und den geordneteren häuslichen Verhältnissen, trat auch wieder Hoffmann's literarische Thätigkeit mehr in den Vordergrund; das Jahr 1851 war in dieser Beziehung besonders fruchtbar: es brachte die „Liebes"- und die „Rheinlieder", ferner die „Heimatklänge" und die „Soldatenlieder", während im Frühjahr 1850 Hoffmann's „Parlament zu Schnappel", eine Schöpfung von nicht bloß politischem, sondern auch aesthetischem Verdienste, erschienen war. Die Heimatklänge gehören zu den besten poetischen Produkten, welche Hoffmann seit langer Zeit der Oeffentlichkeit übergeben hatte; sie berühren uns wie schmeichlerischer Westhauch, der durch gebeugte, gebleichte Gräser wispert, während am rothverblassenden Abendhimmel der Tag schon hinunter ist und aus dem nachdunkelnden Firmamente noch kein Sternlein dringen will. In jedem der kleinen Lieder dieser Sammlung schlummert eine ganze Dichterseele.

Im September 1851 erschien die zweite Auflage von Hoffmann's Ausgabe des Reineke Vos; um diese Zeit sehen wir ihn auch wieder mehr zu seinen ernsten und speziell „niederländischen" Studien zurückkehren, und zwar führte ihn die Poesie zu denselben zurück. Er fing nämlich an, altniederländisch zu dichten, und die Freude über jedes gelungene Lied war immer wieder die Geburt eines neuen: so entstanden seine „Loverkens", welche im Februar 1852, und zwar als Pars VIII der „Horae belgicae" erschienen. Das neue Jahr 1852 begann Hoffmann mit dem festen Entschlusse, eine neue Ausgabe seiner Geschichte des deutschen Kirchenlieds bis auf Luthers Zeit zu veranstalten; im Verlaufe der Arbeit überzeugte er sich aber von der Nothwendigkeit einer Reise nach Göttingen, welche ihn denn auch in den Monaten Februar und März von Neuwied fern hielt; im August erheischte seine Ausgabe des „Theophilus" gleichfalls eine Reise, und zwar nach Trier; hier erfuhr er wieder eine leise Anmahnung an das Bestehen einer preußischen Polizei, sowie später — im April 1853 — zu Crefeld; es wurde ihm nämlich vom Polizeicommissär Bergmann bedeutet, daß er aus Mangel einer Legitimation binnen 24 Stunden die Stadt Trier zu verlassen habe. Uebrigens erging es ihm in seinem engeren Vaterlande, Hannover, nicht besser: als er im August 1853 ein Paar Tage zu Bothfeld, der Heimat seiner Frau, verweilte, trat eines schönen Morgens der Regierungsrath Hagemann mit dem Ober-Polizei-Controlor Duve in sein Zimmer und kündigte ihm an, daß er auf höheren Befehl seine sofortige Ausweisung aus dem Königreiche Hannover ihm anzeigen müsse.

Anfangs August kehrte Hoffmann nach Neuwied zurück, aber schon gegen Ende des Jahres (1853) faßte er den festen Entschluß, seinen Wohnsitz zu verändern, und zwar in einer Stadt sich niederzulassen, wo ihm reichere Hilfsmittel zu seinen literarischen Arbeiten und wissenschaftlichen Studien zu Gebote stünden; diesem Vorsatze treu, übersiedelte er im Mai 1854 nach Weimar, wohin ihn überdies die Redaction eines neu zu gründenden, in Gemeinschaft mit Dr. Oscar Schade herauszugebenden, und unter dem Patronate des Großherzogs stehenden „Jahrbuches" rief. Diese literarische Zeitschrift sollte das Organ der Goethe-Stiftung werden, und der Großherzog verband damit einen Jahresgehalt von 500 Thalern für jeden der beiden Redacteure.

Während Hoffmann's dreijährigem Aufenthalte in Neuwied hatten von ihm fünfzehn Werke verschiedenen Umfanges das Licht der Welt erblickt: die Horae belgicae gediehen bis zur X. Pars. Hierauf machte er sich an eine neue Ausgabe der vergriffenen Theile I, II und VII, und trat zum Behufe umfassender Studien an Ort und Stelle im April 1854 eine Reise nach den Niederlanden an.

Mit Hoffmann's Uebersiedelung nach Weimar endigt der

fünfte Band seiner Selbstbiographie; der sechste Band ist ausschließlich seinem Aufenthalte in der „Stadt der Todten" gewidmet, welcher vom Mai 1854 bis April 1860 währte, — gewiß eine lange Zeit bei Hoffmann's unbeständigem, wechselsüchtigem Wesen!

Hoffmann's literarische Thätigkeit in Weimar gestaltete sich zu einer vorzüglich wissenschaftlichen: nebst der Redaction des Jahrbuchs, welche ziemlich viel Zeit in Anspruch nahm, beendigte er noch im Laufe des Jahres 1854 die Abschrift des nicht ohne viel Mühe aus der Wolfenbütteler Bibliothek entlehnten Antwerpener Liederbuchs; dasselbe erschien 1855 als Pars XI der Horae belgicae. Die neue Ausgabe der Pars II — niederländische Volkslieder — machte im Sommer 1855 eine Reise nach den Niederlanden nothwendig, und jene der Pars I erheischte — im Frühjahr 1856 — gleichfalls ein längeres Verweilen in Holland und Belgien. Während Hoffmann's Aufenthalt in Gent (26. Mai bis 11. Juni) entstand sein Büchlein: „De vlaamsche beweging", welches noch im Laufe des Sommers bei Otto Petri in Rotterdam erschien. Von Holland aus begab er sich Ende Juni über München nach Bad Kochel, wohin ihn eine Einladung der Hofräthin v. Dessauer rief, und kehrte erst Ende September wieder nach Weimar zurück.

Das Jahr 1857 brachte eine neue Veränderung in Hoffmann's Lebensverhältnissen mit sich: im April d. J. wurde nämlich das Weimarische Jahrbuch, dessen Herausgabe bis zum sechsten Band gediehen war, zu Grabe getragen, und damit hätte sich Hoffmann wieder allein auf sein preußisches Wartegeld angewiesen gesehen, wenn er nicht schon bei Zeiten mit Weigel in Leipzig die Herausgabe eines „bibliographischen Handbuchs" verabredet hätte. Ein erneuerter Versuch als Professor in Preußen angestellt zu werden, scheiterte im October desselben Jahres. Indessen schien auch das Unternehmen mit Weigel nicht den gewünschten Fortgang zu haben, und schon im März 1858 erfuhr er von Zarncke, daß Weigel sich an Pertz gewendet habe, welcher ihm durch einen seiner Bibliotheksbeamten ein bibliographisches Lexikon ausarbeiten lassen wolle. Dies bestimmte Hoffmann, sich mit der Bitte um eine Unterstützung zur Herausgabe der von ihm projektirten „Bücherkunde der deutschen Dichtung bis 1700" an die preußische Regierung zu wenden; eine solche wurde ihm endlich im Juni 1859, im Betrage von 150 Thalern zu Theil, und sofort entschloß er sich zum Reisen. Sein nächstes Ziel galt der Bibliothek zu Zwickau, — dann wurde jene zu Breslau durchsucht und durchstöbert. Im October 1859 war er wieder in Weimar zurück.

So sehr Hoffmann's Verhältniß zu seinem Redactions-Kollegen Dr. O. Schade sich von allem Anfange an zu einem unangenehmen, nahezu schroffen gestaltete, so sehr entwickelte sich jenes zu dem berühmten Compositeur und Tonkünstler Franz Liszt von vornherein zu einem höchst freundschaftlichen, nahezu intimen. Fast alle freien Stunden brachten sie zusammen zu, und gemeinschaftlich gründeten sie auch den „Neu-Weimar-Verein", dem aber mit der Zeit die vorwiegend musikalischen Elemente seine ursprüngliche Richtung raubten. Durch Liszt wurde Hoffmann mit der Fürstin von Sayn-Wittgenstein bekannt, welche, sowie Ersterer, die an der Landstraße nach Jena gelegene „Altenburg" bewohnte. Hoffmann's Besuche auf der „Altenburg" wurden immer häufiger, und auch seine Frau gehörte daselbst zu den gern gesehenen Gästen. Bald konnte kein Familienfest auf der Altenburg mehr gefeiert werden, zu welchem Hoffmann nicht beigezogen worden wäre, — und dieser rege freundschaftliche Verkehr erwies sich für Letzteren von besonderem Nutzen. Einer Empfehlung der Fürstin von Wittgenstein verdankte er nämlich im Februar 1860 den Antrag des Herzogs von Ratibor, die Bibliothekarsstelle in Corvey anzunehmen. Hoffmann ging mit Freude darauf ein und unterzeichnete am 5. März zu Berlin den bezüglichen Vertrag. Am 25. April traf er in Corvey ein und trat am 1. Mai 1860 sein Amt als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor an, welches er noch heutigen Tages bekleidet.

Von Hoffmann's literarischer, speziell dichterischer Thätigkeit während seines Aufenthaltes in Weimar haben wir bloß die „Findlinge", — „die vier Jahreszeiten", — und die spurlos vorübergegangene Sammlung zeitgemäßer Lieder (1859) „Deutschland über Alles" nachzutragen.

Hoffmann von Fallersleben ist ein 62jähriger Greis, als er am Schlusse des 6. Bandes von uns Abschied nimmt, und es erübrigt ihm nur noch über die seither verflossenen acht Jahre — wohl die ruhigsten seines Lebens — Rechenschaft abzulegen. Es gewährt schon jetzt ein nicht unbedeutendes Interesse, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem im vorhergehenden, vierten Bande*) beschriebenen Lustrum (von 1843—1847) und den nunmehr geschilderten zwölf Jahren seines Lebens. Nichts mehr von jener stürmischen Unbeständigkeit, jener rastlosen Wandersucht, welche nach seiner Enthebung von der Professur in Breslau ihn während vollen fünf Jahren unermüdlich durch alle Gaue Deutschlands umherziehen, singen und gastmahlen hieß. Wenn wir ihm auch jetzt noch eine besondere Behendigkeit oder richtiger Beweglichkeit nicht absprechen können, und ihn nicht selten in Einem Jahre bald in Mecklenburg, bald in den Niederlanden, bald in Berlin erblicken, so ist doch seine Beschäftigung eine viel ernstere und ruhigere geworden; die Wissenschaft ist es vorzüglich, der zu Liebe er reist, und anstatt der Trinkgelage sind es die Bibliotheken, welche ihn anziehen; während früher die ganze bunte Landkarte Deutschlands kaum ein Bild seines Aufenthalts zu geben genügte, vertheilt sich sein Wohnsitz in den ganzen zwölf Jahren von 1848 bis 1860 bloß auf die drei Orte Bingerbrück, Neuwied und Weimar. Dieses ruhigere, beständigere Wesen, zu dem übrigens Hoffmann's Verheiratung wesentlich beigetragen haben mag, wirkt auch auf den Leser in höchst wohlthuender, erfrischender Weise. Man fühlt sich förmlich zugleich mit dem Erzähler, nach einer langen stürmischen Seefahrt in den ersehnten glatten Spiegel des Hafens einlaufen. Aber die ruhigere Abwicklung der Ereignisse läßt uns nicht allein besser zu Athem kommen, sie übt auch einen höchst vortheilhaften Einfluß auf die Form der Erzählung: die aphoristische, häufig trockene Schreibweise, welche wir im vierten Bande der Selbstbiographie wenn auch gerade nicht tadelten, doch immerhin bemerkten, macht nämlich in den beiden folgenden einer weit angenehmeren, ansprechenderen Darstellungsweise Platz; die Verbindung der Ereignisse ist in bei weitem nicht so schroffer Art hergestellt, und dasjenige, was wir spezifisch als Tagebuchstyl bezeichnen möchten, tritt wohlthuend in den Hintergrund, ohne daß deshalb die Tage-, Reise- und Notizbücher aufhörten, den „Erinnerungen" als Anhaltspunkte, häufig als Grundlage zu dienen. Von dem Einen Fehler, welchen wir gleich von allem Anfang dem Werke Hoffmann's zum Vorwurf gemacht, von dem Fehler der Prolixität nämlich, können wir aber auch die beiden jüngsten Bände nicht freisprechen; dieser Vorwurf bezieht sich jedoch diesmal nicht auf die allgemeine Darstellungsweise, sondern speziell auf die in den Text eingestreute, überaus große Anzahl Trinksprüche und

*) Siehe „Magazin" 1868, Nr. 12, S. 171—173.

Toaste, welche Hoffmann während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Weimar, bei den verschiedenen aber höchst zahlreichen Familienfesten auf der Altenburg zum Besten gab, — und von denen selbstverständlich nicht alle einen gleichgroßen dichterischen Werth, ja selbst nicht einmal ein gleichgroßes Interesse für sich in Anspruch zu nehmen vermögen.

Ferdinand v. Hellwald.

England.

Geschichte der Aufklärung in Europa, nach Lecky.*)

II.

Wissenschaftliche, künstlerische, intellektuelle und sittliche Aufklärung.

Wie der Hexenglaube, so ist auch der Glaube an die Wunder der Kirche allmählich aus dem Herzen der gebildeten Menschheit gewichen. Während früher die Lehre der römischen Kirche allgemeine Anerkennung fand, daß das Wunder fortwährend bestehe, bald um die Sorge der Gläubigen zu mildern, bald um ihn zu heilen oder durch himmlische Gnade seine Bedürfnisse zu befriedigen, hier zur Frömmigkeit anzuregen, dort für die bewiesene zu lohnen, glaubt heutzutage kein Gebildeter, und wäre es auch der frommste Katholik, an diese Erweisungen göttlicher Allmacht. Vielmehr erregt die etwa in Hirtenbriefen oder andern Aeußerungen frommen Eifers vorkommende Erwähnung eines geschehenen Wunders in den mit dem Leben fortschreitenden Kreisen nur Aergerniß, wird als ein Stein des Anstoßes empfunden, und ohne daß man nach dem Stande des Zeugnisses darüber frägt, verwirft man es mit Entschiedenheit, nicht etwa als unbeglaubigt, sondern einfach weil es eben als Wunder auftritt. Der mächtige Umschwung ist aber auch hier nicht durch Erforschung der betreffenden Thatsachen, sondern durch den allgemeinen Fortschritt der Civilisation hervorgerufen worden. Dieser erzeugt eine gewisse Stimmung und Gedankenrichtung, welcher das Uebernatürliche verwirft und es namentlich von dem Leben der Gegenwart ausgeschlossen wissen will. Der Protestantismus, welcher selbst aus einem solchen Fortschritt hervorging, beschränkte daher das kirchliche Wunder auf die früheren Zeiten des Christenthums und nahm an, daß mit der äußeren Macht und Selbständigkeit desselben diese Art höheren Einwirkens auf die irdischen Dinge entbehrlich geworden sei und darum aufgehört habe. Newton und Locke hielten die kirchenväterlichen Zeugnisse zwar noch vollkommen aufrecht, glaubten aber die wunderkräftige Zeit auf Grund dieser Zeugnisse noch weiter einschränken zu können, der erstere auf die zwei frühesten christlichen Jahrhunderte, der letztere auf die Apostelzeit allein. Middleton jedoch bekämpfte die Wahrhaftigkeit der Zeugnisse selbst, wies die frommen Betrügereien der Kirchenväter nach und entzog ihnen gänzlich den Heiligenschein, der so viele Jahrhunderte ihre Stirn umstrahlt hatte. So wich der kirchliche Wunderglaube immer mehr den Forschungen des gesunden Menschenverstandes, eine nüchterne Theologie verbannte alle Schwärmerei und alles Mysteriöse, man begann, sich des Abgeschmackten zu schämen und bemühte sich, das Christenthum in durchgehender Uebereinstimmung mit der Vernunft darzustellen. Von da an wuchs besonders auf dem Festlande jener protestantische Rationalismus, welcher das Gewissen als das eigentliche Organ der Religion erkannte und es in die entscheidende Stellung erhob, über Wahrheit und Irrthum den letzten Ausschlag zu geben, welcher dem Christenthum die Aufgabe setzte, die sittliche Entwickelung der Menschheit zu leiten und es dem allgemeinen Gesetze des Fortschrittes unterwarf. Diese Idee ist es, die unsere Zeit beherrscht und die ganze Literatur umgewandelt hat; sie ist es, welche zunächst damit begann, die biblischen Wunder weg zu erklären. Nach ihr bestehen die materiellen Theile derselben in den Vorstellungen einer alten Civilisation und nur die damit verbundenen sittlichen Begriffe sind das Dauernde, ewig Wahre.

Aber derselbe Gedankenprozeß veranlaßte die Menschen auch zur Umgestaltung ihrer Ansichten über andere Fragen. Aus dem Heidenthum drang eine gewisse Art von Anthropomorphismus in's Christenthum, welche besonders in der Kunst eine beharrliche Pflege fand. Diese heidnische Einwirkung hatte das Gute, daß sie das Leben verschönern half, daß die Künstler dem Tode seinen Schrecken nahmen und ihn auch in ihren Bildwerken mit Blumenkränzen, mit einer Fülle überquellenden Lebens umgaben. Aber indem sie andererseits die drei Personen der Gottheit zum fortwährenden Gegenstande ihrer Darstellung machten indem sie ferner den Marienkultus durch ihre künstlerische Verherrlichung der Mutter Christi und die Anbetung der Heiligen unterstützten, haben sie auch zu einem gewissen christlichen Polytheismus Anlaß gegeben. Denn die sichtbaren Darstellungen, welche nur eine lebendigere Vorstellung von den Verehrten hervorrufen sollten, wurden bald selbst abgöttisch verehrt, wurden Gegenstände zahlreicher Wallfahrten und ihre bloße Gegenwart für genügend gehalten, um das Unglück abzuwehren. Bilderdienst und Reliquienverehrung nahm überhand und ward zum Götzenthum.

Diese Kunst jedoch, welche unter Zuständen der Rohheit die Geister irre führte, übte mit der Zeit auch wieder einen erhebenden Einfluß und befreite von dem Wahne, den sie einst unterstützt hatte. Sie begleitete förderlich die weiter dringende Erkenntniß und ließ schließlich in den Bildwerken der Skulptur und Malerei nicht die Personen, sondern die Ideale erkennen, welche durch dieselben vorstellig gemacht wurden. Sie veredelte die Menschen, indem sie sie zu diesen Idealen erhob. Allmählich schwand aus den Darstellungen die religiöse Absicht und sie wurden rein weltlich. Diese Veränderung hängt aufs Innigste mit dem Erbleichen der katholischen Denkungsart zusammen, und wenn Tizian und Michel Angelo die Darstellung der Schönheit zum einzigen Ziel ihrer Kunst machten und diese nur nach weltlichem Maßstabe beurtheilt sehen wollten, so drückten sie hiermit ganz und gar die vorgeschrittene Anschauung ihrer Zeit aus. War früher das Sinnliche die Grundlage für religiöse Stoffe, so dienten jetzt die religiösen Gegenstände zur Folie für die Darstellung rein künstlerischer Schönheit. Die Kunstzeit der Bianca di Capello und der Borgia's pflegte wieder das Studium der nackten Gestalt, das vom Christenthum so lange unterdrückt worden war. Die Jungfrau Beluni's wurde für die Tizian's — das Ideal weiblicher Frömmigkeit für das weiblicher Schönheit vertauscht. Auch die Entdeckung vieler großen Werke der heidnischen Skulptur trug wesentlich zur Beförderung dieses Umschwunges bei: sie regten den Geist der Künstler an und wurden bald in Rom und Florenz zu Vorbildern der eigenen Schöpfungen genommen. Aehnlich verhielt es sich mit der Baukunst: der alte gothische Styl wurde überall

*) Vgl. Nr. 33 des „Magazin".

aufgegeben und unter dem Einfluß von Brunelleschi kamen jene prachtvollen heitern und schön proportionirten Gebäude in Mode, welche nach dem Muster der großen Tempel des Alterthums aufgeführt wurden. Während der Kölner Dom unvollendet blieb, wurde der Plan der Peterskirche in Rom Michel Angelo anvertraut, welcher als Hauptvermittler bei der Verweltlichung der Kunst betrachtet werden kann, und der den Ausspruch that: er wolle nun das Pantheon in die Luft hängen. So spiegelten schon vor der Reformation die Werke der Künstler den Verlauf der Kirchengeschichte ab und bereiteten die Zeit vor, wo Luther in seiner Art den Beweis führte, daß die Epoche der Dome vorüber und diejenige der Buchdruckerkunst angebrochen sei.

Auch der wissenschaftliche Geist richtet sich wie der künstlerische Genius nach der Herrschaft seines Zeitalters. Ein deutliches Beispiel davon giebt die Geschichte der Bibelerklärung. Die allegorische und die buchstäbliche Deutung der Schrift gingen in den früheren Jahrhunderten beide darauf aus, von der durchgängigen Richtigkeit ihrer Darstellungen den Beweis zu führen. Origenes und Augustinus sehen in den Worten der Genesis „sie ist Bein von meinem Beine und Fleisch von meinem Fleische" die Vermählung der Kirche mit Christus, die an Kraft und Reinheit sich gleichen, in den einzelnen Schöpfungstagen die Wirkungen des Christenthums, und mit ihnen ist alle Welt der Ueberzeugung, daß die ganze Schöpfungsgeschichte zum Behuf dieser allegorischen Deutung gegeben sei. Andererseits wird von Cosmas (unter Justinian) die buchstäbliche Erklärung hervorgesucht, aber wieder nur um zu zeigen, daß der wissenschaftliche Standpunkt der Bibel der ewig wahre und unwiderlegliche sei, daß es daher keine Antipoden geben könne, daß die Sonne sich bewege, die Erde aber „auf ihren Pfeilern feststehe". Man hatte keine Idee davon, daß die Bibel keinen Aufschluß über wissenschaftliche Dinge ertheile, und nach dem Geiste der Zeit stimmten in diese Auffassung selbst die kundigsten Männer. Wenn die Forschung etwas Neues, gegen die biblische Anschauung Sprechendes entdeckte, so ließ man es unbeachtet, bis es etwa in's Volk zu dringen und ein allgemeineres Bewußtsein von dem Widerspruch mit der Bibel zu erwecken begann. So ward das Buch des Kopernikus, in welchem er sein neues System entwickelte, Paul dem Dritten gewidmet, später aber, als Foscarini und Galilei die Folgerungen zogen, unterdrückt. Die ganze Astrologie kann man einerseits als den Versuch zu einer Philosophie der Geschichte betrachten, da sie darauf ausgeht, die scheinbar wunderlichen Erscheinungen des Lebens in ein Gesetz zu bringen, andererseits als einen Kampf des menschlichen Selbstgefühls gegen die Unbedeutendheit, zu welcher der Mensch nach der erweiterten Kenntniß des Weltalls im System desselben verurtheilt werden müßte. Jedenfalls trat an Stelle des Glaubens, daß jedes einzelne Naturding, jede atmosphärische Veränderung, jeder Stern und jedes Element unter einer besonderen höheren Einwirkung stehe und von einem besonderen Wesen (Engel) auf übernatürliche Weise abhängig sei, die Erkenntniß, daß ein großer Zusammenhang in der Natur herrsche. Mit dem Zeitalter eines Descartes und eines Newton schwand allmählich der Glaube an vereinzelte wunderbare Naturerscheinungen, und die Annahme eines allzusammenfassenden Gesetzes wurzelte in der Menschheit. Nur an die Kometen hielt sich noch der alte Glaube, als an überirdische Mahnungen, deren Erscheinen großes Unglück und große Veränderungen vorher anzeige. Aber auch hier drang die Erfahrungswissenschaft siegreich zum Ziel und durch Halley wurden auch die Kometen in das Gebiet des Gesetzes verlegt. Ist es ein Wunder, wenn solche Erkenntniß bewirkte, daß man auch in der Gottesverehrung davon zurückkam, das göttliche Walten besonders in den ungewöhnlichen und schreckenverbreitenden Erscheinungen zu prüfen? — So verdammte die Naturwissenschaft endlich des Menschen alte Anschauung von der Stellung der Erde zum Weltganzen und von den Beziehungen ihrer Katastrophen zu seiner eigenen Geschichte, wirkte umwälzend auf die ganze Bibelerklärung, rief die rationalistische Deutung hervor, mit welcher der Franzose La Peyrère in seinem Systema Theologicum etc. 1655 einen so bahnbrechenden Anfang machte und befähigte zu jener echt kritischen Auffassung, welche den Tractatus theologico-politicus von Baruch Spinoza durchleuchtet.

Aber auch die Sittlichkeit ist nicht so constant, als es scheinen könnte, sondern von dem Stande des Wissens und der Intelligenz ihrer Zeit abhängig. Gewisse Tugenden und Laster sind nur in den entsprechenden Perioden möglich. Die Geschichte der Tortur und der Strafen, die Geschichte der Sklaverei und der Behandlung von Kriegsgefangenen bieten uns Beispiele von Handlungsweisen, die zu einer Zeit als recht und natürlich, in einer andern als grausam und unmenschlich galten. Diese Umgestaltung basirt vornehmlich auf drei Grundursachen, auf der Abnahme des Einflusses sowohl von Ceremonien als von rein speculativen Dogmen, die ganz außerhalb des Gewissens liegen, auf der Zunahme des Sinnes für das Rechte als Hauptmotiv der Tugend an Stelle der Furcht vor Strafe und auf dem Hinschwinden von Glaubensgrundsätzen, die mit unserem sittlichen Gefühl unverträglich sind.

Orient.

Orientalische Studien, nach Alfred von Kremer.

III.

Prophetenthum, Heiligenverehrung, Reformation und Kritik des Koran.

Im zweiten Buche, welches von der „Prophetie" handelt, und über welches wir kürzer hinweggehen können, da der Gegenstand offenbar nicht das hohe Interesse darbietet, wie die im ersten Buche abgehandelte Entwickelung der Gottesidee, geht der Verf. von der Wahrheit aus, wie das Leben aller Religionsstifter bald von der wuchernden Sage überdeckt und verdunkelt wird, so daß es dem später lebenden Schriftsteller schwer wird, dasselbe rein vom Sagenhaften und Phantastischen darzustellen. So ist auch das Leben Mohammed's legendenhaft ausgeschmückt; am Reinsten hat es Sprenger in seinem Leben Mohammed's wiedergegeben. „Der arabische Prophet, den an hundert Millionen Menschen noch gegenwärtig als den größten aller Propheten betrachten und mit fast abgöttischer Hingebung verehren, erscheint hier als schwacher Mensch, von Kindheit an von nervösen Anfällen, wahrscheinlich Hysteria muscularis, im späteren Alter, in Folge krankhafter, maßloser Sinnlichkeit, an impotenter Satyriasis leidend." Es knüpft sich hieran der Nachweis, warum wir über Mohammed's Leben besser unterrichtet sein können als über dasjenige Christi und Mosis. Die Nähe der Zeit und die Achtung, in der die Tradition von Anfang an bei den Moslimen stand, sind die Hauptursachen. Wir übergehen die Aufzählung der sechs Arten der Tradition, von der die arabischen Theologen wissen, und bemerken über die Ausbildung der

Propheten-Idee, mit welcher sich der 2. Abschn. des 2. Buches beschäftigt, daß dieselbe im Islam durch die betreffenden christlichen Vorstellungen und durch die Messias-Idee des Judenthums eingeleitet und vorbereitet wurde. Im fünften Jahrhundert nach Mohammed hatte die Idee seines Prophetenthums schon ihre vollständige dogmatische Ausbildung erlangt, nachdem man bemüht gewesen war, Ueberlieferungen, welche von ihm eine menschliche Schwäche oder sonst etwas Unrühmliches berichteten, zu unterdrücken oder umzudichten. Je später, desto verklärter und heiliger erscheint uns sein Bild. Auch darin gleicht er den abendländischen Genossen, daß er wie sie infallibel und sündenlos erscheint; auch ist er der erste Fürbitter bei Gott für die Anhänger seiner Religion. „Es herrscht nämlich die Ansicht, daß er am Tage des jüngsten Gerichts für jene, welche der Verdammniß anheimfallen sollten, Fürsprache erheben und von Gott erhört werden würde." Gegen diese übertriebene Verehrung des Propheten erheben sich zwar von vielen Seiten her Gegner, aber ihre theologischen Untersuchungen waren meist auf einen engen Gelehrtenkreis beschränkt und drangen nicht in die Massen, bei denen die Prophetenidee immer seltsamere Formen annahm.

„Die Folgen, welche aus dieser Auffassung der Idee des Prophetismus sich ergeben mußten, sind leicht zu erkennen. Wenn Gott in der That, um mit den Menschen zu verkehren, einen besonderen Vermittler braucht, so folgt nothwendig hieraus, daß ohne einen solchen jede Beziehung der Menschen zu Gott unmöglich ist. Wenn ohne spezielle, durch einen Propheten vermittelte Offenbarung des Sittengesetzes der Mensch nicht im Stande ist, durch seinen Verstand dasselbe zu erkennen, so ist es klar, daß ohne ausdrückliche göttliche Offenbarung der Mensch rettungslos verloren ist, wie ein Schiff ohne Steuer. Es folgt hieraus auch, daß das Moralgesetz, weit entfernt, ein über alle willkürliche Anordnungen erhabenes Prinzip des Sittlich-Guten zu sein, das jeder Mensch durch die Stimme des Gewissens zu erkennen vermag, nichts anderes sei, als der Machtspruch eines himmlischen Autokraten, welchen er in einer günstigen Stimmung den Menschen zukommen läßt, die sonst bis an's Ende der Zeiten in der größten Unwissenheit verharren müßten." Als Medium für die Mittheilung der Offenbarungen wird der Traum besonders geschätzt. Im Schlafe, meinte man, sei die Seele im Stande, den Fesseln des Körpers sich gewissermaßen zu entziehen und die überirdischen Wahrnehmungen zu machen, indem sie sich zur Anschauung der im Himmel bewahrten Tafel emporschwinge, auf der Alles, was da war, was ist und was sein wird, verzeichnet steht. Das aber, was die gewöhnlichen Menschenseelen nur im Traum und unklar auf diese Art zu ahnen im Stande seien, erkenne der Prophet, dem Gott ein geistiges Auge verliehen habe, im wachen Zustande mit voller Gewißheit. Es konnte nicht fehlen, daß der erste Prophet Mohammed auch bald als erster Heiliger, der ausschließliche Fürbitter bei Gott, bei dem er gewissermaßen die Rolle eines Ministers der Justiz und der Gnaden erfüllt, verehrt wurde, und daß diese Verehrung bald auch auf seine Familie, seine Verwandten, Gefährten, Nachfolger und auf besonders im Geruche der Frömmigkeit stehende Männer übertragen wurde. Vornehmlich genossen die Gemahlinnen des Propheten, von denen doch so manche skandalöse Haremsgeschichte überliefert wird, nach seinem Tode eine hohe Verehrung und führten den Titel: „Mütter der Gläubigen".

So lag die Ausbildung eines besonderen „Heiligen-Cultus" im Islam nahe, wozu Mohammed schon im Koran die Grundzüge entworfen hatte. Er selbst war natürlich der erste und vornehmste Heilige; sein Grab, dem sich noch die Gräber seiner beiden vertrautesten Freunde Abu Bakr und Omar, sowie das seiner Tochter Fatima anreihten, ward zum zweiten National-Heiligthum des Islams. Die Verehrung der Kaaba in Mekka stammt aus dem Heidenthum und geht weit in vormohammedanische Zeiten zurück. Die Moschee des Propheten in Medina, welche diese vier Grabstätten in sich aufnahm, ist aber ganz und gar eine Schöpfung des Islams. Fromme Moslimen aus drei Welttheilen pilgern jährlich zu Tausenden hierher, und die civilisatorische Idee des Islams zeigt sich am Grabe des Propheten in ihrer vollen Tragweite. „Den sittenlosen Bewohner der Stadt, sowie den rohen Sohn der Wüste, durchdringt an diesem Grabe ein und dasselbe Gefühl, und sicher macht es sie nicht zu schlechteren Menschen, wirkt aber auch auf Viele erhebend und veredelnd. Mohammed hat eine Religion gestiftet, die große Gebrechen hat; ihre sittliche Reinheit ist nur sehr unvollkommen, aber doch war selbst diese Religion eine göttliche Gabe; denn sie hat die Menschen besser gemacht, als sie waren, und sie hat die religiösen Bedürfnisse eines großen Theils der Menschheit durch Tausende von Jahren befriedigt."

Die Vorstellung des Fortlebens der Seele nach dem Tode war dem arabischen Heidenthum nicht fremd. Es war eine allgemein verbreitete Idee, daß die Seele eines Getödteten, dessen Blut nicht gerächt wurde, sich in ein Käuzchen verwandle, das so lange am Grabe schreie, bis Rache geübt worden sei. Dieselbe Vorstellung erhielt sich selbst im Islam, wo man glaubte, daß die Seelen der verstorbenen frommen Moslimen in der Zwischenzeit von ihrem Hinscheiden bis zum jüngsten Gerichte in den Kehlen grüner Vögel im Paradiese aufbewahrt würden. Daher der Glaube, daß der Verkehr mit den Todten nicht abgeschnitten sei, und daher die Verehrung, welche man den Gräbern des Propheten und seiner Familienglieder zollte, und wie im Katholizismus, so wurde auch bald im Islam die Zahl der Heiligen Legion; ihre Kanonisation erfolgte im Wege des suffrage universel. Jede Stadt, jede Handwerkszunft, jedes Dorf, jede Familie wollte zuletzt einen solchen Heiligen zu dem ihrigen zählen. Angebliche Wunder derselben wurden zur allgemeinen Erbauung verbreitet, Grabkapellen errichtet, Stiftungen zu deren Unterhalt angewiesen, Moscheen darüber gebaut, und der Glaube an die Wirksamkeit der Fürbitte der Heiligen befestigte sich immer mehr und ward immer allgemeiner. Der Martin Luther des Islams ist noch nicht gekommen, wenn auch viele Zeichen der Zeit darauf hindeuten, daß eine reformatorische Regung im Islam nicht mehr allzufern ist. Dafür spricht die sogenannte „Wahhabitische Reformation", welcher der Verf. einen eigenen Abschnitt widmet.

Im zweiten Decennium des vorigen Jahrhunderts im Hochlande Nordarabiens zu Hauta ward Abd alwahhab, der Stifter der wahhabitischen Lehre, geboren. Er soll in seiner Jugend in Medina studirt und dann große Reisen durch die vorzüglichsten Städte des Orients gemacht haben. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der Islam durchaus verdorben sei, faßte er den Entschluß, die Religion wieder auf ihre Reinheit zurückzuführen. Später eroberten seine Anhänger und Nachfolger sogar Mekka (1803), und ihre Macht wurde auch später nicht gebrochen. Die Lehren des Abd alwahhab gingen vorzüglich dahin, die abgöttische Verehrung der Person des Propheten, den Glauben an die Nothwendigkeit seiner Fürbitte bei Gott, sowie die Verehrung der Heiligen zu beseitigen. Die Wahhabiten behaupten, daß alle Menschen vor Gott gleich seien und Niemand bei Gott einen Vermittler brauche; daß die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien sündhaft sei. „Es ist die wahhabitische Bewe-

gung daher nicht mit Unrecht verglichen worden mit der deutschen Reformation; beiden liegen in der That ähnliche Motive zu Grunde. Sie sind Manifestationen des sittlich-religiösen Volksgeistes gegen eine entartete und deshalb unpopulär gewordene Hierarchie. Aber auf die Reformation folgte die englische und die französische Revolution, die auf politischem Gebiete dieselbe Aufgabe vollführten, wie die Reformation auf religiösem. Die arabische Reformation ist bisher ohne politische Folgen geblieben .... Im Orient folgen sich große Ereignisse in längeren Zwischenräumen."

Das Glück, welches Mohammed mit seinem Prophetenthum gemacht hatte, seine glänzenden Erfolge riefen eine Menge politischer Abenteurer als Propheten auf, die auch ihr Glück mit der Prophetie versuchen wollten. Wir übergehen die Geschichte der einzelnen Abenteurer, die von den ersten Zeiten nach Mohammed an bis in die Gegenwart sich erstrecken, und unter deren Zahl selbst der jetzt noch in russischer Gefangenschaft befindliche Scheich Schamil zu rechnen ist, in welchem seine Landsleute einen von der Vorsehung entsandten Anführer, einen Vorkämpfer der Religion erblickten. Wenn Einige von ihnen auch mit mehr oder weniger Glück eine Zeit lang sich behaupteten, so konnten sie doch Alle einen bleibenden Einfluß auf die Gestaltung des Islams nicht gewinnen. Nur Einer von ihnen und seine Lehre hat größeren Einfluß erlangt, es ist dies einer unserer Zeitgenossen, der zuerst als junger Mann im Jahre 1835 in Kabbala in Persien auftrat, und der bald den Namen „Bab", d. i. die Pforte, das Thor erhielt. Nach vielem Umherziehen und nachdem die Zahl seiner Anhänger, die es auf eine reinere Sittlichkeit abgesehen hatten, überall bedeutend vermehrt hatte, wurde er verhaftet, ihm wurde der Prozeß gemacht und nach einer Art richterlichen Verfahrens wurde er mit einem treu gebliebenen Schüler in Tebris am 19. Juli 1849 erschossen und seine Anhänger überall unterdrückt.

Daß der Koran eine ganz besondere Verehrung bei den Moslimen genießt, ist schon früher bemerkt worden. Er gilt nach Mohammed's ausdrücklicher Erklärung für eine Abschrift des im Himmel aufbewahrten Originales (Sur. 97), welches jährlich einmal der Prophet mit dem Erzengel Gabriel mit dem himmlischen Texte zu collationiren pflegte. Aus diesem Grunde finden wir schon bei den frühesten Theologen des Islams Vorschriften, die von einer ganz besonderen Verehrung des Korans zeugen, so die Vorschrift, daß nur Der den Koran anrühren dürfe, der sich im Zustande gesetzlicher Reinheit befindet, u. a. m. Aehnlich wie die Evangelien wurde der Koran in seiner heutigen Gestalt auch erst später aufgezeichnet, da Mohammed selbst nur fragmentarische Aufzeichnungen hinterlassen hatte; seine vollständige Redaction erfolgte erst unter dem dritten Chalifen Osman; auch in dieser seiner heutigen Gestalt gilt er für ungeschaffen. Auch waren die späteren Gewalthaber auf Reinerhaltung desselben eifrigst bedacht, abweichende Ausgaben wurden confiscirt und verbrannt, ein freilich radikales Mittel gegen die Kritik. Und doch machte sich auch auf diesem Gebiete schon früh eine rationalistische Ansicht geltend. Schon gegen Ende der Herrschaft der Omajaden (um 130 H.) trat die Ansicht auf, daß der Koran als erschaffen zu betrachten sei, und diese Frage wurde nun ein ganzes Jahrhundert lang mit Gründen pro et contra verhandelt. Die rationalistische Auffassung von der Bedeutung des Koran hatte ihren Ursprung in dem Widerspruche gegen die in demselben behauptete strenge Prädestinations-Lehre; gegen diese konnte die Vernunft mit ihrer milderen Ansicht, daß der Mensch in seinem Handeln frei sei und nach seinen guten oder bösen Thaten von Gott belohnt oder bestraft werde, nur durchdringen, wenn erst das Ansehen des Koran als eines unerschaffenen, ewig unabänderlichen Gotteswillens herabgebracht war, daher jener Widerspruch. Die Ansicht der Motaziliten, die auch hier die Bahn brachen, war im Grunde dieselbe, wie wir sie bei unseren Rationalisten in Bezug auf die Bibel finden; sie wollten den Koran nur als den Inbegriff der Lehren und Ermahnungen eines gottbegeisterten Lehrers angesehen wissen. Unter den Abbassiden wurde diese Lehre sogar zum Staatsdogma erklärt, und so wurde die Vernunft befreit. Dies ist auch die Zeit der kurzen Blüte der arabischen Philosophie, und was erst nach beinahe zweitausend Jahren im Abendlande gelungen ist, nämlich der Vernunft den Sieg oder doch die Gleichberechtigung neben der Offenbarung zu erkämpfen, das haben die Araber in ebenso viel hundert Jahren nach Mohammed's Tode bereits erstritten. Aber die Masse des Volkes blieb hier von diesen Ideen unberührt, und das ist auch der Grund, weshalb schließlich die Orthodoxie als Siegerin auch aus diesem Kampfe hervorging. Dabei soll nicht geläugnet werden, daß auch der Koran seine civilisatorische Mission hat und sie noch heute erfüllt, namentlich im Innern Afrika's, wo er ganze Reiche gegründet hat, während er in den Ländern der ersten Blüte und Entwickelung des Islams, in den arabischen Ländern, in der Türkei, in Persien, Indien, Central-Asien mehr und mehr seine Bedeutung verliert. „Zwei Faktoren sind es, welche zusammenwirkten, um dies Resultat herbeizuführen, der Sufismus einerseits, welcher, allmälig das alte, feste Gebäude der islamitischen Dogmatik untergrabend, die Religion mehr zu einer Sache des Gemüthes und des Gefühles als des positiven Glaubens macht, andererseits der allseitig den Orient durchdringende Einfluß der Europäer und ihrer Civilisation, deren Ueberlegenheit dem Orientalen allmählich mit solch überwältigender Gewißheit sich aufdrängt, daß er eben nicht anders kann als an sich selbst und seinem Glauben zu zweifeln. Der Islam aber verträgt keinen Zweifel." Der Verf. entwickelt näher, wie durch diese beiden Faktoren allmählich das Ansehen des Koran und damit der Islam selber untergraben werden mußte.

Frankreich.

Der Pudel-Prinz, von Edouard Laboulaye.*)

II.

Die Kehrseite der Medaille.

Trotz einiger Bedenken findet der Prinz die Art des Regierens, in welche seine Rathgeber ihn einführen, ganz vergnüglich, und sein Behagen steigert sich, nachdem er auf dem großen Hofballe glänzende Erfolge davon getragen hat. Aber die Zeit ist da, in der sein Bann in Erfüllung gehen soll; er erwacht am nächsten Morgen als Pudel, um das Volksleben in dieser unscheinbaren Gestalt von einem etwas andern Standpunkte kennen zu lernen. Aus dem Schloßparke, vermöge eines von ihm selbst erlassenen Reglements, mit Fußtritten verjagt, auf

*) Eine deutsche Uebersetzung dieser politischen Satire ist mit einem Vorwort des Verfassers „Dialogus ad usum Germaniae" bei Carl Winter (Universitäts-Buchhandlung) in Heidelberg erschienen. Wir können diese Version nicht gerade als eine Musterübersetzung empfehlen.
D. R.

der Straße wegen mangelnder Legitimations-Marke aufgegriffen, entgeht er nur mit Mühe dem Stricke und findet in der Hütte eines Schmieds Gelegenheit, die Leiden und Freuden der arbeitenden Klassen aus nächster Nähe zu beobachten.

Seine Erfahrungen als Pudel bringen ihn, nachdem er wieder Fürst geworden, in einen harten Conflikt mit dem leitenden Minister. Er weigert sich, eine Ordonnanz zu zeichnen, durch welche die Ausrottung der gemeineren Hundearten (darunter auch die Pudel) angeordnet werden soll, um den Hundebestand der Gobemouches zu veredeln. Er erklärt ferner einen Bericht für übertrieben, auf Grund dessen für den Parkaufseher, der ihn selbst Tags zuvor als Pudel hinausgejagt hat, wegen des bei Bekämpfung eines tollen Hundes bewiesenen Muthes eine Belohnung beantragt wird.

„Majestät, entgegnet der Minister bestürzt, es liegt ein Protokoll vor. Das ist so lange glaubwürdig, bis seine Unrichtigkeit erwiesen wird."

Wohlan, ich erweise, daß es unrichtig ist, ruft der Fürst. Ich war zugegen, ich habe Alles mit angesehen; es war ein harmloser Pudel, der keineswegs toll war. Eine herrliche Verwaltung, die das Gegentheil der Wahrheit entdeckt!

„Sire, sagte Touche-à-tout, ich sehe mit Bedauern, daß meine Dienste nicht das Glück haben, Ew. Majestät zu gefallen, und ich bitte daher in Ehrfurcht um meinen Abschied.

Herr Graf, Sie nehmen die Sache zu lebhaft. Ich mache Sie nicht für die Fehler und die Unwissenheit eines Subalternen verantwortlich.

„Majestät, Ihre Gnade rührt mich auf's Tiefste. Wenn ich mich zurückziehe, ist es nicht aus verletzter Eigenliebe. Aber ich bin der Chef der Verwaltung, dieses großen Körpers, der die Nation enthält und den Staat erhält. Von dem Moment an, wo die Verwaltung der Erörterung unterliegen soll, wo ihre Unfehlbarkeit in Zweifel gezogen wird, ist ihr Nimbus dahin, ihre Kraft zerstört; die Anarchie steht vor der Thür, das Königthum ist in Frage gestellt. Ich werde mich an dieser Auflösung der gesellschaftlichen Bande nicht betheiligen; ich bin mit der Verwaltung groß geworden; ich werde mit ihr fallen."

Der Minister erhält den Abschied, aber nur, um nach wenigen Stunden, nach einer geschickten Intervention seiner schönen und koketten Tochter, zu erhöhten Gnaden angenommen zu werden. Um den jungen Fürsten zu beschäftigen, verwickelt er ihn in einen Krieg mit den Nachbarn der Gobemouches, und wir wohnen demnächst einer Schlacht bei, in welcher diese Nachbarn von den unwiderstehlichen Gobemouches auf's Haupt geschlagen werden. Siegestrunken streckt sich der junge Monarch nieder, und wird abermals in einen Pudel verwandelt, um so gestaltet die Kehrseite der Medaille, die Greuel des Schlachtfeldes, die Flüche, die von Sterbenden und elend Gewordenen auf sein Haupt herabgerufen werden, die furchtbaren Qualen der Verwundeten, die Noth des geplünderten Landvolks u. s. w. wahrzunehmen.

Diese Eindrücke sind so tief, daß Hyacinth, nachdem er am Morgen wieder als Fürst erwacht ist, auf Frieden und zwar dauernden Frieden mit den Besiegten denkt. Er weigert sich deshalb, nach dem Vorschlage seines Ministers als Friedensbedingung die Abtretung einiger Provinzen zu fordern und so neuen Haß zwischen die beiden Nachbarstaaten zu säen. Der Minister bittet ihn dringend, diesen Entschluß nochmals zu überlegen. „Das Königthum", sagt er, „ruht auf zwei Säulen, der Verwaltung und der Armee. Eine von ihnen schwächen, heißt Alles zerstören. Wenn Ew. Majestät den Frieden für immer will, wie werden Sie eine Armee von 500,000 Mann auf den Beinen erhalten? Was werden Sie mit Ihren unzufriedenen Offizieren, mit den müßigen Soldaten anfangen? Wird das Land auf die Dauer eine so schwere Last unnütz tragen wollen?"

Wir werden dem Lande 300,000 Arbeiter wiedergeben, und Jedermann wird dabei gewinnen.

„In diesem Fall", entgegnet der Minister, „ist es nicht die Armee allein, die zu reformiren wäre, sondern auch die Administration, das Steuerwesen, die gesammte Regierung. Wir würden dann lediglich für friedliche und wirthschaftliche Dinge zu leben haben, wie die kleinen Völker ohne Ruhm um uns her."

Und wäre das ein Unglück?

„Ja, Majestät, ein sehr großes Unglück; denn der Tag, an dem Sie Ihre Armee entließen, würde der letzte unserer alten und glorreichen Monarchie sein. Studiren Sie unsere wunderbare Centralisation, Sire; Sie werden sehen, wie Alles darauf berechnet ist, daß alle Kräfte, alles Geld, alle Hilfsmittel des Landes in den Händen des Fürsten sind. Das Volk hat nichts zu eigen. Sein Gold, sein Blut, seine Söhne, Alles gehört dem König. Die Verwaltung hält den größten wie den kleinsten Unterthanen in Abhängigkeit; sie gewöhnt jeden Gobemouche zur Arbeit, zum Gehorsam, zum Steuerzahlen, zum Kriegsdienst; sie macht vermöge dieser soliden Erziehung die ersten Soldaten der Welt aus ihnen. Der Ruhm des Staates, die Macht des Fürsten: das sind die einzigen Ziele Ihrer Regierung! Unterdrücken Sie den Krieg, schaffen Sie die Armee ab, zu was ist diese herrliche Maschine dann nütze? Ein Volk von Arbeitern und Landbebauern bedarf keiner Vormundschaft durch die Verwaltung; jeder lebt auf eigene Rechnung und Gefahr und denkt für sich. Für eine derartige Masse reicht die Freiheit hin, um die öffentlichen Angelegenheiten gut bürgerlich zu erledigen. Es ist die Centralisation, die Armee, der Krieg, die das Individuum aus diesem engen Leben aufrütteln, und die die Liebe zum Wohlleben, die Selbstsucht des eigenen Heerdes durch jenen Patriotismus ersetzen, durch welchen ein ganzes Volk sich an dem Gedanken eines einzelnen Menschen belebt. Giebt es etwas Größeres als eine Nation, die sich für die Größe ihres Souveräns opfert?"

Und da der Fürst offen erklärt, er fühle die Verantwortlichkeit des absoluten Regiments, das ihm gestattet habe, sein Volk zur Schlachtbank zu führen, so tief, daß er eine freiere Verfassung erstreben werde, nimmt der Minister nochmals das Wort zu einer letzten dringenden Vorstellung:

„Es giebt Völker, sagt er, die dazu geschaffen sind, sich selbst zu regieren; sie haben den Geist, die Sitten und die Gewohnheiten der Freiheit. Es giebt aber auch andere, die regiert werden müssen, und die nichtsdestoweniger ihren Rang in der Welt behaupten. Die Gobemouches sind kein Volk, sondern eine Armee; sie haben alle Tugenden und alle Fehler des Soldaten. Tapfer, hochgesinnt, intelligent, aber widerspenstig, moquant und eitel, werden sie sich niemals zur Einförmigkeit eines geordneten Lebens verstehen. Was ihnen gefällt, das ist die Gefahr, der Zufall, das Vermögen, das mit Einem Schlage durch Muth, Genie oder auch Gemeinheit erworben wird. Heroische Krieger, aber grundschlechte Bürger, sind sie eine aufgelöste Masse, wenn sie nicht von einer eisernen Hand disciplinirt und militärisch zu einem ruhmvollen Ziele geleitet werden. Unter einem energischen Oberhaupte giebt es für dies Volk keine Unmöglichkeiten; sich selbst überlassen, wird es sich zerstreuen. Für die Gobemouches ist die Freiheit nichts als die Entfesselung der Leidenschaften, die Herrschaft der Frechen und Begehrlichen, mit Einem Worte: die Anarchie."

Der Fürst schreckt auch vor diesem Trumpfe nicht zurück. Er geht ernstlich daran, seinem Volke eine freie Verfassung zu geben. Beunruhigt und verwirrt durch die Hindernisse, die sich von allen Seiten erheben, durch die Widersprüche, die sich geltend machen, befragt er endlich seine Pathe, die gute Fee. Aber ach, sie versteht nichts von Politik; sie kann ihm nur die Möglichkeit verschaffen, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, was die Erfahrung und die Geschichte lehren. Ihrer Vermittelung verdankt der junge Monarch eine Unterredung mit dem großen Staatsweisen des Alterthums, mit Aristoteles. Eine Verfassung, fragt der? Wozu? Wenn Du der Schönste, Stärkste, Weiseste und Beste bist, wenn Du immer Recht hast, wenn Du Dich niemals täuschest, so regiere doch. An diesen Zeichen wird Dich Jeder als Herr und König erkennen; wenn nicht, so laß Du Deine Völker sich selber regieren, und maße Dir nicht an, die zu leiten, die besser sind als Du.

Großer Aristoteles, sagte Hyacinth, die Sache ist nicht so einfach wie Du glaubst. Meine Unterthanen verlangen von mir, daß ich sie glücklich mache, und ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll.

Sind es Griechen oder sind es Barbaren? frug der Philosoph.

Keines von beiden, antwortete der Fürst, es sind Gobemouches.

Junger Mann, Du verstehst mich nicht, entgegnete Aristoteles. In Beziehung auf den Staat giebt es in der Welt nur zwei Arten Völker: die Einen sind zum Gehorchen geschaffen, das sind die Barbaren; die Andern sind fähig, sich selber zu regieren, das sind die Griechen, oder mit einem andern Namen, die civilisirten Völker.

Woran kann man sie unterscheiden? frug die Fee.

Bei den Barbaren, sprach der Philosoph, befiehlt ein Mensch, bei den civilisirten Völkern das Gesetz. Jene sind der Laune eines Herrn unterthan; diese gehorchen nur den Gesetzen, die sie sich selber gegeben haben.

Dann, rief Hyacinth, muß ich befürchten, daß die Gobemouches Barbaren sind. Denn sie regieren sich allerdings nicht selber, und bei ihnen haben Menschen mehr Autorität als das Gesetz.

Ist jeder Bürger bei den Gobemouches Soldat? frug Aristoteles.

Nein, sie haben ein stehendes Heer.

Dann sind sie Barbaren, sagte der Philosoph. Ernennen sie ihre Beamten durch Volkswahl und auf bestimmte Zeit?

Nein, sagte Hyacinth.

Zweimal Barbaren! entgegnete der Philosoph. Richten sie ihre Criminalprozesse selber?

Nein, sagte Hyacinth.

Dreimal Barbaren! entgegnete der Philosoph. Vereinigen sie sich frei, um die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen? Haben sie das Recht, täglich die Handlungen ihrer Beamten frei zu beurtheilen?

Nein, sagte Hyacinth.

Viermal Barbaren! entgegnete der Philosoph. Haben sie eine Volkserziehung, welche die Verschiedenheiten der Geburt und des Vermögens ausgleicht?

Nein, sagte Hyacinth.

Warum störst Du mich dann, junger Mann, sagte der Weise, die Stirn runzelnd. Regiere Du wie der Großkönig der Perser; führe Deine Heerde unter dem Schäferstabe; baue Paläste, führe Krieg, gieb Dich allen Begierden Deines Herzens hin, aber bilde Dir nicht ein, Männer zu regieren, denn in Deinem Reiche giebt es keine!

Mit diesen Worten verschwindet der erzürnte Philosoph. Mit ihnen beschließen wir zugleich diese Inhaltsangabe. Nur einige Bemerkungen sei es gestattet hinzuzufügen.

Was dies eminent politische Buch auszeichnet, und was hoffentlich aus unserm Referate zur Genüge hervorgeht, das ist die Furchtlosigkeit, mit welcher der Verfasser den eingewurzeltsten Vorurtheilen seiner Landsleute entgegentritt. Die Meinung, daß Frankreich an der Spitze der Civilisation stehe — trotz alledem und alledem noch immer die Meinung des französischen Publikums — ist der Gegenstand seines unerbittlichsten Spottes; er bekämpft sie nach allen Richtungen und bis in alle Grundfesten hinein mit der unablässigsten und schneidigsten Ironie. Und diese Befehdung richtet sich gegen das gesammte französische Publikum. Laboulaye hat sich von dem üblichen Fehler der Opposition, die augenblicklichen Machthaber für alle Schäden der gesellschaftlichen Zustände Frankreichs verantwortlich zu machen, vollständig frei zu erhalten gewußt. Statt, wie herkömmlich, die dunklen Farben bei der Schilderung des Hofes und der Aristokratie nach Kräften aufzutragen und alles Licht für die niedern Stände, die arbeitenden Klassen aufzusparen, führt uns Laboulaye's Griffel gerade in einigen Gestalten „aus dem Volke", in seinem Schmied Lapointe, in seinem Schließer Ladouceur die Nationalfehler der Franzosen in der ausgeprägtesten Weise vor die Augen. Freilich ist er selbst Gobemouche genug, um die liebenswürdigsten Seiten dieses Nationalcharakters an dem Troupier, dem jungen Soldaten wie dem wetterharten alten Sergeant, zu veranschaulichen. Aber wie weit ist er entfernt von jener Verherrlichung des Militarismus, von jener Berauschung an Pulverdampf und Kriegsgeschrei, der wir bis in unsere Tage hinein auch die Nüchternsten unserer Nachbarn bisweilen unterliegen sahen! Eine machtvollere Anklage gegen den Krieg um des Krieges willen, eine eindringlichere Stimme für die Segnungen der friedlichen Arbeit ist selten erhoben worden als in diesem Buche! In dem Zeitalter der Gußstahlkanonen und der schrankenlosen Kriegsbudgets ertönt hier mit energischer Klarheit die Mahnung an die höheren und menschlicheren Aufgaben der Völker und Fürsten. Wie in einem Brennspiegel sehen wir die Gefahren zusammengefaßt, von denen die Civilisation der Staaten Europas — denn es handelt sich in der That hier weder um die Gobemouches, noch um die Franzosen ausschließlich — durch das Ueberwuchern des Militärwesens, durch den Druck allzustraffer Besteuerung und durch die ertödtende Einförmigkeit der centralisirten Verwaltung immer schwerer bedroht wird.

Und die Mittel gegen diese Krankheit? Giebt es deren noch, oder hat das Uebel sich bereits so fest eingenistet, daß uns nichts mehr übrig bleibt, als resignirte Ergebung oder wildes Verzweifeln? Ist die Bildung von West- und Mitteleuropa wirklich auf dem Punkte angelangt, auf dem Nichts mehr sie vor dem Verfall und dem Verdorren zu schützen vermag? ist sie zu einem ähnlichen Untergange bestimmt, wie einst die Civilisation der westasiatischen Nationen, wie die der hochgebildeten Griechen und des mächtigen Römerreichs? Laboulaye geht der Erörterung dieser tiefeinschneidenden Frage nicht aus dem Wege; er behandelt sie, wie sein ganzes Buch ist, maßvoll und kühn zugleich. Er bringt keine neuen Theorien, kein neuerdachtes politisches System, sondern einfach die geschichtlichen Thatsachen. Und zwar ist es, wie in seinem erstgenannten und weitverbreiteten Werke, wiederum Amerika, auf welches er unsere Blicke hinlenkt.

Sein Prinz wird von der Fee durch die Luft geführt, er macht auf einem Vorgebirge in Afrika halt, um zu rasten, und sieht in dem Neger-Freistaate Liberia. Er vernimmt mit ungläubigem Erstaunen die Versicherung eines Schwarzen, daß von hier aus eine neue Civilisation sich über Afrika verbreiten wird. Er ist noch mehr erstaunt, als sein Begleiter ruhig hinzusetzt, daß dies vermöge eines Talismans geschehe. Dieser Talisman ist die amerikanische Freiheit.

Warum sagen sie nicht ganz einfach: die Freiheit!

Weil es zwei Arten Freiheit giebt, erwiedert der Neger; die eine ist ein Wort, die andere eine Sache. Und in aller Kürze entwickelt er dem Fürsten, daß diese amerikanische Freiheit, der civilisatorische Keim, den ihre Gemeinde an die Küste von Afrika verpflanzt hat, um diesen Welttheil neu zu beleben, auf sieben Einrichtungen beruht. Es sind die freie Kirche, die freie Schule, die freie Presse, die freie Bank, die freie Gemeinde, die Miliz und die Jury.

„Sobald ein Schiff landet, überläßt man es den Einwanderern, sich ihr Terrain auszusuchen. Haben sie sich eingerichtet, so gründen sie in Jahresfrist Schulen für ihre Kinder, Kirchen für den Gottesdienst, Zeitungen für Jedermann und Banken für den Handel und Verkehr. So ist das Band geschlungen, die Gemeinde ist da; es ist eine Republik für sich, die sich unter Mitwirkung aller Bürger frei verwaltet; und wenn von innen oder außen eine Gefahr droht, dann ist Jeder von uns Geschworner oder Soldat. Das nennen wir Freiheit, Fremdling; ist es bei euch auch so?"

Eine Frage, die wir, wie den ganzen Prince-Caniche, dem Nachdenken unserer Mitbürger empfehlen. F.

Belgien.

Die belgische Akademie.

Belgien besitzt zwei Akademien, die der Medicin, in welcher die vlamische Sprache für die Verhandlungen durchweg und insbesondere für die Preisbewerbungen ausgeschlossen ist, und zwar trotz des Begehrens der kgl. vlamischen Kommission von 1856, und die „Akademie der Künste, Literatur und Wissenschaften", in welcher die Mehrzahl der Mitglieder die vlamische Sprache nicht versteht; ja, als einmal ein vlamisches Mitglied einen kurzen Bericht über Preisbewerbungen in Betreff der niederländischen Literatur in seiner Muttersprache verlas, erschien dies der Akademie so unpassend, daß verschiedene Mitglieder derselben ihren Stock und Hut nahmen und fortgingen.

In dieser Akademie, welche ihr Entstehen der Kaiserin Maria Theresia verdankt, war zwar sowohl unter österreichischer, als unter holländischer Herrschaft die französische Sprache stets vorherrschend, doch bediente man sich zuweilen auch der lateinischen und der niederländischen Sprache. Seitdem aber die Akademie unter des belgischen Staates Botmäßigkeit gekommen, hat dort die französische Sprache, wie in den anderen Staats-Anstalten, das ausschließliche Vorrecht, sich vernehmen zu lassen.

Seit dem Jahre 1845 besteht die Akademie aus drei Klassen mit 30 ordentlichen Mitgliedern, 10 inländischen und 50 ausländischen Korrespondenten. Die Klasse für Literatur umfaßt zwei Abtheilungen für Geschichte, zwei für Staatswissenschaften im weiteren Sinne, eine für Philosophie und eine für alte Sprachen, französische und niederländische Literatur. Da die Abtheilung fünf Mitglieder zählt, so sind sie schwer unter diese drei Fächer zu vertheilen; günstigen Falls könnte die vlamische Sprache 1⅔ Vertreter beanspruchen. Von den 30 Mitgliedern der Akademie mögen etwa neun Vlamisch verstehen und unter diesen zwei als Sprachgelehrte gelten.

Die Unmöglichkeit einer ersprießlichen Thätigkeit der Akademie bei solcher Zusammensetzung ist kein Geheimniß. Während der Journalist und Abgeordnete Hymans, der Schleppträger des mit der französisch gesinnten Akademie liebäugelnden Ministeriums, erst kürzlich sich über deren Unwirksamkeit im Allgemeinen lustig machte, erkannte die Regierung dieselbe im Einzelnen für das Vlamische längst an; denn so oft es sich um dieses handelt, wird nicht die Akademie mit den betreffenden Arbeiten beauftragt, sondern man ernennt sachverständige Kommissionen, an welchen allerdings oft auch die kundigen Akademie-Mitglieder Theil nehmen. Einerseits sind Untersuchungen über die vlamische Frage, Preise für vlamische literarische Arbeiten, als bloße Komödie, als Kunstgriff anzusehen, so lange man nicht mit vlamischem Unterricht in Mittel- und Hochschulen beginnt und die Bevorzugung der französischen Sprache auch in den Volksschulen fallen läßt; anderseits aber ist die Einrichtung besonderer Kommissionen wohl weniger aus Wohlwollen und Unparteilichkeit, als aus einer praktischen Nothwendigkeit entsprungen. Da einmal zwei Drittel der besprochenen Klasse der vlamischen Sprache unkundig, Viele ihr sogar feindlich sind, so könnte es öfter vorkommen, daß man ihr Urtheil über germanische Sprache und Wissenschaft, wie neulich die Rede des Herrn Nolet, mit dem Spruch beantwortete: „Si tacuisses, philosophus mansisses". — Die Parteilichkeit der Akademie ist dabei so stark, daß man das Vlamische wie eine Antiquität behandelt. So theilt sich die von der Akademie besorgte Veröffentlichung alter belgischer Schriftsteller in die beiden Abtheilungen „les grands écrivains du pays" — das ist die französische — und „anciens monuments de la littérature flamande" — das ist die vlamische Literatur. Ist das nicht bezeichnend? Ferner wird die „Nationalbiographie", in der sicherlich von mehr Vlamingen als Wallonen wird die Rede sein müssen, nur in französischer Sprache herausgegeben; damit man aber allen Beanstandungen die Spitze abbreche, fügte man die Klausel bei, eine vlamische Uebersetzung sei wünschenswerth, und man werde das Nähere in diesem Betreff regeln, „sobald man sich mit dem Gegenstand beschäftigen werde". Seitdem sind 7—8 Jahre verflossen, ohne daß man sich mit dem Gegenstand beschäftigte, obwohl das Werk bis zum Buchstaben B bereits veröffentlicht ist. — Und was ist sonst für das Vlamische gethan worden? Als im Jahre 1845 die Zulassung der vorgedachten 1⅔ Vlamingen dekretirt war, hielt ein Akademiker zur Begrüßung dieses Momentes eine Lobrede auf die französische Sprache, welche allein von der ohnmächtigen Mittelmäßigkeit — das galt der vlamischen Sprache — mißachtet werden könne. Was für ein freundvetterlicher Empfang! — Daß Snellaert drei oder vier Mal Etwas Vlamisches verlas, wenn auch nie frei sprach, erwähnen wir anerkennend. Außerdem bethätigten er und sein Kollege Kervyn de Lettenhove bei mehreren Gelegenheiten eine würdige vlamische Gesinnung. — Außer der lächerlich-unwissenden Rede Nolet's ist in der Akademie sonst nichts in Bezug auf die vlamische Sprache geleistet worden. Man ersieht hieraus, daß Letztere auf dem Terrain, das ihr als ein Asyl, als ein fruchtbarer Garten dienen sollte, eben nur ein Schlachtfeld fand, auf welchem sie sich ihrer Haut zu wehren hat. Daher legt auch

kein Vlaming viel Werth darauf, Akademiker zu werden. Conscience nahm die Stelle als Korrespondent erst an, nachdem er sie einige Mal ausgeschlagen hatte, und wir kennen noch andere bedeutende vlamische Schriftsteller, die gleichfalls einer Ernennung aus dem Wege gehen oder gingen.

Bedenkt man, daß in Belgien eine halbe Million mehr Vlamingen als Wallonen sind und daß die Ersteren nicht nur eben so gut Steuern zu bezahlen, sondern auch verfassungsmäßig gleiche Rechte zu beanspruchen haben, so begreift man leicht, daß die Vlamingen mit einer solchen ihrer Würde Hohn sprechenden Akademie sehr unzufrieden sind. — Schon 1836 verlangte Willems eine vlamische Akademie oder mindestens die Creirung einer niederdeutschen Klasse neben den bestehenden drei anderen Klassen; 1840 und 1849 begehrten Petitionen an die Kammer das Gleiche. Als 1850 anläßlich des Gesetzes über die Mittelschulen massenhafte, mit mehr als 9000 Unterschriften bedeckte Bittschriften, von welchen viele durch Vorstände ganzer Gemeinden gezeichnet waren, das Recht der vlamischen Sprache betonten, wiederholten Viele die Wünsche des verewigten Willems. Die kgl. vlamische Kommission, welche 1856 tagte, nahm sich der Sache nicht minder warm an; 1866 verlangte Herr Buylsteke in einem Essay*), das der vorliegenden Arbeit zum Grunde liegt, eine selbständige vlamische Akademie für Literatur und Geschichte. Eine bloße vlamische Klasse würde in mancher Beziehung, wie z. B. der Wahl des ständigen Sekretärs, in Abhängigkeit von der alten Akademie sich befinden, welche mit ¾ gegen ¼ die neue Klasse majorisiren könnte. Auch wäre damit die Herrschaft der französischen Sprache in den drei anderen Klassen gewissermaßen als zu Recht anerkannt. Eine ganze vlamische Akademie, auf deren Zugeständniß freilich gar keine Aussicht besteht, zu errichten, wäre sicherlich das Würdigste; allein da zu den Wissenschaften, wie sie gegenwärtig in Belgien erworben werden, nur der Weg durch die französischen Mittel- und Hochschulen führt, so müßte die Ausführung dieses Vorschlages erst durch vlamischen Unterricht angebahnt werden. — Während also die Holländer in der niederländischen Sprache für die Wissenschaft viel Werthvolles zu Tage fördern, bedienen sich die Vlamingen nothgedrungen dazu der französischen.

Was hat die ganze vlamische Bewegung bisher genutzt?

Im belgischen Staatshandbuche steht die alte Akademie nach wie vor und im Todtschweigen ist die belgisch-französische Kammer-Majorität groß. Die einzige Antwort auf das bescheidene, so oft wiederholte Begehren ist der Beschluß: „Liegt zur Einsicht auf dem Büreau der Kammer“ u. s. w. Die Sache ist also recht trostlos. Die tüchtigsten vlamischen Schriftsteller faßten schon den Plan, selbst eine Akademie zu gründen und die Regierung dann zur Anerkennung und Ausstattung derselben zu nöthigen. Der erste Versuch hat der großen Schwierigkeiten wegen zwar noch nicht zum gewünschten Ergebniß geführt, doch wird man wahrscheinlich sehr bald noch einmal die Sache ernstlich erwägen, und wir hoffen, daß die zweite Ausfahrt an den Klippen vorbei, die das erste Mal das Scheitern verursachten, das prächtige Kriegsschiff „Vlamische Sprache“ an die Küste des ersehnten Zieles bringen werde. E. v. Z.

*) Nederduitsch Tijdschrift door Emanuel Hiel, Jaarg. 5, Deel 3, S. 83—110.

Nord-Amerika.

Nordamerikanische Lyrik.

Gedichte von Edward Rowland Sill.

Die Beziehungen zwischen Nordamerika und Deutschland sind von Jahr zu Jahr in steigendem, verheißungsvollem Wachsthum begriffen. Das Gefühl der Sympathie, so natürlich zwischen zwei stammverwandten, altbefreundeten Friedens- und Kulturvölkern, kommt mit der Ueberwindung der trennenden Entfernung, mit der Vermehrung der über- und unterseeischen Verbindungen, immer mehr zu klarem Bewußtsein und zu thatsächlichem Ausdruck. Die Aehnlichkeit der politischen Stellung, die gleich in den Anfängen der Republik durch jenen Staatsvertrag mit Friedrich dem Großen wie vorahnend bezeugt wurde, hat jüngst in dem Bericht des ausgezeichneten Geschichtschreibers, der die Union in der Hauptstadt des Norddeutschen Bundes repräsentirt, die nachdrücklichste und beredteste Anerkennung gefunden. Im Anschluß an die Auswanderung — und welche deutsche Familie hätte nicht Angehörige, Verwandte, Freunde drüben? — hat sich zwischen beiden Nationen eine unglaubliche Fülle sozialer Verknüpfungen hergestellt, die tagtäglich an Stärke gewinnen, und denen durch den neuen Vertrag über die wechselseitige Anerkennung des Bürgerrechts kürzlich eine werthvolle Sanction zu Theil geworden ist. Welchen Aufschwung der Handelsverkehr genommen hat, in welch hohem Maße das deutsche Kapital bei amerikanischen Unternehmungen und dem amerikanischen Staatskredit sich betheiligt, in wie lebhafter Wechselwirkung die Industrie beider Völker vorwärts strebt: darüber bedarf es hier keiner Ausführungen.

Haben mit diesen kraftvollen realen Beziehungen die geistigen in gleichem Maße zugenommen? Kann dem Verständniß für die beiderseitigen politischen Aufgaben, das sich während der Secession so glänzend in der Haltung der Deutschen hüben und drüben, und nach dem Kriege von 1866 nicht minder energisch in der Theilnahme der Nordamerikaner für die Neubildung Deutschlands dokumentirte, kann ihm auf dem literarischen Gebiete Aehnliches an die Seite gestellt werden? Entspricht unser Interesse an dem geistigen Leben der Union, entspricht der Einfluß, den wir literarisch ausüben und empfangen, den intimen Verhältnissen, in denen wir politisch, sozial und kommerziell zu einander stehen?

Ließe sich die Frage von unserer Seite mit einem runden Ja beantworten, so wäre das sicherlich kein übles Symptom für die Gesundheit unserer Literatur. Wir würden alle Ursache haben, uns ihres innigen Zusammenhangs mit dem realen Leben zu freuen. Wir würden zudem darauf stolz sein dürfen, den Amerikanern mit dem Schatze idealer Anschauungen, der in den Werken unserer großen Dichter und Philosophen niedergelegt ist, auszuhelfen, und uns nicht zu schämen haben, wenn wir in praktischer Auffassung und Beherrschung der Dinge von ihnen lernen könnten. Leider ist es jedoch zweifelhaft, ob ein solches rundes Ja auch ein ehrliches und wahres sein könnte.

Statt einer Untersuchung unseres literarischen Soll und Haben in Bezug auf Amerika, bin ich in der erfreulichen Lage, ein Weniges zu seiner Verbesserung beizusteuern. Es ist das eine um so angenehmere Pflicht, als sie einen jungen Poeten betrifft, dessen erstes Auftreten gelegentlich des Berichts über eine literarische Versammlung in Kalifornien vor ein paar

Jahren*) im „Magazin" erwähnt und mit dem Wunsche begrüßt worden ist, seinem Namen öfter in Europa zu begegnen.

Edward Rowland Sill bewährt sich, nachdem uns seine Gedichte gesammelt**), beiläufig in einer Ausstattung vorliegen, die wir unseren Verlegern nur als ein Muster einfacher und würdiger Eleganz empfehlen können, auch jetzt als ein tiefsinniger, begeisterter Vertreter des großen Humanitäts-Gedankens, der damals aus seiner Botschaft vom Strande des Großen Oceans so erquickend herübertönte. Auch jetzt ist es beinah durchgängig der menschliche Geist, dessen unerschöpfliche und unergründliche Räthsel dem Dichter die Gegenstände der Betrachtung darbieten. Das Wesen und Wirken der inneren Kräfte, in denen Quell und Kern und Summe der menschlichen Persönlichkeit und der menschlichen Existenz beruht, die Aus- und Umbildung, die der menschliche Charakter durch innere und äußere Erlebnisse wie durch die stillwirkende Macht der Jahre erfährt, die innige und mannigfache Wechselwirkung, die zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Schöpfung besteht: das sind die Tiefen, in welche diese Dichtung vorzugsweise ihre Blicke lenkt, aus denen sie Anregung und Sammlung schöpft. Das sind auch die Fragen, um welche sich das erste Gedicht, das einzige umfangreiche des Buchs, bewegt. Die leicht ersonnene Liebesfabel, die es erzählt, ist entbehrlich und ohne Wahrscheinlichkeit. Leidenschaft, das uralte und ureigene Herrschergebiet des Poeten, und jene Macht des Gesanges, die dem „Regenstrom aus Felsenrissen" gleicht: sie finden keinen Wiederhall in den Dichtungen dieses jungen Amerikaners, die gleichmäßig, ja zuweilen gleichförmig den Stempel ruhiger, ernster Contemplation an sich tragen. Eine liebenswürdige Seele spricht aus ihnen, die zwar von mürrischem Grübeln sich ebenso frei hält wie von schwächlicher Sentimentalität, deren Neigung und Anlage indessen vorwiegend auf nachdenkliche Beschaulichkeit gerichtet ist. Ein Beispiel mag seine Art vergegenwärtigen:

Abend.

Die Sonn' ist hin. Ihr leuchtendes Gespann
Versank mit seinen breiten Flammenrädern
Und ließ im West nur einen Rosenschleier,
Der schon verschwindend hinschmilzt in das Blau,
Wie eines Liedes zitternde Cadenz
Ausklingt in Schweigen süßer denn Gesang.
Jetzt schimmern leis die ersten Sterne vor,
Wie Instrumente eines nach dem andern
Anstimmen im Orchester. Dort im Ost
Erglänzt der Mond! Es wogt sein Silberlicht
Wie Wellenbrandung um die hohen Wolken,
Die weißen hohen Wolken, die gleich Flügeln
Die Erde spannt auf ihrer Sonnenfahrt.

Verschwieg'ne Sterne! Ueber fernste Zeiten
Strahltet ihr heiter wie in dieser Nacht.
Enthüllt nun das Geheimniß, treue Wächter,
Die Zeit ist da — sagt uns, warum wir leben!
Wie durch Mysterien einst der graue Priester
Verhüllten Haupts die bangen Neophyten,
So leitet durch der Jahre Schattengänge
Die Zeit uns Blinde, bis wir voller Zorn
Ermüdet unserm ernsten Führer dräu'n,
Zu sagen uns: wie lange, und wohin.
Die Zeit giebt keine Antwort, deutet nur
Mit stummem Finger auf die Ewigkeit
Hoch über uns, wie dieser tiefe Himmel
Hoch über mir jetzt dunkelt. Seine Wölbung
Erglänzt von Sternen rings. Im fernen West
Hernieder gleitet still ein Meteor,
Als ob, des Himmels Gartengänge wandelnd,
Ein Seraph sinnend Blumen niederwirft.

Darf dieses Gedicht als treue Probe der beschaulichen Natur unseres Poeten bezeichnet werden, so finden wir darin auch die Stimmungen ausgeprägt, welche in der ganzen Sammlung wiedertönen: ernste, männliche Religiosität und feines Naturgefühl. Frei von dogmatischen Schranken, fern von dem „eisigen Bekenntniß Calvin's, daß Gott nur Macht und Gesetz ist", ist Sill ein unermüdlicher Verkündiger der erlösenden und beseelenden Botschaft, daß Gott die Liebe ist; daß der wahre Inhalt des Lebens nicht das lärmende, hastige Tagewerks-Einerlei ist, sondern die Erhebung zu stillen, großen Gottesgedanken; daß unser Ich nicht ein bloßer Strom von Gedanken, Empfindungen, Freuden und Leiden ist, der wie eine gehemmte Quelle versiegt und nur eine Thränenspur zurückläßt, sondern eine lebendige, identische Persönlichkeit, mit ewigen Aufgaben, Zielen und Verheißungen. So sehen wir den Dichter in den wichtigsten Fragen des Glaubens und Hoffens in einer Mittelstellung aufrichtiger und zugleich freimüthiger Frömmigkeit, die sich ebenso unbeirrt durch den confessionellen Eifer der Enggläubigen wie durch die indifferente Abneigung der Ungläubigen, mit froher Zuversicht an die Herzen der Unbefangenen, Wahrheitsliebenden wendet. Dürften wir hoffen, daß die religiösen Meinungen der großen gebildeten Bevölkerung der Union in diesen Gedichten einen getreuen Ausdruck gefunden haben!

Das Verhältniß unseres Dichters zur Natur wird nach dem schon Mitgetheilten kaum weiterer Erläuterung bedürfen. Fast jedes einzelne Gedicht, namentlich auch zahlreiche treffliche Episoden der längeren Erzählung, die im Titel der Sammlung genannt ist, liefern unzweideutige Beweise von seiner, liebevoller Beobachtung, von innigem Erfassen, von richtiger und schwungvoller Darstellung der Außenwelt, ihrer wechselvollen Bilder und ihres geheimnißreichen Werdens. In den Gleichnissen, die wir hier und da eingestreut finden, spricht eine reine und ungetrübte Phantasie zu uns, keine Treibhaus-Lyrik, keine künstlich forcirte Erhabenheit. Ich kann indessen eine Bemerkung nicht zurückhalten, die, wie mir scheint, nicht allein bei den Gedichten E. R. Sill's zutrifft. Gerade in dem Verhältniß zur Natur kehrt in seinen Liedern und in denen amerikanischer Dichter überhaupt ein eigenthümlicher Hang zum Abstrakten, ein Mangel an individueller sinnlicher Erfassung der Gegenstände wieder, der sich nicht bloß im Ausdruck, sondern in der ganzen Behandlung der Sache kennzeichnet. Amerika ist, wie Jeder weiß, überreich an landschaftlichen Reizen der erhabensten, mächtigsten Eigenart. Die Wälder, in zum Theil noch heute jungfräulicher Frische (wer Herman Grimm's Schilderung des amerikanischen Lebens im zweiten Bande seiner „Unüberwindlichen Mächte" liest, bekommt einen guten Begriff davon), die breiten, herrlichen, königlichen Seen des Nordens, die Riesenberge des Westens, die gewaltigen Ströme, die überall das Land wie Meeresarme durchziehen: welche Fülle der großartigsten, wunderbarsten, fast unberührten Naturschönheiten! Findet sich in den Dichtungen der Amerikaner ein würdiger oder nur ein einigermaßen treuer Spiegel dieser Umgebung? Ist auch nur der ernstliche Versuch gemacht, diesen Hort zu heben? Ich will mich gern eines Bessern belehren lassen, aber abgesehen von

*) In Nr. 52 des Magazins von 1865.

**) The Hermitage and other Poems. By E. R. Sill. New York, Leypolt & Holt, 1868.

Longfellow's Schilderungen, sind mir wirkliche graphische Beschreibungen amerikanischer Scenerien durch amerikanische Poeten nicht erinnerlich, so viel bei ihnen auch von den unübertroffenen Vorzügen ihres Welttheils die Rede ist. Auch E. R. Sill's Gedichte strömen über von Lobeserhebungen der Heimat. Insbesondere ist es Californien mit seiner reichen Landschaft, seiner üppigen Vegetation und seinem lieblichen Klima, das ihn mehrfach zu poetischer Verherrlichung begeistert. Aber es geht ihm wie seinen Landsleuten: seinen Beschreibungen fehlt jenes reale Element, der individuelle Ton, der die Dinge in ihrer wirklichen Besonderheit zu fassen und vorzuführen vermag. Ich möchte sagen, es mangelt ihnen gleich sehr der Salzwassergeruch, der uns aus Heine's Nordseebildern entgegenprickelt, und der Waldeshauch, dessen Duft durch Eichendorff's Lieder weht.

Wenn die Ansicht zutrifft, daß es sich hier um einen gemeinsamen Mangel der amerikanischen Lyrik handelt, so möchte es der Mühe lohnen, seinen Grund zu untersuchen. Irre ich nicht, so erklärt es sich zum Theil schon daraus, daß der Sprache der amerikanischen Poeten jener sinnliche Gehalt abgeht, der uns in deutschen und englischen Liedern so energisch berührt. Wenn Göthe sagt:

Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah....

so nachtet jedes Wort. In seinem Liede vom Fischer enthalten Beiwörter wie „wellenathmend", „feuchtverklärt", ein ganzes Meer von descriptiver Kraft und Schönheit. Morgen und Abend wehen durch Eichendorff's wenige Zeilen:

Fliegt der erste Morgenstrahl
Durch das stille Nebelthal,
Rauscht erwachend Wald und Hügel...

und jenes köstliche:

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Statt solcher warmen Lebensfrische zeigt sich die Sprache der amerikanischen Lyrik, auch die unseres Sill, mehr oder minder von des Gedankens Blässe angekränkelt. Es liegt über ihr wie ein Schleier; grade da, wo sie der Natur nur eben derb auf den Leib zu rücken brauchte, pflegt sie in's Unbestimmte, Allgemeine, Abstrakte auszuweichen.

Die Hauptsache aber liegt wohl in dem verschiedenen Verhältniß, in dem hüben und drüben nicht bloß die Dichter, sondern die Menschen überhaupt zur Natur stehen. Gegen Amerika's Dimensionen ist unser alter Erdtheil eng: England, Deutschland erscheinen den Söhnen der Union zwerghaft verschränkt; überall glauben sie bei uns an den Gränzzaun zu stoßen. Aber dafür kennen wir unsere Heimat wie einen altererbten Besitz. Sie schließt sich uns in langem, innigen Verkehr anders auf, als das in Amerika in der Hast und dem Wechsel des Lebens möglich ist. Wir leben mit der Natur, die uns umgiebt, für's Leben; dem Amerikaner ist sie eine Reisegesellschaft, der ein geübtes Auge rasch eine Reihe treffender Bemerkungen absieht, aus der aber nur selten ein Verhältniß für Herz und Gemüth ersprießt. Bei den riesigen Aufgaben, welche durch die enorme Ausdehnung der Union dem praktischen Sinne ihrer Bevölkerung gestellt sind, bei dem rastlosen Thätigkeitsdrange, der die Menschen drüben dazu treibt, den Kreis dieser Aufgaben noch täglich aus freien Stücken zu erweitern, läßt sich nicht annehmen, daß die amerikanische Lyrik sobald zu der innern Sammlung und Harmonie gelangen wird, die eine Vorbedingung jeder ebenmäßigen Naturanschauung ist.

P. D. Fischer.

Kleine literarische Revue.

— **Das Vermächtniß eines Volksfreundes.***) Wer auf ein langes Privatleben zurückzublicken vermag, das in stiller Thätigkeit dahingeschwunden, der wird ruhig und mit dem Gefühl voller Befriedigung aus dem Leben zu scheiden vermögen. Nicht so der Forscher, der Gelehrte, der Volksmann. Jeder von ihnen wird noch immer vor ungelösten Problemen stehen bleiben, wird immer aus seiner Thätigkeit herausgerissen werden — und sei es am späten Lebensabend.

Viel zu früh wurde so auch einer der edelsten und thätigsten Volksfreunde, Professor E. A. Roßmäßler, in seinem segensreichen Schaffen durch eine letzte Krankheit unterbrochen. Auch er blickte bereits auf eine lange Lebensbahn zurück, jedoch auf keine ruhige, gewöhnliche, sondern auf eine im Dienste der Menschheit ebenso rastlos als durch große Ereignisse bewegt zurückgelegte. Sein ganzes Leben war ja einer emsigen Wirksamkeit im Dienste der Humanität geweiht und seine bis zuletzt sehr rüstige Kraft versprach noch viele uns gar werthvolle Leistungen. Bereits von dem Leiden heimgesucht, dem er erliegen sollte, vollendete er noch den zweiten Band der „Thiere des Waldes"**) und bereitete dann eine Sammlung seiner werthvollsten Arbeiten aus seinem naturwissenschaftlichen Volksblatte „Aus der Heimat" vor, zu der er im Mai 1866, unmittelbar vor der blutigen Katastrophe und von dem Vorgefühl ihres Kommens trübe erfüllt, ein ernstgemahnendes Vorwort schrieb. Das Erscheinen dieser Sammlung, der er den Titel „Für freie Stunden" bestimmte, sollte er leider nicht mehr erleben; er starb im April 1867, und die, durch die überhandnehmende Krankheit unterbrochene Herausgabe dieses letzten Werkes besorgte Dr. A. B. Reichenbach.

Jeder unparteiische Gebildete wird Dr. Friedrich Hofmann's Ausspruch beistimmen, „daß Roßmäßler's Verdienste um die Förderung seiner Wissenschaft und die naturwissenschaftliche Volksbildung in Deutschland von Jedermann anzuerkennen sind, wie fern derselbe auch der politischen und religiösen Richtung dieses Mannes stehen möge." Um so werthvoller muß nun aber, nicht allein seinen Gesinnungs- und Glaubensgenossen, sondern Jedem, der ihn zu verstehen und zu würdigen vermochte, diese letzte Gabe erscheinen. Sie birgt ja seine letzten tiefempfundenen und, wie immer, innig wohlmeinenden Worte an das Volk; sie bietet uns ein kurzes, jedoch treues Bild seines Lebens und Schaffens aus der Feder eines Jugendfreundes, sie führt ihn schließlich uns lebensvoll vor's Auge in einem Portrait, bei

*) Für freie Stunden, von E. A. Roßmäßler. Breslau, Eduard Trewendt. 32 Bogen, mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und dem Portrait des Verfassers.

**) Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

dessen Anblick Jeder von wehmüthiger und doch freudiger Rührung erfüllt werden muß, der den edlen Freund der Menschheit persönlich kannte. Das Werthvollste in dem Buche sind selbstverständlich aber die Darstellungen, welche in harmonischer Weise an einander gereiht, in den Abschnitten: 1. In novellistischer Gestalt, 2. Baare Spenden, 3. Unter Bäumen, 4. Im Freien, 5. Zur Naturforschung, 6. Der Kinder wegen, 7. Appellationen an Herz und Verstand, 8. Für das Leben, 9. Humboldt's Gedächtniß, so viel des Anregenden, Belehrenden und Erhebenden enthalten, daß es wahrlich hier keiner Kritik oder Anpreisung, sondern nur des Hinweises bedarf. Karl Ruß.

— **Die Lebensbedingungen der Pflanze.** Angebot und Nachfrage beherrschen bis zu einem gewissen Grade auch die Strömungen des geistigen Marktes, und welches zuerst dagewesen, läßt sich auch hier oft schwer ermitteln. Seit Jahren schon giebt sich im größeren Publikum das Bedürfniß kund, theil zu haben an den Eroberungen und Errungenschaften der Wissenschaft, und mit nicht genug zu schätzender Bereitwilligkeit kommt die gelehrte Welt diesem Verlangen entgegen, ja, hat es vielleicht erst hervorgerufen; so kann jetzt überall der gebildete Laie einen mühelosen Einblick in die Resultate der Wissenschaft erlangen, die doch so mühevoll errungen wurden. Unzählige populäre Vorlesungen dienen diesem großen und schönen Zwecke; die meisten von ihnen auch dem Unbemittelten zugänglich, denn in uneigennützigster Weise theilen die Männer der Wissenschaft dem früher so gering geschätzten großen Publikum deren Schätze mit. — Die Aufgabe, in einer bis zwei Stunden ein einigermaßen deutliches wissenschaftliches Bild zu zeichnen, ist wahrlich keine leichte, und häufig schon ist in Berliner Professorenkreisen der Wunsch laut geworden, Curse in der Art einrichten zu können, daß jeder Professor Einem Gegenstande mehrere Abende widmen könne. Aber selbst in diesem Falle bietet die Aufgabe immer noch Schwierigkeiten genug dar. Der Professor, der sein Kolleg liest, kann dem Bildungszustand seiner Zuhörer, die alle das Abiturienten-Examen gemacht haben, genau Rechnung tragen, er weiß, was er von Kenntnissen und Verständniß voraussetzen darf, was nicht. Dem gemischten Publikum gegenüber, großentheils aus Frauen bestehend, muß es dem Vortragenden sehr schwer fallen, zwischen den beiden Klippen des zu Elementaren und zu Gelehrten glücklich hindurch zu steuern.

Diesem Ziele sehr nahe gekommen ist Herr H. Wichelhaus in seinem Vortrage: Die Lebensbedingungen der Pflanze*), den derselbe am 29. Februar d. J. im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie gehalten hat und welcher nun im Druck erschienen ist. Er ist in anregendem und unterhaltendem Tone geschrieben, giebt Aufklärung, die denjenigen, welcher sich noch nie mit dem Gegenstand beschäftigte, nicht verwirren oder zu falschen Begriffen verleiten, und selbst die, denen nichts positiv Neues hier geboten wird, werden das geschickt gemachte Resumé mit Interesse verfolgen. So manches gute Samenkorn mag aus diesen Blättern fliegen in alle Welt, und wenn es günstige Lebensbedingungen findet, sich zu der schönen Pflanze klarer Erkenntniß entwickeln. — Ist doch der Mensch in seinen drei Hauptbedürfnissen: Nahrung, Kleidung und Wohnung von nichts so abhängig, als von der ihn umgebenden Pflanzenwelt; sich klare Begriffe über ihr Entstehen und Vergehen anzueignen, muß daher jedem Denkenden am Herzen liegen. M. St.

*) Berlin, F. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann), 1868.

— **Der Kreuzzug gegen die Albigenser.***) Dieses alte provençalische Heldengedicht, das sehr lange ganz in Vergessenheit gekommen war und von welchem Fauriel im Jahre 1837 die erste nähere Kunde in einer vollständigen Prosa-Uebertragung gab, hat jetzt der um die Kenntniß der Poesie der Troubadours in Frankreich sehr verdiente Mary Lafon in einer dem Originale treu sich anschmiegenden, metrischen Uebersetzung herausgegeben. Das Gedicht besteht aus 214 monorimen Strophen, d. h. alle Zeilen einer Strophe haben einen und denselben Reim, während eine Strophe von der andern durch einen kleinen Vers getrennt ist, der einen poetischen Uebergang und ein Verbindungsglied bildet, das in der ersten Zeile der nächstfolgenden Strophe seinen alliterirenden oder auch stofflichen Wiederhall findet. Die Epopöe zerfällt, dem Gedanken nach, in zwei total verschiedene Gesänge, indem der erste Gesang voll Begeisterung für den Kreuzzug ist, den der zweite mit aller Entschiedenheit bekämpft. Man nimmt daher auch an, daß die Dichtung zwei verschiedene Verfasser habe, von denen jedoch Niemand die Namen kennt. Der erste Gesang ist der weniger poetische und mehr eine gereimte Chronik als ein Heldengedicht; der zweite jedoch ist voll Schwung und Feuer und erinnert zuweilen an Virgil, wo nicht gar an Homer. Die Dichtung beginnt mit der Ankunft der Kreuzfahrer vor der Festung Béziers und endigt mit dem Tode Simon's von Montfort.

— **Ein didaktisches Gedicht aus dem 12. Jahrhundert.****) Herr A. Charma, Dekan der literarischen Facultät in Caën, hat ein didaktisches Gedicht aus dem 12. Jahrhundert: Fons philosophiae, zum ersten Male aus einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek in Paris herausgegeben und mit Anmerkungen versehen. Poetischen Werth hat das Gedicht nicht; es ist weniger seines Inhaltes, wie seiner Formen wegen merkwürdig. Es besteht aus 3 Theilen: der erste behandelt die sieben freien Künste, das sogenannte Trivium und Quadrivium des Mittelalters, der zweite die Ethik, Oekonomik und Politik und der dritte die Philosophie, d. h. die Theologie. Das ganze Gedicht umfaßt 200 Strophen; jede Strophe besteht aus 4 Versen, jeder Vers aus 13 Sylben. In jeder Strophe herrscht nur ein Reim; die gleichlautende Endung wird als den vier Endwörtern gemeinschaftlich nur einmal bezeichnet. Als Beispiel diene die Anfangsstrophe:

Noctis erat terminus et soporis m }
Et fugabat tenebras nuncius di } ei
Expergiscor nescius affuturae r }
Sacris ductus monitis et instinctu d }

Der Verfasser des Gedichtes ist Gottfried von Breteuil, Kanonikus und Subprior der Abtei von Saint-Victor, über dessen Lebensumstände der Herausgeber Alles beibringt, was sich ermitteln ließ.

— **Deutscher Shakespeare, von Dingelstedt, Simrock etc.** Die Verlagshandlung des Bibliographischen Instituts in Hild-

*) La Croisade contre les Albigeois, épopée nationale, traduite par M. Mary Lafon. Paris, librairie internationale, 1868.

**) Fons philosophiae. Poëme inédit du douzième siècle publié et annoté par M. A. Charma. Caen 1868. 80 pag.

burghausen setzt ihre mit Recht vom Publikum sehr geschätzten Publicationen der deutschen und auswärtigen Klassiker mit gleicher Sorgfalt, wie bisher, fort. Von ihrem Shakespeare, als dessen Herausgeber Dingelstedt gilt, ist jetzt derjenige Band (IV.) erschienen, welcher allein noch von den Dramen fehlte und vier von Karl Simrock übersetzte Lustspiele enthält, sowie eines „Die Komödie der Irrungen", das Dingelstedt bearbeitet hat. Als sprachgewandter Künstler hat sich Simrock besonders in seiner Verdeutschung von Love's Labour's Lost erwiesen, welchen Titel er alliterirend durch „Der Liebe Lohn verloren" wiedergiebt. Außerdem sind von ihm noch in diesem Bande: „Die beiden Edelleute von Verona", die „Kunst, einen Trotzkopf zu brechen (Taming of a Shrew)" und „die lustigen Weiber von Windsor". Der noch fehlende zehnte und Schlußband dieser Ausgabe, die Sonette und die Biographie Shakespeare's enthaltend, wird später ausgegeben werden. Gleichzeitig hat die Verlagshandlung ihre Separatausgabe der einzelnen Stücke Shakespeare's fortgeführt, die zu ihrer „Bibliothek ausländischer Klassiker" gehören, in welcher jetzt auch Holberg's Komödien, deutsch von Robert Prutz, in vier Bändchen erscheinen.

Literarischer Sprechsaal.

Der verdienstvolle Forscher in der Geschichte der österreichischen Juden, Dr. G. Wolf in Wien, führt uns in dem unten genannten Werke*) wieder ein Lebens- und Zeitbild vor. Das Buch trägt zwar den Namen einer Persönlichkeit, ist aber nichts weniger als eine bloße Personsbeschreibung und biographische Schilderung. Obwohl diese Persönlichkeit unsere Theilnahme verdient — denn ein Mann wie Herr Joseph Wertheimer, der lange Zeit Vorstand der hervorragendsten österreichischen Israeliten-Gemeinde war und selbst ein begabter Jounalist und Fach-Schriftsteller ist, hat gewiß gerechten Anspruch darauf — ist das vorliegende Buch doch mehr ein Abriß der Geschichte und eine Kulturzeichnung der im Kaiserstaat lebenden Juden. Der Verfasser läßt seinen Helden nur so weit hervortreten, als es zur Beleuchtung der jüdischen Verhältnisse im Allgemeinen und der besonderen in Wien nothwendig ist, und so erhalten wir ein historisches Bild voll interessanter Daten und Persönlichkeiten.

Es geht uns auch hierzulande nahe, was im nachbarlichen Kaiserstaat für den Fortschritt der Menschheit geschieht, und wenn wir lesen, daß die preußische Regierung ihren Gesandten am österreichischen Hofe im Jahre 1847 beauftragte, beim Staatskanzler Metternich anzufragen, ob es nach österreichischen Gesetzen gestattet sei, daß ein österreichischer Jude eine preußische Jüdin heirate (!), wenn wir weiter lesen, daß dieselbe preußische Regierung schon im Jahre 1843 bei derselben Regierung eine Anfrage über die Judengesetze in Oesterreich stellte — so hegen wir den verzeihlichen Wunsch, daß die preußische Regierung auch heute etwas neugierig sein und sich nach den jetzt in Oesterreich geltenden Judengesetzen wieder erkundigen möge. Sie wird da erfahren, daß die Juden Offiziere, Notare und ordentliche Professoren sind, daß sie überhaupt — mit geringen Ausnahmen in Galizien — in allen Beziehungen des bürgerlichen Rechts den Christen gleichgestellt sind. „Heute", sagt Dr. Wolf, „nachdem auch der ungarische Landtag das Gesetz der Gleichberechtigung anerkannnt hat, besteht in Oesterreich auf dem Gebiete der Gesetzgebung keine Judenfrage mehr." Wie steht's damit in Preußen?*)

Es wäre nur ein Akt der Gegenseitigkeit und eine Empfangnahme der ausstehenden Schuld, wenn wir in Preußen jetzt von den Oesterreichern ein kleines Muster freisinniger Praxis annähmen. Haben doch die Preußen den Oesterreichern den Anlaß zur Reform im Leben und im Gottesdienste gegeben! Die Einrichtung des Jacobson-Beer'schen Tempels in Berlin, 1815—1818, hat in Oesterreich eine große Aufregung der Geister hervorgerufen, und diese Stimmung benutzte ein Berliner Jude, Leser Liebermann, um in Wien für die Partei des Fortschritts im Judenthum, der er in Berlin angehörte, den Boden zu ebenen. Auch sonst übte der Hamburger Tempelverein und der Berliner, von Zunz, Gans und Moser geleitete „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden", über welchen Verein Strodtmann in seiner Lebensbeschreibung H. Heine's ausführlich berichtet und zu welchem auch der geistvolle Manheimer in Wien gehört hatte, einen wesentlichen Einfluß auf die reformatorischen Bestrebungen der österreichischen Juden.

*) Joseph Werthheimer. Beitrag zur Geschichte der Juden Oesterreichs, von G. Wolf. Wien, Herzfeld u. Bauer, 1868.

*) Die Gesetzgebung kennt allerdings auch in Preußen keine Ausnahmen mehr, aber mit der Praxis, oder vielmehr mit den Herren Ministern, ist es hier ein anderes Ding, als jetzt in Oesterreich.
D. Red.

Das neueste Heft der „Ungarischen Monatsschrift"**) ist vom Grafen Nikolaus Bethlen als Redacteur gezeichnet, und zwar ist die Redaction der Zeitschrift von Pest nach Wien verlegt. In diesem Hefte wird von Neuem die Nothwendigkeit eines engen Anschlusses Ungarns an Deutschland betont und die Gründung eines Ostreiches mit Ungarn an der Spitze als das Problem der Zukunft bezeichnet. Als ersten Schritt zu diesen beiden Zielen sieht die Monatschrift die Versöhnung der nichtmagyarischen Nationalitäten in Ungarn an, wozu nicht bloß der Ausgleich mit Kroatien, sondern auch eine Vereinbarung mit den Rumänen, Serben und Nordslaven, deren Gleichberechtigung mit den Magyaren bis jetzt nur auf dem Papier steht, nöthig sei.

**) Pest: Ferd. Pfeifer. Berlin: Fr. Kortkampf.

Herr Max Moltke in Leipzig, Herausgeber des „Deutschen Sprachwart", dieses für „Hege und Pflege unserer Muttersprache in allen ihren Mundarten" treu sorgenden, monatlich zweimal erscheinenden Blattes, kündigt unter dem Titel „Shakespeare-Stammbuch" ein literarisches Ehrendenkmal des britischen Dichters an, das aus einer Sammlung von Gedichten, Reden und Aussprüchen deutscher und nichtdeutscher Denker und Dichter zu Ehren Sheakespeare's bestehen wird. Es soll ein Seitenstück zu dem bei Errichtung des Schillerdenkmals in Stuttgart von der Cotta'schen Buchhandlung veranstalteten „Schiller-Album" werden. Der Herausgeber hat seine Materialien aus den bedeutendsten Schriftstellern aller Nationen geschöpft, die seit Jahrhunderten über Shakespeare geschrieben, bittet aber Alle, die ihm Aehnliches, was vielleicht weniger bekannt und ihm daher entgangen ist, nachweisen zu können, um entsprechende baldige Mittheilung.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Marthaikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] — Berlin, den 19. September 1868. — [Nr. 38.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der Mensch und das Meer.*)

„Alles ist aus dem Wasser entsprungen!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ocean, gönn' uns Dein ewiges Walten!
Wenn Du nicht Wolken sendetest,
Nicht reiche Bäche spendetest,
Hin und her nicht Flüsse wendetest,
Die Ströme nicht vollendetest,
Was wären Gebirge, was Ebenen und Welt?
Du bist's, der das frischeste Leben erhält."

Thales im „Faust".

Wir müssen, wie das Land, auch endlich das Wasser bewirthschaften lernen. Auf Ersterem vermehren sich vernünftige Landwirthe erfreulich, auf Letzterem sind wir noch Barbaren, obgleich es viel fruchtbarer an Nahrung für Körper und Geist ist, wie oft der beste Boden. „Das Meer, das Meer macht frei," sagt der Dichter, und Hegel nennt es „die Brücke der Völker". Diese unerschöpflich reiche Nahrungsquelle, die Schule der Marinekraft, ist zugleich auch die große Speisekammer für Tugend und Tüchtigkeit auf dem festen Lande. Nur Staaten mit Gränzen am Meere, an der unbegränzten Freiheit, gedeihen. Endlich ist die Nordsee, das fruchtbarste aller Meere, deutsches Meer geworden, wie es die Engländer schon lange genannt haben, und die sentimental viel besungenen Elbherzogthümer, nun zu Deutschland gehörig, erfreuen sich eines Neptunus duplex, einer doppelten Meeresküste. Die Engländer haben unser deutsches Meer schon längst Jahre lang durch eine besondere Kommission untersuchen lassen, in deren Bericht auch folgende Stelle vorkommt: „Das Deutsche Meer ist ertragsfähiger, als unser Ackerland; unsere reichsten Felder sind weniger fruchtbar an Nahrungsstoffen, als dessen Fischereigründe. Ein Morgen guten Bodens liefert etwa zwanzig Centner Getraide jährlich oder drei Centner Fleisch und Käse; aus einer ebenso großen Wasserfläche mit Fischereigrund kann man dasselbe Gewicht von Nahrungsmitteln jede Woche schöpfen. Fünf Fischerbote ärnteten in einer einzigen Nacht aus einer kaum fünfzig Morgen großen Fläche des Deutschen Meeres den Werth von fünfzig Ochsen und dreihundert Schafen in Form von leicht verdaulichen und schmackhaften Fischen. Diese Ochsen und Schafe waren ohne alle Mühen und Kosten im Wasser entstanden und von Neptun erzogen und gemästet worden, und ihr Fleisch, uns von der Natur geschenkt, hat für den gebildeten Menschen manche Vorzüge vor den besten Beefsteaks und Hammelkeulen, weil es, als Nahrungsstoff für den Körper leichter verdaulich, zugleich auch feines Futter für Gehirn und Geist enthält. Mit einiger Befriedigung können wir allerdings sagen, daß endlich auch die Deutschen an der Weser, Elbe und Weichsel angefangen haben, durch neue Fischereien und seetüchtige Fahrzeuge Ehren und Aernten aus dem Salzwasser zu gewinnen; aber anderen Völkern gegenüber will dies noch wenig sagen, und die verderbliche Seeräuberei, in welcher Form die Meere fast noch überall ausgeplündert werden, wird dadurch nur noch zunehmen. Die gebildeten Staaten, deren Fischervolk und nautische Helden, welche wir hiermit auch in dem neuen, „nautischen Verein" Deutschland's begrüßen und ermahnen, müssen durchaus dafür sorgen, daß die Meere rationell bewirthschaftet werden.

Lassen wir hier zwei der tüchtigsten und sachverständigsten Männer reden. Brehm sagt im letzten und das Werk krönenden Bande seines „Illustrirten Thierlebens"*): „Die Fische sind dem Menschen unentbehrlich; ganze Völkerschaften würden nicht im Stande sein, ohne sie zu leben, manche Staaten ohne sie aufhören, zu sein. Und doch wird diese Bedeutung noch in einer Weise unterschätzt, welche geradezu unbegreiflich erscheinen muß. Der Brite, der Skandinavier, der Amerikaner, der Franzose, Italiäner, Spanier, der Grieche und Russe, der Lappländer, Eskimo, der braune oder schwarze Halbmensch der Südseeinseln weiß sie zu würdigen — der Deutsche nicht. Es läßt sich erklären, daß dieser, der gebildetste Mensch der Erde, den Nutzen, welchen das unablässig geschäftige Heer der Vögel uns bringt, verkennt, mindestens kaum veranschlagt, weil nur die wenigsten Menschen sich die Mühe geben, zu beobachten oder zu rechnen: daß man aber die Bedeutung der Fische in unserem Vaterlande noch nicht erkennt, daß man die unendlichen Schätze des Meeres nicht verlottert, sondern noch gar nicht gehoben hat, daß man an den deutschen Küsten die Fischerei kaum vernünftiger betreibt, als an den Küsten Neuseelands — das ist unbegreiflich, auch dann unbegreiflich, wenn man die vielköpfige Herrschaft, unter der wir gelitten, als Entschuldigungsgrund anführen will. Denn nicht die Staatengewalt ist es, welche Fischereien in's Leben ruft, regelt und ordnet, sondern der Unternehmungsgeist der Einzelnen. In allen Ländern, in denen die Fischerei blüht, thut der Staat nichts weiter, als sie schützen; Holland dankt einen Theil seines Reichthums dem Heringsfang; Norwegen gewinnt aus dem Fischfange zur See zum Mindesten ebensoviele Speciesthaler, als es Einwohner hat; den Werth der Fischereien an der Bank von Neufundland schlägt man zu 15,000,000 Dollars an; von der Meer-

*) Von H. Beta. Aus einem nächstens erscheinenden Werke desselben: „Die Bewirthschaftung des Wassers", mit einem Vorworte von Brehm.

*) Von der neuen, von Fried. Schödler redigirten Volks- und Schulausgabe dieses Werkes sind soeben wieder zehn Hefte (à ⅙ Thlr.) vom Bibliographischen Institut in Hildburghausen versandt worden.

fischerei Großbritanniens gewinnt man eine Vorstellung, wenn man weiß, daß London allein 500,000 Dorsche, 25,000,000 Makrelen, 100,000,000 Jungen, 35,000,000 Schollen, 200,000,000 Schellfische jährlich verbraucht, die Unmassen aller übrigen, hier nicht namentlich aufgeführten, weil nicht regelmäßig auf den Markt kommenden Fische nicht gerechnet. Die Heringsfischerei Schottlands und der Insel Man beschäftigte im Jahre 1862 9067 Boote und 43,468 Fischer, abgesehen von 22,471 Menschen, welche zum Einsalzen, Verpacken u. s. w. ihre Verwendung finden!

Die Briten, welche gegenwärtig alle übrigen Völker überflügelt, sind nicht nur in der Fischerei am Bedeutendsten, sondern haben auch die Anstalten zur Versorgung der Binnenstädte so vorzüglich organisirt, daß man in ihnen viele Fische leichter zu kaufen bekommt, als in den Strandstädten. Die hieraus ganz von selbst sich ergebenden Vortheile danken die Briten ihrem weitsichtigen Unternehmungsgeiste, welcher jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen weiß. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob eine Nachricht, welche neuerlich durch die Zeitungen lief, wahr ist oder nicht, da schon das Vorhandensein des betreffenden Gerüchtes genügt, um die Kurzsichtigkeit der Leiter unserer deutschen Verkehrsanstalten zu kennzeichnen. Es hieß, daß sich norddeutsche Eisenbahngesellschaften geweigert hätten, von unseren Hafenstädten aus frische Seefische anders als in wasserdichten Kisten zu befördern, aus Furcht, daß das von dem Packeis abschmelzende Wasser ihre Wagen verderben könnte. Ob die ängstlichen Herren Eisenbahnbeamten sich die Mühe gegeben haben, vor der Kundgabe dieses geradezu ungeheuerlichen Erlasses sich mit der Bestandkunde britischer Eisenbahnen zu beschäftigen, weiß ich nicht, darf aber wohl das Gegentheil annehmen, da sie sonst vielleicht auf den nicht allzu fern liegenden Gedanken gekommen sein könnten: es möge sich lohnen, für den Versand von Seefischen besondere Wagen bauen zu lassen. Der leichte und schnelle Versand zu Wasser, welcher längs der Küsten Großbritanniens stattfinden kann, nimmt den Eisenbahnen einen bedeutenden Theil von der Fischfracht weg; demungeachtet wurden, laut Bertram, in einem Jahre befördert: auf der London- und Brighton-Bahn 5174, auf der großen westlichen Linie 2885, auf der nordbritischen Bahn 8303, auf der großen Nordbahn 11,930, auf der Nordostbahn 27,896, auf der südöstlichen Bahn 3218, auf der großen Ostbahn 29,086, zusammen 38,492 Schiffstonnen oder 1,769,840 Ctr. Fische — seitdem auf mehr als 2 Millionen Centner jährlich gestiegen. Solchen Angaben gegenüber erscheint der Handel mit Seefischen, wie er zur Zeit noch in unserem Vaterlande betrieben wird, wahrhaft kindisch, und gerade deshalb habe ich es für meine Pflicht gehalten, auch an dieser Stelle auf von uns noch zu hebende Schätze hinzuwirken.

Etwas, wenn auch herzlich wenig besser, sieht es mit der deutschen Süßwasserfischerei aus, namentlich in denjenigen Gegenden, wo das katholische Bekenntniß vorherrscht. Große Fortschritte hat man freilich auch noch nicht gemacht, eher noch Rückschritte; denn allgemein ist die Klage, daß die Süßwässer ärmer sind an Fischen, als sie es früher waren, und von Jahr zu Jahr ärmer werden. Vielerlei Ursachen tragen hierzu bei. In Folge des steigenden Bodenwerthes engt man die Gewässer mehr und mehr ein oder verdrängt sie gänzlich, indem man Brüche entsumpft und Süßwasserseen austrocknet; die von Jahr zu Jahr sich mehrende Anlage von Fabriken vergiftet einen Bach, ein Flüßchen nach dem andern; die Dampfschiffe, welche auf den größeren Strömen auf- und abfahren, stören die Fische und werfen eine Menge von Eiern und hilflosen Jungen an den Strand; die Fischer vernichten, weil es für sie keine Hegungszeit giebt, mit den kurz vor der Laichzeit gefangenen Fischen Millionen von Eiern oder Keimen zu neuer Bevölkerung. „Den Nahrungsstoffen gegenüber“, sagt Karl Vogt, „welche in Gestalt von Fischen in den Gewässern umherschwimmen, stehen wir noch ganz auf dem Standpunkte des Jägers und Nomaden, der allerdings für seine Heerde gesicherte Ruheplätze sucht, alles Uebrige aber dem Walten der Natur überläßt. Was diese uns ohne weitere Anstrengung in den Gewässern liefert, beuten wir aus, so gut es eben geht. In den Süßgewässern legen wir höchstens Fischteiche an, in welchen wir es meist den Fischen überlassen, sich ihre Nahrung zu suchen. Unsere Gesetze in Bezug auf die Gewässer gehen nicht einmal so weit, als die der Jagd, welche doch wenigstens die fortpflanzungsfähigen Thiere in der Zeugungszeit zu schützen pflegen. Ist es nun ein Wunder, wenn bei steigender Bevölkerung nicht nur die bezügliche Menge der Nahrungsmittel aus dem Süßwasser abnimmt, sondern wenn sogar in Folge der vermehrten Nachstellung die unbedingte Menge des Stoffes sich vermindert? ... Die meisten Bestimmungen über Fischerei sind veraltet, unzureichend, selbst geradezu verkehrt. Es gilt hier gewiß, eine fördernde Hand anlegen, und ohne der persönlichen Freiheit zu nahe zu treten, solche Bestimmungen treffen, welche die Erhaltung einer Quelle von unschätzbaren Nahrungsmitteln besser sichert, als bisher der Fall gewesen.“

In der Neuzeit hat man nun allerdings begonnen, hier und da eine fördernde Hand anzulegen, die bisherigen Bestimmungen sind noch kaum der Rede werth. So wie es die Urväter gethan, verfährt man noch heute: man überläßt es den Fischen selbst, sich zu vermehren, ohne daran zu denken, diese Vermehrung zu unterstützen, ja nicht wenige von Denen, welche die Mittel besitzen, zu fördern, betrachten es sogar als einen Eingriff in die Gerechtsame Gottes, wenn es der Mensch in frevelndem Uebermuth versucht, das, was die Natur schlecht macht, zu bessern. Schon mehr als ein Jahrhundert ist verflossen, seit aufgeklärte deutsche Männer sich bemüht, das Volk zu belehren, ihm die Mittel und Wege verständiger Fischzucht anzugeben: aber erst seit Kurzem, nachdem Franzosen, Skandinavier und Engländer diese Ideen lebhaft ergriffen, gelangt Einer oder der Andere unserer Landsleute zu der Ansicht, daß es doch wohl gut sein könne, der Fischzucht größere Aufmerksamkeit zu widmen als bisher geschehen. Ich darf mich hier auf die Bemerkung beschränken, daß die künstliche Fischzucht größere Aufmerksamkeit verdient, daß sie viel leichter, einfacher und gewinnbringender ist, als man glaubt, daß schon jetzt mehrere allgemein verständliche Werke vorliegen, die Jedermann über sie unterrichten können, und daß jeder Grundbesitzer, welcher über ein Gewässer verfügt, sie zu betreiben im Stande ist.

Das Meer nimmt auf der fast 10,000,000 Geviertmeilen großen Erdoberfläche allein mehr als 7,000,000 ein, so daß uns Menschen und sonstigen Geschöpfen, die nicht im Wasser leben können, bloß etwa 2,500,000 bleiben. Unter diesen Wasserflächen leben denn auch unendlich viel mehr Geschöpfe in wunderbaren Thälern, Hochflächen, Gebirgen, Wäldern und Forsten, Welttheilen, Staaten, Städten und wirklichen Feenschlössern, als irgendwo auf der Erde. Von den etwa 9000 bekannten Fischarten übertrifft vielleicht jede Art die Zahl der Menschen um unzählige Millionen. Außerdem wimmelt es in der wunderbarsten Mannigfaltigkeit von Formen und Farben infusorischer, thierpflanzlicher, molluskischer, qualliger, flüssig zusammengehauchter und stark gepanzerter Geschöpfe, welche die Zahl der Fische bis fast in's Unendliche übertreffen. Beispielsweise wurden von einem Naturforscher auf einer englischen Quadratmeile tropischen Gewässers so viel geister-

hafte Hauche von Quallengebilden angetroffen, daß er deren Zahl innerhalb dieses Raumes auf 24 Billionen veranschlagt. Davon kann sich freilich Niemand eine Vorstellung machen, da schon neunzehntausend Jahre dazu gehören, um eine einzige Billion zu zählen. Noch wunderbarer klingt es, daß die ungeheuren, lebendigen Thran-Tonnen, welche als Wallfische im Meer umherschwimmen, hauptsächlich von solchen, kaum materiell erscheinenden Quallen leben und sich mästen.

Europa allein hat ein Küstengebiet, welches dem Umfange der ganzen Erde gleichkommt, nämlich 5400 Meilen. Alle Meeresgestade zusammen haben eine Länge von 34,000 Meilen, welche an Fruchtbarkeit nur auf der amerikanischen Seite des atlantischen Oceans unsere gesegnete Nordsee, das deutsche Meer, übertreffen. Die ungeheuren Tiefen des atlantischen Oceans, welche zwischen dem Cap St. Roque und Sierra Leone in der Mitte zwischen dem amerikanischen und afrikanischen Gestade viel über 20,000 Fuß betragen, sind ohne Nutzen, während die Nordsee fast überall mit Grundnetzen leicht erreichbar ist, viele ausgedehnte fischreiche Bänke unweit der Oberfläche enthält und nur zwischen Schottland und Norwegen bis 800 Fuß Tiefe erreicht. Die Ostsee hält sich zwischen 180 und 240 Fuß Tiefe und bildet nur zwischen Gothland und Windau einen 840 Fuß tiefen Kessel.

Wir haben vollauf zu thun, um unsere deutschen Gestade, unsere Flüsse, Seen und Teiche bis zum verachtetsten Tümpel herab würdigen und bewirthschaften zu lernen. Seit Jahren stürzt sich Mancher aus Hunger und Verzweiflung in's Wasser, das ihn reichlich ernährt haben würde, und unzählige Menschen lungern und hungern auf dem Trockenen herum und wissen nicht und Niemand kann ihnen rathen, wie sie wohl Arbeit und Brod finden könnten, weil Niemand daran denkt, daß viele hundert Meilen von Flußufern und Meeresgestaden auf Felder und Fluren hinlocken, die einer viel größeren Fruchtbarkeit fähig sind als der beste Boden, ohne Dünger und Aussaat zu erfordern.

Auf diesen fleißigen, sich selbst befruchtenden Feldern müssen wir pflügen und ärnten lernen, und ebenso vernünftige Wasser- wie Landwirthe werden. Die unendliche Fruchtbarkeit und Zeugungskraft des Meeres geht über unsere kühnsten Vorstellungen hinaus. So sehr wir über die fortwährend unersättlich wüthende Raub- und Mordlust der zum Theil entsetzlichen Bewohner des Meeres erschrecken, bietet doch das in jedem Augenblicke millionenfach sich immer wieder erzeugende Leben in unendlichen Stufen der Stoffveredlung zu Fleisch und Feuermaterial für den Menschen ein so wunderbar erhebendes Schauspiel, daß wir darüber gern die Mächte der Zerstörung vergessen. Die Natur ist weder theologisch noch teleologisch, aber wir können getrost annehmen, daß sie ganz besonders für unsere Aernten aus dem Wasser immerwährend millionenfaches Leben erzeuge und verzehre, um endlich die schmackhaftesten und fettesten Fische an unsere Gestade und unsere Flüsse hinaufzusenden. In dieser schöpferischen Thätigkeit ist sie wahrhaft göttlich und über alle unsere Begriffe hinaus erhaben. Die Griechen bevölkerten alles Wasser mit den mannigfaltigsten göttlichen Gestalten, erkannten im Meere eine Gottheit ersten Ranges mit mächtigem Dreizack, ließen der Ströme Silberschaum aus den Urnen lieblicher Najaden entspringen und sogar die Göttin der Schönheit unverhüllt aus den flüssigen Quellen des Lebens emporsteigen.

An manchen stillen Abenden scheint die Sonne durch verschiedene Wolkenschichten hindurch und bildet, erdwärts sich ausbreitend, gradlinige, sichtbare, helle Streifen. Man sagt dann: „Die Sonne zieht Wasser". Dies ist ganz richtig, nur daß sie das immer und ununterbrochen thut. Durch die wärmenden Sonnenstrahlen werden täglich Millionen Centner Meerwasser in das Luftmeer hinaufgezogen, welches sie nun als „eilende Wolken, Segler der Lüfte", als Proviantschiffe auf Rechnung des Meeres durchziehen, um ihre gesegneten Frachten für die durstigen Pflanzen und Thiere des Festlandes als Thau und Regen, als Zeugungsmasse und Lebensmittel für Flüsse auf den Bergen und in hohen Wäldern zu löschen. Diese Wassermassen, von der Sonne aus dem Meere heraufgezogen, nähren und erquicken auf dem Festlande überall umher Leben, Blüten und Früchte und kehren auf's Neue schwer beladen mit den unbrauchbar, schädlich und tödtlich gewordenen Abfällen und Leichen des thierischen und pflanzlichen Lebens, sowie mit allerlei aufgelösten mineralischen Stoffen in's Meer zurück. Durch diesen Kreislauf wird das Meer immerwährend frisch und massenhaft mit allen möglichen Bestandtheilen und Bedingungen für neues Leben versorgt. In seiner unaufhörlichen flüssigen Bewegung bringt es diese Bestandtheile und Bedingungen, Feindliches vollends scheidend und lösend, Verwandtes und Freundliches vereinigend, so zusammen, daß daraus sich neue Lebenszellen bilden, die theils ein selbstständiges Leben haben, theils Wohnungen für dasselbe bilden.

Solcher Bildungen und Gehäuse giebt es wohl in manchem Tropfen zu Tausenden. Auch jeder solcher Tropfen ist eine ganze Welt, in der die kleinsten, unvollkommensten Wesen, von größeren verschlungen, endlich als fette Bissen für allerhand infusorische Geschöpfe sich gestalten. Diese dichtet nun das Meer theils zu quallenartigen, manchmal noch ganz durchsichtigen Haufen größerer Organismen zusammen, theils verwandelt es dieselben sofort als Futter für Muscheln und Austern in edlen Nahrungsstoff für den Menschen. Außerdem häufen sich die so in jedem Tropfen millionenfach erzeugten und verzehrten Infusorien in unendlichen Stufen der Stoffveredlung immer wieder zu Nahrung für vollkommenere, stärkere, schmackhaftere Bewohner des Wassers, bis diese sich endlich als Heringe, Kabliaus, Makrelen u. s. w. auf die Oberfläche drängen oder als Salmoniden sogar sich mit aller Gewalt zwischen die Menschen in Flüssen heraufschnellen, blos um sich verzehren zu lassen.

So ist das Meer die gränzenlos weite und unergründlich tiefe, ewig schöpferische und gestaltende Werkstatt unabsehbarer Lebenserzeugung und Veredlung zu Fleisch, Oel, Feuer für die Menschen, seinen Magen, seine Muskeln, seine Maschinen, für „mens" und „mensa".

Schon an den jedem Volke besonders gehörigen Küsten und Flußmündungen lassen sich bei wirthschaftlicher Behandlung und künstlicher Fischzucht fabelhafte Kapitalien und Arbeitskräfte, welche jetzt müßig liegen oder sich mit unergiebigen Industrieen abquälen, für die goldenen Aernten verwenden, deren Früchte nicht blos in wohlfeilen schmackhaften Fischen, sondern auch in sittlichen und socialen Bildungskräften bestehen werden. Der Umgang mit dem Wasser ist gesunder und angenehmer, als die Arbeit des staubigen Bodens, und giebt dem Menschen gleichsam eine weichere und flüssigere Empfänglichkeit für allerhand Bildung, Tugend und Tüchtigkeit. Christus wählte seine Jünger aus Fischern.

Für die rationelle Fischerei haben wir wohl fast überall vor der Hand Wasser genug und wo es fehlen sollte, lassen sich schädliche Sümpfe und selbst trockene Sandflächen in dichtbevölkerte Aal-Dörfer und lachende Lachsforellen-Teiche umwandeln. Ein tüchtiger und erfahrener Naturforscher und Fischkenner theilte mir bereits seinen wohldurchdachten Plan mit, in der nüchternen

Sandebene Berlins einen solchen Lachsforellen-Zuchtteich aus dem Boden hervorzuzaubern und zu bevölkern.

Kurz, wo wir auch in dem mit vielen Flüssen, Seen, Teichen gesegneten Deutschland hinblicken, fast überall wird das gebildete Auge vernachlässigte, aber der reichsten Erträge fähige Quellen neuer, gesunder Nahrung und lachenden Wohlstandes erblicken. Es gilt, tüchtig anzupacken und durchzuführen. Hier sei nur auf eine noch neue, vielversprechende Art der Bewirthschaftung des Wassers hingewiesen. Gerade die für uns werthvollsten Fische dringen, zum Theil von geheimnißvollen Kräften getrieben, unwiderstehlich bald und abwechselnd in das salzige, bald in das süße Wasser. Dies ist für die Fischzucht von großer Wichtigkeit, da sich jedenfalls sehr werthvolle Seefische in Süßwasserteichen mit Erfolg einbürgern und künstlich vermehren lassen dürften. Das gilt nun besonders für alle flunderartigen Plattfische mit den schon im Alterthum berühmten Steinbutten. Bisher gemachte Versuche solcher Art sind kaum der Rede werth, so daß sich hier dem gebildeten und praktischen Unternehmungsgeist weite Gebiete lohnender Wirksamkeit eröffnen.

Diese werden um so größer und vielversprechender, da nach englischen Erfahrungen sich Seewasser im Großen sehr wohlfeil künstlich herstellen läßt und dieses bei geeigneter Ventilation und Behandlung ohne Erneuerung immer lebenskräftig erhalten werden kann, so daß auch Fische, welche Süßwasser nie vertragen lernen, in's Bereich künstlicher Fischzucht gezogen werden können. Das natürliche Meerwasser besteht aus Süßwasser, worin dem Gewichte nach höchstens vier Prozent Chlornatrium oder Kochsalz und geringe Bruchtheile von Chlormagnesium, Chlorcalcium, schwefelsaurem Natron und schwefelsaurem Kalk so enthalten sind, daß letztere zusammengenommen noch nicht so viel ausmachen als das Kochsalz. Einige dieser Bestandtheile und noch andere ungenannte sind theils in so geringen Mengen enthalten, theils so unwesentlich, daß sie erfahrungsmäßig ohne Nachtheil bei der Zubereitung künstlichen Meerwassers ganz weggelassen werden können. Für die furcht- und fruchtbare Zersetzungs- und Lebenerzeugungsfabrik der Natur aber in natürlichem Meerwasser scheinen nicht nur diese, sondern alle anderen Bestandtheile nöthig zu sein, denn in dieser für uns gränzenlosen Werkstatt sind alle Gewalten des Todes, der Erzeugung und Neubildung ununterbrochen in unfaßbarer Fülle und Kraft thätig.

Mit einem unverwüstlichen, gleichsam trunkenen Uebermuthe wirft die Natur in allen Höhen und Tiefen dieser 7,000,000 Quadratmeilen Lebensflüssigkeit fortwährend mit unzähligen vollen Händen die neuen Lebenskeime aus den Leibern und Eierstöcken aller Fischarten und anderer wunderbaren Gebilde hervor und läßt sie mit demselben Uebermuthe und dem göttlichen Kraftbewußtsein ihres unerschöpflichen Wiedergeburts-Vermögens ebenso massenhaft wieder verderben und verschlungen werden. Manchmal leuchten und brennen diese feindlichen, strotzenden Erzeugungs- und Verzehrungskräfte meilenweit und bis tief hinunter, so daß das ganze Meer umher aus wässerigen Flammen zu bestehen scheint. Auch aus den dunklen Wogen schlägt der hineingeworfene Stein oder das Ruder manchmal Funken, selbst die hineinplätschernde Hand sieht sich oft von kalten Flammen umspült, welche auf brennende Pflanzen und Blumen unter dem Wasser hinableuchten.

„Welch' freudiges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegeneinander sich funkelnd zerschellen."

Wir ahnen darin nur die massenhaft in leidenschaftlicher Spannung gegeneinander blitzenden und kämpfenden Ueberreste ewiger Zerstörung und Erzeugung. Wohl geziemt es der gebildeten Kraft des Menschen, mit den geeigneten Mitteln zu Gunsten der schöpferischen Kräfte für lohnendste Erhöhung seines körperlichen und geistigen Wohlstandes vernünftig und wirthschaftlich einzugreifen. In Vogt's „künstlicher Fischzucht" finden wir die zuverlässigsten Anweisungen dazu, und ein größeres, auf Anregung Brehm's in der Winter'schen Verlagsbuchhandlung nächstens veröffentlichtes Werk mit Illustrationen über die „Bewirthschaftung des Wassers" wird sehr umfangreiche Erfahrungen, Anregungen und Regeln für praktische Ausführung geben. Es verlangt dabei nicht mehr für das viel fruchtbarere Wasser, als was heutzutage jeder Bauer für seinen Acker thut, welchem nur durch schwere Arbeit abgerungen werden kann, was süße und salzige Wasser uns gleichsam umsonst bieten, so daß wohl mancher gebildete Fischer mit Proteus zum Landmann sagen kann:

„Das Erdetreiben, wie's auch sei,
Ist immer doch nur Plackerei,
Dem Leben frommt die Welle besser."

England.

Die Familie des Premierministers Disraeli.

Julius Rodenberg erzählt in „Steffens Volkskalender" von 1869, den er wieder vortrefflich zusammengestellt*), die Geschichte der Juden in England seit ihrer dortigen Wiederzulassung unter Oliver Cromwell und theilt bei dieser Gelegenheit einige interessante Notizen über die Familie des jetzigen englischen Premierministers Benjamin Disraeli mit. Der gelehrte Rabbi Manasse ben Israel, der zur Zeit der englischen Republik von Holland nach England, als Abgesandter seiner Glaubensgenossen, gegangen war, hatte von seinen spanischen Vorfahren die Kunst der diplomatischen Ueberredung geerbt, mit Hilfe deren er dem Protektor einleuchtend zu machen verstand, welchen unheilbaren Schaden das alte Spanien sich zugefügt, als es die Juden mit ihrem Handelsgeist und ihrem beweglichen Vermögen austrieb, und welche fruchtbare Aussaat für die Zukunft Englands es sein würde, wenn dieses die jetzt größtentheils in Afrika und in der Türkei, zum Theil aber auch in Frankreich, Italien, Holland und Holstein (Altona) zerstreut lebenden Sephardischen (spanisch-portugiesischen) Juden bei sich aufnehmen wollte. Obwohl nicht ohne Widerstreben, faßte Cromwell doch den Gedanken nach seiner ganzen Tragweite auf, und wie die Schiffahrtsacte des Protektors, so darf auch die Dispu-

*) Außer des Herausgebers eigenem Beitrage bringt der Kalender acht heitere und ernste Gedichte als Erklärungen zu den Stahlstichen des Jahrbüchleins, von Hermann Kletke, ferner eine Novellette für das große Leserinnen-Publikum: „Das theure Seidenkleid", von Louise Mühlbach, eine Spukgeschichte für das Salon-Publikum: „Ein Abend bei Cagliostro", von Georg Hiltl, eine Humoreske von Max Ring: „Die Freuden einer Hochzeitsreise", eine Touristenskizze des alten Hildesheim mit seinem tausendjährigen Rosenstock, von Otto Glagau, ein handelspolitisch-heraldisches Essay: „Die neue deutsche Flagge", von A. Lammers, zwei Geschichten aus dem Leben des Generals Scharnhorst und des französischen Gesandten in Rußland, Marquis von La Chetardie, endlich eine Kriminalgeschichte aus Schlesien, von A. Vollert, und allerlei physikalische, technische und ökonomische Belehrungen von G. Levinstein, D. Philipp u. A.

tation über Zulassung der Juden in England, die er im December 1655 im Palaste von Whitehall halten ließ und wobei sein Prinzip der Duldung über die presbyterianische Hartnäckigkeit den Sieg davontrug, als eines der mächtigen Förderungsmittel der nachmaligen englischen Handelsgröße betrachtet werden.

Also aus Holland kamen im siebzehnten Jahrhundert die ersten Sephardischen Juden nach England, denen bald auch zahlreiche Aschkenasische (deutsche und polnische) Juden folgten.*) Zu den Sepharden gehörte auch die Familie Disraeli, aber sie befand sich nicht schon unter den aus Holland Eingewanderten. Vielmehr hatte sie sich, als Torquemada's Inquisitions-Edikte die Nachkommen Abrahams mit dem Blut-Banne belegten, zunächst nach Italien geflüchtet, wo die großen Handelsrepubliken klug genug waren, die von Spanien verschmähten Reichthümer der Juden aufzunehmen. In Venedig legte die Familie ihren früheren stolzklingenden spanischen Namen (Villareal) ab, und, dankbar dem Gotte Israels, der sie durch Leiden und Prüfungen ohne Gleichen geführt hatte, gab sie sich den Namen Disraeli, „einen Namen, der (wie der jetzige vornehmste Träger desselben in der Lebensbeschreibung seines Vaters, des berühmten Literaten Isaak Disraeli, sagt) niemals zuvor oder seitdem von einer andern Familie geführt worden, auf daß ihr Geschlecht für immer daran erkannt werden möchte".

Unter dem Schutze des Löwen von San Marco blühten die Disraeli als Kaufleute und Bankhausbesitzer in Venedig während zweier Jahrhunderte, bis der große Aufschwung und Handelsruf eines ihrer Sephardischen Glaubensgenossen in London, Samson Gideon's, dessen Sohn unter König Georg II. zum Baronet unter einem anderen Namen erhoben wurde, den damaligen Banquier Disraeli in Venedig bewog, den jüngsten seiner Söhne, Benjamin, den „Sohn seiner Rechten", Großvater des gegenwärtigen Premiers, nach England zu schicken, um dort eine Filiale des venetianischen Handlungshauses zu errichten.

„Mit jener Feinheit (sagt Rodenberg), welche die Feder des jetzigen Premiers von England immer ausgezeichnet hat, erzählt er uns die Geschichte des Uebertritts seiner Familie zum Christenthum — reich an typischen Zügen und Motiven, die wohl überall in ähnlichen Fällen ähnlich gewirkt haben mögen. Sein Großvater, der geborene Italiäner, verkehrte wenig mit seinen englischen Glaubensgenossen und war im besten Falle gleichgiltig gegen sie; die Triebfeder des endlichen Bruches war seine Gemahlin. „Meine Großmutter", sagt der Minister-Präsident von England, „die schöne Tochter einer Familie, welche viel durch Verfolgung gelitten, hatte jenen Widerwillen gegen ihren Stamm eingesogen, den die Ehrgeizigen nur zu sehr geneigt sind, zu fassen, nachdem sie die Erfahrung gemacht, daß ihre Geburt sie zu einer niederen Stellung in der Gesellschaft verurtheilt. Das Gefühl der Erbitterung, das eigentlich dem Verfolger allein gelten sollte, wird, wo die Empfindlichkeit bis zu einem gewissen Grade gereift ist, nur zu oft an dem Verfolgten ausgelassen, und die Ursache der Verletzung, die man empfindet, wird nicht sowohl in der Bornirtheit und dem bösen Willen des Gegners, als in der Ueberzeugung und dem Gewissen des unschuldig Leidenden gesucht."

*) Unter Aschkenas wird zwar immer bloß Deutschland verstanden, und das heutige Gebetbuch der Juden unterscheidet den Aschkenasischen (Deutschen) vom Polnischen Ritus, aber den „Sephardim" gegenüber werden die polnischen Juden, deren Vorfahren im Mittelalter aus dem westlichen Deutschland vertrieben wurden, ebenso wie die deutschen Juden als „Aschkenasim" angesehen. D. Red.

Es dauerte jedoch dieser innere Widerspruch in der Familie Disraeli siebzehn Jahre, bis dieselbe den Entschluß faßte, ihr bisheriges religiöses Band aufzugeben. Im Jahre 1782 fand ihr Uebertritt zum Christenthume statt. Benjamin Disraeli, der Großvater, war inzwischen zu einem für die damalige Zeit sehr großen Vermögen gelangt und erwarb in der Nähe von London ein Gut, das er mit einem Park in italiänischem Geschmack ausstattete, und wo er im achtzehnten, wie im neunzehnten Jahrhundert, seine vornehmen, seine literarischen und seine künstlerischen Freunde (Sir Horace Mann, George Canning, Charles Lamb, Coleridge u. A.) empfing, italiänische Canzonetten sang und (nach der Darstellung seines Enkels) „trotz einer Gattin, die ihm niemals seinen Namen verzieh, und eines Sohnes, der alle seine in Bezug auf ihn gemachten Finanzpläne vereitelte, eines langen ungestörten Glückes genoß. Im J. 1817 starb er, fast neunzig Jahre alt, mit Befriedigung auf sein umfassendes Leben zurückblickend."

Der vorgedachte Sohn des älteren Benjamin Disraeli, „dem Vater bis zur letzten Stunde seines Lebens ein Räthsel", war Isaak Disraeli, einer der liebenswürdigsten Literaten und Kulturhistoriker, der Verfasser der in zahlreichen Auflagen über England, Amerika und die ganze Kulturwelt verbreiteten „Curiosities of Literature", die einen wahren Schatz von Belehrung enthalten und die, obwohl ihr wissenschaftlicher Standpunkt durch die Forschungen und Entdeckungen des letzten Drittel-Jahrhunderts weit überholt ist, noch lange eine Lieblingslecture und ein Nachschlagebuch der Engländer bleiben werden. Isaak Disraeli starb im Februar 1848, 82 Jahre alt, auf seinem Landsitze Bradenham in Buckinghamshire, wo der junge Benjamin Disraeli, unter Erinnerungen an John Hampden, den großen Vertheidiger der Volksrechte und der parlamentarischen Regierung, dessen Tochter einst Besitzerin dieses Gutes war, aufgewachsen und erzogen worden ist. Es waren inzwischen nicht die politischen Nachfolger John Hampden's, sondern die aristokratischen Tories der Grafschaft, mit welchen der Verfasser der Curiosities of Literature hauptsächlich verkehrte, und so machte sich auch der junge Disraeli bereits früh mit den Principien der englischen Conservativen vertraut, deren sittliche und Rechts-Anschauungen allerdings nicht mit denen der Partei, welche sich in Preußen und Oesterreich „conservativ" nennt, verwechselt werden dürfen. Benjamin Disraeli, wiewohl er als Politiker, wie als Roman-Schriftsteller, seiner Vorliebe für das historische Standesrecht und die überlieferte Romantik des Mittelalters stets treu geblieben, hat doch auch niemals seine Anhänglichkeit an die Volksrechte und an die Freiheit Altenglands verleugnet. Ebensowenig hat er jemals die Schwäche gehabt, sich seiner jüdischen Abkunft zu schämen; vielmehr bezeugen sowohl sein „Coningsby" und andere seiner schriftstellerischen Arbeiten, als seine Abstimmungen im Parlament, sowie seine Wirksamkeit unter dem Derby-Ministerium, dem er angehörte, daß er die seit zwei Jahrtausenden über das Volk, aus welchem das Christenthum hervorgegangen, gehäufte Schmach und Schande tief empfunden und zu dem humanen Bestreben der Zeit, dieses Unrecht gut zu machen, redlich das Seinige gethan hat.

Der Großvater des Großkanzlers, der aus Italien in England eingewanderte Sephardi, obwohl der Gründer des Rufes der Disraeli in diesem Lande, mag doch bei seinem Ableben vor einem halben Jahrhundert noch keine Ahnung von dieser Richtung und Stellung seines Enkels gehabt haben. Ihn hatte es geschmerzt, daß sein Sohn nicht in die Handels-Fußstapfen seiner Vorfahren hat eintreten und dadurch die Familie

zu noch größerem Reichthum hat bringen wollen. Sohn und Enkel des alten Benjamin wußten sich auf anderen Wegen größeres Ansehen zu erwerben, als man durch bloße Reichthümer zu erlangen vermag. An die Stelle der Disraeli's und der am Londoner Geldmarkte bis dahin herrschend gewesenen Sephardischen Namen traten die Rothschilds, die Goldsmiths u. s. w., und das Scepter des Geldfürstenthums der Londoner Börse ging aus den Händen der spanisch-portugiesischen in die der deutschen Israeliten über. „Es war dies nicht unsere Bestimmung", sagt mit ironischer Bescheidenheit der jetzige Premierminister Englands in den Lebensabrissen, die er von seinem Großvater und seinem Vater geliefert hat. J. L.

Geschichte der Aufklärung in Europa, nach Lecky.

III.

Das Aufhören der Religions-Verfolgung.

Mit der Umwandlung der öffentlichen Meinung in Europa geht Hand in Hand das Aufhören der Religions-Verfolgung, welche niemals ein Ausfluß des persönlichen Charakters der Verfolger ist, sondern der Grundsätze, zu denen sie sich bekennen. Nach dem einmüthigen Glauben der alten Kirchenväter waren Alle, die außerhalb des Christenthums standen, der ewigen Verdammniß verfallen, nicht bloß wegen ihrer Sünden, sondern auch wegen der von Adam übertragenen Schuld, so daß selbst das neugeborene Kind dem Verderben anheimgegeben war, bis die Taufe es mit der Kirche verbunden hatte. Diese Lehre hat das ganze Mittelalter hindurch zu zahlreichen abergläubischen Gebräuchen Veranlassung gegeben; besonders griffen Mütter, welche sich über die ewige Verdammniß ihres vom Tode überraschten Sprößlings nicht beruhigen konnten, zu den sonderbarsten Handlungen. Es war die allgemeine Ansicht, daß nicht bloß Heiden, sondern auch Ketzer, Juden und Schismatiker dem Höllenfeuer preisgegeben seien, und so sank die Religion von ihrer hohen sittlichen zur niedrigsten dogmatischen Stufe hinab, ward die ausschließliche Seligkeit an ein enges, rein äußeres Bekenntniß gefesselt. Da kam die Reformation, von der man sofort Beseitigung dieses Uebels hätte erwarten sollen. Doch die ganze hinreißende Kraft ihrer begeisterten Führer bezog sich mehr als ein Jahrhundert hindurch lediglich auf die Dogmatik. Es war nicht die Empörung der Vernunft, welche ihr gerechtes und so lange niedergehaltenes Ansehen behaupten wollte, nicht der Aufruhr des sittlichen Gefühls gegen Lehren, die mit seinen Forderungen in Widerspruch standen; wenigstens waren diese Elemente gering und untergeordnet. Die Erbsünde und die damit zusammenhängende Verdammung, die nur von Socinus in Italien und von Zwingli in Zürich aufgegeben wurden, blieben, gleich der Lehre von der ausschließlichen Seligkeit, von Luther und Calvin unberührt. Im Gegentheil wurde diese alte Lehre Augustin's von den Reformatoren theoretisch auf die Spitze getrieben, ohne allerdings gleiche blutige Wirkungen wie im Katholizismus zu üben. Luther sagt ausdrücklich: Wenn ich durch die Vernunft begreifen könnte, wie Gott gnädig und gerecht sein kann, der so viel Zorn und Eifer zeigt, dann brauchte ich den Glauben nicht (De servo arbitrio I, 24), und nach Calvin war der Sündenfall mit allen seinen Folgen Jahrtausende vor der Schöpfung vorherbestimmt und unausweichlich die daran für die Unerlösten geknüpfte Verdammung.

Die Folge solcher Lehren, nach welchen das Heil nur in der Kirche gefunden wird, konnte nur die religiöse Verfolgung sein. Diese trat auch ein, sobald die Kirche zur Macht dazu gelangt war. Constantin, seines Mitkaisers Licinius entledigt, begründete sie gesetzlich und der von Theodosius dem Jüngeren zusammengestellte Codex enthält schon 66 Verfügungen gegen Ketzer, außer vielen andern gegen Heiden, Juden, Abtrünnige und Zauberer. Unter Theodosius dem Großen wurden alle heidnischen Tempel bis auf den Grund niedergerissen und alle Arten ketzerischer Gottesverehrung unbedingt verboten. Aber der Schriftsteller, welcher bestimmt war, das ganze System der Verfolgung zu consolidiren und allen späteren Vertheidigern derselben die Beweisgründe an die Hand zu geben, war Augustinus. Er, der es sich zur Aufgabe machte, die Gotteslehre der Kirche mit unbeugsamer Bestimmtheit darzulegen, die Grundsätze derselben in ihrem vollen Umfange zu entwickeln und die Menschen an unterwürfige Annahme der inhumansten Folgerungen zu gewöhnen, war auch der unerschütterlichste Vertheidiger aller derjenigen Lehren, welche dem Geiste der Verfolgung entstammen. Dieser Mann ist der Hort der Unduldsamkeit sowohl in der katholischen, als in der protestantischen Kirche geworden. Die Argumente dazu entnahm er einerseits der Lehre von der ausschließlichen Seligkeit, andererseits den Beispielen des Alten Testaments. Er behauptete, es wäre barmherzig, die Ketzer so hart als möglich zu bestrafen, wenn sie dadurch der ewigen Qual, die der Unbekehrten harret, entrissen werden könnten. Jedoch hüteten er und seine Nachfolger sich vor der praktischen Anwendung der Todesstrafe auf die Ketzer. Dieselbe wurde daher, so lange der Katholizismus in unbestrittener Autorität blieb, gegen Irrgläubige nicht vollzogen; denn indem er sich in voller Uebereinstimmung mit den geistigen Bedürfnissen der Zeit wußte und in der That ihren intellectuellen Zustand darstellte, bedurfte er nicht einer feindseligen und abschreckenden Praxis. Erst als das Wiederaufleben der Wissenschaft stattfand, als die ersten Pulsschläge eines höheren intellectuellen Lebens sich fühlbar machten, wurde der Katholizismus das Prinzip des Rückschritts und setzte alle Hebel an, um die Erweiterung des menschlichen Geistes zu hindern, die Verbreitung des Wissens zu hemmen und das Licht der Freiheit in Blut auszulöschen. Im Laufe des 12. Jahrhunderts that sich mit dem erneuten Studium der altrömischen Klassiker dieser Wechsel zuerst kund, und beim Beginne des nächsten war das System der Unterdrückung gereift. Im Jahre 1208 stiftete Innocenz III. die Inquisition, 1209 begann Simon von Montfort die Niedermetzelung der Albigenser und 1215 verpflichtete das vierte Lateranconcil alle Herrscher in einem öffentlichen Eide, ernstlich und bis zur vollen Ausdehnung ihrer Gewalt für die Ausrottung der Ketzer bemüht zu sein. Von nun an wuchs die Verfolgung mit furchtbarer Macht und während vieler Jahrhunderte ward beinahe ganz Europa mit Blut überschwemmt, welches auf direktes oder indirektes Anstiften der katholischen Geistlichkeit vergossen wurde. Durch die spanische Inquisition allein sind mehr als 31,000 Menschen verbrannt und mehr als 290,000 zu minder harten Strafen verurtheilt worden. In den Niederlanden brachte man unter Karl V. um der Religion willen etwa 50,000 und mindestens halb so viele unter seinem Sohne um.*) Fügt man zu diesen Beispielen die

*) Am 16. Februar 1568 verdammte das heilige Officium unter Bestätigung des Königs alle Einwohner der Niederlande als Ketzer zum Tode, wobei nur gewisse namentlich aufgeführte Personen ausgenommen wurden. In drei Zeilen verurtheilte man also drei Millionen Menschen zum Schaffot.

Summe von Hinrichtungen, welche von den Opfern Karl's des Großen bis zu den Freidenkern des 17. Jahrhunderts stattfanden, so muß auch das verhärtetste Gemüth mit Entsetzen vor diesem Schauspiele zurückschaudern.

Die protestantischen Verfolgungen waren zwar niemals so blutig wie die katholischen, aber der Grundsatz wurde vom Klerus ganz ebenso streng aufrecht erhalten, ganz ebenso beharrlich durchgeführt und vertheidigt. Man denke an die Verbote der Messe, an die Behandlung der Presbyterianer unter Elisabeth, an die Aechtung der Religion, welcher die überwiegende Mehrheit der Irländer anhing, an die Bestrafung der Schotten, welche die Episkopalverfassung verwarfen, an die Verbannung der von der Augsburger Confession abweichenden Schweden, an die Verfolgung der Freidenker und der Wiedertäufer in der Schweiz, an die grausame Strenge gegen so viele Ansiedler in Amerika, an die harten Grundsätze Calvin's u. s. w. Dennoch steht es außer aller Frage, daß der Reformation hauptsächlich das Auftreten des rationalistischen Geistes zu danken ist, dem schließlich die Verfolgungen wichen. Sie erzeugte selbst zu verschiedenartige Bekenntnisse, als daß es für dieselben nicht vortheilhaft gewesen wäre, die Duldung zu befürworten, und sie gab ihren Kirchen einen so hohen Grad von Biegsamkeit, daß sie sich dem Bedürfnisse des Zeitalters anpassen konnten. Zudem ist die Toleranz das normale Ergebniß des Protestantismus, welches unvermeidlich aus dessen Grundsatz von der pflichtmäßigen Ausübung des eigenen Urtheils erwächst. In diesem Sinne verfocht Berkeley die Rechte des freien Gedankens gegen diejenigen, welche sich rühmten, ein Monopol darauf zu haben, und verfolgte mit unerbittlicher Logik ihre Trugschlüsse. Chillingworth zeigte, daß der alte Begriff des Glaubens ein gedankenloses Geltenlassen sei und lehrte, daß der Glaube immer „in genauem Verhältniß zur Glaubenswürdigkeit seiner Gründe stehen müsse". Das Wirken dieser und geistesähnlicher Männer, ihre Liebe zur Wissenschaft und die Würde ihrer Gefühle erzeugten eine der Verfolgung entgegengesetzte Denkart. Cromwell wünschte mit seinen Anhängern die weiteste Gewissensfreiheit, gestattete sogar den Juden wieder gesetzliche Zulassung in England und versagte die Toleranz nur dem Papstthum, d. h. der Intoleranz. Harrington anticipirte die Lehren des 19. Jahrhunderts, wenn er schrieb, daß bürgerliche und religiöse Freiheit sich gegenseitig bedingen, und wenn er dafür auftrat, daß „der Mensch nach den Vorschriften des eigenen Gewissens seine Religion ohne Beschränkung seiner Staatsbürgerrechte ausübe". Milton's Areopagitica ist ein herrliches Denkmal der Duldung. „Die Wahrheit bedarf keiner Polizei und Kriegslist, um den Sieg zu erlangen; denn sie ist nächst Gott am mächtigsten". Solche Geister waren es, welche die Verdammniß der Heiden, Ketzer und ungetauften Kinder, die einst eine so große Rolle spielte, aus dem Leben verdrängten.

In Frankreich ist die Grundlage der Toleranz in jener großen skeptischen Bewegung zu suchen, die mit dem Ende des 16. Jahrhunderts begann und schließlich in der Revolution siegte. Montaigne kam zu dem Schlusse, daß es ein hoffnungsloses Streben genannt werden müsse, ausmachen zu wollen, was wahr sei; daher sei der Irrthum als schuldlos, die Verfolgung als gottlos zu bezeichnen. Descartes wies den Zweifel als den Anfang alles Wissens auf und sein großes System mußte daher dem Grundsatze verderblich werden, welcher den Zweifel für sündhaft erklärte und die Ueberzeugung durch Feuer einschärfen wollte. Die Freude Bayle's, des großen Kritikers, bestand darin, daß er die Nichtigkeit der menschlichen Systeme und die zersetzende Kraft einer wahrhaft erschöpfenden Untersuchung an den Tag legte; daher bekämpfte er in seinem Wörterbuche die ausschließliche Verehrung bestimmter Meinungen. Aber als eine Hauptgrundlage für die moderne Aufklärung muß man seine Schrift „Compelle intrare" betrachten, worin er die Unsittlichkeit des Glaubenszwanges darthut und den verschiedenen Menschenklassen je nach dem Maße ihrer Befähigung einen schwachen Schimmer von den verschiedenen Seiten der göttlichen Natur zuweist, weshalb keiner ein Recht habe, sich den Besitz einer solchen Summe vollkommener Wahrheit beizumessen, daß es für ihn unnöthig sei, die eigenen Ansichten durch Vergleich mit denen Anderer zu berichtigen und zu bereichern. Auf diesem Grunde bauten Voltaire und Rousseau weiter, Ersterer, um das System der bestehenden positiven Religionen anzugreifen, Letzterer, um die Zulänglichkeit der natürlichen für die sittlichen Bedürfnisse der Menschen zu beweisen.

Orient.

Orientalische Studien, nach Alfred von Kremer.

IV.

Der Koran über das Fortleben nach dem Tode. — Die Staatsidee des Islams.

Die Sehnsucht eines Fortlebens nach dem Tode ist allen Menschen gemein und darum lehren alle Religionen die Fortexistenz der Seele, der Islam freilich in etwas abweichender Gestalt. Ein wichtiger Glaubensartikel des mohammedanischen Katechismus ist das Todtengericht, welches jeder Verstorbene unmittelbar nach seiner Beerdigung vor den beiden Grabesengeln Monkar und Nakyr zu bestehen hat. „Ist er ein Gläubiger, so spricht er: Ich bezeuge, daß keine Gottheit außer Allah ist und daß Mohammed sein Bote. Auf das hin erweitern sie ihm sein Grab auf siebzig Ellen und heißen ihn weiter schlafen, worauf er in süßem Schlummer fortschläft, bis Gott ihn auferweckt. Ist der Verstorbene aber ein Heuchler gewesen, so erwidert er auf ihre Frage ausweichend. Da sprechen die Engel zur Erde, daß sie ihn umschlinge, und sie umschlingt ihn so fest, daß seine Rippen brechen. Und so wird er unablässig gepeinigt, bis Gott ihn zum Gerichte auferweckt." Von diesem Verhör im Grabe sollen nach Ansicht Vieler nur diejenigen Moslimen ausgenommen sein, die im Kampfe für die Religion des Islams als Märtyrer fallen. Später findet sich eine Abweichung von dieser Lehre, insofern man in spiritualistischer Tendenz von einem Zusammenbleiben der Seele mit dem im Grabe ruhenden Körper nichts wissen wollte, sondern den Tod als eine Trennung der Seele vom Körper auffaßte, die auch ohne diesen fortexistiren könne. Je nach der Vorstellung, die man überhaupt von der Seele hatte, ist auch diejenige von ihrer Fortexistenz und von der Auferstehung der Todten verschieden. Während Mohammed die Auferstehung in ganz rohsinnlicher Weise auffaßt und darstellt, ähnlich wie im talmudischen Judenthum und im Christenthum, lassen die Freidenker nur eine geistige Wiederbelebung der Seele allein zu. Diese Verschiedenheit zeigt sich auch bei der Auffassung von dem jüngsten Gericht. Während die Rechtgläubigen behaupteten, daß Gott jeden strafe und belohne, wie er wolle, vertreten die Motaziliten die rationale Ansicht, daß der Wille des Menschen

frei sei und er also auch die volle Verantwortlichkeit für seine Handlungen zu tragen haben werde. Mit der ersteren Ansicht ist freilich die Abhaltung des Gerichts unvereinbar, das fühlten die Orthodoxen und modifizirten daher ihre Lehre dahin, daß sie lehrten: der Befehl zur Gottesfurcht und Frömmigkeit ergeht von Gott, die Annahme dieses Befehls aber ist Sache des Menschen; das Verbot der Sünde erfolgt von Gott, die Annahme dieses Verbotes ist aber Sache des Menschen; so verdient sich der Mensch Lohn oder Strafe durch sein eigenes Verhalten. Uebrigens dient der Glaube an das Gesetz Mohammed's und seine Offenbarung als unfehlbares Präservativ gegen die Höllenqual.

Die Vorzeichen des jüngsten Gerichts sind nach den mohammedanischen Theologen das Erscheinen des Mahdy (Messias), dann des Antichrists, das Herabsteigen Jesu Christi vom Himmel, das Thier der Erde u. A. m. Dann erfolgt der erste Posaunenstoß. Zwischen diesem und dem zweiten eine 40jährige Pause; beim zweiten Posaunenstoße erwachen alle Todten wieder zum Leben, alle stehen nackt und hilflos in einer weiten Ebene da, in der sich keiner verbergen oder verstecken kann. Große Verwandlung! Sonne und Mond verschwinden, das Firmament spaltet sich, der Himmel fließt zusammen. Abermals erhebt sich die Sonne, aber mit verdoppelter Hitze, so daß die Menschen vor Hitze, Gedränge und Schaam schwitzen, bis der Geist einen Jeden nach Maßgabe seiner Werke umgiebt. Die Bösen natürlich sitzen am tiefsten darin. Und so bleiben die Unglücklichen stehen an dreihundert Jahre, ohne Trank, ohne Speise, ohne Kühlung. Da wenden sie sich an die Propheten um Fürbitte, diese entschuldigen sich, bis auf Mohammed, der seine Fürbitte einlegt. Dann steigen Engel vom Himmel und stellen sich um die Menschen auf, wie Gensdarmen, daß keiner entrinnen kann, und nun beginnt das Verhör. Zuerst kommen natürlich die Propheten dran, dann fragt Gott jeden Einzelnen, wie er sein Leben benutzt habe, und je nachdem der Mensch Rechenschaft ablegen kann oder nicht, spricht der Herr: „Ich verzeihe dir", oder: „Nehmt diesen Knecht und werft ihn in das Höllenfeuer". Nach all' diesen Schrecken steht noch der größte bevor — es ist der himmlische Weg, der über das Höllenfeuer in's Paradies führt. Derselbe ist feiner als ein Haar, dünner als die Schneide eines Schwertes. Wer mit Sünden belastet ist, der gleitet beim ersten Schritt aus und stürzt hinab in den Höllenschlund, dessen Flammen ihm entgegenzüngeln und wo mit Zangen und Eisenhaken die Unglücklichen hinabgerissen werden. Viele werden gerettet durch die Fürbitte der Propheten, allen Moslimen aber kommt die Fürbitte Mohammed's zu statten. Im Paradiese jedoch ist ein Wasserbehälter, dessen Wasser süßer als Honig und weißer als Milch. Wer einmal davon getrunken, leidet nie mehr Durst in der Hölle aber ist nichts als Feuer. Im Paradiese aber sitzen die Seligen mit glänzenden Gesichtern und trinken köstlichen Wein, am Rande murmelnder Bäche, die von Wein und Honig fließen, umgeben von schönen Knaben und schwarzäugigen Mädchen.

Uebrigens lehrten freidenkende Theologen, wie Sohrawardy, schon früh eine rein geistige Auffassung des künftigen Lebens und faßten die Strafen der Verdammten als innere Qualen ihrer unbefriedigten Seelen auf; doch siegte auch hier der Orthodoxismus mit seinen grobsinnlichen Vorstellungen, und auf diesem Boden wucherte nun üppig die Saat des Aberglaubens und des blinden Fanatismus.

Das dritte Buch des vorliegenden Werkes ist mehr politischen Inhalts, indem es „die Staatsidee des Islams" behandelt. Uns kam es vornehmlich darauf an, nach Anleitung der umfassenden und eingehenden Arbeit von Kremer's die Hauptgrundzüge der Lehren des Islams zusammenzustellen und an ihnen und ihrer Aehnlichkeit mit vielen christlichen, wie an der analogen Geschichte ihrer Entwickelung, die Wahrheit, welche wir an der Spitze dieser Besprechung aufgestellt haben, daß der menschliche Geist im Wesentlichen ein und derselbe sei und denselben ewigen Gesetzen in seiner geschichtlichen Manifestation folge, nachzuweisen. Wir begnügen uns deshalb hier damit, die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte des dritten Buches mitzutheilen. Dasselbe behandelt die patriarchalische Epoche, die beiden ersten Chalifen, die anti-islamische Reaction und den Bürgerkrieg, Familie und Stamm im arabischen Alterthum, den Bürgerkrieg, Entstehung der politisch-religiösen Parteien, die Charigiten, die Schiiten, das Chalifat und Imamat und schließt mit einem historischen Rückblick auf das Sultanat, als die letzte Phase, welche der Islam in politischer Beziehung bis heute durchlaufen hat.

Wir haben deshalb das vorliegende kulturgeschichtliche Werk mit so großem Interesse und so ausführlich besprochen, weil wir überzeugt sind, daß es zur richtigen Würdigung des Islams und seiner geschichtlichen Mission mehr als irgend ein anderes der jüngst erschienenen ähnlichen Werke beitragen wird, und weil wir gern auch denen, die nicht durch weite Reisen in den Orient oder durch gelehrte umfassende Sprachstudien im Stande sind, sich von dem Wesen der mohammedanischen Religion und ihren Hauptlehren eine Einsicht zu verschaffen, dazu wenigstens einige Anleitung durch Empfehlung des vorliegenden Buches *bieten* wollten. Wenn wir auch nicht alle Ansichten, die der geistreiche Verf. hier und da in seinem Werke als die seinigen niedergelegt hat, theilen können, so schließen wir uns doch vollständig seiner Ueberzeugung an, die er in den Schlußworten des Werkes ausgesprochen hat: „So bricht überall im Orient das auf der altarabischen theokratischen Idee errichtete Staatsgebäude zusammen, und auf dessen Trümmern entstehen unter der Einwirkung neuer Anschauungen jüngere Schöpfungen, deren weitere Ausbildung zu überblicken wohl erst künftigen Geschlechtern vergönnt sein wird. Denn nicht nach Menschenleben lassen sich die Zeiträume bemessen, innerhalb welcher diese Umgestaltungen zum Abschluß gedeihen. Aber aus der kurzen Spanne Zeit, die zu umfassen uns gestattet ist, mögen wir immer *eine* Ueberzeugung schöpfen, nämlich *die* des unwandelbaren Fortschrittes der Menschheit auf der Bahn ihres geistigen Wachsthums nach den ihrem Wesen zu Grunde liegenden ewigen Gesetzen."

Frankreich.

Laboulaye's Geschichte der Vereinigten Staaten.*)

Edouard Laboulaye, dessen „Paris in Amerika" und dessen „Pudelprinz" wahrhafte Ereignisse in der Literatur der politischen Satire geworden sind, ist nicht bloß ein witziger Publizist des Tages, sondern auch ein gründlicher Forscher und Lehrer der Geschichte. Von seinen Fakultäts-Vorträgen über die Zeit Ludwig's XV. haben wir in diesen Blättern bereits mehrfach ge-

*) Erster Band. Die Kolonien vor der Revolution. Heidelberg, Carl Winter, 1868.

sprochen. Nicht minder gründlich und interessant waren seine Vorträge über die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Unter den Staaten der Gegenwart nehmen unstreitig die Vereinigten Staaten Amerikas das höchste Interesse des Geschichtsschreibers, wie des Staatsmannes in Anspruch: einmal wegen ihres ungemeinen Wachsthums, dann aber auch wegen der Kraft und Jugendfrische ihrer Institutionen, die sich soeben auf das Herrlichste an dem Siege über einen gewaltigen in ihrem Schoße entstandenen Aufruhr bewährt haben, welcher jedem unserer alternden europäischen Staaten den sichern Untergang gebracht haben würde, der aber dem großen westlichen Staatensystem nur eine Quelle neuen Aufschwungs und erhöhter Lebenskraft geworden ist. Es ist daher begreiflich, daß das Auge des Geschichtsschreibers sich immer wieder dem Gewordensein dieses Staaten-Complexes zuwendet; man forscht in seinen Quellen und will aus seinen Anfängen und der Geschichte seines Werkes lernen, welchen Ursachen derselbe seine Macht und sein beispielloses Wachsthum verdankt.

Die Geschichte der Vereinigten Staaten ist es, zu deren Studium man in Frankreich sich flüchtet, wenn man, zweifelnd an dem endlichen Siege der Freiheit, sich ermannen und von neuem sich zu der Hoffnung erheben will, daß sie doch endlich, je nach der Natur und der Geschichte der einzelnen Reiche hier und da anders gestaltet, in Europa das Regiment führen wird. „Amerika freilich", so meint der Verf. in der Vorrede, „faßt die Freiheit ganz anders auf als Frankreich. In Frankreich stand die Freiheit nur auf dem Papier; man glaubte immer, mit zwei Kammern, einem Wahlgesetze und der Abschaffung der Censur die Sache abgemacht zu haben. In Amerika dagegen hat man sich nicht damit begnügt, mit der politischen Freiheit das Gebäude nur krönen zu wollen; dort weiß man, daß die Freiheit etwas so Gewichtiges ist, daß sie mit ihrem Gewichte Alles zermalmen würde, daß nur sie selbst sich tragen kann. Darum ist man dort der Ansicht, daß eine Urkunde nur ein Stück Papier ist und daß, so lange die Freiheit nicht jedem Bürger zu einer Lebensgewohnheit und einem Herzensbedürfniß geworden ist, selbst die vollkommenste und freieste Verfassung nur eine gefährliche Chimäre ist."

Der Verf. zählt dann die vier Bedingungen auf, welche die Freiheit allein möglich machen und ihr Bestehen sichern. „Mit Hilfe der Religion, der Erziehung, der Gemeinde-Organisation, des Dienstes in der Landwehr pflanzt man die Freiheit in der Seele des Bürgers. Diese vier Pfeiler stützen das Gebäude der Verfassung. Kirche und Staat sind getrennt, folglich giebt es weder Zänkereien im Innern, noch simonistische Verbindungen; die Erziehung ist nicht Sache des Staats, sondern sie liegt der Gemeinde ob und wird als eine Lebensfrage für die Republik betrachtet; eine Nationalmiliz legt die Polizei und die Vertheidigung des Staates dem Bürger in die Hand und macht jede ehrgeizige und Eroberungs-Politik unmöglich; die Gemeinde allein hat über ihre eigenen Interessen zu gebieten und ist für ihre Fehler und Irrthümer verantwortlich." Da haben wir in wenigen Worten den ewig giltigen Canon, nach welchem sich die Freiheit der Staaten auferbauen muß, und in diesen Gesetzen muß zu allen Zeiten das Streben der Freiheitsfreunde sich bewegen, wenn die Sache und nicht statt ihrer der Name und ein Trugbild gewonnen werden soll.

Wer so richtig wie Herr Laboulaye die Prinzipien erkennt, nach denen das staatliche Gebäude der Freiheit construirt werden muß, von dem dürfen wir auch ein treffendes Urtheil über die in der Geschichte wirksamen Personen erwarten. Und ein solches tritt uns auch in dem vorliegenden Werke überall entgegen. Hören wir zum Beweise dafür, was der geistreiche Verfasser über Cäsar im Gegensatze zu Washington sagt: „Cäsar hat trotz seines glänzenden Genies einen unglücklichen, an Despotismus erinnernden Namen hinterlassen. Der Name Washington's bedeutet noch mehr, als Gründer eines Reichs; Washington eröffnet eine neue Aera in der Geschichte; größer als Cäsar, hat er das Werk des Römers zerstört: er hat der unseligen Scheidung, die seit Cäsar auf Erden bestand, ein Ende gemacht, indem er die Welt mit der Freiheit wieder aussöhnte. Washington steht in Amerika nicht allein; ein eigennütziger Charakter wie Cäsar hat nur Werkzeuge und Handlanger in seiner Umgebung; Jeder schmiegt sich nach dem Gedanken des Herrn. Eine edle, freiheitsliebende Seele, wie Washington, ruft alle Rechtschaffenen in ihre Nähe und fordert überall zum Wetteifer in der Vaterlandsliebe und Hingebung auf."

Ueber den Plan, der dem ganzen Werke zu Grunde liegt, können wir nur mittheilen, was der Verf. selbst in der ersten Lieferung darüber sagt. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der „Geschichte der Gründung der Vereinigten Staaten" und umfaßt die Zeit von 1620—1763. Im zweiten Theile soll dann die Geschichte der Revolution und ihrer Leitung abgehandelt werden, und es wird ersichtlich werden, wie und warum die ersten Versuche zu der Schöpfung des Bundes mißglückten. Die dritte und Hauptabtheilung wird endlich die Geschichte der Verfassung enthalten. Nachdem von dem allgemeinen Convent, welcher die Akte von 1789 votirte, und von den sie bestätigenden Conventen der Staaten gesprochen, wird die Verfassung als solche untersucht, ihr Geist ergründet und ihre Veränderungen im Laufe der Zeit und Ereignisse namhaft gemacht werden. So weit wir aus dem vorliegenden Bruchstücke abzunehmen vermögen, stehen dem Verfasser zu seinem Vorhaben eine scharfe Auffassung der Verhältnisse und ein gründliches Studium der einschlagenden Geschichtsarbeiten zur Seite, und man darf der Fortsetzung des Werkes mit gespanntem Interesse entgegensehen. Dr. Z.

Nord-Amerika.

Frauenarbeit in Amerika.

Wir haben schon bei verschiedenen Gelegenheiten darauf hingewiesen, daß diejenigen, welche die Arbeitsverhältnisse und die sich daran knüpfende soziale Stellung der Frauen in den Vereinigten Staaten in Amerika als so überaus günstig hinstellen und uns Deutschen als Vorbild empfehlen, dem wir nachzueifern haben, welches wir aber wohl schwerlich so bald erreichen werden, die ganze Angelegenheit von einem einseitigen Standpunkte auffassen und mancherlei Momente nicht in Anschlag bringen, die, würden sie gehörig in Betracht gezogen, vielleicht den Vergleich eher zu unseren Gunsten als Schaden ausfallen ließen. Als ein Beweis dafür möge hier ein Artikel der „New York Evening Post", der diese Frage bespricht, eine Stelle finden.

„Es befinden sich in New-York wenigstens fünfzigtausend Frauen, die auf den eigenen Erwerb ihrer Existenzmittel angewiesen sind und diesem Gebote der Nothwendigkeit unter Bedingungen folgen, welche, gelinde gesagt, sehr unbefriedigend sind. Von 13,177 Frauen, welche sich im verflossenen Jahre bei der „Working Women's Protective Union" um Arbeit meldeten, waren

über die Hälfte unfähig, die gewöhnliche Arbeit zu verrichten. Dieser Zustand der Dinge wird noch verschlimmert durch die allgemein verbreitete, sehr starke Abneigung gegen das Dienen, so daß es sehr schwer hält, Dienstboten, welcher Art es sei, zu erhalten. Mädchen, welche leicht zwölf Dollar pro Monat, nebst Wohnung und guter Kost erhalten könnten, ziehen es vor, die Woche für sechs Dollar zu arbeiten, wobei sie sich selbst erhalten, ein sehr armseliges Leben führen müssen und jeden Tag der Gefahr ausgesetzt sind, keine Arbeit, also auch kein Brod zu haben.

Dieses Vorurtheil und die im Allgemeinen unter den arbeitenden Frauen herrschende Unwissenheit, wie deren Mangel an Erziehung, sind die Hauptursachen der gegenwärtig herrschenden Kalamität. Je intelligenter sie werden, desto mehr verbessert sich ihre Lage. Frauen, welche etwas leisten können, haben in der Regel keine Schwierigkeiten, Arbeit zu finden, wogegen die ungeschickten und beschränkten gewöhnlich die Beute von Unterhändlern und wenig skrupulösen Spekulanten werden, die sie zu Preisen ausnutzen, bei denen sie kaum vor dem Verhungern geschützt sind.

Ist die Lage der niederen Klassen der arbeitenden Frauen somit eine sehr precäre, so sind die den besseren Klassen angehörigen keineswegs günstiger daran. Tausende von ihnen müssen ihr Brod erwerben, aber die Zahl der ihnen offen stehenden Beschäftigungen ist sehr beschränkt und der Andrang zu denselben außerordentlich groß. Eine Frau von Erziehung, deren Verhältnisse es nothwendig machen, für sich selbst zu sorgen, hat dazu streng genommen nur zwei Möglichkeiten: entweder ein Boarding-Haus zu eröffnen, vorausgesetzt, daß sie dazu das Kapital besitzt, oder sich dem Lehrfach zu widmen. Einige arbeiten vielleicht für Geschäfte, Andere werden Schneiderinnen und Putzmacherinnen; diese sind aber sehr in der Minderheit, da bei der überwiegend größeren Zahl die Furcht vor der öffentlichen Meinung zu groß ist, um einen solchen, nicht als standesgemäß betrachteten Beruf zu ergreifen. Die natürliche Folge davon ist, daß die erstgenannten Thätigkeitszweige überfüllt sind und der daraus zu erzielende Gewinn auf das äußerste Minimum herabgedrückt ist, so daß Frauen für dieselbe Arbeit, die sie eben so gut und oft noch besser als Männer verrichten, durchschnittlich kaum zwei Drittel des diesen dafür gezahlten Preises erhalten.

Das Feld der weiblichen Arbeit ist nun aber an und für sich eben so groß, wie das der männlichen, und es giebt kaum eine Beschäftigung, die nicht schon von einer Frau mit Erfolg betrieben worden wäre; so lange aber noch die Furcht vor sozialen Vorurtheilen besteht und Frauen aus den besseren Gesellschaftsklassen abhält, diesen oder jenen an und für sich sehr ehrenwerthen Beruf zu ergreifen, kann ihnen schwerlich geholfen werden. Schneidern, Putzmachen, Polstern und ähnliche Beschäftigungen, zu denen gerade intelligente Frauen am Besten geeignet wären, sind einer niederen und dazu in vielen Fällen ganz unbefähigten Klasse überlassen.

Es ist unerläßlich, daß die Frauen sich vorzugsweise solchen Arbeitszweigen zuwenden, für die sie keiner zu langen Vorbereitung bedürfen und die sie auch nach ihrer Verheiratung betreiben können. Bei manchen rein mechanischen Gewerben, in denen sie sich schon versucht haben, wie Uhrmachen und Porzellanmalen, welche eine lange Lehrzeit erfordern, ist der Lohn, den sie während derselben bekommen, zu gering, um sich davon erhalten zu können, und ehe sie ganz ausgelernt haben, verheiraten sie sich gewöhnlich und geben die Beschäftigung auf. Beim Porzellanmalen z. B. sind sieben bis zehn Jahre erforderlich, um völlig ausgelernt zu haben; und während dieser langen Zeit erhält der Lernende nur einen sich von zwei bis zehn Dollar steigernden Wochenlohn. Da nun die sich diesem Gewerbe widmenden Mädchen meistens schon nach fünf Jahren heiraten, so sind die Aussichten, welche dasselbe ihnen bietet, nicht gerade ermuthigend, und sie werden in diesen, wie in allen ähnlichen Gewerben nie mit geschickten Männern konkurriren können.

Es ist selbstverständlich, daß Frauen für alle Arbeiten, die ein besonderes Aufgebot physischer Kraft erfordern, nicht geeignet sind. Schriftsetzen z. B. würde eine ganz geeignete Beschäftigung für sie sein, wenn ihnen beim Einheben der Formen, wie beim Umbrechen, einige Handreichungen gewährt würden; ganz besonders sind Frauen geeignet für Telegraphie, als eine der wenigen Arbeiten, die gar keine physischen Anstrengungen verlangt.

Frauen sind in der Regel stetiger und pünktlicher bei ihrer Arbeit. Sie haben keinen blauen Montag, kein Quartal u. dergl., fühlen meistens ein größeres Interesse für die übernommene Beschäftigung und eine längere Ausdauer dabei. Sind sie leichter ermüdet als der Mann, so sind sie auch schneller wieder ausgeruht. Obgleich sie Arbeit, die im Stehen verrichtet werden muß, oder bei der sie viel in geschlossenen Räumen zubringen müssen, im Allgemeinen mehr angreift, als den Mann, ist doch im Ganzen ihre Fähigkeit zum physischen Ertragen weit größer, als man gewöhnlich vermuthet.

Da Frauen selten, um nicht zu sagen niemals, eine sie für eine Geschäftsthätigkeit vorbereitende Erziehung erhalten, so ist der von ihnen darin erzielte Erfolg um so bewundernswürdiger. Das Verhältniß der arbeitenden Frauen zu den Männern war im Jahre 1860 in New-York wie 37 : 81 und in Philadelphia wie 44 : 81. Die Totalsumme am ersteren Orte betrug 24,721 und am letzteren 30,633. Es ist sehr möglich, daß das Verhältniß gegenwärtig ein wesentlich anderes geworden ist, da der Geschäftsverkehr in New-York in den letzten Jahren bedeutend zugenommen hat.

Ein großer Fehler, der den Frauen häufig und nicht immer mit Unrecht vorgeworfen wird, ist ihr Mangel an Gründlichkeit, und dieser mag vielleicht aus Umständen entspringen, deren sie selbst nicht mächtig sind. Frauen sind erstens nicht so ehrgeizig wie Männer und deshalb leichter von ihren Leistungen befriedigt, dann aber auch sieht jedes Mädchen die Ehe als ihre eigentliche Bestimmung an und betrachtet den von ihr ergriffenen gewerblichen Beruf als eine zeitweilige Beschäftigung, während der Mann darin seine Lebensaufgabe sieht."

So weit das amerikanische Blatt. Wir haben diesen Aufsatz nicht in der Hoffnung mitgetheilt, der bei uns diskutirten „Frauenfrage" neues Material zuzuführen, denn er behandelt im Gegentheil Dinge, die bei uns schon längst abgehandelt und festgestellt sind. Dennoch glauben wir aber, daß man daraus verschiedene Lehren ziehen kann: Erstens, daß die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika kein Eldorado für arbeitende Frauen sind und daß wir viel besser thäten, uns mehr mit unseren heimischen Zuständen zu beschäftigen und in vernünftiger Weise an deren Verbesserung zu arbeiten, als immer über das Meer zu schielen und zu rufen: „Seht, so ist es da und so geht es denen und so bekommt Ihr es Euer Lebtag nicht!" Zweitens predigt uns auch die Erfahrung in Amerika die große Lehre, daß das einzige Heil, die einzige Hoffnung der auf den eigenen Erwerb angewiesenen Frauen in einer rationelleren Erziehung durch Haus und Schule liegt; ist diese durchgeführt, so fällt der zweite Feind, das Vorurtheil, ganz von selbst. Ehe es aber nicht dahin kommt, ehe Staat und Familie sich nicht vereinigt haben, das Uebel in dieser Weise bei

der Wurzel anzugreifen, werden die Bestrebungen von Vereinen, wie von Einzelnen zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts immer nur von verhältnißmäßig geringem Erfolge gekrönt sein können.

Ist auch in Deutschland die Dienstbotenfrage gerade kein erquickliches Thema, so steht es damit doch noch lange nicht so schlimm, als in Amerika, wo die Lehre von der Freiheit vielfach auch recht unverständige Auslegungen erhält und wohl andere, aber sicher nicht minder starke Vorurtheile erzeugt als in Europa. Dagegen scheinen die Chancen für die Verheiratung auf der anderen Hemisphäre immer noch günstiger zu stehen, als bei uns; es wäre deshalb unseren Mädchen wohl anzurathen, auch manchen, eine längere Vorbereitungszeit erfordernden gewerblichen Beruf zu ergreifen und dabei mit solcher Gründlichkeit zu verfahren, als solle er ihre einzige Lebensaufgabe sein. Wird ihnen dann eine andere noch zu Theil, so haben sie wenigstens die Gründlichkeit gelernt, und das ist auch ein gar nicht so gering zu veranschlagender Gewinn.

China.

Ein Hakka-Lied.

Im Südwesten der Provinz Kwangtung hat sich ein Volksstamm angesiedelt, dessen Angehörige von den Kantonesen „Hakka" d. h. „Fremde" genannt werden, während die Kantonesen selbst sich als „Punti" d. h. „Kinder des Landes" berühmen. Unverträglich und streitsüchtig wie die Kantonesen bis heut sind, haben sie mit den Hakkas seit Jahrhunderten in Fehde gelebt. Bald siegen die Hakkas, bald die Puntis. Die kaiserliche Regierung zum kräftigen Einschreiten zu schwach, läßt die beiden Stämme ihr Gottesurtheil ausfechten und straft dann und wann einen Theil, aber stets nur den unterliegenden, ab. Während des Taiping-Aufstandes von 1850 bis 1864, welcher die Kwangtung benachbarten Provinzen Kwangsi und Hunan berührte, entbrannten zwischen den Hakkas und Puntis wiederum mörderische Kämpfe. Vergeblich suchte im Sommer 1863 der Gouverneur von Kanton, zugleich in seiner Eigenschaft als General-Gouverneur der beiden Provinzen Kwang, in Hockschan zu vermitteln, indem er eine allgemeine Amnestie verhieß. Die Metzeleien dauerten bis zur Erschöpfung der Hakkas fort. In Thai-fu, einer Hafenstadt des Hakka-Distrikts, retteten sich 800 Hakkas an Bord des englischen Dampfers Iron Prince, den der Capitain Vincent, obwohl das Schiff überlastet wurde, ihnen willig bereitstellte; gegen 2000 flohen an Bord der Schooner Tientsin und Beaver, sowie der Lorcha Centaur, ja ganze Haufen verschmähten es nicht, sich auf ein Barkschiff und vier Lorchas zu flüchten, die, unter portugiesischer Flagge fahrend, reine Seelenverkäufer waren, denen eine billige Ladung Menschenfleisch gerade recht kam. Dennoch konnten gegen Tausend nicht aufgenommen werden, welche von den Puntis demnächst erschlagen wurden.*) — Auf Hongkong, sowie in den südwestlichen Kolonisten-Dörfern Formosas und auf Hainan sind ebenfalls Reste dieses mehr und mehr nach der See hin zurückgedrängten Volksstammes zu finden.**)

*) Siehe: China Overland Trade-Report vom 10. und 26. September, 31. October und 14. December 1863.

**) Siehe meine Schrift über die Kolonisation Ostasiens (Berlin, 1867), Seite 51 und 78.

Mittheilungen aus dem Hakka-Dialekt gehören zu den größten literarischen Seltenheiten. Im Folgenden geben wir eine der beliebtesten Balladen der Hakkas wieder, welche unseres Wissens bisher nur in einer anglo-chinesischen Zeitschrift und in einer von uns benutzten holländischen Uebersetzung (Bataviaasch Handelsblad, 1867, S. 681—683) veröffentlicht worden ist. Der Uebersetzer hat die Ballade öfters von Bettlern auf der Straße singen hören und Citate daraus kommen häufig in der Unterhaltung vor. Die Hakkas nennen dergleichen Gedichte „Berglieder", und sie haben, was Inhalt und Tendenz betrifft, viel Aehnlichkeit mit den „Liedern von Peking" und den „Theeliedern". Die meisten dieser Balladen, die Jeder auswendig kennt, können nicht wohl mit chinesischen Buchstaben gedruckt werden und erhalten sich daher nur in mündlicher Ueberlieferung. Dies verleiht ihnen aber andererseits eine größere Frische, stempelt sie zu echter Volksdichtung und verleiht ihnen einen hohen ethnographischen Werth. Gleichwohl hat man, mit Rücksicht auf ihre große Beliebtheit, ausnahmsweise unsere Ballade für den Druck geschickt zu machen versucht und in Kanton herausgegeben. Sie enthält eine eigenthümliche Mischung von Prosa und Poesie. Die Verse sind von ungleicher Länge, das Versmaß ist gänzlich verwahrlost, der Reim aber stets sorgsam beachtet. Der Stil ist bald erhaben, bald gewöhnlich und mit Vulgär-Ausdrücken gemischt. Der Titel lautet:

Auferstehung und Wiedervereinigung.

Das Mädchen. Es ist Feierabend, die Arbeit in der Zuckermühle ist gethan; die drei Stückchen Fleisch für das Opfermahl sind schon im Kessel, — und doch derweil alle die Werkleute Wein trinken und fröhlich sind, ist mein Herz schwer und ängstlich. Ach mein geliebter Bruder, Du gehst nun wieder heim in's Elternhaus fern von hier — ich darf Dich selbst nicht mehr „Bruder" nennen, denn wer weiß, ob nicht eine achtzehnjährige Schöne Deiner harrt, um Deine Frau zu werden! Ich armes Mädchen bleibe einsam und verlassen zurück, um zu weinen in der Zuckermühle.

Der Jüngling: Laß mich's bekennen: auch ich geh' heim betrübten Herzens. Wie kannst Du sagen, daß ich Dich verlasse und daß Du einsam in der Zuckermühle bleibst, um zu weinen? Ich gehe wohl heim, doch nicht um eine achtzehnjährige Schöne zu freien. Ich schiebe meine Trübsal auf den Himmel weder, noch auf die Erde; nur weil ich nicht reich genug bin, kann ich Dich nicht als meine Braut heimnehmen. Wir müssen bis zum nächsten Jahre warten: auf den neunten Tag des neunten Mondes, wenn die Wachteln ihre Nester bauen, werde ich zurückkommen, um meine schöne Braut in der alten Mühle wieder zu sehen.

Das Mädchen. Geliebter Bruder, Du verläßt mich, Du gehst nach Hause — weshalb sagst Du, daß Du wiederkommen wirst in die alte Mühle? O ich fürchte, daß Du weit, weit fortziehst. Du hast mit meinem Vater Streit gehabt über den Lohn — aber das verschlägt mir nichts — mich ängstigt nur der Gedanke, daß Du allein Hunderte von Meilen fern mußt reisen und daß der Weg mühselig und gefahrvoll ist.

Der Jüngling. Es fällt mir schwer, Dich zu verlassen, liebes Mädchen. Betrübe Dich nicht darüber, daß ich allein reise und daß der Weg gefährlich ist! Es ist wahr, daß ich mir von Deinem Vater einen Lohn bedungen habe — ob's viel, ob's wenig — was liegt mir daran? Deinethalben bin ich ja allein gekommen, denn wir haben einander seither geliebt, und es fällt mir schwer, Dich zu verlassen, gutes Kind.

Das Mädchen. Im nächsten Jahr werd' ich die Deine

sein. Mein Vater soll sich mit Dir benehmen. Er hat mir bereits gesagt, daß er Dir neun Silberstücke geben will und meine Mutter will noch eins beifügen; findest Du das nicht genug, so will ich noch einige Kleidungsstücke dazu thun.

Der Jüngling. Wenn Du mich lieb hast, so sprich nicht mehr hierüber. Sobald der Zuckerrohrgarten bereit ist, sollen alle meine Freunde mir helfen. Und nun, mein liebes Mädchen, habe ich eine Bitte an Dich. Dort sind meine Winter- und meine Sommer-Kleider, pack sie für mich ein, dann nehme ich sie mit nach meinem Dorf.

Das Mädchen. Ich trete schluchzend in die Kammer und packe mit stillem Gram meines Bruders Kleider ein. Wie bitter ist der Abschied! Nimmer soll meine Liebe und meine Sehnsucht schwinden. Wir müssen um einander trauern, bis unsere Herzen brechen.

Ich muß meinem Bruder Lebewohl sagen und weiß nicht, wann ich ihn wiedersehen werde. Meine Augen sind naß von Thränen, aber ich will Dich eine Strecke Wegs begleiten.

Der Jüngling. Weine nicht und begleite mich nicht! Siehe, die Nachtvögel fliegen schon umher, die Sonne ist zur Rüste gegangen, es wird dunkel. Geh' nicht fürder mit mir, sondern kehre schnell nach Hause heim.

Das Mädchen. Mein Herz ist betrübt! Nun mein Liebster mich verläßt, wird mein Antlitz hager und bleich werden. Ich werde allezeit an ihn denken, aber ihn nicht mehr schauen. Ich werde allezeit traurig sein und unaufhörlich weinen.

Der Jüngling. Ich muß Dich nun, mein Schatz, für lange Zeit verlassen, doch werd' ich keine Ruh, keine Rast im Hause haben; Tag und Nacht werd' ich Dein gedenken. Thee und Reis werden mir nicht mehr schmecken, wo Schmerz und Sehnsucht mein Herz quälen; Trubsal wird mich umnachten, so lang' ich Dich nicht sehe.

Am Morgen nach der Abreise des Geliebten.

Das Mädchen. O geliebter Bruder! Diese Nacht hatte ich einen Traum: ich sah den König des Schattenreichs, der mich zu entführen trachtete.

Nach Empfang dieses Briefs.

Der Jüngling. Ein Brief von meiner Liebsten! Was schreibt sie mir? Sie fürchtet, daß sie bald sterben wird und doch kann ich nicht zu ihr gehen. Ich kann nur die Götter anflehen, sie zu segnen und sie vor Krankheit und Unglück zu bewahren.

Nach Rückkehr des Boten.

Das Mädchen. O Bruder, ich habe Deinen Brief empfangen. Warum flehst Du nur die Götter an, mich zu behüten? Als Du den Brief von Deiner armen Braut empfingst, hättest Du zur Stunde müssen Dich auf die Rückfahrt machen, sie zu besuchen. Hätte ich Dich bei mir, dann würde ich bald hergestellt sein!

Im Hause der Braut.

Der Jüngling. Ich bin aus der Ferne gekommen, um Dich zu sehen; denn sobald ich vernahm, daß Du siech warst, da ließ mir's keine Ruhe mehr. Gestern kam ich zu Deiner Thür. Da sah ich Dich auf Deinem Bettlein liegen. Dein Vater und Deine Mutter waren bei Dir, darum durft' ich nicht hineinkommen.

Das Mädchen. Ich danke Dir für Deine Liebe und Deinen Eifer; die Sehnsucht nach meinem Geliebten hat mich siech gemacht. Den ganzen Tag weinte ich um Dich und die ganze Nacht rief ich nach Dir. Der Himmel ist ewig, aber mein Leben, fürcht' ich, wird kurz sein: Ich habe keine Hoffnung auf unsere Vereinigung.

Der Jüngling. Sieh', was ich für Dich mitgebracht habe: Oliven und Ingwer. Sag' mir, Liebste, bist Du warm oder kalt? Wenn Du warm bist, werde ich eine Wassermelone auspressen und wenn Du kalt bist, werde ich Dir Ingwer geben. Ich werde ein junges Hühnchen für Dich schlachten, iß es; versuche Dich zu ermannen, dann kannst Du aufstehen und mit mir plaudern. Willst Du, daß ich die heiligen Bücher zu Rathe ziehe und untersuche, welcher Stern seinen bösen Einfluß auf Dich ausübt? Du brauchst nicht mitzugehen, ich komme eilends wieder und bringe den Arzt mit.

Der Jüngling nach Besuch des Tempels.

Ich stand auf in der Mitte der Nacht und warf mich auf mein Antlitz, um zu beten. Ich nahm die Wahrsagestäbchen in meine Hand und sagte: Eine Tochter aus der Familie Chang, unverheiratet, jung und zart, ist gefährlich krank — möge es den Göttern belieben, mir ein Zeichen zu geben, auf daß ich wisse, ob sie das Leben des armen Mädchens verschonen werden. Die Götter geruhten, das Zeichen zu geben, aber es war nicht günstig. Ach, warum ist meine Geliebte unter einem so unglücklichen Stern geboren! Der weiße Tiger hat sie bereits angepackt. Es ist nutzlos, Gelübde zu thun. Meine Braut ist so schön, daß der Herrscher der Unterwelt sie selbst als Frau begehrt. — Nun ich sah, daß der Tod unvermeidlich war, vermeinte ich schier vor Schmerz zu vergehen.

Ich verließ den Tempel mit bleiernen Schritten. Der Tod wird uns scheiden, wer kann mich trösten. Meine Kleider sind zerrissen, mein Gesicht ist vermagert, mein Rücken gekrümmt. Weh mir! warum muß sie so jung sterben? Wir waren ein Herz und eine Seele; wir waren mit unauslöschlicher Liebe einander zugethan. — Aber nun muß ich Goldpapier und eine Wachskerze haben. Das werde ich verbrennen, damit sie Geld hat auf ihrer Reise zur Unterwelt.

Der Jüngling am Grabe seiner Geliebten.

Der Weg war lang; ich kam, um Räucherwerk zu opfern, aber ich kannte die Stelle ihres Grabes nicht und irrte umher. Da traf ich eine Schaar Mädchen, die vordem meiner Braut Spielgenossinnen gewesen waren. Eins von ihnen sagte zu mir: „schlage nicht den tiefliegenden Pfad ein, nimm den Weg nach der Hügelspitze. Da wirst Du einen Oelbaum sehen, im Schatten dieses Baumes ist ihr Grab."

Sobald ich das Grab gefunden hatte, ward ich tief betrübt und sprach jammernd ihren Namen aus. Ich dachte an unser früheres Glück und wie wir nun geschieden waren und nimmer Mann und Frau werden konnten.

Dann warf ich mich zur Erde und betete. Ich breitete meine Opferspenden auf einer Tafel aus, aber mein Auge konnte meine Braut davon nicht essen sehen. Ich kniete nieder, mit dem Gesicht nach Westen, und betete. Es ist ein alter Glaube, daß jeder Mensch, der stirbt, nach seinem Tode ein Geist wird. Ich glaube das nicht, doch ist es wahr, daß, wenn ich manchmal mein Haupt gen Himmel erhebe, ich dann das Antlitz meiner geliebten Braut sehe, aber wenn ich es zur Erde neige, dann seh' ich nichts als Staub und Erde.

Nicht lange danach, zur Zeit des Fests von Tsing-Ming, ging ich wieder nach dem Grabe und bat den Geist meiner Geliebten, von der Opferspeise zu essen; Alles blieb still, ich sah meine Geliebte nicht, der Ort blieb einsam. Als das Fest vorbei war und drei Monden und drei Tage verstrichen waren, schien mir der Weg nach dem Grabe mühselig und nutzlos dazu, denn sie, meine Braut, war im Schattenreich. Nun steh' ich wieder am Grabe, die Tafel ist auf's Neue bedeckt mit dreierlei

Fleisch mit Wein und Wachskerzen. Ich bringe dies Opfer gern, denn sie selbst, meine Geliebte, kann Gott nicht anflehen, mir zu sagen, ob ihr Name bereits dem Register des Todtenreichs einverleibt ist. Ist dies noch nicht geschehen, dann mag ich noch hoffen; ihr Geist kann noch auf Erden zurückkehren. Ich nahm den Wein und opferte den; ich verbrannte das Goldpapier und streute die Asche in den Wind. Dann sah ich, daß die Vögelein des Waldes paarweise hin und wieder flogen und Nester bauten und dreimal rief ich wehklagend aus: „O meine geliebte Frau! Warum öffnest Du nicht Dein Grab, dann will ich mit Dir die Unterwelt bewohnen!“

Nun bleibt mir nichts übrig, als eine andere Frau zu heiraten*), obwohl ich kein Verlangen danach trage. Ich habe stets den Göttern gedient, wollen sie mir nicht helfen? Meine Braut und ich hatten den Heiratsvertrag bereits geschrieben. Hier ist er, ich werde ihn verbrennen, dann gebe ich ihn ihr auf diese Weise zurück. Aber was seh' ich? ein Luftzug führt ihn himmelwärts; er schwebt zu den Sälen des Aethers, so daß der demantschimmernde Gesetzgeber ihn lesen kann. Als ihn der Gesetzgeber gelesen, warf er ihn nieder in die Unterwelt (Merkur) und der beschwingte Bote fing ihn auf und brachte ihn dem Herrscher des Schattenreichs und sprach: „Hier ist eine unvermählte Tochter des Geschlechts Chang, soll es zu spät sein, sie zur Oberwelt zurückzuführen?“ „Komm näher, sagte der König, und lausche: nimm sie schleunigst mit Dir und bringe ihre Seele zur Oberwelt zurück.“ Nun brachte der Bote sie nach dem Grabe auf dem Hügel, ja er brachte meine Braut zurück. Der Gott eilte voran, das Mädchen folgte ihm, und sobald sie zum Grab gekommen waren, stieg sie hinein. Nun erweckte der Bote einen starken Wind. Ich lauschte — ich hörte Bewegung im Grabe! Ich lauschte wieder — das Geräusch ward stärker und kam näher. Kaum konnte ich meine Ungeduld bezwingen, meine Zähren sind getrocknet, mein Kummer ist vorbei! Mit beiden Händen grub ich die Erde fort, ich öffnete den Deckel des Sarges, ich schlug den reichgestickten Todtenschleier zurück — und meine heißen Thränen fallen wieder auf das noch unveränderte schöne Gesicht meiner Geliebten! Ich stoße einen Schrei aus — sie erwacht — ich nehme ihr das Grabtuch ab und sage: „Komm, Liebste, steh' auf!“

Das Mädchen. Der himmlische Vater giebt mir das Leben wieder. Seine Gnade und seine Liebe sind unergründlich gleich dem Meer. Er sah wie groß meine Liebe war, schenkte mir das Leben und vereinigt uns auf immer!

Ernst Friedel.

*) Jeder ehrbare Chinese, der nicht zur Keuschheit ausdrücklich verpflichtet ist, muß sich verehelichen.

Kleine literarische Revue.

— **An Platen, von Julius Schanz.** **) Der jetzt in Italien lebende begabte junge Dichter, über dessen italiänische Vertheidigung Heinr. Heine's wir kürzlich berichteten, ist auch ein treuer Verehrer des klassischen, formengewandten Platen, mit dem der Sänger des Buches der Lieder bekanntlich in Gegensatz und erbitterter Fehde sich befunden. Ein schönes Gedicht in vier Gesängen „an Platen“, welches Schanz bereits früher, bei Gelegenheit der Feier des in Sicilien dem dort ruhenden deutschen Dichter gesetzten Denkmals herausgegeben, ist jetzt in zweiter, vielfach verbesserter Auflage erschienen. Wir theilen zur Charakteristik und Empfehlung der Dichtung die nachstehenden Schlußstrophen derselben mit:

Hoch rage sein Panier in unsrer Mitte,
Daß fröhlich es die Morgenwinde schwingen,
Klangvollen Takt in wohlbemessnem Schritte,
Gewaltig soll das deutsche Lied erklingen,
Wie's jener großen Tage Ruhm und Sitte,
Wo nicht verschmäht die Kaiser selbst zu singen;
Verfallen sei der Nacht, was wir getadelt,
Und was wir rühmen, ewig sei's geadelt.

Erhebt euch von der Erde Niederungen
Und lasset unter euch der Sorgen jede;
Mit Adlerfängen, stolz empor geschwungen,
Trag' er zum Himmel uns, die Ganymede!
Von keiner andern Macht wird so bezwungen
Das Herz, wie von der Macht gediegner Rede,
Sie greift hinein in alle Seelentriebe
Und zähmt den Haß und weckt den Keim der Liebe.

Der Schönheit, die er trug im tiefen Sinne,
Der reinen Freiheit Priester und Verfechter,
Verkünden wir von des Gedankens Zinne
Ihn laut als Vorbild kommender Geschlechter.
Was auch dem Leben Einer abgewinne,
Das Höchste bleibt: ward er ein Mensch, ein echter!
Wen alle Kronen dieser Welt beglücken:
Es kann das Haupt ihm keine schön're schmücken.

**) Dresden, Julius Heinze, 1868.

— **Neuer Aufschwung der Revue moderne.** Es ist ein erfreuliches Zeichen des allmählich in Frankreich wiedererwachenden literarischen Geistes, daß die seit dem 25. Februar 1868 in das Eigenthum und an die Leitung des Grafen Emil Kératry übergegangene Revue moderne sich nach kurzer Zwischenzeit wieder sammelt und unsere vor kurzem in diesen Blättern ausgesprochenen Befürchtungen zu nichte zu machen beginnt. Die Artikel über den höheren Unterricht in Frankreich, die Karl Hillebrand in den Nummern vom 10. März, 10. Juni und 10. Juli geliefert hat, die Uebersetzung des bekannten Vortrages von Rudolf Gneist über die Verwaltung der City von London, des Herausgebers Kératry kraftvoll und schwungreich geschriebene Erörterung „L'esprit de 1789 et la libre pensée“, sind ebenso viele Zeugnisse des bewußten Einlenkens in die Bahn der alten Revue Germanique und späteren Revue moderne, für sich selbst sprechende Beweise, daß die achtbare Literatur Frankreichs auch noch außerhalb der Revue des deux Mondes, des Temps, des Journal des Débats und einiger verwandten Blätter zu finden ist. Für den belletristischen Theil hat Graf Kératry an Jules Janin, dem Urheber des Feuilletons in Frankreich, eine Kraft ersten Ranges gewonnen; der seit August 1868 in der Revue moderne erscheinende Roman „l'Interné“ wird hoffentlich seines Autors würdig sein. Zu den ersten Mitstreitern Kératry's hat gleich anfangs der stylgewandte Philarète Chasles gehört. Dieser auf dem Boden der deutschen und der englischen Literatur trotz seines redlichen Eifers nicht immer glückliche Gelehrte ist stark, sobald er französische Verhältnisse untersucht; man darf seinem Urtheil über die geringe Nutzbarkeit der französischen Akademie im Ganzen wohl beistimmen: nicht akademische Regeln, sondern die Muster klassischer Schriftsteller heben und läutern eine Sprache! Auch die

Schöpfung Richelieu's hat ihre Zeit gehabt; ob sie indessen vom Schauplatze der Welt verschwinden wird, möchte bei dem zähen Festhalten der Franzosen an ihrer literarischen Tradition zweifelhaft sein. T. v. B.

— **Die holländischen, nichtconfessionellen Schulen.***) Wer sich für die niederländischen Schulen als solche interessirt, wer speziell holländische Regierungsverwaltung und Schulfreiheit kennen lernen will, kann sich in diesem Büchlein über die nichtconfessionellen Schulen Hollands in vielen Beziehungen unterrichten; wer aber über den lokalberichtenden Inhalt hinaus etwas erwartet, was einer gesunden und zeitgemäßen Kritik entspricht, wird sich ebenso sehr täuschen. Es ergeht Herrn Schwarz, dem Verf. der vorliegenden kleinen Schrift, wie den meisten seiner Berufsgenossen im Parteigefecht: er wird leidenschaftlich, dadurch beschränkt. Denn beschränkt ist es zweifellos, eine Schule religionslos zu nennen, in welcher keine wundergläubigen Schwärmer ihre Schüler gewaltsam vom Natürlichen zum Unnatürlichen in Auffassung und Urtheil drängen und zwingen, jeder ehrlichen Frage abwehrend gegenüberstehen und mit verzücktem Blick vor dem Mysterium niederknieen. Eine Schule, in welcher dergleichen Geistesdunst die Köpfe der Kinder offiziell umnebelt, ist wahrlich keine religiöse. Religion ist die köstliche Blüte des Gemüths und wurzelt in dem Boden der Wahrheit und der Liebe. Wie viel Gemüth finden wir denn aber bei unseren politischen, intoleranten Frommen, deren ganze Weisheit nicht in der Nächstenliebe, sondern in der Nächstenverdammniß ihre Selbstbespiegelung findet? v. G. G.

— **„Aus alten Tagebüchern".****) Julius von Wickede versteht es, bewegte Perioden der neueren Zeit im Geschmacke dieser Perioden zu illustriren. Es stehen ihm, wie es scheint, allerhand Aufzeichnungen von Leuten zu Gebote, welche ihre Zeit thätig mit durchlebt haben. Seine Helden sind gewöhnlich biedere Haudegen der preußischen Armee, tapfer, munter und pflichtgetreu, aber ein wenig beschränkt, sehr grob und mit schriftstellerischem Talente nicht sonderlich gesegnet. Herr von Wickede läßt diese Leute mit ihrer Feder plaudern und hütet sich anscheinend, ihr Geschreibsel mit dem Glanze des modernen Stils stärker zu übertünchen, als gerade nothwendig ist. Dadurch bewahrt er seinen Helden den Reiz der Naivetät, der den Leser fesselt. — Die „alten Tagebücher" rühren von einem Artillerie-Offizier her, der in den Feldzügen der preuß. Armee von 1792 bis 1815 gefochten hat. Dieser Held führt uns von seinem beschränkten Standpunkte aus die Ereignisse dieser Zeit und seine eigenen Erlebnisse vor Augen. Zuweilen raisonnirt er dabei recht amüsant. So z. B. nimmt er es Friedrich dem Großen sehr übel, daß er einen Voltaire an seinem Hofe geduldet hat, und dergleichen. Das größte Interesse erzeugt der erste Band, in welchem der Held den Feldzug von 1792 beschreibt. Er wird da Adjutant des Herzogs Carl August von Weimar und trifft täglich mit Göthe zusammen, dessen Freundschaft er sich erwirbt. Das giebt ihm Gelegenheit, einige pikante Geschichtchen über Göthe zu erzählen, die als neu gelten dürfen. So rühmt sich der Held, den „Legationsrath" einmal in echt pommerscher Weise auf den Mund geklopft zu haben, als dieser an des Herzogs Tafel einen kritischen Vortrag über Artilleriewesen improvisirt hatte. Ein andermal fühlt der Artillerist dem Legationsrath auf den mathematischen Zahn und findet, daß dieser vortrefflich ist. Leider wird uns der Held, der übrigens bei dem alten Isegrimm York ebensogut angeschrieben stand wie beim Marschall Vorwärts, nicht weiter vorgestellt. Namen nennen ihn nicht; und deshalb, Herr von Wickede, Hand auf's Herz! haben wir's mit Wahrheit oder Dichtung zu thun?

— **Der heutige Standpunkt der Boden-Erschöpfungsfrage.***) Diese uns aus Prag zugesandte Broschüre enthält eine gedrängte und gründliche Erörterung des Gegenstandes, mit besonderer Beziehung auf den Zuckerrüben- und Kartoffelbau. Eine Uebersicht der Düngungs-Geschichte, welche weit bis zu den Römern und Griechen des Alterthums hinaufsteigt, bildet die Einleitung. Der Vortragende steht auf Liebig's Standpunkte, zugleich aber auch auf den Prinzipien des Cato, dessen Worte: „Zu einer guten Wirthschaft gehören drei Dinge: gut pflanzen, gut ackern, gut düngen", er mit Vorliebe citirt. Das Mittel zur Erzielung höchster Zuckerrüben- und Kartoffel-Erträge heißt bei ihm: Mischung von animalischem und mineralischem Dünger. An der dem Vortrage folgenden Diskussion betheiligten sich Deutsche und Čechen, anscheinend mit gleichem Eifer und mit gleichem Einsatze von Intelligenz, und so gilt uns denn das Werkchen als Beweis, nicht allein für die hochgradige Wissenschaftlichkeit, mit welcher die Praktiker drüben in Böhmen ihre Felder zu bebauen verstehen, sondern auch für die Richtigkeit der erfreulichen Wahrnehmung, daß die Spaltung der Nationalitäten in Böhmen noch nicht bis auf die Basis unserer Existenz hinab zu dringen vermocht hat.

— **„Die Probirkunde des Eisens und der Brennmaterialien"**, von Carl Balling**), ist ein gedrängter Leitfaden auf diesem Gebiete der technischen Chemie. Der Verf. bezweckte damit keineswegs ein vollständiges Lehrbuch, sondern, wie er in der Vorrede angiebt, nur eine Gedächtniß-Hilfe und Anleitung für den praktischen Eisenhüttenmann, und diese Aufgabe hat er, nach der Ansicht von Sachkundigen, in anzuerkennender Weise gelöst.

Literarischer Sprechsaal.

Die diesjährige Berliner Kunstausstellung von Werken lebender Künstler zählt unter ihren 1025 Nummern eine verhältnißmäßig große Anzahl von Kunstwerken des Auslandes. Unter den 500 ausstellenden Künstlern befinden sich nämlich 33 Nichtdeutsche, und zwar 12 Italiäner, 6 Franzosen, 5 Skandinavier, 4 Holländer, 2 Belgier, 2 Engländer, ein Amerikaner und ein Russe. Unter den Italiänern

*) Die religionslose Schule der Niederlande und ihre Früchte. Von F. W. S. Schwarz, Prediger. Berlin, Wiegandt u. Grieben, 1868.

**) Im Anschluß an „Eine deutsche Bürgerfamilie", bearbeitet von Julius von Wickede. 3 Bände. Jena, Hermann Costenoble, 1868.

*) Der heutige Standpunkt der Boden-Erschöpfungsfrage und die Mittel für Erzielung quantitativ und qualitativ höchster Zuckerrüben- und Kartoffel-Erträge. Vortrag, gehalten im landwirthschaftlichen Club für Böhmen am 13. Februar 1868 vom Wirthschaftsrath Komers. Prag, Universitäts-Buchh., 1868.

**) Prag, 1868, J. G. Calve'sche Universitätsbuchhandlung.

befinden sich allerdings zehn Bildhauer, und zwar sämmtlich aus Mailand, größtentheils aus der Schule Marchesi's, welche wohl durch die Erfolge Landardini's auf der Berliner Kunstausstellung von 1866 zu ihrem zahlreicheren Erscheinen in Berlin veranlaßt worden sind. Der Wasserfarben-Maler Lodovico Passini ist wiederum, wie in früheren Jahren, durch einige, aus dem Leben gegriffene, ausgezeichnete Darstellungen des römischen Kirchen- und Volksschulwesens vertreten. Unter den französischen Malern befinden sich die beiden Meister Gérome und Cabanel; das eigenthümliche Werk des Ersteren, „die Erschießung des Marschall Ney", das den Moment darstellt, wo die alten Soldaten Napoleons, die soeben einen ihrer größten Feldherrn erschossen haben, lustig und guter Dinge, ohne Beachtung des hingestreckt liegenden Cadavers, abziehen — lockt stets einen zahlreichen Kreis von Beschauern, die ihre Bemerkungen über das national-charakteristische Moment dieses Bildes nicht unterdrücken können. Zu den Skandinaviern haben wir die in Polen von deutschen Aeltern geborene, mit dem Bildhauer Jerichau in Kopenhagen vermählte Malerin Elisabeth Jerichau-Baumann zu zählen, deren Charakterköpfe einen Rembrandt'schen Anflug haben. Holland hat uns diesmal nicht bloß treffliche Bilder in niederländischer Manier, wie das von P. van Schendel, sondern auch einen Maler der Antike, oder vielmehr der archäologischen Wissenschaft, Herrn L. Alma Tadema, geschickt, der uns durch ägyptische Gesellschafts- und Todtencultus-Scenen und durch altrömische Musik- und Lesestücke überrascht. Das an tüchtigen Künstlern jetzt sehr reiche Belgien ist nur durch die beiden Namen Hamman und Ronner vertreten, und von den beiden englischen Malern James Archer und Phöbus Levin ist der Letztere in Deutschland geboren und gebildet, was wahrscheinlich auch bei Herrn Albert Bierstadt aus Amerika, der eine Landschaft aus der Sierra Nevada in Californien geliefert, der Fall ist. Von dem russischen Maler Herrn Aivazovsky sind drei schöne Bilder, kaukasische, levantische und italiänische Landschaften, ausgestellt.

Schwach sind die verschiedenen deutschen Schulen, mit Ausnahme der Berliner, vertreten, wahrscheinlich in Folge dessen, daß die „deutsche Kunstgenossenschaft" in sehr unpassender Weise ihre diesmal in Wien stattfindende Ausstellung genau auf dieselbe Zeit verlegt hat, in der, soviel ihr bekannt sein mußte, die alle zwei Jahre eintretende Berliner angesetzt war. Nur die junge Weimarische Kunstschule ist mit einigen trefflichen Bildern ihrer Professoren Graf Kalkreuth, Plockhorst, Max Schmidt, Pauwels und Thumann vollständig vertreten.

Nicht ohne Interesse dürften folgende Documente zur Geschichte der Censur in Oesterreich sein. Am 26. Juli 1791 erließ der Kaiser Leopold folgendes Handschreiben:

„Lieber Graf Kollowrat! Die jetzigen bedenklichen und kritischen Umstände machen es zur unbedingten Nothwendigkeit, auf alle herauskommenden Schriften, Brochuren, Zeitungsblätter ꝛc. und überhaupt Alles was im Druck erscheint, oder auch aus dem Auslande in Meine Erbländer zum Verkaufe geschickt wird, so verderbliche, schädliche, zu nichts dann die Phantasie nicht richtig beurtheilender Köpfe erhitzende Prinzipien und Maximen enthalten und vertheidigen, die dermaligen französischen Begebenheiten und Revolutionen auf eine anzügliche Art erzählen, empfehlen oder gar zur Nachahmung auffordern, den ernsten Bedacht zu nehmen. Sie werden deswegen der in Bücher- und Censursachen aufgestellten Commission den ernstgemessenen Befehl ertheilen, auf alle dergleichen Schriften, Zeitungen ꝛc. ein besonderes Augenmerk zu werfen, in deren Censurirung auf das allerstrengste vorzugehen, und nichts zum Druck zu befördern oder zum Verkauf zu erlauben, was das mindeste Anstößige, Zweideutige enthalten könnte. Da die genaue Befolgung dieses Meines Befehls wegen den daraus erwachsen könnenden unangenehmen Folgen allerdings wichtig ist; so wird die Kanzley selben baldmöglichst an die Censurcommission herabgelangen und ihr selben einschärfen."

Als dann der Zweifel entstand, ob auch Schriften, welche die französische Revolution vom wissenschaftlichen Standpunkte behandeln, verboten werden sollen, rescribirte der Kaiser

„Die Commission hat den Sinn dieses Meines Auftrages ganz recht angenommen, nur müssen auch Schriften von minderem Umfange, wenn sie gleich die Geschichte der französischen Revolution politisch oder publicistisch, das ist wissenschaftlich und in ernster Form behandeln, sobald sie die Gründe von beiden Theilen anführen und etwa gar in einer der erbländischen Sprachen erscheinen, dem Verbote unterliegen.

Wien, 16. August 1791. Leopold."

Wie man aus diesen Rescripten ersieht, sollte man in Oesterreich durchaus nicht erfahren, was in Frankreich vorgeht und am Allerwenigsten sollte man die Motive der französischen Revolution kennen lernen.

Noch weiter ging der Kaiser Franz. Er erließ folgendes Handschreiben:

„Lieber Graf Kollowrat! Die französischen Zeitungen, als der Moniteur, das Journal de Paris und dergleichen, welche immer mehr anstößige und staatsgefährliche Stellen enthalten, sind bei den dermaligen Umständen Jedermann, der nicht eine besondere Erlaubniß hierzu hat, vorzuenthalten und zwar nicht allein hier, sondern auch in den Provinzen; doch so, daß solches so wenig Aufsehen als möglich verursache.

„Zugleich ist den Censoren bei derselben unausbleiblichen Verantwortung aufzutragen, daß sie alle Werke, Broschüren und Zeitungen, nicht weniger auch die Kreuzerblätter und Volkslieder, welche zum Verkaufe herumgetragen werden, auf das Strengste und mit einer größern Aufmerksamkeit, als bis nun geschehen, censuriren sollen.

Wien, 5. November 1793. Franz."

Es gab also auch eine Zeit in Oesterreich, wo der Moniteur verboten war. G. Wolf.

Im Verlage von E. Döring in Potsdam ist, als Erwiederung auf welfische Angriffe, eine Flugschrift unter dem Titel: „Das Welfenthum und seine Vorkämpfer" erschienen. Der ungenannte Verfasser sucht darzuthun, daß der hannoversche Staat in seinen geographischen Gränzen „ein Unding" war, daß er nur dynastischen und nicht nationalen Zwecken gedient hat, und daß der Fall dieses Staates durch die Verblendung seines Königs muthwillig heraufbeschworen wurde. Preußen, dem nicht blindes Glück und noch viel weniger angeerbte Begehrlichkeit die gesammten deutschen Kolonialgebiete im Osten zugeführt — denn es sei lange genug mit dem Schwert in der Hand auf der Wacht gegen Osten gestanden — Preußen habe eine Arbeit für Deutschland gethan, und die Eroberungen im J. 1866 seien also Cultur-Eroberungen. Das ruft der patriotische Verf. den „welfischen Herren" zu, deren Treiben in und außer Hietzing er schonungslos brandmarkt.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Steffens Volkskalender für 1869.

Außer den stets wiederkehrenden Kapiteln, der „Chronik der neuesten Erfindungen", und den Recepten aus dem Gewerbe, der Haus- und Landwirthschaft, der Genealogie und dem Verzeichniß der Jahrmärkte heben wie aus den zahlreichen interessanten, belehrenden wie unterhaltenden Aufsätzen namentlich folgende heraus.

„Das neue Seidenkleid" von **Louise Mühlbach**, und „Ein Abend bei Cagliostro" von **Georg Hiltl**, Erzählungen, welche die beiden wichtigsten Perioden des achtzehnten Jahrhunderts, des großen Friedrich und der französischen Revolution in lebendigen Farben und mit culturhistorischer Treue schildern. Das Gegenstück bilden „die Freuden einer Hochzeitsreise", Humoreske von **Max Ring**, welche die polizeilichen Vexationen, durch die in unserem glücklichen Jahrhundert ein harmloses Brautpaar auf der Hochzeitsreise gestört wird, mit komischem Pathos vorführt. „Ein Schatzgräber in Schlesien", aus der Feder von Dr. **A. Vollert**, Herausgeber's des Neuen Pitaval, behandelt ebenfalls ein modernes Thema, den Aberglauben unserer ländlichen Bevölkerung, der in einer nahezu unglaublichen Betrugsgeschichte nach den Akten erzählt wird. Als politischen und sozialen Beitrag erwähnen wir **A. Lammers'** Aufsatz über „Die neue deutsche Flagge" und **Jul. Rodenberg's** drastische Skizze „Ein englischer Premier und die Juden in England", der die eigenartige Erscheinung Disraeli's dem deutschen Publikum näher bringt. Populär-naturwissenschaftlich bespricht Dr. **G. Levinstein** „Papa Steffens Kamin und was mir an demselben eingefallen". Wie erwähnen noch die Erzählung „Der räthselhafte Gesandte" und „die Geschichte von Scharnhorst's erster Liebe" die hübsche Skizze „die Stadt um den tausendjährigen Rosenstock" u. s. w.

Wir hoffen, Papa Steffens, der diesmal wieder so reichliche Gaben bringt, wird keinen seiner alten Freunde vermissen. (265)

Berlin, im Herbst 1868. **Louis Gerschel**, Verlagsbuchhandlung.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

GESCHICHTE DER STADT ROM.

IN DREI BÄNDEN.

von **ALFRED VON REUMONT.**

Auf Veranlassung Maximilians II., Königs von Bayern.

Dritter Band, I. Abtheilung.

Von der Rückverlegung des heiligen Stuhls bis zur Gegenwart.

I. Abthlg. Die Restauration. Mit 2 vergleichenden Plänen des Lateran und Vatican. 36½ Bogen gr. 8. Geh. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Eleg. gebunden mit Deckelverzierung Preis 3 Thlr. 25 Sgr.

Erster und zweiter Band geh. Preis 11 Thlr., eleg. geb. 12 Thlr.

Die erste Abtheilung des III. Bandes enthält das XV. Jahrhundert, den Zeitraum in welchem die päpstliche Territorialmacht sich wieder befestigte, Rom aus seinem Verfall sich erhob und nach langem Stillstande in die grosse geistige Bewegung eintrat, welche Litteratur und Kunst zugleich umfasste. Die folgende Abtheilung wird mit der Darstellung des Zeitalters Leo's X. und der Epoche des Vorwaltens kirchlicher Tendenzen das Ganze beschliessen.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (266)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kurze Elementargrammatik der Sanskrit-Sprache.

Mit vergleichender Berücksichtigung des Lateinischen und Griechischen.

Von **Camillo Kellner,**

Dr. phil., Lehrer am Gymnasium zu Zwickau.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Grammatik ist bei ihrer Kürze und Uebersichtlichkeit allen für das Sanskrit sich Interessirenden zu empfehlen, namentlich auch den Herren Gymnasiallehrern und den Studirenden der Philologie. Die in dieser Grammatik vorkommenden Wörter des Sanskrit sind in lateinischer Transcription gedruckt. Es wird dies namentlich allen denen erwünscht sein, welche das Sanskrit nicht zum eigentlichen Fachstudium zu machen gedenken, sondern vor allem wegen des comparativen Elements sich mit dieser Sprache bekannt machen wollen. (267)

Soeben in 15. Auflage vollständig erschienen:

= Methode Toussaint-Langenscheidt. =

(Bestes Hülfsmittel für den Selbst-Unterricht im Franz. oder Engl.) Zu beziehen durch alle Buchh. oder von (268)

G. Langenscheidt's Verlagsb. in Berlin, Halleschestr. 17.

Neuer Verlag der **Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin**, Kochstrasse 69.

Schuchard, Dr. C. J., Die Stadt Liegnitz. Ein deutsches Gemeinwesen bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Mit einem Anhang: Das Buch der Verfestungen. (1339–1354). gr. 8 28 Sgr.

Jordanus Brunus Nolanus de umbris idearum. Editio nova curavit Salvator Tugini. gr 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Ueberweg, Prof. Dr. **Fr.**, Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart. Zweiter Theil: Die mittlere oder die patristische und scholastische Zeit Dritte verbesserte und mit einem Philosophen- und Litteratoren-Register vermehrte Auflage. gr 8. 1 Thlr. 12 Sgr.

Damit wurde vollständig:

Ueberweg, Grundriss der Geschichte von Thales bis auf die Gegenwart. 3 Bände. 4 Thlr. 24 Sgr. (I. 3. Aufl. 1867. 1 Thlr. 16 Sgr. II. 3. Aufl. 1868. 1 Thlr. 12 Sgr. III. 2. Aufl. 1868. 1 Thlr. 26 Sgr.)

Neue Auflagen sind für's Erste nicht zu erwarten. (269)

Jeder Theil ist einzeln zu haben.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten: (270)

Neue Essays über Kunst und Literatur

von

Herman Grimm.

Velinpapier. gr. 8. 1865. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In unserem Verlage erschien so eben:

Ueber das Studium der Chemie.

von

H. L. Buff.

Dr. phil., Privatdocenten der Chemie an der Universität zu Göttingen. (271)

Velinpapier. 8. geh. 5 Sgr.

Diese kleine Schrift ist von Wichtigkeit für Alle, die Chemie studiren, oder ihre Söhne Chemie studiren lassen wollen. Sie giebt wichtige Rathschläge und Warnungen.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin erschien soeben und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

Adalbert von Chamisso's

Poetische Werke.

2 Bände 8°.

Preis 16 Sgr. (272)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ossian's Finnghal.

Episches Gedicht,

aus dem Gälischen metrisch und mit Beibehaltung des Reims übersetzt von

Dr. **August Ebrard.**

Nebst einem Anhang:

Ueber Alter u. Echtheit von Ossian's Gedichten.

8. Geh. 24 Ngr. Cartonnirt 1 Thlr.

„Finnghal", die Hauptepopöe Ossian's, erscheint hier zum ersten mal in einer Uebersetzung, welche sich, obwol dem gälischen Urtext in Bezug auf Reim und Versbau getreu nachgebildet, doch in echt deutscher poetischer Form bewegt. In der angehängten Abhandlung werden die Fragen, die sich an den Ursprung der Ossianischen Dichtungen knüpfen, auf überzeugende Weise erörtert und gelöst. (273)

Demnächst erscheint in unserem Verlage:

Berthold Auerbach's Deutscher Volkskalender für 1869.

Zwei neue Dorfgeschichten von **Berthold Auerbach!** Dazu künstlerisch vollendete Zeichnungen von **Paul Meyerheim**, heitere „Geschichten des Gevattersmann", ein Epoche machender Beitrag von **Justus von Liebig**, eine Belehrung von **Alfred Woltmann** über die Kunst im Hause, von **Aug. Reißmann** Beiträge zur Pflege des Volksgesangs, ein Artikel über Sonntagsarbeit, Geschichte der Kartoffel von **Georg Pritzel**, eine Charakteristik von A. v. Humboldt von **Edmund Reitlinger** in Wien — Das ist der Inhalt des neuen Jahrganges, dem an Gediegenheit des Unterhaltenden wie Belehrenden gewiß kein anderer voransteht. (274)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86 Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 26. September 1868. [№ 39.

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer (39) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.
Die Verlagshandlung.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Englisches Verlagsrecht (Copyright) in Deutschland.

Kürzlich haben wir Gelegenheit gehabt, in einer Autographen-Sammlung Briefe zweier hochstehender englischer und amerikanischer Autoren an einen großen deutschen Verleger zu lesen, und es hat uns aufrichtige, patriotische Freude gewährt, auch in diesen Briefen Beweise dafür zu finden, daß der internationale, geistige Verband der drei germanischen Kulturvölker im Wachsen begriffen ist und immer stärker wird.

Daß deutsche, wissenschaftliche und belletristische Schriftsteller ansehnliche Honorare von englischen und amerikanischen Verlegern bezogen, ist uns bekannt; minder unterrichtet waren wir bisher über die an englische und amerikanische Autoren gezahlten Honorare, die bereits seit längerer Zeit in nicht unerheblichen Beträgen von deutschen Verlegern bewilligt worden sind. Namentlich ist dies von Seiten des Verlegers der englischen Copyright-Edition in Leipzig geschehen. Die oben erwähnte autographische Korrespondenz hat uns erfreuliche Beweise dafür geliefert.

Wir haben unter Anderem ein Schreiben von Charles Dickens an den Freiherrn B. von Tauchnitz gelesen, worin er in liebenswürdigster Weise für das Honorar von 180 Pfd. Sterl. (1200 Thlr.) dankt, das er für die Leipziger Copyright-Edition seines Romans „Our Mutual Friend" empfing. „Es ist stets ein Vergnügen für mich", schreibt er, „mit Ihnen zu thun zu haben, da ich selbstverständlich mich auf Ihre ehrenfeste, biedere Gesinnung verlasse." Dickens sowohl, als Henry W. Longfellow, erkennt in der Handlungsweise des deutschen Buchhändlers ein schönes Zeichen der hierzulande herrschenden Achtung des literarischen Rechtes auch der Ausländer. Tauchnitz hatte dem Dichter der englischen Uebersetzung von Dante's Divina Commedia aus freien Stücken ein größeres Honorar für die Leipziger Ausgabe dieser Uebersetzung gesandt (300 Dollars = 420 Thlr.), als ursprünglich stipulirt war. Longfellow schreibt darauf: „Ihre sehr generöse Vermehrung des zwischen uns verabredeten Honorars erfreut mich nicht sowohl um des Betrages selbst willen, als wegen des darin sich manifestirenden Zuges Ihrer Denkweise und Ihres liberalen, geschäftlichen Verfahrens."

Es ist dies ein ehrenvolles Zeugniß für die Loyalität des deutschen Buchhandels. Es ist zugleich die bündigste Widerlegung jener ehrverletzenden Behauptungen, die sich Herr Hermann Raspe in Newyork in der (auch in unserem „Magazin" erwähnten) vom deutschen Buchhändler E. Steiger daselbst publizirten Schrift über den Nachdruck in Amerika gegen die Verlagsbuchhandlung von Bernhard Tauchnitz in Leipzig verstattet hat. „Was", schreibt Herr Raspe, „was ist Herr von Tauchnitz anders, als ein Nachdrucker englischer und amerikanischer Werke? Hat er für die ersten hundert oder gar Hunderte von Bänden seiner „Collection" ein Verlagsrecht für Deutschland erworben? Oder sind die paar Thaler, die er den Verfassern der von ihm nachgedruckten Werke zu zahlen pflegt, nur irgendwie der Erwähnung werth?" — Speziell in Bezug auf Dickens bemerkt dann die amerikanische Schrift, daß die Summe, die er vom Verleger seiner Tauchnitz Edition erhalte, oft kaum dem Honorar gleiche, das der berühmte englische Schriftsteller für zwei Seiten seines Originals erhalten könne. Ferner behauptet Herr Raspe, er habe in dieser Angelegenheit an die bekanntesten amerikanischen Schriftsteller geschrieben, und in jeder ihm darauf zugegangenen Antwort sei ihm bestätigt worden, daß sie von europäischen Verlegern entweder Nichts, oder höchstens eine Kleinigkeit für frühzeitige Uebersendung der Aushängebogen, erhalten haben.

Dickens und Longfellow haben diese Angriffe auf die Ehre unseres deutschen Mitbürgers in den Auszügen, die wir vorstehend aus ihren Briefen gegeben, vollständig widerlegt. Aber auch früher schon waren in England ähnliche Angriffe von dortigen ehrenwerthen Buchhändlern, die mit Deutschland in engen Geschäftsverbindungen stehen, als verleumderisch zurückgewiesen worden. Im englischen Buchhändlerblatt „The Publishers Circular" vom 30. December 1865 wies Herr Williams (Firma Williams u. Norgate in London) nach, daß sein deutscher Freund Tauchnitz seit Jahren den englischen Schriftstellern für das Recht der „Continental Publication" Honorare bis zur Höhe von 200—250 Pfd. für einzelne Werke gezahlt habe, was mit Rücksicht auf den Absatz und den niedrigen Preis der betreffenden Ausgaben gewiß als ein vollkommen der Sache entsprechender Ehrensold zu betrachten sei.

Ja, seit Jahren, lange bevor England mit Frankreich den internationalen Vertrag gegen den Nachdruck abgeschlossen, bestand dieses ehrenwerthe Verhältniß zwischen der Verlagshandlung Bernhard Tauchnitz und den englischen Schriftstellern oder, sofern sie nicht mehr am Leben und ihre Werke in England noch geschützt waren, mit deren Rechtsnachfolgern. Nachdem vor etwa zehn Jahren zwischen England und Frankreich jener Vertrag abgeschlossen war, weigerte sich die französische Douane, Sendungen der Tauchnitz Edition, die aus Leipzig ge-

kommen waren, in Frankreich zuzulassen, aber es genügte die Einsendung der von Tauchnitz mit den betreffenden englischen Schriftstellern abgeschlossenen Verträge, um die bis dahin mit Confiscirung bedrohten Sendungen als vollkommen legal zugelassen zu sehen. Man mußte in Frankreich zugeben, daß der deutsche Buchhändler sich durch die von ihm stets bewiesene Achtung des literarischen Eigenthums ein wohlverdientes Vorrecht vor seinen französischen Concurrenten Baudry, Galignani u. A. verschafft habe.

Den amerikanischen Schriftstellern, die übrigens nur von vier Namen in der Tauchnitz'schen „Collection" vertreten sind, konnte der deutsche Verleger allerdings keine so günstigen Bedingungen, wie den englischen, gewähren, da unter den leider noch fortbestehenden, ungeordneten internationalen Rechtsverhältnissen der amerikanischen und der europäischen Literatur die Werke der Amerikaner jedem Nachdrucker in England und auf dem Kontinente preisgegeben sind, eine vertragsmäßige Rechtserwerbung des deutschen Verlegers also mehr einen formellen, als einen juristischen Charakter hat. Gleichwohl beweist das im Eingange unseres Artikels citirte Schreiben Longfellow's, daß Herr v. Tauchnitz nicht, wie Herr Raspe behauptet, den amerikanischen Schriftstellern „entweder Nichts oder höchstens eine Kleinigkeit für frühzeitige Uebersendung der Aushängebogen" zahlte, sondern die Berechtigung des Verlags honorirte, und sogar für die bloße englische Uebersetzung eines italiänischen Klassikers mehr Honorar bewilligte, als man in Deutschland für deutsche Uebersetzungen zu zahlen pflegt.

Wir haben es für eine moralische Pflicht erachtet, mit dieser Darlegung des Sachverhältnisses Behauptungen entgegenzutreten, durch welche man in Amerika den Ruf eines Unternehmens angegriffen, das in der ganzen literarischen Welt mit Recht als ein unserer Zeit zur Ehre gereichendes Förderungsmittel internationaler Eintracht und Kultur angesehen wird.

Joseph Lehmann.

Eine Meraner Bismarck-Sage.*)

Heinrich Noë hat in dem Moser'schen Verlag zu Meran, welcher sich allmählich aller ferneren Bücher über die Burggrafenstadt bemächtigen zu wollen scheint, ein kleines beschreibendes Werkchen unter dem Titel „Der Frühling in Meran" herausgegeben. Der Frühling in Meran sei noch nicht geschildert, meint er. Wir erinnern uns an „Unheilbar" von Paul Heyse, und finden, daß diese beste der „Meraner Novellen" mit einem wahren Triumph des Frühlings endet. Doch warum soll etwas Gutes und Schönes nicht zweimal geschildert werden? Heinrich Noë hatte also vollkommen das Recht, den Meraner Frühling zu schildern, besonders da er auch das Geschick dazu hat, wie er gleich Anfangs durch die farbenhellen Bilder der Brunnenburg beweist. Nur hat er sich nicht überlegt, daß seine Malereien vollkommen unverständlich für Jeden bleiben müssen, welcher Meran nicht schon ganz genau kennt, genauer selbst, als die meisten Besucher des Kurortes diesen je kennen lernen. Man sollte glauben, er habe ausschließlich für eingeborene Meraner geschrieben, um so mehr, da sein ganzes Werkchen sich unausgesetzt auf derjenigen Höhe des Enthusiasmus erhält, von welcher allein die Meraner ihre Stadt betrachtet haben wollen.

Nur für uns Norddeutsche hat dieses kleine Buch noch ein besonderes Interesse durch eine Anekdote, welche den norddeutschen Bundeskanzler betrifft. Natürlich gebe ich sie nicht unter meiner Garantie, sondern theile sie nur als die erste Tradition mit, deren Held Graf Bismarck geworden ist. Die Scene derselben ist im Ultner Thale, welches sich hinter Lana als Nebenthal des Etschgrundes öffnet. Hier vereinigt das Mitterbad jeden Sommer eine große Anzahl Tiroler — Fremde, Damen besonders, kommen selten zur Kur hin, denn der Ton dort ist etwas eigenthümlich uneuropäisch. Graf Bismarck aber soll, wie Heinrich Noë und seine Autorität, der „Badhiesl" erzählen, „Anfangs der vierziger Jahre" in Ulten gewesen sein, gerade zu der Zeit, wo Josepha Holzner, die Tochter des damaligen Besitzers des Mitterbades, als „das schönste und sittsamste Mädchen von ganz Ulten" galt. „Graf Bismarck — damals noch dunkler Freiherr — (es ist Heinrich Noë, der spricht) kam mehrere Jahre hindurch nach Ulten und nahm bald längeren Badeaufenthalt, bald stattete er dort von seiner Wohnung, die er in den Gärten von Obermais genommen hatte, kurze Besuche ab. Der pfeiltragende Gott überlistete denjenigen, welcher später den schwarzen Bannformeln der Tuilerieen Hohn sprach, und nicht anders erging es der schönen Josepha. Die wechselseitige Zuneigung war eine große. Noch heute erzählt der „Badhiesl" mit Begeisterung, wie Jammerschade es wäre, daß dieses schöne Paar nicht zusammengekommen sei." Heinrich Noë ergeht sich nun in Suppositionen, in wiefern durch ein solches „Zusammenkommen" das Geschick des Freiherrn und folglich das Europa's ein anderes geworden wäre. Freilich, wenn die Sache sich „nach Art der Singspiele mit einer dauernden Niederlassung im Gebirge abgeschlossen hätte", so wäre Graf Bismarck jetzt nicht, was er Jedem von uns und ganz Preußen ist.

Es sollte kommen, wie es gekommen ist. „Die Glut der Leidenschaft", fährt Heinrich Noë fort, „welche hier zwei Herzen aneinander zog, die im Uebrigen durch weit mehr Schranken als die der Mainlinie sich getrennt fühlen mußten, wurde mehrere Jahre lang durch zahlreiche Briefe brennend erhalten, von denen sich noch der eine und andere in Ulten vorfindet. Endlich schritt der Freiherr (von so Vielen als der Junker par excellence verschrieen) mit einer Rücksichtslosigkeit gegen alle Hindernisse, die wir ihm zutrauen dürfen, ohne Weiteres zum Heiratsantrag und bat den Herrn Holzner, Wirth vom Mitterbad zu Ulten in Tirol, um die Hand seiner Tochter Josepha. Dieser Mann verlor über seiner Ueberraschung keineswegs die Festigkeit, mit welcher er an alten Meinungen hing. Aus der Heirat konnte Nichts werden, weil der Bräutigam kein Katholik, ja vielleicht nicht einmal ein Christ war; kurz darauf wurde sie von Alois Schmid, einem Beamten der landesfürstlichen Stiftung in Salzburg, heimgeführt. Dort liegt sie begraben."

So endet Heinrich Noë „diese Geschichte, deren Erzählung, obwohl sie die Angelegenheiten eines Lebenden berührt, dem Verfasser wegen des Helden Berühmtheit und Größe erlaubt schien." Jedenfalls ist sie sowohl dem Inhalt wie der Fassung nach das Originellste in seinem „Frühling von Meran".

Ida von Düringsfeld.

Palher gegen Virchow über den Vegetarianismus.

Mit Rücksicht auf den neulich von uns gebrachten Auszug aus Virchow's Schrift über „Nahrungs- und Genußmittel", die Vegetarianer betreffend, berichten wir heute über eine kleine

*) Der Frühling in Meran. Von Heinrich Noë. Meran, Moser, 1868.

Broschüre, betitelt „Briefe an Virchow über dessen Schrift Nahrungs- und Genußmittel, von Eduard Baltzer."*) Wir fühlen uns zu dieser, wenn auch kurzen Anzeige verpflichtet, weil die kleine Schrift beweist, daß der Verfasser mit Gründlichkeit und Würde seine Anschauungen (die von den unter den meisten Fachmännern und Laien giltigen so erheblich abweichen) vertritt und weil, nach seiner Mittheilung, die „Gartenlaube" die Aufnahme einer den Vegetarianismus betreffenden Darlegung abgelehnt hat.

Herr Baltzer acceptirt zunächst einige Aussprüche Virchow's als Bestätigung wichtiger Grundsätze des Vegetarianismus und bespricht dann die Einschränkungen, welche Virchow den Konzessionen hinzugefügt hatte.

Der Schwerpunkt der Erörterung liegt, nach meiner Ansicht, nicht in der wissenschaftlichen Beweisführung des Für und Wider, sondern in der möglichst besonnenen Betrachtung der sicher gestellten Erfahrungen. Virchow hatte in Bezug auf diese Erfahrungen, welche die Vegetarianer an sich machen, bemerkt: „Freilich sind die Vegetarianer gewöhnlich nicht konsequent; sie leben nicht bloß von Vegetabilien, sie genießen auch Honig, Milch, Butter und Käse, Einzelne auch Eier." Baltzer entgegnet: „Ein einziger konsequenter Vegetarianer beweist durch sein gesundes Dasein, daß dieser Einwand ihn und also sein System nicht trifft." Das ist richtig. Der Erfahrungs-Beweis ist geliefert und er ist entscheidend: „Der strenge Vegetarianer lebt z. B. von Körnern und Wasser, wenn es sein muß, ganz allein und ganz gesund. Aber wir fügen das Obst hinzu und erweitern mit des Feuers Hülfe gern diese einfachen Elemente in tausend Formen."

Die zweite Einschränkung Virchow's fand sich in seiner Behauptung: „Der Mensch kann auch ohne Pflanzennahrung leben wie ein fleischfressendes Thier". Baltzer findet die von Virchow für diesen Satz angeführten Beweismomente nicht für ausreichend. Das ist richtig. Nur, meine ich, berücksichtigt Baltzer nicht genügend, daß der Virchow'sche Vortrag keine Streitschrift ist, in welcher man alle seine, auf jeden Punkt bezügliche Gründe anführt: Virchow ist weit entfernt davon, mit den angeführten Momenten seine Beweismomente erschöpft zu haben. Aber Baltzer verlangt die Probe als Beweis — dies Verlangen ist gerechtfertigt.

Die Erfahrungsresultate stellen sich für Baltzer so: „Vom Standpunkte der Erfahrung steht es fest, daß der Mensch ohne Fleischnahrung gesund leben kann und daß er bei sonst gleichen Umständen trotz der Fleischnahrung, wenn sie einen geringen Theil der Nahrung ausmacht, bestehen kann, daß er es aber um so weniger kann, je mehr die Fleischnahrung vorwiegt, und daß er ausschließlich von ihr leben oder gar gesund leben, nicht kann." Der Verfasser bemerkt bei dieser Gelegenheit nebenbei: „Haben wir Menschen uns krank gegessen, getrunken, geraucht, gewürzt u. s. w., so verordnen die Aerzte uns neben allerlei Mitteln sehr verschiedener Art einmüthig eine Diät, die ungefähr die unsere ist, nur unkräftiger, und durch diese werden wir wieder gesund. Wenn aber unsere Diät das Mittel ist, in vielen Fällen gesund zu werden, so wird sie, je normaler sie artet, wohl auch das Mittel sein, gesund zu bleiben." Wir bemerken darauf gleichfalls nur nebenbei, daß Herr Baltzer in der Annahme von der Einmüthigkeit in der bezüglichen diätetischen Verordnung der Aerzte irrt und daß, wenn er selbst nicht irrte, die von ihm aus diesen Annahmen gezogenen Schlüsse nicht zugegeben werden können.

„Ihr Hauptbedenken (sagt Baltzer weiter gegen Virchow) ist gegen unsere Berufung auf die natürliche Organisation des Menschen gerichtet, von der wir sagen: sie zeige an, daß der Mensch von Natur Fruchtesser sei. Sie sagen: „Man beruft sich auf Cuvier, dem berühmtesten vergleichenden Anatomen als auf einen vollgiltigen Zeugen. Nicht mit Unrecht, denn Cuvier erkennt die Naturanlagen des Menschen unbefangen an." — Ist das ein Einwand oder eine Bestätigung? Sie vermögen Ihrer Anerkenntniß nur die Bemängelung anzuhängen, daß Cuvier auch gesehen, wie der Mensch durch seinen Verstand zu einer höheren Kultur, als sie der Natur- oder Urzustand darbietet, befähigt wurde, wie sein Geist ihm über seine natürliche Organisation hinausgeholfen, wie er sich das Gebiet seiner Nahrungsmittel in dem Maße erweitert, als er die Kunst ihrer Zubereitung entdeckte, und daß Cuvier nur Schädel jüngerer Affen gekannt."

Baltzer hebt nun hervor, daß Cuvier und Flourens in Worten, die sich nicht mißdeuten ließen, die Ansicht aussprachen: die Organisation des Menschen weise ihn auf den Genuß der Früchte an. Wie weit der Mensch kraft seines Verstandes sein Nährsystem ausdehnen solle, das sei erst eine zweite Frage. Ferner: man könne nicht annehmen, daß Cuvier die Unterschiede zwischen jungen und alten Affen völlig unbekannt geblieben sein sollten und gesetzt auch: er habe nicht gewußt, daß das Gebiß des alten Affen etwas anders sei als das des jungen, so blieben doch die Gründe Cuvier's ungeschwächt bestehen, welche er in den folgenden Sätzen niedergelegt habe: „Der Mensch scheint geschaffen, sich von Früchten, Wurzeln und anderen saftigen Pflanzen zu ernähren: seine Hände gewähren ihm die Leichtigkeit, sie zu pflücken; seine kurzen und mäßig starken Kinnladen, die den übrigen Zähnen gleichenden Eckzähne und die höckrigen Backzähne würden ihm nicht wohl erlauben, Gras zu essen oder Fleisch zu zerreißen; seine Verdauungsorgane sind den Kauorganen entsprechend, sein Magen ist einfach, sein Darm von mäßiger Länge, seine Dickdärme scharf abgesetzt, seine Leber nur in zwei große und einen kleinen Lappen getheilt und sein Netz hängt von den Därmen ins Becken hinab.

Die Unumgänglichkeit der Reizmittel und Genußmittel hatte Virchow aus den Anforderungen unseres sozialen Lebens erklärt und über die Bedenklichkeit der Reizmittel durch den Hinweis beruhigt, daß dieselben gleich den „Giften" überhaupt erst in einer gewissen Dosis „giftig" wirkten. Baltzer bemerkt hierauf: „jedes Atom wirkt nach der in seiner Wesenheit liegenden Eigenschaft," folglich wirke das Reizmittel auch in kleiner Dosis giftig, nur wäre unser Wahrnehmungsvermögen nicht scharf genug, um diese geringe Wirkung zu erkennen. Diese Bemerkung Baltzers ist richtig — Virchow hat sie nicht bestritten, in seinen Aeußerungen über die Bedeutung der Gewöhnung liegen unausgesprochen für den Fachkundigen vielfache Erläuterungen. Ich zweifle nicht, daß Baltzer die wesentlichsten derselben kennt, aber er gesteht ihnen keine Berechtigung zu. Dies ist nach meiner Meinung ein wichtiger, leider strittiger Punkt. Der Grad, bis zu welchem Uebung und Gewöhnung ausgedehnt werden kann, ohne zur Schädigung zu führen, ist vielleicht für alle Funktionen und alle Eindrücke individuell; sicher: daß fachkundige Theoretiker und Praktiker über die hierauf bezüglichen Grundprincipien noch keine feste Norm haben finden können.

Gern schließe ich daher mit einer Bemerkung Baltzer's, die aus dem Bereich der Erfahrung genommen ist: „Von uns Laien können Sie nur erwarten, daß wir auf die Thatsachen hinweisen, deren Zeugen wir sind, daß viele physische Leiden

*) Nordhausen, Förstemann, 1868. (74 S. in 12.)

bei unserer Diät ganz von selbst verschwinden, je treuer und ausdauernder wir unserer Regel folgen; daß ein frisches Gesundheitsgefühl uns überkommt, wenn es uns, wie mir, seit Jahrzehnden abhanden gekommen war; daß unsere physischen Kräfte steigen und weit größerer Anstrengung und Ausdauer fähig werden; daß wir somit die ersten Bedingungen eines langen und glücklichen Lebens erfüllen: hierfür aber sind wir Vegetarianer alle ohne Ausnahme in dem Maße Zeuge, als wir in unserer Diät ausdauernd treu gewesen." Dr. Pincus.

England.

Geschichte der Aufklärung in Europa, nach Lecky.

IV.

Politik und Arbeit.

Demnächst übte die rationalistische Bewegung einen großen Einfluß auf das politische und staatswirthschaftliche Leben, indem sie dasselbe bedeutend verweltlichte. Während im Mittelalter und vorzüglich im Zeitalter der Kreuzzüge alle politischen Angelegenheiten von theologischen Rücksichten beherrscht wurden, die Kirche mit den wichtigsten Amtsgeschäften der Regierungen zu thun hatte, während sie es beispielsweise war, welche die Anarchie der Privatkriege durch den „Gottesfrieden" zügelte, entstand in den folgenden Jahrhunderten allmählich eine Emancipation des weltlichen Herrscherthums, welche in der gesteigerten Lasterhaftigkeit der Geistlichen auf der einen, in der Belebung des Forschergeistes und der Industrie auf der andern Seite ihren Grund hatte. Die Reformation war ihren Hauptmotiven nach ein Mittel für die deutschen Fürsten, den Zwang des Papstthums abzuwerfen. Selbst das Institut der Inquisition hatte das Gute, die Trennung der religiösen Frage von der Politik zu beschleunigen, indem es in seiner Weise den Grundsatz verfocht, daß dem weltlichen Gericht keine Entscheidung über religiöse Fragen zustehe. Indem auf diese Weise die Politik von der Kirche losgelöst wurde, wirkte jene wieder abschwächend auf den Einfluß der dogmatischen Theologie zurück. Die Streitigkeiten mit dem Papstthum und die Uebel der Religionskriege veranlaßten die Bildung eines kräftigen, rein weltlich politischen Gefühls und dieses wiederum begeisterte die Gemüther nach einer ganz andern Richtung hin, als es früher das Dogma gethan: es setzte den Patriotismus an die Stelle des Religions-Fanatismus. Zwei verschiedene Arten Begeisterung, von denen jede die Ereignisse aus einem besondern Gesichtspunkt betrachten läßt, können nicht zu gleicher Zeit unumschränkt obwalten. Die Denkweise, welche die eine eingiebt, wird nothwendig die aus der andern hervorgegangene schwächen. So wird jeder Krieg, der um weltlicher Zwecke willen Völker verschiedenen Glaubens vereinigt, den theologischen Gesichtspunkt beseitigen und die Schroffheit der Sekten mildern helfen. Andererseits beförderte der Streit des Papstes mit den Fürsten die Freiheit. Schon die einfache Thatsache, daß die Völker zwei verschiedene Herren anerkannten, war eine Schranke des Despotismus, und da die mittelalterlichen Päpste beinahe immer einen höheren Bildungsgrad als ihre Gegner besaßen, so vertraten sie in jenem Zeitalter der physischen Gewaltherrschaft und Rohheit die Sache der Mäßigung, der Intelligenz und Humanität. Auch die Scholastiker und besonders die Jesuiten fochten, indem sie für das Recht der Kirche eintraten, oft genug zugleich zu Gunsten des Volks, und Mariana's Lehre vom Tyrannenmorde war nur ein kühner Schluß aus Grundsätzen, welche die Macht des Herrschers einzuschränken und die des Volkes zu erweitern strebten. Die französischen Bischöfe dagegen, welche das Interesse hatten, sich vom Papste unabhängiger zu erhalten, schlossen eben deshalb ein engeres Bündniß mit der weltlichen Macht, wodurch die gallikanische Lehre der Freiheit feindlich wurde.

Der Protestantismus, der ursprünglich eine That geistiger Auflehnung, eine Berufung von der Autorität an das Urtheil des Volkes war, mußte von Haus aus der Demokratie eigentlich förderlich sein; doch durch die Mischung kirchlicher und politischer Tendenzen ist die Sache oft genug anders geworden. England hat den nichtbischöflichen Kirchen viel von dem Erfolge seiner Freiheitsbestrebungen zu danken, während der Anglikanismus von Anfang an der unterwürfigste und wirksamste Diener der Tyrannei war. Er predigt den leidenden Gehorsam gleich Paulus und will selbst die schlimmsten Handlungen der Fürsten ohne Auflehnung ertragen wissen. Bemerkenswerth ist, daß in England der Sieg der Toleranz und der Sieg der bürgerlichen Freiheit gleichzeitig entschieden wurden und beide in dem Fortschritt der Verweltlichung ihre Stütze fanden. Auch unter den französischen Protestanten trug die Sache des Liberalismus den Sieg davon. Hattmann wies 1573 in seiner Schrift „Franco-Gallia" nach, daß die Krone Frankreichs von Rechtswegen nicht auf Erbschaft, sondern auf Wahl beruhe, und daß die Regierung dem Willen des Volkes zustehe. Um dieselbe Zeit erschien die Schrift „Vindiciae contra tyrannos" mit der Ausführung, daß der König durch zwei Verträge gebunden sei, von deren Beobachtung seine Rechtmäßigkeit abhänge, durch einen Vertrag mit Gott, daß er nach göttlichem Gesetz, und durch einen Vertrag mit dem Volke, daß er nach dessen Interesse regieren werde. Auf dem Grunde der Bibel wird die Behauptung vertheidigt, daß, da ein Volk die Verbrechen des Herrschers zu büßen habe, es auch in der Lage sein müsse, ihn daran zu hindern und ihm deshalb entgegenzutreten. Dieser Ideengang hat späterhin der Revolution in Frankreich den Weg gebahnt, welche weder vom Katholizismus, der dort dem Despotismus zur Seite stand, noch von dem zur Unbedeutendheit herabgesunkenen Protestantismus, sondern von Freidenkern in's Leben gerufen wurde.

Endlich sollen noch einige Worte über das Verhältniß des industriellen Geistes zur Aufklärung gesagt werden.

Die Civilisation des Alterthums beruhte hauptsächlich auf der Institution des Sklaventhums, welchem man die als entehrend geltende Beschäftigung mit Handwerk und Handel überließ. Erst die Kirche hat die Arbeit zu Ehren gebracht. Dadurch ward der Weg zur Entstehung der industriellen Klassen geöffnet, die den Kreuzzügen folgte. So lange jedoch die Arbeit nur als religiöse Pflicht galt, ward sie nicht sehr gehoben; die wahren Anregungen zur Industrie liegen immer in den größeren Belohnungen, welche dem industriellen Streben in Aussicht stehen. Der Fortschritt desselben beruht auf dem Verlangen nach Reichthum, auf den vermehrten Bedürfnissen und dem Wetteifer. Auch konnte, so lange der theologische Gesichtspunkt beibehalten wurde, daß jeder Zins Wucher und der Wucher Sünde sei, die Industrie nicht zur rechten Blüthe kommen, da der Lohn für das Darlehen der Haupthebel für die Ansammlung von Kapitalien zu größeren industriellen Zwecken bildet. Daher waren im Mittelalter die Juden, denen man den Zins gestattete, die Vermittler der europäischen Industrie. Erst die Entstehung der industriellen Republiken in Italien machte das Geld-

leihen bei den Christen populär. Allmählich schwinden auch in weiteren Kreisen die auf theologischen Anschauungen begründeten Wuchergesetze und die Frage wird immer mehr vom ökonomischen Standpunkt erörtert. Durch den vermehrten Handel treten sich Kreise von den verschiedensten Bekenntnissen näher und erfahren durch eigene Anschauung, daß Redlichkeit, Zuverlässigkeit und Treue vom Glaubenssysteme unabhängig seien und daß der Streit und Haß zwischen den Anhängern verschiedener Dogmen auf Kosten unbefangener Einsicht unterhalten werde. Namentlich erkannte man, daß Religionskriege und Verfolgungen dem Emporblühen der Industrie immer Nachtheil bringen. Die Vertreibung der Juden und Mauren aus Spanien und der Hugenotten aus Frankreich waren wohl die härtesten Schläge, welche jemals gegen die Industrie dieser Länder geführt wurden, während die Völker, die klug genug waren, die Flüchtlinge aufzunehmen, ungeheure Vortheile gewannen. Das commercielle Genie der jüdischen Verbannten war ein wichtiges Element in der Entwickelung von Livorno, Pisa und Ancona. Amsterdam verdankt seinen Wohlstand zu großem Theile dem Zusammenfluß dorthin geflüchteter Ketzer; durch ähnliche Umstände sind die Leinen-Manufakturen Irlands, viele Zweige der englischen Industrie und andere derartige Bestrebungen gefördert worden. Auch der theologische Begriff von der freien Armuth verfiel durch den Aufschwung des industriellen Geistes, und nach den Kreuzzügen sehen wir infolge davon einen gewissen Luxus entstehen, den Anfang jener Behaglichkeit, welche das Zeichen und Maß der Civilisation zu sein pflegt.

Mit dem Untergang der spanischen Oberherrschaft hörten zwei große Hemmungen auf: der commercielle Antagonismus der beiden christlichen Religionen und der Glaube, daß aller Reichthum in der Aufhäufung kostbarer Metalle bestehe, der Spanien nächst seiner Unduldsamkeit am Meisten geschadet hatte. Die Beseitigung der Klöster, die Unterdrückung der Bettelei, des Mönchwesens, des übertriebenen Kirchenbaues beförderte den Fortschritt; die Manufakturen hoben sich und das Geld ward in Fabriken angelegt. Dazu trat das System des Creditwesens und die Entwickelung der mechanischen Erfindungen. Ersteres bildete jene merkwürdige Triebkraft, welche durch den ungeheuren Werth, den sie auf den Charakter legt, sich als eine der großen versittlichenden Einflüsse der Gesellschaft, und durch die zwischen verschiedenen Völkern hergestellte Verbindung als eine der großen Bürgschaften des Friedens bewährt. Letztere gaben dem Handel und den Fabriken einen Aufschwung, der in der Geschichte der Menschheit nicht seines Gleichen hat.

Indem also das industrielle Element trotz aller Beschränkungen und militärischer Störungen sich jedes Jahr mit zunehmender Geschwindigkeit weiter entwickelt, scheint es dazu bestimmt, eines Tages der herrschende Einfluß in der Politik zu werden. In den Verschlingungen und Entwickelungen der Civilisation wird der störende Einfluß der Leidenschaft fortwährend geringer und das Interesse wird immer mehr der Leitstern der Staaten. Hierin liegt eine viel größere Bürgschaft für die baldige Zukunft des europäischen Friedens als diejenige ist, welche je die Religion oder die Philanthropie zu Tage gefördert hat. Die große Wahrheit, daß jedes Volk, jedes Handwerk und Gewerbe bei der Wohlfahrt jedes andern betheiligt ist, wird immer klarer und kann nicht verfehlen, einen mächtigen sittlichen Einfluß auf die Gesellschaft auszuüben. Denn obgleich eine Uebereinstimmung der Handlungen, die auf Gemeinschaft der Interessen beruht, an sich keinen sittlichen Werth haben mag, so ist doch ihre Wirkung auf die Zerstörung einiger Hauptursachen der Zwietracht überaus wichtig. Man kann nicht mit dem Bewußtsein gemeinsamer Interessen zusammenwirken, ohne daß sich ein Gefühl der Freundschaft und Zusammengehörigkeit heranbildet. Jeder gewöhnt sich, mit einer gewissen Rücksicht auf die Wohlfahrt Anderer zu handeln und die Einheit der Stimmungen heiligt schließlich die Einheit der Interessen.

Dr. Imman. Herm. Ritter.

Lord Brougham.

Große Männer wirken belebend — selbst durch ihren Tod, und unter sie gehört Brougham. Seit Jahren schon zählte er, dem Alter seinen Zoll entrichtend, fern dem Vaterlande, zu Cannes, in Südfrankreich, seine Tage als ein Verschollener. Die junge Generation verehrte den Namen hoch, wunderte sich aber, daß sein Besitzer noch lebe; doch als die Sterbeglocken über ihn läuteten, da weckten sie das lebende Gedächtniß seiner Thaten. Der Grundbau aller modernen Bewegungen auf dem gesellschaftlichen Gebiete deutet auf ihn, als auf einen seiner besten Schöpfer. Sein Wirken ist die Geschichte seiner Zeit. Freilich schlug er keine Schlachten als die der Vernunft, gründete keine Reiche als die der Volksbildung und des Volkswohles, führte keine Armeen, als die der entfesselten Presse und kannte keine Taktik als die der Manneskraft und Gerechtigkeit; aber diese eben sind's, welche wirken werden, bis hinauf in die höchsten Gipfel der Geschichte, welche das Holz des Baumes bilden, wenn längst die Stürme und Gewitter, die einst seine Zweige durchsausten, dahin sind.

Brougham war Schotte von Geburt und Natur; der Sohn eines Geistlichen, erblickte er am 19. September 1778 zu Edinburg das Licht. Sein Ursprung läßt sich auf deutsches Blut zurückführen; die Burghems oder Broughams spielten bei der angelsächsischen Eroberung eine große Rolle — und unser Henry mit dem breiten, eckigen Bau, den schroffen Hammerschlägen von Bewegungen und Gesten — was ist auch er anders als ein angelsächsischer Eroberer, der den aristokratischen Normannen die angemaßten Rechte entreißt und den Wollsack im Oberhaus mit einem Oberrock angethan, erklomm, zum Entsetzen der Tory's?

Der Geschichtsschreiber Robertson war Henry's Oheim und Erzieher, welcher ihm früh den Staar knabenhaften Flattersinn's gestochen haben mag. Wir finden ihn in seinen ersten Studien schon auf dem Pfade des sicheren Wissens. Geschichte, Grammatik, Mathematik, Physik, Chemie und — höhere Politik sind die Rüstkammern, in denen er sich zum Kampf des Lebens wappnet. Ein Wunderkind, ein ingenium precox, war er gleichfalls, denn in seinem fünfzehnten Jahre wird in den „Philosophical Transactions“ ein von ihm abgefaßter Versuch über die Geschwindigkeit des Lichtes gedruckt.

Doch verlor er sich nicht in die Tiefen der Mathematik. Seiner Eckigkeit und Unbeholfenheit zum Trotz, setzte er das Ziel seines Ehrgeizes in das Wirken der Oeffentlichkeit. Ein „speculative Club“ diente ihm zum Tummelplatz seiner Rednertalente, und nach Beendigung seiner juristischen Studien, erst zwanzig Jahre alt, kann er schon als Barrister im schottischen Gerichtshof zu Edinburg thätig sein.

Mit Scott und Jeffrey gründet er die „Edinburgh Review“, die hauptsächlich seinen Arbeiten bis in die späteste Zeit die Begründung ihres unantastbaren Rufes verdankt; nebenbei schrieb er ein zweibändiges Werk über Colonial Policy, das zu

seiner Zeit Aufsehen machte, wenngleich es sich als ein unreifes, aller Erfahrung baares Gewebe von Theoremen kennzeichnet.

Jetzt schon, 1803, führt er den berühmten Roxburgh-Prozeß mit Geschick und Erfolg, sich dadurch in seinem fünfundzwanzigsten Jahre einen für diese Sphäre des Lebens seltenen Ruf gründend. Natürlich thut er nun, was alle strebenden Schotten vor ihm gethan, „er fällt", um mit Cobbet zu reden, „in England ein" und legt offenkundige Absichten an den Tag, sich die Auster des Parlaments zu öffnen. Vorläufig muß er sich aber noch bequemen, als rechte Hand des Sklaven-Abolitionisten Wilberforce zu fungiren, der in dem Rufe eines blutrothen Jakobiners stand, in dessen Auftrag er Reisen nach Holland und Portugal machte und dessen große Abolitions-Bill er 1807 mit verfassen hilft.

Seine Praxis nimmt immer größere Dimensionen an, und 1810, im 32. Jahre, kann Brougham es wagen, als Candidat aufzutreten. Der verfallene, kleine Flecken Camelfort würdigt ihn seiner Vertretung im Unterhaus. Hier offenbart sich anfangs seine schottische Natur durch ein fühlhörnerstreckendes Schweigen, und erst im folgenden Jahre bricht sich sein heftiges Temperament Bahn, als er, der ihn umgebenden Routine, Förmlichkeit u. s. w. müde, mit einem Satz an die Spitze springt, sich als den Hauptgegner der Prügelstrafe aufstellt, den Sklavenhandel für ein Kapitalverbrechen erklärt und seiner Begeisterung in langen Reden, rhetorischen Keulenschlägen und windmühlenflügelartigen Bewegungen freien Lauf läßt, die Lachmuskeln der Einen, den Haß Anderer und den freudigen Gruß von Gesinnungsgenossen im Nu heraufbeschwörend.

Cobbet, das Haupt der Opposition, und Hunt, ihre schärfste Feder, gehören unter die Letzteren. Brougham vertheidigt sie in einem Preßprozeß, wegen Beleidigung des in Verschwendung und Wüstheit verfallenen Prin[illegible] of Wales, des späteren Georg IV., und sehr zum Leidwesen seine[illegible] Clienten; denn er ist nun einmal im Zuge und statt nach Vertheidigerweise zu verfahren, läßt er seinem Unmuth die Zügel schießen und häuft Bitterkeit und Hohn auf das Haupt des Prinzen.

Diesem Aufsehen machenden Plaidoyer entsprang jener Haß des späteren Königs gegen Brougham, welcher durch die Verachtung, die dieser so viel als möglich offen zur Schau trug, nicht gemildert wurde, der Brougham aber andererseits als Empfehlungsbrief bei den übrigen Gliedern der königlichen Familie galt. Seine Beziehungen zu den Prinzen und der Prinzessin Charlotte waren vertraut und lebenslänglich, und so war er es denn auch, den die vielgekränkte Caroline von Braunschweig zu ihrem Sachwalter erwählte, als sie, die Rechte einer Königin verlangend, von ihrem Herrn Gemahl in Anklagestand versetzt wurde. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Brougham von einer Seite, die er nur hier, nie vor- und nie nachher, an den Tag gelegt; hier zwang er seine heftige, offene, an Keulenschläge gewöhnte Rhetorik zu einer vorsichtigen, studirten, halb andeutenden, halb verhüllenden, durch Pausen, Blicke, Auslassungen und ferne Anspielungen auf kräftige, wenn auch nicht diskrete Argumente ungemein wirksamen Redeweise und setzte sich, was er sonst nie zu thun im Stande war, in ein gewisses Einverständniß mit seinen Zuhörern, das seiner Partei einen glänzenden Sieg errang.

Diese geschichtlich berühmte Rede fällt in das Jahr 1820, in seine Glanzzeit auch im Unterhaus: aber wie anders erscheint er uns hier! Das Ministerium hatte, gereizt durch seine Ausfälle gegen die Geheimrathserlasse, welche den Handel der Neutralen beschränkten, alle Mittel in's Werk gesetzt, ihn in Liverpool, mit Canning als Gegner, durchfallen zu lassen. Zwei Jahre lang mußte er nun der parlamentarischen Wirksamkeit sich enthalten, und das mochte auf seine Leber nicht gut wirken. Als er 1816 wiederum für einen obskuren Ort seinen Vertretersitz einnahm, ließ er denn auch gleich eine solche Salve von verhaltener Bitterkeit und Galle gegen die Trödel- und Krämerwirthschaft los, als wollte er sich für die verlorene Zeit entschädigen. Er fegte mit einem wahren Herkulesbesen umher, Steuerverweigerung wurde sein Lieblingswort, er focht wie ein Preisboxer mit List und Gewalt, parirte und traf gleichzeitig den Gegner in's Auge, schlug zwanzigmal an dieselbe Stelle, war im Nu der witzigste, nachdrücklichste, gewaltsamste, gröbste, gefürchtetste, aber auch populärste Redner. Er spitzte seine Pfeile extra, schleuderte seine Thatsachen, klatschte seine Anekdoten, wie ein Maurer den Kalk, häufte seine Bilder, multiplicirte seinen Spott und Hohn, ballte seine Fäuste und lachte über die beleidigten Entgegnungen Anderer — und das Alles mit der viereckigen Knochengestalt, den langen, dürren Armen, der harten hämmernden Sprache, dem breiten Kopf und den eingefallenen Wangen, daß die Carrikaturen von Macbethhexen, die von ihm erschienen, kaum übertrieben genannt werden dürfen. — Er war ein Dämon von Eifer und Wucht, trotzend auf seine gute Sache, als Gegner der Preßknechtung, der Volksverdummung, der Steuerüberbürdung, der Armeevergrößerung und Glaubensbeschränkung.

Zugleich besaß er eine zähe Arbeitskraft, die ihn einem Cäsar an die Seite stellen läßt. Neben seiner juristischen Praxis von ungeheurem Umfang, hält er in einer Parlamentssaison 300 Reden, steht an der Spitze von drei Hauptcommissionen, schreibt Aufsätze für die „Edinburgh Review" und seine Parteiblätter, den „Examiner" und andere; gründet Kleinkinderschulen und Handwerker-Bildungsvereine, legt seine Ansichten über Volkserziehung in der umfassenden Schrift: „Practical Observations upon the Education of the People" nieder und findet dabei noch Zeit, Public Meetings und Dinners zu besuchen und sich mit Damen über italiänische Poesie zu unterhalten. An einem Tage, bei seiner Neuwahl in Yorkshire, 1829, flog er zu Pferde von Stadt zu Stadt, hielt neun lange Reden und saß am nächsten Morgen frisch und aktenkundig zur gewöhnlichen Stunde im Gerichtssaal bei den Assisen.

Wir können ihn auf seinen, nach allen Richtungen sich ausbreitenden Feldzügen im Unterhaus nicht begleiten; genug daß alle Dunkelmänner ihn fürchteten und haßten, daß selbst seine Parteigenossen nicht neben ihm bestehen konnten, daß ihn das Volk vergötterte, daß er alle Versuche der Aristokraten, die Presse, die Versammlungsrechte, die Religionsfreiheit einzuschränken, niederwarf und auf seiner langen Laufbahn die umfassendsten Reformen in der Rechtspflege, der Gesetzgebung, im Finanzfach, in Kirche und Schule mit sich vorwärts schob, durchführte und erweiterte. Er setzte den Keil an die Mauer der Vorurtheile, führte Schlag auf Schlag, bis sie zerbröckelte.

In diese Zeit fällt auch die Veröffentlichung einer Reihe von Volksschriften, von denen er viele selbst verfaßt hat, als: „A Discourse on the Objects, Advantages and Pleasures of Science", seine Ernennung zum Lord-Rector der Universität Glasgow und die Gründung der Universität in London, welche hauptsächlich als sein Werk anzusehen ist.

Im Jahre 1829 starb Georg IV., und das Ministerium Wellington räumte dem Whigcabinet Lord Grey's das Feld. Brougham, welcher eben eine große Wahlreform vorbereitete, wurde zum Lord-Kanzler ernannt. Er, der Vertheidiger der Arbeiter-, Irländer, Katholiken-, Neger-Emanzipation, der

Kämpfer für die Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten, der Gegner jeder Kornsteuer, der stürmischste und unbändigste Redner im Unterhaus, der Feind aller Formalitäten, dem es unmöglich war, sich in Convenienz und Ceremonie zu fügen, wurde nun wie durch einen Zauberschlag als das Herz im eigentlichsten Heiligthum derselben eingesetzt.

Wenn die Whigs fürchteten, er werde zum Sykophanten der Aristokratie, wenn die Torys hofften, daß er einen vermittelnden Weg einschlagen werde, so mußten beide Parteien bald genug erfahren, daß Brougham sich, sein Wesen, sein Prinzip und sein Volk nicht verleugnen konnte. Durch den bloßen Einsatz seiner Persönlichkeit, als er am 22. November 1830 den Lordkanzlersitz auf dem Wollsack einnahm, noch ehe sein Peerpatent ausgefertigt worden, sprach er mächtiger als mit tausend Worten: „Ich bin, was ich war".

Die edlen Lords mit ihren Perrücken zogen krumme Buckel, wie Katzen vor einem Hunde, sagt die „Times", und überwachten jede seiner Bewegungen. —

Brougham's Leben ist ein Kampf, eine lange Reihe von Gefechten und großen Schlachten, Ueberfällen und Hinterhalten. Er liebte den Streit und rief ihn herauf. Er fand seine größte Lust darin, gegen Jedermann zu streiten. Absichtlich sehen wir ihn hier, die ängstliche Etiquette der nervösen Herren verletzend, umherschlendern im Oberrock; — in Stiefeln! setzte er sich auf den Wollsack, schreibt Briefe, während Aristokraten vor ihm plaidiren, erhebt sich und schreitet auf und ab, die Hände in den Hosentaschen; er lächelt höhnisch und zuckt die Achsel verächtlich. Er empfängt Seine Majestät an der Thür, statt gravitätisch auf seinem Platz zu verharren; er verwirrt die Fassungskraft der edlen Lords und giebt ihrem scheinbar sich auch nur langsam und gravitätisch bewegen könnenden Geiste Räthsel auf. Wenn ihm Lord Londonderry, ein alter, ehrwürdiger Herr, Tadelsucht vorwirft, so antwortet er: „der edle Lord zu, auf und von Castlereagh sagt, ich sei tadelsüchtig — das bin ich nie, wenn es sich um Argumente handelt; aber der edle Lord, Mylords, ist eine Person, die Sie in einem Mörser kurz und klein stoßen müssen, ohne daß es Ihnen gelingen wird, seine Vorurtheile aus ihm herauszutreiben."

Brougham's Wahlreform-Bill fiel natürlich am Widerstand der Lords. Das Ministerium hätte abdanken sollen — nach altem Brauch — aber die Acclamationen des Volkes ermuthigten es zur Ausdauer. Bei der zweiten Abstimmung blieb die Bill noch mehr in der Minorität, und die Lords beschlossen, den König zu einer Auflösung des Cabinets zu bewegen; da stürmt Brougham in das Zimmer des Königs und läßt sich und seinem Premier die schriftliche Erlaubniß geben, so viele Peers zu ernennen, als nöthig seien, um die Majorität herzustellen. Die Lords geben nach, ohne es weiter darauf ankommen zu lassen.

Mit einer nicht geringeren reformatorischen Wucht wirkte er in dem seiner Stellung zugehörigen Richteramte. Auch hier setzte er sich über alle Schliche und Verwickelungen hinweg und zerhieb den Knoten, anstatt ihn fester zu ziehen, räumte auf, anstatt sich in die Labyrinthe der ohne Fundament und Ordnung aufgeschichteten englischen Rechte zu verirren. Im Laufe eines Jahres brachte er all die unerledigten Rechtssachen zur Entscheidung, welche Lord Lyndhurst sich hatte über den Kopf wachsen lassen; er schaffte die verjährten Mißbräuche ab, welche jener sanctionirt hatte und opferte 7000 £ seiner Einkünfte als er trotz des Widerstrebens eigennütziger Untergebener das Verfahren bei Bankrotten vereinfachte, eine That, die einzig dasteht in den unsauberen Annalen englischer Habgier.

Doch nicht hier liegt der Schwerpunkt seines dauernden Ruhmes. Schon 1834 löste ihn Lord Lyndhurst auf dem Präsidenten Wollsack ab, und als später das Whigministerium nochmals an die Spitze trat, hielt es Wilhelm IV. für besser, den gewaltsamen Lord — jetzt übrigens Brougham and Vaux, Baron — nicht nochmals an eine für seine Energie so wenig geeignete Stelle zu setzen. Um so eifriger und entscheidender nahm dieser nun an den Debatten Theil und, obgleich weder von Whigs noch von Torys so eigentlich als der Ihrige anerkannt, war er immer ein Leiter und Stern in jeder Angelegenheit. Sein Werk namentlich ist es, wenn allmählich den englischen Regierern die Ahnung dämmerte, daß der große Schaden ihres Staats in der mangelnden Volksbildung zu suchen ist.

Wo das Wort noch auf taube Ohren traf, suchte er mit der Schrift demselben Nachdruck zu verleihen. Unauszählbar sind die Artikel, Broschüren und offenen Briefe an Hoch und Niedrig, die er zum großen Theil anonym erscheinen ließ und in denen er sich nicht scheute, auch die untersten Klassen zu einer höheren Forderung sozialer und politischer Bedeutung aufzustacheln. Freilich gab er in dieser seiner dritten Lebensperiode auch oft genug Gelegenheit, ihn der persönlichen Gereiztheit zu zeihen, und er offenbarte selbst wichtigen Fragen gegenüber eine zweideutige, schwankende Haltung und beschränkte sich in seinen Reden häufig genug auf Bisse und Seitenhiebe. Seine tadelnden Aussprüche über Lord Durham's Verwaltung in Canada, über die französische Revolution im Jahre 1848, über die große Weltindustrie-Ausstellung, sein Benehmen dem preußischen Gesandten Bunsen gegenüber und viele derartige Fälle könnten aufgezählt werden, wenn es sich der Mühe verlohnte; große Scheiben sind ja leicht zu treffen. Brougham durfte dem Premier-Minister Melbourne auf seine Sarkasmen ohne Scheu erwidern:

„Ich werfe ihm diese Herausforderung in's Gesicht, mir in irgend einem Theil meiner öffentlichen Thätigkeit das geringste Anzeichen herauszusuchen, daß ich auch nur für einen Augenblick mich von Gefühlen privater und persönlicher Natur habe leiten lassen oder je von irgend welcher Rücksicht beherrscht worden wäre, die nicht in dem Bewußtsein meiner Prinzipien und in den Interessen meines Vaterlandes wurzelten." Und diese Wahrheit ist um so ehrenvoller für ihn, als seine vorwärtsstrebende sich geltendmachen wollende Natur oft genug mit solchen Prinzipien in Kampf gerathen sein dürfte.

Als Autor und Kritiker nahm er zu jeder Zeit seines Lebens einen hohen Rang ein. Für die „Edinburgh Review" behielt er stets eine väterliche Zuneigung; freilich zeigt er sich denn in diesem Blatt auch von seiner familiärsten, bissigsten Seite. Hier begegnen wir der berüchtigten Abhandlung über Byron's Jugendwerk „Hours of Idleness", worin er dem Dichter jedes gute Haar ausrupft, wofür man ihn leicht entschuldigen wird; hier begegnen wir den häufigen Ausfällen gegen Georg IV. und zeitgenössische Staatsmänner, welche dem Namen der „Edinburgh Review" einen so galligen Beigeschmack verliehen haben. Später, in ruhigeren Tagen, erscheint Brougham wieder in den kleinen Octavbänden, in welchen er mit seiner „Colonial Policy" das erste Debüt gemacht. — Seine Reden mit ihren Historietten, Dissertationen über Gegenstände aus der Naturwissenschaft in Verbindung mit Naturreligion; ferner die „Lives of Statesmen of the Time of George III". (Sechs Bände, beendet 1848); die „Lives of Men of Letters under George III". (1846); „Political Philosophy" (1842); „La vie de Voltaire et Rousseau" (1845) in französischer Sprache mit einigen Briefen von Hume und Voltaire; „Dialogue on Instinct"; „De Coronâ" des Demosthenes, Uebersetzung, und

schließlich „A Treatise on the Era of the Civil Wars of England and France“ sind besonders namhaft zu machen; auch schreibt man ihm, wegen des mangelhaften Styles, den er in seinen späteren Jahren cultivirte, einige Novellen und Romanzen zu, wie wir vermuthen aber nur von boshafter Seite.

Die letzten Jahre brachte er in seinem vielgeliebten Cannes in Südfrankreich zu, doch bewahrte er sich bis zuletzt ein reges Interesse an der englischen Politik wie das „Death bed legacy“ im letzten Jahre bewies, in welchem er das englische Volk vor Wahlumtrieben und Bestechlichkeit warnte. Er schlief ruhig und schmerzlos ein, als wär's, um auszuruhen nach einem heißen Tage der Frühlingssaat, die wachsen und gedeihen wird und uns an seinen Namen stets erinnern möge.

Frankreich.

Guizot's Beiträge zur französischen Kulturgeschichte.*)

Eine Trostschrift zur jetzigen Situation.

Guizot hat das Glück, noch Zeiten gekannt zu haben, wo man Talente und Tugenden besser zu schätzen wußte, als heute. Sein Alter, sein Verdienst, der Antheil, den er früh schon an den öffentlichen Geschäften nahm, gestatteten ihm den Zutritt zu den ästhetischen Kreisen, die sich um geistreiche Hausfrauen sammelten. Hier kostete er die wahren Freuden des Lebens: die Freiheit einer Unterhaltung voll Geist und Feinheit und der anmuthigsten und edelsten Sitten, worin sich mit den Erinnerungen des achtzehnten Jahrhunderts die Interessen und Bestrebungen des neunzehnten vereinigten. Jede seiner Biographieen ist ein Beitrag zur Geschichte einer Zeit, die uns schon sehr fern liegt; sie enthalten Thatsachen, die an und für sich schon anziehend, es noch mehr werden durch den persönlichen Antheil des Verfassers, durch den Scharfsinn seiner Kritik und die Unabhängigkeit seines Urtheils. Die Revue de l'instruction publique sagt mit Bezug auf Guizot's Umgangskreise: „Wir können wohl, ohne uns dem Vorwurf auszusetzen, daß wir uns allzusehr jener grämlichen Laune hingeben, die immer die Gegenwart tadelt und die Vergangenheit rühmt, behaupten, daß wir Aehnliches nicht mehr unter uns sehen. Unsere jungen Leute kennen nicht jene Art geselliger Beziehungen, wo Frauen, begabt mit der dem französischen Geiste eigenthümlichen Anmuth und Lebhaftigkeit, es verstanden, Männer, die sonst in ihren Lebensstellungen, ihren Meinungen und Bestrebungen weit auseinander gingen, an sich zu ziehen und um sich zu vereinigen und so Kreise zu bilden, deren einziger Zweck es war, in gemeinsamer Unterhaltung die edelsten Geistesgenüsse zu suchen und zu finden. Aus allen Veränderungen, welche die französische Gesellschaft durchgemacht hat, kommt täglich mehr die Thatsache zur Erscheinung, daß die Zahl der schwierigen Probleme, welche unser Leben in Anspruch nehmen, im beständigen Zunehmen begriffen ist. Die Gesellschaft hat keine Zeit mehr zu einer sorgenfreien Muße. Die Männer sind mehr als je mit Geschäften überhäuft; Fragen von der wichtigsten und ernstesten Bedeutung, die ohne ihren Willen entstehen und ohne ihr Zuthun entschieden werden, treten an sie heran. Sie sorgen nur, wie sie aus ihren Resultaten entweder Vortheil ziehen oder sich vor Nachtheil schützen können. Ueber ihrem Haupte schwebt beständig ein mächtiger Mühlstein, der sie unter seinem Sturze zu begraben droht. Daher beeilen sie sich, das Leben zu genießen. Ein zügelloser Luxus, eine unersättliche Gier, sich zu bereichern, ein fieberhaftes Haschen nach dem Genuß der Reichthümer lassen keinen Raum für die geistigen Vergnügungen die heute nirgends ein Asyl haben, wo sie allein herrschen.“

Diese Zustände datiren zum Theil schon aus der Zeit des ersten Kaiserreiches. Bereits im Salon der Gräfin Rumford entdeckte Guizot jene Gattung neuer Menschen, jener wahren Kinder der Revolution und des Kaiserreichs, die ihren eigenen Charakter hatten. „Alle trugen sie den Stempel der bewegten und schweren Zeiten, die sie durchgemacht hatten. Ihre Manieren waren ohne Eleganz und Anmuth; sie besprachen und behandelten Alles mit einer Hast und einem Ungestüm, als würden sie beständig gedrängt und hätten die Zeit nicht, an Alles zu denken und Alles zu besorgen. Die Schlechteren hüllten sich einfach in ihren groben und cynischen Egoismus; den Besseren fehlte in den äußeren Lebensformen jene Vollendung und Harmonie, die, wie es scheint, nur in einem langen und friedlichen Besitz einer Lebensstellung oder einer Lebensanschauung erworben wird. Für Unterhaltung, für Lectüre, für gesellige Zusammenkünfte, kurz für alle jene Beschäftigungen ohne Zweck und Erholungen ohne dringendes Bedürfniß, worin kurz vorher noch so Viele die halb ernste, halb frivole Verwendung ihres Geistes und ihrer Zeit gefunden hatten, zeigten sie wenig Geschmack. Ihre Zeit und ihr Geist waren zu sehr durch ihre Geschäfte und Interessen in Anspruch genommen; ihr Vergnügen war die Ruhe.“ — Damals gab es nur Einige dieser Art; heute ist Jedermann in Frankreich so.

Man weiß, zu welchem Grade der Vollkommenheit das achtzehnte Jahrhundert die Kunst der Conversation gebracht hat. Die Gelehrten, die Schriftsteller, Menschen jedes Standes und hauptsächlich die Frauen wußten in ihrer Unterhaltung Witz und Verstand, Ernst und Scherz, Spott und Schmeichelei, kurz Alles bis auf die Moral zu vereinigen. J. J. Rousseau hat diese Pariser Gesellschaft meisterhaft geschildert. Linkisch und schüchtern, wie ein Mann, den das Unglück beständig verfolgt hat, steif und schwerfällig, wie alle Genfer, konnte er doch nicht umhin, den zutraulichen und natürlichen Ton jener Schwätzer zu bewundern. Ihn entzückte an ihnen ein Wissen ohne Pedanterie, eine Fröhlichkeit ohne Lärm, eine Feinheit ohne Affectation, eine Glanterie ohne Fadheit und eine Neckerei ohne Zweideutigkeiten. Wir würden großes Unrecht thun, wollten wir heute auf solche reizende Verwendung der Mußestunden mit Verachtung herabsehen. Weil unsere Väter und wir ein nützliches und mühevolles Ziel erreicht haben, deshalb haben wir noch nicht das Recht, die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die den Weg gebahnt hat, auf welchem Andere fortgeschritten sind, zu verspotten. Es konnten sich wohl manche Mißbräuche in jene Unterhaltungen einschleichen: man verstand sich darauf, wie Rousseau sagt, die Sache der Lüge mit Geschick zu vertheidigen, mittelst der Philosophie alle Grundsätze der Tugend zu erschüttern, durch spitzfindige Sophismen seine Leidenschaften und Vorurtheile in ein schönes Licht zu setzen und dem Irrthume einen gewissen Mode-Anstrich nach den Grundsätzen des Tages zu verleihen; aber der Weise konnte dafür auch immer auf Gegenstände kommen, die eines tieferen Nachdenkens werth waren. Die Geister gewöhnten sich, an alle Fragen der Religion, Politik und Moral ohne Scheu heranzutreten. Indem diese

*) Mélanges biographiques et littéraires. Paris, Michel Lévy frères; Leipzig, Brockhaus, 1868.

Fragen nur so gelegentlich aufgeworfen wurden, regten sie Jeden an, daran Theil zu nehmen und seine Meinung darüber zu äußern. Man hielt sich freilich bloß an die Oberfläche, aber man gewann doch einen allgemeinen Ueberblick, um über ihre Bedeutung urtheilen zu können, und dies war genug, zum Nachdenken anzuregen und die Geister zu befruchten. So waren die Unterhaltungen des achtzehnten Jahrhunderts in den Salons der Madame Geoffrin, des Fräuleins von Lespinasse, der Frau von Trudaine, der Frau Marschall Beauveau, der Mad. Necker. „Es war die Zeit der edelen und liberalen Geselligkeit, welche die großen Fragen und die großen Dinge in Anregung brachte, aus denen sie sich nur das Angenehme herausnahm, die geistige Bewegung und die Hoffnung, ihren Erben die Last des Prüfens und des Handelns überlassend."

Nach der Erschütterung von 1789 fand sich, daß die Gesellschaft, nachdem sie langsam wiederhergestellt war, eine gänzliche Umgestaltung erlitten hatte. Nie hat eine größere Bewegung größere Verwüstungen angerichtet. Man hatte Mühe ein neues Gleichgewicht zu finden, die Grundlagen des neuen Frankreichs zu befestigen. Es gab einen Augenblick unaussprechlicher Verwirrung, wo es schien, als sei für die, welche das achtzehnte Jahrhundert überlebt hatten, das Leben unmöglich. „Statt sich zu suchen und zu vereinigen, um in Gemeinschaft die geistige Bewegung wieder aufzunehmen, beschränkten sich der Adel, die Kirche, die Justiz, die Geschäftsleute, die Gelehrten, alle Klassen des alten Regimes oder vielmehr ihre Trümmer — denn von Allen gab es eben nur noch Trümmer — auf die speziellen Gewohnheiten und Interessen ihres Standes. Auf den gemeinsamen Aufschwung der Ideen folgte die Scheidung in isolirte geschlossene Gesellschaften. Leute der Emigration, der Constituante, des Convents, kaiserliche Beamte, Gelehrte und Schriftsteller bildeten eben so viele Coterien, von denen jede ihr besonderes Leben und ihre besondere Denkweise hatte und die sich gegenseitig gleichgiltig oder feindlich gegenüberstanden." Mitten in diesem Zustande der Feindseligkeit und des Mißtrauens war es noch ein wahres Glück für die Gesellschaft, daß sich zwei oder drei Häuser öffneten, wo man sich sehen, sich kennen und schätzen lernen und sich mit aller Offenheit und Freiheit unterhalten konnte.

Die Freiheit war, wie bekannt, keine von den Institutionen des ersten Kaiserreiches. Wie überall, war sie auch von der Conversation ausgeschlossen. Außer bei Herrn Suard, der zwei Empfangstage, Dienstag und Sonnabend, hatte, steigerte sich in dem geistigen Verkehr die Furcht und die Zurückhaltung bis zum Zwange. Sobald die Rede auf die Politik kam, „wurden die Gesichter kalt und die Worte offiziell." Ein Censor jener Zeit zeigte einem seiner Freunde einige Stellen eines Theaterstückes, die er zu prüfen beauftragt war. „Sie sehen hier keine Anspielungen — sagte er zu ihm — das Publikum wird auch keine sehen, und doch, mein Herr, sind solche vorhanden und ich werde mich wohl hüten, sie zu erlauben." Von 1809 bis 1814 glichen Alle diesem Censor; Jeder benahm sich, als gäbe es überall Anspielungen, wo doch keine waren, und so lag der Tod auf jeder nur etwas ernsten Unterhaltung über irgend einen politischen oder selbst nur philosophischen Gegenstand.

Die religiöse Intoleranz, die im Faubourg St. Germain und selbst im Faubourg St. Honoré wieder auflebte, vermehrte noch die Schwierigkeiten, auf die der Geist der Gesellschaft stieß. Es war die Zeit, wo Herr Frayssinous einen wunderbaren Erfolg hatte (März 1807). „Er war — sagt der Abbé Morellet — ein Missionair von einer ganz neuen Art, der jeden Sonntag in der Kirche St. Sulpice von 2—4 Uhr eine Catilinarische oder Verrinische Rede gegen die Verschwörer und Räuber hielt, die man Philosophen nennt." Ein Philosoph genannt werden, war die ärgste Injurie. Es blieb demnach nichts Anderes übrig, als den Platz zu räumen.

Glücklicher Weise machte das Haus der Gräfin **Rumford**, verwittweten **Lavoisier**, eine Ausnahme. Nichte des Abbé Terray, Tochter des Herrn von Paulze, des früheren General-Steuereinnehmers und späteren General-Pächters der Finanzen, hatte sie im Umgange mit Turgot, Malesherbes, Trudaine, Condorcet und Dupont von Nemours ernste Studien achten und persönliches Verdienst schätzen gelernt. Sie bewahrte aus jener Vergangenheit die glückliche Unabhängigkeit des Geistes, die ebenso eine Folge der Bildung, wie des Charakters ist. Ohne Feindseligkeit, ohne politische Hintergedanken, duldete sie nicht bloß, sondern ermuthigte in ihrem Hause eine gewisse Freiheit der Sprache. „Sie hatte die Gewohnheit, zu denken und zu sprechen, wie es ihr gefiel, ohne sich darüber zu beunruhigen, was die Regierung davon erfahren und darüber sagen werde. Das war damals ein kostbares Verdienst, und um so kostbarer, als es noch heute so selten ist. Man muß unter der Luftpumpe gelebt haben, um zu fühlen, wie wohl die freie Luft thut." Uebrigens hatte die Gräfin Rumford mehr Freude an der Unterhaltung, als daß sie selbst Theil daran nahm. Sie erschien äußerlich ein wenig rauh und kalt; ihre Sprache hatte etwas Hastiges und Herrisches, aber gemildert durch den feinen Ton der guten Gesellschaft. Frau von Houdetot dagegen verstand es weder die Conversation anzuregen, noch sie zu leiten; sie legte Niemanden Zwang an und machte ihre Autorität als Frau vom Hause nie geltend, sondern gut und gefällig nahm sie an Allem ein inniges und lebhaftes Interesse. Frau von Boigne war eine reizende und geistreiche Wirthin; ihr fehlte zwar die geistige Ueberlegenheit und die hohe Bildung, die einer Frau die Herrschaft über ihre Umgebung verleiht, dafür wußte sie aber durch die Unabhängigkeit ihres Geistes und die Trefflichkeit ihres Charakters Männern der verschiedensten Ansichten Vertrauen einzuflößen und ihnen die freie Aeußerung über Alles zu gestatten, was die Unterhaltung zu beleben und zu verallgemeinern vermag. Vertrauen und Freiheit sind vielleicht die einzigen Forderungen an einen Herrn oder eine Frau des Hauses. Zu viel Ueberlegenheit führt den Zwang herbei; zu viel Parteinahme hindert die freie Mittheilung der Gedanken. So schloß die Strenge der Mad. Necker viele Gegenstände aus, die man nicht berühren durfte; ihr waren besonders die freien Aeußerungen über Religion zuwider; man unterhielt sich bei ihr nur angenehm über Literatur, da sie selbst darüber sehr gut sprach.

Das Geheimniß und das Talent einer Frau vom Hause ist also, unbemerkt und ohne eine zu wachsame oder zu markirte Aufmerksamkeit um ihre Umgebung eine milde Atmosphäre des Wohlwollens und der Freiheit zu verbreiten, Jeden, den sie empfängt, nach seinem persönlichen Verdienste auszuzeichnen und Allen es leicht zu machen, sich über Alles zu äußern und alle Gegenstände flüchtig zu berühren, endlich eine freie und billige Meinung in Bezug auf Personen und Systeme, Eigenschaften, wie sie unter Anderen die Fürstin Lieven auszeichneten. Kommt noch dazu die Verführungskunst, wie sie Mad. **Recamier** als ein Geschenk der Natur besaß, so wird die Herrschaft ganz eigentlich ein Zauber. Die Kunst, die Herzen zu bezaubern, hat kein Weib mehr besessen, als sie. Sie erinnert an Circe und macht die Fabel von den Verzauberungen derselben glaublich; aber sie war eine unschuldige Circe, die ihre Macht ihrer Güte, ihrer

Herzensreinheit und Anmuth verdankte. Niemand verweilte längere Zeit bei ihr, ohne ihre Eroberung zu werden. Wenn die kleinen Essenkehrer auf der Straße sich umwandten und ihr nachsahen, wenn die Leute sie bewunderten, ohne sie zu kennen, so konnten die Personen, die ihr bei Anderen begegneten, oder die sie selber empfing, nie mehr ihre Freiheit wiedererlangen. Sie rechnete ihre Freunde nach Hunderten; sie hatte deren von jedem Range, von jeder Partei; von derselben Familie waren Bruder, Vater und Sohn ihre Gefangenen. Wenn Männer in ihren Ansichten auch noch so sehr auseinandergingen, in dem Gefühle der Bewunderung, der Achtung und Ergebenheit gegen sie waren sie einig. Die Gründe einer solchen Macht findet Guizot in ihrer Mäßigung mitten unter den heftigsten politischen Leidenschaften, in ihrer milden Unparteilichkeit, in ihrem feinen Geschmack für alles Ausgezeichnete und Erhabene, Schöne und Gute, Glänzende und Reizende, in ihrer mit Maß angewandten Anziehungskraft, endlich in ihrer Kunst, Jedermann Vertrauen einzuflößen. Eine andere Frage wirft Guizot auf: „War ein solches Leben auch ebenso glücklich, wie es glänzend war?" Sich auf einige Klagen, die Mad. Recamier bei Gelegenheit äußerte, berufend, glaubt ihr Biograph die Frage verneinen zu müssen. In der That, was ist das Leben einer Frau, die der Familienfreuden entbehrt, die die Aufregungen der Leidenschaft nicht kennt? „Ich vermuthe — fügt Guizot hinzu — daß das Gemüth der Mad. Recamier weniger oberflächlich war, als ihr Leben schließen läßt, und daß sie tieferer Gefühle fähig gewesen wäre, als die, welche sie gekannt hat. Der große Glanz ihrer Existenz konnte nur durch die höchste Anstrengung und eine gewisse Leere des Herzens erkauft werden. Eine Stellung wie die ihrige zu behaupten, war immer ein höchst schwieriges Spiel. Wie köstlich auch die Genüsse der Eigenliebe, selbst der reinsten und uninteressirtesten, sein mögen: das einfache Glück einer Gattin und einer Mutter können sie nicht ersetzen."

Wenn Guizot das Leben von Männern, die er während seiner langen Laufbahn kennen gelernt hat, schildert, so kann man im Voraus wissen, welche Eigenschaften er an ihnen loben wird, nämlich diejenigen, welche ihn selbst unter seinen Zeitgenossen ausgezeichnet haben. Fast vierzig Jahre, vom Anfange dieses Jahrhunderts an, erfreute sich Frankreich eines hohen Ruhmes in der Politik, wie in der Literatur. In Folge der politischen Institutionen, die der Geistespflege und der Geistesthätigkeit günstig waren, treten talentvolle Männer in großer Zahl auf, theils die durch die größten Anstrengungen gewonnenen Freiheiten zu vertheidigen, theils sie praktisch in Anwendung zu bringen. Die Wissenschaften, die Geschichte und die Beredtsamkeit blühten, wie früher nie, und die Geschäftswelt wies Männer auf von der strengsten Rechtlichkeit und dem ehrenhaftesten und rücksichtsvollsten Benehmen. Es war die Zeit der schönsten Hoffnungen und Aussichten für die Zukunft. Da traten unglückliche Ereignisse ein und mit ihnen die bitterste Enttäuschung; das Geschick Frankreichs nahm einen anderen Lauf. Viele gaben sich der Entmuthigung und der Verzweiflung hin; Guizot hat weder das Vertrauen, noch die Hoffnung verloren. Er gehört der großen Partei an, die er selbst die Partei des gesunden Menschenverstandes und der gesunden Moral nennt und von der er sagt: „Ihr Wesen bringt es mit, daß sie bestimmt ist, viel zu leiden, aber nie unterzugehen; sie hat in ihrem Rechte und in ihrer Stärke mehr Grund zum Vertrauen, als sie sich selbst gesteht; sie hofft noch, wenn sie verzweifeln zu müssen glaubt, sie ist immer thätig, auch wenn es scheint, als hätte sie jeder Thätigkeit entsagt, und wenn sie in ihren schlechten Zeiten einem Manne begegnet, der ihr wahrhaft ähnlich ist und der ihr sein Denken und sein Leben geweiht hat, so erweckt sie sogleich die allgemeine Sympathie für ihn und sucht ihn vor Allen, selbst noch in seinem Grabe, zu ehren und auszuzeichnen."

Den triftigsten Grund für seine Hoffnungen findet Guizot in der Geschichte. Er entnimmt aus ihr, daß die Völker endlich lernen werden, die Freiheit auf die Ordnung zu bauen. In dem letzten Abschnitte seines Buches: „Philipp II. und seine Geschichtschreiber", beweist er mit einer glänzenden Evidenz die Nothwendigkeit dieser beiden Prinzipien des sozialen Lebens. Er vergleicht die Geschicke Englands, Frankreichs und Spaniens seit dem sechzehnten Jahrhundert und zieht daraus die Lehre, die so klar ist, wie das Licht der Sonne. In England bestehen alle Freiheiten zugleich, und unter ihrer Herrschaft haben sich das Staatswohl und die Staatsmacht wechselseitig entwickelt und wachsen von Tag zu Tag. In Frankreich fehlte die politische Freiheit im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert; die religiöse Freiheit ward von Heinrich IV. gegeben und garantirt; aber sie unterlag dem blinden und despotischen Hochmuthe Ludwig's XIV., indeß die geistige Freiheit unter ihm mit Glanz sich entwickelte, die Wissenschaft belebte und durch die Sitte und die öffentliche Meinung den Absolutismus erträglicher machte, bis sie einer milden und schwachen Regierung gegenüber gebieterisch die politische und religiöse Freiheit zurückforderte. Seitdem irrt Frankreich, von Stürmen hin- und hergeworfen, auf dem Meere umher, ohne zu wissen, ob es je in den Hafen, der das Ziel seiner Ausfahrt war und den zu erreichen es zweimal schon sehr nahe daran gewesen, sicher einlaufen werde. Doch ist noch immer die Geistesfreiheit in Frankreich lebendig und die religiöse Freiheit herrscht ebenfalls noch, wenn auch schlecht verstanden und unvollkommen garantirt. Daher darf Frankreich, trotz seiner Fehler und seiner Mißgeschicke, annehmen, daß es noch nicht am Ziele seiner Prüfungen, wie seiner Erfolge ist, und daß die Mühen und die Fortschritte dreier Jahrhunderte es dahin führen werden, in der politischen Freiheit die Garantie seiner Eroberungen und die Erfüllung seiner Hoffnungen zu erlangen. In Spanien hingegen ist Alles Finsterniß und Verwirrung; der Despotismus hat daselbst nichts Dauerndes gegründet, der katholische Absolutismus hat das soziale Leben zu Eis erstarrt; er hat, indem er die Freiheit erstickte, nur eine Ordnung ohne Festigkeit und ohne reelle Kraft hergestellt, die nicht im Stande war, dem Lande die Tage der schweren Prüfungen zu ersparen, und die, als diese Tage kamen, sich ohnmächtig gegen die Ausschreitungen erwies und ebenso unfähig, sich selbst zu reformiren, wie sich zu erhalten."

Guizot's „Mélanges" haben für Frankreich außer ihrer historischen Bedeutung noch den hohen Werth einer Trostschrift in seiner jetzigen unfreien Lage. Den französischen Geist, wie er sich ehemals in den Salons und in der Literatur aussprach, hat das erste Kaiserreich einschläfern, aber nicht todtmachen können, und daß es dem zweiten Kaiserreiche auch nicht gelungen ist, ihn zu ersticken, davon legen eben diese „Mélanges" ein Zeugniß ab. Ein Volk ist noch nicht verloren, wenn edle Männer wie Guizot noch an eine bessere Zukunft glauben. E. M.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

H. Grätz: Zur Geschichte der Juden von der Zeit Spinoza's bis zu der Moses Mendelssohn's.

Die „Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" von Dr. H. Grätz schreitet rüstig vorwärts und bereits liegt uns der zehnte Band*) vor, der die Geschichte von der dauernden Ansiedelung der Marranen in Holland (1618) bis zum Beginn der Mendelssohn'schen Zeit (1760) umfaßt, so daß mit dem elften Bande der Abschluß des ganzen Werkes bis auf die Gegenwart zu erwarten ist. Freilich fehlen noch die zwei ersten Bände oder die Urgeschichte bis zur Makkabäer-Herrschaft. Möge der Verfasser mit gleicher Rüstigkeit sich auch bald an diese Aufgabe machen, die freilich keine leichte für den unparteiischen Geschichtschreiber ist. Möge er sich durch die Angriffe eines auf seine Kenntniß des Arabischen und des Korans, wie auf seine immerhin schätzenswerthen hebräischen Studien, gar zu stolzen jüdischen Gelehrten, der neben sich kein anderes Verdienst um jüdische Geschichte und Literatur gelten läßt, nicht abschrecken lassen. Es ist in den vergrabenen Schätzen der zweitausendjährigen Geschichte der Juden so reiches Material aufgehäuft, daß noch manche fleißige Forschung sich belohnt finden wird. Und die von allen persönlichen Zwecken sich fern haltende Wissenschaft unserer Zeit ist unparteiisch genug, in dem Kampfe der Anschauungen Sonne und Wind gleichmäßig zu vertheilen.

Der uns vorliegende Band ist weniger reichhaltig an geschichtlichen Thatsachen und Ereignissen in Betreff der Juden, als an geistigen Kämpfen und Klärungen, die im 17. und 18. Jahrhundert überhaupt auch im Allgemeinen sich zeigten.

Die Judenheit hatte freilich um jene Zeit noch keine gesicherte Stellung in irgend einem Lande erlangen können; noch immer war es die Gunst oder Ungunst der Herren oder der Bewohner der Länder, die über ihr Schicksal verfügte; aber — eigenthümliches Geschick! — der dreißigjährige Krieg, welcher so unsägliche, lange andauernde Leiden über Deutschland brachte, berührte die Juden weniger mißlich, weil sie eben mit dem Lande und seinem Geschicke keinen inneren Verband hatten oder haben durften und den Ereignissen fern blieben. Jedoch die fast üblichen und gewöhnlich in Metzeleien ausartenden Plackereien durch Einzelne blieben nicht aus; denn in Deutschland galt der Jude noch im 17. Jahrhunderte, wie vorher, als ein verworfenes Geschöpf, für den es kein Mitleid gab; dabei hatte Deutschland am Anfang des 17. Jahrhunderts höchstens drei oder vier bedeutende jüdische Gemeinden: Frankfurt a. M. mit etwa 4 bis 5000 Seelen, Worms mit 1400, Prag mit höchstens 10,000 und Wien mit 3000; die übrigen zählten nicht viel. In Frankfurt war eine wahre Verbissenheit gegen die Juden, die sich in der Gesetzgebung („Judenstättigkeit") abgeschmackt kristallisirt hatte; sie behandelte die Juden wie Sträflinge, durch Abzeichen an Kleidern, ja sogar durch besondere Schilder und wunderliche Figuren und Namen an den Häusern in der Judengasse (daher die Namen Schwarzschild, Rothschild). 1613 hatte ein Streit der Frankfurter Zünfte mit dem Magistrate Gelegenheit geboten, den Haß der Ersteren gegen die Juden, die vom Magistrate (freilich für baare Dankbarkeit) nachsichtiger behandelt zu werden schienen, als es Sitte war, zu einer blutigen Verfolgung aufzustacheln; an der Spitze derselben stand der Lebküchler Vincenz Fettmilch; 1840 Personen durften (allerdings ohne Hab und Gut) abziehen. — Erst als in Worms ähnliche Vorgänge ausgeführt werden sollten, da schritt weniger der Kaiser Mathias, als der junge Kurfürst Friedrich von der Pfalz, als Schutzherr der Stadt Worms, für die Juden ein; Fettmilch ward hingerichtet und die „Stättigkeit" gegen mildere, freilich noch sehr mittelalterliche Gesetze beseitigt.

Zu Ende des dreißigjährigen Krieges zogen viele Juden aus Polen nach Deutschland, weil dort eine furchtbar blutige Verfolgung gegen sie ausgebrochen war, deren Urheber der Kosaken-Hettmann Bogdan Chmielnicki (russisch Chmel) war. Die Juden waren nicht ganz ohne Schuld. „In arger Verblendung hatten polnische Juden den Adeligen und Jesuiten hilfreiche Hand geboten, die Zaporoger Kosaken in der Ukraine und Klein-Rußland zu unterdrücken. Die Magnaten wollten aus den Kosaken einträgliche Leibeigene, die Jesuiten aus den griechischen Ketzern römische Katholiken machen, die in dem Landstriche angesiedelten Juden wollten sich dadurch bereichern und die Herren über diese niedrigsten Parias spielen. Sie gaben den Besitzern der Kosaken-Kolonien Rathschläge, wie sie am gründlichsten dieselben demüthigen, unterdrücken, quälen und mißhandeln könnten, sie maßten sich Richterämter über sie an und kränkten sie in deren kirchlichen Angelegenheiten. Kein Wunder, daß die geknechteten Kosaken die Juden fast noch mehr haßten, als ihre adeligen und geistlichen Feinde, weil sie mit ihnen am meisten zu verkehren hatten. — Die blutige Vergeltung blieb nicht aus und traf die Unschuldigen mit den Schuldigen, vielleicht jene noch mehr, als diese." — Chmielnicki, tapfer im Kriege und verschlagen in Ausführung von Plänen, dabei grausam und heuchlerisch, war persönlich von Juden gereizt worden. Durch List, Gewalt und glückliche Manöver zur Macht gelangt, ergoß er sich mit seinen förmlichen Mordschaaren (sie nannten sich Haidamaks, d. i. Parteigänger) unter verthierten Führern über die Provinzen Volhynien, Podolien und Westrußland und sie erschlugen Edelleute, Geistliche und Juden zu Tausend und Zehntausenden; in einem Jahrzehend (1648—1658) wurden mindestens eine Viertel Million Juden erschlagen; die übrigen, verarmt und erniedrigt, sahen sich zur Auswanderung genöthigt.

Abermals sollte sich die biblische Verheißung, daß die Juden auch im Lande ihrer Feinde nicht völlig untergehen würden, bewähren. Wie wilde Thiere in Deutschland und Polen verfolgt und verscheucht, öffnete sich ihnen um jene Zeit ein Land, in das seit der blutigen Verfolgung unter Richard Löwenherz (Ende des 12. Jahrhunderts) kein fremder Jude einzutreten wagte, — England, aber erst nachdem dieses Land selbst von inneren Kämpfen gesäubert war, unter Oliver Cromwell. Seine und seiner Puritaner ganze politische und religiöse Richtung suchte und fand einen natürlichen Anknüpfungspunkt an das Volk des alten Bundes, das selbst von bibelgläubigen und der Mystik sich hingebenden christlichen Gelehrten vorzugsweise „das Volk Gottes" genannt wurde; dazu hatten die gleichzeitigen Gelehrten Skaliger, Burtorf, Hugo Grotius, Selden durch Kenntniß und Verbreitung der hebräischen Wissenschaften den Weg zur würdigeren Beachtung der Juden und ihrer Leistungen gebahnt. — Unser Verfasser spricht sich über die Stimmung Cromwell's und seiner Puritaner in folgenden treffenden Worten aus:

„Die meisten warmen Verehrer des „Gottes-Volkes" gab es damals in England und zwar unter denen, die ein gewichtiges Wort im Rathe und im Lager zu sprechen hatten. In der Zeit, als die Deutschen wegen Bekenntnißspaltung einander zerfleischt.

*) Leipzig, Oskar Leiner, 1868. (438 S. und 117 Seiten Noten.)

die Einmischung des Auslandes herbeigerufen und beides, Freiheit und Macht, eingebüßt hatten, errang sich England, was ihm nimmermehr geraubt werden konnte, religiöse und zugleich politische Freiheit, und diese machte es zum mächtigsten und glücklichsten Lande. In Deutschland verlangten sämmtliche Religions-Parteien, Katholiken, Lutheraner und Calvinisten, in selbstsüchtiger Verblendung, jede nur für sich Religionsfreiheit, für die andern dagegen hatten sie nur Druck und Verfolgung. Diese Selbstzerfleischung der Deutschen benutzten ihre Fürsten zur Befestigung ihrer despotischen Gewalt. In England herrschte zwar unter Episcopalen, Presbyterianern und Katholiken dieselbe Selbstsucht; aber es erhob sich eine vierte Partei, welche vollständige Religionsfreiheit für Alle auf ihre Fahne schrieb. Dieser gesinnungstüchtigen und kernigen Partei, den so ungerecht verschrieenen Puritanern, hatten der kopflose Despotismus Karl's I. und die Engherzigkeit des langen Parlaments die Herrschaft in die Hände gespielt. England glich damals auch wie Deutschland einem großen, blutgetränkten Schlachtfelde; aber es hatte Männer erzeugt, welche wußten, was sie wollten, dafür ihr Leben einsetzten und daher eine Wiederverjüngung des Volkes bewirkten. Oliver Cromwell war zugleich der Kopf, welcher richtige Gedanken ersann, und der Arm, der sie verwirklichte. Mit dem Schwerte erkämpfte er und das ihm anhangende Heer Religionsfreiheit nicht nur für sich, sondern auch für Andere..... Cromwell und seine Soldaten lasen ebenso oft die Bibel, als sie kämpften. Aber nicht aus dem neuen Testamente konnten die „Rundköpfe" ihre Begeisterung und ihren Kriegesmuth schöpfen, sondern lediglich aus dem alten... Nur die großen Heldengestalten des alten Testaments, welche Gottesfurcht im Herzen und das Schwert in der Hand hatten, diese zugleich nationalen und religiösen Streiter, konnten den Puritanern als Vorbild dienen: die Richter, Saul, David, Joab, Jehu (der einem götzendienerischen und lasterhaften Königshause ein Ende machte), das waren die Lieblingsgestalten der puritanischen Krieger... Cromwell kam sich wie der Richter Gideon vor .. oder wie Juda Mackabi, der aus einer Handvoll Märtyrer siegreiche Streiter machte."

„Cromwell träumte von einer Versöhnung des alten und neuen Testaments, von einer innigen Verbindung des jüdischen Gottesvolkes und der englisch-puritanischen Gottesgemeinde."

Bei dieser bekannten Stimmung in England für die Juden fand sich in dieser gährenden und Großes gebärenden Zeit unter den Juden in Holland ein Mann, der selbst nicht frei von mystischer Schwärmerei den großen Zeitpunkt benützte, um den Juden den Weg nach England zu bahnen und ihnen dort eine bleibende Stätte zu gründen; dieser Mann war einer der Rabbiner in Amsterdam, Manasse ben Israel. Unser Verfasser nennt ihn (mit einem etwas hinkenden Vergleiche) den Riesser des 17. Jahrhunderts. Nicht unbekannt auch mit den profanen Wissenschaften (Manasse schrieb in lateinischer und portugiesischer Sprache), arbeitete er eine Bittschrift an Cromwell aus, und dieser war entschieden für die Aufnahme der Juden geneigt; die Angelegenheit wurde nach mehreren Sitzungen im Parlamente und nach mannigfachen schriftlichen Kämpfen außerhalb desselben doch zu Gunsten der Juden entschieden, und wenn auch die Juden damals nicht durch das große Portal eingehen durften, so wurde ihnen doch eine Hinterthüre geöffnet, — gerade so, wie den Juden in neuester Zeit der Zutritt in's englische Parlament gestattet wurde.

Aber während so die Judenheit äußerlich in verschiedenen Ländern wieder festen Fuß faßte, entstanden in ihrer eigenen Mitte dem Judenthume selbst zwei gefährliche Feinde, die gewaltig an demselben nagten und rüttelten, und es sollte die Probe bestehen, ob es durch diese Klippen unversehrt durchgelangen würde, ob es auf festem, unerschütterlichen Fels ruhe; diese zwei Feinde waren das philosophische System des Baruch Spinoza und die Mystik, die sich schon lange wie eine Schlingpflanze am Baume des Judenthums eingenistet hatte, und die es jetzt durch Schwärmer und theilweise betrogene Betrüger zur Geltung gebracht, völlig zu überwuchern und ihm alle gesunden Säfte auszusaugen drohte, und deren Hauptträger und Vertreter zu jener Zeit Sabbataï Zewi in Smyrna war.

Es war, wenn wir so sagen dürfen, ein glücklicher Wurf der Geschichte, daß sie zu gleicher Zeit, wenn auch räumlich weit entfernt, Spinoza, der sich völlig außerhalb des Judenthums stellte, und Sabbataï Zewi, den Träger der Mystik, die sich nicht sowohl aus dem Judenthume heraus-, als in dasselbe hineingesponnen hatte, neben einander stellte; das Judenthum wurde dadurch genöthigt, wenn es fortbestehen sollte, eine Selbstschau und eine innere Klärung vorzunehmen und die Herrschaft der Vernunft, auf der es basirt war, wieder zur Geltung zu bringen; dies gelang ihm nach langen und schweren inneren und äußeren Kämpfen.

Wir halten nicht für nöthig, über Spinoza und sein System, das der Verfasser näher ausführt, uns auszusprechen; der Mann ist um seines sittenreinen Lebenswandels willen stets hochgeschätzt und wegen seiner Philosophie, wie früher vielfach verkannt, so später bei genauerer Forschung geziemend bewundert worden.*)

Anders ist es aber mit dem zweitgenannten Gegner des reinen Judenthums, dem Schwärmer Sabbataï Zewi; nur darin steht seinem Treiben eine Art Entschuldigung zur Seite, daß nicht bloß seine Zeit und sein Land, worin er lebte, für Schwärmereien empfänglich war, sondern — weil er selbst an sich glaubte.

Sabbataï Zewi (geb. in Smyrna 1626, gest. 1676 in dem Städtchen Dulcigno in Albanien) hatte sich zu einem Sektenhaupte von mächtigem Einflusse erhoben; schon 1648 gab er sich für den von den Juden erwarteten Messias aus, und ihm gelang es, die Gesammt-Judenheit in einen Taumel zu versetzen, der sie auf lange Zeit des rechten Weges verfehlen machte. „Sabbataï Zewi war zugleich Spinoza's Gegenfüßler und Bundesgenosse, der viel, viel mehr Bewunderer zählte, als der Denker von Amsterdam, eine Zeitlang der Abgott der ganzen Judenheit war und der noch — bis auf den heutigen Tag — heimliche Anhänger hat. Die Anhänglichkeit verdankte er aber nicht seinem umfassenden Geiste, sondern mehr seiner äußeren Erscheinung, seinem einnehmenden Wesen; und wie schon bemerkt, seiner ganzen Zeitrichtung.

Wir können hier nur auf das Werk und die ihm angefügten ausführlichen Noten, die sich mit dem Nachweis der vielfachen, dem Verfasser zu Gebote gewesenen Quellen befassen, verweisen, worin das ganze Treiben des Schwärmers geschildert wird, der zuletzt zum Islam übertrat, ohne seinen Anhang zu verlieren; so hatte er seinen Gläubigen zu imponiren verstanden.

Aber mit dem Tode des Schwärmers starb die Schwärmerei nicht aus, die nicht bloß im Südosten von Europa, sondern auch

*) Ungern vermissen wir in dem Werke des Herrn Grätz den Hinweis auf einen Vorgänger Spinoza's, welchen dieser sicher gekannt und benützt hat, auf den jüdischen Denker Chasdai Creskas, über welchen Dr. Joël sich näher ausgesprochen hat. (Vgl. „Magazin" 1867, Nr. 10.)

in Italien, Polen und Deutschland ihre befangenen Anhänger fand, und unter denen geistig hochbegabte Männer, wie Mose Chajim Luzzatto und Jonathan Eibeschütz die besondere Aufmerksamkeit der Gegner dieses schädlichen Treibens auf sich zogen, bis endlich in dem charakter- und sittenlosen Jacob Frank die ganze Sache zur Farce herabsank.

Es war Zeit, daß die Judenheit sich ermannte, um das Judenthum von solchen An- und Auswüchsen zu säubern; es war Zeit, daß nach der tiefen Dämmerung, die eine völlige Nacht herbeizuführen drohte, doch ein lichtbringender Morgenstern einen neuen Tag verkündete; und während Sabbatai Zewi's Nachzügler noch in vielen Gegenden (auch in Holland) ihr Unwesen trieben, war schon lange in Dessau der Mann geboren, der, nicht kämpfend, aber Nebel und Finsterniß verscheuchend, wie eine neue Sonne den Juden aufging, und ihr geistiger unvergeßlicher Wohlthäter ward; es war Moses Mendelssohn.

Der nächste Band wird uns das Leben und Wirken Mendelssohn's bringen, wofür in Kayserling's Schrift (Moses Mendelssohn, sein Leben und seine Werke)*) schon viel vorgearbeitet ist. Möge Herr Grätz uns nicht zu lange warten lassen.

K.

Kleine literarische Revue.

— **Lucas: Wörterbuch der englischen Sprache****). Dieses große Wörterbuch, dessen erste zwei Bände, den englisch-deutschen Theil umfassend, bereits vor zehn Jahren erschienen sind, liegt nunmehr vollendet vor und gereicht dem Fleiße wie den Kenntnissen des Herrn Newton Ivory Lucas zu wahrer Ehre. Nicht bloß im Vergleiche zu den ihrer Zeit als Muster geltenden englischen und amerikanischen Arbeiten von Johnson, Webster ꝛc., sondern auch zu denen der viel jüngeren englisch-deutschen Lexikographen Flügel, Hilpert und Grieb ist uns hier eine Vermehrung des Wörter- und Ideen-Reichthums in beiden Sprachen geboten, die das ursprüngliche Inventar nahezu verdoppelt. Die Gebiete der Natur- und der Sprachwissenschaft, der Gewerbekunde, der Mechanik und der Technik haben während des letzten Menschenalters so außerordentliche Erweiterungen erfahren, daß die älteren Wörterbücher, mögen es nun allgemeine Conversationslexika oder specielle Sprachenregister sein, in sehr vielen Fällen den Nachsuchenden, der darin Belehrung sucht, im Stiche lassen. Ganz besonders aber hat die Sprache der Engländer und der Amerikaner, dieser Pioniere auf dem Felde der mechanischen Erfindungen und der Länder-Erforschung, einen vollständigen Umschwung erfahren. Herr Lucas, ein englischer Gelehrter in dem deutsch-transatlantischen Handelsemporium Bremen, hat die ihm dort vielleicht besser, als irgendwo sonst, dargebotene Gelegenheit, sowohl die Sprache des Welthandels, als die Sprache der vergleichenden Wissenschaft in ihren verschiedenen Richtungen und Abzweigungen zu studiren, praktisch in diesem Lexikon zu verwerthen gewußt, welches die Frucht einer zwanzigjährigen Arbeit ist. Fast jeder einzelne Artikel — wir verweisen z. B. auf die Wörter A (der Buchstabe), Auge, Fest, Feuer, Klein, Kurz, Mund, Ohr ꝛc. — liefert Beweise von den mannigfachen Studien des Verfassers. Die englisch-deutsche Hälfte des Wörterbuches umfaßt 2010 Seiten in kompreß gedrucktem, zweispaltigem Lexikon-Format, während die deutsch-englische Hälfte es sogar auf 2412 Seiten gebracht hat — unstreitig weil sie etwa zehn Jahre später als die erste ausgearbeitet wurde und der wissenschaftliche, wie der technische Sprachschatz sich seitdem wieder um soviel vermehrt hat. Der Verf. hat natürlich nicht umhin gekonnt, auch die vielen Fremdwörter zu berücksichtigen, die sich die deutsche Sprache zur Vermehrung ihres Ideen-Ausdrucks dienstbar zu machen weiß, aber hier und da scheint er uns doch darin etwas zu weit gegangen. Das deutsche Wörterbuch von Daniel Sanders, ein Werk voll Scharfsinn und gründlicher Kritik, konnte von Herrn Lucas vielfach benutzt werden, was er auch dankbar anerkannt hat.

*) Leipzig, 1862.

**) Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch, von Newton Ivory Lucas, Lehrer an der Hauptschule in Bremen. Zwei Theile in vier Bänden. Bremen, C. Schünemann, 1868.

— **Adolf Tobler's italiänisches Lesebuch***). Herr Dr. Adolf Tobler, gegenwärtig Professor an der Universität Berlin, hat in seiner früheren Stellung als Lehrer an den Kantonsschulen von Solothurn und Bern, dort für Gymnasien und Realschulen ein italiänisches Lesebuch herausgegeben, das jetzt in seiner zweiten Auflage uns vorliegt. Wir können nicht sagen daß diese prosaisch-poetische Anthologie einen gleichen Ueberblick der italiänischen Literatur- und Kulturgeschichte gewährt, wie früher die ähnlichen Musterlesebücher von Ideler und Nolte. Wer die letzteren mit Aufmerksamkeit gelesen, der hatte nicht bloß seine italiänische Sprachkenntniß vermehrt, sondern auch einen Einblick in die Geschichte der Literatur, der Wissenschaft und der Kunst Italiens gewonnen. Diesen und ähnliche Zwecke zu erreichen, hatte Herr Prof. Tobler, wie er im Vorworte seines Buches erklärt, durchaus nicht die Absicht. Dagegen macht er uns in genügender Weise mit den mustergebenden italiänischen Schriftstellern und Dichtern der älteren und besonders der neueren Zeit bekannt. Seine Mittheilungen aus den Werken Massimo d'Azeglio's, Giuseppe Giusti's, Leopardi's u. A. können allerdings dazu dienen, Land und Leute des neueren Italien den jungen Lesern recht anschaulich zu machen. Die Ordnung, die Herr Tobler in der Aufeinanderfolge der Stücke beobachtet, ist uns durchaus unklar. Neuere und ältere Schriftsteller sind bunt durch einander gemischt, ja einmal läßt er einen Gesang aus Torquato Tasso's Gerusalemme liberata den „Briefen eines Knaben auf dem Lande an seinen Vater in der Stadt" folgen und einem Essay Pacini's über die „Vertheilung der Pflanzen und der Thiere auf der Erde" vorangehen, während sich zwei Muster-Erzählungen aus Boccaccio's „Decamerone" zwischen der Beschreibung einiger Hausthiere, von Nesti, und „des alten Cesarotti Abendstunden" befinden.

— **Reisen des Frhrn. von Maltzan.****) Algerien und Marokko haben durch die Einflüsse Frankreichs in den letzten Jahren — zwar nicht gerade gewonnen, aber so mancherlei Veränderungen erfahren, daß die zweite Auflage des zuerst 1863 erschienenen Maltzan'schen Buches: „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika, vielfaches Interesse erregen dürfte, indem sie einige

*) Italiänisches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen, herausgegeben von Dr. Adolf Tobler. Zweite vermehrte Auflage. Solothurn und Bern, Jent & Gaßmann, 1868.

**) Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Reisen in Algerien und Marokko von Heinrich Freiherrn von Maltzan. II. Auflage. Mit 4 Ansichten in Stahlstich und 1 Karte. 4 Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1868.

wesentliche Zusätze und Nova enthält. Das Werk ist Ergebniß von sieben Reisen und bietet denn auch im Wesentlichen einen Schatz an praktischen Winken für den Touristen, der Gesundheits halber nach dieser Richtung verwiesen ist, an lebendigen Bildern und Schilderungen, die dem Styl des Weltmannes und dem Geschmack des heutigen Publikums entsprechen, nebenbei auch mit angenehmer Beschaulichkeit bei geschichtlichen Rückblicken Halt machend. Die ersten drei Bände geben uns einige aufklärende Seitenblicke auf das französische Wesen in Algier, die uns nicht an einer Amalgamation der Völker verzweifeln lassen; der vierte Band ist dem Kaiserreich und -Hof Marokko's gewidmet und enthält Erlebnisse, die an sich zu erfahren weniger Vergnügen gewähren, als deren Lecture und der behagliche Gedanke, diesseit des Mittelländischen Meeres zu sein.

— **Gustav Wasa, historischer Roman***). Wir haben gegen den Roman nichts weiter auszusetzen, als daß es kein Roman, sondern einfach durch und durch Geschichte ist. Es erzählt die Geschichte Gustav Wasa's von dem Stockholmer Blutbade und seiner Thronbesteigung an bis zu seinem Tode in einfacher geschichtlicher Aufeinanderfolge und in nüchterner historischer Sprache, ohne auch dann je zu dem Romanhaften sich zu versteigen. Auch nicht einen Augenblick verlassen wir den Boden der Geschichte, und wenn mitunter Gestalten uns vorgeführt werden, die einen romantischen Anlauf nehmen und in's Phantastische hinüberstreifen wollen, so läßt die irdische Schwere sie nicht hinauf, sie fallen bald wieder auf den Boden zurück und wir befinden uns nach wenigen Seiten mit ihnen wieder in der realen Wirklichkeit vergangener Zeiten und bekannter Umgebungen. Nun wollen wir ja damit dem Buche sein Verdienst und sein Interesse nicht absprechen; wir ziehen die reale Wirklichkeit und die einfache treue Geschichts-Erzählung einem phantastisch aufgeputzten sogenannten historischen Roman vor, in welchem nichts als die Namen der Personen geschichtlich sind und den Charakteren und Thatsachen oft eine haarsträubende Gewalt angethan und der Leser und sein historisches Gewissen nicht wenig gefoltert wird. Und wenn auch die Verfasserin keinen Anspruch darauf erheben kann, die Geschichte des großen Schwedenkönigs in dem Sinne und Geiste geschrieben zu haben, wie man heute gewohnt ist, Geschichte zu lesen, wenn auch ihr Gesichtskreis nur ein beschränkter ist und ihr die leitenden und bewegenden Ideen fehlen, also daß wir nicht einmal einen klaren Einblick von den staatsmännischen Principien und den schöpferischen Gedanken Gustav's erhalten, geschweige ihn und seine Schöpfung aus dem Gesichtspunkt europäischer Staatengeschichte in diese als ein Glied eingefügt erblicken, so wollen wir hiervon gern absehen, da es der Verfasserin nur darum zu thun war, in einem engen Rahmen geschichtliche und zwar höchst interessante Thaten zu verzeichnen und uns an ihrer Hand in eine Zeit wilden Kampfes, großer Gegensätze und gewaltiger Menschen zurückzuführen. Das ist ihr gelungen, und insofern befriedigt das Werkchen, dessen zwei nicht umfangreiche Bände man bald durchfliegt und dem man dann doch die getreue Rückerinnerung an eine großartige Zeit und an einen genialen Menschen und einen wahrhaften Heldenkönig verdankt, wie ihn ein Jahrhundert kaum einmal zu erschaffen pflegt.

*) Von L. Gräfin von Robiano. 2 Bände. Jena, Costenoble, 1868.

— **Zur deutschen Sprachforschung.** Herr Gymnasial-Direktor Dr. J. Methner hat eine der deutschen Sprachforschung förderliche Broschüre: „Einführung in die deutsche Sprachlehre“ bei J. B. Lange in Gnesen erscheinen lassen. Wenngleich der Verf. nach seinem eigenen Geständnisse „nichts Selbständiges“ bringt, sondern die Forschungen und Resultate anderer Meister, wie J. Grimm, A. Schleicher ꝛc. benutzt und zusammengestellt hat, so erkennt man doch an der vorliegenden Schrift den verständigen Fachmann und gebildeten Lehrer, der den Gegenstand für den Vortrag und den Unterricht einrichtet und die von ihm gesammelten Daten zum Gebrauche der Schule methodisch darlegt. Wenn das Büchlein somit seinen pädagogischen Zweck erfüllt, wird es dem Verf. auch in seinen bescheidenen Ansprüchen Genüge thun.

— **Schauenberg's und Hoche's deutsches Lesebuch.***) Es ist mit den meisten Lesebüchern für Schulen genau so wie mit den Gedichtsammlungen; es giebt ihrer bereits eine Unzahl und doch kann man nicht sagen, daß es schon zu viele wären, denn sie wenden sich an das subjective Behagen des Einzelnen, und da dieses ein unzählbares, unendliches ist, so mag auch ihre Zahl immer mehr anwachsen, jedes wird Einzelnen gefallen, keins Allen. — Das oben angezeigte Lesebuch, von welchem uns der zweite Theil vorliegt, macht freilich insofern eine Ausnahme von der hergebrachten Art von Zusammenstellung, als es seinen Stoff nicht nach den Dichtungsarten ordnet und nach dem verschiedenen Alter der lernenden und lesenden Jugend verschieden abmißt, sondern es folgt, indem es einen bestimmten Leserkreis, nämlich den der beiden obersten Klassen höherer Schulen, vor Augen hat, der geschichtlichen Ordnung, ist also eine Literaturgeschichte in Beispielen, zugleich mit kurzen Biographieen der Dichter und einer schematischen Uebersicht der Literaturgeschichte versehen, was Alles das Buch sehr wohl empfiehlt für den literarhistorischen Unterricht in den oberen Klassen von Gymnasien, Real- und selbst höheren Töchterschulen. Bei der Auswahl freilich, wie sie dieser zweite Theil enthält, welcher die Zeit von Opitz bis in das erste Drittel dieses Jahrhunderts umfaßt, mußte sich den Herausgebern eine besondere Schwierigkeit darbieten, die bei dem ersten Bande in der Weise nicht auftreten konnte, nämlich die größere Bekanntschaft unserer Schüler mit den Werken unserer klassischen Dichter und die von Jahr zu Jahr sich mehrende Anzahl billiger Ausgaben derselben, so daß es nicht Zweck sein konnte, ihre Schöpfungen erst noch, sei es ganz oder stückweise, in ein Lesebuch aufzunehmen. Es sind deshalb von unseren Klassikern nur Proben mitgetheilt, und ist der Lectüre ganzer Dichtungen und Abschnitte aus ihren Werken die Vermittelung und das Verständniß derselben an der Hand einsichtiger Lehrer überlassen. Die Auswahl der einzelnen Bruchstücke zeugt von Urtheil und Geschmack und wird meistentheils Anerkennung finden, wie überhaupt das Buch durch seine literarhistorischen Notizen und die dem Ganzen beigefügte klare und concinne Uebersicht sich sehr wohl als ein Lehr- und Lernbuch für Schulen empfiehlt.

*) Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Schulen, herausgegeben von Dr. Ed. Schauenberg, Dr. der Realschule in Crefeld und Dr. R. Hoche, Director des Gymnasiums zu Wesel. Essen, G. D. Bädeker, 1868.

Literarischer Sprechsaal.

Wir haben vor einiger Zeit („Magazin" Nr. 15 d. J.) einer italiänischen Schrift von Dr. G. Barzilai gedacht, worin dieser Gelehrte zu beweisen sucht, daß, nach den Worten der Bibel, wie er sie versteht, Josua nicht der Sonne befohlen, stillzustehen, sondern eine Sonnenfinsterniß angekündigt habe. Gegen diese Auslegung der biblischen Textworte hat sich von Seiten einiger deutscher Hebraisten Widerspruch erhoben. Die Herren J. Holländer in Berlin und Abr. Tendlau in Frankfurt a. M. haben uns mit Zusendungen beehrt, worin sie zwar zugeben, daß die ursprüngliche Bedeutung des von Josua gebrauchten Wortes „dom" nicht „stillstehen", sondern „schweigen", „verstummen" sei, doch die zweite Bedeutung des Wortes: „schweigend harren" sei allein diejenige, die auf den besprochenen Text Anwendung finde. Wir können uns auf eine Erörterung dieser philologischen Frage nicht einlassen, machen jedoch den geehrten Einsendern bemerklich, daß soeben in Triest eine deutsche Uebersetzung der Schrift des Herrn Barzilai erschienen,*) aus der sie alle philologischen, historischen und psychologischen Gründe, die Herr Barzilai für seine Behauptung anführt, näher entnehmen können. Es ist darin Manches, was die Aufmerksamkeit der Kritik zu verdienen scheint: z. B. daß, nach dem biblischen Texte, die Sonne am hellen Mittag (in medio coeli) stehen blieb, was, wie Herr Barzilai meint, keinen rechten Sinn habe, wenn Josua einer Verlängerung des Tages zur Besiegung der Amoriter bedurfte, da er dann vielmehr der ihrem Untergange nahen Sonne befohlen hätte, stillzustehen; wogegen eine Sonnenfinsterniß um Mittag allerdings den Schrecken der Amoriter, von dem die Bibel ebenfalls spreche, erregen mußte.

Die City von London hat ihr altes, historisch berühmtes Rath- oder Stadthaus, die Guildhall, mit einem Kostenaufwande von 50,000 Pfd. (340,000 Thlr.) im Laufe der letzten fünf Jahre restauriren lassen. Dem Gebäude fehlte es bisher an lichtem Raum in der Höhe, so daß die im Innern desselben aufgestellten Statuen keine würdige Ansicht gewährten. Dem ist zunächst durch eine bedeutende Erhöhung des Daches abgeholfen worden. Die beiden kolossalen Figuren von Gog und Magog haben bei dieser Gelegenheit neue Piedestale bekommen, während die Monumente von Nelson, Beckham, Chatham und Pitt eine bessere Aufstellung erhalten haben. Die bedeutend erhöhten, gothischen Fenster-Oeffnungen der Halle sind mit kostbaren Glasgemälden ausgestattet, und zwar wurden diese der Gildenhalle von den drei alten reichen Gilden der Fischhändler, der Kramer (Haberdasher) und der Weber, sowie von drei Aldermen zum Geschenk gemacht. Außerdem ist dort das große Fenster aufgestellt, welches die Stadt London von den Baumwollen-Spinnern von Lancashire, zum Dank für die ihnen während der Jahre der Baumwollennoth gewährte Unterstützung, als Geschenk erhalten hat.

Eines der kuriosesten historischen Werke ist die unter dem Titel „Caricature History of the Georges"**) in England erschienene Sammlung von mehr als 400 Karrikaturen des vorigen Jahrhunderts und des ersten Viertels des gegenwärtigen, gezeichnet von Hogarth, Rowlandson Gillray, Bunbury, Sayers und anderen berühmten Künstlern jener Zeit. Herr Thomas Wright hat den erklärenden Text dazu geliefert und dadurch die Sammlung zu einer vollständigen, ebensowohl politischen, als künstlerischen Sittengeschichte der Zeit der vier George gemacht. „Jakobiten" und „Braunschweiger", Whigs und Tories, ziehen wie sie leibten und lebten, an unserem geistigen, wie an unserem physischen Blicke vorüber. Die Zeitungs-Kontroversen unserer Zeit kannte man im vorigen Jahrhundert noch nicht; die politische Polemik bediente sich neben dem Pamphlet und dem Gassenhauer vorzugsweise der Karrikatur, und zwar in einer so derben Weise, wie sie sich die Gesellschaft unserer Zeit nicht mehr gefallen lassen würde. Die Sammlung, die bereits vor etwa zwanzig Jahren begonnen worden, ist jetzt vollendet und bildet in der That einen interessanten Beitrag zur Kenntniß des politischen und des Volkslebens in England. Wie es heißt, wird bereits eine Fortsetzung dieser Sammlung vorbereitet, welche bis zur Gegenwart reichen und die Karrikaturen von Cruikshank, Leech, Doyle, Dalziel, Tenniel u. A. umfassen soll.

Einem dem Heft II der neuen Reihenfolge der „Germania" vorgedruckten, aus der Feder von Karl Bartsch in Rostock geflossenen Nachruf an den am 29. Mai d. J. in Wien verstorbenen Prof. Franz Pfeiffer*) entnehmen wir, daß dieses werthvolle Centralorgan aller germanischen Studien auch fernerhin unter der Theilnahme seiner bisherigen Mitarbeiter fortgesetzt wird. Herr J. M. Wagner in Wien, der schon bei der Redaction der letzten Hefte mitgewirkt, wird zunächst den laufenden Jahrgang zu Ende führen, dem sich hoffentlich noch recht viele neue Jahrgänge im Geiste des Gründers der „Germania" anschließen werden. Ein frischer Hauch weht ja seit einem Jahrzehend durch die germanische Philologie; theilnahmsvoll ruht das Auge aller Gebildeten unseres Volkes auf ihr, und während dieser Wissenschaft in jüngster Zeit einige neue Organe erwachsen sind, wird gemeinschaftlich mit ihnen die Stiftung des wackeren Franz Pfeiffer gewiß auch fernerhin der deutschen Forschung zur Ehre gereichen.

Die Leipziger „Illustrirte Zeitung" vom 12. September bringt das Bildniß Henri Rochefort's, des Herausgebers der „Laterne", dieses im Jahre der französischen Juli-Revolution geborenen Journalisten, dessen Feder es wagt, mit dem Säbel des Bonaparte'schen Regiments zu kämpfen. Aus Brüssel, wo sich Herr Rochefort jetzt aufhält, schreibt ein Mitarbeiter der Illustrirten Zeitung: „Seitdem der Herausgeber der „Laterne" in Brüssel ist, vergeht kein Tag, ohne daß er zahlreiche Besuche von Landsleuten erhält, die eigens hierher kommen, um ihm ihre Sympathieen zu beweisen. So groß ist die Popularität Rochefort's und die Oppositionslust, daß es nur auf einen Einfall der Pariser ankömmt, und — sie würden schaarenweise nach Brüssel kommen, um hier die „Laterne" zu lesen und dessen Verfasser zu begrüßen, wie die Legitimisten nach Frohsdorf und die Orleanisten nach Claremont wallfahrteten." — Der Journalist wird übrigens als ein Sohn des französischen Legitimisten, Marquis Rochefort de Lucay bezeichnet.

*) Josua und die Sonne. Erklärung der Stelle: Josua, Cap. X, V. 9—14, von Dr. G. Barzilai. Aus dem Italiänischen übersetzt von Dr. D. M.— Triest, F. H. Schimpff, 1868. (17 S. 8.)

**) London, Thomas Hotton.

*) Auch eine kurze biographische Skizze des Hingeschiedenen und ein vollständiges bibliographisches Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften, nach der eigenen Zusammenstellung des Verewigten, ist mit diesem Nachrufe verbunden. D. R.

Beilage: Verlagsartikel von **Fr. Kortkampf,** Buchhandlung für Staatswissenschaften und Geschichte.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 3. Oktober 1868. [Nr. 40.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Gegner des Protestanten-Vereins.*)

Diese kürzlich dem Buchhandel übergebene kleine Schrift ist um so ernsterer Beachtung werth, als der Verfasser, Herr Prediger **Thomas** in Berlin, zu den wissenschaftlich tüchtigsten und würdigsten Theologen der Gegenwart gehört. Besonders mag dasselbe unter den gebildeten Christen den religiös Gleichgiltigen empfohlen werden, damit sie erkennen, wieviel des Vortrefflichen ihnen die wissenschaftliche Vertiefung in die Heilswahrheiten des Christenthums zu bieten vermag, gleichwie den Orthodoxen, damit sie inne werden, wie Unrecht sie thun, den Protestanten-Verein der Nicht-Berechtigung am Christenthum anzuklagen und ihn zu verfolgen. Allerdings können zu diesen Orthodoxen nicht diejenigen gezählt werden, von denen Herr Thomas gleich anfangs S. 5 sagt: „Sie wissen nicht, was sie thun", oder S. 6: „Sie erinnern an das, Holz zum Scheiterhaufen tragende Bäuerlein". Für solche Orthodoxe giebt es keine Möglichkeit der Verständigung und der Versöhnung.

Der Verfasser stellt es sich zur Aufgabe, zunächst die vorliegende Streitfrage vom allgemeinen theologischen Standpunkte zu beleuchten. Demnächst geht er auf die Haupt-Anklagepunkte der Berliner Pastoral-Konferenz gegen den Protestanten-Verein des Näheren ein. Nachdem er nachgewiesen, wie dieser Verein weder die Bekenntnisse der Orthodoxen noch diese selbst ausschließe, vielmehr sich der Theilnahme mehrerer von ihnen auf's Innigste erfreue, beleuchtet er die Gründe, weshalb der Verein nicht minder die Rationalisten als vollberechtigte Christen erkennen und schätzen müsse, namentlich auch darin, wenn sie meinten, die Bibel sei nicht, sondern enthalte Offenbarung Gottes. Der Protestanten-Verein strebe pflichtmäßig nach immer mehr Licht in gläubiger Erkenntniß, nach der Vermittelung des Christenthums mit allem echten Wissen, mit aller echten geistigen Bildung.

Laute einer der Haupt-Anklagepunkte auf des Vereins nicht volle Anerkennung des Wunderglaubens, so decke ja gerade die von dem Vereine hochgehaltene Wissenschaft des Wunderbaren und Anstaunenswerthen immer mehr, sogar in unerschöpflicher Fülle, auf.

Laute eine weitere Anklage auf Nicht-Anerkennung Christi als Gott-gleich, so habe der Verein um so mehr die Aufgabe, diese negative Glaubensansicht zu schützen, als sogar bereits im dritten Jahrhundert eine hochansehnliche Kirchenversammlung Kleinasiens sich für sie erklärt habe, und auf dem Konzil von Nicäa i. J. 325 die noch jetzt von der Kirche festgehaltene entgegengesetzte Glaubensansicht nicht sowohl durch Vereinigung der Theologen, als durch den entscheidenden Ausspruch des ersten christlichen Kaisers zur Anerkennung gekommen sei. Bekanntlich stehe aber die Christlichkeit gerade dieses Kaisers in ernster Frage, da er sich nicht gescheut, seinen Schwager, dessen Sohn, demnächst seinen eigenen Sohn hinrichten, endlich die eigene Frau im glühenden Bade tödten zu lassen. — Ferner wird durch Hervorhebung einzelner Aussprüche Christi dargethan, wie durch sie der Glaube an die Gottgleichheit dem unbefangenen Urtheile zur Unmöglichkeit werde. „Können jedoch — fügt Herr Thomas bei — eigenthümlich geartete Geister Jesum als ihren Heiland nur in orthodoxen Denkweisen auffassen, und zeigen sie uns ihren Glauben als echtes Christenthum in Demuth, Wahrhaftigkeit, Liebe, Gerechtigkeit, kurz in dem, was Paulus als Früchte des Geistes bezeichnet, sie sollen uns als die geehrtesten Jünger Christi, als die theuersten, liebsten Brüder gelten." — Demuth, welche vor Allem in der Achtung des göttlichen Ebenbildes bei den Nächsten, darum in der Achtung der redlich erworbenen Ueberzeugung und des Gewissens sich bethätige, scheine jedoch den Gegnern abhanden gekommen zu sein.

In ähnlicher, möglichst versöhnender Weise beleuchtet und widerlegt der Verfasser die Anklagepunkte wegen des heiligen Geistes, wegen der allgemeinen christlichen Kirche u. s. w., sich überall auf die Uebereinstimmung mit Luther und vielen anderen den Orthodoxen hochachtbaren und unverdächtigen Kirchenlehrern berufend. Schon in der Reformationszeit sei das allgemeine Priesterthum geltend gemacht worden. Ausschreitungen, welche den Boden des Christenthums verlassen, christlichen Glauben und christliche Sitte zerstören, in echt evangelischer Art zu beseitigen, werde es nicht schwer fallen, wenn erst die Gemeine in geordneter Weise ihre natürlichen Urrechte in der Verfassung wieder gewonnen habe. Paulus selbst habe die Apostel als die Diener der Gemeinen, die der Gemeinen Eigenthum seien, und nicht umgekehrt, erklärt. Die Kirche könne und solle sich nie dem Paulinischen Ausspruch entziehen: „Nicht daß ich es schon ergriffen hätte oder vollkommen wäre." — Verfahre sie anders, so werde sie mit Recht von dem Vorwurf getroffen, daß sie es sei, die manchen edlen, freien Geist von Jesu, welcher als die Wahrheit frei mache, fern halte ..... die mit kecker Hand nach seiner Gewalt und nach seinem Recht in den Gemeinen greife, indem sie sich der Dogmen bediene, um eine neue Hierarchie in der evangelischen Kirche aufzurichten.

*) Die Erklärung aus der Berliner Pastoralkonferenz gegen den Protestanten-Verein. Ein Wort der Rechenschaft und Beleuchtung von Thomas, evangelischem Prediger an der Nikolaikirche zu Berlin. Berlin, Georg Reimer, 1868.

Die Union, an welcher der Protestanten-Verein treu und redlich festhalte, wolle Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten, Methodisten, Pietisten, Rationalisten u. s. w., wie sie dem Erlöser sich hingeben, unter sein Wort stellen, evangelische Freiheit anerkennen und ehren, vereinigen, um die Eine evangelische Kirche in ihrem Reichthum, in ihrer Schöne und Herrlichkeit zu bilden. — Eine Ausstoßung des Protestanten-Vereins aus der Landeskirche werde ihm keine Ausstoßung aus der wahren Kirche Christi sein. Mit Christus fordere der Verein die Freiheit für Glauben, Ueberzeugung und Gewissen, fordere damit die Freiheit in der Einheit, die Einheit in der Freiheit!

Wenn auf solche Weise den Orthodoxen die Hand zur Verständigung gereicht wird, sollte man meinen, könnte die Verständigung nicht ausbleiben, sobald sie den Gegnern überhaupt ein Bedürfniß ist, sobald sie ihnen in Wunsch und Absicht liegt. Kaum ist dies jedoch zu hoffen, wie ein Blick auf die gegenwärtigen Vertreter der kirchlichen Theologie in Preußen darthut. Fast nur wenige, auf dem Aussterbe-Etat stehende ältere Theologen erkennen und bekennen ein Christenthum freier Forschung, wie es der Protestanten-Verein nach dessen Ursprünglichkeit hergestellt wissen will. Fast alle jüngeren Theologen werden in und mit der Ordination veranlaßt, Farbe zu bekennen und ihr Lebenlang einem Christenthum zu huldigen, das durch seine Beschränkung auf die engen Gränzen der Bekenntnißschriften den tödtenden Buchstaben zum Gesetz erhebt, und die Religion unbegränzter Menschenliebe in Gefahr bringt, unter Umständen eine Religion des Hasses und der Verdammniß gegen Andersgläubige zu werden.

Ganz trostlos könnte dieser Zustand genannt werden, lehrte nicht die ältere Geschichte aus der Zeit Luthers, und die neueste aus der Zeit des österreichischen Konkordats, daß in der Regel solche Zustände höchster Trostlosigkeit und Verzweiflung die Morgenröthe der Befreiung und Errettung verkünden. — Nothdringendst noth thut solche Errettung der evangelischen Kirche aus den bedrohenden Banden starren Buchstabendienstes, will nicht das Christenthum mehr und mehr aufhören, das Eigenthum wissenschaftlich Gebildeter zu sein, sollen diese nicht in Gefahr kommen, religiös zu verwildern, wie bereits so vielfach, so unverkennbar und höchst betrübend es geschehen ist und täglich mehr geschieht. Fstr.

Der Sybel-Hüffer'sche Streit über Oesterreichs und Preußens Haltung im französischen Revolutionskrieg.*)

Die traurigen Spaltungen, welche das nationale Leben der Deutschen bis in die neueste Zeit gekennzeichnet haben, sind auf die Wissenschaft und die Kunst unseres Volkes, selbst auf die reinsten Perlen des deutschen Geistes, nicht ohne Einfluß geblieben. Das „Hie Welf! Hie Waibling!" der uralte Ruf deutscher Uneinigkeit, ist heute noch nicht verklungen; ja, er kommt überall zum Ausdruck, wo es sich um hohe, um heilige Interessen Deutschlands handelt. Wie über den Ursprung des deutschen Reiches, über das Kaiserthum, die Reformation, über den Charakter des dreißigjährigen Krieges, über Friedrich den Großen und den siebenjährigen Krieg, über Maria Theresia und Joseph II. die Stimmen der Geschichtsschreiber wie der Gebildeten aus den verschiedenen Gauen getheilt sind, so ist das Gleiche auch mit der französischen Revolution der Fall, deren Wirkungen auf Deutschland und deren Bekämpfung durch die deutschen Großmächte die mannigfachste Auslegung erfahren haben. In den letzten Monaten ist innerhalb der deutschen Geschichtsforschung über das Verhältniß Oesterreichs und Preußens zur französischen Revolution nochmals der heftigste Streit entbrannt, den man um so tiefer beklagen muß, als neue Verwickelungen mit Frankreich, die uns vielleicht bevorstehen, die einmüthigste Gesinnung aller deutschen Stämme erfordern. Nachdem der Prof. Hermann Hüffer in Bonn durch das in Nr. 19 dieser Blätter vom 9. Mai d. J. angezeigte Werk: „Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution" in sehr gemäßigter Form einen Vermittelungsversuch zwischen dem Standpunkte Heinrich von Sybel's und dem diametral entgegengesetzten des österreichischen Ritters von Vivenot angebahnt hatte, sind von Seite des erstgenannten Forschers zweischneidig scharfe Antworten auf das Hüffer'sche Buch erfolgt, die eine in Sybel's „Historischer Zeitschrift", die andere, ungleich längere und eingehendere in einem Ergänzungsheft zu seiner „Geschichte der Revolutionszeit" unter dem besonderen Titel: „Oesterreich und Deutschland im Revolutionskrieg".

Nur diese zweite Antwort, welche eine pragmatisch-kritische Darstellung ist, bedarf der Sache wegen und nach dem Grundsatze: „Audiatur et altera pars" eines kurzen, die Hauptpunkte andeutenden Berichts. Indem wir den Hinweis auf das vortreffliche Material und die auch hier sich nirgends verleugnende hohe Begabung Sybel's von vornherein für geboten erachten, können wir andererseits das Geständniß nicht unterdrücken, daß die persönliche Gereiztheit des berühmten Geschichtsforschers uns durch die Hüffer'schen Erörterungen gar wenig begründet scheint. An eine Ehrenkränkung Heinrich von Sybel's hat Herr Hüffer gewiß nicht im Entferntesten gedacht, und zumal Herr v. Sybel selber erwähnt, daß Prof. Hüffer ihm im Stadium der Vorarbeiten bereitwillig seine Abschriften archivalischer Urkunden mitgetheilt habe, ist auch in der That kein Grund zu persönlichen Zerwürfnissen vorhanden, die zwei Lehrer an derselben deutschen Hochschule und zwei anerkannt gewissenhafte Männer, wenngleich von etwas verschiedener Parteistellung, in Todfeindschaft gegen einander treiben könnte.

Wie wenig das Letztere dem Maße der obschwebenden Meinungsverschiedenheit entsprechen würde, ergiebt schon ein bei solchen Gelegenheiten auf deutschem Boden nur allzu häufig wiederkehrender Umstand. Die Differenz ist nämlich für Denjenigen, der die Schriften beider Kämpfer mit Aufmerksamkeit gelesen hat, keinesweges fundamental. Herr Hüffer ist so wenig ein unbedingter Lobredner des österreichischen Ministers Thugut, als Herr v. Sybel des preußischen Diplomaten Haugwitz; Herr Hüffer rechtfertigt einzelne schwer verklagte Handlungen Oesterreichs nur sehr bedingungsweise, Herr v. Sybel kann den einschlagenden Gegenschritten der preußischen Staatsleitung ebenfalls kein unbedingtes Lob spenden. Wenn Hüffer S. 185 seines Werkes Thugut's Privatcharakter in Schutz nimmt, hat er gleich auf der folgenden Seite dessen staatsmännische Fehler gerügt und Seite 187 seine Gehässigkeit gegen Preußen getadelt; wenn Sybel aber vollends in Hüffer's Darstellung lediglich einen gemilderten Vivenot herauserkennen will, so stehen einer so harten Beschuldigung denn doch zahlreiche Stellen des angegriffenen Buches entgegen: die überaus ehrenvolle Schilderung König Friedrich Wilhelms II., dessen schöner Brief in der Carlettischen

*) Oesterreich und Deutschland im Revolutionskrieg. Ergänzungsheft zur Geschichte der Revolutionszeit 1789 bis 1795 von Heinrich von Sybel. Düsseldorf, Julius Buddeus, 1868. (XIV S. Vorwort, 183 S. Text und LVII S. Urkunden.)

Angelegenheit Seite 168 wörtlich mitgetheilt wird, die wirklich sehr schonende Charakteristik des Haugwitz'schen Partikularismus, die überaus milde Beurtheilung der staatsmännischen Motive von Handlungen, die der moderne Patriot nicht anders als „undeutsch" bezeichnen kann, endlich dem unbefangenen Auge der Gesammteindruck der Hüffer'schen Schrift, welcher übrigens Männer der Wissenschaft aller Parteien Deutschlands, auch gerade der nationalliberalen, ihren Beifall gezollt haben. Eine „Tendenzschrift" hat der Bonner Kollege des Herrn v. Sybel nicht geliefert, aber wohl eine „Studie", deren Ausführungen im Einzelnen ergänzt und berichtigt, jedoch schwerlich in Bausch und Bogen verworfen werden können.

Das Merkwürdigste bei dem ganzen Streite ist nun aber, daß beide Parteien in dem Hauptpunkte einig. Dieser Hauptpunkt ist die gänzliche Abwesenheit national-deutscher Motive in der Seele der Diplomaten von damals. Mit großem Eifer betont dies Heinrich v. Sybel in der Einleitung und an vielen anderen Stellen (S. 155, 166, 171, 172) seiner Gegenschrift, am Schärfsten Seite 139, um das geringe Maß des Thugut'schen Reichspatriotismus kräftiglich darzuthun; Prof. Hüffer verfolgt Seiten lang denselben Gedanken, um zu erhärten, daß man den gleichen Mangel an Reichspatriotismus den preußischen Staatsmännern nicht allzu scharf anrechnen dürfe. Nichts ist begründeter, als dies. Man war eben noch durch und durch partikularistisch, auf kaiserlicher wie auf preußischer Seite, und deshalb hat man weder bei dem Frieden von Campo Formio noch zwei Jahre früher bei dem von Preußen mit Frankreich geschlossenen Baseler Frieden sich irgend etwas Arges gedacht. Weder in Oesterreichs noch in Preußens Friedensschluß ist das deutsche Reich buchstäblich preisgegeben worden, weder hier noch dort hat man das linke Rheinufer formal abgetreten; aber in beiden Fällen wurde allerdings die Möglichkeit dieser Eventualität in's Auge gefaßt und es wurden passende territoriale Entschädigungen für die paktirenden Staaten in Aussicht genommen. Das leugne, wer kann! Freilich haben die bösen polnischen Händel auf die Entschließungen der beiden Großstaaten mit eingewirkt, aber auch hier hat keine der beiden Parteien sich etwas vorzuwerfen. Jede war vollkommen so ländersüchtig wie die andere, jede wollte der andern bei Rußland den Rang ablaufen, und Rußland war der gnädige Ausspender im Theilungsgeschäft, der den Löwenantheil sich selber nahm. Wer möchte nun 75 Jahre nach diesen Völkerrechts-Attentaten mit dem Zollstock abmessen, auf welcher Seite das größere Stück Schuld (und Erniedrigung vor Katharina II.) sich vorfindet? Was helfen da Recriminationen der einen oder der andern Partei? Nach unserem Gefühl hat Herr Prof. Hüffer vollkommen Recht, wenn er den ganzen Theilungsschacher verurtheilt und aus der Rücksicht auf die zu erwartenden polnischen Landportionen keinerlei Rechtfertigungsgrund für die Verletzung deutscher Gesammtinteressen ableiten kann. Das ist einfach deutsch gesprochen. Die Geschichtschreibung hat nicht die Pflichten der Advocatur, und für die Handlungsweisen von 1793 sind weder Herr Hüffer noch Herr v. Sybel verantwortlich.

Nach dieser Charakteristik des Sachverhaltes, der allerdings Niemandem unter den Staatsmännern des 18. Jahrhunderts zur besonderen Ehre gereicht, wird man auch unparteiisch an die Frage herantreten, ob Oesterreich durch die französische Uebermacht militärisch gezwungen, oder wegen der Concentration auf die polnische Beute im Jahre 1794 freiwillig Belgien geräumt hat. Die bloße Möglichkeit des Letzteren ist unbezweifelbar, der Verdacht ist seiner Zeit von den verschiedensten Gegnern Oesterreichs laut und herbe genug ausgedrückt worden; lange hat die öffentliche Meinung ihm angehangen. Die Wahrscheinlichkeit dieser böslichen Verlassung des „burgundischen Kreises" hat durch Sybel's Erörterungen einige Prozente gewonnen, Gewißheit aber besitzt man noch immer nicht, da die entscheidenden Aktenstücke noch nicht veröffentlicht sind. Ein vorzügliches Gewicht legt Herr v. Sybel auf die Denkschrift des österreichischen General-Quartiermeisters Mack, welche die freiwillige Räumung Belgiens in der Form einer fragweisen Erörterung sowohl der politischen als der militärischen Eventualitäten dem Kaiser geradezu anempfahl. Inzwischen hat sich der General Mack in der Zeit der wirklichen Räumung nicht mehr im Amte befunden; sein persönlicher Gegner, der Prinz von Waldeck, war General-Quartiermeister geworden, ein Mann, der nicht gewohnt war, sich von den Mack'schen Raisonnements bestimmen zu lassen; der Kaiser selbst war, wie die concludentesten Handlungen erweisen, der Räumung entschieden abgeneigt; daß Thugut sie hinter dem Rücken des Monarchen eingefädelt habe, ist schon im Hinblick auf die gleichzeitigen Unterhandlungen mit England unwahrscheinlich und hat außerdem den Umstand gegen sich, daß der Thugut'sche Einfluß im österreichischen Generalstabe keineswegs allmächtig war. Nicht einmal der General Mack gehörte der Partei Thugut's an. Soldaten und Diplomaten bilden sehr häufig einen Gegensatz. Kurz, von Gewißheit kann hier nimmer die Rede sein; das Aeußerste bleibt eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, die stets einen letzten Zweifel bestehen läßt.

Der unselige Spruch: „Des Staates Wohl sei das höchste Gesetz!" hat im 18. Jahrhundert noch unumschränkt gegolten. Prof. Hüffer, fern davon, den kaiserlichen Minister Thugut für „einen Ausbund von Ehrlichkeit" auszugeben, gesteht seinerseits offen ein, wie stark die österreichischen Staatsmaximen von jenem Grundsatze durchdrungen waren; er führt dies eigens in mehreren Betrachtungen aus und leugnet nicht einmal, daß der Gedanke an den Erwerb von Baiern die Politiker Oesterreichs bis tief in den Revolutionskrieg hinein beschäftigt habe, nämlich in der Form eines Tausches gegen Belgien. Auch in dieser Beziehung leuchtet wieder eine merkwürdige Uebereinstimmung mit Sybel hervor, der freilich die Thugut'schen Vergrößerungspläne zu einem förmlichen System der Arrondirung nach Osten hin ausgesponnen hat. So soll namentlich der „Heißhunger" nach Venetien erklärt werden. Venetien war aber die einfachste Entschädigung für den Verlust von Mailand, und nachdem man Bonaparte an der Gränze Oberösterreichs hatte ankommen sehen (1797), zur Deckung der Alpenpässe und Wiens eine offenbare strategische Nothwendigkeit. Wenn Thugut in solcher Situation den Gewinn Venetiens versäumte, so beging er als österreichischer Staatsmann die schreiendste Pflichtwidrigkeit und — das Nationalitätsprinzip war noch nicht im Schwunge! Herr Hüffer, der von italiänischen Sympathieen überfließt, hat (was kann sein Gegner denn mehr verlangen?) an der betreffenden Stelle sogar feierlich bei den Italiänern Abbitte gethan (S. 274) für die „Verletzung des italiänischen Hausrechts"! Man vergleiche den Schluß von Sybel's Einleitung, wo der Autor dem jungitalischen Königreiche „kräftiges Gedeihen und frisches Wachsthum" wünscht! Also, nochmals die genaueste Uebereinstimmung beider Geschichtsforscher!

Wir werden Heinrich v. Sybel gern einräumen, daß Thugut's Instruction für den Marquis de Gallo (vom 14. Mai 1797, jene Vollmacht zu den Unterhandlungen von Monte-Bello, die

Hüffer übersehen zu haben scheint) den „Reichspatriotismus" des österreichischen Kanzlers auf ein Minimum beschränkt. Indessen der unverblümte Inhalt dieser Urkunde ist nur ein neuer Beweis der auch von Hüffer anerkannten Thatsache, daß der partikulare Nutzen des eigenen Staates, ohne Rücksicht auf die Interessen der deutschen Gesammtheit, der leitende Grundsatz aller früheren deutschen Politiker war.

Trauttwein von Belle.

Berthold Auerbach's Volkskalender für 1869.

In vielen Familien ist der Kalender das einzige literarische Bedürfniß, das, mit einiger Regelmäßigkeit wiederkehrend, Befriedigung sucht und findet, und es ist kein Zufall, sondern eine alte, berechtigte, gute Sitte, daß die Männer, welche die Erziehung des Volkes auf literarischem Gebiet in Händen haben, diese Gelegenheit zu guter Anregung für Kopf und Herz benutzen. Deshalb ist es in hohem Grade gerechtfertigt, dem Kalender Erzählungen von sittlichem Werth, Sprüche und Erfahrungssätze, Rezepte und Witterungsregeln beizugeben. Wenn nun ein Mann, wie Auerbach, der zu den bevorzugtesten Erziehern des deutschen Volkes gehört, sich dieser Aufgabe unterzieht, so geschieht es fast von selbst, daß die Erzählungen zu künstlerischen Gebilden, die Sprüche zur Formgebung hoher Wahrheiten, die Rezepte und Witterungsregeln zu den Resultaten der neuesten Forschungen auf technologischem und naturwissenschaftlichem Gebiet werden. So hat der Gevattersmann — denn als solch' ein Hausfreund pflegt Auerbach's Kalendermann aufzutreten — stets seinen Beruf aufgefaßt, und den dadurch schon im Voraus erregten hohen Erwartungen entspricht auch der Kalender für das kommende Jahr, der dieser Tage die Presse verlassen hat, vollkommen.

Zwei Dorfgeschichten des in dieser Gattung als Altmeister arbeitenden Herausgebers gehören zum Besten dieser Art. Einfach erfunden und schlicht erzählt, enthalten beide tief erschütternde Momente, Züge feinster psychologischer Beobachtung, und sind von erhebender Totalwirkung. Hätte Alfred Woltmann, der die modernen Illustrationen unter dem Titel „Kunst für's Haus" bespricht, den fertigen Kalender schon in Händen gehabt, als er schrieb, er hätte unter ihnen dem Künstler, der diese beiden Erzählungen mit seinen Zeichnungen begleitet, Paul Meyerheim, einen hohen Platz anweisen müssen. Meyerheim ist tief in die inneren Schachte der beiden Erzählungen eingedrungen und hat das edle Metall in des Verfassers Seele noch einmal gemünzt, und mit starker, frischer Hand den Stift geführt, der den Figuren Auerbach's Leben verlieh. Da ist nichts Künstliches, mühsam Erfundenes, keine Reflexion, kein Spiel mit dem Gedanken des Verfassers, sondern einfache Wahrheit. So und nicht anders hat der „Straßen-Mathes" ausgesehen, und so wie dieser „Jörg" den Hammer auf den Ambos schlägt, ist's geschehen, als der tief Gekränkte in der Arbeit Erholung suchte. Woltmann sagt mit Recht in dem schönen Aufsatz, der uns die früheren Erleuchter oder Illustrateure des Kalenders vorführt: Ludwig Richter, Adolf Menzel u. A., daß der Kalender es immer mit der echten Kunst für's Haus gehalten habe. Der diesmalige Jahrgang aber steht hinter keinem seiner Vorgänger zurück, ja er übertrifft viele derselben.

Eine Zierde des Jahrgangs, besser als alle Volksrezepte und Hausmittel, ist Justus von Liebig's Aufsatz über den Ernährungswerth der Speisen, und eine größere Monographie über eine Spezialität dieser Lehre bringt Prietzel's Geschichte der Kartoffel.

Alexander von Humboldt's hundertjähriger Geburtstag wird in das kommende Jahr fallen. Seiner ist nicht nur in einem werthvollen Beitrag von Reitlinger gedacht, sondern der Verf. hat auch das Kalendarium mit werthvollen Aussprüchen des großen Forschers, nach dessen „Kosmos" und den „Ansichten der Natur", reich gefüllt. Seinem Vorsatze getreu, bringt ferner der Kalender wiederum einen Beitrag zur Chronik der Todesstrafe aus Franz v. Holtzendorf's kompetenter Feder, und außer diesem noch eine Monographie von August Reißmann über die Pflege des Volksgesanges.

Endlich wird die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Sonntagsfeier gelenkt, und mit warmer Theilnahme für physisches und geistiges Volkswohlsein die Sabbathruhe und die wöchentlich wiederkehrende Erholung für Körper und Seele in Erinnerung gebracht, welche, wie es die heutige österreichische Gesetzgebung erreicht hat, frei von Zwang, ein Ergebniß fortschreitender Verbreitung guter Sitte sein sollte.

Schließlich wünschen wir, daß die im Kalendarium verzeichneten, in Asien und Afrika sichtbaren vier Finsternisse die einzigen des Jahres 1869 sein möchten, — denn Europa braucht helles, warmes Licht, wie es Berthold Auerbach und die Genossen seiner Feder anzünden.

Frankreich.

Zur Geschichte der Theorie von den natürlichen Gränzen.

Gewiß sind noch wenig politische Theorieen aufgetaucht, welche die Möglichkeit mißbräuchlicher Anwendung so nahe gelegt hätten, wie die Theorie von den „natürlichen Gränzen". Es zeigte sich denn auch jedesmal, so oft das Streben nach Gebietsänderungen mit dem Erreichen natürlicher Grenzen motivirt wurde, wie dehnbar dieser Begriff sei und wie die Theorie auch bei den übertriebensten und abgeschmacktesten Forderungen doch immer passend sich verwenden lasse. Selbst den Franzosen ist diese Verwerthung eines wissenschaftlichen Theorems zur Befriedigung ungemessener Ländergier etwas zu bunt geworden, und mit Recht bemerkt St. Marc Girardin in Maurice Block's „Dict. de la Politique", es müsse gerechten Verdacht erwecken, daß noch nie ein Staat auf Grundlage der natürlichen Gränzen ein kleineres Gebiet, sondern stets eine größere Ausdehnung beansprucht habe. Bei jedem solchen Anspruche hat immer wieder die Theorie Beihilfe leisten müssen, und es ist bedauerlich, daß durch so viel Halbheit und Widersinn der Kern unbestreitbarer Wahrheit und tiefer Einsicht in die natürlichen Beziehungen des Staatslebens, welcher trotz alledem in der Theorie verborgen ist, überhaupt als faul und unfähig gehalten wird, gesunde Früchte zu treiben. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die Entwickelung dieser Theorie in einigen Zügen darzulegen, zumal wir immer wieder so unmittelbar auf die Konsequenzen aus denselben hingewiesen sind.

Mazarin wird als der Erfinder der Theorie von den natürlichen Gränzen genannt; die Reunionskammern Ludwig's XIV.

arbeiteten wenigstens bereits im Geiste derselben. Ihren ersten bestimmten Ausdruck zugleich mit der praktischen Anwendung aber fand die Theorie im National-Convente der französischen Republik. Sieyes soll der Erste gewesen sein, welcher die Anwendung derselben auf die Rheingränze daselbst andeutete, und der Gedanke machte Glück. Der Exjakobiner Hoffmann von Mainz setzte einen Preis von 6000 Fr. aus, den er später verdoppelte, für die beste Antwort auf die Frage, ob es im Interesse Frankreichs sei, die eroberte Rheingränze zu behalten und dem Reiche einzuverleiben. 56 Bearbeitungen liefen ein; die meisten natürlich bejahend. Es sei so außer allem Zweifel, daß der Rhein die natürliche Gränze von Frankreich bilde, daß man sich nur wundern müsse, wie Frankreich früher ohne dieselbe habe bestehen können. In solchen und ähnlichen Deklamationen ergingen sich die Autoren, deren bedeutendste wir erwähnen wollen; von einer wissenschaftlichen Erfassung der Frage von den natürlichen Gränzen sind sie alle noch sehr weit entfernt. Dorsch hat zwar das Motto: Les rivières sont les limites naturelles des pays, es findet sich aber in der ganzen Abhandlung nicht einmal die Beweisführung dieses abgeschmackten Satzes. — Auch bei Theremin ist nichts zu finden als ein unverarbeiteter Anklang an die geographischen Einflüsse auf das Staatsleben. Er nennt Spanien Frankreichs guten Nachbarn, weil es keinen andern hat, Oesterreich dagegen Frankreichs Rivalen. S'il n'existait rien au-delà de l'Autriche que des déserts ou la mer, elle seroit notre meilleure voisine et n'auroit point d'intérêts opposés aux notres; cette idée peut-être poussée beaucoup plus loin et l'on verroit que les puissances ne sont guères dans leurs relations politiques que ce que les a faites leur situation géographique. — Athenas will die Existenz der natürlichen Gränzen durch die Geschichte beweisen; bei der Erwähnung der Schweiz spricht er den Gedanken aus, daß Gebirge natürliche Gränzen seien. — Roux bespricht die Frage hauptsächlich vom militärischen und rein politischen Standpunkte, allerdings nicht ohne Geist. „Ce n'est pas qu'un grand fleuve me paroisse suffire à la defense d'un état et qu'il ne faille encore asseoir sur ses bords quelques camps retranchés qui, si le passage a été forcé présentent encore un obstacle à l'ennemi, le menacent d'intercepter ses convois en cas qu'il voulût pénétrer dans le coeur du pays, servant de point de ralliement dans une defaite, et donnant le temps de lever des nouvelles armées en occupant ses forces; mais une barrière naturelle dispense du moins d'avoir des places aussi nombreuses, diminue les dépenses de l'état qu'elle protège et laisse d'ailleurs moins de sujets de contestations sur les limites: avantage précieux et que nous ne pouvons pas révoquer en doute." Lembert ist der Ansicht, daß die natürlichen Gränzen für freie Völker von der gleichen Bedeutung seien, wie die Gestade des Meeres für seine Gewässer: ils ne peuvent ni s'en éloigner, ni les dépasser. — Dubignon glaubt, die natürlichen Gränzen erzeugen Friedensliebe, zerstören die Keime der meisten Kriege; für Frankreich insbesondere sei das linke Rheinufer die Stärkung gegen Coalitionen, eine Kräftigung seiner Waffengewalt, eine Wiederherstellung seiner Finanzen (sic!).

Die besten der 56 Concurrenzschriften sind zusammengefaßt von George Guill. Böhmer, ex-députe à la convention nationale Rheno-Germanique, unter dem gemeinsamen Titel: La rive gauche du Rhin, limite de la république française. Paris, an IV d. l. R. Außer den bereits genannten Autoren finden sich hier noch vertreten: Tainturier, jardinier de Wissoux (anonyme), Gabolle, Siloy, Derché, Desplanques. Doch gab es damals auch Pariser Blätter, welche die Ausdehnung der französischen Gränze bis an den Rhein als eine gefährliche und widersinnige Politik bezeichneten; in einer Schrift über die obige Preisfrage, in deutschem Sinne gearbeitet (übersetzt 1795), wird die französische Republik auf das Vauban'sche Festungssystem mit seinen vierfachen Vertheidigungslinien als die beste natürliche Gränze hingewiesen.

Außerdem ist aus der Literatur jener Tage hervorzuheben: Hoffmann Sur les nouvelles limites de la Rép. Franç. Paris, an III. Observations sur cette question. Paris, an IV. d. l. R *)

Der Convent war gelehrig und faßte auf Grund dieser Preisarbeiten seinen Beschluß, die eroberten Provinzen nicht herauszugeben, sondern einzuverleiben. Napoleon Bonaparte führte den Beschluß aus; der Congreß von Rastatt sanctionirte die Theorie zum erstenmale.

Aber durch alle 56 Bearbeitungen der Preisfrage war das eigentliche Verständniß, das wirkliche Prinzip, nicht gefunden worden. Es bedurfte eines Napoleon, um demselben näher zu kommen, und so geschah es; der tiefe Geist Napoleons konnte die Frage unmöglich so oberflächlich auffassen, als es im National-Convent geschehen war; er sah im Strome keine Gränze, sondern im Stromgebiete; in der Gebirgskette keine Scheidewand, sondern im Gebirgssystem. Daher lautete die Theorie vom Rhein bei Napoleon: Das Rheinland bis zum Schwarzwalde, die Rheinmündungen mit den Alluvionen der französischen Flüsse, also bis zum Elbgebiete. Die tiefe Auffassung des Prinzips kam hier überein mit einer eminent praktischen Behandlung. Auf dieser Basis wurde mit den Deutschen verhandelt; die deutschen Flugschriften der damaligen Zeit stimmen vollständig mit dem Napoleonischen Prinzip überein,**) nur der Unterschied bestand, daß jeder der streitenden Theile das Rheingebiet für sich in Anspruch nahm. Arndt nennt den Rhein „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Gränze", und „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", sangen ihm begeistert die deutschen Patrioten nach. Dabei unterstützten die Deutschen ihre Beweisführung für die natürlichen Gränzen mit dem Rechte der Geschichte, Napoleon mit dem Rechte des Stärkeren, und als das Blatt sich gewendet und der Friede in Paris diktirt wurde, da war es Rußland, welches die Festsetzung der Gränze nach deutscher Ansicht verhinderte. Recht anschaulich hat dieses Faktum in neuster Zeit Lavallée den Franzosen zur Beherzigung dargelegt. Er gibt im Anhange zu seiner Schrift: „Les frontières de la France" (1864)***) die Kopie jener Karte, auf welcher die Gränze Frankreichs nach den Wünschen der Alliirten im October 1815 gezogen war und welche der Kaiser von Rußland dem Herzog von Richelieu gab mit den Worten: „Monsieur le Duc, voilà la France telle que mes alliés veulent la faire; il n'y manque que ma signature; je vous promets qu'elle y manquera toujours."

*) Schon damals bemerkte ein Deutscher (Traitteur) in einem Schriftchen: Heteroklitische Ideen über die natürliche Begränzung der europäischen Staaten (1796), daß es bei Begränzung eines Staates immer nur um die Beförderung des höchsten Wohlstandes desselben, nicht um dessen ihn außerordentlich befestigende Sicherheit zu thun sei; dieß sei blos ein Mittel, jenen Hauptzweck zu erreichen.

**) Aus der Literatur jener Periode heben wir neben E. M. Arndt's Schrift: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Gränze" als bemerkenswerth hervor: „Welches ist die echte und natürliche Gränze zwischen Deutschland und Frankreich?" Eine militärische Betrachtung 1813 u. 1814. s. l. Hier wird Frankreich auf die Vogesen und Ardennen hingewiesen.

***) Gegen sie, insbesondere in ihren historischen Ausführungen, richtet sich die Schrift von Hilgers: „Karl der Große und die natürlichen Gränzen Frankreichs", Saarlouis, 1866.

Dann schlummerte die Frage. 1840 zwar bekam Thiers wieder eine kleine Anwandlung nach den verbotenen Früchten jenseits des Rheines, aber dabei blieb es. Das Jahr 1848 ließ merkwürdiger Weise diese revolutionäre Theorie gar nicht vernehmen. Aber das neue Staatsstreich-Regime in Frankreich war kaum etablirt, als die „Idées Napoléoniennes" auch bereits wieder zu wirken begannen. Ein Herr de Masson war der Herold: „Die schöne Ebene zwischen Basel und Mainz, zwischen dem Wasgau und dem Schwarzwalde, die der Rhein in ihrer ganzen Länge durchläuft, ist ein natürlicher Landstrich, dessen Pulsader der Strom bildet und an dessen Gestaden er die Bevölkerung mehr vereinigt als trennt. Auf diesem Punkte hatte die Natur den Wasgau oder den Schwarzwald zur Gränze Frankreichs bestimmt." Diese scheinbar objective Betrachtung, welche für Frankreich sogar die Möglichkeit einer Einengung bis an die Vogesen zugibt, ist rührend. Die Schrift des Herrn de Masson: „Les frontières de la France" (1853), zugleich der Vorbote des Krimkrieges, fand eine entschiedene Opposition in Deutschland; gegen sie kehrt sich hauptsächlich der Verfasser von „Frankreich vor dem Richterstuhle Europas oder die Frage von den Grenzen." (Trier, 1860).

Ein praktischer Erfolg wurde damals mit den Sirenentönen nicht erzielt; aber der Boden war vorbereitet, die Saat war gelegt, um im Jahre 1859 geärndtet zu werden; die Lösung der savoyischen Frage, welche der wissenschaftlichen Erkenntniß, daß die Alpenabhänge zu der geographischen Einheit eines Gebirgssystems gehören, eine so glänzende Anerkennung verschaffte, bildete bis jetzt den Schlußpunkt der praktischen Uebertragung einer Theorie, welche bei einer solchen, jeder wissenschaftlichen Erfassung Hohn sprechenden Anwendung nicht ohne gerechten Grund in Mißkredit gerathen ist. Dr. von Inama-Sternegg.

Belgien.

Lieder-Preiskampf von Dendermonde.

Wir haben in diesen Blättern schon vielfach von den Kämpfen berichtet, die im alten, ehrwürdigen Flandern, im heutigen Belgien, die alte ehrwürdige Volkssprache zu bestehen hat, und zwar nicht bloß mit den wallonischen Landeskindern, sondern auch mit einem Theile der eigenen Stammesgenossen der höheren Stände, welche in früher Jugend schon durch eine verkehrte Erziehung gewöhnt werden, die angeborene germanische Landessprache zu verachten und die darauf in Schulen, Universitäten und Akademieen das Französische allein als die Sprache der Wissenschaft und der Bildung herrschend finden, während für die moderne Gesellschaft, die Regierung und den Königshof des Landes die Sprache der Mehrheit des belgischen Volkes gar nicht existirt. Wir haben von den Bestrebungen edler, des Wortes und des Sanges kundiger Männer berichtet, die, dieses unnatürlichen Zustandes sich schämend und von der nur zu begründeten Ueberzeugung durchdrungen, daß ein solcher Zustand endlich zur Denationalisirung des Landes und zur Auflösung Belgiens führen müsse, seit einem Vierteljahrhundert bemüht sind, zu retten, was noch zu retten ist, d. h. im eigentlichen Volke, im Schoße des Handwerkerstandes, der Arbeiter und der Landleute germanische Landessitte und Sprache zu erhalten. Sie bedienen sich dazu des mächtigen Hebels der Gemüther: der Poesie des Liedes, und sie haben damit bereits Vieles erreicht, was den Wünschen der wackeren Vaterlandsfreunde entspricht. An zahlreichen Orten des alten Flandern haben sich, nach dem Vorgange des stammverwandten Deutschlands, Gesangvereine, Liedertafeln, Männerchöre, Singakademieen gebildet, welche Musikfeste und Lieder-Preiskämpfe (Liederen-prijskampen) veranstalten, und dieser Einrichtung hat die poetische und musikalische Literatur des Landes schon manche werthvolle Bereicherung, der vaterländische Sinn schon manche nachhaltige, erhebende Stimmung zu verdanken.

Einer der tüchtigsten Vereine dieser Art ist der „Nederduitsche Bond van Dendermonde". In dieser Stadt, deren vlamische Presse sich ebenfalls durch weises Verständniß dessen, was dem Lande vorzugsweise noththut, auszeichnet, wurde im vorigen Jahre ein großer „Lieder-Preiskampf" veranstaltet, an welchem nicht bloß aus Belgien, sondern auch aus Nordniederland zahlreiche Dichter sich betheiligten. Einer der Preisrichter dieses Liederkampfes, Herr Emanuel Hiel, hat soeben mit einem vortrefflichen, ebenso patriotischen als poetischen Vorworte das reiche Ergebniß dieses Ringens um den Preis der Poesie und des Liedes veröffentlicht.[1])

Es waren drei Preise ausgeschrieben worden: 1) für ein Arbeiterlied; 2) für ein Friedenslied und 3) für ein Vaterlandslied. In jeder der drei Gattungen bietet uns die vorliegende Sammlung mannigfache Versuche — zusammen 58 Nummern — unter denen sich einige durch Gedankenschwung und Formgewandtheit ausgezeichnete Dichtungen befinden. Den Preis erhielten van Hall in Utrecht für ein Arbeiter- (Handwerker-) Lied, Emil Moyson in Gent für ein Friedenslied, und Dr. Wap im Haag, sowie O. Périer in Dendermonde für zwei Vaterlandslieder. Wir würden unter den Arbeiterliedern dem folgenden (Nr. 11) den Vorzug geben:

Wat is de vroege[2]) morgen schoon![3])
Hij lokt tot lust en leven;
Hoe[4]) vrolijk klinkt der voglen toon,
Hoe lachend veld en dreven![5])
De morgen noodt[6]) met zoet gefluit[7])
Tot leven en tot werken uit.
Ja, werken is leven, want[8]) werken geeft kracht[9])
Gelukkig, die vrolijk zijn plichten betracht!

'K Benij[10]) ze niet die rijker zijn,
Ik heb wat ik begeere,
Lesch ik mijn dorst ook niet met wijn,
Ik eet mijn brood met eere;
Dat brood is 't loon van eigen vlijt:[11])
Het voedt[12]) altoos[13]) en smaakt[14]) altijd.
Ja, werken is leven etc.

En als ik's avonds, moede en mat
Van dagwerk, huiswaarts keere,
Dan wacht mijn vrouw mij op — een schat[15])
Die 'k nooit[16]) genoeg waardeere;[17])
Zij kust mij 't zweet[18]) van 't voorhoofd af —
Geen goud[19]), waarvoor 'k die weelde[20]) gaf!
Ja, werken is leven etc.

. . . .
. . . .

---

1) Nederduitsche Bond van Dendermonde. Liederen-prijskamp van 1867. Keus van Liederen met een voorwoord door Emanuel Hiel. Dendermonde, Snelpersdruk E. Ducaju Zoon, 1868.

2) frühe. 3) schön. 4) Wie. 5) Baumgänge. 6) noodt uit, ladet ein. 7) mit süßem Geflüster (Flöten). 8) denn. 9) Kraft. 10) ich beneide. 11) Fleiß. 12) nährt. 13) stets. 14) schmeckt. 15) Schatz. 16) nie. 17) hochschätze. 18) Schweiß. 19) Gold. 20) diesen Hochgenuß.

Neen, rijkdom is in geld noch goed,
Noch hoogen stand gelegen;
Wie[1] zich beroemt op adlijk bloed,
Heeft luttel[2] noch verkregen;
Mijn arbeid is mijn adelbrief,
Die schat ik hoog, die heb ik lief!
Ja, werken is leven, want werken geeft kracht,
Gelukkig, die vrolijk zijn plichten betracht!

Unter den Sängern des Völkerfriedens ruft Einer den Nachbarn Belgiens zu:

O volken, laaten wij de handen
Eendrachtig in elkander slaan!
Verheft ze hoog in alle landen
De vlekkelooze broedervaan!
Schrijft in haar midden **Orde en Vrede**![3]
Vereent den waren Christenzin
Met onvervalschte vrijheidsmin,[4]
Gesteunt[5] door wet[6] en recht en rede.[7]
En dat alom[8] de leus[9] der volksverbroedring zij:
Vooruit![10] vreedzam vooruit, trots elke dwinglandij.[11]

Nicht minder stolz, patriotisch und freiheitliebend klingen sämmtliche Vaterlandslieder dieser Sammlung. Folgendes ist eine Probe daraus:

De Franschman wil ons slikken,[12]
Hij loert[13] op Belgenland;
De arend[14] richt zijn' blikken
Naar Maas- en Scheldekant.
Men denkt ons te verleiden
Door wapenroem en praal,[15]
Maar diep zijn wij gescheiden
Door zeden[16] en door taal.[17]
'K zal Belg en Vlaming blijven,
Zoolang ik strijden kan;
En moest men ons inlijven[18]
Dan wordt ik rifleman.

De fransche grens verwijden[19]
Van de Alpen tot den Rhijn,
Was 't droombeeld aller tijden,
Steeds woû[20] men machtig zijn.
Louis quatorze, wiens[21] degen
Hiertoe beschikbaar stond,
Stiet macht- en troostloos tegen
Het drijvoudig verbond.[22]
'K zal Belg en Vlaming blijven,
Zoolang ik strijden kan, etc.

Geen Franschman, geene Pruissen!
Bismarck en Bonapart,
Komt toch geen' Belgen kruissen,[23]
Ge hebt volk genoeg getart.[24]
Gij noemt ons domme knappen,[25]
Wij laten hun 't verstand;
Maar liever zijn wij apen,
Dan vorsten[26] in hun land.

1) Wer. 2) wenig.

3) Ordnung und Frieden. 4) Freiheitsliebe. 5) Gestützt. 6) Gesetz. 7) Vernunft. 8) überall. 9) Losungswort. 10) Vorwärts. 11) trotz jeder Tyrannei.

12) schlucken. 13) lauert. 14) Adler. 15) Glorie (Gloire). 16) Sitten. 17) Sprache. 18) Und wollte man uns annectiren. 19) erweitern. 20) wollte. 21) dessen. 22) Tripelallianz. 23) kreuzigen, oder auch den Weg durchkreuzen. 24) herausgefordert. 25) Ihr nennt uns dumme Kerle. 26) Fürsten.

'K zal Belg en Vlaming blijven,
Zoolang ik strijden kan;
En moest men ons inlijven,
Dan wordt ik rifleman![27]

Wir freuen uns dieses regen, belgischen Volksgefühls, und wenn es uns auch ganz unbegreiflich ist, wie man dort Bismarck und Bonaparte, Preußen, das sogar Deutsch-Luxemburg nicht zum Norddeutschen Bunde annectirt hat, und den Franschman, der gern ganz Belgien annectiren möchte, neben einander stellen kann, ist uns doch diese ungerechte vlamische Verdächtigung Deutschlands immerhin noch lieber, als das stillschweigende, wallonische Schönthun mit dem begehrlichen Frankreich.

Joseph Lehmann.

Italien.

Sicilianische Frauenerziehung.

Die Revue des deux mondes vom 15. August dieses Jahres enthält einen bemerkenswerthen Aufsatz von Marc Monnier „l'Italie à l'oeuvre“, worin der Eifer geschildert ist, womit die Italiäner seit 1860 nicht nur nach Einheit und Freiheit, sondern nach Civilisation streben. U. A. berührt der Autor das Schulwesen, das bekanntlich in den südlichen Provinzen dergestalt im Argen lag, daß die intellektuellen Reformatoren einer wahrhaft heroischen Energie bedurften, um die eingewurzelte, stupide Mönchspädagogik auszurotten, geprüfte Lehrer an die Stelle unwissender Priester zu setzen und geizige Aeltern zu überzeugen, wie nothwendig ihren Kindern ein regelmäßiger Schulbesuch. Aber so unermüdlich auf die Verbesserung der Bildung aller Stände hingearbeitet ward, so gingen dennoch die Fortschritte äußerst langsam. Während die Universitäten des neuen Italiens sofort einen großartigen Aufschwung nahmen, gelang es kaum den höchsten Anstrengungen, die öffentlichen Schulen von Grund aus umzugestalten. Leider ist es die vollste Wahrheit, wenn Herr Monnier sagt: „Es bleibt in dieser Hinsicht noch viel zu thun übrig.“

Gilt jenes Wort theilweise für die Erziehungs-Institute der Knaben, — geschah es doch kürzlich in Florenz, daß in der Erholungsstunde, während welcher der sorglose Lehrer sich entfernt hatte, ein Knabe von seinen Mitschülern grausam geschlagen wurde und in Folge dessen starb —, so insbesondere für Mädchen-Pensionate und Töchterschulen. Professor Villari, ein florentinischer Gelehrter, entwirft so eben ein Schema, das allen Lehrerinnen zum Vorbilde einer musterhaften Anstalt dienen soll.

Was aber würde Marc Monnier für einen Entrüstungs-Schrei ausgestoßen haben, wäre er in seiner Besichtigung bis Sicilien vorgedrungen, hätte er er einen Blick in die collegi di Maria zu Palermo gethan.

Glücklicher Weise beginnen bereits liberale Blätter, jene Erziehungsfrevel, (anders kann man nicht sagen) die hinter den dumpfen Mauern getrieben werden, mehr und mehr zu entschleiern. Mir selber ward zu intimen Beobachtungen Gelegenheit; es sei mir vergönnt, ein Weniges davon mitzutheilen.

Seit ich mit sicilianischen Familien in nähere Berührung trat, — nunmehr seit einer Reihe von Jahren — war es mir aufgefallen,

27) Landsturm-Schütze (nach englischer Weise).

wie empfänglich und klug die kleinen Mädchen; bezauberndere Kinder lassen sich nicht denken; Alles an ihnen ist Leben, Anmuth, Wißbegier; den höflichsten Manieren gesellt sich der reizendste Uebermuth, — genug, beim Anblick und Geplauder solch einer vier- oder sechsjährigen Amorette lacht Einem das Herz im Leibe. Den wunderlichsten Gegensatz dieser allerliebsten Wesen bilden die älteren Mädchen, vollends diejenigen, deren Erziehung als „vollendet" bezeichnet wird, und leider auch die meisten Frauen aller Stände. Während der sicilianische Mann den Italiäner an Geist, Witz, Talent, Charakterstärke nicht selten überflügelt, stehen die Damen des frucht- und blumenreichen Eilandes noch auf einer so niedrigen Stufe wie eben nur die Frauen des Orients. Von bildender Lectüre ist bei ihnen keine Rede, höchstens blättern sie im Modejournal; den unbedeutendsten Briefwechsel zu führen, wäre keine Einzige im Stande.

Seit ich über die Marien-Schulen unterrichtet bin, erkläre ich mir diese geistige Verkümmerung ohne Mühe.

Beim Eintritt in eins jener Mädchencollegia glaubt man sich in die dunkelsten Zeiten des Mittelalters versetzt. Die Devise der Vorsteherinnen scheint das Wort des Schiller'schen Groß-Inquisitors „die Verwesung lieber, als die Freiheit". Solch ein weibliches Collegium ist nämlich der Zufluchtsort der Nonnen, die, seit Aufhebung der Klöster, durch das italiänische Parlament dem Familienleben wiedergewonnen sind. Statt sich nun den eigenen Anverwandten nützlich zu machen, reißen diese abgesetzten Himmelsbräute das Lehrerinnen-Amt an sich, um padrone zu sein, um gebieten zu können; zu einer untergeordneten Rolle entschließen sie sich so wenig, wie zu einfacher Hausmannskost, diese verwöhnten Damen; es wäre zwar das Logischste, da sie das Gelübde der Armuth und der Demuth ablegten.....

Was wissen nun diese alten oder jungen Nonnen? von positiven Kenntnissen einige Brocken. Von Moral, Menschenrecht und Sittenlehre keine Spur. Während ihres Klosterlebens waren sie die Opfer ihrer Beichtväter, welche ihnen die Maximen des katholischen Dogmas einschärften, d. h. Lehren, die Geist und Körper tödten. Folglich werden die Kinder, statt zu hilfreichen, nachsichtigen Christinnen, tüchtigen Hausfrauen und gebildeten Müttern, zu vorurtheilsvollen Geschöpfen erzogen, im abgeschmacktesten Aberglauben, in der stumpfsinnigsten Bigotterie bestärkt. Mit einem Wort: die Abtödtung aller geistigen Regsamkeit ist das Werk jener Lehrmeisterinnen.

Werfen wir einen Blick in die Klassen, worin tausend und etliche Mädchen aus dem Mittelstande und den höheren Kreisen der Gesellschaft verdummen: „Der dumpfe Modergeruch, der den Klöstern eigenthümlich ist, verbreitet auch hier jene beklemmende Atmosphäre, die abspannend auf die Nerven wirkt, Herzklopfen und Schwindel erregt. An den Wänden hängt das Portrait des Papstes und seines „treuen Beschützers" Napoleon III. Von Victor Emanuel, den der heilige Vater mit dem Bannfluch belegte, ist niemals die Rede. Garibaldi gilt als Antichrist. Ferner erblicken wir in jenen kerkerartigen Räumen mißglückte Nachahmungen der byzantinischen Gemälde, vertrocknete Madonnen mit schwarzen Gesichtern auf Goldgrund. Am Geschmacklosesten sind die verblichenen Wachspuppen in fahlen Flitterkleidern, Engel und Heilige darstellend, die unter Glasglocken in den Empfangs- und Prüfungssälen aufgestellt sind; auch an bluttriefenden Märtyrern fehlt es nicht unter dieser Abart von Bildnerei; jedes Kind muß entschiedenes Grauen davor empfinden, wie jeder Erwachsene entschiedenen Ekel.

So weit die äußere Ausstattung.

Was nun den Unterricht anbetrifft, so ist es charakteristisch für ihn, daß z. B. aus der Geographie das Königreich Italien verbannt ist ohne Gnade und Barmherzigkeit. Ueberhaupt ist der Name Italia eine Lästerung, und die Freiheit un orrido mostro (ein scheußliches Ungeheuer). Ebensowenig erfahren die Kinder von den großen Nationalpoeten ihres Vaterlandes; — auswendig gelernt werden nur Legenden der Heiligen, von obscuren Dichtern verfaßt.

Weder Gymnastik, noch Tanzstunde, noch irgend eine gesunde Leibesübung ist erlaubt, ebenso ist baden verpönt; genug Alles, außer beten, ist Sünde; sogar ist es streng verboten, zu Hause die Mutter zu küssen. Alle drei Monate wechselt man die Hilfslehrerinnen, damit sich das Verhältniß zwischen ihnen und den Kindern nicht etwa zu vertraulich gestalte. Kalte Förmlichkeit, statt herzlicher Zuneigung ist vorgeschrieben. Die Prämien bestehen in grellfarbigen Stammbuchblättern von ausgeschlagenem Papier eingefaßt: rosenbekränzte Schäfchen mit Fahnen zwischen den Vorderpfoten oder Madonnen mit brennenden Herzen in Händen.

Statt einen Garten rings um das Gebäude anzulegen, begnügen sich die sogenannten Bräute Christi mit einem hochummauerten Klosterhof, der mit Steinfließen gepflastert ist und einige Topfgewächse enthält: eine wahre Ironie auf die paradiesische Natur der gesegneten sicilischen Nordküste! Palermo liegt dem fruchtbaren Thale der goldenen Muschel (conca d'oro) im Schoße wie eine „Braut im Grünen". Und die armen Kinder werden von aller Schönheit abgesperrt! Nicht die schimmernden Wogen des Golfs, nicht den blauduftigen Höhenzug, welcher das Thal umgiebt, nicht die meilenweiten Orangenwälder sollen ihre Herzen mit frohem Entzücken erfüllen, — der Anblick der „süßen, heiligen Natur" könnte ja die Zöglinge zu mächtig auf diese Welt der Versuchung hinleiten! — Der einzige Spaziergang des Sonntags führt in die Messe, wo die Orgel so hübsche Opernmusik spielt, wie das Trinklied aus der Traviata und „Figaro là, Figaro quà" aus Rossini's „göttlichem" Barbier. (Dieses vernahm ich mit eignen Ohren und zwar im feierlichsten Momente des Hochamtes, indem der Priester die Monstranz mit beiden Händen emporhielt). —

Seit Kurzem wurde eine neue Mädchenschule in Palermo begründet, das Königl. Institut Margherita, dirigirt von Fräulein Clotilde Giordano; Letztere stellt es sich zur Aufgabe, das Gegentheil dessen, was die Maria-Schwestern erzielen, in's Leben zu rufen: geistig und körperlich gesunde Kinder zu erziehen, ihren Schutzbefohlenen eine heitere, mütterliche Freundin zu sein, den Ansprüchen des Zeitgeistes nach besten Kräften zu genügen. Noch ist ihr Häuflein klein, noch fehlen ihr die Mittel, Alles nach ihrem Ideal herzustellen; aber man prophezeit dem Unternehmen der unverdrossenen, muthigen Dame das beste Resultat für die Zukunft. Aufgeklärte Aeltern, denen eine freie Entwickelung des Individuums kein Gräuel ist, vertrauen ihre Töchter voller Freude dem neuen Institute; einflußreiche Damen der Aristokratie, die Herzogin della Verdura, die Fürstin Torremuzza u. s. w. steuern aus allen Kräften dazu bei, das dankenswerthe Unternehmen zur Geltung zu bringen.

Günther v. Freiberg.

Schweiz.

Das alte und das neue Genf.

„Genf und die Ufer des Léman"*) ist der Titel einer neuen Schrift, welche diese in so vieler Hinsicht anziehenden Gegenden hauptsächlich vom historischen Standpunkte aus schildert. Die Geschichte Genfs ist sehr lehrreich; mehr als einmal im Laufe der Zeiten hat es Gelegenheit gehabt, wie jene kleinen Republiken des Alterthums, die Größe seiner Unabhängigkeitsliebe und seines Heldensinnes zu beweisen. Mit sichtlicher Vorliebe weilt der Verf. der schätzenswerthen Monographie bei der Erzählung dieser Begebenheiten; das gegenwärtige Geschlecht soll dadurch ermuntert werden zum Ausharren, zu zähem Festhalten an den so schwer errungenen Freiheiten, gegen alle Annectionsgelüste der „großen und mächtigen Nachbaren", die den kleinen Freistaat umgeben und nicht aufgehört haben, begehrliche Blicke auf denselben zu werfen, und wird es lange noch bloß bei den Blicken bleiben? Unausgesprochen liest man diese Furcht zwischen den Zeilen, wie man sie in Genf selber mitempfindet, auch ohne daß sie ausgesprochen wird. Die Herzöge von Savoyen waren es, die im Mittelalter immer und immer wieder versuchten, sich diese Perle anzueignen, sei es durch List oder durch Gewalt; nun gehört Savoyen zu Frankreich — ist die Nachbarschaft darum weniger gefährlich? So werden denn die Züge echt spartanischer Abhärtung und Vaterlandsliebe, wie sie sich z. B. bei der berühmten Eskalade im J. 1602 zeigten (die der Verf. in Kap. VI erzählt), von dem jetzigen Genfer Geschlecht gewiß nicht ohne Nutzen gelesen werden; aber auch für Andere liegt eine hohe Befriedigung darin, zu sehen, wie ein Häuflein entschlossener thatkräftiger und einiger Männer im Stande ist, die Freiheit und ihre edelsten Besitzthümer gegen übermächtige Söldnerschaaren zu vertheidigen; ja, in jedem Menschenherzen, das nicht zu sehr von Parteiinteressen erfüllt ist, findet wohl der Siegesjubel nach solchem Kampfe den lebhaftesten Wiederhall.

Einige Kapitel dieses Buches dürften sich auch trefflich dazu eignen, in deutschen Volksschriften Aufnahme zu finden, und wir wollen solche Männer, die sich die Aufgabe gestellt haben, das Volk mit gesunder und kräftiger Geistesnahrung zu versehen, hiermit auf das Buch aufmerksam machen.

Ebenso hohe Bedeutung, wie auf politischem Gebiete, hat Genf in früheren Zeiten auf religiösem gehabt. Calvin's Aufenthalt daselbst und die Rolle, die er in den Kämpfen des Reformations-Zeitalters spielte, verschafften der Stadt den Namen des „protestantischen Rom". Der Charakter der Genfer ist eine eigenthümliche Mischung germanischer und romanischer Elemente; wie in der umgebenden Natur scheinen auch in ihm Nord und Süd eine höchst fruchtbare Verbindung eingegangen zu sein; in jener Zeit aber, von der wir reden, trat die eigentlich schweizerische Seite dieses Charakters über Gebühr in den Vordergrund. In bewußter Opposition gegen die ringsum wohnende katholische savoyische Bevölkerung und ihre weicheren Neigungen wurde der Protestantismus Calvin's hier in einer Schärfe und Strenge durchgeführt, wie sonst nirgends. Sein Rigorismus und der seiner Anhänger ging so weit, Alles, was dem Leben Schmuck und Reiz verleiht, also auch alle Künste, aus demselben zu verbannen. Eine solche Ertödtung des Fleisches mußte einem Völkchen besonders schwer fallen, in dem unleugbar große Anlagen zur Kunst vorhanden sind. Namen, wie die der Maler und Zeichner Liotard, Jean Huber, Lugardon, Diday und Calame haben sich auch im Auslande eines guten Klanges zu erfreuen, und für die Skulptur sind Pradier und Chaponnière ebenso würdige Vertreter.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts erst gelang es Genf, das zu strenge Geistesjoch abzuschütteln. „Es war Zeit", so sagt der Verfasser, „denn die Reformation war in's Stagniren gerathen. Unter den Händen spitzfindiger, enger, formalistischer Theologen war die Lehre Calvin's, die an sich schon recht hart war, zu einer unfruchtbaren Scholastik entartet, zu einer Art Prokrustesbett gemacht, die Geister zu verstümmeln. Die englische Revolution von 1688 brach den Zauber. Das Volk von Genf feierte sie wie eine Befreiung. Von diesem Augenblicke an erwacht wieder der öffentliche Geist, Genf erblüht auf's neue; die Wissenschaften, Industrie, Handel nehmen einen neuen Aufschwung. Der protestantische Geist entzündet sich durch die Verfolgung, und es vollzieht sich gleichsam eine Reform in der Reformation. Der Widerruf des Edikts von Nantes, der für Frankreich so verderblich war, zeigte sich im höchsten Grade nützlich für Genf. Mehrere Tausend geflüchtete Franzosen schlugen dort ihre Wohnsitze auf, sie gehörten zur gewerbtreibenden Klasse; sie brachten vervollkommnete mechanische Verfahren aller Art mit sich, sowie ausgedehntere Handelsbeziehungen; sie erweckten den Wetteifer in den höheren Industriezweigen, der Uhrmacherei, der Goldschmiedekunst und der Kunst des Stechens. Gebildet in der Schule Saumurs und durch die Literatur, brachten sie einen Geist der Forschung mit, einen kritischen Sinn, der sehr verschieden war von der Strenge der Reformatoren des XVI. Jahrhunderts."

Nun endet die äußere Geschichte Genfs und die innere beginnt, nämlich die politischen Kämpfe der Parteien, die noch in die Gegenwart hineinreichen, und wenn auch Voltaire sie verächtlich „einen Sturm im Glase Wasser" nannte, so liegen doch die uralt ewigen Gegensätze zwischen Aristokratie und Demokratie auch hier zu Grunde und werden darum immer die Blicke Europa's auf diesen Punkt lenken. Eigenthümlich ist die Erscheinung, daß hier die Demokratie die ältere, bewährtere Institution, die Aristokratie aber neueren Datums ist.

Auch die Lebensweise war durch die Einwanderer allmählich völlig geändert worden; nach und nach wichen die alte schweizerische Abhärtung und Frugalität für immer. Vergnügungen aller Art, Spiele, Tanz, Musik traten an die Stelle der früheren Strenge und Einfachheit. Dies war das Genf, das Voltaire vorfand, und das er für den geeigneten Boden hielt, um daselbst den Samen der Frivolität auszustreuen. Zunächst gründete er zum Aerger aller Frommen ein Theater. „Man geht massenhaft in's Theater", schreibt er triumphirend, „die Stadt Calvin's wird die Stadt des Vergnügens und der Toleranz. Ich verderbe die Jugend der pedantischen Stadt, ich schaffe Vergnügungen, die Prediger werden wüthend, ich zertrete sie (je les écrase)." — Aber trotz dieses Triumphes hat der Same nie recht aufgehen wollen, und das Theater hat weder damals noch bis zur Stunde im Volke rechte Wurzel gefaßt. Es liegt eben ein zähes Festhalten am Hergebrachten zu tief in der Natur des Genfers; der Calvinismus steckte ihm doch noch zu sehr im Blute, auch lag in dem ironischen und leichtfertigen Tone Voltaire's etwas, das den ernsthaften Genfer verletzte; der Mann nach seinem Herzen war vielmehr Rousseau.

Jean-Jaques Rousseau hat das eigenthümliche Schicksal ge-

*) Genève et les rives du Léman, par Rodolphe Rey. Paris, librairie internationale. Genève et Bâle, M. H. Georg, 1868.

habt, daß in seiner eigenen Vaterstadt seine Werke von Henkershand verbrannt wurden und dieselbe Stadt ihm später ein ehernes Denkmal setzen ließ. Wenn man jetzt mit unbefangenem Blick an jene beiden Werke geht, den Emile und den Contrat social, so begreift man das Verbrennen ebenso wenig als das Denkmal. Es würde zu weit führen, hier näher darauf einzugehen, ist doch bereits über Rousseau mindestens ebenso viel geschrieben worden als von ihm selber; und vielleicht bessere, jedenfalls gesundere Gedanken sind dabei zu Tage gefördert worden, als die, welche ihn unsterblich gemacht haben. Dennoch wird seine Erscheinung schon dadurch für alle Zeiten bedeutend und fruchtbar bleiben, daß er anregend zu eigenem Prüfen und Denken wie fast kein Anderer gewirkt hat. Indem man die Absurditäten, die so häufig in seine wahren Bemerkungen gemischt sind, bekämpfte, würdigte man erst die letzteren.

Für die Gestaltung der Verfassung seiner Vaterstadt ist Rousseau von unberechenbarem Einflusse, „ebenso wie der Contrat social, er sagt es selbst, nichts weiter ist, als die Genfer Verfassung in ein System gebracht."

„Nach Rousseau besteht die Freiheit wesentlich in dem Rechte der Gesetzgebung, das vom ganzen Volke ausgeübt wird; in seinen Augen strebt der Wille der Bürger nothwendig zur Freiheit hin, der der Behörden ebenso nothwendig zur Herrschaft: eine unausgesetzte Bewachung des Verfahrens der Obrigkeit ist die erste Bedingung der Freiheit. Dieser „beständige Verdacht", zur Theorie erhoben, hat die unberechenbarsten Folgen gehabt."

„Die Parteikämpfe, die in Folge von Rousseau's Auftreten sich in dem kleinen Staate entwickelten, wurden so heftig, daß sie dem Hofe von Versailles den willkommenen Vorwand boten, „vermittelnd" einzuschreiten. Die Bürger, wohl wissend, welches das Resultat eines solchen Einschreitens sein würde, hatten Besonnenheit genug, der äußeren Gefahr gegenüber allen Parteihader zu vergessen; ihre feste Haltung erregte die Bewunderung Europas und der französische Hof mußte für diesmal noch seine freiheitsmörderischen (liberticides) Plane fahren lassen.

„Der Strom der französischen Revolution machte Genf zu einem Opfer von Leidenschaften, die es nicht theilte. In Folge der Invasion Savoyens durch Montesquiou verlangte der Convent den Rückzug der schweizerischen Truppen; dieser Abzug zerschnitt den Faden, der Genf an die schweizerische Heimat kettete. Die Jakobiner überschwemmten uns mit ihren Emissären; der französische Resident fachte die Flamme an und die Revolution gerieth in die Hände einer namenlosen Menge, wahrer Theater-Helden. In einer Stadt, wo die Freiheit bereits fünf Jahrhunderte lang geherrscht hatte, nennen sich plötzlich die Patrioten Sansculottes und Marseillais, wiederholen sie die Deklamationen der Pariser Clubs, setzen die rothe Mütze auf und pflanzen den Freiheitsbaum; dann werfen sie die Blüte der Bürger in die Gefängnisse und errichten ein Bluttribunal. In achtzehn Tagen fällt dieses sogenannte Tribunal fünfhundert und acht Urtheilssprüche, von denen zweiunddreißig Todesurtheile waren; elf davon wurden vollstreckt. Ohne den Sturz Robespierre's weiß man nicht, wo diesem Wüthen ein Ziel gesetzt worden wäre. Durch diese Excesse erschöpft, verband Genf noch seine Wunden, als die hinterlistigen Anzettelungen des Direktoriums seiner Unabhängigkeit ein Ende machten. Die französischen Agenten intriguirten lange Zeit, damit das Volk von Genf selber die Annektion verlangen möchte, aber dieses Volk ist nicht eines von denen, die sich überliefern; die Bayonnette mußten einschreiten, um die Besitzergreifung zu vollenden, die von dem energischen Willen der Bürger verworfen worden war."

Von dem nun folgenden Zeitraum der Unfreiheit, 1799 bis 1815, sagt der Verf. so wenig als möglich, als ob die bloße Erinnerung daran noch jetzt Schmerz und Beschämung hervorrufen müsse. Durch die Wiener Verträge wurde Genf seine jetzige Gestalt, die eines schweizerischen Kantons mit eigener republikanischer Verfassung, gewährt.

Der Verf. meint, man habe beobachtet, daß gerade die kleinsten Staaten die größte Anzahl universeller Geister hervorgebracht hätten, eine Beobachtung, die an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn man sie umgekehrt auf Rußland anwendet. Sicher ist, daß die Namen berühmter Genfer eine gar stattliche Reihe bilden. Wir erinnern hier nur, außer den bereits im Vorhergehenden genannten, an Benjamin Constant, de Saussure, de Candolle, Sismondi, de la Rive und noch viele Andere, und den bekanntesten von allen: Necker, der den Genfer Charakter in größter Treue darstellt.

Noch merkwürdiger und universell bedeutungsvoller war seine Tochter, Mad. de Staël, die ihre Lebenstage in Coppet, nahe bei Genf, beschloß. Sehr schön sagt der Verf. S. 155 über diese merkwürdige Erscheinung:

„Der Grundzug ihrer Natur war eine heiße und liebevolle Seele, der nie verlöschende Herd des Enthusiasmus und der Hingebung; Mann durch ihre Kraft, Ideen zu verallgemeinern, blieb sie doch Frau durch den Schrei des Herzens, durch die Macht ihrer Empfindung und ihres Mitgefühls, durch ihr wirkliches Mitleiden, ihre Fähigkeit zur Entrüstung über Ungerechtigkeiten; so vereinigte sie die Fähigkeiten beider Geschlechter in einem bis dahin ungeahnten Maße. — Ihr Styl war wie das Athmen ihrer Gedanken."

Nur noch Ein jetzt lebender Bürger Genfs, Mr. de Pichet, war selbst Theilnehmer der Abende auf Schloß Coppet, die zeitweise die Blüte der Intelligenz Frankreichs und Deutschlands dort vereinigten. Doch mit Freude vernehmen wir, daß Genf nicht bloß auf den Rückblick in eine glänzende Vergangenheit gewiesen ist, daß in seinem Schoße Kräfte genug leben, um ihm auf dem Gebiete der Künste wie der Wissenschaften seine hervorragende Stellung zu sichern. Namen wie Joseph Hornung, Amiel, Victor Cherbuliez, Ed. Humbert und Claparède haben auch bei uns einen guten Klang; und sie alle haben „reichlich an deutschen Quellen geschöpft".

„Eine neue Aera", meint der Verf., „würde sich der Wissenschaft eröffnen, wenn die Genfer entschlossen diesen Weg beträten. Ihre Eigenschaften der Präcision, der strengen Analyse, der Methode, bezeichnen sie als Dolmetscher Deutschlands. In dieser starken Schule würden sie lernen, auf das Warum der Dinge einzugehen, den Compromissen, den Vermittelungsversuchen zu entsagen. Aber in Genf sind die wissenschaftlich vorgeschrittenen Köpfe, die muthigen Geister noch selten und vereinzelt. Viele sträuben sich noch anzuerkennen, daß die Wissenschaft vorzugsweise auf der freien Forschung beruht. . . ."

Man vergesse nicht, wie stark noch die katholische Bevölkerung in Genf ist; der Verf. erwähnt es zwar nicht, allein sicher ist von seinen 82,000 Einwohnern die Hälfte katholisch.

Wenn der Verf. als Führer durch die Stadt Genf hauptsächlich ihre historische Vergangenheit und Größe im Auge gehabt, so macht er bei der Fahrt um den See auch auf die Naturschönheiten aufmerksam, die hier in einem Reichthum und einer Fülle ausgestreut sind, wie wohl an wenigen Punkten der bewohnten Welt. Daneben vergißt er jedoch nicht, Blicke in die Vergangenheit zu werfen, und uns die Bedeutung dieser Ruine, jenes Schlosses zu erklären, die unsere Blicke auf sich ziehen.

oder uns über Art und Lebensweise der kleinen Ortschaften zu belehren, die die lachenden Ufer des Genfersees schmücken. So empfiehlt sich denn das kleine Buch als Vorbereitung für den Touristen, der jene gesegneten Gegenden aufzusuchen denkt, und fast mehr noch als bleibende und werthvolle Erinnerung für den, der sie sah und verlassen mußte. M. St.

England.

Maulwurfs Feldweisheit.*)

Ein köstliches Buch! Von dem Original sagt der Uebersetzer: „... es entbehrt der Vorrede. In der That bedurfte es derselben auch nicht, trägt es doch Vorrede und Nachrede genug in sich. Wer nur einmal ein Blatt darin umgewendet, der wird schon wissen, woran er mit dem Buche ist. Es ist leicht zu fassen und hinterdrein fällt es doch schwer in's Gewicht. Auf seiner glatten Oberfläche treibt man behaglich weiter und doch versenkt sich der Blick immer wieder in ungeahnte krystallhelle Tiefen... es ist ein Werk der allerneuesten Tage für Deutschland, denn an uns treten jetzt die Zeiten heran, welche England durchmachte zur Zeit der Aufhebung der Kornzölle. Alle die volks- und landwirthschaftlichen Fragen, welche sich dort an jenes Ereigniß knüpften, die wie vom Himmel gefallene Konkurrenz des Auslandes mit dem einheimischen Kornbau, das plötzliche Sinken der Getraidepreise sind bei uns gerade jetzt im Begriff, ähnliche Bedeutung zu gewinnen, seit der plötzliche Abschlag der Weizenpreise nach Beendigung des amerikanischen Krieges uns gezeigt hat, wie wenig auch wir uns auf die Fortdauer jener alten Verhältnisse verlassen dürfen, unter denen Deutschland den Kornmarkt und die Kornpreise beherrschte."

Außerdem behandelt dieser alte Chronist, wie er sich selbst zu nennen beliebt, noch mancherlei andere Verhältnisse: die technischen Schwierigkeiten der Dampfkultur, die Bedingungen und Wirkungen des Drainirens, der künstlichen Düngung, Pflanzenernährung u. s. w., sämmtlich Fragen der Zeit, „über welche die deutsche Landwirthschaft gewiß nicht mehr im Klaren ist, als zur Zeit der Abfassung des Buchs die englische". Im Uebrigen steht über das englische Original ja längst das Urtheil fest, und seine sechs Auflagen bezeugen — mindestens nach deutschen Begriffen — seinen Werth ausreichend.

Die uns vorliegende Uebersetzung ist mehr eine Bearbeitung, welche bereits bald nach dem Erscheinen der zweiten Auflage des Originals unternommen und größtentheils vollendet, seitdem immer wieder überarbeitet und, wo die Fortschritte der Wissenschaft es erforderten, auch in Einzelheiten verbessert worden. In der That dürfte auch die leichte, anmuthige Form der Original-Darstellung so treu festgehalten, der englische Humor so in seiner ganzen Eigenthümlichkeit vorgeführt sein, daß das Buch, zumal der Herr Bearbeiter sich dabei zugleich bestrebt, die Darstellung unseren heimischen Verhältnissen so viel als thunlich anzupassen — für unsere gebildeten und ebenso für unsere nach Bildung strebenden jüngeren Landwirthe nicht allein durchaus verständlich, sehr angenehm unterhaltend und erheiternd, sondern auch reich belehrend erachtet werden darf. Und nicht die Genannten allein, sondern alle Freunde einer leichten, anmuthigen, erheiternden und doch tiefernsten Erörterung allgemein wichtiger Verhältnisse werden an dem Buche ihre Freude haben. Ganz besonders werthvoll erscheinen noch die beigegebenen humoristischen Original-Holzschnitte; auch die übrige Ausstattung des Buchs ist lobenswerth. K. R.

*) Aus den Lebenserfahrungen eines Landwirths. Nach Chandos Wren Hoskyns sechster Auflage deutsch bearbeitet von Professor Dr. Carl Jessen. Stuttgart, Cohen und Risch, 1868.

Finnland.

Mährchen, aus dem Finnischen übersetzt.

I.

Einer der den König sehen wollte.

Es war vor Zeiten ein alter Bauersmann, der war arbeitsam, wohlhabend und von allen seinen Nachbarn geehrt. Das Reisen war nicht eben seine Sache; er lebte lieber auf seinem Grund und Boden. Doch hatte er vom König des Landes so Manches sprechen hören, daß er endlich Lust bekam, die hohe Person einmal zu schauen. Er belud also seinen Schlitten mit feinem Mehl, das er dem Könige verehren wollte, und machte sich auf den Weg nach der Residenzstadt. Dort angekommen, fuhr er ruhig die Gasse entlang; da kam ein königlicher Offizier ihm entgegen und frug: „Was hast Du zu verkaufen?" — „Gar nichts", antwortete der Mann. — „Nun so sage, was Du da im Schlitten hast?" frug der Offizier weiter. — „Es ist feines Mehl", versetzte der Mann; „das würde ich hingeben und mein Pferd noch dazu, wenn Einer mir den Gott dieser Welt zeigen wollte, von dem ich immer so viel gehört habe." Der Offizier, welcher den Mann für einen Narren oder einen Schalk hielt, sagte, er habe keine Zeit seinen Wunsch zu befriedigen und ging fürbaß.

Der Mann fuhr weiter die Gasse entlang; da kam ihm ein General entgegen, stellte ihm dieselbe Frage wie der Offizier, und erhielt auch dieselbe Antwort. Da sagte der General: „Wohlan, Du sollst den Gott dieser Welt noch heute sehen", und nahm den Bauer mit sich nach Hause, wo er das Mehl in seiner Speisekammer und den Gaul in seinem Stalle unterbrachte. Dann führte der General den Bauer an die Pforte des Palastes, aus welcher der König fahren mußte, um seinen Kirchgang zu thun, und sagte: „Hier werden wir ihn gleich leibhaft sehen." Alsbald kam der König herausgefahren, der General deutete auf ihn und sagte: „Dieser hier ist er, betrachte Dir ihn genau." Aber der Mann konnte nur einen Blick auf den König werfen, da dieser im nächsten Augenblick schon weit fort war, und sagte verdrießlich zum General: „Das hat mich nicht befriedigt, ich möchte ihn so zu schauen bekommen, wie ich jetzt in Deine Augen schaue." — „Nun, so laß uns ihn genauer betrachten", sprach der General und führte den Mann nach derselben Kirche, wohin auch der König sich begeben hatte.

Als der Bauer da den König wieder ansichtig ward, betrachtete er ihn, so lange der Gottesdienst anhielt, mit unverwandten Blicken und betete selbst weder auf finnisch noch auf schwedisch. Der König bemerkte dies, trat nach Beendigung des Gottesdienstes zu dem Manne heran und sagte: „Warum betest Du weder finnisch noch schwedisch, und warum glotzest Du mich immerfort an?" Da sagte der Mann, ohne sich zu fürchten: „Sieh, dem Gotte jener Welt habe ich immer gedient und gedenke es noch künftig zu thun; den Gott dieser Welt aber seh'

ich heute zum ersten Mal, daher habe ich Dich immer ansehen müssen." — „Woran hast Du mich denn erkannt?" frug der König. — „Ein General hat mir Euch gezeigt", war die Antwort. — „Hat er dafür etwas angenommen?" — „Nichts als mein mitgebrachtes Mehl und meinen Gaul", versetzte der Bauer.

Der König, dem die Antworten des Bauern gefielen, nahm ihn mit nach Hause und legte ihm, seinen Verstand zu prüfen, drei Fragen vor. Die Erste lautete: „Wie hoch ist der Himmel?" — „Nicht gar hoch", sagte der Mann, denn dort wird Alles gehört, was man spricht, mag man so leise sprechen als man will." — Die andere Frage war: „Wie tief ist die Erde?" — „Die muß sehr tief sein, entgegnete der Mann, denn mein Sohn ist bereits zwölf Jahre begraben und noch ist kein Bischen Nachricht von ihm angelangt." Zum Dritten frug der König: „Wie breit ist die Erde?" Der Bauer drehte sich vor dem Könige am Fußboden im Kreise herum und sprach: „So breit, als man hier überallhin gelangen kann."

Als diese Prüfung vorüber war, ließ der König alle seine Generale zusammenkommen und sagte ihnen: „Wenn Einer von Euch diese Fragen nicht so beantworten kann wie der Alte hier, so soll er ihm fünfzig Rubel Silbergeld dafür zahlen, daß er in unserer Residenz sein Mehl und seinen Gaul eingebüßt hat." Die Generale zerbrachen sich die Köpfe, aber Keiner von ihnen konnte richtig antworten, weswegen Jeder die festgesetzte Summe zahlen mußte. Als das Geld auf einem Haufen dalag, frug der König den Bauer: „Welcher General hat mich Dir gezeigt." Der Bauer trat zu demjenigen, der ihn nach der Kirche begleitet hatte, und sagte: „Dieser Herr ist's gewesen." Sogleich nahm der König das Ordensband vom Halse des Generals, legte es um den Hals des Bauern und sprach dazu: „Den Gott dieser Welt soll man Jedem zeigen, ohne dafür einen Lohn zu begehren, wie dieser habgierige General gethan hat."

Algerien.

Der Küfraucher von Constantine.

Das Leben der dem Islam huldigenden Völker ist durch alle Jahrhunderte, in denen sie eine zuweilen auch in die Geschichte Europa's tief eingreifende Rolle spielten, zum Gegenstande vielfacher und oft recht gründlicher Studien gemacht worden, und auch die erzählende Literatur hat nicht selten jenen Ländern ihre Stoffe entnommen. Indeß beschäftigten sich die Dichter und Schriftsteller doch meist mit der glänzenden Vergangenheit der Anhänger Mohammed's. Sie führten uns zum Chalifen nach Bagdad, zu den in Spanien herrschenden Mauern, zu den mit den Kreuzfahrern kämpfenden Sarazenen und begleiteten allenfalls die Türken bis vor Wien, die Gegenwart dagegen ward nur selten und stiefmütterlich behandelt. Ebenso werden wir in allen orientalischen Dichtungen, — um mich dieses hier nicht ganz zutreffenden Ausdrucks zu bedienen — in ein phantastisches Märchenreich voll sinnverwirrender Pracht, voll fremdartiger Wunder geführt und der durch die Scenerie bewirkte Zauber läßt uns erst bei eingehender Betrachtung entdecken, daß wir von den Sitten, wie vom Charakter des Volkes doch im Grunde recht wenig erfahren haben, daß uns der Kern des Volkslebens verschlossen geblieben ist.

Ganz im Gegensatze zu dieser hergebrachten Behandlung morgenländischer Stoffe giebt uns ein soeben erschienener Roman*) das Bild der Gegenwart und eine aus eigener Anschauung geschöpfte Schilderung berberisch-arabischer Sitten und Gebräuche. Der Roman spielt in den sogenannten Raubstaaten, kurz ehe durch die Eroberung Algeriens durch die französischen Waffen dem von den Bewohnern der Nordküste Afrika's getriebenen Seeräuberwesen ein Ende gemacht und europäischer Kultur der Eingang gestattet ward. Der Verfasser fürchtet, wie er in seinem Vorworte ausspricht, durch seine rückhaltlose Darstellung das in Deutschland heimische Sittlichkeitsgefühl und die daselbst herrschende befruchtende Herzensbildung zu verletzen, und wir geben zu, daß er allerdings haarsträubende Dinge berichtet. Dennoch scheint ihm von den sogenannten Sensationsromanen, deren so viele in deutscher Sprache geschrieben, oder aus fremden Sprachen in dieselbe übertragen sind, an den Küsten des Mittelländischen Meeres nichts zu Gesichte gekommen zu sein; er würde sich sonst darüber wohl nicht allzugroßen Skrupel machen, um so mehr, als es ihm ja nicht um den Kitzel verwöhnter Gaumen zu thun ist, sondern weil er geleitet ist von dem ernsten Streben nach Wahrheit. Und für diese Wahrheit sind wir ihm sehr dankbar und stehen nicht an, sein Buch eine bemerkenswerthe, ja eine bedeutende Arbeit zu nennen, wenn auch Styl und Komposition mancherlei zu wünschen übrig lassen. Weil hier zumeist Erlebtes geschildert wird und das Erfundene mit der wilden berberischen Räubernatur innig verwebt ward, mußte die Dichtung dadurch gewissermaßen beeinträchtigt werden; dieser Mangel wird aber reichlich aufgewogen durch das kulturhistorische Interesse, das der Roman einflößt. Er giebt ein abschreckendes Bild von dem Zustande eines Volkes, in dem nicht das Gesetz, sondern die Willkür eines Einzelnen herrscht, bei dem die eine Hälfte der Menschen, die Frauen, nichts sind, als ein willen- und rechtloses Gut des stärkeren Geschlechtes, lediglich geschaffen zur Befriedigung seiner Lust, zum Blitzableiter seiner Launen. Das Buch sei warm empfohlen als Kulturbild, als Prüfstein mancher jetzt auch in Europa recht eifrig discutirten Streitfragen, endlich aber auch als Material zur Beleuchtung der orientalischen Frage vom menschlich-sittlichen, nicht vom politischen Standpunkte.

J. H.

Kleine literarische Revue.

— **Kiepert's Karte der Nordpolarländer.** Das neueste Heft der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin"**) bringt eine überaus interessante, von H. W. Dove mit isothermischen Linien ausgestattete, panoramatische Karte der Nordpolarländer, entworfen und bearbeitet von Heinrich Kiepert, der zugleich im Texte der Zeitschrift eine vergleichende Darstellung der vier Nordpol-Expeditionen der Gegenwart: der deutschen, der schwedischen, der französischen und der projektirten englischen, liefert. Die große Eisveste des Nordpols soll gewissermaßen von allen vier Weltgegenden aus erstürmt werden, und jede dieser Weltgegenden hat sich eine andere europäische Nation als Weg zum Ziele ausersehen. Die verschiedenen Pläne dieser Expeditionen basiren alle auf derselben, zuerst von Aug. Petermann angeregten Idee: daß nämlich die von den

*) Achmet der Küfraucher von Constantine, ein arabischer Roman von O. Redwitz. Breslau, Eduard Trewendt, 1868.

**) Dritter Band, viertes Heft, 1868. Berlin, Dietrich Reimer.

tropischen Ländern ausgehenden, erwärmenden Meeresströmungen, von denen die des Golfstromes sich bis an die Küste von Norwegen nachweisen läßt, bis in die Gegend des Nordpols sich fortsetzen, wo in Folge derselben ein eisfreies offenes Seebecken sich finden soll, dem man den Namen Polynia gegeben hat. Die französische Expedition Lambert's will jedoch nicht, wie die von Petermann veranlaßte deutsche, die Atlantische Strömung zwischen Ostgrönland und Spitzbergen, sondern der längs der Küste von Kamtschatka durch die Behringsstraße gehenden japanesischen Strom benutzen, während die von Cap. Sherard Osborne angeregte englische, zu deren Ausrüstung die britische Admiralität Anordnungen treffen soll, den von Kane (1853) und Hayes (1861) verfolgten Weg durch die Davis-Straße und den Smith-Sund im Auge hat. Die schwedische, von Professor Nordenskiöld geleitete Expedition, hat sich weniger die Aufsuchung einer neuen Polar-Durchfahrt, als geologische, erdmagnetische und meteorologische Forschungen als Aufgabe gestellt. Unsere besten Wünsche sind natürlich bei der deutschen Expedition, deren fernere Unterstützung durch Regierungs- und Privatmittel dringend wünschenswerth erscheint. Den Berichten über dieselbe wird man gewiß am Besten mit Hilfe der Kiepert'schen Karte folgen können.

— **Hirth's Annalen des Norddeutschen Bundes.***) Wir haben dieser periodischen Publikation bereits nach der Ankündigung des ersten Heftes gedacht, und sie als eine Chronik des neuen deutschen Staatslebens begrüßt, dessen Entwickelung aus vielverheißendem Keime treu und gewissenhaft zu folgen sie die Aufgabe hat. Dem ersten Hefte, welches die Materialien zu den Berathungen des Zollparlaments enthält, folgten im verbundenen zweiten und dritten Hefte die an dieses Parlament gerichteten Denkschriften des Deutschen Handelstages über Reform des Zolltarifs und des Zollverfahrens und der Hamburger Handelskammer über Reform der Zuckerbesteuerung im Zollverein; ferner statistische Mittheilungen über den Tabaksbau im Zollverein, über die Ressort-Verhältnisse der Zollvereins-Behörden, über die Resultate der Volkszählung vom 3. Decbr. 1867, über die Freizügigkeit im Norddeutschen Bunde und über die Personalien des Zollparlaments. Das verbundene vierte und fünfte Heft war zum Theil dem Handels- und Zollvertrag zwischen Oesterreich und dem Zollverein gewidmet [illegible] brachte außerdem das Gesetz über den neuen Zolltarif, sowie diesen selbst, die Handels- und Schiffahrts-Verträge mit Spanien und dem Kirchenstaate, Abhandlungen über die Bier- und Branntwein-Besteuerung im Norddeutschen Bunde, das Gesetz über die Besteuerung des Tabaks und endlich statistische Mittheilungen über die Zölle und Verbrauchssteuern.

Neben diesem reichen, hauptsächlich die volkswirthschaftliche Gesetzgebung des neuen Deutschlands behandelnden Material findet sich nur ein einziger freier Aufsatz historisch-politischer Art, und zwar der des Frhrn. von Hagke über die Wiederherstellung eines deutschen Reichsarchivs und über Reformen im Archivwesen. Die Redaction wird wohl daran thun, durch öftere Einschaltung solcher interessanten Artikel in den sonst etwas einförmigen und ermüdenden Inhalt der Zeitschrift einige Abwechselung zu bringen. Aufsätze, wie der über die Reformen der inneren Verwaltung Preußens, vom Präsidenten Lette in den „Preußischen Jahrbüchern" und der von A. Lammers über die norddeutsche Flagge, in „Steffens' Volkskalender", würden in den Hirth'schen Annalen gewiß an ihrem Platze sein. Allerdings ist die Kritik der Gesetzgebung vom Plane dieser Zeitschrift ausgeschlossen, aber sie soll doch auch kein bloßes Ergänzungsheft des amtlichen Bundes-Gesetz-Blattes sein; ja, wenn sie ihren Titel „Annalen" mit Recht führen will, wird sie immerhin schon etwas mehr, als bloß „schätzbares Material" liefern müssen.

*) Annalen des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Zollvereins für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik. Unter Benutzung amtlicher Materialien und mit Unterstützung vieler (genannten) Reichstags-Abgeordneten herausgegeben von Dr. Georg Hirth. 1–5. Heft. Berlin, Stilke und van Muyden, 1868. (Pr. für 8 Hefte 4 Thlr.)

— **Gutzkow's „Baum der Erkenntniß"***) ist ein reicher Baum dessen lebendiggrüne Blätter nicht bloß, wie der Verfasser bescheiden in einem Einleitungsgedichte sagt, „einige entfernte Goldschimmer vom Tag der Aerndte" durchblicken lassen. „Gott", „der Weltlauf", „das innere Gesetz", „Bildung" und „Erziehung", „das Walten und Schaffen des Genius" sind einige der Themata, die Gutzkow hier mit einer Fülle von Gedanken, mit einer Gediegenheit der Form behandelt, wie sie uns kaum aus einem seiner früheren Werke erinnerlich sind. Wir gingen nicht ohne Bedenken an die Lesung des Buches, aber schon nachdem wir die ersten Sätze gelesen hatten, waren diese Bedenken geschwunden, und mit immer größerer Befriedigung unseres Wohlgefühls über die augenscheinlich volle Genesung des Dichters, den uns eine lange Krankheit entzogen hatte, lasen wir weiter und bis zu Ende des Buches. Es ist ein wahres Füllhorn von Blumen und Früchten aus dem Garten eines gereiften Geistes, dem die Prüfungen des Lebens einen klaren Blick über sich selbst und die Welt verliehen. An die Spitze seiner Gedanken und Aussprüche stellt Gutzkow sein Glaubensbekenntniß, seinen Protest gegen die Leugner des die Materie beherrschenden Geistes, seine Erkenntniß, daß die Naturwissenschaft nicht von Gott ab-, sondern zu ihm hinführe. „Die Erde", sagt er, „ist für den Menschen da, der Mensch nicht für die Erde. Noch weniger deckt den vollen Zweck der Menschheit der Zweck der Erde." ... Ein anderer seiner Aussprüche lautet: „Eine große Erhebung liegt in der Entdeckung, die man beim Studium des Kulturgrades aller Völker macht, daß die Begriffe von dem, was allein dem Menschen seinen wahren Adel und Schmuck verleiht, zu allen Zeiten und in allen Zonen dieselben gewesen, jetzt noch sind und auch wohl ewig bleiben werden. Die Menschheit ist ein Baum, der mit millionenfachen Aesten gen Himmel strebt."

Wir zweifeln nicht, daß diese Früchte „vom Baum der Erkenntniß" sehr bald viel gesucht und nach ihrem inneren Werthe geschätzt sein werden.

— **Bonaventura Genelli.** Die großartigen Compositionen des deutschen Meisters, die in diesem Jahre in vierundzwanzig, von J. Burger, K. von Gonzenbach, H. Merz und G. Schütz gestochenen Blättern unter dem Titel „Aus dem Leben eines Künstlers" erschienen**), sind bisher noch nicht in dem Maße bekannt, als es diese an erhabenen Ideen und edeln künstlerischen Gestaltungen reiche Production verdient. Es ist daher als eine der besten, zur Bekanntwerdung und Empfehlung des Genelli'schen Werkes am meisten geeigneten Anzeigen desselben zu betrachten, wenn die Leipziger „Illustrirte Zeitung" in ihrem Blatte

*) Vom Baum der Erkenntniß. Denksprüche von Karl Gutzkow. Stuttgart, Cotta, 1868. (238 S. 8.)

**) Leipzig, Alphons Dürr, 1868.

vom 19. September zwei charakteristische Blätter aus dem „Leben eines Künstlers" in trefflichen Holzschnitten wiedergiebt und mit einer kritischen Uebersicht des Ganzen begleitet. Das eine dieser Blätter stellt den Künstler dar, im Schoße der Hoffnung ruhend, aber ungelockt und unverführt von Fortuna, welcher er nicht, wie Henneberg's Glücksritter, nachjagt; wohl aber schaut er mit begeistertem Blick in den Wunderspiegel, den ihm die Phantasie vorhält, während die Liebe zu seinen Füßen ruht und die von ihm scheinbar unbeachtet gelassene, die Posaune wegwerfende Fama als Nachruhm ihm folgt. Das andere Bild stellt den Künstler im römischen Studio dar, wo er, begeistert in Homer's Ilias lesend, von zwei Priestern überrascht wird, die verwundert mit ihren Glatzen aus den Vorhängen des Eingangs blicken. Sämmtliche 24 Bilder des Werkes sind zum Theil symbolische und zum Theil realistische Darstellungen aus dem Leben Genelli's und führen uns den großen Künstler in allen seinen Phasen, als Kind, als Jüngling, als Mann und an der Gränze des Jenseits vor. Genelli, in Berlin geboren und jetzt in Weimar lebend, ist, weil er stets seinen eigenen, idealen Weg, unbekümmert um Schaustellungen und Claque, gewandelt, vielleicht weniger bekannt, als manches mittelmäßige, beflissene Talent; aber der Geist der echten Kunst, dem er stets gehuldigt, wird ihm auch den Nachruhm sichern, den er, wie sein im Schoße der Hoffnung ruhender, den Wunderspiegel der Phantasie im Auge behaltender Künstler, scheinbar unbeachtet gelassen hat.

— **Das westfälische Steinkohlengebirge.***) Bei der überaus großen Wichtigkeit des genannten Steinkohlen-Reviers muß jede bildliche und literarische Darstellung desselben von großem Werth erscheinen. Die beim königl. Oberbergamte zu Dortmund bearbeitete und von der geolithographischen Anstalt von C. Hellfahrt in Gotha in Farbendruck hergestellte Karte ist von so vorzüglicher Ausführung, daß sie den ungetheilten Beifall aller Fachmänner gefunden und zugleich auf der Pariser Weltausstellung prämiirt worden ist. Sie enthält die Kohlenflötze und Eisensteinlager in der Sohle, welche die meisten Aufschlüsse bietet, in den südlichen Revieren meistens die Stollensohle, in den nördlichen die erste Tiefbausohle, nur nach den wirklich gemachten Aufschlüssen, so daß mit der Zeit Nachtragungen auf den einzelnen Exemplaren mit der Hand gemacht werden können, was ein erheblicher Vortheil ist. Die Leitflötze sind, soweit solche zweifellos festgestellt werden konnten, durch verschiedene Farben bezeichnet und lassen sich daher leicht verfolgen. Um so erwünschter mußte zu dieser trefflichen Karte eine nähere Erläuterung sein; sie war ein so großes Bedürfniß, daß sie seit ihrem kürzlichen Erscheinen bereits eine zweite Ausgabe nöthig machte. Dies mag die wirksamste Empfehlung für sie sein. Ein näheres Eingehen liegt uns hier zu fern; wir hielten es nur für Pflicht, die für die betreffende Wissenschaft sich interessirenden Kreise auf die wichtige Karte aufmerksam zu machen und zugleich zu konstatiren, daß die von einem gediegenen Fachmanne mit gründlichem Wissen gearbeitete, klare und sachgemäße Erläuterung der Karte sich ebenbürtig anschließt.

— **Deutsche Novellistik.** Von nachstehenden, uns kürzlich zugegangenen Romanen und Erzählungen können wir für jetzt, wegen Mangels an Raum und Zeit, daher unter dem Vorbehalt, daß wir, wenn irgend möglich, noch darauf zurückkommen werden, nur die bibliographischen Angaben mittheilen:

„Der Hochlandpfeifer." Erzählung von Balduin Möllhausen. (Sechs Bändchen, jedes von circa 200 S. kl. 8.) Jena, Hermann Costenoble, 1868.

„Graf Ellern." Roman von Ernst Freiherrn v. Bibra. (Drei Bändchen, jedes von circa 250 S. kl. 8.) Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1869.

„Unauflösliche Bande." Roman von Louise Ernesti (Malwine von Humpracht). (Zwei Bändchen, jedes von circa 200 S. kl. 8.) Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1869.

„Ein stürmisches Leben." Von Lady Georgiana Fullerton. Erster Band. Autorisirte Uebersetzung. Münster, Adolph Russell, 1868.

„Die schwarze Brüderschaft." Roman von George Füllborn. (3 Bändchen, jede von 250—300 S. kl. 8.) Leipzig Ch. E. Kollmann, 1868.

Literarischer Sprechsaal.

Seit der Mitte Septembers hat im Feuilleton der (alten) „Presse" von Wien die Publikation von Berthold Auerbach's dreibändigem Roman „Das Landhaus am Rhein" begonnen. Die Zeitungen haben bereits erzählt, wieviel es sich die „Presse" hat kosten lassen, um ihrer Rivalin, der „Neuen Freien", die mit Auerbach's „Auf der Höhe" sich auf die Höhe des Salonpublikums geschwungen, diesmal den Rang abzulaufen. Abgesehen jedoch von der patriotischen Genugthuung, die uns der Gedanke gewährt, daß man jetzt auch in Deutschland Geld genug besitzt, um so hohe Honorare zu zahlen, läßt uns deren mehr oder weniger hoher Betrag sehr gleichgiltig. Wir ziehen sogar die reichen und tiefen Gedanken, welche der neue, abermals auf den Höhen des Lebens sich bewegende Roman Auerbach's enthält, der auf das große Publikum berechneten, spannenden Form der Erzählung, die es wahrscheinlich allein ist, welche dem Verfasser das reiche Honorar verschafft, bei weitem vor. Gleich in einem der ersten Kapitel des „Landhauses am Rhein" begegnen wir nach einander den folgenden Gedanken:

„O, wunderbare Welt! Unsichtbar schwingen sich Mächte durch die Lüfte: dort wandert eine Menschenseele und ahnt nicht, daß sich eine andere zu ihr drängt und daß sie Beide einander zu Einem Schicksale werden. Das ist das Große des Menschengeistes, daß es eine Vorbereitung giebt, die den Einen fähig macht, einen Menschen, dessen Namen er nicht gekannt, dessen Antlitz er nicht gesehen, von dessen Dasein er keine Ahnung hat, in sich aufzunehmen, als wäre man Ein Leben mit ihm gewesen."

„Wer nicht für sich gelebt hat, wer für das Ganze gedacht, geträumt, geforscht, gearbeitet, der ist jede Stunde bereit, einzuziehen in das große Allgemeine und spricht das Wort der Schöpfung: Sei Geist von meinem Geist, und spricht das Wort der Erlösung von der Ursünde, in dem es heißt: Du bist der Hüter Deines Bruders."

---

*) Geognostische Skizze des westfälischen Steinkohlen-Gebirges. Erläuternder Text zu der geognostischen Uebersichts- und Flötzkarte desselben. Von F. H. Lottner. Zweite Ausgabe. Iserlohn, J. Baedeker, 1868.

Herr Nolet de Brauwere van Steeland hat jetzt seine in Nr. 25 des „Magazin" beleuchtete akademische Rede über das, was er „Pangermanismus" nennt, besonders abdrucken lassen und diesem Abdruck eine Erwiderung auf die in der vlamischen Zeitschrift „De Toekomst" erschienene Kritik seiner Rede beigefügt.*) Es ist eine starke Zumuthung an die Leser, beide Lucubrationen, von denen die zweite nur die unwissenschaftlichen, dem Deutschthume feindlichen Behauptungen der ersten wiederholt, hinter einander zu lesen. Dem akademischen Redner ist mit Recht zugerufen worden: O si tacuisses, philosophus mansisses! Auf die neue Antikritik ist aber der Ausspruch Voltaire's anzuwenden: „Tous les genres sont bons, excepté le genre ennuyeux". Herr Nolet de Brauwere bleibt bei seiner Behauptung, daß das Hochdeutsche (haut-allemand) wenig oder gar keine Aehnlichkeit mit dem Niederländischen habe, und er beruft sich dabei auf Firmenich's „Völkerstimmen", wobei er als Specimina des „Hochdeutschen" Proben des badischen (schwarzwalder) Bauern-Dialekts und ein schwäbisches Volkslied mit seinem breiten „ischt", „Früahling", „Herbscht" 2c. citirt. Triumphirend führt er dagegen dieselben „Völkerstimmen" mit ihren Proben des cievischen, ostfrisischen, oldenburgischen „bas-allemand" an, um zu zeigen, wie nahe diese mit dem Niederländischen verwandt seien. Hierdurch hat jedoch Herr Nolet uns abermals bewiesen, daß er einerseits „Hochdeutsch" von „Oberdeutsch", welche beide auf französisch haut-allemand heißen, nicht zu unterscheiden weiß, und daß er andererseits nicht ahnt, daß derjenige Dialekt, den er „bas-allemand" nennt, mit dem Holländisch-Vlamischen fast identisch ist und daß darum auch die Sprache seines Geburtslandes „Nederduitsch" genannt wird, was die Holländer sowohl als die Vlamingen für völlig gleichbedeutend mit „Nederlandsch" halten. Wenn der vlamische Dichter Dautzenberg sagt: Deutsch und Niederländisch seien mit einander verwandt, wie die rechte mit der linken Hand, so meint er damit eben das Hochdeutsche, denn das Niederdeutsche ist nicht verwandt, sondern identisch mit dem Niederländischen.

Eine Flugschrift, im Jahre 1866 erschienen**) und eine in Folge der ersten Theilung Polens ausgearbeitete alte Denkschrift enthaltend, ist in ihrem ersten Theile dazu bestimmt, Sympathieen für Polen zu erregen, indem darin die durch die Theilung erfolgte Verletzung des Vertragsrechtes bewiesen wird. Freilich ist dieser Beweis völlig übrig. Dagegen fehlt der Beweis, daß es nicht zuweilen für das Wohl der Völker unumgänglich nothwendig ist, daß das formale Recht gebrochen werde, welcher Fall bei der Besitznahme polnischer Provinzen durch Preußen, 1772, sicher eingetreten war. Aus dem zweiten Theile der alten Denkschrift ergiebt sich, daß der Zweck derselben kein anderer war, als Hetzerei der beiden anderen Theilungsmächte gegen Preußen. Dieses habe, obgleich sein Antheil, der Größe nach, viel geringer gewesen, als jeder Antheil der beiden anderen Mächte, dennoch wegen der geographischen Lage des gewonnenen Westpreußen, wegen der Betriebsamkeit, der Wohlhabenheit und des überwiegenden Deutschthums seiner Bewohner, auch wegen der daselbst ausgeübten überlegenen Regierungskunst, einen so großen Vortheil vor seinen Verbündeten gewonnen, daß es Beiden überlegen und gefährlich werden muß. Die Denkschrift will nun Rußland und Oesterreich bewegen, die polnischen Erwerbungen wieder herauszugeben und Preußen zu einem gleichen Verfahren zu zwingen. Der Herausgeber dieser alten Denkschrift, Herr O. v. Weißenhorst, beabsichtigt, durch den Hinweis auf die Erfolge Preußens im Jahre 1866 darauf aufmerksam zu machen, daß der Denkschrift-Verfasser vor fast hundert Jahren Recht gehabt habe. Ob er nun wünscht, daß alle europäischen Völker über den norddeutschen Staat herfallen und ihn zertrümmern sollen, damit er nicht noch ferner geographisch und kulturhistorisch wachse, darüber spricht er sich nicht aus, ebenso wenig darüber, ob er auf die Stellung eines deutschen, oder eines polnischen, oder eines wolkenkukuksheimischen Patrioten, oder aber auf diejenige eines deutschen Vaterlands-Verräthers Anspruch macht. E. K.

Herr Professor Köpke in Berlin wird demnächst im Anschluß an seine Studien über Widukind in gleicher Weise eine Monographie über Hrotsuit von Gandersheim (Roswitha) erscheinen lassen und darin auch die neueste Ausgabe der Schrift von Aschbach über Celtes berücksichtigen.

Von Friedrich Bodenstedt's „gesammelten Schriften", (Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden, Verlag der k. geheimen Ober-Hofbuchdruckerei [R. v. Decker] in Berlin) ist nach längerer Unterbrechung der zehnte Band erschienen. Derselbe enthält „Alte und neue Gedichte", 2. Band. Erzählende Dichtungen: „Der Edelfalk" — „Harun und Habakuk" — „Nino" — „Andreas und Marfa" — „Iwan, der Sohn des Starost" — „Wie der Kaiser die Kaiserin versucht" — „Hildegard". Es ist zu wünschen, daß diese hübsche Sammlung recht bald ihrer Vollendung entgegenginge.

Weihnachts-Vorboten — Schöppner's Illustrirter Hausschatz der Länder- und Völkerkunde (zweite Auflage), — der Illustrirte Kalender für 1869 (24. Jahrgang) — und das Weihnachts-Album der Illustrirten Zeitung, neue Folge, werden als besonders empfehlenswerthe Festgeschenke von der Weber'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig angekündigt.

Die von Rud. Virchow und Franz v. Holtzendorff herausgegebene „Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge"*) brachte neuerdings wieder einige sehr interessante Abhandlungen; unter Anderem:

Wilhelm Runge: Der Bernstein in Ostpreußen.
Gustav Cohn: Die Börse und die Speculation.
Wilh. Angerstein: Volkstänze im deutschen Mittelalter.
G. Herm. Meyer: Die Entstehung unserer Bewegungen.
Rud. v. Groß: Wanderung durch irländische Gefängnisse.
Wilh. Stricker: Die Amazonen in Sage und Geschichte.

*) Le Pangermanisme et la revue flamande „De Toekomst". Par M. J. Nolet de Brauwere van Steeland, de l'Académie Royale de Belgique. Bruxelles, Victor Devaux & Co., 1868.

**) Untersuchungen des Systems der Höfe von Wien, Petersburg und Berlin in Ansehung der Zergliederung von Polen. St. Gallen Scheitlin und Zollikofer.

*) Berlin, C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung (A. Charisius).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 56
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 10. Oktober 1868. [Nº 41.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die erste deutsche Frauen-Industrie-Ausstellung.

Am 1. Oktober d. J. eröffnete der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frauen in Berlin sein in der Leipziger Straße Nr. 92 gelegenes, vom Eigenthümer desselben, dem Seiden-Fabrikanten, Herrn Karl Weiß, neu erbautes Vereinshaus. Mit dieser Feier war zugleich die Eröffnung der ersten deutschen Frauen-Industrie-Ausstellung verbunden, die der Verein hervorgerufen hat. Nachdem die hohe Protektorin des Vereins, Ihre K. H. die Frau Kronprinzessin von Preußen, und deren hoher Gemahl erschienen waren, nahm im Auftrage des Vorstandes und als Mitglied desselben der Herausgeber dieser Blätter (J. Lehmann) das Wort und hielt folgende Anrede:

„Der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts heißt Ew. K. Hoheiten hochwillkommen in den Räumen dieses Hauses, das einem edeln Gedanken unserer Zeit gewidmet ist.

„In Folge der Erkrankung unseres ehrwürdigen Vorsitzenden, Herrn Präsidenten Lette, dessen Vertreter, Herr Professor von Holtzendorff, ebenfalls durch ein ernstes Unwohlsein an sein Zimmer gefesselt ist, habe ich die Mission erhalten, das Organ des Vereines zu sein, dessen Vorstandsmitglied, Herr Karl Weiß, dieses schöne Haus ganz im Sinne und zu den Zwecken unseres, den mannigfaltigen Richtungen der Frauenthätigkeit dienenden Vereins erbaut hat.

„Es enthält dasselbe zunächst die beiden, den erhabenen Namen Ihrer K. Hoheit der Frau Kronprinzessin tragenden Institute, das „Victoriastift für Erzieherinnen" und den „Victoria-Bazar" — zwei Institute, welche die beiden bisherigen Haupt-Erwerbsthätigkeiten der Frauen auf geistigem, wie auf dem Arbeits-Gebiet repräsentiren: das Lehr- und Erziehungsfach einerseits und die Nadel- und Kunst-Arbeit andererseits. Diese beiden Institute werden unserem Vereine die Ausgangspunkte seiner Bestrebungen nach beiden Richtungen der Frauenthätigkeit sein können.

„Das Victoriastift, welches vor beinahe zehn Jahren zur Erinnerung an die beglückende Ankunft Ihrer K. Hoheit der Frau Kronprinzessin in Berlin begründet wurde, ist jetzt auf den Wunsch seiner erhabenen Frau Protektorin unter die Leitung unseres Vereins gestellt. Es hat dieses Stift statutenmäßig die Aufgabe, Erzieherinnen, welche momentan außer Wirksamkeit sich befinden und in jeder Hinsicht gute Zeugnisse besitzen, eine im Verhältnisse zu den Wohnungs- und Pensions-Preisen von Berlin billige Aufnahme zu gewähren, wobei ihnen zugleich Gelegenheit zu geistiger Beschäftigung und zu baldigem Wiedereintritt in achtbare Familien hier oder auswärts geboten ist.

„Neben dem Victoriastifte wird sich in diesem Hause das Vereins-Pensionat zur Aufnahme von Damen befinden, die sich anderen Thätigkeits-Gebieten als denen der Erziehung und des Unterrichts widmen. Ferner ist im Erdgeschoße des Hauses eine Speise-Anstalt für Damen eingerichtet, wo sie zugleich Gelegenheit finden, mit dem praktischen Betriebe der Küchen- und Hauswirthschaft sich bekannt zu machen, gleichwie in der anstoßenden Blumenhalle Gelegenheit gegeben ist, die für Frauenthätigkeit so geeignete Kunst der Blumengärtnerei zu erlernen.

„Nicht minder sind die im zweiten Stockwerke gelegenen, vom Verein gemietheten beiden Säle zur Förderung der geselligen Unterhaltung, zu musikalischen Aufführungen und zu Leseräumen der unter dem Patrocinium des Vereins sich befindenden Damen bestimmt. Wir haben dahin auch unser Beschäftigungs- und Arbeits-Nachweisungs-Büreau verlegt, das bereits im Laufe der zwei Jahre des Bestehens unseres Vereins so segensreich gewirkt hat.

„Die Frauen-Industrie-Ausstellung, welche wir heute unter den erhabenen Auspicien Ew. K. Hoheiten eröffnen, ist weit davon entfernt, eine vergleichende Welt-Industrie-Ausstellung sein zu wollen. Sie ist vielmehr ein Versuch, den Arbeitsleistungen der deutschen Frauenwelt einen Mittelpunkt zu eröffnen, eine Ein- und Uebersicht der Gebiete zu gewinnen, welche vorzugsweise von Frauen kultivirt werden, zu erfahren, inwiefern die Zurückgebliebenen einer weiteren Ausbildung und die Leistungsfähigen einer Vermittelung zur vollen Würdigung ihrer Arbeiten bedürfen.

„Ständen einerseits die Leistungen der Frauen denen der Männer schon gleich, und würde andererseits die Arbeit der Frau ebenso anerkannt, wie die des Mannes, dann würde diese Ausstellung keinerlei Berechtigung haben. Sie hat sich aber, wie die reichen Zusendungen beweisen, die aus allen Theilen Deutschlands eingegangen sind, als ein allgemeiner Wunsch der deutschen Frauenwelt, als ein sprechendes Zeugniß dafür erwiesen, wie sehr es noch der Frauenarbeit an Theilnahme und Würdigung, sowie an der richtigen Erkenntniß ihres hohen Werthes fehlt. Es sind uns in diesen oft von verständnißvollen Briefen begleitet gewesenen Zusendungen manche werthvolle Fingerzeige gegeben, sowohl in Bezug auf die Arten der Arbeit, zu denen die Frauen vorzugsweise berufen, als hinsichtlich der vom Publikum noch nicht gekannten Tüchtigkeit der Frauenarbeit.

„Unsere erste Ausstellung darf wohl als ein achtunggebietendes Zeugniß für die Kunst- und Arbeitsfähigkeit der deutschen Frauen angesehen werden, wenn sie auch nur einen Theil der

volkswirthschaftlichen Wirksamkeit des weiblichen Geschlechtes umfaßt. Die Zahl der eingegangenen, werthvollen Gegenstände beträgt etwa Tausend, von denen ungefähr siebenhundert aus Preußen und den anderen Ländern des Norddeutschen Bundes stammen (die Provinz Ostpreußen allein ist dabei mit nahe an Hundert vertreten), während die Uebrigen aus dem südlichen Deutschland — besonders aus dem Großherzogthum Baden — aus Oesterreich, der Schweiz und den deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands gekommen sind. Einzelne Arbeiten sind auch aus England und Ungarn eingegangen.

„Unser Aufruf hat überall den lebhaftesten Anklang und Wiederhall gefunden. Leider ist es unserem ehrwürdigen Vorsitzenden, dessen Verdienst hauptsächlich das Zustandekommen des Vereins und seiner Ausstellung ist und mit dessen Büste wir diesen Saal geschmückt, nicht vergönnt, die schöne Frucht seiner Bemühungen zu sehen. Mögen Diejenigen, die in aufopferndster Weise auf seine Pläne eingegangen und diese Hallen, diese schöne Kunst- und Industrie-Ausstellung geschaffen haben, in der weitverbreiteten Theilnahme der deutschen Frauenwelt, in dem Beifall ihrer erhabenen Protektorin die aufmunterndste Belohnung finden!

„Möge insbesondere aber Ihre K. Hoheit die Frau Kronprinzessin in dem Gedeihen dieses Unternehmens, in dem Segen, den es mit Gottes Hilfe weit und breit in der arbeitsamen und kunstfertigen deutschen Frauenwelt verbreiten wird, einen Lohn für den unausgesetzten, huldvollen Schutz finden, welchen Ihre K. Hoheit den dem Frauenwohl gewidmeten Instituten dieses Hauses gewährten.

„Und so eröffnen wir diese erste deutsche Frauen-Industrie-Ausstellung mit dem Rufe: Gott erhalte unsere erhabene, huldvolle Protektorin!"

Die Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauen-Vereins in Braunschweig.*)

Die Generalversammlung des Allg. Deutschen Frauen-Vereins fand diesmal in Braunschweig am 19., 20., 21. September statt. Mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit war der große Saal im alten Rathhause zu den Berathungen von den Behörden den Frauen überlassen worden.

Zum ersten Male seit der Gründung des Vereins vor drei Jahren tagte die Versammlung in einem Lokale, welches das Gepräge des Ernstes und der Bedeutung der Angelegenheit trug, dessen Ausdruck sie ist. Inmitten der Bevölkerung, dort wo die Interessen der Bürgerschaft vertreten werden, dort ist der eigentliche Platz für Berathungen, die nicht den Zweck haben, einen Staat im Staate zu bilden, sondern die gerade den Frauen ihre Stellung in der Bürgerschaft, als Glieder des Volks immer mehr zum Bewußtsein bringen wollen.

Die Behörden Braunschweigs, sowie die Bevölkerung zeigte auch eine so lebendige Theilnahme, die durch die ganze Zeit der Verhandlungen aushielt und daher die Beschuldigung einer vagen Neugierde nicht aufkommen läßt.

Am 19. Abends 7 Uhr wurden die Sitzungen mit einer Begrüßung des Frl. Wachtmann aus Braunschweig und einigen Dankesworten der Präsidentin Fr. Louise Otto-Peters eröffnet, worauf Frl. Schmidt aus Leipzig die Versammlung in einer längeren Rede mit den Principien des Vereins bekannt machte. Der schwungvolle und doch in den Gränzen edler Weiblichkeit gehaltene Vortrag weckte in der nach Hunderten zählenden Versammlung rege Sympathieen für die Angelegenheit, die sich denn auch am andern Tage, Sonntag Nachmittag 3 Uhr, durch eine solche Betheiligung des Publikums zeigte, daß der große, stattliche Raum die Zuhörerschaft nicht zu fassen vermochte.

Fr. Otto-Peters eröffnete die Verhandlungen mit einer Ansprache, in der sie namentlich die Gründe betonte, die für einen Wechsel des Ortes in Betreff der Versammlung maßgebend gewesen. Man nenne den Allg. Deutschen Verein häufig den Leipziger Verein, und dies verschiebe und verenge den Begriff, der bei seiner Gründung maßgebend gewesen! Dann machte sie Mittheilungen über die bis jetzt ziemlich erfolglos gebliebene Petition an den Norddeutschen Reichstag in Betreff der Zulassung zu den Post- und Telegraphenämtern für Frauen, über eine Zuschrift an den Volkswirthschaftlichen Congreß zu Hamburg, über eine von dem Centralcomité des internationalen Frauen-Vereins in Bern an den Allg. Deutschen Verein ergangene Einladung, ebenso von einer, von Prof. Leonhardi aus Wien ergangenen Einladung zur Beschickung des Philosophen-Congresses. — Außerdem betonte die Präsidentin, daß der Verein in dem nunmehr dreijährigen Bestehen, sowie in der Fortführung des Vereins-Organs „Neue Bahnen" die beste Bürgschaft für seine zukünftige Wirksamkeit habe. Von den Lokalvereinen hätten sich nur zwei angeschlossen, aber ein freundschaftliches Verhältniß im gegenseitigen Austausch der Berichte sei angebahnt. So habe der Verein bisher allerdings mehr theoretisch als praktisch gewirkt, halte aber fest an dem Princip, daß das, was als richtig erkannt sei, auch wirklich werden müsse.

Nach der Neuwahl des Vorstandes nahm Fr. Dr. Goldschmidt aus Leipzig das Wort, um den in der vorjährigen Generalversammlung bereits gestellten Antrag: „Der Allgemeine Deutsche Frauen-Verein betritt den Weg der Petition, um bei den zuständigen Behörden dahin zu wirken, daß die gegen die weibliche Arbeitskraft noch bestehenden Hindernisse beseitigt würden", zu erweitern und zu motiviren. Sie faßte vor Allem die Schulfrage in's Auge und betonte, daß Staat und Gemeinde dieser hochwichtigen Angelegenheit die größte Aufmerksamkeit zu schenken hätten. Wohl sei in Deutschland für den Elementarunterricht auch der Mädchen gesorgt, aber dieser reiche für die veränderten Verhältnisse unserer Zeit nicht aus. Prof. v. Holtzendorff in seiner Rede „Ueber die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen" sagt: daß der Schulunterricht für Mädchen seit 50 Jahren keine wesentliche Umgestaltung erfahren. Wieviel Verkommenheit und Zurückgebliebensein hinter den Aufgaben der Zeit diese 50 Jahre bedeuten, ist selbstverständlich. Deshalb darf der Staat und die

*) Mit Interesse folgen wir auch den humanen Tendenzen und Schritten des „Allg. Deutschen Frauenvereins", obwohl wir seine Art der Anwendung des Principes der Selbsthilfe, welche die Mitwirkung der Männer bei den Verhandlungen des Vereins ausschließt, als unpraktisch und zweckwidrig betrachten. Mit Recht hat Frl. Jenny Hirsch, die Sekretairin des Berliner Vereins, in ihrem letzten Jahresberichte („Arbeiterfreund", 1868, Heft II) gesagt: „Die Frauenfrage ist nicht Sache der Frauen allein; sie ist eine Angelegenheit der gesammten Menschheit. Auf ihr beruhen hochwichtige Fragen der Entwickelung für Gegenwart und Zukunft; sie greift tief in das Leben der Familie, der Gesellschaft, des Staates, und kann nicht einseitig von einem Geschlecht aufgenommen, vom anderen verworfen werden, sondern bedarf der ernsteren Prüfung beider; gemeinschaftlich müssen beide an ihre Lösung gehen." D. R.

Gemeinde es weder der Privatspekulation, noch der Privatwohlthätigkeit überlassen, für Fortbildungsschulen der Mädchen zu sorgen. Da Hunderte von Mädchen gezwungen sind, einen Beruf zu ergreifen, so gut wie die jungen Leute, so gestatte man ihnen auch eine Berufsbildung. Handels- und Industrieschulen müssen die Mädchen so gut wie die Realschulen die Knaben für's geschäftliche und bürgerliche Leben vorbereiten.

Nach dem Vorgange Englands und Amerikas dürfen auch wissenschaftliche Studien, namentlich das ärztliche, den Frauen nicht länger vorenthalten werden. Die Universitäten zu Edinburg und Cambridge und jetzt auch die zu London haben beschlossen, Jungfrauen zu den Studien zuzulassen. In Amerika praktiziren 300 weibliche Aerzte, von denen Einzelne eine Jahres-Einnahme von 20,000 Dollars haben. Deutschlands Hochschulen, die den Kampf für Denkfreiheit auf wissenschaftlichem Gebiete so tapfer gekämpft, müssen auch ein Vorurtheil besiegen lernen, mit dem sie in der civilisirten Welt bald allein stehen werden. Aber auch hier müssen die vorbereitenden Studien den Frauen durch die Schule möglich gemacht werden, und zwar durch Einführung der exakten Wissenschaften und alten Sprachen im Mädchen-Schulunterricht.

In Preußen und überall, wo Lehrerinnen-Seminarien bestehen, könnte dies bald durch Anfügung dieser Lehrgegenstände geschehen.

Neben dem theilweise umzugestaltenden und neuzugestaltenden Unterricht muß aber auch die Verwendung der bereits bestehenden weiblichen Arbeitskräfte Hand in Hand gehen. Der Volksschulunterricht, namentlich für Mädchen, muß mehr und mehr weiblichen Kräften anvertraut werden. Die Geduld, die Liebe, das Verständniß für die kindliche Natur, die im Familienleben von den Frauen bethätigt wird, muß für die Volksfamilie verwerthet und nutzbar gemacht werden.

Ein sehr wichtiger Punkt ist auch der Unterricht in den Handarbeiten, der namentlich einen wesentlichen Theil des Landschulunterrichts bilden müßte und könnte, wenn er Frauen anvertraut wäre. Ein Hinweis auf den Staat New-York, wo unter 26,000 Volksschullehrern nur 5000 Männer sind, soll uns als praktisches Vorbild dienen.

Neben dem Schulamt als Erwerbszweig, sollten diejenigen Aemter Frauen anvertraut werden, die die weibliche Arbeitskraft nicht übersteigen: die Post- und Telegraphen-Aemter, der Billetverkauf an Eisenbahnen, die Beaufsichtigung der Fabriken, wo beide Geschlechter arbeiten, die theilweise Beaufsichtigung der Gefängnisse. Außer diesen, auf den Erwerb gerichteten Aemtern müßten aber auch diejenigen Aemter Frauen übergeben werden, die ihrer Natur und ihrer Würde als Glieder des Volkes angemessen sind. Der Schuldienst sollte dem Mädchen wie der Waffendienst jedem Manne Ehrensache sein; außerdem müßte die Armeeverwaltung, die Beaufsichtigung der Hospitäler, die theilweise Inspektion der Schulen, namentlich der Volks- und Mädchenschulen denjenigen Frauen in jeder Stadt anvertraut werden, die sich in einem Lebensalter befinden, wo die Erziehung der eigenen Kinder fast abgeschlossen ist. In unserm wohlhabenden Bürgerstande giebt es Hunderte von Frauen, die in den mittleren Lebensjahren, im Vollbesitz ihrer Gesundheit, ohne zwingende Pflichten sich befinden. Mögen sie die Erfahrung, die ihr Familienleben ihnen bot, die Umsicht, die sie gewonnen, nunmehr für die Gemeinde und das Volk verwerthen, zu dem sie gehören.

Die Motivirung dieses Antrages, den wir kurz skizziren, dauerte eine Stunde und wird im Druck erscheinen.

Aus dem Antrage wurde die Schulfrage besonders debattirt und dem Vorstande aufgegeben, im nächsten Vereinsjahr geeignete Schritte zur Realisirung zu thun.

Auch wurde beschlossen, die nächste Allg. deutsche Lehrer-Versammlung zu beschicken, und Frl. Calm aus Cassel, sowie Frl. Schmidt aus Leipzig erklärten sich bereit, auf eigene Kosten und im Auftrage des Vereins die Sache der Lehrerinnen, sowie des Schulunterrichts für Mädchen dort zu vertreten.

Die nächste Sitzung am 21. September brachte Berichte der verschiedenen Lokalvereine über mehr oder minder erfolgreiche Bestrebungen im Interesse der Frauenarbeit.

Eines Berichtes von Frl. Calm aus Cassel sei besonders gedacht, weil er in anspruchslosester Weise ihr eigenes Wirken darlegte, das die allgemeinste Anerkennung verdient. Ohne Comité, ohne Verein, ganz auf eigene Faust gründete Fräulein Calm in Cassel eine Sonntagsschule für Arbeiterinnen, die bereits vierzig Schülerinnen hat. Die Mädchen, größtentheils im Alter von 16 bis 20 Jahren, erhalten deutschen Sprachunterricht, lernen Rechnen, Buchhaltung, Geographie und Geschichte. Auch über einen Bazar, der in Cassel segensreich für die Arbeiterinnen wirkt, berichtete sie und lud die Versammlung auf nächstes Jahr nach Cassel, was auch angenommen wurde.

Die diesjährige Versammlung des Allg. deutschen Frauen-Vereins wirkte so anregend auf die Braunschweiger Bevölkerung, daß noch unter ihrem Präsidium ein Localverein nach den Grundsätzen und im Anschluß an den Allg. Verein sich constituirte.

So ist die diesjährige Versammlung nicht resultatlos auch für Diejenigen verlaufen, denen das praktische Interesse am Herzen liegt. Für Diejenigen, die der Sache nahe stehen, ist darin nur der kleinste Theil der Wirkung enthalten.

Die Frauen, die es wiederum wagten, öffentlich Zeugniß abzulegen von dem Ernst ihrer Gesinnung, fühlten, daß sie ein Werk der Befreiung vollbracht. In der Zustimmung, der herzlichen Theilnahme des versammelten Publikums erkannten sie, daß sie das Wort für Das gefunden, was bewußt und unbewußt in allen Gemüthern lag. Das rechte, in Wahrhaftigkeit ausgesprochene Wort aber hat eine erlösende Kraft und bewährt sich selbst an Denen, die sich gleichgiltig oder böswillig gegen dasselbe verhalten.

Moritz Wagner: Die Darwin'sche Theorie und das Migrations-Gesetz der Organismen.*)

Die vorliegende Abhandlung des Münchener Akademikers Moritz Wagner enthält eine sehr wichtige Ergänzung der Darwin'schen Transmutations-Theorie. Der Verfasser zeigt darin, daß die Migration, d. h. das auf dem Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungs-Triebe der Organismen beruhende fortdauernde Streben einzelner Individuen, sich vom Verbreitungsorte der Stammart zu entfernen, um durch Kolonien für sich und ihre Nachkommen bessere Lebensbedingungen zu finden, die nothwendige Bedingung der Bildung von Rassen und Arten ist.

Das Darwin'sche Buch vom Ursprunge der Species giebt keinen bestimmten Aufschluß weder über die äußere Ursache, welche zu einer Steigerung der gewöhnlichen individuellen Variabilität, also zur beginnenden Zuchtwahl den ersten Anstoß giebt, noch über die Bedingung, welche neben

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1868.

einem gewissen Vortheil in der Konkurrenz des Lebens die Erhaltung der neuen Merkmale nothwendig macht. Diese Bedingung erfüllt allein die freiwillige oder passive Wanderung der Organismen und die von den orographischen Verhältnissen wesentlich abhängige Bildung isolirter Kolonien, welche unter günstigen Umständen die Heimat einer neuen Species begründen.

Der Verfasser stützt sich auf die Beobachtung der Thatsache, daß gewisse Arten des Thier- und Pflanzenreiches an Flüssen, tiefeinschneidenden Meeresbuchten, an dem Meere selbst, an Hochgebirgen u. s. w. eine bestimmte Gränze ihrer Verbreitung finden, daß diese Arten aber außerhalb der Gränze durch Arten mit ähnlichen, immerhin aber verschiedenen Formen vertreten werden, und daß die Verschiedenheit der Formen desto größer ist, je größer die Entfernung oder je schwieriger das Ueberschreiten der Gränze ist. Es liegt nahe, diese Verschiedenheit auf die Auswanderung einzelner Individuen, auf die veränderten Lebensbedingungen am Orte oder im Bezirke der Einwanderung und auf die Isolirung der Ausgewanderten vom ursprünglichen Stamme zurückzuführen.

Die Konkurrenz aller Wesen um Raum, Nahrung und Fortpflanzung, d. h. der „Kampf um das Dasein", giebt dem Wandervermögen der Pflanzen und Thiere den ersten Impuls. Pflanzensamen wandern durch passive Migration, d. h. fortgetragen durch Winde, Flüsse, Meereeströmungen; Vögel, Insekten und andere Thiere bewegen sich in der Regel durch freie Wanderung oft sehr weit über die Gränzen des Standorts der Stammart. Gelangen sie in neue Lokalitäten, wo sie unter etwas veränderten Lebensbedingungen, besonders der Nahrung und der geschlechtlichen Konkurrenz, fortbestehen, so erhält ihr individuelles Gestaltungsvermögen einen neuen, stärkeren Anstoß. Bei ununterbrochener Fortwirkung der gleichen Ursachen müssen sich die Veränderungen der Organe in einer Reihenfolge von Generationen allmählich summiren. Von den physischen Verhältnissen der neuen Heimat, der Bodengestaltung, dem Klima, den Nahrungsmitteln, der nie fehlenden Konkurrenz mit anderen Arten u. s. w. wird es größtentheils abhängen, in welcher Form und welchem Grade die Veränderungen einzelner Organe vor sich gehen. Ist die natürliche Schranke oder der trennende Raum für die Kolonie nicht bedeutend genug, um sie genügend lange Zeit vor einer zahlreichen nachrückenden Invasion der Stammart zu bewahren, so wird durch deren Kreuzung die beginnende Varietät wieder erlöschen und in die ältere Form zurückfallen. Im entgegengesetzten Falle wird sie sich erhalten und zu einer sogenannten constanten Varietät (Rasse) oder neuen Art werden.

Diese Erklärung findet auch auf den Menschen Anwendung. Die vormalige stärkere Zersplitterung des festen Landes, die Existenz zahlloser Inseln begünstigte mit der Isolirung zweifelsohne die mannigfaltigsten Formenentwickelungen. Die günstigsten Bedingungen zu einer großartigen Wirkung der natürlichen Züchtung waren in den beiden älteren, sehr lange dauernden Perioden der Tertiärformation geboten, als durch langsame, aber weit ausgedehnte Hebungen die meisten Inseln zu Kontinenten sich vereinigten und dem Wandertrieb der Organismen weite Gebiete, dem „Kampfe um das Dasein" einen unermeßlichen Tummelplatz eröffneten. Dagegen wurde und wird die natürliche Zuchtwahl mit der Ausbreitung der menschlichen Kultur erklärlicherweise beschränkt und die künstliche Zuchtwahl tritt allmählich an ihre Stelle.

Den Beweis dafür, daß die Migration die Bildung neuer Arten nicht nur begünstige, sondern sie geradezu bedingt, findet der Verf. vorzugsweise in der vielfach beobachteten Thatsache, daß da, wo Thierheerden ohne Absonderung weiden, eine sehr gleichförmige Rasse sich bildet, welche sich selbst nach Importirung einer besseren Rasse nicht verändert, wenn nicht zugleich eine Absonderung von Zucht-Individuen stattfindet.

Es ist nicht zu leugnen, daß das Migrationsgesetz, durch seine Einfachheit ausgezeichnet, die Darwin'sche Theorie in sehr wesentlichen Punkten unterstützt und geeignet ist, viele Einwürfe zu beseitigen, welche gegen diese Lehre erhoben worden sind. Wir sind begierig zu sehen, wie sich die Gegner von Darwin dazu verhalten werden.

Schweiz.

Die Volksschullehrer und ihre Bestrebungen.

Pestalozzi's Ideen, welche einst von den Schweizer Bergen ausgingen und die moderne deutsche Pädagogik begründeten, in Preußen eifrige Pflege fanden, hier aber seit dem Jahre 1840 in Mißkredit gekommen sind zu Gunsten einer einseitigen politischen und kirchlich dogmatischen Richtung, wirken in ihrem Mutterlande ungestört fort und haben uns ein neues Zeugniß ihrer Kraft abgelegt auf einer allgemeinen schweizerischen Lehrer-Versammlung zu St. Gallen, deren Verhandlungen und Vorträge im Buchhandel erschienen sind.*)

„Der schweizerische Lehrerverein ist im Jahre 1849 gegründet und hat seitdem sieben Festversammlungen veranstaltet, deren letzte 1867 zu St. Gallen abgehalten wurde, schöne, genußreiche, erhebende und fruchtbare Tage, wahre Licht- und Höhenpunkte im Lehrerleben, für das schweizerische Schulwesen von hoher und weitgreifender Bedeutung." Wir stimmen diesem Urtheil vollkommen bei aus eigner Erfahrung, die wir auf den deutschen allgemeinen Lehrerversammlungen gemacht haben; wir freuen uns, daß die nächste deutsche Lehrerversammlung Pfingsten 1869 in Berlin, der Hauptstadt des Norddeutschen Bundes, abgehalten werden soll und wünschen derselben eine freundliche Aufnahme und eine segensreiche Wirksamkeit. Es haben an der schweizerischen Lehrerversammlung nicht blos Lehrer der Volks- und der Gelehrtenschulen, Elementarlehrer und Professoren, sondern auch bewährte Staatsmänner, Mitglieder von Schulbehörden, Freunde der Schule außer dem Lehrerstande und Vertreter der politischen Tagespresse Theil genommen. Wenn so das Volk an seinen nationalen Instituten, den heiligen Interessen der Volksschule seine Theilnahme bezeugt, dann geht auch ein erhebender Geist durch dieselbe, andernfalls verkümmert sie.

Die Haupt- und Nebenversammlungen zu St. Gallen haben eine Fülle von Belehrung, Anregung und geistigem Gewinn geboten, wie das vorliegende Buch bezeugt, welches die Verhandlungen und Vorträge in extenso wiedergibt. Aus den Vorträgen heben wir hervor den des Seminardirector Zuberbühler in Rorschach, welcher den Kernpunkt aller Pädagogik, die Charakterbildung, betrifft — eine Aufgabe, die die preußischen Regulative freilich

*) Zwei schweizerische Lehrertage oder die Vereinigung der Arbeit im Felde der Schule und der Erziehung zum Austausche ihrer Erfahrungen und zur Besprechung der wichtigen Aufgabe ihres Berufes. Mit einem Vorworte von Rebsamen, Seminardirector in Kreuzlingen. St. Gallen, Altwegg-Weber „zur Treuburg", 1868.

nicht kennen. „Wie können Haus und Schule in Verbindung miteinander eine sichere Grundlage für eine tüchtige Charakterbildung der Schüler legen?" Er gibt treffliche Vorschläge, weist auch auf die Bedeutung der Fröbel'schen Kindergärten hin vorzüglich in Bezug auf Bildung der zukünftigen Mütter, betont, daß durch einen nicht blos das Gedächtniß belastenden, sondern das Gefühl, Gemüth und die Denkkraft ergreifenden und den Willen bestimmenden Religionsunterricht, durch einen tüchtigen, das ganze Geistesleben erfassenden Sprachunterricht mit einer gründlichen Behandlung klassischer Lesestücke, durch einen biographischen und die Cultur berücksichtigenden Unterricht in der Geschichte, hauptsächlich aber durch das Vorbild des Lehrers, auf dessen Charakterbildung demnach die Seminarien hauptsächlich Rücksicht zu nehmen hätten, der Charakter des heranwachsenden Geschlechtes gebildet werden könne und müsse.

Im zweiten Vortrage wird das Verhältniß der Cantonal-Schulen (d. h. der rein wissenschaftlichen Anstalten) zu den Volksschulen behandelt, eine Frage, die auch bei uns in Preußen jetzt wieder auf der Tagesordnung steht, insofern die Volksschule ihr Recht auf die Vollendung ihrer innern Organisation in der „höhern Bürgerschule" geltend macht und darum gegen die von unten auf neben der Volksschule sich erbauenden gelehrten Realschulen mit ihren vom realen Leben abführenden wissenschaftlichen Disciplinen auftritt. Die Volksschulen sollen nicht vorbereiten für den Gelehrtenstand, sondern für das praktische Leben; nimmt man jenes Ziel für dieselben ins Auge, dann gibt man der Volksschule einen nicht mit ihrer Idee harmonirenden Charakter. „Das Ziel, das die Volksschule dem Leben gegenüber zu erreichen hat, muß ihren Charakter bestimmen." Damit ist nicht gesagt, daß dieselbe zur Fachschule degradirt, zu einer bloßen Kenntnisse- und Fertigkeiten-Mittheilungs-Anstalt gemacht werden soll; bei aller Abweisung der Anfänge der Gelehrtenbildung verfällt sie nicht dem Materialismus, ihr Ideal bleibt die Humanität, die Ausbildung des Menschen nach seinen natürlichen Anlagen und Fähigkeiten zur gottgewollten Bestimmung, aber diese Bildung nimmt unmittelbar eine praktische Richtung, sie soll nicht in abstracte, transcendentale Regionen einführen und dadurch ihre Zöglinge dem Leben entfremden. Der Vortragende, J. Schelling, Vorsteher einer Knabenrealschule in St. Gallen, warnt ernstlich vor diesem verkehrten und gefährlichen Wege, der, der allgemeinen Volksbildung gegenüber, eine aristokratische Basis für die Volksbildung anstrebe.

Außer den technischen Fragen heben wir noch folgende von allgemeiner Bedeutung hervor:

Ueber die zweckmäßigste Vorbereitung der Seminarzöglinge, vom Seminarlehrer Helbing in Rorschach, worin Grundsätze ausgesprochen sind, die allerdings mit den preußischen Regulativen im diametralen Gegensatze stehen, z. B. „daß der Seminarist seine Kenntnisse nicht blos angelernt, nur dem Gedächtnisse eingeprägt habe, daß er nicht blos abgerichtet sei in diesen und jenen Kunstgriffen, sondern daß dessen Geist durch den vorbereitenden Unterricht auf dem Wege der logischen, auf psychologischen und pädagogischen Gesetzen beruhenden Entwickelung im Denken geübt und durch diese Uebung befähigt worden sei, mit regem Interesse bei einem Lehrgegenstande selbstthätig zu verweilen, damit er einen wahrhaft erziehlichen, das ganze innere Leben des Kindes erfassenden und veredelnden Unterricht zu ertheilen befähigt werde."

Ein Vortrag handelt über die physische Bildung durch den Turnunterricht, der allerdings an den Schulen der Schweiz noch nicht allgemeiner Unterrichts-Gegenstand zu sein scheint.

Andere handeln von der Armenerziehung; über gewerbliche, kaufmännische und landwirthschaftliche Fortbildungsanstalten; über die Schulaufsicht — alles Fragen, welche auch die Volksschule Deutschlands bewegen und die, obwohl sie jetzt mehr von den Pädagogen diskutirt werden, die Theilnahme des Volkes, wenigstens der Gebildeten in demselben, in größerem Maße erwecken werden, als es jetzt leider! der Fall ist, wenn erst durch ein anderes, maßgebendes System, das höhern Idealen folgt, ein belebender Geist auch in das Volk geleitet werden wird.

Außerdem gibt das Buch eine Festbeschreibung, einen Ueberblick der Lehrmittel-Ausstellung u. dergl. m., worüber wir hier jedoch nicht weiter referiren, indem wir diejenigen, die an solchen Fragen Interesse haben, auf das anregende Buch selbst verweisen.

L. W. S.

Nord-Amerika.

Die Hayes'sche Nordpol-Expedition im Jahr 1861.*)

Diese Beschreibung der Hayes'schen Nordpolfahrt bildet den ersten Band der „Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit", die jetzt im Verlage von H. Costenoble in Jena erscheint. Die enthusiastische Aufopferungsfreudigkeit, welche sich in dieser Reisebeschreibung wiederspiegelt, dürfte auch kalte Gemüther für dergleichen gefahrvolle und undankbare Unternehmungen erwärmen. Das Werk, für den Laien berechnet, erschien erst zu Ende 1866 in Nord-Amerika, obwohl die Expedition bereits 1861 stattfand. Das „sichtbar Unendliche", wie es die Aesthetiker nennen, jener menschenleeren Eisgebiete tritt in den Schilderungen von Hayes vor unser Auge; wir fühlen die Wonne eines langen Tagessommers und die Schauer einer arktischen Winternacht mit ihren Gefahren, Schneestürmen und ihren „brennenden" Kältegraden. Die schwimmenden Eisgebirge, zwanzig-, hundertmal so hoch als das Berliner Rathhaus und der Dom zu Köln und 9—10 mal tiefer in's Wasser hinabragend, ziehen an uns vorüber in stolzer, unabsehbarer Schaar mit ihren gothischen Thürmen, Fenstern, Spitzen, Säulen und Pfeilern im tausendfarbigen Glanz der niedersinkenden Sonne. Das Nordlicht malt seine geheimnißvollen Strahlenschleier, bald dämmernd, bald die Sterne verdunkelnd, am Horizont. Die kurzlebige Flora, das frische Frühlingskind, auf schroffen Felsen geboren, und die zähe, allen Mühsalen trotzende Fauna, der aussterbende Eskimo mit seinen uralten Ueberlieferungen besserer, wärmerer Zeiten, „wo sie den Schnee nicht kannten", Alles weiß uns Hayes mit wahrhaft klassischer Naturanschauung darzustellen. Auch das Schweigen der arktischen Nacht erscheint in seiner Schilderung nicht als eine unendliche Leere, sondern „als das Schweigen, das etwas verschweigt", „es hört auf negativ zu sein, es steht da, wie ein schreckliches Gespenst".

So weit die Schilderung; die Erlebnisse und Ergebnisse dieser Reise selbst sind nicht minder zahlreich und farbenvoll. Genüge es zu sagen, daß er mit fast winzigen Mitteln, auf einem

*) Entdeckungsreise nach dem Nordpol, von Dr. J. J. Hayes, aus dem Englischen übersetzt von J. E. A. Martin. Jena, H. Costenoble, 1868.

Schooner, begleitet nur von vierzehn Genossen, die Gefahren einer halbjährigen Nacht — oft bei —44° R. — zu überwinden vermocht. Einer derselben, der 28 Jahre alte Naturforscher **August Sonntag**, fiel seinem Eifer im Dienste der Wissenschaft zum Opfer. Weit vom Athemzug warmen Lebens hat er sein felsiges Grabmal. „Dort, wo keine liebende Hand kommen kann, ihm Blumen auf die Gruft zu streuen, und keine Augen von Trauer sich trüben; aber die sanften Sterne, die er im Leben so liebte, werden über ihm das ewige Todtenamt halten, und die Winde über ihn jammern, und die Natur, seine kalte Braut, breitet die Arme über ihn, und ihre gefrorenen Thränen fallen ewig auf sein Grab." Das sind die schönen Worte, mit denen Hayes von unserm Landsmann Abschied nimmt.

Der Weg der Expedition geht westlich von Grönland den Smith-Sund hinauf. In dem kleinen dänischen Hafen Pröven werden sie gastfreundlich aufgenommen und mit zwei Gespann arktischer Hunde versehen, obgleich eine Seuche die Zahl dieser dem Nordländer unentbehrlichen Thiere sehr gelichtet hatte. Am Cap York nahmen sie einen Dänen, Namens Hans, auf, der aus Liebe zu einer Eskimojungfrau die frühere Expedition des Dr. Kane verlassen, um nördlich der Baffinsbay unter den wenigen Halbmenschen aller Civilisation zu entsagen. Auf dem weit in's Meer hinausragenden Cap York hatte er seit sechs Jahren, nachdem seine feurige Liebe sich bald gelegt, nach einem Schiff den südlichen Horizont beobachtet; auf einer hohen Warte lebend, im Nordsturm, büßte er seine allzuheiße Leidenschaft. Wir haben noch oft bei der Lectüre dieses Buches Gelegenheit, eine gewisse Romantik dieser Nordländer zu bewundern. In den Regionen der Einsamkeit, Ewigkeit, Unendlichkeit, Ruhe, Schönheit und Naturgewalt, wo aller Luxus eines künstlichen Lebens, einer vielverzweigten Gesellschaft erstarrt, tritt gleichsam die Poesie fühlbar, körperlich vor uns hin. Hier begreifen wir die Sagen der Nornen, die Wickingerfahrten, die alte germanische Weltanschauung und die Gebilde unserer alten, heidnischen Götter. Sehr scharfsinnig sind die Mittheilungen und Beurtheilungen von Hayes über die Eskimos, diese wahrhaft eisgeborene Race, denen wohler wäre, wenn sie, statt ihres bischen Menschheit, den Pelz, die Waffen und Kräfte des „rauhen Eisbären" besäßen. Und doch, wie unverwüstlich ist dieses „bischen Menschheit", das in dem Sohne des Eises fort und fort glimmt die lange arktische Nacht hindurch, in der einsamen Schneehütte oder am fluthbespülten Eisspalt, wo er tagelang harrt, um einen vielleicht auftauchenden Seehund zu erlegen. Hier in der Zeitlosigkeit des Alls wird er nicht zum Thier, sondern erscheint uns fast wie eine Abstraction. Hier dämmern ihm in seinem erstaunlichen Gedächtniß, dem einzigen Codex und Gesetzbuch, die Sagen seines Volkes, die fernen Ueberlieferungen besserer Tage, die sinnigen Sittensprüche, deren die nordische Poesie und Tradition so viele aufweist. Mit einer für uns unglaublichen Ergebung sieht er dem baldigen Aussterben seines Stammes entgegen, welche durch Krankheiten, Auszehrung und Civilisationsfieber — alle erst modernen Ursprungs — sich vorbereitet.

In der That müssen wir nach der Lectüre des Hayes'schen Buches der Vermuthung Raum geben, daß das Absterben des Nordens, das Steigen des Meeres an den Küsten, das Ueberwuchern der Gletscher schneller eintreten dürfte, als die Berechnungen der Astronomen, nach der Schwankung der Erdaxe, die sich in 26,000 Jahren erfüllt, zulassen. Zu deutlich zeigen sich die Vorwehen. Hayes fand Spuren großer Eskimo-Ansiedlungen nicht hohen Alters in Gebieten, die gegenwärtig schon dem menschlichen Fuße widerstreben; er fand Reste von Vegetation und die Knochen des Bisam-Ochsen, die einst in besseren Tagen auf jetzt vereis'ten Fluren Grönlands und Grinnell-Lands üppig gelebt. Auch die großen, schwimmenden Eisflarden, nach seinen Messungen bis zu 200 Fuß dick, sind von einer nie verwüstlichen Natur, ähnlich wie die Gletscher von oben durch Schneeniederschläge zunehmend, bis sie endlich den Grund des Meeres erreichen und so einen Zustand herbeiführen werden, dem jetzt noch der sich erwärmende Südpol unterliegt. Bekanntlich theilt die ganze nördliche Erdhülse diese Erkältung. Das Zunehmen der Gletscher in der Schweiz ist unumstößliche Thatsache, von der das Abnehmen des Weinbaues seit der Römer Zeiten eine deutliche Geschichte erzählt. Wir freilich müssen diesen kosmischen Einflüssen mit jener Eskimo-Gleichgiltigkeit zuschauen, von der Göthe's Wort gilt: Sie erweitert ihr Endliches zum Ewigen.

Unsere Eskimos besitzen neben diesen gleichsam chronopolitischen Eigenschaften auch derbe — ja widerliche Züge und Insekten die Menge, die ihrer perennirenden Pelzbekleidung entsprechen. Hayes nennt sie negative Menschen, bis auf ihre Unsauberkeit und Unzuverlässigkeit, die sehr positiv seien. Selbst ihre gepriesene Gastfreundschaft beruht nur in ihrem Unvermögen, offen und bündig die Thür, i. e. Loch, zu zeigen, eine Thätigkeit, für die ihre auf große Zungengeläufigkeit berechnete Sprache keine Bezeichnung hat. Verändert eine Eskimo-Familie den Wohnsitz, so wird selbst die schutzlose Waise nicht eingeladen; es wird ihr auch nicht verwehrt, zu folgen — zu Fuß — oder was wahrscheinlicher, in der Einöde zu verkommen. Sie betteln, borgen, stehlen nicht; sie kämpfen nicht miteinander, mag kommen was da will; unliebsame Personen werden hinterlistig aus der Welt gebracht; der alte hülfsbedürftige Krüppel — selbst der Vater — wird im Schnee unter Felstrümmern verschüttet und elendiglich läßt man ihn umkommen — Justiz giebt's nicht, es kräht kein Hahn danach.

Ein solches Volk muß zu Grunde gehen — selbst nach Darwin. Es dürfte also von Seiten der russischen Regierung ein wohlüberlegter Schritt sein, die Veräußerung ihrer Territorien in Amerika, eines Landes, das der Unfruchtbarkeit entgegengeht, einer Bevölkerung, deren Loos der Tod.

Selbst die arktischen Hunde theilen dieses Schicksal — diese eisensehnige, schnellläufige Race, dem Eskimo so unentbehrlich. Eine Seuche rafft alljährlich die Hälfte dahin. Hayes konnte für Werkzeuge und Waffen, die dem Nordländer mehr gelten als unsern Börsenheroen das Kapital, kaum ein Dutzend auftreiben, um seine Schlittenreise nach Norden auszuführen. Auch diese starben dahin an einer Art von Nervenfieber, bisher noch ganz unbekannt in den Eisregionen.

Sein Schooner war beim hereinbrechenden Winter im Port Foulke, zwischen Cap Alexander und Cap Ohlsen, zur Ruhe gegangen und in ein Treibhaus verwandelt, denn selbst die Eskimos sind unter 80° nördlicher Breite bei —44° F. nur exotische Pflanzen und beim ersten Dämmern des Frühlings — und Morgens ward gerüstet, das Eis des Sundes, welches sich bis zur Mitte des Sommers hält, zu überschreiten. Der Smith-Sund war aber so bedeckt mit vollständig ungangbaren Eistrümmern, die sich in ungeheuren Massen, Keilen, Ecken, Kanten, Irrgängen in einer Höhe von fünfzig Fuß erhoben, daß die Mannschaft erschöpft zurückblieb, und Hayes mit nur einem Gefährten, deutschen Namens (Knorr), allein in dem öden Labyrinth über das Meer vordrang — einen ganzen Monat lang, täglich eine kleine Meile vorwärts kommend.

Es ist die geheimnißvolle Macht der arktischen Zone, daß der Mensch wie in höchster Gefahr und unsäglichem Elend gegen

alle Schrecken, alle Furcht gestählt wird, Muskeln, Nerven und Wille auf Ein Ziel angespannt werden. Es ist eine andere Welt — ein anderes Licht, anderes Leben — ein anderer Planet. „Aus Reisebeschreibungen," sagt Hayes, „schien mir Alles so natürlich; aber als ich Alles wirklich vor mir sah, da war's unwahr, unglaublich." Hier giebt es keinen Gott, als die Natur — und die ist todt. Hier ist der große Kirchhof des alten Walfader, des greisen Thor, hier ist das erloschene Alfheim, hier ruhen Balder und Freja, Locke und Mimer, Trole und die Nornen — nur die fürchterliche Hel saust im eisigen Panzer des Nordsturms durch die entsetzliche Oede. Wie in einem Traum zogen Hayes und Knorr dahin — nur mit dem Einen Triebe: Nach Norden!

Endlich erreichten sie die äußerste Spitze Grinnell-Lands, das Cap Union, 82° 30' nördlicher Breite, vierhundertfünfzig engl. Meilen vom Pol. Die finsteren, eis- und schaumgekleideten Fluthen Polynia's, des offenen Polarmeers, breiten sich vor ihnen aus, unabsehbar nach allen Seiten. Ein Schauer fesselte die Reisenden an den Ort. Der Union-Jack mit den irdischen Sternen wurde aufgepflanzt und feierlich erhoben sie die Hände zu dem Gelübde, hinüberzudringen über die geheimnißvollen Wasser zu vielleicht unbekannten Inseln mit unbekannten Menschen, Thieren und Pflanzen. Da flog ein Zug schwarzer Kummen über ihre Häupter dahin — nach Norden — mit Columbus konnten sie rufen: Land! Land!

Die Rückreise verging ihnen wie ein Traum. Es war ihnen, als seien sie tausend Jahre in verzauberten Regionen gewesen. Der schreckliche Bürgerkrieg hatte die Heimat zerrüttet, und er ist es hauptsächlich, der Hayes bis jetzt abgehalten, sein Gelübde zu erfüllen.

So ist es vielleicht der deutschen Flagge bestimmt, unter der Aegide des trefflichen Petermann, zuerst den Pol der Erde, um den sich die Welt in diamantnen Angeln schwingt, zu zieren. Zwar ist die „Germania" vorläufig wieder nach Bergen zurückgekehrt, nachdem sie Ostgrönland, Spitzbergen und Grinnell-Land umschifft hatte und bis 81° 5" N. Br. gelangt war, doch wird diese Fahrt, über deren Resultate wir bald wohl das Nähere hören, hoffentlich nur der ballon d'essai gewesen sein, dem bald eine mit größeren Mitteln ausgerüstete deutsche Expedition folgen wird.

Frankreich.

Molière-Studien in Frankreich und Deutschland.*)

Wenn die selbstschöpferische Kraft den höchsten Maßstab für die Beurtheilung eines Dichters liefert, scheint Molière unter den Dichtern Frankreichs den ersten Platz zu verdienen. Diese Meinung ist nicht eine vereinzelte Ansicht, die Behauptung eines einseitigen Liebhabers, der das Lustspiel über das Trauerspiel stellt, sondern sie hat in Deutschland wie in dem Vaterlande des Dichters viele Verehrer für sich und gewinnt immer mehr an Verbreitung. Molière ist der einzige französische Dramatiker, der an Shakespeare's sprudelnde Lebensfülle näher heranreicht, der einzige Klassiker dieser Nation, dessen ungezwungene Haltung ihn über den Geschmack des Zeitalters Ludwig's XIV. weit hinausgehoben hat. Freilich ist seine Ursprünglichkeit nicht buchstäblich aufzufassen. Er sowohl wie Shakespeare haben im Lustspiele gar manche Stoffe und Gestalten von den Italiänern entlehnt. Shakespeare hat besonders die venetianischen Novellen benutzt, aber auch Figuren der italiänischen Bühne, Molière hat mit vollen Händen aus dem Schatze der Urkomik des Volkslustspiels der Italiäner geschöpft, die commedia dell' arte ist für ihn eine nie versiegende Fundgrube gewesen; womit nicht gesagt werden soll, daß Molière nicht auch das feinere Lustspiel dieser geistreichen Nation, die sog. Commedia sustenuta („gehaltene Komödie") ebenfalls auszubeuten verstanden habe.

Nur Unkundige können dem dramatischen Dichter aus solchen Entlehnungen ein Verbrechen machen. Jeder Dramaturg steht auf den Schultern seiner Vorgänger; die Entwickelung der Bühnendichtung aller Zeiten war eine sehr allmähliche. Ueberdem das eigentliche dramatische Leben ist nicht gerade die Sache der Franzosen. Ein so vorurtheilsfreier Kritiker, wie Charles Nodier, dessen Rêveries littéraires, morales et fantastiques häufiger gelesen werden sollten, hat dies ohne Umschweif anerkannt. Dasselbe sagt Herr Louis Moland, der beste bisherige Herausgeber der Werke Molière's, welcher dem Verhältnisse des großen französischen Dichters zur italiänischen Lustspieldichtung unter dem Titel: „Molière et la Comédie italienne" jüngst eine eingehende, höchst anmuthig geschriebene Studie gewidmet hat. Moland bemerkt mit Recht, daß bei den Franzosen der ihrer rhetorischen Ader so lebhaft zusagende Dialog die dramatische Handlung oft ganz überwuchert und daß dies namentlich in den älteren französischen Stücken, in den Mysterien und Moralitäten, bis zum Ueberdruß der Fall war. Indem es Molière unternahm, dem italiänischen Theater die dramatische Bewegung abzulauschen, hat er das wahre Lustspiel in Frankreich begründet und den bewundernden Ausruf jenes Zuschauers der ersten Vorstellung seiner „Précieuses ridicules" gerechtfertigt: „Courage, Molière, voilà la bonne comédie!"

Die Verschwägerung der Häuser Valois und Bourbon mit den florentinischen Mediceern hat neben grausigen Schattenseiten auch ihr Gutes für Frankreich gehabt. Wenigstens was die bildenden und die darstellenden Künste anlangt. Katharina's und Maria's von Medici Interesse an der commedia dell' arte zogen früh die vorzüglichsten Schauspielertruppen dieses Faches nach Frankreich und an den Hof; Ludwig XIII. theilte den Geschmack seiner Mutter; der Besuch des italiänischen Theaters, welchem bald das Hôtel de Bourgogne, bald und später gewöhnlich der prächtige Saal des sogen. Petit-Bourbon, eines Ueberbleibsels von dem ehemaligen, 1527 größtentheils niedergerissenen Palaste des Connetable de Bourbon, eingeräumt wurde, gehörte bis weit über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus zum guten Tone der Hofgesellschaft.

Diese Anwesenheit italiänischer Schauspielertruppen in Frankreich ist auf Molière's dramaturgische Ausbildung von durchgreifendem Einfluß gewesen. Nicht bloß eine ganze Reihe der beliebtesten komischen Figuren, welche die Typen der „Gelosi" und der „Fedeli" bei den Franzosen heimisch gemacht, sondern auch viele seiner wirksamsten Stoffe hat Molière aus der commedia dell' arte herübergenommen: Don Juan und Tartuffe sind italiänischen Ursprungs. Der Stoff des „Convitato di pietra" (steinernen Gastes) war zuerst im Spanischen von Gabriel Tellez bearbeitet, dann von Onofrio Giliberti de Solofra im Sinn

---

*) Molière et la comédie italienne par Louis Moland, ouvrage illustré de vingt vignettes représentant les principaux types du théâtre italien. Paris, 1867, Librairie académique Didier et Co. (XII et 379 pages.)

Molière-Studien. Ein Namenbuch zu Molière's Werken, mit philologischen und historischen Erläuterungen von Hermann Fritsche. Danzig, Theodor Bertling, 1868. (XXXX und 155 Seiten.)

und Geschmack der commedia dell' arte umgewandelt und mit einer sehr drastischen Komik bekleidet worden. 1657 wurde „Il convitato di pietra" im Petit-Bourbon von der Truppe des Giuseppe Bianchi, bei welcher Tiberio Fiorelli als „Scaramuccia" (Escarmouche, Scaramouche) und Domenico Locatelli als „Trivelino" die Hauptrollen spielten, mit Glanz aufgeführt. Molière fand das Pariser Publikum, als er 1658 von seinen Kunstreisen in der Provinz nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, noch ganz berauscht von dem großartigen Erfolge. Um dieselbe Zeit hatte „Lo Ipocrito" (der Scheinheilige) des Aretino (vergl. venetianische Octav-Ausgabe von 1542) die Pariser Bretter beschritten und sich in der Gunst des hauptstädtischen Publikums festgesetzt. Selbst der Name „Tartuffe" stammt von den Italiänern, er ist eine Französirung des Truffa oder Truffaldino, der stehenden Figur eines gaunerischen Bedienten, einer in der commedia dell' arte häufig vorkommenden Charaktermaske. Daß Molière der von Aretin schlechtweg „Lo Ipocrito" genannten Person diesen Spitznamen gegeben hat, beruht auf einer inneren Verwandtschaft beider Gestalten, welche der zweite Titel des Tartuffe „L'Imposteur" klar genug andeutet. Das nächste Verhältniß zur italiänischen Volksbühne haben die Stücke: L'Etourdi (der Inavertito des Nicolo Barbieri), le Dépit amoureux (nach L'Interesse des Nicolo Secchio, das Ludovico Riccoboni unter dem Titel: „La figlia creduta maschio", „die für einen Mann gehaltene Jungfrau," überarbeitet hat), ebenso Don Garcie de Navarre, eine fast wörtliche Uebersetzung von „le Gelosie fortunate del principe Rodrigo" („die glücklichen Eifersüchteleien des Fürsten Rodrigo"), deren Dichter der Florentiner Giacinto Andrea Cicognini ist. Auch die Jugendarbeit Molière's „Le Médecin volant" (il Medico volante) gehört in diese Kategorie. Anklängen an Situationen und Charaktere der commedia dell' arte begegnet man übrigens fast überall.

Aber bei genauerer Betrachtung, welch' ein Abstand zwischen Molière und seinen Vorbildern! Je weiter des Dichters Entwickelung fortschritt, desto freier lernte er sich bewegen, desto mehr streifte er die Fesseln ab, welche jedwede Art von Nachahmung dem schöpferkräftigen Genius aufzwängt. Es ist ein schönes Verdienst des Herrn Louis Moland, daß er das scenario der bedeutendsten Stücke des italiänischen Repertoires genau wiedergegeben hat; hieran kann man erkennen, wie viel der wahre Dichter zu thun hatte, den rohen Späßen und rüpelhaften Zweideutigkeiten der commedia dell' arte einen tieferen Gehalt unterzulegen! Wenn die italiänischen Possenreißer die Stoffe ihrer Handlung ihren Charaktermasken anbequemt hatten, so daß der Zuschnitt des Stückes nach den vorher bestimmten Rollen bemessen war, so griff Molière's schaffende Hand in diesen Wirrwarr von Typen hinein und wählte mit sicherem Blick diejenigen Gestalten aus, deren er für seine Handlung bedurfte. Immer zwar blieben die Typen noch zu allgemein gehalten; es ist dies der Grundfehler der französischen Bühne, den selbst der Heros des Lustspiels nicht ganz zu besiegen vermochte. Vielleicht ist die Convenienz der italiänischen Komödie, welche er als eine herrschende vorfand, ihm in dieser Beziehung auch hinderlich gewesen. Doch tadeln wir nicht, wo des Lobes und der Bewunderung so tausendfach Würdiges uns anspricht!

Vor Kurzem hat der stets wachsenden Schaar der Molière-Forscher ein ostpreußischer Gelehrter sich beigesellt, den die von Professor Rosenkranz in Königsberg ausgehenden Anregungen auf dieses Gebiet geführt zu haben scheinen. Aus der Feder des Herrn Hermann Fritsche, Oberlehrers an der städtischen Realschule zu Wehlau, ist unter dem Titel „Molière-Studien" ein Namenbuch zu Molière's Werken geflossen, reich an tüchtigen Einzelheiten, ein Zeugniß deutscher Gründlichkeit und altpreußischen Fleißes. Leider ist das Buch ein Jahr zu früh veröffentlicht worden, denn der Autor hat noch keine Kenntniß der eben skizzirten Arbeit von Louis Moland, welche ihm ein massenhaftes Material geboten und über eine Menge von Punkten schärfere Aufklärung verschafft hätte. Er kennt nur die Molière-Ausgabe dieses trefflichen Forschers; auf sie und auf Victor Fournel's „Contemporains de Molière" hat er seine Untersuchungen gestützt. An bibliographischen Notizen ist wahrlich kein Mangel, der philologische Theil des Namenbuches könnte dagegen reichhaltiger sein, der Verfasser tritt hier überhaupt nicht selbständig auf, sondern begnügt sich mit Hinweisungen auf Diez u. s. w. Bei dieser Sachlage hätten wir die harte Verurtheilung des wackeren François Génin und seines nicht verdienstlosen Lexique comparé de la langue de Molière gern vermieden gesehen; die Anklage, daß der Straßburger Professor die deutsche Fachliteratur à la française vernachlässigt habe, ist geradezu falsch, indem François Génin, der gelehrte Herausgeber des Chanson de Roland, seinen mehrjährigen Aufenthalt im Elsaß zur Erlernung der deutschen Sprache und zum Studium der deutschen Literatur weislich ausgenutzt hatte. Näheres hierüber findet man bei Louis Spach (Oeuvres choisies, Tome 2).

Die Tugend der Vollständigkeit, welche Herr Fritsche an Génin's Lexique de Molière so bitter vermißt, bildet das schwer erreichbare Ideal der Wörterbücher. So möchte auch das vorliegende Namenbuch hin und wieder eine Lücke darbieten, die ein Autor, der 200 Meilen von dem Urquell französischer Literaturkunde entfernt wohnt, ohne sein Verschulden unausgefüllt lassen konnte. Der Fleiß bürgt für den guten Willen. Doch ist auch einiges Bekanntere übersehen. Bei dem Namen Vadius, den der Kritiker Ménage in den Femmes savantes führt, hätte jener berühmte Ausspruch desselben Erwähnung verdient, der das freimüthige Selbstbekenntniß der Niederlage seiner literarischen Zunft war. Man erinnert sich, daß Ménage nach dem Schlusse der ersten Vorstellung der Précieuses ridicules zu seinem Freunde Chapelain sagte: „Il nous faudra brûler ce que nous avons adoré, et adorer ce que nous avons brûlé!" — Das Urbild des Tartuffe betreffend, finden wir es, nach den eigenen Ausführungen des Herrn Fritsche, sonderbar, daß er den Verdacht gegen den Jansenistischen Abbé de la Roquette immer noch aufrecht erhält. Konnte den Daten nach bei dem berühmten Attentat auf Elmirens Tugend von den beiden Herzoginnen von Longueville nur die 45jährige Mutter gemeint sein, so hätte der vier Jahre jüngere Roquette einer seltsamen Leidenschaft Raum gegeben; hätte die Skandalscene aber überhaupt nur in den Zimmern der Herzogin gespielt, so würde von Seiten der Verwandtschaft wohl schwerlich einem Manne, der den Palast der Longueville zum Schauplatze eines europäischen Skandals erniedrigt hatte, die Leichenrede für die so beleidigte Dame übertragen worden sein!

Trauttwein von Belle.

Baltische Provinzen.

Die polnische Schutzherrschaft in Livland.

Es ist noch nicht lange her, daß der „Dziennik poznanski" die gegenwärtigen Bedrückungen der Deutschen in den Ostsee-Provinzen durch die Russen gegenüber der Herrschaft der Polen

in Livland, welche von 1561 bis 1621 dauerte, hoch pries. Der Vertrag der Livländer mit dem Könige Sigismund August, welcher noch heute die Grundlage des öffentlichen Rechts in jenem alten Reichslande bildet, wurde von ihm als ein Geschenk der Polen dargestellt und ein treues Festhalten daran von polnischer Seite dreist behauptet. Insbesondere wurde noch hervorgehoben, daß die polnische Regierung sich um die Verbesserung des Looses der Bauern, deren „Lage vorher entsetzlich gewesen" wäre, verdient gemacht habe. Diese Darstellung muß Jeden, der nur einigermaßen in der Geschichte der Ostsee-Provinzen bewandert ist, mit gerechtem Erstaunen erfüllen; denn die Russen haben denn doch noch ein gutes Stück Arbeit vor sich, wenn sie es in der Rechtsverletzung und Gewaltthätigkeit ihren früheren Vorgängern in der Oberherrschaft über das Land gleich thun wollten. Das Aprilheft der „Baltischen Monatsschrift" giebt in einem kurzen Geschichtsabriß jener Periode von A. Büttner über das rührige Treiben der Polen und Jesuiten in Livland genaue Auskunft. Die Schlüsse auf die Gegenwart sind darin zugleich nahe gelegt, so weit die russische Censur das gestattet. Da wir so glücklich sind, ihr nicht unterworfen zu sein, so wollen wir dieselben in dem folgenden Auszuge mit klaren Worten aussprechen.

König Sigismund August hat wenigstens nicht offen das von ihm selbst ertheilte Privilegium verletzt, wenngleich er stets eine enge Vereinigung der neuen Provinz mit Lithauen und Polen im Auge gehabt und sehr bald einen lithauischen Administrator (Statthalter), Chodkiewicz, statt des einheimischen Kettler hinzusenden gewußt hat. Immerhin muß ihm nachgerühmt werden, daß unter ihm keine Religionsverfolgungen eintraten. Nach seinem Tode aber und nach dem kurzen Intermezzo des Sohnes der blutigen Katharina von Medici kam 1575 in Stephan Bathory ein eifriger Katholik auf den polnischen Thron. Er vertrieb zwar die Barbarenhorden Iwan's des Schrecklichen endlich aus dem Lande, in welchem sie vierundzwanzig furchtbare Jahre gehaust hatten, aber dicht hinter ihm folgten andere Plagegeister für die unglücklichen Bewohner, die Jesuiten. Livland war über alle Maßen entkräftet; die Bevölkerung vielleicht auf ein Viertel herabgemindert, die Städte bis auf Riga und Pernau in Trümmern, ein großer Theil des Adels von Haus und Hof getrieben; dazu kam ein tiefes Mißtrauen der Eingeborenen unter sich, da nicht wenige sich verrätherisch dem Feinde verkauft hatten. Mit Grund konnte der König das Land für den Katholizismus als „tabula rasa" bezeichnen. Und dennoch hat es die planvoll durchdachten und geschickt ausgeführten Angriffe eines so mächtigen Volkes ausgehalten und seinen deutschen und protestantischen Charakter bewahrt! Also Muth, Ihr Stammesbrüder, in Eurer heutigen Bedrängniß!

Der Hebel wurde von Stephan zunächst an zwei Stellen angesetzt, in Riga und im ehemaligen Stift Dorpat. Kaum in der Landeshauptstadt angelangt, forderte er für den katholischen Gottesdienst eine Kirche. Als man im Rathsarchiv nach der Urkunde des Vertrages suchte, durch welchen der Stadt der Besitz aller Kirchen zugesprochen war, war sie spurlos verschwunden. Es mußten nun zwei den Katholiken eingeräumt werden. Ehe der König Riga verließ, setzte er über Livland einen polnisch-katholischen Statthalter, Kardinal Radziwill, und gab ihm eine geheime Instruktion, in der es unter anderem hieß: „Vor Allem soll der Statthalter Mühe daran wenden und darüber wachen, daß die von Uns in Riga gelegten Grundlagen der heil. katholischen Religion von Tag zu Tage an Wachsthum zunehmen, und zwar so, daß sie in Kurzem über ganz Livland sich ausbreiten könne" u. s. f.

Rücksichtsloser ging der König im Stift Dorpat vor. Noch am Tage nach dem Friedensschluß mit den Russen, 1581, verbot er in drohender Weise dem Dorpat'schen Rath, Katholiken von Aemtern auszuschließen — das bedeutete nichts anderes, als den Ausschluß der Protestanten von allen Aemtern. Am meisten aber gedachte die Regierung in ihren polonisirenden und katholisirenden Bestrebungen gefördert zu werden, indem sie möglichst viel Landgüter in die Hände von Polen zu spielen bemüht war. Selbstverständlich war die Verwaltung der Krongüter, das Kommando in den königlichen Schlössern von ganz Livland ausschließlich Polen anvertraut; das Stift Dorpat mußte aber dazu dienen, ihnen auch den Privatbesitz zuzuwenden. Die von den Russen vertriebenen Gutsbesitzer wurden nicht wieder in ihre Güter eingesetzt, sondern diese Polen übergeben. Nur wer katholisch wurde, konnte sein Eigenthum wieder erlangen. Die livländische Ritterschaft mußte nun den dreihundertjährigen Kampf um das Dasein beginnen; sie protestirte gegen das Verfahren nachdrücklich, sie erklärte, nicht um eine Gunst zu bitten, sondern um ihr Recht; sie rief Gott im Himmel und alle Welt an. Jedoch vergebens. Der König erklärte ohne Umstände, daß „sich der Zustand Livlands seit Ertheilung des Privilegiums Sigismundi Augusti geändert" habe, u. s. w. Es wurde vom Throne herab unverhüllter Rechtsbruch verkündet.

Diese Beschaffenheit hatte es schon zwei Jahrzehnde nach Abschluß des Unterwerfungsvertrags mit dessen Beobachtung durch die Polen.

Im Jahre 1583 wurde dem Landtage vom königlichen Kommissar eröffnet, daß eine allgemeine Revision der Güter stattfinden solle, wobei jeder Besitzer sein Recht zu erweisen habe. Belehnungen vom letzten Erzbischof, ja sogar vom vorigen polnischen Statthalter, Chodkiewicz, sollten ungiltig sein. Die darauf eingesetzte Revisionsbehörde revidirte nun die ganze polnische Zeit hindurch; sie entriß nicht nur vielen deutschen Familien ihr Eigenthum, um es Polen zu überliefern, sondern ließ auch alle übrigen in fortdauernder Unsicherheit über Hab und Gut. Nur Uebertritt zum Katholizismus und Anschluß an die Polen gab Sicherheit. Offen sprachen es die Bedränger aus, daß sie die „Transmariner" über die See jagen wollten, wo sie hergekommen seien.

Leider gab es auch damals unter den Deutschen Ueberläufer und Verräther, die natürlich die eifrigsten Verfolger ihrer Landsleute waren. Hervorragend unter ihnen war Otto von Schenking, Bischof des neugegründeten, Livland umfassenden katholischen Bisthums Wenden; er bildete den Mittelpunkt der propagandistischen Thätigkeit, wie ihn heut der griechische Erzbischof von Riga bildet. In den Hauptstädten gingen die Bedrängnisse vorzugsweise von den Jesuiten aus. Berühmt sind die 400 Prozesse, welche sie gegen Riga anstrengten und welche sie wahrscheinlich alle gewonnen hätten, wenn nicht Gustav Adolf durch Eroberung der Stadt 1621 der Noth ein Ende gemacht hätte.

Nicht ganz mit Unrecht behauptet der „Dziennik", daß die Polen den livländischen Bauern ganz besondere Fürsorge gewidmet haben; nur war das ausschließlich eine polnisch-jesuitische Fürsorge für ihr Seelenheil. Unter dem finsteren Pfaffenknecht Sigismund III. fiel 1611 in dieser Richtung der Hauptschlag: der König verbot den lutherischen Predigern unbedingt, unter den lettischen und ehstnischen Bauern zu predigen oder Amtshandlungen vorzunehmen, denn sie seien von Alters katholisch und müßten es auch bleiben. Mit demselben Recht konnte man alle Protestanten zu Katholiken pressen. Der Hohn gegen den

Menschenverstand, der in dieser Begründung des Gewissenszwanges lag, war echter Tyrannenwitz, der keine Prüfung, kein Begreifen duldet, sondern nur todte Unterwerfung fordert. Etwas Aehnliches thun heute die Moskowiten, wenn sie die Russifizirung der Ehsten und Letten verlangen, damit ihnen russische „Freiheit“ zu Theil würde. Der Zeitpunkt des Jahres 1611 war günstig für die Durchführung der Gewaltmaßregel. Durch einen zehnjährigen Krieg mit Schweden war das Land auf's Neue entsetzlich verheert worden, und die vertragsmäßigen Beschützer, die Polen, hatten dabei an Wuth und Grausamkeit die Feinde bei weitem übertroffen. Der größte Theil des Adels war durch seine Verbindung mit den glaubensverwandten Schweden bloßgestellt; er konnte ausgetrieben und sein Eigenthum an Polen oder wenigstens Katholiken vergeben werden. So kam die Mehrzahl der Güter in die Hände von katholischen Besitzern, und diese legten sich den Bauern gegenüber das Recht der Reformation, d. h. der Gegenreformation, bei. Die Polen hatten im Kriege ferner viele lutherische Kirchen zerstört und die Prediger verjagt. Auf dem ganzen flachen Lande von Livland gab es deren nur noch drei, in Dorpat ferner zwei, in Pernau einen und in Wenden einen; das war außerhalb Riga Alles. Dagegen bestanden 1613 außerhalb Riga zwölf katholische Pfarreien. In demselben Jahr wurde eine Kirchenvisitation von Jesuiten durch das ganze Land unternommen, um den Rest des Protestantismus, wenigstens außerhalb der Städte, auszutilgen. Unzweifelhaft wäre das, trotz der im Allgemeinen treuen Anhänglichkeit der beiden Nationen am Lutherthum, ebenso gut gelungen, als in Westpreußen, wenn nicht von Außen die Erlösung gekommen wäre. Auch in den Städten, zumal in Dorpat, wurden die lutherischen Prediger hart verfolgt, wenn sie bei Ehsten oder Letten, selbst wenn diese das Bürgerrecht besaßen, Amtshandlungen vollzogen. Und als die Ehsten in Dorpat nach dem Aufhören jedes ehstnischen Gottesdienstes die deutschen evangelischen Kirchen besuchten, wurden sie durch polnische Heiducken mit Kantschuhieben hinausgetrieben.

Aber auch die deutschen Bürger suchten die Pfaffen und ihre Beschützer auf das Schlimmste heim, besonders durch falsche Anklagen. Und wie gefährlich solche vor polnischen Richterstühlen waren, das bekunden die Thorner Schrecken vom Jahre 1724.

Dies ist in wenigen Pinselstrichen das Bild der polnischen Periode in Livland. So achteten die Polen das Vertragsrecht, so das Menschenrecht der Livländer; solche Fürsorge trugen sie für die Letten und Ehsten; so gingen sie mit dem Privateigenthum um, so mit der bürgerlichen Ehre und Freiheit ihrer rechtschaffenen und treuen Schutzgenossen.

Der Schluß des Aufsatzes von A. Buttner lautet: „Das Drama schließt und es ist keine Lösung von innen heraus. Der Kampf endet, die Gefahr wird abgewandt: eines Sieges kann man sich doch nicht freuen. Wer kann behaupten, ein fortgesetzter Angriff hätte sein Resultat nie erreicht? Was wäre dann aus Livland geworden? Ein anderes Litthauen? Die Vorsehung hat es nicht gewollt. Livland ist ein Damm, gegründet einst gegen den Andrang der Wogen der Barbarei. Hinter ihm liegt blühendes Land. Wenn die Wasser steigen, wenn die Fluten den Damm zu untergraben drohen, dann sieht man die Männer auf ihm mit wachsender Sorgfalt sich mühen um die Festigung des Dammes. Kein spannendes Schauspiel ist es, das den Fremden oder müßige Neugier befriedigen könnte. Die aber auf dem Damm stehen, die sollen wissen, was sie schützen, und sie haben nicht umsonst gelebt!“

Die letzten Sätze sind jedenfalls für die Gegenwart berechnet, und jeder Livländer, jeder Ostsee-Provinziale wird sie verstehen. Das „spannende Schauspiel“ für den „Fremden oder müßige Neugier“ trifft uns Stammgenossen im Mutterlande, die wir das „Untergraben des Dammes“, die slavischen „Fluten“ und die „Mühen der Männer zu dessen Festigung“ immer noch mit überwiegender Gleichgiltigkeit betrachten, als wenn wir „Fremde“ wären und dort nur etwa auf „Schauspiele“ für unsere „Neugier“ unsere Aufmerksamkeit zu richten hätten. Möge die Mahnung bei uns gebührende Beherzigung finden.

E. Kattner.

Finnland.

Märchen, aus dem Finnischen übersetzt.

II.

Die Vergeltung des Nachtquartiers.

Einmal wanderten der Erlöser und der heilige Petrus zusammen und kamen am späten Abend zu einem Dorfe, wo sie übernachten wollten. Daselbst waren zwei Bauerhöfe, der eine reich und prächtig, der andere arm und unansehnlich. Dem armen Bauerhofe wollten die Wanderer nicht beschwerlich fallen und beschlossen, auf dem reichen Hofe ein Nachtlager zu verlangen. Sie klopften also an die Thür desselben, welche verriegelt war, obgleich die Insassen noch keineswegs schliefen. Lange erfolgte keine Antwort, endlich frug die Wirthin von Innen: „Wer klopft da zur Nachtzeit an der Menschen Thüren?“

Die Wanderer trugen ihre Sache vor und baten um Quartier bis zum Morgen. „Sucht euch sonst wo ein Strohlager“, rief das Weib keifend, „ich kann mir jetzt nicht mehr die Mühe nehmen, euch einzulassen; nur fort von meiner Thür oder ich schicke meinen Hund, euch zu bewillkommnen.“ Die Wanderer mußten sich zufrieden geben. Sie gingen weiter, wie man ihnen geheißen hatte, und beschlossen, nach dem armen Bauerhofe zu gehen. Da war kein Riegel vor der Thüre, alle Insassen wachten noch, grüßten die fremden Gäste herzlich, hießen sie niedersitzen und bereiteten ihnen Speise und eine Schlafstelle. Die ermüdeten Wanderer aßen mit großem Appetit, dankten und begaben sich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen schickten sie sich zum Aufbruch an und boten Bezahlung für das Nachtlager; aber die Besitzerin sagte, es zieme ihr nicht, für so geringe Dienste etwas anzunehmen, und die Reisenden würden ihr Geld wohl selber gebrauchen. Da sagte der Erlöser zu dem Weibe: „So nehmet wenigstens unseren Segen für euere Gastlichkeit und begnügt euch mit dem, was dieser Segen euch einbringt.“ Die Frau wußte darauf nichts zu entgegnen, wünschte nur den Reisenden Glück und sagte ihnen Lebewohl. Als diese fort waren, gedachte sie gleich ihrer Arbeit und ging, ihre gestern fertig gewordene Leinwand zu messen. Die Frau maß und maß, aber die Leinwand hielt immer aus; erst nach drei vollen Tagen gab es nichts mehr abzumessen und nun war soviel beisammen, daß die ganze Familie auf Lebenszeit genug haben konnte. Darob staunend, ging die Frau zu ihren Nachbarn und erzählte, was der Segen jener Wanderer eingebracht. Da gereute die Besitzerin des reichen Hofes ihre gestrige Ungastlichkeit und sie beschloß, Alles wieder gut zu machen, wenn die freigebigen Gäste wieder einmal bei ihr einsprechen sollten.

Es verging einige Zeit und der arme Bauerhof nahm an Wohlstand immer zu, während es mit dem reichen nicht mehr so gut vorwärts gehen wollte. Da kamen dieselben Wanderer einmal wieder in's Dorf und gingen, wie letztlich, zuerst an die Thür der reichen Familie. Dieses Mal empfing die Besitzerin sie ausnehmend freundlich, gab ihnen das Beste was vorräthig war, zu essen und bereitete ihnen ein prächtiges Nachtlager. Am andern Morgen wies sie jede Bezahlung von sich und bot den Gästen noch Reisekost und anderes dergleichen an. So viele Gaben wollten die Wanderer nicht nehmen ohne eine Gegengabe, und sagten: „Nun so empfangt wenigstens unseren drei Tage wirkenden Segen zu dem ersten Geschäfte, das Ihr heute vornehmt.“ Dann machten sie sich wieder auf den Weg; die Frau aber dachte sofort an ihren Geldbeutel, den sie schon Abends vorher bereit gelegt hatte, und hoffte unermeßliche Summen herauszuzählen; in ihrer wahnsinnigen Habsucht wußte sie aber nicht, was sie vor Eile that, und holte zuerst ihr Nastuch aus dem Winkel um sich zu schnauben. Dies wurde nun das Geschäft, auf welchem der Segen der Wanderer ruhte. Die Frau schnaubte sich einmal über's andere Mal, aber das Bedürfniß des Schnaubens wollte kein Ende nehmen. Erst nach drei Tagen wurde sie mit dem beschwerlichen Geschäfte fertig, und griff unter Verwünschungen nach ihrem Beutel, dessen Inhalt keinen Zuwachs erhielt.

Kleine literarische Revue.

— **Die französische Tabaksregie** in ihrer Entwickelung, Organisation, finanziellen und volkswirthschaftlichen Bedeutung behandelt und erläutert Herr Dr. J. Creizenach in einer kleinen, lesenswerthen Schrift.*) Den sorgfältig gesammelten Daten über dieses beliebte Steuerobjekt entnehmen wir, daß das erste Besteuerungs-Dekret am 19. November 1629 von Ludwig XIII. ausging, und zwar aus Rücksicht auf die Gesundheit seiner getreuen Unterthanen. Der Ertrag gefiel aber und mehrte sich so sehr, daß schon am 27. September 1674 das Monopol für Frankreich eingeführt wurde, nachdem Spanien und England mit dem Beispiele hierin vorgegangen waren. Es blieben dann aber in Frankreich noch einige Provinzen befreit und von der Regie ausgeschlossen. Am 19. Januar 1791 hielt Mirabeau eine Rede für die Ausdehnung des Monopols auf alle Provinzen, scheiterte aber damit an dem Widerspruche der Elsasser, denen man nachzugeben gezwungen war. In der Zeit von 1802 bis 1810 hatte man mit der Fabrikationssteuer experimentirt und damit nur Mißerfolge erzielt, so daß am 29. December 1810 das Monopol durch ein Dekret Napoleons wiederhergestellt wurde. Unter der Bourbonen-Regierung wurde es weiter bestätigt, und im Jahre 1819 wurde die Fortdauer des Monopols bis 1829 und darauf bis 1837 ausgedehnt. Selbst einer der eifrigsten Gegner des Monopols, der elsassische Deputirte Human, mußte als französischer Finanzminister das Monopol gutheißen und die Verlängerung desselben bis 1847 begehren. Und doch war der damalige Ertrag kaum 50 Millionen, während er heute 187 Millionen Francs ausmacht! Die letzte Prorogation des Monopols datirt aus dem Jahre 1861 und erstreckt sich bis zum 1. Januar 1875. Die Regie läßt jährlich eine Masse Tabak als „Ausschußwaare“ verbrennen, welche Procedur der Verf. als einen Vandalismus, ähnlich dem Verbrennen englischer Waaren zur Zeit des Continentalsystems, bezeichnet. Dieses Verfahren setzt die Tabakbauern dem Spiel des Zufalls und der Laune der Regierung aus, da die Qualität ihrer Aerndte von der Regierung gemacht, also die Quantität beliebig angenommen oder verbrannt wird. Die Regie bezahlt den Pflanzern jährlich etwas über 17¼ Millionen Franken für die getrocknete, gebüschelte und franco ins Magazin gelieferte Waare. Dabei muß die Regie sich noch aus dem Auslande versorgen, und sie kauft theils in Europa (Ungarn), theils in Amerika (hier mindestens zwei Drittel) Tabak für ihren Bedarf. Die Fabrikation von 100 Kilogrammen Tabak kostet durchschnittlich 38 Francs mit Spesen, welche sich seit 1814 wohl verdoppelt haben, während die Consumtion seitdem fast um das Vierfache gestiegen ist. Seit seinem Bestande hat das Monopol dem Staate fast volle 4000 Millionen eingetragen, also ein Neuntel aller Staatsausgaben abgeworfen!

*) Mainz, Victor v. Zabern, 1868.

— **Pinto's Reisen.***) Pinto's abenteuerliche Reise durch China, die Tatarei, Siam, Pegu 2c. bildet den zweiten Band der „Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen“. Dieses Werk erschien zuerst in portugiesischer Sprache 1614 zu Lissabon, unter dem Titel: „Peregrinaçaõ de Fernand Mendez Pinto“, und fand so großen Beifall, daß bis 1829 die sechste Auflage gedruckt wurde. Diese neueste ist auch die beste, der ersten getreu folgend, und an sie hat sich unser Uebersetzer vorzüglich gehalten. Die Berichte Pinto's, so abenteuerlich und wechselvoll sie sind, haben sich, was Wahrheit der Darstellung damals gänzlich unbekannter Länder und Völker betrifft, als vollständig zuverlässig erwiesen, und wenn auch der Geograph die sehr entstellten Namen heute zum Theil nicht nachweisen kann, so gewähren doch dem Forscher sowohl als dem mit Muße Lesenden die seltsamen Erlebnisse des verwahrlosten Bummlers, Piraten, Landstreichers und Diplomaten — je nachdem die Verhältnisse ihm mitspielten — sowohl Unterhaltung als auch eine wohlgewürzte Anschauung der damaligen Zeit. Es ist daher zu wünschen, daß auch dieser Band zu dem Gedeihen der Costenoble'schen Reisebibliothek beitragen möge. Ausstattung und Druck thun das Ihrige zur besseren Empfehlung des Werkes. Der anziehendste und auch am Ausführlichsten behandelte Theil des oft hastig dahineilenden Buches ist jedenfalls der über China handelnde, welcher in Folge der neuen Umgestaltungen des Reiches der Mitte von ganz besonderem Werthe sein dürfte.

— **„Bar-Cochba, der Messias“,** heißt ein fünfaktiges Trauerspiel von Oscar Elsner.**) Es behandelt die Epoche der Belagerung Jerusalems und der römischen Statthalterschaft unter Titus Annius. Wenn es bloß auf den Tod der wichtigsten Personen und auf die darauf berechnete Betrübniß ankäme, wäre das genannte Stück wirklich ein Trauerspiel, denn es sterben nicht weniger als vier Personen darin: Bar-Cochba stirbt, Rabbi Akiba stirbt, Rabbi Jochanan wird umgebracht, und Judith, seine Tochter, ersticht sich. Indessen gehört zu einem Trauerspiel doch noch etwas Anderes als Dolch, Tod und Feuer, und dieses Andere ist hier entweder gar nicht oder nur in geringen Spuren vorhanden, wie man dies im tragischen Konflikt, in der Charakterzeichnung und auch im Styl gewahren

*) Fernand Mendez Pinto's abenteuerliche Reise durch China, die Tatarei, Siam, Pegu und andere Länder des östlichen Asiens. Neu bearbeitet von Ph. H. Külb. Jena, Herrmann Costenoble, 1868.

**) Breslau, B. Heidenfeld, 1868.

kann. Soll jedoch „Bar-Cochba" nur eine jugendliche Uebung sein, so mag er als Vorbote besserer Nachkommenschaft erst in diese, dann in jene bessere Welt gehen, und in beiden für den Verf. ein gutes Wort einlegen.

— „**Schön Bunle.**"*) Die von Shakespeare, Walter Scott und vielen Anderen schon in Poesie und Prosa behandelte, mittelalterlich-schaurige Geschichte von des alten bösen Juden Tochter, die einen schönen jungen Christen liebt, hat Herr Petzet, ein ritterliches Mitglied des neuen „Pegnesischen Blumenordens" in Nürnberg, als romantisches Epos behandelt, das jedoch, abweichend von dem gewöhnlichen Gange dieser Geschichte, einen sehr traurigen Ausgang nimmt, indem sowohl Schön-Bunle, als ihr christlicher Liebhaber, von Nathan, einem jungen eifersüchtigen Juden, erdolcht werden. Romantische Nürnbergerinnen, deren alte Stadt darin verherrlicht wird, werden dieses Epos gewiß sehr schön finden.

Literarischer Sprechsaal.

François Huet's Buch: „Die religiöse Revolution im 19. Jahrhundert", ist von M. Heß in Paris aus dem Französischen übersetzt, sowie mit einer Einleitung und Anmerkungen ausgestattet, kürzlich im Buchhandel erschienen.**) In dieser Einleitung sagt der Uebersetzer, daß in Frankreich in diesem Augenblicke eine geistige Revolution vor sich gehe, von der man im Auslande keine Ahnung zu haben scheine, und die in ihren Folgen epochemachender sein dürfte, als die politische Revolution von 1789. Frankreich habe sich gründlich auf diese seine letzte Revolutions-Phase vorbereitet, deren Eintritt dem Auslande wahrscheinlich ebenso unerwartet und überraschend erscheinen werde, wie die früheren politischen Katastrophen dieses Landes. Huet's Buch ist ein Beleg zu der inneren Arbeit, die jetzt in Frankreich, unbeachtet von den Blicken aller Fernstehenden, vor sich geht. Der Verf. beginnt das erste Kapitel seines Buches mit folgenden Worten:

„Die Welt durchschreitet in diesem Augenblicke die radikalste, die umfangreichste Krisis. Die Reformation des 16. Jahrhunderts bot Nichts dar, was damit zu vergleichen wäre. Sie respektirte die Grundlage der alten Religionen und schmeichelte sich weit mehr mit dem Gedanken, Altes wiederherzustellen, als Neues zu schaffen. Aber trotz der Beschränktheit ihres Objektes, rüttelte sie die Geister auf, erschütterte sie die sozialen Institutionen, änderte sie die politische Landkarte Europas. Heute kündigt sich keine bloße Reform in der religiösen Welt an; es ist der Uebergang aus einer Welt in eine andere, es ist eine Revolution, vor der wir stehen: es handelt sich um den ganzen bisherigen Glauben. Daher erwartet, daher fürchtet man in allen Lagern die tiefsten Umgestaltungen."

Die Stuhr'sche Buchhandlung in Berlin kündigt ein neues Werk von Arnold Ruge an, das in dem gegenwärtigen Momente des Aufeinanderplatzens der conservativ-orthodoxen und der liberal-rationalistischen Geister und bei dem einschneidenden Charakter der Ruge'schen Denk- und Ausdrucksweise auf ein großes Publikum zählen kann. Es sind „Reden über die Religion, ihr Entstehen und Vergehen, an die Gebildeten unter ihren Verehrern", die mit dem Motto: „Statt der Schleiermacher wollen wir Schleierlüfter sein", angekündigt werden.

In seinem „Kolokol" vom 15. September veröffentlicht Alexander Hertzen in Genf einen von Mazzini an die Polen gerichteten Aufruf, worin er diese bei Allem, was ihnen heilig ist, beschwört, bei dem nahe bevorstehenden Ausbruch eines orientalischen Krieges sich nicht zu Parteigängern, weder für die Türkei, noch für Rußland, gebrauchen zu lassen, sondern in rein slavischem Sinne, vereint mit den Serben, Bulgaren, Bosniern ꝛc., für die vereinigten Staaten der großen slavischen Republik zu kämpfen. Folgendes ist die bezeichnendste Stelle dieses Aufrufes: „Wir schreiten mühselig vorwärts, unter Schmerzen und Krisen, wie sie bei jeder schweren Geburt unvermeidlich sind, vorwärts, einer neuen Epoche zu. Bei jedem Eintritt einer neuen Epoche zeigt uns die Geschichte einerseits ein neues Element, das im Schoße jedes Volkes zur Erscheinung kömmt, und andererseits ein neu sich offenbarendes Element, das sich außerhalb der bereits thatkräftigen, anerkannten Völker geltend macht und sein eigenes Leben mit dem der letzteren verbindet. Und diese beiden Manifestationen sind jetzt vorhanden: auf der einen Seite das Volk, die arbeitenden Klassen, und auf der andern die slavische Familie, die ihr Bürgerrecht in der europäischen Staatsgesellschaft verlangt. In diesem zwiefachen Phänomen möget Ihr Euer Lebensgesetz erblicken. Die erste Erscheinung führt Euch logisch mit uns Allen zur Republik; die zweite zeichnet Euch Euere Rolle im Orient, wie anderwärts, vor." Der Panslavismus, fügt Mazzini hinzu, wie er jetzt in Rußland aufgefaßt werde, sei ein Unding. „Vier verschiedene Gruppen", sagt er, „eine polnische, eine russische, eine czechische und eine illyrische, vorgezeichnet durch geographische Bedingungen, werden sich wahrscheinlich die Welt der 79 Millionen Slaven theilen, welche jetzt dahin streben, sich auf normalen Grundlagen zu constituiren. Gleichwie bei den Zweigen der gräco-romanischen Familie und denen der germanischen, wird auch bei den Zweigen der slavischen Familie das moralische Band der brüderlichen Sympathie einen festeren, unauflöslicheren Kitt bilden, als die politische Einheit."

Ein amerikanischer Leser unserer Zeitschrift bittet um die Berichtigung, daß in der Tauchnitz'schen „Collection" (Nr. 39 des „Magazin") nicht vier, sondern acht amerikanische Schriftsteller sich befinden, nämlich Cooper, Irving, Longfellow, Hawthorne, Kimball, Miß Cummings, Miß Wetherell und Mrs. Stowe.

Beilagen: 1) Sophokles. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. — C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg. 2) Lange, Deutscher Sprachschatz. — Verlagshandlung R. Gärtner in Berlin.

*) Ein Gedicht in vier Gesängen, von J. H. Petzet. Nürnberg, J. P. Raw'sche Buchhandlung, 1868.

**) Leipzig, Ch. E. Kollmann, 1868. (XXXII und 304 S.)

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin, Matthäikirchstraße Nr. 16.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstraße Nr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französischestraße Nr. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] —— Berlin, den 17. Oktober 1868. —— [Nº 42.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Weltmission der Deutschen, Engländer und Amerikaner.

Da sich während der letzten Wochen des Sommers in ganz Europa unzählige Menschen vor Hitze selbst verschwitzt haben, so mag man mir vielleicht auch verzeihen, daß ich meinen gewohnten Artikel für das „Magazin f. d. Lit. d. Auslandes" verschwitzt habe. Die anregendsten, schönsten und großartigsten Thatsachen waren nicht im Stande, meine Feder in Bewegung zu setzen. Selbst unser deutsches Sängerfest mitten in der heißesten Zeit, als es in dem um die ganze Erde herumreichenden deutschen Dichterwalde von allen Wipfeln jubelte, klang und sang und schützenfestlich knallte, ließ mir keine Kraft übrig, nur nothdürftig darüber zu berichten, obgleich ich fast immer alle Regungen des deutschen Geistes in der großen Welt draußen mit besonders freudigem Glauben an die kosmopolitische Kulturmission der Deutschen begrüßt und besungen habe. Der reiche Stoff dafür gerade während dieses Sommers vom großen deutschen Sängerfeste in Amerika herüber in reichlichster Fülle aus fast allen Gauen des engeren Vaterlandes und unser erster siegreicher Feldzug mit der Macht des deutschen Liedes mitten aus London in den herrlichen Eichenwald hinaus bei Haughton, unsere 2000 geschmückten deutschen Landsleute mit der kräftig und wohltönenden „Wacht am Rhein", dem „holden Frieden" von Schäffer u. s. w., der Begeisterung englischer Zuhörer, mit der ganzen, von keinem Volke nachahmlichen deutschen „Gemüthlichkeit" (das Wort kann in die meisten Sprachen nicht einmal verständlich übersetzt werden) waren nicht im Stande, meine von der Hitze ausgetrocknete Federkraft zu erfrischen und zu beleben. Nachdem es nun endlich kühl geworden und man wieder menschlich athmen und arbeiten kann, sind alle diese deutschen Lieder, die diesesmal reichlicher, zuversichtlicher und siegesgewisser in allen gebildeten Ländern der Erde erklangen, wieder verschollen; aber das Wort wird Fleisch, und das Fleisch belebt und durchgeistigt sich und wirkt und schafft und arbeitet gründlich an einem Germanien, das früher oder später, ununterbrochen um die ganze Erde reichen wird.

Ich spiele schon seit vielen Jahren den Ritter und Propheten dieses Glaubens und bin deshalb schon oft genug im engeren Vaterlande als Don Quixote verlacht worden, tröstete mich aber immer mit dem Sprichworte, daß der Prophet im Vaterlande nichts gilt, und mit immer freudigeren, stärkeren und zahlreicheren Thatsachen zur Bestärkung dieses Glaubens und sehr gewichtigen Glaubensgenossen gerade unter den Ausländern, zu welchen ich besonders viel durchgebildete Engländer rechnen muß. Noch wunderbarer ist es, daß sogar Franzosen, die sich am Schwersten von ihrem Nationaldünkel befreien können, zu Aposteln germanischer Kultur geworden sind. Ich erwähne nur hier das neueste Werk von Prévost Paradol über Amerika und seine mächtige Expansivkraft, besonders an den großen Eisenbahnen entlang, und beschränke mich hier auf einige Stellen daraus, worin er zum Theil bestätigt und mit anderen und neuen Thatsachen ausführt, was ich bereits früher in einer längeren Abhandlung: „Rund um die Erde herum" oder „Das westgermanische Reich in Amerika" nachzuweisen versucht habe.

„Schon die jetzigen Niederlassungen der Anglosachsen geben, trotz ihrer Großartigkeit, nur ein schwaches Bild von ihrer künftigen Entwickelung. Nach dem Maßstabe ihrer Zunahme während der letzten zehn Jahre werden die Vereinigten Staaten zu Ende dieses Jahrhunderts viel mehr als hundert Millionen Einwohner zählen, wobei das wahrscheinlich ihnen zufallende Mexiko und die spanisch-verdorbenen Staaten in Central- und Südamerika noch gar nicht in Anschlag gebracht sind. Neben einer solchen Macht werden Brasilien und die anderen romanisch-spanischen Staaten ganz bedeutungslos, so daß sie jedenfalls von der Landkarte verschwinden, sobald es den germanischen Herren im Norden belieben wird, sie zu streichen."

Eine andere Stelle:

„Die Vereinigten Staaten von Amerika haben ebenfalls eine große Zukunft in Ostasien, sobald ihre westlichen Küsten am großen Ocean dichter bewohnt sein werden. Hier fällt unser Blick auf Australien, welches für den neuen Welthandel über den großen Ocean hinweg mit Japan, China und dem neuen Amur-Rußland große Vorzüge hat. China mag dann für Australien die Bedeutung Indiens für England bekommen, und wenn selbst England eines Tages verschwinden sollte, wird wahrscheinlich sein indisches Gebiet in den Besitz Australiens übergehen.

„Entweder Amerika oder Australien werden in den Meeren von China, Japan und Indien mit germanischer Kraft den Sieg davontragen und so einst ebenso über die Antipoden-Halbkugel herrschen, wie über die europäische. So wird etwa im Laufe von zwei Jahrhunderten das Anglosachsenthum oder der Germanismus die eigentliche Kulturmacht der ganzen Erde sein."

Das Wort „Germanismus" habe ich eingeschoben, um aus den Zugeständnissen des romanischen Schriftstellers meine eigenen Folgerungen zu ziehen. Die civilisatorische Kulturmission des angloſächsischen und in weiterem Sinne germanischen Geistes geht nämlich theils direkt von Deutschland, theils mittelbar von Amerika aus, und zwar mit immer verstärkten Kräften von der westlichen Küste mit dem Mittelpunkte San Francisco, welches jetzt durch die Rieseneisenbahn mit dem ganzen amerikanischen

Kontinent und so auch mit Europa in die lebendigste Verbindung tritt, um ideale und materielle Werthe über die großoceanischen Länder, besonders nach China, Japan und die russischen Amurländer zu verbreiten. Es war ein deutscher Kaufmann in San Francisco, der das erste Schiff nach den Amurmündungen sandte. Der chinesische Kaiser schickte unlängst die erste Gesandtschaft nach Washington ab. In den Vereinigten Staaten Amerika's sind und werden immer entschiedener deutsche Kräfte mit deutschen Liedern, deutschem Ernste, deutschem Fleiße und deutscher Geschicklichkeit das eigentlich stärkende und versittlichende Element. Die sittliche und politische Korruption und der materielle Verfall der südlichen Staaten der Union nehmen in einem immer erschrecklicheren Grade zu, und die Vermehrung der amerikanischen Bevölkerung, ihrer Kraft und ihres Wohlstandes geht wesentlich von einwandernden und schon eingebürgerten deutschen Männern und Frauen aus. Dies gestanden denn auch die Amerikaner in vielen ihrer Zeitungen theils mit Beschämung, theils mit Begeisterung für die germanische Körper- und Geisteskraft ein, als sie das großartige deutsche Sängerfest in Chicago schilderten. Aehnliche Triumphe feierten schon öfter und auch während dieses Sommers die Deutschen in den spanisch-amerikanischen Staaten. Auch fehlt es nicht an anderweitigen schlagenden Thatsachen aus dem alltäglichen Arbeits- und Verkehrsleben, daß die Deutschen überall an materieller und moralischer Kraft und Anerkennung derselben von den Ausländern zunehmen.

Ein anderer Franzose, A. Legrelle, hat in seinem schon vielfach gerühmten Buche: „Durch Sachsen"*), wofür er eigentlich Thüringen hätte sagen müssen, diese kosmopolitische Eroberungsmacht der deutschen Kultur noch entschiedener ausgesprochen und findet die Beweise dafür selbst mitten in Paris. Er macht uns daraus bittere Vorwürfe, giebt aber doch zuletzt unsere Berechtigung dafür zu. Die bekannteste Stelle in seinem Buche lautet im Wesentlichen so:

„Jedes Jahr vertreibt die Noth große Mengen verhungernder Familien aus dem deutschen Vaterlande. Wie aus einem unerschöpflichen Reservoir strömen sie fort in glücklichere Länder wo sie anfangs ohne Mißtrauen, ja mit Freude aufgenommen werden; denn es scheinen friedfertige, fleißige Leute zu sein (er hat vergessen, hinzuzusetzen, daß viele Herren dieser glücklicheren Länder ihre Werbe-Agenten immer zahlreicher in Deutschland umherschicken, um diese friedfertigen, fleißigen Leute anzukaufen oder wenigstens zur Auswanderung zu verführen); je mehr sich aber ihre Zahl vergrößert, desto anspruchsvoller werden sie. Die Urbewohner und rechtlichen Besitzer des Landes werden endlich unruhig und beschließen, ihr Erbtheil gegen die wachsende Fluth der Einwanderer zu vertheidigen. Nun aber erhebt sich das deutsche Vaterland wie Ein Mann und ruft den Eigenthümern das freche Wort Tartuffe's an Orgon zu: „Nun mögt Ihr selber dieses Haus verlassen." Man beweist darauf, daß alles Kapital und alle Intelligenz ausschließlich dem germanischen Elemente gehöre. Die Geschichte Europa's wird für die Zwecke dieser Ansprüche umgeformt, die Ehre Deutschlands aufgerufen, und früher oder später fällt das fragliche Besitzthum wirklich den Einwanderern zu. Paris selbst ist dagegen nicht gesichert. Ich spreche hier im vollen Ernst. In Paris leben 50,000 Deutsche; sie haben Jahre lang ihr eigenes Theater und ihre eigene Zeitung besessen, haben noch jetzt ihre Turnvereine und ihre Trinkhallen mit Dutzenden von Müller's und Schultze's. Soll ich noch hinzufügen, daß nicht nur unsere ersten Kleiderkünstler, sondern auch die Könige der Finanzwelt Namen mit „er" und „heim" führen und sich die germanischen Ideen von allen Seiten in das Wenige eindrängen, was wir von ernster Literatur besitzen? Nein, es läßt sich gegen solche Beweisführung nicht das Mindeste einwenden: Deutschland ist's, das uns kleidet, uns Gold in die Taschen steckt, uns unterrichtet und unterhält; und wenn es ihm einmal einfallen sollte, Paris in Besitz zu nehmen, wird uns wohl weiter nichts übrig bleiben, als uns seinem Willen zu fügen und uns glücklich zu schätzen, wenn es uns als Werkzeuge seiner göttlichen Mission gebrauchen will."

Deutsche Blätter haben diese letzten Stellen um so übler genommen, als der Verfasser sonst mit der größten Anerkennung, nicht selten sogar mit Begeisterung von deutschen Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen (mit Ausnahme der Betten) spricht. Sie meinen, das sei bitterer, ungerechter Vorwurf; es ist aber offenbar, wie er selbst sagt, im vollen Ernste; er hat thatsächlich dieselbe ehrliche Furcht vor der Ueberlegenheit deutschen Fleißes und deutscher Kulturkraft unserer 50,000 Landsleute in Paris, wie die Stockengländer vor unseren deutschen Handwerkern, Künstlern, Kaufleuten und Geldmännern. Dasselbe gilt von den Yankees und noch mehr von den echten Moskowiten. Aber da wir ihnen nichts nehmen, sondern nur dadurch erobern, daß wir Werthe schaffen, ihnen Geld in die Taschen stecken, sie kleiden, unterrichten und unterhalten, werden sich mit der Zeit alle Nationen mit uns versöhnen und uns als das versöhnende Element aller nationalen Widersprüche und diplomatisch gemachten Feindseligkeiten schätzen und lieben lernen. Dabei geben wir gern zu, daß wir diese Welteroberung für den ewigen Frieden auf Erden nicht allein durchsetzen können, sondern wesentlich der angelsächsischen Thatkraft der Engländer und Amerikaner, des guten Willens, der Einsicht und Mitarbeiterschaft aller anderen Nationen dazu bedürfen. Was namentlich diese Anglosachsen in praktischer Beziehung, in Großartigkeit von industriellen und merkantilen Unternehmungen zu leisten vermögen, das erregt unsere um so gerechtere Bewunderung, als wir niemals hoffen dürfen, in unserer Selbstgenügsamkeit unserem Mangel an Muth und Kapital, an Einheitssinn und Associationsgeist Telegraphentaue durch Weltmeere zu legen, Eisenbahnen durch hundertmeilige Wüsten zu bauen, New-York mit San Francisco zu verbinden, ein lebendiges Adersystem von dampfenden Weltposten über die Oceane hin mit stets hin- und herpulsirenden Waaren und Werthen aller Nationen zu füllen, wie die Engländer, barbarische, umherschweifende räuberische, wilde Stämme mit Waffengewalt zu zähmen, an Ordnung, geregelten Handel und Wandel zu gewöhnen und so der Civilisation auch durch Wüsten und Wildnisse und räuberische Nationen hindurch Wege zu bahnen, wie die Russen. Nein, wir wollen nichts für uns und durch uns allein sein, sondern bloß mächtig durch Verbrüderung und Beistand aller anderen Nationen für Durchführung und Verwirklichung unserer kosmopolitischen Mission. Ich glaube, wir haben auch ein vorzügliches Talent, die Vorzüge anderer Nationen anzuerkennen. Wenigstens kann ich mich eines solchen Talentes rühmen. Seit Jahren habe ich immer wieder auf die Vorzüge englischen Lebens und Unternehmungsgeistes aufmerksam gemacht und Einbürgerung vieler schönen Sitten und Gebräuche in Deutschland empfohlen. Manches davon findet wohl Gehör und man versucht endlich sogar, englischen Häuserbau in dem durch Miethskasernen verpfuschten Berlin nachzuahmen. Dieses englische Hauswesen bleibt freilich

*) „A travers la Saxe", souvenirs et études par A. Legrelle. Paris, Hachette.

ohne englische Grundlage ein Unsinn. Wesentliche Grundlage sind Entwässerungsadern unter den Straßen, welche in fast allen englischen Städten durchgeführt worden sind und so die Gesundheitszustände auf das Wesentlichste verbessert haben. In Deutschland hat man nur hier und da einige schwache Anfänge gemacht, während in Berlin, der deutschen Welt- und Intelligenzstadt, faule Grundwasser und stehende, stagnirende Gewässer mitten in den Straßen und sogar dicht vor königlichen Palästen vorbei gerade während dieses heißen Sommers mit vermehrten Kräften ihre Fabrikation von Pestluft fortsetzten.

Daß die neuen Entwässerungskanäle Londons zu den großartigsten Schöpfungen des ganzen Jahrhunderts gehören, habe ich schon früher mit Thatsachen und Zahlen nachgewiesen. Auch fand ich öfter Gelegenheit, das riesige Bollwerk an der Themse entlang mitten durch den dichtesten Theil Londons hindurch in seinen Grundlagen und der Art der Ausführung zu rühmen, so daß ich mich jetzt, nach Eröffnung des größten Theiles für das Publikum, auf einige Angaben beschränken kann. Das der Themse abgerungene Terrain umfaßt nicht weniger als 37 Morgen, ist 7000 Fuß lang und vom Grunde auf, d. h. von 16 bis 30 Fuß tief, unter dem Flußbette 40 Fuß hoch. Die Breite oben ist nirgends geringer als 100 Fuß, wobei 20 Fuß auf jeder Seite für die Fußgänger abgegränzt sind. Die granitene Wand von der Flußseite ist 8 Fuß dick. Ueberhaupt wurden 700,000 Kubikfuß Granit, 30,000,000 Mauersteine, 300,000 Scheffel Cement und über eine halbe Million Kubikfuß anderweitige Steinmasse verbraucht. Man bewundert die Pyramiden-Ungeheuer Aegyptens und die sieben Wunder der Welt; doch stecken in den neuen Kloaken, diesem Themse-Bollwerk und dem Viadukt von Holborn allein mehr Steine, Kapitalien und Arbeitskräfte, als in sämmtlichen Pyramiden und den sieben Weltwundern. Dieser Viadukt zur Verbindung der beiden Hügel in einer der Haupt-Verkehrsadern von Oxfordstreet und der City schreitet jetzt seiner Vollendung tief aus zerstörten Straßen und aufgerissenen alten Kirchhöfen in massiver Herrlichkeit über 80 Fuß breit und über 1400 Fuß lang, immer rascher entgegen, und um ihn herum steigt ein ganz neuer Stadttheil mit breiten Straßen und Palästen empor. Die Seiten des Viadukts dürfen nur mit architektonisch gerüsteten, stattlichen Prachtbauten eingerahmt werden. Auf dem Themse-Bollwerk selbst sollen auf ziemlich allgemeines Verlangen keine Gebäude errichtet werden, und das gewonnene, kostbare Terrain wird demnach, außer für den Verkehr, für Baum- und Parkanlagen, für Schönheit und Gesundheit zur Verwerthung kommen. Sind diese Wunderwerke vollendet, so kann London mit seiner unterirdischen Verkehrsherrlichkeit, seinen neuen Bau- und Prachtwerken, seinen neuen Gesundheitseinrichtungen, Parks und Schönheiten mitten in der Stadt wieder mit gerechtem Stolz an die Spitze aller städtischen Herrlichkeiten der Welt treten. Was hier der freie, vereinigte Unternehmungsgeist geschaffen, übertrifft an Schönheit und Großartigkeit alle die architektonischen Gewaltthaten Napoleons in Paris.

In solchen Unternehmungen bleiben die Engländer und Amerikaner wohl immer unsere Muster, so daß wir nur mit ihnen vereint hoffen dürfen, einst die Welt ohne Zwang und Gewaltthat zu beherrschen und alle Nationen für die friedlichen Zwecke der Weltkultur und eines praktischen, wirthschaftlichen Kosmopolitismus zu einigen.

H. Beta.

Wissenschaft und Literatur in Tirol.

I.

Das Burggrafenamt Meran.

Das ehemalige sogenannte Burggrafenamt, wozu außer Meran, der alten Hauptstadt von Tirol, noch die Gerichte Lana und Marling, Stein unter Lebenberg, Forst, Ulten, Mayenburg, Passeier, Schönna, Burgstall, Gargazon und Mölten gehörten, war von jeher die Gränzveste des germanischen Elements gegen das romanische.

Während in Trient, in Fleims und in dem benachbarten Bozen, wo noch vor dreihundert Jahren deutsche Bauernkomödien aufgeführt wurden, das Italiänische überall das Deutsche verdrängt hat, sind im Burggrafen-Amt Sprache, wie Sitten und Bräuche urdeutsch geblieben, und wenn auch Meran längst aufgehört hat, die Landeshauptstadt von Tirol zu sein, so steht es dennoch in geistiger Beziehung noch immer Innsbruck ebenbürtig zur Seite. Ja, die jetzigen Träger der Literatur Tirols gehören zum großen, wenn nicht zum größten Theil, entweder durch ihre Geburt oder ihre Lebensstellung dem Burggrafen-Amte an.

Namentlich sind es die Benediktiner von Marienberg, welche, getreu dem alten Rufe ihres Ordens, sich nicht minder thätig in der Wissenschaft, als in der Bildung der Jugend bewähren. Ihr Kloster, ursprünglich zu Schuls in Unter-Engadin gegen Ende des 11. Jahrhunderts gestiftet, später aber mit päpstlicher Bewilligung auf dem vorspringenden Hügel über dem Schlosse Fürstenburg bei Burgeis im Vintschgau erbaut, wo es noch jetzt emporragt, ist gegenwärtig das älteste des Benediktiner-Ordens in Tirol, und einem Prior desselben, P. Goswin, einem Zeitgenossen König Heinrich's von Böhmen im 14. Jahrhundert, verdanken wir die erste und berühmteste Chronik des Landes, welche als Handschrift im Archiv des Stiftes aufbewahrt wird, und im Jahre 1825, von J. Röggl aus der lateinischen Urschrift in's Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen, im 1. Band der „Beiträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tirol und Vorarlberg“ abgedruckt worden ist.

Bereits 1725 übernahm der Abt Johannes Murr das auf sein Anstiften errichtete Gymnasium zu Meran, welches unter der Leitung der Benediktiner zu einer der besten Lehranstalten des österreichischen Kaiserstaates emporgeblüht ist, und in Bezug auf die Zahl der ausgezeichneten Männer, die aus ihm hervorgegangen sind, oder als Professoren an ihm gewirkt haben und noch gegenwärtig wirken, eine wirkliche Pflanzstätte der Literatur genannt werden kann.

Der jetzige Direktor desselben, der Stiftskapitular P. Pirmin Rufinatscha, hat in früheren Jahren, wo er noch Cooperator zu St. Martin im Passeier-Thale war, aus dem Munde des Volkes die vielen „Passeierer Volkslieder“ gesammelt, welche Beda Weber in seinem Werke: „Das Thal Passeier und seine Bewohner“ mitgetheilt hat, ohne den Namen des fleißigen Sammlers zu nennen, seitdem aber sich vorzugsweise mit dem Ursprung des „Romaunsch“ beschäftigt, das in einigen Thälern Tirols gesprochen wird. So unzweifelhaft es nämlich ist, daß Räter Graubündten und die südlichen Alpen Tirols bewohnt haben, so fraglich ist es, ob dieselben, wie man oft annimmt, tusko-tyrrhenischen Stammes gewesen sind, und ob das sogenannte Churwälsch ein Rest der alten etruskischen Sprache ist.

In seiner gediegenen Abhandlung: „Ueber Ursprung und Wesen der Romaun'schen Sprache“ im Programm des K. K. Gymnasiums in Meran für das Schuljahr 1853 (Innsbruck 1853),

weist P. Pirmin auf das Unwiderleglichste nach, daß die rätoroman'sche Sprache keinen Anspruch darauf machen könne, älter oder der altitalischen Volkssprache näher verwandt zu sein, als die übrigen neuromanischen Sprachen, und daß sie bloß in ihrer Entwickelung gehemmt worden und dadurch hinter ihren Schwestersprachen zurückgeblieben sei. Daher ist es leicht erklärlich, warum das Romaunsch in so mancher Beziehung die anderen romanischen Sprachen an Aehnlichkeit mit dem alten Latein und dem neuen des ersten Mittelalters übertrifft, und warum es jeder einzelnen der anderen romanischen Sprachen in gewisser Art ähnlicher ist, als diese sich unter einander sind. Faßt man den Wortvorrath des Rätoromansch näher in's Auge, so dürften wohl unter 100 Wörtern 75 auf die lateinische, und zwar größtentheils auf die römische Vulgärsprache und lingua romana, welche die gemeinsame Grundlage der neuromanischen Sprachen bildete, 15 auf die germanische und der Rest auf die alträtische Sprache fallen. Welcher Sprachenfamilie aber die letztere angehört haben mag, sucht der gelehrte Verfasser in einer leider noch nicht vollendeten zweiten Abhandlung, „Zur Genealogie der Räter", (Schulprogramm für 1862—63 und 1864—65 (Innsbruck 1863. 1865) aus den gefundenen Alterthümern, Denkmälern und Inschriften, aus den von den Rätern handelnden alten Schriftstellern und, mit Hilfe der vergleichenden Sprachkunde, aus den Worten zu ergründen, welche bisher für alträtisch galten, und im Interesse der Wissenschaft können wir nur wünschen, daß er das Resultat seiner Forschungen recht bald vollständig im Druck erscheinen lassen möge.

Eine andere wichtige sprachwissenschaftliche Arbeit über die Vokalverhältnisse der Mundart im Burggrafenamt hat Professor P. Andreas Maister in dem Gymnasial-Programm für das Schuljahr 1863—64 (Innsbruck 1864) veröffentlicht. Der Verfasser, allen Germanisten wohlbekannt, ist ein gründlicher Kenner der deutschen Mundarten Tirols, hat viele Beiträge zu dem „Tirolischen Idiotikon" geliefert, dessen Herausgabe der Franziskanermönch und Professor J. B. Schöpf am Gymnasium zu Bozen begonnen und nach dessen Tode A. J. Hofer, Beamter an der Universitäts-Bibliothek zu Innsbruck, vollendet hat (Innsbruck 1866), und sammelt schon seit Jahren Materialien zu einem größeren Werke über die Idiotismen der Dialekte seiner Heimat.

Fast denselben Plan hatte der Pfarrer in Kuens, Joseph Thaler aus Ulten, früher Katechet in Meran, der jedoch später seine reichhaltige Idiotiken-Sammlung aus dem Vinstgau und Burggrafen-Amte dem Professor Schöpf zur Benutzung überließ, um sich wiederum ausschließlich der Poesie und den historischen Studien zuzuwenden. Er gab im Jahre 1855 in Innsbruck eine „Geschichte Tirols von der Urzeit bis auf unsere Tage", die beste, welche wir bis jetzt besitzen, heraus, schrieb über „Tirols Alterthümer in dessen geographischen Eigennamen" für die „Neue Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg" (Bd. 11 und 12) und ließ hier und da zerstreut Gedichte unter seinem Dichternamen Bertha erscheinen, unter dem er bereits 1840 als Verf. der „Edelrauten von den Alpen Tirols" mit vielem Erfolg aufgetreten war. Die ihm fälschlich zugeschriebenen „Gedichte im Tiroler Dialekte", von C. v. L., Innsbruck 1854, sind indessen nicht von ihm, sondern von C. v. Lutteroth herausgegeben.

Nicht minder eifrige Forscher der Geschichte ihres Vaterlandes sind die Benediktiner Albert Jäger und Cölestin Stampfer, der Franziskaner Justinian Ladurner und der Civil-Ingenieur Johann Jordan in Meran.

Dr. Albert Jäger, aus Schwatz im Innthal gebürtig, seit 1825 Benediktiner im Stifte zu Marienberg, aus dem er bei seiner Berufung nach Wien ausgetreten ist, und längere Zeit Director des Gymnasiums zu Meran, ist gegenwärtig Rector Magnificus der Universität und Mitglied des Reichsraths in Wien, und einer der bedeutendsten jetztlebenden Historiker Oesterreichs. Er verfaßte:

Tirol und der bairisch-französische Einfall im J. 1703. (Innsbruck, 1844.);

Die alte ständische Verfassung Tirols. (Innsbruck, 1848.);

Der Streit des Kardinals Nicolaus von Cusa mit dem Herzoge Sigmund von Oesterreich als Grafen von Tirol. 2 Bde. (Innsbruck, 1862.);

Der Engadeiner-Krieg im J. 1499;

Der Auflauf im Burggrafen-Amte 1762,

sowie verschiedene andere kleinere historische Aufsätze.

Dem P. Cölestin Stampfer, Professor am Gymnasium zu Meran, verdanken wir eine ausführliche „Geschichte Vinstgaus während der Kriegsjahre 1796—1801" (Botzen 1861), sowie eine kleine „Chronik von Meran, der alten Hauptstadt des Landes Tirol" (Meran 1865), welche binnen Kurzem in Innsbruck in einer zweiten verbesserten Auflage erscheinen wird, und deren Anhang durch die darin wörtlich abgedruckten Urkunden und durch die Mittheilungen aus einer alten Kirchenordnung von 1559 für den Gelehrten von großem Werthe ist. Die Chronik selber würde bei dem reichen Materiale, welches dem Verfasser zu Gebote stand, da er nicht bloß das Archiv der Stadt im Auftrag des Magistrats geordnet, sondern auch als Geistlicher die kirchlichen Archive zu seiner Verfügung hatte, ungleich interessanter geworden sein, wenn P. Cölestin sich darauf beschränkt hätte, wirklich nur Ungedrucktes aufzunehmen, wie es der Titel „Chronik" bedingte, und wenn vor Allem seine ultraorthodoxe Richtung ihm nicht die Unbefangenheit und Unparteilichkeit nähme, die für den Monographisten ebenso gut erforderlich ist, wie für den großen Historiker.

Eine andere Arbeit desselben Verfassers: „Die Geschichte des Schlosses Fürstenburg in Vinstgau" (Meran 1867) ist ein Separatabdruck des Schulprogramms für 1866—67, und mehrere größere historische Aufsätze von ihm finden sich in dem „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols" (Innsbruck 1864—66).

P. Justinian Ladurner aus Meran, lange Zeit Katechet am Gymnasium zu Bozen, gegenwärtig im Franziskaner-Kloster zu Innsbruck, bearbeitete für die „Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg" die auch in einem Separatabdruck erschienenen „Urkundlichen Beiträge zur Geschichte des deutschen Ordens in Tirol" (Innsbruck 1861), sowie die „Urkundliche Geschichte der Edlen von Tauvers" und für das „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols", dessen Mitredacteur er ist:

„Urkundliche Notizen über die Grafen von Eschenbach im Thale Ulten";

„Bartlmä Dosser von Lüssen oder der projektirte Bauernrebell im Jahre 1561—62";

„Ueber Herzog Sigmunds Vormundschaft 1439—1446";

„Der Einfall der Schmalkalden in Tirol im Jahre 1546",

nebst vielen andern größeren oder kleineren Artikeln über einzelne noch dunkle Seiten der tiroler Geschichte.

Von seinem überaus thätigen Namensvetter, dem verstorbenen Priester Joseph Ladurner in Partschins, dessen Lebensbeschreibung und genaue Bibliographie der zweite Band der Ferdinandeums Zeitschrift (Innsbruck 1836) enthält, besitzen wir leider nur einen ziemlich kurzen geschichtlichen Abriß der Stadt Meran im „Allgemeinen Nationalkalender für Tirol und Vorarlberg

auf das Schaltjahr 1824" gedruckt. Alle seine übrigen zahlreichen Geschichtswerke, wie „Geschichte von Partschins", „Geschichte von Rabland", „Geschichte des Thales Schnals", „Kirchengeschichte von Vinstgau", „Bisthums-Veränderung in Vinstgau", „die Klöster Vinstgaus", u. a., welche auf ernstem Quellenstudium beruhen, sind bloß handschriftlich vorhanden und in verschiedenen Händen.

Gleiches Schicksal haben die Werke des Civil-Ingenieurs Johann Jordan in Meran. Mit unendlichem Fleiß hat er alle Urkunden und Dokumente, deren er habhaft werden konnte, abgeschrieben, und, auf sie gestützt, nicht nur eine „Geschichte von Tirol" und „Geschichte von Meran", sondern auch ein genealogisches Werk über den „Adel des Burggrafen-Amtes im Mittelalter" geschrieben, welchem über 300 Stammbäume adliger Familien aus dem Burggrafen-Amte beigefügt sind. Ebenso hat er eine sehr sorgfältig geschriebene Kopie eines in der Zenoburg befindlichen Exemplares des „Theuerdank" mit Handzeichnungen angefertigt, und eine Karte von beiden Hemisphären entworfen, auf welcher 35 der berühmtesten Entdeckungsreisen der Seefahrer angegeben sind. Auch das für Tirol so denkwürdige Jahr „1809" ist von ihm in einem starken Foliobande geschildert worden, und dieses Werk dürfte um so wichtiger für die Geschichte jener Zeit sein, als der Verfasser in seiner Jugend ein Kampfgenosse des „Anderl" war.

Außer einer kleinen Schrift: „Geschichte der Entstehung von Sublavione (Maja), Mais und Meran" (Innsbruck 1859) und einer Monographie des Schlosses Tirol, welche der Verein für Oesterreichs Alterthümer und Baudenkmäler veröffentlicht hat, ist aber bisher noch Nichts im Druck erschienen und deshalb der Verfasser kaum außerhalb Merans gekannt.

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Die physische Entartung des Menschengeschlechts.*)

Der geehrte Leser darf nicht besorgen, daß ihm unfreundliche Bilder der Gegenwart, illustrirt durch statistische Extrakte aus aller Herren Ländern, vorgeführt werden, um der Erde, mindestens uns Erdbewohnern, das Geschick Sodom's und Gomorrha's zu prognostiziren. Der geehrte Leser theilt vielleicht den Geschmack des Schreibers dieser Zeilen, der sich von dem Wühlen in den „Nachtseiten des Lebens", von den mephistophelischen Gruppirungsversuchen der noch unvollkommenen Statistik gern abwendet. Kein Zweifel: der Nachtseiten sind viele und Zahlen beweisen gleich Thatsachen — nur hüte man sich vor zu raschen Verallgemeinerungen: wo ein Nagelglied schwärt, da ist der ganze Arm in seinen Bewegungen freilich behindert, aber das Hinderniß kann bei vernünftigem Verfahren rasch beseitigt werden.

Herr Reich ist kein Pessimist. Ohne Zorn und ohne Vorliebe prüft er die physischen Verhältnisse, die politischen, sozialen, religiösen Zustände: in welchen Beziehungen oder in wie weit sie verschlechternd auf die Race des Menschen influiren.

Die Aufgabe ist eine riesenhafte. Man muß eine Fülle des Wissens besitzen und eine Freiheit des Blicks haben — um die letzte Frage: wie wirkt dies körperliche oder geistige Moment auf das Individuum und auf seine Nachkommen — beantworten zu können — wie sie die eigene Erfahrung schwerlich einem Menschen verleihen kann. Die Aufgabe stellt Fragen an den großen Arzt, den großen Staatsmann, den großen Philosophen.

Bei dieser Universalität der Aufgabe hat der Herr Verfasser für die Erörterung der Frage, in wie weit jedes einzelne Moment auf die Entartung des Menschen einwirken könne oder thatsächlich eingewirkt habe, Gewährsmänner angeführt; und die Namen, welche er bringt, haben den besten Klang. So werden die physischen Ursachen der Entartung abgehandelt: die Krankheiten, welche Entartung bedingen (Skropheln, Syphilis, Kretinismus, Epilepsie, Taubstummheit, Lungenschwindsucht, Geisteskrankheiten, Gicht, Epidemieen); die Momente, welche in nächster Beziehung zur Erblichkeit stehen; die diätetischen, klimatischen, professionellen Verhältnisse. Diesen physischen Momenten des Einzel-Individuums ist der größte Theil des Buches eingeräumt; Es folgt eine Erörterung der moralischen Ursachen der Entartung: der Erziehungs-Verhältnisse und der allgemeinen politischen und sozialen Einrichtungen.

Die Autoritäten der einzelnen Fach-Disziplinen, auf welche der Herr Verfasser sich stützt, werden in der Regel selbst redend eingeführt und nicht in kurzem Extrakt, sondern so, daß der Gedanke, um welchen es sich handelt, in den Worten des Autors ziemlich erschöpfend dargelegt ist. Darin finden wir einen wesentlichen Vorzug des Buches. Es ist ein kompendiöses Lexikon für alle einschlagenden Fragen und die Anordnung des Materials so günstig, daß der Leser die der Gedankenfolge nach zusammengehörigen Gegenstände auch zusammen findet.

Das Resultat, zu welchem Herr Reich kommt, ist ein freundliches: „Die Entartung des Menschen wird bedingt durch Fehler der thierischen Oekonomie oder durch Störungen der gesellschaftlichen Verhältnisse; jene entstehen durch Mangel an Vernunft, diese durch Mangel an Nächstenliebe. — —"

„ — — Der Mensch hat es ganz in seiner Gewalt, die Ursachen der Entartung zu vernichten oder doch ihrer Einwirkung aus dem Wege zu gehen. — —"

„Moralische Entartung gründet sich auf materielles Elend oder auf Ueppigkeit, sie geht stets parallel mit physischer Entartung. Will man sie heilen, so genügt es nicht, Unterricht und Erziehung der Natur gemäß einzurichten, die öffentliche Gesundheitspflege zu reguliren, Predigten zu halten, Besserungs-Anstalten zu erbauen: es ist vor Allem nöthig, das materielle Elend zu vernichten und der Ueppigkeit zu Leibe zu gehen. — —"

„Die Frage, ob das Menschengeschlecht oder ob einzelne Nationen gegenwärtig in Entartung begriffen seien, muß nach allen vorliegenden Thatsachen also beantwortet werden: Zu allen Zeiten entarten Einzelne; manchmal steigert sich die Zahl der Degenerirenden in allen oder in einigen Schichten der Bevölkerung beträchtlich und gleicht einer verheerenden Epidemie; aber ganze Nationen arten nicht aus, das Menschengeschlecht artet nicht aus. Es verschwinden alte Völker und machen neuen Platz; Entartung der alten mag dabei eine gewisse Rolle spielen: für sich allein verschuldet sie den Uebergang des einen Volkes in das andere, oder wie man zu sagen beliebt, das Aussterben des älteren Volkes, in den meisten Fällen nicht."

„Auch wenn die Entartung epidemischen Charakter angenommen hat, bewahrt eine Zahl von Menschen physisch und moralisch ihre volle Gesundheit; und diesem Umstand verdankt man die Erhaltung des Menschen-Geschlechts auch zu den Zeiten der größten Stürme und der heftigsten Krisen. Ueberall, wo das Böse existirt, findet man auch das Gute, und dort, wo das größte Laster herrscht, blüht im Verborgenen auch die größte Tugend. Darum wird das Menschen-Geschlecht vorläufig an Entartung noch nicht zu Grunde gehen."

Dr. P.

---

*) Ueber die Entartung des Menschen, ihre Ursachen und Verhütung. Von Dr. med. Eduard Reich. Erlangen, Ferd. Enke, gr. 8. 1868. 530 S.

Schweiz.

Die soziale Frage auf dem Kongreß der Friedens- und Freiheits-Liga in Bern.

Der in den Tagen vom 22. zum 26. September in Bern abgehaltene zweite, internationale Friedens- und Freiheits-Kongreß hat sich sowohl durch den Ton seiner Verhandlungen, als durch den Geist seiner Beschlüsse, von dem vorjährigen, ersten Kongresse der Friedens- und Freiheits-Liga in Genf bedeutend unterschieden. Die politischen Demonstrationen gegen bestehende Regierungen wurden ebenso vermieden, wie alle improvisirten Anträge und tumultuarischen Erörterungen, die in Verbindung mit jenen Demonstrationen dem Friedens-Kongreß in Genf das Ansehen gaben, als wollte er den Brand eines Weltkrieges entzünden. Das Programm der auf dem Berner Kongresse zu verhandelnden Fragen und die Ordnung, in welcher dies geschehen solle, war im Voraus genau festgestellt, und daran ist auch unter Leitung des Vorsitzenden, Prof. G. Vogt in Bern, festgehalten worden. Es waren vier Fragen, mit deren Erörterung der Kongreß sich ausschließlich beschäftigte und in Bezug auf welche er eine Anzahl von im Voraus durch die Abtheilungen aufgestellten Resolutionen faßte. Diese vier Fragen waren:

I. Welches sind, mit Rücksicht auf den Frieden und die Freiheit, die Vortheile der Abschaffung der stehenden Heere und der Einführung von Nationalmilizen, oder sogar der allgemeinen Entwaffnung?

II. In welchen Beziehungen steht die volkswirthschaftliche oder soziale Frage zu dem Prinzipe des durch die Freiheit zu erlangenden Friedens?

III. Welches sind, mit Rücksicht auf den Frieden und die Freiheit, die Vortheile der Trennung von Kirche und Staat?

IV. In welcher Art läßt sich das Prinzip der Föderation auf die verschiedenen Staaten anwenden, und auf welche Weise ist ein Verband der Staaten Europa's herzustellen?

Ueber die Vortheile, welche die Fragen I und III festgestellt wünschen, war der Kongreß, der aus 220 Mitgliedern bestand (96 Schweizer, 41 Franzosen, 29 Deutsche, 18 Russen, 8 Italiäner, 7 Polen, 3 Engländer, 3 Serben, 2 Schweden, ein Nordamerikaner, ein Spanier, ein Rumäne, ein Mexikaner und neun, deren Nationalität nicht angegeben ist), ziemlich einig. Mehr aus einander gingen die Ansichten in Bezug auf die Fragen II und IV, besonders hinsichtlich der sozialen Frage, deren Entscheidung in anticommunistischem Sinne sogar das Ausscheiden von achtzehn Mitgliedern des Kongresses zur Folge hatte.

Der Berner Kongreß hat sich nicht entschließen können, die soziale Frage in ähnlicher Weise aufzufassen, wie der Arbeiter-Kongreß, der vor kurzem in Brüssel getagt und der sich von den Ideen Lassalle's hatte beherrschen lassen, die wiederum nur eine geschickt modifizirte Zustutzung der französisch-communistischen Ideen von 1848 waren. Es war den aus den verschiedensten Ständen und Ländern hervorgegangenen Mitgliedern des Kongresses einleuchtend, daß eine Frage, die mit dem ganzen Organismus des Staats- und Gesellschafts-Lebens so innig zusammenhängt, wie die des Eigenthums und der Arbeit, nicht auf einem Wege entschieden werden kann, der diesen Organismus verleugnet und geradezu gegen die Natur der Dinge gerichtet ist. Dagegen hat der Kongreß allerdings anerkannt, daß in den jetzigen Verhältnissen des Lohnarbeits-Systems und des daraus hervorgehenden Proletariats eine Aenderung dringend nothwendig sei, und daß eine Combination gefunden und in's Werk gesetzt werden müsse, durch welche jedem fleißigen, sparsamen Arbeiter die Wege geebnet und erleichtert werden, sich selbst zum Kapitalisten, d. h. zum Besitzer der nöthigen Maschinen und Arbeits-Werkzeuge zu machen.

Wir theilen in Nachstehendem den Bericht über die Verhandlungen und Beschlüsse der Friedens- und Freiheits-Liga in Bezug auf die soziale Frage (nach der eigenen Veröffentlichung des Kongresses) vollständig mit:

„Von allen dem Kongresse unterbreiteten Fragen war die soziale Frage die wichtigste und zu gleicher Zeit die einzige, über welche Meinungsverschiedenheiten von einer gewissen Tragweite sich zwischen den Kongreßmitgliedern geltend machen konnten.

Man muß anerkennen, daß der Beschluß, welcher durch den Kongreß der internationalen Arbeiterassociation in Brüssel proklamirt wurde, welcher das Prinzip des collektiven Besitzthums im Gegensatz desjenigen des individuellen Besitzthums annimmt, vieles zur Lebhaftigkeit der Verhandlungen dieses Theils des Programmes beigetragen hat. Die Einen, durch diesen Triumph des collektiven Prinzipes ermuthigt, mußten natürlicherweise ein besonderes Interesse haben, im Schoße des Friedens-Kongresses einen neuen Triumph zu ärnten, und die Anderen, welche durch dieses Erwachen alter communistischer Ideen aufmerksam gemacht wurden, konnten nicht anders, als die Liga abhalten, sich für die Annahme eines speziellen Systems, mit Ausschließung des Prinzips des individuellen Eigenthums, auszusprechen.

Ohne diesen Umstand, welcher die Verhandlungen alsogleich auf ihren wahren Standpunkt stellte und die Stellung der Einzelnen schärfer bezeichnete, würde wahrscheinlich die Besprechung in weit gedämpfterem Tone verlaufen sein, denn eine leichte Meinungsverschiedenheit hätte sich alsdann nur in Bezug darauf kundgeben können, ob die sozialen Interessen den politischen, oder diese jenen unterzuordnen seien. Auf dieses Verhältniß zurückgeführt, hätte die Verhandlung höchstens einen mehr oder weniger heißen Wunsch der Liga für die Interessen der arbeitenden Klassen hervorrufen können, weil der Ausschuß in dieser Beziehung eine sehr ausgedehnte Grundlage gewählt hatte und in seinem Beschluß-Entwurf annahm, daß die ökonomischen und sozialen Interessen heutzutage die ersten und wichtigsten der Völker seien.

Sobald aber die Frage so gestellt war, daß es sich um Ausschließung des individuellen Eigenthums oder grundsätzliche Beibehaltung desselben handelte, konnte man nicht anders, als dieselbe von Grund aus zu behandeln, um die collektivistische Manifestation sei es anzunehmen, sei es zu verwerfen, welche vom Kongresse verlangt wurde. Die Verhandlungen über diesen Gegenstand haben daher auch für Alle, die sich mit sozialen Problemen beschäftigen, ein großes Interesse dargeboten.

Wir gestehen, daß das Prinzip des collektiven Eigenthums noch im Bereiche des Unbestimmten blieb; es war unmöglich, zu begreifen, welche Ausführungsweise die Vertheidiger des genannten Prinzips demselben geben wollten. Der Ausdruck: „Ausgleichung der Klassen und der Einzelnen“ konnte auf den ersten Blick sehr unschuldig scheinen; jedoch bei genauerer Untersuchung war es leicht, sich zu überzeugen, daß es sich durchaus nicht um Ausgleichung der Rechte der Einzelnen handelte, wie dieses im Programm als Zielpunkt der Bestrebungen der Liga angegeben ist, sondern einfach um Ausgleichung der bestehenden sozialen Stellungen durch Unterdrückung des individuellen

Eigenthumes, welches seinen Grund theils im Erbrecht hat, theils vom Ertrag einer eifrigern oder geschickteren Arbeit herstammt.

Die Vertheidiger dieses Systems verlangten in ihrem Antrage, daß man zunächst das Prinzip feststelle und sodann, daß man untersuche, welches die Mittel der Ausführung seien: sie gaben nicht zu daß man einen andern Endzweck annehmen dürfe, als den der absoluten Ausgleichung unter den Klassen und den Einzelnen — und darunter verstanden sie die Abschaffung des persönlichen Eigenthums, — allein sie erklärten, daß es ihre Absicht nicht sei, jetzt schon das eine oder das andere System als dasjenige, welches einzig zur Erfüllung dieses Gedankens führen könnte, zu bezeichnen, denn sie verlangten ja, man möge diese Systeme erst noch einem näheren Studium unterbreiten.

Darin lag nun offenbar eine Sophisterei, oder doch zum wenigsten eine Verwirrung, herrührend von dem Unterschied, welchen man zwischen Communismus und Collektivität herstellen zu müssen geglaubt hat. Wir begreifen recht wohl den Anspruch der Communisten: Alles gehört Allen, Niemand kann für sich selbst irgend etwas als Eigenthum besitzen rc. Allein wir begreifen nicht leicht, wie es möglich sei, zwischen dieses Prinzip und das der Individualisten ein Zwischenprinzip einzuschieben, welches einerseits die Abschaffung des persönlichen Eigenthums proklamirt und auf der andern Seite dasjenige Prinzip verwirft, welches lautet: Alles gehört Allen und Nichts dem Einzelnen!

Man müßte in der That, um dieses zu erreichen, an die Stelle des persönlichen Eigenthums ein anderes System setzen, welchem zufolge Bruchtheile des ganzen Besitzthums Bruchtheilen Aller angehören würden. Aber dann wird von zweien eines der Fall sein: entweder würden diese Bruchtheile Aller, diese Gruppen, jede für sich, ihr Kapital oder besser gesagt ihre Arbeitswerkzeuge besitzen, und damit käme man nur auf einem Umweg zu den erzwungenen Cooperativgesellschaften, während man zugleich die Ungleichheit der außerhalb derselben stehenden und anderen Gruppen angehörenden Individuen fortbestehen ließe; oder aber diese Gruppen würden kein Eigenthum für sich besitzen, was dann nichts anderes als ein Rückfall in den reinen Communismus wäre.

Wir folgern aus Vorstehendem — und die Mehrheit der Kongreßmitglieder hat dieses sehr wohl eingesehen — daß das Collektivsystem, trotzdem man so viel Sorge darauf verwandte, es vom Communismus zu unterscheiden, ganz füglich unter Umständen ebensowenig als der Individualismus zur Ausgleichung der Klassen und Individuen führen kann, denn je mehr sich das Collektivsystem vom Communismus unterscheidet, um so mehr wird es die Ungleichheit der Gruppen, oder besser gesagt, der Individuen der verschiedenen Gruppen herstellen.

Die von der Minderheit vorgeschlagene Redaction war deshalb verführerisch, weil sie vor Allem in den Motiven ein Prinzip annahm, dessen Anwendung unvermeidlich zum reinen Communismus geführt hätte, und dann daran ein Dispositiv anschloß, welches anderen Systemen die Thüre offen zu lassen schien, von denen man jedoch bald erkannt haben würde, daß sie mit der vollständigen Ausgleichung, d. h. Abschaffung alles Sondereigenthums, durch welches immerhin eine Ungleichheit zwischen den Menschen herbeigeführt würde, nicht vereinbar seien.

Das war der Grund, weshalb die Redner der Majorität auf den Vorwurf der Minorität, man wolle nicht einmal diese Systeme einem weiteren Studium unterwerfen, antworten konnten: sobald das Prinzip der Ausgleichung aller Einzelnen proklamirt ist, giebt es nichts Weiteres mehr näher zu untersuchen, weil durch Annahme dieses Prinzips schon thatsächlich die absolute Gütergemeinschaft dem Recht des Einzelnen, über den Ertrag seiner Arbeit zu verfügen, substituirt ist.

Das war die Bedeutung des Votums, durch welches das Minderheitsprojekt und folgeweise auch die dem Collektivismus günstigen Beschlüsse des Arbeiterkongresses von Brüssel verworfen wurden.

Wir müssen jedoch beifügen, daß Niemand den jetzt bestehenden sozialen Zustand mit seinem Lohnarbeitssystem und seinem Proletariat zu vertheidigen gesucht hat: ebenso wie die Redner der Minorität, haben auch jene der Majorität anerkannt, daß das gegenwärtig bestehende soziale Verhältniß eine schreiende Ungerechtigkeit ist und daß es sich nicht bloß darum handelt, mit den Bestrebungen der arbeitenden Klassen nach Verbesserung ihrer Stellung zu sympathisiren, sondern daß man ihnen auch den Weg dazu bahnen, thätig mit ihnen zusammenwirken muß. Durch die Cooperativ-Einrichtungen soll der Arbeiter dahin gelangen, eines Tages seine Arbeitswerkzeuge selbst zu besitzen; von diesem Tage an wird er vom Kapital befreit sein, weil er selbst sein eigener Banquier sein wird, und aller Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit wird dahingefallen sein. Diese beiden Faktoren der Produktion werden in denselben Händen vereinigt sein. Gleichzeitig wird nach und nach das ererbte Vermögen durch fortdauernde unproduktive Vergeudung zusammenschmelzen, und das zernagende Uebel, das die heutigen Gesellschaften in einer chronischen Krankheit hält, wird in die Periode der Abnahme eintreten.

Dieses ist das zu erreichende Ziel; wir meinen, es sei erhaben genug, um es ohne Einmischung kommunistischer Gedanken verfolgen zu können, ohne daß wir deshalb die Beschuldigung verdienen, wir seien zurück hinter den Forderungen unserer Zeit, „Bourgeois" oder gar „Reaktionäre".

In Folge des Votums über die soziale Frage haben sich 18 der Minderheit des Kongresses angehörige Mitglieder von der Liga zurückgezogen und diesen Schritt durch eine Erklärung begründet, welche lautet:

„In Anbetracht, daß die Majorität der Mitglieder des Kongresses sich leidenschaftlich und mit klaren Worten gegen das Prinzip der ökonomischen und sozialen Gleichheit der Klassen und der Einzelnen ausgesprochen hat, sowie in Anbetracht, daß jedes Programm oder jede politische Thätigkeit, welche nicht die Verwirklichung dieses Prinzips zum Endziel hat, von Sozial-Demokraten, d. h. von gewissenhaften und logischen Freunden des Friedens und der Freiheit nicht angenommen werden kann, halten es die Unterzeichneten für ihre Pflicht, sich von der Liga zu trennen."

Wir zollen der Ausdauer, mit welcher diese Männer im Aufsuchen der Wahrheit verharren, alle Anerkennung und bedauern, daß diese Kräfte auf einen andern Standpunkt als den Boden der praktischen sozialen Reformen sich stellen, von denen der Friede durch die Freiheit eines der kostbarsten Elemente ist.

Der Kongreß hat sich durchaus nicht geweigert, die verschiedenen ökonomischen Systeme einem Studium zu unterziehen; nichts was menschlich ist, wird ihm je fremd sein; aber dazu konnte er sich nicht verstehen, ein Prinzip, dessen unvermeidliche Folge die Anwendung kommunistischer Ideen ist, zu proklamiren, ohne dasselbe zuvor einer strengen Prüfung unterworfen zu haben."

Griechenland.

Pythagoras und der Geheimbund der Pythagoräer.*)

Herr Eduard Baltzer, der bekannte Kämpfer für die Umgestaltung der herrschenden religiösen und sozialen Anschauungen und Zustände, hat, wahrscheinlich als Seitenstück zu seinem „Leben Jesu", auch ein Leben des Pythagoras verfaßt, worüber er sich in dem Vorworte folgendermaßen äußert: „Pythagoras, der Komet von Samos, wie ihn schon die Alten genannt, ist eine so außerordentliche und bislang eine so räthselhafte Erscheinung am Himmel des klassischen Alterthums gewesen, daß er mit Recht zu allen Zeiten die Augen der Welt auf sich zog. Aber erst ein ebenbürtiger Geist mußte kommen, die Kunst und Wissenschaft von damals mußte erst aus ihren ägyptischen Gräbern für uns auferstanden sein, ehe dieser reine Stern des Ostens uns verstehbar werden konnte. Dem Heidelberger Gelehrten, Dr. Eduard Röth war es vorbehalten, im Vollbesitz der bezüglichen wissenschaftlichen Mittel unserer Tage, die Wiederherstellung auch des Pythagoras mit glänzendem Erfolge zu unternehmen. So ist denn Pythagoras zu einer im Wesentlichen durchaus commensurablen Größe geworden, welcher eine Zeitalter bildende und verbindende Bedeutung zukommt und welche man in der Geschichtschreibung, namentlich auf dem Gebiete der Philosophie und Religion, insbesondere da, wo Morgen- und Abendland in der klassischen Zeit sich berühren, kaum erst begonnen hat zu würdigen. Dabei ist der ehrwürdige alte Meister eine so charaktervoll durchgebildete Gestalt und trotz der Zeitferne unserem heutigen Geiste eine so sympathische Natur, daß jeder einigermaßen wahlverwandte Leser sich von ihm angezogen fühlen wird."

Es ist dem Pythagoras ergangen, wie fast allen alten Stiftern philosophischer Schulen und religiöser Sekten, deren Anhänger das Leben ihres Meisters durch die Sage verherrlicht und seine Lehren nach ihrer Auffassung umgestaltet haben, so daß es schwer ist, Wahres von Dichtung, Echtes von Unechtem zu scheiden. Diese Schwierigkeit ist bei Pythagoras um so größer, als wir die Berichte von seinem Leben und seinen Lehren nicht von seinen unmittelbaren oder mittelbaren Schülern besitzen, sondern von Männern, die viele Jahrhunderte nach ihm lebten und denen Pythagoras für ihre eigenen Anschauungen den Namen und das Prinzip hergeben mußte. In der Zeit des religiösen und sittlichen Verfalles unter den ersten römischen Kaisern suchten edlere Gemüther in der Mystik der Pythagoräer eine Befriedigung, die ihnen die herrschenden Religionen und Philosophien nicht geben konnten, und in der strengen Askese derselben das Mittel, den Lockungen der in grobe Sinnlichkeit versunkenen Welt zu entgehen. Die Neupythagoräer stellten nach ihrer Auffassung die Lehre des Pythagoras wieder her. Unter ihnen fühlte sich besonders Apollonius von Tyana, um 50 n. Chr., den später die Heiden als Wunderthäter, Todtenerwecker und Freund der Armen Christus entgegensetzten, zu Pythagoras hingezogen und suchte ihn in seinem Leben und in seinen Schriften darzustellen. Er war der Verfasser einer Lebensbeschreibung des Pythagoras, welche wir nicht mehr besitzen, die aber die Neuplatoniker Porphyrius (st. 304 n. Chr.) und Jamblichus (st. 333 n. Chr.) in ihren Schriften über des Pythagoras Leben und Philosophie benutzt haben. Diese Letzteren sind die Hauptquellen, aus denen Herr Baltzer geschöpft hat. Ueber ihren historischen Werth spricht er sich nicht aus, sondern er nimmt mit Röth ihre Glaubwürdigkeit als unzweifelhaft an. Ebenso hält er die angeblichen Fragmente und Briefe des Pythagoras und seiner Schüler, so wie die dem Pythagoras zugeschriebenen Gedichte: die heilige Sage (ἱερὸς λόγος) und die goldenen Sprüche (χρυσᾶ ἔπη), für echt und benutzt sie ebenfalls als Quellen. Eine kritische Vergleichung dieser späteren Zeugnisse mit den freilich sehr vereinzelten und unzusammenhängenden Ueberlieferungen derjenigen Schriftsteller, die der Zeit des Pythagoras näher standen, wird vermißt. So giebt uns Herr Baltzer ein nur relativ richtiges Bild des Pythagoras, nämlich nicht wie er wirklich gewesen, sondern wie ihn sich etwa die Neuplatoniker, fast acht Jahrhunderte nach Pythagoras, gedacht haben. Auch so müssen wir dem Verfasser für seine Arbeit dankbar sein. Dem Christenfeinde Porphyrius und seinem gleichgesinnten Schüler Jamblichus war Pythagoras der Lehrer der wahren Philosophie, der Stifter der echten Religion, der heidnische Heiland, den sie dem christlichen gegenüberstellten. Ein Lebensbild dieses Mannes, nach dem Ideale, das seine Verehrer in sich trugen, entworfen, bietet daher eine interessante Vergleichung mit dem Lebensbilde Christi, wie es uns aus den Evangelien entgegentritt, wie verschieden auch die Originale und ihre Copien sein mögen. Herrn Baltzer kam es indeß hier auf eine Vergleichung nicht an. Ihm erscheint der Pythagoras der Neuplatoniker durchaus als die historische, nicht als die idealisirte, gewissen Zeit-Tendenzen dienende Persönlichkeit. In gläubiger Verehrung ist ihm der Weise von Samos das Muster, das immer der Menschheit vorleuchten wird: „der wunderbare Mann, der Lehrer vieler Geschlechter, der Weise sonder Gleichen, von dem man, weil er im Wahren so groß, so edel war, sagen darf, daß selbst seine Irrthümer nur der Schatten sind, auf dem sein Lichtbild desto heller strahlt und durch die Jahrhunderte leuchten wird, so lange die Menschheit Freude daran haben wird, zu erforschen und zu erkennen, wie sie dies geworden ist, was sie ist."

Es ist kein Zweifel, daß des Pythagoras Weisheit zum Theil aus dem Orient stammt; doch geht man zu weit, wenn man mit Röth und unserem Verfasser alle Glaubenssätze und alle asketische und diätetische Vorschriften, die ihm die Neupythagoräer und Neuplatoniker beilegen, auf ihn zurückführen wollte, da eine unbefangene Betrachtung die Entlehnung aus später herrschenden ägyptischen und orientalischen Anschauungen und Gebräuchen nicht verkennen läßt. Die Katastrophe, welche des Pythagoras Schule traf, stellt unser Biograph als die bedauernswerthe Folge dar theils der Entartung der Lehre durch unwürdige Schüler, theils der Verblendung des Volkes, das eine Aristokratie des Geistes, wie sie Pythagoras herrschend machen wollte, nicht duldete. Wie jede exclusive Lehre, die eine Scheidewand zwischen ihren Eingeweihten und dem profanen Volke zieht, trug auch der Pythagoräismus in sich selbst schon den Keim der Ausartung und der Auflösung. Die Pflanzschule, die Pythagoras anlegte, sollte sich durch eine eigenthümliche mystische Gottesverehrung und eine besondere, auf die Entäußerung der menschlichen Natur berechnete Lebensweise von der Menge unterscheiden und das Vorbild der harmonischen Menschheit werden. Gerade in dem reichen und üppigen Groß-Griechenland fand der Pythagoräismus einen fruchtbaren Boden, und die in Schlaffheit und Sittenlosigkeit versunkenen Optimaten lieferten ihm die meisten Anhänger. Einige mochte die bessere Natur für das Edle und Erhabene der Lehre begeistern; bei Anderen war es die Gefühls-

*) Pythagoras, der Weise von Samos. Ein Lebensbild, nach den neuesten Forschungen bearbeitet von Eduard Baltzer. Nordhausen, Verlag von Ferd. Förstemann. 1868.

schwärmerei und der Contrast der Lebensweise, der dem von sinnlichen Genüssen erschlafften Geiste eine neue Spannkraft gab und somit eine neue Luft bot, und die Meisten erkannten wohl in der Verbrüderung der Besten und Angesehensten ein Mittel zur Erlangung eigener Macht und Herrschaft.

So drohten Schwärmerei auf der einen und geistlicher Hochmuth und hierarchische Herrschsucht auf der anderen Seite der nationalen Entwicklung des griechischen Geistes Gefahr. Aber der gesunde Sinn des Volkes stieß dieses fremdartige Element von sich. Was wäre auch aus Griechenland geworden, wenn die Sache der Pythagoräer den Sieg davon getragen hätte? Der edle Geist des Stifters mußte früher oder später aus den pythagoräischen Vereinen weichen, und dann hätte mönchischer Fanatismus und hierarchische Gewalt die Welt um tausend Jahre früher in die Fesseln des Aberglaubens und der geistigen Knechtschaft geschmiedet. Schon erhob die Sage im Munde der Jünger den erhabenen Gründer des Bruderbundes zum übermenschlichen Wesen; schon schwor man auf die Worte des unfehlbaren Meisters: „Er selbst hat es gesagt", galt seinen Schülern für den entscheidenden Grund; schon trennten sie die Welt in Auserwählte und Laien; schon galt der Grundsatz: man müsse zur Verbreitung der heiligen Lehre die weltliche Macht erstreben und gebrauchen. Die Zeiten sittlicher und nationaler Erschlaffung haben immer wieder ähnliche Erscheinungen hervorgebracht. So schuf das Christenthum seinen Klerus, seine Klöster und Orden, das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen; so bauten die Freimaurer an dem idealen Tempel der Menschheit; so haben Illuminaten, St. Simonisten und hundert andere Vereine für Licht und Freiheit geschwärmt, ohne der Welt das wahre Heil zu bringen. Ein echtes Nationalgefühl und ein gesunder politischer und religiöser Sinn wird solche Staaten im Staate nicht aufkommen lassen. Wo sie entstehen, sind sie Symptome des erkrankten socialen Körpers, dem sie, statt Heilung zu gewähren, das Uebel nur verschlimmern. E. M.

Spanien.

Eine neue Bearbeitung von Calderon's „Leben ein Traum".*)

Ein junger Dichter, Paul Herlth, hat sich die Aufgabe gestellt, dem spanischen Drama und besonders Calderon die Gunst des deutschen Publikums wieder zuzuführen. Er hat den ersten Versuch mit der Bearbeitung des Drama's „Das Leben ein Traum" gemacht. Mit den Romantikern war auch ihr Abgott Calderon der Mißachtung anheimgefallen. Man hat über dem Katholisch-Mystischen, das ihn den beiden Schlegel und ihren Nachbetern empfahl, das Menschlich-Poetische, das schon Lessing zu ihm hinzog und das selbst den atheistischen englischen Dichter Shelley für ihn einnahm, verkannt und selbst die Würdigung, die ihm Schack in seiner vortrefflichen Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien angedeihen ließ, hat nicht vermocht, die Antipathie gegen ihn gänzlich zu beseitigen. Von allen seinen Stücken hat sich „das Leben ein Traum" nach der Uebersetzung von West (Schreyvogel) allein auf den deutschen Bühnen erhalten und zwar nur deshalb, weil die Rolle des Sigismund gewandten Schauspielern Gelegenheit giebt, ihre Kunst zu zeigen. Die West'sche Uebersetzung, die zuerst im Jahre 1816 erschienen ist, sollte, wie West selbst in der Vorrede bemerkt, blos vorläufig den Bühnenansprüchen genügen; zur dauernden Einverleibung des Gedichtes in das deutsche Repertoire und in die deutsche Literatur bedürfe es einer völlig freien Umdichtung des spanischen Originals. Eine neue Bearbeitung und zwar eine solche, welche sowohl dem Dichter, wie dem jetzigen Publikum, gerecht wird, ist also in der That ein Bedürfniß, um so mehr in einer Zeit, in welcher die politische Wiedergeburt Spaniens die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt wieder auf dieses lang vernachlässigte, unglückliche Land und seine Literatur hinlenkt.

Die Grundidee des Stückes faßt unser Bearbeiter höher als sein Vorgänger. Sie liegt ihm nicht, wie West, in dem trivialen Gedanken, den die Verse enthalten:

> Zurück bleibt nichts von Allem, was wir hatten,
> Als die Erinnerung an unsere Thaten,

sondern nach ihm stellt der Dichter das Leben als etwas Wirkliches und Werthvolles dar, für das an unserer Statt kein allwaltendes Fatum und keine außer uns stehende Macht mit entschuldigender Fürsprache, sondern wir selbst mit dem Gewichte und Werthe unseres Seins und Thuns vor dem Richterstuhle des Sittengesetzes eintreten müssen. „Unser Leben ist ein Traum, den der Mensch die Macht hat, aus eigener Willenskraft gut oder böse, im Einklang oder Widerspruch mit den ewigen Gesetzen in seiner Brust zu träumen — ein Traum, den wir in dem Bewußtsein durchleben sollen, daß in ihm jeder Augenblick für uns die Zeit des Erwachens sein könne, die uns vor die Schranken eines strengen Richters stellt — ein Traum, in welchem Alles was uns zur Erde zieht und selbstisch macht, vergänglich und nichtig ist, unsterblich aber und ewig allein, was uns den inneren Werth giebt und zur Freiwerdung vom Ich führt, die Liebe!"

Um dieses gedankenreiche Stück unserem Verständnisse und Geschmacke näher zu bringen, hat der Bearbeiter den uns fremdartigen spanischen Trochäus mit dem fünffüßigen Jambus, unserem dramatischen Verse, vertauscht, und mit dem Verse hat auch die Sprache und das Satzgefüge ein mehr deutsches Gepräge erhalten. Die Ueppigkeit des spanischen Redeflusses ist gemildert und manche Längen sind ohne Beeinträchtigung des Zusammenhanges gekürzt. Wir zweifeln nicht, daß die Bearbeitung sich sowohl Lesern als Zuschauern als eine gelungene empfehlen wird. E. M.

*) Das Leben ein Traum. Schauspiel in fünf Acten von Calderon de la Barca. Aus dem Spanischen übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet von Paul Herlth. Berlin, E. H. Schröder, 1868.

Palästina.

Ein Pascha unserer Zeit über Volksbildung.

Die Alliance israélite universelle in Paris hat in Jerusalem eine Schule für die dortige jüdische Jugend gegründet. Der türkische General-Gouverneur von Palästina, Nafif-Pascha, bewies der neuen Anstalt seine besondere Theilnahme und Unterstützung, so daß der Präsident der Allianz, Herr Ad. Crémieux, sich bewogen fühlte, ihm in einem Schreiben den Dank des Vereins auszusprechen. Hierauf erfolgte ein Rescript des Paschas in französischer Sprache, das einen merkwürdigen Kontrast zu den gehässigen Demonstrationen gegen die Juden bildet, die heutzutage wieder in türkenfeindlichen, slavischen Ländern statt-

finden — ein Kontrast, der noch greller ist, wenn wir dieses Rescript mit den die Juden betreffenden gleichzeitigen Rescripten der rumänischen Minister Bratiano und Genossen vergleichen. Das Schreiben Nafif-Paschas lautet in deutscher Uebersetzung:

„Jerusalem, den 12. März 1868.

„An Herrn Ad. Crémieux, Präsidenten des Central-Comité der Alliance israélite universelle.

„Herr Präsident!

„Ich habe das Schreiben, womit Sie mich beehrten, mit dem Gefühle der lebhaftesten Erkenntlichkeit in Empfang genommen und gelesen. Sie drücken mir in demselben den Dank aus für meine geringen Bemühungen um die Förderung einer Anstalt, welche die Alliance israélite universelle zu dem Zwecke, ihre Glaubensgenossen im Orient der Bildung zuzuführen, in Jerusalem errichtet hat. Es war für mich eine heilige Pflicht, ein Institut zu beschützen, das sich das edle Ziel gesetzt hat, einen der ansehnlichsten Bestandtheile der ottomanischen Bevölkerung durch den Unterricht zu regeneriren. Aber außer der Sympathie, die jeder Gebildete für eine so umfassende und hochherzige Idee, wie die ist, welche Sie erfüllt, empfinden muß, bietet sie in meinen Augen ein noch weit höheres Interesse, weil sie zum Theil die Lösung des für uns anerkannt wichtigsten Problems enthält, nämlich der Verbreitung der Bildung in der Türkei. An die Verwirklichung dieses Programms knüpft sich die Zukunft unseres Vaterlandes. Daher kann jede Privat-Unternehmung, die unmittelbar oder mittelbar ihre Bemühungen darauf richtet, unserer Mitwirkung im Voraus versichert sein. Es ist ein edles und der Anerkennung würdiges Beispiel, das Ihre Gesellschaft giebt, in Jerusalem, dem Vereinigungspunkte der drei wichtigsten Religionen der Welt, deren Bekenner die osmanische Nation mit Stolz zu den Ihrigen zählt, in jenem heiligen und neutralen Gebiete, auf welchem sich der Koran, die Bibel und das Evangelium begegnen und sich brüderlich die Hände reichen, ein Centrum der Bildung zu gründen, dessen wohlthätiger Einfluß sich jetzt schon durch Thatsachen bemerklich macht. Die osmanische Regierung kann ein Unternehmen, das sie so glücklich in ihrem eigenen Vorhaben, überall im ganzen Reiche zur Errichtung von Volksschulen den Anstoß zu geben, unterstützt, nur billigen und mit aller Macht fördern. Ihr Schutz ist also hier, wie überall dem Werke gesichert, das die israelitische Allianz verfolgt und das uns eine kostbare Streitmacht in dem Vertilgungskriege, welchen jede weise Regierung gegen die Unwissenheit, jene alte Verbündete des Fanatismus und der Barbarei, zu führen die Pflicht hat, zu stellen verspricht.

Nafif Pascha,
General-Gouverneur von Palästina."

Finnland.

Märchen, aus dem Finnischen übersetzt.

III.

Einer der als Vogel durch die Luft flog und als Fisch durch's Wasser schwamm.

Der Erlöser und der heilige Petrus kamen einmal auf ihren Wanderungen zu einem Bauerhofe, wo sie einen Mann pflügend fanden. Sie fragten den Pflüger, ob das Gut ihm gehöre? Der antwortete: „Es sind unserer drei Brüder, die es besitzen, und ich bin der jüngste." Nun reichte der Acker an einen Fluß, den die Wanderer zu überschiffen hatten; der Erlöser frug also weiter: „Guter Mann, würdest Du uns dort über den Fluß rudern?" — „Warum dieses nicht?" gab er zur Antwort, und brachte die Wanderer in seinem Kahn hinüber. Als sie wieder ausgestiegen waren, frug der Erlöser: „Forderst Du für Deine Mühe einen Lohn?" — „O nein", sagte der Mann, „Christmenschen fahr ich immer umsonst hinüber." Petrus, der dies hörte, sagte zu Jesu: „Verleih ihm, o Herr, für seinen guten Dienst irgend eine Fähigkeit!" Da verlieh ihm der Erlöser das Talent, als Vogel durch die Luft fliegen und als Fisch durch's Wasser schwimmen zu können.

Einige Zeit darauf wurden Kriegsleute ausgehoben und auch den jüngsten der drei Brüder, die jenes Bauergut besaßen, nahm man zu des Königs Heere. Als der König dann mit seinen Kriegerschaaren gegen einen anderen König ausgezogen war, bemerkte er plötzlich zu seinem großen Verdrusse, daß er sein Schwert in der Eile daheim gelassen hatte. Da sprach er etwas beschämt zu seiner Mannschaft: „Welcher von euch mir in kürzester Zeit mein vergessenes Schwert von Hause brächte, dem würde ich meine Tochter zum Lohne geben." Sogleich trat der junge Bauersmann vor und sprach: „Wenn Du, gnädiger König, mir Deine Tochter geben willst, so verschaffe ich Dir das vergessene Schwert in kürzester Zeit." Der König bekräftigte sein Versprechen und sagte: „Du hast es einmal gehört, Deines Königes Worte sollst Du vertrauen."

Der Mann trat nun die Reise an, und schnell genug muß sie von Statten gegangen sein, da er als Vogel durch die Luft flog und als Fisch durch die Gewässer schwamm. Zum königlichen Palaste gelangt, setzte er sich als Vogel auf ein Fenster und begann lieblich zu zwitschern. Die Königstochter, die das hörte, und den Vogel sehr schön fand, öffnete ihr Fenster, worauf der Ankömmling ohne Umstände als Mensch hineinsprang. Die Jungfrau betrachtete ihn wie ein Wunder und frug, was er wünsche? — Ich bin gekommen, des Königs Schwert zu holen und Ihr seid mir dafür zur Ehe verheißen; könnt Ihr mir einen Ring als Merkzeichen geben?" — Die Prinzeß fand Gefallen an dem Kriegsmann ob seines schönen und stattlichen Ansehens; sie reichte ihm das Schwert und gab ihm auch einen Ring von ihrem Finger. Der Mann zerschlug den Ring in zwei Hälften, und Jedes von Beiden behielt die eine, damit des Königs Tochter nicht einen Anderen zum Manne nähme als denjenigen, dessen halber Ring zu der anderen von ihr verwahrten Hälfte paßte. Der Jüngling nahm nun Abschied von seiner Braut, und flog und schwamm mit dem königlichen Schwerte so eilig, daß er zwei Stunden vor Ablauf der Frist zurückkehrte. Doch ging er nicht gleich zum Könige, sondern legte sich, ermüdet wie er war, im Walde an der Seite des Heerlagers nieder, um ein Weilchen zu schlafen. Da bemerkte ihn ein anderer Kriegsmann, der gerade Wache hielt, schlug ihm den Kopf ab, nahm das Schwert an sich und brachte es dem Könige, also sprechend: „Gnädiger König, da ist Euer Schwert, das Ihr so sehr vermißt habt." Hoch erfreut lobte der König den Ueberbringer und sagte: „Wenn der Krieg zu Ende ist und wir heimkehren, so wollen wir Deine Hochzeit mit unserer Tochter feiern und es soll eine Hochzeit sein, die sich gewaschen hat."

Als nun der König nach erfochtenem Siege in seine Residenz wieder eingezogen war, begann er gleich die Vorkehrungen zu dem großen Familienfeste. Aber die Tochter frug den ihr zugedachten Gatten: ob er ein Merkzeichen davon habe, daß sie seine Braut sei? Der Bräutigam antwortete: „Ich bedarf keines

Merkzeichens, da Ihr mir schon verlobt seid." — „So bleibe mir vom Leibe, sprach sie, „ich heirate Dich nicht, da Du kein Zeichen hast; mein wahrer Bräutigam hat ein solches." Sie erklärte mit Bestimmtheit, daß sie keinem sich würde antrauen lassen, der nicht den Ring vorzeigte, den sie ihrem rechten Bräutigam gegeben. Da kamen Söhne von allerlei vornehmen Herren in den Palast und versuchten die Ringprobe, aber vergebens.

Um diese Zeit begaben sich Jesus und Sankt Petrus wiederum auf Reisen und zwar kamen sie durch dieselbe Gegend, wo des Königs Kriegslager gestanden. Da gewahrte Petrus am Wege den Rumpf des Mannes und sprach zu dem Erlöser: „Hier liegt ohne seinen Kopf der Bauersmann, dem wir für seine Mühen eine Gabe verliehen; gieb ihm, o gnädiger Herr, das Leben und die Gabe wieder, da er uns einmal hilfreich gewesen". — „Nun, so wasch' ihn vom Blute rein", sprach der Erlöser zu Petrus. Dieser that wie ihm geheißen worden, worauf der Erlöser den Kopf wieder an seine Stelle setzte. Der Mensch erwachte zum Leben und sprach, gen Himmel blickend: „O weh, wie lang hab ich geschlafen"! — „Noch ein gutes Stück länger hättest Du schlafen müssen", sagte der heilige Petrus, „wenn wir Dich nicht gefunden hätten; in der Königsburg feiert man schon die Vermählung Deiner Braut; spute Dich ja, noch kannst Du die Trauung verhindern". Als der Mann solches hörte, zögerte er keinen Augenblick: er flog als Vogel über's Land und als Fisch durch's Wasser bis er die Königsburg erreichte, wo er wieder auf dem Fenster der Prinzeß sich niederließ. Die ließ ihn, sobald sie seinen Gesang hörte, herein und fragte gleich: „Hast Du die Hälfte des Ringes noch in Verwahrung"? — „Freilich", sagte der Mann und als die beiden Hälften an einander gelegt wurden, paßten sie vortrefflich. Darauf ging die Prinzeß zu ihrem Vater und sagte: „Da ist jetzt mein Bräutigam, mit diesem allein will ich getraut sein". Als nun der König die Hälfte des Ringes seiner Tochter am Finger des Mannes erblickte, fragte er diesen verwundert: „Wo hast Du denn auf Deiner Reise so lange verweilt"? Der erzählte nun Alles, was ihm begegnet war und nun befahl der König die Trauung seiner Tochter mit dem rechten Ueberbringer des Schwertes; den Betrüger aber ließ er derb abprügeln und auf Lebenszeit aus dem Reiche verbannen.

Grönland.

Nordpol-Sagen der Grönländer und der Eskimo's.*)

I.

Die Sage vom kleinen grimmen Kagsagsuk.**)

Es war einmal ein armer elternloser Knabe, der mit vielen unbarmherzigen Männern zusammenwohnte; er hieß Kagsagsuk. Er hatte ein altes armes Weib zur Pflegemutter; diese alte Arme wohnte in einem kleinen Seitenraume neben dem Hausgange*) und durfte nicht in das Haus selbst kommen. Aber Kagsagsuk durfte nicht einmal in den kleinen Raum kommen er lag in dem Hausgange und suchte Wärme unter den Hunden. Am Morgen, wenn die Männer aufstanden und ausgingen, trafen sie ihn mit der Peitsche, wenn sie nach den Hunden schlugen, und er schrie dann Na—a, Na—a, indem er sich gleichsam selbst zum Narren hatte und den Hunden nachahmte, zwischen denen er lag. Ferner erzählt man noch: wenn die Männer ein Mahl von verschiedenen gefrorenen Gerichten hielten, wie von Wallroßhaut und gefrorenem Fleisch, guckte der kleine Kagsagsuk von dem Hausgange herein, und einige der Männer hoben ihn auf und über die Thürschwelle, aber sie nahmen ihn nie auf eine andere Art auf, als daß sie den Finger in sein Nasenloch steckten und ihn so hoch hoben. Daher kam es, daß seine Nasenlöcher immer größer wurden, sonst aber wollte er nicht wachsen. Dann gaben sie dem Armen gefrorene Speise, die hart zu kauen war, ohne daß er ein Messer hatte, und dann sagten sie ihm, daß er es allein mit Hilfe seiner Zähne verzehren solle; und mitunter sagten sie, daß er zu viel äße, und dann zogen sie ihm Zähne aus. Aber seine arme Pflegemutter gab ihm Stiefel und

---

*) Zu dem schätzbaren Material, das unseren Nordpolfahrern als Fingerzeig bei ihren Forschungen dienen kann, gehören sicher auch die Sagen der Grönländer und Eskimo's, welche zunächst durch grönländische Missionäre in skandinavische Sprachen übersetzt worden sind. Es finden sich darin unverkennbare Spuren der Kenntniß polarischer Regionen, die noch niemals der Fuß oder das Schiff eines Europäers berührt hat. D. R.

**) Von dieser Sage wurden neun verschiedene Niederschriften in der Eskimo-Sprache eingesammelt, und zwar ebensowohl in Labrador als auf der Ost- und der ganzen Westküste Grönlands, die ältesten schon vor dreißig Jahren aufgezeichnet, die neuesten in den letzten Jahren. Die Niederschrift von Labrador ist nur ein ganz kurzer Auszug, aber so gut wie vollkommen übereinstimmend mit den grönländischen, und nur die von der Ostküste weicht in Bezug auf die Art des Abschlusses wesentlich von den Uebrigen ab. Die sonstigen Abweichungen sind unwesentlich. In mehreren Niederschriften ist die Sage für die Gegend lokalisirt, in welcher der Erzähler lebt, und so wird die Hauptbegebenheit ebensowohl nach der Diskobucht, als in die Distrikte von Godthaab und Julianehaab verlegt, indem auf ganz bestimmte Hausruinen hingedeutet wird und diese theilweis auch danach benannt werden. Als Curiosum muß noch bemerkt werden, daß ein Erzähler aus Nordgrönland die bekannte merkwürdige Ruine von Rugsuak, welche skandinavischen Ursprunges zu sein scheint, als die Bärenfalle Kagsagsuk's ausgiebt, und mit einem Seitenhieb auf die Sammellust der Europäer hinzufügt: „Da die Herren und der König selbst ja alles Merkwürdige sammeln, warum hätten sie denn, da sie doch an diese Erzählung glauben, nicht einen Stein aus dieser Falle herausgenommen, und ihn mit einem Schiffe holen lassen, wenn es nicht eben schwierig wäre, und ebenso aus dem Hause auf Sakkardlek, wo Kagsagsuk die Gesellschaften abzuhalten pflegte."

*) Der Hausgang ist der bedeckte Eingang zu einem Winterhause, ziemlich lang, eng und kaum zwei Ellen hoch; in einem Seitenraum neben demselben befindet sich eine Kochstelle. Der Hausgang liegt niedriger als der Fußboden des Hauses, so daß man von ihm aufwärts kriechen muß, sowohl um in's Haus hineinzukommen (der Aufgang Kátak), als in's Freie hinauszukommen (der Ausgang Paak), der Regel nach findet sich keine Thür darin. Ein solches Winterhaus ist aus Stein und Grastorf gebaut, mit Fenstern von Darm in einem Rahmen von dickerer Haut, und mit einem Anbau für den Hausgang als Eingang. Die Häuser sind 6—8 Ellen breit und von verschiedener Länge, von 6 Ellen mit einem Fenster, von 12—14 Ellen mit drei Fenstern oder mehr, je nach der Zahl der Familien, die hier ihre Abtheilungen auf der Hauptpritsche haben. Unter einem großen Haus versteht man drei oder mehr Fenster. An einzelnen Stellen giebt es Häuser von Schnee, und an der Behringsstraße meist von Holz. Die Pritsche ist eine niedrige Bank, sowohl in den Häusern, als in den Zelten. In jenen geht sie rund herum längs aller Wände; die, welche den Fenstern gegenüber liegt, ist die Hauptpritsche, etwa drei Ellen breit und für jede Familie abgetheilt. Gegenüber ist die Fensterpritsche, und die übrigen sind die Seitenpritschen, sowohl für Gäste, als für Unverheiratete. Die Pritschenhäute sind Seehund- oder Rennthierfelle, um darauf zu sitzen und zu liegen, die Decken und Ueberdecken, um darunter zu schlafen, sind gleichfalls Felle.

einen Wurfpfeil, damit er hinausgehen und spielen könne, wie die anderen Kinder; wenn er dann hinauskam, pflegten sie ihn in dem Schnee herumzuwerfen und seine Kleider mit Schnee zu füllen, und zuweilen ließen sie ihren Unrath über sein Gesicht und die Mädchen besudelten ihn mit ihrem Schmutz, und sie ließen ihn nicht eher los, als bis er nahe daran war zu ersticken. So wurde Kagsagsuk stets verspottet: und er wuchs nicht, ausgenommen an den Nasenlöchern. Endlich konnte er doch allein in die Berge gehen, und dann pflegte er an einsame Stellen zu gehen und nachzudenken, wie er zu Stärke gelangen möchte. Die Pflegemutter hatte es ihn gelehrt, wie er sich anschicken solle.

Da kam er einst zwischen zwei hohe Berge und rief in das Wetter hinein: „Herr der Kraft, komme! Herr der Kraft, komme!“ Da zeigte sich mit einemmale ein großes Thier von der Gestalt eines Amarok's*), und er wurde sehr erschrocken und wollte fliehen. Aber jener holte ihn ein und schlang seinen Schweif um ihn, und warf ihn so auf den Erdboden, und als er gefallen war, konnte er sich nicht wieder aufheben, aber er hörte es rasseln, und er sah gleichsam wie Spielzeug kleine Seehundsknochen von seinem Körper niederfallen. Da sagte der Amarok: „Es ist wegen dieser, daß du nicht wachsen kannst.“ — Und wieder schnürte er seinen Schweif um ihn und warf ihn abermals auf die Erde, und da fielen schon weniger kleine Seehundsknöchelchen von seinem Körper ab, und als er ihn das drittemal hinwarf, fielen die letzten ab. Als er ihn dann aber zum viertenmale warf, fiel er selbst auch nicht sogleich, und er sah keine Knöchelchen mehr; und als er es dann das fünftemal that, fiel er selbst gar nicht, sondern hüpfte bloß am Boden hin. Da sagte der Amarok: „Komme nur an jedem Tage so zu mir, wenn du stark werden willst“; — und als Kagsagsuk nach Hause ging, fühlte er sich sehr erleichtert; und er konnte auch laufen, und schlug und stieß mit den Füßen gegen die Steine.

Als er aber näher an das Haus kam, da waren die Dirnen dort, welche auf die kleinen Kinder aufpaßten, und die riefen: „Seht da ist Kagsagsuk, laßt uns ihn mit Koth bewerfen.“ Und so thaten sie es auch, und die Knaben prügelten ihn und peinigten ihn, gerade wie früher. Aber er ließ sich Nichts merken, sondern legte sich wie gewöhnlich zwischen die Hunde in den Hausgang. Darauf ging er jeden Tag hinaus und traf den Amarok, und sie thaten dasselbe, und mit jedem Tage fühlte er sich stärker, und wenn er heimging, stieß er mit den Füßen gegen die Felsenwände und legte sich nieder und wälzte sich auf der Erde, so daß die Steine auf und um ihn herum flogen. Zuletzt konnte er ihn durchaus nicht mehr zum Umfallen bringen, da sagte er: „So, nun ist es genug, von bloßen Menschen kann dir nun Nichts mehr zugefügt werden. Aber du mußt dir Nichts merken lassen; erst im Winter, wenn Alles zugefroren ist, sollst du vortreten, da werden dann drei Bären kamen, und die sollst du niederwerfen.“ Als Kagsagsuk nun nach Hause ging, sprang und schlug er erst tüchtig gegen die Felsen und Steine, aber die Menschen quälten und peinigten ihn noch schlimmer, denn jemals vorher.

Einmal, im Herbste, kamen die Kajak's**) mit einem großen Stücke Treibholz nach Hause, und sie vertauten es nur an dem Uferrande, weil es zu schwer war, um aufgezogen zu werden. Am Abende in der Dunkelheit sagte Kagsagsuk: „Pflegemutter! Leihe mir deine Stiefel, daß ich auch hinausgehen und das große Stück Zimmerholz ansehen kann.“ Als nun Alle schliefen, stahl er sich hinaus zu dem Zimmerholz, riß die Vertauung aus und schleppte es auf den Schultern hinauf hinter das Haus, wo er es fest in die Erde bohrte. Am Morgen, als der erste der Männer herauskam, rief er: „Das Holz ist weg;“ und da sie nun Alle hinausliefen und die Taue abgerissen fanden, wunderten sie sich darüber, daß es fortgetrieben sein sollte, da weder Wind noch Strömung vorhanden war. Aber eine alte Frau, die hinter das Haus ging, um ihre Nothdurft zu verrichten, rief: „Seht doch, hier ist das Holz.“ Da liefen sie Alle darauf zu und riefen: „Wer hat das gethan? Es muß doch auch ein starker Mann unter uns zu finden sein!“ Aber die jungen Menschen gaben sich eine wichtige Miene, — die Lügner, damit es den Anschein haben solle, als ob Einer von ihnen es gethan hätte.

Gegen den Winter zu plagten sie Kagsagsuk noch schlimmer als früher, aber er ließ sich noch immer Nichts merken. Darauf fror das ganze Meer zu und es war vorbei mit dem Fange. Als die Tage länger wurden, kamen die Männer einst herbeigelaufen, weil sie drei Bären außen vor dem Hause gesehen hatten; aber die Bären krochen hinauf auf ein Eisfjeld, so daß sie Keiner angreifen konnte. Da kriegte Kagsaksuk es mit der Eile und sagte zu seiner Pflegemutter: „Leih mir deine Stiefel, daß ich auch zu den Bären hinauskommen kann.“ Sie schien gerade nicht große Lust dazu zu verspüren, warf ihm aber doch die Stiefel hin und sagte spottend: „So schaffe mir denn die Häute zur Pritsche und Ueberdecke.“ Nun zog er die Stiefel an, schnürte sich seine Lumpen um und lief so hinaus zu den Bären; aber Diejenigen, die draußen waren, riefen: „Nein, seht einmal, da kommt Kagsagsuk, was mag er nur wollen? schiebt ihn bei Seite!“ — und die Dirnen riefen: „Er ist nun ganz um seinen Verstand gekommen.“ Aber Kagsagsuk lief quer durch den Haufen und schied sie von einander wie einen Zug Heringe, und es war so anzusehen, als ob seine Hacken seinen Nacken berührten, und der Schnee, der um ihn herum aufstäubte, spielte wie in Regenbogenfarben; und als er das Eisfjeld erreichte, griff er mit den Händen in dasselbe und kletterte hurtig hinauf. Da erhob der größte Bär den Rachen gegen ihn; er aber wendete sich um und machte sich hart, und darauf ergriff er ihn bei den Vorderbeinen, schlug ihn gegen das Eisfjeld, so daß die Hüftbeine abgeschlagen wurden, und warf ihn hinunter zu denen, die auf dem Eise standen, rufend: „Das war mein erster Fang, flenst ihn aus!“*) — Sie dachten, der Andere wird

*) Amarok bedeutet ursprünglich einen Wolf, aber in Grönland, wo die Wölfe nur der Sage nach bekannt sind, stellt man sich darunter ein abenteuerliches, zum Theil aber auch ein Thier von ungeheuerlicher Größe vor.

**) Kajak ist das kleine Boot aus Fellen, das zum Seehundsfange eingerichtet ist, woneben es auch den Ruderer oder Kajaksmann bedeutet, der darin sitzt. Es besteht aus einem Stangen- und Pflockgestell, das mit Häuten überzogen ist. In Grönland ist es gewöhnlich 17 Fuß lang und 1½–2 Fuß breit, wiegt 50 Pfund, und kann ohne den Mann und die Geräthe gegen 200 Pfund wiegen. An einzelnen Stellen im Westen der Davisstraße soll es für zwei Mann eingerichtet sein, aber im Uebrigen ist es ausschließlich für einen Mann bestimmt, der, wenn er mit seinem Kajakpelz angethan ist, der dicht am Rande des Gesichts schließt, und in dem Kajakring, oder dem Loche für den Mann, sitzt, von einer wasserdichten Hülle umgeben ist, so daß er rundum kentern oder von dem Seegang überspült werden kann, ohne daß es ihm schadet. Wenn er kentern oder den Boden in die Luft bringen will, sind gewisse Handgriffe erforderlich, um sich wieder in die Höhe zu bringen. Vorn auf dem Kajak ist der Kajakstuhl, ein kleines Gestell, angebracht, um die sich abrollenden Fangriemen zu tragen.

*) Flense. Flensen, das ist die Manipulation des Speckausschneidens aus einem erlegten Thier, Walfisch, Seehund 2c.; zugleich gebräuchlich für Abziehen der Haut.

es schon mit ihm abmachen, aber es ging mit dem so, wie mit dem Ersten, auch ihn warf er hinab auf das Eis, aber den dritten ergriff er, und ihn in der Luft schwingend, lief er durch den Menschenhaufen und schlug bald den Einen, bald den Andern, indem er rief: „Nein, der da ist zu schlimm gegen mich gewesen!" und wieder: „Der da war noch schlimmer!" — aber sie flohen Alle vor Schreck nach dem Hause, und als er zu seiner Pflegemutter kam, warf er die beiden Bärenfelle vor sie hin: „Da hast du ein Fell zur Pritsche und ein Fell zur Ueberdecke!" und dann bat er sie, ihm das Bärenfleisch zu kochen. Als nun das Bärenfleisch gekocht war, wurde Kagsagsuk in das große Haus hineingerufen, aber er zeigte sich wie gewöhnlich nur am Eingange und sagte: „Ich kann nur an den Nasenlöchern aufgehoben werden." Aber da kein Anderer es wagte, kam die Pflegemutter und hob ihn bei den Nasenlöchern auf. Nun waren die vielen Männer höflich geworden und sagten: „Komme weiter herein" (denn das Haus war sehr groß); und Einer sagte: „Komm und setz dich hierher", und ein Anderer: „Nein, da liegt kein Fell, hier ist der Platz für Kagsagsuk." Aber er setzte sich wie gewöhnlich auf die Seitenpritsche. Da riefen die Männer: „Hier sind Stiefel für Kagsagsuk" — und Andere sagten: „Hier sind Beinkleider für Kagsagsuk" — und die Mädchen wetteiferten seinetwegen, indem sie sagten: „Ich will Stiefel für ihn nähen, ich will Kleider für ihn nähen." Nachdem sie gegessen hatten, sagten Einige zu einer von den jungen Mädchen: „Gehe und hole Wasser für den lieben Kagsagsuk." Als sie hereinkam und Kagsagsuk getrunken hatte, zog er sie an sich mit Liebeszeichen und sagte: „Du bist rasch dabei, Wasser zu holen", und dabei drückte er sie so, daß ihr das Blut zum Munde heraus stürzte, indem er sagte: „Ah, die berstet ja." Aber die Eltern sagten: „Ach das thut Nichts, sie taugte doch nur dazu, Wasser zu holen." Und als einer von den Burschen hereinkam, sagte er: „Du wirst gewiß mal ein guter Erwerber*) werden", und dabei zermalmte er ihn, und Andere riß er mit den Beinen nieder. Aber die Eltern sagten jedesmal: „Das thut Nichts, er taugte doch nur dazu, um mit Pfeilen zu spielen." So begann Kagsagsuk, nun die Bewohner des Hauses zu mißhandeln und zu ermorden, und er hörte damit nicht auf, bevor er mit ihnen Allen ein Ende gemacht hatte. Nur die armen Leute, die sich seiner angenommen hatten, schonte er, und mit ihnen lebte er von dem Wintervorrath der Bewohner. So ging er auch hin und suchte sich den besten Kajak aus und übte sich erst längs des Uferrandes, ging aber dann beständig weiter hinaus, und da er nun sehr hochmüthig geworden war, reiste er nach Süden und nach Norden, um seine Stärke zu zeigen, und er zog in unserem ganzen Lande umher in seinem Hochmuthe, woher er auch über die ganze Küste bekannt ist, und an einigen Stellen sind seine Thaten noch sichtbar, und es muß daher gewiß wahrheitsgetreu sein.

Kleine literarische Revue.

— **Corinna, neu übersetzt.****) Die im Bibliographischen Institut in Hildburghausen erscheinende, mit Sorgfalt redigirte und viele treffliche Werke enthaltende „Bibliothek ausländischer Klassiker" umfaßt in ihren neuesten Lieferungen Frau von Staël's „Corinna", verdeutscht von M. Bock und mit einem Vorworte von Friedr. Spielhagen ausgestattet. Als die Meister- und Musterwerke der berühmten, geistvollen Gegnerin Napoleon's I. werden bekanntlich die beiden Arbeiten angesehen, welche Italien (Corinne, ou l'Italie) und Deutschland (De l'Allemagne) zum Gegenstand haben. Beide Werke sind, weil sie es mehr mit dem geistigen, sittlichen Leben, mit dem Dauernden und Unsterblichen, als mit dem Touristisch-Modernen und Vergänglichen zu thun haben, auch heutzutage noch von großem literarischen Werth. Aber man muß sie in ihrer vollen ursprünglichen Farbenpracht genießen; man muß sie in französischer Sprache lesen, und wer in Deutschland Sinn und Verständniß für die Werke der Frau von Staël hat, der weiß auch gewiß so viel Französisch, daß er das Original liest und versteht. Die vorliegende Uebersetzung der „Corinna" giebt uns den Inhalt des fremden Buches wieder, aber sie macht nicht entfernt den Eindruck auf die Phantasie, auf die Empfindung des Lesers, den die poetische Sprache der französischen Pythia gewährt. Es wäre eine schwierige, aber würdige Aufgabe für einen Dichter, wie Friedr. Spielhagen, der ein treffendes Vorwort mit Hinweisungen auf die heutige französische Romanschriftstellerei geschrieben, für den Geist Corinna's eine entsprechende deutsche Form zu finden; die vorliegende wird Niemand befriedigen, der das Original kennt und zu schätzen weiß.

— **Hans Breitmann's Partie.***) Aus Philadelphia ist uns dieses Liederbuch zugegangen, das eine bibliographische Curiosität ist, denn es ist die erste gedruckte Sammlung von Gedichten in dem gebrochenen Englisch, das von vielen Tausenden der in den Vereinigten Staaten ansässigen Deutschen der niederen Stände gesprochen wird. Gleichzeitig aber ist Hans Breitmann einer von den lustigen deutschen Gesellen, die den Freiheitskrieg gegen die Sklavenstaaten des Südens tapfer mitgekämpft und dessen Abenteuer hier in englisch-deutsch-maccaronischen Versen erzählt werden. Man kennt das lustige deutsche Burschen-Latein:

> Farimus in schlittis, cum taleribus atque ducatis
> Klingimus, et totam mascherati erfreuimus urbem.

Aehnlich, doch weit weniger deutsch, klingt Breitmann's Amerikanisch; wir vermuthen, daß der Dichter (es soll Leland, der Uebersetzer H. Heine's, sein) dabei hauptsächlich die in Pennsylvanien lebenden Deutschen, die Nachkommen schwäbischer Landleute, im Sinne gehabt. Wir theilen hier zur Probe zwei Strophen des Gedichtes „Breitmann as a Bummer" mit:

> Der Sheneral Shermann holts oop on his coorse,
> He shtops at the gross-road and reins in his horse:
> „Dere's a ford on de rifer dis day we moost dake,
> Or elshe de grand army in bieces shall preak!"
> Ven shoost ash dis vord from his lips had gone bast,
> There coomed a young orterly gallopin fast,
> Who gry mit amazement: „Herr Shenral! Goot Lord;
> Dat bummer der Breitmann ish holdin der ford!"
> . . . .
> Dey spoored on, dey hoory'd on, gallopin shtraight,
> But for Breitmann help coomed shoost a little too late.
> For ash de Lauwine goes smash mit her pound,
> So on to de Bummers de repels coom down:

*) Ein Ehrentitel für Kajakfänger ersten Ranges.

**) Von M. Bock. Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1868.

*) Hans Breitmann's Party. With other Ballads. Philadelphia: G. P. Peterson; London: Trübner & Co., 1868.

Heinrich von Schinkenstein 's tead in de road,
Dieterich Hinkelbein 's flat ash a toad,
Und Sepperl — Tyroler — shpoke never a vord,
But shoost „Mutter Gottes!" und died in de ford.

Das tapfere Lagerbiertrinken der Deutschen spielt in den Liedern natürlich eine Hauptrolle, doch ist auch ihren besseren National-Eigenthümlichkeiten Anerkennung gezollt. Dem Charakter Breitmann's soll ein wirklich existirendes Original, Namens Jost, der den Krieg als Soldat in der Pennsylvannia-Kavalerie mitgemacht, als Modell gedient haben.

— Eine Gymnastik der Respirations-Organe und der Stimme.*) Unsere Zeit hegt, und gewiß mit vollem Recht, Mißtrauen gegen jedes Heilverfahren, welches nicht auf dem Grunde wissenschaftlicher Forschungen wurzelt, welches nicht durch rationellen und systematischen Aufbau die Gewähr der Heilung leistet. Darum wird jeder Gebildete gegen alle Heilmethoden eingenommen sein, welche, nur auf dem Fundament des Erfolges beruhend, als das unsicherste Tappen im Düstern angesehen werden müssen. Umgekehrt ist es freilich mit der großen Menge; sie jauchzt gewöhnlich dem Erfolge von vornherein ihren Beifall zu — und fällt daher nur zu leicht dem Mundus vult decipi anheim, wie dies der krasseste Geheimmittel-Schwindel unserer Tage so auffallend zeigt. Zu den menschlichen Leiden, deren Heilung bis dahin erst in geringem Grade durch wissenschaftliche Heilerfolge ermöglicht wurde, deren Natur meistens auch gar nicht ausreichend ergründet und bekannt war — weil sie eben in so mannigfach verschiedenen Ursachen wurzelt —, gehören die Gebrechen der Sprache und menschlichen Stimme. Sie wurden und werden rationell nur behandelt, insofern sie in Krankheiten des Kehlkopfes, der Stimmbänder u. s. w. begründet sind.

Dr. Hermann Klencke war es denn, welcher in einem Büchelchen**) eine Anleitung zur „Heilung des Stotterns nach einer rationellen, didaktisch-medicinischen Methode, für Aerzte, Erzieher, Lehrer und erwachsene Stotternde" herausgab. Dieselbe Aufgabe stellt sich, nur noch in bedeutend erweitertem Maße, das Buch des Spracharztes Lehweß. Die von ihm seit zwanzig Jahren, und zwar mit fast zahllosen befriedigenden Erfolgen angewandte Heilmethode besteht in einem auf allgemeinen Regeln begründeten Verfahren, welches in einer Art Gymnastik der Respiration und der Stimme beruht, und das eine Beseitigung der Ursachen des Stotterns zum Zwecke hat. Diese Ursachen leitet der Verf. vornehmlich aus drei Zuständen her: a) aus einer zur Spracherzeugung nicht geeigneten Funktion der Respirations-Organe, b) aus Anomalien einzelner Muskeln der die Sprache zunächst vermittelnden Organe, durch welche Anomalien die Wirkung des Willens auf diese Muskeln beschränkt wird, c) aus einem mehr psychisch abnormen Zustande, oder einem Mißverhältniß zwischen Willen und Sprachbewegungen, woraus eine mangelhafte Beherrschung der Sprachorgane sich ergiebt.

Die Ergründung und sodann Bekämpfung dieser dreiseitigen Ursachen stellt das Buch in der Weise sich zur Aufgabe, daß es als Handbüchlein für Aerzte, Erzieher und Stotternde selbst von großem Werthe sein muß. Die Vorschriften beruhen also in der Regelung des Ein- und Ausathmens, in der nur durch Uebung zu erlangenden möglichsten Beherrschung der Sprachwerkzeuge und in eben solcher regelrechten und präcisen Aussprache. Der Inhalt theilt sich danach in „Respirations-Gymnastik", „Stimm-Gymnastik", „Reihenfolge der elementaren Laute, geordnet nach den Artikulationsstellen", „Lesestücke in ungebundener und in gebundener Rede". Das Buch erscheint daher für seinen Zweck: die Bekämpfung jeglicher Gebrechen der Sprache, außerordentlich empfehlenswerth.

K. R.

*) „Radikale Heilung des Stotterns", von Professor Josef Lehweß, Spracharzt in Berlin. Braunschweig, Verlag von Vieweg u. Sohn, 1868.

**) Leipzig, Kollmann.

Literarischer Sprechsaal.

Ueber den Sprachenzwang in Deutsch-Lothringen, über die einer civilisirten Regierung unwürdige Behandlung der deutschen Volkssprache im Departement der Mosel und im Bezirke von Saargemünd berichtet in der „Vossischen Zeitung" vom 7. October eine Korrespondenz, worin die Befürchtung ausgesprochen wird, daß in Folge einer durch Intriguen hervorgerufenen Petition an den französischen Senat, in welchem Herr Thierry über die Angelegenheit referirte, in ganz Deutsch-Lothringen die deutsche Sprache in Kirchen und Schulen unterdrückt werde. Welche Stellung die französische Presse zu der in Deutsch-Lothringen und im Elsaß gewaltsam unterdrückten Volkssprache einnimmt, geht aus folgender Bemerkung des Korrespondenten hervor:

„Ganz besonders bezeichnend ist die Stellung des französischen, für alle möglichen und unmöglichen Nationalitäten und Volksrechte schwärmenden Publikums und der französischen Presse. Sammt und sonders herrscht bei denselben nur eine einzige Meinung, nämlich diejenige, die in den wenigen Worten ausgedrückt ist: Diese Leute (die Lothringer, Elsaffer) sind Franzosen, folglich müssen sie französisch sprechen. Alle Gewaltmaßregeln der Regierung gegen die deutsche Sprache haben deshalb nicht blos stets die volle Zustimmung der Presse und des Publikums, sondern man geht sogar so weit, ein ausdrückliches Verbot des Gebrauchs der deutschen Sprache zu verlangen. Wie oft habe ich in Paris und in den Provinzen sonst ganz gebildete Leute ihre Verwunderung darüber aussprechen hören, daß die Regierung den Lothringern und Elsässern nicht schon längst den Gebrauch der deutschen Sprache in Kirche und Haus verboten habe. Würde heute es der französischen Regierung belieben, in Lothringen und Elsaß einen ähnlichen unmenschlichen Sprachenzwang einzuführen, wie es die russische Regierung in Polen thut, so würde sie des Beifalls aller übrigen Franzosen sicher sein. Kein Blatt würde ein Wort dagegen sagen, jedermann würde die Sache ganz in der Ordnung finden. Letzthin traf ich in Straßburg mit einem ehrsamen Pariser Spießbürger zusammen, der einen Ausflug nach Deutschland machte und vornehmlich auch Berlin, die Stadt der Sieger von Sadowa, sehen wollte. Als derselbe die Kinder in Straßburg deutsch sprechen hörte, wurde er ganz ungehalten über eine solche Verachtung der Nationalsprache, und es fehlte nicht viel, so wäre er auf die Polizei gegangen, um sie aufzufordern, einem solchen gesetz- und nationalwidrigen Unfug gewaltsam ein Ende zu machen. Die Unduldsamkeit der Nationalfranzosen ist ganz barbarisch und ausschreitend in dieser Hinsicht. Selbst in besserer Gesellschaft wird es als eine Beleidigung angesehen, wenn Leute, die nicht gut französisch verstehen, ein paar Worte in einer anderen Sprache untereinander reden."

Auf dem Congreß für Socialwissenschaft, welcher seit dem 1. October in Birmingham tagt, kam ein für Deutsche interessantes Thema auf die Tagesordnung. In der Abtheilung „Erziehungswesen“ verlas Dr. Carl Dammann eine Abhandlung über Erziehungswesen in Deutschland; er befürwortete den Schulzwang, der lange nicht so drückend sei, als der Name andeute, erklärte seinen Zuhörern die Einrichtungen des deutschen Schulwesens von der Elementarschule bis zur Universität; verweilte länger bei den polytechnischen Schulen und lobte als die ausgezeichnetsten derselben die von Stuttgart, Karlsruhe, München, Nürnberg, Augsburg, Dresden, Hannover, Braunschweig, Berlin, nebst den österreichischen in Wien und den Provinzstädten, und schließlich als eine der vollständigsten die Centralschule von Zürich. — Fräulein Johnson las eine Abhandlung über technische Erziehung der Frauen. Schon seien an vielen Orten große Geschäftszweige, die früher fast nur von Frauen betrieben worden, wie Damenputz-Fabriken, Frauenschneider-Werkstätten, ausschließlich in Händen von Männern; der Staat habe die Pflicht, dafür zu sorgen, daß den Frauen, welchen sich alte Erwerbsquellen verschließen, die Mittel zur Eröffnung neuer an die Hand gegeben werden. — Die übrigen Redner betonten zumeist die Nothwendigkeit technischer Lehranstalten und zweckmäßig eingerichteter Museen für die arbeitenden Klassen.

Aus der kürzlich erschienenen Schrift eines Deutschen in England: „Gesundheitsdienst im Krieg und Frieden, ein Vademecum für Offiziere, von Karl Heinrich Schaible, Professor an der Königl. Militär-Akademie zu Woolwich ꝛc.“, welche die „Frankf. Ztg.“ rühmend bespricht, führt diese folgende Stelle an: „Man fürchtete, daß in dem ungeheuren, in Eile zusammengebrachten Heere der Vereinigten Staaten Nordamerika's die Sterblichkeit die Zahlen in den europäischen Heeren noch bei Weitem übersteigen würde, insbesondere da das Heer aus Leuten aller Stände bestand, die nicht an's rauhe Kriegshandwerk gewöhnt, und da die geographischen Hindernisse und Distanzen größer waren, als je ein europäisches Heer zu überwinden hatte. Diese Furcht ging nicht in Erfüllung. Die Sterblichkeit war geringer als in den europäischen Heeren. Während der schlimmsten Periode des Krieges in den südlichen Malaria-Gegenden, nach Eilmärschen, überhaupt unter den ungünstigsten Verhältnissen, erreichte sie ihr Maximum von 165 auf 1000. Die gewöhnliche Anzahl der Todesfälle betrug in den ersten Perioden des Krieges 65 pro Tausend, und später sank sie bis zu 44½, war also geringer, als in manchen europäischen Heeren im Garnisonsleben. Dieses ist eine der großartigsten Erscheinungen jenes Riesenkampfes. Dieses Resultat verdankte man einzig und allein den vortrefflichen hygieinischen Maßregeln, welche gleich anfangs von der Sanitäts-Kommission der Vereinigten Staaten ergriffen wurden, die nebstdem durch Druck und Vertheilung populärer hygieinischer Schriften die Soldaten in den Hauptgrundsätzen der Gesundheitspflege unterrichtete.“

Aehnliche Erscheinungen in Folge des vortrefflichen Sanitätsdienstes haben sich auch während des Feldzuges in Abessinien bei der englischen Armee herausgestellt. In der letzten Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft wurden darüber höchst interessante Mittheilungen vom preußischen Oberstabsarzt, Herrn Dr. Roth gemacht.

Aus den Akten eines Hexenprozesses von 1604, welche jüngst dem Pommer'schen Museum in Stettin aus Demmin, wo die grauenhafte Tragikomödie gespielt hat, zum höchst dankenswerthen Geschenk gemacht sind, theilen wir in buchstäblich treuem Abdruck einen Passus mit, in welchem die Angeklagte, die „Dölingesche,“ die Besprechungsformeln bekennt, deren sie sich gegen die dabei genannten Uebel vielfach bedient hat. Die Sprache ist deshalb nicht ganz rein, weil dem protokollirenden Notar, Heinrich Giesberth, sein Hochdeutsch zuweilen unter das Plattdeutsch der Delinquentin mit unterläuft.

Das Folgende steht fol. 8 der aus 60 foliirten Blättern bestehenden, wohlerhaltenen Akten:

(Am Rande: Confessio wegen Segnerei p.) Sagt vndt Bekendt jn guete

Wegen des Heiligen Dinges*) wiße vndt gebrauche sie diesen segen.

Vnser Herr Jesus Christus stat vp einem Espenblade, he sach van baven herdael, he sach dat hilge Dinck blonischen vndt blawen, he sach jdt kellen vndt schwellen, mit seinem Goedtlicken (zwischengeschrieben: h. = hilligen oder heiligen, vielleicht bloß ehrfurchtsvoller nachträglicher Zusatz des Notars) worde, mit seinem Goedtlicken Munde, dar stille jck dit hilge Dinck mit tho ende vndt tho grunde. Im Nahmen des Vaders Sohns vndt hilgen Geistes.

Wen einer vff vnsteden**) gewest.

Jdt sat einer vff einem oergel steine, he bedroevede sick also sere, dar quemen twe selige broeder tho em, Petrus sede wo sistu hier so bedrovet, dit hefft dy de windt geweiet, dit hefft dy de hane angekreiet, die Dach bedaget***), so benenn idt dy Godt die Vader vndt die Sone vndt die werde H. Geist.

Wen Vieh verropen.

Nehme sie eine Handtvol salzes vndt Asche vndt strewe jdt creuzniß stillschweigens darüber vndt auch waßer daß gieße sie darüber vndt sage mit diesem vnverruffen boete†) jck din verroepen.

So thue sie auch gleicher gestalt an ein kindt verropen alleine daß sie alßden daß salz vndt die Asche vber ein Tischtuch creuzwiß vber daß kindt werffe, vndt daß waßer an die wandt gieße.

So pflege sie auch woll die Kind vndt daß junge viehe stille schweigens durch eine leder vndt durch die dritte trame††) drei mahl zuziehende, welchs auch für daß verrufent guedt.

Diese Segen hatte sie vor etzlichen jahren do sie noch eine Magd gewest, von dem alten Herman Simar zu Rustow gelehret.

F. H.

*) Die Krankheit der Rose, erysipelas.

**) Unstätten, bezauberte Stellen.

***) Dies hat dir der Wind gewehet, dies hat dir der Hahn angekrähet, der Thau bethauet. (Unter den der Angeklagten schließlich erpreßten Geständnissen lautet eins: „Bekendt daß sie Richardt Schmatzhagen zue Derfekow Zwei kinder wen sie zur welt gekommen vmbbringen laßen, vndt hatte Ihre bule [ein böser Geist Namens — Peter] gesagt er wolte sich dahin machen, vndt wie ein Hane kreien davon solten sie vmbkommen.“)

†) „Boeten“, büßen in dem Sinne von Besprechen noch heute. Zu vergl. „Altboeter“ und hochdeutsch „Altbüßer“ = Schuhflicker, Altbesserer.

††) durch die dritte Sprossenlücke einer Leiter.

Dieser Nummer liegen zwei Ankündigungen bei: 1) Henry Thomas Buckle's Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge. Dritte Ausgabe. — C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg. 2) Verzeichniss von Unterrichtsbüchern aus dem Verlage von W. Violet in Leipzig.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 24. Oktober 1868. [№ 43.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

A. Bastian: Beiträge zur vergleichenden Psychologie.*)

Der gelehrte, durch seine mehrjährigen Weltreisen rühmlichst bekannte Verfasser, dem wir bereits, außer anderen Arbeiten, ein größeres wissenschaftliches Werk: „Reisen in Ostasien" verdanken, geht in der uns vorliegenden Schrift von dem Satze aus, daß es, wie in der anorganischen Welt, so auch in der organischen und in der Gedankenwelt eines statistischen Ueberblicks über die im Gebiete des Denkens überhaupt möglichen Grundelemente bedarf, und dazu will er einige Beiträge liefern. Eine Gedankenstatistik also in ethnographischer Rundschau bietet uns diese seine neueste Schrift. Das ist allerdings ein etwas spröder Stoff: die Gedanken über gewisse, namentlich übersinnliche Dinge, bei den einzelnen Völkern und aus allen Zeiten zu sammeln, übersichtlich darzustellen und zu vergleichen, ist jedenfalls ein sehr interessantes, aber — wegen der Sprödigkeit des Stoffes — auch ein sehr schwieriges Unternehmen. Die gewaltige Masse des Stoffes wird freilich dadurch schon behandlungsfähiger, daß sie vornehmlich auf „religiöse und soziale Anschauungen" beschränkt wird, aber dennoch bleibt dieselbe eine sehr große und anscheinend kaum zu bewältigende. Das vorliegende Buch beschäftigt sich nun mit nur einigen der Erscheinungsweisen, unter denen die Seele in der Ethnologie auftritt, und darin erblicken wir eine zweite, dem Gegenstande vortheilhafte Einschränkung des Themas, die die Möglichkeit der erschöpfenden Behandlung in noch nähere Aussicht stellt.

Vornehmlich sind es drei Arten von Vorstellungen, auf welche der Verfasser sein Augenmerk richtet. Die Vorrede präcisirt diese näher dahin: „Die Vorstellungen vom Fortleben der Seele lassen sich allgemein in drei Rubriken zusammenfassen, einmal die Auffassung des beim Tode Ueberbleibenden, als unstät umherschwankendes Gespenst, dann seine Entrückung nach einem außerweltlichen Aufenthalt oder nach bestimmten Abtheilungen desselben für Belohnungen oder Strafen, und drittens seine verdienstgemäße Einkörperung auf eine Stufe der Wesensreihe, bis die in der Meditation potenzirte Geisteskraft die Fesseln der Seelenwanderung durchbricht." Die erste Vorstellung von der Seele als ein nach der Trennung vom Körper umherschweifendes Gespenst finden wir bei Wilden und sensitiven Spiritualisten; die zweite, die Entrückung der Seele in den Himmel oder in die Hölle, ist die des Theismus mit Annahme eines allmächtigen Schöpfers, der bald mit absoluter Willkür, bald im Sinne unparteiischer Gerechtigkeit die Welt regiert; die dritte Vorstellung findet ihren Ausdruck in der Lehre von der Seelenwanderung, und nachdem diese überwunden, in der philosophischen Anschauung von der Fortexistenz des menschlichen Geistes im Absoluten; so wenigstens müssen wir uns die Terminologie des Verfassers von der „in der Meditation potenzirten Geisteskraft" deuten.

Das an sich nicht sehr umfassende Werk behandelt den reichen Inhalt in vier Abschnitten: „Die Auffassung des Psychischen," „die Ahnen und die Manen," „die Pathologie der Besessenheit und die Priesterärzte" und eine Schlußbetrachtung.

Den ersten Abschnitt leitet der Verfasser ein mit einer Betrachtung über die Entwickelung unseres Denkvermögens. Von dem Satz ausgehend, „daß nicht wir denken, sondern daß es in uns denkt", schildert er den Prozeß des erwachenden Selbstbewußtseins, des Denkens: „Dem Menschen ist Alles um ihn fremd und unbekannt, ein wunderbar verstricktes Mysterium. Aus dunklem Urgrund entsprossen, erwacht er erst allmählich mit aufwachsendem Bewußtsein zum Tageslicht. Ein Jeder ist geistig ein Blindgeborener, und der Staar wird erst mit der Katastrophe der früher oder später eintretenden Pubertäts-Entwickelung gestochen, obwohl auch dann noch manche Trübungsdecke an der Linsenkapsel hangen bleibt, die das deutliche Sehen verwischt und unklar erhält, wenn sie sich nicht mit fortschreitendem Alter resorbirt." Die Welt der Objekte tritt an ihn heran und verlangt die Lösung ihres Sphinx-Räthsels. Für uns ist diese Lösung leicht, wir haben unsere Systeme, die, wenn sie nicht mehr genügen, reformirt werden müssen. Für den Naturmenschen, dem die Eselsbrücke des Systems fehlt, ist die erste Aeußerung des Psychischen die Sprache, diese bildet sich zu Worten besonders zur Befriedigung abstrahirter Bedürfnisse. „Im Sehen des Steines denkt sich sein Name, die Frage hat ihre Antwort gefunden." Aber bald kommen neue Accidenzien, Veränderungen, Verschiedenheiten hinzu, die Sprache macht sich an die Arbeit und schafft eine Unzahl von Namen. Mit Aufnahme des Unbekannten hat der Wilde eine unbegränzte Größe in seine Gedankenreihen zugelassen, ein X von nicht definirtem und nicht definirbarem Werthe; dies Unbekannte wird ihm zum Omen, zum Fetisch. Nur dem Menschen gegenüber wird der Mensch nichts von jener Scheu des wunderbar Unbekannten fühlen, das ihm sonst aus jedem Naturgegenstande entgegenstarrt. „Wenn nun aber der Nebenmensch dem Tode anheimfällt, wenn er kalt und starr daliegt, ein regungsloser Leichnam, dann ist diese Identität gebrochen, dann sieht er auch in der körperlichen Hülle seines Mitmenschen ein ihm fremdes Naturobjekt, dann fühlt er auch aus ihm den Schauer des Unbekannten

*) Beiträge zur vergleichenden Psychologie. Die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Von A. Bastian, Med. et Phil. Dr. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1868.

ausströmen, und dann bringt er zitternd Huldigung dar, bis eine edlere Weltanschauung die Ahnen der Abgeschiedenen aus spukenden Gespenstern in gütige und schützende Heroen verwandelt."

Ob die Seele fortlebt nach dem Tode, oder mit dem Leibe aufhört, darüber giebt nun der Verfasser im Folgenden die Ansichten verschiedener Völker und Zeiten. Wir können ihm hier nicht folgen, und bemerken nur, daß gerade bei den auf niederer Stufe stehenden Völkern die allgemein verbreitete Vorstellung von der Seele als einem Hauche (Anima), Lebensgeist, Wind, Athem, Odem (Ruach), auch die Fortexistenz derselben nothwendig bedingt, während erst die materielle Auffassung derselben als identisch mit dem Gehirn auch ihr Aufhören mit diesem annahm.

Es folgt dann eine Erörterung über die Distinctionen zwischen Körper, Seele und Geist, die wieder Veranlassung giebt zu ethnographischen Excursionen durch alle Völker und Sekten hindurch, von den Eskimo's zu den Grönländern, Tageten, Hindus, Siamesen, Tataren, Lappen, Huronen, Mankchäern, Rabbinen, Caraiben, Tungusen, den alten Griechen u. s. f., round the world. — Wir haben nur einige wenige Völker und Sektenbekenner aufgezählt, an denen uns der Verf. auf flüchtiger Eile bei der Erörterung dieser wie jeder anderen Frage und jeder Nüancirung derselben vorüberführt, um dadurch nachzuweisen, daß es für eine kurze Besprechung des interessanten Buches, wie sie uns hier der begränzte Raum nur gestattet, unmöglich ist, ihn eingehender auf diesen oft wiederkehrenden Rundreisen zu begleiten. Wir glauben auch überhaupt durch die aphoristische Auswahl einiger Stellen aus dem ersten Buche genug Material zur Orientirung über Plan und Absicht des Werkes beigebracht zu haben, das nicht nur durch das Interesse seines Gegenstandes selber, sondern auch durch die Masse der gelehrten und umfassenden Beobachtungen und Citate sich als eine wahre Fundgrube für eine Statistik der Gedanken über die Seele und ihre Manifestationen erweist und zu eingehendem Studium einladet. Jedenfalls aber — und das wollen wir schließlich nicht verhehlen, würde dies Studium sehr erleichtert werden, wenn der gelehrte und scharfsinnige Verfasser in einer weniger schwerverständlichen Sprache zu schreiben sich veranlaßt gefühlt hätte. Seine an sich schon sehr subtilen Deductionen werden durch die Anhäufung einer Menge von Fremdwörtern und durch das überall hervortretende Bestreben, möglichst gedrängt zu beweisen, ungemein erschwert, selbst für den, der an dergleichen wohl gewöhnt ist.

Wissenschaft und Literatur in Tirol.

II.

Ignaz Zingerle, Beda Weber und andere deutsche Autoren.

Ignaz Zingerle und Beda Weber sind die beiden bekanntesten literarischen Namen aus Tirol.

Der Erstere, Professor Ignaz Zingerle in Innsbruck, aus Meran gebürtig und auf dem dortigen Gymnasium gebildet, ehe er die Universität bezog, trat zuerst als Redacteur der von ihm begründeten belletristischen Zeitschrift „Phönix" (Innsbruck 1850—53) literarisch auf und wandte sich früh schon den philologischen und kulturhistorischen Studien zu, denen er seinen Ruf verdankt. Bereits 1850 gab er in Innsbruck „König Laurin oder der Rosengarten in Tirol", eine metrische Uebertragung dieser althochdeutschen Dichtung, und zwei Jahre später: „Tirol. Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung" (Innsbruck 1852), sowie: „Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche" (1. Bd., Innsbruck 1852) heraus, welche er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Joseph, gegenwärtig Professor in Trient, gesammelt hatte, und deren zweiter Band 1854 in Regensburg erschienen ist. Diesen folgten:

„Legende von den heil. drei Künigen" (Innsbruck 1855);

„Die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie" (Stuttgart 1856);

„Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes" (Innsbruck 1857);

„Barbara Pachlerin, die Sarnthaler Hexe, und Mathias Perger, der Lauterfresser. Zwei Hexenprozesse." (Innsbruck 1858);

„Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol" (Innsbruck 1859);

„Die Sagen von Margaretha der Maultasche" (Innsbruck 1863),

und zahlreiche poetische und wissenschaftliche Beiträge in belletristischen und gelehrten Zeitschriften, welche nur theilweise in Separatabdrücken vorhanden sind. Im Augenblick beschäftigt er sich mit der Veröffentlichung der Urbarien und Gemeinderechte in Tirol und mit der Herausgabe der Werke tiroler Dichter des Mittelalters.

Eine Sammlung seiner eigenen Gedichte erschien 1853 in Innsbruck, wo 1855 auch die von seinem Oheim, dem gelehrten Orientalisten und Benediktiner P. Pius Zingerle in Marienberg, aus dem Syrischen übersetzten „Marienrosen aus Damaskus" herausgekommen sind.

Es ist eigenthümlich, daß gerade in Tirol, wo man es nicht erwarten sollte, in neuerer Zeit mehrere wichtige orientalische Werke gedruckt worden sind.

So erschienen in Brixen von dem dortigen Professor und Chorherrn in Neustift, Dr. J. C. Mitterrutzner, „Die Dinka-Sprache" (1866) und „Die Sprache der Bari in Central-Afrika" (1867); im Jahre 1861 aber: „Schilderungen aus Central-Afrika, oder Land und Leute im oberen Nilgebiete, von A. Kaufmann", einem früheren Missionair, der jetzt Secretair des Bischofs von Brixen ist. In Innsbruck, wo P. Pius Zingerle schon 1836, als er noch Professor am Gymnasium zu Meran war: „Echte Akten heil. Märtyrer des Morgenlandes, aus dem Syrischen übersetzt", und 1845—46 sein bedeutendstes Werk: „Ephräm, des heil. Kirchenvaters ausgewählte Schriften, aus dem Griechischen und Syrischen übersetzt" (6 Bde.), veröffentlichte, sind kürzlich „Mongolische Märchen" von B. Jülg in deutscher Uebersetzung und in der Ursprache mit mongolischen Lettern gedruckt worden, und ebendort läßt gegenwärtig P. Pius gemeinsam mit seinem Neffen Joseph ein Specilegium syriacum in syrischer Schrift erscheinen, die erste Frucht ihrer mehrjährigen Studien an der Vatikans-Bibliothek in Rom, deren orientalische Handschriften P. Pius geordnet hat.

Der Benedictiner P. Beda Weber aus Lienz im Pusterthal, der lange Zeit Professor am Gymnasium zu Meran war, 1848 zum Abgeordneten im Deutschen Parlament erwählt und später zum Stadtpfarrer und geistlichen Rath in Frankfurt a. M. ernannt wurde, wo er 1858 starb, hat wohl am Meisten dazu beigetragen, das Ausland mit Tirol und seinen Bewohnern bekannter zu machen. „Meran und seine Umgebungen" (Innsbruck 1845); „die Stadt Bozen und ihre Umgebungen" (Bozen 1849); „Innsbruck" (Innsbruck); „das Thal Passeier und seine

Bewohner" (Innsbruck 1852), und vor Allem „das Land Tirol" (3 Bde., Innsbruck 1837—38), aus welchem ein Auszug in einem Bande als „Handbuch für Reisende in Tirol" in deutscher und französischer Sprache (Innsbruck 1844 und 1853, 2. Aufl.) veröffentlicht worden ist, dienen noch jetzt als Hauptquelle für alle Bücher über Tirol, und wenn man auch im Lande selbst das umfangreichere Werk: „Tirol und Vorarlberg, von J. J. Staffler" (Innsbruck 1839—47) als zuverlässiger in Bezug auf historische Daten mit Recht vorzieht, so hat doch Beda Weber das unbestreitbare Verdienst gehabt, in seiner Heimat anregend und fördernd gewirkt zu haben. Er übersetzte „Johannes Chrysostomus, Sechs Bücher vom Priesterthum" (Innsbruck 1833) aus dem Griechischen; sammelte aus den Schriften der Johanna Maria vom Kreuze: „Blüthen heiliger Liebe und Andacht" (Innsbruck 1845) für „Kenner und Liebhaber des innern Lebens"; schrieb: „Tirol und die Reformation" (Innsbruck 1841); „Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit" (Regensburg 1846, 2. Aufl. 1858); „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche" (Innsbruck 1850); „Charakterbilder" (Frankfurt a. M. 1853) und die im Jahre 1858 in Regensburg und Mainz erschienenen „Lebens- und Literaturbilder" und „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben"; gab ferner 1839 ein „Denkbuch der Erbhuldigung in Tirol 1838" und 1847 „Gedichte Oswald's von Wolkenstein" heraus; war ein fleißiger Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften und dichtete nicht nur selbst sehr viel, wie seine zahlreichen Gedichte in verschiedenen Blättern und poetischen Sammelwerken, seine „Lieder aus Tirol" (Stuttgart 1842) und seine „Vormärzlichen Lieder aus Tirol" (Jena 1850) beweisen, sondern suchte auch seine Schüler und Bekannte, in denen er Neigung und Anlage zur Dichtkunst zu entdecken glaubte, nach Kräften zum Dichten aufzumuntern.

Wir finden dies in den „Gedichten von Dr. Bernhard Mazegger" in Obermais (1857) ausdrücklich dankend ausgesprochen, und wissen, daß auch der jetzige Bürgermeister von Meran, Dr. Gottlieb Putz, von Beda Weber, dessen Schüler er war, hauptsächlich veranlaßt wurde, bei passenden Gelegenheiten Lieder zu veröffentlichen. Erst kürzlich hat derselbe eine größere Dichtung „König Laurin und sein Rosengarten" herausgegeben (Innsbruck 1868), in welcher er ein vielversprechendes Talent bekundet, das nur noch sehr der Entwickelung und namentlich ernstlicher Studien der Sprache und des Versbaues bedarf, und sicherlich Bedeutenderes in Dialekt-Gedichten leisten würde, wo die Regeln der Grammatik und des Reimes weniger streng sind, als im Hochdeutschen.

Die Journalistik wird hauptsächlich durch einen abgesetzten Geistlichen, Herrn von Mazza, als Redacteur der „Meraner Zeitung" vertreten, welche seit Anfang dieses Jahres an Stelle des 1863 vom Buchhändler C. Jandl gegründeten, aber 1865 eingegangenen „Meraner Wochenblattes" erscheint.

Als Theolog erwarb sich der Capuziner P. Alb. Knoll aus Bozen, welcher über dreißig Jahre im Kloster zu Meran lebte und lehrte, durch seine: Institutiones theologiae theoreticae seu dogmatico-polemicae (6 Bde., 2. Aufl. Innsbruck 1863—64) großen Ruf, und der bereits erwähnte P. Pius Zingerle gab unter dem Namen Alexius Mazzinelli „die hl. Charwoche, wie sie in der katholischen Kirche gefeiert wird" (Innsbruck 1852) heraus.

Im Fache der medizinischen Wissenschaften sind es in neuester Zeit namentlich die Professoren Joseph Ennemoser aus Schönau im Passeier-Thale und Franz Flarer aus dem Dorf Tirol gewesen, welche dem Burggrafen-Amte als ihrer Heimat zur höchsten Zierde gereicht haben.

Der Erstere, von 1819 bis 1837 Professor an der Hochschule zu Bonn, ist so allgemein bekannt, daß es nicht nöthig ist, seine Werke anzuführen. Der Zweite, welcher 1830 das verfallene Schloß Rametz in Obermais kaufte und in eine prächtige Villa verwandelte, wo er alljährlich den Herbst verlebte, war der berühmteste Augenarzt und Operateur Italiens, lehrte viele Jahre lang die Augenheilkunde an der Universität zu Pavia, und veröffentlichte mehrere Abhandlungen in medizinischen Zeitschriften, von denen eine: De Iritide ejusque speciebus earumque curatione (Ticini 1841) als Preisschrift in Paris mit der goldnen Medaille gekrönt wurde.

Der schon genannte Dr. Mazegger in Obermais, aus Tartsch im Vintschgau gebürtig, homöopathischer Arzt und Leiter der von ihm begründeten Kaltwasser-Heilanstalt, hat dem Bande seiner Gedichte die von ihm mit Erfolg angewandte Methode zur Heilung der Cholera beigefügt, und in italiänischer Sprache: „Il medico omeopatico di casa e di viaggio (Capolago 1840), nach dem Deutschen bearbeitet, und: Ordine dietetico omeopatico e Trattato esteso dei dolori dei denti (Capolago 1840) herausgegeben.

Dr. Fr. von Gasteiger aus Meran schrieb über das Bad Obladis (der Säuerling und die Schwefelquelle von Obladis in Tirol. Innsbruck 1858), und Dr. J. Pircher in Meran über „Meran als klimatischer Kurort" (Wien 1860).

Ein ähnliches Schriftchen: „Meran. Zur Orientirung über Klima, Reise und Aufenthalt" (Berlin 1861, 2. Aufl. 1867) gab Thilo v. Tschirsky, ein Schlesier, heraus, welcher sich in Meran angesiedelt hatte, und bei seinem im Herbst 1861 erfolgten Tode sein Haus durch testamentarische Verfügung zum Gotteshaus für die protestantischen Kurgäste und zur Wohnung ihres Geistlichen bestimmt hat.

Wenn man bedenkt, daß Meran kaum 3100, und das ganze Burggrafen-Amt wenig über 15,000 Bewohner zählt, so ist die literarische Regsamkeit in dem so oft als geistig verdumpft verschrieenen „Landl" jedenfalls eine ungewöhnliche, und die Zahl der Gelehrten, welche die Wissenschaft der kleinen Stadt Meran verdankt, eine solche, daß so manche große Stadt Deutschlands eifersüchtig darauf sein könnte.

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Holland.

Jakob van Lennep.

Der Tod Jakob van Lennep's, den deutsche Leser durch die Uebersetzung seines Romans „Hänschen Siebenstern" kennen, hat im niederländischen Volke einen tieferen Eindruck hinterlassen, als man noch vor Kurzem erwarten mochte — eine Erscheinung, die sich aus der Eigenthümlichkeit seines Talentes erklärt. Wenn es richtig ist, was einmal Thorbeke sagte, daß man, um populär zu sein, mit den Vorzügen auch die Gebrechen seines Volkes in sich vereinigen müsse, so findet dieser Ausspruch bei Jakob van Lennep seine volle Anwendung. Kein holländischer Dichter war mehr Holländer, als er; keiner verstand sich besser auf die Darstellung holländischer Art, und wenn man will, holländischer Unart. Alles ist bei ihm Portrait, man könnte sagen, Photographie. Seine Göttin ist die einfache Natur, aber insofern er das Typische darin aufzufinden weiß, erhebt er sich auch zu einem gewissen Ideal — freilich nicht in der Weise, um durch

den Schwung des Gedankens hinzureißen. Diese Eigenschaft, bei einem ausnehmend praktischen Volk ohnehin selten, war auch ihm nicht zugetheilt, oder blieb nur schwach entwickelt. Ueberhaupt war van Lennep kein epochemachendes Genie, aber er verstand jeden Fortschritt, den die holländische Literatur gemacht hatte, in einer Weise zu benutzen, daß er in mancher Hinsicht der glücklichste Eklektiker heißen konnte. Seine Romane bezeichnen die Höhe seiner Schöpfungen; alles erinnert darin an die feinen Genrebilder der holländischen Malerschule einer großen Zeit; es giebt Figuren in ihnen, die mit dem Besten wetteifern, was die Romanliteratur aller Völker geliefert hat.

In seinem letzten Roman „Klaasje Zevenster" (Hänschen Siebenstern) hat van Lennep Veranlassung zu einem ästhetischen Streit gegeben, der noch nicht beigelegt scheint. Der Dichter führt uns darin Zustände der Gesellschaft vor Augen, die wir unberührt zu lassen gewohnt sind. Man kann keineswegs sagen, daß ein leichter Sinn in dieser Beschreibung durchleuchtet; im Gegentheil war es die Absicht van Lennep's, im Gegensatz mit der französischen Behandlung solcher Zustände, eine aus dem dem Leben gegriffene Darstellung zu geben, die durch ihren Ernst sich empfehlen sollte.

Freilich lag ein solcher Ernst weder im Charakter noch in den Schriften van Lennep's; seine Muse war schalkhaft, und schwer trennt sich in den Augen des Lesers eine einzelne Stelle von dem Eindruck, den der Mann im Ganzen auf ihn macht. Es muß daher späteren Zeiten vorbehalten bleiben, über diesen Punkt ein freieres Urtheil zu gewinnen.

Die Lieder van Lennep's, wenn ihnen auch nicht der poetische Duft abgeht, scheinen doch der höheren Weihe zu entbehren; in der Form sind sie von einer klassischen Vollendung. Ueberhaupt zählt die Ausbildung der Sprache, die er zum Gegenstand eines beharrlichen Studiums gemacht hatte, zu seinen unbestrittenen Verdiensten. So lange es noch eine holländische Sprache giebt, wird es auch einen van Lennep geben.

Als Dramatiker erhebt er sich nicht über die Gränzen einer gewissen Virtuosität, doch werden seine Stücke, deren Stoff meist der vaterländischen Geschichte entlehnt ist, sich wohl noch längere Zeit auf der holländischen Bühne erhalten. Seine historischen Werke müssen mit Vorsicht gelesen werden; die Denkweise der Aristokratie, der van Lennep angehörte, ist vielfach den Thatsachen aufgedrückt; sonderbar genug trat diese Denkweise später bei ihm als Mitglied der Generalstaaten kaum noch hervor.

Eine unvergängliche Ehrensäule hat sich van Lennep durch die Sammlung und Ausgabe von Vondel's Werken gestiftet; seine Erläuterungen dieses großen Dichters sind ebenso gründlich wie geistvoll. Damit gingen seine Bestrebungen vereinigt, Vondel auch in Erz ein würdiges Denkmal zu setzen. Dasselbe wurde voriges Jahr in Amsterdam unter seinem Vorsitz enthüllt. Daß dabei die Vaterstadt Vondel's, Köln, nicht vertreten war, hat van Lennep ernst gerügt, und auch wir können nur bedauern, daß die stolze Capitale des Rheinlands keinen Beitrag zum Vondel-Denkmal geliefert.

Die äußere Erscheinung van Lennep's war sehr anziehend; das Auge verrieth den lebhaftesten Geist; um den Mund spielten Anmuth und Witz um die Wette. Obgleich er das Alter von 66 Jahren noch nicht überschritten hatte, lag doch schon eine gewisse Ermüdung in seinen Zügen ausgeprägt; die Welt der Gedanken hat ihre frühzeitigen Greise. Ein reiches, weißes Haar umwallte den schönen Kopf; wer ihn sah, würde ihm ungekannt das Zeugniß eines hervorragenden Mannes gegeben haben. In seinem Umgang war er sehr zugänglich; damit verbanden sich auf das Glücklichste die Vorzüge aristokratischer Formen. Vielleicht mochte eine größere Strenge in Wort und Schrift seinen Freunden zuweilen wünschenswerth erschienen sein. Es soll sich unter seinem Nachlaß eine humoristische Behandlung der griechischen Mythologie befinden; wie sehr ist es zu wünschen, daß van Lennep nicht dem Schicksal großer Männer verfalle; werden doch zu oft Produkte des Augenblicks, die am Besten einer wohlthätigen Vergessenheit übergeben würden, vom ungelegenen Eifer der Hinterbliebenen an das Licht gezogen! Auch hier könnte es geschehen, daß die Herausgabe dieser Hinterlassenschaft nicht geeignet wäre, den wohlverdienten Ruhm ihres Autors zu vermehren.

Amsterdam. Eduard Mohr.

Spanien.

Das böse Prinzip in Spanien seit dem Jahr 1814.*)

Seit den ersten Jahren dieses 19. Säculums bietet das von der Natur so reich gesegnete Spanien das Schauspiel tiefer, oft gewaltsamer Erschütterungen dar. Der Boden, von welchem die Königin Isabella II. fast ohne Anstrengung vertrieben wurde, ist seit 1808 mit dem Blute seiner Söhne fort und fort getränkt worden; ein Volk, dessen monarchische Loyalität vor fünfzig Jahren noch an Fanatismus gränzte, ist durch die unsäglichen, unaufhörlichen Mißgriffe seiner Regierung, die Unduldsamkeit und Herrschsucht eines unwissenden Klerus, durch die Oberflächlichkeit und Mattherzigkeit aller Reformversuche und den immer wiederkehrenden Bürgerkrieg an die Schwelle der demokratischen Republik gedrängt, oder doch an einen Wendepunkt seines Schicksals, der den Ueberlieferungen seiner Vergangenheit wohl hart widersprechen dürfte! Diese Krisis, welche bestimmt scheint, das monarchisch-klerikale Spanien von ehedem aus der Welt zu schaffen, hat unter dem bösen Scepter König Ferdinand's VII. ihren Grundstein empfangen. Er, der wüthende Vertheidiger des Legitimismus, hat dem Umsturze dieses Prinzips, wie dem Zerfall jedweder monarchischen Ordnung, auf's Gründlichste vorgearbeitet; er ist aus Schwäche und aus Bosheit zugleich der Anstifter des Kampfes gewesen, der schon zwei Menschenalter hindurch Spanien zerrüttet und der, wenn ihm nicht endlich von einer die Zeit erkennenden Macht ein Damm entgegengesetzt wird, die innere Auflösung eines der edelsten und begabtesten Völker Europas zur Folge haben muß.

Gerade in dem Augenblicke, in welchem die spanische Revolution in ein neues Stadium getreten, erschien jüngst ein bedeutsamer Abschnitt des vortrefflichen Werkes von Hermann Baumgarten, das die „Geschichte Spaniens vom Ausbruche der französischen Revolution bis auf unsere Tage" mit großer Treue, Unparteilichkeit und Wärme schildert. Der uns vorliegende erste Halbband des zweiten Theiles konnte nicht zu gelegenerer Stunde herauskommen. Denn er handelt von der Quelle des Uebels, das an dem Marke des Landes nagt. Herr Baumgarten hat das unglückselige Zusammenwirken des willkürlichsten Absolutismus, der Palastintriguen und priesterlichen Einflüsse mit den maßlosen Anforderungen einer aller

*) Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage, von Hermann Baumgarten. Zweiter Theil, erster Halbband. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1868. (288 S. gr. 8.)

praktischen Einsicht, politischen Erfahrung und historischen Kenntniß entbehrenden Bewegungspartei, die sich immer wieder und wieder das Heft aus den Händen winden ließ, als den Schlüssel der nie ruhenden Verwickelungen vor Augen geführt.

Die Verfassung vom Jahre 1812, so viel Gutes sie auch im Vergleich mit den früheren Zuständen enthielt, war dem geschichtlichen Wesen, dem Charakter und den Bedürfnissen der spanischen Nation nicht im Geringsten angepaßt; in der Beschränkung der monarchischen Prärogative ging sie offenbar zu weit, und was das Schlimmste von Allem war: sie hatte nicht einmal bei den Liberalen, den eigensten Vertretern der Staatsreform, starke Wurzeln geschlagen. Baumgarten weiß an dem Benehmen der liberalen Partei zur Zeit der Rückkehr des Königs Ferdinand sehr wenig zu rühmen. Zwischen drakonischer Härte gegen die „Servilen“ und überschwenglicher Vertrauensseligkeit dem Könige gegenüber hin- und herschwankend, verfehlte man den rechten Moment, sich an dem Monarchen selbst einen wirksamen Rückhalt zu verschaffen; man überschaute nicht die Tragweite eines Bündnisses des Königthums mit dem Priesterthum und wurde, nachdem in der niedrigen Ansetzung der Civilliste noch ein letzter entscheidender Fehler begangen war, von dem wilden „Loyalitäts-Raptus“, der bei Ferdinand's Einzug in Valencia über die unteren Volksklassen kam, mit Einem Stoß aus dem Sattel gehoben. So wurde der Frühling des Jahres 1814 für Spanien verhängnißvoll! Nirgends hatte der Liberalismus eine wirksame Stütze, denn um das Maaß der Thorheiten überfließen zu machen, hatten die spanischen Liberalen auch die englischen Staatsmänner gegen sich aufgebracht! Während in den bedeutendsten Festungen Cataloniens noch französische Besatzungen standen, forderte man von England die Räumung der Citadelle von Cadix und schürte den Haß des Pöbels gegen die Ketzer nach Kräften! Der englische Gesandte, Sir Henry Wellesley (Bruder Wellington's), der mit den besten Intentionen nach Spanien gekommen war, fühlte sich durch diese Hetzereien bald dermaaßen abgekühlt, daß er nahe daran war, der Sache der „Servilen“ günstig zu sein.

Diese politischen Mißgriffe der liberalen Partei wurden jedoch durch das Verhalten des Königs und seiner Rathgeber weitaus überboten. Von einer „Politik“ Ferdinand's VII. kann man überhaupt eigentlich gar nicht sprechen. Wie hätte sonst der Gedanke des Zurückschraubens aller Einrichtungen auf den status quo von 1789 am Hofe Geltung erlangt, ein Gedanke, der nur der widersinnigsten Phantasterei entspringen konnte und in Wirklichkeit allen gegebenen und seitdem historisch entwickelten Zuständen ein Schlag in's Angesicht war? Wie hätte ein Monarch, der in fünf Jahren trostloser Verbannung die Wechselfälle des Irdischen kennen gelernt, nach dem Einzuge in Madrid mit dem Ueberfall und der Einkerkerung der angesehensten Regentschafts- und Cortesmitglieder seine Staatslenkung eröffnen können, wofern er das, was man eine „Politik“ nennt, verfolgen wollte? Die summarische Aufhebung der Cortesverfassung und aller ihr verwandten Institutionen, die Wiederherstellung des hohen Rathes von Castilien, die Wiedereinführung der Inquisition und der Aufbau eines drückenden Militär-, Polizei- und Priesterstaates waren ebenso viele Gewaltstreiche gegen die Nation, ebenso viele Beweise der schnödesten Undankbarkeit gegen ein Volk, dessen heroischer Opfermuth und seine im Kampfe mit dem Welteroberer nie verzagende Standhaftigkeit dem Fürsten das Reich gerettet hatte.

Schon in den ersten Monaten von Ferdinand's Regierung war buchstäblich in Erfüllung gegangen jene Prophezeiung der Gaceta König Josephs, welche den spanischen Liberalen am 5. Mai 1813 das ernste Wort zugerufen: „Ihr Liberalen habt euch in den chimärischen Plan verstrickt, den idealen Thron Ferdinand's aufrecht zu erhalten; wenn ihr euch nicht mit uns (d. h. mit den afrancesados) vereinigt, so werdet ihr früher oder später dieselben Ketten tragen wie in der Vergangenheit.“ Und in der That, mochte die Herrschaft des französischen Prinzen und der Anblick der Tausende von französischen Uniformen im Lande dem Nationalgefühl noch so empörend und der Uebermuth der fremden Generale und Kriegsgewalthaber noch so verletzend sein — eine bessere Regierung, als die König Joseph's, hatten die Spanier seit Jahrhunderten nicht gehabt; ohne die Herrschaft Napoleon's I., der kein unabhängiges Königreich Spanien dulden mochte, wäre sie von den dunkelsten Flecken befreit und beinahe ganz vorwurfsfrei gewesen. So hat sie Herr v. Salvandy in seinem berühmten Roman „Don Alonzo ou l'Espagne“ (Paris 1824) gezeichnet. Man darf die ehrgeizigen Beweggründe, welche den ersten Napoleon bei der Unterwerfung Spaniens geleitet, auf das Härteste verdammen, aber man wird vom unparteiischen, nämlich vom kulturhistorischen Standpunkte anerkennen müssen, daß die französische Invasion in Spanien eine providentielle Nothwendigkeit war, als das einzige wirksame Mittel, die Nation aus ihrem Zauberschlaf aufzurütteln und ihr das Bewußtsein ihrer Verkommenheit in's Gewissen zu schieben.

Herr Prof. Baumgarten läßt die gleiche Ansicht klar hervorblicken. Kopfloser hat wohl keine Regierung den glühendsten Enthusiasmus der Unterthanen verscherzt! Der preußische Gesandte am spanischen Hofe, Freiherr von Werther, der im Juli 1814 zu Madrid eintraf, machte dem Fürsten Hardenberg von dem Treiben der Camarilla die abschreckendste Schilderung. Die Minister waren ohne Einsicht und Einfluß, der Staatsrath existirte nur dem Namen nach, im obersten Kriegscollegium, dessen Vorsitz der König sich eigens vorbehalten, war derselbe noch nie erschienen; die wirkliche Gewalt lag allein in den Händen der Priester, welche, den lasterhaften Ostolaza an der Spitze, sich allabendlich im Cabinette des Königs versammelten und hier die zur Vollstreckung ihrer Willkürmaßregeln nothwendigen Dekrete erließen. Dabei wurde von diesem fanatischen Absolutismus, der weder Rang noch Bildung schonte, die Ordnung der Finanzen gänzlich versäumt und die Armee, diese bereitwillige Stütze der Monarchie, geradezu dem Hunger preisgegeben! Sie befand sich 1814 in einem unglaublichen Zustande. Einzelne Corps hatten seit 17 Monaten keinen Sold empfangen, die übrigen, mit einziger Ausnahme der Garde-Regimenter, seit 4 Monaten nicht! Selbst die Garnison von Madrid hatte nicht einmal Stroh statt der Betten, der Soldat mußte auf der nackten Erde schlafen. In der afrikanischen Festung Ceuta, welche man den Engländern gegenüber eifersüchtig bewachte, stieg die Noth so sehr, daß die Besatzung auf nur Ein Bataillon vermindert wurde, der Rest wäre sonst buchstäblich verhungert! Ein anderes Heer, als das spanische, das sechs Jahre lang den bittersten Entbehrungen mit stoischem Gleichmuth getrotzt, ein anderer, als dieser ungewöhnlich genügsame Menschenschlag, hätte so grausame Beschwerden nimmer ertragen. Sie wurden aber um so empfindlicher durch den Anblick der Reichthümer, in denen die Priester und Mönche vor den Augen der hungernden Krieger praßten. Die Mönche zu Madrid besaßen unter dem Sonnenschein königlicher Gunst Geld genug, um über zwanzig Kirchen und Klöster wieder aufzubauen und reicher noch auszuschmücken, als sie es vor den Plünderungen der Franzosen gewesen waren. „Im

August (1814) hatte man mit großer Anstrengung 50,000 Pesos zusammengebracht, damit die aus der französischen Gefangenschaft in Lumpen zurückkehrenden Soldaten nothdürftig bekleidet würden: der König schenkte die Summe den Mönchen des Klosters von Antocha. Als im Oktober in Madrid und Ceuta die geschilderten Zustände herrschten, erhielten die Mönche des Escurial vom Könige die Mittel, ihr ungeheures Kloster wieder mit der geschmacklosen Pracht früherer Zeiten auszustatten."

Die Keime jener tiefen Erschütterung der Disciplin, welche man in den unzähligen Pronunciamientos der spanischen Armee sich abspiegeln sieht, hat die Regierung Ferdinand's VII. in die Gemüther der Soldaten und ihrer Führer eingesenkt. Sie sind also von altem Datum. Nicht ohne sehr ernsthafte Ursachen wird die Soldaten-Emeute zum belebenden Prinzip der Staatsreform. Die scheußliche Verfolgung, die Ferdinand über das liberale Offiziercorps verhängte, die harte Behandlung der verdienstvollsten Generale, wie Mina und Alava, endlich die totale Vernachlässigung des leiblichen Wohles der Krieger bereiteten den Boden für revolutionäre Unternehmungen vor, indem sie eine Mißstimmung erzeugten, die sich zuletzt gewaltsam Luft machte. Während Räuberbanden das Land bedeckten, rostete das Schwert der tapferen Vertheidiger des Thrones, durch den kläglichsten Mangel an die einmal bezogenen Garnisonen gefesselt: Märsche kosteten Geld, darum mußte die Truppe auf ihrem Marterposten ausharren. Die Napoleonische Episode von 1815, die halb Europa in Waffen gegen Frankreich rief, brachte in Spanien keine Besserung für die Armee; den Schwachköpfen in Ferdinand's Umgebung graute vor Napoleon's überlegenem Kriegsgeschick; erst die sichere Aussicht auf englische Subsidien, wenn man 20,000 Mann marschiren lasse, bestimmte das spanische Cabinet, nach der Schlacht bei Waterloo ein Heer über die Pyrenäen zu senden, auf daß der Soldat in Frankreich sich satt essen sollte! Leider nur kam die heroische Handlung zu spät, England wollte keine Subsidien mehr zahlen, denn die Bourbonische Dynastie war schon wieder eingesetzt und der Herzog von Angoulême traf so energische Maßregeln gegen die eingedrungenen Spanier, daß General Castaños nach wenigen Tagen umkehren mußte. Auch das war ein Pröbchen dieses Mißregiments, dessen vollendete Jämmerlichkeit aus den genauen Berichten des Darstellers im Lapidarstyl hervortritt.

Trauttwein von Belle.

Italien.

Mailand im Jahre 1848.*)

Zwanzig Jahre sind nun verflossen, seit es im März 1848 der Mailändischen Bevölkerung gelang, binnen fünf Tagen die bis dahin für unüberwindlich gehaltene österreichische Macht daselbst zu brechen und die Truppen Radetzky's faktisch aus der Stadt zu verjagen.

Nichts von dem, was voranging und — nachfolgte, hat es vermocht, die Erinnerung an diese „glorreichen fünf Tage" bei den Mailändern zu verlöschen: sie blicken darauf zurück, wie auf eine Heldenthat, die im Jugendfeuer der Begeisterung gelang.

*) Carlo Mascheroni: Gli Ostaggi. Pagina storica del 1848. Milano, Tipografia Gurgoni, 1867.

„Wenn die gegenwärtige Generation", sagt ein Berichterstatter der „Perseveranza" bei Gelegenheit der Besprechung des angezeigten Buches, „welche noch zum großen Theil Zeuge der erwähnten Ereignisse war, in's Grab gestiegen sein wird, wenn die Söhne unserer Söhne die Straßen Mailands beleben werden, dann wird man die Berichte in den Jahrbüchern unserer Stadt aus jenen Tagen für ausgeschmückt und übertrieben halten, und gefärbt von zu viel städtisch-patriotischem Geiste des Chronisten, und es wird all der tausend unwiderleglichen Dokumente bedürfen, welche die Brutalität der Besiegten und die Pietät der Sieger zu sammeln gewußt hat, um den Ausdruck aufrichtigster Wahrheit darzuthun in allen kleinsten Zügen jener großen Tage, die den Stoff zu einem Epos in sich tragen. — Eine wehrlose Stadt, in Waffen ungeübt, umringt von Schergen, geleitet von einer wachsamen Polizei, ohne Häupter, ohne vorherbestimmte Ordnung von einer Seite; von der andern: ein mächtiges kriegsgeschultes Heer, befehligt von Generalen, die das Feuer der Napoleon'schen Schlachten gesehen hatten, dieses Heer, im Besitze der hauptsächlichsten Punkte der Stadt, im Kampf angefeuert durch den Rausch der Blut- und der Habgier — und nach fünftägigem Kampfe dieses Heer verwirrt, niedergeworfen, unfähig, länger dem Stoße der städtischen Schaaren zu widerstehen, nach Art ertappter Diebe heimlich bei Nachtzeit aus der Stadt entfliehend, wo mehr als dreißig Jahre lang seine Offiziere den Säbel und seine Korporale den Stock geschwungen hatten. Dies ist das einfache Faktum, jeder Ausschmückung entkleidet, ein Faktum, das in der Geschichte nicht seinesgleichen findet, und den Augen der Nachwelt wie ein Märchen erscheinen wird."

Theils aus eigner Anschauung, theils nach dem Berichte von Augenzeugen schildert der Verf. einige weniger bekannte Vorgänge des 18. März und der folgenden Tage; die zweite Abtheilung des ziemlich umfangreichen Buches erzählt die Schicksale eines jungen Mailänders, der durchweg als der Erzähler auftritt, und seiner Gefährten, die während der Revolution in die Hände Radetzky's fielen und von diesem auf seiner Flucht als Geiseln der Stadt (nach welchen die Erzählung „Gli Ostaggi" heißt) mitgenommen wurden. Auf diesem Zuge waren sie den größten Entbehrungen, den grausamsten Mißhandlungen ausgesetzt, obgleich sie anerkannt nicht Gefangene, sondern eben nur Geiseln sein sollten. Man schleppte sie so durch Tirol, wo sie auf der Feste Kufstein in Gewahrsam gehalten wurden. Nachdem verschiedene Fluchtversuche mißlungen waren, gelang es endlich einflußreichen Freunden, erst eine Linderung ihrer grausamen Behandlung zu erwirken, dann sogar, daß sie auf freien Fuß im Lande selbst gesetzt wurden. Viele von ihnen wählten Wien zu ihrem Aufenthalte und erlebten dort die Oktober-Revolution und die Ermordung Latour's.

Mit wunderbarer Lebendigkeit und so drastisch, daß man sie zu erleben glaubt, sind alle kleinsten Vorfälle jener traurigen Wanderung und des Gefängnißlebens geschildert; zwei Empfindungen sind es aber, die deutlich aus jeder Zeile hervorblicken: glühende Vaterlandsliebe und ebenso glühender Haß gegen alles Oesterreichische, ja gegen alles an Deutschland überhaupt nur Erinnernde. So berechtigt nun auch beide in diesem Falle sein mögen, so wenig geeignet sind sie doch, die Feder dessen zu leiten, der eine historische Arbeit geben will, wie der Verf. doch auf dem Titel verheißt.

Wer Welt und Menschen eine Weile lang unbefangen beobachtet hat, dem fällt es schwer, zu glauben, daß bei zwei kämpfenden Nationen auf einer Seite nur reinster Edelmuth,

großartigste Selbstverleugnung und glänzendste Tapferkeit — auf der andern hingegen von alledem nur das Gegentheil zu finden sein solle. Der Mensch ist so ziemlich überall derselbe: Ströme und Berge können ebenso wenig wie Unterschiede der Sprache oder der Regierungsformen den ursprünglichen Typus der Art verändern, daß wir es in Einem Lande nur mit Teufeln, im Nachbarlande nur mit Heiligen zu thun haben sollten. Was der Verf. von den Quälereien und Grausamkeiten berichtet, die sich die österreichischen Soldaten, groß und klein, zu Schulden kommen ließen, klingt nicht, als ob es in Europa geschehen sei, sondern vielmehr bei einem jener wilden Volksstämme, die die üble Gewohnheit besitzen, vorzugsweise gebratene Missionäre zu Mittag zu speisen.

Hoffentlich wird die neue Aera Oesterreichs auch den Italiänern andere Begriffe über seine Bewohner beibringen!

M. St.

Ostindien.

Max Müller's Beiträge zur Wissenschaft der Religion.

Die Ueberreste des alten Parsenthums.

Unter dem Titel „Chips from a German Workshop" (Abfälle aus einer deutschen Werkstätte)*) hat unser gelehrter Landsmann, Herr Professor Max Müller in Oxford, gegen Ende des vorigen Jahres eine Sammlung von religions- und kulturgeschichtlichen Essays herausgegeben, welche, wie er in der Widmung des Buches an die Manen des verewigten Freiherrn v. Bunsen sagt, bei seinen großen Arbeiten über vergleichende Grammatik, über Sanskrit und Zend, sowie über die Vedas, als wissenschaftliche Späne abgefallen sind, die er von Zeit zu Zeit in den englischen Reviews veröffentlicht hat. Der erste Band dieser Sammlung ist Untersuchungen über die Wissenschaft der Religion und der zweite den Ueberlieferungen und Sitten der Vorzeit gewidmet, und zwar von einem rein historischen Standpunkte ohne die vorgefaßten Meinungen und Theorieen eines sogenannten philosophischen Systems.

Dem ersten Bande, der die alten Religionen Aegyptens und Asiens umfaßt, entlehnen wir die folgenden Untersuchungen über die Religion der Parsen unserer Zeit, dieser Ueberreste der alten, über einen großen Theil der asiatischen Welt verbreitet gewesenen Religion des Zoroaster, des Ormuzd und des Ahriman. In neuerer Zeit ist der Götterbegriff der Vedas, der sogenannten Japhetiten (Arier), die, zum Unterschiede von den Semiten, Gott nicht außerhalb, sondern innerhalb der Welt und der Natur setzen, wieder zum Gegenstande vergleichender, besonders von den Schülern Eugen Burnouf's in Frankreich ausgehender Studien gemacht worden. Wir theilen diese Probe aus den Chips from a German Workshop in einer einfachen Uebertragung mit und hoffen dadurch das Interesse unserer Leser für das ganze, inhaltreiche Werk Max Müller's zu erwecken:

„Gewiß ist es nicht in der Ordnung, wenn man einer religiösen Genossenschaft einen Namen beilegt, gegen den ihre Angehörigen protestiren. Gleichwohl ist die Sitte, die Anhänger des Zoroaster als Feueranbeter zu bezeichnen, so allgemein, daß es selbst dann noch geschehen wird, wenn die letzten Gläubigen des Ormuzd vom Erdboden verschwunden sein werden. Zur Zeit ist die Zahl der Anhänger des Zoroaster eine so unbedeutende geworden, daß sie kaum einen Platz in der Religions-Statistik der Welt findet. Berghaus giebt in seinem physikalischen Atlas folgende Eintheilung der Menschenracen nach ihrer Religion:

Buddhisten	31.2 pCt.
Christen	30.7 „
Mohammedaner . . .	15.7 „
Brahmanen	13.4 „
Heiden	8.7 „
Juden	0.3 „

Nirgends giebt er die Zahl der Feuer-Anbeter an, noch sagt er uns, unter welcher Rubrik dieselben in seiner allgemeinen Berechnung begriffen sind. Die Schwierigkeiten eines Religions-Census sind sehr groß, um so mehr wenn wir es mit den Nationen Ostasiens zu thun haben. Vor ungefähr 200 Jahren wurde die Zahl der „Gebern" (wie sie in Persien genannt werden) von Reisenden auf 80,000 Familien oder ungefähr 400,000 Seelen geschätzt. Gegenwärtig giebt es im westlichen Indien ungefähr 100,000 Parsen, und wenn wir zu diesen 5500 in Yezd und Kirman hinzurechnen, so erhalten wir eine Gesammtzahl von 105,500. Die Zahl der Juden wird gewöhnlich auf 3,600,000 geschätzt; und wenn diese 0.3 Procent der Menschheit repräsentiren, so würden die Feuer-Anbeter zur Zeit nicht mehr als ungefähr 0.01 Proc. der Gesammt-Bevölkerung der Erde bilden. Gleichwohl hat es in der Weltgeschichte Perioden gegeben, in denen es schien, daß die Anbetung des Ormuzd auf den Trümmern der Tempel aller andern Götter triumphirend sich erheben werde. Wären die Schlachten von Marathon und Salamis für die Griechen verloren worden, und wäre Hellas den Persern unterlegen, so wäre möglicherweise die Staats-Religion im Reiche des Cyrus, welche eben der Glaube an Ormuzd war, die Religion der ganzen civilisirten Welt geworden.

Persien hatte die assyrischen und babylonischen Reiche verschlungen; die Juden waren entweder in persischer Gefangenschaft, oder standen unter persischer Herrschaft; die heiligen Denkmäler Aegyptens wurden durch die Hand der persischen Soldaten verwüstet. Die Edicte des großen Königs, des Königs der Könige, wurden nach Indien, Griechenland, Scythien und Aegypten als Gesetze expedirt; und falls Darius „durch die Gnade des Auramazda" die Freiheit Griechenlands unterjocht hätte, würde der Glaube des Zoroaster leicht den Vorrang über die olympischen Fabeln erlangt haben. Und nachmals wieder, unter der Sassaniden-Dynastie (226—651 nach Chr.) erlangte der neu belebte Nationalglaube Zoroaster's eine solche Macht, daß Saphur II. an die Möglichkeit der Vertilgung und des Unterganges des Christen-Glaubens denken durfte. Die Leiden der verfolgten Christen im Orient waren eben so fürchterlich als sie jemals im Occident gewesen; auch waren es nicht das Schwert der römischen Kaiser oder die Argumente der christlichen Gottesgelehrten, welche den Thron des Cyrus und die Altäre des Ormuzd erschütterten, sondern die Macht Persiens wurde durch die Araber gebrochen, und sie trifft das Verdienst, daß die Religion des Ormuzd, einst der Schrecken der Welt, in den Augen des Geschichtsschreibers jetzt nur noch als eine Curiosität erscheint.

Die heiligen Schriften Zoroaster's, gewöhnlich mit dem Namen „Zend-Avesta" bezeichnet, haben seit ungefähr einem Jahrhundert die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten beschäf-

*) Chips from a German Workshop. By Max Müller, M. A. Fellow of All Souls College, Oxford. 2 vol. London, Longmans Berlin, A. Asher & Co.) 1867.

tigt, und, Dank der abenteuerlichen Hingebung Anquetil-Duperrons und den sorgfältigen Untersuchungen von Rask, Burnouf, Westergaard, Spiegel und Haug, sind wir allmählich im Stande, die Ueberreste der antiken Sprache der parsischen Religion zu lesen und auszulegen. Die Aufgabe war keine leichte, und hätte die Wissenschaft nicht jenes neue Licht über die Gesetze der menschlichen Sprache verbreitet, so wäre es Eugen Burnouf eben so unmöglich gewesen, wie dem Engländer Hyde, Professor des Hebräischen und Arabischen in Oxford, mit grammatikalischer Genauigkeit die alten Ueberreste der Lehre des Zoroaster auszulegen.

Wie diese Aufgabe gelöst wurde, ist allen Denen wohl bekannt, die ein Interesse an den Fortschritten der neueren Studien nehmen. Kein größeres Lob konnte Eugen Burnouf und seinen Mitarbeitern gespendet werden, als daß die zeitgenössischen Gelehrten, die keine Neigung hatten, den wissenschaftlichen Untersuchungen des französischen Forschers zu folgen, die Entzifferung des alten Zend, wie des alten Persischen aus der Zeit der Achämeniden, für unmöglich und daher für ein unglaubliches Wunder erklärten.

Während nun die europäischen Gelehrten sich mit der Erforschung der alten Nachrichten über die Religion des Zoroaster beschäftigen, ist es auch von Interesse, zu erfahren, was aus dieser Religion in jenen wenigen Niederlassungen, wo sie noch von kleinen Gemeinden verehrt wird, geworden ist. Wenngleich jede Religion nur in ihrer ursprünglichen Gestalt von wahrem und lebhaftem Interesse für uns ist, so bietet doch auch ihre spätere Entwickelung mit allen ihren Mißverständnissen, Fehlern und Mißbräuchen dem denkenden Geschichtsforscher manche lehrreiche Erfahrung. Wir haben hier eine Religion, eine der ältesten der Welt, einstmals die Hauptreligion des mächtigsten Reiches, vertrieben von ihrem mütterlichen Boden, jedes politischen Einflusses beraubt, sogar ohne das Blendwerk einer mächtigen oder klugen Priesterschaft, und gleichwohl verehrt von einem Häuflein Verbannter — Männer von Reichthum, Intelligenz und moralischem Werth in Ostindien — mit einer so leidenschaftlichen Gluth, wie man sie selten in größern religiösen Gemeinschaften wahrnimmt.

Es verdient wohl das ernste Nachdenken des Philosophen und Religionsfreundes, zu ermitteln, durch welchen Zauber diese anscheinend unfruchtbare Religion fortfährt, die Anhänglichkeit der aufgeklärten Parsen in Indien sich zu erhalten, und welches Mysterium es bewirkt, daß dieselben ein taubes Ohr haben für die Lockungen des brahmanischen Gottesdienstes einerseits und für die ernsten Ermahnungen der christlichen Missionäre andererseits.

Wir glauben, daß vielen unserer Leser die beiden Schriften, die kürzlich von einem angesehenen Mitgliede der Parsi-Gemeinde, Herrn Dadabhai Naoroji, Professor der Guzerati-Sprache an der Universität von London, veröffentlicht worden, Probleme von höherem als vorübergehendem Interesse lösen werden. Die eine Schrift: „On the Manners and Customs of the Parsees“ (Sitten und Gewohnheiten der Parsen), bildete den Gegenstand einer Vorlesung, die der Verf. vor der Philomathischen Gesellschaft in Liverpool gehalten, während die andere, ebenfalls eine Vorlesung, von der Religion der Parsen speziell handelt.

In der ersten Schrift wird uns gesagt, daß die kleine Gemeinde der Parsen in Indien zur Zeit in zwei Parteien getheilt ist: die Conservativen und die Liberalen. Beide hängen gleich treu am Glauben ihrer Väter, aber sie unterscheiden sich von einander in ihrer Lebensart — die Conservativen halten fest an Allem, was traditionell und gebräuchlich ist, sei es auch noch so thöricht und abgeschmackt, während die Liberalen alle Mißbräuche und Albernheiten alter Zeiten abzuschütteln sich bemühen, und danach trachten, so weit es mit ihrer Religion und ihrem orientalischen Charakter übereinstimmt, der Vortheile der europäischen Civilisation theilhaftig zu werden. „Wenn ich sage,“ so schreibt unser Gewährsmann, „daß die Parsen Tische benutzen und Messer und Gabel ꝛc., um ihre Mahlzeiten zu genießen, so würde dies wahr sein in Betreff der einen Partei, und völlig unwahr in Betreff der andern. In einem Hause sehen wir im Speisezimmer den Tisch nach englischer Weise gedeckt; im nächsten vielleicht schon sehen wir den Hausherrn nach guter alter Manier auf einer Matte gekauert, vor sich eine große kupferne Schüssel (rund und in der Größe eines gewöhnlichen Speisetroges), die alle Gerichte seines Mittagbrods enthält, in kleinen Häufchen aufgeschichtet und auf eine kleine Bank zwei oder drei Zoll hoch gestellt ist, mit einem kupfernen Becher an der Seite, während die Finger als Messer und Gabel dienen. Er thut dies, nicht etwa weil er zu arm ist, Tisch u. s. w. zu kaufen, sondern weil dies gegen die hergebrachte Sitte wäre, oder vielleicht auch weil ihn der Gedanke der Nothwendigkeit jener Gegenstände nie berührt hat.“

Anstatt uns daher eine allgemeine Beschreibung des parsischen Lebens der Jetztzeit zu geben, liefert uns Herr Dadabhai Naoroji zwei ganz verschiedene Darstellungen — von denen die eine die alte Schule und die andere die der Neuzeit zum Gegenstand hat. Er beschreibt den Gang des täglichen Lebens eines Parsen der alten Schule, von dem Augenblicke an, wo er aus dem Bette steigt, bis zur Stunde, wo er sich zur Ruhe begiebt, und die Haupt-Ceremonien von dem Moment seiner Geburt bis zu seinem Begräbniß. Obgleich wir recht wohl aus der Haltung seiner Schrift herausfühlen, daß der Verfasser selbst zur liberalen Partei gehört, müssen wir ihm doch unsere Anerkennung zu Theil werden lassen wegen der großen Unparteilichkeit, mit welcher er von der conservativen Partei spricht. Kein Spott ist herauszufinden, kein Ausdruck von Verachtung, selbst wo die Versuchung dazu groß gewesen sein muß, z. B. in dem Falle des Nirang. Am Besten erkennen wir die Bedeutung des „Nirang“ aus den eigenen Worten des Autors:

„Nirang ist der Urin der Kuh, des Ochsen oder der Ziege, und die zweite Handlung, die der Parse verrichtet, wenn er sich vom Lager erhebt, ist, daß er sich mit dem Nirang Gesicht und Hände reibt. Sowohl während er den Nirang benutzt, als während dieser noch Gesicht und Hände näßt, darf er Nichts direct berühren; um den Nirang wieder von den Händen abzuwischen, bittet er eine andere Person, Wasser darüber zu gießen, oder er nimmt seine Zuflucht zu einem Stück Zeug, mit welchem er den Topf anfaßt; er bedient sich dazu seines Schnupftuches oder seiner Sudrâ, d. i. Blouse. Zuerst begießt er die eine Hand, ergreift dann den Topf mit dieser und wäscht dann die andere Hand, Gesicht und Füße.“

So seltsam dieser Prozeß der Reinigung erscheint, so widerlich wird er, wenn wir hören, daß die jungen Mütter nach ihrer Entbindung sich nicht nur derselben Waschung zu unterwerfen haben, sondern sogar gezwungen sind, von diesem Nirang zu trinken, und daß diese widerliche Handlung auch den Kindern auferlegt wird zur Zeit ihrer Belehnung mit der Sudrâ und Kusti, den Kennzeichen des Zoroaster-Glaubens. Die liberale Partei hat diesen widerwärtigen Gebrauch abgeschafft, aber er wird noch immer von der alten Schule beibehalten, obgleich, wie Dadabhai Naraoji sagt, ihr Glaube an die Wirksamkeit

des Nirang, den Teufel auszutreiben, wohl etwas erschüttert ist. „Die Reformirten", schreibt unser Autor, „behaupten, daß in den Originalschriften des Zurthoscht durchaus keine Autorität für die Verrichtung dieser schmutzigen Handlung sich findet, und daß diese eine Einführung späterer Zeit sei. Die Alten führen für die strenge Beobachtung des Gebrauches die Autorität einiger Werke alter Priester der früheren Zeit an. Sie bezeichnen eine Stelle aus dem Zend-Avesta als eine solche Autorität, was aber von ihren Gegnern völlig in Abrede gestellt wird, da die Stelle auf etwas ganz Anderes sich beziehe." Die Wahrheit zwingt uns indessen hier, was wir auch immer über den Nirang denken mögen, auf die Seite der alten Schule zu treten, und wenn unser Autor den neunten Abschnitt der Vendidad (Seite 120, Linie 21, Brockhaus'sche Ausgabe) zu Rathe gezogen haben würde, so hätte er gefunden, daß Beides, sowohl das Trinken wie das Einreiben des sogenannten Gaomaezo — d. i. Nirang — deutlich von Zoroaster vorgeschrieben wird in gewissen Ordnungen der Purification. Diese Sitte beruht also nicht blos auf der Autorität einiger Priester der alten Zeit, sondern ist durch die eignen Worte des Zend-Avesta begründet, das ja das wahre Wort Ormuzd's ist; und wenn, wie Dadabhai Naoroji schreibt, die Reformirten der Neuzeit nur dasjenige abschaffen wollen in ihren Gebräuchen und Ceremonien, wofür sie keine Autoritäten im Zend-Avesta finden, so fürchten wir, daß die Waschung und sogar das Trinken des Nirang beibehalten werden muß.

Ein frommer Parse muß wenigstens sechzehnmal während des Tages seine Gebete hersagen — zuerst wenn er sich von seinem Lager erhebt, dann während des Gebrauches des Nirang, ferner wenn er sein Bad nimmt, wiederum wenn er seine Zähne reinigt und abermals wenn er seine Morgen-Waschung beendet. Dieselben Gebete müssen wiederholt werden jedesmal, wenn der Parse während des Tages seine Hände zu waschen hat. Jede Mahlzeit — es giebt deren drei — beginnt und endet mit Gebet, außer dem Segen, und ehe er zur Ruhe geht, wird die Arbeit des Tages mit einem Gebet geschlossen. Das Sonderbarste aber ist, daß kein Parse — nicht einmal ihre Priester — die alte Sprache, in welcher jene Gebete abgefaßt sind, versteht. Wir müssen die Worte unseres Autors wiederholen, der selbst zur Gelehrtenklasse gehört, und welcher sagt:

„Alle Gebete, bei jeder Gelegenheit, werden gesagt, oder vielmehr erzählt, in der alten originalen Zend-Sprache; weder der Vortragende noch das Volk, das erbaut sein soll, versteht ein Wort davon. Die Gläubigen verhalten sich lautlos. Bei den Parsen giebt es keine Kanzel. Bei gewissen Ereignissen, wie zum Beispiel bei der Feier der Ghumbars, bei der dreitägigen Ceremonie für die Todten, und bei andern religiösen oder besondern Feiern finden Versammlungen in den Tempeln statt; Gebete werden wiederholt, in welche Mehrere oder Wenigere einfallen, aber es wird keine Rede in der Sprache des Volkes gehalten. Gewöhnlich geht Jeder nach dem Feuer-Tempel, wenn er Lust hat, oder, wenn es ihm besser paßt, sagt er sein Gebet selbst her, so lange wie es ihm gefällt, und giebt, wenn er will, etwas den Priestern, damit sie für ihn beten."

An einer andern Stelle sagt unser Autor: „Die Priester sind im Allgemeinen — weit entfernt die Lehrer der wahren Vorschriften und Pflichten ihrer Religion zu sein — die Scheinheiligsten und Abergläubischsten und üben namentlich einen schädlichen Einfluß auf die Frauen aus, die bis vor Kurzem gar keinen Unterricht erhalten haben. Die Priester haben jedoch jetzt angefangen, ihre tiefgesunkene Stellung zu erkennen. Eine große Zahl derselben erzieht ihre Söhne, wenn sie es irgend können, für einen andern Stand, wie den ihrigen. Unter der Gesammtzahl der Priester giebt es vielleicht ein Dutzend, welche einige Kenntniß des Zend-Avesta haben: aber nur in dem einen Punkt sind sie über ihre Brüder erhaben: daß sie den Sinn der Worte der Bücher, die gelehrt werden, verstehen, ohne jedoch die Sprache selbst zu kennen, sei es philosophisch oder grammatikalisch."

Herr Dadabhai Naoroji giebt eine genaue Beschreibung der Ceremonien, die bei der Geburt und der Einsegnung der Kinder beobachtet werden, ferner bei Verlobungen, bei Verheiratungen und Begräbnissen, und erörtert schließlich einige besondere Merkmale des allgemeinen Charakters der Parsen. Die Parsen sind Monogamisten. Sie essen Nichts, was von einer Person einer andern Religion gekocht ist; sie verwerfen den Genuß von Rindfleisch und Schweinefleisch. Die Priesterwürde ist erblich. Nur der Sohn eines Priesters kann Priester werden; aber er ist nicht verpflichtet, sich diesem Stande zu widmen. Der Oberpriester wird Dustor genannt, die anderen Mobed.

Die Hauptreformen der Liberalen bilden die Abschaffung der häßlichen Reinigung durch den Nirang, die Abkürzung der großen Zahl der Gebete, die Einstellung der frühzeitigen Verlobungen und Heiraten, der Unterricht der Frauen und deren Zulassung zur Gesellschaft. Ein Verein hat sich gebildet unter dem Namen die „Rahanumaee Mazdiasbna", d. h. der Führer der Gottesverehrer. Es werden Versammlungen abgehalten, Reden und Abhandlungen vertheilt. Eine Gegengesellschaft hat sich auch gebildet unter dem Namen „die wahren Führer", und wir sind gewillt zu glauben, was uns Herr Dadabhai Naoroji sagt — daß, wie in Europa so in Indien, die Reformirten sich verstärkt haben durch die unduldsame Bigotterie und die Schwäche der Beweise ihrer Gegner. Die Liberalen haben einen bedeutenden Fortschritt gemacht, aber ihre Arbeit ist erst halb vollendet, und niemals werden sie ihre religiösen und sozialen Reformen mit Erfolg durchführen, ehe sie nicht auf ein gründliches Studium des Zend-Avesta eingehen, welchem sie bis jetzt die höchste Autorität in Bezug auf Glauben, Gesetz und Moral zuschreiben."

Frankreich.

Neuere Beobachtungen über die atmosphärische Elektrizität.

Die Physiker wissen seit lange, daß die irdische Atmosphäre viel Elektrizität enthält und daß diese Elektrizität in den meteorologischen Phänomenen eine große Rolle spielt: de la Rive und Matteucci haben in der neuesten Zeit durch geistreiche Experimente die bezüglichen Thatsachen konstatirt. Nach diesen Experimenten, nimmt die Menge der Elektrizität stetig zu, je höher man in das Luftmeer hinauf steigt. Die Luft-Elektrizität ist positiv, die Erde ist negativ elektrisch. Es braucht hier nur kurz darauf hingedeutet zu werden, daß die Bezeichnungen „positiv" und „negativ" nur Verlegenheits-Ausdrücke unserer ungenügenden Kenntniß der wahren Natur dieser beiden Kräfte oder vielmehr der zwei Zustände einer und derselben Kraft sind — einer Kraft, welche analoge Effekte hervorruft, gleichviel ob sie unter der einen (positiven) Form erscheint oder unter der anderen.

Woher rührt diese Elektrizität? Entspringt sie derselben Quelle, aus welcher wir sie im Kleinen entstehen lassen?

Die bekannteste Entstehungsquelle der Elektrizität ist die Reibung: die Siegellack-Stange, welche, auf dem Rockärmel frottirt, kleine Stückchen Papier anzieht, pflegt den kleinen Jünger der Physik zum erstenmal zum Experimentator zu machen; die bekannte Elektrisir-Maschine erzeugt ihre Elektrizität durch die Reibung, welche eine große runde Glasscheibe erfährt. Man hat in der That mitunter daran gedacht, daß die Reibung der verschiedenen Luftschichten unter einander, das beständige Schwingen der einzelnen Luft-Moleküle die einzige Quelle der auf der Erde vorhandenen Elektrizität sei. Von vornherein könnte man das für möglich halten, indeß Physiker wie Volta, Saussure und Pouillet haben diese Entstehungsquelle nicht für ausreichend erachtet: sie haben vielmehr den elektrischen Zustand der Erde wesentlich hergeleitet von den bedeutenden Massen Wasserdampfes, welche von der Erdoberfläche beständig verdampfen, und welche positiv elektrisch geladen sind.

Schon Laplace und Lavoisier hatten wahrgenommen, daß Wasser, welches in einem sehr heißen Tiegel verdampft, Elektrizität erzeugt, und Pouillet hat die Bedingungen dieses Prozesses genauer erforscht. Er fand als nothwendige Bedingung für das Entstehen der Elektrizität: daß das verwendete Wasser salzige Bestandtheile enthalte; für die gesammten Erdwässer trifft diese Bedingung zu. Höchst wahrscheinlich können auch die gesammten chemischen und physikalischen Prozesse, deren Schauplatz die Erde ist, als Entstehungsquellen der Elektrizität angesehen werden. Besonders erwähnenswerth sind in dieser Beziehung die Verbrennungs-Prozesse: sobald die Kohle (der Hauptbestandtheil aller brennbaren Stoffe) brennt, geht von ihr ein Strom Kohlensäure aus, welcher positiv geladen ist, während die Kohle selbst sich negativ elektrisch zeigt. Die Bildung der Kohlensäure ist aber auch bei vielen (vielleicht bei allen) Lebensprozessen von der Entstehung der Elektrizität begleitet; wenn die Pflanzen keimen, löst sich von ihnen mit der Kohlensäure, welche sie aushauchen, ein positiv elektrischer Strom, während die Keimungs-Organe selbst negativ elektrisch werden; wahrscheinlich geht derselbe Prozeß der Elektrizität-Erzeugung, wenn auch in geringerem Grade, bei der Pflanze beständig von statten. Indeß darf man diese Entstehungsquelle der Elektrizität sich nicht als eine sehr reiche denken: Guthrie hat nachgewiesen, daß die Luft im Winter in viel höherem Grade elektrisch ist, obwohl die Vegetation in dieser Jahreszeit so gering. Es beweist diese Thatsache übrigens auch, daß auch die Verdampfungs-Prozesse nur eine Nebenquelle der Elektrizität sein können, da die Mengen Wassers, welche im Winter verdunsten, erheblich geringer sind, als die des Sommers.

Indeß ist der zuletzt gemachte Schluß noch nicht ganz sicher: es wäre denkbar, daß im Winter die Elektrizität sich in den tieferen Regionen des Luftmeeres ansammelt; es ist aber auch die Möglichkeit nicht abzuweisen, daß die vom Aequator nach den Polen hinwehenden bedeutenden Windströmungen eine verhältnißmäßig bedeutende Menge Elektrizität, welche am Aequator entstanden ist, nach den kälteren Regionen hinführen. Diese Erwägung ist nicht abzuweisen und sie entkräftigt einigermaßen den Einwand, welchen Guthrie erhoben hat. Matteucci hat sich durch das Experiment über die in Rede stehende Frage Aufklärung verschaffen wollen: er konstruirte eine Kugel, welche er mit salzigem Wasser befeuchtete; bei der nun eintretenden Verdunstung wurde die Atmosphäre in der Nähe der Kugel positiv elektrisch, die Kugel selbst negativ — also völlig wie bei unserer Erde und unserer Atmosphäre. Vor kurzem hat de la Rive der Pariser Akademie Mittheilung von einem neuen hierher gehörigen geistvollen Versuche gemacht: er konstruirte eine Kugel aus porösem Holz, bedeckte sie mit feuchtem Papier und brachte als Repräsentant der Atmosphäre eine leicht concave Platte aus Metall an: an diesem Modell studirte er die Richtung der elektrischen Ströme und die Abweichungen der Magnetnadel. Die Schlüsse, zu welchen er gekommen ist, sind noch nicht präcis, indeß konnte er genau die ungleiche Vertheilung der Elektrizität in der Luft nachweisen; die verschiedenen Ursachen dieser Ungleichheit konnte er jedoch nicht näher ergründen. Nur so viel ließ sich feststellen, daß die Ursachen sehr komplizirt sind.

Man hat oft versucht, die atmosphärische Elektrizität zu messen, nicht sowohl die absolute Menge als vielmehr die Schwankungen. Diese Schwankungen werden bedingt von der Höhe, in welcher man untersucht, von der Jahreszeit und von der Tagesstunde; wegen des zuerst erwähnten Einflusses der Höhe ist natürlich die Bodenbeschaffenheit von Bedeutung: man findet wenig oder gar keine Elektrizität in den breiten Thälern, unter den Bäumen, in den Straßen, aber viel auf den großen Plätzen, auf den Brücken, auf freiem Felde und besonders bei den Untersuchungen im Luftballon. Jeder Tag zeigt zwei Maxima und zwei Minima, welche in verschiedenen Jahreszeiten auf verschiedene Stunden fallen; im Sommer ist die Differenz der beiden extremen Punkte bedeutender. Im ganzen Jahr zeigt der Januar die größte Menge Elektrizität, der Juni die geringste; das Verhältniß beider beträgt 13 zu 1.

Die oft gehörte Behauptung, daß die Menge der Elektrizität durch ein Gewitter wächst, ist nicht über jedem Zweifel erhaben; daß sie während des Gewitters zunimmt, ist freilich richtig, aber die Deutung dieser Thatsache ist wegen der komplicirten Momente schwierig. Ein Gewitter entsteht nämlich nur, wenn Wolken, welche bis zu einer gewissen Intensität elektrisch sind, in die Nähe anderer Wolken oder in die Nähe von Gegenständen der Erde kommen, gegen welche sie ihr Fluidum entladen können. Bekanntlich entsteht im Moment einer solchen Entladung gleichzeitig Blitz und Donner, und bekanntlich hören wir den Donner nur darum später als wir den Blitz sehen, weil die Schallwellen nicht so schnell sich verbreiten wie die Lichtstrahlen. Mr. Davy ist der Ansicht, daß die längste Dauer des Donner-Tones 45 Sekunden beträgt, und das größte Intervall zwischen Blitz und Donner berechnet er auf 60—70 Sekunden. Diese letzte Zahl würde einer Entfernung von etwa drei deutschen Meilen entsprechen; auf eine weitere Entfernung hin würde man also den Donner nicht hören können, während der Blitz erheblich weiter wahrgenommen werden kann (Wetterleuchten).

Die Variationen der Elektrizitäts-Menge verschiedener Gegenden sind noch sehr wenig festgestellt; dieser Theil der Meteorologie ist noch wenig durchforscht. Es ist darum immer noch wichtig, die hierher gehörigen Beobachtungen von Reisenden zu sammeln. Dieser Aufgabe hat sich Fournet unterzogen; er erwähnt namentlich bezügliche Beobachtungen von Saussure. Dieser Forscher fand auf einer Reise in Mexiko 1856 auf den Hochebenen, wo eine bedeutende Trockenheit herrscht, eine so erhebliche Menge Elektrizität, daß zu ihrer Konstatirung physikalische Instrumente überflüssig waren, weil elektrische Funken von allen Gegenständen wie von einer Leydener Flasche sprangen, selbst in der Regenzeit wurde an einem Tage dasselbe Phänomen beobachtet. Die langen Haare der Eingeborenen starrten borstig und steif, und man hörte ein Geräusch, als ob Tausende kleiner Kieselsteine gegeneinander schlügen; so erheblich waren die akustischen Erscheinungen, welche durch die sprühenden Funken her-

vorgebracht wurden. In den Vereinigten Staaten sind Phänomene dieser Art so häufig, daß man sie kaum noch beachtet, sich wenigstens in einer solchen Atmosphäre nicht beunruhigt fühlt: die Haare richten sich dann auf; ein Frottiren der Haare mit einer Bürste steigert das Phänomen; befeuchtet man den Kopf, so hört es auf; die Teppiche knarren, der schreitende Fuß läßt auf ihnen eine feurige Spur zurück; die Thürdrücker geben Funken von 1 Zoll Länge und man kann eine Gasröhre mit dem Finger anzünden. In diesen Gegenden sind die Gewitter sehr häufig. In Frankreich werden in einem jeden Jahre durchschnittlich 80 Personen vom Blitz getroffen: Volney berechnet eine vierfach so große Anzahl allein für die Stadt Philadelphia. Dies ist ein ganz exorbitantes Verhältniß, da man jährlich für die ganze Erde etwa 4000 Fälle von erheblichen Beschädigungen durch Blitzschlag annimmt.

Bei einer Besteigung des Montblanc sah ein Führer die Kämme der Berge im Feuer, alle Felsen-Vorsprünge erschienen illuminirt, die Kleider bedeckten sich mit Funken. Am Gipfel der Jungfrau ließen die Stöcke der Reisenden das Geräusch sprühender Funken hören und der sonst so schweigsame Schnee fiel mit einem Geräusch, als ob Hagelkörner dicht hernieder stürzten. In Graubündten empfand Saussure an einem solchen Tage plötzlich einen sehr lebhaften Schmerz im Nacken, als würde ein Nagel langsam in sein Fleisch gebohrt; der Schmerz verbreitete sich bald über den ganzen Rücken und nahm einen so lebhaft brennenden Charakter an, daß Saussure wirklich glaubte: seine Kleidung stehe in Flammen, und daß er seinen Rock auszog. Erst als er jetzt seinen Stock singen und die Felsen in tiefstem Baß summen hörte, erkannte er in einer bedeutenden Steigerung der Luft-Elektrizität die Ursache dieser verschiedenen Erscheinungen. Zu gleicher Zeit fiel ein wahrer Platzregen von Hagelkörnern. Dieses letztere Naturereigniß ist auch in tieferen Regionen oft von ähnlichen Erscheinungen begleitet. Man darf daher annehmen, daß das Ausströmen der Elektrizität von dem Erdboden nach den Wolken die Entstehung des Hagels bedingt oder mindestens begünstigt.

Fournet hat eine bedeutende Anzahl Details über die Anhäufung der Elektrizität beigebracht, und es ist sehr zu wünschen, daß solche Beobachtungen zahlreich fortgesetzt werden. Dabei ist freilich nicht zu verschweigen, daß bis heut eine genaue Angabe über die diesen Erscheinungen zu Grunde liegende Ursache nicht gemacht werden kann. Je häufiger man eine solche Beobachtung gemacht hat, desto unklarer wurde der ursächliche Zusammenhang: denn man fand die Luft so übermäßig elektrisch an den verschiedensten Orten, bald über Seen, bald mitten in Wäldern, bald auf öden Felsen. Vielleicht haben diese elektrischen Entladungen irgend eine Beziehung zu der geologischen Formation der Gebirge; wenigstens neigen die meisten Forscher zu dieser Hypothese.

Indeß bei dem Mangel an festen Anhaltspunkten wird man, um sich vor unangenehmen Täuschungen zu bewahren, gut thun, aus dieser Hypothese keine Theorie werden zu lassen. Wir müssen uns mit einer solchen Theorie gedulden, bis ein viel reicheres Material durch Forscher, welche die Erscheinungen selbst beobachtet haben, gesammelt sein wird, wenn wir auch die Erwartung aussprechen dürfen, daß diese Forschungen über die Verbreitung der Elektrizität ebenfalls nur dazu führen werden, das große Einheitsgesetz der Natur zu bestätigen und auch diese Kraft auf den gemeinsamen Urquell aller Naturkräfte, die Sonne, zurückzuführen.

Dr. P.

Grönland.

Nordpol-Sagen der Grönländer und der Eskimo's.

II.

Reiseabenteuer des kleinen Kagsagsuk.

Andere erzählen von Kagsagsuk auch Folgendes: Als er auf Reisen ging, dachte er erst daran, nordwärts zu ziehen, und er bewaffnete sich nur mit dem Vogelpfeil und zog beständig weiter, und als er nach dem äußersten Norden kam, traf er einen Landungsplatz, wo das Land ganz flach war, und da stand ein Haus auf demselben, welches gleichsam des Landes einziger Berg war. Er war nämlich an eine Stelle gekommen, die niemals von Fremden besucht wurde, nämlich Kágsuks Platz. Als er nun ausgestiegen war und gerade vor den Eingang kam, sah er eine Schnur, die in dem Hausgang aufgehängt war, und an welcher Stücke von Walroßzahn aufgezogen waren, welche ganz in das Haus hineinreichten, und wenn Einer dahineinkriechen wollte und an das erste Stück rührte, klappten sie alle gegeneinander, so daß es einen Klang gab; es war nämlich, damit die Bewohner wissen könnten, wenn irgend ein Fremder käme, und daß sie nicht überrascht werden sollten. Als er eintrat, lag Kágsuk auf der Pritsche hingestreckt, so daß man nur seinen Hacken sehen konnte, aber Kagsagsuk sah sich um und entdeckte einen Koppelriem; den nahm er, ergriff Kágsuk und schnürte ihn an die Deckstütze*), und er band ihn so fest, daß er ganz steif wurde; dann löste er ihn wieder los und legte ihn wieder auf seinen gewohnten Platz hin. Darauf begannen sie zusammen zu sprechen, und Kagsagsuk verlangte Speise; da erhob sich Kágsuk's Tochter und ging hinaus, kam aber bald wieder herein und sagte: „Das dumme Walroßstück ist festgefroren. Ich kann es nicht herausbekommen!“ — sagte sie. Da sagte Kagsagsuk: „Das ist noch ein schönes Essen, aber es ist auch wohl etwas schwer, es herzuschaffen“ und damit lief er hinaus, zog das gefrorene Fleisch aus dem Eise und brachte es herein. Diesmal war Kágsuks Sohn draußen auf dem Fang und noch nicht wieder heimgekommen; wie sie aber nun darin saßen, hörte Kagsagsuk, daß der Vater flüsterte: „Nein, laß das sein, es ist ein gefährlicher Mann; es ist ein gefährlicher Mann“; und in demselben Augenblick sah er hinaus durch den Hausgang und entdeckte Kágsuk's Sohn, der schon den Bogen gespannt hatte und auf ihn zielte, ihn aber nun fallen ließ und herein kam. Er war nämlich mit einem Paar Walrossen**) nach Hause gekommen, und da die Weiber ihrer nicht mächtig wurden, ging Kagsagsuk hinaus und schleppte sie hinauf, so, als ob es nur ein paar kleine Fjordseehunde***) wären. Gegen Abend, als sie schlafen sollten, wollte Kagsagsuk sich nicht hinlegen; er dachte nämlich an die Tochter. Endlich, als er sich legte, legte er sich an die Seite der Tochter. So wurde er der Schwiegersohn vom Hause und ging hernach mit dem Schwiegervater fleißig auf den Fang aus. Dieser sagte zu ihm: „Bald kommen die rothen Walrosse, die sind sehr gefähr-

*) Die Deckstütze ist ein senkrecht stehender Balken oder Holzstamm im Innern des Hauses, der das flache Erddach mit trägt.

**) Die Walrosse sind in dem dänischen Grönland nicht allgemein, und die häufige Erwähnung derselben in den Sagen deuten zum Theil darauf, daß diese ursprünglich aus den Gegenden stammen, wo dieselben mehr anzutreffen.

***) Fjordseehund (Phoca foetida), die ausgebreitetste, aber kleinere Seehundsart in Grönland, die sich meist in den Fjorden und ganz besonders in den Eisfjorden aufhält und das Land zu keiner Zeit verläßt.

lich, wenn sie vor dir auftauchen, mußt du ihnen nicht entgegen rudern." Kagsagsuk war nur mit dem Vogelpfeil bewaffnet, und wenn er die Harpune in die Wairosse warf, starben sie dadurch augenblicklich.*) Als nun die rothen Wairosse vor ihm auftauchten, wollte er sie gern nahebei sehen; einmal, als er sich dem einen nahte, fuhr es rasch auf ihn los, aber da ruderte er noch rascher zu und steuerte gerade darauf hin. Und als er es erreichte, erhob es sich und ragte hoch über ihm auf, aber er ergriff es bei den Zähnen und schlug es mit der geballten Faust, und mit einemmale sah er nichts Anderes als Schaum rund um sich her. Hier blieb er den Winter, und als es um die Mitte des Winters war, fingen die Bären an, sich dem Hause zu nähern. Da machte sich der Schwager bereit, sie zu jagen; aber Kagsagsuk that dasselbe und fing zuerst, und so machte er es nachher immer. Er kam beständig seinem Schwager zuvor.

Einige erzählen auch von Kagsagsuk, daß, als er von einem gewaltigen Manne hatte reden hörte, der seines Gleichen nicht hatte, nämlich Ususarmiarsunguak, Sohn des Usufarmersuak, er hinzog, um sich mit ihm zu messen. Er kam im ersten Sommer nicht bis dorthin, sondern überwinterte unterwegs. So wurde es im Voraus ruchbar, daß Kagsagsuk der Gewaltige kommen würde, um seine Kräfte zu zeigen, und als er an den Ort kam, waren viele Leute aus der Umgegend versammelt, um dabei zuzusehen. Der alte Usufarmersuak nahm ihn gut auf und sagte: „Heut Abend wird es zu spät, aber morgen ist es Zeit." Kagsagsuk fand diese Nacht sehr lang. Am nächsten Morgen stand er früh auf, zog seinen Kajakpelz an und ging auf die Fjelde und sah, daß dort schon viele Menschen standen und warteten, um zuzusehen. Später kam Usufarmiarsunguak, langsam gehend, und dann brach man auf nach der Ebene oberhalb des Hauses. Nun war die Sonne heraufgekommen. Jedesmal wenn Kagsagsuk den Andern aufheben wollte, machte dieser sich hart; zuletzt stand die Sonne im Westen und sie rangen noch. Wenn sie die Erde an einer Stelle weich getreten hatten, gingen sie nur ein Wenig zur Seite. Nun wurden die Zuschauer ungeduldig und riefen: „Besser!" Dadurch kam Leben in Usufarmiarsunguak's Kniee und Ellbogen; er hob seinen Gegner auf und schwang ihn rund um sich und zu gleicher Zeit ging er mit ihm hinunter nach dem Strande. Keiner der Zuschauer sagte ein Wort, als er sich dem See näherte, aber der Alte lief hin zu seinem Sohne und sagte, gerade als er Jenen in's Wasser werfen wollte: „Der anscheinend Einzelne kann leicht Mehrere als Gefolge bekommen, lege ihn lieber nieder." Auf diese Aufforderung legte er ihn sanft auf die Erde nieder. Kagsagsuk war so müde, wie ein kleiner Vogel, der gejagt ist. Es dauerte lange, ehe er sich erhob, dann ging er hin zu seinem Zelte, ohne den Mund aufzumachen. Am andern Tage sah man ihn sich vorbereiten, um abzureisen. Sie forderten ihn auf zu bleiben, er aber reiste ab. Auf dem Wege begegnete ihm einmal ein Kajak. Kagsagsuk saß in dem Boote und steuerte, er zeigte dem Kajakmanne zwei Steine, den einen weiß, den andern schwarz. Erst nahm er den weißen und zerquetschte ihn in der Hand, so daß er zu Sand wurde und sagte: „Dessen Oberfläche ist so weich, wie ich selbst, aber Usufarmiarsunguak ist so hart, wie dieser schwarze Stein." Indem er dieses sagte, zeigte er den schwarzen Stein vor und preßte ihn, aber er wurde seiner nicht mächtig, er wurde nur ein wenig schmaler. Kagsagsuk kam darauf zurück nach seinem Wohnplatz und soll später nie mehr ausgezogen sein, um mit Andern Wettkämpfe zu halten.

*) Der Vogelpfeil ist ein Wurfpfeil, an dessen Schaft Häkchen von Knochen sitzen, um damit zugleich die Bewegung desselben zu lenken. Die Harpune ist das wichtigste Geräth des Kajakführers. Der Schaft ist von Holz, mit verschiedenem Beschlag von Knochen. Am Ende ist ein besonderes Stück, das Beinstück, das durch einen Riem festgehalten wird, der eine Art Anhängsel bildet, so daß es umgebogen werden kann. Am Ende des Beinstückes sitzt wieder die lose Spitze mit Widerhaken, welche durch den Fangriem mit der Blase verbunden ist. Der Fangriem ist etwa ½ Finger breit und 8 Faden lang und liegt auf dem Kajakstuhl, der vorn am Kajak angebracht ist, aufgerollt. Er muß die Eigenschaft haben, daß er sich schnell und von selbst abrollt, wenn der harpunirte Seehund anzieht. Wenn er unklar ist, festhängt oder Knoten schlägt, ist augenblicklich Lebensgefahr für den Kajakmann vorhanden. Er wird im Allgemeinen nur aus der Haut des davon Riemenseehund genannten Thiers (Phoca barbata) gearbeitet und spiralförmig ausgeschnitten, während die Haut noch auf dem Thiere sitzt. Die Blase ist eine Haut von einem ganz kleinen Seehund, die abgehaart, zubereitet und als Blase ausgepustet wird, und nur mit einem kleinen Loche versehen bleibt, das ein Pfropfen öffnet und schließt, um die Luft aus- und einzulassen. Sie liegt hinten auf dem Kajak und ist durch den Riem mit der Spitze der Harpune verbunden, damit der harpunirte Seehund sie nach sich zieht und dadurch an einem Entkommen durch die Flucht und Untertauchen gehindert wird. Sobald die Harpune im Seehund festsitzt, bewirkt der schwere Schaft, daß sich das Beinstück biegt, und gleichzeitig damit löst sich der Schaft von der Spitze und schwimmt frei auf dem Wasser, während der Seehund mit der Spitze in sich und der Blase hinter sich schwimmt.

Kleine literarische Revue.

— **A. Bastian über Mexiko.** Eine der letzten Nummern (63) der von Virchow und v. Holtzendorff herausgegebenen Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge*) enthält den von Dr. A. Bastian im „wissenschaftlichen Verein" zu Berlin gehaltenen Vortrag über Mexiko, seine geographisch-klimatologisch-ethnologischen und seine mythologisch-historisch-politischen Verhältnisse. Es ist auf diesen wenigen Seiten der bündigste Kommentar zu den heutigen Zuständen dieses unglücklichen, vor 350 Jahren unter das Joch der spanisch-römischen Geistes-Tyrannei und Menschen-Entwürdigung gekommenen Landes geliefert. Es stehen sich in Mexiko starke natürliche (klimatische und ethnologische) und künstliche (religiöse und politische) Factoren so diametral, so unversöhnlich einander gegenüber, daß früher oder später eine gewaltsame Sprengung dieses Staates mit Sicherheit zu erwarten ist. „Die Ethnologie", sagt Herr Bastian, „erkennt in Mexiko eine Werkstatt bildungsfähiger aber noch regellos ungeordneter Massen, die erst in manchen gewaltsamen Umwälzungen ihre Thätigkeit werden erschöpfen müssen, ehe sie sich in ruhigen Ablagerungen niederschlagen können, ehe sie den Fruchtbaum eines organischen Staatswesens hervortreiben werden."

— **Indische Liebeslieder.** Ein Franzose, Herr E. Lamairesse, hat unter dem Titel Chants populaires du Sud de l'Inde**), neben einer Uebersetzung sogenannter Volkslieder der Hindus, die übrigens nur den kleinsten Theil des nach ihnen benannten Buches einnehmen, eine Beschreibung der Religions- und der philosophischen Systeme der Inder, ihrer gottesdienstlichen und anderen Gebräuche und Ceremonien, ihres Kastenwesens und ihrer sozialen

*) Berlin, C. G. Lüderitz.

**) Paris, Librairie internationale, 1868 (334 p.)

Zustände herausgegeben. Es ist vielerlei Belehrung aus dem Buche zu schöpfen, obwohl es im Ganzen nicht wissenschaftlich gehalten und ohne Zusammenhang mit den sonstigen vergleichenden Sprach- und ethnologischen Studien Indiens ist. Die Lieder sind zum Theil Bajaderen- und zum Theil Königs-Gesänge. Erstere übersteigen, was die Sinnlichkeit des Ausdrucks betrifft, Alles, was in irgend einer Sprache an erotischen Liedern je gedichtet worden. Das Buch ist darum als Frauen-Lectüre nicht zu empfehlen.

— **Alex. Schöppner's Hausschatz der Länder- und Völkerkunde.***) Bei dem Erscheinen der ersten Auflage dieser encyklopädisch-anthologischen Welt-Reisebeschreibung hatten sich von einigen Seiten Widersprüche von Verlegern erhoben, die sich durch die in dem Buche abgedruckten Auszüge aus ihren Verlagswerken in ihrem Rechte beeinträchtigt hielten. Diese Einsprüche sind jedoch sowohl juristisch, als buchhändlerisch widerlegt, indem einerseits die anthologische Benutzung einzelner Musterseiten für ein Werk, das keine bloße Compilation, sondern ein nach einem wissenschaftlichen System zusammengestelltes, großes Ganzes bildet, rechtlich vollkommen gestattet ist und andererseits das Schöppner'sche Buch den darin citirten Werken sehr häufig bei einem Publikum, das sie bis dahin nicht gekannt hatte, als Empfehlung diente und es begierig machte, ex ungue leonem, nach den einzelnen Musterseiten das Ganze kennen zu lernen. Darum möchten wir sogar glauben, daß bei Ansicht dieser zweiten Auflage manche Verleger, welche vielleicht Auszüge aus den bei ihnen erscheinenden Büchern darin suchen und nicht finden, darüber mit dem neuen Herausgeber grollen werden, obwohl Herr Dr. Sophus Ruge mehr als zweihundert Aufsätze in dieser Auflage neu aufgenommen hat. Der Herausgeber rühmt sich auch, bedeutende Lücken der ersten Auflage ausgefüllt zu haben, was wir nicht in Abrede stellen, doch finden wir immer noch Norddeutschland sehr zurückgesetzt und namentlich vermissen wir die Städtebilder von Berlin und Dresden. Im Uebrigen ist allerdings viel Neues und Treffliches aus allen fünf Welttheilen hinzugekommen und die besten Reisewerke sind dabei mit wissenschaftlicher Kritik benutzt worden. Das Quellen-Verzeichniß umfaßt nicht weniger als 322 Nummern. Die Ausstattung des mit 32 Ansichten in Tondruck und mit 46 Vignetten geschmückten Werkes ist, wie sich von der Verlagsfirma nicht anders erwarten läßt, gediegen und des umfassenden Inhalts würdig.

Literarischer Sprechsaal.

Die von der Stuhr'schen Buchhandlung in Berlin angekündigte, neue Schrift Arnold Ruge's: „Reden über Religion", mit dem Motto: „Statt der Schleiermacher, wollen wir lieber den Schleierlüftler spielen," ist jetzt erschienen.**) Wie aus dem Anhange der Schrift zu ersehen, sind diese acht Reden über die Religion bereits früher in Amerika (Newyork) gedruckt worden und haben dort im März, April und Mai d. J. Erwiederungen von Seiten der Herren Friedrich Münch und Karl Heinzen hervorgerufen, die jetzt der von Beiden (von Letzterem in seinem „Pionier") heftig angegriffene Arnold Ruge ebenso heftig bekämpft. Wir gestehen, daß uns diese Polemik, besonders die zwischen Ruge und Heinzen, den Eindruck zweier Gegner macht, die Beide recht und unrecht haben. Die Wahrheit haben Beide nicht: weder der für die Philosophie mit Ausschließung alles Gottesbewußtseins kämpfende Ruge, noch der für den Materialismus mit Ausschließung aller Idealistik kämpfende Heinzen. Ruge wirft mit Recht dem Heinzen vor, daß er den Wald vor Bäumen nicht sehe, daß er blind genug sei, das Immaterielle im Materiellen, das Unsinnliche (die Bezeichnung „Uebersinnliches" vermeidet Ruge, doch ist sie mit dem, was er „Unsinnliches" nennt, gleichbedeutend) im Sinnlichen nicht wahrzunehmen, und Heinzen entgegnet dem Ruge mit gleichem Recht, daß eben diese Ruge'sche Anerkennung des Immateriellen und Unsinnlichen nichts Anderes, als eine neue Religion, als ein anderes Wort für den Begriff „Gott" sei, während doch Ruge in seinen acht Briefen aus allen Kräften dagegen protestirt, daß es einen Gott gebe, oder daß er irgend etwas von dem gelten lasse, was man bisher, mit Einschluß von Voltaire und Leibnitz, für Religion gehalten habe. Es ist merkwürdig, daß Jeder der beiden Kämpfer nur für die inneren Widersprüche des Anderen, nicht aber für die eigenen, das Erkenntnißvermögen besitzt. Beide Männer täuschen sich in dem, was sie für den Geist ihrer Zeit halten: Weder die Transcendental-Philosophie, die den Boden unter ihren Füßen verliert und die Welt bis zum absoluten Nichts vergeistigt, noch der Materialismus, der die Ideen und den Geist wie Brombeeren wachsen läßt auf dem Stock, den die Erde gezeugt, haben Aussicht, die Menschheit unserer Zeit für sich zu gewinnen. Das, was das Christenthum Dauerndes und Ewiges enthält, wird, trotz Ruge und Heinzen, dauernd und ewig bleiben.

Der „Wahrheitsucher", dessen in poetische Formen gekleidete Anschauungen, Gedanken, Zweifel und Beruhigungen vor etwa zwölf Jahren unter dem Titel „Vorhof-Klänge" in den Rheinlanden erschienen und sich dort, sowie nachmals auch in anderen Gegenden Deutschlands, viele Leser und Freunde erwarben, tritt jetzt in dritter, mit neuen gedankenreichen Dichtungen bereicherter Auflage vor das deutsche Publikum*). Im Einleitungs-Programm sagt der Dichter von sich:

Gezweifelt hab' ich und gerungen —
Noch sind die Zweifel nicht geflohn —
Doch, in den Vorhof eingedrungen,
Bin ich beschirmt vom Tempel schon;
Es wird mir Schirm von zweien Tempeln,
Von Christenthum und Wissenschaft;
Man möchte da und dort mich stempeln,
Doch bin ich noch in Keines Haft;
Frei prüf' ich, ohne Ueberbeben,
Was man von dort und da mir sagt,
Und blicke frank in Herz und Leben
Wohl traurig oft, doch nicht verzagt.

Poetische Leser, die eine natürliche Scheu vor der dürren Heide der philosophischen Spekulation haben, und philosophisch

*) Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. Geographische Bilder aus der gesammten neueren Reiseliteratur. Von Alex. Schöppner. Zweite vielfach vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Sophus Ruge. Leipzig, J. J. Weber, 1868. (XVI. u. 1091 S. gr. 8.)

**) Reden über Religion, ihr Entstehen und Vergehen, an die Gebildeten unter ihren Verehrern, von Arnold Ruge. Berlin, Stuhr'sche Buch- und Kunsthandlung (S. Gerstmann), 1869.

*) Vorhof-Klänge. Von einem Wahrheitsucher. Dritte, gesichtete und auf's Doppelte vermehrte Auflage. Barmen, W. Langewiesche, 1869.

gebildete Leser, die jeder süßliche, krankhafte oder heuchlerische Liedersang anwidert, werden diese „Vorhofklänge" in gleicher Weise ansprechend finden und sich in beiden Tempeln des Dichters heimisch fühlen. Hier sind wahrhaft tiefe und erhabene Begriffe dem einfachsten Verständniß nahe gebracht und hier dienen poetische Formen einem würdigen, humanen, göttlichen Zweck. Man vergleiche nur die Erklärungen von Zeit und Raum, die unser poetischer Wahrheitsucher in seinem Liede von den „Räthseln des Seins" giebt — einem Liede, das wir in seinen Wirkungen auf Geist und Herz mit Schiller's Lied von der Glocke zusammenzustellen wagen — mit den sogenannten philosophischen Erklärungen, die Arnold Ruge in seinen eben erschienenen „Briefen über Religion" giebt: bei dem Wahrheitsucher die klarste, jedem Unbefangenen einleuchtende Definition von Zeit und Raum, von Kraft und Stoff, von Geist und Leben, von der Einheit aller Naturgesetze, die nothwendig auch zur Einheit der Gesetzgebung, des „Urseins", Gottes, führt, und auf der andern Seite bei dem auf seine vierzigjährigen, philosophischen Forschungen stolzen Ruge nichts als Unklarheit, innerer Widerspruch und daraus sich ergebende Verstimmung des Lesers. „Ich denke, darum glaube ich," sagt Jener:

„Denn der die Kraft des Denkens in uns legte*),
Kann selber dieser Kraft doch nicht ermangeln,
Muß in der höchsten Fülle sie besitzen —
So daß Verwirrung der Begriffe, Täuschung
Für ihn undenkbar, ganz unmöglich ist.
„Ja, Du bist Geist nach Deinem wahrsten Wesen,
Der absolute, unbegränzte Geist,
Der Geist, dem aller andre Geist entquoll:
Ja, Alles bist Du und das Höchste, Reinste,
Du bist die Wahrheit jedes Herzensglaubens,
In jeglicher Religion der Kern,
Wenn auch von Glaubenssätzen dick umhüllt,
Du Unerklärbar-Ewigseiender,
Du bist der Gott und Heiland unser Aller;
Wer Dich begreifen will, mißkennt sich selbst,
Und wer Dich leugnet, der verliert sich selbst." **)

Der bisher anonym gebliebene Dichter der „Vorhof-Klänge" hat sich in der neuen (dritten) Auflage derselben zum erstenmale genannt. Es ist der alte, ehrwürdige Verleger des Buches selbst, Herr Buchhändler W. Langewiesche in Barmen.

Trübner's American and Oriental Report (Nr. 30, Sept. 1868) entlehnen wir die nachstehende interessante Notiz: In der kürzlich stattgehabten Versammlung des „Amerikanischen Vereins zur Beförderung der Wissenschaft" in Chicago wurden vielfache Untersuchungen über das Alter und die Kultur der Urbewohner von Amerika besprochen, wobei es sich herausstellte, daß, auf Grund fossiler Zeugnisse, die sich in neuerer Zeit hier gefunden, die sogenannte „neue Welt" eigentlich die alte genannt werden muß. Oberst Charles Whittlesey wies in einer Denkschrift nach, daß es in Amerika vier verschiedene Rassen, älter als die heutigen Indianer, gab: 1) die Erdwall-Erbauer (mounds, amerikanische Hünengräber); 2) eine Rasse in dem jetzigen Wisconsin; 3) eine kriegerische Rasse südlich von den Ontario- und Erie-Seen, und 4) ein religiöses Volk in Mexiko. Irdene Gefäße, Pfeilspitzen ꝛc. wurden in den Vereinigten Staaten in Verbindung mit Knochen des Mastodon und Megatheriums gefunden. Eine menschliche Kinnbacke mit Zähnen hat, nach Agassiz, ein Alter von zehntausend Jahren. Herr J. W. Foster berichtete über den Fund eines menschlichen Skeletts in einer tiefen Goldgrube Kaliforniens, wo es von fünf verschiedenen Lagerungen (Lavaschichten) bedeckt war, und zeigte eine im San Joaquin-Thale, dreißig Fuß unter der Oberfläche, gefundene Pfeilspitze vor. Die an der Mündung des Mississippi liegende Insel Petite Anse ist eine feste Salzmasse, bedeckt mit 15 Fuß Erde; im Salz eingebettet, hat man dort ein Stück Strohgeflecht an der Seite eines fossilen Elephanten gefunden. Auch in Neworleans fand man bei Ausgrabungen in einer Tiefe von 16 Fuß alte menschliche Spuren, unter Anderem ein Kupfermesser, welches vorgezeigt wurde und Herr Foster für einen Ueberrest der mound-builders hält. Ein irdener Wasserkrug, von einem Menschenkopfe bedeckt, und eine Figur, die einen Gefangenen mit hinten zusammengebundenen Händen darstellt, beides in Peru gefunden, erregten, wegen ihres unzweifelhaften, alten Ursprungs, die besondere Aufmerksamkeit der Versammlung. Der bekannte amerikanische Gelehrte, Herr E. G. Squier, hat namentlich wieder in Peru viele interessante Auffindungen gemacht. Von ihm wurden zahlreiche Photographien von Tempelruinen und Dolmen vorgelegt, die an ähnliche Bauwerke des Orients in auffallender Weise erinnern.

In Leiden ist über die vlamische Bewegung eine Schrift in französischer Sprache (Le mouvement flamand) erschienen, die denjenigen Nord- und Süd-Niederländern, welche nur Französisches zu lesen pflegen, die in Südbrabant und Flandern stattfindende, geistige Bewegung, die man in Holland hier und da für eine politische hält und darum von sich weist, als eine rein sittliche Gefühlserregung darstellt, welche mit dem Gedanken einer Wiedervereinigung Belgiens mit Holland nichts zu schaffen hat. Ursprünglich holländisch in der Arnheimer Zeitung erschienen, ist diese Schrift ganz geeignet, Mißverständnisse zu beseitigen und das sprachlich-literarische Band zwischen Holland und Belgien fester zu knüpfen.

In neuerer Zeit sind mehrere höchst werthvolle Büchersammlungen von Privaten in die Oeffentlichkeit gelangt: die Kostbarkeiten der Bibliothek Kuppitsch sind nach England gewandert; Meusebach's und Heyse's literarische Schätze wurden der Königl. Bibliothek in Berlin einverleibt; die Kleinodien der Sammlung des Dichters Hoffmann v. Fallersleben sind in alle Welt zerstreut. Letzteres steht jetzt auch der Klaeden-schen Bibliothek bevor, von welcher die Stargardt'sche Buchhandlung in Berlin kürzlich ein Verzeichniß mit literarischen Nachweisen herausgegeben hat. Dasselbe enthält den Simplicissimus von Grimmelshausen in zwei Ausgaben des Jahres 1669, nach welchem Exemplar der Stuttgarter literarische Verein seine neue Ausgabe veranstaltet; sechzehn ältere Ausgaben des Fischart; das Schlegel'sche Exemplar von Ayrer's opus theatricum; die Original-Ausgabe der Hroswita mit den Dürer-schen Holzschnitten; Sigismund v. Birken in vierzehn alten Ausgaben; den Sigismund Dach vom Jahre 1661; zwanzig verschiedene Ausgaben von Martin Opitz; Niederdeutsch Passional, Lübeck 1478 (fehlt selbst in Lübeck, ein Exemplar soll sich in Kopenhagen befinden); 23 Ausgaben von J. Rist; Hans Sachs in der älteren Folio-Ausgabe von 5 Bänden; von Uhym (Georg Klee), die zwölf Hauptartikel, Erfurt 1555, wohl ein Unicum und den Bibliographen unbekannt und vieles Andere.

---

*) Und die damit verbundene Macht des Willens, welche die Kraft des Menschen hoch über alle andere, ewigen Gesetzen folgende Kräfte der Natur erhebt. J. L.

**) Vorhof-Klänge, S. 182.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Luise, Königin von Preußen.

Von **Friedrich Adami.** Vierte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 1867. Mit dem Bildniß der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow. Miniatur-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.; geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

Die erste Ausgabe dieser Biographie der Königin Luise kam aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Gesellschafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. (303)

Das in Photographie wiedergegebene Brustbild der Königin nach einer Büste von Gottfried Schadow übertrifft an Lieblichkeit und Anmuth alle bisher bekannten.

In dem unterzeichneten Verlage erschien vor Kurzem:

Cassel (Dr. D.). Leitfaden für den Unterricht in der jüdischen Geschichte und Literatur. Nebst einer kurzen Darstellung der biblischen Geschichte und einer Uebersicht der Geographie Palästina's. 9 Bogen. 8. 10 Sgr.

Dieser Leitfaden ist, kaum erschienen, in folgenden Städten eingeführt worden: Bamberg, Berlin, Beuthen, Breslau, Cöln, Gleiwitz, Hannover, München, Pilsen, Posen, Wolfenbüttel. Diese rasche Einführung zeigt wohl deutlich den Werth des Buches, für das wir, um die Anschaffung zu erleichtern, einen sehr niedrigen Preis angesetzt haben. (304)

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien, und ist in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Die Missionaire.

Roman aus der Südsee
von (305)
Friedrich Gerstäcker.

3 starke Bände. 8. eleg. broch. 4 Thlr.

Der berühmte Verfasser schildert in obigem Werke die Zustände mancher Missionen. Es soll dem Leser, indem es ihn unterhält, ein treues Bild der Wirksamkeit vieler — sehr vieler Missionaire und ihrer Erfolge geben, und ihn dabei in den Stand setzen, das, was herumreisende Missionsprediger mit oft großer Beredsamkeit erzählen, auf sein rechtes Maaß zurückzuführen.

Es ist in dem Buche eine Kette von Thatsachen hingestellt, welche mit den verschiedenen und citirten Missionsschriften selber belegt sind.

Verlag von Ferd. Geelhaar, Berlin, Breitestraße 23.

Die christliche Gemeinde des 19. Jahrhunderts. Ein Wort der Vereinigung für gebildete Christen aller Confessionen.

Dieses Schriftchen zum niedrigen Preise von 3 Sgr. kann als ein wahres Friedenswort auf religiösem und kirchlichem Gebiet nicht dringend genug empfohlen werden. (306)

So eben erschien in unserm Verlage:

Zur Erinnerung an Christian August Brandis.

Vortrag
gehalten am Leibniztage 1868 in der Königl. Akademie der Wissenschaften
von
Adolf Trendelenburg,
Secretar derselben.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1868.

gr. 4. geh 7 Sgr. (307)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Engl. und franz. Sprach- u. Sprech-**Unterricht** für das **Selbststudium** Erwachsener nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt;** 15. Aufl. Empfohlen von Dir. Dr. Diesterweg, Prof. Dr. Herrig, Prof. Dr. Viehoff, Sem.-Dir. Dr. Schlecht u. and. **Autoritäten. Prosp. u. Probebriefe** à 5 Sgr. zu bez. durch jede **Buchhdlg.** oder von „G. Langenscheidt's Verlagsb. in Berlin, Hallesche-straße 17". Frankiren. (308)

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Der Hochlandpfeifer.

Erzählung
von (310)
Balduin Möllhausen.

6 Bände. 8. Eleg. broch. 6 Thlr. 15 Ngr.

Der Hochlandpfeifer, eine Erzählung, die sich ebenfalls, wie der **Meerkönig,** in zwei Erdtheilen abspinnt, ohne dadurch den Eindruck eines abgerundeten, aus einem Guß bestehenden Ganzen zu verlieren. Idyllen reihen sich an die spannendsten Scenen; hier wie drüben Naturschilderungen, die von aufmerksamen Beobachtungen zeugen, und selbst da, wo tiefe Gefunkenheit berührt werden muß, geschieht es mit vorsichtiger versöhnender Hand.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit in wohlfeilen Ausgaben:

Erster Band:

Das offene Polar-Meer.

Eine Entdeckungsreise auf dem Nordpol
von
Dr. **J. J. Hayes.**

Aus dem Englischen von
J. E. A. Martin,
Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena.

Nebst 3 Karten und 6 Illustrationen in Holzschn.
Eleg. broch. Groß-Octav. Preis 1⅓ Thlr.

Der muthige Begleiter Kane's auf der Nordpol-Expedition in den Jahren 1850—55 unternahm im Jahre 1860 diese Reise um das offene Polarmeer zu erreichen und zu durchforschen, drang unter den größten Strapazen und Gefahren bis zu dem nördlichsten Lande der Erde vor, **das vor ihm noch kein menschliches Auge erblickt hatte,** und kehrte 1861 mit der Befriedigung zurück: „Ich habe nachgewiesen, daß das offene Meer existirt."

Die Geschichte seiner wichtigen Entdeckungen hat er in populärer Schilderung in obigem Werke niedergelegt.

Wegen der deutschen Nordpolfahrt ist das Werk jetzt von doppeltem Interesse.

Zweiter Band:

Fernand Mendez Pinto's
abenteuerliche Reise durch
China, die Tartarei, Siam, Pechu
und andere Länder des östlichen Asien
vom Jahre 1537 bis zum Jahre 1558.

Neu bearbeitet
von (311)
Dr. **Ph. H. Külb,**
Verfasser der Länder und Völkerkunde.

Groß-Octav. Eleg. broch. Preis 1⅓ Thlr.

Pinto's Reisewerk gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigsten und vorzüglichsten Erscheinungen der portugiesischen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts. Dieser Bericht, welcher nach Pinto's Tode im Jahre 1614 erschien, wurde von seinen Landsleuten mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen, wie die wiederholten Auflagen darthun. Daß andere Völker diesen Beifall theilten, beweisen zahlreiche Uebersetzungen in verschiedenen europäischen Sprachen.

Diesen Bänden der Bibliothek n werden sich demnächst alle hervorragenden und interessanten geographischen Reisen und Entdeckungen neuerer und älterer Zeit anschließen.

Man abonnirt in jeder soliden Buchhandlung und findet dort ausführliche Prospecte.

Empfehlenswerthe Werke.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (309)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: **Joseph Lehmann** in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.



Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] — **Berlin, den 31. Oktober 1868.** — **[Nº 44.**

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Der Deutsche Handelstag.

Der Deutsche Handelstag, der in Berlin in den Tagen vom 20. bis zum 23. October versammelt war, hat durch seine viertägigen Verhandlungen das allgemeine Interesse in hohem Maße in Anspruch genommen und sich als eine würdige Vertretung des intelligenten deutschen Handelsstandes erwiesen. Das gesammte Gebiet des Norddeutschen Bundes und des Zollparlaments, von der Ost- bis zum Bodensee, war vertreten, und auch Luxemburg fehlte nicht, dessen deutscher Repräsentant, Herr Eduard Metz, mit um so größerer Theilnahme begrüßt wurde, als seit dem J. 1866 in Deutschland die betrübendsten Gerüchte über Mangel an Nationalsinn unter den Luxemburgern verbreitet waren. Oesterreich, das mit seiner überwiegend slavisch-magyarischen Bevölkerung ganz andere Handelsinteressen als der Zollverein und der Norddeutsche Bund hat, ist allerdings jetzt vom Handelstag ausgeschieden, doch wurde auch in der Berliner Versammlung dem Wunsche Ausdruck gegeben, dereinst die Deutschen Oesterreichs, wie in geistigen und idealen, so auch in volkswirthschaftlichen und Handelsinteressen wieder mit allen übrigen Deutschen Hand in Hand gehen zu sehen. Aus Süddeutschland, namentlich aus Schwaben und Südhessen, ließen sich patriotische Stimmen vernehmen, die den Deutschen Handelstag, ebenso wie das Zollparlament, als eine Landes-Institution zur Vermittelung der vollständigen, nationalen Einheit Deutschlands begrüßten.

Dieser großherzigen Auffassung des nationalen Standpunktes entsprechend waren auch die handelspolitischen Erwägungen und Resolutionen der Versammlung, welche unter Anderem die Münz- und Goldwährungs-Frage, die Eisenbahnen als Welthandelsstraßen, die Handelsgerichte, das Versicherungswesen, den Besteuerungsmodus des Zuckers und das Eisen als Werthmesser der Landeskultur betrafen. Selbstverständlich war die Resolution in Bezug auf baldige Herbeiführung einer einheitlichen Münzwährung in dem in dieser Beziehung noch chaotisch verwirrten und beklagenswerthen Deutschland. Wenn darüber, daß die Goldwährung die einzige zweckmäßige Münzeinheit darstelle, noch von einer maßgebenden Seite, von der Berliner Kaufmannschaft, ein Zweifel ausgesprochen und die Beibehaltung der alleinigen Silberwährung vertheidigt wurde, so hat man von dieser Seite wohl übersehen (was selbst der gelehrte Referent, Herr Dr. Soetbeer, anzuführen vergessen hatte), daß in Preußen bereits seit 36 Jahren, seitdem hier der Werth des Friedrichsdor's auf 5⅔ Thaler gesetzlich fixirt ist, das System der alleinigen Silberwährung durchbrochen sei, daß es also jetzt nur noch darauf ankomme, auf diesem Wege weiter vorzugehen. Die Berliner Kaufmannschaft blieb übrigens bei der Abstimmung über diese Frage ganz isolirt, sämmtlichen anderen 120 Stimmen des Deutschen Handelstages gegenüber.

Nicht minder einstimmig sprach und beschloß die Versammlung in Bezug auf die Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit der Theilung des Transportverkehrs auf den Eisenbahnen in den gewöhnlichen Fracht- und den für die Ausdehnung des Großhandels wünschenswerthen Fahrverkehr, bei welchem letztern die Bahnunternehmer dem Handelsstande gegen Zahlung von Pachtsummen die Beladung der Transportwagen nach gewissen Bestimmungen überlassen. Der Referent, Herr Dr. Alexander Meyer, wies auf das Beispiel Englands hin, wo ein solches System zum großen Vortheil des Handels, wie der Eisenbahnen, eingeführt sei; er bedauerte, daß, trotz der vom „Deutschen Eisenbahnverein" in seiner allgemeinen Versammlung zu Hamburg im J. 1860 abgegebenen Erklärung über die auch im Interesse der Eisenbahnen selbst zweckmäßige Einführung des Fahrverkehrs, dieser noch nirgends in Deutschland eingeführt sei. Der Herr Referent hat jedoch, gleich seinem Kollegen in der Münzfrage, Etwas übersehen, nämlich daß das Prinzip, dessen Herrschaft er so schmerzlich vermißt, in Preußen und in allen anderen deutschen Ländern seit langer Zeit bereits in praktischer Wirksamkeit sei und daß es also jetzt nur noch darauf ankomme, auf diesem Wege weiter vorzugehen. Es werden nämlich alljährlich in Deutschland Hunderttausende von Centnern Gut auf den Eisenbahnen nach dem Prinzipe des Fahrverkehrs befördert, und zwar — von der Post. Die Post übt den Fahrverkehr auf den Eisenbahnen allerdings als ein Vorrecht aus, aber nach der jetzigen Lage der Gesetzgebung steht nichts dem im Wege, daß die Eisenbahnen auch Anderen das Recht des Fahrverkehrs übertragen. Durch Ausdehnung des bisherigen Vorrechtes der Post auf den gesammten Handelsstand würden sich die Eisenbahnen am Leichtesten vor der ihnen so nachtheiligen Concurrenz der Post in der Beförderung des Kleinverkehrs befreien, der ihnen bisher soviel wie gar nichts einträgt, während ihnen der Handelsstand sicherlich eine mit ihren sonstigen Einnahmen für Güterbeförderung in einem richtigen Verhältnisse stehende Pachtsumme zahlen würde. Nichts überzeugt einen Gegner so leicht, als wenn man seinen eigenen Vortheil ihm als Argument gegenüberstellt; darum möchte es sich vielleicht empfehlen, daß der ständige Ausschuß des Handelstages einen Antrag in diesem Sinne an die geschäftsführende Direction des Deutschen Eisenbahnvereins richte. Jedenfalls dürfte ein solcher Antrag mehr Anklang dort finden, als der auf allgemeine Einführung des Einpfennigtarifs, von welchem feststeht, daß er nur bei einer sicheren großen Achsen-

zahl der mit Einpfennigsgut ausschließlich beladenen Züge die Selbstkosten des Betriebes deckt.

Groß war die Zahl der Redner aus dem Handelsstande, die über sämmtliche Fragen, welche dem Handelstage zur Berathung vorlagen, mit Einsicht und überzeugender Beredtsamkeit sprachen. Fast Alle standen auf der Höhe der Zeit und waren nichts weniger, als laudatores temporis acti, d. h. Lobredner von Zuständen und Ansichten, die wohl in einer früheren Zeit ihre Berechtigung hatten, jetzt aber durch den Entwickelungsgang der Kultur sich überlebt haben und nicht mehr zu conserviren sind.

Joseph Lehmann.

Aus dem Nachlaß eines preußischen Diplomaten.

Unter dem etwas geheimnißvollen Titel: „Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines preußischen Diplomaten, herausgegeben von dessen Neffen L. v. L." hat der Freiherr Leopold von Ledebur aus dem Nachlasse seines Oheims, des Grafen Heinrich Leopold von Schladen, gest. 1845, ehemals nach einander preußischer Gesandter in Lissabon, München, Petersburg, Wien, Konstantinopel, Brüssel und Haag, den ersten Band*) erscheinen lassen. Derselbe enthält Auszüge aus Berichten der preuß. Gesandtschaften in Wien und in Polen, die den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts entstammen; sodann mehrere demselben Kreise angehörige Denkschriften preuß. Diplomaten; ferner eine Sammlung officieller Actenstücke in Betreff der dritten Theilung Polens; endlich einen Briefwechsel zwischen Hardenberg, dem preußischen Bevollmächtigten beim Baseler Friedensschlusse, und dem preußischen Gesandten in Wien, Marquis Lucchesini; dazwischen Tagebücher des Herrn v. Schladen, über eine Reise in's preußische Hauptquartier am Rhein 1794 und über den Anfang einer Reise nach Lissabon, wohin der erst Vierundzwanzigjährige 1796 als preußischer Gesandter ging.

Wenn bei dieser Sammlung die Pietät des Herausgebers unverkennbar in erster Linie maßgebend gewesen ist und wenn insbesondere die Erwartungen, die ihr Titel etwa nach Enthüllungen aus naheliegender Vergangenheit reger machen möchte, gänzlich unerfüllt bleiben, so enthält sie doch in mehr als Einer Beziehung auch für den allgemeinen Leserkreis Bemerkenswerthes. Es mag der Beurtheilung competenter Fachkritik überlassen bleiben, inwiefern die mitgetheilten diplomatischen Actenstücke, Auszüge und Correspondenzen neue Aufschlüsse für die beiden großen Staatsactionen enthalten, auf welche sie sich vorzugsweise beziehen. Beide, sowohl die Theilung Polens im Jahre 1795, als auch der Baseler Friedensschluß von demselben Jahre, sind bisher die Gegenstände einer sehr lebhaften publicistischen wie historiographischen Erörterung gewesen. Zumal über das Verhältniß der beiden deutschen Großmächte in dem Kampfe gegen die junge französische Republik findet noch gegenwärtig eine ungemein erregte literarische Auseinandersetzung statt, die, wie den Lesern dieser Blätter aus den Mittheilungen über die Streitschriften der Bonner Professoren v. Sybel und Hüffer bekannt ist, derzeit den Charakter einer offenen Fehde angenommen hat. Der Briefwechsel zwischen Hardenberg und Lucchesini, der hier in den französischen Originalen und wie es scheint in voller Ausdehnung mitgetheilt ist, bildet nach Umfang (über hundert Seiten) und Inhalt das weitaus wichtigste Stück der vorliegenden Sammlung; er trifft in die strittigste Entwickelungsphase jener Angelegenheit unmittelbar hinein, und wird, von zweien ihrer Hauptacteurs auf preußischer Seite herrührend, nicht verfehlen, von den entgegenstehenden Auffassungen für sich verwerthet zu werden. Ob er zur endgiltigen Feststellung des Sachverhalts erheblich beizutragen vermag, steht dahin; überhaupt beweist die Gereiztheit, die in der neuerlichen Discussion zu Tage getreten ist, wie frisch sich die Gegensätze, die damals auf einander wirkten, noch heute gegenüber stehen, und wie schwierig die wissenschaftliche Prüfung und Sichtung von Thatsachen ist, durch welche nationale, politische und confessionelle Antipathien auf's Neue erregt werden.

Die Actenstücke über die dritte Theilung Polens betreffen den Ausgang des ganzen Handels, die Erörterung zwischen den drei Mächten, vorzüglich zwischen Preußen und Rußland, über die Abgränzung der jedem Theile zufallenden Beute. Insofern, und da für Preußen der bei weitem größte Antheil der damaligen Erwerbungen bald hernach im Tilsiter Frieden wieder verloren gegangen ist, sind sie für die Gegenwart von minderem Interesse. Erheblicher erscheinen die aus etwas früherer Zeit herstammenden Berichte der preußischen Gesandten in Polen und Kurland. Sie berühren hinsichtlich des damals noch selbständigen Herzogthums Kurland eine Frage, die in unsern Tagen eine sehr peinliche Wendung genommen hat, und welcher auch im „Magazin" eine unausgesetzte Theilnahme zugewendet wird: ich meine das Geschick der ehemaligen deutschen Ordensländer an der jetzt russischen Ostseeküste. Das Loos der Fremdherrschaft, das sich gegenwärtig auf's Neue so drückend für diese Landschaften erweist, war im Jahre 1791 für den weitaus größeren Theil derselben, für Liv- und Esthland, zwar längst besiegelt; erst polnische, dann schwedische Provinzen, waren sie 1710 im nordischen Kriege an Rußland gefallen. Nur Kurland existirte damals noch, als ein schwankender, vom russischen Einflusse abhängiger Kleinstaat allerdings, aber doch noch formell selbständig, doch noch immerhin ein Mittelglied, das den unmittelbaren Zusammenstoß Preußens mit dem russischen Koloß an der Ostseeküste einigermaßen abwehrte. Die Berichte des preußischen Gesandten an dem kleinen herzoglichen Hofe von Kurland sind sämmtlich von dem Streben beseelt, die Stellung Kurlands im preußischen Interesse zu stützen und zu stärken. Sie betonen auf das Lebhafteste, daß das Schicksal dieses kleinen Nachbarlandes für Preußen nicht gleichgiltig sein könne. „So klein dieser Staat auch sein möge", sagt unser Gesandter in einer Depesche aus dem Oktober 1791, „so scheint seine Stellung ihm beziehungsweise eine Wichtigkeit zu haben, die unsere beiden Nachbarn Polen und Rußland betrifft, welche zwar beiderseits ganz verschiedene Absichten haben; aber wer weiß, wenn Einer oder der Andere die Oberhand behielte, was uns am Nachtheiligsten sein würde?... Sich damit beschäftigen, Kurland eine Existenz zu geben, deren es fähig ist, und es für uns nützlich zu machen, dies wäre, wenn ich nicht irre, ein unsern Vortheil befördernder Zweck." Das Projekt, welchem der Gesandte durch diese Bemerkungen Eingang verschaffen wollte, eine Heirath zwischen der Tochter des Herzogs von Kurland und dem der preußischen Herrscherfamilie nahe verbundenen Prinzen von Oranien, kam nicht zu Stande; wenige Jahre nachher sanken das kleine Herzogthum Kurland und die große Zwietrachts-Republik Polen gleichzeitig nieder. Rußland war der unmittelbare Gränznachbar Preußens geworden. Unsere Ost-Provinzen wissen von dem Segen, den ihnen diese Nachbarschaft gebracht hat, ein garstiges Liedchen zu singen.

*) Berlin, Fr. Kortkampf, 1868. (395 S.)

Das Bruchstück eines umständlichen Reise-Journals, das der jugendliche Gesandte auf seiner Pilgerfahrt nach Lissabon im Dezember 1796 geführt hat, gestattet uns ergiebige Einblicke in die Beschwerden und Gefährnisse, mit denen damals selbst für vornehme, mit allen Hilfsmitteln ausgestattete Menschen das Reisen verknüpft war. Uns Dampfgewohnten klingt es wie eine verschollene Mähr, wenn wir lesen, wie der Gesandte auf dem Wege von Minden, wo er seinen Vater besucht hatte, nach Osnabrück, trotz der sechs Pferde, die ihm der Vater vor den Wagen gespannt hatte, und der sechs anderen, die als Relais vorangeschickt waren, gleich von vornherein, nach kaum einer Stunde Weges, buchstäblich im Kothe stecken blieb; wie ihm demnächst, an demselben ersten Reisetage, die Feder hinten am Wagen sprang, wie dann aus dem nächsten Dorfe Bauern mit Hebebäumen und Laternen zu Hilfe geholt wurden, der Wagen vom Dorfschmied und einem grade anwesenden Husaren, bis Mittags des nächsten Tages und für sieben Thaler, nothdürftig wieder zusammengeflickt ward, und wie unser Held endlich am Abend des zweiten Reisetages, nach einer wahren Odyssee von Unfällen und Abenteuern, das ersehnte Osnabrück, neun ganze Meilen von Minden, „mit genauer Noth" erreichte.

Zum Schlusse noch eine allgemeinere Bemerkung: Die Memoiren des Herrn von Schladen sind, wenn nach dem bis jetzt Mitgetheilten ein Schluß auf den Gesammt-Inhalt zulässig ist, sicherlich weder durch besonders wichtige Aufschlüsse über große geschichtliche Vorgänge, noch durch lebhafte Schilderung der Zeiten und Menschen, noch auch durch die Persönlichkeit des Verfassers von hervorragendem Interesse; auch würde ihnen, wie wir meinen, eine etwas strengere Auswahl vortheilhaft gewesen sein. Nichtsdestoweniger halten wir ihr Erscheinen für etwas Erfreuliches und Bemerkenswerthes. In Preußen ist die Herausgabe von Staatsschriften aus dem Nachlaß von Männern, die als Diplomaten, als Minister eine beträchtliche Rolle in der Handhabung der Staatsgeschäfte gespielt hatten, bisher eine außerordentliche Seltenheit gewesen. Während England und Frankreich eine reichhaltige Literatur von derartigen Memoiren-Werken besitzen, während es namentlich bei den großen, seit Jahrhunderten mit der Staatsverwaltung ihres Landes verknüpften britischen Adelsfamilien für eine Ehrenpflicht gilt, die Familien-„Papers" in stattlichster Weise zu veröffentlichen, war in Preußen die Laufbahn unserer tüchtigsten und wirksamsten Staatsmänner — und Preußen hat deren jederzeit aufzuweisen gehabt — auch nach ihrem Tode mit dem undurchdringlichen Schleier des Staatsgeheimnisses bedeckt. Die sehr natürliche Folge davon war, daß ihr Andenken der Nachwelt gar bald abhanden kam, daß ihm namentlich die Berührung und Verflechtung mit der Literatur abging, die in England und Frankreich, indem sie ihrerseits aus den Staatsschriften der großen Minister reale und bedeutende Gesichtspunkte entnimmt, wiederum dafür sorgt, daß ihre Namen unvergessen bleiben. — Auf Preußens Staatsmänner sind nach den glorwürdigen Erfolgen der letzten Jahre die Augen des deutschen und des außerdeutschen Publikums mit erhöheter Aufmerksamkeit gerichtet. Die Memoiren des Herrn von Schladen sind uns ein erfreuliches Zeichen dafür, daß man diese Aufmerksamkeit zu würdigen, daß man ihr durch Eröffnung von Documenten, die man bei uns lange als Amts- und Familien-Geheimnisse zu hüten gewohnt war, entgegen zu kommen beginnt.

F.

Jean Paul modernisirt.*)

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier eine Kritik über die Dichtungen Jean Paul's zu geben; was die deutsche Nation an diesem ihrem Dichter hat, ist so oft und von so competenten Männern ausgesprochen, daß wir wohl annehmen dürfen, das Urtheil über ihn sei ein- für allemal festgestellt und jedem einigermaßen mit unserer Literatur-Geschichte Vertrauten bekannt. Aber es mag hier ausgesprochen werden, daß für keinen unserer Dichter sich auf der einen Seite so viel schwärmerische Verehrung, auf der andern so viel kalte Nichtachtung findet; es theilt sich die ganze Nation bei ihrem Urtheil über Jean Paul gleichsam in zwei Lager, das eine wird gebildet von seinen enthusiastischen Verehrern, die nichts neben ihm wollen gelten lassen, und denen jede Zeile, die der Unsterbliche geschrieben, ein unverwelkliches Blatt bildet in seinem Ruhmeskranze; im andern Lager stehen seine entschiedensten Gegner, die Alles an ihm tadeln und mit ihnen vereint die große Schaar der Gleichgiltigen, die noch nie eine Zeile von Jean Paul gelesen haben. Man findet ja auch Göthe-Enthusiasten und Göthe-Gegner, aber wir meinen, bei keinem Dichter wie bei Jean Paul stehen sich die Gegensätze so schroff gegenüber. Wer auch Göthe nicht liebt und wer sich von seiner Art zu denken und zu dichten nicht angezogen fühlt, der hat doch Manches von ihm gelesen, der kennt doch nicht nur dieses und jenes seiner Gedichte, er hat auch in seinen Werther und Wilhelm Meister einen Blick gethan und wenigstens den Götz und Egmont flüchtig durchgelesen. Aber bei Jean Paul finden wir die merkwürdige Erscheinung, daß, wer einmal sich in seine Art zu schreiben nicht finden kann, wem sein Wesen fremdartig ist, der hat kaum eine Seite von ihm gelesen, ihn dann weggeworfen und nie wieder zur Hand genommen. Wir finden gebildete Deutsche — und nicht nur sogenannte Gebildete, — denen Jean Paul's Schriften ein Buch mit sieben Siegeln geblieben sind. Woher dies? Es liegt in der Form seiner Dichtungen, in der Art, sich zu geben, in seinem Stil, insofern damit das Wesen in seiner Erscheinung bezeichnet werden soll. Daß diese Form, dieser Stil ein ganz absonderlicher, nicht Jedem zusagender ist, ist ja bekannt genug, und treffend hat Gustav Kühne denselben in seinen „Deutschen Charakteren" bezeichnet. „Es ist viel Musik in seiner Prosa; aber er ist ein Musiker, der für die Singstimme nicht setzen kann: seine Orchester-Rhythmen stürmen sprachlich und logisch bandenlos einher und seine Harmonistik möchte gern alle, auch die muthwillig und spielerisch aufgenommenen Dissonanzen lösen, kommt aber unter dem Wust aus allen Ecken und Enden zusammengestoppelter Gelehrsamkeit nicht aus dem Brei der Auflösung heraus. Die einfachste Idylle verbrämt und verschachtelt er mit Einfällen aller Weisen und aller Narren der Welt; die klarste Scene eines simplen Lebens, die er zeichnet, erdrückt er mit Arabeskenschnörkeln; der beste Humor seines Herzens erlahmt an dem Gewusel seiner gelehrten Citate; sein Schiff geht entweder unter am Ballast seiner Ladungen, oder an der Quertreiberei zwischen Steuer und Ruderstangen." — Auch Planck in seiner Schrift: „Ein Stück deutscher Culturgeschichte (1857)" tadelt an Jean Paul „eine verschwommene Gefühlsseligkeit, ein formloses Schwärmen in einer

*) Titan von Jean Paul. Durch Weglassung der am schwersten verständlichen Stellen und durch Namen- und Wort-Erklärungen einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht von Emil Wendt. Erster Band: Albano und Liane. Zerbst, Karl Friedrich Dörffling. X, 305 S.

idealen Phantasiewelt, eine mit Bildern überladene pathetische Sprache, eine ordnungslose Mischung dieser Elemente mit den wunderlichen Einfällen eines oft künstlichen und universalistisch-gelehrten Humors."

Das ist es — diese wunderliche Form — welche Viele nicht zum ruhigen, ungetrübten Genusse des reichen Inhalts der Dichtungen Jean Paul's kommen läßt, ja welche sie gleich von vorn herein von seiner Lektüre zurückschreckt. Dem hat nun der Bearbeiter der uns vorliegenden Ausgabe des „Titan" abhelfen wollen; er will denselben auch den Lesern seiner „Familien-Bibliothek" mundrecht machen, welche eine Veredelung von Geist und Herz in den Familien bezweckt. Zu dem Ende hat er einen Versuch gemacht, durch Abkürzung, durch Entfernung aller üppigen, das Verständniß und den Zusammenhang erschwerenden Auswüchse und gelehrten Citate, wie durch Beigabe eines die Namen und Fremdwörter erklärenden Wörterbuches diesen Zweck zu erreichen, und er glaubt sich dazu um so mehr berechtigt, als Jean Paul sich selbst häufig scherzhaft tadelnd über sein vieles Abschweifen von der eigentlichen Geschichte, über seinen unmäßigen Aphorismen-Verbrauch und über die vielen Sonderbarkeiten seiner Schreibart ausspricht. Nun wollen wir gern zugestehen, daß sich gegen ein solches Unterfangen Manches und nicht ohne Grund einwenden läßt; die Form oder der Stil ist nicht so leicht vom Inhalt loszulösen; wer jenen umgestalten will, muß von diesem Vieles darangeben; Jean Paul's Wesen und Eigenthümlichkeit ruht ja zum größten Theil in seiner eigenen Schreibart; aber wenn man sich die uns vorliegende Arbeit näher ansieht und sie mit dem Titan vergleicht, wie er aus des Dichters Händen hervorgegangen, so muß man gestehen, daß dieser erste Versuch, welchem der Verf. bald mehrere folgen lassen will, ihm nicht übel gelungen ist. Er hat es verstanden, das Ueberflüssige, das wahrhaft Störende zu entfernen, die üppigen Auswüchse der Phantasie und der barocken Laune zu beseitigen, ohne doch dem Geiste, ja ohne auch nur dem Stil Jean Paul's irgendwie zu nahe zu treten. Wir stehen deshalb nicht an, das Unternehmen des Herrn Wendt zu empfehlen und hoffen, daß diese Bearbeitung dazu beitragen wird, den erhabenen Dichtungen Jean Paul's auch in den Kreisen unserer Zeitgenossen, welche ihm bisher gänzlich abgewandt waren, Bewunderer und Verehrer zu erwerben. Dr. Zapp.

Adelheid von Auer's Roman: „Modern".*)

Daß die geheimnißvolle Macht, die wir mit dem Namen „Mode" bezeichnen, obgleich von uns selber erschaffen, doch eine Tyrannei über uns ausübt, die, wie jede Tyrannei, demoralisirend wirkt, daß die Furcht vor dem, was die Leute denken und sagen, oder vielmehr was sie denken und sagen könnten, oft lähmend auf unsere besten Entschlüsse einwirkt, und andererseits uns zu Handlungen treibt, die wir kaum vor unserem besseren Selbst rechtfertigen können, „das weiß ein Jeder, doch vergißt es gern Jeder jeden Tag", und darum ist es so recht die Aufgabe selbständig gearteter Geister, immer und immer wieder zu warnen vor dem Götzendienst der Mode im weitesten Sinne, schwächere Gemüther zu bestärken in dem Kampfe gegen die herrschenden Vorurtheile, ihnen Muth im Ausharren einzuflößen.

*) Modern. Roman von Adelheid von Auer. 2 Bde. Berlin, R. Lesser, Internationale Bibliothek, 1868.

Dies ist auch die Aufgabe, die sich Adelh. v. Auer in dem unten angezeigten Buche gestellt und bis zu einem gewissen Grade auch glücklich gelöst hat. Die Verf. läßt ein einsames adeliges Fräulein, anfangs nur als Beobachterin, später selbst eingreifend, die Schicksale und Zustände einer vornehmen Familie schildern, die gern recht genteel auftreten möchte, der aber die Mittel fehlen, den gesteigerten Ansprüchen der Gegenwart in dieser Hinsicht Genüge zu leisten, und die sich daher damit begnügen muß, den Schein einer eleganten Lebensweise mit tausend Opfern zu erkaufen. Diese Opfer werden aber schließlich so groß, daß die Basis des Familiengebäudes unterminirt wird und dieses in sich zusammenstürzt. Unter seinen Trümmern begräbt es beide Eltern, und die Kinder beschließen, an ihren Gräbern ein neues Dasein zu beginnen, in dem sie die Fesseln der Convenienz möglichst von sich abstreifen wollen. Damit schließt das Buch. Vielleicht wäre es für den didaktischen Zweck, der der Verf. offenbar vorgeleuchtet hat, vortheilhafter gewesen, statt des bloßen Vorsatzes dem Bilde einer modernen Schein-Existenz das Gegenbild eines wirklich und thatsächlich die Ansprüche der Mode ignorirenden Familienlebens gegenüber zu stellen, wie es deren Gottlob doch noch genug unter uns giebt. Anstatt ihre Ansichten durch Thatsachen zu entwickeln, hat die Verf. es vorgezogen, dieselben in zahlreichen kurzen und schlagenden Aussprüchen niederzulegen, wozu die Briefform, in der der Roman abgefaßt, Gelegenheit gab. Wohlthuend berührt überhaupt der Hauch gesunder, freier Lebensauffassung und der anmuthige, liebenswürdige Humor, von dem das kleine Werk durchweht ist; diese Vorzüge lassen einen Mangel an eigentlich poetischer Kraft, den man von einer Dichtung irgendwelcher Art zunächst erwartet, gern übersehen.

Obgleich selbst Aristokratin und mit allen Sympathieen ihrem Stande zugethan, sieht die Verf. doch die Aufgabe der Aristokratie als eine solche an, die, durchgeführt, die Aristokratie vollständig regeneriren müßte, wie sie überhaupt von Standes- und andern Vorurtheilen sich fast ganz frei zu machen gewußt hat. Als Beleg folge hier, was sie II S. 31 über Frauen-Arbeit sagt:

„Gebt uns die Arbeit frei, erweitert die Quellen des Erwerbs, wendet Frauenkräfte an, soweit es thunlich ist, ohne sie in eine weiblicher Sitte widersprechende Sphäre zu bringen und unzählige im Gesellschaftsleben verkümmerte Existenzen würden nicht sein. Immer mag es für die höchste weibliche Bestimmung gelten, als Hausfrau die zartere Seite männlichen Lebens zu wahren, als Mutter bildend und veredelnd auf kommende Geschlechter zu wirken, aber es giebt neben der weiblichen auch eine menschliche Bestimmung, und der laßt die Flügel wachsen, statt sie zu beschneiden. Ist es förderlicher für Sitten und Weiblichkeit, ein junges Mädchen jahraus jahrein auf den öffentlichen Markt des Lebens zu führen, bis die welkgewordene Blüte der Jugend sich durch keine künstliche mehr ersetzen läßt und sie das Leben in anderer Richtung von vorn anfangen oder in ödester selbstsüchtiger Existenz verkümmern muß, als wenn man dasselbe bei frischer Jugend und frischer Kraft selbst für eine in das öffentliche Leben eingreifende Thätigkeit zu bilden sucht?"

M. St.

Frankreich.

Ein neues philosophisch-humanistisches System. *)

Das Gesetz der Solidarität und des Fortschritts.

Während in Deutschland die Philosophie ihren Entwickelungsgang abgeschlossen zu haben scheint, wird in Frankreich der abgerissene Faden wieder aufgenommen von einem Manne, dessen Name Funck-Brentano freilich auf deutsche Abkunft schließen läßt und der mit deutscher Gründlichkeit die umfassende Aufgabe, die er sich gestellt hat, zu lösen versucht. Es ist ihm nämlich nicht um die Philosophie allein zu thun, sondern diese soll ihm als Theil der humanen Wissenschaften die Grundlage bilden zu einer künftigen Darstellung der Moral und der Politik.

Die Schrift läßt den Verfasser als einen Mann von Geist und Gemüth erkennen. Die Philosophie ist ihm die geistige Zucht, den Menschen aus der Erkenntniß der einfachsten Gesetze seines Denkens zum selbständigen Nachdenken über seine Bestimmung anzuregen. Die Klippen, an denen andere Philosophen gescheitert sind, den empirischen Materialismus, den dialektischen Formalismus und den phantastischen Mysticismus vermeidend, strebt er nach einem Resultate, das, im Einklange mit dem Wissen unserer Zeit, Geist und Herz zugleich befriedige. Seine humane Gesinnung, seine Begeisterung für alles Edle und seine einfache und klare Darstellungsweise machen ihn zu einem Geistesverwandten unseres Herder.

Herr Funck-Brentano theilt sein Buch in die drei Abschnitte: die Geschichte, die Methode und die Lehre der Philosophie. Die Philosophie ist ihm keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Während die historischen und physischen Wissenschaften es mit Thatsachen zu thun haben, strebt die Philosophie nach Erkenntniß des Prinzips derselben, der Idee. Etwas Anderes ist es, eine Idee haben, etwas Anderes, eine Idee erkennen. Durch die Idee haben wir immer die Kenntniß eines Gegenstandes; aber was die Idee ihrer Natur nach selbst ist, das entgeht uns, da wir sie nur definiren und von ihr Rechenschaft geben können durch eine andere Idee. Und aus demselben Grunde können wir auch nicht zur Erkenntniß der Natur des durch die Idee gegebenen Gegenstandes gelangen; denn wenn die Idee als solche uns wohl den Gegenstand darstellt, so enthüllt sie uns doch nicht seine Natur. Das unterscheidet die Philosophie wesentlich von allen anderen Wissenschaften und macht, daß ihre Demonstrationen nie eine für Jedermann gleiche Evidenz und Klarheit erlangen können. Sie ist weder die Kenntniß der Natur der Idee, weil sie eine Idee nur durch eine andere Idee beurtheilen kann, noch eine Kenntniß der Natur des Objekts, weil die Idee ihr einziger Hebel ist. Wenn also Einige behaupten, daß die Philosophie mit Recht wegen der Größe der Fragen, die ihren Gegenstand bilden, den ersten Rang in den Wissenschaften einnehme, und daß ihr Studium das Privilegium der ausgezeichnetsten Geister sei, während Andere ihr nur den letzten Platz anweisen wegen der Dunkelheiten und Widersprüche, die sich in ihr finden, so sind diese entgegengesetzten Urtheile nicht, wie man zu glauben pflegt, hervorgegangen aus dem jedesmaligen Zeitgeiste, sondern sie haben ihre Quelle in dem Wesen der Philosophie selbst.

*) Les sciences humaines: Philosophie, Médecine, Morale, Politique. Par Th. Funck-Brentano. La Philosophie. Paris, A. Lacroix, Verboeckhoven & Co., 1868.

Alle Wissenschaften haben ein dunkeles, unbekanntes Element, das sie, da sie es nicht lösen können, der Philosophie überlassen müssen. Dieses Element gehört nicht der eigentlichen Wissenschaft an und doch beruht auf ihm allein der Grund ihres Daseins, so daß zuletzt doch alle Wissenschaften ihr Lebensprinzip aus der Philosophie schöpfen; es mag sich z. B. handeln um die Definition der physischen Kraft und der Lebensform oder um die Erklärung der Aequivalente in der Chemie oder des Unendlichen in der Mathematik. Selbst die wunderbaren Gesetze, auf die die Wissenschaften heute so stolz sind, waren vor ihrer Entdeckung unbekannte Prinzipien und als solche Gegenstände der philosophischen Spekulation, und wenn sie, einmal entdeckt und bewiesen, aus dem Gebiete der Philosophie in das der Wissenschaft übergetreten sind, so bleibt die Philosophie nichtsdestoweniger ihre Urheberin. Man hat deshalb die Philosophie die spekulative Wissenschaft genannt. Allein Spekulation existirt überall, wo sich menschliche Thätigkeit entwickelt, in allen Wissenschaften, Künsten und Handwerken; sie ist also nicht das charakteristische Merkmal der Philosophie. Wenn sie jedoch besonders in der Philosophie vorherrscht, so ist das eben ein Beweis, daß die Philosophie keine Wissenschaft ist; denn die Wissenschaft ist die gefundene Wahrheit, die Spekulation aber ist in ihrem weitesten Sinne erst das Suchen nach Wahrheit. Und welche Wahrheit sucht die Philosophie? Nicht die relative Wahrheit, die die Wissenschaft giebt, sondern die absolute, die ideale Wahrheit, nach der auch der Künstler strebt. Wie in der Kunst, ändern sich auch in der Philosophie die Prinzipien, die Methoden, die Resultate nach dem individuellen Charakter des Philosophen, nach dem sozialen Zustande und dem Geschmacke der Zeit; wie in der Kunst begegnen wir auch in der Philosophie Schulen, Manieren, Meistern und Schülern, Epochen des Glanzes und des Verfalles. Wie der Maler Licht und Schatten, der Musiker die Accorde, der Dichter die Gefühle und die Rhythmen, so braucht der Philosoph die Axiome, die einfachen Ideen, die absoluten Prinzipien als Mittel zum Ausdruck der Wahrheit. Nach idealer Wahrheit streben die Künstler und die Philosophen unter dem Namen der physischen und moralischen Schönheit durch die Harmonie der Linien, Accorde und Ideen. Das Ziel ist immer dasselbe, nur die Richtung und die Mittel sind verschieden. Aber diese ideale Wahrheit vollkommen zu realisiren, sind beide gleich ohnmächtig; wie nahe auch Einige dem Ideal gekommen zu sein scheinen, erreicht hat es noch Niemand. Schon Plato meinte, Philosophiren sei Sache des Genies, der Inspiration, des Enthusiasmus. Die Philosophie ist nicht eine Wissenschaft, über die man wie ein Herr gebieten kann; man muß zum Denker ebenso geboren sein, wie zum Maler und Dichter, und es giebt vielleicht ebenso einen Sinn für die Spekulation, wie es einen Sinn für Formen und für die Harmonie giebt. Die Philosophie ist durch und durch Kunst und trotz ihrer rauhen Form doch voll von unbeschreiblichen Reizen. Gott, das Universum, die Menschheit in seinen eigenen Ideen und Empfindungen darstellen, überall die höchste Weisheit, die größte Macht, die erhabenste Schönheit suchen oder jene schimmernden Fictionen wie Schatten schwinden machen, das ist ein Glück, wie es kein Künstler und kein Dichter kennt.

Die ideale Wahrheit, nach der alle unsere Anstrengungen gerichtet sind, läßt sich freilich nicht definiren. Fragen wir die Schulen und ihre Geschichte, so maßt sich der Eine an, uns zu den ewigen Wahrheiten zu führen; aber diese sind so wenig begründet, daß der Andere mit nicht weniger Recht behauptet, die höchste Wissenschaft bestehe in dem Zweifel, während noch ein

Anderer versichert, Alles sei nur Materie, Illusion und Zufall. Diese verschiedenen und sich widersprechenden Behauptungen beweisen doch so viel, daß man es ernst mit den Fragen nimmt: „Was wissen wir? was können wir von den Prinzipien der Dinge wissen?" und daß die Lösungen dieser Fragen das Resultat der Kenntnisse sind, die ihre Urheber von den Dingen besaßen, und einiger neuen Inductionen, die ihnen und vielleicht auch Anderen als Bild der Wahrheit genügend erschienen. Wir können also die Philosophie im Allgemeinen so definiren, daß wir sagen: sie sei die Kunst, Ideen in Bezug auf Prinzipien der Dinge so zu finden und zu gruppiren, daß sie unser Bedürfniß nach Wahrheit befriedigen. Das Recht der Existenz der Philosophie beruht auf dem menschlichen Bedürfniß nach Wahrheit. Jeder giebt die Wahrheit, wie sie ihm erscheint. Alle Philosophien enthalten also die relative Wahrheit, keine die absolute.

Jede Philosophie geht von Begriffen aus, die ihr die evidentesten und unwiderleglichsten erscheinen, und schreitet im folgerichtigen Denken zum Ziele. Hierin liegt der wissenschaftliche Charakter der Philosophie; von der Wissenschaft unterscheidet sie sich jedoch, daß diese von Bekanntem zu Bekanntem, von Thatsache zu Thatsache übergeht, deren Beziehungen sie aufzeigt und deren Richtigkeit sie durch die Evidenz der Thatsachen beweist, während die Philosophie von Bekanntem zu Unbekanntem fortschreitet durch Folgerungen aus dem angenommenen Prinzip nach den instinctiven Gesetzen, die unser Urtheil und unser Raisonnement bestimmen, woraus die logische und metaphysische Gewißheit folgt, die zwar nothwendige, doch nur hypothetische Wahrheiten giebt, da sie nicht durch die Evidenz der Thatsachen nachweisbar sind. Hierin liegt der Grund der so widersprechenden Systeme, von denen die Geschichte der Philosophie uns Kunde giebt, und des Vorwurfs der Unzuverlässigkeit, den man der Philosophie macht; darin aber auch die Größe und der Ruhm derselben, da sich hierin der glühende Eifer nach Wahrheit und die Freiheit des Denkens ausspricht. Denn mögen immerhin die Lehren falsch oder chimärisch sein, sie sind nichtsdestoweniger wahr als der Ausdruck des Charakters, des Wissens, des Genies und der Zeit ihrer Urheber. Wir gelangen daher nicht zur Wahrheit, indem wir diese oder jene Richtung einschlagen, dieser oder jener Schule folgen, sondern indem wir, im Besitze aller Erfahrung, die im Laufe der Zeit durch die Philosophie erworben worden, weiter schreiten. Wir können jedoch ebenso wenig, wie die früheren Philosophen zu ihrer Zeit, über den Stand unseres gegenwärtigen Wissens hinausgehen, und dürfen ebenso wenig hoffen, die absolute Wahrheit zu finden. Allein dadurch, daß wir die Kenntniß von der Natur der bisherigen philosophischen Untersuchungen und von den Illusionen, denen sie unterworfen waren, besitzen, dürfen wir erwarten, einen höheren Grad der Wahrheit zu erlangen und durch unsere Kenntniß von den Gesetzen und Regeln des Denkens die Methode zu dem Punkte zu entwickeln und unseren Lehren den Grad der Gewißheit zu verleihen, daß jedes Denken eben dadurch, daß es ein Denken ist, ihnen zustimmen müßte.

Wir können dem Verfasser auf dem Wege, den er einschlägt, die Methode und die Lehren dialektisch zu entwickeln, nicht folgen und begnügen uns, eine Probe seiner Art zu philosophiren in einer zusammengedrängten Darstellung aus dem Abschnitte, der von der Solidarität und dem Fortschritt handelt, zu geben. Der Verfasser widerlegt die Einwendungen, die man gegen die Existenz eines absolut vollkommenen und guten Wesens aus der Existenz der Unvollkommenheit der Welt und des physischen und moralischen Uebels gemacht hat. Vollkommen und unvollkommen, gut und böse sind relative Begriffe, die einander nicht aufheben, sondern die ein Mehr und Minder von Vollkommenheit und Güte bezeichnen, wie der hohe Ton dem tiefen entgegensteht und beide doch Töne sind, und das Schwere dem Leichten und beide doch ein Gewicht haben. Wenn wir daher sagen, das Böse gehört auch zum Guten, so verstehen wir den Ausdruck gut in einem allgemeinen, attributiven Sinne, ganz so, wie wenn wir sagen: Kälte ist auch Wärme, das Leichte ist auch schwer; denn was durchaus ohne Wärme ist, ist auch nicht kalt, und was absolut keine Schwere hat, ist auch nicht leicht; daher ein Böses, das absolut ohne ein Gutes ist, auch kein Böses ist. Wenn es leicht zu begreifen ist, daß unsere Neigungen, Instincte und Gefühle zu Fehlern, Leidenschaften und Lastern werden, wenn sie in geringem Grade in Uebereinstimmung unter einander sind, während sie unsere Vorzüge, Verdienste und Tugenden bilden, wenn sie in vollkommener Harmonie stehen, so scheint der Beweis schwieriger, daß die physischen Leiden und Schmerzen, die uns, wie die Schicksalsschläge, unverschuldet treffen, daß das Unglück des Gerechten und das Glück des Bösen ebenfalls zu dem Guten gehöre und sich mit dem Dasein eines absolut guten Wesens vertrage. Die Schwierigkeiten sind in der That so groß, daß man sich zu der Annahme einer gerechteren Belohnung und eines glücklicheren Zustandes nach diesem Leben genöthigt sah, woraus man dann auf die Unsterblichkeit der Seele geschlossen hat. Allein ist Gott absolut gut, so darf er auch nicht einen Augenblick ungerecht erscheinen. Wer Gutes thut, verdient Gutes, wer Böses, Böses, nicht in einem künftigen Leben, sondern jetzt schon, wenn nämlich auch jetzt Gott gut und folglich gerecht ist.

Die Schwierigkeiten heben sich, wenn wir bedenken, daß es überall eine Solidarität zwischen dem Menschen und der Natur, die ihn umgiebt, und zwischen dem Menschen und dem Volke und der Gesellschaft, in der er lebt, giebt. Die physischen Leiden, denen wir ausgesetzt sind, kommen von der Natur und ihren Einflüssen, von denen auch zugleich unser Leben abhängt. Wenn wir keinen Durst fühlten, würden wir nicht trinken, hätten wir keinen Hunger, würden wir nicht essen. Die Lust, die mit dem befriedigten, die Unlust, die mit dem unbefriedigten Bedürfnisse verknüpft ist, sind die Antriebe zu unserer Lebensthätigkeit; Vergnügen und Schmerz sind der Perpendikel, der das Uhrwerk des menschlichen Organismus in Bewegung setzt. Die moralischen Handlungen, die aus freiem Willen geschehen, sind deshalb nicht willkürliche, sondern sie gehen aus Beweggründen hervor, zu denen wir nicht bloß durch uns selbst, sondern auch durch Verhältnisse, die außer uns liegen, bestimmt werden. Auf unser Handeln wirkt auch unsere Erziehung, unser Glaube, unsere Umgebung bestimmend ein. Daraus folgt die Solidarität der Verantwortung: Einer für Alle und Alle für Einen. Keine Handlung bleibt unbelohnt oder unbestraft; sie hat ihre inneren und äußeren Wirkungen schon deshalb, weil sie Handlung ist. Wenn das Gute, das wir thun, auf Undankbare trifft, wenn das Böse seine Lobredner findet, so ist das eine natürliche Folge des allgemeinen moralischen Zustandes der Gesellschaft. Die Besten leiden von dem allgemeinen Uebel, die Schlechtesten nehmen Theil an dem allgemeinen Guten, das existirt. Je mehr diese Theilung ungleich ist, je geringer die Summe des Guten, dessen wir theilhaft werden, desto mehr fühlen wir das Bedürfniß, das Verhältniß günstiger zu gestalten, den moralischen Zustand der Gesellschaft zu verbessern. So ist dieses Gesetz der Solidarität zugleich das Gesetz des

Fortschrittes, auf dem die Würde und Größe des Menschen beruht.

Das Glück, dessen der Mensch theilhaft wird, hängt von der Beschaffenheit seiner Gefühle, die Wahrheit, die er erkennt, von der Beschaffenheit seiner Ideen ab. Am Leben erprobt sich die Güte der Gefühle und die Wahrheit der Idee der Einzelnen, wie des Ganzen, und aus der Erfahrung, die wir selber machen, lernen wir unsere und der Anderen Fehler und Irrthümer am besten kennen und verbessern. So ist es die Erfahrung, die uns in unserem Fühlen und Wissen weiter bringt. Ohne die harten Lehren, die uns unsere und Anderer Ungerechtigkeiten und Thorheiten geben, würden wir nie weder das Gute, noch das Böse, weder die Wahrheit, noch den Irrthum erkennen und besser und weiser werden. Wenn wir in unserem sozialen Zustande das Talent einer Sängerin mit Hunderttausenden von Thalern belohnt sehen, während ein Jacquard im Elend verkommt, so ist dies gewiß eine Ungerechtigkeit; aber abgesehen davon, daß Letzterer vielleicht auch einen Theil der Schuld trägt, so liegt in dieser Ungerechtigkeit doch zugleich auch die höchste Gerechtigkeit. Denn eine Gesellschaft, die solcher Irrthümer in ihren Urtheilen und solcher Thorheiten in ihren Neigungen fähig ist, büßt in jedem ihrer Mitglieder und in jeder ihrer Bestrebungen die Ursachen dieses Irrthums und dieser Thorheit selbst. Dies ist die große Gerechtigkeit, die alle Gesellschaften trifft und ihre oft so schreckliche und blutige Geschichte bildet, die jede Nation, welche unfähig ist, über das Böse in ihr zu siegen, dem Verfalle und der endlichen Auflösung entgegenführt, um Anderen ihre traurigen Erfahrungen zur Benutzung zu überlassen.

Eine unsterbliche Errungenschaft waren die Prinzipien von 1789, und doch sind sie nur Abstractionen, hohle Ideen. Es genügt nicht, ein Gesetz zu geben, daß alle Franzosen frei, daß sie Alle vor dem Gesetz gleich sein sollen. Solche Prinzipien müssen wirklich werden, nicht in der Form von Regierungsmaßregeln, die nur zum Mißbrauch der Gewalt oder zur Anarchie führen, sondern in den Gedanken und Handlungen Aller, in der Uebereinstimmung der öffentlichen Meinung und in der Identität des gemeinsamen Zieles. Weil dies nicht der Fall war, machten die Franzosen alle möglichen Versuche der Erklärung und der Anwendung dieser Prinzipien und geriethen dadurch in einen Strudel von Revolutionen und Reactionen. Wenn sie trotz dieser Erfahrungen immer noch nicht fähig werden, die wahre Freiheit und die wahre Gleichheit zu begreifen, so werden sie endlich in ihrem Streben untergehen und einer anderen Civilisation ihren Platz überlassen, die das Werk wieder aufnehmen und besser fortsetzen wird. Die politischen Kämpfe entstehen nur aus den extremen Parteien, weil in den Extremen nie die Wahrheit liegt. Aber durch den Kampf erschöpfen sich endlich die Oppositionen, und glücklich das Volk, das noch Lebenskraft besitzt, aus den Kämpfen seiner Parteien zu einer neuen Epoche der Einheit, des Fortschrittes und des Glückes hervorzugehen.

Die ganze Frage der Zukunft unserer Civilisation ist: werden die extremen Parteien verschwinden und werden die Centren Kraft genug besitzen, die entgegengesetzten Prinzipien zu einer höheren Einheit zu vereinigen und daraus einen neuen Aufschwung zu nehmen? Gerechtigkeit und Fortschritt sind die Ueberschriften, die sich auf jeder Seite der Geschichte finden. Nicht weil die Sitten sich verschlimmern, weil der Glaube schwindet, weil die Institutionen und die Gesetze kraftlos werden, verfällt ein Volk, sondern weil dieselben Sitten, derselbe Glaube und dieselben Institutionen hinter der Zeit zurückbleiben, führen sie, wie sie früher zur Entwickelung des Volkes beigetragen, jetzt zu dessen Auflösung.

Das Gesetz der Solidarität und des Fortschrittes ist der vollkommene Ausdruck der Gerechtigkeit und der Güte Gottes. Und weil es so ist, giebt es auch ein künftiges Leben. Denn wie groß auch der Fortschritt sein mag, den wir erreichen, wie groß der Genuß und das Glück, das an unser Gefühl geknüpft ist, dennoch wollen wir eine immer höhere Wahrheit, ein immer vollkommeneres Glück. Das Thier findet das Ziel seines Wollens in der augenblicklichen Befriedigung seiner Bedürfnisse; es lebt für den Augenblick, es kennt keine Vergangenheit und keine Zukunft. Den Menschen befriedigt der Augenblick nie; er sieht sein Ziel immer wieder weiter gerückt, wenn er es schon erreicht zu haben glaubt; er erkennt, daß sein Wollen stärker ist, als sein Können, daß er zu einem beständigen Rennen und Ringen nach dem, was Vernunft, Herz und Phantasie dauernd befriedigen könnte, nach dem Wahren, Guten und Schönen, bestimmt sei. In diesem Zurückbleiben des Könnens hinter dem Wollen liegt der Antrieb zu immer neuer Thätigkeit, und die Hoffnung, daß, da es in diesem Leben keinen Abschluß menschlicher Thätigkeit giebt, eine Fortsetzung folgen müsse. Gäbe es je einen Augenblick, wo wir gestünden, daß wir uns in unserem Wissen und Können völlig befriedigt fühlen, daß uns nichts mehr zu wollen und zu wünschen übrig bleibt, so wäre dieser Augenblick zugleich auch der Augenblick des wahren Todes. Die Annahme, daß Gott uns ein besseres Leben schuldig sei, weil wir hier uns unglücklich fühlen und weil das Laster unbestraft und die Tugend unbelohnt bleibt, ist nur der plumpe Ausdruck jener Nothwendigkeit, die aus der Beschaffenheit unserer Seele und aus der Güte Gottes folgt. Diese plumpe Auffassung macht aus dem künftigen Leben ein unbegründetes Recht, verkennt vollständig die Gerechtigkeit Gottes, indem sie die Möglichkeit einer momentanen Ungerechtigkeit zuläßt, und setzt das Glück und das Unglück in etwas ganz Aeußerliches und Unvollkommenes, in durchaus materielle Genüsse und Leiden. Wenn wir uns unglücklich fühlen, so ist der Grund, weil unsere Gefühle sich untereinander in Kampf und Widerspruch befinden, eine natürliche Folge der Unzulänglichkeit unserer Bestrebungen, deren richtiger Ausdruck eben das Unglück ist. Das wäre eine sonderbare Forderung, die Einer an die Gottheit stellte: „Ich bin unglücklich, weil ich unvollkommen bin und weil ich das Glück in eine Befriedigung von Gefühlen setze, die nicht befriedigt werden können; aber weil ich so bin und weil Andere das Glück in eine noch unvollkommenere Befriedigung setzen, verdiene ich einen ewigen Lohn und sie eine ewige Strafe." Es giebt auch eine Sophistik in der Moral, wie es eine in der Wissenschaft giebt. Wir sind unsterblich, nicht weil wir unvollkommen sind, sondern weil, wie groß auch die Vollkommenheit sei, die wir erreichen können, wir immer eine noch höhere Vollkommenheit wollen, weil Gottes Gerechtigkeit und Güte ein Wesen nicht hätte hervorbringen können, das seine Bestimmung nicht vollständig erfüllte, und weil er nicht ein Universum schaffen konnte, das mit der Existenz und der Beschaffenheit selbst des geringsten seiner Wesen im Widerspruch stände. Das Leben nicht bloß des Menschen, sondern auch der ganzen Natur ist ein ewiges Fortschreiten, ein beständiges Emporringen vom Unvollkommenern zum Vollkommenern; nirgends Stillstand oder Rückschritt, überall ein rastloses Vorwärts, dem nie ein Halt! zugerufen wird.

Welche Natur und Beschaffenheit aber wird die Seele nach diesem Leben haben? Wird sie, da sie durch sich selbst nicht denken kann, sondern der Organe und der Sinne bedarf, um

Intelligenz und Wille zu werden, in einer vollkommneren Welt, als die unsrige, mit vollkommneren Organen und Sinnen wiedergeboren werden, die ihr einen tieferen Blick, ein rascheres Wissen, ein größeres Glück gestatten? Oder sind wir berufen, unmittelbar, im Verhältnisse unserer Verdienste und Bestrebungen, die Erkenntniß des vollkommenen Wesens, wonach unsere ganze Existenz und alle unsere Wünsche streben, zu erlangen? Die Thatsachen fehlen uns, diese Fragen zu beantworten. Die erste Hypothese ist jedoch die einfachere und die unserer gegenwärtigen Intelligenz conformere und findet sich in Uebereinstimmung mit der Existenz und der Mehrheit der Welten. Alles, was wir schließen können, ist, daß die Seele, indem sie durch ihre Beschaffenheit immer über ihr gegenwärtiges Wissen und ihren gegenwärtigen Zustand hinaus will, einmal zu einem genügenderen Wissen und einem höheren Glücke gelangen muß.

E. M.

Italien.

Italiens Wiedergeburt, von Marco Rapisardi.*)

Es mehren sich die erfreulichen Anzeichen, daß in dem schönen Lande jenseits der Alpen das Morgenroth der Aufklärung immer tiefer seine belebenden Strahlen in die Thäler dringen läßt, die bis dahin in den finstersten Nebel gehüllt erschienen. Auch vorliegendes Buch begrüßen wir als einen solchen Boten. Schon das Faktum, daß in Florenz, der Stadt, wo noch vor etwa 15 Jahren das Madial'sche Ehepaar für das Verbrechen des Bibellesens im Kerker schmachten mußte — daß in dieser Stadt ein solches Buch gedruckt werden und erscheinen konnte, ist bedeutungsvoll für den Umschwung der Dinge.

Ueber den Zweck seines Buches sagt der Autor in der Vorrede S. XIII, er habe die große römische Frage, die er nicht für eine italiänische, sondern für eine Weltfrage erklärt, hier hauptsächlich von der religiösen Seite darstellen wollen. Mit ganzer Seele ist er dem Gedanken der Reformation zugethan, von der allein er alles Heil erwartet und deren frühere oder spätere Einführung in Italien ihm ganz sicher erscheint.

„Die Mißbräuche der päpstlichen Gewalt, die sich als die einzig wahre, einzig legitime, einzig von Gott ausgehende, einzig unfehlbare und göttliche hingestellt hat, und die Reactionen des Geistes gegen diese Gewalt, die, zuweilen verwirrt, zuweilen mißbraucht, oft schlecht begonnen und noch öfter schlecht geleitet waren, die aber immer erlaubt und heilig sind, da die höchste und heiligste Freiheit des Menschen die des Gedankens ist, die wirklich ein Theil Gottes, ja Gott selber ist" — die Darstellung dieser beiden Strömungen bildet den Gegenstand des Gedichtes, das in zehn Gesänge zerfällt. Diese heißen: „Die Tradition, das Kolosseum, das Kreuz, Päpste und Kaiser, die Kreuzritter, Luther, Satan, die Revolutionen, Italien und Pius, die Zukunft."

Der Dichter Rapisardi theilt keineswegs den religiösen Standpunkt Garibaldi's, noch viel weniger den Mazzini's, die Beide viel weiter gehen, als er — sondern er hofft, wie so viele der edelsten Geister in unserem eigenen Vaterlande, alles Heil von einem geläuterten Christenthum, dessen ethische Gebote ja in der That noch nicht erfüllt, geschweige denn überholt worden sind. Daß so verschiedene Richtungen im jungen Italien sich geltend machen, wird nur der beklagen, der eine Uniformirung auch der Geister als Ideal erstrebt.

So sehr wir nun auch mit den Ansichten und Gedanken Rapisardi's (der sich übrigens in den Noten als gründlicher Kenner auch deutscher Geschichte erweist) übereinstimmen können, so wenig will uns die von ihm gewählte Form zusagen. Jemand sagte einmal: „Wenn in einem Buche ein Traum ausführlich erzählt wird, so überschlage ich das grundsätzlich; der Dichter hat es sich da zu leicht gemacht; ich kann ihn ja gar nicht kontroliren." Etwas Aehnliches ist es mit dichterischen Visionen; recht sparsam angewandt mögen sie wohl hier und da Effect machen; was kann aber billiger sein, als bekannte Facta der Geschichte in Traumbilder aufgelöst dem Leser vorüberziehen zu lassen? Eine strenge Reihenfolge kann von Visionen Niemand verlangen, ebenso wenig scharfe Charakteristik der Persönlichkeiten, Alles ist nur angedeutet, verschwimmend, allegorisirt. So läßt der Verfasser z. B. im sechsten Gesange, welcher Luther gewidmet ist, diesen sterben, wie er hätte sterben können, aber nicht gestorben ist, nachdem er lange, erbauliche Reden gehalten und den Schmalkaldischen Krieg und andere Dinge vorausgesagt hat. In einer Note rechtfertigt der Verfasser diesen Anachronismus als Recht der Vision.

Nachdem der Dichter so in neun Gesängen beliebige Bilder aus der Geschichte an uns vorüber geführt, sucht er im zehnten Gesange die „Zukunft" zu schildern. Wenn man bei der Vergangenheit eine Kontrole nicht üben darf, so wird man sie hier nicht üben können. Natürlich sieht der Poet die Lämmer mit den Wölfen spielen und die jungen Ziegen neben dem Pardel lagern. Zuletzt verschwindet auch sogar der stolze Müssiggang und die unfähige Armuth; das würdige Verdienst allein bleibt übrig, und wie aus einem Brunnen mit unzähligen Röhren ergießt sich befruchtend auf die glückliche Erde: L'Abbondanza. Das sind allerdings starke Visionen!

Der Verfasser spricht in der Vorrede von der hohen Aufgabe, welche die Poesie unserer Zeit habe, und meint, der, welcher sage, die Poesie werde zuerst bei den Völkern geboren und sterbe daher auch zuerst, sei entweder oberflächlich oder böswillig. Eine schlimme Alternative!

Auch wir wollen keineswegs die hohe Mission der Poesie bestreiten, aber wie wir keine überlebensgroßen Heiligenbilder mehr malen, so glauben wir auch, daß nur wenige Anbeter sich finden werden, die im Stande und willens sind, dem Verfasser in die höheren Regionen zu folgen, in die er selbst erst mühsamen Anlaufs gelangt ist. Wenn sie in der That wirken will, so mußte die Göttin herabsteigen zu den Menschen und werden wie sie, wie es alle menschenfreundlichen Götter und Göttinnen vor ihr gethan haben.

Am Gelungensten sind die lyrischen Stellen, mit denen die Gesänge untermischt sind; sie verrathen ein entschieden lyrisches Talent und sind von großem Wohlklang, wie denn überhaupt der Verfasser die Sprache sehr in seiner Gewalt hat — eine Sprache freilich, von der Frau von Staël sagt: qu'elle semble toujours avoir plus d'esprit, que celui, qui la parle.

M. St.

---

*) La Palingenesi. Canti dieci di Marco Rapisardi. Firenze, Tipografia Successori Le Monnier, 1868.

England.

Austausch der Reproductionen von Kunstwerken europäischer Museen.

Nach einem an das britische Parlament abgestatteten Berichte des „Departements für Wissenschaft und Kunst", ist während der vorjährigen internationalen Ausstellung in Paris zwischen den daselbst zur Zeit verweilenden Prinzen europäischer, regierender Häuser eine Verabredung über eine bei den Kunst-Museen der verschiedenen Länder zu treffende Einrichtung des Austausches von Reproductionen (Abgüssen, Kopieen, Kupferstichen, Photographieen ꝛc.) ihrer Kunstwerke getroffen worden, die man in die Form einer von sämmtlichen Prinzen unterzeichneten Convention gekleidet hat. Der Herzog von Marlborough hat, als Präsident des Departements für Wissenschaft und Kunst, dieses Document zur Kenntniß des Parlaments gebracht, wonächst dasselbe in englischen Blättern publizirt worden. Es lautet:

„Convention zur allgemeinen Förderung von Kunstwerk-Reproductionen für Museen aller Länder.

„Jedes Land der Welt ist im Besitze schöner historischer Denkmäler der eigenen Kunst, welche leicht durch Abgüsse, Elektrotypen, Photographieen und andere Verfahren, ohne daß dadurch die Originale im Mindesten beeinträchtigt werden, zu reproduziren sind.

„Die Kenntniß solcher Denkmäler ist für den Fortschritt der Kunst nothwendig, und ihre Vervielfältigung würde allen Museen von hohem Werthe für den öffentlichen Unterricht sein.

„Das South-Kensington-Museum hat zuerst ein System der Vervielfältigung von Kunstwerken in's Leben gerufen, und Proben davon sind jetzt in der britischen Abtheilung der Pariser Ausstellung zu finden, wo man Musterstücke der französischen, italiänischen, spanischen, portugiesischen, deutschen, schweizerischen, russischen, hinduischen, celtischen und englischen Kunst beisammen sieht.

„Es werden folgende Grundlinien der Wirksamkeit vorgeschlagen:

1) Jedes Land hat seine besondere Kommission zu bilden, die den eigenen Ansichten in Bezug auf die Erlangung der ihr wünschenswerth erscheinenden Reproductionen zu entsprechen hat.

2) Die Kommissionen der verschiedenen Länder korrespondiren mit einander und unterrichten sich gegenseitig über die Reproductionen, die Jede veranstalten läßt, so daß jedes Land, wenn es dazu geneigt ist, an den Vortheilen der Arbeit jedes andern zu mäßigen Kosten sich betheiligen kann.

3) Jedes Land trifft zugleich die nöthigen Anordnungen, um einen Austausch von wünschenswerthen Gegenständen treffen zu können.

4) Um die Herstellung solcher Kommissionen in jedem Lande zu befördern und die Anfertigung von Reproductionen zu erleichtern, haben die Unterzeichneten, Mitglieder der regierenden Familien Europa's, die auf der Pariser Ausstellung von 1867 zusammentrafen, ihre Genehmigung des Planes und ihren Wunsch hier ausgedrückt, die Verwirklichung desselben zu befördern.

„Folgende Prinzen haben bereits die Convention unterzeichnet:

Großbritannien u. Irland:	Albert Eduard, Prinz von Wales. Alfred, Herzog von Edinburg.
Preußen:	Friedrich Wilhelm, Kronpr. v. Pr.
Hessen:	Ludwig, Prinz von Hessen.
Sachsen:	Albert, Kronprinz von Sachsen.
Frankreich:	Prinz Napoleon (Jerome).
Belgien:	Philipp, Graf von Flandern.
Rußland:	Der Zarewitsch. Nikolaus, Herzog von Leuchtenberg.
Schweden und Norwegen:	Oskar, Pr. v. Schweden u. Norwegen.
Italien:	Humbert, Kronprinz von Italien. Amadeus, Herzog von Aosta.
Oesterreich:	Karl Ludwig, Erzh. v. Oesterreich. Rainer, Erzherzog von Oesterreich.
Dänemark:	Friedrich, Kronprinz v. Dänemark.

Holland.

Gerard Keller: In der Fremde.

Nachdem der Versuch ganz freier Nacherzählung holländischer Romane, welche Adolf Glaser mit Jacob van Lennep's „Klaasje Zevenster" begonnen, ziemlichen Anklang gefunden hat — er ist in Holland selbst vielfach anerkannt worden, namentlich schrieb J. J. Cremer im „Spectator" einen ausführlichen Aufsatz, worin Glaser als „een talentvol Anexeerder" gerühmt wurde — ist nun ein neuer Roman erschienen, der dem „Van Huis" des Gerard Keller nachgebildet ist, und in der Glaser'schen Bearbeitung „In der Fremde" heißt. Zuerst in den Westermann'schen Monatsheften publizirt, ist derselbe jetzt in zwei Bänden separat erschienen.*)

Das Eigenartige der holländischen Romanschriftsteller zeigt sich auch in diesem Werke von der vortheilhaftesten Seite, und unterscheidet sie so wesentlich von Allem, was man sonst von belletristischen Novitäten zu lesen gewohnt ist, daß sie die größte Beachtung verdienen. Im Original tritt dies natürlich noch schärfer hervor und man kann kühn behaupten, daß schwerlich ein neueres Erzeugniß der gesammten Romanliteratur an realistischer Wahrheit und ungeschminkter Lebensauffassung das Keller'sche Werk übertrifft. Dem Geschmacke derjenigen Leser allerdings, die einmal daran gewöhnt sind, in Allem, was sie lesen, eine andere Sphäre als die der Wirklichkeit zu finden, mag der Keller'sche Roman etwas nüchtern erscheinen, denn die Personen darin sind von der größten Einfachheit im äußeren Auftreten, ohne dabei jedoch eines tüchtigen Kernes zu entbehren.

Es fehlt diesem Keller'schen Roman glücklicherweise die aufdringliche Frömmelei, die leider die holländischen Schriftsteller der Gegenwart, selbst einige der beliebtesten, wie Cremer, Frau Toussaint u. A., zur Schau tragen; seine Tendenz ist keine außer dem Werke liegende, sondern mit rein künstlerischer Absicht schildert er jede Individualität consequent von Innen heraus und läßt die Handlung aus dem Aufeinanderwirken der einzelnen Gestalten hervorwachsen. Glaser hat auch bei diesem Romane manches gekürzt, jedoch nichts Wesentliches geändert, wie er bei dem Lennep'schen Romane gethan. Gerard Keller ist noch ein ziemlich junger Mann. Er wurde 1829 zu Arnheim

*) Braunschweig, Georg Westermann, 1868.

geboren; sein Vater war ein kleiner Beamter und er selbst bekleidete eine Zeit lang im Haag die Stelle eines Stenographen bei der Regierung. Gegenwärtig ist er bei der Redaction der Arnheimer Zeitung (Courant) beschäftigt. Er besitzt zwar keine eigentlich gelehrte Ausbildung, aber er hat die ihm inwohnende Anlage der niederländischen Natur zur Genremalerei in der Poesie auf eine hohe Stufe der Vollendung gebracht. Man fühlt aus seinen Schriften die erstaunlichste Fähigkeit zur Festhaltung der wirklichen Vorgänge, wie sie täglich entstehen und vergehen, den schärfsten Blick für den individuellen Kern, der in jeder Menschennatur eingeschlossen ruht; klar, kenntlich und oft mit wenig Strichen vollendet, giebt er die Typen des holländischen Lebens.

Die Personen, mit denen wir in dem von Glaser trefflich nacherzählten Romane bekannt gemacht werden, sind weder gesellschaftlich noch intellectuell außergewöhnliche Erscheinungen; denn mit Ausnahme einzelner Gestalten im Hintergrunde der Handlung, die nach oben oder unten abweichen, gehören die Hauptträger der Ereignisse darin dem Mittelstande an. Der alte reiche Lehmsteinfabrikant Fastemann, der Steuereinnehmer Erlen, der Pastor Stein, der Bürgermeister Tageling, welche die ältere Generation repräsentiren, sind sehr verschiedene Charaktere, die alle mit gleicher Wahrheit geschildert sind. Von den jüngeren Gestalten ziehen hauptsächlich die beiden Liebespaare Philipp Erlen und Hermine Dageling, sowie Karl Stein und Leonie Dageling das Interesse an. Auch in ihnen ist keine Spur von überspannter Romantik; sie gerathen durch jugendliche Unbesonnenheit, Mißverständnisse und fremde Einflüsse in höchst spannende Verwickelungen, aber sie bewähren sich prächtig. Man betrachtet sie gar nicht wie andere Romanfiguren, vielmehr wie Nachbarskinder oder Schulbekannte, so vertraut und verständlich kommt uns Alles vor, was ihnen begegnet. So ist z. B. die komische Verwickelung, welche das einfach tüchtige Wesen Leonie's hervorruft, weil sie überall den Männern als treffliche Hausfrau erscheint und durch ihr streng sittliches Verhalten zwar liebevolle Achtung abgewinnt, aber keine eigentliche Leidenschaft einzuflößen vermag, so humoristisch durchgeführt, daß jeder Leser von gesundem Gefühl sich daran erfreuen muß. Hier kann man wirklich Goethe's Spruch bewahrheitet finden: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben, wo ihr es packt, da ist's interessant." Volles, wahres Menschenleben, in einfach tüchtiger Weiblichkeit, brausender und glücklich ausgährender Männernatur, in Haß und Liebe, Ruhe und Bewegung findet sich hier überzeugend, belehrend und erfreuend geschildert.

Baltische Provinzen.

Baltisches Leben und Ringen.

Schärfer kann der Gegensatz, welchen in der Publicistik Censur und Preßfreiheit hervorrufen müssen, nicht zu Tage treten, als in den neuesten beiden Heften der „Baltischen Monatsschrift" (Juni und Juli d. J.)*) und dem 4. Heft Band II. der „Livländ. Beiträge"**) Beide Zeitschriften werden von livländischen Patrioten herausgegeben, beide dienen der Vertretung des Deutschthums gegen das Russenthum, beide sind Organe einer loyalen Opposition, in beiden wird dabei die Geschichte des Landes zu Hilfe gerufen. Aber wie verschieden ist der Gebrauch, welcher dort und welcher hier davon gemacht wird, wie verschieden die Auswahl des Stoffs, die Behandlung des Nächstliegenden, die Tonart und der Stil!

In Riga ist seit dem 1. Juli ein neuer Censor eingesetzt; die Scheere des früheren hatte sich schon etwas abgenutzt. War es der neue Civil-Gouverneur Lysander oder der neue Minister des Innern Timascheff, welcher eine schärfere verlangte — jedenfalls ist sie da und erprobt ihre Schneide vorzugsweise an der „Rigaer Zeitung"; aber auch die „Baltische Monatsschrift" trägt ihre Spuren an sich. Dabei ist zu bemerken, daß deren Juniheft erst unter dem 24. Juli alten Stils (5 Aug.) die Censur verließ. So wie dieses, so ist auch das Juliheft ungewöhnlich dürftig an Inhalt, wenigstens was die brennenden Tagesfragen der Ostsee-Provinzen betrifft, ausgefallen.

Ein einziger Artikel läßt Vergleiche zu mit den Prinzipienfragen der Gegenwart: es ist der geschichtliche über die „Schwedische Intoleranz in Livland". Es heißt aber darin gegen das Ende: „Anders und besser wurde es in diesen Dingen sofort bei dem Eintritt unter die russische Herrschaft. Vermöge der livländisch-esthländischen Subjektions-Verträge und des Nystädter Friedens wurde zunächst auch für die griechisch-orthodoxe Kirche die freie Religionsübung in diesen Provinzen statuirt. Ferner ließ Peter d. Gr. durch ein Schreiben der livländischen Gouvernements-Regierung vom 2. August 1722 dem Riga'schen Rath und der hiesigen lutherischen Geistlichkeit erklären, daß er „den allhie subsistirenden reformirten Religions-Verwandten, ihrem Wunsche gemäß, ein freies *exercitium religionis* gewähre". Und überhaupt läßt sich sagen, daß während der ersten russischen Zeiten in Liv- und Esthland ein Zustand der Glaubensfreiheit verwirklicht war, wie er kaum vollständiger gedacht werden kann. War es doch bis 1747 sogar beiderseits griechisch-orthodoxen Eltern unverwehrt, ihre Kinder, wenn sie wollten, in einer anderen Kirche zu taufen und zu erziehen." Hier liegt die versteckte Hinweisung auf die beunruhigende Gegenwart nur in dem Wort „ersten" bei dem Lobe der „ersten russischen Zeiten". Es wird jedoch mit keiner Silbe der üble Gegensatz der Gegenwart erörtert, vielmehr schließt der Aufsatz mit einer allgemeinen Betrachtung und mit dem Trost, daß der Glaubens- und Gewissenszwang zu denjenigen Zeiterscheinungen gehört, die unzweifelhaft vergehen müssen.

Vergleichen wir nun damit die „Livländischen Beiträge", namentlich das neueste Heft derselben, so finden wir einen ganz entgegengesetzten Charakter: hier bewegt und dreht sich Alles um die schweren Prinzipienfragen der Gegenwart; die Vergangenheit dient bloß als Stütze für die Ansprüche an diese. Herr Waldemar von Bock beweist neben einer ungewöhnlichen, vielseitigen Belesenheit hauptsächlich eine tiefe und dennoch echt baltische Kenntniß der Landesgeschichte und des Landesrechts. Er wendet sie aber keineswegs zu ruhigen, wissenschaftlichen Untersuchungen an; sie dient ihm lediglich als Parteiwaffe, mit welcher er seine moskowitischen Gegner unwiderstehlich zu Boden schlägt. Die Partei, zu der er sich bekennt, ist jedoch nur eine deutsch-nationale. Obwohl er mit offenem Freimuth erklärt, daß seine persönliche Neigung ihn in die Reihe der „Konservativen" stellt, so ist er doch weit davon entfernt, die Hand, welche ihm von liberaler, ja von ganz radikaler Seite in dem Kampfe gegen das Moskowiterthum, in welchem er seine ganze Lebenskraft einsetzt, geboten wird, zurückzuweisen. So sagt er

*) Riga. Expedition durch das Dienstmanns-Institut „Express".
**) Berlin. Stilke & van Muyden.

denn auch wiederholt für den seiner Sache, „der Sache der Bildung und Freiheit in deutsch-protestantischer Ausprägung", geleisteten Beistand, neben dem „Magazin f. d. Lit. d. Ausl.", der „Vossischen Zeitung", ja der „Zukunft" öffentlich seinen Dank, während er die „Kreuzzeitung" wiederholt bekämpft.

Wir halten diesen Standpunkt für den einzig richtigen; politische Parteiunterschiede müssen vor dieser nationalen Sache völlig zurücktreten, und zwar ebensowohl zwischen der Narowa und der Heiligen-Aa, als in dem großen Mutterlande. Daß wir hier dem Ringen unserer Stammgenossen im Nordosten für die theuersten Güter der Kultur mit Ruhe und „Unparteilichkeit" zusehen sollen, wie der Mitarbeiter d. Bltt. in Nr. 32 verlangt, das erscheint uns als eine veraltete Anschauung früherer Vaterlandslosigkeit. Der Beweis, daß uns die „Balten" ebenso fern stehen, als die Russen, weil sie in einem Kriege dieser gegen Preußen und Deutschland „mit unverbrüchlicher Treue und Tapferkeit zu Rußland stehen würden", ist völlig unzutreffend. Mit demselben Recht hätten unsere Väter 1813 die Baiern, Würtemberger, Sachsen u. s. w., welche an der Seite der Franzosen fochten, ebenso für Fremde ansehen müssen, wie diese.

Daß die Balten um unseren moralischen Beistand werben, dafur geben allein schon die „Livl. Beitr." hinreichende Beweise. Und der Herausgeber erklärt einer Aeußerung der „Allgem. Zeitung" gegenüber zwar „auf das allerperemtorischste", daß er „hier im Mutterlande keines Menschen Abgesandter" sei, sondern „Alles, was er hier gesprochen, geschrieben und gethan habe, auf eigne Gefahr und auf eigne Kosten gesprochen, geschrieben und gethan habe", woran zu zweifeln wir keinerlei Veranlassung haben: dem widerspricht aber nicht, daß wir ihn als Vertreter der Gesinnung der großen Mehrzahl seiner Landsleute ansehen dürfen

Eine Hauptaufgabe der „Livl. Beitr." ist die Bekämpfung und Widerlegung der falschen Vorurtheile, welche über die Deutschen der Ostsee-Provinzen, namentlich über den dortigen Adel, in Deutschland verbreitet sind und welche hauptsächlich auf absichtlichen Verleumdungen beruhen. Auch in dem uns vorliegenden Hefte ist Herr von Bock damit beschäftigt, indem er einer Schilderung des Professors von Treitschke (jetzt Nachfolger Häusser's auf dem Lehrstuhl der Geschichte in Heidelberg) von den baltischen Bewohnern der Ostsee-Provinzen eine solche aus russischer Feder gegenüberstellt. Wir lassen hier zuerst die Schilderung des Herrn v. Treitschke nebst den Glossen des Herrn v. Bock genau nach den „Livl. Beitr." folgen:

„Ermattet ... des Gemeindelebens nicht fähig ... in der eintönigen Oede seiner Wiesen und Sümpfe und Nadelwälder .. stumpf gegen den Reiz der Farben .... der deutschen Sprache und Bildung fern .... feigen Groll in dem kalten Fischauge" .... „den furchtbaren Frohndienst, den — Gehorch leistend, die Kinder schreien, die Hunde — („ja die „„Hunde"", sagt der Nachfolger Häusser's!") — verkriechen sich, wenn ein Deutscher — („ja ein „„Deutscher"", sagt der Nachfolger Häusser's!") — die raucherfüllte Hütte .... betritt .... in den hellen Nächten des kurzen hitzigen Sommers sitzen dann die Unseligen („ja die „„Unseligen"", sagt der Nachfolger Häusser's!") unter der Birke, dem Lieblingsbaume ihrer matten Dichtung, und singen hinterrücks ein Lied des Hasses wider den deutschen „Schafsdieb" .... Entsetzlicher noch, wie durch solchen Haß der Knechte, durch die lange Mißachtung der Menschenwürde, die menschliche Empfindung der Herren erstirbt. Der Russe erst („und das ist ja eben des gelehrten Pudels Kern") — der Russe erst („sagt der Herr Professor") hat den Mißhandelten die Erlösung von der Leibeigenschaft gebracht, die der Deutsche hart versagte u. s. w. („Solche Bilderchen à la Höllen-Breughel sind es, die die Moskowiter lieben, die sie selbst fabriziren und fabriziren lassen, für welche der Fabrizirer vielleicht auch noch einmal Aussicht hat, Nachfolger Pogodin's in Moskau zu werden".)

Das Genrebild des Russen in Krajewski's „Vaterländischen Denkwürdigkeiten", ein kurländisches, durch lettische Kirchgänger belebtes Städtchen darstellend, lautet folgendermaßen:

„Der Marktplatz, der zugleich als Einfahrt dient, ist besetzt mit einer Menge Fuhrwerke, deren jedes mit einem Paar wohl gesäuberter und wohlgeschirrter Bauernpferdchen bespannt ist; auch eine nicht geringe Zahl Reitklepper stampft ungeduldig am Halfter: die junge Dorfmannschaft kommt nämlich in der Regel zur Kirche geritten. Unablässig zu Roß und zu Wagen ankommendes und abziehendes Volk, geputzte Lettinnen, stutzerhaft angethane Jünglinge, welche bereits einige Vertrautheit mit städtischem Luxus blicken lassen, — alle diese Einzelzüge haben eine gewisse, wahrhaft poetische Seite. Angesichts dieser rührigen Wichtigthuerei, inmitten dieser festlichen Menge fühlt man unwillkürlich, daß der lutherische Tempel sich Achtung erobert hat. Sein Inneres ist geräumig und fast jedesmal gefüllt."

Hr. v. Bock fügt noch hinzu, daß diese Schilderung der Wahrheit vollkommen entspreche und in den Hauptzügen ebensowohl für Esthen wie für Letten; er bedauert nur, daß sie nicht dazu dienen soll, um der Wahrheit die Ehre zu geben, sondern um „sie als Folie für eine neue Lüge — „Bedrückung der griechisch-orthodoxen Kirche durch das Lutherthum" — zu verwerthen".

In Betreff des eindringenden Russenthums und namentlich der Dreistigkeit, mit welcher man es wagt, von obenher neben der Religion und Sprache nun auch die Sitte und zwar das Heiligthum der Familien-Sitte „reformiren" zu wollen, äußert sich Herr v. Bock: „Noch ist die baltische Gesellschaft, noch ist insbesondere die baltische Frauenwelt eine Macht, wahrlich nicht minder groß, wie diejenige livländische Gesellschaftsmacht, welche das russische Popenthum seit 1845 in den Bann gethan und die anspruchslose Schnapsflasche zu dessen Hauptressource gemacht hat. Livlands Frauen werden nicht dulden, daß ihre Töchter sich an den Anblick von Verhältnissen gewöhnen, deren Sichbreitmachen kürzlich einem humoristischen deutschen Beamten in Riga den guten Einfall eingegeben hat, zu seiner Gattin zu sprechen: „Meine liebe Frau, unsere glückliche Verbindung wird nun bald am Längsten gedauert haben. Wir werden uns müssen scheiden lassen; denn wenn ich mich länger mit einer anständigen Frau sehen lasse, so bringe ich es schwerlich bis zum Hofrath".

Zum Schlusse noch eine Notiz über eine Russifizirung „kleinlichster und verächtlichster Art". So wie die Wegweiser auf den Krongütern der Ostsee-Provinzen russische Aufschriften erhalten haben, welche Niemand liest und versteht, so sind auch die Straßennamen von Riga schon seit vier Jahren russisch umgetauft worden. „Die wahre Höhe dieser Art National-Politik besteht darin, daß man sich nicht mit der ersterdachten russischen Lesart ein für alle Mal begnügt. Nein, sondern unter den Mitarbeitern an dem großen Nationalwerke der Verdrängung der deutschen Sprache giebt es Krondenker, welche die ersterdachten russischen Lesarten in immer eigenartigeres Russisch umzudenken haben. So hat man sich nicht begnügt, die „Sündergasse" in „Sinderskaja" umzuwandeln — das klang noch viel zu deutsch — einem russischen Faust half der Geist, diese Schmach auszulöschen, und er schrieb getrost auf das neue Blech: „Ssinforskaja"!

Es ist übrigens soeben eine russische Streitschrift gegen die „livländischen Beiträge" von Samarin erschienen.

Edwart Kattner.

Orient.

Zur Kulturgeschichte des orientalischen Mittelalters.*)

Die allgemeine Kulturgeschichte, welche als sinnige Schwester die allgemeine politische Geschichte begleitet, und mit dem erhabenen Licht des Geistes den Lauf der Welt erhellt, hat in ihren verschiedenen Theilen eine sehr verschiedene Berücksichtigung gefunden; Verhältnißmäßig klar und leuchtend liegt die Kulturgeschichte des Alterthums und ebenso auch die neue Kulturgeschichte seit der Entstehung der neuen Akademie in Italien uns vor Augen; aber zwischen den beiden Enden dieser Kette liegt eine dunkle Kluft, und wie schwer ist es, die Glieder zu finden, welche durch Mittelringe die beiden Enden der Kette über das finstere Mittelalter hinüberleiten. Hier heißt es wieder, wie einst im grauen Alterthum, ex oriente lux, die Kulturgeschichte des Mittelalters nehme von Osten her neue Klarheit. Als das Griechenthum selbst in seinen letzten Strahlen in Byzantinerthum allmählich erlosch, und von glühendem Fanatismus gestachelt, die orthodoxe Kirche alle Andersdenkenden verdammte, da wandten die Exkommunizirten sich dem Osten, zunächst Syrien zu; ein neues wissenschaftliches Leben begann und wurden die Schätze griechischen Wissens von hier aus den Moslim übermittelt; die freiere Denkweise des Islam nahm diese Elemente des Wissens auf, dem schroffen Dogma die Spitze abzubrechen. Ueberall Kampf der Wissenschaft gegen die harte Glaubensfatzung!

Dies war der Hebel für den Aufschwung des Geistes, und nur in dieser Beziehung kann man eigentlich von einer arabischen Philosophie reden, welche dann in Spanien unter Moslim, Juden und Christen erblühte. Der durch seine Arbeiten über die jüdische Literaturgeschichte im Mittelalter berühmte und geistreiche Gelehrte Dukes hat uns in dem oben genannten Büchlein einen kleinen Beitrag über die Literaturgeschichte des Mittelalters gegeben, indem dasselbe eigentlich eine Fortsetzung von seinem Buch über Ben Gabirol ist.

Nachdem der Verf. des unter den Arabern des X. Jahrhunderts erwachten wissenschaftlichen Lebens gedacht, dessen Träger Aristoteles in dem Maße war, daß auch alle weisen Sinnsprüche, an denen ja das östliche Leben so reich ist, auf diesen Meister übertragen wurden, stellt er als Zweck seines Buches den dar, die Kenntniß einiger zur Ethik gehörigen Werke aus dem X. Jahrhundert anzubahnen, und läßt nun zwei Abschnitte folgen: der erste über die philosophische Gemeinschaft der lautern Brüder, der andere über al Farabi. In dem ersten Theil über die lautern Brüder beschränkt sich der Verfasser mehr nur auf einzelne Sprüche aus deren Schriften, welche ähnlich in den Schriften der großen jüdischen Gelehrten vorkommen. Leider scheint ihm die neueste Schrift des diesen philosophischen Orden bearbeitenden Gelehrten Dieterici, die Logik und Psychologie, 1868, nicht vorgelegen zu haben; er würde dort in der Eintheilung der Wissenschaft S. 10 gefunden haben, wie diese Gemeinschaft das ganze Bereich des Wissens, alle Wissenschaften, in einem gegliederten System zu umfassen strebte. Freilich ist auch ihnen Aristoteles Träger des höheren Lebens, aber ebenso gilt denselben für viele Theile des Wissens die neoplatonische Schule als Norm, und nur dadurch war ihnen der Versuch möglich, innerhalb des Glaubens an einen Gott die Probleme der Menschheit zu lösen, indem sie Gott als das Seiende gleich der Eins im Zahlensystem auffaßten.

Dennoch hat Dukes mit richtigem Takt die Wichtigkeit dieser Schule erkannt, wenn er diese nach Stoffen geordnete Encyklopädie als eins der merkwürdigsten Werke der arabischen Literatur bezeichnet.

Mit großer Vorliebe behandelt dann Dukes in dem zweiten Abschnitt seines Buchs den für die jüdischen Gelehrten, wie Saadjah Gaon, Ben Gabirol und vor allen Dingen den großen Maimonides höchst wichtigen Philosophen Alfarabi, dessen regsamer Geist alle Theile der Philosophie umfaßte. Bei Alfarabi tritt Aristoteles als Mittelpunkt seines ganzen Denkens hervor, und ist die Einleitung des Porphyrius zu der Logik des Aristoteles auch bei ihm wie bei den lauteren Brüdern (vergl. Logik und Psychologie der Araber, S. 18) der Eintritt in die Hallen der Philosophie. Dann folgt das Werk über die Eigenthümlichkeiten (vergl. l. c. S. 25), worauf dann die Logik als der König unter den Wissenschaften hervortritt. Alfarabi folgt hierin durchaus den Spuren seiner Vorgänger, der lauteren Brüder. Darauf geht der Verf. über zur Physik, welche ebenfalls bei den lauteren Brüdern den zweiten Abschnitt bildet, Psychologie und Ethik. Der in der jüdischen Literatur so bewanderte gelehrte Verfasser führt die uns erhaltenen hebräischen Bearbeitungen der arabischen Originale vor. Neben dem Aristotelismus bekundet er auch die platonische Richtung des Alfarabi in einigen dieser Werke und handelt dann über die encyklopädischen Bücher desselben; endlich spricht er über die Lehre von dem sogenannten thätigen Verstand, also etwa der Unvernunft, in deren Licht der gewöhnliche Verstand allein erkennt. Dieser sechel haofel spielt bei den jüdischen Philosophen die größte Rolle, er und die Religion werden als die zwei Lichter bezeichnet; durch ihn, die Unvernunft, wird das Denken als eine Offenbarung in den Ring der Religion gespannt und so philosophisches Denken und religiöses Gefühl zur Einheit verbunden; denn Gott ist das Höchste über dem Hohen und die Sonnensphäre ist nur einer seiner Diener.

Das kleine Büchlein des gelehrten Verfassers enthält somit gar viele Lichtblicke für die dunkelste Periode der Literaturgeschichte und sei es als solches der Beachtung bestens empfohlen.

F. D.

*) Philosophisches aus dem X. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Muhamedaner und Juden, von Leopold Dukes. Nakel, L. A. Kallmann, 1868.

Kleine literarische Revue.

— **Das deutsche Hypothekenwesen.** Die Hypothek sollte, ihrem rechten Zweck nach, das sicherste aller Geldpapiere sein, da das unzerstörbarste und unbeweglichste Pfand, das sicherste und geschätzteste Eigenthum, Haus und Boden, für sie haftet. Gleichwohl sehen wir heutzutage, daß Kapitalisten ungern ihre Gelder auf Hypotheken anlegen, und daß die besten Hypotheken oft nur mit großem Verlust der Eigenthümer begründet und der Besitzer weiter begeben werden können. Das ist ein doppelter Schaden, einmal für das Kapital, dem eine der besten Anlagearten entgeht, in viel höherem Maße aber für den Grund-

besitz, dem nicht nur alle Erleichterungen zur Hebung und Verbesserung entzogen sind, sondern der auch schädlich in nationalökonomischer Hinsicht wirkt, weil er für das, was ihm auf der einen Seite entgeht, sich auf der andern entschädigen, d. h. seine Einkünfte durch Druck der Miether und Pächter verbessern möchte. Der Schaden liegt in der Gesetzgebung. Wäre der Hypothekenmarkt so zugänglich wie die Fondsbörse, wäre Schnelligkeit und Billigkeit des Geschäfts zu vergleichen mit dem der Industrie-Papiere, so würde dieser Mißstand nicht stattfinden. Hier muß das Gesetz helfend eintreten. Ein lange verbreiteter Irrthum, daß die Hypotheken-Gesetzgebung rein der juristischen Technik angehöre, wird mehr und mehr verdrängt durch die Erkenntniß, daß hier eine eminent volkswirthschaftliche Frage vorliegt. Dieser Erkenntniß haben in neuester Zeit endlich auch die Regierungen sich erschlossen, und wir sehen einer guten Reform entgegen, die, je mehr sie sich den germanischen Prinzipien wieder nähert, um so segensreicher sein wird, da dem herrschenden romanistischen Zuge der Gesetzgebung das ganze Grundbuchwesen fremd ist, und hier die Quelle des Uebels zu suchen ist. Wenn im Beginn einer solchen Bewegung ein Buch, wie das uns vorliegende, „Das deutsche Grundbuch- und Hypothekenwesen, von Dr. H. A. Mascher"**) erscheint, so kann der Verf. von vornherein mit Recht auf den Dank des Publikums zählen. Mascher hat Alles, was in diese Materie gehört, sorgfältig gesammelt, eine vergleichende Uebersicht aller, Deutschland interessirenden Gesetzgebungen aufgestellt, und giebt zum Schlusse auch seine eigenen, auf die Erfahrungen des fleißigsten theoretischen Studiums begründeten Ansichten. Wir empfehlen Geldmännern, Volkswirthen und Juristen die Anschaffung seines Buches.

— **Schwäbische Sprichwörter.** Eine wirkliche Bereicherung des deutschen Sprichwörterschatzes sind die Sprichwörter, Redensarten und Reime, welche D. A. Birlinger, der bekannte Verfasser des trefflichen Werkes: „Volksthümliches aus Schwaben", in seiner Heimat gesammelt und unter dem Titel: „So sprechen die Schwaben"**), veröffentlicht hat.

Während wir bis jetzt bloß die kleine Sammlung schwäbischer Sprichwörter besaßen, welche J. C. v. Schmid in sein „Schwäbisches Wörterbuch" (Stuttgart, 1831) aufgenommen, aber zum großen Theil nicht einmal im Dialekt mitgetheilt hat, liegen uns jetzt 1191 Nummern vor, von denen nur wenige hochdeutsch abgefaßt sind und viele als höchst originelle Varianten von Sprichwörtern und Redensarten aus andern Gegenden Deutschlands erscheinen.

So heißt's in Weingarten:

Gedanken sind zollfrei, aber nicht höllfrei;

in Deißlingen:

Lump findt Lamp (i. e. eigentlich Fettlappen, hier für Lumpen, als Wort- oder Buchstabenspiel);

in Altingen:

Wo kein Plätsch ist, ist au kein G'suff, d. h. wo der Tisch trocken, wird nicht getrunken;

im Saulgau:

Die Wand hat Ohren, der Wald hat Augen;

in Tübingen:

Käthrein
Lact da Winter rein!

und in Wurmlingen:

Christkind im Schnee,
Ostereier im Klee.

Statt der Redensart: „Es sind Schindeln am Dach!" die man anwendet: wenn Jemand in der Stube ist, vor dem nicht Alles gesprochen werden darf, sagt man in Schwaben auch:

Ist a Kachel z'viel im Ofa,

oder:

Es hanget Strümpf an der Stang,

und die in Rothenburg übliche Sprechweise:

Neune und 's Zehnte ist auf'm Weg,

erinnert lebhaft an Italien, wo die Männer bei solchem Anlaß ebenfalls hinzusetzen:

ed uno in strada,

oder wohl auch in fabbrica,

und die Frauen mit einer sehr verständlichen Handbewegung ausrufen:

ed uno qui,

oder auch ohne Pantomime einfach sagen:

ed uno in fianco.

Frh. v. R.-D.

— **Bluntschli über die Gründung der amerikanischen Union.***) „Damit ein Staat entstehe, in dem der eine Gesammtwille das Gesetz giebt, und im einheitlichen Volksleben auf die Dauer wirksam wird, genügt die Voraussetzung einer zahlreichen Menge von Einzelwillen nicht, welche naturgemäß einander widersprechen und in unaufhörlichem Wechsel begriffen sind. Dazu ist die Anlage und Entwickelung einer die Einzelnen verbindenden Volksmacht und eines den bloßen Einzelwillen beherrschenden Volkswillens unentbehrlich. Die nothwendigen Vorbedingungen einer neuen freiwilligen Staatenbildung, gleichsam die weiblichen, die mütterlichen Elemente und Träger derselben, sind: eine bildungsfähige Nation, ein ihr zugehöriges Land, ein aufgeregtes Bedürfniß und Verlangen der Nation in dem Lande, zum Staat zu werden." Das sind die Gesichtspunkte, von denen aus der gelehrte und geistreiche Verfasser die Entstehung des amerikanischen Staatenbundes betrachtet. Alle genannten Bedingungen und Vorbedingungen findet er dabei in hohem oder doch ausreichendem Maße vorhanden, am Wenigsten anfänglich die letzte, das Verlangen und Bedürfniß der staatlichen Einheit. Es wurde zuerst nur ein loser Bund von souveränen Staaten gebildet; nur allmählich machte sich der Grundfehler der Verfassung spürbar; das Band wurde Schritt für Schritt enger zusammengezogen, bis es durch und während des großen Bürgerkrieges zu Anfang dieses Jahrzehnds die gegenwärtige Straffheit erhielt.

— **Die deutsche Auswanderung** und die Verschleppung deutscher Auswanderer, von J. J. Sturz.**) Ein warmer Eifer für die Interessen der deutschen Auswanderer, deren Sache der bekannte Verfasser auch in Journalen und Fachschriften unablässig verficht, spricht aus dieser Broschüre, die mit einer Menge von Dokumenten, Briefen und Citaten über die Lage der Deutschen in den brasilianischen Staats-Colonien ausgestattet ist. Herr Sturz will seine Stimme nicht gegen die Auswanderung überhaupt erheben, die er vielmehr als einen Ausgleichungs-

*) Berlin, 1868, Fr. Kortkampf.

**) Berlin, 1868. (Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.)

*) Die Gründung der amerikanischen Union von 1787, von Bluntschli. Heft 54 der „Sammlung gemeinverständl. Vorträge" von Virchow und Holtzendorff. Berlin, A. Charisius.

**) Berlin, Fr. Kortkampf, 1868.

prozeß der Menschheit. als eine Versetzung von Menschenkräften mit den segensreichsten Folgen für die ganze Welt betrachtet, im Gegensatze zu manchem europäischen Staatsmann und Stubengelehrten, die in ihrer Beschränktheit darin einen Fluch und eine Verarmung Europa's erblicken. Er bekämpft nur die Mißbräuche.

Literarischer Sprechsaal.

Die Verfasserin der „Schulen weiblicher Handarbeit", Frau Jeanne Marie von Gayette-Georgens, bereits als geistvolle, originelle Schriftstellerin bekannt, hat in einer humoristischen Erzählung: „Maximus Casus, der Oberlehrer von Druntenheim"*), eine Fülle von Ideen über Schule, Kirche, Frauen-Vereine, Kinder-Erziehung und Hausfrauen-Bildung niedergelegt und entwickelt. Jedes der sechs Bücher dieses Romanes umfaßt eine andere Frage der Erziehung und des Unterrichts, die mit Sachkenntniß und Geist besprochen wird. Das Ganze, obwohl humoristisch und scheinbar phantastisch gehalten, hat einen sehr ernsten Hintergrund und beruht zum Theil auf wirklichen Thatsachen, die allerdings mehr zu beweinen, als zu belachen sind. Maximus Casus ist keiner der komischen Schulmeister, wie unsere Genremaler sie darstellen, mit dem Bakel in der Hand, entweder prügelnd, oder vor der schwarzen Schultafel dozirend, sondern im Gegentheil das Ideal eines Lehrers, der von seiner hohen sittlichen Aufgabe durchdrungen ist, ein Mann voll Geist und Muth, voll Organisations-Talent und Energie — aber eben darum geht es ihm schlecht, wird er von geistlichen Vorgesetzten verfolgt und ist er gezwungen, mit seinen deutschen Diesterweg-Ideen nach Amerika auszuwandern. Clarissa, die Heldin des Romans, ist daneben ein Bild weiblicher Selbständigkeit und Willenskraft auf dem Felde der Erziehung, keine Romanheldin à la Currer-Bell, keine sentimentale Gouvernante, die mit dem Sohne, oder gar mit dem Manne des Hauses eine Liebschaft anknüpft, sondern ein strebendes, hochherziges Weib, das Muster der Mutterliebe und Muttersorge. Alle übrigen Personen der Erzählung gruppiren sich um die beiden genannten Hauptfiguren: der jugendfrische Unterlehrer Blitzbengel, der für alles Gute schwärmende Buchhändler Odin, der lügenfeindliche Zeitungsredacteur Blumenkohl, die in eine neue Cornelia umgewandelte Baronin Schiemm, die Hausfrau mit der Kakelhenne im Wappen, der man einen Holzpantoffel auf den Sarg legt, die scheinheilige und dabei nach Männern jagende Aminta und die anderen Heiligen und Unheiligen: Schriftstellerinnen, Wunderdoktorinnen, Stellenbesorgerinnen 2c. — Maximus Casus tritt in diesen Meinungswirrwarr leitend, richtend und sichtend ein; seine Partei bildet sich zu einem festen Kernpunkt und die Idee siegt, trotz des tragischen Ausgangs der Erzählung.

In London ist kürzlich ein neuer schöner Palast für das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten (Foreign Office) vollendet worden, der eine eigenthümliche Geschichte hat. Ursprünglich sollte dieser Palast nämlich ein Bauwerk in gothischem Stil werden, nach Art des Westminster-Palastes, in welchem das Parlament residirt. Der berühmteste englische Meister der gothischen Baukunst, Herr G. G. Scott, war vom damaligen Premier-Minister, Grafen v. Derby, mit der Entwerfung des Planes beauftragt und zu diesem Zwecke zum königlichen Architekten ernannt worden. Ein prachtvoller gothischer Bauplan wurde demnach von Letzterem entworfen, aber noch bevor die Regierung ihre Genehmigung zu diesem Plan ertheilt hatte, schied Graf von Derby aus dem Ministerium, und an seine Stelle trat wieder Lord Palmerston als Leiter der auswärtigen Politik Englands. Man weiß, daß dieser geniale Staatsmann zuweilen ganz verbohrt war in seinen persönlichen Ansichten. Sein Widerwille gegen die gothische Baukunst gehörte zu diesen Ansichten, und so befahl er denn bald nach seinem Wiedereintritt in das Ministerium dem königlichen Architekten, an die Stelle seines gothischen Bauplanes einen „klassischen" für den neuen Palast anzufertigen und vorzulegen. Herr Scott also, der seinen großen Ruf als Künstler lediglich den gothischen Bauwerken zu verdanken hat, die er bisher in allen Theilen Englands hergestellt, mußte jetzt im klassischen Stile Griechenlands und Italiens, in welchem er noch niemals etwas geleistet, den Plan zu dem Palast entwerfen, in welchem der Vertreter der großbritannischen Regierung die Botschafter und Gesandten der übrigen Welt zu empfangen hat. Die Aufgabe war nicht leicht, aber Herr Scott hat sie in wahrhaft bewunderndswürdiger Weise gelöst. Das Gebäude macht in seiner äußeren Erscheinung, wie in seinen inneren Einrichtungen, einen ebenso großartigen als harmonischen Eindruck. Herr Scott wird nunmehr auch für die Ministerial-Departements des Innern, des Krieges und der Kolonieen drei ähnliche Paläste, wie das des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, zu erbauen haben.

Die in London auf öffentlichen Plätzen und Straßen aufgestellten Statuen von Königen, Staatsmännern und sonstigen Celebritäten gehören bekanntlich zu den unschönsten Manifestationen der Kunst und haben bereits oft zu spöttischen Bemerkungen der Ausländer über den Mangel an Geschmack und Kunstsinn bei dem stolzen und reichen Volke der Engländer Anlaß gegeben. Das Art Journal vom Oktober d. J. enthält einen Artikel: „The Street Statues of London", worin auch ein englischer Kritiker seinen Gefühlen des Mißbehagens über diese Versündigungen gegen den guten Geschmack Ausdruck giebt. Es wäre unmöglich, sagt er, daß einige dieser Monstruositäten, welche die Straßen Londons verunzieren, hier länger geduldet würden, wenn — das englische Publikum überhaupt gebildeter wäre und nur eine Ahnung von den Anforderungen des Schönheitssinnes hätte. Das Schlimmste dabei ist aber, daß, wenn wir die meisten der in der neueren Zeit errichteten Statuen mit den älteren vergleichen, wir zu der Schlußfolgerung gelangen, daß der Kunstgeschmack in England eher Rück- als Fortschritte gemacht hat.

Bei den jetzt stattfindenden neuen Communalwahlen in England ist zum erstenmale die Frage, ob Frauen das städtische Wahlrecht besitzen, wenn sie ein selbständiges Geschäft betreiben, zur Entscheidung gekommen. Auf dem Rathhause in Manchester haben nicht weniger, als 5750 Frauen diesen Anspruch erhoben. Dort, wie in anderen Städten, entschied jedoch der Revising Barrister, daß unter den im Wahlgesetze von 1867 enthaltenen Worten „every man" nicht, wie die Frauen behaupten, „jeder Mensch", sondern „jeder Mann" zu verstehen sei.

---

*) Berlin, Ulrich Frank, 1869.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Rathhausstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 84.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 7. November 1868. [№ 45.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Eine Napoleonische Erinnerung an L. T. Kosegarten.

Bei Gelegenheit des vollendeten funfzigsten Jahres seit Ludwig Theobul Kosegarten's Tode († 26. Oktober 1818) wird es erlaubt sein, an seine Universitäts-Rede vom 15. August 1809, dem Geburtstage Napoleon's I., zu erinnern, welche den Patriotismus der meisten deutschen Zeitgenossen so gewaltig verletzte, daß ihr Verfasser deshalb noch heute traditionell im Geruche undeutscher Gesinnung steht. Es knüpft sich daran die Erinnerung, daß die Rede mit zu den Brandopfern des Wartburgfestes gehörte, aber gelesen haben sie von den Nachgeborenen wohl sehr Wenige. Es ist, wie in fast Allem, was Kosegarten geschrieben, viel übertriebener Pathos darin, aber daß dem Helden des Tages nicht, wie unbesehens angenommen worden, nur geweihräuchert ward, möge folgende Stelle bezeugen, die mancher Professor, der heutzutage die Festrede an einem fürstlichen Geburtstage zu halten hat, gewiß noch lange nicht nachahmt:

„Möge mittlerweile der große Mensch, dessen Tag wir heute feiern, und nicht wir allein, sondern die Nationen vom Ebro bis zur Weichsel, rechtfertigen durch das, was noch rückständig ist von seiner Laufbahn, das Vertrauen seiner Bewunderer, und versöhnen diejenigen, welche bis jetzt noch sich entfremdet von ihm fühlen! Möge er nicht ermüden, die Wunden, die sein Schwert der Menschheit schlug, durch die Weisheit seiner Gesetze zu heilen! Möge mit der steigenden Höhe seines Standpunktes zugleich sein Blick sich heben, und sein großes Gemüth sich erweitern bis zur Umfassung des geistigen wie des bürgerlichen Wohles der gesammten Gattung! Möge bald ihm vergönnt werden, den fast zu theuer errungenen Lorbeer zu vertauschen mit der Olive des Friedens! Möge er sein Herz retten im Gedränge der Sorgen, und seine Menschlichkeit als Beute davon tragen aus so vieler Schlachtfelder grauenvollem Gewühl! Möge er ehren die Geschichte und scheuen die Nemesis, und schonen der Menschheit edelstes Recht, das Recht der freien Rede und der freien Type! Möge er gedenken, daß er unter Gott sei und nicht vergessen, daß auch sein die unabwendbare Stunde harre!"

Vergessen wir nicht, daß Kosegarten in Schwedisch-Pommern, einem Theile Deutschlands lebte, der seit lange unter fremder Herrschaft stand, wo man durch den Fall der sogenannten Reichs-Verfassung auch nicht mehr den Schein der Zusammengehörigkeit mit dem Vaterlande zu verlieren hatte, wo im Gegentheil die Möglichkeit der Vereinigung mit Deutschland erst durch die Napoleonische Neugestaltung herbeigeführt wurde. So heißt es in der Rede: „Es ist zu hoffen, daß der Bund, der bis jetzt bescheiden sich nur noch vom Rheine nennt, dereinstens alles Land umfassen werde, was mit deutscher Zunge redet. So oder nimmer mag Einheit kommen in die durch den Unterschied der Regierungen, Verfassungen und kirchlichen Confessionen einander fast fremd gewordenen Theile unseres Vaterlandes." Der schöne Traum von Deutschlands Einheit, nach dessen Verwirklichung wir heute noch trachten, erfüllte Kosegarten's Dichterseele ganz, und sein Irrthum — wenn es vollständig und durchaus ein Irrthum war — bestand nur darin, daß er in Napoleon ein vom Schicksal bestimmtes Werkzeug zu dessen Erfüllung sah. Die Freiheit der Einheit zu opfern, war auch nicht etwa seine Meinung; aber hat der Redner nicht unzweifelhaft recht, wenn er die Verfassung, welche Napoleon den Franzosen gegeben, den damaligen politischen Zuständen in Deutschland gegenüber als erstrebenswerthe Verbesserung preist? Nachdem er die Grundsätze der französischen Constitution dargelegt, fährt er fort: „Einer solchen Verfassung wird erlaubt sein gegenüberzustellen jene andere, welche in des sich klug und aufgeklärt dünkenden Europa übrigen Staaten zugleich mit ihr bestanden und zum Theil noch jetzt bestehen, diese zweck- und planlos zusammengestückelten Gebäude, das Werk des Zufalls, des Nothdrangs, der Laune, der Gewaltthat, und einer spät und furchtsam nachbessernden Weisheit. Was anders erblicken wir in ihnen, als eine chaotisch gährende Masse einander unaussöhnlich bekämpfender Stände, Klassen, Kasten und Corporationen, mit Noth zusammengehalten durch das lockere Band einer aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen, den Erzeugnissen mehr denn Eines Zeitalters und Kulturgrades, zusammengestoppelten Gesetzgebung. Auch in diesen ward das Volk vertreten, so Gott gewollt, durch die Stände, welche als obersten Staatsgrundsatz aufstellten, daß, wer am Meisten vermag, am Wenigsten leisten sollte. Das Vermögen der Staatsbürger wurde besteuert in Folge des Grundsatzes, daß, wer am Wenigsten besitzt, am Meisten zahlen solle. Ein gedoppeltes Recht ward anerkannt und gehandhabt von den Gerichtshöfen, das eine, das gegeben ward zu Gunsten des müßigen und schwelgenden Theils der Nation, das andere, welches deren dürftigen und arbeitenden Theil berücksichtigt. Zur Vaterlandsvertheidigung wurden verpflichtet nicht diejenigen, welche den vaterländischen Boden besaßen und ausdrücklich unter jener Bedingung mit ihm belehnt waren, sondern solche, welche überall kein Vaterland hatten. Durch die Menge der ausschließenden Vorrechte, der angeerbten und erworbenen Prärogative (wir wissen aber, daß zwar das Recht von Gott ist, die Vorrechte aber sind vom Argen!) wurde der Nationalkräfte bester Theil gelähmt, das aufstrebende Talent niedergehalten, Ehrtrieb, Wetteifer und Gewerbfleiß erschlafften.

Neun Zehntheile des Volkes lagen rechtlos und erbelos in den Ketten des übrigen Zehntheils: verurtheilt, die Erdscholle, an welche sie gebunden waren für das Leben, zu Gunsten ihrer Erbherren im Schweiße ihres Angesichts anzubauen, bis sie einstens sie düngen würden mit ihrer Asche."

Das Gemälde ist nicht geschmeichelt, aber der es entwarf, hatte gewiß „für unser Volk ein Herz", und wir hören dessen warme Schläge aus den Worten heraus. Schwerlich werden wir auch Worte wie die folgenden dann hart tadeln können: „Wem das Loos fiel, den besten Theil seines Lebens hindurch, in dem Heerd der Mißbräuche selber ein Zuschauer und ein Zeuge zu sein des Drucks und Elends des Volks, seiner Noth und seiner Plagen, seiner Entwürdigung, Entmenschung und Verviehung, dem wird verziehen werden müssen, wenn er nicht allzu trostlos trauern kann über den Untergang von Verfassungen, welche so schreiendes Unrecht Recht sprechen; wenn er Besseres hofft von der neuen Ordnung der Dinge, und für die Opfer, die auch von ihm die Zeit verlangt, sich getröstet fühlt durch den Gewinn von Millionen seiner Brüder."

Die gehofften besseren Zustände denkt der Redner durchaus nicht mit dem Verluste der Nationalität zu bezahlen, nicht mit dem der nationalen Selbständigkeit; der Imperator ist ihm nicht der dauernde Protektor Deutschlands, sondern durch die einheitliche und vernünftige Verfassung erstarkt, hofft er: „werden wir bald wieder werden, wie die Väter waren; vollmündig, selbständig, uns selber genügend, fremden Schutzes und fremder Bevormundung nicht bedürfend, wohl aber willig und bereit, einem Jeden, welcher dergleichen bedürfen möchte, Beides zu gewähren, neidlos, arglos, ohne Mißtrauen und ohne Lohnsucht...." Der Mann ist gewiß kein serviler Knecht der Fremden, der am Napoleonstage über das deutsche Vaterland also spricht: „Wahrlich, die Aera unserer Wiedergeburt wird nicht ferne sein. Verständigt durch die Erfahrung, geläutert durch das Unglück, erstarkt unter den Stürmen selber, werden wir früher oder später den Rang wieder einnehmen unter den Nationen, welchen der Weltgeist unserem Volke zugedacht zu haben scheint, den Rang eines Ur- und Centralvolkes, in dessen Focus alle Strahlen der höhern Kultur zusammenkommen."

Freilich war der Greifswalder Professor kein Gläubiger des Dogmas, nach welchem Napoleon nichts als das verkörperte böse Princip war, und schlimmer wurde ihm wohl noch angerechnet, daß er Deutschlands Dauer und Selbständigkeit rund heraus für unabhängig erklärte von dem Bestande der Herrschergeschlechter. Für uns aber sollte das endlich kein Grund mehr sein, das Andenken des Mannes auf ungeprüfte Ueberlieferung hin mit dem Makel des Vaterlands-Verraths zu beflecken, so sehr Napoleon von ihm überschätzt sein mag.

Friedrich Hasenow.

Die deutsche Ausgabe von Bunsen's Memoiren.*)

Der erste Band der deutschen Bearbeitung des bereits von uns besprochenen Memoir of Baron Bunsen**) liegt uns vor.

Als eine Uebersetzung des englischen Werkes ist diese Ausgabe insofern nicht zu bezeichnen, als das, was den eigentlichen Grundstock desselben ausmacht, — die Briefe Bunsens und theilweis auch seiner Freunde — ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben wurden, und daher hier erst in ihrer Originalfassung auftreten. Den verbindenden Text der englischen Ausgabe aber hat der Herausgeber unverändert wiedergegeben, da die Verfasserin „wie kein Andrer befähigt war, Bunsen's Persönlichkeit zu schildern; konnte er doch noch auf dem Sterbebette zu ihr sagen, in ihr habe er das Ewige geliebt". Er selbst gab denn auch der Frau, die alle seine Interessen in eminentem Sinne verstand und theilte, noch sterbend den Auftrag, sein Leben der Nachwelt zu erzählen; auch sind ihre Urtheile und Schilderungen von hohem zeitgeschichtlichem Interesse.

Bereichert wurde die deutsche Ausgabe durch zahlreiche Noten, hauptsächlich aus den Briefen bedeutender Zeitgenossen, wie Stein, A. v. Humboldt, Niebuhr, Erzbischof Spiegel u. A., ferner durch einige wichtige Dokumente und Aktenstücke, theils über die römischen, theils über die preußischen Kirchenverhältnisse (die gemischten Ehen, die „kölnischen Wirren").

Aus allen Aufzeichnungen, Bunsen betreffend, tritt uns das Bild eines Lebens entgegen, von dem man vor allen Dingen sagen muß, daß es ein reines war, daß vielleicht nur Wenige sich rühmen können, von Anfang bis zu Ende, in Sturm und Drang wie in den Verlockungen der höchsten Aemter das integer vitae so im Auge behalten zu haben, wie er, stets nur das Ewige, nie das Eigne suchend. Wenn es schon an sich stärkend und erfreuend wirken muß, das Bild eines solchen Mannes zu betrachten, so ist er auch noch in besonderm Sinne für die Gegenwart von Bedeutung. „Mit Bunsen's „Zeichen der Zeit"", sagt der Herausgeber in der Vorrede, „hat der große Geisteskampf begonnen, der, über die alten Confessionsschablonen hinausgreifend, für die höchsten Güter der Menschheit geführt wird". Und weiter: „Bunsen's Stimme wird in der wichtigsten Frage der Gegenwart, der religiös-politischen, heute nicht mehr vergebens ertönen. Der große Grundgedanke, für den er zeitlebens gewirkt, war ja kein andrer, als das größte Erbtheil der Hohenzollern: daß in ihren Landen Jeder nach seiner Façon selig werden könne. Volle Anerkennung der Rechte jeder Kirche innerhalb des ihr zukommenden Gebietes, ebenso aber auch energische konsequente Zurückweisung, wo eine derselben über ihr Gebiet hinausgreifen möchte, in diesen beiden Correlatbegriffen liegt die Lösung der von Tag zu Tag brennender werdenden Krise."

Eduard Baltzer: Das Menschenleben und die Gesellschaft.*)

Es ist wohl kein junger Mann, der nicht in der Zeit, wo sein Denkvermögen selbständig wird, eine Periode des Sturms und Dranges durchmacht. In diesem Alter übersieht man zur Noth die Verhältnisse des menschlichen Lebens, nicht aber weiß man schon, wie sie geworden sind, welche Mühe, welchen Schweiß der Weisesten und Besten es gekostet hat, daß Alles sich noch so leidlich gestaltet hat. Ebenso stolze als nebelhafte Ideale sind der Jugend der einzige Maßstab, mit dem sie die Wirklichkeit mißt; und da dieser sich dagegen viel zu kurz erweist,

---

*) Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigner Erinnerung geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedr. Nippold. I. Bd. Jugendzeit und römische Wirksamkeit. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1868.

**) Nr. 20, 21, 22 des „Magazin" von 1868.

*) Eduard Baltzer: Das Menschenleben in seinen Hauptbeziehungen. Nordhausen, F. Förstemann.

Carl Boruttau: Gedanken über Gewissensfreiheit. Königsberg. Selbstverlag.

so vermag dieselbe sich vor Verachtung und Zorn gegen sie nicht zu lassen, nicht zu fassen. Vermehrt wird diese ihre Erregung dadurch, daß ihr wenig Gelegenheit und Macht geboten wird, die Welt aus ihren Angeln zu heben und nach ihren Nebelbildern umzugestalten. Mit den Jahren wächst gleichzeitig ihr Einfluß auf die Fortentwickelung der Verhältnisse und zugleich ihre Einsicht in sie. Wenn dann die Mehrzahl der Männer allmählich nach geringen Anläufen zur Umwälzung von Grund aus erlahmt, von ihren Idealen abfällt und nur Kraft übrig behält, um ihre persönlichen Interessen zu verfolgen, bleibt doch eine Minderheit derselben übrig, welche ihre gewonnene Einsicht und erweiterte Erfahrung dazu benutzen, um ihren Idealen festere Gestalten und größere Vollkommenheit zu geben, und die dann unverrückt den Blick nach diesen Leitsternen gewendet halten, während sie mit der Noth und den Mühen des Lebens kämpfen und durch ihre treue Pflichterfüllung in der Förderung des allgemeinen Menschenwohles die Versöhnung mit den Grundlagen der sittlichen Ordnung finden.

Zu diesen Gedanken wurden wir durch zwei Schriften veranlaßt, beide über die menschliche Natur und das Wesen der Gesellschaft handelnd, beide von Mitgliedern der Freien Gemeinden geschrieben, die eine von einem jüngeren, die andere von einem älteren. Die „Gedanken über Gewissensfreiheit" des Herrn Boruttau zeugen eben von einer solchen wilden Gährung, wie sie oben der Jugend als kennzeichnend zugeschrieben ist. Vor seinen Augen findet nicht eine einzige der gesellschaftlichen Einrichtungen Gnade, nicht das Eigenthum, nicht die Ehe, kaum der Staat an und für sich, wenigstens nicht dessen Polizei- oder auch seine Richtergewalt. Sein Staat soll ganz ohne „Gewalt", er soll nur „durch Liebe, durch Aufklärung und Belehrung, durch Heilighaltung der Freiheit des Gewissens regieren". Boruttau's Fehdeschrift gipfelt in dem Satze: „Unvernünftig ist, was heute wirklich ist", wobei zu ergänzen: „Vernünftig ist, was im Kopfe des Herrn Boruttau spukt". Wir unsererseits sind auch für die Herrschaft der Menschenliebe im Staate, jedoch nicht ohne Büttel und Zuchtmeister; wir wollen nicht minder „Aufklärung und Belehrung", wir wollen aber nicht Verwirrung des Volksgeistes; wir stehen endlich niemand nach in der „Heilighaltung der Freiheit des Gewissens"; wir sind aber weit davon entfernt, das „Gewissen" mit den „natürlichen Trieben" des Menschen zu verwechseln. Das ist Alles Schaum von gährendem Most.

Klaren, ausgegohrenen, abgelagerten Wein finden wir dagegen in den „Vorträgen" Eduard Baltzer's, des Sprechers der Freien Gemeinde zu Nordhausen, über „das Menschenleben in seinen Hauptbeziehungen". In dem Vorwort zur zweiten Auflage, welche in diesem Jahre erschienen ist, spricht er sich über seine Grundanschauungen in folgender Weise aus: „Ein vergebliches Bemühen ist es, vom herrschenden dualistischen Standpunkte aus „Glauben und Wissen" — „Kirche und Leben" mit einander zu versöhnen. Aber diese Gegensätze existiren auch nur in der Einbildung der Menschen und nehmen praktische Gestalt an, so lange sie als solche Phantasmen unser Denken und Empfinden beherrschen. In der Wirklichkeit verhält es sich anders. Unsere wirkliche Natur ist, wie das All, eine einheitliche, und das Bewußtsein hiervon bildet die heutige Welt allmählich um, versöhnt „Glauben und Wissen" in ihrer höheren Einheit, und an die Stelle von Kirche und Leben, die sich immer mehr entfremden, setzt es die versöhnte, freie, religiöse Gemeinschaft. Diesen Zweck fördern zu helfen, ist der Zweck meiner „Alten und Neuen Weltanschauung" (von welchem Werke diese Vorträge den zweiten Band bilden).

In den vorliegenden 18 Vorträgen verfolgt Verfasser den Lebenslauf des Menschen von der Geburt bis zu seinem Tode. Ueberall weiß er den idealen Gehalt herauszufinden und die gute, versöhnende Seite dem Zuhörer oder Leser zum Bewußtsein zu bringen. Er wünscht, daß „diese Zeugnisse beitragen möchten, manche mit sich selbst zerfallene, im Labyrinth des Lebens verirrte Seele wie Ariadnefäden zurück", hinaufzuleiten in den reinen Aether seligen Menschenthums. Daß diese Verjüngung unserer selbst nichts anderes ist, als die Erfüllung des Evangeliums, wird allen denen nicht entgehen, die in den heiligen Schriften Kern und Schale zu unterscheiden wissen."

Es versteht sich von selbst, daß Baltzer mit seinen Darstellungen nicht Denkfaulheit hervorrufen und das Streben nach Besserung des Bestehenden in dem blöden Vorurtheil von dessen Unverbesserlichkeit untergehen lassen will; er fordert vielmehr auf: „Wirf alle Meinungen immer von neuem in das Feuer der Kritik: die Wahrheit verbrennt nicht, sondern geht geläutert hervor, nur sei du immer dabei mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, auf daß zwischen Kopf und Herz keine Kluft bleibe, sondern du „selig seist in deinem Thun".

Baltzer hält jedoch immer einige Errungenschaften des vieltausendjährigen Strebens der Menschheit fest und will nicht Alles, wie ein jugendlicher Schwärmer, auf einmal auf den Kopf und zwar auf seinen Kopf stellen. Zu diesen Errungenschaften, die nicht angetastet werden dürfen, rechnet er denn auch ohne Zweifel das Eigenthum — denn er spricht davon gar nicht.

Dagegen stellt er Untersuchungen über die „Arbeit" an und stellt dabei folgende Gesichtspunkte auf: „Arbeit ist Natur, nicht Unnatur, Lust nicht Last, Zweck nicht Mittel, Recht nicht Pflicht, Ehre nicht Schande, etwas Freies und Gemeinsames, nicht Last oder Vorrecht einzelner Stände."

In letzterer Beziehung sagt Baltzer u. A.: „Hier stehen wir auf dem Boden, wo uns ein Vorwurf gemacht wird, der im Auge der Unverständigen eine Schmach, im Auge der Halbverständigen ein Ruhm, im Auge der Durchschauenden eine Thorheit ist, der Vorwurf: wir seien Kommunisten."

„Freilich, was heißt Kommunist? Kommunion, Kommune heißt Gemeinschaft. Ein Kommunist würde also ein Mensch sein, der die Gemeinschaft zur Lebensregel macht, und das könnte nur ein Lob sein. In der heutigen Sprache bezeichnen wir diesen Gedanken aber richtiger mit dem Ausdruck Sozialismus, d. h. Gesellschaftslehre, oder die Lehre und das Bestreben, der menschlichen Gesellschaft die bestmögliche Ordnung zu geben. Auch die Kommunisten wollen dies, und zwar dadurch, daß sie eine Gütergemeinschaft einführen. Auch Jesu Apostel und Jünger thaten dies, aber die Erfahrung lehrte sie schon damals, daß auf diesem Wege das Heil nicht gefunden werden kann. Bessere Versuche schon machte die Gesetzgebung theils im alten Israel, theils in Griechenland, theils in Rom, um die Kluft zwischen Reichthum und Elend zu füllen, aber es waren Versuche wie die, wie sie die neueste Zeit gesehen hat, Versuche ohne Erfolg. . . . Die Arbeit ist etwas Gemeinsames der Menschheit, und zwar in Freiheit soll sie geschehen: daher ist auch die Lösung der sogenannten sozialen Frage, d. h. im Grunde der Arbeitsfrage eine gemeinsame, nur in der Gemeinsamkeit der Völker mögliche."

„Wenn daher die alte Welt Zwangsarbeitshäuser baut, weil die Erde selbst ein Strafarbeitshaus Gottes war, so wird die neue Welt allerdings Arbeitshäuser im Sinne der Freiwilligkeit (Phalanstère) bauen. . . . . Die vorläufigen Einzelversuche sind aller Beachtung werth, um Wahrheit und Irrthum zu unter-

scheiden: so experimentirt der Forscher überhaupt, bis er das Rechte trifft."

„Aber das Rechte in dieser Hinsicht kann aus dem angeführten Grunde nur in der Gemeinschaft Aller, aller Nationen liegen. Alles was diese fördert, fördert also auch die Lösung der Arbeitsfrage, und diese wird ohne jene nie gelöst werden. Jede neue Entdeckung und Erfindung, die gemacht wird, so gut wie jeder Schlagbaum, der fällt, ist ein Schritt zu diesem Ziele. In steigender Geschwindigkeit eilen die Völker diesem Ziele zu." ......

In der Ehe sieht Herr Baltzer durchaus nicht einen Gegenstand des Abscheus, sondern die höchste Blüte des menschlichen Lebens. Dem Vortrag über sie geben wir den Vorzug vor allen übrigen, nicht nur wegen der Klarheit und Tiefe, welche er darin in Betreff der menschlichen Natur und des Wesens dieser gesellschaftlichen Grundeinrichtung beweist, sondern auch wegen der Kunst der Darstellung. Baltzer's Sprache ist zwar durchweg von musterhafter Schönheit und Reinheit, von besonderem Adel, von treffender Sicherheit; hier aber mehr als sonst bekunden die anziehenden und schönen Bilder, daß Baltzer auch Dichter ist. Wir empfehlen bei der Gelegenheit seine Gedichte „Aus dem Evangelium" (gleichfalls im Verlag von F. Förstemann). Ueber das Verhältniß der ersten Liebe zur Ehe spricht er sich u. A. folgendermaßen aus:

„Ein richtiges Gefühl scheint diejenigen zu beseelen, welche jene erste Liebe für das Höchste im Leben achten, die Ehe aber höchstens für eine gute Prosa, wenn nicht für schmerzliche Enttäuschung ansehen. „O, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der ersten Liebe", rufen sie mit Schiller aus. Und doch ist auch dies ein Irrthum. Diese erste Liebe ist nur das trübe Morgenroth, das freilich in schönem Prangen den Tag verkündet, aber sie ist nicht der Tag selbst. Die Ehe ist der Liebe Erfüllung. Die Ehe ist die vollendete Liebe. Je länger je mehr verwebt sich das Leben, verschmelzen die Seelen, werden die Gedanken Eins. Durch alle Kontraste des Lebens bewährt und läutert sich der Charakter. In inniger Gegenseitigkeit erblühet Gemüth und That. Beide sind Eins und glücklich, — dann erst recht, wenn sie in ihren Kindern sich wiederfinden, dann noch immer, wenn sie als müde Greise unter dem schirmenden Schatten ihres Stammbaums, ihrer gutgearteten dankbaren Kinder und Enkel wohnen. Selig das Weib, glücklich der Mann, der zu dieser freien Liebe sich erhob; ihnen ist die Ehe der Liebe Vollendung." E. K.

Italien.

Professor Karl Hillebrand's Italiänische Studien.*)

Dante und das mittelalterliche Epos.

Daß Deutsche in Frankreich, namentlich nach einem längeren Aufenthalte, Französisch schreiben, ist nichts Neues und Seltenes; Schlegel und Heine sind bekannte Beispiele. — Wir sind nun einmal das philologische Volk, während der Franzose im Allgemeinen keine Vorliebe für die Erlernung fremder Sprachen zeigt. Ob das auf einer eigenthümlichen Formation des gallischen Nationaltypus beruht, ob bei ihm eine geringere Entwickelung des Sprachensinnes in der Weise vorhanden ist, wie man bei den Engländern eine Verkümmerung des Musiksinnes wahrnehmen will, oder ob diese Thatsache mit dem Mangel an Reiselust der Franzosen zusammenhängt, welcher sich bei einigen Journalisten bis zur Verachtung aller Geographie steigert, oder ob der Grund der Abneigung, irgend ein anderes Idiom als das Corneille's und Racine's zu erlernen, in einem anderen Umstande zu suchen, wollen wir hier nicht erörtern; es genügt, die übrigens auch von Franzosen selbst zugegebene Thatsache zu constatiren, daß es im Allgemeinen zu den Seltenheiten gehört, Franzosen zu treffen, die eine andere Sprache als die ihrige mit Geläufigkeit sprechen, geschweige denn schreiben. Selbst bei einem längeren Aufenthalte im Auslande pflegt der Franzose Sprache wie Leben und Sitten seines Vaterlandes zu bewahren, während der Deutsche in seinem kosmopolitischen Berufe, zu dem er theils durch die Gewalt der Umstände, theils durch eigene Wahl gekommen ist, durch die Leichtigkeit, mit der er sich, wenn auch nicht überall Leben und Sitten, so doch die Sprache des Auslandes aneignet, bedeutend unterstützt wird.

Die Zahl der Deutschen, die theilweise sehr wider Willen und nur durch die Gewalt der Umstände Pioniere des Deutschthums im Auslande wurden, ist zwar namentlich in Nordamerika und in der Schweiz sehr groß, aber in Frankreich auch nicht gering. Namentlich das Jahr 1848 hat ein sehr bedeutendes Kontingent von Auswanderern dieser Art geliefert, und es ist eine der in gewisser Beziehung segensreichen Wirkungen des tollen Jahres, daß es einer großen Anzahl deutscher Männer, und wahrlich nicht den Schlechtesten, Veranlassung ward, im Auslande das deutsche Wesen zum Verständniß und zu Ehren zu bringen.

Herr Karl Hillebrand, Sohn des bekannten Literarhistorikers und Professors an der Fakultät zu Douai, nimmt unter diesen Männern eine ehrenvolle Stelle ein; er ist bekanntlich Derjenige, der, auf Veranlassung der gesteigerten Aufmerksamkeit, welche sich durch die Ereignisse des Jahres 1866 Deutschland zuwandte, durch seine Epoche machenden Artikel im Journal des Débats bei einer großen Anzahl Franzosen an Stelle der konfusen Anschauungen über deutsche Zustände, die bis dahin herrschten, richtigere Begriffe gesetzt, die jetzt selbst die wahnwitzigen Elukubrationen Emile de Girardin's nicht mehr trüben dürften. Es genügt, diese in Deutschland mit großer Aufmerksamkeit verfolgten Artikel anzuführen, um das Interesse im voraus für das jüngst erschienene Buch Hillebrand's in Anspruch zu nehmen, auf das wir heute die Aufmerksamkeit der Leser des „Magazins" lenken möchten. Es verdient auch diese Aufmerksamkeit an sich in hohem Grade.

Das Werk steht der Politik fern; sein Gegenstand ist einem andern Felde entnommen, auf dem der deutsche Forscherfleiß stets hohe Triumphe gefeiert, dem der Literaturgeschichte. Und auch hier dürfen wir es mit Stolz sagen, daß es neben den eigenen Untersuchungen des Verfassers hauptsächlich Resultate deutscher Forschung sind, auf denen er fußt. — Und auch in den französischen Arbeiten, auf denen Hr. H. seine Untersuchungen basirt, in den Leistungen der jungen historischen Schule Frankreichs, die in der Geschichte der französischen Philologie eine so bedeutende Rolle zu spielen berufen ist, speziell in den Arbeiten von Gaston Paris, die Hr. H. hauptsächlich benutzt, finden wir deutsche Kritik, deutsche Methode und deutsche Gründlichkeit wieder, die dieser Gelehrte durch mehrjährigen Aufenthalt in Deutschland und durch fortwährende Verbindung mit demselben kennen gelernt.

*) Etudes historiques et littéraires par K. Hillebrand. Tome I. Etudes Italiennes. Paris, A. Franck, 1868.

Den Stoff und Grundstock der **Etudes italiennes**, mit denen der Verf. eine Reihe von literarhistorischen Untersuchungen eröffnet, die in den weiteren Bänden die Literaturen Deutschlands und Englands zum Gegenstande haben sollen, bilden Vorlesungen über Dante und die italienische Komödie an der Fakultät zu Douai, außerdem eine öffentliche Vorlesung über die Epen des karolingischen Sagenkreises. Dante's Werk betrachtet Hr. H. zunächst in seinem Verhältniß zum modernen Leser. Er konstatirt eine Entwickelung des historischen Sinnes in unserer Zeit, die uns neben einer Hinneigung zum Fremden besonders geeignet macht, Dante zu verstehen. Beide Umstände sind ihm Vorboten der von Goethe am Ende seines Lebens prophezeiten Weltkultur und Weltliteratur.

Diese neue Allseitigkeit ist ganz verschieden von dem rationalistischen Humanismus des achtzehnten Jahrhunderts, der alle nationalen und persönlichen Verschiedenheiten verkannte und ihre Berechtigung leugnete; sie sucht vielmehr in diese Verschiedenheiten einzudringen und bestätigt ihre Rechte. Die Verdienste des Kosmopolitismus im 18. Jahrhundert im vollsten Umfange anerkennend, hebt er doch richtig hervor, daß diese Geistesrichtung ein Werk wie die göttliche Komödie nicht anders als einseitig zu beurtheilen im Stande gewesen.

Als einen weiteren Grund des veränderten Gesichtspunktes in Beurtheilung des Dante'schen Werks stellt Hr. H. die Umwälzung der kritischen Prinzipien auf, die seit der Entdeckung Shakespeare's resp. seit Lessing datirt. Er protestirt gegen den zu sehr vorwiegenden Einfluß des historischen Gesichtspunktes in der literarischen Kritik und glaubt für eine richtige Beurtheilung der göttlichen Komödie zwischen der historischen und der dogmatisch-ästhetischen Kritik eine richtige Mitte finden zu müssen. Ueber die Erfordernisse einer guten und richtigen Beurtheilung Dante's und eines eingehenden Verständnisses seines Werks bemüht Hr. H. sich im Folgenden klar zu werden. — Die Epopöe ist ihm der Gesammtausdruck einer Zeit, nicht mehr die Erzählung einer großen Nationalthat. Epopöen in diesem Sinne sind ihm die Divina commedia und Goethe's Faust. Dante's Werk aber ist nicht allein der Gesammtausdruck seiner Epoche, es ist auch eine große Nationalhandlung. Dieses scheinbare Paradoxon zu beweisen, will der Verf. in der heil. Christenheit, in dem römischen Reich deutscher Nation eine weit größere, weit mehr und enger umfassende Einheit erkennen, als man ihm gewöhnlich beilegt; er nimmt eine europäische Nation an und faßt die göttliche Komödie als die Epopöe dieser Nation auf, mit der verglichen die Nibelungen und die Chanson de Roland nur Provinzial-Ueberlieferungen sind. Denn mit Beziehung auf Italien waren das Deutschland und das Frankreich des 12. Jahrhunderts nur Provinzen der großen europäischen Nation. Die große Nationalhandlung, der trojanische Krieg des Mittelalters, ist der Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum: wie der große Gegensatz der asiatischen und europäischen Welt, der sich in der ganzen griechischen Geschichte von Jason und Achill bis auf Alexander und Antiochus wiederfindet, der Iliade eine immer neue und lebendige Gegenwart verliehen, so macht dieser große Kontrast, der das ganze Mittelalter ausfüllt, Dante's Gedicht zur National-Epopöe der ganzen Christenheit. Von sehr richtigen Gesichtspunkten ausgehende Erörterungen über die Berechtigung eines Kommentars zu Dante und über die Frage, ob dichterische Werke überhaupt eines Kommentars bedürfen sollen, schließen diesen Abschnitt.

Die zweite Vorlesung behandelt die Absicht und Wirkung der göttlichen Komödie. In der Idee des Dichters ist sie ein Lehrgedicht: Dante will als Prediger der Wahrheit auftreten und die gestörte Harmonie des menschlichen Daseins wiederherstellen, den Fürsten ihre Pflichten, den Völkern ihre Rechte, dem Kaiser die ganze Ausdehnung seines Berufs, dem Papste die Gränzen seiner Thätigkeit in's Gedächtniß rufen. Er verfolgte die Utopie des Mittelalters am Vorabende des Untergangs dieser Zeit, wollte die Einheit wiederherstellen in dem Augenblicke, wo Papst- und Kaiserthum den beiderseitigen Anstrengungen des langen Kampfes endlich erlagen. Dante's Epos ist der Schwanengesang des Mittelalters.

Eine mit treffenden Zügen ausgestattete historische Skizze des untergehenden Mittelalters und der beginnenden Renaissance, sowie eine Charakteristik Dante's, die in ihm einen wahren Italiäner erkennt, gegen Wegerle und Ruth, die in ihm das germanische Element als überwiegend betrachten, schließt sich an. In scharfen Contouren und mit plastischer Lebendigkeit wird uns dieser Dichter-Charakter vorgeführt, und wenn wir auch im Einzelnen Dante hier und da anders auffassen, so erscheint uns doch im Ganzen das gegebene Bild als höchst zutreffend. — Aber darf man Hrn. H. nicht einer gewissen rhetorischen Uebertreibung zeihen, wenn er Dante als den Schöpfer nicht allein der literarischen, sondern auch der politischen Einheit Italiens auffaßt? Sollte das Gefühl der politischen Zusammengehörigkeit unter Neapolitanern und Lombarden im 14. Jahrhundert wirklich so groß gewesen sein, wie uns der Verf. glauben machen möchte? Wir haben dagegen unsere bescheidenen Zweifel. Nicht minder übertrieben scheint es uns, zu sagen, daß das neue Italien das mittelbare Werk des Dante sei, weil man die göttliche Komödie in den Zeiten der Unterdrückung als Demonstrationsmittel benutzt. Daß dagegen der Einfluß des Dante'schen Werkes im 14. Jahrhundert für das Bewußtsein der literarischen Einheit, für die Entstehung und Befestigung einer gemeinsamen Schriftsprache von unermeßlichem Einfluß gewesen, steht außer Frage.

Die zweite Studie beschäftigt sich mit Gedichten, die dem Sagenkreise Karl's des Großen angehören. Der erste Theil, der hauptsächlich auf der Histoire poétique de Charlemagne von Gaston Paris basirt, beschäftigt sich mit der Figur Karl's in den französischen Chansons de geste; der zweite behandelt die italiänischen Gedichte des Karls-Sagenkreises. Eine vorausgeschickte Einleitung beschäftigt sich mit der Entstehung des National-Epos überhaupt. Gegen die Ausführungen des Verf., der die Theorie von den kurzen Balladen, welche die Söhne der Helden selbst sangen und welche später von professionsmäßigen Rhapsoden zu Gedichten von einer gewissen Ausdehnung gruppirt wurden, in derselben absoluten Form hinstellt, wie Léon Gautier (der hier übrigens nicht genannt wird*), muß bemerkt werden, daß diese Theorie für die französische Epopöe bei Weitem noch nicht feststeht. Unter Anderen hat sie Paul Meyer in seinen „Recherches sur l'épopée française" mit guten Gründen angegriffen, wenn dieser Gelehrte auch auf seinem Streifzuge in das Gebiet der deutschen Philologie, den er bei dieser Gelegenheit macht, etwas zu weit geht, indem er das Lachmann'sche System für zerstört erklärt und glaubt, daß man den Dichter der Nibelungen, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts gelebt, fast mit vollständiger Gewißheit bezeichnen könne. So weit ist es vorläufig noch nicht. — Gewiß ist aber, daß für das französische Epos die Theorie von aneinandergereihten lyrisch-epischen Liedern noch des Beweises bedarf. Ohne auf diese Frage hier einzugehen, bemerken wir nur, daß man das Suchen nach gemeinsamen Natur-

*) Es ist der bekannte, bei Gautier immer in Kapitalen gedruckte Satz von den „Cantilènes juxtaposées".

gesetzen der Entwickelung, die für die Literaturen aller Völker gleichmäßig maßgebend sein sollen, sehr leicht zu weit treibt und Gefahr läuft, in Doktrinarismus zu verfallen.

Dasselbe, was wir über die Liedertheorie, angewendet auf das französische Epos, im Allgemeinen gesagt haben, ist zu wiederholen gegenüber der Bemerkung des Hrn. H., daß ein großer Theil der Balladen, aus denen später die Chansons de geste zusammengesetzt wurden, in deutscher Sprache geschrieben gewesen. Das ist die Héricault-Gautier'sche Theorie, die, wenn auch einzelne deutsche Gelehrte (z. B. Bartsch) einen Einfluß deutscher Tradition bei Bildung des französischen Epos annehmen, in diesem Umfange doch des Beweises noch bedarf, da Gautier mit der Herleitung des Isambart et Gormont aus dem Ludwigsliede vollständig durchgefallen. — Abgesehen von dieser zuweilen mangelnden Trennung zwischen dem, was wirklich wissenschaftlich festgestellt ist, und dem, was noch im Stadium der Hypothese und Theorie sich befindet, hat übrigens Hr. H. die erreichten Resultate mit großer Gewissenhaftigkeit benutzt. Er charakterisirt im Weiteren die Chansons de geste überhaupt und die Figur Karl's in diesen Epen, wofür ihm in dem vortrefflichen Buche von Gaston Paris, das wir schon oben erwähnt, alles Material gesammelt und gesichtet vorlag.

In der zweiten Abtheilung der Studie über den Karls-Sagenkreis behandelt Hr. H. die cyklischen Dichtungen, welche die Schicksale der Familien von Mayanza und Chiaramonte in ähnlicher Weise ausführen, wie die griechischen Cykliker die ἀριστεῖα und die νόστοι, ferner den Uebergang des karolingischen Sagenkreises in die ital. Literatur. Wir wollen nicht diskutiren, was er über die „bemerkenswerthe Rückübersetzung" des Macaire durch Guessard oder gar über das Mittel-Idiom zwischen Französisch und Italienisch sagt, obgleich es sehr diskutabel ist; diese Detailfragen würden uns viel zu weit führen und speziell philologische Auseinandersetzungen erfordern, die hier nicht hingehören.

Im Weiteren giebt Hr. H. eine ausführliche und gut geschriebene Analyse und Charakteristik der Reali di Francia (die er früher selbst herausgegeben), charakterisirt Pulci, den er gegen Ruth's Anschuldigung des Atheismus vertheidigt, Bojardo, endlich Ariost, in deren Beurtheilung er sich hauptsächlich von Ranke leiten läßt. Für Ariost bekennt Hr. H. eine unbegränzte Begeisterung, die sich bis zum Pathos erhebt und ihn gegen die Schwächen dieses „unnachahmbaren" Gedichts zuweilen etwas zu nachsichtig sein läßt. Er nennt ihn den Paul Veronese der Poesie und stellt in einer übrigens gut durchgeführten Vergleichung die bekannte große Hochzeit zu Cana dieses Malers (im Louvre) neben den Orlando furioso. — Ihm hat kaum Homer mehr geleistet als Ariost (p. 140). In dem in poetisch begeisterter Sprache durchgeführten Schluß dieses Abschnittes erblickt schließlich Hr. H. in Cervantes' Don Quijote eine Art Apotheose des Ritterthums, die Tragödie des ganzen Mittelalters. Nach ihm wollte Cervantes „die edlen Träume der Vergangenheit" glorifiziren, was er eben nicht besser hätte thun können, als indem er die Macht zeigte, welche diese Idee des Mittelalters noch heute ausübt, den Respekt, den sie einflößt, die Sympathie, welche sie mittheilt. Er schließt mit den Worten des Dichters:

„Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn."

Der „ingenioso hidalgo de la Mancha" ist eine von den dichterischen Schöpfungen, die am verschiedensten aufgefaßt sind: ob dies aber seine richtige Moral?

Wir kommen zur zweiten Hälfte des Werks, dem Studium über das italiänische Theater, die wir aber wegen der verhältnißmäßigen Ausdehnung der Bemerkungen zu dem ersten Theile dieses so vielfach interessanten Buches nur kurz resümiren können. — Ausgehend von einer Erörterung der nothwendigen Bedingungen eines Nationaltheaters, wie es in Athen, London, Madrid und Paris bestand, erkennt er als das Hinderniß der Entwickelung einer solchen Bühne in Italien (wie in Deutschland), unter sonst günstigen Bedingungen, in der mangelnden nationalen Einheit und in Italien speziell auch noch der sprachlichen Einheit. Dem Neapolitaner sprach der Norditaliäner französisch und das venetianische Publikum hätte Mühe gehabt, die florentinischen bonmots eines Cecchi oder Firenzuola zu verstehen. (Wie steht es denn aber mit der sprachlichen und politischen Einheit, die Dante begründet haben soll?) Weiter in's Detail eingehend, schildert uns Hr. H. den italiänischen National-Charakter, den er aus eigener Anschauung kennt, den Charakter der italiänischen Bühne, Lorenzo de Medici als Staatsmann, lyrischen und dramatischen Dichter, ferner die Mysterien, in denen Savonarola auftritt, die Reform des Aretin, der die „rappresentazione" in eine Nationalkomödie verwandelte, Ariost, der zuerst Plautus und Terenz nachahmte, später seine Gegenstände aus der ital. Gesellschaft entnahm, endlich Machiavell: Alles sehr ausführlich, mit Analyse der Stücke, zahlreichen Auszügen und Citationen. Für Machiavell versucht er eine Rettung à la Lessing, von der es uns aber zweifelhaft ist, ob sie in allen Punkten Beifall finden wird, und seine Mondragora gar nennt er: „einfach untadelhaft". — Obgleich diese ganze Partie des Buches des Interessanten und natürlich auch des Bestreitbaren Vieles liefert, müssen wir doch unseren Bericht, der sich schon mehr als billig in die Länge gezogen, hier abschließen, indem wir das Buch schließlich warm empfehlen, das auch durch seine äußere Ausstattung (es ist in den schönen Elzevir'schen Charakteren gedruckt) dem Namen des Verlegers alle Ehre macht.

Paris. Dr. Julius Brakelmann.

Frankreich.

Die vornehmen Damen, Roman von A. Houssaye.

Das Marmorfest des Bildhauers.

Die französische Belletristik ist schon seit längerer Zeit nur noch fruchtbar an schlechten Büchern, die nicht einmal amüsante Romane sind. Wir haben deshalb nur von Zeit zu Zeit flüchtig darüber berichtet, um das Factum festzustellen. Der neueste Roman von Arsène Houssaye gehört ebenfalls wieder in die erwähnte Rangordnung, aber er verlangt doch eine ausgedehntere Besprechung, weil er gewissermaßen die einzelnen Erscheinungen der schlechten Bücher zu einem großen Ganzen zusammenfaßt und die Unsittlichkeit, welche darin herrscht, zu einem förmlichen Recht proklamirt. Der ganzen Richtung begegnen wir also in diesem Roman, und die „vornehmen Damen" von Paris werden es nicht übelnehmen können, wenn wir gegen ihre geschlossenen Reihen zu Felde ziehen.

An und für sich hat der Roman freilich das Recht, jede Lage des Lebens in sich aufzunehmen, denn allerdings ist es nicht Pflicht, nur für junge Damen zu schreiben; sogar die prüden Engländer haben von einem ihrer Klassiker, Richardson, Romane erhalten, die das Laster in der bezaubernden Gestalt

eines Lovelace schildern, aber es kämpft doch immer mit der Tugend und wird schließlich von ihr besiegt. Die französischen Damen der vornehmen Welt werden von den neuen Schriftstellern aber durchaus nicht als Repräsentantinnen der Tugend dargestellt, und von Kampf ist bei ihnen gar nicht die Rede. Wir müssen es ihren Landsleuten überlassen, sie zu vertheidigen gegen die empörenden Angriffe, die Arsène Houssaye sich erlaubt hat. Wir haben andere Meinung als er von den Frauen im Allgemeinen und von den vornehmen im Besonderen, denn wir würden ihnen das Eigenschaftswort nicht zugestehen, wenn sie sich so benähmen, wie er sie schildert.

Der Titel ist nur eine Lockspeise; es kommen in der That wenig vornehme Damen in dem Romane vor, sondern viel mehr die leider so beliebte Halbwelt, der früher kein Platz eingeräumt werden durfte. Der Held ist Octave von Parisis, ein junger schöner Herzog, der die traditionellen Künste männlicher Koketterie von Alcibiades, Lord Byron, Graf d'Orsay in sich vereinigt. Ihm widersteht keine „vornehme Dame", er wendet nicht einmal besondere Kunstgriffe an, gewöhnlich genügt ihm ein einziger Besuch, um eine vollständige Eroberung zu machen.

Es schmeichelt gewiß der männlichen Eitelkeit ungemein, daß solche Erfolge möglich sind, und Octave wird ein willkommenes Spiegelbild für dieselbe sein. In der Vorrede sagt der Autor von ihm: „Er war, ohne es zu wissen, der echte Repräsentant der Abenteuerlust und Eroberungssucht, der seine schönsten Trophäen nur in den Kämpfen mit den Frauen erringt, nämlich Thränen, Reue, Verzweiflung und Tod derselben. Diese Männer sind wie die Engel der Rache, die lächelnd ihre Opfer vernichten.

„In dem Buche des Lebens füllt das Glück nur eine einzige Seite, denn es läßt sich nicht beschreiben, es ist wie ein Strahl, der einen Augenblick durch dunkle Wolken bricht, es ist wie ein Gedicht, das zwei Herzen aussprechen, oder wie ein Regenbogen, der durch Regenschauer leuchtet.

„Die Rose lebt nur eine Stunde und die Cypresse über hundert Jahr."

„Ganz wie das Buch der Liebe ist das Buch des Lebens; es enthält auch nur Eine Seite, und wenn vier starke Bände von den Liebesgeschichten des schönen Herzogs Octave de Parisis angefüllt werden konnten, so kommt dies daher, weil das Drama der Liebe darin den Dolch erhebt; die tragischsten Ereignisse sind die, in denen das Herz mitspielt. Die schöne Welt in Paris, die lächelnd bei allen Festen erscheint, hat oft den Tod im Herzen. Die Leidenschaften zeigen zuweilen ihren Triumph und ihre Freude, aber sie verbergen ihre Niederlage und ihre Thränen. Viele, die eine strafbare Viertelstunde genossen haben, werden sich in diesen vier Bänden wiederfinden; sie werden mit Herzklopfen ein Blatt aus der Geschichte ihrer Liebe lesen!"

In diesen vier Bänden voll Liebesgeschichten ist das frivole Element vorherrschend, erst gegen das Ende erinnert sich der Autor an das tragische und den Dolch, die er in der Vorrede versprochen hat. Der Schluß wird „das Trauerspiel in Ems" genannt und giebt allerdings der Nemesis freien Spielraum.

Der Herzog Octave führt den Beinamen Don Juan und „donjuanisirt" alle Frauen, wie der Autor mit einem neuen Worte sagt. Er ist von großer, schöner Gestalt, bärtigem Antlitz, spöttischem Munde, scharf geschnittener Nase, beweglichen Nasenflügeln, braunen, leicht vergoldeten Haaren, die er durch das Spiel seiner Finger gelockt hat. In den tiefliegenden grünlichen Augen und auf der antik geformten Stirn ruht eine gedankenvolle Träumerei. Er hat mehr den Kopf eines Zweiflers als eines Verliebten, aber die Leidenschaft war doch vorhanden und die Spottlust wagte sich nicht an das Herz.

Er besaß die nachlässige Haltung eines Künstlers und die anmuthige Würde eines Diplomaten. So sein Aeußeres.

Sein Geist war nicht leicht zu beschreiben und nicht leicht zu verstehen. Er war räthselhaft wie ein weibliches Herz. Er strebte nach Allem und war dessen überdrüssig. Er hatte für alle Frauen einen Kennerblick wie ein Kupferstichsammler, aber er liebte die Abdrücke vor der Schrift. Er verschwieg die Namen der Frauen, die ihn liebten, aber er versicherte, daß eine jede Frau eine reife Erdbeere sei, die man pflücken könne, auch wenn man sie nicht selbst gepflanzt hat.

Er hatte viel Geist und liebte den Geist bei Andern, besonders den gesprochenen Geist, denn lesen mochte er nicht.

Die Natur hatte ihn reich begabt und er hatte ihre Freigebigkeit gut benutzt. Er bildete seinen Körper aus durch ritterliche Uebungen im Fechten, Reiten, Schwimmen, und er bildete seinen Geist durch das Studium der Kunst, durch das Forschen nach Wissenschaft. Er kannte die Philosophie wie Keiner. Sein Verstand liebte das Unbekannte, sein Herz das Unerwartete. Er war geboren für das Abenteuer. Seine Schönheit machte Eindruck durch ihre Regelmäßigkeit und durch seine stolze Haltung. Er trat in der Welt von Paris auf, umgeben von dem Nimbus einer hohen Geburt, die nirgend mehr Zauber ausübt als in einem demokratischen Staate. Er war nicht besser und nicht schlechter wie seine Schulfreunde; er stand mit dem einen Fuß in der großen Welt, mit dem andern in der Halbwelt, ohne etwas von seiner Geltung einzubüßen und ohne seiner ritterlichen Haltung etwas zu vergeben. Bis Mitternacht zeigte er sich in den Salons der offiziellen Welt, aber später ging er in den Club und spielte mit seinen Freunden, noch später aß er mit ihnen und „jenen Damen" zu Nacht.

Seine Lust zu Abenteuern trieb ihn auf Reisen, sogar nach Amerika, wo er das Glück hatte, Rachel noch zu treffen vor ihrem Ende und Adeline Patti bei ihrem Anfang. Er heiratete nicht diese, aber wer weiß, ob er nicht sein Herz der großen Tragödin schenkte!

Was er aus der Heimat Franklin's mitbrachte, war viel Geld und viel Liebe zum Gelde. Er hatte dort begriffen, daß ein Dollar mehr Verstand haben kann wie ein Mann und hunderttausend Dollars mehr Tugend besitzen wie eine Frau — Redeweise in Amerika! Im Uebrigen begeisterte er sich nicht für die Gesetze, nicht für die Kunst, nicht für die Literatur der Vereinigten Staaten, und auch nicht für die Frauen. Er liebte nur die Pariser Amerikanerinnen, wie er Paris über alles liebte. Mit hundert Männern wie Octave de Parisis, könnte man die ganze Welt für Frankreich erobern! Er befolgte die Lehre einer vornehmen Dame, dahin lautend: „Suche verliebt zu sein in alle Frauen." Aber um dies zu können, muß man eine große Thätigkeit entwickeln; Octave war unermüdlich. Durch seine geistreiche Schönheit war er unwiderstehlich; stolz und spöttisch wie er ist, sagt er die gewagtesten Dinge in die schüchternsten Ohren. Er ist leidenschaftlich ohne Leidenschaft, närrisch ohne Narrheit und weise ohne Weisheit. Er hat seinen Larochefoucauld studirt, er nimmt ihn mit auf Reisen, er legt ihn unter's Kopfkissen, er schlägt darin nach wie in einem Dictionnaire. So glaubt er das Leben aus dem Grunde zu verstehen, und das „kleine Thier", das Herz, überwunden zu haben, aber es ist doch klüger wie Larochefoucauld und weiß bittere Rache zu nehmen an dem berechnendsten Verstande.

Auch der herzogliche Don Juan wird von dem Herzen mit

einer großen Liebe überrascht, die ihn indessen nicht hindert, alle Tage neben derselben eine kleine zu genießen, wie ein Bonbon vor der Mahlzeit. Er liebt eine reiche Erbin, seine Cousine, die ihn ebenfalls liebt, aber aus übertriebenem Zartgefühl nicht heiraten will, sondern ihn bereden möchte, daß er eines der Opfer seiner Don Juanerie durch seine Hand vor dem Traualtar wieder zu Ehren bringt. Er seinerseits ist nicht minder zartfühlend bei all seinem Leichtsinn und will die reiche Erbin nicht nehmen, weil er selbst arm ist und eigentlich eine Schwindelexistenz führt, ein Leben auf dem größten Fuß mit Rennpferden und Jagdschlössern, während er sich selbst den Herzog von Paslesou (ohne Sou) nennt. Ein Don Juan liebt jedoch das Geld gewiß ebenso wie die Frauen, und wird es niemals verschmähen. Endlich kommt es jedoch zur Verbindung der Liebenden und sie sind so lange glücklich, bis die junge Gattin in den Flitterwochen erfährt, daß Octave sich ein Stelldichein mit einer ihrer verheirateten vornehmen Freundinnen gegeben hat. Der Gemahl derselben benachrichtigt sie davon und beide Betrogene eilen nach Ems, wo sich die Verliebten treffen wollten. Octave ist so schlau, seiner ankommenden Gattin die Verdachtgründe auszureden und sie ruhig in seine Wohnung zu führen, die er eigentlich für seine verbrecherische Zusammenkunft mit einer Andern ausgeschmückt hatte. Indessen ist in demselben Gasthofe diese Andere verborgen und ihr Gemahl vermuthet sie bei Octave, er überfällt diesen in der Nacht, mit Pistolen bewaffnet, und tödtet unversehens dessen unschuldige Frau. Der Schuß trifft jedoch auch seine eigene schuldige, denn sie lauschte hinter der Tapetenwand, und wird von derselben Kugel im Gesicht so verwundet, daß ihre Schönheit sie wenigstens nicht wieder zur Sünde verleiten kann. Octave bestraft sich selbst für seine Donjuanerie, indem er sich erschießt an der Leiche seiner geliebten Frau. Diese Tragödie in Ems ist jedoch keine Sühne für die Unzahl seiner Sünden oder vielmehr der Versündigungen des Autors gegen die Moral und poetische Gerechtigkeit. Die Frivolität desselben ist um so abstoßender, als sich eine falsche Sentimentalität neben ihr breit macht und eine Ueberzartheit affectirt, wo nur die Rohheit herrscht. Die Verwirrung der Begriffe, die dadurch erzeugt wird, ist eigentlich schlimmer als eine nackte Darstellung der Sünde.

Um jedoch Gerechtigkeit gegen das Talent des Autors zu üben und nicht die Schuld auf uns zu laden, es den moralischen Bedenken geopfert zu haben, wollen wir hier einen Auszug folgen lassen, von einer genialen Dissertation über die Frauen der Halbwelt, die allerdings den Meister in diesem Fache bewährt.

Das Kapitel, jedenfalls das merkwürdigste in den vier Bänden, heißt „das Marmorfest" und enthält die Schilderung einer Abendgesellschaft, die ein Bildhauer giebt. Auf den Einladungskarten steht: „12 Uhr Nachts; die Statuen des Künstler-Gastgebers werden beleuchtet sein."

Derselbe wird Monjoyeux genannt und als ein verdorbenes Genie geschildert; er hat sich in allen Kunstfächern versucht, war Maler, Schauspieler, Bildhauer, Alles ohne etwas zu erreichen. Nachdem er eine Zeitlang verschwunden gewesen war, trat er plötzlich wieder in die große Welt, brachte sich eine schöne Frau mit und stellte wahre Meisterwerke von Marmor aus. Zu dem Fest sollten Letztere den hauptsächlichsten Schmuck herleihen. Er hatte alle seine Freunde eingeladen, von denen einige der vornehmen Welt angehörten, andere der Bühne, den Ateliers, dem Beamtenstande u. s. w. Die Männer waren zahlreich erschienen, aber die Frauen fehlten gänzlich; das laxe Paris ist also doch noch hierin streng, daß diese eine Gesellschaft von zweifelhaftem Zuschnitt fürchten. Um aber doch Damen zu dem Abendessen herbeizuschaffen, ladet Monjoyeux alle Fremden ein, die den Winter in Paris zubringen und sich einbilden, die gute Gesellschaft stände ihnen offen.

Nachdem die Gäste die Statuen gehörig bewundert haben, namentlich die Bildsäule der Tugend, der der Künstler die Züge seiner Gattin geliehen hat, setzen sie sich zu Tische und genießen die Meisterwerke der Küche, die unter Aufsicht derselben gestanden hat. Wir lassen hier die eigenen Worte des Autors folgen:

„An beiden Enden der Tafel tanzte der Geist lustig auf dem Tischtuche, die Heiterkeit warf gleichsam ein helleres Licht auf die Kristallgläser, die Blumen und die Früchte. Monjoyeux bemerkte, daß die Frauen immer mehr aussahen wie Bachantinnen und die Männer unwiderstehlich wurden, weil sie nicht mehr wußten, was sie sagten; er fand, daß es nöthig war, einen Toast auszubringen, um sich Gehör zu verschaffen. Er nahm sein volles Champagnerglas und hielt es seiner Nachbarin hin, indem er sagte, er würde gut reden, denn er würde die Frauen leben lassen. Still, der Bildhauer wird sprechen, hieß es, und alle Welt griff nach dem Glase und lauschte. Die malerische Redeweise des Bildhauers war bekannt, Niemand zweifelte an seiner Beredsamkeit, seinen neuen Ideen, seinen überraschenden Einfällen. Es war ein Glücksfall ihm zuhören zu können.

Monjoyeux war aufgestanden, das Glas in der Hand, mit heiterer Stirn und spöttischem Lächeln. Er schüttelte seine Mähnen wie ein Löwe, der auf seine Beute springen will, er warf einen sonderbaren Blick auf seine Frau, seine Bildsäulen und seine Gäste, dann begann er:

„Meine Herren und Damen, es lebe die Frau!"

Alle Männer standen auf, stießen an und tranken. Still, sagte eine Dame, man muß nicht trinken, sondern zuhören, man hat nicht oft die Gelegenheit, das Lob der Frauen zu hören.

„Wohlan, unterbrechen Sie mich nicht mehr. Ich brachte dies Glas auf das Wohl der Frau aus, weil sie das Alpha und Omega ist, das erste und das letzte Wort, die Hölle und der Himmel, das Gute und das Böse, der Sündenfall und die Erlösung.

Der Mann bewegt sich, die Frau leitet ihn; sie ist zugleich das Gute und das Böse, sie ist die vierte Kardinaltugend und die achte Todsünde. Sie ist ein gefallener Engel, der sich des Paradieses erinnert und für die Hölle arbeitet; Gott hat die Frau angefangen und der Teufel hat sie vollendet. Ueberall ist die Frau!

Im Olymp war der Gott des Denkens ein Gott, aber was wäre Apoll ohne die neun Musen, und eigentlich sind alle Frauen auch Musen. Die Muse der Leidenschaft, des Verbrechens, des Elends und des Heldenmuthes steckt in jeder weiblichen Seele.

Auserwählt oder verworfen, gefallen oder errettet, unser gemeinschaftliches Schicksal bindet uns an Eden oder an Bethlehem, und jede Frau ist entweder Eva oder Maria.

Der Himmel selbst würde Wärme und Licht verlieren ohne diese wirkliche Allgegenwart der Frauen.

Die Leier Apollos erzittert nur unter dem Hauche der fliehenden Daphne. Ohne Isis wäre Osiris nur die Hälfte eines Gottes; ohne Sita wäre Rama kaum ein Heros. Wenn Faust's Seele sich Mephisto's Händen entreißt, flieht sie von Welt zu Welt, umsonst durcheilt sie die Sterne, bis sie die Seele Gretchens findet, die gerettet ward durch die schmerzensreiche Mutter und selig geworden ist; so zieht sie Faust empor zum Ewig-Weiblichen.

Aber kehren wir auf die Erde zurück; die Frau herrscht nicht bloß auf den Gipfeln heiliger Höhen. Die ägyptische Maria und die heilige Therese haben ihre Schwestern hier unten. Seht Ihr die Heerschaar von Courtisanen aller Länder? es sind Göttinnen von Fleisch und Blut, die zu dem Festtage der Leidenschaft eilen.

Michel Angelo konnte seine Seele nur dadurch vor den Stürmen der Leidenschaft retten, daß er sich unter den Schutz seiner mystischen Freundin, der Marquise von Pescara, stellte. Um Andrea del Sarto zu verderben, genügte ein Wort seiner Geliebten.

Seit Eva, die nicht genug Liebe für Adam begte, und seit Potiphara, die zuviel für Joseph empfand, hängen alle Reiche und alle Männer von irgend einer Frau ab.

Das Abendland und das Morgenland werden um Helena erschüttert, dieser Wittwe von fünf Männern; Herkules wird von Omphale überwunden; Antonius von Cleopatra. Eurydice zieht den Orpheus in die Elysäischen Gefilde, Merlin wird von Vivianen vergiftet; Fastrade fesselt Karl den Großen an ihren Grabstein; Beatrice hebt Dante zu den blauen Pfaden des Himmels empor.

Es ist nicht Hiram, sondern Balkis, die den Tempel von Jerusalem erbaut, und die ehebrecherische Wittwe des Ninus errichtet die Thore Babylons. Die Buhlerin Rhodope sammelte die Steine zu den Pyramiden, und die Buhlerin Thais verbrannte den Königspalast zu Persepolis. Die Buhlerin Aspasia thronte unter den Weisen Griechenlands. Hersilie oder Veturie gebieten der Wuth der Krieger inne zu halten, aber die Pompadour, diese Marquise des Zufalls, warf ihren Pantoffel zum Zeichen des Kriegs in die Höhe und bewirkte, daß die europäischen Armeen sieben Jahre auf dem Schlachtfeld wachten.

Judith und Charlotte Corday tödteten Tyrannen, Johanna von Orleans trug die Lilienfahne in der Hand und rettete Frankreich. Gott läßt durch Besessene und Begeisterte ein Amt auf Erden verwalten.

Und du, Maria Stuart, und du blutige Maria von England und Elisabeth, die Vestalin des Abendlandes! und Catharine von Rußland, die über den König Voltaire geherrscht hat, und du Germaine von Staël, die Napoleon's Nächte beunruhigt hat, sagt an, welche geheime Macht hat Euch getrieben in diese Kämpfe, in denen Ihr so viel männliche Kühnheit und stolze Kraft bewiesen habt? Ah, Ihr wußtet es, ungestüme Seelen — das Scepter der menschlichen Dinge gehört dem, der weiß, was er will, und die Männer beugten sich vor Eurem Herrscherwillen.

Wer kann sich heute unterfangen, die Autokratie der Frauen zu leugnen? Wer so sehr Atheist sein könnte, dem müßte man noch Sappho auf ihrem Felsen, Paula de Viguir auf ihrem Balkon in Toulouse, Frau von Sevigné an ihrem Schreibtisch, und Madame Recamier in ihrem Salon nennen, um ihn zu überzeugen. Man könnte auch noch Madame Roland auf dem Schaffot und die La Vallière in ihrer Zelle anführen, oder die reizenden Bilder der französischen Geschichte, Henriette von England, die Herzogin von Longueville, Marie Touchet u. s. w.

Gottes letztes Wort war die Frau; er hatte Welten geschaffen, Adler, Löwen, dann den Mann und zuletzt die Frau. Er ruhte aus nach diesem Meisterstück.

Ich lasse die Frau leben — denn ohne die Frau, die ich die meinige nenne, würde ich nicht Bildhauer geworden sein, man würde mir noch immer vorwerfen, daß ich nichts könne und viel wolle, Dank dieser Frau habe ich den Marmor belebt. Es ist immer die Frau, welche Wunder thut.

Aber wo habe ich sie gefunden? in einem Hause, das sehr bekannt ist, — wer es nicht kennen sollte von Ihnen, meine Herren, der werfe den ersten Stein auf mich. — Ich sagte ihr, ich will zwar die Frau demüthigen, aber ich will sie auch rächen, ich will eine lebendige Satyre auf unsere Zeit schaffen. Ich will die Frau als Waffengefährtin mitnehmen zu dem Kampfe, den ich gegen die Gesellschaft beginne. Du sollst dein Handwerk nicht aufgeben, aber statt eines Louisdor's sollst du tausend verdienen. Ich werde dich theuer verkaufen und werde sagen, du sei'st meine Frau. Du wirst mir helfen, Geltung zu gewinnen als Bildhauer, als Politiker — Machiavell hatte keine solche Hilfe, er verstand es nicht, die Frau zu benutzen, deshalb mußte er Hungers sterben. Du wirst mir Bestellungen verschaffen auf meine Bildsäulen und Käufer für meine Staatsgeheimnisse. Wir werden die Tour durch Europa machen und reich werden. — Sie wollte mich umarmen, aber ich wies sie zurück; du wirst für Jedermann ein Weib sein, nur nicht für mich, sagte ich, und nun sehen Sie hier, meine Herren, sie ist wirklich weder meine Frau, noch meine Geliebte!"

Ein Schrei durchdrang den Saal, die junge Frau, die so gebrandmarkt war, fiel in Ohnmacht; sie hatte gehofft, Monjoyeux würde sie schonen und nicht nennen, nicht ihre ganze Schmach enthüllen.

„Was ist daran gelegen, eine Frau, die ohnmächtig wird, soll mich nicht zurückhalten, die Wahrheit zu sagen", fuhr er fort; „ihre Schönheit hat mir den Weg durch die ganze Welt geebnet. Ich ward der Freund der Fürsten, der Abgott der Hofleute. Niemand hat dieser Frau widerstanden. Ich habe Gold, Orden, Titel und Adelsdiplome durch sie erhalten; ich wurde ein berühmter Mann und Künstler, Alles durch die Schönheit dieser Frau — sie wird mir vergeben, daß ich sie im letzten Akte meiner Komödie in Scene gesetzt habe."

Alle Frauen standen jetzt auf, um den Saal zu verlassen, wo man ihrer Würde in dieser Weise in's Gesicht schlug, Monjoyeux hielt sie zurück. „Halt, noch der Schlußstein meiner Rede muß von Ihnen angehört werden." Er riß sich seine Orden ab und warf sie auf die Erde, er nahm einen Hammer und zerschlug seine Kunstwerke. „Ich will nichts behalten von diesem höllischen Handel, ich wollte nur dem Jahrhundert eine Ohrfeige geben, eine Courtisane war mein Werkzeug dabei. Ich nannte sie Frau Venus." . . . . .

Nach diesem empörenden Auftritt bleibt Don Juan Parisis mit der mißhandelten Kreatur allein und läßt sich ihre Jugendgeschichte erzählen, die noch krasser ist als alles Bisherige, und in der That geeignet wäre, in den Magdalenenstiften zur Rettung verwahrloster Frauen aufgezeichnet zu werden. Der Mädchenverkauf in Paris wird darin geschildert, dieser weiße Sklavenmarkt! Alle Abgesandten der inneren Mission sollten darauf ihr Augenmerk richten und Abhilfe schaffen; in jeder großen Stadt bestehen ja leider ähnliche höllische Anstalten.

Charakteristisch für den frivolen Ton des Romans ist es, daß der Held nach den haarsträubenden Erzählungen der unglücklichen Frau Venus eine Liebelei mit ihr anknüpft und sie veranlaßt, ihr entsetzliches Handwerk fortzusetzen, und das Alles, während er eine ideale Liebe im Herzen trägt. Daß ein Autor es für möglich hält, Interesse bei den Leserinnen für seinen Helden zu bewahren, ist eine sehr schlimme signatura temporis. Allerdings kann man wohl voraussetzen, daß die „Vornehmen Damen" nur für vornehme Männer geschrieben sind, und daß eine versteckte Satire auf die Verderbtheit derselben darin liegen soll. Jedenfalls wäre es rathsam, daß keine Frau, welche das

kanonische Alter noch nicht erreicht hat, mit diesen vornehmen Damen der schlechtesten Pariser Gesellschaft auch nur durch die Lectüre bekannt wird. F. v. H.

Nord-Amerika.

Laboulaye's Geschichte der Vereinigten Staaten.

Gemeinderecht in Amerika und in Frankreich.

Von der Uebersetzung der „Geschichte der Vereinigten Staaten" von Edouard Laboulaye*), über welches Werk schon einmal in diesen Blättern berichtet worden, ist soeben die zweite Lieferung erschienen, die den ersten Band abschließt und der ein Vorwort von Bluntschli beigegeben ist. Es enthält dieser erste Band die Geschichte der Kolonieen vor der Revolution, und neben dem Interesse, welches der Verf. der Gründung dieser einzelnen Gemeindewesen durch seine lebhafte und charakteristische Schilderung zu geben weiß, sind es besonders die allgemeinen Bemerkungen über den Charakter Neu-Englands, über Religion, Freiheitssinn, Gemeindeverfassung, Unterricht und Kriegsdienst, dann bei den Kolonieen des Südens die „Betrachtungen über die Sklaverei", was seiner Darstellung einen ganz besonderen Reiz verleiht. Derselbe wird noch dadurch erhöht, daß Laboulaye es sich ganz besonders zur Aufgabe macht, überall, wo der Stoff ihm Gelegenheit dazu bietet, eine Vergleichung der amerikanischen Zustände in Staat, Kirche, Schule, Gesellschaft und öffentlichem Leben herbeizuziehen mit denselben Verhältnissen, wie sie sich in England, in Frankreich und Deutschland gestaltet haben. Er läßt uns so im Spiegel der Geschichte der Vereinigten Staaten diejenigen der Hauptculturstaaten der alten Welt erkennen, und es leuchtet ein, daß ein solcher Rückblick ungemein belehrend ist, zumal wenn er uns durch einen so kenntnißreichen und geistvollen Geschichtsschreiber wie Laboulaye vermittelt wird. Ja, man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, Laboulaye habe die Geschichte Amerika's nur vorgetragen und geschrieben, um an ihr seinen Landsleuten einen Spiegel vorzuhalten, gleich wie Tacitus in seiner Germania den entarteten Römern ein Gemälde jugendlicher Volkskraft, Einfachheit und Sittenreinheit vorführte, um sie, wenn möglich, dadurch aus tiefem Falle aufzurichten. Einer solchen Art der Geschichtsschreibung drängen sich die Vergleiche in Menge und wie von selber auf, und wie geschickt und mit welcher Schärfe des Blickes dieselben von unserm Autor aufgestellt werden, davon liefern namentlich die Abschnitte, welche namentlich von dem „allgemeinen Charakter Neu-Englands" handeln, zahreiche Beweise. Hören wir z. B., was Laboulaye über das Prinzip der Centralisation in Frankreich gegenüber dem entgegengesetzten in der Verwaltung der Vereinigten Staaten bemerkt:

„Die Gemeinde (die amerikanische) hat in der Verwaltung ihrer Interessen unbedingte Freiheit, während ihr Recht in Frankreich äußerst beschränkt ist. Die amerikanische Gemeinde verkauft, kauft, leiht, führt Prozesse und schließt Verträge, ohne daß der Staat sich einmischt; mag sie sich bereichern oder zu Grunde richten, das ist ihre Sache. Oder einfacher gesprochen, bei uns steht die Gemeinde unter Vormundschaft des Staates; sie ist ein Minderjähriger, der behütet wird, oft freilich auf die ungeschickteste Weise und wie ein Kind, das man am Gehen hindert, damit es ja nicht falle. In Neu-England ist die Gemeinde mündig, Herrin ihrer Rechte und verantwortlich für ihre Handlungen. Sie hat alle Verantwortlichkeit und alle Vorrechte der Freiheit." — — „Unser Centralisirungssystem, welches das Leben vom Centrum nach den Enden führt, hat anerkannt sehr gewandte Vertheidiger und zählt eine noch größere Zahl geheimer Parteigänger; es schmeichelt unserer Nachlässigkeit ebenso, wie es den Ehrgeizigen und Theoretikern gefällt. Es ist ein vortreffliches System für die großen Interessen des Staates: Armee, Marine, Diplomatie... Napoleon hat es am Ausgange der Revolution gegründet... Napoleon betrachtete Frankreich als ein Kriegsheer, das er ganz in seiner Hand hatte, dem er durch seine Gedanken Leben gab und das er mit seinem Geiste erfüllte. Zwischen seinem Willen und der Ausführung gab es weder Hinderniß noch Widerstand; ein Befehl aus dem Cabinet des Kaisers mußte in ganz Frankreich ohne Zögern und Murren augenblicklich ausgeführt werden. Für einen Eroberer hat ein solches System seinen Werth. Die Einheit, die behende Ausführung, die Concentrirung aller Streitkräfte Frankreichs in der Hand eines Einzigen ist ein richtiges Vertheidigungs- oder Angriffsmittel. Man kann so eine ganze Nation einer Idee oder einer Leidenschaft dienstbar machen; man kann aus einem Lande den letzten Mann und den letzten Thaler herausziehen, aber das Alles ist keine Freiheit. Ein Heer kann wohl eingerichtet sein gleich einem Reiche, wie Rußland, aber niemals wie eine Republik. Die Autorität und das Commando kommt darin allein in Betracht, für die Freiheit giebt es da keine Stätte. In dem Heere bedingt die herrschende Gewalt das Wohl und die Stärke der Soldaten; in der Gesellschaft aber ist es die Tyrannei, was die Bürger niederdrückt und lähmt.

„Seit der Verfassung von 1814 sah man ein, daß man bei einer neuen Ordnung der Gesellschaft und der Regierung der Freiheit einen größeren Antheil gewähren müsse; aber die Centralisirung ist ein so bequemes Werkzeug für die Macht, und die lange in Unmündigkeit gehaltenen Gemeinden haben dermaßen die Kenntniß von ihren eigenen Interessen und den wahren Freiheitssinn verloren, daß man Freiheit der Gemeinden immer nur sehr spärlich und ungern gewährt hat. Der Staat hat mehr oder weniger diese Vormundschaft, welche der Gemeinde das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit nimmt, noch immer in Händen, und doch ist dieses Gefühl die erste Bedingung der Freiheit und die einzige Bürgschaft für den rechten Gebrauch und eine wohlthätige Wirkung derselben.

„Ohne Zweifel hat man mit der unvermeidlichen Befreiung einen Anfang gemacht und besonders seit 1830 sind wir im Fortschritt begriffen; aber einerseits schrak man vor der vollständigen Emancipirung der Gemeindebehörden zurück; andererseits geizte man mit dem Wahlrechte, während man alle Ursache gehabt hätte, es so allgemein als möglich einzuführen. In Folge dieser Politik ist die Nation ihren eigenen Angelegenheiten fremd geblieben, und heute, wo das allgemeine Stimmrecht aus allen Franzosen Bürger macht, fehlt es im höchsten Grade an jener politischen Erziehung, welche das selbständige Leben in der Gemeinde allein geben kann. — — Wie kann man bei einer strengen Verwaltung, die nur zu sehr aufgelegt ist, sich mit Dingen abzugeben, die ihr fremd bleiben sollten, bei einer Centralisirung, die die Gemeinde-Interessen und die Gemeinde-Rechte den Büreaus in die Hände legt, die mithin der Gemeinde alle Ver-

*) Heidelberg, Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung.

antwortlichkeit, alle Thätigkeit und alles Leben raubt, ein freies Volk haben? Das wäre eine Selbsttäuschung. Auf diese vom Despotismus aufgerichtete Pyramide kann man unmöglich noch die Freiheit bauen.

„Die Amerikaner haben umgekehrt die Freiheit zur Grundlage ihres Gebäudes gemacht; dafür kann aber auch ihre Regierungs nichts Anderes sein, als eine Demokratie. Wie sollte die Tyrannei in einem Lande aufkommen können, wo der geringste Bürger ein unmittelbares und tägliches Interesse an der Aufrechterhaltung der öffentlichen Freiheiten hat; denn diese Freiheit ist für ihn nicht das Recht, Abgeordnete, welche er kaum kennt, und die Gesetze machen werden, die ihn nicht kümmern, in die Hauptstadt zu schicken; für ihn ist die Freiheit auch der Bau einer Straße, welche an seinem Gute vorbeiführt, der Brückenbau, der ihm möglich macht, jederzeit zu Markte zu gehen, der Bau der Schule, in welcher er seine Kinder erzieht; kurz, sie ist ein Recht, welches ihm eben so nahe geht, wie seine Privatrechte. Wie soll man das Bedürfniß und die Leidenschaft der Freiheit einem solchen Menschen aus der Seele reißen; er hängt an seinen bürgerlichen Vorrechten ebenso fest, wie unsere Bauern an ihrem Grundbesitz." (S. 224 ff.)

Und liegt denn die Anwendung dieser und ähnlicher Betrachtungen auf unsere deutschen Verhältnisse so fern? Sagt doch Bluntschli in seinem Vorworte mit Recht: „Für uns Deutsche ist die amerikanische Staatenbildung überaus lehrreich. Die Staatsmänner der Union haben zuerst das große Problem gelöst, eines einheitlichen Gesammtstaats, einer wahren staatlichen Union einerseits, welche dem ganzen Volke nationale Organe seiner Gesetzgebung, Regierung und Rechtspflege gewährt, und andererseits freier autonomischer, auch wieder als Staaten organisirter Theile."

So glauben wir denn, das Werk Laboulaye's auch unserem Volke nicht oft und dringend genug empfehlen zu können, und wir thun dies zum Schlusse mit Bluntschli's Worten: „Es giebt kein Werk, welches in so klarer und lehrreicher Weise diese geschichtliche Kenntniß (der amerikanischen Zustände) vermittelt, als die Geschichte, welche Laboulaye in der Form von Vorträgen in dem Collége de France dargestellt hat. Ich habe schon seit Jahren den Wunsch gehabt, daß dieses ausgezeichnete Werk dem deutschen Publikum durch eine deutsche Uebersetzung zugänglicher gemacht werde. Dieser Wunsch ist nun erfüllt."

Orient.

Morgenländische Studien*).

Wenn es zuerst Befremden erregt, daß der Jahresbericht d. D. Morg. G. mehrere Jahre hinter der Zeit herläuft, so muß man doch auf der andern Seite anerkennen, daß diese Arbeit deutschen Fleißes an Vollständigkeit des Stoffes, an klarer, durchsichtiger Anordnung und Sicherheit der Darstellung die anderen Arbeiten dieser Art hinter sich läßt. Es umfaßt dieser Jahresbericht nicht weniger als 1926 Nummern, von denen eine jede einer größeren oder kleineren, einer kritischen oder mehr sammelnden Arbeit gewidmet ist. Nachdem der Bericht in dankbarer Anerkennung der geschiedenen Kämpfer auf dieser Arena des Geistes gedacht, geht er zu den mehr allgemeinen Culturfragen des Orients über. Er bespricht die Leistungen der Sprachwissenschaft und Schriftlehre; die allgemeine Mythologie, die Missionen und die neuere Culturgeschichte des Ostens, wie solche die Reisewerke besonders darstellen. Er zeigt, wie der Orient durch die Fortschritte der Civilisation allmählich dem Westen näher gerückt worden. Erst nach diesen mehr allgemeinen Schilderungen wird der speciellen Arbeiten über die Cultur und Literatur der einzelnen Völker gedacht und eine geistige Weltwanderung angetreten, die von China und Japan beginnt, dann in dem für die Culturgeschichte der Welt so wichtigen Indien einige Zeit verweilt und hier die großen Arbeiten der Indologen schildert. Darauf geht der Zug weiter nach Persien, dem Lande, in welchem sich indogermanische und semitische Culturelemente mischten, zu den Semiten. Die gewaltigen Unterschiede, welche in Hinsicht der Wohnsitze, der Sprachbildung in der subjektiven, semitischen und der mehr objektiven, indogermanischen Geistesbildung obwalten, werden immer mehr hervortreten und zeigen, wie sich die Semiten und Indogermanen von einander sondern, wie die semitische Geistesbildung in der Religion ihre Krone findet, die indogermanische dagegen in der Philosophie gipfelt, beide Geistesrichtungen aber in einem großen Gesammtbild als die Träger der Bildung im Alterthum hervortreten.

Von den Keilschriften Babylons richten wir uns zu dem uralten Culturstiz und der Hauptheimat des Semitismus, Palästina; von da wenden wir uns nach Syrien und haben dann in dem weiten Schriftthum der Araber eine ganze Zeit zu verweilen. Die Dichtung, Geographie und Geschichte, die Religionsentwickelung im Koran und dessen Exegesen, die Arbeiten über das Leben des Religionsstifters werden vorgeführt und von der Philosophie der Araber wird in kurzen Zügen Zeugniß gegeben. Vielleicht ist es gestattet, hier einen kurzen Augenblick Halt zu machen. Die Philosophie kam den Arabern in der Weise von den Griechen zu, wie wir sie in der eklektischen Schule vorfinden: Platonische und Aristotelische Elemente friedlich nebeneinander. Es entwickeln sich nun in Hinsicht der Weltanschauung folgende Stufen: a) die naive Weltanschauung des Koran: Gott hat die Welt für den Menschen gemacht; b) die erste philosophische Anschauung von der Welt als einem organisch geordneten Ganzen: der Mensch nimmt in den Reihen der Geschaffenen doch eben nur eine Stufe, und zwar die Stufe zwischen den nur leiblichen Wesen, den Thieren, und den geistigen Wesen ein. Bei diesem Standpunkt wird der persönliche allmächtige Gott und ebenso die Persönlichkeit im Menschen festgehalten; Gott leitet die Welt, so fern er die Gesetze der Ordnung und Reihung gab; also die Aufklärer von Basra. c) Die Versenkung des Ichs in den Allgott, der volle Pantheismus, Rückkehr des geistigen und leiblichen Atoms zur Allheit; Vergötterung der Allheit in Materie und Geist, Vernichtung der Persönlichkeit in Gott und Mensch; also al Ghazzali.

a) Theologisch, b) Philosophisch-Theologisch, c) Neoplatonisch-Pantheistisch, d. i. Sufisch*).

Ist zwischen den Dreien nicht ein enger Zusammenhang der Culturentwickelung, eine Klimax, die leider zur Einseitigkeit führte?

Wir stimmen daher nicht mit R. Gosche darin überein, daß

*) Wissenschaftlicher Jahresbericht über die morgenländischen Studien 1859—61. Von Dr. R. Gosche, ord. Professor in Halle. Leipzig, Brockhaus, 1868.

*) Wir gewinnen also folgende Figuren:
1. a) Gott, b) Mensch, c) Welt.
2. a) Gott, b) Welt mit Mensch.
3. Allwelt mit Allgott, das Geistige materiell gedacht.

er den Aufklärern von Basra nicht eine Hauptrolle in der geistigen Entwickelung der Araber zutheit.*)

Von Arabien, dem Gränzland Asiens, werden wir dann von Dr. Gosche in das alte Culturland Afrikas, Aegypten, geführt; wir staunen die beschriebenen Kolosse und Papyrusrollen und den Fortschritt, den ihre Entzifferung gemacht hat, an; dann gehen wir nach Abessinien, jedoch nur in friedlicher Weise, und wandern von da in die nordafrikanischen Küstenländer. Ueberall folgen wir schweigend und bewundernd den aufgedeckten Spuren der hehren Gestalt der Bildung, wenn auch nur scheu und leicht hier und da ihr Fuß eine kaum bemerkbare Spur hinterließ. Die Wissenschaft wird dem Prof. R. Gosche für die Vielseitigkeit und den Umfang dieses geistreichen und von neuen Ideen vollen Berichts aufrichtigen Dank zollen. F. D.

Grönland.

Nordpol-Sagen der Grönländer und Eskimo's.

III.

Vom grönländischen Blaubart.

Es wird erzählt, daß Igimarasugsuk mehreremale Wittwer wurde und sich stets auf's Neue verheiratete. Aber Keiner wußte, daß er jedesmal sein Weib und seine kleinen Kinder tödtete, und erst zuletzt vermählte er sich mit einer Jungfrau, die einen jüngeren Bruder und viele Angehörige hatte. Einmal kam er von der Rennthierjagd nachhause, und als er eintrat, sagte er zu seinem Schwager: „Hole mir meine Axt, die unter den Bootsstützen**) liegt.“ Darauf folgte er ihm nach. Als das Weib den Bruder schreien hörte, guckte sie hinaus und sah den Mann ihn verfolgen und kurz darauf ihn in den Kopf hauen und dadurch tödten. Darauf gebot er dem Weibe, den Erschlagenen zu kochen, und als er gekocht war, machte er sich daran, ihn zu essen, und reichte dem Weibe einen Unterarm und befahl ihr davon mitzuessen. Sie aber that nur so, als ob sie aß, und verbarg ihn unter der Asche. Darauf sagte er: „Mir scheint es, als ob Du weinst?“ Aber sie antwortete: „Nein, ich weine nicht, ich bin nur so furchtsam.“

Da er nun den Bruder verzehrt hatte, machte er sich dabei, sein Weib fett zu machen, und er befahl ihr nur Rennthiertalg zu speisen und aus einer Muschelschale zu trinken. Zuletzt wurde sie so fett, daß sie nicht mehr gehen konnte. Einmal ging er hinaus, verschloß den Eingang des Zeltes***) und schnürte die Häute vor demselben gut zusammen; da er aber lange fortblieb, nahm sie ihr Messer und ließ sich auf den Fußboden niederfallen und zu der Oeffnung hinrollen. Zuletzt glückte es ihr, sich über die Thürschwelle zu arbeiten, und als sie in das Vorzelt kam, durchschnitt sie die Verschnürung mit ihrem Messer; darauf kroch sie hinaus und ließ sich zu einem schmutzigen Wasserpfuhl herabrollen, den trank sie aus und fühlte sich dann so leicht, daß sie sich aufrichten konnte. Dann ging sie wieder in das Zelt hinein, stopfte ihren Pelz aus und legte ihn mit dem Rücken nach Außen auf die Pritsche, schnürte das Zelt wieder gut zu und ging ihres Weges; aber da sie erwartete, daß er ihr bald nachkommen würde, ging sie hin zu einem großen Stück Treibholz, hexte darüber und sang: „Kissugsuak Pengersuak Ja, Arape—kupe—sipe—sipe—sisaria.“ Darauf öffnete es sich in der Mitte, und sie kroch hinein, indem sie wieder sang: „Kissugsuak Pengersuak Ja, Arape—mame—mame—mame—sisaria.“ Darauf schloß es sich wieder zusammen und sie merkte, daß es ganz finster war. Inzwischen hörte sie den Mann kommen, er war nämlich zum Zelte gekommen, und da er den ausgestopften Pelz daliegen sah, stach er mit seinem Speer hinein, da er aber entdeckte, daß es nur der ausgestopfte Pelz war, lief er dem Weibe nach und folgte ihrer Spur bis zu dem Treibholze; da konnte sie ihn sagen hören: „Es ist Schade, daß ich sie so lange aufbewahrte, es ist Schade, daß ich so lange damit zögerte, sie zu tödten, ach ich armer Mann!“ Darauf hörte sie ihn gehen und wieder kommen, da aber ihre Spur dort endete, ging er zuletzt seines Weges. Darauf sagte sie wieder: „Kissugsuak, Pengersuak, Ja, Arape—kupe,—sipe—sipe—sisaria.“ Sogleich öffnete das Holz sich wieder, sie trat hinaus und lief weiter, da sie aber fürchtete, daß er sie erreichen würde, kroch sie in eine Fuchshöhle hinein. Als ihre Spur dort endete, hörte sie ihn mit den Händen in der Erde graben, aber er wurde bald müde und ging seines Weges, kam darauf wieder und rief: „Es war Schade, daß ich sie so lange aufbewahrte, ach ich armer Mann!“

Als er fort war, ging sie wieder weiter, aber da sie sich noch immer vor ihm fürchtete, kroch sie hinter einige Büsche. Wieder hörte sie ihn kommen und sagen: „Es war Schade, daß ich sie so lange aufbewahrt habe, ach ich armer Mann,“ worauf er fortging, diesmal aber wieder kam, indem er sagte: „Hier endet ihre Spur.“ Als er aber wieder gegangen war, lief sie weiter und glaubte nun endlich Menschen erreichen zu können, bevor er wieder käme. Zuletzt sah sie einige Leute, die umhergingen und Beeren pflückten, und da sie vor ihr fliehen wollten, rief sie: „Ich bin Igimarasugsuk's Weib.“ Darauf kamen sie zu ihr, ergriffen sie bei der Hand und führten sie wieder heim. Als sie dort angekommen war, sagte sie: „Igimarasugsuk, der seine Weiber aß, hat seinen Schwager gegessen; wenn er wirklich nach mir trachtet, wird er auch kommen, er hält sehr viel von Unterhaltung, darum müßt ihr ordentlich höflich sein.“ Bald darauf kam er auch, aber sie verbarg sich hinter den Zelthäuten. Sie gingen hinaus, um ihn gut aufzunehmen, und fragten: „Deine Leute zu Hause befinden sich wohl?“ — „Ja, recht wohl.“ — Aber das Weib paßte auf aus ihrem Schlupfwinkel durch ein Guckloch. Da er nun hereingekommen war, setzten sie ihm zuerst Essen vor, und darauf gab ihm Einer eine Trommel und sagte: „Laß uns jetzt Etwas von Dir hören.“ Er griff auch richtig nach der Trommel, gab sie aber darauf wieder zurück, indem er sagte: „Ihr solltet lieber etwas von Euch hören lassen.“ Darauf ergriff einer von den Männern die Trommel und sang: „Igimarasugsuk der Schlimme, der seine Frauen fraß!“ — Bei diesen Worten erröthete Igimarasugsuk bis auf die Brust herab. Aber da er dabei blieb und fortfuhr: „Und sie mußte ihres Bruders Arm essen, sie hat uns das erzählt“; — da trat das Weib vor und sagte: „Nein, ich

*) Vgl. pag. 261 des Jahresberichts. Dieterici, Naturanschauung und Naturphilosophie, die Propaedeutik, und die Logik und Psychologie der Araber. Ghazzali's Leben und Werke, von R. Gosche.

**) Die Bootsstützen sind stehen bleibende Holzpfähle, oder aufgerichtete Steinstützen von solcher Höhe, daß das Boot darauf gelegt werden kann, um im Winter nicht unterm Schnee begraben zu werden.

***) Die Zelte werden vom April bis September als Sommerwohnungen benutzt. Sie sind aus Stangen gebildet, die schräg kegelförmig aufgestellt werden, mit einer Oeffnung an der einen Seite, und über die ein Bezug, die Außenhäute und die Innenhäute, gedeckt wird. Ein Vorhang oder durchscheinender Teppich, aus Darmhäuten genäht, bildet die Thür des Zeltes und trennt es vom Vorzelt, einem die Vorstube bildenden halbbedeckten Raume.

habe ihn nicht gegessen, ich habe ihn unter der Asche verborgen." Darauf ergriffen sie ihn und hielten ihn fest, während das Weib ihn durchstach, indem sie sagte: „Denke daran, wie Du in meinen ausgestopften Pelz stachst."

Von diesem ziemlich nichtssagenden Kindermärchen sind vier Abschriften vorhanden, nämlich zwei in Kragh's Sammlung, eine aus Labrador und eine von Daniel Möller, und scheint es recht allgemein zu sein. Von diesen ist jedoch die labrador'sche sehr abgekürzt und abweichend, da aber auch darin von einem Manne erzählt wird, der seine Kinder fraß und dessen Weib ihren Pelz ausstopfte und zu Anderen flüchtete, bei denen der Mann sie aufsuchte, aber auf ihre Veranlassung getödtet wurde, so ist die Geschichte offenbar dieselbe. — Kissugssuak, Pengerssuak, Ja, Arape u. s. w. sind Zauberformeln, in denen theilweise die Worte selbst oder deren Endungen keine Bedeutung haben, sowie sie ja auch in den Märchen in anderen Sprachen gefunden werden. Uebrigens sind die hier erwähnten sehr bekannt und werden überall von den Kindern in Grönland gesungen. Die beiden ersten Worte bedeuten eine Art Treibholz; kupivak und sipivak bedeuten: reißen, spalten, sich öffnen; mammipok sich schließen, heilen.

Kleine literarische Revue.

— **Ein echter Rafael in Berlin.***) Die Geschichte eines unter dem Namen „Alba-Madonna" bekannten Madonnenbildes, welches seit dem J. 1821 im Besitze des Grafen von Lottum in Berlin ist und von dem es eine Wiederholung, die bisher als das Urbild galt, in der Gemäldegalerie der Eremitage von St. Petersburg giebt, bildet den Stoff der vorliegenden, jedenfalls sehr anziehenden, kunstgeschichtlichen Notiz. Das in Berlin befindliche Bild hatte Graf Lottum in Neapel erworben; es wurde früher für eine von Penni, einem Schüler Rafael's, gemalte Copie des von Desnoyers gestochenen, unter dem Namen „La vierge de la maison d'Albe" bekannten Gemäldes des großen Meisters gehalten. Herr Robert Bußler sucht jedoch, gestützt auf die allerdings lang zurückgehaltenen, jedoch endlich gemachten Zugeständnisse Jahn's und Waagen's, nachzuweisen, daß die Berliner Madonna, die seit ihrer vor kurzem bewirkten, schwierigen Restaurirung ein neues Auferstehungsfest gefeiert, keine bloße Copie, sondern das von Rafael gemalte Urbild sei, wogegen nun das rivalisirende Kunstwerk der Eremitage, das einstmals von Kaiser Nikolaus für den Preis von 14,000 Pfd. Sterl. angekauft worden, seine begründeteren Ansprüche geltend machen mag.

— **Osterwald's Griechische Sagen.****) Die erste Abtheilung: Sophokles-Erzählungen, liegt uns in drei Bändchen vor, und können wir dieselben als eine angenehme und nützliche Lectüre für die Jugend, besonders für die Schüler der mittleren Klassen unserer Gymnasien, empfehlen. „Wenn die Schüler", äußert sich der Verfasser in dem Vorworte, „so weit es ihr geistiger Gesichtskreis gestattet, schon von Quarta ab mit dem Inhalt und Gang der Tragödien bekannt gemacht werden, so wird es ihnen später, wenn sie die Tragödien selbst lesen sollen, von nicht geringem Nutzen sein.... Sie werden sich bald und ungetheilt der schönen Form hingeben, die hier, wenn irgendwo, selbst Inhalt ist, und die auch nur annähernd verstehen oder doch mit empfänglichem Sinne nachfühlen zu können, eines der erhebendsten Güter ist, mit welchen der Jüngling von der Schule in's Leben entlassen werden kann. Denn er hat darin die trefflichste Aegide gegen die Gefahren der Gemeinheit, die ihm drohen." — Der Verfasser hat die Absicht, in ähnlicher Art auch Erzählungen aus des Aeschylus und Euripides Tragödien zu bearbeiten.

Wir verbinden mit der Anzeige des Osterwald'schen Buches die eines ähnlichen, für den Unterricht in den unteren Klassen bestimmten Büchleins: Griechische, römische und deutsche Sagen von Dr. Gustav Scholz*).

— **L. Grangier's Geschichte der französischen Literatur.****) Dieses Handbuch wurde von dem damals (1853) in Deutschland lebenden Verfasser ausdrücklich zum Gebrauch in außerfranzösischen Lehranstalten geschrieben. Der Verfasser hatte durch seine Lehrthätigkeit in Deutschland die Erfahrung gemacht, daß man hier, wo man dem Unterrichte in der französischen Literatur-Geschichte nur eine sekundäre Wichtigkeit beilegt, eine vor Allem kurzgefaßte und übersichtliche Bearbeitung dieser Geschichte brauche. Er fand in der gesammten heimatlichen Literatur keine solche Bearbeitung, und so entschloß er sich, selbst den Versuch zur Ausfüllung der Lücke zu machen. Wir können ihn darum nur beglückwünschen. Bei sorgfältiger Durchsicht der dritten Auflage seiner Arbeit sind wir überrascht worden von der Fülle von Stoff, der in einem so geringen Raume — das Buch zählt etwa 300 Seiten in 8. — zusammengedrängt sich findet, und von der Uebersichtlichkeit, mit welcher er geordnet ist. Vom Ursprunge der Literatur, d. h. vom Ursprunge der französischen Sprache und der französischen Nation an bis auf unsere Tage — ein langer Weg! Auf diesem Wege ist nicht nur jeder Name von irgendwie hervortretendem literarischen Klange berücksichtigt, sondern auch der Entwickelung der französischen Sprache besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Aus dem älteren Mittelalter, das ja für die Entwickelung von Sprache und Literatur vorzugsweise wichtig ist, und dem der Verfasser deshalb in der dritten Auflage eine ziemlich breite Behandlung angedeihen ließ, finden wir überall sprachliche Musterstücke eingefügt, die für das Verständniß der Orthographie ungemein instruktiv sind. Die Nothwendigkeit, bündig zu schreiben, hat den Verf. nicht abgehalten, manche interessante Spezialnotiz über Dichter und literarische Werke einfließen zu lassen. Eine lobenswerthe Einrichtung ist die Ausdehnung der Geschichte auf die Kanzel-, Katheder-, gerichtliche und parlamentarische Beredtsamkeit. Das Werk ist durchaus empfehlenswerth.

---

*) Die Alba-Madonna. Kunstgeschichtliche Notiz von Robert Bußler. Berlin, R. v. Decker, 1868.

**) Griechische Sagen als Vorschule zum Studium der Tragiker für die Jugend bearbeitet von K. W. Osterwald, Professor u. Director des Gymnasiums zu Mühlhausen. Mühlhausen in Thüringen, Heinrichshofen'sche Buchhandlung, 1867.

*) Zweite Auflage. Iserlohn, Druck und Verlag von J. Bädeker, 1868.

**) Histoire abrégée élémentaire de la Litterature française par Louis Grangier. Ouvrage rédigé d'après les meilleurs critiques et destiné tant aux gens du monde qu'aux maisons d'éducation des deux sexes. Troisième édition, revue et augmentée. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1868.

— „**Jerusalem.** Gegenwärtiges und Vergangenes von A. Graf Wartensleben"*). Neben die wissenschaftliche Forschung über das Alterthum des Orients tritt heutzutage das Interesse der Gegenwart, der heutigen Bilder des Ostens. Immer zahlreicher werden die Wasser- und Landpfade durchstrichen, welche uns von Asien, der Wiege der Menschheit, trennen. Der Handel treibt rastlos die Schiffe hin und her, einen Austausch der Produkte zu begründen, aber vielfach richten auch Reisende ihren Fuß gen Osten, die alten Bilder, wie sie aus der hl. Schrift uns vorschweben, neu zu beleben. Das Buch eines solchen Wanderers liegt uns vor. A. Graf Wartensleben gehört dem Orden der Johanniter an und suchte als ein solcher die alte Heimat und die erste Culturstätte dieser Gemeinschaft, Jerusalem, auf. Sein kleines interessantes Buch gewährt zunächst ein Bild des jetzigen Jerusalem und führt uns treu und sicher durch alle Straßen und zu allen interessanten Punkten dieser Stadt; die Wege, welche er uns führt, sind umsichtig gewählt und durch eine Karte, Jerusalem aus der Vogelschau, uns deutlich vorgelegt. Dann giebt er im zweiten Abschnitt eine kurzgefaßte Geschichte der hl. Stadt und ruft in sieben Perioden die vielfachen Schicksale dieser wunderbaren Stadt uns ins Gedächtniß zurück. Wir halten das für einen besonders guten Griff, da durch einen solchen Abriß der Geschichte sich die Denkmäler einer so alten Culturstätte recht beleben**) und ist deshalb dies Werkchen allen Reisenden, sowie denen, die sich für den heutigen Orient interessiren, sehr zu empfehlen. F. D.

— **Deutsche Sensations-Literatur.** Eine der schönsten Blüten der Gesittung unseres Jahrhunderts sind die Bestrebungen, die Rechtspflege immer milder und menschlicher zu machen, in der über den Verbrecher verhängten Strafe den Zweck der Besserung als oberstes Prinzip hinzustellen und folgerichtig für die Aufhebung der jede Besserung von vornherein ausschließenden Todesstrafe zu wirken. Es ist dies ein edler, der höchsten Anstrengungen werther Kampf, und die Männer, welche ihn aufgenommen haben und kräftig und muthig durchführen, verdienen die höchste Anerkennung, den wärmsten Dank jedes Menschenfreundes. Je edler und humaner eine Sache aber ist, um desto unangenehmer berührt es, wenn sie zum Aushängeschild genommen wird für Dinge, die mit ihr in gar keinem oder doch in einem nur sehr losen Zusammenhange stehen. Dies scheint uns der Fall zu sein bei einem uns unter dem pomphaften Titel „Opfer mangelhafter Justiz, Galerie der interessantesten Justizmorde aller Völker und Zeiten"***) vorliegendem Buche. Dasselbe ist in einem Styl geschrieben, der an die Geschichten der Spieß und Cramer früherer Zeit erinnert, und macht keineswegs den Eindruck, für das gebildete Publikum bestimmt zu sein; und doch müßte es sich vorzugsweise an dieses wenden, wenn es wirklich, wie der Verfasser, Herr Dr. Löffler, in seiner Vorrede angiebt, den Zweck hätte, mitzuwirken bei den Bestrebungen für Abschaffung der Todesstrafe und Verbesserung der Rechtspflege; uns scheint aber die ganze Sache, gelinde geurtheilt, nichts weiter zu sein, als literarische Sensationsmacherei.

In einigen Fällen, wie z. B. beim „Mord in der Brüderstraße" (1731), hat es wirklich den Anschein, als wolle der Verf. dem von ihm angegebenen Zweck dienen, denn er führt den thatsächlichen Beweis eines begangenen Justizmordes, und wir erkennen gern das Verdienstliche dieser Arbeit an, lassen auch dieses Urtheil da gelten, wo noch in der zwölften Stunde die Unschuld der Angeklagten durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen entdeckt und der Justizmord ohne das Verdienst der Richter verhindert wird. Bei einer dieser Erzählungen, „die Reshtons", hätten freilich die Richter die Allwissenheit Gottes haben müssen, wenn sie ein anderes Urtheil fällen gesollt. Nach unserem Gefühl hätte der Verfasser auch das gute Ende der schrecklichen Geschichte nicht so breit ausmalen sollen, denn es ist und bleibt doch eine grobe Unsittlichkeit, wenn ein Sohn Diejenige, welche seiner Mutter, wenn auch unwissend und unschuldig, den Gifttrank gereicht, zum Altare führt und lange und glücklich mit ihr lebt. Ebenso wunderlich ist es freilich auch, wenn Herr Löffler bei einer andern Gelegenheit einen Menschen, der unzählige Diebstähle verübt hat, für den kein Gefängniß, kein Schloß zu fest ist, in seinem Mitleid über das über ihn verhängte, auch von uns als barbarisch verabscheute Todesurtheil einen „harmlosen, gutmüthigen Dieb" nennt. Dagegen erscheint es uns sehr bedenklich, daß der Verfasser in einigen Fällen, wie z. B. beim „Tischlermeister Alm", die Behauptung eines ungerechten Urtheils aufstellt, ohne dafür ganz bestimmte Beweise vorbringen zu können; dergleichen ist doch mehr als gewagt, und nicht minder müssen wir es beklagen, daß er sich verleiten läßt, auf ein nicht ganz zweifelloses Zeugniß hin den Namen eines im Grabe ruhenden Ehrenmannes zu verunglimpfen.

Wir verübeln es nun dem Verfasser keinen Augenblick, wenn er nicht zwei, sondern zehn Bände mit Mordgeschichten, Hexenprozessen und anderem Graus füllt, glauben auch, er werde ein breites Publikum dafür finden, möchten ihm aber rathen, sie nicht unter der Firma der Humanität in die Welt zu schicken, sondern als das, was sie in Wirklichkeit sind — Sensations-Literatur.

Literarischer Sprechsaal.

Es wird jetzt ernstlich daran gedacht, an den beiden mittelalterlichen Universitäten Englands, in Cambridge und Oxford, auch weibliche Studirende zuzulassen. Bekanntlich wird man an diesen alten Hochschulen dadurch inscribirt, daß man sich in einem der Colleges, welche im Grunde genommen nichts als große Schul-Hotels sind, deren Jedes unter der Leitung eines Master of Arts sich befindet, als Genosse aufnehmen läßt, wobei gewisse wissenschaftliche Zeugnisse vorzulegen sind. Nun hat die Orts-Examinations-Behörde von Cambridge bereits mehrfach Damen zu ihren Prüfungen zugelassen und ihnen Maturitäts-Zeugnisse ertheilt. Es kömmt also jetzt nur noch darauf an, daß ein Master of Arts ein neues College herstellt, dessen innere Einrichtung er durch seine Gattin leiten läßt, welche nur Damen aufnimmt, die mit wissenschaftlichen Prüfungszeugnissen versehen sind. Ein Reverend Ilewelyn Davies macht im neuesten Hefte des Victoria-Magazine Vorschläge in dieser Beziehung, wonach in das Ladies-College von Cambridge Damen im Alter von siebzehn Jahren und darüber aufgenommen werden, einen Studien-Cursus von drei Jahren dort durchzumachen haben und demnächst alle Universitätsgrade sollen erlangen können. Die Professoren und Lehrer an diesem College brauchen nicht ausschließlich

*) Berlin, Barthol u. Co., 1868.

**) Eine Karte von Palästina und der Stadt Jerusalem ist eine sehr dankenswerthe Zugabe dieses Buches.

***) Jena, Hermann Costenoble, 1868.

Frauen zu sein, doch müssen die darin wohnenden, denen die häusliche Aufsicht und Disciplin übertragen ist, dem weiblichen Geschlecht angehören. Auch an einem Professor der Theologie soll es an diesem College nicht fehlen. Der Gottesdienst der Anstalt findet nach anglikanischem Ritus statt, doch soll keine der Studirenden gezwungen sein, sich daran zu betheiligen. Oxford und Cambridge sind vor einigen Jahren bereits mit der Abschaffung der mittelalterlichen Universitäts-Eide, die nur von Anglikanern geleistet werden konnten, vorangeschritten, so daß in Folge dessen auch Dissenters, Katholiken und Juden als Studirende dort zugelassen werden. Gegenwärtig soll sich nun auch die Zulassung von Frauen daranreihen, womit dem großen Bestreben unserer Zeit, dem weiblichen Geschlecht eine würdigere, humane Stellung in der Welt zu verleihen, eine gewiß folgenreiche Concession gemacht wird.

Man weiß, daß Garibaldi seine augenblickliche Zurückgezogenheit auf Caprera zu schriftstellerischen Arbeiten benutzt. Eine Frucht derselben wird nächstens unter dem Titel „Roma militante", Dichtung und Wahrheit in Italien, erscheinen; eine deutsche Uebersetzung, von Garibaldi selber veranlaßt, wird mit dem Original gleichzeitig oder doch bald darauf das Licht der Welt erblicken. Ein Freund, der Gelegenheit hatte, das Manuscript zu lesen, theilt uns Folgendes darüber mit.

Der erste Theil ist ein Roman, der in Italien spielt und hauptsächlich die tiefe Verworfenheit des römischen Klerus zum Gegenstande hat. Garibaldi's ganzer leidenschaftlicher Haß gegen ihn spricht sich darin aus. — Der zweite Theil enthält die Schilderung der Vorgänge im vorigen Herbste, der Schlacht bei Mentana u. s. w. — Künstlerische Vollendung wird man vom Erstlingswerke (auf diesem Gebiete) des großen Agitators nicht erwarten dürfen; die Hand, die so mächtig den Degen zu führen versteht, ist darum noch nicht befähigt, mit Feinheit psychologische Zustände und Uebergänge zu schildern. Gerade nach dieser Seite hin wimmelt denn auch das Buch von Verstößen und Unwahrscheinlichkeiten; auch wird vieles dem deutschen Gefühle Anstößige besprochen, was jedoch die Uebersetzung zu mildern bemüht ist. — Im Ganzen erhebt sich die Arbeit nur durch das thatsächliche Interesse, das sie darbietet, über das Niveau des Gewöhnlichen.

Wer den Standpunkt der „Kölnischen Blätter" nicht theilt — und ich bin gleich Einer —, wer sich auch zu andern Religionszwecken als denen, die in Rom censurirt und approbirt werden, bekennt, wird doch dem versöhnlichen Geist und dem musterhaften Stil der „Wiener Briefe" in jenen Blättern volle Gerechtigkeit widerfahren und ungeheuchelte Anerkennung zu Theil werden lassen. Sieben solche Briefe hatten die „Kölnischen Blätter" über das Verhältniß der katholischen Kirche zu den neuesten Gesetzen in Oesterreich veröffentlicht; jetzt erscheinen diese nämlichen Briefe mit einem achten und mit den bezüglichen Staatsgrundgesetzen als Zugabe in Broschürenform unter dem Titel: „Zum Frieden zwischen Kirche und Staat in Oesterreich".*) Es sind wahrhafte Friedens-Episteln. Der fromme und gelehrte Verf. verhehlt sich nicht, daß „auch für die römische Kirche in Oesterreich die zwölfte Stunde sehr nahe ist"; aber wie will er der Gefahr begegnen? wie will er die gewitterschwangern Wolken beschwören? Er schreibt:

„Es bleibt darum der katholischen Kirche in Oesterreich, will sie den ihr noch gebliebenen geringen Rest der Wirksamkeit auf die ihr Angehörigen nicht vollends einbüßen, nichts übrig, als sich entschieden und aufrichtig auf den Boden der Verfassung zu stellen, das Pochen auf das Concordat, welches die unpopulärste Institution des Reiches ist (wahr und offenherzig!), aufzugeben, und die in den Grundrechten ihr gewährte Freiheit und Selbständigkeit auf ihrem eigenen Gebiete mit Eifer und Sorgfalt zu gebrauchen". Dann fordert er im 6. Briefe: „Die hohen Prälaten Oesterreichs müssen sich losmachen von dem Pompe und der Eitelkeit dieser Welt, von dem Glanze und Flitter, mit denen sie sich bisher zu umgeben liebten; apostolische Einfachheit wird ihnen die Achtung der Welt sicherer gewinnen als Pracht und Herrlichkeit, wie die Großen dieser Welt sie entfalten. Der Herr war gekommen, nicht um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen".

Das ist ein Predigen in der Wüste! Leider wird die Stimme dieses trefflichen Epistolographen an den verkrusteten Ohren der österreichischen Klerisei ungehört verhallen. Liest man die aufwiegelnden und geharnischten Hirtenbriefe der österreichischen Bischöfe, hört man die fulminanten und allen Vorschriften der Religion und des Anstandes hohnsprechenden Predigten der niedern Geistlichkeit von einem Ende des Concordatenreichs bis zum andern, durchfliegt man die fanatischen und skandalösen Artikel der professionellen katholischen Blätter an der Donau und am Inn: dann kann man den Grad der Verwilderung und der Verstocktheit dieser scheinheiligen Gottesdiener ermessen, dann lernt man die Geduld oder vielmehr die Schwachheit der österreichischen Regierung bewundern. Was frommt da die bloße Confiscation der Brandschriften, die sich Hirtenbriefe nennen? was nützt dieses objektive Strafverfahren? Den Verfassern dieser Hirtenbriefe selbst muß die Regierung an den Leib gehen, wie sie den armen Zeitungs-Redakteuren mit Kerker und Geldbußen zu Leibe geht. Dann werden die wilden Hochwürdigen sehr zahm werden. „Der Heilige Stuhl fürchtet nur diejenigen, die ihn nicht fürchten", sagte Mirabeau, und das möge sich die Wiener Regierung zu Herzen nehmen, wenn sie Ruhe haben und den Landfrieden wahren will. H. L. B.

*) Leipzig, E. Heitmann, 1868.

Der Kanzleigerichtshof in London hat kürzlich die principiell wichtige Entscheidung getroffen, daß Schriftsteller der Vereinigten Staaten auch in England gegen den Nachdruck ihrer Werke geschützt sind, wenn sie sich zur Publication derselben über die Gränze auf britisches Territorium begeben und dort oder in England selbst die betreffenden Schriften drucken lassen. Professor Holmes in Boston, der eine Ausgabe seiner zuerst im Atlantic Monthly erschienenen Erzählung: The Guardian Angel in London bei Sampson Low erscheinen ließ, hatte sich zum Zwecke der Erlangung britischer Autorrechte nach Canada begeben, und wirklich hat er dadurch erreicht, daß ein von Lock Tyler in London veranstalteter Abdruck dieser Erzählung vom Kanzleigericht für Nachdruck erklärt wurde.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Berthold Auerbach's Deutscher Volkskalender
für 1869.

Mit 23 Bildern nach Zeichnungen von Paul Meyerheim. Velinpapier. 12½ Sgr.

Inhalt: Vollständiges Kalendarium mit Humboldt-Kalender, ferner:

Berthold Auerbach. Der Straßen-Mathes. Eine Dorfgeschichte.
Fr. v. Holtzendorff. Chronik der Todesstrafe (1867—1868).
Berthold Auerbach. Benigna. Eine Dorfgeschichte.
Alfred Woltmann. Kunst für's Haus.
Berthold Auerbach. Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.
Dr. **Georg Pritzel.** Zur Geschichte der Kartoffel.
August Reißmann. Die Pflege des Volksgesanges in der Gegenwart.
Dr. **Edmund Reitlinger.** Hundert Jahre nach der Geburt Alexanders von Humboldt.
Justus von Liebig. Ueber den Ernährungswerth der Speisen.
• • • Die Sonntagsfeier. (340)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Soeben erschien und ist in jeder Buchhandlung zu haben:

Der Heliand oder die altsächsische Evangelien-Harmonie. Uebersetzt in Stabreimen von Dr. M. Grein. 2 Aufl. Preis geb. 1 Thlr.

Die Quellen des Heliands nebst einem Anhange, Tatians Evangelien-Harmonie, herausgegeben nach dem Codex Casselanus von Dr. M. Grein. Preis 2 Thlr. (341)

Cassel. **Theodor Kay.**
J. C. Krieger'sche Buchhandlung.

Verlag von J. Guttentag in Berlin.
Soeben erschienen neu:

Laubert, Dr. E., Die griechischen Fremdwörter eingeleitet und lexikalisch erklärt. 102 S. Geh. 16 Sgr.

Menzel, F. E., Praktisches Rechenbuch für Gymnasien, Real-, höhere Bürgerschulen und Seminarien. I. Heft enthaltend: Die Grundrechnungsarten in unbenannten und benannten Brüchen, als elementare Grundlage des nachfolgenden mathematischen Unterrichts behandelt. VI. 99 S. 7½ Sgr.

Rode, Theodor, Leitfaden für den Gesang-Unterricht für Gymnasien, Real-, Gewerbe-, höhere Töchterschulen und Unterrichts-Anstalten sowie zum Kirchengebrauch und für Vereine. Heft 1—5. 1½ Thlr. (342)

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (343)

Preffel, Fr. Johanna von Albret, Königin von Navarra. (Frauenspiegel V.) 10 Sgr.

Strack, Lic. **Renata von Este** und deren Leiden. Leben am Hofe zu Ferrara — Torquato Tasso ꝛc. (Frauenspiegel VI.) 12 Sgr.

Verlag von **S. Hirzel** in Leipzig.

So eben wurde ausgegeben:

Vorlesungen
über die
Kirchengeschichte
von der
ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert.
Von
Dr. **K. R. Hagenbach,**
ordentl. Professor der Theologie in Basel.
Neue, durchgängig überarbeitete Gesammtausgabe.
Erste Lieferung.
gr. 8. Preis: 20 Ngr.

Der hochverehrte Verfasser übergibt hier dem gebildeten Publikum seine Vorlesungen über die Kirchengeschichte in einer chronologisch geordneten, vielfach umgearbeiteten Ausgabe letzter Hand. Dieselbe wird aus 15 bis 16 Lieferungen zum Preise von 20 Ngr. bestehen und in chronologischer Ordnung die ganze Kirchengeschichte umfassen.
Ein ausführlicher Prospectus ist durch jede Buchhandlung zu erhalten. (344)

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

DIE ALBA-MADONNA.
Ein ächter Rafael in Berlin.
Kunstgeschichtliche Notiz
von **Robert Bussler.**
8. geh. Preis 5 Sgr. (346)

Berlin, 28. October 1868.
Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Im Verlage von L. Hachette & Co. in Paris erscheint:

Dictionnaire de Chimie
pure et appliquée
par (347)
Ad. Wurtz.
2 vol. gr. in-8o.
Illustrée richement.

Dieses Werk wird in Lieferungen zu 3 fr. 50 c. ausgegeben.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In dem unterzeichneten Verlage sind folgende Schriften erschienen: (348)

Bernays (Michael), Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes. 1866. Velinpapier. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Du Bois-Reymond (Emil), Voltaire in seiner Beziehung zur Naturwissenschaft. Festrede. 1868. Velinpapier. gr. 8. geh. 5 Sgr.

Grimm (Jacob), Ueber den Ursprung der Sprache. Sechste Auflage. 1866. 8. geh. 10 Sgr.

— —, Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter. Herausgegeben von Herman Grimm. Dritte Auflage 1865. Velinpap. 8 geh. 10 Sgr.

— (Herman), Rede auf Schinkel, gehalten vor der Festversammlung des Architekten-Vereins zu Berlin. 1867. Velinpapier. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Steinthal (Prof. Dr. H.), **Gedächtnissrede auf Wilhelm von Humboldt** an seinem hundertjährigen Geburtstage gehalten. 1867. Velinpapier. gr. 8. geh. 6 Sgr.

Birlinger (Anton), So sprechen die Schwaben. Sprichwörter, Redensarten, Reime, gesammelt. 1868. Velinpapier. (9 Bogen). 16. 12 Sgr.

Buff, (H. L.), Ueber das Studium der Chemie. 1868. 8. 5 Sgr.

Lazarus (Prof. Dr. M.), **Ueber den Ursprung der Sitten.** Zweiter Abdruck. 1867. 8. geh. 8 Sgr.

Michelhaus (H.), Ueber die Lebensbedingungen der Pflanze. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. 1868. Velinpapier. 8. 5 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In dem unterzeichneten Verlage erscheint seit Anfang dieses Jahres: (345)

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.
Für Gebildete aller Berufsklassen.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Octoberheft (Nr. 40—44) liegt nunmehr vollständig vor und enthält u. a. folgende Aufsätze:

Astronomie. Die Sonnenfinsterniß am 18. August in Aden. — Die Sonnenfinsterniß am 18. August in Indien. — Beiträge zur Kenntniß der Sternschnuppen. — Die Sonnenflecke. — Die Sonnenfinsterniß des 18. August 1868. — **Meteorologie.** Die Witterung des Jahres des Mißwachses 1867. — Luftdruck und Dunstdruck. — Lichtabsorption der Luft. — **Physik.** Die Phosphorescenz. — Versuche über die Leuchtkraft der Gase. — Die elektromotorische Kraft im Lichtbogen und im elektrischen Funken. — Die chemische Harmonika. — Verschiedenheiten der dunklen Wärmestrahlen. — Die Bestimmung der Dampfdichte. — **Chemie.** Zerlegung der salpetersauren Salze durch die Gährung. — **Agricultur.** Ernährungsversuche mit Getreide in Quarzsand. — Der phosphorsaure Kalk als Pflanzennahrung. — **Botanik.** Wirkung des Ozons auf die Sporenbildung der Algen. — Zur Stärkebildung in den Pflanzen. — **Biologie.** Organismen in den Tiefen der Meere. — Künstliche Umlagerung der Eingeweide. — Ueber Wärmebildung in erstarrenden Muskeln. — **Technologie.** Die stärkeartigen Stoffe der Moose und ihre Verwendung. — Die Milchsäuregährung der Maische. — **Paläontologie.** Der Mensch, ein Zeitgenosse des Mastodon. — Algenartige Einschlüsse in Diamanten. — **Geologie.** Die Meermühlen von Argostoli auf Cephalonia. — Der Salzgehalt und die Strömungen des atlantischen Ozeans. — **Kleinere Mittheilungen.**

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Dieser Nummer liegen bei: 1) ein Verzeichniss, **Otto Spamer's Illustrirte Jugend-, Schul-, Haus- und Volksschriften.** 2) Ankündigung eines Werkes, unter dem *Titel:* Der Weltverkehr und seine Mittel. *Verlag* von **Otto Spamer in Leipzig.** (349. 50)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 14. November 1868. [№ 46.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Ein Kleinstaat und das deutsche Kaiserthum.*)

Man begegnet in Geschichtswerken und auch sonst wohl der Ansicht, als hätte der Verfall der deutschen Kaisermacht erst in den letzten Jahrhunderten ihres Bestehens, und namentlich erst seit dem Westfälischen Frieden begonnen, weil durch ihn erst die volle Souveränetät der Kleinstaaten proclamirt und dadurch die Einheit Deutschlands und die Macht des Kaisers illusorisch geworden sei. Aber wenn man in die Anfänge unserer deutschen Staatenbildung zurückgeht und der Stellung der einzelnen Staaten zu der Allgemeinheit näher nachforscht, so wird man sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß die Ohnmacht des Königthums in Deutschland schon aus weit früheren Zeiten her datirt, ja eigentlich schon mit der Gründung desselben gegeben war, weil schon damals die Selbständigkeit der kleinen deutschen Staaten so ausgedehnt war und sich schon im Laufe des ersten Jahrhunderts nach der Ausscheidung des deutschen Reiches aus dem großen Frankenreiche so fest begründete, daß ihr gegenüber von einer einheitlichen Macht des Königs nicht wohl die Rede sein konnte, und es nicht sowohl Wunder nimmt, daß die deutsche Reichs-Einheit zu Grunde gegangen, als vielmehr, daß sie — um mit Goethe zu reden — so lange zusammengehalten hat

Einen Einblick in diese Verhältnisse der deutschen Staaten zu dem Königsthum zu Zeiten der Karolinger gewährt eine jüngst erschienene kleine Schrift: „Die Entstehung des Stammherzogthums Baiern am Ausgange der Karolingischen Periode“ von Dr. Konrad Schottmüller, welche, einen Zeitraum von noch nicht funfzig Jahren umfassend (von 876—922), zeigt, wie die von Anfang an selbstbegründete staatliche Stellung des Herzogthums, mehr noch als die Unfähigkeit der letzten Könige aus dem Hause Pipin's, ein wesentliches Hinderniß für die Machtfülle der Gesammtmonarchie in deutschen Landen werden mußte. Der Verf. verfolgt die Geschichte des Herzogthums Baiern von seinen ersten Anfängen unter den „Agilolfingern“ an, schildert die mannigfachen Kämpfe unter Karlmann und seinem Bruder Ludwig, unter Arnolf, dem nachherigen deutschen Könige, dann die kräftige Regierung seines Sohnes Luitpold und die des zweiten Arnolf bis zu dessen Tode i. J. 922, und zeigt, wie selbst der kräftige Frankenkönig Conrad I. von seinem Bestreben, den Herzog von Baiern unter seine Macht zu bringen, abstehen und demselben eine staatliche Selbständigkeit lassen mußte, die schon als eine factische Lostrennung vom Reiche angesehen werden muß. Als die vornehmlichsten Gründe, welche diese der Einheit des Reiches nachtheilige Stellung veranlaßten, stellt der Verf. die folgenden zusammen: 1) die lang aufrecht erhaltene, geschlossene, unter einem erblichen Herzoge vereinigte staatliche Gewalt bis zu Karl dem Großen. 2) die stets wiederkehrende Verleihung des Landes als besonderes Unterkönigreich und 3) die nothwendig werdende Vereinigung mehrerer staatlicher Befugnisse in Einer Hand.

Daß aber die Selbständigkeit der Herzoge von Baiern um die Zeit, mit welcher der Verf. seine Darstellung schließt, eine factische war, mag aus einer Aufzählung ihrer wesentlichen Macht-Befugnisse schließlich dargethan werden: „Der Herzog hat das Recht, über Krieg und Frieden zu bestimmen, Bündnisse mit anderen Fürsten einzugehen, die Bischöfe einzusetzen oder zu bestätigen, Synoden und Landtage zu berufen, Münzen schlagen zu lassen und die Verfügung über das Kirchenvermögen; wie der König stellt er als „Herzog von Gottes Gnaden“ Urkunden aus, sendet seine missi zur Schlichtung von Streitfragen und läßt nicht des Königs, sondern die eigenen Regierungsjahre zählen.“ Dazu scheinen auch die Einkünfte des Königs — oft die einzige Stütze seiner Macht — ganz in die herzogliche Kasse geflossen zu sein. Was blieb da für den König von Deutschland noch übrig?

Dr. Z.

*) Die Entstehung des Stammherzogthums Baiern am Ausgange der Karolingischen Periode von Dr. Konrad Schottmüller. Berlin, Otto Loewenstein, 1868.

Musikalische Studienköpfe, von La Mara.*)

Die Tonkunst ist Deutschlands nationalste und eigenthümlichste Kunst. Andre Völker, andre Epochen haben Redner und Dichter, Maler und Bildhauer, Schauspieler und Baumeister hervorgebracht, denen wir die unsrigen nicht ohne Befriedigung zur Seite stellen können. Was aber im letzten Jahrhundert und im Gebiete der Musik zur Blüthe gekommen ist, ist, soweit es aus dem deutschen Namen wurzelt oder sich an Deutschland rankt, ohne Gleichen in der Geschichte der Tonkunst und gehört uns allein. Es schien, als sollten Bach und Händel auf dem Gebiet der religiösen Musik, Gluck und Mozart in der Oper, Haydn und Beethoven in der Instrumentalmusik das höchste Ziel erreicht haben, als sollte kaum ein ebenbürtiger Nachklang ihrer Weisen möglich sein, da geht ein neuer Sternenhimmel auf und auf neuen Bahnen erklingt eine neue harmonische Sphäre. Weber und Wagner erweitern das Gebiet und den Wirkungskreis der Oper. Mendelssohn's weiche, volle Töne beherrschen in gleicher Kraft die Kirche und den Concertsaal,

*) Leipzig, Herm. Weißbach, 1868.

Chopin und Liszt unterwerfen das allgemein sich verbreitende Klavier der Menschenhand, Schumann und Schubert, Beide Meister in der Instrumentalmusik, erschließen einen unendlichen Schatz von unvergleichlichen Liedern.

Es nimmt nicht Wunder, daß man das Biographische, das sich an diese Namen knüpft, mit Sorgfalt gesammelt, und in schöner, pietätvoller Form niedergeschrieben hat. Forkel und Bitter haben das Leben Bach's, Chrysander das Händel's beschrieben. Gluck und Beethoven haben in dem verewigten Marx ihren Biographen gefunden; über Mozart, nachdem zwei Ausländer, der Däne Nissen und der Russe Oulibischeff, Vorarbeiten geliefert, hat Otto Jahn das überreiche Lebensbuch geschrieben, das den Verfasser selbst wiederum zu einem Künstler stempelt, und von den Aelteren harrt nur noch Haydn des würdigen Biographen, da die kurzen wohlgemeinten Erinnerungsblätter des Malers Dies nur wenig Thatsächliches und zwar in veralteter Form enthalten. Von den neueren hat Max Maria v. Weber in Dresden ein klassisches Werk über den eigenen Vater geschrieben, Schubert's Erinnerung ist durch H. von Kreißle's Biographie erneuert worden; über Schumann haben Wasiliewsky und Reißmann Lebensabrisse geliefert, Ersterer mehr das Thatsächliche, Letzterer mehr die Tondichtungen behandelnd; derselbe hat auch ein Leben Felix Mendelssohn's geschrieben. Mehr noch als diesem Buche verdanken wir den von den Erben seines Namens herausgegebenen Briefen Mendelssohn's die Bekanntschaft mit seinem eigensten Wesen und Charakter. Seinem Kunstgenossen Chopin hat Franz Liszt ein biographisches Denkmal gesetzt. Liszt hat auch über sich selbst und über Richard Wagner lesenswerthe Aufsätze und Schriften edirt, Wagner endlich hat seine ganze künstlerische Wirksamkeit stets mit der Feder des Schriftstellers begleitet, und so ist denn auch über die neueren Tondichter eine Reihe nennenswerther Veröffentlichungen vorhanden. Diese und ein liebevolles Studium der musikalischen Literatur überhaupt haben dem vorliegenden Büchlein das Leben gegeben.

Es ist eine Sammlung überaus fein charakterisirter Portraits, von Meisterhand dargestellt. Der Verfasser oder die Verfasserin, die sich hinter dem musikalisch wohlklingenden Namen La Mara verbirgt, hat nichts ganz Neues geliefert, aber lauter Schönes. Es ist, als wenn ein besonders wohl begabter Maler sein Zimmer mit den Bildnissen der Kunstgenossen, die er am Höchsten verehrt, geschmückt, diese aber so wiedergegeben hätte, wie er sie sieht, er, der sie so genau kennt, so aufmerksam beobachtet hatte. Und überdies ist an dem kleinen Werke ganz besonders noch ein an die besten Prosaschöpfungen erinnernder reiner deutscher Styl lobend hervorzuheben. Der Hauch der höheren objectiven Versöhnung über dem derzeitigen musikalischen Parteitreiben durchweht das Ganze, und es sind mit Geschick Disharmonien in der Empfindung vermieden, welche leider nur zu häufig auch guten Künstlern unserer Tage den Genuß der eigenen Kunst verkleinern müssen. Bei hoher Begeisterung für die neueste Schule, die das vollendete Kunstwerk erst in der Zukunft erwartet, ist nichts von jener kühlen Vornehmheit gegen Mendelssohn, die die Jünger jener Schule so häufig kennzeichnet, wahrzunehmen. Und während La Mara nicht blind ist für die noch frisch blühenden Rosen des Weber'schen Melodienkranzes, ist das Buch erfüllt von dem Ernst, welcher alle Schöpfungen Wagner's durchdringt. Schön und richtig nachgewiesen ist es, daß der scheinbare Eigensinn des Meisters nichts ist, als rücksichtslose Liebe zu seiner Kunst, ein heiliger und darum unbeugsamer Eifer. Man kann hohe Vorbilder sehr lieben, und darum für ihre Fehler nicht blind sein. Für den verständigen Leser wird die Portrait-Aehnlichkeit dieser Studienköpfe nur gewinnen, wenn La Mara hervorhebt, daß Franz Schubert trotz seiner hinreißenden Melodieenfülle und bezaubernden Genialität bisweilen einen Mangel klassischer Bildung verräth, der dem Geist der modernen Musik nicht entspricht, einen Mangel, an dem Mozart, Weber, Beethoven, vor Allen aber Mendelssohn niemals leiden, — daß die Weber'sche Lied- und Klaviermusik bei allem Glanze anfängt, unmodisch zu werden, woraus sich consequent herleitet, daß sie in mehr oder minder hohem Maße dennoch nur ein Modeprodukt war, während seine Opernmusik noch heute frisch prangt, wie am ersten Tage, — daß Liszt's Mönchskutte eine Geschmacklosigkeit ist, die sich der Dämon in dem sonst so edlen Meister erlaubt; und dennoch wie milde und richtig ist die Erklärung, daß die mysteriösen und unsichtbaren Bande der Kirche den Titanen so leicht fesseln mochten, weil sein dem Wunderbaren zugeneigter Sinn vielleicht dort den Frieden erhoffte, den ihm die viel gekosteten Schmerzen und Freuden der Welt geraubt!

Robert Schumann's äußeres Wesen war nicht das liebenswürdigste. Ein Heidelberger Student, der sich die Schönheiten der Pfalz zu Wagen ansieht, und dabei auf einer stummen Klaviatur übt, will uns nicht recht anmuthen, — wie anders Felix Mendelssohn, der sich ruhmgekrönt und nachdem er ein Musikfest vor Tausenden enthusiastisch geleitet, den Studenten aus dem väterlichen Hause an die Seite nimmt und in harmloser Freude zu Fuß das Land durchzieht, da wo der schönste Feuerwein kellert, Rast macht, und wo immer das volle Glas vor ihm steht, mit den Kindern des Landes das lustige Lied vom Jäger aus Kurpfalz anstimmt, ja der vierzigjährigen Schwester seine jugendliche Freudigkeit darüber in Notenschrift zusendet! Und gleichwohl, wie charakteristisch ist jene enge Abgeschlossenheit Schumann's dem lebensvollen Mendelssohn gegenüber! Erklärt sie uns nicht den ganzen Mann, die echt deutsche innerliche Natur, die mit der Außenwelt nichts gemein hat, aber tief im Herzen eine Welt der Liebe, der Begeisterung, des Humors aufbaut, die dem Eingeweihten, der diese Welt zu sehen versteht, alle Zauber eröffnet, an denen sein Herz so überreich ist. Und erklärt uns seine Schriftstellerei, die in ihm waltende und arbeitende unsichtbare Genossenschaft der Davidsbündler, nicht den unerschöpflichen Liederquell, der der Feder des Mannes mit den verschlossenen Lippen entquoll? Mendelssohn und Schumann, die so verschiedenen und doch so ähnlichen Männer, verschieden in der Kraft der Wirkung, des Erfolges, der Freudigkeit zum Berufe, und ähnlich der Zeit, der Richtung und dem Geschmacke nach, sind es, die in diesem Werke vorwiegend unser Interesse fesseln. Mit beiden beschäftigt sich jetzt vorzugsweise das musikalische Publikum.

Und hier wäre vielleicht an der Stelle, eine Frage aufzuwerfen, von der es leider den Anschein nimmt, als sollte sie noch lange unbeantwortet bleiben. In Schumann's Schriften ist für den Kunstgenossen eine reine Begeisterung auf jedem Blatte zu lesen. Er nennt ihn mit einer sinnreichen Anspielung auf jene niederländische Akademie stets Felix Meritis. Er stellt das Jugendwerk Paulus zum Muster auf gegen eine gewisse, von Paris ausgehende musikalische Verderbtheit, die die edelste Kunst zur Illustration sittenloser Situationen benutzt, er lobt unverhohlen den Componisten, den Klavierspieler, den Dirigenten Mendelssohn. Felix dagegen, von dem wir wissen, daß er sich Schumann oft freundlich genähert, daß er seiner Frau die zartesten Klavierschöpfungen widmete, scheint in seinen Briefen Schumann's Namen nicht zu erwähnen! Er, der für alles Neue so liebevoll war, der Gade und Hiller in die Musikwelt ein-

führte, der für Eckert, Stern, Frank, Naumann, damals noch Jünglinge im ersten Aufgange begriffen, die freundlichsten Zurufe bereit hatte, sollte Schumann's nicht mit Einem Worte erwähnen? Oder fehlen uns noch gerade diese für das Verhältniß Beider so wichtigen Briefe? Und an wem liegt die Schuld?

Der Verfasser bekennt am Schlusse der Schrift rückhaltlos seine Verehrung für Liszt's und Wagner's neueste Schöpfungen. Und er heuchelt sie nicht, nein, es ist ihm feierlicher Ernst, ja die ganze Portraitreihe ist aufgehängt, möchte man glauben, um ihres Schlusses willen? Möchte er bei denen, welchen diese Farben noch nicht leuchten, so viel Glauben finden, als nöthig ist zu einem ernsten Studium, zu einer ernsten Vertiefung in ihre Werke! Der Lohn wird nicht ausbleiben. Der Schreiber dieser Zeilen bekennt sich zur gleichen Richtung. Er hat zu oft erlebt, wie auch in unseren Tagen der Deutsche es nicht fehlen läßt, seine Geisteshelden so lange zu kränken oder mit Gleichgiltigkeit zu behandeln, bis er sich zum Verständniß emporarbeitet, und dann war es oft zu spät. Er hat in demselben Saale Schumann's D-moll-Symphonie durch Zischen lohnen hören, in demselben, in welchem sie fünfzehn Jahre später, zwölf Jahre nach des Schöpfers Tode, das Publikum zur Begeisterung hinriß. Er hat den „Tannhäuser" belachen sehen, bei der Lohengrin-Musik rohe Menschen pfeifen hören. Schon haben sich diese Werke Bahn gebrochen, schon sind sie theilweis Lieblingsstücke der Nation. Schon sind Tannhäuser und Elisabeth, Lohengrin und Elsa typische Figuren geworden, wie Nathan und Faust, wie Sarastro und der wilde Jäger. Es erfüllt ihn mit Unwillen, wenn er immer und immer wieder dies häßliche Schauspiel sich wiederholen sieht, wenn er noch jüngst die gesammte Kritik einer norddeutschen Hauptstadt sich von den frischen Rhythmen der „Meistersinger" abwenden sah. Vom Laien schon wäre liebevolles Eingehen auf das Dargebotene zu verlangen, um wieviel mehr vom Musiker, — am Meisten aber von den Männern, die sich der kritischen Feder bemächtigt und damit einen verantwortlichen Beruf übernommen haben. Freilich, zu Studienköpfen müssen die Meister denen werden, die ihrer Schöpfungen froh werden wollen, und ohne Studium wird Nichts erreicht. Schwer, sagt Plato, schwer ist das Schöne! Vielleicht trägt das in Milde und Liebe geschriebene Büchlein dazu bei, auch Andere zu solchem Studium anzuregen. Vielleicht ist es ein Brett zu der Brücke, die zu dem Ufer führt, an dem man nicht mit Mißgunst, sondern mit Liebe betrachtet, was die edelsten Geister an das Gestade des vorwärts eilenden Stromes gepflanzt und gebaut haben; dann werdet ihr ein sonniges, lachendes Land sehen, zuweilen von Fels und Wassersturz unterbrochen, nicht aber von wüsten Steppen oder sumpfigen Mooren.

L. L.

Zur Geschichte des deutschen Volksliedes.

Das waren für den Freund des deutschen Volksliedes zwei Freuden in kurzer Zeit, als Uhland's längst mit schmerzlicher Sehnsucht erwartete „Abhandlung über die Volkslieder"*) erschien und ihr bald darauf des seitdem ebenfalls verstorbenen Vilmar prächtiges „Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes"**) nachfolgte — zwei Meisterwerke, jedes in seiner Art: das erstere, weitausschauend und in großartigem Aufbau Stimmen aller Völker versammelnd und zu volltönenden harmonischen Accorden verbindend, das letztere mit sinniger Vertiefung der Entwickelung des deutschen Liedes nachgehend, Klänge vernehmen lassend, die uns anheimeln wie Drosselschlag im kühlen Walde. Wenn Uhland durch die eingehendsten Untersuchungen zu bedeutenden wissenschaftlichen Resultaten gelangt, wenn sein Werk bahnbrechend ist für eine vergleichende Geschichte der volksthümlichen Literatur, weiß Vilmar durch die einfachsten Mittel das Interesse des Laien wachzurufen, weiß durch wenige Worte, die er den Liedern hinzufügt, den Leser auf den rechten Standpunkt zu stellen und in ihm ein sinniges Verständniß und eine innige Theilnahme zu erwecken.

Zu bedauern bleibt an der Uhland'schen Abhandlung einzig, daß sie unvollendet ist. Glücklicherweise fand der, leider vor einigen Monaten ebenfalls — für die Wissenschaft viel zu früh — verstorbene Herausgeber, Prof. Pfeiffer in Wien, in Uhland's Nachlaß auf einem einzelnen Blatte eine Skizze, die uns über Plan, Gliederung und Inhalt der ganzen Arbeit willkommene Auskunft ertheilt. Demnach sollte sie in acht Abschnitte zerfallen, deren jeder seinem Inhalte nach, einer besonderen Dichtart entspricht, während in allen zusammen, innerhalb der engen Gränzen des Volksliedes, die gesammte Literatur sich wiederspiegelt.

Die Skizze lautet:

„Sommerspiele = Mythus.
Fabellieder = Thiersage.
Wett- und Wunschlieder = Sängerkämpfe.
Liebeslieder = Minnesang.
Tagelieder = Minnesang.
Geschichtslieder = Heldensage, politische Lieder, Reimchroniken.
Scherzlieder = Schwänke.
Geistliche Lieder = Evangelien, Legenden, Spruchgedichte.

Wir haben nur Bruchstücke und Verdunkelungen des alten Volksgesanges. Darum ist es mit der Sammlung nicht allein gethan, das Gesammelte muß so weit möglich ergänzt und aufgestellt werden. Dazu bedarf es der Forschung und zwar in dreierlei Richtungen:

1. Herbeiziehung des Volksgesanges verwandter Stämme.
2. Zurückgehen in die frühere Geschichte der einheimischen Dichtung.
3. Eingehen auf das Wesen und den Grund aller Volkspoesie und des deutschen insbesondere im Leben und den poetischen Vorstellungen des Volkes."

Dieser Skizze ist Uhland bei Ausführung seiner Arbeit treu geblieben; nur daß er, wie billig, dem „Zurückgehen in die frühere Geschichte der einheimischen Dichtung" den Vorrang einräumte vor der „Herbeiziehung des Volksgesanges verwandter Stämme". Ausgeführt sind die ersten vier von den genannten acht Kapiteln, jedenfalls die wichtigsten und anziehendsten. Ueber den Werth des Ausgeführten lassen wir dem Herausgeber das Wort, welcher in seinem Vorberichte sagt: „Betrachtet man die vorliegende Arbeit, der Uhland die beste Kraft seines Lebens gewidmet hat, prüfenden Auges, so wird Niemand leugnen, daß sie der vielen darauf verwandten Mühe und Sorgfalt vollkommen würdig ist. Nur darüber könnte man allenfalls in Zweifel sein, was größere Bewunderung verdient: die ungemeine Gelehrsamkeit und Belesenheit, der scharfe, sichere Blick im Er-

*) Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Dritter Band. Stuttgart, J. G. Cotta.

**) Marburg, J. A. Koch, 1867.

kennen des echt Volksmäßigen, Dichterischen unter oft unscheinbarster Hülle, oder die meisterhafte Bewältigung des ungeheuern Stoffes, die gestaltende Kraft und die zu wahrhaft klassischer Schönheit sich erhebende Darstellung. Am Wunderbarsten ist jedoch gewiß die seltene Vereinigung von Beidem. Hier haben der Gelehrte und der Dichter sich verbunden, um ein Werk zu schaffen, das in unserer Literatur, und wie ich glaube nicht in unserer allein, seines Gleichen nicht hat. Denn noch niemals ist die Volkspoesie mit solcher Gründlichkeit und Tiefe, mit so viel Innigkeit und Wärme erfaßt und in so vollendeter Form dargestellt worden."

Den reichen Inhalt des Bandes hier auch nur skizziren zu wollen, würde weit die Gränzen überschreiten, die uns hier gesteckt sind. Das aber wollen wir auszusprechen nicht unterlassen, daß nach unserer Meinung hier ein Werk vorliegt, das unter den Meisterwerken deutscher Literatur einen der ersten Plätze beanspruchen darf.

Ein Meisterwerk in seiner Art ist, wie schon gesagt, auch Vilmar's Handbüchlein. (Die Vorrede übergehen wir; wir wünschten, sie wäre nicht geschrieben.) Man hat oft geklagt, daß in dem deutschen Volke doch gar zu wenig Sinn für seine echt volksthümliche Literatur vorhanden sei; man hat sich ereifert, daß nicht jeder das deutsche Volkslied so hoch stellte, wie jene Forscher, die in jahrelanger treuer Arbeit den Werth desselben ergründet und an sich erfahren hatten; man hat aber wenig oder nichts gethan, solche, die dem Volksliede nicht eben so mühsame und gründliche Studien widmen konnten, möglichst schnell über jenen Werth aufzuklären, ihrem Verständnisse des Volksliedes, das oft gar nicht so nahe liegt, als man meint, zu Hilfe zu kommen. Vilmar's Büchlein thut das letztere in vortrefflicher Weise. Hervorgegangen aus Vorträgen vor einem größeren Kreise, hat es sich die Aufgabe gestellt, den wesentlichen Charakter des volksmäßigen Liedes an dessen älteren Erscheinungen nachzuweisen, und hier und da dessen geschichtliche Entwickelung und Umgestaltung, so wie dessen Zusammenhang mit der neueren Kunstdichtung anzudeuten. Diese Nachweisung mußte der Natur der Sache nach vorzüglich an dem älteren historischen Liede, im engern und weitern Sinne, vollzogen werden und dem Verständnisse mußten sprachliche und sachliche Erläuterungen vorzugsweise des älteren Liedes zu Hilfe kommen.

Für seinen Zweck theilt Vilmar die Volkslieder in drei Hauptabtheilungen: 1. Historische Volkslieder, 2. Liebeslieder, 3. Lieder der Geselligkeit. Jede von diesen Hauptabtheilungen umfaßt dann wieder mehrere Unterabtheilungen. So sind die historischen Volkslieder entweder: 1. streng historische Volkslieder, das heißt solche, welche eine einzelne, wirkliche Begebenheit darstellen; oder 2. historische Volkslieder im weiteren Sinne, welche nicht einzelne Begebenheiten, sondern Zustände der Zeit, des Volkes, schildern; oder endlich 3. historische Volkslieder im weitesten Sinne, nämlich solche, in denen, wie in der ersten Abtheilung, zwar Begebenheiten dargestellt werden, die aber doch nur im Allgemeinen auf einem bestimmten Ereignisse fußen, ihren Stoff im Besondern vielmehr aus den allgemeinen Zuständen dichterisch schöpfen. Diese letzte Klasse enthält zum überwiegenden Theile die Schilderung trauriger Begebenheiten, meist zweier Liebenden', und greift somit in die zweite Hauptabtheilung über: es sind großentheils Lieder der Todestrauer.

Die Liebeslieder 'zerfallen in die von selbst sich ergebenden Abtheilungen der Abschiedslieder, der Lieder, welche die Untreue oder die Treue, oder das Liebesglück besingen. In die dritte Abtheilung gehören dann die Scherzlieder, so wie die meisten Jägerlieder, Mailieder, Tanzlieder, Trinklieder und dergleichen. Daß zwischen der zweiten und dritten Hauptabtheilung eine strenge Scheidung nicht statt finde, begreift sich leicht.

Mitgetheilt und zum größten Theile erläutert, in ihrer geschichtlichen Umgestaltung oder in ihren Zusammenhängen mit der neueren Kunstdichtung verfolgt sind 118 Lieder. Namhaft gemacht seien nur die Lieder der ersten Abtheilung: Eppelin von Gailingen, der Lindenschmied, Albrecht von der Rosenburg, König Lasla von Ungarn, Herzog Ulrich von Würtemberg, Sickingen's Ende und zwei Lieder von der Schlacht von Pavia. Den zweiten Abschnitt füllen zumeist Lieder der Reiterbuben und Landsknechte. Albert Richter.

Die Lehre von der geistigen und körperlichen Gesundheit.*)

Obwohl die Menschen zu allen Zeiten die Gesundheit als das höchste Gut erkannten, ist ihnen merkwürdiger Weise die Aufgabe, für ihre Erhaltung thätig zu sein und die Principien derselben zu erforschen, doch niemals zum Bewußtsein gelangt. Man freut sich, wenn man sie besitzt, nimmt sie als ein Geschenk der Götter gern an und weiß ihren hohen Werth dann besonders zu preisen, wenn man sie verloren; aber für ihre Befestigung und Dauerhaftigkeit auch wirklich etwas zu thun, dazu ist man im täglichen Leben viel zu bequem, während der Staat genug zu thun glaubt, wenn er ab und zu einmal eine sanitätspolizeiliche Maßregel in Anwendung bringt.

Die neueste Zeit, welche die Kräfte der Völker und jedes Einzelnen in höherem Maße in Anspruch nimmt, als es die früheren Jahrhunderte gethan, scheint jedoch die Nothwendigkeit, dieselben durch Erhaltung und Stärkung der Gesundheit zu heben, dem Bewußtsein der Menschen aufzudrängen; es zeigt sich jetzt namentlich in Vereinen ein lebhaftes Interesse für Vorträge über Gesundheitspflege, und die Schriften über diesen Gegenstand werden gesucht und gern gelesen. Man darf es als ein Zeichen der Zeit betrachten, daß solche immer mehr und mehr in die Oeffentlichkeit treten.

Während die meisten derselben sich an ein größeres Publikum ja, direkt an das Volk wenden, um ihm in einer möglichst populären Weise die zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit erforderlichen Rathschläge zu ertheilen, hat es der durch ähnliche Schriften bereits bekannte Dr. Reich in einer neuen Arbeit: „Die Hygieine und ihr Studium," welche die Einleitung zu einem größeren Werke: „System der Hygieine" bilden soll, unternommen, diejenigen, welche sich mit der eigentlichen Wissenschaft der Hygieine beschäftigen und sie im Ernste fördern wollen, auf die richtigen Wege zu leiten.

Der Verfasser nimmt einen eigenthümlichen Standpunkt ein, insofern er die Hygieine nicht als einen Theil der medicinischen Wissenschaft betrachtet wissen will, sondern wie er sich ausdrückt, als das Band, welches Priester, Aerzte, Staatsmänner und Erzieher umschlingt; denn sie ist der Boden, auf dem Alle sich zu edlem Wirken vereinen. Sie ergründet die Quellen aller Leiden, verbürgt den Einzelnen Gesundheit, Allen Tugend und Glückseligkeit; sie wendet alles Wissen und Können zur Wohlfahrt der Menschen an, und so ist sie in gleichem Maße Theil der Medicin, wie der Politik, Moral und Erziehungskunst.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend nimmt der Verfasser für

*) Die Hygieine und ihr Studium, von Eduard Reich, med. Dr. Erlangen, Ferd. Enke. 1868.

die Hygieine eine ganze Reihe von Hülfswissenschaften in Anspruch: die allgemeine und besondere Naturlehre des Menschen, die Pathologie und vorzugsweise die Aetiologie, zu welcher letzteren ein eingehendes Studium der socialen Verhältnisse gehört, deren Uebelstände und Gebrechen fast die häufigsten Störungen der Gesundheit bedingen, ferner die Bevölkerungslehre, die politische Oekonomie und die Polizei-Wissenschaft, die Erziehungslehre, die Statistik und die medicinische Geographie.

Mit Recht klagt der Verfasser darüber, daß bei den meisten Völkern ein äußerst mangelhaftes Verständniß des Begriffes der Hygieine herrsche, indem man sie meist mit „Sanitäts-Polizei" identificire; nur die Amerikaner und West-Europäer hätten einigermaßen die Bedeutung dieser Wissenschaft, ihrem ganzen Umfange nach, begriffen; an den Universitäten gäbe es keinen Lehrstuhl für die Hygieine, man betreibt nur Diätetik und medicinische Polizei, und selbst diese ganz nebensächlich. —

Der Verfasser theilt seine Wissenschaft folgendermaßen ein: 1) moralische Hygieine, die Jeden belehrt, daß Glückseligkeit, der Mittel- und Zielpunkt der Moral wie der Hygieine, in demselben Maße zunimmt, in welchem die Zahl der Bedürfnisse sich verkleinert; sie interessirt den Menschen für die Tugend, leitet ihn zur wahren Bildung des Geistes, zieht ihn von gemeinen Leidenschaften und bestialischen Vergnügungen ab, gewährt ihm Sicherheit in allen Lagen des Lebens und lehrt ihn, den Wechsel der Geschicke ohne Nachtheil für sein physisches und sittliches Wohl zu ertragen; ja, indem sie Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung fördert, verhütet sie Geisteskrankheiten, welche so häufig aus moralischen Ursachen entstehen; 2) Diätetik, welche sich mit der Pflege des Leibes beschäftigt; 3) Klimatologie und Epidemiologie; 4) sociale Hygieine und Bevölkerungslehre; 5) Polizei der Gesundheit.

Wir beschränken uns auf diese Mittheilung, indem wir glauben, den Standpunkt des Verfassers genügend dargelegt zu haben, können aber nicht umhin, zu bemerken, daß, so gerechtfertigt auch die Ansichten und Wünsche desselben sein mögen, deren Ausführung doch auf die allergrößten Schwierigkeiten stoßen würde. Soll etwa Jeder, welchem wissenschaftlichen Berufe er sich auch zuwendet, sich schon auf der Universität eingehend mit der Hygieine beschäftigen, so würde, wenn anders alle die vom Verfasser aufgezählten Hilfswissenschaften auch nur eine irgendwie erhebliche Berücksichtigung finden sollen, ein Triennium oder Quadriennium gewiß nicht ausreichen; eine allgemeine Kenntniß der Principien der Gesundheitspflege aber soll und kann sich ein Jeder, selbst der einfache Mann aus dem Volke, ohne große Schwierigkeiten aneignen, und darauf muß noch immer mehr als bisher hingewirkt werden. Das specielle Studium der Hygieine hingegen wird hauptsächlich Sache der Aerzte bleiben müssen, die hierzu am meisten berufen sind, während der Staat die Pflicht hat, sie in jeder Weise hierin zu unterstützen. Jedenfalls müssen wir hervorheben, daß der Verfasser in seiner Arbeit manches Beherzigenswerthe in Anregung gebracht hat, und daß die Lektüre derselben wohl zu empfehlen ist. g.

Böhmen.

Die böhmische Frage.

„Die böhmische Frage, ein Juniusbrief,"*) so nennt sich ein in Norddeutschland gedrucktes, gegen die Herrschaft der Deutschen in Böhmen und Mähren gerichtetes Manifest der čechischen Repealer. Ein Juniusbrief! Repealer! Unwillkürlich lenken diese beiden Benennungen unsere Aufmerksamkeit auf englische und irländische Zustände, welche uns zugleich die bündigste Erwiederung auf jenes Manifest der deutschen Irländer, der Čechen, liefern, die, nur schwach zusammenhängend mit allen übrigen im Norden und Osten Europas wohnenden Slaven, im Westen mitten unter den deutschen Stämmen der Oesterreicher, der Bayern, der Sachsen und der Preußen ihre Wohnsitze haben, welche Wohnsitze sogar selbst von breiten deutschen Menschenströmen durchzogen sind, und trotzdem rufen die Čechen Repeal, Repeal! d. h. „Erlöset uns von den Deutschen!" Die nationalen Zustände der fünf Millionen Čechen sind allerdings ebenso zu beklagen wie die der sieben oder acht Millionen Irländer, aber ebensowenig wie für Diese, giebt es für Jene eine Abhilfe für die durch die geographische Lage herbeigeführten, nationalen Uebelstände. Alle Berufungen der Čechen auf historische Momente, die ihnen, dem österreichischen Kaiserstaate gegenüber, gleiche Rechte wie den Ungarn verleihen, scheitern an der Klippe ihrer geographischen Lage.

Befänden sich Böhmen und Mähren da, wo Ungarn und Siebenbürgen, oder auch nur da, wo Galizien und Lodomerien liegen, dann hätte ihr Absagebrief an deutsches Volksthum, an deutsche Kultur, an deutsch-österreichische Herrschaft einen Sinn. Aber daß die Čechen schon im Mittelalter die Nachtheile ihrer geographischen Lage sich gefallen lassen mußten, beweisen die historischen Thatsachen der Tributzahlung des heiligen Wenzel an den deutschen König Heinrich I., der Heeresfolge der böhmischen Regenten auch auf den Römerzügen der deutschen Kaiser, der Aufnahme dieser Regenten unter die deutschen Reichs- und Kurfürsten und des vollen deutschen Reichsbewußtseins dieser böhmischen Kurfürsten, wenn sie, wie der Unterzeichner der „Goldenen Bulle", zu deutschen Kaisern gewählt wurden. Das, was die vorliegende Schrift über das Nichtbeweisende dieser historischen Thatsachen beibringt, ist geradezu sophistisch und sehr leicht zu widerlegen. Wäre in Folge solcher und ähnlicher Momente nicht schon bei der Auflösung des römisch-deutschen Kaiserthums die Zugehörigkeit Böhmens zu Deutschland unbestritten gewesen, dann hätte Kaiser Franz I. Böhmen und Mähren ebensowenig, als Ungarn und Siebenbürgen, oder als Galizien und Lodomerien, in den deutschen Bund aufnehmen können, was auch die „Böhmischen Stände" der Metternich'schen Zeit, obwohl sie damals ihre Landtage und feierlichen Auffahrten in Prag ebenso gut wie jetzt hielten, ganz ruhig sich gefallen ließen.

Es mag immerhin gerecht und nothwendig sein, den Čechen in Böhmen und Mähren, ebenso wie den Russinen in Galizien und Lodomerien (vgl. unsern heutigen Artikel Galizien) einige neue Concessionen auf dem Gebiete der inneren Verwaltung zu machen, aber wenn sie, gleich den Ungarn, Repeal von Deutsch-Oesterreich und Zurücksetzung des deutschen Elements in Böhmen

*) Die Böhmische Frage. Ein Juniusbrief an Europa und Se. Excellenz den Herrn k. k. Reichskanzler, Frhrn. von Beust. Bautzen, Schmaler u. Pech. 1868.

und Mähren fordern, dann erheben sich nicht bloß die Deutschen in Wien, sondern auch die in Berlin, Breslau, Dresden und München wider sie, und wenn die Čechen für den Fall der Nichtbewilligung ihrer Forderungen (wie in dem offenen Briefe an den Frhrn. v. Beust, S. 55 der vorliegenden Schrift), mit Bürgerkrieg und Rassen-Vertilgungskampf drohen, dann vergessen sie, daß die Deutschen Böhmens, bei der Nachbarschaft Süd- und Nord-Deutschlands, auf so bedeutende Zuzüge rechnen können, daß die Frage, welche Rasse dann am Meisten bedroht erscheint, kaum zweifelhaft ist. Joseph Lehmann.

Galizien.

Galizien und der russische Panslavismus.

Diejenigen Politiker, welche einst gemeint, Oesterreich werde mit der Abtretung des lombardisch-venezianischen Königreichs an Italien einer Hauptgefahr, d. h. den Umtrieben der national-italiänischen Revolutions-Partei, die Spitze abbrechen, und alsdann mit Ruhe und ohne Einmischung ausländischer Intriguen an liberale Reformen im Innern gehen können, waren gewiß in höchst oberflächlicher Kenntniß der eigenthümlich verwickelten internen Lage der politischen Verhältnisse Oesterreichs und seiner so vielfältig schattirten, überaus heiklen — die Aufmerksamkeit gewisser Nachbarstaaten im hohen Grade erregenden nationalen Beziehungen. Diese oberflächliche Kenntniß theilen selbst ganz verständige deutsche Politiker, weil sie größtentheils gewohnt, nur durch deutsche Bücher und die Zeitungen von Wien sich über Oesterreichs Verhältnisse Raths zu erholen. Kam überdies Einer dieser Politiker aus dem „Reiche“ nach Wien, so ließ er durch das scheinbar deutsche Gepräge der Hauptstadt Oesterreichs sich vollends in dem Glauben bestärken, der Germanismus habe im Kaiserstaate überaus tiefe Wurzeln geschlagen, gegen welche die Sonderbestrebungen der übrigen nicht deutschen Völkerstämme nichts auszurichten vermöchten.

Die erste, schlagendste Widerlegung dieser irrthümlichen Ansicht brachte die nationale Bewegung, welche im Jahre 1848 in Ungarn, Croatien, Siebenbürgen, Galizien, Böhmen, so wie in Wien und Deutsch-Oesterreich fast ausgebrochen, und zumal in Ungarn den Charakter eines überaus wilden Racenkampfes angenommen. Dieser Kampf, welcher unter verschiedenen Formen noch bis heute währt, ja dessen Ende zu Gunsten der staatlichen Wiederfestigung Oesterreichs gar nicht abzusehen, ist wohl ohne Gegenrede das vornehmlichste Hinderniß, an dem bis heute alle politischen Experimente der österreichischen Regierung zur Gewinnung eines für die innere Politik maßgebenden Ruhepunktes oder einer in festen unverrückbaren Zügen gezeichneten Basis gescheitert. Es beweist in der That keine überaus verständige Einsicht in die Verhältnisse Oesterreichs, wenn man das Mißlingen der Versuche zum innern Ausbau dieses Staates ausschließlich den verschiedenen Regierungsleuten und Systemen zuschiebt, die seit 1848 „wie des Färbers Gaul“ uns im Kreise geführt.

Wir haben wenig Ursache, für die politische Moral oder Begabung eines oder des andern jener ephemeren Staatsmänner und ihrer politischen Systeme einzustehen, aber um nach allen Seiten gerecht zu sein; will es uns doch bedünken, daß jene schroff sich abstoßenden Regierungs-Prinzipien und ihre Träger, die seit 1848 in Oesterreich auf der politischen Bühne sich getummelt, nur eine trostlose direkte Wirkung jener Gegensätze gewesen, und es noch sind, die seitens der verschiedenen, gegenseitig in unversöhnlicher Feindschaft liegenden Volksstämme alle vernünftigen nationalen und politischen Bedingungen eines Staates über den Haufen gestürzt. Was soll nun aus dem Chaos entstehen? Wer dieses nur einigermaßen sich zu vergegenwärtigen vermag, wird zugeben müssen, daß eine befriedigende Beantwortung dieser Frage selbst für den scharfblickendsten, genialsten Staatsmann äußerst schwierig scheint.

Das neueste dualistische Experiment und die dadurch wenigstens herbeigeführte Pacification Ungarns wird zwar gegenwärtig als ein „fester, entschiedener Schritt“ zur endgiltigen Lösung der innern politischen Frage Oesterreichs hingestellt, aber es zeigen sich bekanntlich schon außerhalb Ungarns, zumal in Böhmen und Galizien, höchst bedrohliche Zersetzungs-Symptome, welche ein für Oesterreich günstiges Schlußresultat des Dualismus stark bezweifeln lassen. Die unversöhnlichsten Gegner, welche dem gegenwärtigen politischen Systeme Oesterreichs und der Emporhebung des Magyarismus in geschlossenen Reihen gegenüberstehen, sind die Slaven. Ihre notorischen Beziehungen und offenkundige Hinneigung zu Rußland — etwa das kleine polnische Häuflein Westgaliziens ausgenommen — sowie die innige Verschlingung der slavischen Tendenzen mit der orientalischen Frage, sollten das Wiener Cabinet belehren, daß ihm von dieser Seite her die größte Gefahr drohe, gegen welche der jetzt großgezogene Magyarismus um so weniger ein wirksamer Kampfgenosse zur Seite Oesterreichs, weil jener selbst, umringt von ihm feindlichen slavischen Stämmen, vollauf beschäftigt ist, sich den Sturmlauf der letztern vom Leibe zu halten.

Was nun Galizien, diese durchweg slavische Provinz Oesterreichs, anbelangt, so ist dieselbe gerade in gegenwärtiger Zeit von der panslavisch-russischen Propaganda zum Haupt-Operations-Terrain erwählt worden. Die bekanntlich äußerst gewandte, feinfühlende russische Politik wird hierbei vornehmlich durch drei Motive geleitet. Diese sind: die geographische Lage Galiziens, das Bestreben, das im westlichen Theile dieser Provinz wieder erstarkte polnische Element zu zersetzen, und endlich der Wunsch, das zur Durchführung dieser Absicht überaus günstig gestimmte klein-russische Volksthum Ostgaliziens heranzuziehen. Bezüglich des ersten Motivs genügt ein Blick auf die Karte, um darzulegen, daß die Gränzconfiguration Galiziens gegen Rußland der Einschmuggelung und Verbreitung moskowitisch-panslavischer Tendenzen überaus günstig ist. Der ganze nordöstliche Gränzstrich Galiziens, der in einem ungeheuren Bogen von dem galizisch-preußischen Gränzstädtchen Oswięcim bis zum Uebertritte des Dnjestrstromes im Czortkower Kreise auf russisches Gebiet, dieses berührt, kann gewissermaßen als die Operationsbasis der russischen Pläne und Tendenzen unter der slavischen Bevölkerung Galiziens — zumal unter den mit der herrschenden Nationalität im Zarenreiche sehr nahe verwandten Kleinrussen (Ruthenen) betrachtet werden. Während nämlich der eigentlich national-polnische Theil Galiziens — d. h. die westlich gelegenen Kreise Wadowice, Krakau, Bochnia, Tarnow und Rzeszów — von Oswięcim abwärts gegen Rußland wenigstens durch die hier schon ziemlich breite Weichsel begränzt wird, was selbstverständlich für Oesterreich eine leichtere Uebersicht des Gränzverkehrs gestattet und diesen gewissermaßen beschränkt, stößt der östliche kleinrussische Landesabschnitt schon von der Nordspitze des Rzeszówer Kreises, jenseits des Sanflusses, ab, größtentheils an trockenes russisches Gebiet. Wer überdies die topographische Beschaffenheit dieses östlichen Gränz-

striches Galiziens — d. h. seine meilenlangen Wälder, Sümpfe oder sein spärlich bevölkertes Heideland kennt, wird gestehen müssen, daß jene Gegenden zum Schmuggel wie geschaffen, sei nun dieser kommerzieller oder politischer Natur. — In den westlichen Kreisen, wo die polnische Nationalität ausschließlich die herrschende, hat in Folge des zwischen Polen und Russen tiefgehenden national-religiösen Risses die moskowitisch-schismatische Annexions-Propaganda noch wenig Fortschritte gemacht, aber desto gefährlicher für Oesterreich gewann sie im Laufe der jüngsten Jahre in Ostgalizien an Boden.

Da wir die vorliegenden Betrachtungen vom rein objektiven Standpunkte gemacht, so müssen wir hier gleich bemerken, daß eine Reihe geradezu unbegreiflicher Fehler und Irrthümer der österreichischen Politik bezüglich der Kleinrussen Ostgaliziens den moskowitischen Absichten und Tendenzen nicht wenig in die Hände gearbeitet. In früherer Zeit, zumal während des polnischen Aufstandes von 1846, sowie in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, ward von der Wiener Regierung das kleinrussische Element Ostgaliziens als Schutz- und Diversionsmittel gegen die österreichfeindlichen revolutionären Gelüste der Polen benutzt, und in der That hatte die Wiener Regierung niemals Ursache, das Vertrauen, welches sie den galizischen Kleinrussen geschenkt, zu bereuen. Die österreichischen Beamten dieser Nationalität gehörten zu den fähigsten und treuesten, während die Polen oftmals die Nachgiebigkeit und das Entgegenkommen der Regierung mit dem schwärzesten Undank gelohnt. — Die ersten Symptome des Umschlages in der Gesinnung der Wiener Regierung bezüglich der galizischen Kleinrussen traten schon während des jüngsten polnischen Aufstandes im Jahre 1861 hervor. Das Ministerium Schmerling begünstigte anfänglich offen die polnische Bewegungs-Partei Galiziens, wo eine zeitlang die Freischaaren-Werbungen für Polen, die Sammlungen von Geld, Waffen, Uniformstücken, Pferden u. dgl. unter den Augen der österreichischen Behörden sowohl in den Städten als auf dem Lande als etwas ganz Selbstverständliches und Erlaubtes betrieben wurden. Diese Dinge hingen augenscheinlich mit gewissen Hintergedanken des auswärtigen Amtes in Wien zusammen, aber man sah dort nur zu bald ein, daß die Polen für Oesterreich höchst zweifelhafte Bundesgenossen, ja vielleicht für dieses noch gefährlicher werden könnten als — Rußland!

Die revolutionäre Agitation der Polen während jenes Aufstandes kehrte sich nämlich allmählich auch gegen die Zusammengehörigkeit Galiziens mit Oesterreich, ja die Wiener Regierung mußte schließlich den Belagerungszustand über Galizien verhängen, um mit dem hier aufgewirbelten Spuk zur Wiederherstellung Polens fertig zu werden. Diese Vorgänge — zumal die anfänglich bezeugte Polenfreundlichkeit seitens der Wiener Regierung, machten die Kleinrussen Galiziens überaus stutzig. Sie begriffen, daß, je nach der politischen Zeitlage, ein Moment eintreten könne, wo die österreichische Regierung nicht zögern würde, gegen anderweitige Compensationen in die Wiederherstellung Polens — ja selbst in die Abtretung Galiziens an dasselbe zu willigen. Nun muß man aber wissen, daß die galizischen Kleinrussen jeden Gedanken an die Wiederherstellung Polens — das ihrem Lande und Volke die unsäglichsten Leiden und die fanatischsten hundertjährigen politischen und religiösen Verfolgungen gebracht, — auf das Entschiedenste bekämpfen.

Die Bevölkerung Ostgaliziens, durch die früher berührten polenfreundlichen Aeußerungen der Wiener Politik aufgeschreckt, formulirte nun einstimmig ihr politisches Programm, welches in dem das Wesen des Polenthums bezeichnenden Satze gipfelt: „Wenn uns die österreichische Regierung verläßt, so wollen wir lieber Russen, als Polen werden". Diese Manifestation wußte die Petersburger Regierung sofort zu ihrem Vortheile auszunutzen und in ein gegen Oesterreich gekehrtes Angriffs-Instrument zu verwandeln. In offiziösen russischen Broschüren und Journalen werden schon seit langer Zeit die vergeblichen Ansprüche Rußlands auf Galizien betont, worüber sich unter Anderm am rücksichtslosesten eine in den fünfziger Jahren zu Paris erschienene Broschüre: „La Galicie et la Russie" vom Fürsten Trubetzkoj ausspricht, der wahrscheinlich zur Ausforschung österreichischer Verhältnisse während des italiänischen Krieges im Jahre 1848/49 dem Generalstabe des Marschalls Radetzky attachirt gewesen. Wie dem auch sei, Thatsache ist, daß seit dem Ende des polnischen Aufstandes von 1861 die russisch-panslavische Propaganda in Ostgalizien mit großem Nachdrucke auftritt, und durch die gerade wieder in jüngster Zeit auffällige Bevorzugung des polnischen Elements seitens der Wiener Regierung für diese stets drohendere Dimensionen annimmt. Zumal ist Rußland bestrebt, gelegentlich seiner Propaganda unter der kleinrussischen Bevölkerung Galiziens die religiöse Seite herauszukehren. Jene bekannte sich nämlich, wie geschichtlich erwiesen, in früheren Jahrhunderten, gleich den Großrussen, zur orthodox-griechischen Kirche, und nur dem Einflusse der mit dem alten Polen verbündeten Jesuiten ist es gelungen, Ostgalizien sowie einen Theil der nun russischen Provinzen Wolhynien, Podolien und Ukraine zu einer Union mit dem päpstlichen Stuhle zu bewegen — daher auch der Name „griechisch-unirte Kirche".

Diese Verbindung mit Rom war indeß stets eine ziemlich lockere und gerieth durch den Untergang Polens und das Vordringen der schismatischen Großrussen in jenen Gegenden noch mehr in Frage. So kann nicht geleugnet werden, daß der größte Theil der griechisch-unirten Geistlichkeit Ostgaliziens heute im Lager der russisch-panslavischen Propaganda sich befindet, eine Behauptung, von deren thatsächlicher Begründung man sich durch die Auslassungen des journalistischen Organs jener klerikalen Partei, des in Lemberg in kleinrussischer Sprache erscheinenden Journals „Slowo", sattsam zu überzeugen vermag. Mit der Geistlichkeit geht überdies noch das kleinrussische Bürgerthum — die von [illegible] Regierung verfolgten niederen Beamten und Lehrer, ein Theil der studirenden Jugend und endlich das gesammte Landvolk Hand in Hand. — Im Rzeszower, Przemysler, Zolkiewer, Zloczower, Tarnopoler und Czortkower Kreise, welche sämmtlich an Rußland gränzen, unterhalten die schismatischen Popen unter dem galizischen Landvolk zahlreiche Beziehungen, welche auf seine „Bekehrung" zum orthodox-griechischen Glauben abzielen. Man vertheilt dort russische Heiligenbilder, Medaillen, Kreuze, Kalender und Gebete, wovon auch der russische Zaar, als das kirchliche Oberhaupt der „verirrten" rechtgläubigen Gemeinde, d. h. der unirten griechischen Katholiken, bezeichnet wird. Die Einschmuggelung solcher Gegenstände in Galizien hat den österreichischen Gränzbehörden schon wiederholt Anlaß zum Einschreiten gegeben, und die Klagen der katholischen Geistlichkeit Galiziens über die stets drohenderen Dimensionen der schismatischen Propaganda sind bis Rom gedrungen, und dürften wohl gleichfalls zur Verbitterung der Stimmung zwischen dem päpstlichen Stuhle und dem Petersburger Kabinet und schließlich zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden beigetragen haben.

Wo nur die galizischen Kleinrussen zu irgend einem nationalen Unternehmen politischer oder anderer Natur sich zusammenthun, erscheint sofort Rußland, um bereitwilligst seine Unterstützung anzubieten. In Lemberg ist es ein öffentliches Geheimniß, daß vornehmlich russisches Geld das elegant ausgestattete kleinrussische Casino „Dom narodnj" (National-Haus) geschaffen, sowie auch mehrere Journale, Volksschriften, historische und sprachliche Werke und die jüngst in's Leben getretene „literarische Gesellschaft" russischen Rubeln ihr Entstehen verdanken. Das Journal „Slowo" hat sogar die zu diesem Zwecke aus Rußland geschickten Geldbeträge öffentlich aufgeführt, was selbstverständlich seitens der österreichischen Regierung nicht gehindert werden konnte.

Aber diese Vorgänge und Erscheinungen haben in neuester Zeit in hohem Grade die Aufmerksamkeit des Wiener Kabinets erregt und dürften dasselbe bewegen, an eine rasche politische Verständigung mit dem kleinrussischen Element Galiziens zu denken, damit dem Vordringen und Umsichgreifen der russischen Propaganda, so lange es noch Zeit — ein Damm gesetzt werde. Vor Allem müßte von den galizischen Kleinrussen der gegenwärtig schwer auf ihnen lastende polnische Druck genommen werden, weil es Thatsache ist, daß in Ostgalizien nichts Polnisch, als der unter polnischer Herrschaft eingewanderte Adel, einige in den Städten angesiedelte polnische Bürgerfamilien, Handwerker, Dienstleute und ähnliche Individuen. Wie wir die Eigenschaften des ostgalizischen Volkes kennen, wäre eine Verständigung mit der Regierung nicht sehr schwierig. Das Wesen der Kleinrussen sticht für sie in sehr vortheilhafter Weise von dem politischen Fanatismus, der Turbulenz, Charakterlosigkeit und Perfidie der Polen ab. Der Kleinrusse ist ruhigen, fast träumerischen Temperaments, talentvoll und wißbegierig, von milder Sitte und — was der Pole gar nicht — offener, aufrichtiger Gemüthsart. Selbst der deutschen Bildung, die von den Polen mit verbissenem Hasse verfolgt wird, ist der Kleinrusse zugänglich, weil er voll natürlicher Anlagen und sich gern unterrichtet. Es ist in Galizien notorisch, daß in Schulen und Gymnasien, welche Kleinrussen und Polen gemeinschaftlich besuchen, die vorzüglichsten Schüler größtentheils der erstgedachten Nationalität angehören. — Wir meinen, dies wären Anknüpfungspunkte genug, welche die Regierung zu einem Ver[illegible] der Volksthümlichkeit Ostgaliziens benutzen kann, um diese durch eine gerechte und kluge Politik noch zur rechten Zeit aus dem russisch-panslavischen Netze zu befreien.

Schließlich noch einige Worte über die historischen und ethnographischen Verhältnisse Ostgaliziens, die von gewisser Seite, zumal von den sogenannten liberalen magyaren- und polenfreundlichen Wiener Journalen — wir wissen nicht, ob mit Absicht oder aus Unwissenheit — geradezu auf den Kopf gestellt werden. So behaupten beispielsweise gewisse Blätter, die „rutheniche Nation" sei eine Fiktion, eine Erfindung des einstigen galizischen Gouverneurs Grafen Stadion, sowie der nachmärzlichen Reaktion, die eines Bundesgenossen gegen die rebellischen Polen bedurft hätte. Nun, die **„ruthenische"** Nation ist allerdings eine Erfindung Jener, die im Hinblick auf das uns nahe Rußland sich gescheut, das Volksthum Ostgaliziens mit seinem wahren Namen, d. i. kleinrussisch, zu nennen. Von einem ernsten wissenschaftlichen Ethnographen wird die sonderbare Bezeichnung „Ruthene", „Ruthenien" wohl kaum gebraucht werden, weil das Volk Ostgaliziens thatsächlich zur kleinrussischen Völkerfamilie gehört, die vom Sanflusse ostwärts Galizien, Wolhynien, Podolien, die Ukraine und selbst mehrere Landstriche Ungarns und der Donaufürstenthümer bewohnt. Die Bezeichnung „Königreich Galizien und Lodomerien" entstand erst durch die österreichische Regierung nach der Theilung Polens; zur Zeit der polnischen Herrschaft gehörte der Landestheil des heutigen Galiziens zwischen der Weichsel und den Karpathen bis an das linke Ufer des Sanflusses, der an der Nordspitze des Rzeszower Kreises in die Weichsel fällt, zu Kleinpolen (Mala Polska), der Theil jenseits des Sans aber zu Rothrußland (Czerwona Rus), eine Benennung, die in allen polnisch-offiziellen Dokumenten gebraucht worden. Hieraus erhellt also thatsächlich, daß das im sechzehnten Jahrhundert von den Polen den kleinrussischen Fürsten entrissene Land, dessen Regierungssitz zeitweise Peremysl (das heutige Przemysl), Halicz und Lwów (Lemberg) gewesen — selbst von den Polen nicht als mit ihrer Nationalität als identisch angesehen ward. Dies kann nun billigerweise auch gegenwärtig nicht geschehen, weil, wie schon bemerkt, das Volk Ostgaliziens von den westlich wohnenden Polen noch heute sprachlich und religiös wie vor Jahrhunderten verschieden.

Aus der Polonisirungswuth, die jetzt in Ostgalizien gäng und gäbe, vermag man aber gleichzeitig zu schließen, welcher Propaganda und Agitation die slavischen Schlesier, Mährer, Westpreußen und andere Gränzvölker der Polen von diesen ausgesetzt wären, falls es diesen gelänge, ihr Reich wieder aufzurichten. Deshalb wird eine gewisse Diplomatie gut thun, die Todten ruhen zu lassen, um sich desto eifriger mit lebenden Dingen zu beschäftigen. A. C. W.

Ostindien.

Das indogermanische Urvolk.*)

Wenngleich die Sprachwissenschaften in der Ergänzung der Urgeschichte der Menschheit der Zeit nach weit hinter den Naturwissenschaften, welche deren Vorhandensein und Erhebliches aus ihrer Lebensweise vor der gegenwärtigen Gestaltung der Erdoberfläche nachweisen, zurückbleiben, so gewähren sie doch dafür ein viel vollständigeres Bild der Urvölker, deren Sprachen oder Sprachreste uns erhalten sind. Bahnbrechend für diese Benutzung derselben war Jakob Grimm; er giebt in seiner Geschichte der deutschen Sprache schon sehr werthvolle Fingerzeige zur Beurtheilung der Zustände und Sitten der vorgeschichtlichen Germanen und anderen europäischen Völker desselben indogermanischen Ursprungs. Seitdem haben sich unsere Sprachkenntnisse noch weiter vermehrt; besonders ist das Sanskrit und das Zend genauer erforscht, also die zwei Sprachen, von welchen wir unter der arischen die ältesten Denkmäler besitzen, die aber dennoch jünger sind, als der Zeitpunkt der Trennung der Arier. Es liegt auf der Hand, wie wichtig es sein muß, die Ursprache vor der Trennung zu kennen. Denkmäler derselben sind aber weder vorhanden, noch kann man die leiseste Hoffnung hegen, noch welche aufzufinden. Da ist man denn auf den Gedanken gekommen, sie aus den Mitteln, welche die sämmtlichen bekannten Tochtersprachen bieten, künstlich wieder herzustellen.

Es ist der Oberlehrer Aug. Fick in Göttingen, welcher sich an dieses Werk herangemacht hat, indem er ein Verfahren an-

*) Aug. Fick, Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.

wendete, welches man mit der Berechnung der Logarithmen durch Interpolation zwischen zwei Zahlengränzen vergleichen kann. Durch einige Beispiele wird dasselbe am ersten deutlich werden.

Ursprache.	Sanskrit.	Zend.	Griechisch.	Lateinisch.	Gothisch.	Niederdeutsch.	Litauisch.
knu Knie.	jnu dasselbe.		kny dasselbe.		kniu dasselbe.		
1. gau Rind. Kuh. 2. gau die Erde als Kuh gedacht.	go dasselbe. go Erde.	zao Erde.	bous dasselbe. gaia Erde.	bos, bovis dasselbe.	Angelsächs. cu dasselbe.	kau Kuh.	gauja Heerde.
mara, mala weich. zart. jung.	kumara Kind, Jüngling.		malakos weich, zart.	mollis weich. mulier Weib.			merga, merja Mädchen.
mari, marka Meer. Sumpf. ma, mama Mama.	mira Ocean. ma Mutter.		ma, maia Mütterchen. Amme.	mari Meer. mamma Mutter, Mutterbrust.		Althochdeutsch. mari Meer. muoma Muhme.	mares Haff. moma Mutter.
mans, mansa Mond, Monat.	mas, masa dasselbe.	maonh maonha dasselbe.	mene, menos dasselbe.		Gothisch. menan Mond.		menu Mond.
staura stark, dick, groß, auch Großvieh. Stier.	sthula stark, dick, grob.			stultus dumm.		stiori groß, stark.	storas dick, grob.
	stura Mann. sturin Lastthier.	staora Großvieh, Lastthier.			stiuras Stier, Kalb.		

Man sieht, daß die Fick'sche Wahrscheinlichkeitssprache des arischen Urvolks weder mit dem Sanskrit, noch mit einer anderen der stammverwandten Sprachen ganz übereinstimmt, sondern bald mit der einen, bald mit der anderen mehr Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung zeigt.

Herr Fick hat nun die bis jetzt als gleich erkennbaren Wörter, welche sich in den räumlich getrennten Zweigen des Sprachstammes finden, in ein Wörterbuch zusammengestellt und dadurch den vor der Trennung entwickelten Wortvorrath annähernd ermittelt.

Professor Benfey stellt in einem Vorwort die kulturgeschichtlichen Ergebnisse dieses Werkes folgendermaßen dar. „Fassen wir die Wortformen ins Auge, so ergiebt sich, daß schon damals so ziemlich alle Themenbildungen bestanden, welche in den alten Zweigen des indogermanischen Sprachstammes erscheinen." .... „Die indogermanische Sprache war zu dieser Zeit schon wesentlich vollendet, nach der Trennung trat nichts eigentlich neues hinzu, sondern nur in einem oder dem anderen Falle eine neue Verwendung der schon aus der gemeinschaftlichen Heimath mitgebrachten Mittel."

„Ebenso wichtig, vielleicht noch wichtiger sind die Ergebnisse, welche vermittelst der Betrachtung des begrifflichen Inhalts dieses vor der Trennung nachweisbaren Wortschatzes des indogermanischen Urvolks hervortreten. Diese in einer gewissen Vollständigkeit hervorzuheben, würde natürlich an dieser Stelle zu weit führen; ich beschränke mich auf einige Hauptpunkte, die sich aus der vorliegenden Arbeit belegen lassen."

„Hier ist es nun zunächst der Reichthum der Sprache an Bezeichnungen von Begriffen sowohl sinnlichen als geistigen Inhalts, welcher unsere Bewunderung auf sich zieht. Ziehen wir zugleich die Verluste von Sprachgut in Betracht, welches außerdem vor der Trennung besessen, nach derselben ohne Zweifel von allen Zweigen eingebüßt ist, so kommen wir zu dem Resultat, daß die Sprache vor der Trennung wie formativ, so auch begrifflich eine reich entwickelte, hoch kultivirte war."

„Dasselbe Resultat ergiebt sich, wenn wir die bezeichneten Begriffe unter bestimmte Kategorien bringen; rechnen wir dazu, was sich durch andere, nicht rein linguistische, Zusammenstellungen als gemeinschaftlicher Besitz an Institutionen, Sitten, Anschauungen u. s. w. nachweisen läßt, so muß als unzweifelhaft erkannt werden, daß die Indogermanen schon vor ihrer Trennung eine keineswegs unbedeutende Stufe der Kultur erreicht hatten."

„Nachdem die insbesondere in unserem Jahrhundert so sehr erweiterte Kenntniß der menschlichen Sprachen uns gezeigt hat, wie mangelhaft bei vielen Völkern, selbst auf einer keineswegs sehr niedrigen Stufe der Kultur, die Entwickelung der Zahlwörter ist, dürfen wir es als Zeichen keiner geringen Kultur betrachten, daß schon vor der Trennung das Decimalsystem festgestellt war, ebenso die einfachen Zahlwörter von eins bis neun, die Zehner bis fünfzig und das Zahlwort für hundert. Daraus, daß die einzelnen Zweige in Bezug auf die übrigen Zahlwörter nicht streng mit einander übereinstimmen, obgleich sie dieselben wesentlich aus denselben Mitteln bilden, können wir nur folgern, daß sich aus den verschiedenen erlaubten, d. h. verständlichen Bezeichnungen noch keine, mit Verdrängung der übrigen, als einzig gebräuchliche für sie festgesetzt hatten."

„Betrachten wir die Resultate, welche sich aus der Sprache für die sozialen Zustände ergeben, so tritt uns zunächst die Fülle von Verwandtschaftsnamen entgegen, welche auf einen sehr geordneten häuslichen und Familienzustand zu schließen erlauben. Hier, wie sonst, erlaube ich mir die Aufmerksamkeit auf die sinnvolle Bezeichnung der Gegenstände zu lenken. In ihr zeigt sich nicht am wenigsten die schon uralte hohe seelische Begabung des indogermanischen Volkes, wodurch dasselbe zu dem Ideal der Menschheit prädestinirt ist."

„Die alten Indogermanen hatten schon Häuser und umwallte Burgen oder Städte."

„Sie lebten von Ackerbau und hatten wenigstens zwei Kornarten, wahrscheinlich Gerste und Weizen, ferner von Viehzucht und übten sogar schon das Kastriren der Thiere. Handel war ihnen ebenfalls nicht unbekannt."

„Sie hatten mancherlei Künste, sie webten, machten sich Kleidungen, speciell Gürtel; sie bauten Wagen, hatten Waffen, speciell Pfeile; sie malten und dichteten, speciell Hymnen. Unter den Metallen waren ihnen drei bekannt, deren eines wahrscheinlich Erz ist, die beiden anderen sicher Silber und Gold."

„An das Meer oder wenigstens große Seen waren sie gewöhnt und bauten Schiffe mit Rudern."

„Ihre Religion war scharf ausgeprägt; sie hatten mehrere Götter mit festen Namen, bestimmte religiöse Formen und Formeln."

„An der Spitze stand ein König. An seinem Rang scheint seine Frau, nach ihm „Königin" genannt, schon Theil genommen

zu haben. Ebenso wurde die Frau eines Geschlechtsherrn und eines Hausherrn nach dem Rang ihres Mannes bezeichnet. Dies erlaubt auf ein monogamisches Verhältniß und eine höhere Würdigung der Frauen schon in den ältesten Zeiten der Indogermanen zu schließen, und zwar um so mehr, da beides auch bei allen Zweigen derselben in späterer Zeit geherrscht zu haben scheint und nur in den orientalischen — aber auch da nur theilweise — unter dem Einfluß fremdartiger Völker, mit denen sie sich mischten, anderen Sitten und Auffassungen Raum gab."

„Was ihre Kenntnisse betrifft, so ist zunächst hervorzuheben, daß sie schon die Eintheilung der Zeit in Monate und Jahre kannten. Ferner waren ihnen eine Menge Gegenstände des Naturreichs bekannt; eine Fülle von Pflanzen, deren ursprüngliche Bedeutung jedoch theilweise schwierig zu erkennen ist, da sie wohl die Namen bei ihrer Sonderung und Wanderung mit sich nahmen, aber sie in den in Bezug auf ihre Flora so sehr von einander abweichenden Wohnsitzen neu vertheilen mußten. Aehnliches tritt auch bei manchen Vögeln, Insekten und Fischen ein, seltener bei größeren vierfüßigen Thieren. In Bezug auf letztere ist es beachtenswerth, daß sich nicht die Spur eines Urnamens für die bedeutendsten asiatischen Raubthiere, Löwe und Tiger, findet; wohl aber kannten sie alle den Bären und den Wolf. Ebenso findet sich nicht die Spur eines gemeinschaftlichen Namens für das asiatische Lastthier, das Kameel, wohl aber für so ziemlich alle übrigen Hausthiere, Rind, Schaf, Ziege, Hund, Pferd u. A."

Herr Benfey ist geneigt, aus dieser Thatsache den Schluß zu ziehen, daß das Urvolk der Indogermanen nicht in Mittel-Asien, sondern in Europa seinen Sitz gehabt habe. Dieser Annahme widerspricht aber, daß sich wenigstens im Griechischen das Wort pardelos für ein katzenartiges Raubthier findet, welches im Sanskrit ebenfalls angetroffen wird, wenn auch das griechische und lateinische leon, Löwe, und tigris, Tiger, aus dem Semitischen stammt, ferner aber die Wahrscheinlichkeit, daß den nordwestlichen Indogermanen die Ausdrücke für Löwe und Tiger allmählich verloren gingen, als die damit bezeichneten Thiere ihren Blicken und ihrer Erinnerung entschwanden.

Wenn Herr Benfey seine Hypothese dadurch zu befestigen meint, daß er darauf hinweist, daß Europa nach den neuen geologischen Ermittelungen „seit undenklichen Zeiten der Wohnsitz von Menschen war", so beachtet er nicht, daß kein Alterthumsforscher behauptet, die Indogermanen seien die ältesten Bewohner Europa's gewesen. Die ersten Ankömmlinge dieser Völkerfamilien im Norden des Erdtheils, die Kelten, haben vielmehr noch in geschichtlicher Zeit ihre südlichen Vorgänger im Länderbesitz, die Iberier, bekämpft und bedrängt und die nördlichen, die Lappen, haben sie wahrscheinlich aus Deutschland und dem größten Theile von Skandinavien bis in den hohen Norden getrieben.

Herr Benfey stellt in Aussicht, „den Ursitz der Indogermanen in Europa einst specieller nachweisen zu können." Immerhin dürfen wir darauf gespannt sein.*) E. K.

*) In der Sitzung der Berliner Geographischen Gesellschaft vom 7. November hat der als Gast anwesende Professor Julius Oppert aus Paris einen Vortrag über die ethnologischen Verhältnisse des alten Chaldäa gehalten, wo sich drei Stämme, ein semitischer, ein arischer und ein turanischer, wie die in Babylon und Ninive aufgefundenen alten Inschriften beweisen, neben einander befanden, und wobei der Vortragende zugleich gegen den Indogermanischen (Arischen) Einheitsbegriff polemisirend auftrat. Seiner Meinung nach, lassen sich im Griechischen und Lateinischen ebenso viele semitische als sanskritanische Wurzeln nachweisen. D. R.

Frankreich.

Molière, von einem seiner deutschen Zeitgenossen übersetzt.

Bisher nahm man an, daß die älteste Uebersetzung von Molière'schen Lustspielen in's Deutsche aus dem Jahre 1694 stamme. Auch Wolf Baudissin, der neueste und glücklichste Uebersetzer der Molière'schen Komödien, theilt diese Ansicht noch. Er nennt als die älteste ihm zu Gesicht gekommene Verdeutschung diese sogenannte „Nürnberger Uebersetzung", welche den Titel führt:

„Derer Comödien des Herrn von Molière Königlichen Frantzösischen Comödiantens ohne Hoffnung seines gleichen Erster Theil. So hohen als niedern Stands-Personen zu erbaulicher Gemüthsbelustigung, der Jugend aber welche der Frantzösischen Sprach begierig seyn mag, zu desto geschwinder und leichter Begreiffung derselben in das Teutsche übersetzet durch J. E. P. Mit schönen Kupffern gezieret, und das erstemal also gedruckt. Nürnberg. Zu finden bey Johann Daniel Taubern. Buchhändlern 1694.*)

Es ist mir vor Kurzem gelungen, eine 24 Jahr ältere Uebersetzung von Molière'schen Stücken zu entdecken, die insofern ein besonderes Interesse darbietet, als sie — die einzige, die zu Molière's Lebzeiten (1670) erschienen — den Beweis liefert, daß Molière's Ruhm sich mit einer „in der guten alten Zeit" ganz ungewöhnlichen Schnelligkeit über die Gränzen seines Vaterlandes hinaus verbreitet hat. Sie beweist auch, daß das löbliche Verfahren, das viele unserer ganz modernen Uebersetzer und „Bearbeiter" anwenden: den Namen des Autors, dessen Werke man übersetzt resp. „bearbeitet", zu verschweigen, schon „in der guten alten Zeit" im Schwange war. Molière ist als Autor nicht genannt und diesem Umstande mag es vielleicht zuzuschreiben sein, daß bis jetzt keiner der deutschen Molière-Kundigen von dieser ältesten Uebersetzung Notiz genommen hat.

Der Titel derselben — noch ausführlicher als der der Nürnberger Uebersetzung, aber ohne die didaktischen Prätensionen dieser letzteren — lautet wörtlich also:

„Schau-Bühne Englischer und Frantzösischer Comödianten/ auff welcher werden vorgestellet die schönsten und neuesten Comödien/ so vor wenig Jahren in Franckreich/ Teutschland und andern Orten/ bey Volckreicher Versammlung seynd agiret und praesentiret worden. Allen der Comödie Liebhabern und anderen zu Liebe und Gefallen dergestalt in offenen Druck gegeben/ daß sie leicht darauß Spielweise wiederum angerichtet/ und zur Ergötzlichkeit und Erquickung deß Gemüts gehalten werden können. — Frankfurt/ In Verlegung Georg Sch . . . . .**) Buchhändlers. Im Jahr M DC LXX."

Die Vorrede zu dieser Uebersetzung, welche das Publikum mit den Lustspielen und der Schauspielkunst, sogar vom theologischen Standpunkt aus, zu versöhnen bezweckt, ist in Form und Gedanken so originell, daß sich die Leser des „Magazin" gewiß nicht beklagen werden, wenn ich dieselbe hier wiedergebe. Sie hat aber auch außerdem gewissermaßen eine literarische Bedeutung, insofern nämlich, als sie beweist, daß der Verfasser

*) Die gesperrt gesetzten Worte sind auf dem Titel in Rothdruck ausgeführt.

**) Hier befindet sich auf dem Titel meines Exemplars eine schadhafte Stelle, die mir nicht gestattet, den Namen des Verlegers zu entziffern.

Molière's „Tartüffe" bereits kannte und die in der Molière'schen Vorrede entwickelten Ideen, wenn sie ihm zusagten, einfach in sein Opus hinübergenommen hat, natürlich ohne Quellenangabe. Plagiate waren ja „in der guten alten Zeit" weit weniger verpönt, als heutzutage. Ich werde den aus Molière's Vorrede zum Tartüffe benutzten Passus den betreffenden Stellen der deutschen Vorrede als Anmerkungen beifügen.

Unser deutscher Uebersetzer beginnt:

„Günstigster Leser:

„Es spricht der allerweiseste Mann/ so je gelebet/ nemlich König Salomon/ in seinem Pred. im 3 Cap. Alles/ oder ein jedes/ hat seine Zeit; als geboren werden/ hingegen auch sterben/ ingleichen auch das Lachen/ Tantzen Schweigen und Reden/ ꝛc. welches auch von uns Menschen/ die wir noch die Unruhe dieses zeitlichen Lebens führen/ stetigs practiciret wird: So muß auch eines dem andern statt und raum geben dann allezeit fröhlich ist unmüglich lautet das gemeine Sprüchwort; und GOTT will auch Maaß haben in dem allzugrossen Trauren/ dann alles hat seine Zeit und alle Ding währen eine Weile.... Weilen nun nach abgelegter Mühewaltung gut ruhen/ (inmaassen GOtt der HERR/ nachdem er in sechs Tagen Himmel und Erde erschaffen/ am siebenten Tage selber geruhet)/ so haben die lieben Alten es vor rathsam zu sein erachtet/ daß wir unser mit vieler Sorg und Mühe belästigtes Gemüt zuweilen mit schönen kurtzweiligen Dingen wiederumb anderwertlich ergötzten.*) Zu welchem Ende dann von langen Zeiten her/ viel trefflich-gelährter Männer bey den Heyden sich gefunden/ deren etliche durch gantz wichtige und Philosophische Schrifften in gemein,**) etliche durch glaub- und denckwürdige Historien/ andere aber durch liebliche Comœdien und Tragœdien sich unterfangen/ dem Menschen dardurch Lust zu schaffen/ so auch in Wahrheit nicht anders ist: dann fürnehmlich anjetzo von Comœdien und Tragœdien allein zu reden/ ist ihr Intent damals gewesen/ uns Menschen die Historien/ und denckwürdige Begebenheiten/ gleichsam lebendig für die Augen zu stellen/ damit wir so wohl zu Unterlassung alles Bösen/ als Befleissigung aller löblicher Tugenden/ mögen angefrischet und auffgemuntert werden***). Darum auch die Comödianten den Römern so lieb gewesen†)/ auß Ursach/ nur weilen sie dem gewöhnlichen Pöfel durch diese Kurtzweil eine Auffmunterung zur Tugend machten ....

„Auß diesen jetzt-erzehlten Ursachen nun/ sind die Comödien und Comödianten hoch geschätzet/ geehret und befördert worden: Alldieweil aber nichts beständiges in seinen Würden auff dem gantzen Erdcräis/ es sey auch so gut erfunden wie es wolle/ auch so nützlich/ rühmlich und gut/ als man es schätzen/ und seinem Werth nach tariren mag;††) Eben also ist es auch zugegangen mit dem Exercitio und der Ehrbarkeit der Comödianten*), da durch etliche leichtsinnige Gesellen theils wegen ihres ruchlosen epicurischen Lebens/ theils auch wegen Geld-Geitz und anderer Ungerechtigkeit/ der löbliche Nahme der Comödianten also verhaßt worden/ daß es wol nach dem Sprüchwort heisset: Die Laster und Mißbräuche der Menschen können das jenige böß machen/ welches an ihm selber gut ist. Wie dann dieses wahr zu seyn/ nicht nur auß den Comödien/ sondern auch allen Geschöpfen GOttes/ genugsam erhellet. Dieweil aber dieses fürtreffliche Werck/ Comödien zu agiren/ der Mißbräuche halber gantz nicht zu verwerffen/**) sondern billig hochzuhalten; Als finden nicht nur viel Hohe Potentaten/ als Kaiser/ Könige/ Chur- und Fürsten/ sondern auch andere Hochverständige/ sowohl Geist- als Weltliche Personen/ denen solche Actiones noch belieben/ und weil Ihrer Hoch-Ansehnlichen Gegenwart dieselbe verehren./***) Uber des/ weil auch solche Comœdien- und Tragœdien-Spiel/ neben der Recreation des Gemüts/ ihren sonderlichen Nutz so wol den Auditoribus als Actoribus bringen/ als ist es billig/ solche wol in Obacht zu nehmen."

Der Uebersetzer schließt mit einigen schwungvollen Worten an die Adresse des „gutherzigen" Lesers.

Geht aus der Vergleichung dieser Vorrede mit den betreffenden Stellen der Molière'schen Vorrede zum „Tartüffe" mit Bestimmtheit hervor, daß der deutsche Uebersetzer Molière's meisterhafte Vertheidigung des Lustspiels gekannt hat — und, ich glaube, darüber kann ein Zweifel nicht bestehen — so haben wir hier allerdings ein literarisches Rarum und Curiosum vor Augen, das bei der Spärlichkeit und Unergiebigkeit der Molière-Quellenliteratur der Berücksichtigung werth ist.

Die Vorrede zum „Tartüffe" erschien nämlich erst im März 1669 zur ersten Ausgabe des berühmten Lustspiels, die der Dichter, wie der Titel lehrt, auf eigene Kosten drucken ließ. Der Titel der ältesten Tartüffe-Ausgabe lautet nämlich: „Le Tartuffe ou l'Imposteur, comédie par J.-B. P. de Molière. Imprimé aux despens de l'autheur et se vend à Paris, chez Jean Ribou, au Palais, vis-à-vis de l'église de la Sainte-Chapelle, à l'image S. Louis. 1669. Avec privilége du roi." Der Druck dieser Ausgabe wurde vollendet am 23. März 1669 und schon im Jahre 1670 besitzt ein deutscher Schöngeist Kenntniß von derselben und schmückt sich mit den fremden Federn! Diese Schnelligkeit des internationalen literarischen Verkehrs ist zu jener Zeit in der That eine Seltenheit; mir ist kein analoger Fall bekannt. Durch diese Thatsache wird die früher aufgestellte Behauptung, daß Deutschland erst mehrere Jahrzehnde nach Molière's Tode von dessen Werken Notiz genommen habe, natürlich vollständig umgestoßen. Es steht im Gegentheil fest, daß Molière's Ruhm mit einer ganz modernen Geschwindigkeit den Flug nach Deutschland genommen hat.

Drei Molière'sche Lustspiele hat der deutsche Zeitgenosse der Ehre der Uebersetzung gewürdigt: „Les précieuses ridicules" („die köstliche Lächerlichkeit), „Le cocu imaginaire" („der Hanrey in der Einbildung") und „l'amour médecin" („Amor der Arzt").

Der Uebersetzer hat für die „Précieuses" die Ausgabe von 1660 (Paris bei Guillaume de Luyne) benutzt, wie sich aus ver-

*) .. Mais, supposé, comme il est vrai, que les exercices de la piété souffrent des intervalles, et que les hommes aient besoin de divertissement ... (Molière, Préface du Tartuffe.)

**) .. et, si nous voulons ouïr là-dessus le témoignage de l'antiquité, elle nous dira que ses plus célèbres philosophes ont donné des louanges à la comédie ... (ibidem).

***) ... l'emploi de la comédie est de corriger les vices des hommes .... le théâtre a une grande vertu pour la correction .... (ibidem).

†) .... dans Rome ce même art (le théâtre) a reçu aussi des honneurs extraordinaires ... (ibidem).

††) ... Il n'y a chose si innocent, où les hommes ne puissent porter du crime; point d'art si salutaire, dont il ne soient capables de renverser les intentions; rien de si bon en soi, qu'ils ne puissent tourner à de mauvais usages ... (ibidem.)

*) ... la comédie a été censurée en de certains temps. Cette censure a eu ses raisons. (ibidem.)

**) on sépare toujours le mauvais usage d'avec l'intention de l'art.

***) ... le jugement du roi et de la reine, qui l'ont vue; l'approbation des grands princes et de messieurs les ministres, qui l'ont honorée, publiquement de leur présence; le témoignage des gens de bien ... (ibidem.)

schiedenen Stellen ganz unzweifelhaft ergibt. In der Ausgabe von 1660 heißt es z. B. (Scene X.) Mascarille: „Je vois ici des yeux qui ont la mine d'être de fort mauvais garçons", und unser Uebersetzer gibt dies wieder: „Ich sehe hier solche Augen, welche ein böses Ansehen haben." Die jetzige Lesart: „Je vois ici deux yeux" kommt erst in der Ausgabe von 1682 vor. Als Uebersetzungsprobe theile ich folgendes mit: Mascarill recitirt bekanntlich folgendes Impromptu:

„Oh! oh! je n'y prenois pas garde
„Tandisque, sans songer à mal, je vous regarde,
„Votre œil en tapinois me dérobe mon cœur!
„Au voleur! au voleur! au voleur! au voleur!"

Im Deutschen heißt es:

„Oho! ich hab vorwahr darauff nicht Achtung geben/
„Da ich in dieses Bilds Betrachtung meynt zu leben/
„Hat ihr bestraltes Aug mein Hertz mir weg gestolen/
„Darumb so heiß ich sie ein Diebin unverholen."

Mit Interesse habe ich nachgeforscht, welche Ausgabe der Uebersetzer für den „cocu imaginaire" benutzt habe. Denn man weiß, daß der Druck des „cocu imaginaire" ein in der Literatur-Geschichte einzig dastehendes Schicksal erlebt hat. Ein enthusiastischer Verehrer Molière's, Namens Neufvillenaine, hatte das Stück so oft aufführen sehen, daß er es schließlich vom Anfang bis zum Ende auswendig hersagen konnte. Darauf schrieb er es auf, ließ es drucken, (1660 bei Jean Ribou) und nahm das Patent auf seinen Namen, wodurch jedem Anderen, also auch dem Autor, Molière, verboten wurde, das Stück nachzudrucken. Molière ließ sich das nicht gefallen; das Patent wurde auf seinen Namen übertragen und in den Jahren 1663 und 1665 erschienen neue Ausgaben, die Molière wenigstens vor der Veröffentlichung gesehen hat. Die Abänderungen, die Molière an der Neufvillenaine'schen Ausgabe vorgenommen hat, sind übrigens sehr geringfügig.

Unser Uebersetzer hat nicht den ältesten Druck — die von Neufvillenaine aufgeschriebene Comödie — sondern die von Molière revidirte Ausgabe von 1665 (Paris bei Thomas Joly) benutzt. Dies erhellt aus folgender Stelle:

In der Ausgabe von 1660 heißt es (Scene XXI):

„Oui, j'ai juré sa mort; rien ne peut l'empêcher."

In der Ausgabe von 1665 heißt es:

„Oui, j'ai juré sa mort; rien ne peut m'empêcher."

Und in unserer Uebersetzung heißt es:

„Ja, ich habe ihm den Todt geschworen/ es kan mich nichts daran verhindern."

Für den „Amour médecin" hat dem Uebersetzer zu seiner Arbeit die Ausgabe von 1666 (Paris bei Pierre Trabouillet) gedient.

Als Uebersetzungsprobe möge der bekannte „Chor der Doctoren" (Ballet, Comödie und Musik), den Gounod vortrefflich in Musik gesetzt hat, hier eine Stätte finden:

Sans nous tous les hommes
Deviendraient malsains,
Et c'est nous qui sommes
Leur grands médecins.
Veut-on qu'on rabatte
Par des moyens doux
Les vapeurs de rate
Qui vous minent tous?
Qu'on laisse Hippocrate,
Et qu'on vienne à nous.

Im Deutschen nimmt sich die Sache so aus:

„Wir seynd allein die Aertzt/ die allen helffen können/
„Darumb soll man auch uns den Titul nicht mißgönnen
„Vor die grobe Dünste/ die auß dem schwartzen Miltz auffsteigen/
„Kan Hippocrates so wol nicht/ als wir das Mittel zeigen."

Dies ist die älteste Verdeutschung Molière'scher Lustspiele. Wenn ich dieselbe ausführlich besprochen habe, so wird mir dies wohl nicht verübelt werden. Molière, von einem deutschen Zeitgenossen übersetzt — diese Thatsache ist neu; sie scheint mir nicht ganz unbedeutend und der Erwähnung im deutschen „Magazin für die Literatur des Auslandes" nicht unwürdig zu sein.

Paul Lindau.

Italien.

Das alte Rom und sein byzantinisches Zerrbild.*)

Die Geschichte des Verfalls und Unterganges des römischen Staates wird zu allen Zeiten ein redender Beweis dafür sein, daß das Wohl und die Macht eines Staates nur bei und mit einer vernünftigen Freiheit gedeihen kann. Von dem Augenblicke an, als in Rom nicht mehr das Wohl des Volkes, sondern die Macht des Imperators das oberste Gesetz des Staates bildete, als das Volk, anstatt seines Antheils an der Regierung, nur noch panem et circenses verlangte, und die Kaiser sich beeilten, diesem Verlangen in der üppigsten Weise nachzugeben — da war es um die alte Herrlichkeit, ja um den Bestand des weltbeherrschenden Staates selber geschehen. Ein Volk, welches die Fesseln des Despotismus sich geduldig anlegen ließ, wenn diese nur in Gold gefaßt waren, mußte dem Untergang mit raschen Schritten zueilen und war nicht mehr zu retten.

Will man diesen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung recht begreifen, so muß man einen Blick in das öffentliche und Privatleben der Römer thun zu den Zeiten der ersten Kaiser, und daher ist jede Schrift, die uns dies Leben, das soziale Treiben des alten Roms zur Kaiserzeit, näher bringt, mit Dank zu begrüßen. Als eine solche die Kenntniß jener Zustände vermittelnde Schrift betrachten wir auch eine Reihe von Vorträgen, welche von Dr. A. Danz im Laufe einiger Jahre in Jena gehalten und jetzt unter dem Titel: „Aus Rom und Byzanz" dem Drucke übergeben sind. Es sind einzelne Bilder, Anschauungen, die die Zeiten des römischen Kaiserthums erfüllten und beherrschten, deren Farben dadurch erhöht und belebt sind, daß der Vortragende den Zuhörer zum Mitlebenden zu machen bemüht war. Wir verleben mit ihm zunächst „Einen Tag im römischen Circus"; er führt uns dann in die „Bäder und das Badeleben im alten Rom" und wir sehen ferner mit ihm „den Anfang und das Ende der Gladiatorenkämpfe". Nachdem wir so an seiner Hand eine Wanderung durch das alte Rom gemacht und seine gewaltigen, riesenhaften Bauten, zugleich aber auch seine sittliche Verderbniß und die wahrhaft thierische Wildheit seiner Belustigungen kennen gelernt haben, verwandelt sich die Scene und wir sehen uns nach der zweiten Kaiserstadt, nach jenem Byzanz versetzt, in welchem das sinkende römische Kaiserthum immer mehr zur asiatischen Despotie ausartete, die ihren Glanz in einem weitläufigen morgenländischen Ceremoniell und in einer abgöttischen Verehrung des Volkes gegen den allmächtigen und unnahbaren Herrscher erblickte. Wir thun an der Hand des kundigen Verfassers einen Blick in das kleinliche

*) „Aus Rom und Byzanz". Von Dr. A. Danz. Weimar, Hermann Böhlau, 1868.

und abgeschmackte „Hofceremoniell der byzantinischen Kaiserzeit", um dann noch zum Schlusse „einem Aufruhr der Parteien des Circus" beizuwohnen.

Der Verfasser macht nicht den Anspruch, wissenschaftliche Untersuchungen mit gelehrtem Apparate zu geben; in lebhaften Schilderungen stellt er das längst Bekannte zusammen und führt uns so ergreifende, weil lebenswahre, Bilder vor, die in ihrer Composition, in der geschickten Zusammensetzung und Verarbeitung des reichen Materials den Kundigen erfreuen, den Unkundigen unterhalten und belehren. Wir lassen noch einmal die Beweise des sittlichen Verfalls eines meist durch seine strengen Sitten und echt republikanischen Tugenden groß und einzig dastehenden Volkes uns aufzählen; wir werden daran erinnert, wie schon Augustus bei einer Bevölkerung Roms von etwa ein und einer halben Million Menschen beinahe die Hälfte dieser Zahl durch Getraide- und Geldspenden unterstützen mußte, nicht etwa in den seltenen Fällen augenblicklicher Noth, sondern als jährlich sich wiederholende Gaben, so daß, wer einmal auf den Listen dieser Empfänger stand, diese Wohlthat Zeitlebens zu genießen hatte. Und dazu kamen noch Geschenke an Geld, um sich Gunst und Gehorsam im weitesten Umfang zu erkaufen. So beschenkte Augustus dreimal in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von siebzehn Jahren die gesammte männliche Bevölkerung Roms, bis auf die kleineren Knaben herab, Mann für Mann mit vierhundert Sestertien, so daß jede dieser Schenkungen die ungeheure Summe von ungefähr dreizehn Millionen Thalern betrug.

Aber noch ungemessener waren die Ansprüche auf Belustigung und Vergnügungen aller Art, das Geschrei nach circenses, und das Großartigste, aber auch das Scheußlichste wurde dem verlangenden, entsittlichten Volke in den Gladiatoren-Kämpfen im Amphitheater dargeboten. Wir sehen die zahlreichen Schaaren der zum Todeskampfe Dressirten vor dem Kaiser vorüberstolziren und hören ihren Gruß: „Have, Imperator, morituri te salutant", worauf dann das grausige, unmenschliche Spiel, die Metzelei, begann, an welcher das entmenschte Volk mit wahnsinnigem Beifallsrufen nur zu lebhaften Antheil nahm. Und so rollt der Verfasser ein Bild nach dem andern vor unsern Augen auf, und wir werden auf's Neue in der Ansicht bestärkt, daß ein Volk, welches so tief gesunken war, unmöglich länger bestehen konnte, sondern dem Untergange unrettbar verfallen war.

Dr. Z.

Kleine literarische Revue.

— **Arnold Ruge an das deutsche Volk.***) Bekanntlich hat Arnold Ruge im J. 1866 von England aus sehr entschieden seine Sympathieen mit Preußens Politik ausgesprochen. Bereits am 3. Mai 1866 richtete er ein Schreiben an Graf Bismarck, worin er die Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland, wie aus Italien, als eine historische Nothwendigkeit darstellte, zur Einberufung des deutschen Parlaments auf breitester Grundlage und zur Depossedirung der kleinen deutschen Fürsten, sowie zur Führung eines Krieges rieth, der jedoch mehr mit Ideen, als mit Kanonen operire. Ob Graf Bismarck diesen Brief in den ersten Maitagen von 1866 empfangen und inwiefern er darauf Rücksicht genommen, vermögen wir natürlich nicht zu sagen. In der vorliegenden Broschüre findet sich dieser Brief, sowie eine große Anzahl anderer schriftlicher und mündlicher Ansprachen Ruge's aus dem J. 1866 abgedruckt, worin er für Deutschlands Wiedergeburt unter der Aegide Preußens agitirte und seine dem Grafen Bismarck ertheilten Rathschläge fortsetzte. Unter Anderem schrieb er dem preußischen Minister-Präsidenten aus Brighton am 7. Juli 1866:

„Wenn Sie Sich überlegen, daß es jetzt für Sie nicht mehr „nöthig ist, wider den Strom zu schwimmen, so gründen Sie „nicht nur den neuen freien Staat, sondern auch Ihre eigene „Bequemlichkeit und Sich einen größeren Namen, als wenn „Sie die alte Polizeiquälerei und den verhaßten, den Franzosen „nachgeäfften Borussismus des Herrn von Kamptz und anderer „verschollener Gendarmen fortsetzen."

Was für sonstige Rathschläge Ruge noch gegeben, der gegen den Schluß des J. 1866 nach Deutschland zurückzukehren beabsichtigte, um hier eine Zeitung in nationalliberalem Sinne zu gründen, das mag man in der interessanten Broschüre selbst nachlesen, die am Schlusse einen am 13. Sept. 1868 revidirten Entwurf Ruge's zur Neugestaltung „unserer inneren und äußeren Politik" und ein Nachwort aus Brighton folgenden Inhalts bringt:

„Dies Memoir ist im Wesentlichen 1866 von maßgebenden „und nicht maßgebenden Politikern gelesen worden. Ich erinnere „jetzt daran. Die große Aufgabe, der vereinigten, gleichartig „gebildeten deutschen Nation zu Einem Körper und zu Einer „Seele zu verhelfen, ist seitdem wieder in kleinliche Quackeleien „verkehrt worden und Deutschland nach wie vor die mittelalterlich „verzauberte Schöne, der das Wort Mutabor! nicht über die Zunge „will. Nun — wir haben's ihr genug vorgesagt; vielleicht findet „sich später einmal Einer, der's bei der richtigen Gelegenheit „nachsagt, und ihr wider Willen die Erlösung bringt."

— **Carstens Werke in W. Müller's Umrißstichen.***) Asmus Jacob Carstens ist ein Name, den die deutsche Kunstgeschichte an die Seite Winckelmann's gestellt hat. Wenn dieser den Geschmack und den Schönheitssinn der Deutschen durch das Verständniß der Antike geläutert, so hat jener durch praktisches Muster und Vorbild die deutsche Kunst vom altfränkischen Zopfe befreit und ihr die Wege des Ideales in der Natur gewiesen, auf welchen sie seitdem mit so ruhmwürdigen Erfolgen vorwärts geschritten. Das Urtheil, das der berühmte Kunsthistoriker Fernow über die Bedeutung seines Freundes Carstens in der zu Anfang des Jahrhunderts geschriebenen Biographie desselben ausgesprochen, ist von der Nachwelt bestätigt worden und allgemein anerkannt. „Aus dem Volke machtvoll emporgewachsen, war Carstens der Erste, der zu uns Deutschen hellenischer Schönheit ewiges Maaß gebracht," sagt von ihm Hermann Riegel, der Herausgeber der vorliegenden, chronologisch geordneten Sammlung der klassischen Compositionen des schleswig-holsteinischen Müllersohnes, der lediglich durch Eigenkraft und durch Ueberwindung aller unüberwindlich scheinenden sozialen Hemmnisse vom Weinkieper in Eckernförde zum Meister und Muster der deutschen Kunst in Rom sich emporgearbeitet und der, obwohl er erst im 22. Lebensjahre sich der Kunst entschieden widmen konnte,

*) An's Volk und an Politiker. Zur Förderung des Umschwunges seit 1866. Von Arnold Ruge. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung (S. Gerstmann), 1868.

*) Carstens Werke in ausgewählten Umrißstichen. Herausgegeben von Hermann Riegel. Zweite Auflage, 43 Tafeln umfassend. Leipzig, Alph. Dürr, 1869.

und sein Leben nur auf 44 Jahre gebracht, sich für alle Zeiten einen unvergänglichen Namen gestiftet hat. Im Jahre 1754, also gerade fünf Jahre nach Goethe und fünf Jahre vor Schiller, wurde Carstens geboren, „womit, wie Riegel sagt, gewissermaßen angedeutet war, daß schöne Literatur und Kunst aus demselben mütterlichen Boden des Vaterlandes verwandt emporgewachsen. Von innerer Nothwendigkeit bedingt war es, daß mit dem Aufschwunge deutscher Dichtung, wie der Musik und Philosophie, die bildenden Künste sich ebenfalls zu einer Wiedergeburt anschickten." Auf der Berliner Kunstausstellung von 1788 waren zwei Zeichnungen von Carstens ausgestellt, den „Sturz der Engel" nach Milton darstellend, welche zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Er wurde in Folge dessen zum Professor der Akademie ernannt und reiste im Jahre 1792 nach Rom, wo er bis zu seinem im Jahre 1798 erfolgten Tode verblieb. In diesen kurzen Zeitraum fallen Carstens Leistungen für die Renaissance der Kunst, die nicht minder in Italien als in Frankreich und Deutschland in den Banden der Unnatur und Modethorheit lag. In den vorliegenden, vom Herausgeber genau nach ihrer Entstehungsgeschichte geordneten und anziehend erklärten Compositionen „ist nicht allein der Sieg über die damalige Kunst beglaubigt, sondern es ist vornehmlich das unschätzbare Beispiel von Schöpfungen gegeben, die den Tiefen einer von hohen Idealen erfüllten Künstlerseele entsprossen sind, die mit männlichem Ernste den unwandelbaren Grundsatz neu verkünden, daß Einfalt und Schönheit das Wahre echter Kunst seien".

— **Das Jahrbuch der Erfindungen.***) Den Jahrgang 1868 dieses bereits zum dritten Male unserer Beurtheilung vorliegenden Unternehmens müssen wir mit besonderer Anerkennung begrüßen. Es mußte ungleich wichtiger für den Fachmann, d. h. für alle Gewerbetreibenden, Techniker, Naturwissenschafter u. s. w. erscheinen, es mußte zugleich ein Interesse beanspruchen für jeden Gebildeten. Denn es versprach ja in diesem Jahre die Ergebnisse der Pariser Weltausstellung zu bringen. Allein so große Erwartungen wir auch gehegt — dieselben sind doch noch fast übertroffen. Insbesondere auf dem — im vorigen Jahrgange vernachlässigten — Gebiete der Chemie haben die Herren Herausgeber mit außerordentlichem Fleiße und praktischem Ueberblick alles irgend Wichtige zusammengetragen. In dem Vorworte bedauern sie zugleich, daß sie, des diesmal gar zu sehr angehäuften Materials wegen, noch mancherlei interessante Mittheilungen für den nächsten Jahrgang zurücklegen mußten. Die früher stets beigegebene Bibliographie ist ganz fortgeblieben und soll in vollständigerer Weise in der von derselben Verlagshandlung herausgegebenen „Polytechnischen Bibliothek," welche in Monatsheften erscheinen wird, geboten werden. Das Jahrbuch, mit seiner trefflich redigirten Uebersicht aller wichtigen neuen Erscheinungen auf den Gebieten der Naturwissenschaft und Technik, erläutert durch instructive Abbildungen — diesmal 36 Holzschnitte — bei guter Ausstattung und billigem Preise, darf als ein fast unentbehrliches Nachschlagebuch angesehen werden, welches die weiteste Verbreitung verdient. K. R.

— **Vlamischer Volkskalender.****) Der in Gent vor einigen Jahren zu Ehren des verewigten Förderers der vlamischen Sprache und Literatur, Prof. Willems, gegründete „Willems-fonds" hat für das J. 1869 wiederum einen „Volks-Almanak" erscheinen lassen, der von reichem, sowohl belehrendem als populärem Inhalt ist. Unter Anderem befinden sich darin lesenswerthe Berichte über „Cooperativ-Genossenschaften" und über das „Landbau-Institut von Gembloers", eine anziehend erzählte Geschichte des Seewesens, Handels und Gewerbfleißes in Belgien zur Zeit des Mittelalters, und ein Vortrag über die Regelung der Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken. Auch an Novellen und Gedichten fehlt es nicht, unter welchen letzteren uns Emanuel Hiel's „In de frissche vlaamsche weiden" und „De Schelde" wegen ihres vaterländischen Sinnes und Tones besonders anmuthend erscheinen.

— **Abessinien, von Richard Andree.***) Es ist dies das beste, vollständigste und historisch sowohl, als geographisch und ethnologisch belehrendste Buch über Abessinien, das wir kennen. Abgesehen von den Jedermann zugänglichen älteren und neueren Darstellungen dieses Landes — von denen wir nur die deutschen hier nennen: Hiob Ludolf (1681), Hemprich und Ehrenberg, Rüppel, v. Katte, Schimper, Munzinger, Krapf, Isenberg, Brehm und (last but not least) v. Heuglin — hat Herr Richard Andree, der geschickte Redacteur dieses Buches, die handschriftlichen Berichte über Abessinien vor sich gehabt, die der seit einem Menschenalter dort lebende Eduard Zander im Jahre 1859 in Magdala ausgearbeitet und an den regierenden Herzog von Anhalt gerichtet, sowie die Federzeichnungen, weit über Hundert an der Zahl, welche derselbe von den landschaftlichen, architektonischen und ethnographischen Merkwürdigkeiten Abessiniens entworfen und die sich ebenfalls im Besitze des Herzogs von Anhalt befinden. Auch die für das Buch benutzten Zeichnungen von Robert Kretschmer sind im Lande selbst aufgenommen, da dieser vor einigen Jahren den Herzog Ernst von Sachsen-Koburg auf dessen bekannter Jagd-Seereise nach dem Rothen Meere und nach Abessinien begleitete. Außerdem sind auch einige vortreffliche Zeichnungen französischer und englischer Reisenden, z. B. die höchst charakteristischen Blätter von Lejean, benutzt. Schon in diesem Reichthum an gelungenen Holzschnitten wird das auch sonst von der Spamer'schen Verlagshandlung mit gewohnter Splendidität ausgestattete Werk von keiner anderen, gleichviel ob in englischer, französischer oder deutscher Sprache erschienenen Darstellung Abessiniens übertroffen; noch mehr aber macht die redactionelle Anordnung und Ausführung des Ganzen das Buch zu einer werthvollen Erwerbung für jede öffentliche und Privatbibliothek.

— **Der einjährige Freiwillige.** Nach Art der Sprachunterrichts-Briefe der Herren Toussaint und Langenscheidt, hat ein „Verein praktischer Schulmänner" in einem der erst seit Kurzem dem System der allgemeinen Wehrpflicht beigetretenen, norddeutschen Länder**) einen Cyklus von Briefen herauszugeben angefangen, in welchen den jungen Leuten, die nicht schon auf

*) Herausgegeben von H. Hirzel und H. Gretschel. Leipzig, Quandt u. Händel.

**) Volks-Almanak voor 1869. Gent, Willem Rogghé.

*) Abessinien, das Alpenland unter den Tropen, und seine Gränzländer. Schilderungen von Land und Volk, vornehmlich unter König Theodoros (1855—1868). Nach den Berichten älterer und neuerer Reisenden bearbeitet von Dr. Richard Andree. Mit 80 Abbildungen, 6 Tonbildern nach Original-Zeichnungen von E. Zander, R. Kretschmer u. A. — Leipzig, Otto Spamer, 1869.

**) Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung.

Gymnasien, oder anderen dazu autorisirten Lehranstalten, das Zeugniß der Reife für den einjährigen Dienst der Freiwilligen erlangt haben, die zu dem betreffenden Examen erforderlichen Kenntnisse in vertheilten Lectionen, wenn auch nicht gerade in Briefform, beigebracht werden. Geschichte, Geographie, Physik, Geometrie, Arithmetik und deutsche Sprache sind die Zweige der Wissenschaft, die darin in faßlicher Weise gelehrt werden. Ob eine solche Zerstückelung der Unterrichtsgegenstände einen wirklichen, wissenschaftlichen Erfolg hat, möchten wir zwar bezweifeln; immerhin aber ist jungen strebsamen Leuten dadurch Gelegenheit zu erleichterten Selbststudien gegeben.

Literarischer Sprechsaal.

Gerade im rechten Augenblick, um die Weihnachtszeit, ist die deutsche Ausgabe des mit den klassischen Illustrationen Doré's ausgestatteten Don Quijote vollendet worden.*) Zwei Bände in gr. 4, jeder ungefähr 4—500 S. stark, mit 376 Zeichnungen, theils (144) selbständige große Darstellungen im Formate des Werkes, theils als Kapitel-Anfänge und Abschlüsse in den Text eingedruckt, alle voll des köstlichsten Humors und der mannichfaltigsten Erfindung, liegen jetzt vor uns. Wir besitzen heutzutage in Deutschland, wie allgemein anerkannt ist, eine Schule von Genremalern, die sich mit der alten niederländischen eines Gerhard Dow und eines Terburg mißt, weil sie, gleich dieser, der Natur ihre verborgensten Geheimnisse abgelauscht und tief in die inneren Schachte der menschlichen Gefühle und Leidenschaften eingedrungen — nun, Einer der Meister dieser deutschen Schule, ein Künstler allerdings, der immer gern und neidlos das Verdienst Anderer anerkennt, hat uns versichert, daß für ihn in diesen Doré'schen Zeichnungen ein unerschöpflicher Fonds artistischer Studien sich finde. Ein größeres Lob kann es gewiß kaum geben! Wir können dem nur hinzufügen, daß auch diejenigen, die keine Kunststudien machen, die den unvergänglichen Ritter von der traurigen Gestalt um seiner selbst willen lieben, weil in seinen Narrheiten auch so viele ritterliche und konservative Narrheiten unserer Zeit gegeißelt werden, in diesen Illustrationen ihre Rechnung finden, da der Zeichner vollständig auf die Gedanken des Dichters eingegangen, denen er wohl mancherlei abgesehen, was dem Auge des gewöhnlichen Lesers entgeht, denen er aber gewiß nichts hinzugefügt, was nicht darin zu finden war.

Der italiänische Gelehrte, Herr Dr. G. Barzilai, über dessen Hypothese, daß Josua nicht der Sonne stillzustehen gebot, sondern vielmehr eine Sonnenfinsterniß ankündigte, in diesen Blättern zu wiederholtenmalen berichtet wurde, hat jetzt eine andere, wie er wieder behauptet, mißverständliche Auffassung biblischer Worte zum Gegenstande der Kritik gemacht.**) Die Salzsäule, in welche die Frau des Lot nach dem Untergange von Sodom und Gomorrha verwandelt worden sein soll, weil sie sich, gegen das göttliche Verbot, auf der Flucht umgesehen, ist, wie Herr Barzilai nachzuweisen sucht, ebenso ein Phantasiestück, wie der Sonnenstillstand des Josua. Es beruht, sagt derselbe, die Geschichte von der Salzsäule augenscheinlich auf einer Wortverschiebung, indem die Schlußworte des Verses 26 Cap. 19 der Genesis: „und ward eine Salzsäule" sich unmittelbar an die Schlußworte des Verses 25: „das Gewächs des Erdbodens wurde zerstört" anreihen, während der Vordersatz des Verses 26: „Und sein Weib (ischtho) sah hinter sich" grammatisch nothwendig sich dem Vers 23 anreiht, auf welchen das „sein (Lot's) Weib" sich bezieht, da in den Versen 24—26 von Lot gar nicht mehr gesprochen werde. Also der Erdboden rings um Sodom und Gomorrha und nicht Lot's Frau ist in eine Salzmasse verwandelt worden. Herr Barzilai bemerkt mit Recht, daß es im Grunde eine Blasphemie sei, anzunehmen, Gott habe die leicht zu erklärende Neugierde der armen Frau, die sich nach ihrem bisherigen Wohnort umsah, so hart bestraft, daß er sie in eine Salzsäule verwandelte. Ja, auch das sei ein Mißverständniß, wenn man aus den Worten der Bibel herauslese: Gott habe dem Lot und den Seinigen verboten, sich umzusehen; vielmehr sei es ein Rath, der dem Lot ertheilt wurde, daß er, ohne sich umzusehen, d. h. eiligst, von dem Orte der Zerstörung nach einem sicheren Punkte fliehen möge. Sei aber kein Verbot erfolgt, so könne auch keine Bestrafung für Nichtachtung desselben eingetreten sein. Im fünften Buch Mose, Cap. 29, V. 23, wo der Zerstörung von Sodom und Gomorrha gedacht ist, wird ausdrücklich gesagt: Damit das Land nicht wieder besäet werde, und darauf Nichts, auch kein Kraut, wachse, sei es durch Schwefel und Salz verbrannt — welches Letztere in der Erzählung der Genesis eben nur bei Gelegenheit der sogenannten Salzsäule erwähnt werde, die also nichts mit der Frau des Lot zu thun habe, sondern die Erinnerung an Sodom und Gomorrha bilde, die in der That jetzt noch in der Gegend des Todten Meeres zu finden sei.

*) Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote de la Mancha, von Miguel Cervantes di Saavedra. Uebersetzt von Ludwig Tieck. Mit 376 Illustrationen von Gustav Doré. Berlin, A. Sacco Nachfolger (A. E. Glücksberg), 1868.

**) La statua di sale. Studj biblici di G. Dr. Barzilai. Trieste, Lloyd Austriaco, 1868.

Die bei Gelegenheit der diesjährigen Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins in Braunschweig, über die wir bereits in diesem Blatte berichtet haben, gehaltenen Reden des Fräul. Auguste Schmidt und der Frau Henriette Goldschmidt aus Leipzig sind jetzt im Druck erschienen*) und möchten wir namentlich auf die letztere, als auf einen recht schätzbaren Beitrag zur Lösung der Frauenfrage, hinweisen. Der Vortrag der Frau Dr. Goldschmidt giebt Zeugniß, daß bei ihr Kopf und Herz in schönster Harmonie stehen; sie weiß, was sie will, hat den Kernpunkt, die Wurzel, bei der die ganze Bewegung angegriffen werden muß, sehr richtig in der Schul- und Erziehungsfrage erkannt. Wir stimmen ihr von ganzem Herzen bei, daß hier ändernd und bessernd einzutreten vor allen Dingen Sache der Behörden und Gemeinden sei, und daß, bis dies geschehe, alle Bestrebungen von Vereinen und Privatpersonen Palliative bleiben müssen; ob sich aber auf dem von ihr vorgeschlagenen Wege der Petitionen viel werde erreichen lassen, bezweifeln wir. Das ist indeß nicht die Schuld der Verfasserin, denn wahrlich, es giebt keinen Menschen, der einen andern Weg vorzuschlagen wüßte, und wir haben es doch bei manchen ebenso hoffnungslos scheinenden Petitionen gesehen: „das Wasser höhlt zuletzt den Stein". J. H.

*) Leipzig, Verlag von Oskar Leiner, 1868.

Bei **George Westermann** in Braunschweig ist erschienen:

Kapp, E., Vergleichende Allgemeine Erdkunde.

Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. geh. Preis 4 Thlr.

Das Werk betrachtet die Erdoberfläche als Lagerstätte der Geschichte und weist nach, wie in der Beschaffenheit des Planeten das Gesammtleben der Menschheit vorgesehen ist. Es liefert daher, indem es von der Natur als dem unverrückbaren Grund und Boden aller menschlichen Existenz ausgeht, einen Beitrag zur Beurtheilung der wichtigsten Fragen von Vergangenheit und Gegenwart. Namentlich darf es Denen empfohlen sein, welchen es um eine objective Auffassung der zwischen Germanen und Romanen obwaltenden Beziehungen, so wie um ein klares Verständniß der Weltstellung und der nationalen Entwicklung Deutschlands zu thun ist. (351)

Bei **George Westermann** in Braunschweig ist erschienen: (352)

Molé, A., Dictionnaire de poche allemand-français et français-allemand. Zwei Bände. **28. vollst. umgearb. Aufl.** kl. 8. geb. Preis 1 Thlr.

So eben erschien in unserm Verlage:

Reise- und Jagd-Bilder

aus der

Südsee, Californien und Südost-Afrika

von

Eduard Mohr. (353)

8°. geh. Preis ⅚ Thlr.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Neue Reisen

Von

Friedrich Gerstäcker. (354)

6 Theile in 3 starken Bänden.

8. eleg. broch. 5⅓ Thlr.

Friedrich Gerstäcker übergiebt hiermit dem Publikum seine **„Neuen Reisen“**, welche er theils durch die, schon ein Mal von ihm vor dreißig Jahren durchwanderten Vereinigten Staaten, theils durch Mexico vom Atlantischen bis zum Stillen Meer, theils durch Westindien und das nur noch wenig gekannte Venezuela unternahm und besonders in dem letzten Staat den **Apure-** und **Orinoco-Strom** befuhr, die **Llanos** durchzog und die berühmten Goldminen Venezuela's besuchte.

Der erste Band enthält die Reise durch die Vereinigten Staaten bis in das Indianergebiet hinein, der zweite die Tour durch Mexico und nach Ecuador wie Panama — der dritte Band bringt dann die Wanderung durch Venezuela und erscheint binnen Kurzem.

Soeben erschien und ist in jeder Buchhandlung zu haben:

Der Heliand oder die altsächsische Evangelien-Harmonie. Uebersetzt in Stabreimen von Dr. M. Grein. 2 Aufl. Preis geb. 1 Thlr.

Die Quellen des Heliands nebst einem Anhange, Tatians Evangelien-Harmonie, herausgegeben nach dem Codex Casselanus von Dr. M. Grein. Preis 2 Thlr. (355)

Cassel. **Theodor Kay.**

J. C. Krieger'sche Buchhandlung.

Bücher-Auction.

Soeben erschien und ist durch alle Buch- und Antiquariatshandlungen **gratis** zu erhalten: (356)

Verzeichniss
einer werthvollen Sammlung von Werken
aus dem Gebiete der

Naturwissenschaften, Mathematik, Medicin etc.,

welche am 23. November 1868 und den folgenden Tagen im Geschäftslokale von F. A. Brockhaus in Leipzig öffentlich gegen baare Zahlung versteigert werden sollen.

Vorstehender Katalog, eine reiche Sammlung werthvoller und zum Theil seltener Werke aus dem Gebiete der obengenannten Wissenschaften enthaltend, verdient besonderer Beachtung empfohlen zu werden.

Aufträge für die Auction übernehmen alle Buch- und Antiquariatshandlungen des In- und Auslandes, sowie

F. A. Brockhaus'

Sortiment und Antiquarium in Leipzig.

Im Verlage von **E. H. Schröder** in **Berlin** sind soeben erschienen: (357)

Goethe's Gedichte. Wohlfeile Octav-Ausgabe in Antiqua-Schrift. 2 Bände. Mit Goethe's Jugendporträt. 1868. Geh. 20 Sgr. In 2 saubern Leinw.-Bänden 1 Thlr.

Diese sehr hübsch ausgestattete Ausgabe von Goethe's sämmtlichen lyrischen Gedichten empfiehlt sich durch Correctheit und Billigkeit.

Goethe, Die Leiden des jungen Werthers. Wohlfeile Octav-Ausgabe in Antiqua-Schrift. Mit Lotte's Porträt. 1868. Geheftet 5 Sgr. In saubern Leinwandbande 10 Sgr.

Diese Ausgabe enthält den vollständigen Text der ersten Originalausgabe vom Jahre 1774 nebst den in den spätern Ausgaben vorkommenden Zusätzen und Umarbeitungen. Hierdurch ist diese, bei guter Ausstattung auffallend billige Ausgabe zugleich von Interesse für die Besitzer von Goethe's Werken, welche den Werther nur in der abgeschwächten späteren Fassung kennen.

Goethe, Suleika. Sehr elegante Miniaturausgabe in Antiqua-Schrift auf gelbem Pergamentpapier mit rother Randeinfassung. 1868. In lithographirtem Farbendruck-Umschlag cartonnirt mit Goldschnitt 20 Sgr. Sehr elegant gebunden mit Goldschnitt 25 Sgr.

Die vorliegende höchst elegante Ausgabe ist der erste Separatabdruck dieser reizenden Dichtungen (aus dem west-östlichen Divan), welche zu dem Besten gehören, was unsere Literatur an Nachbildungen orientalischer Dichtkunst besitzt.

Album deutscher Dichter. Herausgegeben von Hermann Kletke. Elegante Miniaturausgabe. Zehnte Auflage. 1868. Sehr elegant geb. mit Goldschnitt 2 Thlr.

Diese in der Wahl unübertroffene Anthologie Deutscher Lyrik erscheint hier in der zehnten Auflage. Das ansprechende Buch wird auch in der jetzigen sehr eleganten äussern Ausstattung gewiss nicht verfehlen, überall sich neue Freunde zu erwerben.

Berthold Auerbach's Deutscher Volkskalender

für 1869.

Mit 23 Bildern nach Zeichnungen von Paul Meyerheim. Velinpapier. 12½ Sgr.

Vollständiges Kalendarium mit Humboldt-Kalender, fernerer Inhalt:

Berthold Auerbach.
Der Straßen-Mathes. Eine Dorfgeschichte.

Fr. v. Holtzendorff.
Chronik der Todesstrafe (1867—1868).

Berthold Auerbach.
Beniqna. Eine Dorfgeschichte.

Alfred Woltmann.
Kunst für's Haus.

Berthold Auerbach.
Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.

Dr. **Georg Pritzel.**
Zur Geschichte der Kartoffel.

August Reißmann.
Die Pflege des Volksgesanges in der Gegenwart.

Dr. **Edmund Reitlinger.**
Hundert Jahre nach der Geburt Alexanders von Humboldt.

Justus von Liebig.
Ueber den Ernährungswerth der Speisen.

* * *

Die Sonntagsfeier. (358)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu haben:

Neu Amerika

von

W. Hepworth Dixon.

Rechtmäßige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der siebenten Auflage aus dem Englischen

von

Richard Oberländer.

Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt.

Groß-Octav. Eleg. broch. Preis 2⅔ Thlr.

Sieben schnell hinter einander folgende Auflagen sprechen am Besten für den Werth dieses bedeutendsten neueren Werks „über den fernen Westen“ und seine Bewohner, die Mormonen, Quäker rc.

Möge nachstehendes Urtheil der **Times** hier folgen:

„Der Verfasser dieses sehr interessanten Werkes, der durch die Ebenen und Gebirge des fernen Westen bis in das Salzsee-Thal vorgedrungen ist, giebt hier einen ausgezeichneten Bericht über die Mormonen und treffende Schilderungen der Scenen, welche er sah. Herr Dixon hat gedankenreich und gut geschrieben, und wir können uns keines früheren Buches über amerikanische Reisen erinnern, das über diese vielbesprochenen Gegenstände mit solcher Ausführlichkeit handelt“. (359)

Durch alle Buchhandlungen unentgeltlich **eine Probenummer** der neuen Zeitschrift (360)

Der Naturforscher.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 6.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] — Berlin, den 21. November 1868. — [№ 47.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Schleiermacher's Leben und Wirken.*)

Als eine der erfreulichsten Festgaben, die der hundertjährige Geburtstag Schleiermacher's uns gebracht, wollen wir die Schrift Hoßbach's begrüßen. Dieselbe hat sich die Aufgabe gestellt, die Person und das Wirken Schleiermacher's, die bisher nur in den Kreisen der Gebildeten recht gewürdigt wurden, dem größeren Publikum nahe zu bringen, wobei hauptsächlich die ausführliche treffliche Biographie Schenkel's zu Grunde gelegt wurde. Die einfache, klare Darstellungsweise, vereint mit warmer Verehrung und dabei richtigem Verständniß des Geschilderten, haben denn auch der kleinen Schrift eine so rasche Verbreitung gesichert, daß bereits eine zweite Auflage derselben nothwendig wurde.

Wohl ist es bedeutungsvoll, daß sich in unseren Tagen die allgemeine Aufmerksamkeit wieder der Erscheinung Schleiermacher's zuwendet; treten doch die Gegensätze, gegen die er nach beiden Seiten hin gekämpft und deren gemeinsam Wahres er dann in seiner Person und Ueberzeugung so glücklich zu verschmelzen gewußt, heute schroffer als je einander gegenüber! Auf der einen Seite die Orthodoxie im vollsten Ornate ihrer mühsam zusammengeflickten Unfehlbarkeit mit allen alten Bevormundungs-Gelüsten — auf der andern jener Nihilismus, der sich jüngst bei der Versammlung der norddeutschen freien Gemeinden in Berlin so recht ausgesprochen hat, — eine Richtung, die jedes religiöse Bedürfniß des Menschen einfach ignorirt oder leugnet, da ein solches sich ja nicht mit Händen greifen oder mit Zahlen den Menschen beweisen lasse, denen Religion nichts weiter heißt, als „sittlich handeln".

Schleiermacher, der das eigenthümliche Schicksal gehabt hat, von den Einen für einen Pantheisten oder sogar Atheisten, von den Andern für einen Schwärmer und Mystiker verschrieen zu werden — erkannte früh das tief in der Menschenbrust lebende religiöse Bedürfniß, das älter ist, als alle Offenbarung; er wußte, daß man dieses Gefühl ignoriren, wohl gar es ganz zum Schweigen bringen kann, aber auch, daß es herrlich entwickelt werden könne, und daß dies die Flamme sei, von der alles Ideale im Menschenleben Licht und Wärme erhalte; der belebende Funke, ohne den kein großes Handeln denkbar sei, wenn seine Leugner auch es bis zum sichtlichen Handeln bringen sollten. Diesen Funken zu hegen und zu pflegen, das Gottesbewußtsein der Seele immer lebendiger werden zu lassen, das war ihm Religion, die einzige wahre, ursprüngliche. Er selbst sagte von sich: „Meine Religion ist so durch und durch Herzreligion, daß ich für keine andere Raum habe."

Und finden nicht auf diesem Grunde sich die besten, edelsten Geister aller Zeiten und Länder zusammen, wenn sie auch denselben Gedanken in verschiedener Form aussprechen? Kann man da nicht das Schriftwort anwenden: „Es sind viele Namen, aber es ist Ein Geist!" — Und Göthes Wort: „Das höchste Glück des denkenden Menschen sei: alles Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche still zu verehren", stellt es ihn nicht auch als einen Jünger dieser großen Gemeinde hin?

Mit seiner ersten großen That, mit seinen „Reden über Religion, an die Gebildeten unter ihren Verächtern" (1800), — und dazu hatten die Wöllner'schen Religionsedikte und ihre Folgen fast alle Gebildeten gemacht — mit diesen Reden zeigte er zum erstenmale, „daß das, was man als Religion angesehen und verachten zu müssen geglaubt hatte, das Fürwahrhalten von Lehrsätzen z. B., gar nicht Religion sei. Eine Fülle neuer Aufschlüsse, folgenreichster, bahnbrechender, reformatorischer Gedanken war gegeben. Die Religion, als der Sinn für das Unendliche, war nun nicht mehr der Gebildeten unwürdig, sondern gehörte tief zum innersten Wesen des Menschen. Religion und Bildung standen sich nach diesen Ausführungen nun nicht mehr feindlich gegenüber....." „Die Religion zeigt sich nun nicht blos in dem kirchlichen Leben, in dem Besuch der Gottesdienste, in frommen Uebungen, in Beobachtung einzelner moralischer Vorschriften und Grundsätze, sondern jedes Streben des Gelehrten, des Denkers, des Staatsmannes, des Künstlers kann ein religiöses und soll ein religiöses sein." — „Und so fern ist die Religion davon, den Geist in die Schranken gewisser Glaubenssätze einzuzwängen, daß vielmehr jedes solches Streben einen Mangel an Religion verräth. Religion und Freiheit der Ueberzeugung, Selbständigkeit des Denkens, gehen immer Hand in Hand. Höchste Bildung des Geistes, höchste Freiheit des Gewissens sind nicht blos verbunden mit der Religion; sie sind die Kinder der Religion. Indem Schleiermacher die Religion als das Gefühl, die Anschauung des Unendlichen im endlichen Geiste faßt, steht er über dem Gegensatz, der seine Zeit bewegt, und tritt auf gleiche Weise entgegen jener platten Verstandesaufklärung, die den nüchternen, alltäglichen Verstand allein als maßgebend erklärt in Sachen der Religion, dem Rationalismus, wie der gegenüberstehenden Anschauung, nach welcher die Religion eine übernaturliche, dem Erkenntnißvermögen unerreichbare Mittheilung der allein außerweltlichen Gottheit war, dem Supranaturalismus. Sie ist das Unbegreiflichste und Höchste, was der Mensch besitzt, und doch ist ihre Geburtsstätte in des Menschen eigenem Innern."

*) Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, sein Leben und Wirken. Dem deutschen Volke erzählt von Theodor Hoßbach, Lizentiaten der Theologie und Prediger an der Andreaskirche zu Berlin. Eine Festschrift zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, 21. Nov. 1868. Berlin, Otto Loewenstein, 1868.

Aber, wird man fragen, und fragte man schon damals, wie konnte Schleiermacher bei solchen Gesinnungen christlicher Prediger werden und bleiben? —

Allerdings hatte er nicht ohne große innere wie äußere Kämpfe den Standpunkt erlangt, der ihn dazu befähigte; nachdem er ihn aber einmal erreicht, hat er ihn festgehalten bis an sein Lebensende. Auf die deshalb an ihn gerichteten Bedenken erwiderte er: „er lege in seinen Predigten seinen Worten gerade die Bedeutung bei, die ihnen ein Mensch, der in der religiösen Betrachtung begriffen sei, beilege und keine andere; man könne aber nicht anders die Religion in Worte fassen, als indem man Gott gewissermaßen vermenschliche; das geschehe auch in der heiligen Schrift, in den Reden Jesu, überhaupt im Christenthume. Er halte auch ferner den Stand als Prediger für den edelsten, den nur ein wahrhaft religiöses, tugendhaftes und reines Gemüth würdig ausfüllen könne, und nie werde er ihn mit seinem Willen gegen einen andern vertauschen."

Nachdem er diese Versöhnung in sich gefunden, gelang es ihm mehr und mehr, seine edle Persönlichkeit frei herauszuleben und allseitig zu entwickeln, und, wie es das Vorrecht großer Naturen ist, wurde jede dieser Entwickelungsstufen zugleich auch fruchtbar für Andere. So außerordentlich reich und mannigfaltig war seine Begabung, daß wir kaum Ein Gebiet des öffentlichen Lebens zu nennen wüßten, auf dem er nicht anregend, ja in den meisten Fällen bahnbrechend gewirkt hatte. So war Schleiermacher der erste Theologe, der eine Emancipation der Juden geltend gemacht in der kleinen, interessanten Schrift: „Briefe bei Gelegenheit der Aufgabe und des Sendschreibens jüdischer Hausväter." Ferner war er es, der zuerst Vorschläge zu Vereinigung der reformirten und lutherischen Konfession machte, so daß man ihn als den eigentlichen geistigen Vater der **Union** betrachten muß.

In der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung entwickelte sich in seinem Patriotismus eine neue Seite seiner Frömmigkeit. In feuerigen, erweckenden Reden wußte er den schlummernden Funken auch bei Andern anzufachen und unablässig die Hoffnung und den Wunsch besserer Zustände mitten unter dem Drucke des Joches der Fremden rege zu erhalten. An der Organisirung der Landwehr nach Scharnhorst's Grundsätzen betheiligte er sich später auch praktisch, und der kleine, schwächliche, etwas verwachsene Mann, der gerade damals mit Berufsgeschäften überhäuft war, unterließ nicht, die Exerzirübungen regelmäßig mitzumachen, durch sein Beispiel zeigend, „daß ein bedeutender Mann in jeder Lage zu wirken weiß".

Aber noch bevor diese Zeit des allgemeinen Aufschwungs anbrach, trat er 1808 mit einer Schrift hervor: „Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinne, nebst einem Anhang über eine zu errichtende". Er verlangt darin akademische Lehr- und Lernfreiheit, „die Temperatur einer völligen Freiheit des Geistes". Im Gegensatz gegen ein Gutachten Fichte's verlangt er Unabhängigkeit der Universität vom Staat, weil dieser nur das unmittelbar ihm Nützliche begünstige, den Werth des wissenschaftlichen Strebens an sich zu leicht verkennen wird.

Von allen eingelaufenen Gutachten fand das Schleiermacher'sche die meiste Beachtung, so daß er mit Recht als ein geistiger Mitbegründer der Universität Berlin zu betrachten ist; wie er auch später bei Besetzung der theologischen Lehrstühle vielfach von Wilhelm von Humboldt zu Rathe gezogen wurde.

In demselben Jahre (1808) wurde Schleiermacher vom Könige zum Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin berufen und ihm Aussicht auf eine Professur an der neu zu begründenden Universität gemacht. Er trat in diese Stelle zu derselben Zeit, wo sein einst geliebter Jugendfreund Fr. Schlegel zur katholischen Kirche übertrat und sich in Wien ganz dem Metternich'schen Systeme, man kann wohl sagen: verkaufte. Schleiermacher dagegen trat mit Stein, Scharnhorst und Gneisenau in lebhafte Verbindung, ohne daß man von einem geheimen Bunde, mit Ein- und Austritt, Statuten oder dergl. sprechen könnte; es war eben nur die wärmste Liebe zum Vaterlande und die Ueberzeugung, daß Etwas zur Erhebung des ganzen Volkes geschehen müsse, was diese Männer unter einander verband. Wartete doch der König, der sich in Königsberg befand, selbst nur auf die Zusage russischer Hilfe. Um mit dem Hofe Verbindungen anzuknüpfen, brauchte die Bewegungspartei in Berlin einen Sendboten, der sich nach Königsberg begebe. Schleiermacher, obgleich eben erst verlobt, besann sich keinen Augenblick, diese sehr gefahrvolle Reise anzutreten. Schon waren die Augen französischer Späher seinen Schritten überall gefolgt und er selbst (27. Nov. 1807) zum Marschall Davoust citirt worden, um von ihm eine Verwarnung wegen Unruhstiftung zu empfangen. Trotz alledem begab der unerschrockene Mann sich auf die gefahrvolle Reise. Er gelangte glücklich nach Königsberg, wurde auch dem Könige vorgestellt, mußte aber unverrichteter Sache wieder zurückkehren, da sich der König ohne russische Hilfe zu nichts entschließen wollte. Diese aber blieb aus; ein von den Franzosen aufgefangenes Schreiben Stein's, das kriegerische Absichten verrieth, erschütterte dessen Stellung und hatte bald nachher seinen Sturz zur Folge. Tief betrübt, aber doch nicht ganz entmuthigt, kehrte Schleiermacher zurück; zu fest lebte in ihm der freudige Glaube an eine bessere Zukunft. Der Sturz Stein's jedoch hinderte viele begonnene Reformen, so auch die kirchliche, für welche Schleiermacher in Stein's Auftrage ein Gutachten ausgearbeitet hatte. In demselben stellte er auch zum erstenmale die Forderung der Civilehe auf. Der Entwurf wurde zuerst nicht ungünstig aufgenommen, dann aber im Drange der Zeit bei Seite gelegt.

Als die Tage der eigentlichen Erhebung endlich kamen, da erfrischten sich an Schleiermacher's hohem und frohem Muthe alle Freunde, worunter auch E. M. Arndt, der später Schleiermacher's Schwester Nanny heiratete.*) Ja, er war die eigentliche Seele der Erhebung in Berlin, was auch Scharnhorst in einem Briefe dankbar und freudig anerkannt.

Um diese Zeit (1813) übernahm Schleiermacher auf den Wunsch der Freunde auch die Redaktion eines politischen Blattes, des „Preußischen Correspondenten", des Organs der patriotischen Partei. Dies brachte ihm jedoch unaufhörliche Verfolgungen ein; denn schon früher war es seinen Feinden gelungen, ihn dem Könige, der ihm eigentlich wohlwollte, als „unruhigen Kopf" verdächtig zu machen; nun zog er sich durch seine kühne und offene Sprache das Mißfallen der Regierung zu. Der Minister Schuckmann mußte ihm verschiedene Verweise ertheilen; schließlich wurde er sogar gezwungen, seine Stellung im Unterrichts-Ministerium niederzulegen.

Was die übrigen Reformen betrifft, die von Schleiermacher angeregt und angebahnt wurden (so z. B. die Gesangbuchfrage), so verweisen wir den Leser auf das so außerordentlich inhaltreiche Schriftchen Hoßbach's selbst, das, als wahre Volksschrift, zu äußerst billigem Preise zu haben ist, und begnügen

*) Sie lebt noch in Bonn.

uns hier nur damit, Schleiermacher's Stimme in dem neu entbrannten Streit der Orthodoxie und des Protestanten-Vereins zu hören, die er ahnungsvoll folgendermaßen ertönen ließ:

„Wollt Ihr Euch denn hinter diesen Außenwerken, den Wundern, verschanzen und Euch von der Wissenschaft blokiren lassen? Das Bombardement des Spottes, welches denn auch von Zeit zu Zeit erneuert werden wird, will ich für nichts rechnen, denn das wird auch Euch, wenn Ihr nur Entsagung genug habt, wenig schaden. Aber die Blokade, die gänzliche Ausbungerung von aller Wissenschaft, die dann nothgedrungen die Fahne des Unglaubens aufstecken muß! Soll der Knoten der Geschichte so auseinander gehen, das Christenthum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben? — Viele freilich werden es so machen; die Anstalten dazu werden schon stark getroffen, und der Boden hebt sich schon unter unseren Füßen, wo diese düstern Larven auskriechen wollen von enggeschlossenen religiösen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Umschanzungen eines alten Buchstabens für satanisch erklären."

Adolf Stahr: G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke.*)

Die deutschen Geisteskämpfe vor hundert Jahren.

Mit Vergnügen kündigen wir das Erscheinen einer neuen verbesserten Oktavausgabe des klassischen Werkes über Lessing, von Ad. Stahr, an. Als vor zehn Jahren dieses Buch des Verfassers des „Winters in Italien" und anderer auf historisch-philosophischen Studien ruhenden Werke erschienen war, erklärte man die Arbeit über Lessing wohl für ein gelungenes Seitenstück zu Lewes' „Göthe" und zu Palleske's „Schiller", aber man war weit davon entfernt, zu ahnen, daß sie diese beiden Lebensbeschreibungen in ihrer Einwirkung auf das deutsche Publikum so weit hinter sich lassen würde, als geschehen ist; was schon aus dem Umstand allein ersichtlich, daß der „Lessing" in viel kürzerer Zeit eine größere Anzahl von Auflagen erlebt hat, als jene. Stahr's Arbeit verdient aber auch diese Bevorzugung, sowohl um des Gegenstandes, als um der Behandlung willen. Das deutsche Volk wird sich immer mehr der großen Verpflichtung und der Dankbarkeit bewußt, die es seinem Lessing schuldet, der ebenso der Gründer unserer klassischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts war, wie er ihr Beherrscher bis heute geblieben ist, der, ein unübertroffener Lehrer des Schönen und Guten, vor hundert Jahren bereits auf den heiligen Gebieten der Religion und der Humanität Wahrheiten verkündete, die erst heutzutage anfangen, zu ihrem vollen Rechte zu gelangen. Das deutsche Volk verehrt in Lessing den würdigsten Nachfolger Luther's auf dem Felde der freien Forschung und des Kampfes für religiöse Ueberzeugung und den edelsten Vorläufer Schiller's in der Erstrebung der höchsten sittlichen Ideale. Gleich Luther, hat Lessing den Deutschen in der geistigen Welt das ihnen seit der Zeit des großen Reformators vielfach wieder geschmälerte Recht der freien Forschung gewonnen, und gleich Schiller, hat Lessing den Deutschen das Ideal der Kunstschönheit, der sittlichen Erhebung auf den Brettern gezeigt, welche die Welt bedeuten. Im kulturgeschichtlichen Pantheon der Deutschen hat darum mit Recht zwischen den großen Bildnissen Luther's und Schiller's das Bild Lessing's seine Stelle.

Und des kulturgeschichtlich großen Namens Lessing würdig ist das Buch, in welchem Adolf Stahr das Leben und die Werke dieses Edeln mit sicherem Gefühl, mit fortschreitend tieferer Kritik, mit Begeisterung ohne Pathos und mit sinnreicher Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit behandelt.

Die sieben Bücher des ersten Bandes sind der Jugend- und Studienzeit Lessing's gewidmet: seinen ersten schriftstellerischen Unternehmungen, dem Feuilletonisten der Vossischen Zeitung in Berlin, wo sein gährender, unruhiger, deutscher Geist sofort mit dem gewaltigen, alleinherrschenden, französischen Geiste Voltaire's, dem er nachmals so siegreich in Deutschland gegenüberstand, zusammenstieß, und wo sein edles Herz bewundernde Freunde, wie Mendelssohn, Nicolai und Ramler fand. Ferner weiht uns der erste Band in die Kritik des „Laokoon" ein, dieses Führers auf dem Gebiete der Kunstschönheit und der Alterthums-Forschung; er macht uns mit der Entstehungsgeschichte des ersten Trauerspiels der modernen deutschen Bühne: „Miß Sara Sampson" und mit der des ersten (und zugleich letzten) klassischen Lustspiels: „Minna von Barnhelm", sowie endlich mit dem Versuche der Gründung eines deutschen Nationaltheaters in Hamburg und mit der damit verbundenen „Hamburgischen Dramaturgie" bekannt.

Die sieben Bücher des zweiten Bandes behandeln die an den Aufenthalt Lessing's in Hamburg sich knüpfenden Ereignisse, und zwar nächst der Entstehungsgeschichte der „Emilia Galotti" und nächst der italiänischen Reise Lessings: seine Bekanntschaft mit der vortrefflichen Eva König, seiner nachmaligen Gattin, seine Beziehungen zur Familie Reimarus und zu den Fragmenten der berühmten, von Reimarus hinterlassenen Schrift, die Veröffentlichung dieser Fragmente in Wolfenbüttel, welche den letzten und wichtigsten Abschnitt seiner glorreichen literarischen Laufbahn herbeiführte. Die Wolfenbüttel'schen Fragmente verwickelten ihn in eine gehässige Polemik mit den unduldsamen Theologen seiner Zeit, und dem haben wir zunächst seine geistvollen, lichtverbreitenden, unübertroffenen Streitschriften, demnächst aber das Schauspiel „Nathan der Weise" zu verdanken, das jetzt nicht bloß in Deutschland, sondern in allen Ländern der Welt, wo die Idee der Humanität über die Mystik des problematischen Gefühls den Sieg davongetragen hat, als das Werk eines allen Zeiten und allen Nationen angehörenden großen philosophischen Dichters angesehen wird.

Mit Scharfsinn hat der Biograph dabei Lessing's Verhältniß zu Göthe, zu Kant, Spinoza und Leibniz gezeichnet. Ein überaus interessantes Schlaglicht wird bei der Schilderung des Zelotenkampfes gegen die Wolfenbüttel'schen Fragmente auf das Gebahren der Zionswächter unserer Zeit geworfen, die, wenn sie noch ebenso über die Meinungen der großen Menge gebieten könnten, wie der Pastor Göze in Hamburg, gewiß auch die Forscher und Denker der Gegenwart ebenso mißhandeln und bei der hohen Obrigkeit denunciren würden, wie Lessing mißhandelt und denuncirt wurde. Wir wollen es versuchen, heute, am hundertjährigen Geburtstage Schleiermacher's, dieses unserem Lessing so verwandt und dem Hamburgischen Hauptpastor Göze so unähnlich gewesenen Geistes, von jener ein neues Interesse für die Gegenwart darbietenden Episode der Lessing'schen Geistesthätigkeit, nach der Darstellung Stahr's, einen gedrängten, hier und da von uns durch eigene Bemerkungen ergänzten Auszug zu liefern:

Vor gerade hundert Jahren hat Lessing den Versuch gemacht, ein deutsches Nationaltheater zu begründen, durch welches er der damaligen französischen Afterbildung und der von Frankreich ausgehenden, frivolen, materialistisch-atheistischen Richtung am Besten entgegenzuarbeiten dachte. In Berlin diesen Plan

*) Sechste Auflage. Zwei Bände. Berlin, J. Guttentag, 1869.

auszuführen, war bei der Vorliebe Friedrich's des Großen für französische Philosophie und Literatur nicht möglich; Lessing wandte sich daher nach Hamburg, wo man ihm anfangs mit großer Empfänglichkeit für seine Ideen entgegenkam und einige sehr begabte deutsche Schauspieler, wie Eckhof, Ackermann, Schröder u. A. sich befanden. Dort gründete er, als Zeitschrift, welche an der Seite der Schule des deutschen Nationaltheaters wirken sollte, die „Dramaturgie", die noch heutigestages als maßgebendes Gesetzbuch der deutschen, dramatischen Kunst gilt, und dort wurde sein klassisches Lustspiel „Minna von Barnhelm", das, ungeachtet seiner Verherrlichung des preußischen Namens, in Berlin bis dahin nicht zur Darstellung hatte gelangen können, zum erstenmale aufgeführt. Aber noch war man in Deutschland vor hundert Jahren nirgendwo reif für Lessing's nationale Ideen. Die Hamburger hatten nur für das, was sie Reelles nannten, Sinn und Begeisterung: nämlich für Mark Banko und für die Genüsse des Magens. Die Bildung des Geistes kümmerte sie nicht, gleichviel ob sie von Kanzel und Schule, oder von der Literatur und der Schaubühne ausging. Die Hamburgische „Dramaturgie" und das Hamburgische deutsche Nationaltheater waren bald wieder eingegangen.

Aber in Hamburg hatte Lessing die Werke eines hohen, edeln Geistes kennen gelernt, die von der höchsten Bedeutung sein sollten für sein ganzes künftiges Leben, das dem Kampfe für religiöse Freiheit, für das Recht der freien Forschung und für die sittliche Gleichberechtigung der Menschen aller Glaubensbekenntnisse gewidmet war. Hermann Samuel Reimarus, geb. 1694, Professor der orientalischen Sprachen am dortigen akademischen Gymnasium, war wenige Wochen vor Lessing's Uebersiedelung nach Hamburg, im Jahre 1768, mit Tode abgegangen. Lessing hatte bereits bei seiner früheren Anwesenheit in Hamburg die Bekanntschaft des von seinen Zeitgenossen hochverehrten Mannes gemacht, welcher mit großem philologischen Wissen Schärfe und Tiefe des philosophischen Geistes, eine sinnige Naturbeobachtung und rege Theilnahme für die Entwickelung der deutschen Literatur verband. Im Jahre 1768 fand Lessing im Reimarus'schen Hause, wo ein Sohn, der Arzt Dr. Heinrich Reimarus, und eine Tochter, Elise R., ganz vom Geiste des Vaters durchdrungen waren, die liebevollste Aufnahme und ein sympathisirendes Verständniß für seine großen humanen Ideen. Von diesen Kindern des Verewigten erhielt Lessing die Abschrift eines von ihrem Vater hinterlassenen Manuscripts unter dem Titel: „Apologie, oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", welches aus fünf Büchern bestand, sämmtlich Forschungen in der heiligen Schrift und Untersuchungen über das Wesen der Gottheit enthaltend.

Reimarus war tief durchdrungen von dem Gedanken, daß Gott nur durch seine Werke sich wahrhaft kennen lernen lasse und daß man daher vor Allem diese Werke, d. h. den Menschen und die Natur, studiren müsse, um auf der Leiter der Wahrheiten, die man daraus abstrahirt, zu den großen Wahrheiten vom Dasein und von den Eigenschaften Gottes hinaufzusteigen. Es ist dieser Gedanke, welchen Lessing mit Reimarus theilte, weder von ihren Zeitgenossen, noch von ihren unmittelbaren Nachfolgern vollkommen verstanden worden, und erst nach hundertjährigen Forschungen ist er zu seinem Rechte gelangt. Erst die heutige Generation ist zu der Lessing-Reimarus'schen Erkenntniß durchgedrungen, daß die Naturforschung nicht von Gott ab-, sondern in ihren letzten Konsequenzen zu Gott hinführe. Dieses letzte Ergebniß, die Einheit aller Naturgesetze, setzt auch nothwendig die Einheit der Naturgesetzgebung voraus, die Einheit des Urquells alles Geistes im Weltall — gleichviel ob sich dieser Geist, diese Kraft, sinnlich in der Materie, oder übersinnlich in Zeit und Raum darstelle, ob wir diesen Geist, diese Kraft, in den, ewigen Gesetzen folgenden Bewegungen der Weltkörper, oder in der freien Selbstbewegung des menschlichen Willens wahrnehmen — überall weist uns die wissenschaftliche Forschung auf ein Ursein, auf einen Gott hin, wie ihn Lessing in seinen letzten, tiefdurchdachten Werken, in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts" und in seinem „Nathan der Weise" erkannt und gefeiert hat.

Reimarus hatte seine Forschungen, seine „Apologie für die vernünftigen Verehrer Gottes", deren Abschrift unserem Lessing im Jahre 1768 übergeben wurde, als Funfzigjähriger begonnen und über zwanzig Jahre lang daran gearbeitet. Wie er in der Vorrede sagt, hatte er diese Forschungen nur „zu seiner eigenen Gemüthsberuhigung", nur „um sich selbst und den in ihm entstandenen Zweifeln Genüge zu thun", unternommen. In aller Stille war er daran gegangen, diejenigen Vorstellungen und Satzungen, die ihm Zweifel und Anstöße erregt, von Grund aus zu untersuchen: „ob dieselben auch mit den Regeln der Wahrheit bestehen können oder nicht". Allerdings hatte er an eine dereinstige Veröffentlichung dieser Forschungen gedacht; sie sollte aber erst nach seinem Tode und „in aufgeklärten Zeiten" stattfinden. Bis dahin sollte das Werk im Verborgenen, zum Gebrauche verständiger Freunde, liegen bleiben, um nicht die Welt durch seine Einsichten irre zu machen, oder Unruhen zu veranlassen. Lieber, sagte er, möge die Menge noch eine Weile irren, der Weise sich des Friedens halber unter die herrschenden Meinungen und Irrthümer schmiegen, dulden und schweigen, als daß jene zu religiösem Fanatismus aufgestachelt werden, dieser sich und Andere durch vorzeitige Aeußerung unglücklich machen sollten. Die in dem Werke enthaltenen Sätze seien allerdings nicht „katechismusfähig", aber sie hielten sich in den Schranken einer vernünftigen Gottesverehrung und der Ausübung von Menschenliebe und Tugend.

Lessing hatte das Manuscript vollständig im Hause der Familie Reimarus durchgelesen und war dadurch lebhaft zu dem Wunsche angeregt worden, das Ganze zu veröffentlichen. Aber die Aengstlichkeit des Dr. Heinrich Reimarus jun. war zu groß, um dies zu gestatten, obwohl ihm Lessing hoch und heilig versicherte, daß er, ohne Nennung des Verfassers, alle Gefahr auf sich allein nehmen wolle. Nur soviel erlangte er, daß ihm seine Freundin, die für alles Große und Edle begeisterte Elise Reimarus, im Jahre 1770, bei seinem Abgange nach Wolfenbüttel, wo Lessing die Stellung eines Bibliothekars angenommen, einen kleinen Theil des Werkes, und auch diesen nur in einer Abschrift nach dem ersten Entwurfe des Ganzen, das in seiner letzten Gestalt erst wenige Monate vor dem Ableben des alten Reimarus redigirt worden war, zu freier Verfügung überließ.

Lessing machte zunächst seinen Freund Moses Mendelssohn, der ihn im J. 1770 in Wolfenbüttel besuchte, mit den in seinen Händen befindlichen Fragmenten der Reimarus'schen Arbeit bekannt und gab ihm dieselben zu genaueren Studien nach Berlin mit, wo er sie in den folgenden Jahren, als eine ihm von einem Anonymus zugegangene Schrift, wollte drucken lassen. Zu diesem Zwecke mußte sie aber vorher der Censur vorgelegt werden, und da diese nicht die Erlaubniß dazu ertheilte, so nahm Lessing, der damals nach Berlin gekommen war, das Manuscript wieder mit nach Wolfenbüttel, wo ihm bei seiner Anstellung für seine „Bibliothekarischen Beiträge" Censurfreiheit bewilligt worden war.

In diesen „Beiträgen" begann, nach Lessing's Rückkehr aus

Italien, im Jahre 1774, die Veröffentlichung der sogenannten „Wolfenbüttel'schen Fragmente", welche bald in ganz Deutschland das größte Aufsehen machten. Mehrere Jahre dauerte diese nur sehr allmählich stattfindende Publikation, die zwar gleich anfangs den Zorn einiger frommen Zionswächter erregte, jedoch erst im Jahre 1778 einen wahren Sturm gegen Lessing hervorrief. Besonders wurde der edle Mann von dem Hamburgischen Hauptpastor Johann Melchior Göze auf das Heftigste angegriffen. Dieser suchte nicht blos auf der Kanzel und durch Druckschriften den großen Haufen gegen Lessing aufzuregen, sondern er denuncirte ihn auch bei den deutschen Regierungen als Gottesleugner und Revolutionär, dessen Schriften überall verboten und verbrannt werden müßten. Glücklicherweise war der Herzog von Braunschweig, in dessen Diensten Lessing damals stand, ein aufgeklärter Mann und ging auf die abscheulichen Denunciationen des Zeloten in keiner Weise ein.

Aber dem Gebahren des Hamburgischen Hauptpastors, dessen Schriften und Reden an die ungeschickte Logik der heutigen Leugner des Kopernikanischen Weltsystems, an den Eifer der neuesten Feinde der durch die Wissenschaft bewirkten größeren Versittlichung unserer Zeit erinnern, haben wir die unübertrefflichen polemisch-religiösen Schriften Lessing's, seinen „Absagebrief", seine „Axiomata", seine „Antigöze" zu verdanken, welche die theologische Verketzerungssucht mit ihrer rohen Oberflächlichkeit, ihrer gewissenlosen Verdrehung, ihrer logischen Plumpheit und ihrer scheinheiligen Beseelsorgung in einer Weise verurtheilten, welche für alle Zeiten maßgebend und wirkungsvoll geblieben ist. Demnächst aber verdanken wir den gegen Lessing gerichteten zelotischen Angriffen auch sein unsterbliches Drama „Nathan der Weise", ein Werk, „das, wie Stahr sagt, gleich Schiller's Lied „von der Glocke, fein feierlich erhebendes Friedensgeläute, von „hoch oben herab, aus dem reinen Aether der Liebe und Versöhnung der Menschen, durch die Welt ertönen lassen wird, „solang Menschenzungen die Sprache reden, in welcher es gedichtet ward."

Solchen Wirkungen gegenüber, wie sie die Wolfenbüttel'schen Fragmente und die gegen sie gerichtete Polemik hatten, ist es wohl gerechtfertigt, wenn Adolf Stahr auf die Geschichte derselben sehr umständlich eingeht. Wir müssen uns mit folgenden Andeutungen begnügen: Der im vorigen Jahrhundert so verketzerte Standpunkt Lessing's, wie des Fragmentisten, war nichts weniger als ein gegen die Religion gerichteter, wie man leicht aus dem Zorneifer der frommen Herren schließen könnte. Vielmehr kämpfte Lessing, wie der Fragmentist, für den von keinerlei philosophischer Deduction wegzudemonstrirenden Gottesbegriff, für den die Materie beherrschenden Geist und für die Fortdauer oder die Unsterblichkeit der Seele. Beide, sowohl Reimarus als Lessing, waren entschiedene Gegner sowohl der leichtfertigen Religionsspötterei à la Voltaire, als der materialistischen Philosophie von La Mettrie & Comp. Aber weil Reimarus und Lessing der Meinung waren, daß die neuere Zeit einer anderen Erklärung des Verhältnisses der Menschen zu Gott bedürfe, als diejenige, die sich in der Bibel findet, wurden sie als Gotteslästerer und Atheisten verschrieen.

Der für die vernunftgemäßen Gottesverehrer kämpfende Fragmentist forderte für sie dieselbe Duldung, welche Juden, Muhammedanern und Heiden zu Theil werde. Priester und Regierungen, sagte er, ließen sich selbst den krassesten Aberglauben — weil es doch noch immer ein Glaube sei — lieber gefallen, als den Trieb nach Vernunft-Erkenntniß, der immer und überall ihr Mißtrauen erwecke. Am Schlimmsten, sagte er, sei das Geschrei gewisser Geistlichen auf den Kanzeln, die alle Anhänger wissenschaftlicher Ueberzeugungen dem Volke und den Regierungen als ruchlose Menschen, Religionsspötter und Gotteslästerer bezeichneten.

Der Fragmentist wies nach, daß das Eifern gegen die edelste menschliche Fähigkeit, die Vernunft, die man eine schwache, verdorbene, blinde, verführerische Leiterin nenne, ebenso wenig dem Geiste und der Lehre Christi gemäß, als das beliebte Zurückgehen auf den Sündenfall Adam's und Eva's und die angeblich daraus hervorgegangene Verderbniß der Menschen der naiven biblischen Erzählung entsprechend sei. Den die Vernunft verschreienden Eiferern rief er zu: „Ihr macht Euch lächerlich durch den Widerspruch Eures Thuns, denn Ihr schmäht und lästert dieselbe Vernunft, deren Ihr doch selbst zu Euren Beweisen und Widerlegungen nicht entbehren könnt. Ihr verleidet Anderen den Gebrauch dessen, was Ihr selbst für Euch in jedem Augenblicke anwendet, und seid damit um kein Haar besser, als die von Euch so verschrieenen katholischen Priester, die den Laien das Lesen der Bibel untersagen, weil sie dieselbe allein lesen und nach ihrem Gefallen deuten wollen."

Der Pastor Göze erblickte in dem Geiste, der sich in solchen Worten aussprach, ein neues Sodom und Gomorrha. Die ursprünglich nur für die wissenschaftlichen Forscher bestimmt gewesene Streitfrage hatte er auf der Kanzel und in Flugschriften vor das Forum des gesammten deutschen Volkes gezogen, und so sah sich Lessing ebenfalls in die Nothwendigkeit versetzt, aus seiner gelehrten Zeitschrift herauszutreten und in kleinen literarischen Broschüren den Kampf fortzusetzen. Es wurden dadurch jene glänzenden, unübertroffenen Streitschriften Lessing's hervorgerufen, „welche (wie Stahr sagt) die ganze Kraft und Schönheit, deren die deutsche Sprache fähig ist, verbunden zeigen mit dem Gesinnungsadel, der Schwungkraft und Geistesfülle des edelsten und größten Charakters, den die deutsche Nation hervorgebracht und die eben deshalb dieser Nation ein unvergängliches Besitzthum bleiben werden..... Nicht nur, daß Lessing sich darin auf den Standpunkt eines wahren Vertheidigers der lutherischen Kirche stellte — er sprach seinem Gegner, der sich ihm und aller Welt gegenüber gern als einen lutherischen Papst gerirte, jeden Funken Luther'schen Geistes, jedes Verständniß von Luther's System ab. Wahrhaft erhaben ist die Apostrophe, die er bei dieser Gelegenheit an den großen Reformator selber richtet, „den er", wie er bemerkte, „am Liebsten zu seinem Richter haben möchte": „Luther, Du!" so ruft er, „großer verkannter Mann! Und von Niemand mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, Deine Pantoffeln in der Hand, den von Dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgiltig daher schlendern. Du hast uns vom Joche der Tradition erlöst; wer erlöst uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie Du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde?"

Mit dem schwungvoll erhabenen Ernste solcher Stellen wechselt dann wieder der heiterste Humor, so z. B. wenn Lessing dem Pastor Göze erwiedert: „So wenigstens denke ich, unbekümmert darum, wie sehr sich der Herr Pastor darob wundert. Ich wundere mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältnisse, daß er sich wundert, und ich mich nicht."

Neunzig Jahre sind vergangen, seit diese glänzenden, scharfen Pfeile dem Bogen des unsterblichen Helden entflogen, aber immer noch sind sie neu und glänzend scharf, wie am ersten Tage; immer noch sind sie das Entzücken Aller, die sich zu feiner

Fahne bekennen, wie sie der Schrecken sind und bleiben werden für die Nacheiferer Göze's in unseren und allen künftigen Tagen.

Wir aber glauben, an dem Tage, an welchem wir das Gedächtniß des großen, edeln Schleiermacher feiern, an dieser Stelle keine würdigere Erinnerung, als die an die Geisteskämpfe des unsterblichen Freiheitskämpfers Gotthold Ephraim Lessing niederlegen zu können. Joseph Lehmann.

Zur Würdigung Fritz Reuter's.

Das neueste Werk von Fritz Reuter*) kann sich wieder eines großen Erfolges rühmen; die erste Auflage war fast unmittelbar nach dem Erscheinen schon vergriffen, und auch eine sofort veranstaltete zweite ist bereits verkauft. Trotzdem kann eine unparteiische Kritik nicht verhehlen, daß dieses Buch hinter manchen früheren Schöpfungen des plattdeutschen Erzählers zurücksteht, ja daß es, als Kunstwerk und an sich betrachtet, ziemlich auffallende Mängel zeigt. Die Erfindung zunächst, überhaupt nicht Reuter's starke Seite, ist dürftig. Ein reichgewordenes Ehepaar, der Mann unter der Herrschaft der Frau, sieht hochmüthig auf seine alten Freunde herab, die Frau besonders strebt nach Vornehmheit und begünstigt daher einen vorgeblichen Baron, der sich um die Tochter bemüht. Diese bewahrt treu eine Jugendliebe zu dem Sohn eines Nachbarn, und nach der Entdeckung, daß der Baron ein Schwindler, ein gewesener Handlungsdiener ist, bricht die Herrschaft der Mutter zusammen, die Treue wird belohnt: „sie kriegen sich". Zur Entwickelung dieser einfachen Fabel ist eine Reise von Rostock nach Konstantinopel ein ganz unverhältnißmäßiger Apparat, und man muß sich fragen, ob die Lösung nicht viel leichter in Mecklenburg zu finden gewesen wäre. Wir sind dabei weit entfernt, zu leugnen, daß einzelne Figuren wieder meisterhaft gezeichnet sind, und daß die Schilderung der „Fetthämmel", d. h. der in der Stadt ihre Renten verzehrenden Gutsbesitzer, ihr kulturhistorisches Interesse hat. Aber müssen wir darum nach Konstantinopel, Kleinasien und Venedig uns führen lassen? Hierfür ist der Grund vielmehr einzig der, daß Reuter selbst eine Stangen'sche Gesellschaftsreise mitgemacht hat, deren Eindrücke hier verwerthet werden sollen. Und hier liegt der hauptsächliche Mißgriff. Reuter hat jene Reise gar nicht als Plattdeutscher, sondern als Kulturmensch gemacht: die Eindrücke, welche er im Anblick der kultur- und welthistorisch merkwürdigen Orte empfangen hat und die er in dem vorliegenden Buche plattdeutsch wiederzugeben sucht, sie beruhen ja auf Voraussetzungen, welche er nur seiner Bildung verdankt, die nicht durch das Plattdeutsche auf ihn gekommen ist. Seinen wesentlichsten Vorzug vor Klaus Groth hat Reuter damit in diesem Werke aufgegeben: ganze Kapitel fast sind nicht plattdeutsch gedacht, sondern in's Plattdeutsche übersetzt.

Das unterscheidet ja die Dialekte von den Kultursprachen, daß jene seit einer gewissen Zeit stehen geblieben, während diese mit der Gesammtbildung fortschritten. Der Vorstellungskreis jedes Dialekts ist enger als der Umfang der modernen Bildung, deren Inhalt nur in einer Kultursprache zur genügenden Darstellung gelangen kann. Sieht man doch, daß, im Bereich des Dialektes selbst, Jeder, der nach dem Schein höherer Bildung strebt, den Glauben zu erwecken sucht, als reiche für seinen Gedankenkreis die Mundart nicht mehr aus; er bemüht sich, hochdeutsch zu sprechen, wenn es auch nur „missingsch" herauskommt. — Ob man es bejubelt oder bejammert: die Dialekte gehen ihrem Untergange entgegen; der Boden wird ihnen entzogen, so wie mehr und mehr die abgeschlossensten Ländchen in den großen Verkehr mit hereingezogen werden und die Kultur sich einen Weg auch in die unteren Schichten ihrer Bevölkerung bahnt. Nun möchten wir es für unser Hochdeutsch als ein besonderes Glück preisen, daß nicht spurlos ein Dialekt untergehen soll, der im Verhältniß zu andern bisher wenig zur Bereicherung unserer Schriftsprache beigetragen hat. Die allgemeine Beliebtheit, welche Reuter's Schriften auch bei Solchen erworben haben, denen das Plattdeutsche bisher fremd und wohl gar verächtlich war, führt auch seine heimatliche Mundart bei Hochdeutschen ein. Damit ist eine Belebung und Bereicherung des Bildungstriebes unserer Sprache angebahnt, deren Beginn wohl nicht zufällig mit der stärkeren Bethätigung des nationalen Lebens- und Gestaltungstriebes unseres Volkes zusammentrifft.

Zeigt doch die Geschichte, in wie engem Zusammenhange das nationale Leben eines Volkes mit der Triebkraft seiner Sprache steht. Sogar was auf einem Mangel des Dialekts beruht, kann für unsere Schriftsprache ein wahrhafter Segen werden. Das Plattdeutsche ist ungemein bilderreich, aber in plastischer Lebendigkeit sind alle seine Bilder aus der unmittelbaren Anschauung des täglichen Lebens, aus der handgreiflichen Wirklichkeit entnommen. Hier ist vielleicht eine Erklärung für Reuter's Beliebtheit zu suchen. Wohl uns, wenn seine Beliebtheit zur Nachahmung in diesem Punkte reizt und uns von dem verschwommenen Phrasenthum befreien hilft, das in unsern Schriften aller Art sich breit macht.

Wenn Gelehrte uns zu solchem Vorbilde auf die klassischen Sprachen verweisen, so ist dagegen zu sagen, daß gerade von dorther durch Mißbrauch uns erst recht Unklarheit und Phrase gekommen ist, weil das überlieferte Wissen sich dreist für Anschauung ausgiebt. Denn aus dem Griechischen und Lateinischen haben wir eine Unzahl bildlicher Redensarten im Vertrauen auf ihre „unnachahmliche Plastik" übernommen, aber was in der Ursprache wirklich aus unmittelbarer Anschauung genommen war, vermögen wir uns im Grunde nur nach großer Reflexionsarbeit vorzustellen, ziehen es leider nicht selten vor, diese Arbeit zu sparen, und indem wir uns doch weismachen, wir hätten damit klarste Vorstellung, gewöhnen wir uns auf das Schönste an Unklarheit und Phrase und ahnen kaum, wie tief wir darin versunken sind. Wenn man Jemand einen Zustand äußerster Gereiztheit schildern will, wird ihm z. B. gesagt: „wie eine Löwin, der man ihre Jungen raubt", und der gute Freund thut, als sei er dadurch genau unterrichtet, ohne daß im Ernst die ganze schöne Redensart mehr wirklichen Werth als irgend ein blasses Adverbium für ihn hat, denn schwerlich ist er jemals Zeuge des besagten, gewiß schrecklich erhabenen Schauspiels gewesen. Mag einmal Jeder versuchen, sich selbst in dieser Beziehung genauere Rechenschaft abzulegen; wir wollen uns auf diese Andeutungen beschränken, um auch noch auf eine andere Seite des Plattdeutschen hinzuweisen.

In der trefflichen Rede, welche Dr. Völk am 18. Mai d. J. im Zollparlamente hielt, sprach dieser süddeutsche Abgeordnete die mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Worte: „Das ist gerade das Schöne, und deswegen glaube ich, daß die Zukunft unserer großen Nation eine so schöne werden muß, daß das

---

*) „De Reis' nach Konstantinopel oder de meckelnbörgschen Montechi un Capuletti". Wismar, Rostock und Ludwigslust, Hinstorff'sche Buchhandlung, 1868.

spröde norddeutsche Element mit dem etwas weichern, gemüthlicher angeflogenen süddeutschen Element nach und nach zusammenrinnen muß." Mehr als in irgend einem Dialekt sind diese beiden Elemente „zusammengeronnen" in der mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart, in welcher Reuter seine Geschichten erzählt, für deren allgemeine Beliebtheit ein zweiter Grund. Indem sie mit Reuter's Werken Bekanntschaft machen, werden sich unsere süddeutschen Landsleute aus einer Quelle ohne tendenziös-politischen Beigeschmack überzeugen, daß die deutsche Gemüthlichkeit auch im äußersten nordischen Winkel unseres Vaterlandes heimisch ist, daß diejenigen norddeutschen Stämme, von denen sie sich selbst am meisten verschieden glauben, mit ihnen innerlich viel näher verwandt sind, als der Partikularismus sie glauben machen will. So haben uns Reuter's Schriften eine viel wichtigere Bedeutung, als wenn ihrem Verfasser gelingen könnte, wonach er strebt: dem mecklenburgischen Stamm und seiner Mundart „den goldenen Schein von Eigenart" zu erhalten. Wenn mit dem, was in der Eigenart jedes deutschen Stammes und jeder deutschen Mundart echtes Gold ist, das eine deutsche Volk und seine Sprache den Gesammtgehalt vermehrt, dann wird zu dem Aufgehen in die Gesammtheit kein schmerzliches Aufgeben „berechtigter Eigenthümlichkeiten" mehr nöthig sein, und Alle werden durch die Einheit gewinnen.

Friedrich Hasenow.

England.

H. Ulrici: Shakespeare's dramatische Kunst.*)

I.

Das Zeitalter Elisabeth's.

Es ist seit einiger Zeit bei einer gewissen Richtung in unserer Literatur Mode geworden, auch an Shakespeare allerlei Flecken zu entdecken und seine dramatische Kunst von der Höhe herabzuziehen, auf welcher sie bisher seit ihrem Bekanntwerden bei uns gestanden hat. Um so willkommener muß allen Freunden des großen Dramatikers daher das Wiedererscheinen eines Werkes sein, das seit dreißig Jahren bemüht ist, uns zu einer gerechten Würdigung desselben und seiner Dichtungen in den Stand zu setzen, und welches auch in der neuen Gestalt, in der es jetzt vor uns liegt, die anerkannte Gründlichkeit der Forschung und die Objectivität des Urtheils bewahrt hat, durch welche es von Anfang an unter allen Schriften über Shakespeare hervorragte. Es ist dies Ulrici's bekanntes Werk über Shakespeare, dessen erster Theil in dritter Auflage unlängst erschienen ist, und welches zuerst vor dreißig Jahren unsere Literatur über den britischen Dramatiker bereicherte. Das Werk, an welchem der Verf., nach seinem eigenen Geständniß, „wenn auch mit Unterbrechungen, fast sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hat", umfaßt in seinem ersten, historischen Theil die Darstellung des Entwickelungsganges des englischen Dramas vor Shakespeare, die Biographie Shakespeare's und die Charakteristik seiner nächsten Vorgänger, Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger im Gebiete der dramatischen Poesie.

*) Shakespeare's dramatische Kunst. Geschichte und Charakteristik des Shakespeare'schen Dramas. Von Dr. Hermann Ulrici. Dritte neu bearbeitete Auflage. Erster Theil. Leipzig, T. O. Weigel, 1868. (VI u. 429 S. gr. 8.)

Wenn der Charakter eines Dichters historisch bedingt ist theils durch den Bildungsstand der Kunst, in den er eintritt, theils durch den Charakter seines Volks und Jahrhunderts, so wird zu einer gerechten Würdigung desselben und seiner Schöpfungen zunächst eine gründliche Erforschung der Zeit, welche seinem Auftreten vorherging, nach ihrem künstlerischen Inhalt absolut erforderlich sein; sie bildet demnach auch den Gegenstand des ersten Abschnittes des vorliegenden ersten Theils, der uns einen Ueberblick über die Geschichte des englischen Dramas bis zum Zeitalter Shakespeare's giebt, indem er von den ersten Anfängen des Schauspiels in England, den Mysterien oder Miracle-Plays, den Uebergang zum regelmäßigen Drama nachweist, dann das Volksschauspiel und die Volksbühne charakterisirt und endlich die Vorläufer unseres Dichters von Thomas Kyd bis auf Christopher Marlowe und ihre Werke bespricht. Wir müssen es uns versagen, aus dieser streng gegliederten historischen Darstellung Einzelnes hervorzuheben, um etwas länger bei dem zweiten Abschnitt, welcher sich mit Shakespeare's Leben und Zeitalter beschäftigt, verweilen zu können.

In umfassender und gründlicher Schilderung entwirft der Verfasser ein Bild der englischen Nation unter Elisabeth's Regierung; er weist nach, wie mit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts eine neue geistige Welt entstanden sei, wie sich Kunst und Wissenschaft des Alterthums aus langer Lethargie zu frischem, kräftigem Leben erhoben. „Aber auch die neuere, eigenthümlich christliche Kunst feierte ihre größten Triumphe: es war das Zeitalter der hohen, noch immer unerreichten Meister der Malerei, eines Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Raphael, Titian, Correggio, Durer; der unsterblichen, in der Kirchenmusik Epoche machenden Musiker, eines Palestrina, Giovanni Gabrieli, Orlando Lasso u. A.; es war endlich die Wiege der bedeutendsten neueren Dichter, eines Tasso, Cervantes, Lope de Vega, Calderon, Camoens, und vor allen eines Shakespeare." Dann zu England übergehend, zeigt der Verf., wie gerade das Zeitalter Elisabeth's in religiöser und politischer Hinsicht viele der Kunst günstige Elemente in sich barg. Die englische Episkopal-Kirche hielt zwischen dem am Alten festhaltenden Katholizismus und dem ungestüm nach Neuerungen strebenden Puritanismus eine glückliche Mitte; sie nahm die nothwendigsten Neuerungen auf und suchte doch zugleich das Alte so viel als möglich zu erhalten. In politischer Beziehung wird gezeigt, wie die Königin vollkommen autokratisch, ja despotisch herrschte, das Volk aber sich wohl dabei befunden habe, denn Elisabeth „besaß nicht nur eine starke, sondern auch eine glückliche Hand". Siegreiche Kriege für die Religionsfreiheit der protestantischen Glaubensbrüder in Frankreich und den Niederlanden, Eroberungen in Westindien, neue Entdeckungen in entfernten Welttheilen, die festere Begründung der englischen Herrschaft in Irland, der dauernde politische Einfluß in Schottland, besonders aber der große Sieg über Spanien, — dies Alles trug dazu bei, den Thatendrang der Nation anzuregen, ihren Blick auf große Unternehmungen zu richten, und das erhebende Bewußtsein ihrer Kraft und Größe zu stärken. Dazu kam, daß durch glücklichen Handel und einen weit ausgebreiteten Erwerbsbetrieb Reichthum und Wohlstand im Innern des Landes, besonders unter dem Bürgerstande, ungemein angewachsen war, und daß bei den vielen und großartigen Festen, zu welchen Elisabeth durch ihre häufigen Besuche auf den Landsitzen der Lords und in den Provinzialstädten diese verleitete, auch Schauspiele, Komödien und Tragödien nicht fehlen durften. Auch die Freiheit der Sitten, die am Hofe und bei der Nation herrschte, mußte

in jenem jugendlich thatkräftigen Zeitalter das Leben mit einem poetischen Nimbus umkleiden, der dem Aufblühen der Dichtkunst nur förderlich sein konnte.

Es wird dann ferner nachgewiesen, wie die Königin selbst eine hochgebildete Dame war und aus eigenem lebendigen Interesse Kunst und Wissenschaft begünstigt habe. Obwohl Elisabeth nicht gerade große Summen zur Hebung von Kunst und Wissenschaft verwendete, so hatte sie doch, was besser war und kräftiger wirkte, einen gebildeten Geschmack und wahre Liebe, besonders zur Musik und Dichtkunst: sie spielte vortrefflich Clavier, sang zur Guitarre, übersetzte aus Horaz und anderen Klassikern, und versuchte sich in eigenen lyrischen Gedichten, denen man eine gewisse Grazie und dichterischen Schwung nicht absprechen kann. Aber auch die Wissenschaften waren hochgeachtet, und auch hier ging Elisabeth mit ihrem Beispiele voran. Sie sprach drei fremde Sprachen (spanisch, französisch, italiänisch), war sehr belesen und verstand sich nicht nur auf die gegenwärtigen Angelegenheiten ihres Reiches wie ihrer Nachbarn sehr gut, sondern wußte auch „Etwas von den Wissenschaften der Geschichte". Ueberhaupt war namentlich eine, wenn auch im Allgemeinen nur oberflächliche Kenntniß des klassischen Alterthums, besonders der Poesie und Mythologie, durch alle Klassen des Volks, von den höchsten herab bis in die niedrigsten Kreise hinein, verbreitet. Elisabeth selbst sprach nicht nur Lateinisch, sondern verstand auch Griechisch, und es wird versichert, daß sie während eines längeren Aufenthalts in Windsor an einem Tage mehr Griechisch gelesen habe, als ein dortiger Kanonikus in einer ganzen Woche Latein; — ja noch in ihrem fünfundsechzigsten Jahre übersetzte sie Plutarch's Schrift von der Neugier. Auch ihr Nachfolger Jacob I. theilte ihre Vorliebe für Bücher und literarische Beschäftigung. Am Hofe, bei festlichen Gelegenheiten, waren häufig antike Mythen und Geschichten Gegenstand scenischer Darstellungen, und die Kenntniß derselben verbreitete sich von hier aus in's Volk, so daß es nicht auffallen kann, daß auch Leute des gewöhnlichen Bürgerstandes, Männer wie Frauen, klassische Phrasen und mythologische Namen zc. von den höheren Ständen aufgeschnappt hatten, und daher rechtfertigt es sich, daß Shakespeare die Frau Page in den „lustigen Weibern von Windsor" sich eines mythologischen Gleichnisses bedienen läßt. Daneben jedoch hielt das Volk fest an den sinnigen Anschauungen, die in den alten Sagen und Märchen unserer nordischen Vorfahren niedergelegt sind, an dem Geister-, Elfen- und Feenwesen, an Zauberei und Hexerei, Astrologie und Alchymie, Nekromantik und allen den geheimen Künsten und Wissenschaften des Mittelalters. Selbst das Ritterthum, diese stark duftende Blüte am Lebensbaum des Mittelalters, bestand, wenn auch im Staate ohne Bedeutung und in vieler Beziehung ausgeartet, doch in seinen alten Grundsätzen der Ehre und des Frauendienstes, in seinen poetischen Lebensformen, Sitten und Benehmen noch fort; auch eine Menge volksthümlicher Feste gab dem Leben einen eigenen poetischen Anstrich, und so vereinigte sich gerade um diese Zeit der noch nachwirkende poetische Geist des Mittelalters mit den Anfängen einer neuen Geistesrichtung, um das Leben vielseitig poetisch und anregend zu gestalten.

Frankreich.

Der Herzog von Aumale über den Krieg von 1866.

Mitte October d. J. erschien in der Revue des deux Mondes ein Artikel über die politischen und kriegerischen Vorgänge im Geburtsjahre des Norddeutschen Bundes. Der Artikel ist aus der Feder des Herzogs von Aumale geflossen, und zwar trägt die vom Herausgeber der Revue, Hrn. Buloz, unterzeichnete Arbeit unverkennbar das Gepräge der Feder des Prinzen; auch weist die Nachbemerkung des Herausgebers auf die bevorzugte Stellung des eigentlichen Verfassers sehr deutlich hin. Der Artikel ist vielfach mißverstanden worden, indem fälschlich ausgestreut wurde, der Herzog von Aumale habe Benedek's Apologie und eine Herabsetzung Preußens beabsichtigt, aber wenn auch einige Irrthümer und Unrichtigkeiten mit unterlaufen — was man von Franzosen bei der Beurtheilung auswärtiger Angelegenheiten hinzunehmen schon gewohnt ist — so muß man doch dem Verfasser die Gerechtigkeit zu Theil werden lassen, daß er größtentheils einen objectiven Standpunkt zu wahren gewußt hat.

In der Einleitung des Artikels ergeht sich der Herzog in politischen Betrachtungen über die Lage vor dem Ausbruche des Krieges. Er ist, im Gegensatze zu der von süddeutschen Federn und von nachschreibenden Franzosen verbreiteten Meinung, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Oesterreich sehr wohl den Ausbruch des Krieges vorausgesehen und in Betracht gezogen, daß es also seine Vorkehrungen nicht erst in den letzten Wochen begonnen hat, und er weist zur Bekräftigung dessen darauf hin, daß die ersten Anstalten zum Kriege schon im Monat März 1866 getroffen wurden, wenn auch die Truppen-Aufstellungen in Böhmen erst im Mai erfolgten. Ebenso erscheint es dem Herzog als gewiß, daß Preußen den Krieg von langer Hand vorbereitet hatte und nur deswegen die Verhandlungen säumig betrieb, damit Italien Zeit zu seinen Rüstungen habe. Der Herzog verhält sich in diesem ersten Theile seines Artikels als ruhiger und stiller Beobachter, der die Dinge an sich vorübergehen läßt und davon ein übersichtliches Bild liefert.

Im zweiten, militärischen Theile spendet er der preußischen Kriegführung vieles Lob. Die preußische Armee habe nebst ihrer überlegenen Feuerwaffe den Vortheil besessen, daß sie sich alle Erfahrungen der Feldzüge in der Krim, in Italien und Amerika angeeignet, daß sie alle technischen Hilfsmittel sich zu Nutzen gemacht hatte; in Oesterreich dagegen dachte man weder an einen speziellen Krieg in Böhmen, noch an eine neue Taktik. „In Berlin kannte man die österreichische Aufstellung und die Topographie Böhmens besser als in Wien .... Die Aristokratie, welche den österreichischen Generalstab füllte, diente mit unbestreitbarem Muth und Glanze (?), aber sie hatte das, was die preußischen „Schlucker" so geduldig gelernt, allzusehr vernachlässigt." Der Verf. berechnet die österreichische Nordarmee auf 263,000 Mann mit 752 Geschützen, das sächsische Corps auf 23,000 Mann mit 60 Kanonen, und macht in der Addition einen Fehler, indem er die Gesammtstärke mit 271,000 statt 286,000 Mann angiebt. Die preußische Hauptarmee berechnet er im Ganzen auf 254,000 Mann, und die Main-Armee auf 54,000 Mann; die erstere wird wohl zu niedrig und die letztere zu hoch angeschlagen sein, denn die preußische Main-Armee hat mit ihren drei Divisionen kaum 40,000 Mann gezählt. Den Hannoveranern, deren Sieg bei Langensalza er gering anschlägt, wirft er vor, daß sie bei Gotha am 26. Juni die Zeit vertrödelt haben, anstatt

die feindlichen Schaaren zu durchbrechen, was sie ganz gut hätten ausführen können; auch die Baiern treffe die Schuld an der Capitulation der Hannoveraner, weil jene es unterließen, eine Colonne ihrer unbeschäftigten Soldaten bis Coburg vorzuschieben.

Nun wendet sich der Herzog wieder zu der ebenfalls ziemlich unthätig in Böhmen stehenden österreichischen Armee. „Benedek war sichtlich von der Offensive der Preußen überrascht", schreibt er, „und hatte sie nicht erwartet; auch täuschte er sich dann noch, als er nicht mehr an ihrem Angriffe zweifeln konnte. Er hatte ihnen den Plan untergeschoben, daß sie ihren Weg nach Wien über Olmütz erzwingen würden, so verwegen diese Idee auch war, und daß daher ihr Hauptangriff von der schlesischen Gränze erfolgen würde*), während man von Sachsen her nur eine starke Demonstration zu erwarten hätte. Das war der Haupt-Irrthum Benedek's und der Grund seines Unglücks; er kam zu spät davon zurück." Benedek habe, führt der Verfasser weiter aus, die große Uebermacht, die ihm seine sechs Corps gegen die Armee des Kronprinzen verliehen, ganz und gar nicht zu benützen verstanden; andererseits stand Clam-Gallas mit 60,000 Mann den beiden Armeen des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Herwarth v. Bittenfeld ganz vereinzelt entgegen. Als die Elb-Armee und die Armee des Prinzen Friedrich Karl am 27. Juni Morgens zusammenstießen, zog sich Clam-Gallas auf Münchengrätz zurück, nach der von Benedek erhaltenen Ordre, den Feind abzuwehren und im Nothfalle die Iserlinie aufzugeben. Die zweite Ordre, die Clam-Gallas am 26. Juni erhielt und die ihm gerade die Haltung der Iserlinie um jeden Preis anbefahl, weil Benedek die Hauptkraft des Feindes in Böhmen einbrechen und seinen Irrthum vor Augen sah, konnte Jener gar nicht mehr beachten, weil er zu schwach war; er wurde dann bei Münchengrätz und Gitschin geschlagen und empfing am 29. statt der erbetenen und versprochenen Unterstützung von Benedek eine dritte Ordre, die ihm Gitschin zu räumen und auf Königgrätz zurückzugehen befahl. „Benedek hatte noch einmal seinen Entschluß geändert; er hatte nun wirklich den Einmarsch des Kronprinzen in Böhmen erfahren und begriff zu spät den preußischen Plan und die Gefahr, die ihn bedrohte." Der Herzog von Aumale deckt schonungslos die Talentlosigkeit und die Unfähigkeit Benedek's zur Führung einer großen Armee auf, und er zeigt das Schwankende und Widersprechende in den Entschlüssen dieses Feldherrn; aber indem der Herzog so den Schuldigen straft und dadurch die von Paris verbreitete Nachricht, als beabsichtige der Herzog den österreichischen Obergeneral zu vertheidigen, Lügen straft, begeht er eine allzugroße Nachsicht gegen die anderen Generale und Mitschuldigen Benedek's. Leute, wie Clam-Gallas, verdienen gar keine Nachsicht. Oder sollte dieser unfähige General, der schon in Italien seine Untauglichkeit bewies, deswegen entschuldigt sein, weil er ein hochgeborner Graf und böhmischer Hochtory ist?—?

Das Verhalten Benedek's, der bei Josephstadt mit sechs Armeecorps stand und den Anmarsch des Kronprinzen von Preußen am 27. Juni Morgens auf drei Seiten geschehen ließ, beurtheilt der herzogliche Verfasser also: „Benedek konnte nach seinem Belieben eine Schlacht liefern, den Kronprinzen mit seiner vereinten Macht vernichten und sich dann auf die beiden anderen preußischen Armeen werfen, welche keine Zeit gehabt hätten, die schlesische Armee zu unterstützen. Er that nichts dergleichen, sondern scheint entschlossen gewesen zu sein, eine entscheidende Schlacht in einer Stellung bei Königinhof, die er für ausgezeichnet hielt, zu liefern, und den Feind in der ihm beliebigen Zeit, an einem von ihm gewählten Orte zu schlagen. Dieser ehrgeizige Plan scheiterte vollständig, theils an der Unerfahrenheit der Oesterreicher, theils an der Entschiedenheit ihrer Gegner." Dann werden die Gefechte von Trautenau, Nachod, Königinhof und Skalitz einzeln besprochen, und da tischt der Herzog gläubig das Märchen auf, daß die Bürger von Trautenau auf die weichenden Preußen geschossen und sogar siedendes Oel aus den Fenstern gegossen hätten, was längst widerlegt und als unwahr erwiesen ist. Nach dem Siege der Preußen bei Nachod habe Benedek wieder die günstige Gelegenheit zu siegen versäumt; er hätte sich auf Steinmetz werfen und Gablenz unterstützen sollen; statt dessen beorderte er Gablenz, seine vortreffliche Stellung hinter der Aupa zu verlassen und einen Flankenmarsch anzutreten, der zur Niederlage von Königinhof führte.

Die Vorbereitungen Benedek's zur Schlacht bei Königgrätz (das Verbarrikadiren der Ortschaften, das Fällen der Bäume, das Errichten der Batterien auf den Höhen) werden vom Herzog belobt; dagegen tadelt er bitter den schweren Fehler Benedek's, daß dieser die Hauptmacht auf dem linken Flügel und den Höhen des Centrums zusammendrängte, den rechten Flügel aber mit dem zweiten Corps allein ließ. Ueber den Verlauf der Schlacht sagt der Herzog: „Um zwei Uhr begannen die Preußen auf der ganzen Linie zu wanken; sie ließen vom Vordringen ab und wurden besorgt. Die Oesterreicher glaubten an den Sieg, aber Benedek benutzte nicht einmal auf seinem linken Flügel die bedenkliche Lage der Elb-Armee und begnügte sich mit der Vertheidigung". Durch eine verhängnißvolle Lücke in der österreichischen Stellung war der Ausgang entschieden: der General Hiller von Gärtringen drang mit den Garden hinein und nahm Chlum. Nach weiteren Schilderungen kommt er auch auf das Gefecht bei Blumenau; hier aber irrt sich der Herzog selbst, wenn er das Gefecht als die Folge einer starken Recognoscirung ansieht; die Preußen hatten im Gegentheil hier ganz ernste Absichten, sie wollten den Uebergang über die Donau hier erzwingen und hatten deswegen große Massen auf das linke March-Ufer hinübergeschoben.

Ueber die Einnahme Frankfurts äußert sich der Herzog: „Die üppigen Bankiers von Frankfurt hatten sich oft über die „nordischen Schlucker" lustig gemacht, die in wenigen Tagen ihre Sieger geworden waren. Nach langen, unter peinlichen Entbehrungen zurückgelegten Märschen war die Armee Herrin dieser reichen Handelsstadt, dieser stolzen Bürgerschaft. Es gab keine Plünderung, aber Mißbräuche in den Forderungen. Was eben gesagt ward, erklärt einigermaßen das unpolitische Benehmen der Preußen in Frankfurt, entschuldigt es aber nicht; es ward in ganz Europa und in Preußen selbst heftiger als irgendwo getadelt. Man muß jedoch hinzufügen, daß es in diesem Kriege eine ganz vereinzelte Thatsache bildet." — Ueber die Friedens-Verhandlungen wird erzählt: Baiern habe sich zuerst nach Paris gewendet, dann seien die Anderen mit Ausnahme Badens gefolgt; Frankreich nahm sich ihrer, sowie Sachsens an. „Was die Compensations-Forderungen Frankreichs betrifft, von denen man so viel erzählt hat, so bestätigen sowohl die frühere Sprache der beiden Regierungen, als auch die von ihnen in der Folge eingenommene Haltung diese Vermuthungen. Sicher jedoch ist, daß die Angelegenheit, wenn sie überhaupt eingefädelt ward, nicht über die vertraulichen Verhandlungen hinauskam;

*) Diese Täuschung war dem Manöver und der feinen Kriegslist der preußischen Führer zu verdanken; Benedek hat den „Irrthum" nicht so ohnehin gefaßt, sondern ist darin von Anzeichen und Kundschaftern bestärkt worden.

aber der Einfluß derartiger Vorschläge erklärt zugleich die unerwartete Mäßigung Preußens in Betreff der Südstaaten und die Leichtigkeit, mit welcher sich diese in seine Arme warfen."

Zum Schlusse zählt der Herzog alle von Preußen in diesem Kriege errungenen Vortheile auf, hält aber selbst mit seinem Urtheile darüber zurück, wie er sich als französischer Prinz dazu stellen oder wie die Orleans auf dem Thron sich dazu verhalten würden.

Nord-Amerika.

Wahl und Qual in Amerika.

Die ganze Erde war während dieses Herbstes Wochen und Monate lang in Aufruhr von unten, oben und auf der Oberfläche, wird sich auch nicht so leicht beruhigen und als einer der schönsten Spielbälle unseres Sonnensystems niemals stille stehen. Auf der südlichen Halbkugel verschlangen entsetzliche Erdbeben ganze Städte, Inseln und Tausende von Menschen, und alte, vernarbte Wunden der Erdhaut brachen auf's Neue auf und aus. Die Nordamerikaner wählen sich einen neuen Präsidenten und die Engländer auf unabsehbar breiter Grundlage ein neues Parlament. Selbst in Spanien kommt sogar den Spaniern Vieles spanisch vor. Louis Napoleon steht noch immer in dem Rufe, als drohender Vulkan Europa mit den aufgehäuften Zündstoffen seiner Politik überschütten zu wollen. Selbst wir Deutsche können dabei nicht ruhig bleiben und müssen uns ungewöhnlich viel Bewegung machen, auch um Deficits zu decken und für allerhand Sünden zu büßen.

Ueberall Aufruhr, Umsturz und Neugestaltung, „des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung". Aber am ärgsten machten's doch die Amerikaner für ihre neue Präsidentenwahl. In mancher Stadt wurden Wochen lang jeden Abend Dutzende von Massen-Meetings gehalten, meilenlange Prozessionen angestellt, Feuerwerke abgebrannt, Wahlschlachten mit Steinen, geschleudertem Schmutz und natürlich auch Revolverschüssen gehalten. Solche Scenen spielten Wochen lang auf Tausenden von Quadratmeilen, so daß wir uns kein Bild davon einrahmen können. Um aber doch ein echtes Genrebild davon zu gewinnen, gehen wir nach Philadelphia, dem eigentlich entscheidenden Hauptquartiere der Wahlschlachten, und zwar zunächst in dessen Hauptstraßen, wo wir schon vom September an täglich gedrängte, aufgeregte Volksmassen, feurige Redner, wüthend begeisterte oder feindlich brüllende Zuhörer zu beobachten Gelegenheit hatten. Sehr oft sah es auch noch malerischer, aber auch viel gefährlicher aus. Flaggen und Banner, zu Ehren der einen oder anderen Partei, flatterten über dichten Volksmassen nach allen Richtungen im Winde. Musikbanden kommen an der Spitze von kunterbunten Zügen daher geschmettert; jeder von den 120,000 Wählern scheint als Agent für seine Partei selbst Häuser und Steine und sogar Straßenschmutz für seinen Glauben bekehren und in Bewegung zu setzen. Die fast allnächtlichen Fackelzüge der beiden Parteien, nämlich der Demokraten oder Freihändler und der Republikaner oder Schutzzöllner, entwickelten Anfangs Oktober ihren großartigsten Glanz und Qualm. Für den einen Abend hatten die Republikaner von fabelhaften Entfernungen her alte Soldaten und Invaliden auf ihre Kosten nach Philadelphia gebracht, zum Theil furchtbare Gestalten zwischen Krücken, lebendige Torsos oder Stumpfe ohne Hände oder Beine, sogar zum Theil ganz gliederlos, befreite Gefangene und alles mögliche Gesindel, das sich auf Kosten der Partei irgendwie militärisch ausstaffiren ließ. Was man dafür für Opfer brachte, beweist ein einziges Kaufmannshaus in Philadelphia, welches für diese „Militär-Convention" allein 15,000 Soldatenblousen geliefert hatte. Die Partei bezahlte für dieses zweitägige Fest allein 200,000 Dollars. Diese Prozession von wirklichen und eingekleideten Soldaten und Krüppeln, Meilen lang durch die Hauptstraßen hindurchziehend, galt als ein glänzender Triumph der Republikaner. Aber die Demokraten glaubten sie durch ihre Prozession geschlagen zu haben, womit sie ihren Candidaten, General M'Clellan, empfingen. Sie hatten noch viel mehr alte Militäruniformen und Krücken, noch viel mehr arm- oder beinlose Helden des Bürgerkrieges, noch viel mehr Spitzbuben und Bummler zusammengerafft, an einander gereiht, mit Musikbanden versehen, mit alten Fetzen und Fahnen geschmückt, und behaupteten hinterher, daß ihr Zug viel länger und glänzender gewesen sei, wogegen viele Republikaner mit geschleuderten Steinen, Händen voll Schmutz und auch nicht weniger Revolverschüssen Einspruch thaten. Doch die New-Yorker Demokraten hatten's noch länger und ließen's deshalb auch länger hängen. Ihr Zug war nicht weniger als zehn englische Meilen lang, und ihr Feuerwerk, sowie die Illumination der Häuser ihrer Partei, gelten als die glänzendste Wahlheldenthat. Doch hatten sie nicht 5000 Reiter in der Prozession, wie ihre Collegen in Philadelphia. Viele ihrer Partei in Brooklyn wurden beinahe republikanisch vor Wuth, als man ihnen den höchsten Glanz ihrer Prozession und des nächtlichen Zuges mit nicht weniger als 8000 Fackeln nicht zugeben wollte.

Doch auch dieser ausgedehnte Glanz und Qualm ist zu groß für ein Bild, wir halten uns deshalb an das tägliche und nächtliche Kleingewehrfeuer der Wahlschlachten in Philadelphia. Die Bitterkeit zwischen den beiden Parteien stieg mit jeder Nacht, so daß bald hier bald da größere oder kleinere Gefechte und Paukereien losplatzten, selten ohne fünfzig bis hundert abgeschossene Pistolen, die aber, Gott sei Dank, meist blos Löcher in die Luft schossen, statt in die Köpfe, da es eben blos galt, zu knallen, sich fürchterlich zu machen und in Pulvergeruch zu kommen. Natürlich fanden in fast allen Straßen fast jede Nacht kleinere doppelte Prozessionen und Demonstrationen statt, wobei die Republikaner auf die Demokraten und Letztere auf Erstere Steine, Schimpf und Schmutz regnen ließen. Das leidenschaftliche feindliche Kreischen und höhnische Pfeifen auf dem Finger versteht Niemand so gut, als die Irländer beiderlei Geschlechts und jedes Alters, so daß die republikanischen Prozessionisten in den irländischen Stadttheilen durch Augen- und Ohrenweide hindurchmarschirten, wogegen die vollkommensten Schrecknisse der Wolfsschlucht nur Kinderspektakel sind. Diese Feindseligkeit zeigte sich auch in unzähligen anderen Formen zum Theil sehr naiv und naturalistisch. Die Häuser hervorragender Parteigänger beider Seiten wurden um die Wette gleichsam in einem Kreuzfeuer mit Schmutz und Unrath beschmiert. Und nach dem Sprüchworte: „hauest du meinen, haue ich deinen Juden", brachten Naturpinsel beider Parteien an den überall aushängenden Portraits ihrer Kandidaten mit Naturfarben zum Theil meisterhafte Vervollkommnungen an. Die verschiedenen Klubhäuser und politischen Hauptquartiere sind belebt wie Bienenkörbe im Sommer und die Agenten derselben und deren Werkzeuge schwärmen leidenschaftlich aus und ein, freilich nicht um Honig zu sammeln, sondern, um zu kaufen und zu verkaufen, zu betrügen und die Betrüger der andern Partei zu entdecken und

in den Zeitungen an den Pranger zu stellen. Die andere Partei macht es natürlich ebenso, so daß alle Gerichtshöfe ihre gewöhnlichen Geschäfte aufgegeben haben, um sich ausschließlich den Betrugsklagen zu widmen. Aber auch sie können wenig oder gar nichts thun, und das, was wir in unserem groben Deutsch Betrug nennen, wird dadurch bei allen Parteien die eigentliche Hauptleidenschaft der ganzen Wahlagitation. Wir wollen diesem Geschäft und Vergnügen einmal etwas genauer in die Karten blicken.

Das Wahlrecht ist in Amerika schon dem Gesetze nach ziemlich allgemein und nur sehr wenig durch einen geringen Census beschränkt. Deshalb bezahlt es sich, Wähler selbst zu kaufen, und man findet es viel billiger, solchen Leuten Geld zu geben, welche durch Stellung, Beredtsamkeit u. s. w. Wähler umsonst oder wenigstens billig anzuziehen und Bestechungsgeschäfte am geschicktesten zu führen verstehen. In Pennsylvanien und anderen Staaten ist jeder nicht farbige Bewohner nach dem einundzwanzigsten Jahre, wenn er ein Jahr im Staate und zehn Tage in einem bestimmten Wahldistrikte gewohnt und während der letzten zwei Jahre einmal fünfundzwanzig Cents, also sieben Silbergroschen sechs Pfennige Steuern bezahlt hat, stimmfähig. Dies heißt in der Praxis nichts Anderes, als daß alle männliche Weiße, mit Ausnahme noch nicht naturalisirter Fremden, das Wahlrecht ausüben können, wenn es nur recht gemacht wird. Es wird für jeden Wahldistrikt, in welchem man zehn Nächte hintereinander geschlafen, gewonnen. Einwanderer und sonstige Fremde können erst nach fünf Jahren naturalisirt und wahlberechtigte Bürger werden. Die politischen Committees bezahlen das Geld für Naturalisation gern und gewinnen damit viel Stimmen. Aus diesem Census sollte man schließen, daß Bestechung und Betrug nicht viele Vortheile bieten, weil ja fast Jeder leicht gesetzmäßiger Wähler werden kann. Aber gerade diese Allgemeinheit des Wahlrechts giebt den Käufern und Machern von Stimmen einen unbegränzten Wirkungskreis. Wenn nämlich irgend eine nicht negerartige Person in männlicher Kleidung nur etwa wie einundzwanzig aussieht, kann er sich leicht an irgend eine Wahlurne herandrängen und seine Stimme abgeben. Bei dieser Masse von Wählern, dem Gedränge, der Aufregung und den Gefahren bei Erhebung etwaniger Zweifel, findet sich weder Lust noch Zeit für nähere Prüfung.

Ueberhaupt blühen vier Arten von Betrug bei den Wahlen: Colonisation, Minderjährigkeit, Repetition und Betheiligung nicht naturalisirter Fremden. Jede Partei verdankt ungefähr zehn Prozent ihrer Stimmen diesen vier Arten von falschen Wählern. In Philadelphia giebt es dreihundert Wahldistrikte von je dreißig bis fünfzig Morgen Umfang mit je vier- bis sechshundert Wählern, so daß diese, wenn sie wollen oder bezahlt werden, wirklich viel Wahl haben. Die Distrikte sind natürlich theils entschieden republikanisch, theils stark demokratisch. Die Mehrzahl der Wähler in je einem solchen Distrikt hat durch ihre Ueberlegenheit immer eine bedeutende Macht über die betreffenden Beamten, so daß letztere ihren Vortheil darin finden, ein oder nöthigen Falles beide Augen zuzudrücken oder wenigstens durch die Finger zu sehen, wenn verdächtige Leute an ihre Urnen treten.

Die Colonisation besteht in Ansiedelung zuverlässiger Anhänger in zweifelhaften Distrikten, um darin eine Mehrheit zu gewinnen. Diese Colonisten werden irgendwo auf zehn Tage eingemiethet und vertreten zum Theil verstorbene oder verzogene ehemalige Wähler des betreffenden Distrikts, während die „Repetirer" in größeren oder kleineren Abtheilungen von einer Wahlurne zur anderen gehen und jedesmal stimmen. Gegen alle diese Uebertretungen giebt es strenge Gesetze und schwere Strafen; aber das Gesetz tritt selten oder nie in Kraft, weil die entgegengesetzte Partei in denselben Betrügereien Geschäfte macht. Und die Assessoren, Policemen und andere Beamte, die berufen sind, für Recht und Gesetz zu sorgen, sind fast immer auch entschiedene Politiker, die auf Rechnung und im Interesse ihrer Partei am meisten sündigen. Die gekauften Wähler gehören meist den Klassen der Runners, Loafers, Rowdies und Roughs, also der Bummler, Gauner, Pflastertreter, Diebe, Einbrecher, Falschmünzer und Spieler an, aber ihre Stimmen zählen ebenso gut, wie die der edelsten Republikaner und Tugendhelden. Diese Leute sind auch sonst sehr gut zu gebrauchen. Wenn die entgegengesetzte Partei Wächter aufstellt, werden diese bestochen oder oft noch billiger betrunken gemacht. Die Colonisten und Repetirer erschienen diesmal hauptsächlich in ver- und zerschossenen Militärblousen. Wehe dem, der an der Ehre solcher Uniformen zweifelte! Werden dennoch Zweifel erhoben, so kriechen diese vor Drohungen, gezogenen Revolvers oder einigen handfesten Püffen sehr leicht zusammen und verstummen. Auch findet man nicht selten viel Gutmüthigkeit wie unter den Krähen, die sich ja auch einander die Augen nicht aushacken, da sie dieselben alle zu demselben Geschäft brauchen.

Die Naturalisation und Amerikanisirung von Einwanderern wurde diesmal von den Gerichtshöfen als beispiellos großartiges Geschäft betrieben. In einem einzigen solchen Gerichtshofe zu Philadelphia wurden Wochen lang vor der großen Wahl täglich sechs- bis siebenhundert Fremde zu echten, guten amerikanischen Wählern gemacht und ringsherum sah es immer wie eine große Volksversammlung aus. Wahrscheinlich übertraf diese betrügerische Naturalisation allein alle anderen Arten von Verbrechen gegen die Wahlgesetze. Das Geschäft ist sehr einfach. Der Fremde schwört, sein Voucher oder Gewährsmann schwört, und der Wähler ist fertig. „Bogus" oder falsche Naturalisations-Papiere, ebenso „bogus" = Quittungen über bezahlte Steuern flattern und fliegen umher wie dürres Laub im Novembersturme. Niemand fragt nach deren Echtheit, und der Richter, welcher täglich einige tausend Eide abnimmt, bekümmert sich nicht darum, daß dreiviertel davon falsch sind.

Zum Colonisiren wurden Freiwillige und aus allen möglichen Gegenden herbeigelockte Landstreicher von den beiden Parteien um die Wette in die von ihnen gemietheten Häuser geschleppt. Die meisten gingen freilich sehr gern in ihre Schlafstellen mit freier Beköstigung.

In einigen Wahldistrikten stieg die Zahl der so gewonnenen falschen Wähler sicherlich auf ein Drittel, und obgleich in allen Zeitungen Berichte, Listen und Denunciationen von diesen Betrügereien Philadelphias zu lesen waren, hörte und las man doch hinterher nichts von wirklichen Bestrafungen. Man tröstete sich damit, daß beide Parteien diese Geschäfte in ziemlich gleicher Ausdehnung trieben und daher das Ergebniß aller dieser gewaltigen Wahlschlachten doch im Grunde eine gesunde Frucht des souveränen Volkswillens sei.

Charakteristisch für die Strategie der entscheidenden Wahlhauptstadt Philadelphia sind die beiden Feldherren der Demokraten und Republikaner. Jeder hat durch lange Praxis die ausgedehnteste Kenntniß aller Mittel und Wege für die Wahlmanövers gewonnen und ist deshalb unbestrittener Dictator. Keiner von beiden steht offen und namentlich an der Spitze, jeder aber ist der eigentliche Commandeur, dem alle Agenten und sonstige Parteianhänger willig und freudig gehorchen. Die gemeinen

Leute in den beiden Lagern hassen diese Führer kreuzweise auf das gründlichste, aber sie selbst sind ganz entschieden die besten Freunde, wie ja auch meisterhafte Spieler, Preisboxer und sonstige erste Helden an der Spitze von Regierungen und allerhand Künsten sich nicht selten gegenseitig als Auserwählte der Menschheit besonders zu schätzen wissen. Der republikanische Führer ist William B. Mann, Distrikt-Anwalt von Philadelphia, und der demokratische Hauptagent, William M'Mullin, gehört zu den Aldermen der Stadt. Beide sind nervöse, ungemein lebhafte, leidenschaftliche Männer von unbändiger Energie, die allerdings nicht in dem besten Rufe stehen, aber dennoch allmächtig sind, weil Jeder derselben für den einzigen Mann gilt, Stellen und Ehren vergeben zu können, sobald seine Partei gesiegt habe. Sie stehen schon seit Jahren an der Spitze ihrer Parteien und werden von hohen Staatsmännern ebenso ehrenvoll behandelt, wie von dem niedrigsten Schleicher, der eine Anstellung haben will. Die unglaublichste, aber doch verbürgte Thatsache dabei ist, daß die Montecchi und Capuleti sich nicht gründlicher hassen konnten, als die Anhänger dieser beiden Männer, diese aber selbst die besten Freunde sind und sich wirklich in ihren gegenseitigen persönlichen Interessen unterstützen. Dies klingt durchaus amerikanisch, aber wir haben auch in unserer Geschichte Beispiele genug, daß selbst Potentaten, die in mörderischen Schlachten einander gegenüberstanden und sich bekämpften, kurz vorher oder nachher sich als Freunde umarmten und bei den glänzendsten Festessen neben einander als Freunde lachten und glänzten. Es ist freilich wieder amerikanisch, daß Mann und M'Mullin für ihre sauren Arbeiten und mit ihrer Macht niemals höheren Lohn und politischen Vortheil suchten oder nur annahmen, sondern ganz mit dem Ehrgeize zufrieden sind, in ihren mehr verkappten Stellungen als unbestrittene Meister anerkannt zu sein und darin zu verharren.

Dies ist ein Miniaturbild aus der ungeheuersten Sammlung von politischen, zum Theil beispiellos großartigen Lebensgemälden Amerikas, welches aber darauf Anspruch machen kann, die wesentlichen Züge aller anderen zu enthalten. Was werden wir im lieben, ehrlichen Deutschland dazu sagen? Ist es ein Verdammungsurtheil gegen das größte, erstrebte Grundrecht der Freiheit? Ganz gewiß nicht. Wenigstens soll es keins sein. Nur die Amerikanisirung des germanischen Freiheitsgeistes mit seinen uralten Rechten der Selbstbestimmung und der Urwahl sind damit verdammt, wie die Amerikaner in dieser ihrer Verwahrlosung und Selbstentfremdung sittlich und materiell an ihrem eignen Verfall arbeiten. Neue und neueste Werke über Amerika, darunter namentlich das von Hepworth Dixon und sogar ein französisches*) bestätigen durch überraschende Thatsachen und Erlebnisse, daß die Amerikaner sich ihrem alten germanischen Geiste immer mehr entfremden, die Mächte der Wissenschaft, der Sittlichkeit und Ehre immer mehr aus dem öffentlichen Cours und in Mißkredit bringen, selbst in der Fortpflanzungsfähigkeit abnehmen und amerikanische Frauen den Mutterfreuden auf jede, zum Theil die verbrecherischste Weise zu entgehen suchen und nur von den Deutschen, die sich allein materiell und sittlich aus sich selbst und durch immer neue Einwanderung vermehren und kräftigen, die Wiedergeburt Amerikas und dessen künftiges Heil ausgehen könne. Das Wahlrecht und andere Güter der Freiheit werden also bei uns nicht amerikanisirt, sondern in Amerika germanisirt werden müssen, um der wirklichen Freiheit einen gesunden, fruchtbaren Boden zu sichern.

*) Von Prevost-Paradol.

Kleine literarische Revue.

— **Lessing's Laokoon***), für Schulen und größere Kreise. Mit Weglassung aller gelehrten Anmerkungen und philologischen Exkurse Lessing's hat Herr Oberlehrer Dr. W. Cosack in Danzig das Gesetzbuch künstlerischer und poetischer Schönheit, das der Gründer alles Guten und Schönen der deutschen Literatur in seinem Laokoon gegeben, einem größeren Kreise von gebildeten Lesern und insbesondere auch der bildungsbedürftigen Jugend näher zu bringen gesucht. Wir wollen nicht verkennen, daß, so populär auch Lessing's Name wieder in neuerer Zeit geworden, doch die Popularität seiner Schriften sich nur auf einzelne derselben: auf „Nathan", auf „Minna von Barnhelm" und auf einige seiner kleineren Dichtungen und polemischen Schriften beschränkt. Sein „Laokoon" ist so gut wie gar nicht gekannt. Und doch hat Lessing gerade durch diese Schrift einen außerordentlich bildenden Einfluß auf die jungen Dichter seiner Zeit, auf Göthe, Herder und Andere geübt, so daß wir Alle unbewußt uns noch unter der Einwirkung seines Geistes befinden. Adolf Stahr sagt: „Selbst an der Schwelle des Greisenalters empfand Göthe noch einen Hauch jenes begeisterten Entzückens, mit welchem den achtzehnjährigen Jüngling Lessing's Laokoon erfüllt hatte, durch den er, wie mit einem Zauberschlage das Dunkel erhellt sah, in welchem bis dahin die ästhetische Theorie umhertappte. Wieland, der damals gerade seinen Agathon dichtete, ging seitdem aller Verführung zu malerischen (nach Lessing's Theorie, mit der poetischen Schönheit nicht zu vereinbarenden) Schilderungen sorgsam aus dem Wege, „weil Lessing ihn am Ohre zupfe." Der 25jährige Herder, *im Innersten getroffen* von der Bedeutungsschwere der Lessing'schen Sätze, verdiente mit seinem Versuch einer Beleuchtung derselben seine ersten kritischen Sporen, indem er zugleich den Laokoon in den Vordergrund des allgemeinen Interesses rückte. — Ursprünglich gegen eine Thesis Winckelmann's gerichtet, hat doch der Verfasser des Laokoon nie daran gedacht, dem Ruhme des großen deutschen Bahnbrechers auf dem Gebiete der Schönheit der Kunst Eintrag zu thun; Beide sind vielmehr, trotz einiger Verschiedenheiten ihrer Theorie, in ihren Zielen völlig übereinstimmend gewesen. Wir hoffen, daß die von Herrn W. Cosack veranstaltete Ausgabe des Laokoon, in welcher alle griechischen und lateinischen Citate Lessing's deutsch übersetzt, alle historischen Anspielungen durch Anmerkungen erläutert und sämmtliche in der Abhandlung vorkommende antike und moderne Namen durch ein angehängtes kleines Conversations-Lexikon introduzirt sind, fruchttragende Verbreitung finden werde.

— **Alex. Dyce's Shakespeare, von Tauchnitz.****) Die vor sechsundzwanzig Jahren, als eine der frühesten reichen Gaben der Tauchnitz Collection, erschienene Shakespeare-Ausgabe ist seitdem in ihrem Texte durch die Kritik in England und Deutschland so überholt worden, daß sie als völlig veraltet zu betrachten ist. Es war daher eine des großen Verlagsunternehmens würdige Idee, daß sich Freiherr v. Tauchnitz für die neue Ausgabe

*) Lessing's Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten bearbeitet und erläutert von Dr. W. Cosack. Berlin, Haude u. Spener (F. Weidling), 1869.

**) The Works of William Shakespeare. From the Text of the Rev. Alexander Dyce's Second Edition. Complete in Seven Volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1868.

seines Shakespeare mit einem der bewährtesten englischen Shakespeare-Kritiker der neueren Zeit, mit Herrn Alexander Dyce, in Verbindung gesetzt und den Text in Vereinbarung mit demselben hat revidiren und herstellen lassen. Zum Grunde gelegt ist dieser Revision der Text der zweiten, im J. 1866 erschienenen Londoner Ausgabe von Dyce, die unstreitig eine große Verbesserung gegen die erste desselben Herausgebers war, welcher, obwohl sie vom englischen Publikum mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde, doch mit Recht eine etwas zu peinliche Rücksichtnahme auf die ältesten vorhandenen Shakespeare-Drucke vorgeworfen worden ist. Herr Dyce hat sich bei Veranstaltung seiner zweiten Ausgabe die Mühe nicht verdrießen lassen, die zahlreichen Editoren und Commentatoren Shakespeare's, von der Zeit Rowe's bis auf unsere Tage, durchzusehen und zu vergleichen und diejenigen Correkturen, welche gewissermaßen als legitim und als bewährt gegen jede kritische Anfechtung befunden worden, zu adoptiren, bloße, wenn auch noch so geistvolle Conjecturen aber unberücksichtigt zu lassen. „Gleichwohl", bemerkt Herr Dyce, „wenn auch kein allzuängstlicher Herausgeber mehr, blieb ich doch noch immer bestrebt, kein allzukühner zu werden." — Die Freunde der vortrefflichen Tauchnitz-Bibliothek werden diese neue Ausgabe gewiß mit Freude begrüßen und sie als eines der geeignetsten und zugleich billigsten, literarischen Festgeschenke verwenden.

— **H. Kiepert's kleiner Atlas.***) Von diesem bewährten Haus- und Schul-Atlas, dessen Blätter der ersten Ausgabe zum Theil den heutigen politischen Abgränzungen und zum Theil den neueren wissenschaftlichen Ermittelungen nicht mehr entsprechen, ist jetzt eine zweite, vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Es hat der kleine Atlas Kiepert's mit seinen 16 Blättern allerdings nur wenig Aehnlichkeit mit dem, was man noch vor zwei Jahrzehnden unter einem Schul-Atlas verstand. Wer hat damals Karten mit Meeres- und Luftströmungen, oder eine „Fluß- und Gebirgskarte von Mitteleuropa", oder eine „physische Karte der Alpenländer" in einem Schul-Atlas gesucht? Die heutige Schule wird diese Kiepert'schen Zeichnungen gewiß mit Dank aufnehmen. Nicht minder gewähren die Ländergruppen-Karten, wie das „germanische Nordwest-Europa" (von Finnland und den baltischen Provinzen bis nach Flandern, natürlich mit Einschluß der Čechen in Böhmen und der Celten in Irland) und das „romanische Südwest-Europa" (von der romanischen und französischen Schweiz bis nach Portugal) ebenso interessante als belehrende Uebersichten. Das Gruppenblatt: Westindien, Mittelamerika und Vereinigte Staaten sagt uns jedoch weniger zu, weil, des Formates wegen, der Maßstab, mit Ausnahme der nordöstlichen Unionsstaaten, die ein besonderes Carton bilden, gar zu klein ist.

— **Ein wissenschaftlicher Lehrer der Frauenwelt.** Mit diesem Namen bezeichneten wir im vorigen Jahre**) den Dr. Karl Ruß bei Gelegenheit der Besprechung seiner Waarenkunde für die Frauenwelt, in welcher er die Nahrungs- und Genußmittel behandelte. Wir können diese Bezeichnung nur wiederholen, nachdem uns jetzt die zweite Abtheilung des Werkes, welches Hauswirthschaftsgegenstände umfaßt*), vorliegt und bedauern nur, daß andauernde Kränklichkeit des Verfassers das Erscheinen des Buches länger verzögert hat, als es in seiner Absicht lag. Dafür bringt es nun aber einen sehr reichhaltigen und, was mehr bedeutet, lehrreichen und praktisch nützlichen Inhalt, den wir nur in den Hauptabtheilungen andeuten können, als 1) Beleuchtungs-, Brennmaterialien und Waschmittel, 2) Hausgeräthe, Werkzeuge und Möbel, 3) Bekleidungs- und Schmuckgegenstände, endlich Anhang: Konzentrirte Nahrungsmittel, als Fleischextract, condensirte Milch u. s. w. Jede Frau, welche das Buch nicht blos besitzt, sondern liest, sich mit dem Inhalt vollständig vertraut macht und es fleißig als Rathgeber und Nachschlagebuch benutzt, wird daraus großen Nutzen ziehen, indem sie viele Dinge, welche sie maschinenmäßig, ohne nach dem innern Zusammenhange zu fragen, und deshalb oft widerwillig und ungläubig verrichtete, jetzt im richtigen Lichte sieht, über andere ganz neu unterrichtet, von manchem Vorurtheil geheilt und vor vielem Schaden bewahrt wird. Wir wünschen auch diesem Bande den besten Erfolg und sehen dem Erscheinen des dritten mit Spannung entgegen.

J. H.

— **Der Genius des Hauses.****) Unter diesem Titel hat die Herausgeberin der Zeitschrift „Neue Bahnen", Frau Luise Otto in Leipzig, ein Buch geschrieben, das jungen Mädchen und Frauen die Wege zeigen soll, die zu häuslichem Glücke und zur Befriedigung des weiblichen, unverdorbenen Herzens führen. „Ein herrliches Loos", sagt die Verfasserin, „ist der Frau des neunzehnten Jahrhunderts bereitet, wenn sie es nur nicht selbst zerstören will." Sie warnt vor den zahlreichen, durch scheinbaren Genuß nur zu verführerischen Abwegen, die die Frau dem Genius des Hauses entfremden, aber sie muntert auf dazu, daß jede Frau an den Beruf glaube, „der nicht allein ihrem Körper, sondern auch ihrer Seele geworden: die Menschheit zu ergänzen, indem sie dieselbe zugleich dem Ziele der sittlichen Vollendung zuführt; glaube sie nur an diesen Beruf, und sie wird ihn erfüllen!" — Folgendes sind die Gegenstände, die das reichhaltige Buch in einer, wenn auch nicht immer neuen und überraschenden, doch jedenfalls Achtung einflößenden und wohlthuenden Weise behandelt: Der Genius des Hauses; ein liebendes Herz; Idealismus und Realismus; das Streben nach Schönheit; Dillettantismus und Kunstbegeisterung; Bücher; Geselligkeit und Einsamkeit; die Familie; die Jungfrau; die Braut; die Gattin; die Mutter; die Dienerin; die Alleinstehenden.

Literarischer Sprechsaal.

Zur selbigen Zeit, vor hundert Jahren, als Lessing aus Berlin nach Hamburg übersiedelte, um dort mit der Gründung des ersten Nationaltheaters eine Pflanzschule für deutsche Kunst und Bildung herzustellen, war der junge Herder aus Preußen zu den Deutschen in Livland gewandert, um in der Schule und auf der Kanzel zu wirken für den Beruf Deutschlands, geläuterte Gottesbegriffe, Sittlichkeit und Humanität unter den

---

*) H. Kiepert's kleiner Atlas der neueren Geographie für Schule und Haus. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Dietrich Reimer, 1868. (Preis geheftet 2 Thlr.)

**) Magazin f. d. Literatur des Ausl., 1867, Nr. 51.

*) Waarenkunde für die Frauenwelt von Karl Ruß, 2. Theil, Hauswirthschafts-Gegenstände. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, 1868.

**) Der Genius des Hauses. Eine Gabe für Mädchen und Frauen. Von Luise Otto. Pest, Wien und Leipzig, 1869.

zurückgebliebenen Völkern des Ostens und Nordens zu verbreiten. Im Jahre 1864 haben die dankbaren deutschen Bewohner Riga's in Erinnerung daran, daß in ihrer Stadt vor hundert Jahren (1764—1769) einer der Grundsteine zu dem herrlichen Bau der neueren deutschen Literatur gelegt wurde, ein Herder-Denkmal errichtet, bei welcher Gelegenheit alle Urkunden gesammelt wurden, die sich auf Herder's Aufenthalt in Livland beziehen. Diese Urkundensammlung ist jetzt im Druck erschienen*) und, als ein interessanter Beitrag zur Kulturgeschichte, auch in Deutschland hochwillkommen. In Riga ist bekanntlich auch ein Theil von Herder's besten Schriften (wie der Schriften Kant's) zum erstenmale gedruckt worden; namentlich befanden sich darunter seine „Briefe zur Beförderung der Humanität" und seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Wer weiß, ob diese unsterblichen Ideen über Weltbürgerthum und Humanismus, wenn sie heutzutage in Riga zum erstenmale gedruckt werden sollten, bei den immer mehr zu den kulturfeindlichen Gewohnheiten der Zeit vor Peter I. zurückkehrenden russischen Regierungsbeamten und ihrer heutigen Censur Gnade finden würden! Sagt doch Herr Jegór von Sivers im Vorwort zu diesen Herder-Urkunden, daß ihm nicht vergönnt werden, diese mit einem „klärenden versöhnenden Worte über die vom (russischen) Obscurantismus nunmehr gestellten antipodischen Begriffe Humanität und Nationalität" zu begleiten. Von Herzen stimmen gewiß alle Deutschen ein, wenn er den Ostsee-Provinzen zuruft: „auch in den Tagen der Noth und der Gefahr eingedenk zu sein des Berufes, dem wir unerschrocken und unerschütterlich treu bleiben sollen, wie uns selbst, zu Ehren Herder's und seines humanen Geistes in Licht, Liebe, Leben".

Die Entsendung der Geschenke des Königs von Preußen an den Sultan von Bornu hat nicht in der früher beabsichtigten Weise geschehen können, da der damalige arabische Diener des Afrika-Reisenden Gerhard Rohlfs, welcher die Sachen in Tripolis in Empfang nehmen und nach Timbuktu bringen sollte, gestorben ist. Es hat jetzt Herr Rohlfs die Mission übernommen, nach Tripolis zu gehen und dort eine geeignete Persönlichkeit mit der Ueberbringung der Geschenke an den Tschad-See zu beauftragen. Gleichzeitig sind demselben die Mittel gewährt worden, von Tripolis nach dem ehemaligen Gebiet von Cyrenaica und nach der Oase des Jupiter Ammon zu gehen, um dort Denkmäler der Vorzeit aufzusuchen. (Cyrenaica war der Landstrich an der Nordküste Afrikas und zwar östlich von Karthago; er führte auch den Namen Pentapolis wegen seiner fünf Hauptstädte, unter denen sich Cyrene befand. Die Bevölkerung war griechischen Ursprungs und stammte aus einer von den Spartanern hier gegründeten Colonie. Zur Zeit war es ein mächtiges Volk, welches seine Gränzen bis nach Aegypten ausdehnte, der letzte König schenkte sein Reich den Römern.) Die dortigen Denkmäler und Alterthümer sind griechischen, karthagischen und römischen Ursprungs; sie sind noch wenig besucht, beschrieben und abgebildet; besonders in Bezug auf die Abbildungen, die in Handzeichnungen bestehen, zeigen sich noch große Mängel und Lücken, die jetzt möglichst ausgefüllt werden sollen. Herr Rohlfs wird begleitet von einem Photographen, dessen Aufgabe es sein soll, die Denkmäler, welche ihm Jener bezeichnet, in photographischen Bildern aufzunehmen. Die Expedition wird bis März oder April des nächsten Jahres dauern, wo Herr Rohlfs hier wieder einzutreffen gedenkt, um die nöthigen Vorbereitungen zur Uebernahme seines Amtes, des Consulats in Jerusalem, welches Professor Petermann im Mai verlassen will, zu treffen. — Die für den Sultan von Bornu bestimmten Geschenke, soweit sie hier beschafft worden sind, namentlich Waffen, Thronsessel u. dergl., sind schon voraus gesendet; Schmucksachen für die Frauen des Sultans, Kleider und andere Gegenstände, wobei der Geschmack der Central-Afrikaner berücksichtigt werden muß, wird Herr Rohlfs in Tripolis einkaufen. Die Expedition nimmt ihren Weg über Marseille.

Von Diesterweg's „Rheinischen Blättern", redigirt von Dr. Wichard Lange, ist das Heft für November-Dezember d. J. erschienen. Der interessanteste Aufsatz darin ist der mit der Ueberschrift „Latein und Griechisch". Er ist von dem geachteten Schulmann und Schriftsteller A. Douai, der seit einer Reihe von Jahren jenseits des Ozeans lebt und zur Zeit eine höhere Unterrichtsanstalt in New-York leitet. Er bekämpft mit Eifer den Unterricht in den alten Sprachen, wie er bei uns auf den Gymnasien betrieben wird. „Was ist die Folge derartiger Zeitverwüstung?" — So fragt er und antwortet darauf: „Daß den Schülern von all dem Latein und Griechisch — an dessen äußerster Rinde die Mehrzahl ohnehin hängen bleibt — so dumm wird, als ginge ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum; daß ihre Geistesgaben durch Mangel an Interesse und geistigem Wachsthum abgestumpft werden, indeß zugleich der Hochmuth der Gelehrsamkeit sich ausbildet; daß in Folge dessen die ungeheure Mehrzahl zu studiren und weiter zu streben aufhört, sobald das Examen für den Staatsdienst bestanden ist; daß diese verpfuschten Gelehrten den Haupthemmschuh unserer nationalen Entwickelung bilden, eben weil sie nicht den antiken Mannesgeist, die antike Manneswürde, die antike Naivetät der Sittlichkeit in sich aufgenommen haben, sondern nur das „Räuspern und Spucken" der Alten" — u. s. f. Von den Früchten des Unterrichts in Amerika, bei dem die alten Sprachen ganz zurückgesetzt werden, entwirft Verf. folgende Schilderung: „Unsere deutsch-amerikanischen Jungen und Mädchen erfahren in unseren besseren Schulen mehr von Rom und Griechenland, als mancher deutsche Gymnasiast; sie schwärmen für die Helden des Homer — vor allen für den edlen Dulder Odysseus; sie erglühen für die Athenischen Bürger, denen Perikles eine so unsterbliche Leichenrede halten konnte, wie Thukydides sie mittheilt; sie leben und weben in den alten olympischen, isthmischen und anderen Spielen; sie sind entzückt von guten Abbildungen der antiken Bildwerke und Denkmäler; sie verehren den alten und den jüngeren Brutus, die Lucretia und Cornelia, sammt den beiden Gracchen; sie nehmen entschieden gegen den blendenden Cäsar Partei und sympathisiren mit Hannibal; der Heuchler Augustus besticht sie nicht, und eine Horazische Ode in guter Uebersetzung gefällt ihnen sehr wohl — und das Alles, ohne daß sie ein Wort Latein und Griechisch verstehen. Unsere Töchter goutiren den Sophokles in gediegener Uebertragung ganz ebenso sehr als den Schiller und Shakespeare. Die Glücklichen! — sie genießen den Kern, ohne sich an der Schale die Zähne ausbeißen zu müssen." Wenn wir einige Uebertreibung in Abrechnung bringen, können wir Herrn Douai nur beistimmen.

---

*) Herder in Riga. Urkunden, herausgegeben von Jegor von Sivers. Riga, N. Kymmel. 1868.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Wallbachstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet. Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] **Berlin, den 28. November 1868.** [Nᵒ 48.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Arbeiterbewegung in Sachsen.

Ein Spiegelbild der allgemeinen deutschen Arbeiterbewegung.

Bei dem Umstande, daß vier Hauptagitatoren in den deutschen Arbeiterkreisen, die Herren Bebel, Liebknecht, Försterling und Mende ihren Wohnsitz in Sachsen aufgeschlagen haben, ist es von einiger Wichtigkeit, den Entwickelungsgang zu verfolgen, den die Arbeiterbewegung daselbst genommen. Vor dem Jahre 1863 war das Wogen derselben ebenso ruhig und regelmäßig, als im ganzen übrigen Deutschland; es war das die Zeit der Herrschaft der volkswirthschaftlichen Prinzipien, welche der Centralverein in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen im „Arbeiterfreund" zur Geltung brachte. Von Bedeutung waren in Sachsen damals nur der heute noch segensreich wirkende Handwerkerverein zu Chemnitz und die gewerblichen Bildungsvereine in Dresden und Leipzig, jener eine Schöpfung angesehener Gewerbsleute wie Xaver Rewitzer, Protze ꝛc., diese mehr eine Vereinigung freier zusammenwirkender Kräfte aus gewerblichen Kreisen überhaupt. Lassalle mit seinem Brief an die Leipziger Arbeiter Vahlteich und Genossen änderte die Scene; der Bruch mit den volkswirthschaftlichen Tendenzen des obigen Vereins, die im Großen und Ganzen zugleich die der preußischen Fortschrittspartei waren, trat ein, doch so, daß die Bildung der Lassalle'schen Arbeitervereine zunächst gerade eine Kräftigung und Stärkung der speziell den Schulze-Delitzsch'schen Prinzipien der Selbsthilfe huldigenden Vereine hervorrief. Noch gelegentlich der in Leipzig im Frühjahr 1863 veranstalteten 30jährigen Jubelfeier des Zollverbandes zwischen Sachsen und Preußen konnten die Herren Faucher, Maron und Max Wirth in einer von einigen Tausend Menschen besuchten Versammlung in gewissermaßen wegwerfender Weise der Lassalle'schen volkswirthschaftlichen Theorien gedenken, aber schon im Herbste desselben Jahres hatten dieselben mehr Anhänger gefunden, als der kühne Agitator selbst erwarten durfte. Gleichwohl rief erst sein im August 1864 erfolgter Tod eine leidenschaftlichere Erregung in den Arbeiterkreisen selbst hervor. Der feingebildete Lassalle, welcher eigentlich nicht dazu gemacht war, schwielige Arbeiterhände zu drücken, der aber doch die richtigen Saiten anzuschlagen wußte, um sie sich dienstbar zu machen, wurde zum Märtyrer in den Augen seiner Anhänger. Die zu seinem Andenken veranstaltete Todtenfeier in Hamburg ließ zum erstenmale dieses Märtyrerthum in den Vordergrund der Agitationen zu Gunsten seiner Lehre treten, und von da an prangte das geflügelte Wort „Ex ossibus ultor" lange Zeit hindurch als eine Mahnung an den Wänden der Versammlungssäle der Lassalleaner. Damals — es war am Abend des 6. September — fanden Rachegedanken auch in einer von mehreren Tausenden, darunter die Herren Fritzsche und von Schweitzer, besuchten Leipziger Versammlung in den Reden der Herren Bernhard Becker, Professor Wuttke ꝛc. ihren volltönenden Ausdruck, und ein viel verbreitetes Gedicht Georg Herwegh's lautete:

„Dein Werk, es soll nicht untergehen,
Es soll ein Rächer dir erstehen,
Er soll erstehen aus diesen Gebeinen —
So schwuren, so schwören dir die Deinen."

„Im Denken, Fühlen, Streben war ich Eins
Mit dir, ich hab' die Wurzeln meines Seins
So innig mit den deinigen verschlungen,
Daß selbst dem Tod die Trennung nicht gelungen."

Besser als Herwegh, wußte übrigens Ludw. Würkert, der ehemalige sächsische protestantische Geistliche, Gastwirth zum Hotel de Saxe in Leipzig und jetziger Prediger der freireligiösen Gemeinde zu Hanau, den Volkston in seinen Gedichten zu Ehren Lassalle's zu treffen.

Am 23. October 1864 wurde zu Leipzig der zweite deutsche Arbeitervereinstag eröffnet. Es waren auf demselben 100 Vertreter von 46 deutschen Arbeitervereinen erschienen. Bandow von Berlin führte den Vorsitz, Bebel und Dolge von Leipzig waren seine Ersatzmänner. Von dem Geiste, welcher diese Versammlung beseelte, mag die von Sonnemann aus Frankfurt a. M. in Vorschlag gebrachte und angenommene Tagesordnung Zeugniß ablegen, die wir nachfolgend, unter Hinzufügung der zum Vergleiche auffordernden Tagesordnung des diesjährigen fünften deutschen Arbeitervereinstages zu Nürnberg, anführen:

1864.	1868.
1) Verhandlung übereinen gleichen Lehrplan aller Arbeiter-Bildungsvereine;	1) Verhandlungen über ein gemeinsames social-politisches Programm. Anschluß an das Programm der internationalen Arbeiter-Association;
2) die Freizügigkeitsfrage;	2) Altersversorgungskassen;
3) Genossenschaftswesen;	3) Wander-Unterstützungskassen;
4) Arbeiterwohnungs-Angelegenheit;	4) die Frage der indirecten Steuern;
5) Wander-Unterstützungskassen u. s. w.	5) Wehrfrage u. s. w.

Die Namen Max Wirth, Huber, Lange, Biedermann ꝛc. fanden sich in Leipzig in friedlicher Vereinigung vertreten. Die Verhandlungen wurden im Ganzen mit großer

Ruhe geführt und unverkennbar zeigte sich ein ernstes Bestreben, dem Grundsatze der Selbsthilfe, sowie dem Wahlspruche „durch Bildung zur Freiheit“ möglichst treu zu bleiben. Offen sprach sich namentlich Sonnemann gegen jedes weitere Hineintragen unreifer socialer Bestrebungen in den Kreis der Arbeiter-Bildungsvereine aus. Die Versammlung war damals noch so gemüthlich gestimmt, daß sie u. A. keinen Anstand nahm, ihre Sitzungen zu unterbrechen und auf Kosten des Leipziger Bürgers Dr. Heine einen Ausflug nach dessen Besitzung Plagwitz zu unternehmen. Nur einmal wurde diese ruhige Berathung in Folge des Auftretens des Cigarrenarbeiters Fritzsche, des energischsten Vertreters der Lassalle'schen Grundsätze in Leipzig, unterbrochen. Herr Fritzsche, welcher als Abgeordneter der Leipziger Cigarrenarbeiter an den Verhandlungen des Arbeitertages Theil nahm, benutzte die Gelegenheit, um in der Versammlung die überall von dem „Allgemeinen deutschen Arbeitervereine“ geltend gemachte Forderung nach der Einführung des allgemeinen und directen Wahlrechts, bei Erörterung der Freizugigkeitsfrage, geltend zu machen Als der Vorsitzende ihm hierbei, weil er in ungehöriger Weise seine Meinung ausgedrückt, einen Ordnungsruf zu Theil werden ließ, erhoben die auf den Galerien anwesenden Anhänger Lassalle's einen solchen Lärm, daß die Verhandlungen unterbrochen werden mußten und nur erst nach Räumung des Saales zu einer Fortführung derselben geschritten werden konnte.

Die Erbitterung der Gegenparteien stieg von dieser Zeit an auf das Höchste, die festere Organisation des Arbeitervereinstages erhielt demselben aber noch für längere Zeit das Uebergewicht über die Allgemeinen deutschen Arbeitervereine. Lassalle's noch bei Lebzeiten getroffene Wahl des Literaten Bernhard Becker zum Vicepräsidenten dieser Vereine konnte nicht unglücklicher ausgefallen sein, wie seine Führung der Präsidentschaft späterhin erwies. Diese war weder umsichtig, noch geschickt, noch gewissenhaft; was Wunder daher, wenn ihm von allen Seiten Gegner erwuchsen und die Entwickelung seiner Partei darunter leiden mußte. Inzwischen fingen um diese Zeit, Herbst 1864 und Frühjahr 1865, auch in den Arbeiter-Bildungsvereinen die politischen Parteibestrebungen an, Unheil anzurichten. Die damals von Streit in Koburg herausgegebene und von dem alten Frankfurter Parlamentsmitgliede Reinhard redigirte „Arbeiter-Zeitung“, welche es mit der äußersten Linken des Nationalvereins hielt, fand mit ihrem radikalen Phrasengeklingel immer mehr Anklang unter den Arbeitern, ja man kann offen behaupten, daß sie ganz besonders zerstörend auf deren Mäßigung, Geradheit und Biederkeit einwirkte. Noch vor der Abhaltung des vorerwähnten Arbeitertages hatte sich der Leipziger Arbeiter-Bildungsverein entschieden gegen das Hineintragen politischer Tendenzen in die Vereinsbestrebungen erklärt und er hatte heftig gegen die Koburger Arbeiter-Zeitung gestritten, welche Leipzig wegen der Beust'schen Wirthschaft für unfähig gehalten, Schutz und Schirm des freien Wortes auf dem Arbeitervereinstag zu sein; nun, wenige Monate darauf, besonders nach dem Eingehen der von Badewitz herausgegebenen „Deutschen Arbeiter-Zeitung“ und dem Erscheinen des, wie es schien, mit gewaltigen Agitationsmitteln ausgerüsteten „Sozial-Demokraten“ in Berlin, herrschte die Politik schon ziemlich unumschränkt auch in Leipziger Vereinen. Männer wie Prof. Biedermann, der verstorbene Dr. Herzner u. A. fingen an in ihren social-politischen Anschauungen zu gemäßigt zu erscheinen: dagegen gewannen verwirrte Phrasenhelden, obenan ein Hauptmann Korn, Herausgeber einer Frauenzeitung, der in Berlin und Magdeburg keinen festen Anhaltspunkt für seine socialen Beglückungstheorien gefunden, steigenden Einfluß. Noch schien es indeß, als ob der Vorsitzende des Vereins, der Drechsler Bebel, der eine Zeit hindurch auch eine Art Agent des Nationalvereins gewesen, sich gegen allzu radikale Anforderungen abwehrend verhalten wollte, und diesem Bemühen hatte er es auch zu verdanken, daß ihn die bedeutendsten Parteiführer Leipzigs mit Ehren aller Art überhäuften. Man freute sich der Offenheit des jungen Mannes, zog ihn als Vertreter seines Vereins zu allen Berathungen über allgemeine politische und städtische Angelegenheiten und erfüllte ihn dadurch bald mit einer Selbstgenüge, der eigentlichen Ursache seiner frühzeitigen politischen Abgeschlossenheit. Dazu kam, daß der Arbeiter-Bildungsverein, der diesen Namen mit dem früheren Gewerblichen Bildungsverein vertauscht hatte, über ziemlich bedeutende Geldmittel gebot, seitdem er sich mit seiner, eine Zeit hindurch unter weiland Professor Roßmäßler's Leitung getrennt bestandenen Abzweigung, dem Verein „Vorwärts“, wieder verbunden und auf Befürwortung der Herren Dr. Joseph, Dr. Herzner, Prof. Biedermann, Kaufmann Lorenz &c. einen erst seit dem vorigen Jahre auf 200 Thlr. ermäßigten Jahresbeitrag von 500 Thlrn. seitens der Leipziger Stadtverordneten zu seinen Bildungszwecken bewilligt erhalten hatte. Alle die genannten Männer hielten auch zeitweilig Vorträge in dem genannten Verein; dagegen hielt Prof. Wuttke, dessen wir schon früher gedachten, noch immer zu den Lassalleanern und zu den social-politischen Bestrebungen des Herrn v. Schweitzer. Er ließ seinen Namen fortgesetzt auf dem Titel des „Sozial-Demokraten“ als den eines Mitarbeiters prangen, als schon längst die Herren Rüstow, Marr, Herwegh, Liebknecht &c. demselben den Absagebrief geschrieben hatten.

Die volkswirthschaftlichen Erfolge, welche der Grundsatz der Selbsthilfe anfangs im Sturm zu erobern schien und welche in dem Auftauchen und Gedeihen von Vorschuß- und Kreditvereinen, von Verbrauchs- oder Konsumvereinen, endlich von Produktiv-Genossenschaften, wie die der Maschinenbauarbeiter zu Chemnitz, zu Tage traten, trugen viel zur Blüte des Arbeitervereinslebens in Sachsen bei. Dennoch gab es der Arbeiter-Bildungsvereine zu Anfang des J. 1865 kaum ein Dutzend. Die bedeutendsten darunter waren, außer dem von Leipzig, die Vereine von Dresden, Chemnitz, Glauchau, Frankenberg &c.; von diesen schlug Dresdens Verein nach dem Tode seines Hauptleiters, des ehrenwerthen Professor Schlimper, vollständig die Bahn der Politik ein, die Leipzig einhielt. Die Herren Advokat Schraps, Dr. Petermann, Schuhmacher Vahlteich, gewannen in demselben mit ihren mehr oder weniger radikalen Ansichten bedeutenden Einfluß. Noch hätte sich derselbe aber vielleicht in diesen und ähnlichen Vereinen weniger geltend machen können, wenn die vermehrten Kriegsgerüchte nicht gewissermaßen auf die Erörterung politischer Tagesfragen hingedrängt hätten. Dazu kam, daß das Vertrauen der zum Grundsatz der Selbsthilfe haltenden Vereine, in Folge des Fallissements des Etablissements der oben gedachten Maschinenbauarbeiter-Genossenschaft, einen schmerzlichen Stoß erlitt. Die Genossenschaft hatte zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, die tüchtigsten Arbeiter hatten ihr Geld und ihre Kraft derselben gewidmet und Herr Schulze-Delitzsch war ihr mit Rath und That zur Seite gestanden, und nun büßten dennoch viele dieser Arbeiter ihre Ersparnisse und die Arbeitsgelegenheit, ja einige sogar ihre Ehre dabei ein. Man behauptet kaum zu viel, wenn man annimmt, daß diese bittere Erfahrung die Chemnitzer dazu verleitet, heute nur noch in dem Lassalle'schen Grundsatz der Staatshilfe ihr Heil zu erkennen. Inzwischen

hatte das Schwanken in dem Gedeihen der Arbeiter-Bildungsvereine 1866 doch seinen Hauptgrund in der politischen Lage. Beweis dafür, daß die Anhänger Lassalle's just in dieser Zeit mit ihren Bestrebungen auch mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurden, so daß sie fast von der Weltbühne zu verschwinden schienen.

Der Kampf der Kleinstaaten in Verbindung mit Oesterreich gegen Preußen war dem Ausbruch nahe, in allen Schichten der Gesellschaft nahm man Stellung zu demselben, so denn auch in den sächsischen Arbeitervereinen. Sie waren, wie erwähnt, Jahre hindurch mit Schulze-Delitzsch und der preußischen Fortschrittspartei die gleichen politischen Wege gegangen, hatten in unzähligen Volksversammlungen, deren Kern sie abgaben, in Resolutionen gegen die freiheitsfeindliche preußische Regierung geeifert und in Herrn v. Bismarck nur den Inbegriff des Absolutismus zu erblicken gelernt; was war natürlicher, als daß sie im entscheidenden Augenblick, im Widerstreit nationaler und partikularistischer Gefühle, ihr Gleichgewicht nur in einer preußenfeindlichen Stimmung zu finden vermeinten? Daß sie in einer der sogenannten Volksversammlungen darin so weit gingen, Herrn v. Beust zu einer allgemeinen Volksbewaffnung aufzufordern, zeugte nur für ihre kindliche Anschauungsweise der politischen Verhältnisse und für den Mißbrauch ihrer Einfalt seitens ihrer Führer. Mag sein, daß diese, die Bebel und Liebknecht, die Wuttke und Petermann, die Schraps, Fritzsche &c. in damaliger politischer Aufregung sich selbst schon an der Schwelle einer großen politischen Revolution glaubten, welche dem drohenden deutschen Bürgerkriege ein schnelles, seinen Anstiftern unerwartetes Ende bereiten sollte — gewiß bleibt doch immer, daß, wenn von ihrer Seite kein Mißbrauch des Volkes in Frage kommen soll, sie sich Herrn v. Beust gegenüber vollkommen als politische Kinder benommen hatten. Nächst Prof. Wuttke, der im Frühjahre 1866 seinen großdeutschen Anschauungen voll die Zügel schießen ließ und der darum auch, wie aus seiner vorherigen Erwähnung erhellt, sich dem preußenfeindlich gesinnten Leipziger Arbeiter-Bildungsverein genähert hatte, war es besonders der Schriftsteller Liebknecht, der als ein Gegner Preußens auftrat. Ende 1865 von Berlin ausgewiesen, zeigte er sich erbittert und zu leidenschaftlich aufgeregt, um gerecht sein zu können. Sein Einfluß auf den Leipziger Arbeiter-Bildungsverein war um so größer, als es ihm gelungen war, den Vorsitzenden desselben, Herrn Bebel, ganz für sich einzunehmen und zu seinen social-demokratischen Grundsätzen zu bekehren. Eine gewisse ungeschlachte Ausdrucksweise, die er in seinem Londoner Flüchtlingsleben nicht zu verlernen gebraucht und in seinem Berliner Umgange mit Lassalle und der Gräfin Hatzfeldt, sowie als Mitarbeiter der „Nordd. Allg. Zeitung" nicht abgelegt, machte in den Arbeiterkreisen besonderen Effekt, und so wußte er, ohne gerade ein bedeutender Redner zu sein, doch sich jederzeit den Beifall der Menge zu sichern. Social-politische Vorträge waren im Frühjahr 1866 in den Vereinen überhaupt an der Tagesordnung, und in dem kleinen Zuhörerkreis, in welchem sie stattfanden, bildeten sich „Talente in der Stille", die späterhin als „in dem Strom der Welt gebildete Charaktere" gelten zu dürfen vermeinten. Der Beifall, welcher in solchen Versammlungen den Rednern gezollt wurde und noch wird, verführt die des Beifalls Bedürftigen zu dem Glauben, die ganze Welt stehe hinter den oft mehr als naiven Beifallsspenden. Wie sehr wurden sie schon enttäuscht, als die Preußen, welche 1866 das Land besetzten, sich um sie gar nicht kümmerten, mithin von ihnen gar nichts wußten oder sie doch für zu unbedeutend hielten, um von ihnen weiter Notiz zu nehmen. Auch Herr Liebknecht durfte ungefährdet in Leipzig verbleiben und in sofern hatte er wenigstens Unrecht, daß er bei seiner späteren Rede im Norddeutschen Reichstage, bei allem scharfen Tadel über die preußische Polizei, nicht auch ein Streiflicht auf diese gegen ihn geübte Milde warf. Er sah sich doch vorher, gleich den Professoren Roßmäßler und Wuttke, schon irgendwo in einem preußischen Gefängniß, gleich ihnen, die sich schier verwunderten, daß sie in Leipzig unter der preußischen Occupation, wie ja die Petermann und Schraps in Dresden ebenfalls, so frei umherwandeln konnten!

Die Einführung des allgemeinen und direkten Wahlrechtes brachte nach dem Kriege die Lassalleaner, in Bezug auf ihr bisheriges Verlangen nach demselben, zum Schweigen, und sie befriedigte anscheinend auch die Arbeiter-Bildungsvereine, welche zuletzt mit jenen gleiche Wünsche und Forderungen ausgesprochen hatten. Nun galt es, die Macht der Arbeiter-Bataillone zu erproben, und in der That gelang es ihnen, von den 23 sächsischen Abgeordneten wenigstens 5, die Herren Goetz, Försterling, Bebel, Schraps und Liebknecht, der äußersten Linken des Reichstages zuzuführen. Das Ergebniß könnte immerhin ein für sie nicht unbefriedigendes genannt werden, allein näher betrachtet, wirkten Einflüsse dabei mit, welche mit einer durchdachten, social-politischen Reform- oder revolutionären Bestrebungen zugewendeten Gesinnung, gar nichts zu thun hatten. Der Partikularismus war es, der dem Radikalismus hierbei die Hand reichte.

Seitdem sind die Bestrebungen der Arbeiter-Bildungsvereine wieder in geregelte Bahnen eingelenkt und es ist dem Vorsitzenden des Vereinstages der deutschen Arbeiter-Vereine, Drechsler Bebel in Leipzig, möglich gewesen, eine Statistik der sächsischen Arbeitervereine zu veröffentlichen. Nach dieser giebt es an folgenden 18 sächsischen Orten Arbeiter-Bildungsvereine: Aue, Chemnitz, Dresden, Frankenberg, Freiberg, Glauchau, Großenhain, Geyer, Gohlis, Hainichen, Hormersdorf, Krimmitschau (2), Leipzig (2), Meerane, Mülsen St. Niklas, Mülsen St. Jakob, Oelsnitz und Stollberg. Alle zusammen haben nicht mehr als etwa 2500 Mitglieder — Leipzig 320, Dresden 280, Glauchau 300, Hainichen 30 &c., wobei wir noch Dresdener Schüler, die nur den Vereinsunterricht genießen, und in Krimmitschau einen Volksverein mit 600 Mitgliedern in Berechnung bringen. Nicht 3000 Arbeiter, welche Vereinen angehören, was will das in einem großen Industrielande, wie Sachsen, besagen? Was will es heißen, wenn, zufolge derselben statistischen Uebersicht, Baden 9, Würtemberg 17, Baiern 9, Preußen 29, Thüringen 6, Hessen-Darmstadt 5, Oldenburg 2, Braunschweig 1, Anhalt 1 Verein, alle 98 deutschen Vereine aber nur 13,105 Mitglieder aufweisen? Und hat sich die Thätigkeit dieser Vereine in der letzten Zeit nicht noch zersplittert? Man weiß, daß das Drängen der Leipziger, Dresdener und einiger außersächsischen Vereine zum Anschluß an die Bestrebungen der internationalen Arbeiter-Association, auf dem fünften Vereinstage deutscher Arbeitervereine zu Nürnberg, Anfang September d. J. einen vollständigen Bruch zwischen den bisher brüderlich verbundenen deutschen Arbeitervereinen hervorgerufen hat. Der eine Theil besteht als Arbeiterverband fort, während der andere sich in einen Arbeiterbund umgewandelt hat; der eine wird nach wie vor sein Steckenpferd, die Politik, reiten, mit der ausgesprochenen Absicht, Deutschland in eine Föderativ-Republik zu verwandeln, der andere wird sich in seinem Vereinsleben von der Politik möglichst fern halten und nur Bildungszwecke ver-

folgen. Zu Ersterem gehören obenan Dresden und Leipzig, zu Letzterem der Verein Bauhütte zu Leipzig, Chemnitz, Frankenberg 2c. Jeder der beiden Theile hält den anderen der Auflösung nahe; damit hat es jedoch noch ebenso seine guten Wege, wie mit deren Aufblühen; sie nehmen nicht zu, nicht ab, und wenn die Leipziger von einer 1000 Mann starken Arbeiterversammlung reden, welche eine Adresse an das spanische Volk gerichtet und die sie als die „Sozial-Demokraten Sachsens" unterzeichnet haben, so weiß man, daß nicht der zehnte Theil der Arbeiter eine Ahnung „von des Wortes verwegener Bedeutung" gehabt hat. Die Leipziger Herren lieben, sich zu täuschen. Als bei einer Reichstagswahl sie den Professor Wuttke endlich bewogen hatten, die von ihnen unterstützte Kandidatur anzunehmen und sie, des Sieges von vornherein gewiß, ihn auf ihrem Schild erhoben, da zeigte sich's am Ende, daß, trotz ihres unermüdlichen Eifers, der Kandidat von 9000 Stimmen kaum 500 auf sich gelenkt hatte. Interessant ist es auch, daß die Hauptführer des Leipziger Vereins Nichtsachsen sind. Die Herren Bebel, Schweichel und Bär sind Preußen, Herr Liebknecht ein Hessen-Darmstädter.

Sollen wir noch von den Lassalle'schen Arbeitervereinen im Lande und ihren etwa 1500 Mitgliedern reden? Die Mende'schen und Schweitzer'schen Vereine bekämpfen sich in Sachsen wie überall gegenseitig. Für jetzt regiert Herr Mende in Dresden, Leipzig, vor allen Dingen aber in Chemnitz; Herr von Schweitzer dürfte nur in Leipzig einen Anhang haben. Auch die Herren v. Schweitzer, Mende und Försterling lieben es übrigens, sich über ihren Anhang zu täuschen; zur Stunde ist derselbe allerdings in Chemnitz der bedeutendste, den irgend ein sächsischer Arbeiterverein aufzuweisen hat.

Bemerkenswerth ist noch, daß in der sächsischen Lausitz, ungeachtet der starken Fabrikbevölkerung in deren südlichem Theile, kein einziger Arbeiterverein besteht.

Sollen wir unserer Mittheilung über die sächsische Arbeiterbewegung ein Schlußwort hinzufügen, so kann es nur ein solches sein, welches die ganze deutsche Arbeiterbewegung überhaupt betrifft. Die Spaltung in derselben ist offenkundig; sie tritt im Kleinen wie im Großen zu Tage; die Arbeiterbewegung kann unter solchen Umständen um so weniger als ein gemeingefährliches Zeichen der Zeit weder von Regierungen noch von Privaten betrachtet werden. Die Erscheinungen auf diesem Gebiete gleichen Schaumwellen, welche nur die Unruhe und das Mißbehagen der heutigen Gesellschaft im Allgemeinen kennzeichnen, und — das ist nicht zu leugnen — gebieterisch zu einer thatkräftigen Abhilfe derselben auffordern. Es ist eine Aufgabe der Edelsten unseres Volkes, über die Mittel dazu nachzudenken und sich über deren reiche Benutzung schlüssig zu machen; es ist ihrer aber nicht würdig, sich dabei vom Tageserfolge bestimmen zu lassen. Was ist damit gewonnen, wenn irgend ein bedeutender Redner eine unwissende Menge für eines der sogenannten Heilsworte, wie beispielsweise jetzt wieder das die Bildung der Gewerksgenossenschaften betreffende, begeistert und sich nebenbei die Gunst derselben für irgendwelche dunkle Parteizwecke erwirbt? Muß er sich nicht sagen, daß nicht fern von ihm ein anderer Redner für andere Zwecke mit gleichem Erfolge um die Gunst derselben Menge wirbt? Machen sich nicht schon in Norddeutschland allein in dieser einen Arbeiterangelegenheit viererlei Strömungen geltend? Die Mende'sche, welche die Gewerksgenossenschaften ganz verwirft, und die Schweitzer'sche, Liebknecht'sche und Hirsch-Duncker'sche, welche, den sie kennzeichnenden Parteinahmen gemäß, sie befürwortet? In dem einfachen, vom Züricher Verfassungsrathe kürzlich angenommenen Gesetzesparagraphen: „Der Staat schützt und fördert auf dem Wege der Gesetzgebung das leibliche und geistige Wohl der arbeitenden Klassen, sowie die Entwickelung des Genossenschaftswesens", scheint uns die Summe aller Weisheit zu liegen, welche in unserer Zeit zur Abstellung drückender socialer Uebel zu entfalten nothwendig ist. Wirke außerdem Jeder im Staate am gehörigen Orte und zur gehörigen Zeit für einen ihm zunächst liegenden edlen Zweck; für die Arbeiter giebt es, abgesehen von der Sättigung ihres leiblichen Bedürfnisses, keinen edleren zu verfolgen, als den der Förderung ihres Bildungsganges.

K. Badewitz.

Preußen und die nordwestlichen Provinzen Rußlands.*)

Wir haben hier eine Schrift anzuzeigen, die auf vielen Widerspruch stoßen wird, und die auch wir nicht für ganz zeitgemäß halten. In einem Augenblicke, wo Preußen alle seine sittlichen und materiellen Kräfte aufzubieten hat, um Deutschland vor den Rheinlands-Gelüsten seiner westlichen Nachbarn zu schützen — in diesem Augenblicke sucht die vorliegende Schrift nachzuweisen, daß Preußens Beruf darin bestehe, kühn gegen Rußland im Osten vorzugehen und nicht bloß die baltischen Provinzen, sondern auch Samogitien zu erobern. Wir glauben, daß Preußen und Deutschland noch lange genug zu thun und vielleicht auch zu kämpfen haben werden, um dasjenige zu konsolidiren und nationalstark zu machen, was in den letzten Jahren neu organisirt worden. Preußen kann und darf seinen östlichen Nachbar nicht aus einem natürlichen Gegner Frankreichs zu dessen Verbündetem machen wollen. Herr Edwart Kattner hat gewiß nicht die Absicht, den Herren v. Dalwigk, v. Beust und ihren, dem deutschen Einigungswerke feindseligen Geistesgenossen, welche gern Preußen mit Rußland entzweien möchten, in die Hände zu arbeiten. Wir glauben vielmehr an den sittlichen Ernst des Verfassers, den die Leser des „Magazin" aus seinen Artikeln über das Verhältniß der Deutschen zu den Russen in den baltischen Provinzen kennen, aber wir glauben nicht an irgend eine praktische Bedeutung der vorliegenden Schrift, deren Inhalt wir hier kurz resumiren:

Nach dem Plane des Verfassers sollen zunächst die Polen im Kongreß-Königreich vom moskowitischen Joche befreit werden, indem man ihnen zwar nicht ein unabhängiges Reich herstellt, welches für Preußen stets bedrohlich sein würde, sondern dasselbe durch Personal-Union mit dem Hauptlande verbindet, unter festen materiellen Bürgschaften für die Dauer dieser Verbindung. Innerhalb der Gränzen des Königreichs sollen die Polen zwar ein selbständiges, nationales Leben führen, doch soll dort die deutsche Sprache eine gewisse Gleichberechtigung mit der polnischen erhalten, wie etwa die polnische Sprache in Posen. Das wird damit gerechtfertigt, daß in Kongreßpolen schon jetzt 350,000 Deutsche, meist in den höheren Schichten der Bevölkerung, vorhanden sind, wozu 750,000 deutschsprechende Juden und andere Stammesgenossen kommen.

Die schwierigere, aber nicht minder zu erstrebende Aufgabe für Preußen sieht demnächst der Verfasser in der Erwerbung der Ostseeprovinzen nebst dem anliegenden Theile von Litthauen. Schwieriger sei diese Aufgabe darum, weil die gedachten Pro-

*) Edwart Kattner: Preußens Beruf im Osten. Berlin, R. Heidemann u. Co., 1868.

vinzen für Rußland in jeder Beziehung einen außerordentlich hohen Werth haben und weil es dieselben deswegen mit Aufbietung seiner letzten Kräfte vertheidigen würde, wogegen Anzeichen vorliegen, daß ihm Polen nur eine Last ist, welche es gegen anderweitige Vortheile an Preußen abzutreten nicht abgeneigt sein würde.

Das Recht zu dieser Eroberung sucht Herr Kattner umfassend zu begründen. Preußen vertritt nach ihm das Kulturvolk der Deutschen. Kulturvölker seien berechtigt, ihre politische Herrschaft über Volksstämme auszudehnen, denen sie alle Segnungen der Kultur bringen, wenn ihre vorgeschobenen Posten von ihnen in ihrem Volksthum bedroht und zu einer niedrigeren Entwickelungsstufe des Lebens mit Gewalt herabgedrückt werden sollen. Dieses Verhältniß liege in Polen, noch mehr in den Ostseeprovinzen vor. Ebenso treffe beide Ländergebiete auch das geschichtliche Recht Preußens, unter dessen Zepter bereits früher fast das ganze Kongreß-Königreich, wie auch die Ostsee-Provinzen und Samogitien gestanden haben. Was durch Waffengewalt verloren gegangen, könne durch Waffengewalt auch wieder gewonnen werden.

Das Recht des deutschen Volkes auf die Ostseeprovinzen, welches hier von Preußen vertreten werde, sei viel besser begründet, als dasjenige auf Elsaß, Lothringen, Luxemburg und Schleswig. Sie seien niemals vom Reichsoberhaupt abgetreten worden, wie letztere Gebiete bis auf Schleswig, welches nie einen Reichsbestandtheil, wie die Ostseeprovinzen, gebildet habe; vielmehr sei gegen die Fremdherrschaft bis in das 18. Jahrhundert bei jeder Gelegenheit Protest eingelegt worden.

Rußland verwirke überdies jedes Recht auf die deutschen Provinzen, indem es die Unterwerfungs-Verträge, sowie den Friedens-Vertrag von Nystädt, auf deren Grund sein Besitz beruhe, nicht halte, sondern die deutsche Sprache, die protestantische Landeskirche, die Unabhängigkeit der einheimischen Gerichte beeinträchtige und unterdrücke. Verfasser fordert die genannten Eroberungen von der preußischen Regierung sogar als eine Pflicht, und zwar als eine solche der Selbsterhaltung gegenüber dem riesigen Nachbarn, welcher für die Zukunft am meisten Preußens Unabhängigkeit bedrohe, während er es schon bisher nur zu seinem Vortheil ausgenutzt habe und überall ihm mit Neid und Mißgunst begegnet sei, ferner auch als eine Pflicht als Schild und Schwert des deutschen Volkes. „Jede Geviertruthe slavischen Bodens", sagt Herr Kattner, „welche Deutschland unter dem Schilde Preußens erwirbt, gewinnt die Kultur, gewinnt die Menschheit."

Der Verfasser dringt freilich nicht auf ein sofortiges Losbrechen; er erklärt sich vielmehr in der Einleitung für die bisherige auswärtige Politik Preußens, — ja für dessen Bündniß mit Rußland, — so lange es vorzugsweise von Frankreich bedroht werde. Des Verfassers Absicht ist hauptsächlich, das deutsche Publikum auf diese ihm noch so fern liegende Idee vorzubereiten, indem er die Erfassung des rechten Augenblicks den leitenden Staatsmännern Preußens überläßt. Auch das „norddeutsche Bundesheer" will er auf diesen Gedanken vorbereiten; darum hat er ihm das Buch gewidmet.

Frankreich.

Das religiöse Problem der Gegenwart.

Folgende Charakteristik der gegenwärtigen religiösen Parteien und Bewegungen innerhalb des Katholicismus und Protestantismus ist einem längeren Aufsatze von Paul Janet in der Revue des deux Mondes entnommen, dessen Schluß er bildet. Die Auffassung des geistreichen französischen Schriftstellers dürfte auch für deutsche Leser nicht ohne Interesse sein, wenn sie auch nicht in allen Punkten mit ihm übereinstimmen sollten.

„In allen großen Doctrinen begegnen wir in diesem Augenblicke einer analogen Erscheinung: alle sind getheilt und so zu sagen hin- und hergezogen im entgegengesetzten Sinne bald nach der Seite des Dogmas, bald nach der Seite der Freiheit. Auf der einen Seite fühlt man das Bedürfniß, in der allgemeinen Fluctuation alles dessen, was Sache des Glaubens und des Gewissens ist, einen festen Punkt zu finden und die Geister durch eine fest bestimmte und unwandelbare Lehre zu verbinden; auf der anderen Seite herrscht das Bedürfniß nach immer größerer Klarheit der Gedanken. Der Drang des Fortschrittes, dem sich in unserer Zeit Niemand ganz entziehen kann, bringt auch die aufrichtigsten Menschen mehr oder minder aus dem gewohnten und geheiligten Geleise. Darf und kann man diese entgegengesetzten Tendenzen versöhnen? Ist es möglich, an etwas zu glauben mit Enthaltung jedes Einwandes, jeder Prüfung, jedes Fortschrittes? Ist es im Gegentheil möglich, sich frei zu machen und zu emancipiren, seine Vernunft neuen Ideen zu öffnen, seine Meinungen umzuformen und zu entwickeln, ohne den Grund unseres Glaubens zu erschüttern? Wenn es absolute Wahrheiten giebt: wie könnten sie modificirt werden? Und wenn sie modificirt werden können: wie sollten sie absolute Wahrheiten sein?

Dieses Problem zeigt sich in allen Religionen, nur unter dieser oder jener Form, je nach der Beschaffenheit der Lehre. Im Katholicismus darf z. B. die Discussion sich nicht über das Dogma erstrecken; denn derjenige, der nur einen einzigen Buchstaben des Symbols in Zweifel ziehen, der das Dogma auf irgend eine Weise modificiren wollte, würde dadurch aufhören, Katholik zu sein. Das Dogma scheint also von Allen ohne Prüfung und ohne Discussion angenommen zu werden; aber der Streit entspinnt sich sogleich, wenn es sich darum handelt, das Dogma auf die staatliche Gesellschaft anzuwenden. Es giebt Katholiken, für welche alle großen modernen Errungenschaften: Freiheit des Gewissens, Freiheit des Gedankens, Freiheit der Presse, politische Freiheit, nur große und traurige Irrthümer, nur die Freiheit des Bösen sind. Sie kennen und begreifen und wollen nur die Freiheit des Guten, das heißt ihre eigene Herrschaft und die Leitung der Gesellschaft durch die katholische Kirche. Andere, Aufgeklärtere, welche mehr oder minder von dem Hauche des so verabscheuten modernen Geistes angeweht sind, wollen, daß der Katholicismus sich mit diesem Geiste verbünde, um ihn zu leiten, daß er laut sich zu den Grundsätzen desselben bekenne und für das Evangelium selbst die Ehre der modernen Prinzipien, die man fälschlicher Weise gegen das Evangelium richte, in Anspruch nehme. So scheidet sich der Katholicismus in den ultramontanen und in den liberalen. Freilich tritt dieser Zwiespalt, wie lebhaft und tief er auch die Gemüther erregt, nur selten an die Oeffentlichkeit; denn es liegt in dem Wesen des Katholicismus, die Meinungs-

verschiedenheiten durch den Schein der Glaubenseinheit zu verdecken. Indeß Jedermann weiß, daß dieser Zwiespalt existirt. Ein berühmtes Aktenstück (die Encyclica und der Syllabus), das vor nicht langer Zeit veröffentlicht worden ist, hat das Geheimniß dem Publikum offenbart. Die Einen haben dieses Aktenstück der ausschweifendsten Reaktion mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen; die Anderen haben es zu verleugnen versucht, indem sie mit Aufgebot alles ihres theologischen Wissens den Inhalt zu vertuschen trachteten.

Man könnte uns entgegnen, daß diese Meinungsverschiedenheit, im Falle sie existirte — und man sucht so viel als möglich, sie uns zu verheimlichen — sich nur auf freie Fragen über politische und soziale Verhältnisse beschränke, daß hingegen die katholische Kirche uns wenigstens in dem unbestreitbaren, durch eine unfehlbare Autorität formulirten Dogma einen festen Punkt und ein sicheres Asyl biete. Abgesehen davon, daß schon das eine Streitfrage bildet, wer denn diese unfehlbare Autorität sei, so ist wohl zu merken, daß diese höchste Autorität, wer sie auch sei, uns nur Sicherheit auf einem Gebiete, das uns nur sehr entfernt berührt, verspricht, während sie uns gerade da in der Ungewißheit läßt, wo wir am meisten des Lichtes bedürfen. Ich kann freilich nicht urtheilen über die Wichtigkeit, welche der Glaube an die unbefleckte Empfängniß für die dogmatische Theologie hat; doch muß man gestehen, daß die heutigen Menschen sich um diese Frage sehr wenig kümmern und daß sie gern gewartet hätten, bis sie in der anderen Welt erfahren, woran sie sich in diesem Punkte zu halten haben, während sie als Menschen und Bürger in ihrem Gewissen so oft durch den Conflikt der alten und neuen Lehren verletzt werden. Ja hierin — so giebt man wenigstens vor — läßt man ihnen volle Freiheit. Aber zweifeln wir nicht: man läßt ihnen diese Freiheit nur provisorisch und nach dem Maße, als man ihrer nöthig hat. Das Dogma ist unerbittlich und gestattet außer ihm nichts. Man kann also mit Recht behaupten, daß trotz des Scheines der Conflikt zwischen dem Dogma und der Freiheit besteht.

In dem Protestantismus giebt sich dieselbe Krisis kund, nur unter einer anderen Form und unter anderen Bedingungen. In dem traditionellen Protestantismus existirt zwar ein Dogma, aber keine Autorität oder vielmehr gilt die heilige Schrift als einzige Autorität. Aber da die Schrift der Erklärung bedarf, und da das Dogma in ihr sich nie systematisch auseinandergesetzt und canonisch bestimmt findet, so eröffnet sich ein weites Feld für die verschiedensten Auslegungen, und da es keine Richter hierüber giebt, so ist Jeder selbst Richter. „Wir sind Alle Priester“, hat Luther gesagt, d. h. es giebt keine Vermittler zwischen Menschen und Gott in der Austheilung der Sacramente. Auf gleiche Weise kann man sagen, daß im Protestantismus jeder Gläubige ein Papst ist, d. h. daß es keinen Vermittler zwischen Menschen und Gott in der Auslegung der Lehren giebt. Man hat jedoch in der protestantischen Kirche öfter versucht, eine Autorität herzustellen. Die Synoden haben die Rolle der Concilien spielen wollen; die Glaubensformeln haben sich für das Credo ausgegeben. Aber an dem radikalen Widerspruche, der in diesen Versuchen, die Lehre zu organisiren, an den Tag kam, scheiterten alle diese Bestrebungen, und trotz des Widerstandes der Dogmatiker, trotz der Anathemen Bossuet's fuhr der Protestantismus fort, das in Europa so neue Beispiel einer Religion, die in einer beständigen Bewegung und Umformung ist, zu geben. Nichtsdestoweniger war in der protestantischen Kirche ein Grund der gemeinsamen Lehre, eine Einheit des Glaubens und ein gewissermaßen fester Punkt in der Gottheit Christi vorhanden, so lange jene Abweichungen und Widersprüche sich innerhalb der Gränzen des Dogmas selbst kund gaben, d. h. so lange die übernatürliche Entstehung des Christenthums selbst nicht in Frage kam. Aber der Augenblick ist gekommen, wo die freie Untersuchung sich auch über diese Grundlage der dogmatischen Theologie selbst erstreckt, und es ist jetzt die Frage, zu wissen, ob das Christenthum durchaus an dieses oder jenes Dogma gebunden ist, ob es ihm nicht freisteht, sich dem Lichte der modernen Kritik und Philosophie hinzugeben, und ob das Uebernatürliche verwerfen, dem christlichen Glauben entsagen heißt. Die Einen meinen, daß es kein Christenthum ohne christliches Dogma gebe: das ist der orthodoxe Protestantismus; die Anderen meinen, das Christenthum bestehe in der christlichen Gesinnung und dem christlichen Gefühl und das ist der liberale Protestantismus. Es ist hier unsere Sache nicht, die Frage über die Organisation und die Leitung der protestantischen Kirche zu entscheiden. Der Stand der Frage ist uns zu wenig bekannt, als daß wir uns hierüber aussprechen könnten. Nach unserer Anschauung würden wir es begreiflicher finden, wenn eine Trennung in zwei Kirchen, als wenn innerhalb der officiellen Kirche eine Theilung erfolgte. Vielleicht jedoch erlaubt der gegenwärtige Stand der Gesetzgebung eine solche Trennung nicht, und aus der Ohnmacht, in welcher sich die liberalen Protestanten durch die Intoleranz des Gesetzes befinden, erkläre ich es mir, daß sie ihrerseits es versuchen, sich ihre Stellung in der autorisirten Kirche zu sichern. Aber, ich wiederhole es, ich kenne diese Verhältnisse zu wenig, und hier kommt es mir auch nur auf die Prinzipienfrage an: Kann sich das Christenthum umformen, ohne seine Existenz aufzugeben?

Die Liberalen sagen: „Wir sehen *es nicht ein, wie man* dem den Namen eines Christen verweigern will, der diesen Namen freiwillig und aufrichtig in Anspruch nimmt. Dadurch allein, daß ich mich einen Christen nenne, bin ich es auch; man müßte denn voraussetzen, daß ich lüge. Saget meinetwegen, daß mein Christenthum ein falsches sei; dasselbe sagen ja auch die Katholiken von dem eurigen; aber saget nicht, daß mein Christenthum diesen Namen nicht verdiene. Deshalb allein bleibe ich dieser religiösen Form treu, weil ich in ihr Manches finde, was ich weder in einer anderen Religion, noch in einer philosophischen Schule finden würde, so z. B. ein lebendiges Vorbild der Frömmigkeit, der Sittlichkeit, der Barmherzigkeit, das mir als Muster dient, nach welchem ich mich hier auf Erden richte, und als Vermittler, mich zu Gott zu erheben. Wenn Christus für mich der Erlöser der Menschheit bleibt, so bin ich ein Christ, selbst dann, wenn ich in seiner und seiner Apostel Mission kein übernatürliches Ereigniß sehe. Ihr saget, daß es keine Religion ohne Wunder geben könne. Das ist eben die Frage. Lasset die Wunder bei Seite, so bleibt immer noch die Idee der Gottheit und ihrer ununterbrochenen Einwirkung auf die Welt; es bleibt das religiöse Gefühl, das den Menschen mit Gott vereinigt. Ferner giebt es in der Geschichte gewisse Menschen, die in einem höheren Grade als die Anderen das Gefühl der Einigung der Menschen mit Gott hatten. Diese waren Religionsstifter, Vermittler der Menschen mit Gott. Jesus war einer von diesen. Er ist es, der, nach unserer Anschauung, in seinem Herzen auf die innigste Weise das Einigungswerk des Endlichen mit dem Unendlichen vollzogen hat, und deshalb betrachten wir ihn selbst als unseren Erlöser und bekennen uns zu seiner Religion.“ — So, wie gesagt, sprechen die liberalen Protestanten und ich sehe nicht ein, unter welchem Vorwande und im Namen welches Prinzips man diejenigen,

die also sprechen, aus dem Schooße des Christenthums ausschließen wollte.

Aber, könnte man sagen, worin würde ein solche Religion sich von der sogenannten natürlichen Religion oder von dem philosophischen Deismus unterscheiden? Weiß man denn nicht aus der Erfahrung, daß die natürliche Religion nie eine Ausbreitung unter den Menschen gefunden hat, daß der Deismus eine Privat-Ansicht, eine Schul-Doctrin, nicht aber eine Religion ist? Ja noch mehr, wird man hinzufügen, diese Art von Deismus ist so unbestimmt, daß er auch alles Andere, als den Deismus, in sich schließen kann, selbst den Pantheismus und jene Form des poetischen und sentimentalen Atheismus, der unserer Zeit eigenthümlich ist. — Diese wohlbegründeten Einwürfe kommen mir nicht unerwartet. Freilich kann Niemand für die Zukunft einstehen. Es könnte wohl möglich sein, daß die protestantische Krisis, die sich vor unseren Augen vollzieht, eines von den Symptomen der Auflösung der Glaubensformen, ein Uebergang zum Skeptizismus, Positivismus, ja zum Atheismus ist. Aber ich glaube, daß dies nicht mit Bestimmtheit von denen behauptet werden kann, die überhaupt jeder Religion die innere Wahrheit absprechen. Hat man doch oft schon dem Protestantismus seit seinem Ursprunge seinen nahen Untergang prophezeit, und doch bestätigen die Thatsachen und die Erfahrung seine und seiner Bekenner Fortschritte, so daß man wohl ein Mißtrauen in eine Prophezeiung setzen darf, die, so oft wiederholt, doch so wenig, wenigstens bis jetzt, eingetroffen ist. Das Christenthum hat gerade dadurch seine Ueberlegenheit über alle anderen Religionen bewiesen, daß es sich leicht allen Bildungsstufen des Geistes und der Gesellschaft anbequemt. Selbst der Katholicismus, was auch gegen ihn seine Gegner sagen mögen, hat in der Geschichte eine ziemlich große Schmiegsamkeit documentirt. Er konnte sich ebenso dem Mittelalter, wie der neueren Zeit, ebenso dem naiven Glauben eines rohen Volkes, wie dem geläuterten Glauben der verfeinerten Gesellschaft anpassen. Das Christenthum hat dieselbe Geschmeidigkeit auch als Protestantismus bewiesen. Wer weiß, ob es nicht berufen ist, noch eine dritte Form anzunehmen und das religiöse Problem durch eine letzte Metamorphose zu lösen?

Man wendet gegen eine Religion, die das Uebernatürliche ausschließt, ein, daß sie dann nichts Anderes, als eine Philosophie sei, und daß die Philosophie unmöglich eine Religion schaffen könne. Aber man verwechselt hier Dinge, die wohl zu unterscheiden sind. Die Philosophie ist, von einem gewissen Gesichtspunkte aus betrachtet, eine Wissenschaft, die, wie jede Wissenschaft, durch Analyse, Raisonnement und Demonstration fortschreitet, deren Schlüsse immer von der Richtigkeit der Methode, die zu ihnen führt, abhängt, die nothwendig viel auf die Dialektik, d. h. auf die Discussion der Gründe und Gegengründe geben muß, die mit einem Worte wesentlich rationell ist. Daß die Philosophie, also betrachtet, außer Stande ist, eine Religion zu gründen und daß sie nichts Gemeinsames mit der Religion hat, geben wir unbedenklich zu. Die Religion ist eine menschliche Thatsache, ein primitiver Akt der Vernunft und des Herzens, ebenso wie die menschliche Gesellschaft, die Familie, die Kunst, die Sprache. Künstlich eine Religion schaffen wollen, ist ebenso unmöglich, wie künstlich eine Sprache, eine Volksgemeinschaft, einen Volkssagenkreis schaffen. Der Irrthum der modernen Philosophen, Theophilanthropisten, St. Simonisten, Positivisten, welche, sei es die natürliche oder die pantheistische und humanitäre Religion, nach dem Typus des Katholicismus organisiren wollten, gleicht ganz der Illusion der Utopisten, welche a priori eine durchaus neue Gesellschaft, oder der Gelehrten, welche eine allgemeine Sprache schaffen wollten. Darin liegt das Wahre der allgemein herrschenden Meinung, daß die Philosophie keine Religion gründen könne.

Aber wenn auch die Philosophie keine Religion werden kann, so ist es doch der Natur der Dinge nicht entgegen, daß eine Religion eine Philosophie werde. Es liegt nichts Absurdes darin, daß eine schon existirende Religion, die eine historische Tradition besitzt und sich in die Gewohnheiten und Sitten eines Volkes eingelebt hat, zu existiren fortfährt, auch wenn sie sich allmählich jedes Aberglaubens entäußert. Ebenso wenig wie die Philosophie eine Volksgemeinschaft gründen kann, aber es wohl vermag, die vorhandenen Volksgemeinschaften philosophischer zu gestalten, und ebenso wenig, wie sie eine Sprache schaffen, aber die vorhandenen Sprachen immer klarer, logischer, analytischer, mit Einem Worte, philosophischer ausbilden kann: ebenso wenig kann sie eine Religion schaffen, aber wohl die historischen Religionen umformen. Darin liegt das Lebendige und Befruchtende in dem fortschrittlichen Christenthume der neuen Kirche, und das ist es vorzüglich, wodurch sich ihre Lösung des religiösen Problems von der unterscheidet, die man vor etwa dreißig Jahren vorschlug. Damals nahm man sich vor, ein Dogma, eine Kirche, Ceremonien ganz neu zu schaffen, während die heutigen liberalen Christen es weit einfacher finden, zum Ausgangspunkt das Christenthum selbst zu nehmen und es von allem dem zu befreien, was ihm die unabhängigen Geister entfremdet. Nimmt man ihm aber dadurch nicht, könnte man sagen, allen Saft und alle Lebenskraft? Das eben wird uns die Zukunft lehren. Für jetzt gilt es, einen Versuch zu machen. Auf dem so erweiterten Gebiete können die Christen wohl ihre Hand den Philosophen reichen, und diese ihrerseits haben keinen Grund, jenen die ihrige zu verweigern.

So weit unser Verfasser. Wir enthalten uns jeder anderen Bemerkung und machen nur auf das Eine aufmerksam, daß ein Experiment mit der Religion, wobei ihre Existenz auf dem Spiele steht, etwas sehr Bedenkliches ist. Wer seine Religion zu einem solchen Experiment hingeben kann, von dem behaupten wir fest, daß er vorher schon keine Religion mehr hatte. Hoffentlich sind unsere deutschen liberalen Protestanten noch nicht so weit. E. M.

England.

H. Ulrici: Shakespeare's dramatische Kunst.

II.

Des Dichters wissenschaftliche und Kunst-Bildung.

In dem Bilde, welches der Verf., nach einer ausführlichen Schilderung des Zeitalters der Elisabeth, darauf von dem Leben des Dichters selber entwirft, erweist sich die kritische Schärfe der Aussonderung des Wahren von dem Erdichteten neben der besonderen Vorliebe für die Gestalt seines Helden, und wenn wir auch die näheren Umstände des Lebens des Dichters als bekannt voraussetzen müssen, so können wir es uns doch nicht versagen, auf einen Umstand näher einzugehen und eine Ansicht zu widerlegen, welche noch heute ziemlich allgemein verbreitet ist, und der auch Ulrici mit Entschiedenheit entgegentritt: wir meinen die Ansicht von dem geringen Bildungsgrade Shakespeare's. Es bedürfte eigentlich keiner Widerlegung dieser Annahme, denn

der Schöpfer solcher Dramen wie Hamlet, Richard III., Romeo und Julia ꝛc. ꝛc. kann unmöglich ungebildet gewesen sein; jedenfalls aber kann es nicht schaden, auch näher den Grad seiner Bildung kennen zu lernen, da man über denselben vielfach ganz irrige Vorurtheile hegt. Nicht nur muß man ihm Tiefe und Fülle der Ideen und eine hohe schöpferische Phantasie zuschreiben, sondern diesem Allem stand ohne Zweifel auch eine entsprechende geistige Bildung, eine entsprechende Fülle von Kenntnissen zur Seite. Das alte Vorurtheil, als sei er ein roher, ungebildeter Naturdichter gewesen, ist längst auch von den englischen Kritikern als Vorurtheil erkannt. Man warf ihm, wie dies namentlich B. Johnson und Leute seines Schlages thaten, Mangel an Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Bildung vor, Andere aber berichten dagegen, Shakespeare habe „ziemlich gut Latein" verstanden. Beides läßt sich wohl mit einander vereinen, wenn man bedenkt, daß Johnson den streng philologischen, diese aber den allgemein menschlichen Maßstab anlegten. Shakespeare mochte also sehr wohl die römischen Dichter und Prosaiker in der Ursprache lesen können, ohne daß wir berechtigt sind, B. Johnson einer Lüge zu zeihen; — denn zwischen dem bloßen Verstehen und der gründlichen, wissenschaftlichen Kenntniß einer Sprache ist ein großer Unterschied. Ebenso verhält es sich unstreitig mit dem Französischen, vielleicht auch mit dem Italiänischen. Man beschuldigt ihn aber ferner auf Grund einiger geographischer, historischer und chronologischer Unrichtigkeiten auch in sachlicher Beziehung der krassesten Unwissenheit. Man nimmt z. B. Anstoß daran, daß Shakespeare in einem seiner phantastischen Lustspiele (Wintermärchen) Böhmen zu einem meerumflossenen Reiche macht, an welchem Schiffe aus Sicilien landen, und Raphael's großen Schüler, Giulio Romano (der kaum zwanzig Jahre vor Shakespeare's Geburt starb) mit dem delphischen Orakel, Theseus und Hippolyta mit Oberon und Titania ꝛc. in Eine Zeit zusammenstellt, daß er in einem anderen ähnlichen Lustspiele (Wie es Euch gefällt) den Ardennerwald mit den Löwen und Schlangen Afrika's bevölkert, daß er den Prinzen Hamlet auf die Universität Wittenberg, die mehrere Jahrhunderte nach dessen Tode gegründet ward, schickt und was dergleichen Unrichtigkeiten mehr sind. Solche Sünden gegen die heutzutage gewöhnlichsten Kenntnisse in der Geschichte und Geographie können von Shakespeare sehr wohl in der Absicht begangen sein, um den Zuschauer sogleich auf den richtigen Standpunkt zu stellen, um anzudeuten, daß seine Dichtung in dem freien beweglichen Boden der Phantasie wurzele, um den Zuschauer über die Arbeit, Mühe und Noth und alle die kleineren Interessen des Tages in das sonnige Reich der Poesie zu erheben. Auch die Anachronismen in den sogenannten historischen Dramen Shakespeare's lassen sich sehr gut aus den jedesmaligen Intentionen des Dichters als beabsichtigte erklären.

In Wahrheit waren Shakespeare's Fachkenntnisse für die damalige Zeit sehr ausgebreitet; er war sehr bewandert in der damaligen italiänischen, spanischen und französischen Literatur, kannte sehr wohl die gelesensten römischen und griechischen Autoren und höchst wahrscheinlich auch kritische Schriften; ebenso bekannt war er mit den Chronisten und Historikern Englands wie des klassischen Alterthums, er war vertraut mit der Ueberfülle von Liedern, Romanzen, Balladen, Sagen und Märchen, welche, aus allen Ländern Europas durch Uebersetzungen eingeführt, im Volke umliefen. Ebenso geläufig war ihm Sprache und Inhalt des Alten und Neuen Testaments. Aber nicht nur aus Büchern schöpfte er seine Kenntnisse der Natur, des Lebens und der Geschichte. Er war nicht nur, wie jeder große Dichter, ein feiner, sinniger Naturbeobachter, sondern in seinen Werken finden sich auch viel technische Ausdrücke der verschiedenen Gewerbe des gemeinen Arbeiters wie des gebildeten Geschäftsmannes, und namentlich eine genaue Bekanntschaft mit der Jurisprudenz und den Formen ihrer praktischen Ausübung. Auch mit dem damaligen Stande der Heil- und Arzneikunde war er bekannt und selbst philosophischen Fragen und Forschungen scheint er nicht fern geblieben zu sein, und so giebt es kein Gebiet des menschlichen Wissens damaliger Zeit, in welchem er sich nicht umgeschaut hatte, so daß die Ansicht von ihm als einem ungebildeten Naturdichter längst zu den antiquirten gehören sollte.

Freilich machte ihn all' dies Wissen noch nicht zu dem Dichter, den wir in seinen Werken bewundern, ebenso wenig wie die Zeit, die seinem Auftreten voraufging, noch der Charakter seines Volkes und Jahrhunderts ihn zu einem solchen bilden konnten. Das Beste verdankt der Dichter sich selbst, seinen individuellen Anlagen, seinem ihm eigenthümlichen Genie. Als Mensch ist er wie jeder Andere organisches Glied im großen Ganzen seiner Nation und ihrer Geschichte, den Bedingungen jeder menschlichen Existenz unterworfen. Als Dichter dagegen wird er, je größer er ist, desto unabhängiger erscheinen von den besonderen, einseitigen Interessen, Richtungen und Ideen seines Zeitalters, desto höher wird er hinausragen über die besondere Kunstbildung, die er vorfand, desto klarer wird in seinen Werken die ewige Idee der Schönheit, das allgemeine Wesen der Kunst und Poesie sich abspiegeln. Der große Künstler gehört allen Zeiten und Völkern an: dieses Unvergängliche, Allgemeingiltige seiner Schöpfungen ist das Merkmal seiner Größe, ist der eigentliche Kern seiner Werke, und ist daher, wenn man ihn recht erkennen und beurtheilen will, besonders hervorzuheben und aus der vergänglichen Schale, die ihn umgiebt, auszuscheiden. Dieses Individuelle und doch Allgemeine an Shakespeare und seinen Dichtungen nachzuweisen, ist Gegenstand des dritten Abschnitts des ersten Theiles des Ulrici'schen Werkes. Derselbe bringt uns Shakespeare seiner Individualität nach gegenüber dem Charakter des 16. Jahrhunderts, des englischen Volkes und der herrschenden Kunstbildung zur Anschauung und zeigt uns die eigenthümliche Gestalt, in welcher die Idee der Begriff der Schönheit, der dramatischen Kunst in ihm und seinen Werken sich ausprägt.

Von der Ansicht ausgehend, daß Shakespeare durch und durch dramatischer Dichter sei, kommt es dem Verf. darauf an, seinen dramatischen Stil, d. h. die Art, wie er die dramatische Kunst aufgefaßt und ausgeübt hat, die besondere Gestalt, in der seine Werke sie uns zeigen, richtig zu würdigen, und dies wieder glaubt er nur erreichen zu können, indem er zunächst das Problem erkennen läßt, das ihm der Bildungsstand der Kunst seiner Zeit vorlegte, demnächst die Stellung ermittelt, welche seine Genossen und Mitstrebenden dem gemeinsamen Ziele gegenüber einnehmen, indem er sodann die Art und Weise darlegt, wie er selbst die große Aufgabe zu lösen gesucht hat, und endlich seine künstlerische Thätigkeit an dem höchsten Zwecke aller Kunst zu messen und dadurch zu ermitteln sucht, wie weit die Kunst durch seine Lösung der Aufgabe gefördert worden.

Als Problem jener Zeit erkennt der Verf.: „den romantischen, phantastisch-idealistischen Charakter, welcher der Kunst noch aus dem Mittelalter her anklebte, mit dem verständig realistischen, historischen Geiste der neueren Zeit zu Einer organischen Einheit zu verschmelzen, und für diesen Inhalt die ihm adäquate dramatische Kunstform zu finden. Danach scheiden sich die Dichter des Shakespeare'schen Zeitalters in zwei auseinandergehende

Richtungen und Schulen: die Eine, welche an die überlieferte Kunstbildung sich enger anschloß und daher dem Geiste des Mittelalters näher blieb, die andere dagegen, welche mehr dem Geiste der neueren Zeit sich zuwendete und daher in Opposition gegen die ältere Kunstbildung und deren weitere Entwickelung trat. Zu jener gehörten meist die älteren Zeitgenossen Shakespeare's, Dichter wie Anthony Munday, Henry Chettle, Thomas Dekker, Thomas Heywood, Drayton, Day u. A., diese dagegen umfaßte die meisten seiner jüngeren Zeitgenossen, wie Fletcher, Massinger, Ford, Nath. Field u. A. In die Mitte zwischen beiden dürften Chapman, Middleton, William Rowley, Marston, Webster u. A. zu stellen sein. In die ausführliche, von Ulrici gegebene Charakteristik dieser Dichter und ihrer Werke können wir hier nicht näher eingehen; es genügt darauf hinzuweisen, daß nach seinem Urtheile keiner von beiden Schulen die Lösung der Aufgabe, welche die Zeit stellte, nämlich dem englischen Drama die ihm angemessene Kunstform zu geben, gelungen ist; wohl aber hat Shakespeare diese Aufgabe gelöst, zunächst durch den tiefen und klaren Begriff, den er vom Dasein der dramatischen Kunst gewann. Nach ihr soll das Drama die poetische Darstellung der Weltgeschichte sein. Es soll der Natur gleichsam den Spiegel vorhalten, d. h. nicht bloß die Natur nachahmen, sondern sie zur Erkenntniß ihrer selbst, den Menschen zur Erkenntniß seiner Natur führen. Shakespeare ist aber auch vorzugsweise historischer Dichter, denn kein Dramatiker weiß wie er mit so gleichmäßig lebendiger Anschaulichkeit nicht nur die früheren und gegenwärtigen Zustände, die vergangenen Thaten und Bestrebungen wie das in die Zukunft gehende Dichten und Trachten der handelnden Personen, sondern auch die allgemeine Ordnung der Dinge, die Lage des Staates, den Charakter der Zeit, um die es sich handelt, zu vergegenwärtigen; keiner weiß wie er diese Motive in so lebendige Wechselwirkung zu setzen, daß man die daraus hervorgehende That werden und wachsen sieht. Aus dieser seiner historischen Darstellungsweise geht die entschiedene Eigenthümlichkeit seiner Diction, namentlich ihr dialogischer Charakter, dann seine Kunst zu charakterisiren hervor, wozu ihn seine tiefe Menschenkenntniß befähigte, endlich auch die wunderbare Composition seiner Dramen und seine geniale Erfindung. Alles das: seine Erfindung, seine Weise der Composition und Charakteristik wie seiner Behandlung der Sprache, d. h. die Mittel, durch welche er die hier gestellte Aufgabe löst und die in ihrer Eigenthümlichkeit und ihrem harmonischen Zusammenklange seinen dramatischen Styl bilden, sind, obwohl unmittelbare Ausflüsse seines Begriffs der dramatischen Kunst, doch im Grunde nur Formen, deren Inhalt in seiner poetischen Weltanschauung besteht, und die daher durch letztere wesentlich bedingt sind. Diese stimmt ihrem allgemeinen Inhalte nach mit der christlichen Weltanschauung überein. Ueber diese und ihr Verwalten im Shakespeare'schen Drama wird manches Treffliche vom Verf. gesagt; wir können aber darauf nicht näher eingehen, ebenso wenig auf die scharfsinnigen Erörterungen über den Begriff des Tragischen und des Komischen und über die Mischung beider bei Shakespeare, wie über das, was am Schlusse über die Mängel seiner Komödien gesagt wird. Wir glauben indeß hinreichend auf den reichen Inhalt des Werkes hingewiesen zu haben und seine Bedeutung in unserer schöngeistigen Literatur mag es rechtfertigen, daß wir ausführlicher auf dasselbe eingegangen sind, zumal ein Zeitraum von zwanzig Jahren verlaufen ist, ehe dasselbe in seiner jetzigen Gestalt wieder erscheinen konnte.

Dr. Zapp.

Das Stimmrecht der Frauen in England.

Am Freitag den 6. November wurde im Stadthause zu Manchester die erste jährliche Versammlung der Society for Women Suffrage (Verein für das Stimmrecht der Frauen) gehalten. Mrs. Max Kyllmann (wenn wir nicht irren eine Dame von deutscher Abstammung) führte den Vorsitz und Miß Lydia Becker, die Ehrensecretärin, las den Bericht. Die eigentlichen Reden jedoch wurden von Herrn Jacob Bright, dem Parlamentsmitgliede, Dr. Pankhurst und noch einigen andern Herren gehalten, doch findet ein Berichterstatter, der einen Leitartikel in der Mail darüber geliefert, daß der Styl Miß Becker's viel männlicher und parlamentarischer sei, als der der Redner zu Gunsten der Frauen, die sich, wie die meisten derartigen Redner, verpflichtet glaubten, einen pseudo-chevaleresken Ton anzunehmen, der der Würde des Gegenstandes wenig entsprechend ist.

Die Frage über die Gesetzlichkeit des Frauen-Stimmrechtes befindet sich noch immer in einem Zustande merkwürdiger Unsicherheit. Am Allgemeinsten ist bis jetzt die Ansicht durchgedrungen, eine Frau — vorausgesetzt natürlich, daß sie alle nöthigen Bedingungen erfüllt, — sei zum Stimmen berechtigt, wenn ihr Name auf der Wählerliste eingetragen und kein Widerspruch dagegen erhoben worden ist. Im Fall eines erhobenen Einspruches haben die meisten der Revising Barristers sofort den betreffenden Namen von der Liste gestrichen, die endliche Entscheidung einer höheren Autorität überlassend. Vier derselben jedoch haben die Namen trotz erfolgten Widerspruchs stehen lassen. An einigen anderen Orten hingegen haben die Revising Barristers nicht erst fremden Einspruch abgewartet, sondern selbständig die Namen der Frauen von den Listen gestrichen; ja einer derselben ist so weit gegangen, einer Frau eine Strafe von zehn Schilling (3 Thlr. 10 Sgr.) aufzuerlegen wegen „unbefugten Anspruches" (frivolous claim), da sie ihren Namen in die Wählerliste eintrug. Wenn nun auch das Verfahren dieses Mannes von allen Parteien gleichmäßig gemißbilligt wird (in der beregten Versammlung wurde es sogar als „unmanly" und „unmannerly" bezeichnet) so bleiben doch noch immer drei verschiedene Standpunkte, die von den betreffenden Behörden dieser Frage gegenüber eingenommen werden: 1) die Zulassung wenn kein Widerspruch erfolgt, 2) die Zulassung auch gegen erhobenen Widerspruch, 3) die Streichung der Namen auch ohne erfolgten Widerspruch.

Dieser großen Unsicherheit wird denn nun wohl der Court of Common Pleas demnächst ein Ende machen, vor den diese Frage baldigst gebracht werden dürfte, und die Entscheidung dieses Gerichtshofes wird dann maßgebend sein — bis auch sie angefochten wird.

Daß die eigentliche Absicht des Gesetzes nicht auf Frauen Rücksicht genommen, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; bei man dachte man damals eben nur an den Mann — wird ihm jetzt eine andere Bedeutung untergelegt, so verdanken die Frauen ihre Zulassung gewissermaßen einem Zufall, der aber in seiner Folge günstig für das Allgemeine sein kann. Schließt man sie jedoch nach dem Buchstaben des Gesetzes aus, so „schlägt man damit", wie J. Bright richtig bemerkte, „dem Grundsatze, daß Besteuerung und Repräsentation sich decken, geradezu in's Gesicht".

Es sei hier daran erinnert, daß die Betheiligung der Frauen an den Wahlen auch von ihren Vertretern niemals als eine kompulsorische, als eine Pflicht aufgefaßt wird. Damit allein fallen schon die meisten der Einwürfe die man dagegen besonders

bei uns in Deutschland immer noch erheben hört. Die Quintessenz derselben pflegt zu sein, daß die Frauen durch politische Thätigkeit ihren eigentlichen Pflichten, den häuslichen, entfremdet werden würden. Abgesehen davon, daß eben nur solche steuerzahlende Frauen, die ein selbständiges Gewerbe betreiben, oder Grundbesitz haben, also meist Wittwen oder ältere Mädchen unter diese Kategorie fallen würden, hat man doch nie geltend gemacht, daß Betheiligung bei den alle drei Jahre stattfindenden Wahlen den Künstler, Kaufmann, Beamten 2c. an der Ausübung seiner Pflichten hindern könne, die doch mindestens eben so zeitraubend sein dürften als die der Hausfrau. Doch mag die Gattin, Mutter, Hausfrau, die durch ihren Beruf vollkommen ausgefüllt ist, immerhin sich politisch ganz indifferent verhalten, Niemand wird sie zu irgend einer Betheiligung zwingen wollen. Im naturgemäßen Laufe der Dinge jedoch kann sie ihren Gatten verlieren; die Kinder verheiraten sich, gehen fort, und sie steht allein da. Ein normal gebildetes Gemüth wird in solchem Falle, anstatt sich der Verbitterung, der Einsamkeit zu widmen, seine Blicke vielmehr den allgemeinen Interessen zuwenden, und versuchen, an seinem Theile den nächsten Uebelständen eine bessernde und helfende Hand zu leihen. Wie erwünscht kann dann der einst Indifferenten das Recht erscheinen, einem Manne, von dem sie hofft, er werde in beredter Weise und aufrichtigen Herzens die Interessen der Unterdrückten vertreten, ihre Stimme zu geben. — Wolle man einmal die Frage von dieser Seite betrachten. M. St.

Belgien.

Neue vlamische Lieder.

I.

Frans de Cort.

Ich möchte es eine auffallende Erscheinung nennen, daß, während in Deutschland die lyrische Poesie an einer allmählichen, dafür aber desto sichereren Abzehrung zu Grunde zu gehen droht, dieselbe in Vlamisch-Belgien mit jedem Tage neue und stets üppigere Blüten treibt. So bezaubernd, so hinreißend auch das dramatische Wort in der Regel auf die Massen wirkt, so oft und angelegentlich die Frage des vlamischen Schauspiels auf den niederländischen Sprachcongressen Erörterung fand, so anerkennenswerth selbst die Bestrebungen einiger weniger Patrioten*) in dieser Richtung sind, so gilt es doch als eine ausgemachte Sache, daß bis jetzt von einem ausgebildeten vlamischen Drama nicht die Rede sein könne. Sei es, daß die Oberaufsicht einer gallomanischen Regierung in diesem Genre mehr zu fürchten, sei es, daß die Errichtung nationaler Bühnen mit Schwierigkeiten der verschiedensten Gattung verbunden ist, — bisher war es vorzüglich die Novelle und das Lied, durch welche der vlamische Dichter auf seine Brüder zu wirken und der heiligen Sache des Volkes zu dienen bestrebt war. In der ersteren nährt er die Vorliebe und Achtung vor der althergebrachten vlamischen Sitte, — vom letzteren gilt zum großen Theile, was Hoffmann von Fallersleben so schön und so wahr von seinen Dichtungen gesagt:

„Und wie des Volkes Noth und Pein
Mir ist in's Herz gedrungen,
So hab' ich, was ich sah und fand,
Zurück in's Volk, in's Vaterland
Auch wiederum gesungen."

Darin liegt, nach meiner Ansicht, die verborgene Triebfeder, die unversiegbare Lebenskraft der vlamischen Poesie, daß sie nicht „lyrische Gedichte", sondern „Lieder" erzeugt, — Lieder, die das Volk zu den seinigen macht, aus denen es Trost und Muth zugleich schöpft. Das Lied — sagt ein vlamischer Dichter — hat lange umher geirrt gleich einer armen, verlassenen Waise; endlich scheint es seine naturgemäße und einzig wahrhafte Wohnstätte gefunden zu haben. Seit Jahren aus den geisttödtenden Salons gleichgiltiger Großen verbannt, seit geraumer Zeit von einer äffischen Bürgerschaft verlassen, ist es dahin gezogen, in Demuth und Liebe an das Ohr und das Herz des Volkes zu pochen, und das Volk hat aufgethan vor diesem Sprößling der Götter; es hat das Lied als seinen Liebling gepflegt und mit kräftiger Lunge gesungen. Jetzt wird es angestimmt in Leid und Fesseln, in Freude und Erlösung. Bei Becherklang und dem Hammerschlag, bei der Wiege und dem Webstuhl, auf dem Spaziergang und im Freundeskreise, beim Hochzeitsfest und als Abschiedsgruß — überall singt das Volk sein Lied.

Auf diese Weise erklärt es sich, daß unter den poetischen Erzeugnissen lyrischer Gattung, an denen Vlamisch-Belgien so fruchtbar, man weit seltener einer Sammlung „Gedichten" begegnet, sondern vorzugsweise die Bezeichnung „Liederen" gebraucht findet. Auch heute wieder sind es mehrere solcher „Liedersammlungen", auf welche ich in diesen Blättern die Aufmerksamkeit eines außerbelgischen Publikums zu lenken wünsche.

Da liegt uns denn vor Allem ein schöner, der äußeren Ausstattung nach als ein englischer sich ankündigender Band vor, welcher „Liederen" von Frans de Cort*) enthält. Was den Autor betrifft, so ist derselbe den Lesern des „Magazin" wohl kein Fremder mehr, und ich kann mir ein näheres Eingehen in dessen Persönlichkeit umsomehr ersparen, als die beredte Feder der Freiin von Düringsfeld schon vor zwei Jahren**) ein treffliches Bild von der Individualität dieses jungen vlamischen Dichters entworfen hat. Was aber dessen jüngsterschienenen Band „Liederen" betrifft, so muß ich vor dem Irrthume warnen, als hätten wir es mit einer völlig neuen Schöpfung de Cort's zu thun. Es ist vielmehr nur eine Gesammtausgabe seiner bisher selbständig erschienenen Gedichte, und in dem poetischen Vorwort sagt er:

En thans bied ik het u, zanglustigen, die nog, in weerwil
Heerschender mode en manier, 't zij in gezelligen kring,
't Zij volbrengend de taak u gemeten door kwellende broodzorg,
Dietsche refreinen verkiest, zingt in de tale des lands.

Die erste Sammlung Gedichte, welche de Cort veröffentlichte, erschien vor eilf Jahren zu Antwerpen; das zweite Heft derselben folgte jedoch erst im J. 1859; dann machte er sich an die Uebersetzung der schönsten Lieder von Robert Burns, und seine 1862 herausgegebene Auswahl fand allenthalben, auch in Holland, ungetheilten Beifall; vor zwei Jahren endlich ver-

*) Die im Laufe des vorigen Jahres erfolgte Gründung eines vlamischen National-Theaters in Brüssel, an deren Spitze der unermüdliche Professor am königl. Conservatorium, Herr E. Hiel, sowie Direktor J. P. Mulders genannt zu werden verdienen, hat seinerzeit in diesen Blättern gebührende Erwähnung gefunden.

*) Liederen van Frans de Cort. Groningen en Antwerpen, 1868. 8. 309 S.

**) Vergl. „Magazin" Jahrg. 1866, Nr. 50, S. 706.

öffentlichte er den mit Melodieen versehenen Liederband, „Zigzang“ betitelt, von dem das „Magazin“ seinerzeit eine eingehende Besprechung brachte. Alle diese drei Sammlungen finden wir in dem gegenwärtigen Bande „Liederen“ vereinigt, und es erübrigt mir demnach nichts weiter darüber zu bemerken, als daß Robert Burns wohl noch in keine Sprache so glücklich übertragen worden, und daß de Cort ein ganz allerliebster graziöser Dichter ist, den man immer und immer wieder gern liest.

Rußland.

Eine Verschwörung im Jahre 1764.

I.

Kaiser Joann in der Festung Schlüsselburg.

Die Kaiserin Elisabeth, Tochter Peter's des Großen, war durch einen Staatsstreich zur Regierung gekommen (November 1741). Die Regierung des minderjährigen Kaisers Joann Antonowitsch mit der Regentschaft seiner Mutter, der braunschweigischen Prinzessin Anna Leopoldowna, war mit einem Schlage gestürzt. Alle die Machthaber der früheren Regierung — Biron, Münnich, Ostermann — schmachteten in der Verbannung. Die letzteren drei indessen kehrten in späteren Jahren aus Sibirien zurück. Ein schlimmeres Loos war dem kleinen Exkaiser und dessen Familie beschieden. Wenige Wochen alt war er zur Regierung gekommen und kaum ein Jahr alt, hatte er schon einen Kaiserthron und seine Freiheit verloren. Gleich nach der Thronbesteigung Elisabeth's hatte man die Familie des gestürzten Kaisers, welche sich auf der Flucht nach Deutschland befand, in Riga festgehalten. Ueber ein Jahr lang wurden sie in der Festung Dünamünde in strenger Haft gehalten; von dort brachte man sie nach Ranenburg im Gouvernement Rjäsan, und hier mußte sich die Prinzessin Anna von ihrem Sohne trennen. Sie selbst wurde mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Anton Ulrich, nach Cholmogory geschickt, wo sie 1746 starb; Anton Ulrich überlebte sie 30 Jahre und starb ebenfalls in Cholmogory. Ihr Sohn, der ehemalige Kaiser Joann Antonowitsch, wurde in die Festung Schlüsselburg eingesperrt, welche 22 Jahre lang sein Gefängniß blieb und dann sein Grab wurde.

Ohne Erziehung und in jeder Hinsicht verwahrlost, verkam der Knabe in Schlüsselburg. Er war blödsinnig, stotterte sehr arg, war aber von heftiger, leidenschaftlicher Gemüthsart. Der Kaiser Peter III. beschloß, sein Elend zu mildern, ihm in Schlüsselburg ein besseres Haus aufführen zu lassen und ihn zu besuchen. Ehe er indessen selbst nach Schlüsselburg reiste, schickte er seinen Adjutanten voraus. Dieser fand das Zimmer, in welchem Joann wohnte, ziemlich groß, aber nur mit einem kleinen Fenster versehen. Das Bett war ein ganz gemeines; seine Kleider waren schlecht. Auf die Frage: wer er sei, wußte er recht gut zu antworten (?); sonst war er völlig gestört und zusammenhängender Gedanken nicht fähig. — Bald darauf begab sich der Kaiser nach Schlüsselburg und brachte dem Gefangenen kleine Geschenke, Dosen, Uhren und einen seidenen Schlafrock. Der letztere erregte die besondere Freude Joann's. Er legte ihn unter das Kopfkissen, um ihn erst am nächsten Feiertag zu brauchen. Er sollte um eine Gnade bitten. Er bat um frische Luft, die er gespürt hatte, als einst eine Fensterscheibe zerbrochen ward. — Bei der Abreise befahl Peter III. dem Gefangenen in Schlüsselburg mehr Freiheit zu geben und ihm ein Haus zu bauen, in welchem er bessere Verpflegung finden sollte*).

Nach der Katastrophe Joann's, welche bald darauf eintrat, berichteten zwei Offiziere, welche acht Jahre hindurch ihn bewacht hatten, über die Persönlichkeit und die traurige Existenz des ehemaligen Kaisers. Es waren seine Mörder: der Capitain Wlassjew und der Lieutenant Tschekin, deren Aussagen bei dem Prozesse Mirowitsch's, wie wir sehen werden, eine große Bedeutung hatten. Diese erzählten, Joann habe außer dem Fehler des Stotterns keinerlei körperliche Gebrechen gehabt und sei von starkem und gesundem Bau gewesen. Er stotterte aber so arg, daß selbst diejenigen, welche fortwährend um ihn waren und mit ihm sprachen, Mühe hatten, ihn zu verstehen, und daß er, um sich nur einigermaßen verständlich zu machen, genöthigt war, beim Sprechen seine Hand fest gegen das Kinn zu stemmen. Dessenungeachtet sprach er gern und viel, stellte oft allerlei Fragen und gab dann wohl selbst Antworten darauf. Er konnte leicht jähzornig werden und vertrug keinerlei Widerspruch. Er hatte keinerlei Erinnerungen, keinerlei Begriffe, keine Idee von Freude oder Schmerz, keinerlei Liebhabereien; er betete vor den Heiligenbildern stehend, aber sein Gebet bestand nur darin, daß er das Zeichen des Kreuzes machte, ohne irgendwelche religiöse Begriffe damit zu verbinden. Er brachte es nicht dahin, lesen und schreiben zu lernen; die meiste Zeit lag er, gleichviel ob schlafend oder wachend, auf dem Bette; dazwischen ging er auch wohl im Zimmer umher, wobei es bisweilen geschah, daß er plötzlich stehen blieb und hell auflachte. Im Essen war er gar nicht wählerisch und sehr unmäßig; er aß Alles, was sich von eßbaren Gegenständen darbot, ohne indessen irgendwelche Vorliebe für gewisse Speisen zu haben, und litt oft an Verdauungsbeschwerden. In den acht Jahren, während deren die obengenannten Zeugen ihn beobachten konnten, hatte er nicht ein einzigesmal gezeigt, daß er bei Sinnen sei. Dagegen sprach er oft recht tolles Zeug durcheinander. So behauptete er u. A., er sei kein Mensch, sondern ein Geist und zwar der Geist eines Heiligen, der nur die Gestalt Joann's angenommen habe; seine Umgebung behandelte er mit Verachtung und nannte seine Wächter u. A. „ekelhafte Geschöpfe“. Dann erzählte er wohl, er sei oft im Himmel gewesen, beschrieb die Bewohner desselben, die Gebäude, welche er dort gesehen hatte; dann erklärte er, er wolle Metropolit werden u. dgl. m.

Die Kaiserin Elisabeth mochte den Prätendenten fürchten. Sie suchte auf alle Weise die Erinnerung an seine Regierung auszutilgen. Es ward eine Verordnung erlassen: 1) daß der Name und ehemalige Titel Joann's niemals in Aktenstücken erwähnt werde; nöthigenfalls könne man von jener Zeit mit Hinweisung auf die Regentschaft des Herzogs Biron oder der Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg reden; 2) daß die in jener Zeit erlassenen Verordnungen und gefaßten Beschlüsse ungiltig sein sollten; 3) daß alle Manifeste, Verordnungen, Aktenstücke, Patente, Pässe und Entscheidungen von Behörden, welche mit dem Titel Joann's versehen seien, gesammelt und in den Senat, an das Senats-Comptoir und in die Geheime Kanzlei abgefertigt, und daß ferner in den beim Gottesdienste gebräuchlichen Büchern die Bogen mit dem betreffenden Titel durch andere ersetzt werden sollten; 4) endlich, daß in ausländischen Sprachen erschienene Werke, welche diese Regierung betreffen, an die Akademie der Wissenschaften abzuliefern seien und daß fürderhin die Einfuhr solcher Werke verboten bleibe.—

*) S. Herrmann, Geschichte des russischen Staats, V. S. 272.

Ja selbst die während der Regierung Joann's geprägten Münzen wurden eingezogen und umgeprägt; allerlei Geschäftspapiere, wie sie soeben bezeichnet wurden, eingeliefert und zum großen Theil verbrannt.

Mittlerweile folgten die Regierungen Peter's III. und Katharina's. Der ehemalige Kaiser schmachtete fortwährend im Gefängnisse, bis endlich in seinem vierundzwanzigsten Jahre ein gewaltsamer Tod ihn daraus befreite.

Im Jahre 1764 machte ein kecker Abenteurer, Namens Mirowitsch, den Versuch, den unglücklichen Prinzen aus dem Gefängnisse zu befreien. Bei dieser Gelegenheit ward Joann von seinen Wächtern erstochen. Die Einzelnheiten dieses Ereignisses waren bisher nur wenig bekannt und es hat sich eine Sage von einer Art Mitschuld Katharina's an dieser Katastrophe gebildet, welche übrigens keineswegs genügend begründet ist.

Der fleißige Forscher und Sammler auf dem Gebiete der Geschichte Rußlands, Ernst Herrmann, widmet der Frage von der Ermordung Joann's in dem fünften Bande seiner „Geschichte des russischen Staats" mehrere Seiten (S. 647—656). Seine Mittheilungen stützen sich wesentlich auf Mittheilungen aus Diplomatenkreisen, welche neben vielem sehr Wesentlichen, Interessanten und Wahren auch manche mehr pikante als begründete Angaben enthalten.

Herrmann erzählt, wie man in den Hofkreisen erwartet habe, daß Joann sterben müsse, wie Manche geäußert hätten, Katharina habe im Sommer 1764 eine Reise nach Livland nicht sowohl deshalb unternommen, um mit dem Grafen Poniatowsky eine Zusammenkunft zu haben, als vielmehr, um durch ihre Entfernung sich den Schein zu geben, als sei sie unbetheiligt und unschuldig an der Katastrophe, die während ihrer Abwesenheit dem Leben Joann's in Schlüsselburg ein Ende machte. Er weist hin auf die Absichtlichkeit, mit welcher die Wächter des Prinzen einen von der Kaiserin unterzeichneten Befehl erhielten, den Gefangenen, sobald ein Versuch zu seiner Befreiung gemacht würde, zu tödten. Herrmann sagt, man könne darüber nicht in's Klare kommen, ob Mirowitsch wirklich die Befreiung Joann's beabsichtigt oder ob er nicht vielmehr gewußt habe, daß der geringste Versuch dieser Art unmittelbar den Tod des Prinzen zur Folge haben müßte; es sei schwer zu entscheiden, wie weit er aus eigenem Antriebe gehandelt, wie weit er bewußt oder unbewußt als Werkzeug der ihn leitenden Persönlichkeiten sich gebrauchen ließ. Sowohl der Hergang bei dem Befreiungsversuch, als auch der Prozeß Mirowitsch's, lassen Herrmann vermuthen, daß bei diesem Verbrechen eine höhere Macht im Spiele gewesen. Er findet es auffallend, daß der damalige Commandant der Festung Schlüsselburg keine ernstlichen Anstalten getroffen hatte, um dem Unternehmen Einhalt zu thun, daß die den Soldaten ausgetheilten Patronen keine Kugeln enthielten, daß Mirowitsch, nachdem der Versuch, Joann zu befreien, durch dessen Ermordung vereitelt war, keinen Fluchtversuch machte. Dies Alles scheint in Herrmann's Augen darauf zu deuten, daß sowohl Mirowitsch als auch die beiden Mörder in Bezug auf das, was sie gethan, „auf höhere Befehle sich berufen konnten". Bis zum letzten Augenblick, heißt es, habe Mirowitsch zuversichtlich auf seine Begnadigung gerechnet, und sich während seines Prozesses mit großer Ruhe und Besonnenheit benommen, während die Richter Mühe gehabt hätten, ihre Fragen so zu stellen, daß der Angeklagte ihnen keine Verlegenheiten bereitete, und daß der Sache nicht allzunahe auf den Grund gegangen werde. Bei der Hinrichtung zögerte man einige Zeit, bis man zum Vollzug schritt, weil der Polizeimeister bis zu einer bestimmten Stunde und Minute der Begnadigung des Verurtheilten gewärtig sein sollte. So sicher sei Mirowitsch seiner Begnadigung gewesen, daß er auf dem Richtplatze laut gelacht und noch immer gelacht habe, als er statt des gehofften Pardons den Todesstreich empfing. Joann's Mörder, bemerkt Herrmann, wurden befördert und mit einer ansehnlichen Pension belohnt.

Diese und andere Indicien lassen, nach Herrmann's Ansicht, „die Ermordung Joann's als einen auf Geheiß des Hofes und mit Vorwissen der Kaiserin ausgeführten Plan erscheinen", so daß dagegen „alles Das, was man geflissentlich hervorhob und aussprengte, um die Hofpartei von dem auf ihr lastenden Verdacht zu befreien, wenig ins Gewicht fällt" .... und daß Herrmann „sich der Ueberzeugung nicht entschlagen könne, daß Katharina an dem Morde Joann's wohl schwerlich viel unschuldiger war, als an dem ihres Gemahls, des Kaisers Peter".

Je mehr solche Resultate auf Vermuthungen und Hypothesen beruhen, desto erfreulicher ist es, wenn die Geschichtsforschung Materialien beibringt, welche geeignet sind, einiges Licht über solche geheimnißvolle Dinge zu verbreiten.

Vor Kurzem erschien (in russischer Sprache) ein Buch über den „Grafen Bludov und seine Zeit" von Jegor Kowalewsky mit einem Anhange, in welchem u. A. einige historische Aufsätze des Grafen mitgetheilt werden. Darunter findet sich denn auch eine Abhandlung über „die Verschwörung und Hinrichtung Mirowitsch's", welche, auf Grund der Prozeßakten und der bei Mirowitsch gefundenen Papiere gearbeitet, doch ein wesentlich anderes Resultat liefert, als das oben erwähnte. *Unser folgender Artikel wird der Darstellung des Grafen Bludov entlehnt sein.*

Kleine literarische Revue.

— **Max Moltke's Hamlet, Englisch und Deutsch.** Der Herausgeber des „Deutschen Sprachwart", Herr Max Moltke, hat nunmehr begonnen mit der Herausgabe des von ihm angekündigten zweisprachigen „Hamlet", begleitet von den Erläuterungen und Textkritiken der besten englischen und deutschen Commentatoren und Kritiker, nach denen er dann seine eigene Auffassung motivirt. Mit dem genannten Journale vom 31. October und 15. November sind die beiden ersten Bogen seiner deutschen Uebersetzung verbunden, welcher der englische Text gegenüber, während eine wahre Encyklopädie von Noten darunter gedruckt ist. Wie reich die Fülle der sprachlichen und gedanklichen Erläuterungen ist, die Herr Moltke dem englischen und dem deutschen Texte beifügt, mag man z. B. aus den beinah einen halben Druckbogen füllenden Anmerkungen zu Akt I, Scene 1, Worte des Marcellus:

„He smote the sledded Polacks on the ice"

ersehen. Nach dieser Lesart sollte einst Hamlet, der Vater, „beschlittete Polen (Polacken) auf das Eis geworfen haben". Alle deutsche Uebersetzer von Wieland, Eschenburg und Schröder bis auf Schlegel, Simrock und Seeger haben den Vers so verstanden und in diesem Sinn auch übersetzt. Tieck verbesserte zuerst Schlegel's Version, indem er mit den älteren englischen Folio-Ausgaben, statt Polacks, das einen ganz andern Sinn gebende Pole-axe las. Moltke adoptirt nicht blos diese Lesart, sondern er verbessert auch das seltsame Beiwort sledded, indem er liest:

„He smote his leaded pole-axe on the ice",
was er dann Deutsch wiedergiebt durch:
„Er seine wucht'ge Streitart schlug auf's Eis."

Der betreffende Vers war in England wie in Deutschland bereits der Gegenstand vielfacher Controversen, aber wir glauben, daß die Frage noch nirgends so vielseitig erwogen, so erschöpfend behandelt und so scharfsinnig gelöst wurde, wie in der vorliegenden Hamlet-Ausgabe des Herrn Max Moltke.

— **Abermals Hamlet.***) Diese Ausgabe, die nach einer Einleitung den englischen Text der Tragödie und einen beinah 200 Seiten langen, sprachlichen, grammatischen und sachlichen Commentar enthält, will den Freunden des Hamlet die Resultate der umfassenden literarischen Untersuchungen zugänglich machen, zu deren Gegenstande gerade dieses Meisterwerk des großen Briten unablässig erwählt worden ist. Es war dem Verfasser darum zu thun, dem gebildeten, des Englischen nicht ganz unkundigen Leser ohne andere Hülfsmittel das zum vollen Verständniß des Dichters Nöthige zu bieten, und er glaubte, wenn ihm dies an Hamlet gelänge, seine Arbeit als eine Propädeutik der Shakespeare-Lectüre überhaupt bezeichnen zu dürfen. Es will uns indessen bedünken, als sei dem Herrn Conrector bei diesem Ziele seine Schulthätigkeit einigermaßen in die Quere gekommen. Denn seine Erläuterungen bleiben vielfach unter dem Niveau desjenigen zurück, was bei einem gebildeten Shakespeare-Leser im Allgemeinen vorausgesetzt werden darf, und sie schmecken nicht selten etwas nach Schulstaub.

— **Petrarca's Sonette, von Julius Hübner.****) Herr Professor Hübner in Dresden hat mit diesem elegant ausgestatteten Büchlein den Freunden der altitaliänischen Literatur und Liebesdichtung ein schönes Geschenk gemacht. Es ist dies gewiß die anmuthigste Weise, Petrarca's Sonette im Original zu lesen und mit Hilfe der gegenüber gedruckten Uebersetzung auch sogleich vollkommen zu verstehen. Die Sonette an Laura bei ihrem Leben sind nur in einer Auswahl von 42 unter 217, die nach ihrem Tode dagegen, die in der That die besseren sind, verhältnißmäßig vollständiger (55 unter 90) mitgetheilt. Es schließen sich ihnen dann noch 17 andere Sonette vermischten Inhalts an. Der deutsche Dichter hat sich abwechselnd des männlichen Reimes bedient, und mit Recht, da der durchgehende weibliche Reim, als zu weichlich, dem Genius der deutschen Sprache weniger zusagend ist. Auch Lord Byron hat sich bei seinen englischen Uebersetzungen altitaliänischer Sonette und Ottaverime abwechselnd des männlichen und des weiblichen Reims bedient. „Sinnige Gemüther werden sich gern mit heiliger Andacht in diese Welt voll Innerlichkeit und Lebensgluth der Empfindung von Petrarca's Poesieen versenken, die uns die Geschichte seiner Seele, eine andere Vita nuova, erzählen."

— **Calderon's Leben ein Traum, von Gries.*****) Wir haben kürzlich (Nr. 42 des „Magazin") eine neue Uebersetzung von Calderon's „Leben ein Traum" angezeigt, die von dem Bearbeiter, Herrn Paul Herlth, mit einer trefflichen, historisch-kritischen Einleitung ausgestattet und insofern auch in der äußeren Form geändert ist, daß der Bearbeiter den spanischen Trochäus mit dem fünffüßigen Jambus, wie er im deutschen Drama seit Lessing's Nathan eingebürgert ist, vertauscht hat. Wir haben in dieser Bearbeitung eine entschiedene poetische Verbesserung erkannt, wollen jedoch diejenigen, welche den spanischen Autor nicht gern seiner ihm eigenthümlichen Form entkleidet sehen, darauf hinweisen, daß soeben eine neue Auflage der Uebersetzung von J. D. Gries erschienen, die mit dem Bildnisse des Dichters und auch außerdem von der Verlagshandlung sehr schön ausgestattet ist.

— **Ein epochemachendes landwirthschaftliches Werk.***) Durch die Freundlichkeit des Herausgebers einer der ersten deutschen landwirthschaftlichen Zeitschriften ward es uns vergönnt, Einsicht von einem Privatbriefe Liebig's zu nehmen, in welchem folgende Stelle sich befindet: „Mit diesem Buche beginnt in der Landwirthschaft eine neue Aera; es ist seit 28 Jahren das erste Werk, welches mit der alten Zeit vollständig abschließt und (bei aller Gerechtigkeit, die es ihren Verdiensten und Leistungen widerfahren läßt) aus jeder Zeile uns gleichsam zuruft: laßt uns für den modernen Fortschritt das Unsrige thun. . . . . Ich kenne kein Werk, in welchem das Verhältniß der Thierzucht zum Feldbau und der naturgemäße Zusammenhang beider gleich eindringlich und klar auseinandergesetzt und erläutert ist, . . . ich bin gewiß, daß seine Wirkung groß und nachhaltig sein wird". In der That finden wir hier etwas Neues — trotz des bekannten Rabbis weisen Ausspruch. Der so entschiedene Umsturz zahlloser veralteter Ideen in dem Betriebe der Landwirthschaft, insbesondere der Zucht des Viehes, muß jedem klar Denkenden nicht allein überraschend, sondern auch wohlthuend entgegentreten. Es mangelt uns hier leider der Raum, auf den außerordentlich reichen Inhalt des Werkes näher einzugehen; allein es wird ausreichend sein, wenn wir ein kurzes Resümé dahin fassen: daß ein mit den gediegenen Kenntnissen eines hervorragenden Fachmanns ausgestatteter, jeden Fortschritt der Zeit gewissenhaft verfolgender, dabei zugleich die wissenschaftlichen Forschungen mit praktischen Versuchen erprobender und in diesem Streben durch vieljährige Erfahrungen gereifter, längst schon rühmlichst bekannter Leiter einer großen landwirthschaftlichen Lehranstalt hier, aus seinen eigensten Forschungen heraus eine ganz neue Theorie der Zucht und Pflege der Thiere giebt.

Eine besonders werthvolle Beigabe bieten aber die 134 Abbildungen, welche nach der Natur von der Künstlerhand Robert Kretschmer's geschaffen sind. Sie verdienen vorzugsweise hervorgehoben zu werden, da der durch seine geniale Auffassung und vollendete Ausführung bekannte Künstler, trotz der Beschränkung, die der „einfach-alltägliche" Stoff ihm auferlegte, doch mit voller Liebe und Innigkeit auch diese Thiere behandelt hat.

K. N.

*) Shakespeare's Hamlet, erklärt von Dr. Jacob Heußi, Conrector. Parchim, J. Heußi, 1868. (VI und 307 S.)

**) Hundert ausgewählte Sonette Francesco Petrarca's, übersetzt von Julius Hübner. Mit einem Titelkupfer. Berlin, Nicolai'sche Verlagshandlung, 1868.

***) Das Leben ein Traum. Von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt von J. D. Gries. Berlin, Nicolai'sche Verlagshandlung, 1868.

*) „Die Thierzucht" von H. Settegast, Director der landwirthschaftlichen Akademie Proskau. Breslau, Korn, 1868.

Literarischer Sprechsaal.

Ein Werk von großem historisch-politischem Interesse sind die von der Lüderitz'schen Buchhandlung in Berlin, als nächstens erscheinend, angekündigten „Prinzipien der Politik", von Professor Dr. Fr. von Holtzendorff. Der bereits durch viele scharfsinnige Schriften und Abhandlungen auf den Gebieten des Staats- und des Strafrechts rühmlichst bekannte Verfasser hat sich in diesem Werke die Aufgabe gestellt, die Grundlagen zu definiren, auf welchen die praktische Politik beruht. Zu diesem Zwecke werden der Reihe nach erörtert: das Wesen der Staatswissenschaften, die Politik als Wissenschaft und als Staatskunst, das Verhältniß der Politik zum Recht und zu den Forderungen der Moral — wobei unter Anderem die Erscheinungsformen der verschiedenen Konflikte zwischen Gesetz und praktischer Politik zur Sprache kommen — und endlich vom Standpunkte der heutigen politischen Entwickelung die Aufgaben der staatlichen Thätigkeit, Alles unter Herbeiziehung von Beispielen, die der jüngsten Vergangenheit entnommen sind. Namentlich an den politischen Erscheinungen in den Kulturstaaten Frankreich, Nordamerika, England, Italien und Deutschland wird die Verschiedenartigkeit der Ausbildung der Staatszwecke einerseits nachgewiesen und andererseits die Nothwendigkeit ihrer sittlichen Uebereinstimmung und Verwirklichung dargethan, deren Garantieen das Völker- und Staatsleben umfaßt.

Bonaventura Genelli, der geniale deutsche Künstler, dessen klassische Zeichnungen zur Illustration seines eigenen reichen Kunstlebens wir kurzlich in diesen Blättern angezeigt, befindet sich nicht mehr unter den Lebenden. Am 15. November wurde seine irdische Hulle in Weimar, unter der Theilnahme zahlreicher Kunstfreunde und Deputationen deutscher Kunstgenossenschaften (unter denen jedoch die seiner Vaterstadt Berlin fehlte), der Erde übergeben. Graf v. Kalkreuth, Director der großherzoglichen Kunstschule in Weimar, sprach am Grabe im Namen der deutschen Kunstgenossen; wir entlehnen dieser Rede die nachstehenden Worte:

„Was uns Genelli so hoch stellt, ist, daß er seinem Charakter wie seiner Kunst so treu geblieben ist bis an sein Ende, daß weder Zeit noch Ort ihn irremachen konnten an der einmal als richtig erkannten Bahn. Seine Werke sind der Ausdruck seines Lebens, seines Thuns und Denkens. Sie stehen vor uns, wie der Mann selbst in seiner freundlichen Herzlichkeit, wie in seinem gewaltigen Bau. Selten ist der Künstlergenius gewaltigere Bahnen gezogen, nie hat es eine Künstlernatur gegeben, die größer angelegt gewesen wäre, denn der Knabe schon trägt den vollen Typus eines werdenden Charakters. Welchen Standpunkt diejenigen auch einnehmen mögen, die ihn beurtheilen, darin werden sie alle einig sein: Groß war der Mann, der vor ihnen stand, groß wie sein Geist sein Werk, und wiederum ernst wie die Zeit, in die seine Jugend fällt, war sein ganzes Leben."

Die in Brüssel erscheinende Musikzeitung „Le Guide musical"*) brachte in ihren letzten fünf Wochennummern eine Reihe von Artikeln über vlamische Musik, die von dem als Componisten rühmlichst bekannten Herrn Pieter Benoit, Director der vlamischen Musikschule in Antwerpen, verfaßt sind. Es sind Worte voll Wärme und Vaterlandsliebe für die Volkssprache in Brabant und Flandern und für die Niederländische Kunst, welcher der Verfasser ebenso in der Musik eine eigene Schule vindizirt, wie sie eine solche bereits, anerkannt in der ganzen gebildeten Welt, in der Malerei besitzt. Die Fransquillons in Belgien wollen allerdings nicht zugeben, daß neben der deutschen, der französischen und der italiänischen Musik auch noch eine vlamische existire. Eppur si muove! Trotz der Protestationen der Herren Ed. Fetis jun. und Daussoigne-Mehul, finden die Oratorien und Opern der Herren Emanuel Hiel, Benoit, van den Heeden u. A. bei dem vlamischen Volke täglich mehr Anklang und hört man in den Bürger-, Handwerker- und Arbeiter-Vereinen der Provinzen Südbrabant, Antwerpen, Ost- und West-Flandern kaum mehr ein französisches Lied, sondern stets die Melodieen und Worte der vaterländischen Componisten und Dichter. Die Fransquillons nennen die vlamische Sprache ein plattes, hartes, unmusikalisches Patois; aber wenn man sie frägt, von wem sie dieses Patois gehört haben, so bezeichnen sie gewöhnlich ungebildete Leute aus dem Volke, deren verdorbene Aussprache allerdings keinen Ton, keinen Laut in der ursprünglichen Gestalt und Reinheit wiedergiebt. Die niederdeutsche Sprache, wie sie der Gebildete spricht und betont, ist ebenso sangbar und wohlklingend, wie die hochdeutsche, und bei der Aufführung musikalischer Werke mit vlamischen Texten hat man oft schon unparteiische Ausländer, welche diese Texte nicht verstanden, sagen hören, daß sie von dem Wohllaut und der Harmonie der Sprache ganz überrascht seien.

Leider sind es jedoch nicht bloß die Herren Ed. Fetis jun. und der Namensretter des alten französischen Komponisten Mehul, welche die vlamische Musik in Belgien nicht wollen aufkommen lassen. Auch der ältere Fetis, der in Deutschland allgemein bekannte und geachtete Kunsthistoriker, der an der Spitze des königlichen Musik-Conservatoriums in Brüssel steht, hat sich in neuerer Zeit in auffallender Weise unduldsam gegen die germanische Nationalität in Belgien gezeigt. Die von dem früheren Unterrichtsminister, Herrn van den Peereboom, im Conservatorium eingeführten beiden Klassen für lyrischen und dramatischen Gesang in vlamischer Sprache, als deren Lehrer die Herren Henry Warnots und Emanuel Hiel, Beide hochgeschätzte vlamische Kunstfreunde, angestellt sind, hat Herr Fetis seit kurzem in ihrer Wirksamkeit vollständig gelähmt, indem er die Schüler beider Klassen, obwohl sie ziemlich zahlreich waren und Rühmliches leisteten, zu den öffentlichen Concurrenzen und Preisvertheilungen des Conservatoriums nicht zuließ und die Vlamingen somit für musikalische Parias erklärte. Herr Fetis sollte sich doch bewußt sein, daß ein solches unduldsames Verfahren seinem altbewährten Ruf im Auslande sehr nachtheilig werden kann.

Die Nummer der Leipziger „Illustrirten Zeitung" vom 21. November bringt neben dem wohlgetroffenen Bildnisse Friedrich Schleiermacher's das seines Säkulargenossen Johannes Falk (geb. am 28. October 1768, gest. 1826), des Weimarischen Philanthropen, des Freundes von Wieland und Göthe, der nach den Kriegsleiden von 1806—13 das erste deutsche Rettungshaus für verwahrloste Kinder gründete, welches allen diesen Anstalten in Europa und Amerika als Vorbild gedient hat.

---

*) Bruxelles, Schott Frères, 82, Montagne de la Cour.

Chr. F. Viewegs Buchhandlung, Quedlinburg, sucht
1 Grote Geschichte Griechenlands,
1 Hume Philosophical works
und werden Offerten schnellstens per Post erbeten. (378)

So eben erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

So sprechen die Schwaben.

Sprichwörter, Redensarten, Reime, gesammelt (379)
von
Dr. **Anton Birlinger.**

Velinpapier. 16. mit eleg. Umschlag 12 Sgr.

Der Verfasser, ein Kenner von Land und Leuten in Schwaben, stellt hier, was er und seine Freunde auf mancherlei Kreuz- und Querzügen gesammelt, zu einem Büchlein zusammen. Hie und da etwas derb, fesselt es durch urwüchsigen Humor und naive Lebensweisheit.

Im Commissions-Verlage von **Karl Wild** in Lemberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Politische Briefe über Rußland und Polen
oder wenn man will
Die Polnische Frage.
1. Serie. (1—8.)
Preis 10 Ngr.

Eine Schrift von hervorragendstem Interesse, welche nicht verfehlen kann, überall, namentlich aber in Oesterreich und den übrigen europäischen Nachbarstaaten Rußlands das größte Aufsehen zu erregen.

Der Verfasser, einer der Koryphäen polnischer Nationalität, (Dr. Franz Smolka, ehemaliger Reichsraths-Präsident in Oesterreich) Jedermann wohlbekannt, ist trotz Anonymität gleich aus den ersten Zeilen an der Schärfe seines Urtheils, an seinem seltenen Freimuthe sowie an der eisernen Consequenz seiner Schlüsse zu erkennen, und erörtert Fragen, welche für Hoch und Niedrig unter Deutschen und Slaven das größte Interesse wach rufen müssen. (380)

Berthold Auerbach's Deutscher Volkskalender für 1869.

Mit 23 Bildern nach Zeichnungen von Paul Meyerheim. Velinpapier. 12½ Sgr.

Vollständiges Kalendarium mit Humboldt-Kalender, ferneren Inhalt:

Berthold Auerbach.
Der Straßen-Mathes. Eine Dorfgeschichte.
Fr. v. Holtzendorff.
Chronik der Todesstrafe (1867—1868).
Berthold Auerbach.
Benigna. Eine Dorfgeschichte.
Alfred Woltmann.
Kunst für's Haus.
Berthold Auerbach.
Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.
Dr. **Georg Pritzel.**
Zur Geschichte der Kartoffel.
August Reißmann.
Die Pflege des Volksgesanges in der Gegenwart.
Dr. **Edmund Reitlinger.**
Hundert Jahre nach der Geburt Alexanders von Humboldt.
Justus von Liebig.
Ueber den Ernährungswerth der Speisen.
...
Die Sonntagsfeier. (381)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Brehm's illustrirtes Thierleben.

Grosse Ausgabe in 4 Bänden mit 830 Abbildungen von **R. Kretschmer.**
Broschirt 18⅔ Rthlr. — Gebunden 21⅔ Rthlr. (382)
Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

In unserem Verlage ist erschienen: (383)

Eheliche Ermahnungen.
(Nach Plutarchos.)

Eine Hochzeitsgabe. Von F. A. Maercker.

Mit 1 photograph. Titelbild nach Thorwaldsen. 8. geb. Preis 15 Sgr. eleg. geb. 25 Sgr.

„Hör', Eurydike, mich, o geliebteste Tochter, vernimm mich.
Heiliger achte du nichts, als des Herds und des Hauses Bezirke,
Denn sie sind den Göttern geweiht zum erhabensten Dienste.
Gleichwie dem Landbau man in Athen die herrlichste Feier
Jährlich begeht dreimal, in den rharischen Fluren, bei Skiros,
Nebst dem buzygischen Fest, so sei du der heiligen Feste
Vorstand, schmücke sie sinnig und reich mit erheiternder Seele.
Welche die Gatten und Kinder begehn; sie verjüngen das Haus die,
Bieten der Lieb' und Verehrung den stets willkommensten Anlaß.
Frei sich zu zeigen und geltend zugleich als Stifter des Friedens,
Wenn zwieträchtigen Sinns sich Eins von dem Andern geschieden.
Priesterin werde die Frau für die heiligsten Weihen der Ehe;
Dann pflanzt Gottesfurcht, Pietät sie jedem ins Herz tief.
Und an den Kindern erkennt man spät noch der Mutter Gemüthsart.
Lauterkeit walt' im Haus, Mysterium bleibe der Ehestand
Unentweiht vom Getriebe der Welt; nichts säe der Gatte,
Wenn zur Frucht er nicht frei sich vor Gott und Menschen bekennet.
Sag' das Pollinas, und walt' im Haus, wie die Vorsicht,
Unbemerkt und doch allgegenwärtig im Geiste."

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Schillers Werke
aus Kurz Bibliothek der deutschen Nationalliteratur.
Complet; 4 Octavbände: geb. 3 Thlr.
Bibliographisches Institut in Hildburghausen. (384)

Bei **Carl Rümpler** in Hannover ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

In Süd-Carolina und auf dem Schlachtfelde von Langensalza.

Von **Armand.**

Vier Bände. Octav. Elegant geheftet 6 Thlr.

Vorliegendes Werk des berühmten Verfassers nimmt unter den Lebensbildern aus ferner Zone, unter den neuen interessanten Erscheinungen auf dem Gebiete des historischen Romans eine der hervorragendsten Stellen ein. In eleganter lebendiger Sprache, mit hinreißender Frische und Anschaulichkeit schildert er den großen Kampf des Südens mit dem Norden, entwirft er ein großartiges Bild von den riesigen Dimensionen, welche in dem weiten Amerika nothwendigerweise ein solcher Krieg annehmen mußte und knüpft mit leisen Fäden an die Schilderung von Männerthaten die zarten Beziehungen des weiblichen Herzens, welche, wenn auch mit der Politik im Conflicte, doch zu einem versöhnlichen Ende geführt werden. Der deutsche Kämpfer für den Norden Amerika's gelangt durch verschiedene Verhältnisse nach Deutschland zurück, tritt in das preußische Heer ein, wird bei Langensalza verwundet und findet auf dem Schlachtfelde einen befreundeten Hannoveraner, aus mehreren Wunden blutend, den er rettet und in dessen Familie er liebevolle Aufnahme findet.

Der Roman spielt also in der neuesten Zeit und wird durch viele darin vorkommende Beziehungen ein ganz besonderes Interesse erregen. (385)

Außerdem wird auf die früher erschienenen Romane Armand's aufmerksam gemacht:

Aus Armand's Frontierleben. 3 Bde. 4 Thlr.
Der Sprung vom Niagarafalle. 4 Bände. 2 Thlr. 10 Sgr.
In Mexico. Historischer Roman. 4 Bände. 2 Thlr. 20 Sgr.
An der Indianergrenze. 4 Bände. 3 Thlr.
Schwarzes Blut oder Sclaverei in Amerika. 3 Bände. 2 Thlr.
Ralph Norwood. Amerikanischer Roman in 5 Bänden. 3 Thlr. 10 Sgr.

Die bei **W. Levysohn** in Grünberg wöchentlich erscheinende (386)

Ziehungsliste sämmtlicher in- und ausländischen Staatspapiere, Eisenbahn-Actien, Rentenbriefe, Lotterie-Anleihen etc. enthält **Verloosungen sämmtlicher Staats-, Eisenbahn- u. Communalpapiere, bringt Verzeichnisse noch nicht eingelöster gezogener Nummern, sowie solche früher gezogener Serien resp. Nummern** und ersetzt durch ihre Zuverlässigkeit jedes Controll-Bureau von Staatspapieren. — Preis pro Quartal **nur 15 Sgr.**

Sämmtliche bis jetzt erschienenen 7 Jahrgänge kosten zusammen **10 Thlr. 8 Sgr.** — Bestellungen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes.

In allen Buchhandlungen ist stets vorräthig: (387)

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit sieben Bildern in Holzschnitt

Elfte Auflage. 1864. Velinpapier. In englischem Einband 1 Thlr.

Dreizehnte Auflage. 1868. Druckpapier. In farb. Umschlag kartonnirt 15 Sgr.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste."

Bernhardt's Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **George Westermann** in Braunschweig ist soeben erschienen:

In der Fremde.

Dem Holländischen des Gerard Keller nacherzählt

von (388)

Adolf Glaser.

2 Bände. 8. Fein Velinpap. geh. Preis 2 Thlr.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

R. Westphal, Philosophisch-historische Grammatik der deutschen Sprache.

Preis 2 Thlr.

Jena, 1868. (389)

Mauke's Verlag (Hermann Dufft).

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

Territorial-Geschichte und statistische Beschreibung des Cösliner Regierungs-Bezirks.

Im Auftrage der Königlichen Regierung nach amtlichen Quellen bearbeitet

von **Victor Hoyer,** Regierungs-Rath.

16 Bogen. Lex. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Berlin, den 30. October 1868. (390)

Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen:

Dramatische Werke

von

Gustav Freytag.

Zweite Auflage.

Zwei Bände.

8. Preis: 2 Thlr. (391)

(Enthaltend: Die Brautfahrt. — Der Gelehrte. — Die Valentine. — Graf Waldemar. — Die Journalisten. — Die Fabier.)

Baumgartens neueste Geschichte Spaniens.

Im Verlage von **S. Hirzel** in Leipzig erschien soeben:

Geschichte Spaniens

vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage.

Von

Hermann Baumgarten.

Zweiter Theil.

Zweiter Halbband.

(Der Staatengeschichte der neuesten Zeit vierzehnter Theil zweiter Halbband.)

gr. 8°. Preis: 1 Thlr. 8 Ngr. (392)

Shakespeares

sämmtliche dramatische Werke.

(sogen. Dingelstedtsche Ausgabe).

Complet: 9 Octavbände: geh. 6⅔ Thlr. — geb. 8⅓ Thlr. (393)

Bibliographisches Institut in Hildburghausen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte.

1536—1567.

Von **Karl Gutzkow.** (394)

Fünf Bde. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr. 15 Sgr.

Dieser neueste Roman Gutzkow's findet seit seiner kürzlich erfolgten Vollendung bei dem Publikum wie bei der Kritik eine gesteigerte Theilnahme. Immer mehr wird anerkannt, daß er, wie die Leipziger Zeitung sagt, „nicht allein unter den literarischen Schöpfungen des Verfassers einen hervorragenden Platz einnimmt, sondern auch unter den Romanen der Gegenwart an innerer Vollendung in seiner Art unerreicht dastehen dürfte". Alle Freunde einer gediegenen Unterhaltungslektüre werden wiederholt auf das Werk aufmerksam gemacht.

In G. Hülsemann's Verlag in Soest erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Poetische Bilder aus allen Theilen der Erde,

herausgegeben von

Robert von Schlagintweit,

(Professor 2c. 2c. in Gießen.)

Eleganter Prachtband mit Goldschnitt 2 Thlr. (Geheftet 1 Thlr. 15 Sgr.)

Diese Zusammenstellung: Poetischer Schilderungen der verschiedensten Länder und der interessantesten Gegenden und Orte aller Erdtheile von dem durch seine Reisen und Forschungen in Indien und Hochasien so berühmten Herausgeber, darf mit Recht als ein gediegenes Weihnachtsgeschenk für Jung und Alt empfohlen werden. (395)

Im Verlage von **J. Guttentag** in Berlin erscheint und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen: (396)

STOA. Zeitschrift für die Interessen der Höheren Töchterschulen. Im Verein mit deutschen Amtsgenossen herausgegeben von Dr. **Ferd. Hermes.** **Jährlich ein Band oder 6 Hefte. Preis 2 Thlr.** Die erschienenen vier Hefte enthalten u. a. Beiträge von: Prof. Dr. R. Foß. — Dr. F. Mahn. — O. Göritz. — Director H. Merget. — Oberlehrer A. Benecke. — Dr. E. Taubert. — Dr. Hermes. — Dr. Artopé. — Director F. Langhoff. — Dr. A. Möbus. — Prediger W. Müller. — Dr. Friedrich. — Professor Paulus Cassel. — Director Kriebitzsch. — Director Schornstein. — Director Buchner u. s. w.

Halle im **Pfeffer**'schen **Verlage** erschien so eben:

Die Methode der wissenschaftlichen Darstellung.

Einfache Regeln um den schwierigsten Gegenstand klar und erschöpfend zu behandeln.

Mit besonderer Rücksicht auf die Interpunktion.

Von

Dr. **F. A. v. Hartsen.**

⅓ Thlr. (397)

Soeben erschienen folgende Fortsetzungen und Neuigkeiten und sind dieselben durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Decaisne, le jardin fruitier du museum. Livr. 96. In-4. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Encyclopédie de famille. T. VII. (Espagnolette — Germanicus) 1 Vol. in-18. Preis 1 Thlr. 2½ Sgr.

Journal de Jan Héroard sur l'enfance et la jeunesse de Louis XIII (1601—1628), publié par MM. Eud. Soulié et Ed. de Barthélemy. 2 Vols. in-8. Preis 3 Thlr. 10 Sgr.

Le Bas et Waddington, Voyage archéologique en Grèce et en Asie mineure. Livr. 59 à 62. in-Fol. Preis jeder Lieferung 1 Thlr. 7½ Sgr. (398)

Verlag von **Firmin Didot Frères, Fils & Co.** in Paris.

Empfehlenswerthe Festgeschenke!

Stunden der Andacht von H. Zschokke. Ausgabe in 8 Bdn. Thlr. 5. 18. fl. 8. 30.

— Velin-Ausgabe. Thlr. 8. fl. 12.

— Classiker-Ausg. 10 Bde. Thlr. 4. fl. 6.

— Wohlfeilste Ausg. in 2 Abth. Thlr. 3. fl. 4. 30. (399)

Familien-Andachtsbuch von H. Zschokke. 3. Aufl. eleg. geb. Thlr. 1. 20. fl. 2. 80.

Sämmtliche Novellen und Dichtungen von H. Zschokke. Neue Class.-Ausg. 17 Bde. Thlr. 6. 8. fl. 9. 24.

Selbstschau. Zschokke's Biographie mit Portr. 2 Bde. Thlr. 1. 12. fl. 2. 6.

Hebel, J. P., allemannische Gedichte. Neue Min.-Ausg. eleg. geb. Thlr. 1. fl. 1. 45.

Frey, F., Schweizerbilder. Erzählungen aus der Heimath. 2 Bde. Thlr. 3. fl. 4. 30.

Verlag von **H. R. Sauerländer** in Aarau.

Folgende beliebte Bücher kann ich in Folge von Ankauf einer Partie von Exemplaren zu bedeutend ermäßigten Preisen ablassen:

F. A. Heigel, Novellen. Ladenpreis 1 Thlr. 10 Sgr., ermäßigter Preis: 20 Sgr.

Kompert (Leopold), Geschichten einer Gasse. 2 Bände. Ladenpreis 3 Thlr., ermäßigter Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Wellmer (A.), Drei Treppen. 16. Ladenpreis 15 Sgr., ermäßigter Preis: 8 Sgr.

Winterfeld (A. von), Cadettengeschichten. Humoreske in Versen. Mit 49 Illustrationen von Ludwig Burger. Ladenpreis 25 Sgr., ermäßigter Preis: 10 Sgr. (400)

Diese 4 Bücher, in den letzten Jahren erschienen, eignen sich durch Inhalt wie Ausstattung auch zu Festgeschenken. Ich liefere nur saubere und neue Exemplare.

Berlin. **L. Heimann,**
Wilhelmsstraße 91.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 5. Dezember 1868. [№ 49.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Die Schleiermacher-Feier in Berlin.

Soweit die deutsche Zunge klingt, ist Schleiermacher's Gedächtniß in den Tagen seines hundertsten Geburtsfestes feierlich begangen worden, aber nirgends feierlicher, nirgends in so erhebender und verheißungsvoller Sammlung und Begeisterung als in der Stadt, die zugleich die Wiege seiner bedeutendsten Entwickelung und die Stätte seiner umfassendsten und fruchtbarsten Wirksamkeit gewesen ist. Berlin kann von den Geisteshelden, die zu Anfang unseres Jahrhunderts in Preußens Hauptstadt an der sittlichen und der politischen Erneuerung des preußischen und des deutschen Volkslebens geschaffen haben, Keinen mit solchem Recht den Seinen nennen, als den großen Theologen, der von hier aus, ein zweiter Praeceptor germaniae, ein volles Menschenalter hindurch in Schrift und Rede, von der Kanzel und vom Katheder das Evangelium von der Versöhnung des Glaubens und der Bildung mit unvergleichlicher Geistes- und Willenskraft verkündigt und vertheidigt hat. Ist Schleiermacher's Name jedem Herzen theuer, dem die Religion, frei von Aberglauben und Unglauben, der Urquell der Persönlichkeit ist, so verehrt Berlin in ihm zugleich den thätigsten Mitbegründer und eine der hellsten Zierden seiner Universität, den langjährigen Wortführer seiner Akademie, seinen gefeiertsten Kanzelredner, den Mitberather von Stein und Humboldt, Scharnhorst und Gneisenau, den begeisterten Wecker der Volkskraft in dem großen Kampfe gegen die Fremdherrschaft.

Berlins Bevölkerung hatte aber noch einen besondern Grund, den Mann, der ihr mit so vielen Rechtstiteln angehört, bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages nachhaltig zu feiern. Wenige Monate erst sind verflossen, seit ein dreister Versuch geistlicher Unduldsamkeit, gegen die Wenigen gerichtet, die zur Zeit Schleiermacher's Richtung auf den Kanzeln der preußischen Hauptstadt vertreten, das ganze protestantische Deutschland mit Staunen und Unwillen erfüllte. In dem Ketzerrufe, welcher von der orthodoxen Majorität einer Berliner Synode gegen die freisinnigeren Geistlichen der Stadt angestimmt worden war, in dem Bannfluche, den eine vorwiegend aus Landgeistlichen zusammengesetzte Versammlung in Berlin über jegliche Abweichung von dem starren Buchstabenglauben ausgesprochen hatte, mußte die Kluft, durch welche das religiöse Bewußtsein unserer Zeit sich von den dogmatischen Satzungen des siebzehnten Jahrhunderts scheidet, nothwendig in ihrer ganzen Tiefe und Weite zu Tage treten. Auf Berlin hatten diese beschämenden und theilweise lächerlichen Vorgänge die Augen aller Freunde der freien Geistesbildung gerichtet; Berlin fühlte das Bedürfniß, zu beweisen, daß es an den Traditionen seines großen Friedrich, seines Lessing und seines Schleiermacher festhalten will.

Seltsam genug, daß diese freudige und allgemeine Anerkennung eines Kirchenlehrers gerade bei den kirchlichen Behörden Berlins Widerspruch finden konnte, daß gerade die kirchlichen Behörden auf jede Weise beflissen waren, dieser Feier den kirchlichen Charakter vorzuenthalten!

Eben dieselben Männer, die sonst nicht Worte genug finden können, um unsere Zeit wegen ihres Mangels an kirchlichem Sinn zu verklagen, sah man eifrigst bestrebt, den städtischen Behörden die Thüren der Kirche für die Schleiermacher-Feier zu verschließen. Hätten sie dies Ziel erreicht, sie hätten schwerlich Grund gehabt, sich eines solchen Sieges zu freuen. Die Kirche, in der ein Schleiermacher keinen Platz mehr findet, beraubt sich selbst um unersetzliche edle Kräfte: sie würde sich nicht beklagen dürfen, wenn die besten und reichsten Geister ihres Volkes ihr mehr und mehr entfremdet und abgeneigt würden. Den städtischen Behörden Berlins gebührt dafür, daß sie diese Gefahr mit richtigem Blick erkannt und durch freimüthige Aussprache zum größern Theile abgewiesen haben, nach unserer Empfindung gerade vom kirchlichen Standpunkte aus Anerkennung und Dank.

Es ist vielleicht das schlagendste Zeugniß für die hohe Verehrung, die Schleiermacher's Andenken unter uns genießt, daß die Haltung der Staatskirchen-Behörden, wenn sie auch das allgemeinste Aufsehen hervorrufen mußte, der Feier selbst keinen Schatten von Verbitterung, ja nicht einmal eine abwehrende polemische Färbung zu geben vermochte. So tief war das Verlangen, sich an einem Hauch von Schleiermacher's Geiste zu erfrischen, sich an der Mannhaftigkeit seines Charakters zu erheben, sich der Anschauung dieses zu einem wahrhaften Kunstwerke verklärten, reichentfalteten Lebens rein und positiv hinzugeben, daß der Unmuth über kleinliche Verkümmerungen bald einer hohen festlichen Stimmung weichen mußte.

Diese Stimmung, die durch eine Reihe von theils umfassenderen, theils volksthümlichen schriftstellerischen Festgaben vorbereitet worden war, fand den reichsten Ausdruck in allen Kreisen der Stadt. Schleiermacher war ein Gelehrter ersten Ranges: ihm galt die Feier der Universität, die in ihrer Aula seine Marmorbüste schon längst unter denen der größten akademischen Lehrer Berlins aufgestellt hat. Schleiermacher war ein tiefer Denker: ihn ehrte die philosophische Gesellschaft durch festliche Versammlung. Schleiermacher war ein Kanzelredner ohne Gleichen: ihm war in der schwer errungenen Nikolaikirche die weihevolle Gedächtnißrede eines durch Beredtsamkeit und Fröm-

migkeit wie durch freisinnige theologische Richtung gleich ausgezeichneten Geistlichen gewidmet. Schleiermacher war der Mann der Union: der Unionsverein beging sein Fest unter der lebhaftesten Theilnahme derer, welche die Religion nicht in dogmatischem Bekenntniß, sondern in dem persönlichen Verhältnisse zu den göttlichen Wahrheiten erblicken. Schleiermacher war ein Mann der Familie, des Hauses, der Volkserziehung: darum hatten die pädagogischen Kreise, die Schulen, die Vereine, die für Hebung des Unterrichts, für Volksbildung, für Kindergärten wirken, das Recht, ihn als den Ihrigen zu feiern.

Aber wenn die verschiedenen Seiten von Schleiermacher's Wirksamkeit sich in diesen Einzelkreisen voll und glänzend abspiegelten, so war es darum nicht minder geboten, die gesammte, die nationale Bedeutung seiner Persönlichkeit wie in einem Brennpunkte zu einem großen gemeinsamen Ausdrucke zusammenzufassen. Diese schöne aber schwierige Aufgabe ist in der Feier, welche wenige Tage nach dem Geburtsfeste in der Berliner Sing-Akademie stattfand, auf das glücklichste und würdigste gelöst worden. Nicht nur eine überaus große Zahl der gebildetsten Männer und Frauen unserer Stadt, sondern auch Schaaren von auswärtigen Verehrern Schleiermacher's hatten sich in dem festlich geschmückten Raum zusammengefunden. Wir erwähnen mit Freude, daß sich unter ihnen viele ältere und jüngere Geistliche, die zum Theil aus weiter Ferne herbeigeeilt waren, befanden. Weihegesänge des Vereins, dem Schleiermacher selbst angehört hat, und Worte des Predigers Dr. Sydow, eines seiner ältesten Schüler, leiteten die Feier ein; sie fand ihren geistigen Mittelpunkt in der Rede, in welcher der Professor Baumgarten aus Rostock Schleiermacher als den Erneuerer des religiösen Bewußtseins unserer Zeit und als den Propheten einer von staatskirchlichem und confessionellem Zwange befreiten deutschen Volkskirche in seiner nationalen Bedeutung darlegte. An diese durch hohen Geistesflug und machtvolle Begeisterung ausgezeichnete Rede schlossen sich kürzere, aber zündende und gehaltvolle Ansprachen auswärtiger Abgesandten: des Professors Schenkel von Heidelberg, des Oberhofpredigers Schwarz von Gotha, und des Predigers Woltersdorf von Greifswald.

Die Festmahle, die am Abend dieses Tages Hunderte der angesehensten Männer Berlins und am nächsten Tage auch die Familien derselben mit den aus allen Theilen Deutschlands erschienenen Gästen vereinigten, gaben vorzugsweise den Letzteren Gelegenheit, ihre Freude über den Geist, der ihnen in dieser unerwartet glänzenden und anhaltenden Theilnahme der Berliner Bevölkerung entgegengetreten war, sowie ihre Hoffnungen und Wünsche für das gedeihliche Fortwirken dieser Theilnahme zum beredtesten Ausdrucke zu bringen. Da der Ausschuß des deutschen Protestanten-Vereins die Tage der Festfeier zu einer Zusammenkunft in Berlin erwählt hatte, so fehlte es nicht an dem lebhaftesten Austausche der Meinungen, und es wurde den Festgenossen der Vorzug zu Theil, die Männer, welche im Süden und im Norden, in Ost und West unseres deutschen Landes den schweren Kampf für die Sache des freien christlichen Denkens und Glaubens führen, von Auge zu Auge kennen zu lernen und die Macht ihres Wortes an sich zu verspüren. Wir erwähnen, außer den Genannten, von Heidelberg Prof. Holtzmann und Decan Dr. Zittel, von Coburg General-Superintendent Meyer, von Greifswald Prof. Hanne, von Bremen Pred. Manchot, deren Ansprachen den kräftigsten Anklang unter den zahlreich Versammelten fanden. Berlin ward bei den Toasten vornehmlich durch den Grafen Schwerin, den Vorsteher der Stadtverordneten-Versammlung Kochhann, Prof. von Holtzendorff und die Prediger Thomas, Müller und Dr. Lisco vertreten.

Es war Prof. Holtzmann, der in seinen der Stadt Berlin dargebrachten Dankesworten an einen Ausspruch Schiller's erinnerte. „Die Nothwendigkeit sei da, schreibt Schiller in seinem Todesjahre an Zelter, daß bei der Neugestaltung des Katholicismus Berlin etwas für die protestantische Religion thun müsse; sollte nicht Friedrich Schleiermacher der Mann dafür sein?" Bedürfte es einer Rechtfertigung dafür, daß wir in diesen der Literatur gewidmeten Blättern einem Bericht über die Schleiermacher-Feier Raum geben: diese Schiller'schen Worte würden sie enthalten. Sie legen nicht nur Zeugniß ab von der Theilnahme, mit der unsere großen Dichter, gegen die nur Unwissenheit oder Fanatismus den Vorwurf der Irreligiosität zu erheben im Stande ist, der religiösen Entwickelung ihres Volkes gefolgt sind, sondern mit prophetischem Blick wird in ihnen zugleich die literarische Bedeutung Schleiermacher's verkündet. Diese Bedeutung erfordert kaum eine Darlegung; wir erinnern nur daran, daß der Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts seine auch im „Magazin" erwähnte glänzende Darlegung der geistigen Bewegungen in den Jahren 1820 bis 1830 mit Schleiermacher, „dessen Glaubenslehre die Theologie aus einem trostlosen Zustande der Verwelkung zu neuer Blüte trieb", beginnt. Und wenn Gervinus ebendaselbst eine Parallele zieht zwischen den „Reden über die Religion" und dem Génie du Christianisme, sowie zwischen Schleiermacher's Glaubenslehre und Lamennais' Buch über die Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen, so fällt dieser Vergleich nicht nur was den Charakter und die Folgerichtigkeit, sondern auch was den bleibenden literarischen Werth dieser Männer anlangt, durchaus zu Gunsten des Deutschen aus. Auch vom literarischen Gesichtspunkte betrachtet, war Schleiermacher's W..ken kein episodisches, wie das jener beiden geistreichen und beredten Franzosen, sondern ein epochemachendes; er ist uns nicht blos, wie aus früheren Zeiten den Franzosen Bossuet oder den Engländern Tillotson, ein klassisches Muster von Kanzelberedtsamkeit, sondern er steht vor unserm dankbaren Blick in Einer Reihe mit den Männern, auf denen das geistige Dasein unseres Geschlechtes beruht, mit Lessing, Kant und Fichte, mit Göthe, Schiller und Alex. von Humboldt. Darum verdient seine Feier Erwähnung als ein literarisches Ereigniß.

P. D. Fischer.

Deutsche Erzieherinnen im Auslande und die Volksschule in Deutschland.

„Aus Polen wird jetzt berichtet, daß deutsche Erzieherinnen, welche nicht sofort eine genügende Kenntniß der russischen Sprache nachweisen können, binnen drei Tagen ihre Stelle verlassen müssen. Einleuchtend ist es, daß Viele durch diesen unerwarteten Schlag in große Verlegenheit und dringende Noth versetzt worden sind. Die früher sprichwörtlich gewordene Schutzlosigkeit der Deutschen im Auslande erweist sich demnach als eine traurige Thatsache. Handelt es sich hier auch nicht um hohe Politik, so ist die Sache doch wichtig genug für die Ehre der preußischen Staatsmänner und Volksvertreter, um von ihnen nicht vornehm oder gleichgiltig ignorirt zu werden."

Diese Notiz aus der „Deutschen Allg. Ztg." veranlaßt uns, die Stellung der Erzieherinnen von einer anderen Seite und in Verbindung mit einer anderen Angelegenheit zu besprechen — mit der Agitation für Freiheit des Unterrichts — wie sie jetzt

in Preußen ihren Ausdruck findet. In einer Petition, die von Magdeburg aus in dieser Angelegenheit dem Landtage unterbreitet wird, heißt es, „daß man in Preußen den Volksunterricht jungen Leuten anvertraut, die kaum dem Knabenalter entwachsen sind".

Für uns, die wir es weder mit der hohen Politik, noch mit der Frage der confessionslosen Schule direkt zu thun haben und den Kampf für unsere nationale Würde und Selbständigkeit, für die innere Freiheit unseren Männern überlassen, für uns, die wir theilweise die soziale Stellung der Frauen, größtentheils aber die richtige Verwerthung der weiblichen Arbeitskraft in's Auge fassen, bieten jene beiden, scheinbar nicht zusammengehörigen Thatsachen sehr viele Seiten, von denen wir nur einige der allgemeinen Beachtung empfehlen.

Wir beziehen uns dabei auf den in Braunschweig bei Gelegenheit der Generalversammlung des Allg. deutschen Frauen-Vereins gehaltenen Vortrag*), wo es Seite 42 heißt: „Die Forderung des Schulamtes für Frauen ist eine solche, von der man nicht begreift, daß sie überhaupt gestellt zu werden braucht. Jeder wird wohl zugeben, daß keine Mutter ihre Pflichten gegen ihre Kinder vollständig erfüllen kann, wenn sie nicht etwas Lehrfähigkeit besitzt. Wenn nun der größte Theil der Mütter, sobald sie gewissenhaft sind, instinctiv Lehrerinnen ihrer Kinder sein müssen, und es auch immer gewesen sind, so gilt es nur, diese Anlagen, die die Natur uns gegeben, im Geiste unserer Zeit und nach den Ansprüchen eines fortgeschrittenen Bewußtseins zu entfalten. Fast unglaublich scheint es, daß ein Beruf, der so wesentlich die als vorzugsweise weiblich anerkannten Eigenschaften: Geduld, Nachsicht, verständnißvolles Eingehen auf die kindliche Natur erheischt — nicht für die große Volksfamilie nutzbar gemacht wird. Die praktischen Amerikaner können uns auch hierin Vorbild sein. Die Mehrzahl der Lehrer an den Volksschulen sind dort Frauen. Im Staate Newyork ertheilen täglich 26,000 Lehrer an öffentlichen Schulen Unterricht, von denen 21,000 Frauen und nur 5000 Männer sind."

Hiermit haben wir diejenige Seite bezeichnet, deren Berücksichtigung wir den Männern, die sich jetzt mit der Volksschulfrage beschäftigen, empfehlen; wir machen aufmerksam, daß ein gut Theil weiblicher Arbeitskraft dabei mit in Berechnung zu ziehen wäre.

Jene beiden Thatsachen, daß unsere deutschen Mädchen größtentheils gezwungen sind, in's Ausland zu gehen, um ihren Beruf als Erzieherinnen zu erfüllen, daß man in Preußen jungen Leuten, die kaum dem Knabenalter entwachsen sind, den Volksunterricht anvertraut, haben eine innere Verbindung, deren Erkenntniß für die Volksschule von Wichtigkeit ist. Um zuvörderst von dem Wichtigern, der Ueberweisung des Schulamtes an zu junge Männer, zu sprechen, so wird es erlaubt sein, dabei auf zwei Factoren hinzuweisen, die mit in Betracht gezogen werden müssen.

Wir haben, ob dies unserem Ideal entspricht oder nicht, doch zunächst den Militärstaat in's Auge zu fassen, der einen großen Theil der Männer in jugendlichem Alter von jeder anderen Thätigkeit, als der militärischen, ausschließt. Für die Volksschullehrer, die gewöhnlich nicht zu der bevorzugten, besitzenden Minorität gehören, wird wohl der dreijährige Militärdienst die Norm bilden. Außerdem drängen unsere wirthschaftlichen Erfahrungen und Anschauungen den begabten Mann auch auf Gebiete, wo die Arbeitskraft sich besser verwerthet als bei dem mühseligen und materiell unlohnenden Volksschulamt. Der Mangel also an genügenden männlichen Lehrkräften wird deshalb, zum Theil wenigstens, in unseren staatlichen und volkswirthschaftlichen Einrichtungen und Anschauungen zu suchen sein. Wäre es also nicht schon aus diesen Rücksichten geboten, sich nach Aushilfe umzusehen? Und wenn die Frau schon in der Bibel die Gehilfin des Mannes genannt wird, so wende man dies bezeichnende Wort den veränderten Kulturverhältnissen gemäß an, und man wird sicher sein, nichts gegen die Natur, nichts gegen die Religion, nichts gegen Sitte und Sittlichkeit zu unternehmen. Wenn es nicht jedem einzelnen Mädchen gegönnt ist, die Gehilfin eines von ihr geliebten Mannes zu werden, wenn unsere Verhältnisse sich nicht in diesen primitiven Zuständen bewegen, so ist doch dieser primitive Ausdruck beizubehalten. Unsere Männer sollen die weibliche Arbeitskraft als helfende mitaufnehmen in die Arbeitskraft unseres Volkes, und Beide, Mann und Frau, sollen vereint arbeiten an der sittlichen Gestaltung unserer Zustände. Hier ist der Punkt, wo sich die abweichendsten Meinungen über Beruf und Stellung der Frau versöhnen können. Die Lehrfähigkeit wird wohl von keinem Pädagogen der Frau abgesprochen, von jedem Psychologen aber ihr zuerkannt werden. Erheischt es also die staatliche Selbständigkeit, daß die Männer im Dienst der Waffen sich üben, ist der ungeheure Umschwung in unseren national-ökonomischen Verhältnissen Ursache, daß die Männer sich anderer Thätigkeit zuwenden, so überlasse man den Frauen das Geschäft der Erziehung, so mögen sie durch verständigen Unterricht, durch gemüthvolle Lehre dafür sorgen, daß es dem Vaterlande nicht an menschlichen, an edelgesinnten Vertheidigern fehle. Dann sind sie auch die Gehilfinnen der Männer im Sinne unserer fortgeschrittenen, geistigen Entwickelung.

Eine andere Seite hat aber noch diese Angelegenheit in Bezug auf diejenigen, die sich dem Erziehungsfache widmen. Man spricht so viel und auch oft von wohlmeinender Seite gegen die Erziehung der Frau zur Selbständigkeit; man will das Ideal, das man sich einmal von ihrer sozialen Stellung gemacht, nicht aufgeben. Man will den Archimedischen Punkt außerhalb der materiellen Welt mit ihren niedrigen Bedürfnissen, auf dem man sich die Frau denkt, festgehalten wissen.

Wenn aber dieser von Archimedes gesuchte Punkt weder in der wissenschaftlichen, noch in der wirklichen Welt vorhanden ist und die Bedingungen unseres Wesens fest verknüpft sind mit dieser Erde und ihren Bedürfnissen, so handelt es sich nur darum, die natürlichen Bedingungen auf eine naturgemäße Weise zu erfüllen. Ist es aber naturgemäß, daß unsere deutschen Mädchen gezwungen sind, die natürlichen Bedingungen ihrer Existenz im Auslande, sogar in Polen und Rußland, zu suchen? Ist es nicht geradezu ein Hohn, daß man stets von dem Ideal einer Jungfrau, umschlossen vom häuslichen Kreise, spricht und doch vaterländische Zustände hat, die unsere besten Mädchen nicht nur vom Hause, sondern sogar vom Vaterlande entfernen? Die deutschen Idealisten, die von einem hohen kosmopolitischen Standpunkte die Sache ansehen, vergessen, daß „die Gedanken leicht beieinander wohnen, aber daß die Sachen sich hart im Raume stoßen". Leicht bei einander wohnen Menschen verschiedener Nationalität nur in den Bibliotheken der Gelehrten, in Wirklichkeit stoßen sie bis jetzt sehr hart von einander ab. Freilich hoffen wir auf eine Zeit, wo die Nationalität kein Hinderniß für freie menschliche Verhältnisse bieten wird. Aber ist die Stellung einer Erzieherin ein freies, mensch-

*) Vorträge, gehalten im Rathhause in Braunschweig von Auguste Schmidt, Henriette Goldschmidt. Leipzig, Oscar Leiner.

liches Verhältniß? Hat doch diese Stellung überall, wenn sie auch auf freier Uebereinkunft beruht, tausend Seiten, wo die Dienende der freien Willkür preisgegeben ist, um wieviel mehr in einem fremden Lande, unter anders sprechenden, anders denkenden, häufig auch anders empfindenden Menschen. Die vielen Konflikte, die diese Stellung mit sich bringt, sind ja der beliebteste Stoff der englischen und deutschen Romanliteratur und sollen hier nur angedeutet werden. Das Unangenehme der Stellung in einer anderen Nation, unter anderen Kulturbedingungen, häufig unter niedrigen, auszuführen, ist hier nicht der Ort. Jedenfalls wird der erziehende Beruf sich am Naturgemäßesten da erfüllen lassen, wo die Bedingungen der Entwickelung zwischen Lehrer und Schüler gleiche sind, wo die Kultur, die sich durch die Geschichte, Sprache und Literatur herausgebildet, Schüler und Lehrer vereint. Warum sollen unsere deutschen Mädchen ihre besten Kräfte auf die Erlernung der französischen Sprache verwenden, um später mit Polinnen und Russinnen converfiren zu können, während sie bei einer tüchtigen Ausbildung in unserer Muttersprache und in den exacten Wissenschaften Lehrerinnen der Kinder unseres Volkes werden können? Warum soll das deutsche Mädchen, das seine Kräfte zu verwerthen gezwungen ist und also den Schutz des Elternhauses entbehrt, diese Entbehrung nicht bloß als ein Unglück, sondern als eine Strafe empfinden? Was zu allen Zeiten als Strafe für Hochverrath angesehen wurde, die Verbannung aus dem Vaterlande, muß das deutsche Mädchen selbst über sich verhängen. Nur diejenigen, die niemals durch einen Aufenthalt bei unseren östlichen Nachbarn das Peinliche eines Exils erfahren haben, können sagen, daß wir von einem einseitigen nationalen Standpunkte aus diese Angelegenheit betrachten. Uns aber, die wir aus eigener Kenntnißnahme sprechen, erscheint die Lage derjenigen Mädchen die durch die gröbere Hausarbeit sich im Vaterlande ernähren können, eine bevorzugte zu sein. Wenn der größte Theil der Erzieherinnen die Stellen im Auslande suchen und auch trotz der Widerwärtigkeit in ihnen verharren, so liegt dies wohl zum Theil nur an einem Mangel an nationalem Bewußtsein, mehr aber an dem Umstande, daß sie im Vaterlande keine Verwerthung ihrer Kräfte finden. Wohl haben die Mädchen, die in Preußen das Lehrerinnen-Seminar besucht haben, das Recht, eine Stelle an einer Schule zu beanspruchen, aber so lange das Prinzip nicht ausgesprochen ist, daß der Volksunterricht nicht bloß ausnahmsweise oder zufälligerweise den Frauen zugehört, so lange die vorbereitenden Schulen für Lehrerinnen die künftige Gouvernante und nicht die „Volkslehrerin" im Auge haben, so lange richtet sich der Gedanke der Mädchen nicht auf diesen hochwichtigen Gegenstand. Gründe man vorbereitende Schulen für Volkslehrerinnen, richte man die Hauptaufmerksamkeit auf die Muttersprache und auf die exacten Wissenschaften, deren Kenntniß für die Kinder unseres Volkes nothwendig ist, beachte man auch die weiblichen Handarbeiten in einer Weise, daß nicht die künftigen Stickereien im Salon, sondern die häuslichen Bedürfnisse, wie Stopfen, Nähen, auch Maschinennähen, Schneidern und andere industrielle Arbeiten gelehrt werden. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient allerdings der zuletzt genannte Unterricht, der namentlich für den Landschulunterricht von der größten Bedeutung ist. Die meisten Mädchen für Hausarbeit bekommen wir vom Lande; die ländlichen Arbeiten sind für den städtischen Dienst werthlos, was in der Schule gelehrt wird, dient der allgemeinen menschlichen Entwickelung — aber weder Auge noch Hand wird für die so nothwendigen häuslichen Arbeiten geübt. Dieser Mangel macht sich nicht bloß den Herrschaften gegenüber fühlbar, er richtet sich auch gegen die Mädchen selbst, die aus Ungeschicklichkeit oft den kärglichen Lohn für Anfertigung ihrer Kleidungsstücke auszugeben gezwungen sind. Auch für die spätere Hausfrau ist diese Ungeschicklichkeit verhängnißvoll; nicht bloß durch die vermehrten Ausgaben, sondern noch mehr dadurch, daß dieser Mangel an häuslicher Beschäftigung einen Mangel an häuslichem Sinn zur Folge hat, und daß solche Frauen, wenn sie die grobe Wirthschaftsarbeit am Tage besorgt haben, oft des Abends, weil sie mit ihrer Zeit nichts anzufangen wissen, in vielen Städten und Dörfern in's Wirthshaus gehen, statt den Mann an die Häuslichkeit zu gewöhnen. Der Landschulunterricht müßte durch weiblichen Einfluß, namentlich für die Mädchen, eine segensreiche Umgestaltung erhalten, und auch den großen Unterschied in der Bildungsstufe ausgleichen helfen, der bis jetzt zwischen Stadt und Land — nicht zum Vortheil unserer nationalen Fortentwickelung — existirt. — Und nun noch ein Wort in Bezug auf diese Angelegenheit.

Man kann uns einwenden, daß es gar nicht eine solche Menge Mädchen gebe, die durch Ehelosigkeit gezwungen wären, ihre Kräfte in anderer Weise, als für ihren eigenen Hausstand, zu verwerthen. Wollte Gott! es wäre so, und angenommen es sei so! Die Thatsache aber wird man ohne statistische Belege uns zugestehen müssen, daß es leider eine sehr beträchtliche Anzahl Wittwen giebt, die die Frage nach Erziehung und Stellung der Frau nicht bloß, wie der verehrte Herr Prof. v. Holtzendorff, als Jungfrauenfrage, sondern als Frauenfrage erscheinen lassen. Sehe man die Statistik der Beamtenwittwen in Preußen nach, und man wird sich überzeugen, daß es sich hier um eine wichtige, menschliche Angelegenheit handelt.

„Kann schon der Staat nicht alle verdienten Männer belohnen", wie sollte er für deren Wittwen sorgen können? Auch können die Wittwen-Pensionen diese Frauen und deren Kinder nicht vor Mangel schützen. Die Lebensversicherungen werden, bei den Gehältern der Beamten, nur selten benutzt — es tritt Dürftigkeit, Elend, Noth ein. Muß das so sein? Wir glauben, es verneinen zu können. Es müßte nicht so sein, wenn die Frauen, die sich noch in einem arbeitsfähigen Alter befinden, ihre Kräfte zu verwerthen gelernt hätten. Ein großer Theil unserer Beamtenfrauen gehört unserem gebildeten Bürgerstande an — die Brücke, die von einem empfangenen, gründlichen Schulunterricht zum Lehrerin-Examen führt, wäre für viele Beamtenwittwen nicht so schwer zu überschreiten. Wie wäre es, wenn der Staat auch die Arbeitskraft dieser Frauen in Berechnung zöge und statt kleiner, unzureichender Pensionen ohne weitere Verpflichtung einen angemessenen Lohn für entsprechende Gegenleistung in Aussicht stellte? Weg mit diesen kümmerlichen Schein- und Titel-Existenzen, die eine ganze Woche darben, um dann einen standesgemäßen Kaffee zu geben, die die von Thränen getrübten Augen mit einer schlecht bezahlten Stickerei völlig zu Grunde richten; weg mit diesem beschäftigten Müßiggange, der nichts schafft und das arme Opfer der Standesvorurtheile vernichtet. Die bessere Bildung, die feinere Sitte, der entwickelte Geschmack sei in nützlicher Thätigkeit im Dienste der Volks- und Landschule verwerthet. Aus der gesunden Kraft unseres Volkes ströme ihnen wieder Lebenslust und Schaffensfreudigkeit entgegen, die ihnen in der gebildeten Sphäre verloren geht, weil selbst die schönste Form zu hohlem Scheinwesen sich verflüchtigt, wenn ihr des Lebens Inhalt und der materielle Boden fehlt.

Wende man uns nicht ein, daß die Verständigung zwischen einer Frau, die eine ästhetische Bildung genossen, und den Kin-

dern des Volkes, namentlich auf dem Lande, schwierig sei. Abgesehen davon, daß gerade die elastischere weibliche Natur dieses Hinderniß besiegen wird, wäre es eine Schande, anzunehmen, daß unsere Frauen sich eher zur Erziehung der vornehmen Kinder anderer Nationen eigneten, als zur Erziehung der Kinder unseres eigenen Volkes. Sollte denn das stolze Gefühl, Erzieherin der Kinder unseres hochbegabten Volkes zu sein, in unseren Frauen nichts bedeuten?

Der Grundgedanke der hier beleuchteten Vorschläge wird sich kurz in die Worte zusammenfassen lassen: „Verwendung der weiblichen Arbeitskraft, daß sie als sittliches Vollbringen in unserem Volksleben sich bethätige."

Neben den Seminarien zur Heranbildung von Gouvernanten, denen man den deutschen Namen, aber nicht das Wesen deutscher Erzieherinnen giebt, Seminarien zur Heranbildung von Volkslehrerinnen für Stadt und Land, Pflege des Handarbeitunterrichts in umfassender Weise, in Rücksicht auf die Schülerinnen in Stadt und Land.

Statt der Pensionen für Beamtenwittwen, Verwendung derselben für den Volksunterricht nach vorhergegangener Prüfung.

Wir betrachten diese Vorschläge nur als eine Anregung und enthalten uns deshalb jeder näheren Erörterung in Bezug auf die Art und Weise, wie die Seminarien einzurichten wären, sowie auf das Alter, in welchem Knaben und Mädchen gemeinschaftlich von einer Lehrerin unterrichtet werden könnten. Mögen einsichtige Schulmänner das Gesagte berücksichtigen und in nähere Erwägung ziehen; mögen sie dabei bedenken, daß seit Pestalozzi von allen Pädagogen der erziehende Einfluß der Frauen in Anschlag gebracht wird, und daß die Frage wegen Beruf und Stellung des weiblichen Geschlechts vom allgemeinen menschlichen Standpunkte aus ebenfalls eine Erziehungsfrage ist.

Diese Erziehungsfrage, mag man sie vom Standpunkte der materiellen Existenz, oder als Frage von sittlicher Bedeutung auffassen, kann nicht von den Privatvereinen, die von der Noth unserer Verhältnisse geschaffen sind, gelöst werden; sie muß, wie jede menschliche Angelegenheit, vom allgemeinen und Kultur-Standpunkte aus betrachtet, und von Staat und Gemeinde mit aufgenommen und vertreten werden. „Hier sind die starken Wurzeln" unserer nationalen Entwickelung, aus denen auch dieser Angelegenheit die gesunden Säfte zum Gedeihen zuströmen müssen. Henriette Goldschmidt.

Frankreich.

Die deutschen Chroniken des Elsasses.

Im Elsaß ist seit Jahrhunderten das Streben nach Bewahrung der geschichtlichen Denkmäler lebendig. Die 1855 eigens für diesen Zweck gestiftete historisch-archäologische Gesellschaft (amtlich genannt: „Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace") hat unter der umsichtigen Leitung ihres Vorsitzenden, des Ober-Archivars Ludwig Spach, den redlichsten Eifer kundgethan, den Bürgern dieses schönen Stückes rheinischer Erde die Größe ihrer Vergangenheit an's Herz zu legen. Sie hat schon eine starke Zahl von monumentalen Kirchen, Klöstern, Burgen und Schlössern, theils durch unmittelbares Eingreifen, theils durch den Einfluß ihres Ansehens, vor dem Untergange gerettet, durch rastlose Nachgrabungen eine Menge Reste der römischen, celtischen und fränkischen Vorzeit zu Tage gefördert und in ihrer Zeitschrift eine lange Reihe tüchtiger Forschungen in der vaterländischen Geschichte veröffentlicht. Bei dieser Pflege der Denkmäler in Stein und Erz ist die der Sprachdenkmäler nicht ganz vernachlässigt worden, was schon die Vorliebe der Elsässer für etymologische Untersuchungen verhindert hat. Allein die so vielfach in Anspruch genommenen Mittel der historischen Gesellschaft, welcher nebenbei auch architektonische Verschönerungszwecke obliegen, haben den schriftlichen Urkunden der elsässischen Geschichte, zumal dem reichen Chronikenschatze, nicht in gleichem Maaße gerecht werden können. Der hohe kulturhistorische Werth aller germanistischen Studien, die Belebung und Befestigung des patriotischen Sinnes, der in den Werken der Väter die kernigste Nahrung empfängt, ließen es um so lebhafter bedauern, daß so viele dieser Schätze, die weit über das Mittelalter hinausgehen, noch ungehoben geblieben sind. Jakob Twinger's von Königshofen Elsässische und Straßburger Chronik ist diesseits und jenseits des Rheins in Aller Munde und durch Friedrich Schützenberger's (Maires von Straßburg unter Ludwig Philipp) Verdienst 1843 in dem „Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg" viel genauer als in der sehr lückenhaften Schilter'schen Ausgabe von 1698 herausgegeben worden. Dieses patriotische Unternehmen, in welchem auch die Chroniken von Fritsche, Closener und Martin Berler, sowie die sogenannte Straßburgische Archiv-Chronik enthalten sind, gerieth jedoch leider gar bald in's Stocken; nur der erste Theil hat das Licht der Welt erblickt. So war es denn ein sehr anerkennenswerther Gedanke, daß schon im November 1865 das Oberelsässische Unter-Comité der historischen Gesellschaft den Wunsch einer umfassenderen Publikation der vaterländischen Urkunden formulirte. Wenngleich die Beschränktheit der Geldmittel, über welche die Gesellschaft zu verfügen hat, den Druck der Chroniken auf Vereinskosten untersagte, hat man sich doch in Straßburg entschlossen, dem projektirten Sammelwerke die volle moralische Unterstützung und die Arbeitskraft einer auserlesenen Zahl von Mitgliedern zu gewähren. Demzufolge wurde im Schooße der Gesellschaft eine Kommission gebildet, die das Werk in die Hand nehmen sollte. Namen, wie Chauffour, Gérard, Gerber, Lehr, Ludwig Spach, August Stöber und Abt Straub sind Bürgen für die Tüchtigkeit der zu erwartenden Leistungen. Wie der jüngst ausgegebene Publikationsplan andeutet, wird man sich vor Allem den noch nie gedruckten Chroniken zuwenden und an die Spitze der Sammlung die im 16. Jahrhundert verfaßte Chronik des berühmten Straßburger Architekten Danel Speckle (oder Specklin) stellen, welche unter dem Titel „Collectanea" bekannt ist. Folgen sollen alsdann Heckler's Straßburgische Münster-Chronik, dann die von Sebastian Büheler, von Johann Trausch, von Conrad von Duntzenheim, vom Gärtner Balthasar Koßmann, von Franz Reißeisen, dessen merkwürdiges „Memorial" über die ersten Zeiten der Franzosenherrschaft in Straßburg die interessantesten Aufschlüsse bietet, die ungedruckte Chronik des Apothekers Saladin aus dem 17. Jahrhundert, ferner die Annales Rappolsteinensis des Johann Jakob Luck, die Gebweiler Chronik, welche den Bauernkrieg illustrirt, die dem Dom Calmet zugeschriebene ungedruckte Geschichte der Abtei Münster im Gregorienthal, die lateinische Chronik des Abtes Nicolaus Amberg über den Krieg der Armagnacs (um 1441), endlich mehrere Jesuiten-Chroniken, Dokumente zur Geschichte der französischen Bestrebungen, das Elsaß sich einzuverleiben, Akten der ehemaligen Provinzial-Intendanz u. s. w.

Daß diese Sammlung, wenn sie zu Stande kommt, auch in Deutschland, die größte Aufmerksamkeit erregen muß, versteht sich nach dem Inhalte des Dargebotenen von selbst. Die Bedeutung vieler elsässischen Chroniken reicht bis in's Herz der gesammtdeutschen Geschichte, das geistige Leben unserer Vorfahren findet sich vielleicht nirgends besser und eindringlicher geschildert. Welcher Vortheil z. B. aus Speckle's Chronik für die Geschichte der deutschen Reformationsbewegung zu ziehen ist, hat Prof. Schmidt in Straßburg an seiner schönen Biographie Johann Tauler's bewiesen, die sich meist auf Speckle's Berichten aufbaut und über den kirchlichen Verfall des 15. Jahrhunderts und über Luther's Vorläufer, die sittenstrengen Mystiker am Rhein und ihre Reformversuche, ein klareres Licht verbreitet hat. Trauttwein von Belle.

Belgien.

Neue vlamische Lieder.

II.

Julius Vuylsteke und andere Liederdichter.

Gent ist bekannt als der Heerd echt vlamischer Sitte und Denkungsart; es hat schon manchen wackern Kämpen in den Streit für die nationale Sache gestellt, und während der gelehrte Ph. Blommaert daselbst auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte für dieselbe thätig ist, wirkt Pieter Geiregat in gleichem Sinne durch seine reizenden, stets echt volksthümlichen Novellen und J. S. van Tooffelaern nach besten Kräften auf dem wenig gepflegten Gebiete des Nationaldramas. Es kann uns daher nur erwünscht sein, auch einmal eine lyrische Stimme aus Gent*) zu vernehmen, — umsomehr, wenn es die eines so kühnen und geistreichen Verfechters der vlamischen Sache ist, wie Julius Vuylsteke sich bereits bewiesen. Ich gestehe zwar, daß ich erst vor wenigen Jahren recht eigentlich auf denselben aufmerksam wurde, als er auf dem achten niederländischen Sprachcongreß, zu Rotterdam im J. 1865, mit seinen zweckmäßigen Reformvorschlägen hervortrat; — er soll sich aber schon auf mehreren früheren hervorgethan, und insbesondere zu Brügge, 1862, mit Heremans und Conscience an dem bekannten Orthographiestreit, zu Gunsten der nordholländischen Schreibweise betheiligt haben. Im Jahre 1862 gab er einen Band Gedichte „Zwijgende Liefde" heraus.

Nach den Angaben der Freiin von Düringsfeld ist J. Vuylsteke aus Gent gebürtig, wo er auch an der dortigen altberühmten Universität die Rechte studirte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich seinen gegenwärtigen Band Gedichte zum Theil als einen Ueberrest aus dieser schönen Studienzeit, zum Theil als Reminiscenzen an dieselbe betrachte; in vielen derselben tritt uns der Student in so leibhaftiger ungeschminkter Gestalt entgegen, daß diese Vermuthung gewiß nicht ungerechtfertigt erscheint. Der Dichter theilt sein Büchlein in sechs Abtheilungen, welchen er am Ende noch zwei Gespräche: „de arte amandi", und drei Gedichte in Jamben angefügt hat, und wenn man diese sechs Abtheilungen durchlesen, glaubt man ein Menschenleben durchlebt zu haben. Wie in diesem wechselt Freud' mit Leid, Trauer mit Frohsinn ab, und dieser geschickt berechneten Abwechslung verdankt das Buch einen eigenthümlichen Reiz. Die Lebensluft der Jugend entzündet das heilige Feuer der Liebe zuerst zum Weibe, — dann zum Vaterland und zur nationalen Sache:

Wij, kindren van den nieuwen tijd,
Wij ook, wij hebben borsten (Herzen),
Aan recht en vrijheid toegewijd,
Die ook naar eere dorsten.

so sang Vuylsteke schon im Mai 1856, und daß diese Verse nicht blos gesprochen, sondern auch tiefgefühlt waren, das beweisen uns die herrlichen Gedichte: „Aan de dichters" — „Bemoediging" — „De goede zaak" und vor Allem das prächtig frische „Vaderlandsche roes", welche ich den begeistertsten patriotischen Gesängen Jung-Flanderns an die Seite gestellt wissen möchte. — Aber auch die Tage der Enttäuschung bleiben nicht aus; als „donkere dagen" (Abthlg. IV) hat der Dichter sie in seinem Buche verzeichnet, und die durch ihre kalte Objektivität treffende Ironie in: „De liefde is louter gevoelen" steigert sich zum Paroxismus der Weltverachtung in dem Gedicht: „Vertwijfeling" oder in: „Een hart te nemen of te laten"; ich kann mich nicht enthalten, den Schluß dieses letzteren hier mitzutheilen:

Er ware een zalf om mij te heelen:
kom, liefde of haat!
Ik vraag een hand die mij wil streelen
of die mij slaat,
En dat is de alledaagsche klachte
die 'k immer klaag,
O, zoo toch iemand mij dat brachte
wat ik zoo vraag:
Een warmen vriend, of stouten vijand,
wie hij ook zij; —
Een lief, mij kussend en mij vleijend
of en harpij!

Vuylsteke soll schon vor vielen Jahren, in dem akademischen Allerleibuch „Nord en Zuid" für 1856, eine Reihe von Gedichten unter dem Titel „Fragmenten" veröffentlicht, und in diesen einen ironisch-heroischen Ton angeschlagen haben, welcher im Vlamischen bis dahin nicht gehört worden war; diesen Ton glaube ich auch in mehreren Stücken seiner gegenwärtigen Sammlung wiederzufinden, — was insbesondere von der dritten Abtheilung derselben — „Studeeren!" — *gilt.* Mir fällt nicht bei, dieses Genre zu mißbilligen, und vielleicht tritt eben in jenen Gedichten die Individualität des Genter Studenten am Deutlichsten und Ungekünsteltsten zu Tage — gestehen muß ich aber, daß mir das Verständniß für diese Gattung Poesie mangelt, und deshalb schweige ich darüber. Unerwähnt will ich hingegen einen Zug von Realismus nicht lassen, der sich, nach meiner Ansicht, mit dem Wesen echter Poesie schwer vereinbaren läßt, und welcher mir wie schon bei mehreren vlamischen Dichtern aufgefallen ist.

Sieht man jedoch von diesem kleinen, vielleicht weniger in der Individualität des Dichters, als in den Verhältnissen und Zuständen in Belgien begründeten Gebrechen ab, — so erkenne ich gern in Vuylsteke's „Uit het studentenleven" eine der bedeutendsten diesjährigen Erscheinungen, und nebst de Cort's „Liederen" und den unlängst erschienenen Gedichten von Emanuel Hiel eine der schönsten Schöpfungen der neueren vlamischen Dichtung.*)

Die Erwähnung dieses letzten Namens führt mich zur wiederholten Erwähnung einer anderen Liedersammlung, welche sich

---

*) Uit het studentenleven en andere gedichten door Julius Vuylsteke. Antwerpen, Marchand, 1868. 8. 208 S.

*) Von Emanuel Hiel ist uns kürzlich auch ein von Peter Benoit komponirter, überaus poetischer Liederkranz zugegangen. D. R.

unter das empfehlende Protectorat dieses Dichters gestellt hat. Wenn man mit der Eisenbahn von Brüssel nach Gent fährt, hält der Bahnzug auch in der Station Dendermonde; dieses an der Schelde gelegene Städtchen zählt kaum neuntausend Einwohner, — aber immerhin genug, um die Entstehung einer selbständigen literarischen Gesellschaft unter dem Titel: „Nederduitsche Bond“ zu ermöglichen, welche sich die Förderung der Volkssache angelegen sein zu lassen scheint, und von Zeit zu Zeit Liederpreise ausschreibt. Das Ergebniß des letzten, vorjährigen Sängerwettstreites (Liederen-prijskamp) liegt uns nun in einem zwar mäßigen, aber netten Bändchen vor, welches Herr Emanuel Hiel bevorwortet hat.*) Dasselbe enthält manches artige Gedicht, — manche schön geformte Sangesperle; dem Frieden, dem Vaterland und dem Handwerkerstand wird darinnen besonders das Wort geredet, wie denn auch das ganze Büchlein in Friedensliedern (Vredeliederen) vaterländische Gesänge (Vaderlandsche liederen) und Handwerkslieder (Werkmansliederen) zerfällt; in den beiden ersteren findet man mehrere recht begeisterte und schwungvolle Stucke; während die Werkmansliederen dem Volke näher gelegt und darum desto wirksamer sind. Wohl bewegen sie sich meist im Kreise des gewöhnlichen Lebens, — aber dennoch liegt viel poetischer Reiz in dieser Natürlichkeit, dieser Einfachheit; Van Hall erwarb darunter den Preis durch sein „De handen uit de mouwen“; diesem zunächst ist: „'k Benijd u met“ eines der besten. Von den Friedensliedern erwähne ich blos: „Hoort! het haantje kraat u 'wakker“, während unter den patriotischen sowohl „Kent gy dat land“, als „Aan 't Vaderland ons leven“ als auch „De franschman wil ons slikken“ nicht unbedeutend sind.

Ein Lied geht doppelt so leicht in Fleisch und Blut des Volkes über, wenn es sich entweder an eine bereits bestehende Melodie anschmiegt, oder mindestens überhaupt von einer solchen begleitet ist. Diesem Umstande mag es zuzuschreiben sein, daß viele vlamische Dichter ihre Lieder gleich mit einer Melodie versehen erscheinen lassen. Ich erinnere beispielsweise nur an de Cort's „Zingzang“. Eine derartige Sammlung hat auch eben wieder Frans Willems in Antwerpen herausgegeben**); derselben liegt die deutsche von Johannes Wepf zu Grunde und demnach haben wir keine völlige Original-Arbeit vor uns; die Uebersetzung ist jedoch recht gelungen, und zweifelsohne wird Willems' Werkchen, von dem bis jetzt übrigens nur der erste Theil erschienen ist, in denjenigen Kreisen, für welche dasselbe berechnet ist, seine Wirkung nicht verfehlen.

So wirkt in Vlamisch-Belgien Alles zusammen, um von den untersten Klassen der Gesellschaft bis hinauf, von den Kinderjahren bis zum thatkräftigen Mannesalter das Volk zu dem Einen großen nationalen Ziele heranzuziehen, daß es, gestützt auf eine Achtung gebietende Bildung und eine unerschütterliche Einmüthigkeit der Gesinnung das moderne Selbstbestimmungsrecht der Völker dereinst auch für sich in Anspruch nehmen, — und was Van Hall bis jetzt blos von der Familie gesungen, auf sich selbst anwenden könne:

De handen uit de mouwen!
Zie't vogeltje in zijn nest:
Wie zelf zyn huis wil bouwen
Die bouwt het zeker 't best!

Ferd. v. Hellwald.

*) Keus van liederen. Met en voorwoord door Emanuel Hiel. Vgl. Nr. 40 des „Magazin“ von 1868.

**) Driestemmige liederen, door Frans Willems. Eerste deeltje. Antwerpen, J. W. Marchand, 1868. 8. 40 SS.

Schweden.

Frederike Bremer's nachgelassene Schriften.

Der von uns bereits*) eingehend besprochenen Lebensschilderung von Frederike Bremer hat die Biographin und Herausgeberin, Charlotte Quiding, Schwester der verstorbenen Dichterin, jetzt noch zwei Bände Briefe und nachgelassene Schriften folgen lassen.**)

Ueber „Nachgelassene Schriften“ ein festes, in sich selbst klares Urtheil fällen, ist schwierig, wenn nicht gar unmöglich, nicht etwa weil die Pietät, welche gebietet, „dem Todten nur Gutes nachzusagen“, der Kritik Schweigen auferlegte, sondern weil sich, wo nicht ganz bestimmte Beweise vorliegen, gar nicht behaupten läßt, daß der Verstorbene diese Arbeiten überhaupt zur Veröffentlichung bestimmt habe, ob er nicht diesem oder jenem Produkt eine ganz andere Form gegeben, den Inhalt einer bedeutenden Veränderung unterzogen hätte, ehe er es in die Hände des Publikums kommen lassen. Es ist nicht selten vorgekommen, daß Herausgeber, die mit dem Ordnen des Nachlasses Verstorbener nicht sehr vorsichtig umgingen, denselben einen sehr schlechten Dienst erwiesen und Dinge drucken ließen, die für den Ruhm des Dahingegangenen weit besser für immer in den Papierkorb verschwunden wären.

Wir sind weit entfernt, dieses Urtheil in seiner ganzen Ausdehnung auf die beiden uns vorliegenden Bände der von Frau Quiding veranstalteten Herausgabe des literarischen Nachlasses ihrer berühmten Schwester anwenden zu wollen, wiederholen vielmehr gern und mit Ueberzeugung den Dank, welchen ihr auszusprechen wir uns beim Lesen des ersten, Frederike Bremer's Lebensschilderung enthaltenden Bandes verpflichtet fühlten. Indeß will es uns bedünken, als wäre eine sorgfältigere Auswahl der den zweiten Band bildenden Briefe doch wohl nicht ganz am unrechten Orte gewesen. Die Schriftstellerin hat viele dieser schriftlichen Mittheilungen in Perioden schmerzlichen Kämpfens und Ringens an befreundete Personen gerichtet, um sich im Aussprechen klar und durch die Freunde berichtigt zu werden, und diese Abhandlungen sind weder ersprießlich noch erquicklich für den Leser, indem er Mühe hat, sich aus denselben das klare, anmuthige Bild der Schriftstellerin herauszuarbeiten. Andere dieser Briefe sind dagegen wieder außerordentlich schätzbar und interessant, als ein Beweis für den hohen Ernst, mit dem Frederike Bremer sich ihrer Aufgabe, als Schriftstellerin erziehend und veredelnd zu wirken, bewußt war, für das umfassende Wissen, das sie sich anzueignen wußte, während sie sich dem Familienleben, dem eigentlichen Wirkungskreise der Frau, doch immer mit dem wärmsten Interesse zuwandte. Die uns aus den Briefen entgegenwehende religiöse Anschauung berührt in ihrer etwas pietistischen Färbung nicht immer wohlthuend; es spricht sich jedoch eine so feste Ueberzeugung, eine so wahrhafte Frömmigkeit darin aus, die Schreiberin läßt niemals Wort und That in Zwiespalt treten und deshalb ist auch diese Seite nur geeignet, die Achtung für die heimgegangene Schriftstellerin zu erhöhen. Einen werthvollen Beitrag zu Schwedens Literaturgeschichte bilden endlich

*) Nr. 21 des Magazins von 1868.

**) Lebensschilderung, Briefe und nachgelassene Schriften von Frederike Bremer, herausgegeben von ihrer Schwester, Charlotte Quiding, geb. Bremer. Deutsche Original-Ausgabe, zweiter und dritter Theil. Leipzig, F. A. Brodhaus, 1868.

die mit rührender Bescheidenheit erzählten vielfachen Beziehungen, in denen Frederike Bremer zu den bedeutendsten Männern ihres Vaterlandes gestanden hat.

Konnten wir dem zweiten Theile des Werkes nur mit einer gewissen Einschränkung unser Lob ertheilen, so hat uns der dritte, die nachgelassenen Schriften enthaltende Band mit herzlicher Freude erfüllt. Der Mund, dem wir so gern gelauscht, der für uns auf immer verstummt war, öffnet sich noch einmal und spricht zu uns in seinen lieblichsten Tönen. Es sind nur kleine Arbeiten, Erzählungen, Betrachtungen, ja selbst Märchen, aber sie sind mit wenigen Ausnahmen den „Nachbarn", der „Familie H.", dem „Hause", kurz dem Besten, was uns die Verfasserin geschenkt, an die Seite zu setzen und diesen Schätzen beizuzählen. Was endlich die angefügten Gedichte betrifft, so würden wir dieselben nicht gerade schmerzlich vermißt haben, denn nicht auf diesem Felde lag die Stärke der Verstorbenen; indeß wollen wir mit der Schwester nicht rechten, die sie im liebevollen Andenken an die Heimgegangene veröffentlichte, und Vielen werden sie doch vielleicht eine erwünschte Vervollständigung des Gesammtbildes ihres Lebens und Wirkens sein. J. H.

Spanien.

Spanische Sitten- und Lebensbilder.

I.

Von Leicester-Square nach der Puerta del Sol.

„Concordienplatz", „Sonnenthorplatz", „Dönhofsplatz", „Stephansplatz", „Lästerplatz" und viele andere öffentliche Plätze in Europa spielen in der neuen und neuesten Geschichte eine so wichtige Rolle, daß es nicht uninteressant sein würde, sie besonders abzubilden und zu schildern. Hier nur ein Paar Striche dazu. Am Anfange des Westendes zu London, von da, wo die vornehme Verkehrs- und Bummlerstraße, Regentstreet, in den Quadranten endigt, zieht sich noch eine belebtere, von Vertretern aller Völker beiderlei Geschlechts wimmelnde Verkehrsstraße, Cranbournestreet, nordwärts herunter. Der öffentliche Platz rechts davon heißt Leicester-Square, gesprochen Lester-Squär, welchen der Witz boshaft, aber vielfach treffend, in Lästerplatz übersetzt hat. Alle Nebenstraßen, Gassen und Winkel dienen hier nämlich den mannichfaltigsten lichtscheuen Industrieen, Plänen und Ausschweifungen der verschiedensten Völker, so daß ein Engländer, der irgendwie auf soziale Stellung oder politische Anstellung Anspruch machen will, in dieser Gegend gar nicht wohnen darf. Wir wollen hier die Asyle und Schlupfwinkel der Lüderlichkeit aller Art, die in den Nebenstraßen dieses Platzes sich verstecken, nicht schildern und nur erwähnen, daß hier auch die Revolutionen der verschiedensten Völker ihre Brutnester, Parlamente und Vergnügungslokale haben. Die Gegend war gewissermaßen von zwei deutschen Revolutions-Bierhäusern, denen von Göhringer und Schärtner, begränzt. In der Mitte blüht noch jetzt der deutsch-englische Bierpalast, wo der alte ehrwürdige deutsche Club aus vorrevolutionärer Zeit, gestiftet von dem Uhrmacher Wagner, dem Vater der berühmten Sängerin, mit seiner stattlichen Bibliothek in einem großen, besondern Saale zusammen kam. Er diente seit 1850 auch den deutschen Flüchtlingen als Parlamentshaus, so daß einmal alle Haupthelden der preußischen, österreichischen und süddeutschen Revolution und berühmte Flüchtlinge Frankreichs, Spaniens und Italiens als Gäste hier zusammentrafen. Mit besonderem Stolze machte damals der lange, martialische Willich darauf aufmerksam, daß auf seinen beiden Seiten noch dreizehn zum Tode verurtheilte Leidensgefährten, Alle mit gesunden Köpfen auf den Schultern, säßen. Wenn ich nicht irre, rauchte auch damals in dieser Versammlung Lothar Bucher still seine englische Thonpfeife und brach vielleicht für immer mit der Revolution.

Unter den fremden Gästen fielen mir einige stattliche, zum Theil grauhaarige, braune und glühäugige fremde Gäste auf, die mir als spanische Generale genannt wurden. Ich sah sie später Jahre lang öfter in dem berühmten spanischen Cigarrenladen wieder, der dicht am Leicester-Square blühte und ein Trost für die rauchenden Flüchtlinge aller Völker war. Der alte weißhaarige Chef des Cigarrenladens galt ebenfalls als eine von den politischen Höhen Madrids gestürzte Größe, so daß wir es wohl glaubten, wenn es hieß, die stolzen, schweigsamen Spanier, welche sich hier Cigarren kauften, kämen öfter in dessen Privatzimmern zusammen, um an der Organisation eines gründlichen Aufstandes zu arbeiten.

Ob die jetzige Revolution dort ausgearbeitet ward, wissen wir nicht, aber sicher ist, daß sie wesentlich von London kam. Zu Anfang des Septembers verließ General Milans del Bosch London, fuhr nach Gravesend, begab sich dort mit mehreren Begleitern auf das von ihm gemiethete Dampfschiff und ging nach den canarischen Inseln ab, von wo er mit den dorthin verbannten Generalen am 19. in Cadix ankam. Am 11. September verließ Prim, jedenfalls der Primas in Organisation dieser letzten Erhebung und schon einmal siegreicher Held der vereinigten Moderados und Progressisten, London und kam am 17., von den verschiedensten Kriegsschiffen schon aus weiter Ferne erwartungsvoll durch Fernröhre erspäht, im Hafen von Cadix an. Ungefähr um dieselbe Zeit forschten unzählige Augen vom Hafen und vom Gestade Barcelonas in das weite Meer hinaus, um Prim's Dampfschiff zu entdecken. Der Vorsicht wegen war der Plan, von Barcelona aus anzufangen, von den Anführern selbst im Stillen geändert worden. Am 20. Sept. waren alle Häupter der Revolution auf einem Kriegsschiffe des Hafens von Cadix beisammen, entwarfen und druckten die Proklamation, die am 21. an den Straßenecken erschien, stimmten auf ihrem Schiffe die Riego-Hymne, die spanische Marseillaise, an, in welche die andern Mannschaften der Flotte von den verschiedenen Docks her einfielen, so daß sie als Feuergeist der Freiheit nach dem Gestade hinübertönte, von den lauschenden Ohren der Artillerie aufgefangen und durch deren Kehlen stärker ward, als alle Kanonen und die mörderischsten Geschütze Krupp's. Als Riego-Hymne, blos als lustiger Gesang, drang die Revolution unaufhaltsam siegreich durch alle Gewehrsalven hindurch, vor verstummten Kanonen vorbei, immer landeinwärts nach allen Richtungen, über alle Gebirge hinweg bis hinauf nach Madrid, und hielt durch alle fünfzehn Thore zugleich, durch den Alcala-Triumphbogen und die prächtige Straße gleiches Namens, durch San Bernardo und Fuen Carrol, durch die Calle Lope de Vega, wo bereits an dem Fenster der Wohnung von Gonzalez Bravo Miethszettel hingen, und unter den grünen Bäumen und Springbrunnen und Statuen des Prado hin, über alle vierzig Plätze hinweg bis in den Mittelpunkt von Madrid und aller spanischen Cultur und Herrlichkeit, die Puerta del Sol, den Sonnenthorplatz, den städtischen Mittelpunkt von Madrid und das Centrum des geistigen, sozialen und politischen Lebens von Spanien.

Ist es also wieder nicht echt spanisch, daß die Revolution, die in anderen Ländern fast immer von den Hauptstädten aus, nach den Peripherieen ausströmt, hier vom Meere und den Gestaden her in den Mittelpunkt eindrang? Zwar wurde sie von den gebildeten Einwohnern der Hauptstadt, die wohl zahlreich genug eingeweiht waren, von außen erwartet; aber es ist doch bewundernswerth und war vielleicht blos in diesem revolutionsgeübten Spanien möglich, daß die in Madrid verdichtete Intelligenz des Landes auf diesem berühmten Sonnenthorplatze und zwar meist in der Nähe des prachtvollen Coreo (d. h. des Hauptpostamts) ruhig wartete und nur eifrig die herbeifliegenden Nachrichten auffing, um endlich auf ein gegebenes Zeichen die Riego-Hymne anzustimmen und die Zeichen des Bourbonenthums, mit nobler Schonung alles Privateigenthums, zu zerstören oder wenigstens unsichtbar zu machen. Im Uebrigen hatten die Revolutionäre der Hauptstadt nicht viel mehr zu thun, als alle Tage nach dem Sonnenthorplatze zu eilen, um zu sehen und zu horchen, oder wohl auch an verschiedenen kleinen Stehparlamenten auf dem Platze als Redner Theil zu nehmen.

Hier in diesem Mittelpunkte wird nun wohl der weitere Verlauf der Revolution hauptsächlich gelenkt und geleitet werden. Die ganze Intelligenz von Spanien drängt sich hier täglich zusammen. Außer dem prächtigen Postgebäude stehen ringsum oder in der Nähe, in die Alcalastraße hinein die wichtigsten Ministerial- und Regierungs-Gebäude. Die Studenten der Universität, die Schüler von dreizehn königlichen Akademieen, des Adelscollegiums, der Ingenieur- und Thierarzneischule, des polytechnischen Instituts, Aerzte aus neunzehn Hospitälern und vier Findelhäusern, Schauspieler der vier Theater u. s. w. drängen sich hier mit stattlichen Generalen und Gouverneurs, Haupthelden und Sprechern der verschiedenen Parteien, mitten unter allerhand hungrigem Lumpengesindel und hören bald hier, bald da den prachtvoll tönenden Reden zu, wobei sie eine Andacht und Ruhe entwickeln, wie wir sie in andern Revolutions-Mittelpunkten vergebens gesucht haben würden. So weit war diese spanische Revolution ungemein großartig, einfach, gründlich, nobel und reinlich. Da der weitere Verlauf, wie gesagt, hauptsächlich auf und an dem Sonnenthorplatze entschieden werden wird, ist es wohl der Mühe werth, sich die Puerta del Sol etwas genauer anzusehen. Auch der Fremde, der zum ersten Male in Madrid ist, kann ihn ohne Frage und Führung von jedem Stadttheile aus leicht und sicher finden; er braucht nur in jeder Straße sich die nächste Hausnummer anzusehen und die Richtung nach immer niedriger werdenden Zahlen einzuschlagen. Kommt er auf diesem Wege in eine andere Straße, macht er's ebenso, und so fährt er fort, bis er ganz sicher in diesen Platz einmündet, denn alle Straßen laufen mit zunehmenden Nummern, immer kreuzweise von Haus zu Haus, in jeder Straße vom Platze abwärts.

Dieser Platz war von jeher das Ziel der höheren Flaneurs von Madrid, sogar der Exminister und sonstiger gefallener politischer Größen, ehe die tugendhafte Isabella zu der Politik ihre Zuflucht nahm, sie aus der Welt zu schaffen, oder wenigstens nach der ursprünglichen Heimat der Kanarienvögel zu verschiffen. Als Promenade der vornehmen Welt und höheren Bummler, sowie als Stehparlament von Exministern und ihren Anhängern, war dieser Mittelpunkt Madrids schon von jeher eine der größten Merkwürdigkeiten. Jetzt werden wir mehr von da hören. Escalante, vielleicht eine Art Lindenmüller Spaniens, hielt hier neuerdings vielfach seine republikanischen Reden. Auch werden sich sonstige Parteien hier häufig zusammendrängen, um zu berathen und zu beschließen und auf Juntas, Cortes und Minister frisch von der Straße weg Einfluß auszuüben.

Trotz der prächtigen Architektur ringsherum ist der Platz kahl und hat viel weniger Anziehungskraft, als viele andere der vierzig Plätze Madrids. Der Größe nach erinnert er an den Dönhofsplatz in Berlin; nur muß man sich etwas Platz am Opernhause und die besten Paläste aus dem diplomatischen Theile der Wilhelmstraße hinzudenken. Für das gewöhnliche Leben in Madrid ist die Plaza-Mayor oder der eigentliche Marktplatz, mit seinen hohen Häusern und Balcons und den Arkaden und Buden unter dem Geschrei von Ausrufern, dem Handel und Wandel, dem feilschenden Kleinverkehre viel charakteristischer, und wenn man angenehm spazieren gehen will, empfiehlt sich nichts besser als der Prado, diese musterhaft angelegte, über eine halbe Stunde lang sich garten- und parkartig durch mehrere Straßen hinziehende Promenade, zwischen deren grünen Bäumen Statuen glänzen und verschiedene Springbrunnen plätschern. Die Linden in Berlin mit dem Platze am Opernhause erinnern an den Prado und können sich einiger wesentlichen architektonischen Vorzüge rühmen, müssen sich aber auch wegen wesentlicher Nachtheile, wozu vor Allem der am kronprinzlichen Palais und der Singakademie stagnirende Postgraben gehört, vor dem Prado verstecken. Und dann schöpfen die kaum 215,000 Einwohner Madrids auf ihren vierzig öffentlichen Plätzen viel bessere Luft, als wir je in Berlin und der Umgegend auftreiben können. Ueberhaupt ist diese über zweitausend Fuß über dem Meere liegende, wenn auch sonst ziemlich trostlose Hochebene Madrids sehr gesund. Die Leute scheinen fast alle gute Nerven und deshalb auch eine edle Ruhe zu besitzen. Dieser Umstand trug vielleicht dazu bei, daß die Revolution bei aller Gründlichkeit und den sehr scharfen Parteitrennungen sich bis jetzt von den Ausbrüchen heißer und nervöser Leidenschaftlichkeit frei hielt. Madrid zeichnet sich auch dadurch vor anderen Hauptstädten Europas aus, daß hauptsächlich die gebildete Jugend des Landes wegen höherer Erziehung und wissenschaftlicher Ausbildung hier zusammenströmt, den Ton angiebt und herrscht; was man am allerwenigsten von dem neuen Berlin sagen kann, wenigstens insofern nicht, als im öffentlichen Leben und auf den Straßen die gebildeten Klassen beiderlei Geschlechts oft Gefahr laufen, wegen ihrer Bildung verhöhnt zu werden. Von derartigen Straßen-Excessen, wie in London und Berlin, merkt man in Madrid nichts. Nur in den alten, krummen Straßen des Südwestens kommen noch zuweilen Scenen der Rohheit und der Beraubung vor; in den geraden und schönen modernen Straßen und auf den öffentlichen Plätzen herrscht der gebildete, auch in der Aufregung noch auf Würde haltende Spanier. Ob freilich bei der zunehmenden Hungersnoth überall Ruhe und Anstand aufrecht erhalten werden können, müssen wir abwarten. So viel ist aber gewiß, daß auch das hungrige und zerlumpte Volk mit Anstand zu entbehren und vielleicht sogar zu verhungern weiß.

Rußland.

Eine Verschwörung im Jahre 1764.

II.

Mirowitsch, nach Graf Bludov.

Wassilij Jakowlew Mirowitsch war Seconde-Lieutenant im Smolenskischen Infanterie-Regiment, ein leichtblütiger, ar-

maßender Mensch ohne alles Vermögen. Sein Großvater war an dem Verrath Mazeppa's betheiligt gewesen; das Vermögen der Familie war eingezogen worden. Dennoch war der junge Mirowitsch zur Verschwendung geneigt, dem Kartenspiel ergeben, in Schulden steckend und stets in Geldverlegenheit. Unter seinen Papieren fanden sich zwei Zettel von seiner Hand, in denen er dem heiligen Nikolaus, dem Wunderthäter, gelobt, nicht mehr Karten spielen, Tabak rauchen zu wollen u. dgl. m.

Im Oktober des Jahres 1763 — er war damals 23 Jahre alt — erfuhr er von dem verabschiedeten Trommelschläger der Schlüsselburger Garnison, daß Joann Antonowitsch in der Festung gefangen gehalten werde. Der Wunsch, auf irgend eine Weise eine höhere Stellung zu erlangen und reich zu werden, und gleichzeitig sich an der Kaiserin dafür zu rächen, daß seine zweimalige Bitte, ihm die Güter seiner Vorfahren zurückzugeben, abschlägig beschieden worden war, veranlaßte ihn zu einem Entwurf, welcher dahin ging, den Prinzen Joann zu befreien und auf den Kaiserthron zu erheben. Bei dem Verhöre gab er noch folgende Motive dieses Entschlusses an: „1) daß er bei Hofe keinen Zutritt zu den Gemächern der Kaiserin hatte, in welche nur Stabsoffiziere einzutreten berechtigt waren; 2) daß er auch zu Opernvorstellungen, denen die Kaiserin beiwohnte, keinen Zutritt hatte; 3) daß ihm, als einem Offizier, nicht genügende Ehrenbezeugung zu Theil werde, und besonders, daß man darin keinen Unterschied gelten lasse zwischen Offizieren von Adel und Offizieren aus andern Ständen; 4) daß auf seine Bittschrift um Rückgabe der Güter seiner Vorfahren am 19. April von der Kaiserin der Bescheid ertheilt worden war: daß nichts ihn zu solcher Bitte berechtige, und daß auf seine direkt an die Kaiserin gerichtete Vorstellung, in welcher er um irgend eine Entschädigung oder um eine Pension für seine Schwestern gebeten hatte, die Antwort ertheilt worden war, er solle sich mit der früheren Resolution zufrieden geben; 5) daß Eigenliebe und Ehrsucht mehr als alles Andere ihn zu diesem Beschlusse einer Verschwörung getrieben hätten."

Mirowitsch suchte für die Ausführung seines Vorhabens einen zuverlässigen Genossen. Seit längerer Zeit war er mit dem ihm an Lebensweise und Gesinnung verwandten Lieutenant des Melikoluzkischen Infanterie-Regiments, Apollon Uschakov, befreundet. Im Mai 1764 entdeckte er ihm sein Vorhaben.*) Uschakov versprach ihm seinen Beistand, ging mit ihm am 13. Mai in die Kirche der Kasan'schen Mutter Gottes, wo sie für sich eine Todtenmesse lesen ließen, als seien sie Beide bereits dem Tode verfallen, und einander das Wort gaben, Niemandem etwas von ihrem Vorhaben mitzutheilen oder noch weitere Helfer zu suchen. Hierauf reisten sie nach Schlüsselburg, um sich mit den Lokalverhältnissen vertraut zu machen. Im Falle des Gelingens, so lautete ihr Gelübde, wollten sie auf der Wiborger Seite (ein Stadttheil in St. Petersburg), wo der Artilleriepark sich befindet, eine Votivkirche bauen lassen.

Der vorläufige Entwurf Mirowitsch's und Uschakov's bestand in Folgendem: Einige Tage nach der Abreise Katharina's nach Livland sollte Mirowitsch es so einzurichten suchen, daß er die Wache in der Festung Schlüsselburg erhielt; Uschakov sollte dann, in der Uniform eines Stabsoffiziers, in der Nacht auf einer Schaluppe bei der Festung landen und einen Befehl Ihrer kaiserlichen Majestät vorweisen, laut welchem der Commandant von Schlüsselburg verhaftet und gefesselt nach St. Petersburg gebracht werden sollte. Mirowitsch, der sich stellen sollte, als kenne er Uschakov nicht, sollte den Soldaten den kaiserlichen Befehl vorweisen und den Commandanten verhaften, während Uschakov den gefangenen Joann befreite. Hierauf wollten sie mit einem Trommelschläger und dem Prätendenten ein Fahrzeug besteigen, nach Petersburg fahren und dort den Prinzen den Offizieren des Artillerieparks auf der Wiborger Seite als den thronberechtigten Kaiser vorstellen. Die Verlesung eines von ihnen vorbereiteten Manifests, hofften sie, würde Wunder thun, und sowohl die Artillerie-Offiziere, unter denen sie übrigens nicht einmal Bekannte hatten, als das Volk auf ihre Seite bringen.

Dem Entwurfe gemäß, sollte hierauf dem neuen Kaiser sogleich der Eid geleistet werden. Dann meinten die Verschworenen die Festung besetzen und durch Kanonendonner von den Wällen derselben auf die Gemüther der Bevölkerung wirken zu können. Ebenso wollten sie an den Hauptstraßen und Brücken Piquets aufstellen und durch Deputationen der Offiziere in den Senat, den Synod und die anderen Behörden alle Beamten zum Unterthanen-Eide zu Gunsten Joann's veranlassen. Die Kaiserin und der Großfürst Paul sollten verhaftet und weithin fortgebracht werden.

Zur Durchführung dieses abenteuerlichen Planes waren von Mirowitsch vorbereitet worden: 1) der obenerwähnte, angeblich im Namen der Kaiserin an den wachthabenden Offizier in Schlüsselburg gerichtete Befehl; 2) ein Brief an den Prinzen Joann; 3) ein in seinem Namen erlassenes Manifest; 4) die neue Eidesformel.

Die Ausführung dieses abenteuerlichen Planes unterblieb, weil Uschakov, welcher im Mai als Courier von dem Kriegs-Collegium nach Smolensk mit einer Geldsendung an den Fürsten Wolkonskij geschickt wurde, unterwegs durch Ertrinken verunglückte.*)

Nach dem Verlust dieses Gefährten suchte Mirowitsch, indem er allerlei Gerüchte in Betreff des Prinzen Joann in Umlauf setzte, einen andern Vertrauensgenossen zu finden. Hier und da ließ er Winke über sein Vorhaben fallen; er hätte einige Tage vor der Katastrophe fast sein ganzes Vorhaben dem Seconde-Lieutenant Fürsten Tschesarydse verrathen, doch meinte er nicht, in dem Grade auf diesen bauen zu dürfen, wie auf Uschakov, und beschloß er zuletzt, ganz allein zu handeln. Zu diesem Zwecke bat er, am 20. Juni, nachdem die Kaiserin aus St. Petersburg nach Livland abgereist war, außer der Reihe den Wachtdienst auf der Schlüsselburger Festung versehen zu dürfen.**)

Am 4/15. Juli begegnete Mirowitsch auf einem Spaziergang innerhalb der Festungswälle dem Garnison-Capitän Wlassjew, welcher über die Person des Prinzen zu wachen hatte, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und machte ihm einige vorsichtige Andeutungen über sein Vorhaben, indem er die Frage an ihn richtete: „ob nicht Wlassjew ihn noch vor Ausübung des Entwurfs verderben werde?" Wlassjew unterbrach ihn mit den Worten: „Wenn das Unternehmen der Art sei, daß es dem Mirowitsch zum Verderben gereichen könne, so wolle er nichts davon hören". Hierauf kehrte Mirowitsch sogleich auf die Hauptwache zurück und schrieb dort einen Tagesbefehl, in welchem vorgeblich der neue Kaiser Joann Antonowitsch dem Befehls-

*) Nach Herrmann V., S. 649, war Mirowitsch von Uschakov zu dem Unternehmen überredet worden.

*) „Uschakov kam auf räthselhafte Weise um's Leben", sagt Herrmann a. a. O. 649.

**) Herrmann findet es mit Recht auffallend, daß dem Mirowitsch eine solche Bitte gewährt wurde.

haber des Smolenskischen Regiments, Korssakow, indem er diesem den Generalsrang ertheilte, den Auftrag gab, das Regiment den Eid leisten zu lassen und dasselbe nach St. Petersburg zum Sommergarten zu führen.

Mirowitsch war entschlossen, sogleich zur That zu schreiten; er rief drei Corporale und zwei gemeine Soldaten zu sich und suchte sie zur Theilnahme an der Verschwörung zu überreden. Die Einen widerstanden, die Andern meinten: wenn die Soldateska dafür sei, so seien sie auch damit einverstanden.

Mittlerweile hatte der Capitän Wlossjew es für nöthig gehalten, dem Grafen Panin von den Aeußerungen Mirowitsch's Mittheilung zu machen. Ein außerordentlicher Bote ging mit dieser Nachricht sogleich nach Petersburg ab. Dies geschah mit Genehmigung des Commandanten, welcher doch wohl den Bericht an Panin wird gelesen haben. Daraus wäre zu schließen, daß die Andeutungen Mirowitsch's im Gespräch mit Wlossjew nicht gravirend genug waren, um eine eigenmächtige Verhaftung des Abenteurers zu rechtfertigen. Waren dagegen die Aeußerungen Mirowitsch's, über welche wir nichts Genaueres wissen, sehr bedenklicher Art, so erscheint es allerdings auffallend, daß der Commandant nicht sogleich zur Verhaftung Mirowitsch's schritt. Bei Herrmann finden wir die Verwunderung ausgesprochen, daß der Commandant nichts that, um ein etwaiges Vorhaben Mirowitsch's zu vereiteln.

Um 2 Uhr Nachts erfuhr Mirowitsch von einem Unteroffizier, daß der Commandant einen Boten nach St. Petersburg absende. Weil er vermuthete, daß Capitän Wlossjew von seinen Aeußerungen Bericht erstattet habe, so beschloß er, keinen Augenblick länger zu säumen, zog sogleich seine Uniform an, nahm seinen Hut und Degen, stürzte in die Wachtstube und commandirte: „zum Gewehr!“ Als die ganze Mannschaft beisammen war, erschien er vor der Front, ließ die Flinten mit scharfen Patronen laden und befahl, Niemanden zum Festungsthor hinaus und in dasselbe herein zu lassen. Der Commandant der Festung, Baredinkov, aufmerksam gemacht durch den Lärm, kam aus seinem Hause herbeigelaufen und fragte Mirowitsch, was er denn vorhabe und warum er die Leute zum Gewehr aufbiete? Statt einer Antwort gab Mirowitsch dem Commandanten einen Kolbenstoß vor die Stirn und ließ ihn mit den Worten: „Warum hältst Du hier einen unschuldigen Fürsten gefangen?“ verhaften. Hierauf marschirte er mit dem ganzen Trupp Soldaten zu der Kaserne, in welcher der Prinz Joann Antonowitsch wohnte. Als die in der Kaserne aufgestellten Wachen die Heranrückenden anriefen, und keine andere Antwort, als: „Wir kommen, um Euch zu fassen“, erhielten, eröffneten sie ein lebhaftes Feuer, welches die Angreifer beantworteten. Es wurden im Ganzen 121 Schüsse gewechselt, ohne daß es Todte oder Verwundete gegeben hätte, „wahrscheinlich“, wie es in den Prozeßakten heißt, „weil der Nebel so stark war und wohl auch deshalb, weil die Angreifer höher, die Wachen tiefer und etwas gedeckt standen, besonders aber wohl deshalb, weil die Leute beiderseits schlaftrunken waren und sich auf Nichts ordentlich besinnen konnten“.*)

Mirowitsch's Soldaten zerstreuten sich einen Augenblick und sammelten sich dann in einiger Entfernung von der Kaserne um ihren Anführer, den sie mit der Frage bestürmten, nach welchen Vollmachten er so handle? Mirowitsch las ihnen aus dem von ihm für den Prinzen Joann verfaßten Manifest einige Sätze vor, von denen er glaubte, daß sie auf die Soldaten wirken würden. Die Soldaten aber haben später im Verhör ausgesagt, daß sie weder gehört noch verstanden, was Mirowitsch ihnen vorgelesen habe.

Hierauf näherte sich Mirowitsch allein der Kaserne und verlangte, die Wachen sollten nicht mehr feuern, sondern sich ergeben und ihn einlassen; mit ähnlichen Forderungen schickte er sodann den Garnison-Sergeanten zur Kaserne. Nachdem aber alle Drohungen wirkungslos geblieben waren, nahm er aus der Stube des Commandanten die Schlüssel und holte, von einigen Soldaten unterstützt, von einer Bastion eine Kanone herab; einem Artillerie-Corporal trug er auf, aus der Pulverkammer Munition herbeizuschaffen und ließ den Sechspfünder mit einer Kugel laden und mit der Mündung gegen die Kaserne richten. Noch einmal schickte er sodann den Sergeanten zur Kaserne mit der Aufforderung, den Widerstand aufzugeben, weil er sonst ein Kanonenfeuer eröffnen werde.

Der Capitän Wlassjew und der Lieutenant Tschekin sahen die Kanone und die Unmöglichkeit längeren Widerstandes, und um nicht unnöthigerweise Menschenleben zu opfern, beschlossen sie, nachzugeben. Sie ließen durch den Sergeanten antworten, sie würden nicht mehr schießen, erstachen aber gleichzeitig den Prinzen Joann Antonowitsch. Mittlerweile stürzte Mirowitsch mit seinen Soldaten auf die Kaserne los, eilte die Treppe hinauf, traf auf dem Flur den Lieutenant Tschekin und fragte ihn, indem er ihn bei der Hand faßte: „Wo ist der Kaiser?“ Tschekin antwortete: „Wir haben eine Kaiserin und nicht einen Kaiser“. Mirowitsch gab ihm einen Schlag auf den Kopf und schrie: „Gehe, zeige mir den Kaiser; öffne die Thüre“. Tschekin öffnete; es war dunkel, man holte Licht. Mittlerweile hielt Mirowitsch den Lieutenant Tschekin mit der linken Hand am Kragen und bedrohte ihn mit einer Bayonnetflinte in der Rechten, indem er sagte: „Ein Anderer würde Dich, Du Canaille, lange erstochen haben“. Man hatte Licht gebracht und Mirowitsch trat in das Gemach des Prinzen ein. Dieser lag — eine Leiche — am Boden. „Ihr Unsinnigen“, herrschte Mirowitsch Wlassjew und Tschekin an, „fürchtet die Strafe Gottes! warum habt Ihr das Blut eines solchen Menschen vergossen?“ Sie antworteten: „Sie hätten gar nicht gewußt, wer der Gefangene gewesen, und wer ihn ermordet, habe nur seine Dienstpflicht erfüllt“. Einige der Soldaten Mirowitsch's wollten Wlassjew und Tschekin sogleich tödten, aber Mirowitsch wehrte ihnen mit den Worten: „Jetzt haben wir keine Rettung mehr zu erwarten und sie werden Recht behalten, wir aber als die Schuldigen dastehen“. Er küßte dem ermordeten Prinzen Hände und Füße, ließ die Leiche auf ein Bett legen und aus der Kaserne auf die Hauptwache bringen. Dort ließ er alle Soldaten in Reihe und Glied aufstellen, den Zapfenstreich schlagen, dem Todten salutiren und abermals küßte er dem Todten die Hand, indem er sagte: „Hier ist unser Kaiser Joann Antonowitsch! Jetzt sind wir nicht glücklich, sondern unglücklich und ich mehr als alle Andern! Ich werde Alles leiden; Ihr seid nicht schuldig, Ihr habt nicht gewußt, was ich thun wollte, und nun werde ich für Euch Alle die Verantwortung tragen und alle Qualen erdulden“. Mit diesen Worten küßte er alle Soldaten. Hierauf ließ der Commandant, welcher selbst in Haft gewesen war, den Mirowitsch verhaften.

Die Untersuchung über Mirowitsch's Verbrechen wurde auf

*) Herrmann's Verwunderung darüber, daß „der Commandant sich geduldig in Verwahrung bringen ließ“, wäre somit ungegründet. Dagegen verdient die von ihm ausgesprochene Vermuthung Beachtung, „daß die den Soldaten ausgetheilten Patronen keine Kugeln enthalten hätten“.

besondern Befehl der Kaiserin von dem General-Lieutenant Waymarn geführt; hierauf ward der Angeklagte vor eine außerordentliche Commission gestellt, welche aus dem Senat, dem Synod, den Mitgliedern der drei obersten Rangklassen und den Präsidenten aller Collegien bestand. Mirowitsch berichtete bei allen Verhören mit großer Offenheit von allen Einzelnheiten seiner Verschwörung, von seinen Absichten und Motiven.

Mirowitsch ward zum Tode durch Enthauptung verurtheilt, sechs Unteroffiziere und Soldaten zum Spießrutbenlaufen und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit; der Seconde-Lieutenant Fürst Tschefarydse ward dafür, daß er Mirowitsch's Plan, den dieser ihm angedeutet, nicht rechtzeitig höheren Orts angezeigt hatte, seines Ranges verlustig erklärt, zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt und sodann zum Soldaten degradirt. Ein Hoflakai hatte im Gespräch mit Mirowitsch Aeußerungen der Unzufriedenheit über den Hof gethan und hinzugefügt, daß man im Volke davon rede, man werde den Prinzen Joann auf den Thron erheben: er wurde zu körperlicher Züchtigung verurtheilt und unter die Soldaten gesteckt. Außerdem sollten noch 41 Soldaten und Corporale die Strafe des Spießruthenlaufens erleiden; die Corporale wurden zu Soldaten degradirt, ohne je avanciren zu können.

So lautet die nach den Prozeßakten redigirte Darstellung Bludov's. Ob jenes Urtheil so vollstreckt wurde, wie es gefällt war, wissen wir nicht. Der Hauptschuldige indessen wurde hingerichtet. Solowjew erzählt in seinem Lehrbuche der russischen Geschichte (S. 456), daß das Volk, welches dem Schauspiel der Hinrichtung zusah und seit lange keinen derartigen Scenen beigewohnt hatte, in lautes Stöhnen ausbrach, als es den Kopf Mirowitsch's in den Händen des Scharfrichters erblickte; es entstand eine solche Bewegung, daß eine Brücke, auf welcher die Menge stand, schwankte und das Geländer derselben abbrach.

Vergleicht man die Erzählung Herrmann's mit der des Grafen Bludov, so überrascht die Uebereinstimmung Beider in manchen Einzelnheiten. Indessen ist Bludov's Darstellung detaillirter und dieser letztere Umstand ist die Veranlassung zu unserer kurzen Mittheilung. Der Verfasser, welchem Herrmann's Darstellung unbekannt geblieben sein mochte, und in dessen literarischem Nachlaß sich dieser Aufsatz fand, äußert nicht die leiseste Vermuthung, daß hier eine so arge Mystification zu Grunde liege, wie Herrmann anzunehmen geneigt ist. Ist Herrmann's Ansicht, daß auch das ganze Gerichtsverfahren ein abgekartetes Spiel gewesen sei, irgendwie zu begründen, so haben natürlich die Mittheilungen Bludov's, welche auf archivalischen Studien der Prozeßakten beruhen, keinen Werth. Der Verfasser spricht aber auch von „Mirowitsch's Papieren" und dort hätte sich leicht Aufschluß über eine solche allseitige Verschwörung gegen das Leben Joann's finden lassen, wenn man nicht etwa alle solche Spuren sorgfältig getilgt hatte. Wir haben keinen Grund, in der Abfassung des Aufsatzes durch den Grafen Bludov und in der Herausgabe desselben durch seinen Biographen eine besondere Absicht zu erblicken.

Wir halten die ganze Frage durch diese Materialien für nicht spruchreif, machen aber darauf aufmerksam, daß Herrmann's Argwohn auf Gerüchte gegründet ist, die Ermordung Joann's aber in der allgemeinen Unsicherheit ihre Rechtfertigung findet, welche die Hofgeschichte jener Zeit charakterisirt. Greuelthaten allerlei Art geschahen häufig. Prätendenten fanden leicht Anhänger, wie die Reihe der Abenteurer beweist, welche ebenfalls um jene Zeit sich für Peter III. ausgaben. Bei solchen Gefahren ist der Umstand, daß Katharina, als die Katastrophe sich ereignete, nicht in Petersburg anwesend war, vielleicht eher entlastend als gravirend.

Die ganze Frage hat nicht sowohl historisches als criminalistisches Interesse. War Mirowitsch allein schuldig, so hat er wenigstens keine Partei gehabt, auf deren Geheiß und in deren Vortheil er handelte. In keinem Falle machte er den Eindruck einer Capacität. Die Angelegenheit erscheint fast als eine Privatsache. Steht die Urheberschaft nicht ihm, sondern der Umgebung Katharina's oder gar der Kaiserin selbst zu, so ist sie wenigstens bisher so wenig bewiesen, daß kein Geschworenen-Gericht das Schuldig auszusprechen wagen dürfte.

Kleine literarische Revue.

— **Das Zwangs-Cölibat für Mittellose in Deutschland.***) Die beste Empfehlung einer Schrift ist die Thatsache, daß sie überzeugend dem darin verfochtenen Gedanken zum Siege verholfen hat. Es unterliegt keinem Bedenken, dem oben bezeichneten, jetzt in besonderem Hefte ausgegebenen Aufsatze des Dr. Karl Braun einen gewichtigen Einfluß auf das Zustandekommen des Norddeutschen Bundes-Gesetzes zuzuschreiben, welches im Bundesgebiete die polizeilichen Ehe-Beschränkungen aufhebt. Damit hat aber die Schrift noch nicht ihr letztes Ziel erreicht. Sie theilt haarsträubende Geschichten über die Anordnungen mit, welche in dem von gewisser Seite übermäßig als Hort der Freiheit gerühmten Süddeutschland zum Theil noch heute zu Recht und in Anwendung bestehen, um die Heiraten in den unteren Klassen des Volks zu hintertreiben. Es wird nachgewiesen, daß diese Anordnungen ebenso mit dem alten germanischen Rechte, wie mit den früheren Gebräuchen der Kirche, im Widerspruche stehen und lediglich von dem überhaupt mit schweren volkswirthschaftlichen Sünden belasteten Feudalismus und Territorialismus der beiden letzten Jahrhunderte im nackten Egoismus eingeführt worden sind. Mögen nun auch selbst Männer von ausgesprochen liberalen Grundsätzen, wie Robert von Mohl und Bluntschli, seltsamer Weise dem Zwangs-Cölibat der Mittellosen das Wort reden — alle Gründe des Rechts, der Volkswirthschaft und der Moral sprechen dafür, dasselbe überall, wo es etwa noch besteht, zu beseitigen. Dort wird daher die Braun'sche Schrift mit ihrer gründlichen Erörterung des Gegenstandes, mit ihrer schlagenden Beredtsamkeit, mit ihren frappanten rechtlichen, historischen und statistischen Aufstellungen noch gute Dienste zu leisten haben.

— **Die landwirthschaftlichen Verhältnisse Preußens.** Von dem Werke des Regierungsrathes Dr. Aug. Meitzen über die Landwirthschaft des preußischen Staates**), dessen Bearbeitung wir

*) Von Dr. Karl Braun. Separatabdruck aus der Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte, herausgegeben von J. Faucher. Jahrgang 1867. Band IV. Berlin, F. A. Herbig.

**) Dr. August Meitzen: Der Boden und die landwirthschaftlichen Verhältnisse des Preußischen Staates nach dem Gebietsumfange vor 1866. Im Auftrage der Ministerien der Finanzen und der landw. Angelegenheiten, unter Benutzung der amtlichen Quellen dargestellt. Berlin, Wiegandt u. Hempel, 1868.

bei Gelegenheit der Besprechung des schlesischen Urkundenbuches desselben Verfassers erwähnten, ist nun seit einigen Wochen der erste Band erschienen. Er enthält zwei Hauptstücke, von denen das erste eine Statistik und Beschreibung des Staatsgebiets liefert, das zweite die Agrar-Verfassung und Landeskultur-Gesetzgebung behandelt. Von dem zweiten hat uns namentlich die Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der gutherrlich-bäuerlichen Verhältnisse und der Besiedelung und Flureintheilung interessirt. Verschieden war der Entwickelungsgang, besonders in den ursprünglich deutschen und in den erst seit dem zehnten Jahrhundert von Deutschen besiedelten, früheren Slavenländern. Herr Meitzen, welcher auf diesem Felde umfassende Studien gemacht hat, theilt die Ergebnisse derselben mit großer Gründlichkeit und Vollständigkeit mit. In dem statistischen Theile dagegen haben wir eine Lücke wahrgenommen; diejenigen Tabellen nämlich, welche das Statistische Büreau in seinen verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat, z. B. von den Größenverhältnissen der ländlichen Grundstücke, sind hier nicht wiedergegeben, sondern es wird lediglich darauf hingewiesen. Das Material zu dem tüchtigen Werke haben hauptsächlich die Abschätzungen zur Grundsteuer-Regulirung nach dem Gesetz vom Jahr 1861 geliefert.

— **Us'm Neckerdhal.** *) Was man auch einwenden mag gegen den Gebrauch der platten Mundarten, des Nieder- und Oberdeutschen und der anderen Volksdialekte in der Poesie — wo dieselben eigenthümlich geartet sind im Bau und in der Etymologie, da wird man der Sprache oder der Mundart eine gewisse Berechtigung nicht absprechen können; das wird nur da geschehen müssen, wo das sogenannte Platte, die Mundart des Volkes, nichts weiter wie ein verdorbenes Hochdeutsch ist. Seit Hebbel's allemannischen und Fritz Reuter's plattdeutschen Dichtungen aber hat sich die Wiederbelebung dieser alten Dialekte in immer weiteren Kreisen Freunde erworben, und so begrüßen wir auch dieses Bändchen Gedichte mit Freuden. Es ist nicht ihrer Sprache wegen, auch ihr Inhalt stellt sie unseren besten Volksdichtungen an die Seite. Sie sind von tiefem poetischem Gehalt, so namentlich das mit der Ueberschrift: „Der Moi ischt komme'", ferner das Storchlied: „Uf'm Kirchdhurm do klappert", so die „Zwoi Deng", „Der luschdige Musikant" und eine Menge anderer; dabei ist die Form leicht und der Reim fließend, und überall zeigt sich ein tiefes Verständniß des ländlichen Lebens und jene ungeschminkte, naive Wiedergabe desselben, die uns an einen unserer besten Volksdichter, an Hoffmann von Fallersleben, lebhaft erinnert hat. Wir glauben, daß gerade diese Aehnlichkeit eine hinreichende Empfehlung für die kleine uns vorliegende Sammlung sein wird.

— **Jugendschriften.** Von des wackeren Jugendschriftstellers Ferd. Schmidt Bearbeitungen: „Die Nibelungen" (für Jung und Alt erzählt), „Benjamin Franklin" und „Richard's Fahrt nach dem heiligen Lande" ist die vierte Auflage in schmucken Bändchen erschienen,**) die zu Weihnachtsgeschenken vorzugsweise sich eignen. — Von Max Moltke's „Klassischer Jugendbibliothek"***) sind die Lieferungen 5—12 (à 2½ Sgr.), „Becker's Erzählungen aus der alten Welt" fortsetzend, soeben versandt worden.

*) Gedichte in schwäbischer Mundart von Wilh. Stein. Stuttgart, Carl Grüninger, 1868. VIII u. 138 S. 8.

**) Berlin, Hugo Kastner.

***) Leipzig, J. M. Gebhardt.

— **Schiller's Glocke französisch.** Herr Desiré Corbier, Herausgeber des Almanach de Gotha, hat eine wohlgelungene, in den Versmaaßen des Originals gedichtete, Zeile um Zeile dasselbe deckende, französische Uebersetzung des „Liedes von der Glocke" geliefert, die mit dem Text en regard im Druck erschienen ist.*)

Compagnons, voici le moule
Dans le sol bien affermi.
Vite à l'oeuvre! Que l'on coule
La cloche dès aujourd'hui!
Un front tout en nage
Fait qu'on rend hommage
Au maître labourieux;
Mais le succès vient des cieux!

A notre sérieux ouvrage
Joignons des discours sérieux;
Après une parole sage,
Le travail avance bien mieux.
Voyant ce qu'à force d'adresse
Exécutent nos faibles bras,
Méprisons dans notre sagesse
L'ouvrier qui ne pense pas.
De l'homme c'est l'honneur suprême,
De sa raison le but divin,
De sentir germer en lui-même
Toutes les oeuvres de sa main.

In Deutschland wird man dem französischen Bearbeiter gewiß zugestehen, daß er Schiller's Worte vortrefflich aufgefaßt und treu wiedergegeben hat. Ob man jedoch in Frankreich nicht gegen seine Poesie auszusetzen haben wird, daß sie etwas zu germanisch sei, wagen wir nicht zu verneinen.

Literarischer Sprechsaal.

Friedrich Spielhagen ist die Auszeichnung zu Theil geworden, daß ihm die Westminster Review in ihrer neuesten Vierteljahres-Nummer (Oktober 1868) einen langen kritischen Artikel widmet und daran überaus anziehende Betrachtungen über den deutschen Roman knüpft. Der Roman, sagt der Reviewer, gewährt von allen zeitgenössischen Erscheinungen der Literatur das beste Spiegelbild des nationalen Gesellschaftslebens, und nur ein feiner, dem betreffenden Volke selbst angehörender Sitten-Beobachter vermag für dieses Volk einen guten Roman zu schreiben. Gleichwie der „Don Quixote" nur von einem Spanier geschrieben werden konnte und gleichwie Cervantes als einer der sinnreichsten Spanier seiner Zeit gilt, so müssen wir auch in dem Verfasser der „Problematischen Naturen" ein echtes Kind seiner Zeit und seines Landes erkennen. „Kein Anderer, als ein Deutscher, hat so schreiben können, wie er gethan; wer nicht mit dem zeitgenössischen, sozialen und politischen Leben Deutschlands näher bekannt ist, der vermag auch die Charaktere, die Spielhagen zeichnet, die Scenen, in welchen er sie uns vorführt, nicht vollständig zu verstehen und zu würdigen." Andererseits meint der Reviewer, daß mit den veränderten Sitten und Ansichten eines Volkes auch der Sittenroman, der zu seiner Zeit als klassisch gegolten, an Werth verliere. „Tom Jones" von Fielding, welchen Ludwig Tieck

*) Le chant de la cloche, par Desiré Corbier. Gotha, Stollberg, 1868.

für den besten Roman der ganzen Volksliteratur erklärt habe, werde heutzutage in England, trotz seinem Humor und seiner lebhaften Handlung, nur noch von Wenigen gelesen. Ja, diejenigen, die es gethan, erklären Tom Jones für einen sich nicht über das Gewöhnliche erhebenden, unsittlichen Roman. In der That fehlt es darin, wie in allen anderen Werken Fieldings, an jedem ethischen oder ästhetischen Zweck, an jedem erhabenen Ziele, das die Seele des Lesers fesselt, indem es ihm sittlichere und edlere Erscheinungen der menschlichen Natur zeigt, als das gewöhnliche Leben sie darbietet. Allerdings müssen wir dabei Fielding die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er, bei allen seinen Darstellungen des gemeinen Lebens, doch niemals zu unsittlichem, unter der Maske glatter schöner Formen verstecktem Sinnenkitzel greift, wie es die heutigen französischen Romanschreiber thun." Am Schlusse seines überaus eingehenden, gründlichen Artikels sagt der Reviewer: „Spielhagen, als Schilderer eigenthümlicher Charaktere, als Darsteller der mannigfaltigsten, landschaftlichen und sozialen Sitten, scheint uns jeden anderen neueren Romandichter der Deutschen zu übertreffen. — Auch finden sich in seinen Werken moralische und philosophische Betrachtungen eingestreut, die, wenn sie auch für Hochgebildete nicht den Reiz der Neuheit haben, sich doch jedenfalls durch ihre poetische Form empfehlen."

Das Novemberheft des englischen Buchhändlerblattes „The Bookseller" bemerkt: „Für die bevorstehende Weihnachtssaison sind mehr Bücher angekündigt, als seit einigen Jahren der Fall war. Augenscheinlich hat sich die Conjunctur etwas gebessert: die Geschäftsstockung, von welcher der Buchhandel so lange betroffen war, ist im Aufhören. Die allgemeine Parlamentswahl ist allerdings ein periodisch sich wiederholendes Uebel, dem aber gewöhnlich eine neue Geschäftsbelebung und dasjenige zu folgen pflegt, was vor allen Dingen noththut: — Vertrauen. Wir haben auch Ursache, für die reiche Aerndte dankbar zu sein, die im Lande mehr Reichthum und Wohlbefinden verbreitet, als irgend eine Aenderung des Ministeriums. Es ist bemerkenswerth, daß zu einer Zeit, wo der Irländischen Kirche jedenfalls eine bedeutende Umwandlung bevorsteht, nicht ein einziges Werk über ihre Geschichte, ihren Nutzen, ihre Missionsarbeiten, ihre ausgezeichneten Prälaten und Geistlichen und was sonst auf sie Bezug hat, erschienen oder angekündigt ist. Alle ihre alten Vertheidiger sind verstummt. — Unter den Weihnachtsbüchern ist diesmal die Holzschnitt-Illustration weniger vertreten, wogegen mehrere Werke mit colorirten Bildern und mit Photographieen angekündigt sind. Die Vollendung der von Doré illustrirten Prachtausgabe von Tennyson ist ein Ereigniß in unserem Buchhandel. Ebenso werden die beiden Bände mit Illustrationen der von Ihrer Majestät und dem Prinzen Albert besuchten Landschaften, von welchen die Königin Victoria selbst einen Theil gezeichnet hat, allgemeines Interesse erregen."

Unter dem Namen Holbein-Society ist in London ein Verein zusammengetreten, der es sich zur Aufgabe macht, von alten seltenen Büchern, zu deren Herstellung sich die Kunst mit der Literatur verbunden, Facsimile-Abdrücke zu veranstalten. Bekanntlich giebt es viele solcher Werke, die dem Meister Hans Holbein ihren Kunstschmuck verdanken, und deshalb hat sich die „Holbein-Gesellschaft" mit seinem Namen geschmückt. Die mit Hilfe der Photolithographie zu reproduzirenden Werke sollen den Mitgliedern der Gesellschaft zu sehr mäßigen Preisen geliefert werden, und zwar soll der Anfang mit Holbein's „Todtentanz" (Lyon, 1538) und mit seinen „Bildern für das Alte Testament" (1548) gemacht werden. Zu einem großen Theil der seltenen alten Werke, deren Reproduction der Verein im Auge hat, existiren lateinische Texte, zu einigen aber auch Uebersetzungen in neuere Sprachen, die von gleichem Alter sind. Wo solche Uebersetzungen in's Englische, Französische, Italiänische oder Deutsche noch nicht vorhanden, sollen sie, wo möglich, neu veranstaltet werden, da man hofft, daß die von der „Holbein-Gesellschaft" geförderten Kunstdruckwerke in der ganzen civilisirten Welt Verbreitung finden werden. Trübner's Record bringt mit seiner Nummer vom 31. October eine Probe des photolithographischen Drucks nach Holbein's „Todtentanz", die, sowohl dem Papier wie dem Druck nach, ein Spiegelbild des alten Originales zu sein scheint.

Das Organ der Vlamingen in Brüssel, die Vlaamsche Tijding, die bisher dreimal wöchentlich ausgegeben wurde, wird vom 1. Januar 1869 ab täglich erscheinen — ein erfreulicher Beweis, daß die Sprache des Volkes auch in der belgischen Hauptstadt mehr und mehr zu Ehren kommt. Allerdings sind gerade in Brüssel die Gegner der vlamischen Sprache thätiger, als in irgend einer anderen brabantischen oder flandrischen Stadt; hier wird die Französirung von mächtigen vornehmen Gönnern unterstützt, und es bedarf von Seiten der literarisch gebildeten Vlamingen großer Anstrengungen, um ihrer Sache im Volke mehr Boden zu gewinnen. Die täglich erscheinende Vlaamsche Tijding wird für den niedrigen Preis von 14 Francs (etwa 4 Thlr.) jährlich geliefert. Man sollte doch auch in Deutschland dieses Unternehmen durch Anschaffung des Blattes in Lesegesellschaften rc. fördern.

Nur ein Engländer ist im Stande, einen Roman zu schreiben, wie „Großmutters Geld".*) Nicht daß wir damit einen Tadel aussprechen wollen, vielmehr sind die Charaktere scharf gezeichnet, die Handlung verläuft regelrecht und die Katastrophe entwickelt sich mit Nothwendigkeit aus den Charakteren. Aber gerade die Strenge dieser Consequenz, die vorherrschende Thätigkeit des Verstandes, die harte Regelrichtigkeit, in welcher sich die Personen, je nach der ihnen einmal ertheilten Signatur, bewegen, das ist es, was der Erzählung ihren specifisch englischen Typus aufdrückt. Die Phantasie und das Gefühl treten zurück, und selbst in Augenblicken, wo man erwartet, daß die Personen warm reden könnten, daß das Gefühl den Verstand bemeistern und sie einmal aus sich heraustreten und ihrer Natur und Anlage zuwider handeln könnten, herrscht die Regel vor und die Berechnung. Freilich bei Personen, wo das Geld Alles beherrscht, können wir Anderes nicht erwarten, und auch in den beiden einzigen Menschen, bei denen das Gefühl vorzuwiegen scheint und die recht unter dem gewaltigen Einfluß dieses unerbittlichen Herrschers handeln und sich bewegen, in den beiden Frauenherzen, der jungen Alice und ihrer älteren Freundin Barbara, zwingt der Verstand das aufwallende Gefühl in die Bahn des Rechten und Guten.

*) Großmutters Geld. Roman von Frederick W. Robinson. Aus dem Englischen von Helena Hardt. 3 Bände. Leipzig, Bernhard Schlieben, 1869. (237, 262, 236 S. 8.

Von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist zu beziehen:

Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,

gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von **Herman Grimm.** Dritte Auflage 1865. Velinpapier. 8. geb. 10 Sgr. (401)

Der zweite Abdruck (1864), die Photographieen der Brüder Grimm enthaltend, kostet 20 Sgr.

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Preussische Jahrbücher.

Durch **Louis Finsterlin** in München und jede Buchhandlung ist zu beziehen:

Pragmatische Geschichte der Erde

von Entstehung, Gestaltung, Verwandlung, Granit-, Eis-, Wasser-, Inseln-, Thier-, Menschen- und Mondbildung, Ueberfluthung, Zertheilung, Oceanirung und Fortentwickelung nach physisch, geologisch, biblisch, mythisch, geschichtlichen Quellen von Thumser. Keines der vielen Schöpfungs- und Entwicklungs-Systeme von Thales bis Humboldt ist nach der jetzigen Vernunft- und Erforschungswissenschaft haltbar. Obiges Werk ist nach dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft unwiderlegt und unwiderlegbar. Der Autor zahlt Jedem für jeden nachgewiesenen Sachfehler einen Thaler. (402)

Preis: Broschirt fl. 1. 36 oder 28 Ngr.

So eben erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

So sprechen die Schwaben.

Sprichwörter, Redensarten, Reime,
gesammelt (403)
von
Dr. **Anton Birlinger.**

Velinpapier. 16. mit eleg. Umschlag; 12 Sgr.

Der Verfasser, ein Kenner von Land und Leuten in Schwaben, stellt hier, was er und seine Freunde auf mancherlei Kreuz- und Querzügen gesammelt, zu einem Büchlein zusammen. Hie und da etwas derb, fesselt es durch urwüchsigen Humor und naive Lebensweisheit.

Sprachwissenschaftliches Volksblatt.

Im Verlage von **Albert Fritsch** in **Leipzig** erscheint regelmäßig:

Deutscher Sprachwart.

Zeitschrift für Kunde und Kunst der Sprache; insonderheit für Hege und Pflege unserer Muttersprache in allen ihren Mundarten; für Schirm und Schutz ihrer Gerechtsame in Heimat und Fremde; für Reinheit und Richtigkeit ihres Gebrauchs in Rede und Schrift. Herausgegeben von **Max Moltke.**

Jährlich 24 Nummern. Lex.-8. 2 Thlr.

Von jetzt ab wird für die Abnehmer mit jeder Nummer halbbogenweis gratis beigegeben: (404)

Shakespeares Hamlet englisch u. deutsch.

Neu übersetzt u. erläutert von **Max Moltke.**

☛ In keiner Schul- oder Vereinsbibliothek, in keinem Journalzirkel sollte der Deutsche Sprachwart fehlen.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Neue lykische Studien

von
Moriz Schmidt
und

Das Decret des Pixodaros

von
W. Pertsch.

Mit zwei lithographischen Tafeln.
Preis 4 Thlr.

Ende des vorigen Jahres erschien:

The lycian inscriptions

after the accurate copies
of
the late **Augustus Schoenborn**
with a critical commentary and an essay on the alphabet and language of the Lycians.
By
Moriz Schmidt,
Professor in Jena.
Preis 6 Thlr.

Jena, 1868. (405)

Mauke's Verlag (Hermann Dufft).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Bilder-Atlas.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversat.-Lexik.

Zweite vollständig umgearbeitete Auflage.

500 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie. Nebst erläuterndem Texte.

In Lieferungen zu 7½ Sgr.

Erste Lieferung.

Die neue Auflage des „Bilder-Atlas", von den tüchtigsten Fachmännern bearbeitet, bietet eine nothwendige Ergänzung zu jedem Conversations-Lexikon, ist aber auch zugleich ein Werk von völlig selbständigem Werthe, das in seiner systematischen Ordnung den mannichfachsten Bildungszwecken entspricht. (406)

Die erste Lieferung enthält: Astronomie (von Prof. Bruhns) Taf. 7; Zoologie (von Prof. Vogt) Taf. 1; Seewesen (von Corvettenkapitän Werner) Taf. 5; Botanik (von Prof. Willkomm) Taf. 6; Geographie Taf. 21. 22., die Schweiz, gez. von Dr. H. Lange.

In allen Buchhandlungen ist die erste Lieferung vorräthig und werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Herman Grimm: Ueber Künstler und Kunstwerke.

Zwei Bände. 1865 und 1867. Mit 15 Photographieen. Velinpapier. Zu je 2 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten ein überaus reiches Material zur Kunstgeschichte, namentlich über Raphael, Michelangelo, Dürer, Holbein, Lionardo. Der erste Band enthält photographische Darstellungen von Kunstwerken (namentlich von Dürer und Michelangelo), der zweite (hauptsächlich von Raphael und Lionardo) zum Theil nach den Originalen, zum Theil nach Stichen angefertigt. (407)

Die Sprache und ihr Leben. Populäre Briefe über Sprachwissenschaft von Prof. Dr. A. Boltz. 10 Bog. gr. 8. 24 Sgr. Leipzig, H. Haessel.

Der Zweck dieser Schrift ist, die allgemein interessanten Ergebnisse der neueren (vergleichenden) Sprachwissenschaft den Gebildeten aller Stände zugänglich zu machen. Blätter wie Mag. f. d. Lit. d. Ausl., Augsb. Allg. Ztg. u. A. m. haben das Werk auf das Günstigste besprochen. (408)

Wir sind in den Stand gesetzt

Webster's
Complete Dictionary
of the English Language
thoroughly revised and improved
by **Ch. A. Goodrich & Noah Porter**
(Der etymolog. Theil von Dr. Mahn.)

Neunte Ausgabe mit Illustr., 1 starker Band in-4. geb. in engl. Leinen,
bisheriger Preis 12 Thlr., (409)
für 8 Thlr. 12 Sgr.

zu liefern. Die Gelegenheit, das unentbehrliche Werk zu diesem billigen Preise zu erwerben, dürfte eine bald vorübergehende sein.

A. Asher & Co. in Berlin,
No. 11., Unter den Linden.

Verlag von **Firmin Didot Frères, Fils & Co.** in Paris.

Folgende soeben erschienene Novitäten halten wir als geeignete Geschenke zum bevorstehenden Weihnachtsfeste bestens empfohlen:

Les amis de nos enfants. 1 Vol. in-8., illustré de 75 gravures. Geb. in Leinw. mit Goldschnitt. Preis 2 Thlr.

Nos compagnons fidèles. Conversations d'un père avec ses enfants. 1 Vol. in-8., illustré de 75 gravures. Cart. in Leinw. mit Goldschnitt. Preis 2 Thlr.

Lacroix, P., les Arts du moyen âge et à l'époque de la Renaissance. Ouvrage illustré de 17 planches chromolithographiques exécutées par F. Kellerhoven, et de 400 gravures sur bois. 1 Vol. très-grand in 8. Preis broch. 6 Thlr. 20 Sgr.; relié en chagrin, tranche dorée, plat toile avec dorures reproduisant le dessin d'une reliure italienne du XVI. siècle et gardes antiques 8 Thlr. 16 Sgr.

Um eine Idee von der Reichhaltigkeit und Vollständigkeit dieses prächtig ausgestatteten Werkes zu geben, lassen wir nachstehend die Titel der verschiedenen Capitel folgen: Ameublement — Tapisserie. — Céramique. — Armurerie. — Sellerie. — Orfèvrerie. — Horlogerie. — Instruments de musique. — Cartes à jouer. — Peinture sur verre. — Peinture murale. — Peinture sur bois, sur toile, etc. — Gravure — Sculpture — Architecture civile, religieuse et militaire. — Parchemin, papier. — Manuscrits. — Peinture des manuscrits. — Reliure. — Imprimerie.

Rambosson, J., Histoire des météores et des grands phénomènes de la nature. 1 Vol. grand in-8., illustré de 90 gravures par Yan Dargent et de deux planches chromolithographiques. Preis broch. 1 Thlr. 20 Sgr.; cart. 2 Thlr. 5 Sgr.; gebd. 2 Thlr. 20 Sgr.

Lemoyne, André, les Charmeuses, Paysages des Bois et des Grèves. 1 Vol. grand in-8., illustré de dix eaux-fortes par G. de Bellée, Feyen-Perrin et Lecomte. Preis broch. 1 Thlr. 20 Sgr.; avec les eaux-fortes sur papier vergé 2 Thlr.; sans les eaux-fortes 20 Sgr.

Paris, im November 1868. (410)

Firmin Didot Frères, Fils & Co.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 12. Dezember 1868. [Nº 50.

Inhalt.

Deutschland und das Ausland.

Süddeutschland und der Norddeutsche Bund.

Herr Dr. Konrad Schottmüller, jetzt in München, sendet uns mit Bezug auf die in Nr. 46 des „Magazin" enthaltene Beurtheilung seiner Schrift: „Die Entstehung des Stammherzogthums Baiern am Ausgange der Karolingischen Periode", eine Entgegnung ein, in der er, abgesehen von einigen kleineren Irrthümern des Kritikers, gegen die von Letzterem aus der Schrift gezogenen Consequenzen in Bezug auf die Auffassung der deutschen Vergangenheit protestirt. Herr Schottmüller schreibt:

Mein Kritiker sagt: „Die Gegenwart und die Zukunft sind Kinder der Vergangenheit". Wäre diese Auffassung richtig, so würde damit unserer deutschen Zukunft das Urtheil gesprochen sein. Da nun in einer Zeit, wie der jetzigen, wo Erfolg und Mißerfolg den Glauben an ein deutsches Vaterland verschiedenen Schwankungen unterwerfen und in den verschiedenen Theilen Deutschlands sehr weit auseinandergehende Hoffnungen sich an die Zukunft heften, so ist es ganz besonders geboten, wieder und immer wieder auf die wahren Ursachen unserer Jahrhunderte langen, politischen Zerfahrenheit zurückzukommen, um, nach der klaren Erkenntniß der Hindernisse, an deren Beseitigung zu arbeiten. Man darf sich nicht den von Parteileuten über Süddeutschland verbreiteten Ansichten unbedingt anschließen; denn wenn es auch eine starke, auf Anschluß an den Norden dringende Partei hier giebt, die Mehrzahl, selbst der Einsichtigeren, ist nicht dafür; und die Art und Weise, mit der der Anschluß des Südens gefordert wird, ist nicht geeignet, die Anzahl der Widerstrebenden zu vermindern. Doch ist dieses nur äußere Veranlassung; der Grund der Abneigung gegen Preußen liegt tiefer; er ist in der Vergangenheit des deutschen Volkes weithin zu verfolgen. Er liegt eben in der Natur desselben.

Vom Auftreten des deutschen Stammes an lassen sich zwei Wege in seinen politischen Bestrebungen verfolgen, der eine auf Einheit, der andere auf die Selbstandigkeit der Stämme gerichtet, und zwar sind dies dieselben Bestrebungen, welche, in Athen auf übermäßige Ausbildung der individuellen Freiheit gerichtet, in Sparta dieselbe verkümmernd, das uns geistesverwandte alte Griechenland, trotz aller Begabung und trotz aller Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Industrie, verhindert haben, sich staatlich zu gestalten. Deutschland, das auf dem Gebiete des Verfassungslebens beinahe alle Phasen durchgemacht, hat durch jeweiliges Betreten bald des einen, bald des andern Weges auf keinem von beiden Besonderes geleist et Die auf Selbständigkeit der Stämme strebende Richtung sehen wir gleich beim Eintreten unseres Volkes in die Geschichte am Ruder; und so oft sie auch zurückgedrängt wird, immer wieder und wieder tritt sie hervor, und da die deutschen Könige sie nur dort, wo sie ihnen am gefährlichsten dünkte, in der Selbständigkeit der Stammherzogthümer, bekämpften, so führte sie schließlich zur völligen Zersplitterung des Vaterlandes. Erst der glänzende Sieg dieser Richtung brachte die Gegenströmung, welche seit mehr als 600 Jahren nur Niederlagen aufzuweisen hat, dazu, auf kleinen Nebengebieten das verlorene Terrain wiederzugewinnen, was auf politischem Felde ihr nicht gelungen war; und so sehen wir, daß nachdem in Bezug auf Handel, Zoll, Post und Münze eine gewisse Einigung erzielt war, man auch auf staatlichem Gebiet das Nämliche versuchte, wenn auch zunächst nur mit Hilfe des lockern Bandes eines Bundes. Kaum ist aber dieser im Verhältniß des zu Erreichenden geringe Vortheil erzielt, so drängt schon die geschlagene, auf Selbständigkeit der einzelnen Landschaften gerichtete Strömung zur Vernichtung des Gewonnenen heran. Wollen wir uns noch einmal in einen Kampf mit ihr einlassen, es zu einem wirklichen Bruderkriege kommen lassen? oder soll nicht lieber das Berechtigte dieser durch Jahrhunderte als einer deutschen Eigenthümlichkeit bewährten Strömung anerkannt und den einzelnen durch Dialekte, Sitten und Gewohnheiten verschiedenen Landschaften eine gewisse Selbständigkeit eingeräumt werden?

Der Gegensatz zwischen deutschem Norden und Süden ist größer, als man in der Regel in Norddeutschland annimmt; er ist auch nicht durch Zeitungsschreiber hervorgerufen; er beruht vielmehr auf der gänzlich verschiedenen Auffassung aller politischen und religiösen Verhältnisse, einer Auffassung, die nicht durch gewonnene Schlachten, wohl aber durch weise Mäßigung seitens der gerade herrschenden Einheitspartei, ferner durch den von den Eisenbahnen vermittelten Austausch der Meinungen und vor Allem durch die Zeit geändert werden wird. Es wird vielleicht möglich sein, auch ohne gleichmäßige Berücksichtigung der beiden in der deutschen Vergangenheit begründeten Richtungen eine politische Einigung des Vaterlandes herzustellen daß diese aber befriedigen und alle Theile unseres reichen Volkslebens mit seinen individuellen Schönheiten zur vollen Entfaltung bringen sollte, ist kaum anzunehmen. Darum ist der Mahnruf nicht oft genug zu wiederholen: „Haltet Wacht, daß die Gegner nicht die Oberhand gewinnen, aber seid auch gegen ihre Forderungen gerecht!" Dr. K. Schottmüller.

Ein Verkündiger der natürlichen Religion.*)

Nach dem Vorgange englischer Theisten, namentlich Lord Brougham's und Anderer, setzt der Verf. der untengenannten Schrift, Herr Max Wolff, an die Stelle der positiven Religion mit ihrem Cultus und ihren Dogmen den kategorischen Imperativ, „das Gewissen" mit seinem „Du sollst"! Diese „Religion des Gewissens" befriedigt, nach ihm, zugleich die Forderungen der Vernunft, des Gefühls und des praktischen Bedürfnisses; es bedarf daher an Stelle der Vernunftreligion (des Rationalismus), oder der Religion des Gefühls (des Mysticismus), sowie an Stelle der Kirche, nur noch des Gewissens. „Der Mensch hört die Stimme des Gewissens, und er weiß, auf weß Armen er ruht. Das Gewissen ist Gottesbewußtsein. Die Pflicht gründet die Religion."

Es versteht sich von selbst, daß diese Religion des Gewissens eine durchaus subjective ist. „Ist es also das Gewissen, das uns zur Religion anregt, dann haben wir den Gegenstand religiöser Verehrung in uns selber; ist es die Gottheit, die zu uns redet, dann hat die Gottheit uns zu ihrem Träger erkoren." Mit dieser Forderung werden diejenigen sich einverstanden erklären, die die Religion und den Gottesbegriff nicht als etwas für sich Seiendes, Außerweltliches, Transcedentales, sondern als uns immanent, als eine Forderung unseres Bewußtseins, unseres Geistes, als in unserem Gemüth oder im Geist des Menschen erzeugt, Gott als den Gott des Menschen, d. h. als die Offenbarung des Absoluten im menschlichen Geist, bezeichnen.

Aber so leicht, wie es uns anfangs scheint, ist es mit der Religion des Gewissens doch nicht. Wenn auch die bloße Form des Befehls, das imperative Soll genügt, um den Blick in eine sittliche Welt zu öffnen und uns zu religiöser Verehrung zu stimmen: im Widerstreit der Pflichten, wie sie das menschliche Leben in seiner Mannichfaltigkeit erzeugt, genügt es nicht mehr bloß zu wissen, daß es eine Pflicht giebt, sondern das „Du sollst" muß für jeden Einzelfall specialisirt werden. „Der gute Wille, d. h. die Neigung, das Gute erreicht zu sehen, genügt selbst für die einfachste Pflichterfüllung nicht. Es muß die Erkenntniß des Richtigen da sein und die Fähigkeit dazu kommen, das recht Erkannte zweckmäßig auszuführen. Der bloße Wille des Guten ist rein waffenlos. Er muß zu seiner Hilfe das ganze übrige Geistesvermögen heranziehen. Das Gewissen hat die Vernunft zum Waffenbruder."

Hier finden wir schon eine Abweichung von dem einfachen Princip, welches der Verf. als das einzige Postulat aller Religion anfangs hinstellt, dem Gewissen; es bedarf der Vernunft und der ganzen geistigen Kraft des Menschen, das Rechte zu erkennen und auszuführen, Erkenntniß und Willenskraft. Freilich ist die Erkenntniß nach dem Verf. schon mit in dem Gewissen als eine Eigenthümlichkeit desselben enthalten. Er sagt: „Zweierlei ist es, was wir als die Eigenthümlichkeit des Gewissens gefunden haben. Einmal lehrt es uns Gott kennen, sein Dasein, seine Art zu sein. Dazu lehrt es die Menschen als unseresgleichen mit Achtung und sittlicher Rücksicht betrachten und behandeln." Das Erste aber kann in dieser Vollständigkeit nicht zugegeben werden; denn wenn auch die dunkle Stimme des Gewissens uns mit der Ahnung und der Scheu vor einem unsichtbaren Etwas, einer heiligen, reinen Macht erfüllt, die, ein Feind des Bösen, uns zwingen will, das Gute zu thun, immer bleibt doch dies Etwas, diese Stimme unseres Innern, die zu uns spricht: Thue dies und meide jenes, dunkel und unklar, und mögen wir es auch Gott nennen, über sein Dasein, seine Art zu sein erfahren wir durch das Gewissen nichts. Daß diese Erkenntniß allein aus dem Gewissen nicht kommen kann, scheint auch der Verf. gefühlt zu haben, wenn er in dem dritten Abschnitt seiner Schrift, welcher sich mit der Kirche beschäftigt, an Stelle der Prediger, des kirchlichen Lehramtes, „das freie Prophetenthum" setzt. „Begeisterte Männer sind uns noth, die offenen Auges für unsere Gebrechen den Werth und die Liebe in sich finden, zu warnen und zu spornen, und denen die Lippe geweiht ist, daß sie den Ernst der Pflicht und die Größe Gottes dringlich verkündigen."

Also ohne Belehrung und ohne Lehrer kann auch die Religion der Pflicht, des Gewissens nicht sein; da fragt es sich denn, ob es nicht mit den dazu berufenen und gebildeten Lehrern des göttlichen Wortes auch in der neuen Religion zu versuchen sei, vorausgesetzt, daß sie und ihr Amt nach den Forderungen unserer Zeit reformirt würden. Auch das „freie Prophetenthum" hat in denjenigen religiösen Sekten, die es in der Theorie proclamirten, wie bei den Quäkern, Methodisten, Mennoniten und selbst bei den freien Gemeinden in der Praxis sich als das bestimmten Personen übertragene Amt des Sprechers oder Vermahners oder des Aeltesten gestaltet, und das spricht deutlich genug dafür, daß, wenn es einmal noch der Lehre und Ermahnung bedarf, es ohne ein solches, an bestimmte Personen geknüpftes Amt nicht wohl zu erreichen ist. Dr. Z.

*) Die natürliche Religion, in neuer Auflage. Von Max Wolff. Hamburg, Hermann Grüning. 1869. (250 S. gr. 8.)

Schweiz.

Die freien, kirchlichen Zustände der Schweiz.

Wer, mit den kirchlichen Zuständen Deutschlands vertraut und in der Luft hochkirchlicher Anschauungen aufgewachsen, wie es bei allen deutschen Theologen und Freunden der Kirche der Fall ist, Gelegenheit bekommt, das gottesdienstliche Leben einer Schweizer Gemeinde kennen zu lernen, fühlt sich unwillkürlich gedrungen zu einer Vergleichung deutscher und schweizerischer Zustände, die sofort auf die verschiedene Begründung führt, die die deutsche und schweizerische Kirche im Volksleben haben. Und so dürfte es für deutsche Leser eine anziehende Erscheinung sein, in der Schweizer Kirche ein echt volksthümliches Leben zu finden.

In Deutschland kann das regste constitutionelle, volksthümliche Leben in allen Fragen der inneren und äußeren Politik herrschen, alle Kreise der Gesellschaft beschäftigen sich lebhaft damit, diskutiren sie nach allen Seiten und tragen so dazu bei, das Urtheil der öffentlichen Meinung in die Wagschale zu legen; kommt aber einmal eine kirchliche Frage zum Vorschein, sie wird es nicht leicht so weit bringen, auf die Tagesordnung gesetzt zu werden, zum Tagesgespräch sich zu machen. Man wendet sich mit Achselzucken weg. Es ist ja nichts Politisches! Der gebildete, von den Fragen der Zeit bewegte Mann kommt so dazu, allmählich die Kirche als etwas zu betrachten, über das er mit der Konfirmation hinaus sei. Ein Gefühl der Unbehaglichkeit erfaßt ihn, wenn man das Wort „Kirche" nennt, und ihn damit belästigt, ihr seine Aufmerksamkeit oder einen Beitrag zuzuwenden. Und mit Recht. Soll Jemand für eine öffentliche Anstalt Partei nehmen, so muß er dabei interessirt sein, er muß ein

Wort dabei mitzusprechen haben. Die Sache muß einem Bedürfniß entsprechen, eine Seite des menschlichen, und zwar des volksthümlichen Lebens muß in ihr vertreten sein. Allein die Betheiligung der Gemeinden in Deutschland an der Gestaltung des kirchlichen Lebens ist mit Ausnahme Badens durchweg unter der Linie des oberflächlichsten Scheinconstitutionalismus.

Anders in der Schweiz. Als Typus der Schweizer Kirche darf ohne Frage die Züricher Kirche betrachtet werden, sowohl nach ihrem gegenwärtigen Stand, als nach dem Ziele ihrer Bewegung. Hier ist die Kirche in den Mittelpunkt des Volksbewußtseins gestellt, hier ist die Kirche zu einer politischen Frage — im guten Sinne — geworden. Die Forderungen des Volks als eines religiös gestimmten und die Ansprüche der Theologie haben sich zu reinem harmonischen Zusammenwirken und zur gegenseitigen Mittheilung ihrer Kräfte und Gaben verbunden. Keines von Beiden ist in seinem natürlichen Gange durch das andere gehemmt. Die religiösen Bedürfnisse des Volks haben Gelegenheit, sich auszusprechen und die ihnen angemessenste Befriedigung zu suchen. Daher die allein statthafte Wahl des Geistlichen durch sämmtliche stimmberechtigte Mitglieder der Gemeinde. Das ist die reine Konsequenz des demokratischen Prinzips sowohl, das natürlich auch in der Kirche keine die Volkssouveränetät überragende Macht anerkennen kann, als auch der natürlichste Ausdruck der religiösen und sittlichen Mündigkeit des Volkes oder des Grundsatzes des allgemeinen Priesterthums, somit die reine Konsequenz des protestantischen Prinzips. Und wie günstig wirkt diese Einrichtung selbst wieder zurück auf den religiösen Sinn des Volks! Ist eine Pfarrstelle frei geworden, so sucht Jeder in der näheren oder ferneren Umgegend, wohl auch in andern Kantonen, ja selbst im Ausland, nach einem tüchtigen Geistlichen. Dabei wird nicht weniger auf volksthümliche Gesinnung und sittliche Begeisterung, als auf Rednertalent geachtet. Nun werden in einer Versammlung der Gemeinde die verschiedenen Vorschläge gemacht, die Vorzüge der Betreffenden dem allgemeinen Urtheil unterlegt. Kompetente Vertrauensmänner werden sodann abgesandt, um eine Predigt der Würdigsten mitanzuhören und ihr sonstiges Wirken zu beobachten. Ist die Sache zur Entscheidung reif, so versammelt sich die ganze stimmfähige Gemeinde in der Kirche. Die Kirche ist das Haus der Gemeinde, nicht des Priesters oder der Kirche, als besonderer Obrigkeit. Nun wird die Wahl durch Abstimmung vollzogen, und eine Deputation der Gemeinde macht sich auf, um den Erkorenen einzuladen, fortan in der Gemeinde den Dienst des Predigtamts zu übernehmen. Gewiß ein des Amtes und der Gemeinde würdiger Akt. Man macht nun von Seiten monarchisch Gesinnter dieser Einrichtung den Vorwurf, sie entweihe die Heiligkeit des Amtes durch Hereinziehen der Parteileidenschaften. Es soll nicht geleugnet werden, daß bei manchen, aber jedenfalls den seltensten Fällen, unreine Intriguen und Coterieen sich bilden. Aber soll darum das Prinzip verleugnet werden? Und was die Heiligkeit des Amtes betrifft, so ist es eben nur dadurch heilig, daß es von dem religiösen Geiste der Gemeinde getragen wird.

Ist nun der Geistliche dazu berufen, das religiöse Leben in seiner Gemeinde zu pflegen, wie sie ihn dazu berufen hat, so ist ihm damit auch eine bleibende Theilnahme der Gemeinde-Mitglieder gesichert; er fühlt immer, daß er auf dem festen Boden der volksthümlichen Religion steht, von ihr getragen wird, wie er hinwiederum sie nährt und belebt. Er steht der Gemeinde nicht gegenuber als ein Höherer, als ein Glied eines privilegirten Standes, von dem sie anzunehmen habe, was aus seiner gereifteren und geheiligten Erkenntniß fließe; ein unnaturliches Verhältniß, das dann häufig so begründet wird, er stehe eben im Dienst eines Höheren. Es mögen zwar in manchen Mitgliedern der Züricher Geistlichkeit noch derartige Gedanken „vom göttlichen Amte" sich finden, aber sie können sich nicht ausbreiten, sie haben gerade in der religiösen Empfänglichkeit und Lebendigkeit des Volkes ein heilsames Gegengewicht.

Es ist begreiflich, wie der Geistliche dadurch genöthigt ist, in beständiger Thätigkeit und Wechselwirkung mit dem religiösen Geist der Gemeinde zu bleiben. Er hat nicht von der Universität her einen Schatz, der nie versiegen würde, wie das Oelkrüglein der Wittwe, vielmehr thut er wohl daran, das Oel seines Glaubenslämpleins immer frisch und flüssig zu erhalten, wie die klugen Jungfrauen. Er sieht sich genöthigt, die Bewegungen der Gemeinde selbst innerlich mitzuleben und für alle Vorkommnisse die rechten Gesichtspunkte aufzustellen, den unverrückbaren Grundsätzen der Sittlichkeit Achtung zu verschaffen, überhaupt immer den rechten Ton zu treffen, der die Geister beschwichtigt oder belebt oder leitet. Es ist das fortdauernde Geben und Nehmen, das den schweizerischen Pfarrer in innigem Verkehr mit seiner Gemeinde erhält. Und nur bei solchen gemüthlichen Berührungspunkten zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde ist auch ein gesegnetes Wirken denkbar. Dann darf der Pfarrer auch keine Scheu haben vor der letzten Konsequenz des Prinzips der freien Gemeindewahl, vor der regelmäßigen Wiederwahl, resp. Absetzbarkeit des Pfarrers. Dieselbe besteht zwar zur Zeit noch nicht im Kanton Zürich, aber in andern Kantonen. Auch wird sich diese Maßregel nicht mehr lange zurückhalten lassen.

Ist nun der Geistliche ein Diener der Gemeinde, so ist er dafür mit ihr souverain gegen Außen und Oben. Es ist der Grundsatz der freiesten Kollegialität, der hier herrscht; keine Spur von einer Gliederung kirchlicher Aemter von oben herab. Die Verwaltung und Leitung der Kirche wird von Pfarrern besorgt, die durch freie Wahl für eine bestimmte Zeit dazu aufgestellt sind. Die Titel „Dekan, Kirchenrath" sind Nebentitel und die betreffenden Functionen hindern durchaus nicht an der Besorgung des Pfarramtes. Prälaten und Konsistorien existiren nicht. Alle Fragen der Kirche werden durch jährlich wiederkehrende Synoden erledigt und vorbereitet durch Zusammentreten der Geistlichen kleinerer Bezirke in Kapiteln. Mehr und mehr hat sich in Kapiteln und Synoden der Grundsatz für die Freiheit der Gemeinden geltend gemacht, so daß selbst in Fragen der Liturgie, der äußeren Form und Eintheilung des Gottesdienstes und Religions-Unterrichts das Band der Uniformität gesprengt zu werden droht.

Ist schon in der äußeren Form keine strenge Einheit, so ist das eigentlich Charakteristische der Züricher Kirche das Fehlen jeglichen Lehrzwanges. Gerade hier zeigt sich das Lebenskräftige des praktischen kirchlichen Lebens. In Deutschland ist, mit Ausnahme Badens, keine freie Aeußerung über das kirchliche Dogma möglich, und nur in den Spitzen der Theologenwelt, auf den Universitäten, hat die Bewegung des Dogma freieren Spielraum. Was hier erworben wurde, aber als todtes Kapital liegen blieb, wird in der schweizerischen Geistlichkeit in lebendigen Umsatz gebracht. Drängt den Geistlichen von unten das religiöse Bedürfniß des Volks, so fuhlt er sich selbst getragen von dem freien Sinn eigener Ueberzeugung und wissenschaftlichen Gehalts. Man sieht hier zwei gleich kräftige Factoren miteinander in Berührung treten, den religiösen und den wissenschaftlichen, und indem der Geistliche Beide naturgemäß sich gegenseitig

auseinandersetzen läßt, entsteht ein frisches, immer bewegtes, immer neue Schöpfungen treibendes Leben. Hierin liegt hauptsächlich der Unterschied zwischen dem deutschen und dem schweizerischen Geistlichen. Beide kommen vielleicht mit gleicher, ja der deutsche vielleicht mit gründlicherer Universitätsbildung in's Amt. Nun tritt an beide die Aufgabe, die Wissenschaft für's Leben nutzbar zu machen, die Schule in die Praxis umzusetzen. Dem deutschen ist das so gut wie verboten, dem schweizerischen durch die Umstände geboten. Das zeigt sich besonders deutlich in der Predigtweise. Vielleicht daß der deutsche Pfarrer eifrig weiter studirt, aber ohne es für sein Amt zu verwerthen; der Denker und der Prediger in ihm geben einander nichts an. Gedanken sind zollfrei, aber die Predigten unterliegen der Censur des Vorgesetzten; darum thut der angehende Prediger wohl, sich in eines der legitimirten Predigt-Schematen einzuleben. So hat er sich als Prediger an die Kirche verkauft, als Mensch gehört er sich selbst. Nicht so in der Schweiz. Der Prediger ist ein Diener der Gemeinde, kein Herr über ihren Glauben. Will er nun festen Fuß fassen, so muß er sich in sie einleben, er muß das Gemeindeleben zum Mittelpunkt seines religiösen Bewußtseins machen, er muß in der Gegenwart leben, nicht in der Vergangenheit. Das bildet Männer. Daher besonders in der Schweiz Prediger zu treffen sind, die eine ganz neue Predigtweise anbahnen, ganz neue Verhältnisse und Fragen in den Bereich ihrer Predigt ziehen. Daß es dabei nicht ohne Kampf abgeht, versteht sich von selbst; aber eben das bringt auch wieder neues Leben und neuen Eifer. Solche Männer, die durch kühne, theils rücksichtslose Predigten Aufsehen gemacht haben, sind z. B. Heinrich Lang, Pfarrer in Meilen, und Salomon Vögelin, Pfarrer in Uster, Ersterer durch die tiefe Auffassung der Religion, womit er alle Kreise des menschlichen Lebens in einem religiösen Lichte neu und bedeutend erscheinen läßt, sowie durch die Frische der Ueberzeugung und die lebensvolle concrete Darstellung, womit er die Hauptfragen und Anschauungen der Zeit auch dem volksmäßigen Bewußtsein mundgerecht macht. Besonders für ein gebildetes Publikum geschrieben, die Grundsätze der religiösen Toleranz, die Grundthatsachen und Forderungen des religiösen Gemuths in seiner rein menschlichen Fassung in gehobener, warmer Darstellung darlegend, sind seine zwei Bände „Stunden der Andacht“, eine werthvolle Bereicherung der erbaulichen Literatur, und für die Predigtweise der freien Theologie mustergiltig. Ihre reine Form hat ihnen besonders auch in Frankreich Eingang verschafft. Hier ist auf dem Gebiete der Predigt der große Schritt, den Schleiermacher in der Theologie gethan hat, mit bewußter Durchführung vorwärts gethan. Er besteht in der Wahrheit, daß die Religion aus den Tiefen des Gemüths, aus der höchsten menschlichen Anlage, die ja recht eigentlich die religiöse, zu schöpfen sei, und nicht aus der Vergangenheit, nicht aus mehr oder weniger geschichtlichen Thatsachen. Das Organ dieser freien Richtung sind die von Herrn Pfarrer Lang redigirten „Zeitstimmen“. Sie vertreten die moderne Weltanschauung als religiöse, und behandeln dabei die brennendsten Fragen der Wissenschaft, so besonders der neutestamentlichen Kritik, und der Kirche im In- und Ausland; überdies haben sie religiöse Betrachtungen, sie sind daher auch Laien, die sich für die kirchliche Bewegung der Gegenwart interessiren, zugänglich.

Daß es zu einem Kampfe kommen mußte zwischen der neuen Richtung und der alten, ließ sich voraussehen. Das Verdienst, diese Krisis herbeigeführt und mit unerschrockenem Muthe bestanden zu haben, gebührt Herrn Pfarrer Salomon Vögelin in Uster durch die Veröffentlichung eines Bändchens seiner in Uster gehaltenen Predigten. Er hatte sich damit mehr den niederreißenden Theil der Arbeit ausgewählt, als Ergänzung zu der erbauenden Thätigkeit von Herrn Lang. Der Unterschied zwischen geschichtlichen und sittlichen Wahrheiten, näher die Werthlosigkeit des geschichtlichen Beiwerks, das sich an die Person Jesu angeschwemmt hat, für das religiöse Gefühl, ist der Hauptgegenstand seiner Ausführungen. In einer Schärfe und Nacktheit, die einen völligen Bruch mit der bisherigen Kanzelpraxis bedeutete, wurde hier, besonders in den Festpredigten, der Riß zwischen dem übernatürlichen Geschichts- und Wunderglauben einerseits und den Forderungen eines selbständigen sittlichen Urtheils andererseits aufgedeckt. Für den, der klar sehen will in den theologischen Controversen, der mehr ein unbestochenes Urtheil als eine positive gemüthliche Anregung wünscht, sind diese Predigten sehr von Werth. Außerdem ist ein Vorzug derselben die feine Art, wie sie den Grundgedanken, daß ewige Vernunft- (sittliche und religiöse) Wahrheiten unabhängig seien von zufälligen Geschichtswahrheiten, anknüpft an die Thatsachen des gemüthlichen Lebens. Diese That des „jugendlichen Reformators“ von Uster rief eine Gegendemonstration von 78 Geistlichen hervor, ähnlich dem Protest ihrer badischen Kollegen gegen das „Charakterbild Jesu“ von Schenkel. Sofort erfolgte auf der 1865 gehaltenen Synode in Zürich die weitere Auseinandersetzung. Der Antrag eines der Mitglieder der Synode, die Letztere möchte den Kirchenrath veranlassen, gegen Untreue des Bekenntnisses als gegen öffentliches Aergerniß, einzuschreiten, war ohne Nennung eines bestimmten Namens und Falls gegen Herrn Vögelin gerichtet. Der Antrag fiel durch. Ein anderer Antrag, das Bekenntniß sei frei, wo nur Jesus Christus gepredigt werde, umging geradezu die Sache. Denn um die Bedeutung dieser Person Jesu Christi drehte sich ja der Streit. So wurde denn eine neue Motion angenommen, welche ganz auf dem Grundsatz ruhte, daß nicht der Gegenstand des religiösen Glaubens, sondern der Grund desselben, das Gewissen bestimmend sein müsse für die evangelische Predigt. Ein echt protestantischer Grundsatz. Zugleich wurde mit reformatorischem Muthe von der Synode anerkannt, daß Streitigkeiten und Differenzen im Bekenntniß, wo sie auf Gewissensgrund ruhen und ehrlich ausgekämpft werden, nur zu tieferer Grundlegung des religiösen Lebens führen können.

Herr Vögelin hat nun neuestens ein „Leben Jesu“ für's Volk auch in den untern Schichten, in die das Strauß'sche Werk noch nicht gedrungen war, erscheinen lassen. Er stellt darin durch die Schroffheit, mit der er das letzte Band des Wunderglaubens durchschneidet, die Toleranz seiner andersdenkenden Kollegen auf eine schwere Probe. Doch scheint der Grundsatz evangelischer Freiheit soweit allgemein Wurzel gefaßt zu haben, daß wenigstens keine unwissenschaftlichen Gegenmaßregeln versucht werden. Es wird in dem kleinen Werkchen von Vögelin eine Darstellung der evangelischen Geschichte nach ihren rein religiösen Elementen, mit Ausscheidung aller übernatürlichen Vorgänge, versucht.

Die Aussprüche Jesu, soweit sie nur rein und schön sind, finden alle ihre Stelle in dem Büchlein, ohne Rücksicht darauf, ob sie aller kritischen Wahrscheinlichkeit nach wirklich von Jesu herrühren oder ihm nur in den Mund gelegt sind. Ob das Werkchen wirklich die Zukunft haben wird, die der Herr Verfasser erwartet, nämlich dem Religionsunterricht in den Schulen zu Grund gelegt zu werden, ist eine große Frage. Diese Absicht auf die Schulen führt uns zugleich auf ein Verhältniß des

geistlichen Amts zum Schulunterricht, das den entsprechenden deutschen Verhältnissen wohl zum Vorbild dienen dürfte. Der Geistliche hat von Amts wegen mit der Schule nicht mehr zu schaffen, als jeder andere Bürger. Daß er in den Dörfern durch Wahl meist Präsident der Schulpflege ist, ist zufällig. Wie in der Predigt, ist er auch im Religionsunterricht an kein Symbol gebunden, sondern soll nur den Zweck der Erbauung auf Grundlage der Bibel im Auge behalten.

Das Verhältniß andersdenkender Geistlicher zu einander ist im Allgemeinen das freier Duldung, was ganz genau mit dem Grundsatz zusammenhängt, daß das Gewissen der Nerv der Religion ist, nicht die Lehre.

Sicher ist, daß sich die Züricher Kirche durch diesen Grundsatz der Gewissensfreiheit eine Zukunft geschaffen hat, wie sie keiner andern möglich, die noch intolerant ist. Denn es ist dadurch einerseits dem Geistlichen die Freiheit der Ueberzeugung, die Grundlage eines gesegneten Wirkens, und andererseits dem Volke ein Band mit der Kirche gegeben, das so wenig nachlassen kann, als überhaupt das Gewissen, zwar nicht des Einzelnen, aber einer ganzen Zeit, aufhören kann, wirksam zu sein.

Mexiko.

Queretaro, von Prinz Felix zu Salm-Salm.*)

Es war in den Frühlingstagen des vorigen Jahres, daß sich in Mexiko der Schlußakt jenes Dramas abspielte, welches so lange die Politik der alten und neuen Welt in Thätigkeit erhalten hatte.

Immer offenkundiger ward der Zerfall des Kaiserthums, die letzten Illusionen schwanden, und Niemand war mehr im Zweifel über die gänzliche Auflösung der Zustände, welche man von Anfang an als unhaltbar bezeichnet hatte.

Das atlantische Kabel brachte die ersten Andeutungen, daß selbst das Leben des Kaisers in Gefahr schwebe.— Es erwachten damals in Oesterreich all die Sympathien im verstärkten Maße, welche Maximilian als Mensch sowohl, wie als Mitglied des Kaiserhauses im Volke genoß, und auch anderswo, und selbst für die prinzipiellen Gegner der Intervention trat das politische Interesse in den Hintergrund vor dem Menschlichen.

Die, welche an den Worten hängen und denen Republik identisch ist mit Philanthropie, erfaßte Besorgniß. Victor Hugo sandte in jenen Tagen einen Brief an Benito Juarez, worin er ihn um das Leben des Kaisers bat — ja selbst der Held von Caprera fühlte sich in derselben menschenfreundlichen Absicht zu einem pomphaften Schreiben hingerissen, in welchem er General Juarez einen „Verfechter der Freiheit der Welt und der menschlichen Würde" nennt.

In die europäische Presse kam eine Art von fieberhafter Aufregung. Man erkannte die Gefahren, welche dem Kaiser drohten. Die Rachsucht der mexikanischen Race und die Tendenzen der republikanischen Regierung gaben zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß. Man wußte, daß Verrath und Abfall unter den Anhängern des Kaisers epidemisch geworden waren. Der Verrath erschien in der Ferne als wie etwas in diesem Lande ungemein Einfaches und Selbstverständliches. Es war fast, als habe er etwas von jenem Charakterzug der Apathie und Erschlaffung angenommen, welche einen der Faktoren des mexikanischen Wesens bildet. Diejenigen, welche sich der Kaiser am tiefsten verpflichtet hatte, fielen unter den erschwerendsten Umständen von ihm ab.

Man sah ein, daß es fast nur Europäer sein konnten, von deren Muth und Intelligenz noch einige Milderungen für das Schicksal Maximilian's zu erwarten standen.

Schon damals sprach man viel von dem Prinzen Salm, seiner tapferen Hingebung an die Sache des Kaisers und den heldenmüthigen Aufopferungen seiner Gemahlin, der Prinzessin Salm. Es liegen uns nun die Tagebücher Beider vor. Seine Stellung und Thätigkeit befähigen den Prinzen vor Anderen, neue Lichter auf diese dunkeln Seiten zeitgenössischer Geschichte zu werfen, und trotz der Fülle der über Mexiko erschienenen Bücher wird das vorliegende nicht ermangeln, die allgemeine Aufmerksamkeit und erneutes Interesse auf sich zu ziehen.

Jenes starke Bedürfniß und hohe Gefühl von Ehre, welches fast zu ausgeprägt in Maximilian's Natur lag und zuletzt zu einem der Motive seines tragischen Todes wurde, machte sich auch in seinen letzten Lebenstagen in dem Wunsche geltend, daß die Geschichte seines Kaiserthums zu seiner Rechtfertigung vor Mit- und Nachwelt geschrieben werde. Mit diesem Auftrage ehrte er in seinem Testamente den Prinzen von Salm und den Exminister Don Fernando Ramirez.

Vergebens bemühte sich der Erstere, die in England, Miramare und wohl auch in Rom aufbewahrten Documente zu erhalten. Politische Rücksichten mussen den Kaiser von Oesterreich bewogen haben, den § 29 des Hausstatutes in Anwendung zu bringen, nach welchem ohne Zustimmung des Chefs des Kaiserhauses zu keiner Publizirung oder Vollziehung einer letztwilligen Anordnung eines Mitgliedes desselben geschritten werden darf.

Die betreffenden Documente beziehen sich übrigens wohl mehr auf die Präliminarien der mexikanischen Angelegenheiten und das unglaublich unwürdige Verhalten Frankreichs.

Es ist kaum anzunehmen, daß in Betreff Mexikos noch viel Compromittirenderes und Beklagenswertheres zu Tage kommen kann, als bereits geschah. — Was zu erwarten steht, ist wohl weniger absolut Neues, als vielmehr Beweis für das, was gegenwärtig noch vielfach halbdunkles Gerücht oder schwere Anschuldigung ist.

Wir müssen uns einstweilen mit der Versicherung des Prinzen begnügen, daß, „sobald er Aussicht habe, daß den testamentarischen Bestimmungen des Kaisers Genüge geleistet werde, er in Verbindung mit Don Fernando Ramirez sich bestreben werde, den letzten Willen seines dahin geopferten Kaisers zu erfüllen".

Das uns hier vorliegende Werk des Prinzen hält sich streng in dem Rahmen eines Tagebuches. Es giebt nur die persönlichen Erlebnisse und Eindrücke eines Mannes von großer Welt- und Menschenkenntniß und feiner Beobachtungsgabe. Es ist dabei mit einer Ruhe der Anschauung und einer Einfachheit der Darstellung geschrieben, welche offenbar den Stempel des Unparteiischen an sich trägt.

Das Kaiserreich befand sich bereits in seinem kritischsten Stadium, als Prinz Salm in mexikanische Dienste trat. Seit seinen Knabenjahren „Soldat mit Leib und Seele", hatte er eine erfahrungsreiche militärische Laufbahn hinter sich. Zuerst

*) Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuch in Mexiko, von Felix Prinz zu Salm-Salm, General, erstem Flügel-Adjutanten und Chef des Hauses Sr. hochseligen Majestät des Kaisers Maximilian von Mexiko. Stuttgart, A. Kröner, 1868.

zeichnete er sich in preußischen Diensten aus. König Friedrich Wilhelm IV. beschenkte ihn in Anerkennung seiner Tapferkeit im schleswig-holsteinischen Kriege mit einem Ehrensäbel.

Im Jahre 1861 begab sich der Prinz in den Dienst der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zuerst Oberst und Chef des Generalstabes der deutschen Division, avancirte er zum Brigade-General und Militär- und Civil-Gouverneur von Nord-Georgia. — Als der nordamerikanische Bürgerkrieg zu Ende war, faßte der Prinz den Entschluß, in mexikanische Dienste zu treten. Der Gedanke, in irgend einer kleinen Garnison der Vereinigten Staaten ein langweiliges und unthätiges Leben führen zu sollen, war ihm peinlich. Es trieb ihn, „seine praktischen Erfahrungen zu vermehren, in welchem Entschluß ihn noch die Sympathieen bestärkten, welche er stets für den Kaiser Maximilian und seine schwierige Aufgabe gehabt hatte".

Obgleich von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, den Obergeneralen und den hervorragendsten Mitgliedern der in Washington beglaubigten Diplomatie auf's Beste empfohlen, hatte er doch anfangs Schwierigkeiten, seine Wünsche erfüllt zu sehen. Zwar war der Kaiser selbst sehr geneigt, seinem Gesuch zu willfahren, aber die Grafen Thun, der Eine österreichischer Gesandter, der Andere Befehlshaber des österreichischen Corps, thaten Alles, es zu verhindern, indem es, wie der Prinz erzählt, „gegen ihre Grundsätze war", daß Preußen in mexikanische Dienste aufgenommen würden. — Sonderbar — waren es gerade Preußen, welche am opferbereitwilligsten und bis zuletzt sich der Sache des Kaisers annahmen: Prinz Salm und der preußische Gesandte, Baron Magnus.

Endlich gelang es den Bemühungen des Letzteren, die Anstellung des Prinzen durchzusetzen. Er wurde am 1. Juli 1866 zum Obersten des Generalstabes der kaiserlichen regulären Armee ernannt.

Da ihm darum zu thun war, Dienste vor dem Feinde zu leisten, so beeilte er sich, als Freiwilliger eine der Expeditionen mitzumachen, welche damals zur Pacificirung des Landes unternommen wurden. Sie gab dem Prinzen Gelegenheit, mit manchen Sonderlichkeiten des landesüblichen Kriegsgebrauchs bekannt zu werden, und die Zustände und das Zusammenwirken der aus so heterogenen Elementen zusammengesetzten Armee näher kennen zu lernen.

Die belgische Legion hatte Prinz Salm nach Puebla begleitet, in der Hoffnung, eine Anzahl ihrer Leute für sein Kavallerie-Regiment anzuwerben. Er beklagt sich, in diesem Bestreben von dem belgischen Legations-Secretär Hrn. Hoorikx (nunmehr in München) gehindert worden zu sein, welcher alle Belgier aufforderte, „sich nicht durch falsche Vorspiegelungen zum Bleiben in Mexiko verführen zu lassen; die belgische Regierung bedürfe ihrer Dienste in Europa".

Aehnliche, sehr energische Schritte in demselben Sinne that auch der österreichische Geschäftsträger Baron Lagus, wie sich aus einem beigedruckten Document ergiebt.

Oesterreichische Zeitungen haben nicht begreifen wollen, wie der Prinz diesen Herren daraus einen Vorwurf machen konnte, und sind geneigt, es ihnen im Gegentheil zu besonderem Verdienst anzurechnen, daß sie „bei der vollständigen Haltlosigkeit und Aussichtslosigkeit des Kaiserthums, die betr. Unterthanen vor weiteren Leibesgefahren bewahrten". Es mag so viel zugestanden werden, daß die genannten Diplomaten wohl nur als ausführende Organe ihrer Regierungen handelten.

Es hatte diese zarte Sorgfalt für das Leben ihrer Unterthanen in diesem Augenblicke etwas ungemein Grausames, indem sie Maximilian einer der letzten Stützen seines persönlichen Schutzes beraubte. Wir wollen indeß nicht glauben, daß die betreffenden Regierungen sich in Fühlung mit Frankreich befanden, welches vertragsbrüchig selbst die 8000 Mann Fremdenlegion, die auch nach Abzug der französischen Armee zu bleiben gehabt hätten, in einer Depesche des Kaisers Napoleon an Castelnau abberief, um die äußerste Pression auf Maximilian auszuüben.

Auch das österreichisch-belgische Corps hatte sich übrigens verpflichtet, noch sechs weitere Jahre im Dienste der mexikanischen Regierung zu bleiben. Maximilian war jedoch edeldenkend genug, es ihnen in einem Decret vom 6. December 1866 freizustellen, in ihre Heimat zurückzukehren. Viele machten davon Gebrauch und kehrten, wie der Prinz sich ausdrückt, „klagend und schimpfend nach Europa zurück, um zu Hause falsche Berichte und Ansichten zu verbreiten, welche die elende Feigheit entschuldigen sollten, mit welcher sie den Bruder ihres Kaisers und ihren Wohlthäter seinem Schicksal überließen".

Man wird nicht umhin können, der Auffassung des Prinzen volle Berechtigung zuzuerkennen. Nie noch lag es in der Competenz von Truppen, über die Haltbarkeit der Zustände zu philosophiren, und es giebt allerdings Fälle, wo die Klugheit ihren ehrlichen Namen verliert. Schien auch der Thron verloren, es gab noch Etwas zu retten, das eines Versuches werth war — die Ehre. Noch blieb der Kaiser bei dieser Absicht. Das allein mußte für die Truppen, welche ihm persönliche Treue geschworen hatten, das Maßgebende sein.

Man hat in Europa manches ungerechte Urtheil darüber gefällt, daß Maximilian nach dem Abzug der Franzosen noch in Mexiko blieb und sich nicht — wie er sich selbst ausdrückte — „mit den französischen Gepäckwägen nach Europa bringen ließ".

Das Buch des Prinzen Salm enthält über die Gründe des Verbleibens keine Andeutungen. Graf Kératry giebt darüber Aufschlüsse in seinem, wenn auch einseitig zur Rechtfertigung des nicht zu rechtfertigenden Marschalls Bazaine, so doch mit vieler Gewandtheit und großem Talent geschriebenen Buche über Maximilian's Erhebung und Fall; desgleichen, in Widerspruch mit diesem, Herr von Montlong in seinen „Enthüllungen". Wir verweisen auf Beide.

Mitte Februar beschloß der Kaiser, Mexiko mit den disponiblen Truppen, welche Prinz Salm auf 1600 Mann schätzt, zu verlassen, um sich mit denen unter den Generalen Miramon, Castillo und Mendez in Queretaro zu vereinigen, in der Absicht, die einzelnen Abtheilungen zu vernichten, welche sich im Norden concentriren wollten, um über letztere Stadt nach der Hauptstadt vorzudringen.

Das Gesuch des Prinzen, den Kaiser begleiten zu dürfen, wurde abgeschlagen, „da dieser sich ganz seinen Unterthanen, den Mexikanern, in die Hände geben wollte".

Der Prinz attachirte sich nun dem Stabe des Generals Vidaurri. In Quicliclan trafen sie mit dem Kaiser zusammen, welcher Salm erfreut bewillkommnete.

Bei Schilderung des weiteren Zuges kann er nicht umhin, einige satyrische Streiflichter auf die Zustände der mexikanischen Armee zu werfen. „Statt einer Seitenbedeckung", erzählt er unter Anderem, „diente uns eine Armee von Weibern und Kindern und abscheulich häßlichen und feigen Hunden, die jede mexikanische Armee begleiten." — „Wie zuverlässig eine solche Armee ist — und das gilt sowohl von der liberalen als von der kaiserlichen — geht daraus hervor, daß die Truppen am Tage fortwährend von ihren Offizieren streng bewacht und

in der Nacht in große Haciendas eingesperrt wurden, um sie an dem Davonlaufen zu hindern".

Bei dem Dorfe San Miguel Calpulalpan entspann sich ein Kampf mit den Liberalen um einen Engpaß, welcher nach der Aussage des Prinzen uneinnehmbar gewesen sein würde, wenn ihn gute Truppen vertheidigt hätten.

Maximilian führte seine Truppen selbst in's Feuer. „Der Kaiser, der durchweg seine Kaltblütigkeit und Ruhe bewahrte, setzte sich stets, wie jeder andere Soldat, dem Feuer aus."

Nach einer Stunde heißen Kampfes gelang es, den Engpaß zu nehmen. Auch bei dieser Gelegenheit bewies sich, wie wenig die milden Intentionen Maximilian's von den ausführenden Organen beachtet wurden. „General Marquez wollte die Gefangenen sogleich erschießen lassen; allein der Kaiser widersetzte sich diesem Befehl auf das Entschiedenste. Trotzdem, sagt das Gerücht, ließ der blutdürstige General sie in der folgenden Nacht heimlich erschießen."

Am 19. Februar langte man in Queretaro an. Diese Stadt, welche sich stets der Sache des Kaisers besonders anhänglich erwiesen hatte, empfing ihn festlich geschmückt in freudiger Aufregung. Die in der Stadt liegenden Truppen waren ihm entgegengezogen. Die Generale, die Geistlichkeit, die höchsten Behörden begrüßten ihn feierlich. In der Kathedrale ward ein Te Deum abgehalten.

„Aber beim Eintreten in sein Quartier stolperte der Schecke des Kaisers, was seit uralten Zeiten als ein böses Omen angesehen, in dem damaligen Trubel aber kaum bemerkt wurde."

So berichtet Prinz Salm.

Die ominöse Vorbedeutung ist in Erfüllung gegangen. — Maximilian sollte die getreue Stadt nicht mehr verlassen!

Gottfried Böhm.

Spanien.

Spanische Sitten- und Lebensbilder.

II.

Aerzte, Reliquien und Stiergefechte.

In den spanischen Provinzen und auf dem Lande soll nach der letzten Mißärnte das Elend zum Theil schon furchtbar sein; aber die Armen und Elenden, die nicht schon vorher gewerbsmäßige Bettler waren, wissen in ihren Hütten und zwischen ihren Bergen thatsächlich mit Resignation zu sterben. Freilich besteht Spanien in allen möglichen Klimaten, aus achtzehn alten Königreichen mit den verschiedensten Volkseigenschaften. Im heißeren Süden und in den Städten am Mittelländischen Meere kocht nicht selten das heiße Blut in furchtbar zerstörender Leidenschaftlichkeit auf.

Im Allgemeinen aber haben die Spanier eine gesunde Körperconstitution und wissen sich deshalb auch mit Würde und Ruhe zu benehmen. Krank zu werden ist überall ein Unglück, besonders aber in Spanien, wo die Doctoren mit ihren schwarzen Visitenkarten, auf welchen die weißen Buchstaben wie Todtengerippe grinsen, wegen ihrer Unwissenheit und der „realistischen" theuren Preise, die sie dafür berechnen, gar sehr gefürchtet sind. Eine englische Familie in Madrid schickte für ihr krankes Kind zu einem spanischen Doctor. Er kam und wußte nach den verschiedensten Fragen durchaus nicht, was er mit der kleinen Patientin anfangen solle. Er meinte, es könne Gicht, aber auch etwas Anderes sein, weshalb noch ein zweiter und größerer Sicherheit wegen noch ein dritter Arzt hinzugezogen werden müsse. Die beiden Collegen besorgte er natürlich selbst. So kamen zur bestimmten Stunde die drei weisen Jünger Aesculap's, Alle in tiefstem Schwarz und Cigarren rauchend. Dies war ein Anblick, den muthigsten Patienten zu erschrecken und noch kränker zu machen. Das kranke Kind schrie denn auch jämmerlich auf, so daß es in aller Eile in ein anderes Zimmer gebracht werden mußte. So saßen nun die drei Schwarzen, rauchten, spuckten und consultirten und waren endlich alle drei der Meinung, daß die Krankheit die und die oder vielleicht auch eine andere sein könne. Nachdem sie zu dieser Ueberzeugung gekommen waren, hatte Jeder seine zweihundert Realen verdient, die dann auch unbarmherzig eingefordert wurden. Und damit erwiesen sie sich noch sehr gnädig, denn andere spanische Aerzte consultiren gern zu fünf, sechs, sieben, ebenfalls à Person zweihundert Realen und kommen gewöhnlich zuletzt zu der einstimmigen Ueberzeugung, daß am nächsten Tage noch eine Consultation stattfinden müsse. So consultiren und beschließen sie natürlich meist blos an den Betten reicher Patienten. Arme Leute müssen entweder ohne Doctor wieder gesund werden oder in Madrid in einem der neunzehn Hospitäler Hilfe suchen.

Die englische Dame, welche diesen Vorfall in ihrer Wintertour durch Spanien (1867) erzählt, ruft dabei aus: „Warum etablirt sich kein englischer Doctor in Madrid? Er würde sein Glück schnell und sicher machen".

Statt des Engländers ist inzwischen längst der Deutsche Dr. Brehm gekommen, der einzige Ausländer unter den Aerzten von Madrid, welcher freilich den echten Spaniern seines Faches schon zu viel ist. Sie suchten ihn nach Kräften als Curandero, d. h. etwa Kurschwindler, in Mißkredit zu bringen, so daß er allerdings Anfangs oft das Unglück hatte, von verzweifelten Angehörigen schwerer und spanisch „doctorirter" Patienten zu Hilfe gerufen zu werden; aber er drang bald durch und wurde eigentlich schon durch seine erste und zwar unfreiwillige Kur berühmt. Von seinem Bruder besucht, wurde er eines Nachts durch fürchterliches Geheul und Geschrei im Hause geweckt. Beide Brüder machten sich auf, um wo möglich Ruhe zu schaffen und den Grund dieses Jammers kennen zu lernen. Sie fanden in einem Zimmer der unteren Etage eine junge Dame, die sich mitten zwischen jammernden Hausgenossen in furchtbaren Schmerzen auf dem Boden wand. Es ergab sich, daß sie in Liebesverzweiflung zu dem nicht mehr ungewöhnlichen Mittel ihre Zuflucht genommen hatte, durch verschluckte Schwefelholzköpfchen ihrem Leben ein Ende zu machen. Die Angehörigen jammerten und beteten zu allen möglichen Aposteln und Heiligen, aber die Schwefelhölzer im Magen thaten mit jeder Minute stärker die ihnen zuerkannte Pflicht. Die beiden Brehm's sahen natürlich sogleich, worauf es hier ankam, nämlich auf ein Brechmittel, welches sie der Selbstvergifterin auch ohne viel Verzug einzugeben versuchten. Aber trotz ihrer furchtbaren Schmerzen wehrte sie sich standhaft und schrie wieder und immer wieder: „Quiero morir! Quiero morir!" (Ich will sterben!) Dies gab nun Dr. Brehm ebenso wenig zu, wie die weinenden und schreienden Aeltern und Geschwister. Letztere beschworen sie bei allen Heiligen, das Rettungsmittel zu nehmen, und der Doctor drohete mit Gewalt. Vergebens! Sich auf dem Boden windend, wehrte sie Alle ab und schrie immer wieder: „Quiero morir!" Da Gefahr im Verzuge war, blieb den beiden deutschen Doctoren nichts Anderes übrig, als die Unglückliche zu binden, einen Knebel in

den Mund zu zwingen und Milch und Brechmittel mit Gewalt einzuflößen. Als die wohlthätigen Folgen der Wirkung sich bei der Unglücklichen geltend machten, war auch der herbeigeholte Urheber dieser durch deutsche Intervention unterbrochenen spanischen Familientragödie erschienen, ein junger Apotheker und Anbeter, der aber aus Mangel an Aussicht, die Geliebte zu heiraten und zu ernähren, das Verhältniß als aufgelöst betrachtet wissen wollte. Als nun der hartherzige Liebhaber die Bescheerung sah, schwur er, daß seine Liebe nicht erloschen sei und er für Trauung und Brod sorgen wolle. Dies fand aber bei der wieder auflebenden Geliebten nicht so leicht Glauben, und folgte das seltsamste Gemisch von Lust- und Trauerspiel. Während sie sich immer noch in furchtbaren Schmerzen wand, und oft unterbrochen von den Einzelwirkungen des Brechmittels, ließ sie den Geliebten wohl bei einem Dutzend Heiligen nacheinander schwören, daß er sie auch wirklich lieben und heiraten wolle; und der zitternde, etwas dünnstimmige Apotheker rief richtig ein dutzendmal bei dem ganzen Dutzend von Heiligen ebenso pieplg als pathetisch: „Juro! Juro!" zu welchen feierlichen Ausrufen das Geräusch des wirkenden Brechmittels den sonderbarsten Discant zu seinem Liebes-Tenor lieferte. Dies ist zugleich ein Beispiel, daß wenigstens bei den liebenden Spanierinnen die Heiligen noch für unentbehrlich gelten. Und darin liegt vielleicht auch die schwache Seite der religiösen Freiheit, welche jetzt in Spanien mit der politischen aufjauchzt und sich wieder gegen die Mönche, die Jesuiten und hier und da sogar gegen den Papst wendet.

Obgleich in vielen Gegenden Spaniens auch die ungebildetsten Bauern und kulturlose Klassen nicht nur politisch, sondern auch religiös freisinnig sind, hat das Pfaffenthum und der mächtig auf die Phantasie wirkende kirchliche Kultus doch noch eine große Gewalt, besonders über das weibliche Geschlecht. Selbst in England ist eine hohe Lordsdame durch Schilderung der spanischen Reliquien, Kirchen und Gottesdienste nicht nur berühmt, sondern auch Proselytenmacherin geworden; und auch die nüchternere Engländerin schildert in ihrer Wintertour durch Spanien die kirchlichen Gebräuche als so ergreifend und erhaben, daß sie es sehr erklärlich findet, wenn Anhänger und Anhängerinnen der nüchternen englischen Hochkirche wenigstens nach einem Besuche Valencias römisch-katholisch werden.

Valencia ist in dem, an Kirchen, heiligen Reliquien und Gemälden überaus reichen Spanien die eigentliche Hauptstadt dieser Heiligthümer und des kirchlichen Kultus. Unter den vielen Reliquien sind besonders berühmt: die rechte Hand des heiligen Lucas, womit er den ebenfalls vorhandenen Kopf der heiligen Jungfrau zeichnete, die Mumie eines der Kinder, welche Herodes ermorden ließ, und die drei unschätzbarsten, nämlich: eine Haarlocke von dem Haupte unseres Heilandes, eine andere vom Kopfe der heiligen Jungfrau und der Santo Calix, der Achatbecher, besetzt mit Perlen und Smaragden, welchen der Heiland beim letzten Mahle, also für Stiftung des heiligen Abendmahls brauchte. Es ist bei uns ziemlich Mode, wiewohl auch öfter bestraft worden, daß über diese Reliquien und heiligen Knochen gespottet wird; aber nach genauen, sehr gelehrten Untersuchungen des berühmten kirchlichen Antiquars Dr. Rod sollen nicht wenige derselben echt sein, eine Untersuchung und Unterscheidung, auf welche wir uns hier nicht einlassen. In Valencia wird auch die Hochmesse, welche in den übrigen Städten nur auf hohe Festtage beschränkt ist, bei allen möglichen Gelegenheiten mit dem prachtvollsten Pomp gefeiert, und alle Freitage findet in einer der Kirchen ein Schauspiel statt, welches wahrhaft bewältigend wirken soll. Die spanischen Kirchen sind fast überall feierlich dunkel; aber diese in Valencia schimmert besonders nächtlich hinter dicht verhangenen Fenstern. Die Priester treten in violetten Gewändern vor den ebenso behangenen Altar, wie bläulich schimmernde Schatten, welche wegen der vielen künstlichen Wachslichter in den sonderbarsten Wandlungen um die Körper herumspielen. Nach mancherlei einleitenden Gesängen und Feierlichkeiten erklingt mit seinen unsterblichen Tönen das Miserere, welche geheimnißvoll auf den blaßvioletten Vorhang oben am Altare zu wirken scheinen, denn dieser bewegt sich und enthüllt in der Mitte das großartige Gemälde Ribalta's, den gekreuzigten, blutenden, sterbenden Heiland, nicht den kalten Leichnam, an dem sich eine ganze Menschheit erwärmen kann, sondern den noch von den entsetzlichsten Schmerzen gequälten, lebenswarmen, mit dem Tode kämpfenden Erlöser mit frisch von der Dornenkrone herab über das Gesicht rieselndem Blute. Ein erhabenes Grauen dringt aus diesem Bilde durch die Menge, und sie halten es für fromme Schauer, für Religion und Gottesdienst. Und doch — entsetzlicher Gedanke! — erinnert diese Wirkung vergossenen Blutes und entsetzlicher Qualen an die spanischen grausamsten Volksfestlichkeiten, die Stiergefechte; denn auch hier müssen schreckliche Grausamkeiten und Blutvergießen das Blut der enthusiastischen Zuschauer beiderlei Geschlechts erwärmen und erhitzen und sie mit der Wonne des Grauens über verübte Grausamkeiten beseligen.

Ueber nichts Spanisches ist so oft und ausführlich geschrieben worden, als über diese Stiergefechte, und doch weiß Jeder etwas Neues darüber zu sagen. Unsere Engländerin kann die zwanzig Minuten, welche sie in dem großen Stiergefechts-Amphitheater am Alcala-Triumphbogen zu Madrid aushielt, nach ihrer Versicherung im ganzen Leben nicht vergessen. Nach Hinopferung des ersten Stiers eilte sie entsetzt davon und ruft nun aus: „Wird man mit diesen entsetzlichen Schlächtereien nie ein Ende machen? Wollen die Leute Vieh schlachten sehen, brauchen sie ja nur zu Fleischern zu gehen; denn es ist Unsinn, diese Brutalitäten Gefechte zu nennen. Von einem Kampf kann nicht die Rede sein. Das arme Vieh wird so lange gestachelt und gequält, bis es unwillkürlich wie ein getretener Wurm sich windet und den Kopf gegen seine Peiniger einsetzt. Auch die Pferde kämpfen nicht; sie sind geblendet und werden von den rohen Kerls, die sich darauf eingeübt haben, bei Opferung der Pferde und Stiere ihr eignes Leben zu riskiren, gespornt und gestochen, daß sie sich eben nach allen Seiten bäumen und auch gegen die Stiere treiben lassen müssen. Das Vergnügen der Zuschauer dabei ist empörend und brutalisirend, außerdem sehr kostspielig. Werden es denn die Spanier nie so weit bringen, sich dieser Brutalitäten zu schämen? Ganz gewiß; aber so lange die Königin sie durch ihre Gegenwart beehrt und dadurch auch ihre Hof- und Staatsbeamten gewissermaßen nöthigt, sie nicht nur zu dulden, sondern auch zu besuchen, wird dieser Schandfleck nicht verschwinden. So lange sie geduldet werden, üben sie auch ihren bösen Zauber aus, so daß ich überzeugt bin, nur Worte zu verschwenden, wenn ich wenigstens dem weiblichen Geschlechte riethe, diese theatralischen Schlächtereien nicht zu besuchen, denn die Damen thun es dann um so eher, wie ich an mir selbst erfuhr. Aber wir mußten furchtbar dafür büßen. Tage und Nächte lang standen die wenigen Minuten, während welcher wir dieser kaltblütigen Grausamkeit gegen wehrlose Thiere zusahen, immer vor unseren Augen, und noch jetzt, nach vielen Monaten, kann ich nicht ohne Schauder und Ekel daran denken."

Nun, die Königin, diese erhabene Beschützerin der Stier-

gefechte und anderer Bullen-Heldenthaten, sind sie ja nun los, so daß wir vielleicht hoffen dürfen, die neu erwachte Sittlichkeit und Humanität werde auch diesen Matadoren das Handwerk legen. Erfreulicher Weise wurde neulich in einer spanischen Zeitung wenigstens vorgeschlagen, man solle nun nach Freigebung des Unterrichts die in allen großen Städten bestehenden Stiergefechts-Theater in Elementarschulen verwandeln. Würde dies ausgeführt, so wäre diese einzige Frucht der Revolution schon ein unermeßlicher Gewinn für die ganze Zukunft Spaniens.

Aber leider hat auch schon unter der neuen Regierung wieder eine solche brutale Schlächterei stattgefunden. Panem et circenses! wird sie gedacht haben, Brod und Nationalwerkstätten, Rehberger und Spiele der Circe, welche Menschen in Bestien verwandeln, und deshalb doch wohl keine so reinliche, gründliche und neue Revolution, wie sie Anfangs erschien.

Ja, wenn diese Stiergefechte nur noch den alten Charakter des tollkühnen, heroischen Kampfes hätten! Aber alle neueren Berichte sind darin einstimmig, daß sie zu elenden Brutalitäten herabgesunken seien. Alte, abgetriebene Kracken werden thatsächlich gegen die Hörner der Bullen gespornt und gepeitscht. Und auch die Toros formales, wie die echten spanischen Bullen genannt werden, zeigen von freien Stücken keine Kampflust mehr, sondern kommen verdutzt und erschreckt, gestoßen und gestachelt in die Arena, wo sie nur durch boshafte Steinigung dazu gebracht werden können, ihre Hörner gegen Mann und Pferd zu gebrauchen. Die bunten Bänder, die um Hals und Kopf flattern, sind mit scharfen Haken am Fleische des Halses befestigt, so daß sie bei jeder Bewegung stechen. Nun kommen noch die Lanzenstiche der Picadores und die buntgeschmückten Pfeile des Chulo von allen Seiten geflogen und bringen so das arme Vieh endlich zur Wuth, so daß es vor seinem Tode wohl diesem und jenem Gaule den Bauch aufschlitzt, ehe die wüthende, brutal blutdürstig gewordene Menge mit sehr viel weiblichen Stimmen darunter, ihr „Fuego! fuego!" brüllt, worauf dann das zerstochene und oft halb zerrissene Thier unter Pulverdampf und prasselnden Flammen verendet. So abscheulich diese Schauspiele nun auch sind, gestehen doch auch die Fremden und sogar Geistliche darunter, aus eigener Erfahrung, daß sie eine dämonische Gewalt auf jeden Zuschauer ausüben.

Einer dieser Zeugen sagt: „Zuerst ist das vorherrschende Gefühl ein furchtbarer Ekel vor diesem umherspritzenden Blute und den heraushängenden Eingeweiden; aber dies verschwindet bald zu Gunsten einer kanibalischen Freude, einem leidenschaftlichen Herzklopfen, einer wilden Spannung auf das Ende. Das wilde Thier in jedem Menschen, das wir sonst mit Bibelstellen zäumen und zähmen und mit Abfällen von Moral füttern, erwacht und beherrscht uns (die Bestialität wird sich gar herrlich offenbaren). Nach der ersten halben Stunde verfolgt auch der Fremde diese Schlächterei in der Arena mit so unmenschlichem Enthusiasmus, als hätte der Nordstern niemals auf ihn geschienen und hätte er niemals ein Wort von Religion, Moralität und Menschlichkeit vernommen."

Und dabei giebt es Engländer und Franzosen, welche daran arbeiten, diese viehische Volkslust der Spanier zu Hause nachzuahmen. Als wenn es nicht überall ohne besondere Schule und Erziehung dazu Brutalitäten genug gäbe. Die Spanier sind durchweg ein nüchternes und auf persönliche Würde haltendes Volk und konnten deshalb vielleicht diese Stiergefechte mit weniger Nachtheil vertragen, als man in Ländern hoffen kann, wo Volksvergnügungen nicht ohne Trunk und Betrunkenheit und deren Folgen ablaufen. Stiergefechte in der Mitte eines Wein oder gar Bier und Schnaps trinkenden Volks würden unstreitig zu Schandflecken für die ganze Menschheit werden.

Wie sah die Königin mit ihrer Familie im Stiergefecht-Theater aus? Von Ersterer sagt unsere Engländerin: „Obgleich sie erst siebenunddreißig Jahre alt ist, sieht sie doch wegen ihrer ungewöhnlichen Größe und Beleibtheit und des faltigen, fettigen Teints viel älter aus. Sie ist schwerfällig, ungeschickt und ohne alle Grazie in ihren Bewegungen und sieht nur etwas anständig aus, so lange sie ruhig sitzt. Einer Verbeugung ist sie ebenso wenig fähig, wie alle anderen Spanierinnen; sie nickt als Zeichen des Erkennens, und das ist Alles. Ihr Herr Gemal sieht ungemein winzig und noch gemeiner neben ihr aus; er ist blond und blöde (fair and foolish), wiewohl ihn Einige für ebenso bübisch als närrisch halten (knave and fool). Die Prinzessin Isabella, die älteste Tochter, jetzt sechzehnjährig, hat den Reiz der Jugend, ist schlank und groß und sanft in ihren Blicken. Der Prinz von Asturien, Kronprinz, sieht mit seinem kurzgeschnittenen Haar und schwerfälligem Wesen wie ein französischer Gymnasiast aus; der Rest der Familie besteht aus Kindern."

Diese Familie mit ihren schuldigen und unschuldigen Mitgliedern wird nun den spanischen Boden wohl nie wieder betreten. Das ist die geschichtliche Hauptsache und wohl unter allen Umständen ein Gewinn für ganz Europa. Das Bourbonenthum ist überall gerichtet, und Sittlichkeit und Freiheit haben deshalb überall neuen Boden und Wirkungskreis gewonnen.

Die neue Freiheit wird zwar in Spanien keine haltbare Republik, am wenigsten eine iberische schaffen, aber die lange begrabenen oder verwüsteten schönen Talente und Kräfte des Landes fangen nun gewiß an, zu blühen und zu fruchten. Trotz der jetzigen Hungersnoth ist das Land eines der gesegnetsten in Europa. Da wo freier Verkehr und Seeluft schon längere Zeit wohlthätig wirken konnten, wie in den Städten am Mittelländischen Meere, lacht uns nicht selten eine blühende Weltkultur an. Dies gilt besonders von Barcelona mit stärkerer, bunterer und freierer Bevölkerung, als die Hauptstadt. Barcelona sieht durchaus nicht mehr spanisch aus, sondern mehr wie ein junges Paris mit den Vorzügen der Meeresluft und der befreienden Weltkultur. Durch die heiter belebten, schönen Straßen mit Spiegelscheiben-Läden spaziert, fährt und reitet ein glänzendes Gemisch von emanzipirten Spaniern beiderlei Geschlechts, Franzosen, Engländern, Italiänern, Nordafrikanern und natürlich auch Deutschen, wie in keiner anderen Stadt Spaniens. Dabei wachsen neue Häuser und Straßen land- und bergaufwärts ebenso schön als zahlreich und haben die ehemalige Vorstadt Gracia bereits umzingelt und überholt. Es giebt eine Menge herrlicher, neuer Promenaden für Fußgänger, Reiter und Wagen. Damen mit Deckelchen auf der Stirn und furchtbaren Hinterköpfen besuchen Caffeehäuser, ohne immerwährend Cigarretten zu rauchen. Neuerungen, vom Meere her eindringend und vom Sonnenthorplatze und der Alcalastraße ausstrahlend, schaffen auch hier ein neues Spanien.

Nord-Amerika.

Von Ocean zu Ocean.*)

Die Behauptung dürfte wohl nicht zu gewagt sein, daß in nächster Zeit die Kühnsten vieler unserer Touristen sich eine interessantere Strecke als die bisher von ihnen in Europa, den Küstenländern von Afrika und Asien durchzogenen wählen werden, wir meinen nämlich eine Fahrt über den Continent von Amerika auf der nunmehr vollendeten Eisenbahn, die von einem Ocean zum andern führt, bisher kaum gekannte Gebiete aufschließt und einen eigenthümlichen Reiz gewährt. Hat es schon etwas Verlockendes, eine so weite Strecke von Ländern zu durchfliegen, in einem Tage aus der sonnigen Ebene der Prairie in die Region der Felsengebirge und zu Eis- und Schneebergen hinaufzusteigen, so bieten die Länder selber, ihr wechselndes Klima und ihre so verschiedenartige Pflanzen- und Thierwelt, welche an uns vorüber eilt, genug des Verlockenden, um die an sich bequeme und kurze Dampferfahrt über den Atlantischen Ocean und die allerdings beschwerlichere auf der Eisenbahn überwinden zu lassen, zumal ja auch zu dem Reize, welchen die Natur der neuen aufgeschlossenen Länder verheißt, noch die Fortschritte der Cultur und der Civilisation in den verschiedenen auf der Tour zu berührenden Staaten der Union hinzutreten.

Einen Vorgeschmack von dem, was den Reisenden in jener wunderbaren Welt erwartet, erhalten wir durch einen Bericht über eine Reise, welche vor drei Jahren, als die Bahnstrecke über den Continent noch nicht vollendet war, eine Gesellschaft amerikanischer Touristen unternahm, und welche uns in einem Reiseberichte vorliegt, der nach Briefen, die bald nachher von dem einen derselben veröffentlicht wurden, zusammengestellt ist.

„Es war um die Mitte des Monats Mai 1865, als Samuel Bowles, der Herausgeber des Journals „The Springfield Republican", mit einer Gesellschaft von fünf Personen von Springfield in Illinois ausbrach, um quer über das Festland der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Küste des Stillen Oceans zu erreichen." Die Reise, eine Strecke von mehreren tausend Meilen, die den Zweck hatte, Land und Leute aus eigener Anschauung kennen zu lernen, ging zunächst nach Colorado, dann über die Felsengebirge nach Utah, dem Mormonenstaat am Salzsee, wandte sich von da nach San Francisco, und nach einem Ausfluge nach Oregon und einem andern in die Küstengebirge und die Sierras wurde die Rückreise zu Schiffe an der Küste des Stillen Weltmeeres, über Acapulco, Guatemala, Nicaragua nach Panama und von dort auf der 50 Meilen langen Eisenbahn über den Isthmus bis an den Atlantischen Ocean, bis Colon fortgesetzt, von wo ein Dampfboot die Reisenden nach New-York führte. Die ganze Reise, die vom 305.—255. Längengrad über die mächtigen Gebirgszüge des Continents und vom 50.—7. Grad der Breite sich erstreckte, umfaßte über 12,000 (englische) Meilen, von denen die Hälfte zur See, ein Drittheil etwa zu Wagen und der Rest auf Eisenbahnen und Flüssen zurückgelegt wurden, und währte im Ganzen wenig über vier Monate. Die Beschreibung selbst läßt uns einen interessanten Blick thun in die Neue Welt, ihre Natur und ihre Bewohner, ihre bereits gehobenen und noch zu hebenden Schätze in den Wäldern und Minen, dem Ackerbau und Handel, in die großartige Gegenwart und die noch Größeres verheißende Zukunft der Vereinigten Staaten.

Einen der interessantesten Abschnitte in dem vorliegenden Reiseberichte bilden die Kapitel, welche die Erlebnisse und Beobachtungen in dem Mormonenstaat, Utah, schildern, aus denen wir uns nicht enthalten können, Einiges mitzutheilen. Nach einer eingehenden Beschreibung des Landes und seiner Bewohner, ihrer Gewerbe und Industrie, des Acker- und Gartenbaues folgen interessante Mittheilungen über die Hauptpersönlichkeiten, den ersten Präsidenten und Propheten Brigham Young und seinen Adjutanten, den zweiten Propheten Kimball, und den dritten Dr. Bernhisel. Die merkwürdigste Institution dieses sonderbaren Staatswesens, die Vielweiberei, rechtfertigen die Mormonen durch einen directen Befehl des Himmels; auch hätte dieselbe größere Reinheit und bessere Sittlichkeit im Gefolge als die Monogamie. Die Frauen Brigham Young's sind zahllos, wenigstens scheint Niemand zu wissen, wie viele er hat, und er selbst gestand, daß er ihre Zahl vergessen hätte. Wahrscheinlich hat er sechszehn bis zwanzig vollständige Frauen und ebensoviele sind ihm „versiegelt" für den Himmel. Diese Letzteren sind meistentheils fromme alte Damen, selbst die irdischen Weiber anderer Männer, deren Ehrgeiz nach einem hohen Sitz in dem Himmel der Mormonen trachtet, und die es für den sichersten Weg halten, dorthin zu gelangen, indem sie sich dem paradiesischen Gefolge ihres höchsten Propheten anschließen. In vielen Fällen erhalten die Weiber der Mormonen nicht nur sich selbst und ihre Kinder, sondern unterstützen auch ihren Mann. Ein Mann mit geringem Einkommen, welcher dem Zauber von drei oder vier Frauen nicht hat widerstehen können und sie alle geheiratet hat, pflegt mit der ersten Frau ein Hauswesen zu führen, während die anderen jede für sich besonders wohnen und sich durch Nähen, Waschen und ähnliche Arbeiten selbst ernähren. Der Mann besucht diese Frauen nur zuweilen, wo sie dann ihre Ersparnisse und Verdienste freudig hingeben, um den Heiligen nach besten Kräften zu traktiren und sich selbst so reizend und liebenswürdig als möglich zu machen. Wenn ein solcher Bursche träge ist und seine Frömmigkeit dazu anwendet, wackere Weiber zu bekommen, so kann er fortwährend bei seinen Frauen die Runde machen und sich füttern lassen, ohne daß es ihn einen Groschen kostet.

Die Frauen selbst betrachten die Vielweiberei als eine traurige Last. Nur religiöser Fanatismus und weibliche Selbstverleugnung machen es ihnen möglich, einen solchen Zustand zu ertragen. Lehrt man sie doch, und manche glauben fest daran, daß sie sich durch das geduldige Ertragen ihres schweren Loses einen höheren und herrlicheren Lohn im Jenseits erwerben. Auch die Töchter der Mormonen wollen von der Vielweiberei nichts wissen. Sie suchen sich ihre Ehemänner lieber unter den Gentiles, d. h. den Fremden, Unionsbeamten, Soldaten ꝛc., als unter den Anhängern ihres eigenen Glaubens. Indessen drückt die Vielweiberei nicht allein die Frauen zu Sclavinnen hinab, sie hat außer den moralischen Schäden auch noch andere im Gefolge, die sich bereits bedenklich offenbaren. Die Vielweiberei bringt die merkwürdigsten Verwandtschaften zu Wege. Es ist sehr gewöhnlich, daß ein Mann zwei Schwestern heiratet. So hat ein junger Kaufmann in der Salz-City drei Schwestern zur Ehe. Nicht selten ist es auch, daß Jemand eine verwittwete Mutter sammt ihren Töchtern heiratet, weil er nicht anders in den Besitz dieser letzteren gelangen kann. Erwägt man nun, wie die Kinder von einem Vater und verschiedenen oft blutsverwandten Müttern sich bei

*) Von Ocean zu Ocean. Quer über das Festland der Vereinigten Staaten von Nordamerika und die Landenge von Panama. Nach den Reisebriefen von Samuel Bowles frei bearbeitet von Robert Schweichel. Leipzig, Bernhard Schlicke, 1869. (VII. 231 S. gr. 8.)

ihrer eigenen Verheiratung abermals und abermals kreuzen, und dies durch Generationen fortgeht, so kann man sich leicht vorstellen, zu welcher fürchterlichen körperlichen Entartung des Volkes es neben der sittlichen und geistigen kommen muß. Anzeichen derselben treten bereits zu Tage. Auch die Mormonen selbst scheinen keine allzu sicheren Hoffnungen auf den Bestand ihres Staatswesens an den Ufern des Salzsees zu bauen, wenigstens deuten die Niederlassungen, welche sie auf den Sandwichsinseln schon vor mehreren Jahren gründeten, darauf hin, daß sie an einen Rückzug dahin denken, wenn der Druck der fortschreitenden Civilisation und der Regierung zu Washington zu stark werden sollte. Gewiß ist, daß sie über lang oder kurz entweder der Vielweiberei ein Ende machen, oder ihr irdisches Tabernakel und Königreich anderswohin werden verlegen müssen. Selbst ohne die Einmischung der Regierung werden sie von dem Fortschritt der Einwanderung und Bevölkerung und der damit Hand in Hand gehenden Ausbreitung und Mannichfaltigkeit der Civilisation und Industrie zurückweichen müssen. Dr. Z.

Ein Theaterbericht aus der Mormonenstadt.

Marie Scheller ist der Name einer jungen deutschen Schauspielerin, die, nach Amerika ausgewandert, zuerst auf dem deutschen und dann auf dem englischen Theater in Newyork mit großem Beifall aufgetreten ist und sich dort mit dem deutsch-amerikanischen Theateragenten und Uebersetzer deutscher Dramen, Herrn J. Guido Methua, verheiratet hat. Beide haben sich im vorigen Jahre, nach dem großen Brande des Wintergarten-Theaters in Newyork, wo sie angestellt waren, veranlaßt gesehen, eine Reise nach dem „fernen Westen", nach Wisconsin, Kalifornien und Utah zu unternehmen, wo Frau Methua-Scheller überall in englischer und deutscher Sprache mit Beifall gastirt hat. Herr Methua, der unter Anderm auch Brachvogel's „Narciß" übersetzt hat, welches Drama auf allen größeren amerikanischen Bühnen mit dem glänzendsten Erfolge gegeben wurde, hat jetzt auch dessen „Prinzessin von Montpensier" für Kalifornien bearbeitet und darüber dem deutschen Verfasser sehr schmeichelhafte Berichte geliefert. Ganz kürzlich erhielt Herr Brachvogel ein Schreiben des Herrn Methua aus der Mormonenstadt vom 5. November d. J., das uns der Empfänger freundlichst überlassen und das wir, seiner lebensvollen, charakteristischen Schilderungen wegen, unseren Lesern in Nachfolgendem mittheilen:

Salt Lake City (Utah), 5. Nov. 1868.

Seit dem großen Brande im Winter-Garden-Theater in Newyork befinden wir uns auf der Reise und meine Correspondenz mit unserm transatlantischen Freunde wurde demzufolge bedeutend vernachlässigt. Unaufhaltsam ging es vorwärts, dem fernen Westen zu. Wir verbrachten den Sommer 1867 in dem angenehmen und zahlreich von Deutschen bevölkerten Staate Wisconsin, erreichten im October 1867 den Missouri und kamen Anfangs Mai 1868 im „Zion der Mormonen", in Salt Lake City an. Wir kamen dahin, einem Rufe der Direktoren des Theaters folgend, welche Frau Scheller zu einem dreimonatlichen Gastspiele eingeladen hatten.

Wir waren nicht wenig überrascht, hier ein prachtvolles Theatergebäude, ein Theater zu finden, das an Umfang und Einrichtung keinem andern Theater ersten Ranges in den Vereinigten Staaten nachsteht. Dabei ist zu erwägen, daß diese Stadt nur 20,000 Einwohner zählt und daß es keine Stadt in den Vereinigten Staaten von fünffacher Bevölkerungszahl giebt, die Jahr aus Jahr ein ein Theater zu erhalten vermag. Auch kommt noch der Umstand hinzu, daß diese Stadt bisher gänzlich von der Civilisation abgeschnitten war; die Reise vom Missouri hierher (über 1000 engl. Meilen) geht oder ging über endlose, unwirthbare Steppen, mit Gras und dem sogenannten Sage-brush bedeckt, über kahle Berge, jähe Felsenschlünde, durch reißende Gewässer &c. Jetzt naht sich dem Platze mit Riesenschritten die „Union Pacific Eisenbahn". Vergangene Woche wurden an jedem Tage zehn Meilen Eisenschienen gelegt. Noch nie zuvor wurde eine Eisenbahn mit solch' erstaunlicher Blitzesschnelle erbaut.

Um wieder auf Salt Lake City und dessen Kunst-Institut zurückzukommen, will ich hier bemerken, daß dasselbe vom Präsidenten Brigham Young, wenigstens auf dessen Befehl, erbaut wurde und der Stolz der Mormonen ist. Es kostete ungefähr 200,000 Dollars und ist das größte Gebäude in der Stadt, ausgenommen das „Tabernacle" (die „Stiftshütte", der große Mormonentempel), welches 10,000 Menschen faßt. Das Theater enthält: Parquet und Parquet-Circle und drei Galerien ersten, zweiten und dritten Ranges. Es sitzen bequem 2500 Personen. Die Grundfarbe des Innern ist weiß, die Verzierungen in Gold. Zwei Prosceniumslogen, eine rechts, gewöhnlich vom Präsidenten besetzt, und die andere links (Theaterloge), reich verziert, geben dem Hause ein grandioses Aussehen. Die Bühne ist 75 Fuß tief und hat 7 Coulissen. Die Garderobe-Zimmer, das Ankleide-Zimmer für Chor und Ballet, das Maler-Atelier, die Magazine &c. sind geräumig und bequem eingerichtet. Die Ausstattung der Stücke ist eine sorgfältige und großartige. Es werden keine Kosten gescheut, um ein Stück glänzend in Scene zu setzen. Die Eintrittspreise sind 1 Doll. 75 Cents (2¼ Thaler), 50 Cents (21 Sgr.) und 25 Cents. Sogar in schlechten Zeiten, wenn irgend eine „Attraction" da, ist das Theater besucht. 700 Doll. (nahe an 1000 Thlr.) ist eine mittelmäßige Einnahme.

Das Theater stand früher unter der persönlichen Leitung des Präsidenten, jetzt wird es von den Herren Caine und Clawson, Beide Mormonen, verwaltet. Die ganze Gesellschaft besteht aus Mormonen. Einige Mitglieder sind recht tüchtige Kräfte, den Meisten aber blickt der Dilettant aus den Aermeln hervor. Die Leute haben die Welt eben noch nicht gesehen. Klassische Stücke sind natürlich zu „starker Toback" für diese Kinder der Wüste, werden auch nicht sehr gewürdigt; Richard III. ist eine verhaßte Person, weil er mehrere Menschen ermordet hat, und wenn ihn auch ein Dawison darstellte, würde er beim Publikum keinen günstigen Eindruck machen. „Der Kerl ist einmal ein Mörder — fort mit ihm!" ist die Mormonen-Kritik. „Romeo und Julie" ist auch kein Lieblingsstück. Daß die beiden lieben Kinder Gift nehmen, oder sich sogar erdolchen, das will eben den Mormonen, die solchen Calamitäten leicht abhelfen, indem sie noch einige andere Frauen heiraten, die ihnen den Verlust einer Dahingeschiedenen verschmerzen helfen, nicht einleuchten. Romeo hätte mit seiner Julia zu guter Zeit durchbrennen sollen. Da hat der Shakespeare für Salt Lake City nichts als Sentimentalitäten ohne Wahrheit gedichtet! Aber, werden Sie sagen, ohne solchen Stoff wäre es ja keine Tragödie.

— „Ach was, sagt der Mormone, wir wollen keine Tragödie; Take life easy! Wir haben schon zu viel Tragödien in den christlichen Staaten, wir wollen keine hier." Hamlet wird hier als ein sehr verrückter Kauz betrachtet, den man in ein Tollhaus hätte einsperren sollen. Schinderhannes oder Rinaldo würden mehr Gnade vor den Mormonen finden, als Hamlet. Lustspiele, Schauspiele, Operetten und Schau- und Spektakelstücke sind die

geeigneten Dramen für dieses Publikum. „Mathilde" von Benedix wurde hier sehr gut aufgenommen, am besten aber „Fanchon, oder der Muttersegen".

Jeder Mormone ist ein eingefleischter Theaterliebhaber; wenn er kein Geld hat, giebt er Kartoffeln, Kraut, Holz oder Weizen als Zahlung. Man muß sich aber nicht vorstellen, daß die Leute mit Säcken und Kartoffeln beladen in's Theater kommen. Der geldarme Mormone giebt eine Anweisung auf die Victualien und diese Anweisung wird wiederum zum Austausch gebraucht. Die sogenannten „Gentiles" (Heiden), oder Nicht-Mormonen, müssen in baarer Münze bezahlen; ebenso müssen die mit Sammet gepolsterten Sitze im Parquet „in Münze" bezahlt werden. Im Parquet und Parquet-Circle sitzen die „Mormonen", im Ersten Rang die „Gentiles". Das Publikum wird nicht leicht hingerissen, giebt sich niemals einer Aufregung hin, applaudirt spärlich, und nur wenn ein Eisenbahnzug, wie in dem Volksschauspiel „Under the Gaslight" über die Scene braust, wird es aus seiner Lethargie aufgerüttelt.

Die Stadt ist prachtvoll angelegt; lange, breite Straßen, an beiden Seiten der Straßen Alleen, jedes Haus von einem Obstgarten umgeben. Ein großer Aufwand von Architektur ist gerade nicht bemerkbar; es befinden sich einige recht nette Wohnhäuser in diesem Häusermeere. Die ganze Stadt sieht mehr einem behäbigen Dorfe ähnlich. Die Umgebung ist imposant, hohe, mit ewigem Schnee gekrönte Berge umschließen das weite Thal. In der Ferne schimmert der Salzsee mit seinen bergigen Inseln. Zahlreiche Gesundbrunnen und heiße Quellen befinden sich in der Nähe. Die Stadt hat für den Handel eine höchst wichtige Lage, denn hier werden sich zahlreiche Eisenbahnen des fernen Westens kreuzen. Es wird ein wichtiger Handels- und Fabrikplatz werden. Die Seidenwurmzucht wird jetzt hier stark betrieben und im südlichen Theile des Territoriums wird Baumwolle gepflanzt. Früchte aller Art gedeihen hier vortrefflich. Das Thal des Salzsees ist stellenweise sehr fruchtbar und gänzlich in den Händen der Mormonen.

Aber das Herannahen der Eisenbahn erfüllt die Seelen der Mormonen mit einigem Grausen; sie wähnen sich bedroht und schon zermalmt durch den ungeheuren Strom der Einwanderung aus dem Osten, welche sich nach diesem Territorium wälzen wird. Denn hier, längs der Eisenbahn, einem nationalen Riesenwerke, wachsen Städte wie Pilze aus dem Boden und bieten dem Unbemittelten ein reiches Feld für seine Thätigkeit. Die nahegelegenen Territorien, wo Mineralschätze täglich aufgefunden werden, Montana, Nevada, Oregon, Kalifornien ꝛc., laden den Goldgräber ein, sich da sein Glück zu erwerben. Um nach diesen Territorien und Staaten zu gelangen, muß Salt Lake City passirt werden; die Stadt wird deshalb der Centralpunkt des fernen Westens.

Sie ist übrigens die bestregierte Stadt in Amerika. Ruhe und Frieden herrschen hier. Damen können des Nachts ungestört in den Straßen spazieren gehen; Diebstähle kommen höchst selten vor; Trunkenheit wird streng bestraft und es sind blos drei bis vier Schenken hier. Das Lagerbier hat auch hier Boden gefaßt, man braut kein starkes, aber angenehmes Bier. Die Erlaubniß zum Verkauf des Bieres kostet 100 Doll. pro Monat (das Glas Bier kostet 10 Silbergroschen) und die Erlaubniß, andere spirituöse Getränke, Schnaps ꝛc. zu verkaufen, dreihundert Dollars pro Monat! Das einzige Vergnügen ist demnach das Theater und hier vereinigt sich drei Abende in der Woche Jung und Alt. Bedeutende Künstlerinnen und Künstler, wie Couldock, Davenport, Julia Dean, haben schon hier gastirt und seit dem letzten Mai ist die deutsche Künstlerin, Frau Methua-Scheller, ein großer Liebling des Publikums.

Denken Sie sich nun, damit eine deutsche Schauspierin, in englischer Zunge redend, dem fremden, sonderbaren Volke der Mormonen Kunst und Kultur bringe, mußten von uns alle Gefahren der weiten Reise durch die Ebenen und Felsengebirge überwunden werden; empfinden Sie nicht auch gleich uns eine Art von Stolz in der Brust, daß es eine deutsche Künstlerin ist? Methua, ihr Gatte, der einst in Berlin mit Herrn Gropius eine interessante Unterhaltung über Dekorationsmalerei in Amerika hatte, malt die Scenerien zu ihren Stücken und diese finden großen Beifall. Der Styl der Dekorationsmalerei in Amerika ist ein wenig greller, als man ihn in Europa gewohnt ist.

Jedes Jahr finden zwei Conferenzen der Mormonen-Aeltesten aus allen Distrikten des Landes im hiesigen „Tabernakel" statt. Die letzte Conferenz, welche am 5., 6., 7. und 8. Oktober abgehalten wurde, war eine sehr stürmische. Heftige Reden wurden gegen Nicht-Mormonen losgelassen, hervorgerufen durch flammende Angriffe gegen die Mormonen in einer hiesigen „Gentile"-(Heiden-)Zeitung; es wurde beschlossen, mit den Nicht-Mormonen in keinen geschäftlichen Verkehr mehr zu treten. Die Gentile-Kaufleute leiden dadurch bedeutend, denn ihre Läden sind jetzt öde und verlassen. Die Mormonen fürchten die Erwählung von Grant und Colfax und glauben, daß dadurch viel Unheil für ihr Land entstehen wird. Die Vielweiberei ist den Yankees schon längst ein Dorn im Auge, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn in der Session des neuen Congresses ein Gesetz oder eine strenge Maßregel gegen diesen, wie sie es nennen, „Schandfleck der Civilisation" angeregt würde. Die Mormonen sind aber entschlossen, ihre Güter mit dem Leben zu vertheidigen, wenn es sein muß, und im Falle sie dieselben nicht halten können, werden alle Ansiedelungen dem Erdboden gleichgemacht, alle Häuser abgebrannt und alle Bäume zerstört werden. Man will dann aus Salt-Lake-City ein zweites Moskau von 1812 machen.

Das Wetter ist jetzt (im November) noch herrlich, grüne Bäume und Blumen prangen in den Gärten und die Wiesen sind mit schönem Grün bedeckt. In meinem nächsten Schreiben werde ich Ihnen eine Beschreibung von Montana, einem der amerikanischen Goldländer, geben. Dort wohnt ein anderes, aufgewecktes, liberales Volk, dort thront die wahre Freiheit, dort weht die Luft der Gebirge.

In der Kunstwelt geht Nichts von Bedeutung vor. Hermann Hendrichs macht keine brillanten Geschäfte im Newyorker Stadttheater. Man stellt fortwährend Vergleiche zwischen ihm und Dawison an und diese fallen eben nicht zu Gunsten des Ersteren aus. Hoffentlich wird Friedrich Haase glücklicher sein. Das zweite Experiment Janauschek's, mit einer deutschen Gesellschaft die Staaten zu bereisen, scheint auch eine sehr verfehlte Spekulation zu sein. Das deutsche Schauspiel kann einmal bei den Amerikanern nicht fashionable gemacht werden. Die deutschen Theater floriren nirgends, nicht einmal in San Francisco, wo Genée Direktor ist.

Kleine literarische Revue.

— **„Jahr und Tag in der Natur."***) Den zwiefachen Kreislauf der Natur, ihr Jahres- und ihr Tagesleben, umfaßt dieses Jahrbuch von Otto Ule, das nicht bloß eine naturwissenschaftliche, sondern auch eine poetische Gabe zu nennen ist. Kleist's „Frühling", Thomson's „Jahreszeiten" haben kaum schwungvollere Gemälde der Scenerie und der Empfindungen bei der aufgehenden Sonne, bei dem golden glühenden Abendhimmel, bei dem Zauber der mondbeglänzten Nacht aufzuweisen, als dieser Kalender, der uns die vier Jahreszeiten und die zwölf Monate, der uns Tag und Nacht, Morgen und Abend, an der Hand der in die Tiefe der Natur eindringenden Forschung zeigt. Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Bedeutung des Tages- und Jahreszeitenwechsels auch in der Entfaltung des Menschenlebens bis in die Tiefen des Gemüthes hinein nachzuweisen und das Verständniß der oft so innig empfundenen Eindrücke des äußeren Naturlebens zu vermitteln. Er zeigt, wie es gerade die Mannigfaltigkeit der Natureinflüsse ist, die unser Leben erfrischt und stählt. „Auch in uns, wie in der Natur, wechselt die Strömung des Lebens; auch in uns erwacht alljährlich ein Frühling, und dem stürmischen Schaffen und Gestalten folgt ein Sehnen nach winterlicher Ruhe." Licht und Wärme, sie werden uns als die beiden großen Factoren der jährlich und täglich sich erneuernden Schöpfung geschildert, Licht und Wärme, welche die Sonne zum Theil schon vor Jahrtausenden dem Schooße der Erde anvertraut hat, um uns heute, nach ihrer Auferstehung in der Gestalt des Feuers, zu erleuchten und zu erwärmen. Nur Eines vermissen wir in diesem poetischen, geistreichen Naturbuche: die Spur, die zu dem Urquell alles Lichtes und aller Wärme, zu dem Urgeiste zurückführt, dem aller Geist in der Natur entquollen ist. J. L.

— **„In der freien Natur."****) Es ist kein Zufall, keine vorübergehende, durch nichts gerechtfertigte Modesache, sondern ein in unserem Kulturleben tief begründeter, mit demselben aufs Engste verknüpfter Zug, daß nicht nur die Naturwissenschaften als solche immer mehr Boden und Raum gewinnen und als Grundlage unserer Bildung und Fortentwickelung die höchste Aufmerksamkeit der Besten unseres Volkes auf sich ziehen, sondern daß wir uns auch im Allgemeinen gern von der Hand kundiger Führer durch Feld und Wald führen lassen und mit ihnen die Natur in ihrem Schaffen und Weben belauschen. Es hat diese Erscheinung ganz dieselben Ursachen, welche den Dorfgeschichten so außerordentliche Theilnahme verschaffen: sie waren eine kräftige gesunde Luft für die durch die Salonromane mit Süßigkeiten überfütterten Magen der Gesellschaft, und ganz ebenso bilden die Naturschilderungen ein sehr erwünschtes Gegengewicht gegen die Masse des überfeinerten Bildungsstoffes, welcher uns täglich vom Leben und von der Literatur zugeführt wird. Es erscheint uns darum ganz natürlich, daß die Naturbilder von Karl Ruß, welche alle diese Bedingungen in sich vereinen, eine günstige Aufnahme finden. Der Verfasser spricht es selbst in seiner Vorrede aus, daß ihm seit dem Erscheinen seiner beiden ersten Sammlungen von Naturschilderungen „In der freien Natur" (erste Reihe) und „Meine Freunde" Manches nahe getreten ist, was er bei der Zusammenstellung dieses Bandes nicht unbeachtet lassen durfte, und giebt sich dabei in seiner Bescheidenheit, ohne daß er es will, das beste Zeugniß, das einem Lehrer, denn ein solcher ist Ruß, nur ausgestellt werden kann — nämlich daß er unablässig bemüht ist zu lernen, um lehren zu können.

Der zweite Band des Buches „In der freien Natur" bildet denn auch eine sehr erfreuliche Fortsetzung und Ergänzung des ersten Theiles. Wir finden darin einen Abschnitt mit reichen, auf eigene Beobachtungen gestützten Mittheilungen aus dem „Seelenleben der Thiere"; ferner in einer zweiten Abtheilung „Schlaglichter aus dem Thierleben", die wir eine Hauschronik der Thiere nennen möchten, dann folgen „Unsere nächsten Feinde aus der Thierwelt", und noch viele andere Bilder aus dem Thier- und Pflanzenleben sinnig und belehrend zusammengestellt. Der dem Buche angehängte botanische und zoologische Wegweiser erhöht auch den wissenschaftlichen Werth des Buches. J. H.

— **Ein neues Märchen-Buch von Hermann Kletke.***) Ein grünes Blatt beinah der eigenen Jugend — so bezeichnet der sinnige Dichter seine erste „kleine, bescheidene" Märchengabe für die Kinder. Und in der That, nur wer so kindlich reinen Herzens mit uns in der Kinderwelt zu leben vermag, der kann so liebliche, anmuthige „Geschichten" den herzigen Kleinen erzählen. Es wurde damals von der Kritik ganz besonders hervorgehoben, welchen großen Werth diese Märchen von Kletke, insbesondere für Mütter zum Nacherzählen und Vorlesen, haben müßten, und dies hat sich auch in dem Erfolge bewahrheitet — denn Kletke's erstes Märchenbuch (derselbe Verlag), erst 1867 erschienen, liegt heute bereits in neuer Auflage vor uns. Damit zugleich ist nun das zweite Bändchen, „Ein neues Märchenbuch", erschienen. Alle diese Märchen, von denen einige bereits früher und ohne des Dichters Namen veröffentlicht worden, sind Kletke's ausschließliches geistiges Eigenthum; wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir behaupten, daß sie in der zarten, innigen, so treu dem reinen Kindescharakter angepaßten Darstellung fast einzig dastehen. Berücksichtigt man dazu die so überaus geschmackvolle Ausstattung des Buches, mit hübschem, bunten Einband, schöner Schrift und lieblichen Farbendruck-Bildern, so wird man den Erfolg des ersten Bandes wohl erklärlich finden und an einer gleichen Aufnahme des zweiten nicht zweifeln. Den Freunden dieses Schriftstellers diene es zugleich zur Nachricht, daß in demselben Verlag Kletke's „Gesammelte Schriften" erscheinen werden, wovon diese beiden Märchenbücher mit I. „Jugendschriften" beginnen.

— **Der Freiwillige des Kaisers.** Als humoristisches Gegenstück zu dem in unserem heutigen Blatte angezeigten ernsten Werke des Prinzen von Salm: „Queretaro", empfehlen wir die in einem der neuesten Bände von Spamer's „Jugendbibliothek"**) enthaltene, von zahlreichen charakteristischen Illustrationen begleitete Skizze eines „freiwilligen mexikanischen Husaren-Unteroffiziers aus den Jahren 1864—67". Auf 48 Oktavseiten ist

*) Ein Jahrbuch der Erscheinungen des natürlichen Kreislaufes und seiner Beziehungen zum Gemüthsleben des Menschen. Von Dr. Otto Ule. Halle, G. Schwetschke, 1869.

**) Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt, zweite Reihe, von Karl Ruß. Berlin, Verlag von Max Böttcher.

*) Berlin, Plahn'sche Buchhandlung, 1869.

**) Bilder aus der Gegenwart. Die Wunder der Pariser Weltausstellung von 1867 ꝛc. ꝛc. mit 200 Abbildungen. Leipzig und Berlin, Otto Spamer, 1869.

hier eine Fülle von Humor in Wort und Bild ausgebreitet. Auch die in demselben Bande enthaltenen Beobachtungen und Studien eines Malers in zoologischen Gärten und Menagerieen zeigen uns den Illustrator, Herrn H. Leutemann, von einer ebenso liebenswürdigen als unterhaltenden Seite.

Literarischer Sprechsaal.

Den herben Urtheilen Arnold Ruge's und anderer Stimmen aus dem philosophischen Lager gegenüber, welche in neuester Zeit wieder über Friedrich Schleiermacher laut geworden sind, weisen wir gern auf die eben erschienene Ausgabe von Schleiermacher's „Monologen" hin, die der Herausgeber der „Philosophischen Bibliothek"*) mit einer Lebensbeschreibung des Verewigten ausgestattet hat. Herr v. Kirchmann sagt: „Schleiermacher war ein Zeitgenosse Fichte's, Schelling's und Hegel's, doch hat er in seinen philosophischen Auffassungen sich Keinem von ihnen unbedingt angeschlossen; deutlich ist bei Schl der Einfluß Plato's und Spinoza's zu bemerken. Schl. ist in seinen philosophischen Ansichten dem Realismus mehr zugewendet, als die damals herrschenden, idealistischen Systeme Kant's, Fichte's und Hegel's erwarten lassen ..... Die menschliche Auffassung ist, nach Schl., durch die Sinnesthätigkeit bedingt: dadurch wird das Sein in das Wissen aufgenommen; das Denken verarbeitet diesen Inhalt der inneren und äußeren Erfahrung. Die Vielheit der Objekte schließt sich zu einer realen, Objekt und Subjekt umfassenden Einheit zusammen; dadurch bildet sie ein gegliedertes Ganze. Dieses Ganze ist die Welt; die Einheit des Weltganzen ist die Gottheit.... Dem Unendlichen gegenüber besteht im Menschen das Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit; in diesem Gefühle wurzelt die Religion.... Man verkennt, nach Schl., die Gränzen beider Gebiete, wenn man die Dogmen der Religion in Philosopheme verwandeln, oder in der Theologie philosophiren will; der Philosophie kommt innerhalb der Religion nur ein formeller Gebrauch zu.... Am Bezeichnendsten für seine realistische Richtung ist die starke Betonung des Gefühls, welches in den idealistischen Systemen völlig in Vergessenheit gerathen war, obgleich doch jede unbefangene Selbstbeobachtung lehrt, daß die Gefühle den Kernpunkt der menschlichen Seele bilden, daß alle Thätigkeit, alles Wollen, alles Denken und Wissen durch das Gefühl geleitet wird, und daß sowohl die Ethik, wie die Aesthetik, nur an den Gefühlen ihre sichere Grundlage haben. Schleiermacher gebührt hier der Ruhm, zuerst die Bedeutung dieses wichtigen Seelenzustandes hervorgehoben und in die Philosophie wieder eingeführt zu haben."

Der am 22. Februar 1868 zwischen dem Norddeutschen Bunde und den Vereinigten Staaten abgeschlossene Vertrag über die Staatsangehörigkeit der beiderseitigen Eingeborenen nach ihrer Auswanderung und Niederlassung in einem der beiden kontrahirenden Staaten hat bekanntlich wegen seines Art. 4, welcher lautet:

> „Wenn ein in Amerika naturalisirter Deutscher sich wieder in Norddeutschland niederläßt, ohne die Absicht, nach Amerika zurückzukehren, so soll er als auf seine Naturalisation verzichtend angesehen werden. — Der Verzicht auf die Rückkehr kann als vorhanden angesehen werden, wenn der Naturalisirte des einen Theiles sich länger als zwei Jahre in dem Gebiete des andern Theils aufhält",

zu sehr entschiedenen Protestationen von Seiten deutschamerikanischer Bürger Anlaß gegeben, die in dieser zweijährigen Beschränkung ihres Aufenthalts in Deutschland in ihrer Eigenschaft als Bürger der Vereinigten Staaten einen Eingriff in ihre Rechte und ihre Freiheit und eine Zurücksetzung gegen ihre in Amerika geborenen Mitbürger erblicken. An der Spitze dieser Deutschamerikaner steht der jetzt in Würzburg sich aufhaltende Dr. Karl Munde, der einen sehr energischen Protest gegen den präjudizirlichen Inhalt des vorgedachten Art. 4 eingelegt und darüber eine eingehende Korrespondenz mit dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin, Herrn Bancroft, sowie, da dieser, wie es scheint, auf die Protestationen der Beschwerdeführer nicht, nach ihren Wünschen, vollständig eingegangen, mit der amerikanischen Regierung in Washington geführt hat. Sowohl die deutsche (besonders die süddeutsche), als die amerikanische Presse hat sich mit dem Gegenstande vielfach in Leitartikeln und Korrespondenzen, sowie in völkerrechtlichen Abhandlungen, beschäftigt. Gegenwärtig hat nun Herr Munde alle auf diese Angelegenheit sich beziehenden Aktenstücke, sowohl in englischer als in deutscher Sprache, zusammengestellt und in einer Schrift herausgegeben, welche die Aufmerksamkeit Aller verdient, die auch in internationalen Verträgen das volle Recht des freien Mannes geachtet sehen wollen.*) J. L.

Eine interessante, musikalische Reliquie hat der Verlag von Wilhelm Müller in Berlin soeben dem größeren Publikum dargeboten. Das auf der königlichen Bibliothek in Berlin befindliche Autograph von Franz Schubert's Notenschrift seiner Composition von Goethe's „Erlkönig" ist nämlich durch photolithographischen Druck vervielfältigt und für den billigen Preis von 20 Sgr. den zahlreichen Freunden des empfindungsreichsten deutschen Liedersängers zugänglich gemacht worden.

Friedrich Bodenstedt's „Mirza Schaffy" ist soeben in dreiundzwanzigster Auflage versandt worden. Die Verlagshandlung (R. v. Decker in Berlin) hat den Preis des schön ausgestatteten, echte Dichter- und Lebensluft und Lust athmenden Büchleins auf 12½ Sgr. herabgesetzt. Gleichzeitig naht sich die in demselben Verlag in zwölf Bänden erscheinende Sammlung der Schriften Bodenstedt's ihrem Schlusse. Der kürzlich ausgegebene eilfte Band enthält „Ada, die Lesghierin".

---

*) Philosophische Bibliothek, oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Herausgegeben, beziehungsweise übersetzt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. H. v. Kirchmann. (Die bisher erschienenen acht Hefte à 5 Sgr. enthalten, nächst der Einleitung des Herausgebers, Kant's Kritik der reinen Vernunft, Spinoza's Ethik und Schleiermacher's Monologen). Berlin, L. Heimann, 1868.

*) The Bancroft Naturalization Treaties with the German States; the United States Constitution and the Rights and Privileges of Citizens of Foreign States. An Appeal to the German-American Citizens, to the Government, Congress, Court of Claims, and the People of the United States. By Charles Munde, an Adopted Citizen of the U. S. — Würzburg, A. Stuber, Newyork, Philadelphia and St. Louis, 1868.

In allen Buchhandlungen ist stets vorräthig: (421)

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit sieben Bildern in Holzschnitt

Elfte Auflage. 1864. Velinpapier. In englischem Einband 1 Thlr.

Dreizehnte Auflage. 1868. Druckpapier. In farb. Umschlag kartonnirt 15 Sgr.

„**Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste.**"

Bernhardi's Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bei **J. Ricker** in **Giessen** ist erschienen:

Wahrmund, A., Practisches Handbuch der Osmanisch-Türkischen Sprache. 5 Thlr. 10 Ngr.
— — Schlüssel hierzu. 20 Ngr. (422)

Soeben erschien:

Musikalischer Hausschatz.

15,000 Explemplare verkauft.

Concordia.

Anthologie classischer Volkslieder
für (423)
Pianoforte und Gesang.

3 Bände à 12 Lieferungen à 5 Groschen.

Diese Sammlung, deren Absatz für ihre Gediegenheit bürgt, enthält über 900 unserer herrlichen Volkslieder und bietet allen Freunden volksthümlicher Musik eine willkommene Gabe. Jeder Band und jede Doppellieferung ist einzeln zu haben.

Leipzig, 1868. **Moritz Schäfer.**

Berthold Auerbach's
Deutscher Volkskalender
für 1869.

Mit 23 Bildern nach Zeichnungen von Paul Meyerheim. Velinpapier. 12½ Sgr.

Vollständiges Kalendarium mit Humboldt-Kalender, ferneret Inhalt:

Berthold Auerbach.
Der Straßen-Mathes. Eine Dorfgeschichte.
Fr. v. Holtzendorff.
Chronik der Todesstrafe (1867—1868).
Berthold Auerbach.
Benigna. Eine Dorfgeschichte.
Alfred Woltmann.
Kunst für's Haus.
Berthold Auerbach.
Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.
Dr. **Georg Pritzel.**
Zur Geschichte der Kartoffel.
August Reißmann.
Die Pflege des Volksgesanges in der Gegenwart.
Dr. **Edmund Reitlinger.**
Hundert Jahre nach der Geburt Alexanders von Humboldt.
Justus von Liebig.
Ueber den Ernährungswerth der Speisen.

• • •

Die Sonntagsfeier. (424)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bei S. HIRZEL in Leipzig ist soeben erschienen:

Geschichte
der
Italienischen Malerei
von
J. A. Crowe & G. B. Cavalcaselle.
Deutsche Original-Ausgabe
besorgt von
Dr. **Max Jordan.**
Erster Band. (425)
(Mit 15 Tafeln in Holz geschn. v. H. Werdmüller.)
Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Wir sind in den Stand gesetzt

Webster's
Complete Dictionary
of the English Language
thorongly revised and improved
by **Ch. A. Goodrich & Noah Porter**
(Der etymolog Theil von Dr. Mahn)

Neunte Ausgabe mit Illustr., 1 starker Band in-4. geb. in engl. Leinen,
bisheriger Preis 12 Thlr., (426)
für 8 Thlr. 12 Sgr.

zu liefern. Die Gelegenheit, das unentbehrliche Werk zu diesem billigen Preise zu erwerben, dürfte eine bald vorübergehende sein.

A. Asher & Co. in Berlin,
No. 11., Unter den Linden.

Verlag von **S. Hirzel** in Leipzig.

So eben wurde ausgegeben:

Vorlesungen
über die
Kirchengeschichte
von der
ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert.
Von
Dr. **K. R. Hagenbach,**
ordentl. Professor der Theologie in Basel
Neue, durchgängig überarbeitete Gesammtausgabe.
Zweite Lieferung.
gr. 8. Preis: 20 Ngr.

Der hochverehrte Verfasser übergiebt hier dem gebildeten Publikum seine Vorlesungen über die Kirchengeschichte in einer chronologisch geordneten, vielfach umgearbeiteten Ausgabe letzter Hand. Dieselbe wird aus 15 bis 16 Lieferungen zum Preise von 20 Ngr. bestehen und in chronologischer Ordnung die ganze Kirchengeschichte umfassen.

Ein ausführlicher Prospectus ist durch jede Buchhandlung zu erhalten. (427)

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Karl Steffens
Volks-Kalender für 1869.
Neunundzwanzigster Jahrgang.
Preis 12½ Sgr.

Mit 8 Stahlstichen und 4 Holzschnitt-Illustrationen, vollständigem Kalendarium und Jahrmarkts-Verzeichniß, unterhaltenden Beiträgen von **George Hiltl,** (Ein Abend bei Cagliostro) **Louise Mühlbach, Max Ring, Julius Rodenberg,** (Ein englischer Premier und die Juden in England) Dr. **A. Bollert** (Ein Schatzgräber in Schlesien.) — Die Geschichte von Scharnhorst's erster Liebe (Aus den Erinnerungen einer Siebzigjährigen) — und belehrenden Aufsätzen von Otto Glagau, A. Lammers, Dr. G. Lewinstein, D. Philipp u. A. (429)

Berlin. Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

So eben ist erschienen und durch jede Buchhandlung und Post-Anstalt im Norddeutschen Bunde zu beziehen:

Eisenbahn-, Post- u. Dampfschiff-Cours-Buch. Nr. 8. 1868.

Bearbeitet nach den Materialien des Königlichen Post-Cours-Bureaus in Berlin.

31½ Bogen 8. mit einer neuen grossen Uebersichts-Karte der Eisenbahnen und der bedeutenderen Post- und Dampfschiff-Verbindungen in Europa.

geb. Preis 15 Sgr.

(Inserate jeder Art werden darin angenommen, Tarif befindet sich zu Anfang der Anzeigen.)

Berlin, 24. November 1868.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v Decker.) (430)

Spielwerke

mit 4 bis 48 Stücken, worunter Prachtwerke mit Glockenspiel, Trommel und Glockenspiel, mit Himmelsstimmen, mit Mandolinen, mit Expression u. s. w. Ferner:

Spieldosen

mit 2 bis 12 Stücken, worunter solche mit Necessaires, Cigarrenständer, Schweizerhäuschen, Photographie-Albums, Schreibzeuge, Handschuhkasten, Cigarren-Etuis, Tabaks- und Zündholzvasen, Puppen, Arbeitstischchen, alles mit Musik; ferner Stühle, spielend, wenn man sich setzt. Stets das Neueste empfiehlt

J. H. Heller in Bern.

Zu **Weihnachtsgeschenken** eignet sich nichts besser. In keinem Salon, an keinem Krankenbette sollten diese Werke fehlen. Preiscourante sende franco; auch besorge Reparaturen. Lager fertiger Werke. (431)

Dieser Nummer liegt bei ein **Verzeichniss ausgewählter Werke** aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig 1868. 69. (432)

Für Schul- und Familien-Bibliotheken, sowie zu Geschenken für die Jugend!

Professor H. W. Stoll

Geschichte der Griechen bis zur Unterwerfung unter Rom.
2 Bde. Octav. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
In 2 eleg. Einbänden 3 Thlr.

Geschichte der Römer bis zum Untergange der Republik.
2 Bde. Octav. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.
In 2 eleg. Einbänden 3 Thlr.

Vorstehende neue Werke des durch seine Schriften ausgezeichneten und bekannten Gelehrten eignen sich ganz besonders zu Weihnachtsgeschenken und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (428)

Verlagshandlung von **Carl Rümpler** in Hannover.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] Berlin, den 19. Dezember 1868. [№ 51.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit der nächsten Nummer (52) endet der laufende Jahrgang dieser Zeitschrift. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebensten Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das erste Quartal des nächsten Jahrganges möglichst bald zu bewirken, um im Empfang der Nummern keine Unterbrechung zu erleiden. Die Verlagshandlung.

Deutschland und das Ausland.

Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte.

Das Burgtheater, von Heinrich Laube.*)

Dieses Buch ist ein Ereigniß, und zwar in zwiefachem Sinne. Es geht nicht blos von einem Manne aus, der einem großen deutschen Theater-Institute Jahre lang vorstand, es geht auch von Einem aus, von dem die deutsche Kunst etwas Gewaltiges und Bleibendes mit Recht erwarten durfte, und der dieses Kunstinstitut gerade damals zu verlassen gezwungen wurde, als Oesterreich eben sein Haupt aus trübem Dämmern zum Lichte erhob und eine Epoche erlebte, in der Laube jeglicher Fessel entledigt werden konnte, um zu leisten, was vielleicht Keinem in unserer Zeit mehr gegönnt ist. Etwas von tragischem Verhängniß liegt darin!

Als literarisches Werk, von der Person des Autors abgesehen, ist Laube's Arbeit — rauh, aber vortrefflich, ein Lehrbuch für Alle, die mit dem Theater verbunden sind, oder es doch lieben. Gleichwohl muß man dieses Buch durchaus mißbilligen; erstens insofern es Laube schrieb und dann, daß er es — so schrieb. Uns überkommt bei der Lektüre dieselbe bittere Trauer, welche wir beim Anblicke eines furiosen Fechters empfinden, der sich im Uebermaße seiner Leidenschaft selbst verwundet.

Daß ein Mann von so weitgreifender Stellung das Recht hat, sobald er von dieser ganz zurücktritt, über sie und sich selbst öffentlich ein Urtheil zu fällen, seine eigene Vergangenheit mit allen ihren Ereignissen in's objektive Licht der historischen Betrachtung zu setzen, das ist nicht blos unbestreitbar, es ist höchsten Dankes würdig. Hierzu gehört aber, daß ein solcher Mann vollständig seiner alten Sphäre und dem naturgemäßen Ringen in derselben entsagt habe. Er muß eben über die Sache selbst hinweg sein und von der kühlen Höhe reflektirender Weisheit das Vergangene wie ein Panorama betrachten, das — unter ihm liegt, und zwar mit jenem Adel, der ihn uns liebenswerth macht und uns bedauern läßt, ihn nur noch als Geschichtsschreiber dessen zu sehen, dessen erster Träger er thatsächlich gewesen. Das bewies Laube in seinem Buche leider nicht. Denn erstlich ist er von der Sphäre des Theaters und der dramatischen Literatur nicht zurückgetreten; er wird das Theater in Leipzig übernehmen! Er ist demnach schon als — reiner Geschäftsmann gezwungen, mit den Meisten derer in Verbindung zu treten, oder zu bleiben, die er wie „historische Vergangenheiten" abgeurtheilt hat. Das ginge zwar noch an, hätte er sich nur vor Leidenschaft bewahrt und seine persönlich höchst berechtigte bittere Stimmung nicht fälschlich für objektive Wahrhaftigkeit gehalten und in dies Buch hineingetragen. Indem er aber — Grillparzer und die Birch abgerechnet, fast ausnahmslos über Alle und Alles den Stab bricht oder seine gallichte Laune gießt, deckt er unbarmherzig seine eignen schlimmsten Fehler auf, die sich nun spät und um so härter rächen, als er sie nicht mehr gutmachen kann.

Wir wissen nicht, ob Laube seine Geschichte des Burgtheaters erst nach seinem Abgange vollständig geschrieben hat, oder ob der erheblichste Theil des Buchs noch während seiner Direktionsführung entstand und sein Schluß etwa nur nach seiner Entlassung formulirt wurde. Ist Ersteres der Fall, so muß man bewundern, daß Laube seine eignen vortrefflichen Lehren gerade in den Punkten selber nicht befolgte, welche unter ihm die wundesten Stellen des Hofburgtheaters gewesen sind. Begann er das Buch aber erst nach seiner Entlassung, so klingt diese späte Weisheit, verbunden mit solcher Leidenschaft des Tones, fast wie — verstohlene Reue, welche Andere anklagt, um sich selbst zu entschuldigen.

Jeder unbefangene Leser wird bei der Lektüre des Werks sich sagen, daß die darin vorgeführte Geschichte des Burgtheaters in zwei Theile zerfällt, die wesentlich verschieden in Darstellungsart, Ton und Gesinnung sind. Die erste Hälfte bis Abschnitt X. S. 146 behandelt denjenigen Theil der Geschichte der Burg, welcher der Verwaltung Laube's vorangeht, also von 1740 bis 1848, dem Jahre des revolutionirenden Europas. In diesem Theile ist Laube bis kurz vor dessen Ende wirklich vollendet Geschichtsschreiber, der uns die Dinge klar und höchst interessant veranschaulicht, über Schauspieler und Dichter vergangener Epochen in objektivster Ruhe spricht und bei der kürzesten Prägnanz des Urtheils jene Wahrhaftigkeit sich bewahrt, die einen Zug von Güte trägt, der Güte, deren Motto das Suum cuique ist. Hätte er die zweite, bedeutend größere Hälfte seines Werks, seine eigene Verwaltungszeit einschließend, annäherungsweise nur ebenso gehalten, dann würde dieses Buch nicht minder lehrreich, aber wohlthuender für den Leser sein. Dasselbe hört jedoch in dem Maße auf, objektive geschichtliche Darstellung zu bleiben, in welchem es — Schutzschrift des Verfassers wird, eine Schutzschrift auf anderer Leute Kosten. Es ist wahr, man hat Laube in schmählicher Weise behandelt, er hat ein Recht zu Unmuth und Schmerz. Aber ihn zu tragen mit der Würde des Anstands und da zu schweigen, wo die

*) Leipzig, J. J. Weber, 1868.

Thatsachen der Zukunft vielleicht seine allerbesten Vertheidiger geworden wären, das vermochte er nicht, und so verwundet ihn die eigene Waffe.

Dieser zweite Theil wird bereits in bedenklicher Weise am Ende des ersten mit — um dramaturgisch zu reden — dem Kompositions-Raffinement eines Vorspiels vorbereitet. — Ehe Laube Direktor wird, ist Alles an der Burg verkommen, die Verwaltung nichtsnutzig, das Künstlerpersonal eine Schaar trojanischer Greise; über Holbein und Deinhardstein wird sehr abfällig gesprochen und deren Dramen werden „Theaterkommisbrod" genannt. Laube ist überhaupt in dem Buche ein Herkules der Drastik, wie er nie in seinen Dramen gewesen. Wir sehen leider nur in der Folge, daß er auch eine ganz artige „Theaterkommisbrod-Bäckerei" etablirt hat. Wir fragen: sind „Herr Birnbaum und Sohn", „Lady Tartuffe" und Konsorten etwa weniger von Kleie als — „Garrick in Bristol"? — Gern sei es Laube zugegeben, das Burgtheater habe vor ihm an den bedeutendsten Mängeln gelitten, seine Kritik dieser Zustände sei also nicht geradezu unwahr. Er selbst hat aber den besten Theil seiner Amtsführung mit Löwe, Fichtner, La Roche, der Rettich u. s. w. wirthschaften müssen, und der von ihm erzogene Nachwuchs, in seiner Spezialität ja vorzüglich, hat dennoch diese alten Träger der Burg noch bis heute nicht zu verdunkeln vermocht. Wir haben vier Jahre vor Laube's Amtsbeginn ein Jahr fast allabendlich das Burgtheater besucht und alle Genres in ihm gesehen, aber — so schlimm, wie Laube sie macht, war die damalige Komödie denn doch nicht. Die Wiener lachten und weinten auch damals so gut wie unter ihm, vielleicht — lächelten sie weniger. Auf dies Lächeln kommen wir noch zurück. Was veranlaßte den Verfasser denn, das Terrain, welches er als Direktor betreten sollte, so gar obscur vor uns zu zeichnen? Sollte er damit als desto hellere Figur aus dem Gemälde in's Auge springen? — Sei Alles aber auch genau so gewesen, wie er sagt — das Jahr 1848 machte so wie so einen ungeheuren Abschnitt, für das Burgtheater so gut, wie für alle anderen Organismen der deutschen Welt. In diesem Abschnitte nun trat Laube, der Dichter, der Repräsentant des jungen Deutschlands, als Direktor der Burg ein, Marquis Posa vor König Philipp! — Wir meinen das ganz in ernstem Sinne. Denn damals mußte er jenen gesunden Hauch neuen Völkerdaseins in's Burgtheater einführen, welchen die neue Zeit verlangte. Niemand kann Tendenzmacherei auf der Bühne mehr verabscheuen, wie wir; aber Laube als Direktor der Burg mußte sein Institut zunächst von den leidigen Rücksichten befreien, welche verboten: daß ein Priester anders denn als „Vicedom" auf die Scene komme, ein bevorrechteter Stand anders als mit duftenden Glacéhandschuhen angepackt werde, welche verboten, daß der deutsche Gedanke, das deutsche Herz in Irrthum wie Wahrheit, Liebe wie Haß auf der Bühne seine tiefe, volle Geltung finde. Hätte Laube das gethan, er hätte die deutsche Dichtkunst wieder gehoben und niemals französische Anleihen — Kommisbrod mit Patchouli — zu machen brauchen. Konnte er das nicht, war solche Konzession nicht von der damaligen Oberleitung zu erhalten, weil man befürchtete, damit das Jakobinerthum im „Comtessentheater" zu soulagiren, so mußte Laube nicht die Direktion annehmen, welcher schon ab ovo so die Flügel gebrochen waren. Ein Löwe im Käfig ist eben kein Löwe mehr, sondern nur eine vom täglichen Hunger mobil erhaltene, höhere Katze.

Wir geben zu, Laube konnte das Konkordat nicht voraussehen, hatte selbst erst zu lernen, was er sein wollte und konnte, hatte auf den damaligen Wiener Standpunkt und alte Gewohnheiten Rücksicht zu nehmen; endlich sei auch noch eingeräumt, daß sich von gewesenen Zuständen klüger sprechen, als sich in gegenwärtigen handeln läßt. Nichts desto weniger bleibt aber wahr, daß der deutsche Dichter Laube ein Theaterdirektor wurde, ohne jemals den Versuch zu machen, das deutsche Drama von den Fesseln zu befreien, in welche dieselbe armselige, theologische und politische Gespensterseherei es geschlagen hatte, die bereits Schiller aus seiner Heimat trieb. Laube wurde aus einem Dichter ein — „Theaterpädagoge", wie er sich selbst gern nennt, und derjenige, welcher zum Arzt des Burgtheaters berufen war, zum Geburtshelfer einer besseren dramatischen Dichtkunst, konnte während siebzehn Jahren der chronischen Krankheit seines Instituts, der — wachsenden Novitätenarmuth durch keinerlei parfümirte Säftchen und Kataplasmen Herr werden. Er beginnt seine Amtsthätigkeit nicht damit, der deutschen Literatur den Prometheusfunken erneuter Schöpfungskraft zu geben, durch Winke und Aufforderung sie zu beflügeln, kurz sich — geschäftsmäßig trocken gesagt — Waare für den Bedarf seines Publikums zu sichern, nein, erst Schauspieler, erst Mustervorstellungen, erst Direktions-Genialität. Man wird uns einwerfen, Laube habe ja 1851 Preis-Lustspiele ausgeschrieben! Gut, das gab jenes Jahr sieben Novitäten circa, anno 1852 hatte er nur deren drei, 1853 etwa sieben, die beiden folgenden Jahre absolut Nichts. Das Preisausschreiben nützte also auf die Dauer Nichts, und warum? Ein Poet ist eben kein Jokey! — Umsonst sagt uns Laube: die „Schreierei gegen die Franzosen" sei ungerechtfertigt und er ignorire sie; umsonst wirft er deutschen Dramatikern ihr Schweigen und ruhiges Zusehen vor; er selbst fühlt tief im Herzen, daß er an der *deutschen Dichtkunst unrecht* gehandelt, daß er statt — Dichter zu suchen, zu fesseln, zu erziehen, nur Schauspieler gesucht, gefesselt, erzogen hat und selber zu einem — allerdings sehr klugen, sehr vortrefflichen, aber auch sehr landläufigen Theaterdirektor herabsank.

Man wird uns vielleicht fragen, wie Laube es denn hätte machen sollen, Dichter zu finden, zu erziehen und zu fesseln, kurz hinreichend deutsche Dichtungen zu gewinnen? Läßt sich ein Dichter denn so finden wie ein Schauspieler? Wenn er aber auch gefunden ist, kann man ihm so Specimina aufgeben, ihm so in die Feder reden, wie man auf einer Probe Gang, Haltung und Dialog drillen kann? Wenn ein Direktor *jährlich* schon 300 Stücke lesen muß, von denen 95 Hundertel nichts taugen, soll er etwa noch eine Kolonie dramatisch gesinnter Zöglinge regieren, um die Dumas'sche und Scribe'sche Compagnie-Arbeit en gros betreiben zu lassen? — — Wahrhaftig, am Ende kämen wir um die Antwort in heillose Verlegenheit, wüßten uns vielleicht selber keinen Rath, wenn — Laube nicht selbst in seinem Buche die Antwort drastisch genug gegeben hätte! — „Die Wahl der Dinge ist ihr Schicksal", sagt Laube bei der Erörterung des Engagements Davison's und beider Gabillons. Gut, wir sagen analog: „die Wahl der Dichter ist der Dichtkunst Schicksal". Das Eine ist genau so klar und so mystisch wie das Andere. Hat Laube denn je den Instinkt und den Willen gehabt: Dichter zu wählen, Dichtern zu vertrauen? Er hat sie vornehm kühl an sich herankommen lassen, gab höchstens gnadenvoll von ihnen ein Stück und — die Sache war gut. War unter ihnen Allen denn Keiner, Keiner, um den es sich verlohnt hätte, sich nur den achten Theil so zu kümmern, als um Gewinnung einer jungen schauspielerischen Kraft? Das glaubt Laube selbst nicht! — Wieso denn das?

Nachdem Laube S. 248 von Roderich Benedix gesprochen,

sagt er wörtlich: „Wenn solch einem erfindungsreichen, um das Theater vielfach verdienten Autor endlich einmal eine gesicherte Lebensstellung bereitet werden könnte, da erfüllte das deutsche Theater nicht nur seine Schuldigkeit, sondern es verschaffte sich wahrscheinlich auch ein Beneficium! Die erfindungsreichen Kräfte sind so selten unter uns, daß wir selbst erfinderisch trachten sollten, sie zu pflegen und dadurch zu steigern! Er (Roderich Benedix nämlich) sitzt in Leipzig und arbeitet für den Markt. Wie viel kostspielige und doch nutzlose Anstellungen sind nicht gang und gäbe bei den deutschen Hoftheatern" u. s. w. Der Kernschuß Laube's aber am Schluß der Redekette ist das Selbstcitat: „Alles brauchen sie beim Theater, nur nicht — Dichter!" Ist diese Weisheit, welche der Dichter Laube vor den „Karlsschülern" also schon kannte, nicht eine mörderische Ironie auf den Direktor Laube? Hatte er denn nicht einmal so viel Macht, einen komischen Dichter wie Benedix und einen tragischen Dichter, also nur zwei fleißige für zehn faule Hoftheater-Sinekuristen, welche am Beamtenpulte gähnen, in eine solche Stellung bei seinem Amtsantritt in der Burg zu bringen? Weiß er nicht, was er damit gethan hätte? Er hätte möglicherweise einen Funken Molière und einen Funken Shakespeare auf seinem Heerde in Flammen gesetzt! Hätte er zwei solche Leute von Anfang an neben sich gehabt, sie hätten nicht nur selbst im Connex mit der Bühne rüstig geschaffen, sie wären seine Lektoren, Einrichter, Verbesserer neuer, Bearbeiter älterer Stücke und — Dichterfinder geworden, kurz die lebendigen Bindemittel zwischen denjenigen dramatischen Schriftstellern und ihm, welche im Laufe der siebzehn Jahre seiner Verwaltung erstanden sind. Will Laube so und so viel Titel alter Stücke genannt wissen, deren völlige Erneuerung allein ihn der Mühe überhoben hätte, die Chauvinisten-Poesie seinen „Comtessen" plausibel zu machen? Oder kennt er keine Schriftsteller, mit denen er durch seine beiden — echten Dramaturgen im Begriffe Lessing's — dauernd in Verbindung treten, sie pflegen und steigern konnte? — Er nennt sie ja Alle selbst. — Wundert er sich, daß der Eine Journalist, der Andere Epiker wird? Nun, dreierlei giebt es nur: entweder der Dichter lebt vom Theater, oder er geht am Theater zu Grunde, oder aber er lebt — ohne das Theater! Dies eigene Urtheil Laube's auf S. 248 ist der eigentliche Todeswurm seiner Direktion gewesen und alle Mühe dieses kraftvollen Mannes hat zu Nichts gedient, als das Conversationsstück, die Salonkomödie zu kultiviren, dies blutlose Kind Frankreichs, über das man nie lacht, sondern nur lächelt, wie das „Comtessen" eben zukommt. Dieses von ihm kreirte Genre machte seine Schauspieler successive zu Salonparleurs von großer Vollendung, es ist wahr, aber zu Trägern deutscher Poesie gewiß nicht. Hätte er Komik und Tragik schärfer auseinander gehalten, statt sie durch die Konversationsmanier zu verwaschen, hätte er dem Lustspiel jene alte saftvolle Naturderbheit, welche der Wiener so liebt, wiedergegeben, durch Gegensätze Abwechselung im Repertoire sich bewahrt, er hätte Sandeau's und anderer Messieurs „Kommisbrod" nie gebraucht. Wahrlich, Laube's Buch ist ein Lehrmeister für angehende Direktoren, ein Denkmal der Zeit und wohin wir gekommen, wie es eherner nicht errichtet werden kann! Welche Ironie, wenn seine Nachfolger es sich zu Nutze machten!?

Nach diesem Urtheile Laube's, das so gegen ihn selbst sich richtet, unterlassen wir's, zu beweisen, wie Seite für Seite sein Buch bitterer wird, unterlassen, zu zeigen, wie das Novitäten-Repertoire bei der Burg unter ihm ein Wenig steigt, fällt, noch einmal Etwas steigt und dann immer mehr sinkt; es hieße ja eine Broschüre schreiben. Fünfundsiebzig bis achtzig wirkliche neue dichterische Arbeiten sind es ungefähr, die er, als in siebzehn Jahren unter ihm gegeben, anführt, also pro Jahr noch nicht fünf Stück! Sicher hat er mehr gegeben, aber sicher nennt er die übrigen nicht, weil sie nicht nennenswerth sind; die Krankheitsdiagnose bleibt also dieselbe. Man wird uns sagen, wo anders sei es ja nicht besser, so ehedem wie heute. Genügt die Antwort, da wir eben von Heinrich Laube sprechen, an den sich die Hoffnungen der deutschen Literatur einst geknüpft? Von — wo anders spricht man eben nicht; man würde ja nur „die Luft erschüttern"! A. E. Brachvogel.

Die Arbeiterbewegung in Preußen.

Von einem Fabrikbesitzer in Schlesien.

Der Artikel in Nr. 48 dieses Blattes über die Arbeiterbewegung in Sachsen, dessen gesunde Ansichten von jedem Verständigen aufrichtig zu theilen sind, veranlaßt uns zu folgenden Bemerkungen:

Es ist bemerkenswerth, daß in der jetzigen mächtigen Bewegung der Arbeiter sich die Arbeitgeber, besonders die Fabrikbesitzer, fast ganz schweigsam verhalten, obwohl alle Welt sie als die zunächst Betheiligten betrachtet. Ein Hauptgrund hiervon dürfte die Besorgniß sein, gegen die hochgehenden Wogen der Leidenschaften nicht ankämpfen zu können. Diese Besorgniß möchte jedoch auf Täuschung beruhen. Wenigstens kann der Schreiber dieser Zeilen aus seiner Erfahrung im Jahre 1848 berichten, daß in einem damaligen Kongresse des großen Berliner Handwerker-Vereins, trotz sehr hochgehender Leidenschaften der Zeit, es ihm gelungen ist, manche irrige Meinung über das Verhältniß der Arbeitgeber zu den Arbeitern mit gutem Erfolge zu berichtigen und Mehreres zu den das Wohl der Arbeiter betreffenden Beschlüssen beizutragen. Freilich ist das Ohr mancher Leidenschaft absolut taub, das Auge manches vermeintlichen Volksfreundes absichtlich blind. Dagegen werden der besonnene Arbeiter und der wirklich ehrliche Volksfreund den Arbeitgebern gern ein Mit-Wort zu Gunsten der Arbeiter einräumen, bereitwillig sich überzeugen lassen, das Wohl und Wehe von Arbeitern und Arbeitgebern falle fast in allen Beziehungen zusammen; nicht Feindschaft, sondern Freundschaft zwischen beiden sei daher zum gegenseitigen Besten zu erstreben

Die bekannten Kämpfe neuester Zeit in Berlin haben bekanntlich zwei getrennte Arbeiter-Vereine zur Folge gehabt. Der eine von ihnen, der Schweitzer-Fritzsche'sche, mag mit Bedauern wegen seiner geistigen und sittlichen Verirrungen unerörtert bleiben. Dagegen kann der andere, der Hirsch-Duncker'sche Verein, den Arbeitgebern zu freundlicher Berücksichtigung empfohlen werden, so Wesentliches er auch noch zu wünschen läßt.

Ueber den von diesem Vereine beschlossenen Entwurf eines Muster-Statuts für deutsche Gewerks-Vereine dürften folgende Wünsche und Rathschläge Beachtung verdienen. Ob sie ihnen zu Theil werden wird, ist freilich, aus mancherlei Gründen, kaum zu hoffen.

Zunächst ist die im Entwurf ausgesprochene Anerkennung erfreulich, daß jede Freiheit nur durch Ordnung zur Wohlthat werde, und daß die Gewerbefreiheit der Organisation bedürfe. Bedauernswerth ist dagegen das der vorgeschlagenen Organisation mehrfach zu Grunde gelegte Hilfsmittel der Gewalt, weil

hiermit, was von Oben nach Unten abgewehrt wird, von Unten nach Oben als berechtigt gelten soll. Wollen die Arbeitsgehilfen Gewalt gegen ihre Arbeitgeber säen, so werden sie ganz unfehlbar Gewalt ärndten und zu fürchten haben, ihr vereintes Unternehmen hieran scheitern oder kranken zu sehen, was bei dessen vielem Guten ungemein zu beklagen wäre. Es dürfte der Entwurf namentlich durch folgende Verkennung von Thatsachen und Wahrheiten fehl gehen:

Derselbe übergeht mit Stillschweigen, daß die englischen Gewerksvereine vielfach ganz arge Schattenseiten zur Folge gehabt haben, und daß deren äußerstmögliche Vermeidung Pflicht der deutschen Gewerksvereine sein werde, sollen letztere nicht von vornherein mit gerechtem Mißtrauen des Publikums und mit nothgedrungener Abwehr der Arbeitgeber zu kämpfen haben. Ein Hauptübel dieser Art ist die in England vielfach versuchte und durchgeführte gewaltsame Beschränkung der Freiheit solcher Arbeiter, welche nicht den Vereinen angehören, durch Mitglieder letzterer, sogar mit Mitteln rohester, ja verbrecherischer Art.

Erfolglos dürfte sich das Bestreben erweisen, von Seiten der Gewerksvereine das Arbeitslohn fixiren zu wollen, weil die Löhnungen bekanntlich nur durch Zeit- und Orts-Verhältnisse in gesunder, bleibender Weise sich bestimmen lassen, jede unnatürliche Erhöhung der Löhne aber sich durch Arbeitsstockungen oder gar durch allmähliches Hinsiechen der betroffenen Gewerbe gewöhnlich bitter rächt. — Besser ein knappes Brod als gar keins, namentlich wenn das reichlichere Brod im Gefolge von Gewalt-Strikes, deren Erfolglosigkeit in England bereits anerkannt wird, durch monatelange Arbeitslosigkeit, gleichwie, was weit schlimmer noch, durch den sittlichen Schaden ganz unvermeidlicher Ausgeburten langen Müßigganges erkauft werden muß.

Die vertrauende Voraussetzung, es werden die Arbeitgeber Beschränkungen ihrer Freiheit im eigenen unabhängigen Geschäft durch ihre Arbeitsgehilfen sich gefallen lassen, welche Letztere ihrerseits in gleichem Verhältniß gewiß von sich weisen würden, möchte ebenfalls fehlgehen.

Nicht leicht dürfte ferner ein einsichtsvoller Arbeitgeber sich die Vertretung seiner Gehilfen durch Vereins-Vorstände und deren Einfluß auf Feststellung seiner Fabrikordnung, wie der Entwurf es empfiehlt, gefallen lassen, und zwar sittlich um so berechtigter hierzu, als es jedem seiner Gehilfen zu jeder Zeit frei steht, durch Austritt aus der Fabrik unliebsamen Bedingungen der Fabrikordnung sich zu entziehen, vielleicht erst nachdem selbst eine vereinte Vorstellung der Arbeitsgenossen die gewünschte Abänderung nicht hat erreichen können.

Die im Entwurf in erster Stelle empfohlene Begründung von Produktiv-Vereinen dürfte besser diesen ersten Rang der mehr nebensächlich empfohlenen Einführung möglichst vielseitiger, geistiger und sittlicher Bildung durch Schulen und Fortbildungs-Anstalten überlassen, weil nur diese gründlich und bleibend dem wahren Wohle Aller aufzuhelfen vermag, wogegen das Gedeihen der Produktiv-Genossenschaften wohl immer nur ein ausnahmsweises sein dürfte, insofern die Zusammenlegung sich durchkreuzender Pflichten der Arbeit-Geber und Nehmer in Einer Person eine äußerst schwierige Aufgabe zu allen Zeiten bleiben und auch hier das Sprichwort „der vielen Köche" sich nur allzu oft bewähren dürfte.

Schließlich noch im Allgemeinen Folgendes:

Ein sehr großer Irrthum durchdringt unsere, allein so ehrenvoll „arbeitende" genannten Berufsstände oder Klassen darin, daß sie allein zur Arbeit berufen seien, sie allein im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen, sie allein Sorge, Kummer und Noth zu erdulden hätten, sie allein Diener, dagegen ihre Arbeitgeber freie Herren seien. — Selbst der beneidetste Couponschneider ist dem Sorgen- und Mühsal-Schweiße nicht enthoben. Wie erst in schweren Zeiten der Arbeitgeber, welcher tagtäglich das unerläßliche Brod für Hunderte von Gott zu erbitten hat, welcher nicht selten gramvolle Nächte durchwacht, weil die Sorge um dies tägliche Brod für Hunderte den Schlaf ihm verscheucht. Und wie seine gepriesene Unabhängigkeit? — Während seine Gehilfen nur der Fabrikordnung sich zu unterwerfen haben, hat er, der Freigebietende, so viele Herren über sich als er Kunden hat, und von denen er, Gott sei's geklagt, manchmal eine Behandlung erfährt, die er dem Geringsten seiner Gehilfen zu bieten, erröthen würde.

Allerdings giebt es auch lieblose Arbeitgeber, gegen deren Gewalt der Arbeiter zu schützen ist. Doch nicht minder ist er zu schützen gegen die Gewalt von Demagogen, die seine mangelhafte Bildung für ihre Zwecke mißbrauchen, gleichwie gegen Unverstand und Herrschsucht roher Mitarbeiter. Soll sein Wohl wirklich und wahrhaftig auf Freiheit erbaut werden, wie so oft versichert wird und wie der edle Sinn unserer Zeit es empfiehlt, so muß der Arbeiterstand zunächst gegen alle diese schädlichen Gewalt-Einflüsse durch weise Gesetze geschützt, demnächst aber durch eine möglichst vollendete geistig-sittliche Bildung fähig gemacht werden, sich selbst zu schützen gegen alle Bedürfnisse und Bedrängnisse des Lebens, wie es die Aufgabe aller übrigen Berufsklassen ist, gleichviel ob sie hierfür mehr der Arbeit ihrer geistigen oder ihrer leiblichen Kräfte bedürfen.

Wer es anders darstellt, der mag der glänzendste Geist sein und strahlend sich und Andere hiermit täuschen können; als Arbeiter-, Volks- und Menschenfreund wird er sich auf die Länge der Zeit niemals zu bewähren vermögen.

Italien.

Die neuesten Ausgrabungen in Rom.

Das Capitol.

Das Capitol, der Sitz und Mittelpunkt der Weltherrschaft Roms und noch von den Dichtern des verfallenden Kaiserreichs wegen seiner feierlichen Herrlichkeit gepriesen, ist der Punkt, wo sich das antike und das moderne, das heidnische und das christliche Rom auf eine Weise berühren, wie sie nur in dieser einzigen, ewigen Stadt möglich ist. Von dem Platze, dem Michelangelo's Genius in den Palästen des Senators und des Conservators und in dem capitolinischen Museum die würdevollste architektonische Einfassung gegeben hat, schaut noch heute das Reiterstandbild des Kaisers Marc Aurel hernieder auf die Stadt, noch heut im Schmucke seiner Vergoldung, die den Stürmen und den Verwüstungen von siebzehn Jahrhunderten getrotzt hat, vielleicht das einzige Monument des Alterthums, das durch die Zeit nicht von seinem ursprünglichen Platze bewegt worden ist. Um den würdigsten Vertreter der glänzenden kaiserlichen Roma gruppiren sich links, auf erhöhtem Gipfel, zu dem eine herrliche alte Treppenterrasse ansteigt, die uralte Kirche Ara Celi, dieselbe, in der Gibbon den Entschluß faßte, die Geschichte des Verfalles von Rom zu schreiben, und rechts, wiederum höher als der Platz des Capitols, der Palast Caffarelli, die Residenz

des preußischen Gesandten und Eigenthum des größten Staates jener Deutschen, deren Vorfahren die Weltherrschaft Roms zweimal gestürzt haben. An diesen Palast schließt sich, mit dem Blicke auf die Trümmerwelt des Forums und des jenseits herüberragenden Palatins, die Casa Tarpeja, die von dem berühmten Felsen den Namen führt, und jetzt, ebenfalls in preußischem Besitz, die Heimat des unter preußischem Schutze stehenden archäologischen Instituts ist. So haben die germanischen Barbaren das Capitol nicht nur erobert, sondern einen festen Sitz dort gewonnen, und vom Capitol aus durchforschen sie die Trümmer des Rom, das ihre Besiegerin und Lehrmeisterin war. Neben Preußens Fahne weht das Banner der Gallier, deren Ahnen Manlius von diesem Felsen hinabschleuderte. Dem spottlustigen Volke Roms ist ihre Anwesenheit auf dem historischen Hügel ein Gegenstand unerschöpflicher Sticheleien, die in einem geistreichen Bildchen des Direktors der französischen Kunstakademie in Rom, des Malers Schnetz, sehr hübsch zur Darstellung gebracht worden sind. Ein französischer Rekrut, der auf der Höhe des Capitols behaglichen Sitz genommen hat, rupft eine Gans, und darunter steht: La Revanche des Gaulois.

Aber mehr als die heutige Erscheinung des Capitols, so bedeutend und vornehm sie auch jetzt noch ist, interessirt es uns natürlich, zu wissen, wie der heilige Berg in den Tagen des Glanzes und der Herrschaft des alten Roms aussah, und wo wir die Bauwerke zu suchen haben, deren Pracht die alten Schriftsteller und Dichter uns zu rühmen nicht müde werden. Fast jedes Kind weiß, daß auf dem Capitol jener heilige Hain gezeigt wurde, in dem nach altersgrauer Sage der fabelhafte Erbauer der Stadt der verwegenen, frevelmüthigen Jugend Latiums das Asyl eröffnet haben sollte. Man weiß, daß auf einem der beiden Gipfel, die diesen in der Mitte des Bergrückens gelegenen Hain überragten, der weltberühmte Tempel des capitolinischen Jupiter, das National-Heiligthum Roms, stand, während auf dem anderen Gipfel die Burg sich erhob, in uralten Zeiten zum Schutze des jungen Gemeinwesens errichtet, dann die Zeugin und Bewahrerin so vieler Triumphe und zugleich das Bollwerk und die Zierde der Weltbeherrscherin. Zwischen dem Tempel und der Burg, nach dem Forum zu gewendet und durch Treppen mit ihm in Verbindung, breitete das Tabularium, das große Reichsarchiv, seine offenen Hallen aus, an denen in mehreren Stockwerken über einander Urschriften von dreitausend Gesetzen ausgehängt waren, ein imposantes Denkmal jenes Volksgeistes, welcher den durch das Schwert unterworfenen Erdkreis durch die Gesetzgebung zu beherrschen vermochte. Auf dem Capitol endlich stand der Tempel der Juno Moneta, der Göttin, welche Münzen, Maß und Gewicht des Gemeinwesens in ihren Schutz genommen hatte. Hier waren die Werkstätten der großen Reichsmünze; auch wurden in dem Heiligthum der Göttin die Probestücke für die Normen des Handels und Verkehrs, die vom Staat ausgehenden Maße und Gewichte, aufbewahrt.

Sehen wir uns nun auf dem heutigen Capitol um, wo diese nationalen Monumente des alten Rom gestanden haben, so finden wir das Tabularium, wenn auch in trümmerhaftem Zustande, doch noch erkennbar vor. Noch heute kann man aus den Ueberresten seiner Arkaden, die sich an den Palast des Senators anschließen, auf das Forum hinabschauen. Auch die Stelle des Asyl-Hains läßt sich ohne Schwierigkeit nachweisen; es ist eben derselbe Platz des Capitols, auf dem das Kaiserbild so unerschütterlich Stand gehalten hat. Streitiger ist die Frage nach den beiden Hauptgebäuden. Zwar steht es fest, daß der Tempel des Jupiter Capitolinus auf dem einen, die Burg auf dem andern Gipfel des Berges zu suchen ist. Aber man ist nicht einverstanden über die Vertheilung der beiden Höhen. Der allerdings vorwiegenden Meinung, welche den Tempel auf den Gipfel rechts (vom heutigen Corso aus), also an die Stelle der Kirche S. Maria von Ara Celi, verlegt, und die Burg dorthin, wo jetzt der Palast der preußischen Gesandtschaft ist, stehen die Stimmen mehrerer meist deutscher Gelehrten gegenüber, die dem Vertreter Preußens die Ehre vindiciren, in seiner Amtswohnung der Nachfolger des capitolinischen Jupiter zu sein, während sie die Mutter Gottes auf den Substructionen der Citadelle logiren lassen. Beide Ansichten können eine respectable Zahl von klassischen Citaten für sich in's Feld bringen, bei welchen die Sache schließlich im Ungewissen bleibt.

Wir sind also auf unsere eigenen Augen angewiesen. Unglücklicherweise hat das Schicksal, dessen Laune uns so manches Unbedeutende aus der alten Welt erhalten hat, von diesen beiden hervorragendsten Nationalbauwerken Roms keinen Stein auf dem andern gelassen. Der Jupiterstempel und die Burg, noch von mönchischen Chronisten im Beginne des Mittelalters zu den ersten Mirakeln der Welt gerechnet, sind während der Stürme, die in den unruhigen Zeiten der päpstlichen Machtlosigkeit Rom durchtobten, gänzlich von der Erde verschwunden. Und nicht einmal unter der Erde ist es uns möglich, ihrem früheren Standorte nachzuspüren. Denn auf den Substructionen, die ihren Prachtbauten zur Grundlage dienten, stehen jetzt auf der einen Seite die Kirche von Ara Celi und das daranstoßende ausgedehnte Franziskanerkloster, auf der anderen der Palast des Conservators und der des preußischen Gesandten, sämmtlich Gebäude, die man natürlich nicht abrasiren kann, um — möglicher Weise — eine archäologische Controverse zu entscheiden, und noch dazu eine Controverse, die für die Meisten keine mehr ist.

Der Zufall, der auf dieser noch immer so geheimnißvollen römischen Erde so häufig ganz unerwartet Aufschlüsse herbeiführt, hat vor nicht langer Zeit einen sehr hübschen Beitrag zur Lösung der Zweifel an's Licht gebracht. Zum Palast Caffarelli gehört ein kleiner Garten, von dem man eine köstliche Aussicht auf das moderne und päpstliche Rom genießt. Eine Palme, eine Cypresse, ein paar breithinschattende Pinien sind dort vereint; sie gehören zu den charakteristischen Zügen, welche den alten heiligen Berg des Capitols weithin kenntlich machen. Im vorigen Jahre waren einige Veränderungen in diesem Garten auszuführen. Beim Aufgraben der Erde stieß man auf Peperinsteine, die offenbar zu dem Unterbau eines antiken Monuments gehörten. Wie es in Rom zu geschehen pflegt, lief das Volk herbei; denn hier interessiren sich nicht nur die Gelehrten und die Gebildeten für neue Auffindungen, auch der gemeine Mann ist von einer instinctiven Verehrung für Alles erfüllt, was mit der glorreichen Vergangenheit seiner Heimat zusammenhängt. Man bemerkte, daß Steine von ganz gleicher Beschaffenheit in dem Souterrain des Gesandtschafts-Palasts zum Bau verwendet sind. Herr von Arnim, der preußische Gesandte in Rom, schrieb nach Berlin und erhielt unverzüglich die Genehmigung, die Ausgrabungen fortzusetzen. So kam ein ganz vollständiger Unterbau in Tufftein zu Tage, in dem man an seinen Größen-Verhältnissen und an der rechteckigen Construction ohne Schwierigkeit die frühere Grundlage eines antiken Tempels erkannte.

Freilich, außer dem Unterbau war nichts zu finden. Die Steine im Keller des Palastes Caffarelli reden von der Gründlichkeit, mit der die Trümmer dieses Tempels in einer Zeit,

welche in den antiken Ruinen nichts als bequemes Material für ihre eigenen Bauten erblickte, ausgebeutet worden sind. Ganze Wände im Palast Caffarelli sind aus Steinen dieses Tempels errichtet worden, von dem man nur das übrig gelassen hat, was man ohne Bearbeitung nicht verwenden konnte — den Unterbau.

So stand also doch ein Tempel auf der Anhöhe, die jetzt den Palast Caffarelli trägt? Ja wohl, aber nicht der Tempel des capitolinischen Jupiter. Denn während dieses Heiligthum von riesiger Größe war, haben die im Garten Caffarelli aufgefundenen Substructionen nur einen geringen Umfang. Diese Verhältnisse sprechen dafür, daß wir hier den Unterbau des Tempels der Juno Moneta vor uns haben, und dieser Tempel befand sich mit der Reichsmünze in der Burg. Der Tempel des capitolinischen Jupiters stand demzufolge auf der andern Seite, dort, wo jetzt die Kirche von Ara Celi steht.

Der französische Gelehrte, dessen Mittheilungen hier zu Grunde gelegt werden, der Akademiker Beulé, plaidirt lebhaft für Ausgrabungen am Fuße des Capitols, von denen er eine reiche Ausbeute an Trümmern monumentaler Bauwerke und Kunstschätze verheißt. Nach der Analogie der Entdeckungen am Fuße der Athenischen Akropolis ist die Aussicht keineswegs unwahrscheinlich. Aber das heutige Rom drängt sich zu beiden Seiten so dicht an den Felsen des Capitols, daß ganze Straßen oder vielmehr Gäßchen beseitigt werden müßten, um Raum für die Arbeiten zu gewinnen. Auf dem Schutt der Jahrhunderte haben, namentlich nach der Seite hin, die Manlius einst vertheidigte, armselige Wohnhäuser den Berg beinahe erklettert; der tarpejische Fels ist fast gänzlich von ihnen verdeckt. Es mag dem Bewohner des heutigen Paris sehr leicht erscheinen, diese Hindernisse wegzufegen; aber in Rom giebt es keinen Präfekten Haußmann. Und das ist recht gut, selbst auf die Gefahr hin, daß einige Trümmer von Götterbildern und Säulenschäften noch einige Zeit länger am Fuße des Capitols schlafen. F.

Frankreich.

Madame Don Juan und Lady Lovelace.

Es ist die schmachvollste Satyre, die jemals gegen die Frauen geschleudert wurde, ihnen diese Namen beizulegen; die geistreiche Delphine Girardin hat zuerst es versucht, in ihrer Lady Tartuffe die Laster der Männer auch von Frauen begehen zu lassen. Aber die Heuchelei eines Tartüffe ist nicht so unweiblich, als die verliebte Abenteuerlust eines Don Juan, oder die Verführungskünste eines Lovelace. Letzterer ist eine englische Tradition, die von den Mitlebenden bald gar nicht mehr verstanden werden wird, denn die Mehrzahl derselben hat sicherlich nicht den alten Roman „Clarissa Harlow“ gelesen, sondern kennt ihn kaum noch vom Hörensagen. Der Name Lovelace ist übrigens in England noch ein sehr verbreiteter, auch unter adeligen Familien; Lord Byrons gefeierte Tochter Ada erhielt den Titel Lady Lovelace bei ihrer Verheiratung. Der Typus des Don Juan ist allen Lesern geläufiger, denn zu allen Zeiten haben ihn die Dichter wieder aufgefrischt und namentlich hat Lord Byron sein Charakterbild populär gemacht.

Die Anwendung der obigen Namen auf die Frauen der modernen Gesellschaft haben wir zunächst einer belletristischen Spielerei zu danken, die sich den Ernst einer sittenrichterlichen Satyre durchaus nicht hat träumen lassen, obwohl der Gegenstand für eine solche vollkommen geeignet wäre. In dem französischen Journal L'Artiste wird eine Erzählung gegeben, welche die Lebensgeschichte der Madame Don Juan und der Lady Lovelace enthält.

Beide gehörten dem adeligen Viertel, dem Faubourg Saint-Germain zu Paris an; beide waren im Kloster erzogen, wo man sie singen, tanzen, lächeln und beten lehrte, Alles in der höchsten Vollkommenheit.

Mit sechzehn Jahren war Blanche, die künftige Madame Don Juan, eine frische, blühende, lustige Brünette, mit lebhaften Augen, rothen Lippen und reiner Stirn. Sie war kräftig wie die Tochter eines spanischen Bauern. Indem man die geistvolle Schönheit und die rosige Kraft dieses jungen Wesens betrachtet, kann man schon die Anzeichen des Sturmes erkennen, unter dessen Leidenschaft diese jungfräuliche Stirn dunkeln und diese kindlichen Lippen zittern werden.

Mit sechzehn Jahren war Louise, die künftige Lady Lovelace, blond weiß, durchsichtig fast; in ihren blauen Augen lag ein unbekannter Himmel und in ihrem Lächeln eine ganze Hölle voll Verführung und Zaubermacht.

Mit sechzehn Jahren sangen, lachten, liebten und glaubten Blanche und Louise; das Leben schien ihnen ein Glückstraum voll Sonnenschein und Liebesluft.

Mit sechzehn Jahren holte man sie aus dem Kloster, um durch die Ehe in die Welt zu treten. Blanche wird in die Arme des Grafen D. geworfen, eines Kahlkopfs von fünf und fünfzig Jahren, im Besitz von einem Rheumatismus, der Gicht zu werden drohte, und von einem Gute, das dem Ruin entgegenging. Außerdem nannte er noch eine große Nase nebst graumelirtem Schnurrbart sein und die Aussicht auf eine Erbschaft von einem Onkel, der nicht älter war als er selbst. Blanche empfing alles dies mit einem Hochzeitskörbchen, von echten Spitzen garnirt, und gab dafür ihre Hand und ihre reiche Mitgift von nahe an hunderttausend Thalern. Man belehrte das junge Mädchen, daß ihre Heirat eine gute Partie sei.

Nach einiger Zeit erklärte Blanche weinend, daß es eine sehr schlechte wäre, denn der Graf könne kaum gehen, wenn sie tanzen wolle, und verlange ihr Geld, um sein verfallenes Schloß wieder aufzubauen, während sie das Geld lieber benutzen möchte, um sich alle die Luftschlösser zu kaufen, die sie sich im Kloster auserseben hatte. Die Mutter versicherte, daß sie närrisch sei, der Graf wäre von guter Familie und einige Luftschlösser könne sie sich schon verschaffen. Die gute Gesellschaft sei der beste Platz dazu; sie könne auch ohne ihren Mann hingehen, denn sein Name ersetze ihn vollkommen.

Aber Blanche erwiederte schmollend, daß der Graf ihr nicht gefalle, daß sie lachende Gesichter gern sähe, während er stets ein böses mache; daß sie geglaubt habe, in der Ehe sei die Liebe die Hauptsache, und daß sie ihren Mann viel mehr hasse als liebe.

Der Winter brachte indessen wie eine Blume unter dem Schnee die Liebe; Blanche langweilte sich bald in der großen Welt, sie erkannte unter ihrer Oberfläche von Atlas, Sammet und Spiegelglas die leeren Formen. Sie sehnte sich nach Liebe und warf ihre Augen zuerst auf einen Dichter; sie hatte mit Entzücken seine Verse gelesen und einige auswendig behalten. Er wird lieben können, er besitzt ein Herz, das nicht auf Beifall lauscht; sie sah ihn in den blauen Wolken ihrer Begeisterung; er war hübsch, sie liebten sich.

Blanche glaubte eine ganze Woche an das Glück; sie hatte ihr

Ideal gefunden, sie gab sich ganz ihren Extasen hin, ihre Träume waren Wirklichkeit geworden.

Aber eines Tages fühlte sie sich sonderbar ernüchtert; Leon, der Geliebte, kam, wie immer, setzte sich ihr zu Füßen, wie immer, aber er war zerstreut. Aus Gewohnheit verschlang sie seine Worte, die ihr aus dem Buche der Liebe selbst zu stammen schienen; heute fand sie auf einmal, daß sie albern und geziert klangen. Sie entdeckte, daß er sie hersagte wie bei einer Vorlesung auf dem Katheder; sie bemerkte, daß Leon es im Stillen bedauerte, nicht von ihr stenographirt zu werden, damit die schönen Dinge, welche er sich ausdachte, der Nachwelt nicht verloren gingen. Seine Eitelkeit, seine Selbstüberschätzung wurden ihr plötzlich klar. Er war nicht mehr ihr Ideal, nicht mehr das Herz voll Liebe, er war ein kleiner Dichter, der sich nur durch seine Dreistigkeit groß machte.

Blanche weinte einen ganzen Abend über ihr verlorenes Ideal; sie hat es nachher noch oft verloren, aber nie wieder darüber geweint.

Am andern Tage sagte sie zu Leon, der ihr in Prosa wiederholte, was er ihr so oft in Versen gesungen hatte: „Ich fürchte, daß ich Sie nicht verstehe".

„Das kann wohl sein", sagte er, „denn zuweilen verstehe ich mich selbst nicht; die großen Dichter sind alle so".

Mehrere Monate vergingen; Blanche verzweifelte schon daran, den geliebten Mann, das Herz ohne Schminke, den Geist ohne Lüge, den echten Menschen zu finden; indessen lernte sie einen jungen Staatsmann kennen, der hübsch, elegant, gebildet war und vortrefflich tanzte.

„Er hat eine hohe Stirn, einen stolzen Blick, ein verächtliches Lächeln; er ist ein Mann von Welt, er ist reich, er bedarf nichts mehr zu seiner Laufbahn, er wird lieben können", sagte sich Blanche und wollte den Versuch wagen.

Eines Tages ruht sein Blick in ihrem Auge, seine Hand in der ihrigen, er flüstert mit bezaubernden Tönen — und bittet sie um ihre Vermittelung bei einer alten Excellenz, um ihm einen Gesandtschaftsposten zu verschaffen — hinter dem Liebhaber grinste der Diplomat die enttäuschte Gräfin an.

Sollen wir noch alle ihre anderen Enttäuschungen aufzählen? Die junge Frau geht wie Diogenes mit ihrer Laterne umher und sucht den idealen Mann. Sie liebt wie der Don Juan von Mozart, Musset, Byron, aber sie sieht sehr bald ein, daß sie sich geirrt hat.

Es ist nicht leicht, die Geschichte der Lady Lovelace zu schreiben; Louise hat ebenfalls, als sie aus dem Erziehungskloster kam, eine Vernunftheirat geschlossen mit einem Marquis, der mehr Narben im Herzen als Haare auf dem Kopfe hatte, der eine halbe Million und eine halbe Lunge besaß. Sie wurde schon nach sechs Wochen Wittwe und war durchaus nicht untröstlich; ein spanischer Fürst war der erste Versuch Louisen's. Aber sie blieb nicht dabei; es regte sich in ihr ein wahrer Durst nach Eroberungen und Siegen. Sie wurde ein weiblicher Cäsar; das Schlachtfeld der Männerherzen behandelte sie mit wahrer Kriegskunst. Sie suchte nur solche auf, die für unüberwindlich galten oder wo eine Herzenskönigin zu verjagen war. Unter ihrer zarten blonden Haut birgt Louise einen eisernen Leib und eine eiserne Seele; sie schreckt vor nichts zurück. Man müßte ein Homer sein, um ihre Heldenthaten zu berichten und die Namen ihrer Schlachtopfer zu zählen.

Merkwürdig ist es, daß die beiden Freundinnen nie Nebenbuhlerinnen wurden; sehr oft jammerten die Herzen, die Louise zertreten hatte, vor der Thüre von Blanche um Trost, aber sie wurden abgewiesen, und ebenso oft erkühnten sich die gestürzten Ideale der letzteren um Pardon bei der ersteren zu bitten, aber ebenfalls ohne Erfolg. Nur einmal hatten sie Beide die schönen Augen auf einen jungen Russen geworfen, der nach Paris gekommen war, um die Damen an den schönen Kaiser Alexander I. zu erinnern. Blanche verspürte Lust diesem nordischen Herzen südliche Glut einzuflößen, und Louise dachte es sich sehr angenehm und belustigend, den interessanten Eisbären an ihren Triumphwagen zu spannen. Schon ließ sie ihre besten Geschütze auffahren, da bemerkte sie, daß Blanche auf den Russen zählte und flugs trommelte sie zum Rückzug. Blanche ahnte ihrerseits die strategischen Absichten Louisen's und gab das nordische Ideal auf, ehe sie es geprüft hatte. Der Russe sah sich ganz unerwartet mit heiler Haut davon kommen und ahnte nicht die Selbstverleugnung der großmüthigen Freundinnen.

Man kann sie noch immer im Theater oder auf der Promenade sehen, die Eine ist vollkommen schön, mit dunklen Augen und griechischer Stirn, den schwarzen Schleier und die Blume im Haar à l'espagnole, die Andere leuchtet mit goldenen Locken in weißen Gewändern wie eine Erscheinung aus Ossian! Aber es giebt auch eine Menge schlechter Nachahmungen von den Originalbildern der Madame Don Juan und der Lady Lovelace, wir warnen ernstlich vor ihnen!

Dieser Auszug, den wir möglichst von frivolen und geradezu trivialen Aussprüchen rein gehalten, aber nicht wesentlich verändert haben, wird den Lesern genugsam die Verschrobenheit der jetzigen Unterhaltungsliteratur in französischen Zeitschriften darlegen. Eine anonyme Prinzessin wird als Verfasserin angegeben, indessen ist es unwahrscheinlich, daß eine weibliche Feder solche übertriebene Schmeicheleien neben so viel Rohheit für ihre Mitschwestern aufzeichnen würde.

F. von Hohenhausen.

Nord-Amerika.

Hepworth Dixon und der religiöse Deckmantel geschlechtlicher Verirrungen.

Zu Ende Octobers hielten die Heiligen der letzten Tage in der Salzseestadt ihre siebenunddreißigste halbjährliche Versammlung, und die Patriarchen, Propheten, Bischöfe und wie sich sonst die geistlich-weltlichen Beamten des vielbeweibten Papstes und Präsidenten Brigham Young nennen, warfen auf eine wahrhaft entsetzliche Weise mit alttestamentlichen Bibelstellen und Drohungen umher und nannten sich die Heilande der Menschen und renommirten, daß sie in der ganzen Welt ihre Apostel umherschickten, um alle die Bösewichter, welche nur Eine Frau nehmen und schon zwei für eine Sünde halten, entweder zu bekehren oder mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Zunächst feuerten sie sich gegenseitig an, der ihnen von den Vereinigten Staaten drohenden Gefahr als tapfere Heilande der Menschen entgegen zu treten und ihre heilige Wirthschaft mit Gut und Blut zu vertheidigen. Die an sie heranrückende große Eisenbahn begrüßten Einige als einen Weg des Heils, da auf ihr alle die Männer, welche mehrere Frauen, und alle Mädchen, welche zusammen nur Einen Mann wünschten, massenweise herbeidampfen würden. Der Papst und Präsident scheint sich dabei ziemlich ruhig verhalten zu haben, denn die Berichte führen ihn

nicht ein einzigesmal redend auf. Er hatte vielleicht nicht so große Hoffnungen, da er jedenfalls nicht so dumm ist, zu glauben, daß die Amerikaner seine geistliche und weltliche Tyrannei mit der organisirten „Ansiegelung" von Frauen und die von ihm in Schutz genommene Blutschande noch lange dulden werden.

Da die beiden Bücher von Hepworth Dixon auch in Deutschland in Uebersetzung ziemlich verbreitet sind und gelesen werden, setzen wir die Bekanntschaft mit seinen Spiritual Wives, welche der deutsche Uebersetzer „Seelenbräute"*) nennt, und seinem „Neuen Amerika"**) um so mehr voraus, als sich fast keine Zeitung oder Zeitschrift nehmen ließ, diese aus allen Welttheilen zusammengeraffte und größtentheils biblisch aufgeputzte Unzucht mehr oder weniger ausführlich als Leckerbissen aufzutischen. Man hat sogar diese drei Bände Dixon's als bedeutende literarische Erscheinungen besonders gelobt, und doch muß man, um ehrlich zu sein, geradezu sagen, daß sie eine größere Versündigung gegen die Literatur und die Sittlichkeitswissenschaft unserer Zeit sind, als die Bücher gewisser abgesetzter oder gewissenloser Polizeibeamten und Winkelschriftsteller über Prostitution und sonstige Phasen der Lüderlichkeit. Seine Bücher sind geradezu Sünden wider den heiligen Geist, die nicht blos nach den Lehren der Theologie, sondern auch vom sittlichen Standpunkte aus nicht vergeben werden können, weil sie mit der offenbaren Absicht sorgfältig ausgearbeitet worden sind, um auch den ekelhaftesten Verirrungen des Geschlechtstriebes Schönheits- und sogar religiöse Mäntelchen umzuhängen und die Helden und Heldinnen oder Ausschweifungswerkzeuge der Königsberger Mucker, des Häuptlings und Papstes der Mormonen, des Weiber-Kommunisten-Chefs Noyes, sowie der spiritualistischen Gemeinde-Ochsen in Amerika als Pioniere oder Propheten einer höheren weltgeschichtlichen germanischen Entwickelung zu vollkommenerer Freiheit und Glückseligkeit auf Erden zu preisen. Die englische Kritik hat bei aller Anerkennung der literarischen Seite dieser Bücher doch auch den sittlichen Muth gehabt, ihr unbedingtes Verdammungsurtheil über den Sinn und Zweck derselben auszusprechen, was wir der deutschen, so weit sie uns bekannt geworden, leider nicht nachrühmen können. Ohne uns besonderer Moral oder sittlicher Strenge rühmen zu wollen, sind wir doch überzeugt, daß fast alle anständige Menschen beiderlei Geschlechts, jedes Standes, Alters und Bildungsgrades, unbedingten Ekel empfinden, wenn ihnen einigermaßen deutlich gesagt wird, wie hier eine ganze Menge Arten von geschlechtlichen Verirrungen, statt mit Feigenblättern, mit Bibelstellen beklebt werden, wie der mormonische Hauptbahn, Besitzer einer ganzen Menge von Frauen, eine Art Monopolgeschäft daraus macht, die aus allen Gegenden und Nationen zusammengelockten Mädchen der Armuth und Verwahrlosung, oder pietistisch verrückt gemachten Wittwen verstorbene Männer als Ehegatten „anzusiegeln" und dann mit Fleisch und Bein Stellvertreter dieser verstorbenen Ehemänner zu spielen. Derselbe Held, besonders abgebildet, wie der Verfasser Dixon selbst (Beide sind offenbare „Freunde"), gestand auch dem Verfasser, daß er die Blutschande nicht aus sittlichen Gründen, sondern nur des noch herrschenden Vorurtheils wegen nicht übe, womit er zugleich zu verstehen gab, daß die „Heilande der Menschen" wohl noch diese Vorurtheile beseitigen würden. Der Verfasser ist auch stolz, ein versiegeltes Aktenstück über die Königsberger Mucker (Mucker heißen nämlich die männlichen Hasen während ihrer sehr thierischen Brunstzeit) auf eine schlaue Weise erworben zu haben, und es der Welt nun bieten zu können, natürlich im Dienste der Wahrheit. Und was enthält und enthüllt nun dieser schwülstige Phrasenbrei? Nach Dixon wahrscheinlich doch auch eine neue Offenbarung des Liebes- und Religions-Kultus als ein Muster für die kommenden Geschlechter. So wird der schmutzigste aller Pfaffen und Heuchler, der Unzucht trieb, um sie auszutreiben, und sich im Vergleich zu Christus für den wahren, vollendeten Heiland ausgab und von der frommen Partei in Preußen freigesprochen ward, vielleicht wieder sogar ein Heiliger; wenigstens verräth Dixon keine Abneigung gegen ihn. Vater Noyes, der davongelaufene Commis und jetzt Hauptbahn des Weiber-Kommunismus, wie ihn nicht einmal die gemeinsten, frechsten Spatze unter sich dulden, ist ein spezieller Freund Dixon's, und dieser entschuldigt sich in der Vorrede zu einer neuen Auflage seines „Neu-Amerika" wegen einiger Aeußerungen, welche dieser edle Priester freier Liebe übel genommen hatte. Die Spiritualisten Amerika's hat er zwar nicht genauer kennen gelernt, berichtet aber doch, daß männliche Exemplare dieser zahlreichen Irrenhäusler fleißig umherreisen und es mit den verschiedensten Frauen versuchen, um endlich aus fleischlichem Genusse das ihnen eigentlich zukommende „Spiritual Wife" herauszufinden.

Wie außerdem die verschiedensten, aus der Bibel herausgerissenen Kraftstellen unter diesen religiösen Irrenhäuslern ausgelegt und als Schönheitspflästerchen für sie selbst und ihren Homer Dixon benutzt werden, das geht in's Grauenhafte, so daß ich schlechterdings nicht begreife, wie man diese Bücher so vieltausendfach lesen, excerpiren und empfehlen konnte, ohne wenigstens diesem Gefühle, dem in allen gesunden Menschen sprechenden Sittengesetze, der Heiligkeit wahrer Liebe, der sittlichen und wirthschaftlichen Gemeinschaft, wie sie sich in der Ehe und dem Familienleben als ewige, unerschütterliche Grundbedingung alles materiellen und geistigen Gedeihens, aller persönlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Kultur und Kraft erwiesen hat, einige Rücksicht zu schenken. Nur die Times trat als Verfechter der Sittlichkeit und des Anstandes dagegen entschieden auf. Wir wollen nur eine Stelle aus ihrer Kritik im Wesentlichen mittheilen.

„Die Zahl unsauberer priapischer Bücher ist sehr groß, aber sie machen aus ihrem Inhalte und deren Zweck meist kein Geheimniß. Wenn nun Dixon ähnlichen Inhalt, durch Mißbrauch des göttlichen Wortes für dessen Beschönigung, schon widerlich gemacht, für eine neue religiöse Entwickelung ausgiebt und namentlich „the Gothic Revival", also die gothische Wiedererweckung, worunter er speziell Ehebruch eines Mannes mit der Frau eines anderen versteht, als einen Vorzug der germanischen Völker preist, verdient er dafür von allen germanischen Völkern gezüchtigt zu werden."

An einer Stelle seiner „Seelenbräute" heißt es: „In allen gothischen, d. h. germanischen Hauptstädten von Stockholm bis London bemerken wir eine schnelle Lockerung und Lösung der altmodischen ehelichen Bande. (Als wenn es in dem romanischen Paris und bei der romanischen Isabella nicht längst schon viel lockerer gewesen wäre!) Diese große gothische Familie entwickelt darin bereits große Kraft und einen Sturm nobler Passionen. Was ist die Folge? Freie Wahlverwandtschaften und Verbindungen beseitigen die Nothwendigkeit aller Trauungs- und Hochzeitsfeierlichkeiten. — Während des amerikanischen Bürgerkrieges ließ es sich eine Zeitung des Südens angelegen

*) Seelenbräute, von Hepworth Dixon, übersetzt von Julius Frese. Zwei Bände. Berlin, Verlag von Franz Duncker, 1868.

**) Neu-Amerika, von Hepworth Dixon, nach der siebenten Auflage aus dem Englischen von Richard Oberländer, mit Illustrationen nach Original-Photographieen. Jena, Hermann Costenoble, 1868.

sein, nachzuweisen, daß den Yankees mehr Frauen weggelaufen seien, als Sklaven ihren Herren im Süden. Woher kommt diese spirituelle Bewegung?" Nun, die zwei Bände „Seelenbräute" sind die Antwort. Von der biblischen Verklebung gereinigt, bestehen Jung-Amerika und dessen Seelenbräute aus unendlichen Zügen von Frauen, die ihren Männern, und Männern, die ihren Frauen weg- und anderen nachlaufen. Wir wissen wohl nun auch, von welchem Spiritus sie getrieben werden. Die amerikanischen Bummler verachten dabei auch den Alkohol nicht. — Da es Dixon bei dieser neuen Religion hauptsächlich auf's Davon- und Wiederzusammenlaufen ankommt, darf er galanterweise natürlich die freieren Damen nicht ausschließen, welche sich mit gar keinem einzelnen Manne verbinden, immer ohne viel Umstände für Geld und gute Worte neue kurze Verbindungen schließen und aus dem spiritualistischen Wahlverwandtschaftskultus im Berliner Orpheum und anderen allnächtlich glänzenden Tanzlokalen romanischer und germanischer Hauptstädte bereits eine praktische Religion gestempelt haben, wie sie als Vorbereitung für Zucht- und Arbeitshaus, für sittlichen, gesundheitlichen und materiellen Ruin aller Art kaum großartiger geübt werden kann.

Noch gründlicher und ausführlicher hätte er auch die ehemaligen Adamiten in Böhmen und die jetzt häufig in Berlin und anderen großen Städten die Kriminalgerichts-Gefängnisse füllenden Verbrecher an Mädchen unter vierzehn Jahren zu diesen Vorkämpfern germanischer Erweckung und der künftig an die Stelle aller ehelichen Verbindungen tretenden Seelenbräute rechnen müssen. Aber er tröstet sich damit, daß diese „wunderbaren Anfänge eines neuen Lebens aus einer plötzlichen Beschleunigung des germanischen Blutes hervorgehen" (Seite 259, zweiter Band) und wir doch wohl rasch genug vorwärts kommen. Nur England erregt ihm einiges Bedenken. „In England, diesem conservativsten Lande des germanischen Stammes", sagt er auf derselben Seite, „bewegen wir uns langsam auf dieser Bahn; wir sind uns noch nicht recht klar über das Verhältniß des Mannes zu seiner Frau im Jenseits (!), aber was vor unseren Augen in Deutschland und Amerika vor sich geht, das beschleunigt unseren Gang (zur Frau im Jenseits?), und wahrscheinlich werden wir ungefähr gleichen Schritt halten mit diesen im Vormarsch begriffenen Flügeln der großen germanischen Heeresmacht."

Er muthet also jedenfalls auch den englischen Familienvätern und Müttern in ihren liebevollen, reinlichen, selbständigen „homes" zu, daß sie auch sobald als möglich von den liebenden und geliebten Kindern davonlaufen, er, um sich nach einer weiblichen, sie, um sich nach einer männlichen Affinität (von Affe abgeleitet?) umzusehen, um der gothisch-germanischen Wiedergeburtsbewegung Ehre zu machen und nach Kräften hinter der ungeheuren Heeresmacht von Seelenbräutigamen und Seelenbräuten herzulaufen. Wenn nur der neuen Affinität am Ende unterwegs der Athem und das Wirthschaftsgeld nicht ausgehen! Und wenn er nun auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege mit der verlassenen Frau, die noch keinen neuen Affen gefunden, zusammentrifft und diese ein Paar Groschen Kleingeld haben will? Auch fehlt es unter diesem englischen Nachtrabe gewiß nicht an Ehemännern mit Frauen im Jenseits. Und wenn er sich über dieses Verhältniß nicht klar ist? Denn auch Dixon läßt ihn hier im Stiche, denn er sagt: „Wenn diese Wiedergeburt, diese gothische Neubelebung eintritt, findet sich der bekehrte Mann in einem neuen Verhältnisse zu Gott und seiner Frau."

Zu was für einer Frau? wird der unglückliche Engländer fragen, der eine Frau im Jenseits, eine wirkliche verlassen und eine dritte als Affinität am Arme hat.

Wir suchten hiermit diese unsauberen Bücher der Lächerlichkeit zu empfehlen, thun aber damit Unrecht, denn solche Versündigungen an dem gesunden Menschenverstande und den durch Natur- und Sittengesetz ewig geheiligten Grundlagen aller menschlichen Kultur gehören vor ein ernsteres Forum. Vielleicht hat Herr Dixon schon wieder ein Buch unter der Feder, dem auch mehrere Auflagen und unzählige begierige Leser in Original und Uebersetzung sicher sein mögen. Wir rechnen aber auch auf einen guten, gesunden und tüchtigen Kern von Lesern und Leserinnen, die mit uns diese Lectüre verwerfen, und deren Zahl, nach unserer festen Ueberzeugung, unendlich größer ist, als die mit Seelenbräuten im Vormarsch begriffenen Flügel der großen germanischen Heeresmacht Dixon's.

Bei aller Lüderlichkeit und Ausschweifung mit und ohne Fetzen aus der Bibel, namentlich in den modernen großen Städten, hat doch die sittliche und wirthschaftliche Ordnung des sozialen und Familienlebens, die Heiligkeit der Liebe und Ehe überall, gerade unter den germanischen Völkern, immer mehr Macht und Geltung gewonnen. Und dadurch werden die Bande der Ehe und Familie nicht nur heiliger und unverletzlicher in sittlicher Beziehung, sondern auch als unerläßliche Bedingungen wirthschaftlichen Gedeihens und wahren Erdenglückes (mit dem Himmel auf Erden) ohne Rücksicht auf Kirche, Religion, Polizei und Staat immer unantastbarer durch sich selbst werden. Die Ehe beruht nicht auf irgendwie gemachten Gesetzen, sondern auf ewigen der sittlichen Menschennatur, unter deren Einflusse sich selbst die besseren Thierarten veredeln. Man braucht nur Brehm's „Leben der Vögel" zu lesen, um alle diese Mucker und Mormonen, die biblischen Weiber-Kommunisten, die halbverrückten Geisterbeschwörer, welche als Spiritualisten sich in Amerika herumtreiben, um alle mögliche Frauen und Mädchen zu prüfen und auch die beste nicht zu behalten, gründlicher verachten zu lernen, als selbst die unglücklichen Geschöpfe, welche von sittlicher Ausschweifung Profession machen. Denn dieses offenbare Laster hat vor den Dixon'schen Helden und Heldinnen wenigstens noch den Vorzug, daß sie nicht auch noch Religionsschänderei treiben.

Die beschwingten Lieblinge Brehm's, mehr als 8000 Arten, schließen in ihrer seligen, gesangreichen Liebeszeit meist Ehen für das ganze Leben, und die einzelnen Paare halten sich treu aneinander in ebenso rührender Gatten- und Kinderliebe und opfern sich selbst in Zeiten der Noth und Gefahr für einander auf. So machten es seit undenklichen Zeiten in aller gebildeten Welt auch die Menschen, sobald sie sich über die niedrigsten Zustände der Noth und Rohheit erhoben haben, und selbst in den niedrigsten Schichten unseres Geschlechts fehlt es nicht an erhebenden und rührenden Beispielen der Liebe, Treue, Aufopferung und anderer schöner Herzenstugenden in Familien. Das alte germanische Religionsideal ist die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Die Zahl der germanischen Mütter und Gattinnen, welche sich ihr getrost an die Seite stellen können, zählt nach Millionen, während die große germanische Heeresmacht Dixon's nur aus verächtlichen Häuflein heuchlerischer Pfaffen, verkommener Schuster, davongelaufener Commis, unsittlicher und hysterischer Subjekte aller Nationen besteht, die mit mißverstandenen Bibelstellen und Fetzen längst untergegangener Doctrinen kommunistischer Schneidergesellen und sozialistischer Träumer in allerhand versteckten Winkeln ihr Unwesen treiben und von der wirklichen großen germanischen Heeresmacht der Kultur verachtet werden, um als Lügenbrut in sich selbst unterzugehen.

Serbien.

Serbische Reisestudien, nach Kanitz.*)

Die jüngsten Ereignisse in Serbien haben das Interesse der gebildeten Welt wieder in höherem Maße nach jenem alten Heldenlande gerichtet, das, nachdem es Jahrhunderte lang in einem erstarrenden Zauberschlaf befangen schien, zu Anfang unseres Jahrhunderts endlich wieder Zeichen kräftig erwachenden Lebens gab und dem, gleich seinen Nachbarländern, der Moldau und Wallachei, bei einem vernünftigen Vorwärtsschreiten auf der Bahn der Freiheit und Gesittung noch eine schöne, reiche Zukunft beschieden sein kann. Diese Umstände leihen dem neuesten Werke von Kanitz noch eine größere Bedeutung, obgleich der Name des Verfassers denen, welche sich gern mit Serbien beschäftigen, schon seit Jahren werth und vertraut und die beste Empfehlung für seine Arbeit ist.

Herr Kanitz hat sich, mit einigen Unterbrechungen, in den Jahren von 1859—1868 in Serbien aufgehalten und während dieser Zeit mehrmals die Ergebnisse seiner Studien, theils in streng wissenschaftlichen, theils in populären Schriften, nach West-Europa gesandt. Das uns vorliegende Werk ist nun eine Vereinigung jener populären Skizzen mit einzelnen wissenschaftlichen Aufsätzen und führt den Leser durch ganz Serbien, von Stadt zu Dorf, vom Gebirge zum Fluß, macht ihm die Entdeckungen des Forschers in unmittelbarster Weise zugänglich. Eine Karte erleichtert die Orientirung, die beigegebenen Illustrationen liefern ein überaus anschauliches Bild der Landschaft wie der Bewohner. Doch machen wir uns mit dem Reisenden näher bekannt, indem wir ihn ein Stück Wegs begleiten, und besteigen wir zu diesem Zwecke mit ihm in Belgrad, der Hauptstadt des Landes, einen Dampfer, der uns nach Semendria, der nächsten festen Stadt Serbiens, führt.

Die Kämpfe um Singidunum, so hieß Semendria zur Römerzeit, beweisen, daß man der Festung damals eine große Wichtigkeit beilegte; nach heutigen Begriffen scheint ihre Aufrechthaltung jedoch, da mehrere Hügel sie beherrschen, durchaus unzweckmäßig und ungerechtfertigt. Weit wichtiger wird Semendria dagegen durch seinen Hafen, welcher der Mittelpunkt des Ausfuhrhandels mit Borstenvieh und des Importhandels mit Salz bildet. Um die Bedeutung beider Handelsartikel richtig zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Serbiens Vieh-Reichthum hauptsächlich aus Schweinen besteht und daß das Land des Salzes vollständig entbehrt.

Das Hafenleben veranschaulicht Kanitz durch eine seiner schönen Illustrationen, bei deren Betrachtung sich uns unwillkürlich die Bemerkung aufdrängt, daß er weit besser mit dem Stift als mit der Feder malt. In dieser und noch mehr in den folgenden Skizzen vermag die Feder nie der Stimmung den Ausdruck zu verschaffen, welche uns in den bildlichen Darstellungen so lebhaft ergreift und mit fortreißt.

Indeß hat auch diese, man möchte sagen, Nüchternheit der Schilderung ihre großen Vorzüge. Sie bewahrt den Verfasser vor Uebertreibungen und drückt seinem ruhigen Satzbau den Stempel der unantastbaren Glaubwürdigkeit auf, und, was doch am Ende weit höher steht als der blühende Styl, besonnenes Urtheil, hohes Rechtlichkeitsgefühl und gründliches Wissen muthen den Leser auf jeder Seite wohlthuend an und machen sein Werk zu einem wahrhaft gediegenen und werthvollen.

Kanitz geht in seinen Schilderungen stets mit der größten Unparteilichkeit zu Werke, lobt, was zu loben, tadelt, was zu tadeln ist und verfällt nicht in den Fehler mancher Reiseschriftsteller, die, weil sie, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, gegen einen Stand gereizt sind, diesem die Verantwortung für alle Uebelstände aufbürden und gar nichts Anerkennenswerthes von ihm gelten lassen. Freilich hat es Kanitz, was z. B. das kirchliche Gebiet anbetrifft, in Serbien besser, als in manchem andern romanischen Lande. Die Freiheitskriege der Serben sind hauptsächlich durch die Mühen und Opfer ihrer Priester eingeleitet und zum glücklichen Ende geführt worden; es ist daher viel des Lobenden und Erhebenden von ihnen zu berichten.

Viel gewinnender, ja geradezu herzlich wird die Darstellung, wenn der Verfasser in seinen Skizzen ein geschichtliches Thema berührt. So führt er uns von dem Wohnsitz Milosch Obrenowitsch's zu dem des Kara Gjorge und vor uns steigen die Reihen der Nachkommen dieser beiden bedeutendsten Männer der neueren Geschichte Serbiens auf, wir fühlen einen Hauch einer tragischen, antiken Welt in dem Kampfe dieser beiden Geschlechter um die Herrschaft über das noch nicht einmal befreite Land, der wieder die furchtbare, noch bis zu diesem Augenblicke nicht völlig aufgeklärte Katastrophe von Toptschider als neueste Scene dem furchtbaren Drama angereiht hat. An einer Straße liegen die Grüfte der beiden Fürstenfamilien und der Verfasser zieht, indem er eine nach der andern besucht und schildert, folgende Parallele:

„So stand ich innerhalb zweier Tage an den Grabstätten der zwei wechselweise regierenden Familien Serbiens, an den Gräbern zweier Männer von gleicher Abkunft, aber an Charakter und im Ende doch so ungleich. Der Erste, der den Erhebungskampf herbeiführte und im furchtbarsten Schlachtgewühl stets an der Spitze stand; der Zweite, der, gleichen Muth mit diplomatischer Feinheit verbindend, die Erhebung fortführte und zum Abschluß brachte. Der Erste, von Mörderhand getödtet, sein Kopf als Siegestrophäe an der Serailpforte zu Stambul aufgepflanzt; der Zweite als Fürst sterbend, auf seinem Todtenbette den Thron Serbiens seinem Sohne übergebend, im Geiste die Zukunft Beider groß und mächtig erblickend. So verschieden im Leben und im Sterben, begegneten sich die beiden großen Männer doch in Einem, im tiefgewurzelten Haß gegen das Türkenthum und in dem glühenden Verlangen, ihr gemeinsames Vaterland mächtig, unabhängig, glücklich zu sehen."

Als Kanitz diese Worte schrieb, war der Mord an dem Fürsten Michael Obrenowitsch noch nicht geschehen, hatte man nicht die furchtbare Anklage der schwärzesten Unthat auf die Nachkommen des Kara Gjorge geschleudert, hatte das Geschlecht des großen Freiheitskämpfers sich noch nicht selbst durch die böse Saat, die es ausgestreut, in Serbien geächtet. Die Geschichte schreitet schnell in unserer Zeit; jeder Monat bringt ihr ein neues, bedeutungsschweres Blatt.

In den nun folgenden Skizzen empfangen wir Schilderungen aus dem Leben der serbischen Bauern und Krieger. Auch diese Skizzen sind von sehr schönen Illustrationen begleitet. Hierauf führt uns der Verfasser nach der Hauptstadt zurück und schildert Belgrads commerzielle und strategische Bedeutung in folgenden Worten:

„An und auf der Terrasse des letzten, gegen Norden vorgeschobenen Ausläufers der Rudniker Bergkette und an der Mündung eines der bedeutendsten Nebenflüsse der Donau (der

*) Serbien, historisch-ethnographische Reisestudien von F. Kanitz. Leipzig, Hermann Fries, 1868.

Morawa) bildete es von jeher das schon von der Natur bestimmte Handels-Emporium für die unteren Donauländer. Es ist nicht Mythe, sondern volle, historisch begründete Gewißheit, daß Belgrad als Alba graeca bereits im Beginn dieses Jahrtausends eine der wichtigsten Tauschstätten zwischen dem Abend- und Morgenlande war. Seine bevorzugte Lage gab ihm aber zugleich jene hohe strategische Wichtigkeit, welche es früher zum Schlüssel des südöstlichen Ungarn und der serbischen Lande gestaltete."

Wie uns ferner mitgetheilt wird, war die architektonische Pracht Belgrads früher sehr bedeutend und ward noch im Jahre 1660 von einem der ersten Reisenden in Serbien, Eduard Browns, sehr gepriesen; heute und schon seit langer Zeit vermöchte das Niemand mehr. Es giebt vielleicht keine zweite Stadt auf der Erde, welche ein solches Doppelgesicht trägt, wie die Hauptstadt Serbiens. Auf der einen Seite hat sie durch Niederwerfen der Stadtwälle und Thore ein europäisch großstädtisches Ansehen gewonnen, auf der andern liegt das echt orientalische Schmutzviertel mit den engen, finstern Gassen; dort Salons, ausgestattet mit allem Comfort der raffinirtesten Civilisation, hier niedrige Baracken, in deren Mitte ein Feuer brennt, an welchem die Speisen gekocht werden, während die Familie um dasselbe kauert und das Mahl verschlingt, ohne den Luxus eines gedeckten Tisches zu kennen.

Der zweite Abschnitt des Buches ist überwiegend wissenschaftlich. „Geographie und Kartographie" ist die erste längere Arbeit betitelt, wodurch die namentlich für die Kartographie in der Türkei und besonders in Serbien zu lösenden großen Aufgaben eine wesentliche Erleichterung erfahren. Die dem Werke beigegebene Karte berichtigt viele, selbst auf der bis jetzt existirenden vorzüglichsten Karte von Serbien, der Kiepert'schen, noch vorhandene Irrthümer. Vor allen Dingen sind die Höhen der Gebirgszüge in ein richtigeres Licht gesetzt, ferner ist den Land- und Wasserstraßen wiederholt ein anderer Lauf angewiesen worden. Die geographische Begränzung Serbiens, die strategische Bedeutung der Gränzen erörtert Herr Kanitz in ausführlichster, klarster Weise; die geognostische Beschaffenheit hat er an der Hand eines vortrefflichen Führers, des Bergraths von Herder, in leicht verständlicher Weise erläutert. Was das Klima anbetrifft, so giebt er seiner Einwirkung auf Fremde kein günstiges Zeugniß. Der Wechsel der Temperatur ist ein überraschend jäher, was leicht Fieber erzeugt; der Winter ist lang und wird urplötzlich von einem mit aller Launenhaftigkeit eines unartigen Kindes, ohne vorherige Meldung hereinbrechenden Frühling abgelöst, und ganz ebenso plötzlich, ohne den Uebergang unserer milden, gemüthlichen Dämmerung, wechseln Tag und Nacht. Obgleich Serbien im 43.—45.° N. Br. und dem 37.—40.° O. L. (Ferro), also mit Italien in gleichem Breitegrade liegt, ist seine Flora doch mehr der Süddeutschlands entsprechend.

Der Geographie folgt im nächsten Aufsatze eine ausführliche Darlegung der Geschichte Serbiens. Die historischen Anfänge des Landes entnimmt der Verfasser dem großen Werke Schafarik's nach der Uebertragung des Professors Wuttke in Leipzig. Im weiteren Verlaufe lehnt er sich viel an Ranke und läßt denselben besonders bei der Schilderung der serbischen Freiheitskriege oft selbst sprechen. In dieser ganzen Abhandlung treten die von uns gerühmten Vorzüge der Kanitz'schen Arbeit am Vortheilhaftesten hervor. Er lobt ebenso unparteiisch die Erfolge des Kriegers, wie des Diplomaten, giebt von den Fürsten, unbeirrt von der bis dahin gangbaren Anschauungsweise, völlig selbständige Lebensbilder. „Die feindlichen Nachbarn", schließt er den Aufsatz, „stehen sich Gewehr im Arm gegenüber. Die Volksstimmung in Serbien ist für den Krieg. Verbündet mit den Griechen und Rumänen, vereint mit den stammverwandten Bulgaren, mit den Montenegrinern und den Serben jenseits der Donau, hofft man mit fester Zuversicht auf die Befreiung des Südostens vom türkischen Regiment. Die Parole zum Entscheidungskampfe wird jedoch kaum in Belgrad ausgegeben werden."

In der ethnographischen Abhandlung giebt Kanitz die Zahl der Gesammtbevölkerung am Schusse des Jahres 1866 auf 1,200,000 Seelen an, die auf einem etwas kleineren Areal als das der Provinz Hannover wohnen. Männer wie Frauen sind von hübschem, kräftigem Körperbau. Die Kleidung der Bäuerin ist einfach und kleidsam, die der Städterin ein Gemisch morgenländischer und abendländischer Elemente. Der Serbe ist duldsam und gastfreundlich; er prozessirt zwar viel, kennt aber weder Duell noch Blutrache. Trotz seines scharfen Verstandes hat er, und zwar besonders in religiösen Dingen, einen Hang zum Mystischen und nimmt bei Krankheitsfällen weit lieber zu alten Frauen und ungebildeten Mönchen, als zu einem ordentlichen Arzt seine Zuflucht.

Herr Kanitz führt hierauf die Feste, welche dem Serben von der Taufe bis zum Grabe als freundliche Sterne das Leben erhellen, an uns vorüber und beschäftigt sich alsdann in einer neuen Abhandlung mit dem Staatsrecht und der Verwaltung des Landes. Serbien zahlt jährlich noch 41,522 Dukaten Tribut an die Türkei, eine ganz enorme Summe im Vergleich zu den übrigen Einnahmen und Ausgaben des Staates. Alle Gehälter, von der Civilliste des Fürsten bis zu dem untersten Beamten hinab, sind nach unsern Begriffen sehr kärglich bemessen. Der Fürst bezieht ein Einkommen von 200,000 fl. W., der jüngste Lieutenant nur 400 fl. Fürst und Minister regieren mit dem Senate und einem nach westeuropäischen Muster gebildeten Landtag das Land. Dem Heere Serbiens wird ein besonderer, kürzerer Abschnitt gewidmet. Es theilt sich in das stehende Heer, die Landmiliz und das Volksheer, die Nationalmiliz. Die Stärke des stehenden Heeres beträgt nur 3800 Mann. Dasselbe hat außer der Handhabung der Polizei vor Allem die Aufgabe, die Nationalmiliz auszubilden; der Serbe wird gern Soldat oder ist es vielmehr von Geburt schon; in einer Militär-Akademie werden die Offiziere ausgebildet.

Die erste und schwerste Steuer, welche Land und Arbeit zu zahlen hat, sind die Transportkosten. Kanitz setzt über seine Abhandlung über die Communicationen, die Landwirthschaft und Gewerbe die Worte des National-Oekonomen Carey: „Sie nehmen in geometrischen Verhältnissen zu, wenn die Entfernung vom Markte in arithmetischen steigt." Das Regiment des Fürsten Milosch fand das Land in Bezug auf Communication, Landbau und Gewerbe in ganz verwahrlostem Zustande und ihm, wie seinem Nachfolger ist eine durchgreifende Verbesserung noch nicht gelungen. Die freie Schifffahrt auf der Donau steht den Serben als uraltes Recht zu, doch sind es meistens die Fahrzeuge der Oesterreichischen Donauschifffahrts-Gesellschaft, welche den Fluß beleben. Auch Post- und Telegraphenwesen befindet sich gegenwärtig noch in österreichischen Händen, ersteres ist gut organisirt; dagegen sind die Poststationen noch recht dünn gesäet. Die serbische Bodenkultur befindet sich im Ganzen noch auf einer sehr niedrigen Stufe, verwilderte Waldstrecken wechseln mit schlechtbestelltem Ackerlande. Der Serbe hat keine Lust zum Gewerbe, das Handwerk befindet sich daher fast gänzlich in den Händen von Ausländern, namentlich Preußen, und man kann deshalb gar nicht

eigentlich von einem serbischen Bürgerstande sprechen. Wie aus dem Vorhergehenden erhellt, hat der Verfasser auch bei dem Kapitel „Finanzen, Handel- und Bergbau" nicht viel Erquickliches zu berichten.

Kanitz berichtet uns ferner von der Sorgfalt, welche die Regierung auf die Hebung des Unterrichts verwendet. Gymnasien, Real-, höhere Töchter- und Elementarschulen sind begründet. In Belgrad befindet sich die Hochschule, die Militär-Akademie und das theologische Seminar. Außerordentlich interessant wird Literatur, Theater und Musik der Serben beleuchtet und dem Leser die Ueberzeugung gegeben, daß keines dieser geistigen Gebiete gänzlich unangebaut geblieben ist, ja daß die Literatur und namentlich die lyrische Poesie schon schöne Blüten getrieben hat.

Das Werk schließt mit Betrachtungen über die Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei in Serbien. „Alle serbischen Kirchenbauten", sagt der Verfasser, „zeigen zwei scheinbar einander widerstrebende Elemente: einen großen Reichthum an Strukturformen neben einer auffallenden Kleinheit der Gebäude. Letzterer Umstand drückt ihnen namentlich den Stempel des Orients auf." Er nennt hierauf die Serben tüchtige Bildhauer, der Kunstsinn sei dem Volke angeboren, und welchen Einfluß er demselben auf das Volk zuschreibt, mögen seine Schlußworte lehren:

„So erfüllt auch in Serbien die Kunst, obwohl selbst noch in der Wiege, ihre hohe Aufgabe. Mit den heiligen Erinnerungen an die einstige Größe nährt sie das Gefühl mächtiger Begeisterung für das geliebte Vaterland und die in jeder Serbenbrust tief wurzelnde Hoffnung auf dessen verheißungsvolle geistige und politische Zukunft."

Kleine literarische Revue.

— **Karl Müller's Buch der Pflanzenwelt.***) Dieses bereits allgemein als ein treffliches, encyklopädisches Lehrbuch der Pflanzenwelt anerkannte Werk liegt jetzt in seiner zweiten, vielfach verbesserten, vervollständigten und auch künstlerisch bereicherten Auflage vor uns. Der Verfasser, Herr Karl Müller von Halle, der mit Otto Ule gemeinschaftlich die weitverbreitete Zeitschrift „Die Natur" gegründet und herausgegeben, nennt das vorliegende Werk mit Recht eine „kosmische Botanik"; es schließt sich in würdiger Weise an Humboldt's weltumfassenden „Kosmos" nach der Seite der Pflanzen-Naturbeschreibung an. Es ist eine „botanische Reise um die Welt", deren erste Abtheilung die allgemeine Beschreibung des Pflanzenstaates, seine tellurisch-geologische Geschichte, eine Physiognomik der Gewächse und die Geographie der Pflanzenverbreitung umfaßt, während die zweite Abtheilung, in die Form einer Weltumsegelung gekleidet, mit den Polarländern beginnend, von dort zunächst nach den amerikanischen, von da nach den asiatischen, afrikanischen und ozeanischen Ländern übergeht und mit dem in der Kultur-Entwickelung auch der Pflanzenwelt am Meisten vorgeschrittenen Europa schließt. Von Deutschland sagt der Verfasser in den Schlußworten seines ausgezeichneten Werkes:

„Das Herz Europas, bildet es die schöne Mitte, welcher alle Extreme fern liegen. Im Norden und Süden gestatten ungeheuere Ebenen mit schiffbaren Flüssen den freiesten Verkehr und rufen zum Theil durch außerordentliche Fruchtbarkeit einen ebenso großen Wohlstand hervor. Durch reichen Wechsel von Heide- und Grasland, Moor und Ackerland, Busch und Wald mildern sie das Ermüdende ihrer unendlichen Fläche, oder gehen theilweis selbst in ein welliges Hügelland über, welches schon an sich die Einförmigkeit ausschließt. In der Mitte erstrecken sich in wechselvoller Gliederung eine Menge von Gebirgszügen, deren Dasein die einzelnen Stämme eher noch fester verknüpft als scheidet. Zwischen ihnen hindurch winden sich, nicht minder wechselvoll, reich bebaute Thäler, in denen überall irgend eine Pulsader der Natur ihren Wassersegen hindurchträgt. Wohlthätig wirkt dieser sanft vermittelnde Gegensatz von Gebirg und Ebene auf die Bewohner zurück. Wie die Berge die Brüste der Flüsse genannt werden müssen, so können sie auch die Brüste der Lebensströme heißen. Von ihnen steigt fortdauernd ein Geschlecht hernieder, welches durch seine frische Ursprünglichkeit das leicht Entartete der Ebenen, zu dem sich der Bergbewohner in mehr als Einer Weise schroff verhält, verjüngt. Es geschieht um so leichter, als Deutschlands höchste Gebirge, seine Alpen, seitwärts dieser reichen Gliederung liegen, oder durch vortreffliche Pässe die Verbindung mit den Nachbarvölkern doch nicht aufheben. Keine Wand scheidet Deutschland von ihnen, wie etwa Frankreich von der pyrenäischen Halbinsel, Schweden von Norwegen, oder die Völker Asiens durch den Himalaya von einander getrennt werden. Das bedingt eine kosmopolitischere Natur, als sie andere Völker besitzen können, deren Natur sie von anderen strenger abschließt. Wo dies der Fall, pflegen die Nationen, und England ist Zeugniß dafür, egoistischer auf sich zurückgezogen zu sein, einen schroffer ausgeprägten Nationalcharakter zu entwickeln. Allen zugänglich, ist ein Land wie Deutschland auch für das Fremde empfänglicher, freilich von ihm auch leichter beherrscht — um so mehr, als die kaum übertroffene reiche Gliederung seiner innern Natur eine Menge von Stämmen hervorrief, die nicht immer ihre gegenseitige Zusammengehörigkeit begriffen. Das ist zugleich die Schwäche und die Stärke Deutschlands. Eine so reiche Volksgliederung ruft ebenso viele Centralpunkte hervor, die, wenn sie immer natürlich wären, nur segensreich wirken könnten. So nur ist Deutschland das Griechenland der neuen Völkergeschichte geworden. Die reiche Gliederung ruft ebenso große Geistesthätigkeit hervor, weil Wechsel allein Bewegung, Leben erzeugt. Es ist um so höher anzuschlagen, als ein solches Zusammenwirken so verschiedenartiger Geisteskräfte den größten Läuterungsprozeß, die gediegenste Verarbeitung bedingt."

— **Ehrenberg's Theorie und praktische Methode des Zeichnens.***) Das vom Maler Carl Ehrenberg in Rom herausgegebene Buch über Zeichnen und Zeichnenunterricht wird besonders in

*) Das Buch der Pflanzenwelt. Eine botanische Reise um die Welt. Versuch einer kosmischen Botanik. Von Dr. Karl Müller von Halle. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem alphabetischen Namenregister und mit 380 Textabbildungen und 9 Tondruckbildern, nach Zeichnungen von E. Kirchhoff, R. Kretschmer und H. Leutemann. Leipzig, Otto Spamer, 1869. (XIV u. 368 S. gr. 8.)

*) Das Zeichnen und der Zeichnenunterricht theoretisch und praktisch entwickelt, mit besonderer Berücksichtigung der Perspective, sowie des Figurenzeichnens auf Grund der Anatomie, Verhältnißlehre, Physiognomik, Composition u. s. w. Methodische Anleitung zum Zeichnenunterricht im Allgemeinen, vornehmlich zum Gebrauch in Töchterschulen 2c., von Carl Ehrenberg. Mit 16 Tafeln und 250 Textabbildungen 2c. (Eine Mappe enthält außerdem 20 lithographirte Vorlegeblätter.) Leipzig, Otto Spamer, 1869.

kunstsinnigen Frauenkreisen, die in unserer Zeit mehr und mehr sich zu erweitern und zu belehren streben, dankbare Anerkennung finden. Dem Verf. ist hauptsächlich darum zu thun, zur Verbesserung des Zeichnenunterrichts im Allgemeinen und zur ästhetischen Erziehung des weiblichen Geschlechts insbesondere beizutragen. Zu diesem Zwecke sucht er durch Erziehung des Auges zum richtigen Sehen den Formen- und Schönheitssinn auszubilden, während er zugleich anschaulich macht, daß nur durch Kenntniß der anatomischen Grundlagen der Zeichner die menschlichen Formen in vollendeter, charakteristischer Schönheit darzustellen vermag. „Wir sollen verstehen lernen", sagt er, „daß wir nie den Bleistift zur Hand nehmen dürfen, ohne uns bewußt zu sein, daß der erste Strich, den wir machen, Charakter haben oder andeuten muß. Auch die scheinbar flüchtigste Anlage muß stets die Folge einer ruhigen Ueberlegung, einer ernst vergleichenden Beobachtung sein, wenn sie überhaupt den Namen „Anlage" verdienen und nicht ein bloßes Chaos von Strichen sein soll, in welchen das Richtige, der Masse nach, vielleicht enthalten, aber dem Geiste nach nicht erkannt ist."

— **Oliver Goldsmith**, der Verfasser des „Vicar of Wakefield", ist in Deutschland nur durch diese klassische Novelle bekannt, die auch heutzutage noch sowohl im Original als in der Uebersetzung viel gelesen wird. Zwei Jahre vor dem Erscheinen seines Vicar,. 1764, hatte Goldsmith jedoch eine Erzählung in Versen publizirt, die, auch jetzt noch in England mit Auszeichnung genannt, seinen Ruhm eigentlich begründete.*) Dies war das ganz den kosmopolitischen Charakter des achtzehnten Jahrhunderts tragende Lehrgedicht „Der Wanderer", von welchem, sowie von dem nicht minder poetischen Idyll „Das verlassene Dorf", Fräulein Agnes von Bohlen eine neue deutsche Uebertragung, mit der Biographie Goldsmith's als Einleitung, jetzt hat erscheinen lassen.**) Die Uebersetzerin hat die Verse der beiden Erzählungen mit großem Talent reproduzirt und auch die biographische Skizze, welcher das bekannte Essay von Macaulay zum Grunde liegt, dient dem Büchlein zur Empfehlung, obwohl es vielleicht besser gewesen wäre, wenn die Verfasserin nicht blos die alten englischen Urtheile von Johnson, Boswell u. A. über Oliver Goldsmith, sondern auch das berücksichtigt hätte, was neuere deutsche Autoritäten, z. B. Göthe und in jüngster Zeit Berthold Auerbach, über den Verf. des Landpredigers von Wakefield gesagt haben.

— **Gedanken-Harmonie aus Göthe und Schiller.*****) Die Prachtausgabe dieses Spruchbuches, aus den Werken der beiden Lieblingsdichter des deutschen Volkes zusammengestellt, liegt in vierter, wesentlich vermehrter und verbesserter Auflage vor uns. Namentlich hat diese Auflage durch die schönen, colorirten Titelbilder, acht an Zahl, welche Paul Thumann in Weimar dazu geliefert, sehr gewonnen, so daß das Ganze jetzt wirklich das

*) Eine soeben bei Longmans in London erschienene illustrirte Ausgabe von Oliver Goldsmith's Poetical Works zeichnet sich durch mehr Muster- und Meisterstücke der Zeichnung und der Holzschneidekunst von Coper, Creswick, Horsley, Redgrave und Tayler aus.

**) Der Wanderer und das verlassene Dorf, von Oliver Goldsmith. Aus dem Englischen übersetzt von Agnes v. Bohlen. Berlin, Gebr. Bornträger (Ed. Eggers), 1869. (Miniaturausgabe mit Goldschnitt. 91 Seiten.)

***) Lebens- und Weisheitssprüche aus deren Werken. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. Vierte Auflage. Leipzig, C. F. Amelang, 1868.

Ansehen eines künstlerisch-poetischen Albums hat. In Bezug auf den Inhalt des Buches bemerkt Rud. Gottschall im Vorworte mit Recht: „Wie umfassend die Bildung und das Streben unserer Klassiker war, wie groß ihr geistiger Horizont: das wird aus der übersichtlichen Anordnung der Sinnsprüche nach den verschiedenen Kreisen der geistigen und sittlichen Welt, des Lebens und Handelns, des Wissens und der Kunst hervorgehen.... Wo es sich um Vaterland und Freiheit, um die Fragen der sittlichen Welt handelt, da vertritt Schiller die erste Stimme und Göthe accompagnirt nur — umgekehrt dagegen, wo es Gott und Natur und die Regeln der Lebensweisheit gilt. In der Feier der Liebe aber und der Dichtkunst tönt die Lyra des Einen vollkräftig mit der des Andern zusammen."

— **„Der deutschen Jungfrau Wesen und Wirken"** *) heißt ein in eleganter Ausstattung erschienenes Weihnachtsgeschenk von Caroline Milde, welches die Verfasserin selbst in folgender Weise charakterisirt: „Obgleich scheinbar unzusammenhängende, lose Gedankenblätter, die keinerlei Ansprüche auf vollkommene Erschöpfung dieses reichen Themas machen, sind sie doch von einer bestimmten Idee durchzogen und fordern die Jungfrau zum Nachdenken über sich selbst, zur Weiterentwickelung und Verschönerung des Innern und Aeußeren allüberall lebhaft auf. Fern von docirendem Wesen, entsprangen sie theils dem Schatze eigener Erfahrungen und Lebensbeobachtungen, theils einer umfassenden Lectüre, deren reiche Ausbeute ich meinen Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glaubte." Herz, Geist, Haus und Welt sind die vier Abtheilungen, unter welche die achtungswürdige Verfasserin die sittlichen und praktischen Lebensregeln für das Wesen und Wirken der Jungfrau gebracht hat. An einer Stelle, wo sie über den in unserer Zeit dem weiblichen Geschlechte eröffneten, weiteren Kreis der Erwerbsthätigkeit spricht, sagt sie: „Was die Jungfrau Gutes erstreben und Beglückendes erreichen will, das erringt sie allein auf dem Felde der Thätigkeit durch echte Weiblichkeit. Keine strebe nach etwas Anderem, keine wolle durch andere Mittel gefallen! Weiblichkeit herrsche in Gedanken, Meinungen, sie spreche aus ihrem Thun und Lassen, sie leuchte aus jedem Blick und jeder Bewegung. Alles Streben, das gegen diese Innigkeit der Seele, gegen den Sinn für das Wahre, Schöne und Edle streitet, ist ein ohnmächtiges, und weil es unnatürlich ist, muß es vergehen. Mit der Weiblichkeit der Jungfrau steht und fällt die Neigung und Achtung ihrer Mitmenschen."

— **Hymnen des Mittelalters.****) Der Gedanke, den reichen Liederschatz der katholischen Kirche des Mittelalters für Zwecke der protestantischen Gemeinschaft auszubeuten, ist von Luther selbst schon gefaßt und zum Theil mit höchstem Glück in's Werk gesetzt worden, ja, noch mehr, eine große Zahl der berühmtesten Kirchenlieder des deutschen Protestantismus besteht lediglich aus Bearbeitungen lateinischer Vorbilder, die in den alten Liturgieen geprangt hatten. Die uns vorliegende Sammlung von 40 frei nach dem Lateinischen umgedichteten Hymnen, die Hr. Hermann von Loeper mit unleugbarem Verständniß und in würdiger Sprache veranstaltet hat, verdient die Aufmerksamkeit aller

*) Winke für das geistige und praktische Leben. Leipzig, C. F. Amelang (F. Volckmar), 1869.

**) Hymnen des Mittelalters, frei nach dem Lateinischen. Eine Weihnachtsgabe von Hermann von Loeper. Berlin, 1869. Verlag von Adolf & Co. (Herm. Hengst). 80 S. ⅓ 8.

Freunde dieses Zweiges der geistlichen Literatur, denen der sichere Takt und das Dichtertalent des Herausgebers einen Genuß bereitet. T. v. B.

— **Weihnachtsliteratur.** Von den in der Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienenen, illustrirten Diamantausgaben deutscher Klassiker empfehlen sich besonders Lessing's „Nathan der Weise", mit Zeichnungen nach Gabriel Max, und Schiller's „Gedichte", mit Illustrationen nach Bosch, Brinckmann u. A. zu Weihnachtsgeschenken. Man kann diese elegant ausgestatteten Büchlein bequem in eine Seitentasche stecken, wenn man auf ländlichen Ausflügen oder auf Reisen sich mit klassischer Lektüre versehen will. — In demselben Verlage (G. Grote) sind von Ludw. Pietsch, F. Piloty u. A. illustrirte Oktavausgaben von Göthe's Gedichten, von Schiller's „Maria Stuart" und von Hauff's Erzählung „Lichtenstein", mit Einleitungen von Wendt, erschienen.

Die bei F. Kühtmann in Bremen herauskommende „Miniaturbibliothek klassischer Schriften des In- und Auslandes" bringt eine neue Uebersetzung von H. C. Andersen's lieblichem „Bilderbuch ohne Bilder", bearbeitet von P. J. Willatzen, und Björnstjerne Björnson's norwegische Erzählung „Das Fischermädchen", übersetzt von Aug. Peters. Letzteres ist bereits die vierte oder fünfte deutsche Bearbeitung der Björnson'schen Novelle, die im Jahr 1868 gedruckt worden. Die erste, bei Carl Rümpler in Hannover erschienene wurde als vom Verfasser autorisirte Original-Ausgabe bezeichnet (sie soll von Edmund Lobedanz herrühren); da jedoch zwischen Deutschland und dem skandinavischen Norden keine internationalen literarischen Verträge bestehen, so hat das gleichzeitige Erscheinen von vier oder fünf verschiedenen deutschen Uebersetzungen, von denen übrigens keine, mit Einschluß der autorisirten, das Original in würdiger Weise wiedergiebt, nicht verhindert werden können.

Aus dem für die Publication belehrender Jugendschriften stets sehr thätigen Verlage von Otto Spamer in Leipzig sind besonders die nachstehenden als Weihnachtsgeschenke zu empfehlen:

„Das Buch merkwürdiger Kinder", herausgegeben von Franz Otto. Der soeben erschienene zweite Band der zweiten verbesserten Auflage erzählt unter Anderem die Jugendgeschichte Jeanne Darc's, die Geschichte des sächsischen Prinzenraubes, die der Söhne Eduard's, das Leben der beiden Raphaele (Sanzio und Mengs), Ulrich v. Hutten's 2c. (Mit mehr als 60 Abbildungen.)

„Des Kindes schönster Fabelschatz, ein goldenes ABC der guten Sitten", herausgegeben von Ernst Lausch. Hundert poetische Fabeln zu Lehre und Beispiel, zur Mahnung und Warnung, sowie 350 Sprüche und Sprichwörter. (Mit trefflichen Abbildungen zu den meisten Fabeln.)

„Die kleinen Thierfreunde." Fünfzig Unterhaltungen über die Thierwelt. Von Carl Pilz. Zweite Auflage. (Mit 100 Bildern.)

„Die kleinen Pflanzenfreunde." Erzählungen aus dem Pflanzenreich, von Hermann Wagner. Dritte Auflage. (Mit 80 Abbildungen.)

„Robinson Crusoë's Reisen, wunderbare Abenteuer und Erlebnisse." Nebst einer Geschichte der Robinsonaden und einer Lebensbeschreibung de Foë's. Von C. F. Burckhard. Dritte verbesserte Auflage. (Mit zahlreichen Abbildungen nach F. H. Nicholson's Zeichnungen.)

Literarischer Sprechsaal.

Die uns aus Pest zugegangenen beiden neuesten Hefte der „Ungarischen Monatschrift" enthalten unter Anderem ein vom Grafen Nikolaus Bethlen unterzeichnetes, an Graf Bismarck gerichtetes „offenes Schreiben", dessen leitender Gedanke in folgenden Schlußworten desselben ausgedrückt ist: „Unser politischer Selbsterhaltungs-Instinkt zieht uns zu Preußen. Nur wenn Preußen uns den Russen preisgeben würde, könnten wir durch die Gegner Preußens bewogen werden, eine französische Allianz als letzten Rettungsanker anzunehmen. Die Weisheit Ewr. Excellenz wird wohl Mittel treffen, uns vor diesem National-Unglück, das durch Wiederaufnahme der Kaiserpolitik zur Vernichtung des ungarischen Stammes führen müßte, zu bewahren."

In einem Artikel „Ungarns Verhältniß zu Deutschland und der Schwerpunkt in Ofen" wird gesagt: „Wir konstatiren vor Allem die Thatsache, daß alle Parteien in Ungarn ohne Unterschied — mit Ausnahme einer kleinen klerikalen Fraktion — in Folge des Wiener Schützenfestes gegen die wachsende süddeutsche Agitation durch ihre respektiven Organe protestirt haben. Diese Kundgebungen lassen keinen Zweifel über den Stand der öffentlichen Meinung Ungarns in Betreff der deutschen Frage aufkommen. Man will in Ungarn, daß die Einheit Deutschlands, wenn auch unter preußischer Führung, zur Wahrheit werde. Man protestirt gegen die Idee eines Süddeutschen Bundes, insofern hierdurch der Dualismus in Deutschland von Neuem emporkommen könnte. Man will die Aufrechthaltung der 1867er Ausgleichsgesetze und somit vorläufig die Real-Union mit Oesterreich, weil man eine stärkere Fühlung mit Galizien, Dalmatien und anderen Provinzen Oesterreichs beibehalten möchte, um im Falle einer eventuellen Lostrennung Deutsch-Oesterreichs ein Ost-Reich mit dem Schwerpunkt in Ofen zu begründen. Selbst die Linke, welche die reine Personal-Union betont, erklärt sich in dieser Richtung zu Koncessionen bereit, die in Wahrheit das jetzige real-unionistische Verhältniß lockern, aber eine wirkliche Personal-Union vor der Hand illusorisch machen würden. Man will in Ungarn jedem Konflikte mit Preußen aus dem Wege gehen, und perhorreszirt entschieden das Beust'sche Kokettiren mit dem wankenden Throne der Bonapartes."

Ueber das Verhältniß der österreichischen Autokratie zu dem gegenwärtigen Ministerium in Wien äußert sich Graf Bethlen in der „Ungarischen Monatschrift" folgendermaßen:

„Das Bürgerministerium ist der Autokratie, die aus den unzähligen Adepten der einst großartig organisirten österreichisch-absolutistischen Regierungsmaschine besteht, ein Dorn im Auge. Während in anderen Ländern die Völker mit ihrer Regierung streiten, liegen sich in Oesterreich die Minister und die Regierungsorgane in den Haaren. Auersperg contra Beust, Kellersperg contra Herbst, und Taaffe contra die ganze Welt. Das Volk selbst, gedrückt durch die Steuerlast, bedroht durch die allgemeine Wehrpflicht, hört mit stoischem Gleichmuth die Schlagworte: Centralismus, Föderalismus und Dualismus. Es weiß nur soviel, daß es unter jedem dieser Systeme ungeheuer zahlen muß, und es würde unbedingt das System der chinesischen Mandarine adoptiren, wenn es von demselben die Erleichterung des Steuerdruckes hoffen könnte. Die österreichische Autokratie kennt die Stimmung und den Indifferentismus der Völker in West-Oesterreich, fürchtet also von dieser Seite nichts; andererseits ist ihr der freigeistig-demokratische Liberalismus des Bürgerministeriums unausstehlich."

Verlag von Hermann Costenoble in Jena:

Der Albert-Nyanza,

das grosse Becken des Nil

und die

Erforschung der Nilquellen

von

Samuel White Baker.

Deutsch von J. E. A. Martin. (433)

Autorisirte Ausgabe.

Zweite Auflage, wohlfeile Volksausgabe.

Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit. III. Band.

Mit 33 Illustrationen in Holzschnitt und einer Karte. Lex.-8. Ein **starker** Band eleg. broch. **Preis 1 Thlr. 20 Sgr.**

Die Quellen des Nil waren bis jetzt ein Geheimniss. Jetzt ist das Werk der Entdeckung der Nilquellen vollendet. *Bruce* gewann die Quellen des Blauen Nil, *Speke* und *Grant* gewannen die Victoria-Quelle des Weissen Nil und dem *Verfasser* war das Verdienst vorbehalten, das grosse Bassin der Aequatorialwasser des Nil zu entdecken, aus welchem der Fluss als der ganze Weisse Nil entspringt.

Die höchst spannend geschriebene Reiseschilderung gewinnt noch dadurch ein erhöhtes Interesse, dass des Verfassers junge Gattin den berühmten Entdecker auf seiner beschwerlichen Reise begleitete und ihm schliesslich durch ihre zarte Pflege das Leben rettete und so das Gelingen der Expedition allein ermöglichte.

In dem unterzeichneten Verlage erscheint seit Anfang dieses Jahres: (434)

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsklassen.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Preis jedes Monatsheftes 10 Sgr.

Das Novemberheft (Nr. 45—48) liegt nunmehr vollständig vor und enthält u. a. folgende Aufsätze:

Astronomie. Die Sonnenfinsterniß des 18. August 1868. — Gestaltveränderungen der Sonnenflecke. — Die Veränderungen der Mondoberfläche. — **Meteorologie.** Ueber den Föhn. — Barometerschwankungen im Gebiete des Amazonenstroms. — **Physik.** Drehung der Polarisationsebene durch Magnetismus. — Unabhängigkeit der Reibungselektrizität vom Widerstande. — Wärmeabsorption der Flüssigkeiten. — **Chemie** Der Methylaldehyd. — Einige Wärmewirkungen der Wasserstoff-Sauerstoff-Flamme. — **Geologie**. Ueber schaukelnde Felsen und ihre künstliche Nachbildung. — Die Zirkusthäler in den Pyrenäen. — **Paläontologie**. Ein Stückchen Kreide. — **Zoologie**. Das Wandern der Vögel. — **Physiologie**. Die Ursache der Athembewegungen. — **Botanik.** Ueber die Fortpflanzung der Diatomeen. — Ueber die Selbstständigkeit der Flechten. — Die verfrühte Blüthenöffnung. — Ueber illegitime Verbindungen im Pflanzenreiche. — **Mineralogie.** Ablagerung der Farbstoffe im Flußspath. — **Technologie.** Die Eisengalvanoplastik. — Die Probleme des Fliegens. — **Kleinere Mittheilungen.**

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In unserm Verlage ist soeben erschienen: (435)

Wilhelm Bornemann's Plattdeutsche Gedichte.

Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Dichters, unter Wiederaufnahme älterer Dichtungen desselben, gesammelt und herausgegeben von **Carl Bornemann.**

Siebente Auflage.

Mit dem Bildnisse des Verfassers in Holzschnitt.

19½ Bogen. 8. Geh. Preis 22½ Sgr. In engl. Einband Preis 1 Thlr.

Inhalt: **Altmärkische Erinnerungen** Wekee? Weben? Garlebsche Schnaken: 1) De Keaters Exkutschen. 2) Stiitzpuarpstraß. 3) Dät Garlea-Beer. 4) Als ich mit rüm Stoapeln ging. **Polterabend und Hochzeit:** Polterabends Schnurren: 1) Boader Hinz mit siene Derens. 2) Boader un Muddel mit Kind un Kegel. De Hochtied. Dät Kindelbeer. **Landliches:** De Ollmärkische brun. Kohl. De Sönndags-Danz. Erinnerlied. De Suerkohl. De Grotschmedeknecht un Schniedergesell. Kartüffeln. De Lustball. De Wehnachtsmarcht in Berlin. De breate Dackshund. De Kummeet. Tyll Uhlenspeegels letzt't Stück. De Punschnapp. De Kohnappel. As Du my, dos it Dy. Geoder Roath. De Köster föhrt den Düwel an. As de Bu'r was krank gewest. Stöffel unnern Klappdisch. Bescheiden sin. Dät Kunstert in Groot-Schöppenstädt. En Jeder freert naah siene Kleeder. Apbeker-Schrull'n. Amtmanns-Leren. Hansgürgen will studeeren goahn. Würthshuslust in Kraihwinkel. De Steen ut den Moand. En Schniedergesell word Scharprichter. De Koh üm Gotteswill'n. Fruen-Unglück. Junker Hans von Ploaten. Dät Dunnersdags-Gastmoahl. De Glückspott. **Natur- und Jagdbilder:** Winters Afgang. Frödlings Anfang. Sommers Kraftgang. Herfstieds Hergang. Winters Angang. Von Nachtgeals-Vägelken. De Maven-König. Dät Waldschnepp'n-Rezept. Jägers Wirdbann. De Sönndags-Jagd. Dät Hicken in Kohl. Dät blinne Wildschwien. Kraihwinkelsche Jagdpächters. Förster Wunnerlich. Förster Veit in hollen Boom. De Bu'r schnappt weg en wilset Schwien. **Vaterlandische Anklange**: De olle Fritz. De olle Blücher. De pommersche Grandeer. De Schlacht by Groot-Beeren. De Schlacht by Culm. An myne Landslüd, de trüen Ollmärker. De Schlacht by Ballerdanz. De nue Piepenkopp. De Westfalsche Rekrut. Königs Intog in Berlin. **Schlußwort:** An de Ollmarkee und Garleger.

Berlin, 26. November 1868. Königliche Geheime Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau ist soeben erschienen:

Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz.

Gesammelt und herausgegeben von

Otto Sutermeister.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von **J. B. Weißbrod.**

In illustr. Umschlag gebunden. Preis 26 Sgr.

Dieselben **ohne** Illustrationen. **Billige Volksausgabe**, in illustr. Umschlag geheftet. Preis 12 Sgr.

Diese allerliebste und durchaus volksthümliche Märchensammlung aus der Schweiz, zum Theil in der Mundart, wird nicht verfehlen bei Jung und Alt Freude und Gefallen zu erregen und gewiß Eingang in vielen Familien finden.

Um die Anschaffung einem Jeden zu ermöglichen, haben wir neben der illustrirten Ausgabe noch eine billige Volks-Ausgabe veranstaltet. (436)

Festgeschenke.

Karl Frenzel, Neue Studien.

Velinpap. 1868. gr. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Die lebensvolle Form der Entwicklung aller Ansichten, welche stets in die volle Wirklichkeit hineingreift, wird ihre Anziehungskraft auf ein gebildetes Publikum nicht verfehlen." — Lit. Centralbl.

Erinnerungen an Heinrich Heine.

und seine Familie. Von seinem Bruder Maximilian Heine.

1868. Velinp. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Die zahlreichen Verehrer Heinrich Heine's werden in diesen Skizzen seines Bruders vieles Anziehende finden.

E. L. Rochholz,

Deutscher Glaube und Brauch

im Spiegel heidnischer Vorzeit.

Zwei Bände. Velinp. 1867. 8. geh. 3 Thlr.

Dieses Werk behandelt in anziehender Weise viele heutige Gebräuche, die aus frühester Zeit, zum Theil aus der Urzeit unseres Volkes herstammen. (437)

Berthold Auerbach's Deutscher Volkskalender

für 1869.

Mit 23 Bildern nach Zeichnungen von Paul Meyerheim. Velinpapier. 12½ Sgr.

Vollständiges Kalendarium mit Humboldt-Kalender ferneter Inhalt:

Berthold Auerbach.

Der Straßen-Mathes. Eine Dorfgeschichte.

Fr. v. Holtzendorff.

Chronik der Todesstrafe (1867—1868).

Berthold Auerbach.

Benigna. Eine Dorfgeschichte.

Alfred Woltmann.

Kunst für's Haus.

Berthold Auerbach.

Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.

Dr. **Georg Pritzel.**

Zur Geschichte der Kartoffel.

August Reißmann.

Die Pflege des Volksgesanges in der Gegenwart.

Dr. **Edmund Reitlinger.**

Hundert Jahre nach der Geburt Alexanders von Humboldt.

Justus von Liebig.

Ueber den Ernährungswerth der Speisen.

• • •

Die Sonntagsfeier. (438)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.
Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 84.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

37. Jahrg.] — Berlin, den 26. Dezember 1868. — [Nº 52.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer (52) endet der laufende Jahrgang dieser Zeitschrift. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebensten Ersuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Bestellung auf das erste Quartal des nächsten Jahrganges möglichst bald zu bewirken, um im Empfang der Nummern keine Unterbrechung zu erleiden.

Die Verlagshandlung.

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte der Berliner Musikzustände.

Ed. Devrient: Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy.*)

> Dir steht die Kunst auch gerade an solch einem Platz des Herzens wie mir, und wir haben uns immer in all den Dingen verstanden, über die man sich mit allen Anderen nie verstehen wird.

Mit diesen Worten, welche Mendelssohn an den Freund gerichtet, weihet er selber auf's Schönste dessen Beruf zur Herausgabe seiner Erinnerungen und des Schatzes von Briefen, die der große Tonmeister an ihn gerichtet. Eduard Devrient, jetzt Theater-Director zu Karlsruhe, war in seinem reichbewegten Leben Sänger und Schauspieler, Dichter und Schriftsteller, Musiker und Historiker, und bei Allem, was er trieb, stand ihm die Kunst an einem Platz des Herzens. Dabei hat sich Devrient wiewohl er vielfach mit den Miseren der Ausführung, aber stets als ein praktischer und erfolgesgewisser Mann zu kämpfen hatte, die Frische des Jünglings, die Wärme der Freundschaft, unverkümmert zwei Jahrzehnde über den Tod des Freundes hinaus zu erhalten gewußt, und bringt uns nun, selbst der Schwelle des Alters nahe, zu diesen kalten Wintertagen ein jugendheiteres, frühlingathmendes Buch, eine rechte Weihnachtsfreude für die Gemeinde Mendelssohn's. Denn immer größer ist die Verehrung des Meisters in den weiten Kreisen des Vol. immer allgemeiner der Cultus, der sonst von einigen worden, Freunden gepflegt, zuweilen, in Folge ausbrechender an einzen Momente gebundener Begeisterung von der lauten Menge ausgerufen wurde, und nun dem ruhigen und allgemeinen Bewußtsein Platz gemacht hat, daß die deutsche Nation in ihm einen großen Künstler, einen reinen edlen Menschen und einen wahrhaft erfüllten Verkünder des Schönen besessen und zu früh verloren hat.

Zur rechten Zeit schließt der Fels seinen Busen auf, mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgenen Quellen. So war es, als vor einigen Jahren aus des Meisters Nachlaß dem Volke die zwei Bände schöner Briefe erschlossen wurden, dieser Briefe, in welchen sich Mendelssohn's hohe Eigenschaften in so schöner Weise kund gaben. Einem Wunsche, ja fast einem Bedürfnisse kam diese Herausgabe entgegen, denn das ist ein besonderer deutscher Zug, die Werke großer Geister nicht objectiv abgelöst hinzunehmen, sondern in subjectiver Freundschaft zur produzirenden Persönlichkeit die Schöpfungsgeschichte selbstthätig noch einmal mitzumachen, große Werke biographisch zu genießen, oder, wie es Göthe nennt, jedes Gedicht als Gelegenheitsgedicht zu betrachten. Wenn daher jenen Reise- und Familienbriefen Eines fehlte, so war es ein Etwas begleitenden Textes, dessen wir, da die Ereignisse nun ein Menschenalter hinter uns liegen, nicht ganz entrathen können, wenn uns nicht der Zufall der häuslichen Tradition oder ein gewisser Forscherernst mit den damaligen Personen und Handlungen bekannt gemacht hat. Devrient bringt einen solchen verbindenden Text und zwar einen vortrefflichen. Wir erfahren, was uns längst zu wissen trieb, zum erstenmale jene Details von der epochemachenden Passions-Aufführung und der dadurch erfolgten Wiederbelebung Bach's, wir lernen die Gründe der jetzt unbegreiflich scheinenden anfänglichen Abneigung Zelter's gegen das Unternehmen kennen. Der ganze Mann, dessen Andenken sein Briefwechsel mit Göthe eher trüben als verschönern half, steht lebendig vor uns. Wir erfahren die noch unverständlicher erschienenen Gründe, warum Mendelssohn nach des Lehrers Tode nicht sein Nachfolger in der Akademie wurde, und wissen Devrient und seiner treuen Darstellung nicht geringen Dank dafür, daß er auch hierbei des Freundes kleine Fehler, seine große Reizbarkeit, sein verwöhntes Naturell, schildert und die Consequenzen daraus zieht. Die Geschichte der Entstehung des lieblichen Liederspiels „Die Heimkehr aus der Fremde" erfreut den Leser; sowie denn auch die Thatsache, daß die beifällig aufgenommene Oper „Die Hochzeit des Camacho" so unangenehm schnell vergessen wurde und unedirt blieb, befriedigend erklärt wird. Figuren, deren Erwähnung in den Reisebriefen unterblieben ist, in der Jugend Marx, im reiferen Alter Robert Schumann, sind am rechten Platze zu nennen nicht unterlassen. Die diplomatisch geheim gewesene Gestalt Klingemann's hat Leben gewonnen, der bedeutsam eingreifenden Persönlichkeit Werder's ist Erwähnung gethan, und vor Allem erfreut uns das Bild des jugendlich strebenden Taubert, unseres wackern, allgemein geliebten Kapellmeisters in Berlin, der damals, noch nicht zwanzigjährig, zarte, effectreiche Lieder schrieb und in den Familien-Quartetten einen schmachtenden

*) Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich. Von Eduard Devrient. Leipzig, J. J. Weber. 1869.

Tenor sang. Mendelssohn wünscht ihm, daß er etwas wilder werde, einigermaßen brenne und wuthe. Später hat er dem Kunstgenossen, der unter allen Jüngeren ihm ähnlich sich ausgebildet, die entzückende Hymne: „Hör' mein Flehen", eins der empfundensten religiösen Werke, gewidmet.

A. B. Marx ist von dem bühnenkundigen Schriftsteller mit dramatischer Sicherheit in wenigen Zügen treffend charakterisirt worden. Er war ein Mann des Wortes, ein Redner in einer Zeit, als Deutschland noch nicht oratorisch angelegt war. Voller Geist und Witz, war er bestrebt, Mendelssohn auf eifersüchtige Weise zu beeinflussen, und es ist wahr, er hat dem Jüngling, den er mit der lactea ubertas verborum in Fesseln hielt, einen auffallenden Ruck in seiner Entwickelung, namentlich, da Mendelssohn mit der Sommernachtstraum-Ouvertüre in die Vollkraft seiner Leistungsfähigkeit trat, geben helfen. Aber da Marx sich damals für einen großen Komponisten hielt, was er nicht war, und mehr Gescheidtes redete, als Gescheidtes machte, Mendelssohn aber wenig plauderte und viel machte, ja sogar gern „lieferte", wie es Göthe einmal zu seiner Freude in handwerksmäßigem Tone von Schiller gesagt hatte, kamen sie auseinander, und Mendelssohn starb, ehe Marx seinen eigentlichen Beruf als Historiker angetreten hatte. Mit dem Biographen Gluck's und Beethoven's hätte sich vielleicht ein anderes Verhältniß neu geknüpft, wer kann's wissen?

Marx hatte einmal, da Zelter den jungen Meister seiner Führung noch nicht entwachsen halten wollte, gesagt: Zelter habe den Fisch schwimmen sehen, und bilde sich ein, es ihn gelehrt zu haben. Ich frage, ob man alle drei, Zelter, Mendelssohn und Marx, besser charakterisiren kann, als es Devrient mit diesen wenigen Worten gethan. In nicht minder wohlgelungenen Zügen führt der Verf. Droysen, Gans, Holtei, die ganze lebensvolle Gesellschaft des väterlichen Hauses vor, und ein rührender Ton klingt nach, da er von dem frühvollendeten Eduard Rietz, dem großen Geiger, dem stillen, zartbesaiteten Freunde spricht.

Die schönen Tage der harmlosen Jugend waren vorüber, Göthe, Zelter, Eduard Rietz lagen im Grabe, die Schwestern waren verheiratet, die Wanderjahre vollendet, der Wirkungskreis in Leipzig begründet, und als sollte der Akt mit dramatischer Schärfe enden, traf Mendelssohn der härteste Schlag seines Lebens, der Tod des trefflichen Vaters.

Der zweite und bedeutsamere Theil des Buches handelt von dem reifen Manne. Er ist sicher für den Verfasser der schwierigere gewesen, da dauernd räumliche Trennung zwischen den Freunden lag, auch die Briefe kürzer und seltener wurden, die Aufgaben Mendelssohn's und die Verhältnisse, mit denen er in Kampf gehen sollte, aber sich steigerten. Es war, als vollzöge er des Vaters letzten Willen, wenn er jetzt in den Tagen der Trauer hinging, sich ein holdes Weib erringen. Und er sollte sie finden bei einer Handlung der Pietät. Da er den erkrankten Freund Schelble in Frankfurt a. M. bei dem Cäcilien-Verein vertrat, fand er neben jener himmlischen Cäcilie deren irdische gleichnamige Schwester. Sie ist ihm zu einer Heiligen geworden. Bei Weib und Kindern fand er die Ruhe und Erholung aus dem beunruhigenden Treiben, in das ihm zu treten beschieden war, und dessen jahrelange Bitterkeit den Keim zu seinem frühen Tode nährte. Mitten in die Schilderung des häuslichen Glückes läßt der Verfasser die Disharmonien hineintreten, die der an sich wohlgemeinte Ruf nach Berlin und zum Könige mit sich führen sollte.

Friedrich Wilhelm IV. harrt noch seines Biographen, und wohl mit Recht, denn vor dem Tage von Königgrätz ließ sich die Epoche, die dieser blutige Tag abschloß, nicht wohl schildern, und noch jetzt möchte es fast zu früh scheinen, das Gesammtbild dieser Persönlichkeit zu fixiren. Es muthet uns einmal nicht an, wenn uns Jemand aus Zeitungsblättern melden will, was wir — selbst erlebt. Werden jene Tage in aussichtfreier Ferne hinter uns liegen, so wird auch wohl einmal ein Sonnenblick in die Aussicht sein helles Licht werfen, und manches Unverstandene wird klar erscheinen. Einstweilen waren es gerade die auf die Berliner Anstellung bezüglichen Briefe, die des Commentars so sehr bedurften, und eben diese Epoche hat der Verf. trefflich beleuchtet. Und er hat Recht gethan, die Fragen nur vom musikalischen Standpunkt zu behandeln. Wir überlassen es dem Leser, sich in die spannende Darstellung selbst zu vertiefen, die S. 207 mit den einfachen Worten beginnt: „Die neue Regierung des geistvollen Königs brachte — unter den vielen Anläufen zu den rühmlichsten Einrichtungen — auch den Plan zu einer umfassenden Ausbildung zu einer Akademie der Künste auf, wonach die sogenannte Klasse für Musik zu einem Conservatorium erweitert werden sollte. Felix war als Director dieses Institutes in Aussicht genommen, — welche Darstellung dann S. 237 zu dem Resultate gelangt: „Die für ihn nun projektirte Stellung war eine in alle andere Organisationen eingeschobene, mußte auf Widerstand stoßen, und wäre schließlich unausführbar geworden" — und welche Schilderung endlich S. 244 mit Mendelssohn's eigenen Worten schließt: „Liebster Eduard, der erste Schritt aus Berlin ist der erste Schritt zum Glück."

Es ist hart für ein gutes Berliner Kind, diese Worte zu lesen, und dabei noch dem Historiker Dank zu wissen, daß er richtig und unverblümt schildert, und nichts bemäntelt oder beschönigt. — Wir widerstehen der nahe liegenden Versuchung, auszuführen, daß jene Erscheinung keine vereinzelte in der damaligen musikalischen Welt war, daß sie der Consequenzen eine war, die ein ganzes System aufgethürmter Entwürfe mit sich brachte, weil diese Projekte nicht der Sache halber, sondern dazu ersonnen waren, der kommenden und fortschreitenden Welt einen Damm zu setzen, den nutzlosen Versuch zu wiederholen, zu stürzen in's bewegte Rad der Zeit. Wir widerstehen der Versuchung, auf dieses Gebiet zu treten, weil wir es heut nur mit dem Musiker zu thun haben, — aber das können wir nicht unterlassen, auszusprechen, daß es der Musiker Mendelssohn sehr genau erkannt hatte, woran es lag. Wir verweisen deshalb nur auf den Brief an Klingemann vom 15. Juli 1841 *), in dem es heißt: „Aber da kommt ja schon wieder das Berlinische Zwitterwesen: die großen Pläne, die winzige Ausführung; die großen Anforderungen, die winzigen Leistungen; die vollkommene Kritik, die mittelmäßigen Musikanten; die liberalen Ideen, die Hofbedienten auf der Straße; das Museum und die Akademie — und der Sand!" — — In Rückert's, in Schinkel's, in Cornelius' Lebenslauf, welche Aehnlichkeit, — wo sind die christlichen Dramen, wo die Dome und architektonischen Entwürfe, von denen Wolzogen erzählt, wo die Campo-Santo-Fresken, deren Cartons in stummer Sprache starr uns anblickend danach zu fragen scheinen? Und — o der dramatischen Gerechtigkeit der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist! — wo sind die ständisch gegliederten Curien des Staates und wo die Ritterschaft? Wo die Corporationen und der Schwanenorden?

Verschwinde, Traum! können wir mit dem Dichter rufen, die wir heute leben:

*) Briefe II. S. 297.

Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben ist's, es ist schon lang begonnen.

Im Hader der Parteien ist Deutschland zu nationalem Leben erwacht und hat neue Kräfte gewonnen. Eine neue thätige Generation herrscht, und auch in der Kunst beginnt ein frisches Keimen. Mendelssohn ist nicht der Letzte in der Reihe der großen Alten, wie man im Schmerze, da er starb, wohl annehmen mochte; nein, auch er ist einer von Denen gewesen, die herüberführen halfen zur neuen Zeit, und er hat Beispiel gegeben, daß die Ueberzeugung dem Manne das Höchste sein muß*), und da er damit nicht durchdrang, so ist er gegangen, und fest und tapfer hat er ein Verhältniß, das ihn niederdrückte, gelöst und sich selber frei gemacht. Es ist schmerzlich genug, daß ihm der Lebensabend, den er, wie einst Mozart und später Schiller, frei von Sorgen, aber auch frei von amtlichen Pflichten in Berlin zu verbringen gedachte, nicht beschieden war, aber es ist erhebend, wenn er schon, wie der Götter Lieblinge, früh von der Erdenwelt abberufen wurde, daß er in der Vollkraft seines Lebens und seiner Leistungen hinging, ehe das Alter ihn drückte. Der Freund, der ihm das schöne Denkmal gesetzt, da er die Hand auf die kalte Stirn des Geschiedenen legte, die er so oft hatte durch das Lockenhaar des Jünglings gleiten lassen, bemerkte jetzt zum ersten Male, daß auch die Jahre Wirkung geübt an Mendelssohn. Uns aber ist er entrückt worden wie ein Genius, dem zu anderm Glücke auch ewige Jugend beschieden war, und so lebte sich der früh Vollendete in die Unsterblichkeit.

Die edeln Züge Mendelssohn's, nach Rietschel's Büste photographirt, schmücken das vielwillkommene Buch.

Leonhard Lehfeldt.

Villa Riunione, von Fanny Lewald.**)

Robert Prutz nannte in seinen Vorlesungen über die Literatur der letzten dreißig Jahre Fanny Lewald die talentreichste unter unsern schriftstellernden Frauen und diejenige, die am ehrlichsten an Erweiterung ihres geistigen Horizontes gearbeitet hat. Wenn auch die vorliegenden Erzählungen gerade keinen neuen Beleg für jenen Ausspruch bilden, darauf auch wohl schwerlich Anspruch erheben, so liefern sie doch einen anmuthigen Beitrag zu unserer novellistischen Literatur und zeigen das Talent der Verfasserin, gut zu erzählen und die Leser zu unterhalten, in dem günstigsten Lichte. Einige von ihnen gewähren auch noch ein höheres Interesse, da sie scharf gezeichnete Charaktere vorführen und nicht nur einen richtigen Blick in das Leben, sondern auch manche psychologisch bedeutende Wahrheit bekunden und darlegen.

Es sind im Ganzen vier Erzählungen, mit denen ein alter Tanzmeister, der nach einem bewegten Leben, welches ihn auch wiederholt als Lehrer seiner Kunst nach Deutschland geführt hat, auf seiner von ihm als Ruhesitz erbauten Villa Riunione am Comer See einigen deutschen Bekannten, denen er zufällig in der Nähe seines Wohnsitzes begegnet und welche er in sein gastliches Haus ladet, die Abendstunden ihres Aufenthaltes in der Villa zu verkürzen sucht.

*) Ebenda S. 407.

**) Villa Riunione, Erzählungen eines alten Tanzmeisters, von Fanny Lewald. 2 Bände. Berlin, Otto Janke, 1869. (352 und 447 Seiten.)

Unter den Erzählungen haben die beiden ersten, welche den ersten Band füllen, uns am meisten angesprochen: die erste, „Prinzessin Aurora“ betitelt, wegen des lebendigen, farbenreichen Colorits, die andere wegen der feinen psychologischen Wahrheit, die in derselben niedergelegt ist. „Prinzessin Aurora“ ist eine Episode aus einem sogenannten „Künstlerleben“, das man passender als ein „Vagabundenleben“ zu bezeichnen sich gewöhnt hat, nämlich aus dem Leben eines Kunstreiters und Tänzers. Wir werden in einen Abschnitt dieses Lebens, wie sich dasselbe in einer unserer kleineren deutschen Residenzstädte vor etwa fünfzig Jahren abzuspielen pflegte, eingeführt. Damals war es ja noch Mode, daß eine solche „Bande“, ganz in der Weise, wie Göthe dies im Wilhelm Meister unvergleichlich geschildert hat, vor dem eigentlichen Beginn ihrer Vorstellungen einen phantastisch aufgeputzten Umzug hielt, um durch denselben die Neugier und Schaulust des Publikums anzuregen. Auf diesem Umzuge erblickt der Held unserer Erzählung, der damals in voller Jugend, Schönheit und Kunstgewandtheit prangende alte Tanzmeister selber, am Fenster des fürstlichen Schlosses die junge Prinzessin Aurora, mit der und ihrem traurigen Loose schon vorher seine Phantasie, aufgeregt durch die Erzählungen einer Dienerin aus dem Schlosse, sich beschäftigt hat; eine ungestüme Leidenschaft für das schöne, unglückliche Fürstenkind bemächtigt sich des jungen Abenteurers, der, kühn gemacht durch seine bisherigen Erfolge, nicht säumt, dem Gegenstande derselben sich zu nähern und der auch so glücklich ist, seine heiße Neigung erwidert zu sehen. Daraus entspinnt sich nun eine Reihe von kühnen Wagnissen und verstohlenen Zusammenkünften, bis die Katastrophe, die Entdeckung derselben und die Verbannung der Geliebten und ihre bald darauf folgende Verheiratung an einen weit älteren, ungeliebten Standesgenossen erfolgt. Damit ist die Geschichte eigentlich zu Ende; es ist ihr aber noch ein wehmüthiger Epilog beigegeben, ein Wiedersehen der Liebenden, nachdem die Zeit schon ihr Haar gebleicht und das Alter die Thorheiten der Jugend längst verscheucht, das Andenken aber an eine ferne glückliche Zeit in Beiden nicht verwischt hatte. Dieses späte Zusammentreffen ist sehr sinnig und zart erdacht und erzählt und die Würde der beiden Personen dabei wohl gewahrt.

Weit ab von diesem excentrischen Vagabundenleben und fern von den Kreisen einer fürstlichen Residenz, werden wir durch die zweite Erzählung, welche die Ueberschrift „Eine traurige Geschichte“ trägt, in einfache bürgerliche, beschränkte Kreise geführt, wie schon der Ton, welchen der alte Erzähler jetzt anschlägt, uns dies erkennen läßt. Und eine „traurige Geschichte“ ist es in der That, die sich frei vor unseren Augen abspielt; darum ist sie aber nicht minder wahr und psychologisch vollständig gerechtfertigt, ja, ähnlichen traurigen Erlebnissen, die mit Nothwendigkeit aus derselben Quelle sich herleiten, begegnet man nicht selten, wenngleich sie nicht immer auf der Oberfläche des täglichen Lebens wahrgenommen werden. Es ist die Geschichte zweier Liebenden, die, von Jugend auf für einander bestimmt und derselben kleinbürgerlichen Sphäre angehörend, alle Eigenschaften besitzen, eine glückliche Ehe zu begründen, zumal auch eine gegenseitige Herzensneigung sich dazugesellt. Und doch wird die Verbindung eine unglückliche, und zwar einfach deshalb, weil die Frau als Mädchen eine Reihe von Jahren hindurch auf dem Amtshofe gedient und, durch eine besondere Gunst der Gutsherrschaft bevorzugt, hier Gesinnungen und Gewohnheiten sich angeeignet hat, welche später mit denen ihres Mannes, der in ganz anderer Weise und ohne aus seinen Kreisen heraus-

zutreten, sich entwickelte, in Conflict gerathen, so daß schließlich eine Trennung nothwendig wird. Es ist das eine wirklich durchaus wahrhafte Geschichte, die sich nur zu häufig wiederholt und deren Lehren deshalb wohl der Beachtung werth sind; auch vollzieht sich dieselbe ganz folgerichtig ohne irgend gewaltsame Katastrophen, und auch in dieser logischen Consequenz, mit welcher hier Ursache und Wirkung verknüpft sind, möchten wir die charakteristische Eigenthümlichkeit der Verfasserin wiedererkennen, welche, der Natur ihres ostpreußischen Heimatlandes entsprechend, mehr der kalten, dem sichern Boden des Realen entnommenen Wahrheit, als der phantastischen Welt des Idealen zugewandt ist.

Wieder anders ist die letzte der Erzählungen: „Domenico", die Geschichte eines jungen römischen Malers und seiner Liebe zu der Tochter des in Armuth und Noth gesunkenen Zweiges eines der ersten fürstlichen Häuser der Stadt. Fanny Lewald hat es auch hier verstanden, uns ein anziehendes Gemälde zu entwerfen, welches besonders durch den Conflikt des fürstlichen Stolzes mit der Noth des Lebens und mit der Anerkennung, welche die Rechtlichkeit und der Edelmuth des bürgerlichen Geliebten sich erringt, ein lebhaftes Colorit erhält.

Am wenigsten Interesse haben wir der dritten Erzählung: „Ein Schiff aus Cuba" abgewinnen können, deren Katastrophe etwas gewaltsam herbeigeführt erscheint, was wir sonst bei der streng logischen Erzählerin nicht gewöhnt sind.

Wenn auch die „Villa Riunione" nicht auf gleiche Linie mit den früheren hervorragenden und epochemachenden Geistesprodukten der Schriftstellerin gestellt werden kann, so bieten die Erzählungen doch, wie aus dem Obigen zur Genüge dargethan sein dürfte, eine mehr als gewöhnliche Unterhaltung und empfehlen sich auch sonst durch die Gewandtheit der Darstellung wie durch die innere Wahrhaftigkeit der in ihnen geschilderten Charaktere und Situationen.

Ein Volksbuch zur Erhaltung der Gesundheit.*)

Wenn man die Entwickelung der populär-medizinischen Literatur aus älterer bis in die neuere Zeit verfolgt, so bemerkt man leicht in derselben eine Aufeinanderfolge verschiedener Stufen. Zu der ältesten gehören die ärztlichen Rathgeber oder Noth- und Hilfsbüchlein der letzten Jahrhunderte, welche von der Krankheit selber nichts als den so unsicheren Volksnamen beibringen, dafür aber desto freigebiger sind mit Vorschriften zu „erprobten" Heiltränken, Wunderelixiren, Pillen und andern schönen Mitteln. Diese geradezu gefährlichen Schriften sind später durch andere verdrängt worden, welche in ihrer Art auch auf die Krankheiten näher eingehen, um es dem Leidenden möglich zu machen, seinen Zustand zu erkennen und zu beurtheilen, während sie in Betreff der anzuwendenden Mittel mehr oder weniger auf den Arzt verweisen. Wenn man bedenkt, daß die überwiegende Mehrzahl derer, welche überhaupt in solchen Büchern Auskunft suchen, zu den Hypochondristen gehört, die dadurch in den Stand gesetzt werden, eine Menge von Uebeln, von denen sie bisher glücklich genug noch nichts wußten, an ihrem Körper zu entdecken, so wird man die Bedenklichkeit auch dieser Klasse von Schriften erkennen. Die Diagnose oder Erkennung eines Krankheitszustandes gehört zu dem schwierigsten Theile der ärztlichen Wissenschaft, und kann nie und nimmer in nutzbringender Weise aus populären Schriften erlernt werden. Diese Ueberzeugung ist glücklicherweise in neuerer Zeit so durchgedrungen, daß populäre Schriften über eine bestimmte Gruppe von Krankheiten, zunächst fast immer das Mißtrauen erwecken, es stecke ein Pfuscher oder Geheimmittelkrämer dahinter, der in dieser leichtfaßlichen Weise seine Wundermittel an den Mann bringen will. Die medizinischen Volksschriftsteller wenden sich nunmehr einem würdigern und mehr nutzbringenden Felde zu, nämlich der Gesundheitslehre und der Darstellung der Krankheitsursachen.

Zu diesen dankenswerthen Arbeiten gehört das vor einiger Zeit in diesen Blättern besprochene Werk von Dr. Reich und das heute vorliegende von Dr. W. Sklarek. In dem Letzteren ist nicht etwa eine Aneinanderreihung von Gesundheitsregeln geboten, sondern wir erhalten vielmehr eine lebendige Darstellung der Bedingungen, durch welche unser Körper besteht und fortwährend verjüngt wird. Es sind somit besondere Abschnitte dem Athmungsvorgange, der Hautthätigkeit, der Ernährung, dem Nervenleben und der Muskelthätigkeit gewidmet. Hierbei wird jedesmal zugleich der schädlichen Einflüsse gedacht, welche auf die betreffenden Lebensvorgänge hemmend oder störend einwirken eine Methode, die es zugleich auf das Leichteste ermöglicht, jedesmal den physiologischen Grund der einzelnen Schädlichkeit und das wirksamste Mittel zu seiner Begegnung einzusehen. So empfangen wir bei der Darstellung des Athmungsvorganges Belehrung über schlechte Luft, giftige Gase, Ausdünstungen von Fäulnißstätten, Sümpfen und feuchten Wohnungen, über den Ansteckungsstoff einzelner Krankheiten, sowie zugleich über Lüftung, Abfuhr und die besten Wege, sich gegen die einzelnen Einflüsse zu schützen. Bei der Erörterung der Hautthätigkeit wird der Nutzen der Bäder besprochen und gezeigt, daß selbst eine Vergiftung durch die Hautöffnungen möglich ist. Das große Kapitel über die Ernährung ist ein goldener Wegweiser für die Hausfrau, in welchem die Untersuchungen Liebig's, Moleschott's und Anderer über Nahrungswerth, Verdaulichkeit, Wahl und Zusammenstellung der festen und flüssigen Nahrungsmittel durchaus klar vorgetragen werden, während zugleich Rücksicht genommen wird auf die Schädlichkeit des übermäßigen Essens, der verdorbenen und schädlichen Nahrungsmittel, sowie auf die Gefährlichkeit der Anwendung mancher Geschirre. Der Abschnitt, welcher die Nerventhätigkeit behandelt, enthält eine Menge beachtenswerther Winke über die Pflege der Sinne, über Kleidung und Heizung, über Diätetik der Seele. Das letzte Kapitel, welches die Thätigkeit und Ausbildung des Muskelsystems erläutert, enthält nicht nur die neuesten Ansichten über die verschiedenen chemischen Vorgänge im Körper während der Arbeit, aus denen die unumgängliche Nothwendigkeit der Ruhe und des Schlafes physiologisch herzuleiten ist, sondern auch die Nachweisung der Schädlichkeit einer Ueberanstrengung der Muskeln, namentlich bei einseitiger Muskelthätigkeit, die durch mancherlei Gewerbe erfordert wird. K—e.

---

*) Die Gesundheitslehre, nach dem neuesten Standpunkte der Physiologie populär dargestellt von Dr. Wilh. Sklarek. Berlin, Louis Gerschel, 1868. 8.

Frankreich.

Karl Hillebrand's französisch-deutsche Studien.*)

Das „Magazin" enthält in Nr. 45 dieses Jahrganges einen Bericht über Karl Hillebrand's Etudes italiennes von einem Deutschen in Paris, Dr. J. Brakelmann. Ein anderer Freund unserer Zeitschrift in Paris, Herr Professor Hermann Dietz, ein französischer Gelehrter von deutscher Abstammung, hat uns gleichzeitig eine Charakteristik der didaktischen und wissenschaftlichen Wirksamkeit des um die Verbreitung deutscher Wissenschaft in Frankreich hochverdienten Karl Hillebrand zukommen lassen. Wir geben seine französisch geschriebene Mittheilung, die er an die Anzeige der beiden in der Anmerkung genannten Schriften Hillebrand's knüpft, in deutscher Uebersetzung wieder:

„Nicht ohne Absicht vergleiche ich die bezeichneten Schriften. Es scheint anfänglich, als hätten sie nichts Gemeinsames unter sich, und doch findet man bei näherer Betrachtung, daß sie sich gegenseitig erklären und commentiren. In der ersten dieser beiden Arbeiten kämpft der Verfasser, welcher Professor der Literatur des Auslandes an der Facultät von Douai ist, pro aris et focis, indem er für den höheren Unterricht nicht eine gewaltsame Revolution, sondern langsame und verständige Reformen verlangt; in der zweiten beweist er uns, daß selbst die gegenwärtige Organisation des Unterrichtswesens glückliche Elemente enthält, die man wohl wird beibehalten können: denn seine italiänischen Studien sind französische Vorlesungen, die uns eine Idee von dem geben, was hier ein ernster Facultäts-Cursus ist.

Schon in dieser Hinsicht verdienen diese beiden Schriften eine gute Aufnahme bei Ihnen; außerdem aber muß denselben, ganz besonders in Preußen, der Name des Verfassers zur Empfehlung gereichen. Herr Hillebrand hat im vorigen Jahre im Journal des Débats, dessen Mitarbeiter er ist, über Preußens gegenwärtige Politik, über seine Institutionen, zuweilen auch über seine Mißgriffe, Artikel veröffentlicht, die von großer Sachkenntniß und Sympathie, ja, wie ein großer Theil der Franzosen meint, von zu großer Sympathie zeugen. Diese Artikel hat er, als Preuße seinem Herzen und seiner Ueberzeugung nach, in einem kleinen Hefte gesammelt**) und er gesteht uns selbst darin, daß es sein Wunsch sei, als Deutsch-Franzose an dem Werke der Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich mitzuarbeiten. Und nicht blos auf dem politischen Gebiete hat er sich diese Aufgabe gestellt. Das stürmische Meer der Polemik gegen Zeitgenossen ist es nicht allein, das einen Reiz für ihn hat; ihn hat auch der heitere Himmel Griechenlands angezogen; die Athener an der Spree sind nicht die Einzigen, denen er bisher seine Studien gewidmet hat. Er hat mit Erfolg die griechische Literatur von Otfried Müller übersetzt und so bei den Franzosen ein Werk einheimisch gemacht, das der deutschen Wissenschaft zur Ehre gereicht, ein Denkmal, das gleichzeitig ionischen Geist mit deutscher Kritik vereinigt.

Ich will noch ein Wort über die erste Schrift sagen, die dem Herrn Dernburg, Professor in Halle, gewidmet ist. Es ist darin ein höchst schmeichelhaftes Bild von Preußens höherem Unterricht gegeben. H. zeigt auf ebenso klare wie gefällige Weise den Charakter deutscher Universitäts-Vorlesungen; er zeigt, so wie es neulich erst voll Beredsamkeit Herr von Sybel bei einer feierlichen Gelegenheit gethan hat, daß sie bestimmt sind, viel mehr die Methode, als die Resultate zu geben, die Geister mehr zu Zeugen der Geburt der Wissenschaft zu machen, als sie ihnen ganz fertig zu überliefern. Dann kommt er zu dem französischen Geiste, zu seinen weniger abstracten Tendenzen, zu seinen mehr praktischen Forderungen. Der Verfasser zeigt durch welches Verfahren die französischen Facultäten deutsche Universitäts-Gebräuche sich leicht aneignen könnten.

Deutschland hat das Recht, stolz zu sein, wenn es seine Hochschulen mit denen des Auslands vergleicht; aber eben diese Ueberlegenheit muß die Deutschen anregen, überall das Gute, wo sie es finden, anzuerkennen und es sich, so gut es angeht, ebenfalls anzueignen. Wiewohl Frankreich selbst das Bedürfniß energischer Reformen in seinem höheren Unterricht fühlt, wiewohl es durch Gründung neuer Schulen beweist, daß es den Unterricht verbessern muß, so kann es doch in mancher Beziehung auch als Muster dienen. Deutschen Philosophen, deutschen Philologen, ja selbst deutschen Historikern würde es nicht schaden, wenn sie versuchten, in ihren Vorlesungen ein wenig mehr Künstler zu sein. Ich habe es gern, wenn die Wissenschaft ein schönes und heiteres Aussehen hat, wenn sie nicht ein lachendes oder graciöses Gesicht, wie es die Jesuiten wollten, sondern ein von der sanften und ernsten Klarheit, welche das charakteristische Merkmal der Wahrheit ist, leuchtendes zeigt. Die mürrische Miene, die sie oft in Deutschland annimmt, ist gerade nicht dazu gemacht, die Jugend anzufeuern, und soll wohl dazu dienen, der Wissenschaft, wenn auch kein greisenhaftes Gesicht, doch ein majestätisches Ansehen zu geben, das zu ehrfurchtsvollem Staunen hinreißt.

Als Probe, die einen unbestreitbaren Vorzug des höheren Unterrichts in Frankreich charakterisirt, dienen uns die „Italiänischen Studien" des Herrn Hillebrand. Sie sind, wie gesagt, Vorlesungen, die auf ganz natürliche und ungesuchte Weise ein Buch geworden sind, voll von so klaren Untersuchungen und einer so verständigen Kritik, daß sie den Eingeweihten genügen, und ausgestattet mit einer so zu sagen weiten und weltlichen Form, daß sie auch den Profanen gefallen können. Hier finden wir wahre und gute Wissenschaft, keine Rhetorik. Und doch konnte der Gegenstand, den der Verfasser behandelt, ihn leicht zu diesem Fehler hinreißen. Auch das Publikum, vor dem die Vorträge, welche dieses Buch bilden, gehalten wurden und von dem aller Wahrscheinlichkeit nach die Damen einen nicht geringen Theil ausmachten, würde gegen declamatorische Tiraden nachsichtsvoll gewesen sein. Es handelte sich um Italien, um die Epopöe, um das Theater: welch reicher Stoff zu Gemeinplätzen und, wie schwer mußte es halten, solchen aus dem Wege zu gehen! Die Studien über Dante, über Machiavell, jene Lieblinge der Kritik, sind neu und in mancher Hinsicht originell, daher der Eindruck ein so lebendiger und das Urtheil ein so persönliches. Die Studien zeugen von einer tiefen Gelehrsamkeit: man fühlt, daß der Autor mit allen Ansichten vertraut ist; er deutet sie an und bespricht sie beiläufig; aber er hat seine eigene, die er festhält und mit voller Ueberzeugung verficht. Keine Spur von brillanter Improvisation, von gemachtem Enthusiasmus. Der Autor hat eine strenge, gar nicht einfache Theorie, eine Methode, mit der er uns am Anfange seines Vortrags über Dante bekannt macht: „Hätte ich — sagt er — dem, der Dante lesen will, zu rathen, so würde ich ihm Folgendes sagen: Lerne zum Wenigsten die schöne Sprache lesen, in welcher Dante ge-

*) De la Réforme de l'Enseignement supérieur par K. Hillebrand. Paris, Germer-Baillière, 1867.

Etudes historiques et littéraires par K. Hillebrand (Etudes italiennes). Paris, Librairie Franck, 1868.

**) La Prusse contemporaine. Paris, 1867.

dacht und gedichtet hat. Mache dir eine Idee von dem, was ein episches Gedicht ist, bevor du ein Gebäude betrittst, das so fremdartig und so wenig ähnlich dem ist, was die Literatur unseres Landes und unserer Zeit bietet. Studire die Zeitepoche, in welcher dieses Gedicht entstanden ist, wenn du nicht bei jedem Schritte aufgehalten sein willst, und bereite dich sorgfältig vor, damit, statt abzuirren und auf Räthsel zu stoßen, du durch die Lectüre des Gedichtes Aufklärung erhaltest und die Kenntniß der Zeit, in der es geworden, vervollständigest. Endlich studire in dem Dichter den Menschen, sein politisches und sein Privatleben, seine Erziehung, seine Schicksalswechsel, versuche einzudringen in die Natur seines Geistes und seines Charakters, gieb dir Rechenschaft von seinen Ideen und seinen Gefühlen, unterscheide seine Triebfedern und seine Leidenschaften: so wird die Divina Commedia für dich kein Geheimniß mehr haben und gleichzeitig wirst du Italien, das Mittelalter und — ich sage gewiß nicht zu viel — die menschliche Natur kennen lernen; denn es giebt keine Seite derselben, die in dem Gedichte nicht berührt wäre."

Das ist eine zugleich klare und umfassende, wissenschaftliche und lebendige Methode, weil sie von kaltblütiger Beobachtung ausgeht und von dem Einzelnen sich nach und nach zur allgemeinen Kenntniß der Menschheit erhebt, weil sie Schritt vor Schritt, ohne Uebereilung, fortschreitet, und mit der Vernunft, die das Sinnliche analysirt und zergliedert, harmonisch die Anschauung vereinigt, welche die Vergangenheit wieder aufbauen und aufleben läßt. Diese wenigen Zeilen beweisen hinlänglich, daß wir es nicht mit einem Autor von declamatorischen Dithyramben, mit einem Improvisator von tönenden Gemeinplätzen, wie es nach dem Vorurtheile vieler Leute die französischen Facultäts-Professoren sein sollen, zu thun haben. Gerade im Gegentheil ist er der erklärte Feind von leichtfertiger Wissenschaft, von Allgemeinheiten, die sich an Jedermann wenden; er ist ein Aristokrat in der Literatur und glaubt, daß wenige Sterbliche zum Gastmale der Poesie geladen seien; für ihn ist die wahre Poesie diejenige, die nicht Allen ihre Geheimnisse vertraut und die nicht von dem Ersten Besten die Huldigung annimmt. Als ein vielleicht ein wenig allzu grübelnder Forscher liebt er die Dichter, welche sich, wie Dante, durch mysteriöse Tiefe dem allgemeinen Verständnisse entziehen und deren innerer Sinn sich nur den verdoppelten Anstrengungen des Denkers offenbart.

In diesen tiefen, erschöpfenden Studien der Zeit- und der Literaturgeschichte liegt vorzugsweise der Grund, warum Hillebrand in seinem Essay über die italiänische Komödie im Mittelalter und zur Zeit der Renaissance uns eine so lichtvolle und tiefe Kritik geben konnte. Er zeigt uns, indem er alle Völker die Revue passiren läßt, wie die wahre Komödie nur bei dem Volke entstehen kann, in welchem das Nationalgefühl oder der öffentliche Geist, den man nicht mit dem Geiste der Freiheit verwechseln darf, noch voll Saft und Kraft ist. Italien, selbst im Zeitalter Leo's X., wo so viele Herzen von demselben Enthusiasmus erfüllt waren, kannte nicht jene Harmonie und Fusion, deren es bedurfte, die Komödien Molière's zu schaffen. Auch Deutschland hat bisher nur kurze Augenblicke gehabt, wo ihm diese Muse zulächelte. Friedrich II., der wohl niemals Lessing's „Minna von Barnhelm" gelesen hat, hat sie gleichwohl inspirirt durch den gemeinsamen Aufschwung der Geister, den er hervorrief. Als dann die große Epoche der deutschen Literatur eintrat, vermochte der Dichter der „Iphigenia" und des „Faust" auf dem Gebiete des Lustspiels nichts Anderes zu geben, als seine unbedeutenden Possen, in denen sein Genius ihn verlassen zu haben scheint, und der Dichter des „Wallenstein" vermochte seinen tragischen Werken nichts hinzuzufügen, als bescheidene Uebersetzungen der französischen Lustspiele von Picard. Und müssen wir nicht auch heutzutage zugeben, daß die besten deutschen Lustspiele durchaus lokaler Natur sind, mehr gemacht, dem Geschmacke eines Bürgers von Berlin oder Wien zu schmeicheln, als der Menschheit eine Erheiterung zu gewähren? Das zeigt uns Herr Hillebrand und erklärt er uns beiläufig, aber mit so viel Geschick, mit so vieler Wahrheit und Sympathie, daß wir von ganzem Herzen wünschen, er möchte, wie er es uns selbst verspricht, bald seinen italiänischen Studien einen Band Studien über Deutschland hinzufügen."

Belgien.

Ueber Eigenthum und Ausnützung der Gewässer.

Unter dem Titel: „Das Eigenthum und seine Rente in ihren Beziehungen zur Volkswirthschaft und zum öffentlichen Recht" hat Herr Ch. Le Hardy de Beaulieu, Professor der Volkswirthschaft an der Universität zu Lüttich, in französischer Sprache ein Buch*) herausgegeben, das einen Wegweiser für die labyrinthische Literatur über das Eigenthum abzugeben bestimmt ist. Im Gegensatze zu der juristischen Auffassung, die, den Anschauungen des römischen Rechts folgend, im Eigenthum die Herrschaft über die Sache erblickt, und die Freiheit dieser Herrschaft nach den jeweiligen Gesetzen beschränkt, sieht der Verfasser vom Standpunkte des Volkswirths im Eigenthum das Ergebniß der Arbeit, und zwar der geistigen nicht minder als der materiellen. Er folgt daher den verschiedenen Gestaltungen und Arten des Eigenthums, indem er die Arbeit in ihren wesentlichen Hauptgruppen und an ihren vornehmsten Objecten schildert. Diese Darstellung ist auch für einen weiteren Leserkreis durch einen energischen Zug zum wirklichen Leben und durch einsichtsvolles Verständniß für die Verhältnisse und Bedürfnisse der Gegenwart interessant und lehrreich. In besonderen Capiteln werden das Grundeigenthum, das Eigenthum an Bergwerken, das an den Gewässern, das Recht der Erfindungen, das Urheberrecht an Werken der Wissenschaft, Literatur und Kunst in ihren Grundzügen dargestellt und erläutert. Im Schlußabschnitt ist eine Auseinandersetzung über die Rente der verschiedenen Eigenthumsarten hinzugefügt.

Für das „Magazin" hat die Schrift des Herrn Le Hardy de Beaulieu noch insofern ein besonderes Interesse, als dieselbe in Beziehung auf die Bewirthschaftung der Gewässer Bestrebungen vertritt, denen in diesen Blättern seit Jahren Anregung und Theilnahme zugewendet worden ist. Im Anschluß an den trefflichen Aufsatz, den unser geschätzter Mitarbeiter H. Beta noch neulich bei Ankündigung seines diesem wichtigen Gegenstande gewidmeten umfassenden Werkes im „Magazin" veröffentlicht hat, ist hier daran zu erinnern, wie wenig in Deutschland bisher für die Ausbeutung des Elements geschehen ist, dem andere Völker unermeßlichen Gewinn zu entnehmen wissen.

*) La propriété et sa rente dans leurs rapports avec l'économie politique et le droit public, par Ch. Le Hardy de Beaulieu, professeur de l'économie politique. Liège et Leipzig, Librairie universelle. Th. Sazonoff. 1868. 364 S. kl. Octav.

Wenn man in neuester Zeit, um diese zum Theil schwer gebüßte Versäumniß nachzuholen, darauf bedacht wird, die Seefischerei kräftiger zu betreiben, wenn für die Beförderung und Verbesserung der Fischzucht in Binnenwässern, für die Anlegung von Austernparks an den Nordseeküsten agitirt wird, so darf nicht übersehen werden, daß durch diese an sich äußerst löblichen Bestrebungen lange nicht das gesammte Gebiet der — Wasserwirthschaft (wie ja wohl, nach dem Vorgange der Land-, Forst- u. s. w. Wirthschaft, gesagt werden darf) umfaßt wird. Denn so wichtig die nährende Kraft des Wassers bei rationeller Benutzung und Ausbeutung seiner unerschöpflichen Fauna für die menschliche Wohlfahrt sich erweist, so ist doch seine Bedeutung als Verkehrsstraße und als Arbeitskraft eine noch viel höhere. Die Vernachlässigungen, die ihm auch in diesen Beziehungen nur zu allgemein widerfahren, sind von noch weit empfindlicheren Folgen für den Nationalwohlstand begleitet. Es ist ein Verdienst der vorliegenden kleinen Schrift, daß sie auf die unvergleichliche Wichtigkeit einer geordneten Pflege der Gewässer auch nach diesen Richtungen eindringlich hinweist. Diese Pflege hat bereits mit einer Fürsorge für die regelmäßige Bereitung und Ableitung der atmosphärischen Niederschläge zu beginnen; sie muß sich vorzugsweise auf Erhaltung der Wälder, auf Wiederbewaldung abgeholzter Gebirgs- und Höhenzüge erstrecken. Denn die Waldungen und insbesondere die Gebirgswaldungen sind es vornehmlich, durch welche die Bildung der Regenwolken, die allmähliche Aufsaugung und Weiterführung der Niederschläge und somit die Ernährung der Flüsse regulirt wird. Die Pflege der Gewässer hat dann weiter für ungehinderten und möglichst nutzbaren Ablauf des zu Gerinnen, Bächen, Flüssen und Strömen gesammelten Wassers zu sorgen; sie hat diesen Lauf, wo er reißend ist, zu mildern, wo er stockt, zu beleben; sie hat Ueberschwemmungen abzuwehren oder, wo die Lage der Verhältnisse dies gestattet, für die menschliche Arbeit zu verwerthen, sie hat durch Vorbeugung und Besiegung von Versumpfungen für die öffentliche Gesundheitspflege zu wirken. Ihr fällt ferner die hochwichtige Aufgabe zu, die Wasserläufe zu möglichst werthvollen Verbindungsstraßen zu gestalten. Da ist für gleichmäßige sichere Flußbetten zu sorgen, da sind Ufer- und Schleusenbauten, Wasserbehältnisse zur Regulirung des Pegelstandes anzulegen, da ist durch Kanalisation die Verbindung der verschiedenen Stromgebiete herbeizuführen. Und mit dieser Aufgabe muß die nicht minder bedeutende, das Wasser als Arbeitskraft auszunutzen, in Uebereinstimmung gebracht, es müssen die oft sich widerstreitenden Interessen der Industrie, welche die Wasserkraft auszubeuten, und der Schifffahrt, welche eine unbehinderte Wasserstraße begehrt, ausgeglichen werden. Endlich ist dem Verlangen der Adjacenten nach möglichst wirksamer Benutzung des Wassers für die Befruchtung ihrer Aecker, für geordnete Berieselungs- und Abzugskanäle zu entsprechen.

Herr Le Hardy de Beaulieu gelangt, indem er diese außerordentlich wichtigen Aufgaben der Wasserwirthschaft vorführt, zu dem Ergebniß, daß dieselben weder der Willkür der Einzelnen preisgegeben werden könnten, noch der Staat zu einer würdigen Lösung im Stande sei. Er verlangt deshalb, daß das Eigenthum und die Pflege des Wassers nach allen diesen großen und bedeutenden Richtungen hin zwar als eine öffentliche Angelegenheit behandelt, aber der Obhut und der Ausbeutung von Genossenschaften anvertraut werde, die ihrerseits dafür eine entsprechende Pacht an den Staat zu entrichten hätten. Indem er sich nicht verhehlt, daß man dieser Auffassung den Vorwurf einer Monopolisirung von wichtigen Interessen entgegenstellen werde, hält er doch eine Centralisation der Wasserwirthschaft nach ihren verschiedenen hervorragendsten Zweigen für unerläßlich, und verspricht sich von ihr so erhebliche Vortheile, daß die Schattenseiten des Monopols dagegen zurücktreten müßten. Unsere Absicht ist es nicht, diesen Gedanken einer eingehenderen Kritik zu unterziehen. Es läßt sich indessen die Bemerkung nicht unterdrücken, daß eine geordnete Bewirthschaftung der Gewässer auch ohne vorgängige Confiscation des gesammten Privateigenthums an ihnen durch den Staat und ohne Errichtung von Schifffahrts-, Berieselungs-, Wasserkraft- u. s. w. Monopolen, sehr wohl möglich erscheint. Was uns für die Beförderung der Wasserkultur zunächst wichtiger und segensreicher zu sein scheint, als derartige gewaltsame Umwälzungen der vorhandenen rechtlichen und wirthschaftlichen Zustände, das ist die Aufklärung des Publikums über den Umfang und die Tragweite der Interessen, die bei derselben in Frage kommen, die Erweckung eines allgemeineren Verständnisses für die Bedeutung der Sache. Und in diesem Sinne vornehmlich haben wir geglaubt, auf die anregende kleine Schrift des Professors in Lüttich hinweisen zu müssen.

F.

Schweiz.

E. Osenbrüggen: Wanderstudien aus der Schweiz.*)

Die „Wanderstudien“ des wohlbekannten Juristen, der mit seiner Stellung als Professor der Rechtswissenschaft an der Universität in Zürich die Eigenschaft eines Mitgliedes des schweizerischen Alpenklubs so rüstig zu vereinigen weiß, sind in jeder Beziehung eine Fortsetzung seiner vor ein paar Jahren erschienenen „kulturhistorischen Bilder aus der Schweiz“. Wenn die lebensvolle Frische und Ursprünglichkeit, mit der damals die Besonderheiten des deutschen Rechtslebens in der Schweiz geschildert waren, den Lesern des „Magazin“ noch in Erinnerung geblieben sind, dann wird es einer Empfehlung dieser neuen Sammlung nicht bedürfen. Sie enthält wie ihre Vorgängerin eine Reihe von Skizzen, die, auf Ferienwanderungen des Verfassers entstanden, mit dem Reiz des treuesten Lokalkolorits eine gründliche Kenntniß der Rechts-, Sprach- und Sittengeschichte des Landes verbinden, und die überall geschickt und maßvoll an die große historische Vorzeit anzuknüpfen verstehen, ohne dabei in den Fehler antiquarischen Raritätenkrams zu verfallen. Eine Erweiterung des Programms enthalten die „Wanderstudien“ indeß in zwiefacher Hinsicht: einmal in dem Vorwiegen des Beschreibenden, und dann darin, daß die einzelnen Bilder wiederholt zu Gesammtbetrachtungen zusammengefaßt sind.

Eine solche giebt gleich der erste umfassende Aufsatz, den der Verfasser „Die Entwickelungsgeschichte des Schweizreisens“ überschrieben hat, und welcher eine höchst merkwürdige Veränderung der menschlichen Naturauffassung auch in Hinsicht auf die Schweiz bestätigt. Irren wir nicht, so hat Macaulay darauf hingewiesen, wie eine Reise in die schottischen Hochlande, jetzt allsommerlich das Ziel zahlloser Vergnügungsreisenden, vor kaum hundert Jahren von Schriftstellern, die an der Spitze der damaligen englischen Literatur standen, als eine gefahrvolle und höchst undankbare Strapaze mit den schwärzesten Farben geschildert worden ist. Die Freude an der Gebirgswelt, so selbstverständ-

*) Schaffhausen, Fr. Hurter, 1867. Erster Band. 365 S. kl. 8.

lich sie uns heute erscheint, ist neuern Datums. Ich glaube kaum, daß sich während des Mittelalters ein Beispiel von einer aus freien Stücken, um des Naturgenusses willen, unternommenen Bergbesteigung aufweisen ließe. Man darf es wohl aussprechen, daß die Empfindung, die in dem Dichterwort: Auf den Bergen ist Freiheit! Ausdruck gefunden hat, eine Besonderheit des modernen Menschen ausmacht, und daß sie ihre Quelle findet in dem freieren Verhältniß, in das die Menschheit nach dem Bruch der mittelalterlich-kirchlichen Weltanschauung zur Natur überhaupt getreten ist.

Die Literatur der Schweizer Reisen erfreut sich eines Ahnherrn von klassischem Ruf. Es ist der berühmte Züricher Philolog Conrad Geßner, der seiner im Jahre 1541 herausgegebenen gelehrten lateinischen Abhandlung über Milch und Käsereien (de lacte et operibus lactariis) einen Brief „über die Bewunderung der Berge" vorangeschickt hat. „So lange mir Gott Leben schenken wird", schreibt Geßner, „habe ich beschlossen, jährlich einige Berge oder doch einen zu besteigen, theils um die Gebirgs-Flora kennen zu lernen, theils um den Körper zu kräftigen und den Geist zu erfrischen. Welchen Genuß gewährt es nicht, die ungeheuren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeister an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat! Wie leer ist doch das Leben, wie niedrig das Streben derer, die auf dem Erdboden umherkriechen, nur um zu erwerben und spießbürgerlich zu genießen! Ihnen bleibt das irdische Paradies verschlossen." Diesen einfachen und wahren Worten gegenüber erscheint es auffallend, daß fast zwei Jahrhunderte später der Naturforscher Jakob Scheuchzer es noch nöthig fand, „zum Trost der Reisenden zu beweisen, daß ihre durch die schweizerischen und andere hohe Gebirge vorzunehmenden Reisen mit mehr Lust und weniger Arbeit zugehen als auf der Ebene". „Die eigentliche Ursache dieser Begebenheit", sagt der gründliche Mann in seinem altfränkischen Deutsch, „besteht kurz darin: Weil bei abwechselnder Auf- und Absteigung alle Glieder des Leibes in Bewegung kommen, aber nicht alle zugleich, sondern also, daß, wenn die einen Mäuslein arbeiten, andere, so kurz zuvor sich abgemattet haben, ruhen können, und in der Zeit, da diese an Dantz müssen, jene hergegen durch diese Ruhe wiederum sich erholen. Nebst dem ist in Betrachtung zu ziehen, daß durch fortgesetzte Bewegung aller Leibs-Zäsern der Lauff des Geblüts und der Geistern Einfluß merklich befördert wird, welches nicht wenig zur Gesundheit der fremden Reisenden beiträgt, sowohl als denen Einwohnern selbst, deren starke, ansehnliche und gesunde Leiber der ganzen Welt bekannt sind."

Das achtzehnte Jahrhundert gab, wie dem Reisen überhaupt, so auch dem Schweizreisen den eigentlichen Aufschwung; es verlieh zugleich der schweizerischen Reiseliteratur seine kosmopolitische Bedeutung durch eine Reihe erlauchter Namen, in denen alle Kulturvölker stattlich vertreten sind. An die Engländer Bischof Burnet, den Geschichtschreiber der Glorious Revolution, und Addison, reiht sich unser Klopstock mit der berühmten Ode auf den Züricher See, reiht sich vor Allen Goethe mit den unvergleichlichen Schilderungen der Herbstreise von 1779. Und kaum minder bekannt als diese Briefe vom Verfasser der „Leiden des jungen Werther", sind die hinreißenden Beschreibungen, mit denen Rousseau in der „Nouvelle Héloïse" den Genfer See und die ihn umkränzenden Felsen verherrlicht hat. Wunderlich genug ist es, daß Chateaubriand die Opposition gegen die wachsende Begeisterung für das Hochgebirge führt. Er machte 1805 eine Reise nach dem Montblanc und gab seiner Enttäuschung unverhohlenen Ausdruck. Er fand, daß den einförmigen und einfarbigen Bildern, die sich ihm boten, der Horizont fehle. Wer in Chamouny das prächtige Schauspiel eines Sonnenunterganges erwartet, wie man es in Lausanne haben kann, wenn die letzten Strahlen der Sonne die savoyischen Alpen vergolden, der fühlt sich getäuscht; er sieht, wie vom Boden eines Trichters, über sich ein kleines Stück blauen Himmel ohne andern Farbenton; die Sonne kann ja kaum zur Mittagzeit einen Blick über die Eisbarrière in's Thal werfen!

Uns Norddeutschen ziemt es, eines Landsmannes eingedenk zu sein, der für die neuere Generation der eigentliche Entdecker der Schweiz mit ihren großen Reisezielen geworden ist. Es ist der Arzt und Naturforscher J. Gottfried Ebel aus Züllichau (1764—1830), dessen 1793 erschienene „Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen" die Grundlage der besseren modernen schweizerischen Reisehandbücher geworden ist. „In Ebel", sagt sein Biograph, der Historiker Heinrich Escher von Zürich, „vereinigte sich der Naturforscher, der Arzt, der Politiker, der prüfende Statistiker, der Geschichtskenner, der philosophische Menschenbeobachter, mit dem gefühlvollen, begeisterten Freunde der Naturschönheit. Darum eben waren seine Beobachtungen so tief und umfassend, ihre Resultate so wichtig; darum wußte er aus Allem zu lernen und überall Beziehungen zu erkennen, die nur vor vielseitiger Bildung und überlegenem Talente sich enthüllen. Was daher auch immer im Einzelnen von Anderen nachgetragen oder berichtigt worden ist, so hat ihn noch keiner in geistreicher und vielseitiger Auffassung und Behandlung des reichen Stoffes erreicht." Ebel, dem die Erforschung und Beschreibung der Schweiz allmählich zur Lebensaufgabe herangewachsen war, hatte dort, wie sein Zeitgenosse, der Magdeburger Heinrich Zschokke, sein zweites Vaterland gefunden.

Statt dem Verfasser in der Rundschau über die neuesten Werke, welche sich indessen auf die eigentlichen Noth- und Hilfsbüchlein, die „rothen" Schweizerführer, nicht erstreckt, weiter zu folgen, werfen wir lieber noch einen Blick auf die herrlichen Landschaftsbilder, die er dieser literargeschichtlichen Uebersicht folgen läßt. Da sind alle Gebiete des an Gegensätzen jeder Art so überreichen Schweizerlandes vertreten: die deutsche, die französische und die romanische Schweiz; die heimeligen Gebirgsthäler der Urkantone und die Schloß- und Klosterruinen auf den lieblichen Höhen des Aar- und des Thurgau. Das Hirten- und Touristenleben in den Ormontsthälern des Waadtlandes beginnt den Reigen; als deutsche Gegenstücke hierzu können die Skizzen aus dem Entlibuch und aus dem Maderanerthal angesehen werden, während das romanische Gebiet auf den Wanderungen durch das Bündener Land betreten wird. Eine sehr anziehende Schilderung ist dem Walensee gewidmet, bekannter als Wallenstädter See, und in Norddeutschland von schlimmem Andenken als Grabstätte Heinrich Simon's, der im Sommer 1860 dort auf rüstiger Schwimmfahrt unterging. Und wenn an die Ruinen des alten Dynastenschlosses Froburg und an die, jetzt modernem Gewerbfleiße dienstbar gewordenen Räume der Benediktiner-Abtei Fischingen sich die Legenden des Mittelalters anknüpfen, so sind die Wechselfälle neuester Zeit, die sich mit den Namen der Erziehungsanstalt zu Reichenau in Graubünden und des Schlößchens Arenenberg im Thurgau verbinden, kaum weniger reich an wunderbaren Geschicken. Beide Asylstätten, die des Orleaniden und die des Napoleoniden, von denen der Eine dem Andern in der Herrschaft auf dem schwanken Throne

Frankreichs folgen sollte, leuchten als Merkzeichen des edeln Rechts, das die freie Schweiz zum sichern und getreuen Port für die Schiffbrüchigen der europäischen Staatsumwälzungen macht.

„Die Schweiz, das Land der Gegensätze", ist die Schlußbetrachtung des kleinen Buches betitelt. Sie hebt in rascher Ueberschau vornehmlich diejenigen Kontraste hervor, die dem sozialen und politischen Leben der Schweiz ein gut Theil seiner Frische, Fülle und Mannichfaltigkeit verleihen. Als im J. 1848 das Verhältniß der Eidgenossenschaft eine neue und festere staatsrechtliche Gestalt erhielt, hat es nicht an Leuten gefehlt, die in der kräftigeren Zusammenfassung der Bundesgewalt den Untergang der kantonalen Selbständigkeit und damit den Ruin der eigentlichen Schweizerfreiheit entdecken wollten. Diese Unglückspropheten sind durch eine zwanzigjährige segensreiche Entwickelung glänzend widerlegt worden. So wenig ist die Souveränetät der Kantone beeinträchtigt worden durch den Bundesstaat, daß sich in ihnen nach wie vor die Eigenart ihrer Bewohner auf das Ursprünglichste, mitunter auch recht rauh und herbe, ausprägt. Noch heute befindet sich in den Händen der Kantone die Rechtsgesetzgebung und Rechtspflege, das Finanzwesen, die Polizei, das Schulwesen und die kirchlichen Einrichtungen. Fast für jedes dieser Gebiete ergiebt der Blick über die zweiundzwanzig Bundesstätchen ein wunderbar reiches Farbenspiel. Der Verfasser erinnert daran, wie beispielsweise im Strafrecht der Kanton St. Gallen ein modernes Gesetzbuch und eine treffliche, nach dem verbesserten Systeme eingerichtete Strafanstalt besitzt, während in unmittelbarster Nachbarschaft das Hirtenland der inneren Rhoden von Appenzell noch heute kein geschriebenes Strafrecht kennt, noch heut Geständnißhiebe im Kriminalverfahren als Wahrheits-Erforschungsmittel applizirt, und Gefängnisse aufzuweisen hat, die vor Jahrhunderten erfunden sein mögen, als man „schädliche Leute" einsperrte, um sie alsbald aufzuknüpfen oder zu köpfen oder „mit Abschied" über die Gränze zu schieben. Nicht minder grell sind die kirchlichen, die sozialen, die sprachlichen Gegensätze, die sich im Schweizerlande oft auf engem Raum vereinigt finden, und die trotz alledem friedlich und staatlich mit einander zu leben wissen. Nicht die Abstammung, nicht gemeinsame Sitte und gleicher Glaube sind es, welche die Schweiz, diesen sehr realen Begriff, zusammenhalten, sondern die geschichtliche Entwickelung und der Rechtsstaat, der hier in der That „die Krönung des Gebäudes" genannt werden darf. „Der Organismus des schweizerischen Staats- und Rechtslebens", so schließt unser Verfasser, „ist durchaus nicht frei von Gebrechen und Störungen; die Helvetia hat unter ihren Kindern bisweilen Schmerzenskinder, wie Genf und Baselland, Büreaukratie kommt vor und auch eine rauhe Polizeiwirthschaft macht sich vorübergehend geltend; aber am Ende hat doch der alte Plato Recht, wenn er sagt, der Staat habe eine bewunderungswürdig starke Natur, wenn ihn das Recht durchströme."

P. D. Fischer.

Baltische Provinzen.

J. Eckardt und v. Treitschke über die baltische Provinzen.*)

Wir haben in Nr. 44 des „Magazin" eines geschichtlichen Urtheils des Professors von Treitschke über die baltischen Provinzen und einer polemischen Entgegnung darauf von Woldemar von Bock Erwähnung gethan. Eingehender hat Herr Julius Eckardt, zur Zeit Redakteur der „Grenzboten", früher der „Rigaer Zeitung", dasselbe berichtigt und, wir können wohl behaupten, widerlegt; das geschieht in einem offenen Sendschreiben, welches in des Verfassers kürzlich erschienenem Werke: „Baltische und russische Kulturstudien" aufgenommen ist. Bei der Hartnäckigkeit, mit welcher man im deutschen Mutterlande an den absprechenden Vorurtheilen gegen unsere Stammgenossen an der Riga'schen Bucht und gegen die dortigen Bauernvölker festhält, können wir nicht umhin, auch von dieser sachkundigen und unbefangenen, obwohl warmen Vertheidigung der näheren Landsleute des Herrn Eckardt den Lesern dieser Blätter einige Hauptpunkte vorzuführen.

Die Untersuchung der älteren geschichtlichen Verhältnisse bis zur Eroberung Livlands durch Gustav Adolf, um 1621, übergehen wir, da über sie die Urtheile mehr übereinstimmen; jedoch fügen wir den Beweisen des Herrn Eckardt für die zur Zeit der deutschen Herrschaft im Mittelalter ganz wohl erhaltene Volkskraft der Esten nach den „Livländ. Beitr." I, 2. S. 268, noch den Fingerzeig hinzu, daß dieselben noch um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, also zweihundert Jahre nach der ersten Fußfassung der Deutschen im Lande, sich in einem gewaltigen Aufstande erhoben und nur durch Aufbietung der ganzen Ordensmacht mühevoll wieder unterworfen werden konnten. Und was dann die angeblich unmenschliche Behandlung der Bauern in der darauf folgenden Zeit betrifft, so heben wir zu deren Beleuchtung einen Satz aus Richter, Geschichte der Ostsee-Provinzen II, 1. S. 12, heraus: „Die Russen (unter Iwan dem Schrecklichen um 1568) rächten sich grausam an den wehrlosen Bauern, weil sie den Deutschen anhingen."

Ueber die schwedische Periode spricht sich Herr Eckardt folgendermaßen aus: „Sie brachte Livland mannigfache Segnungen: die Gründung der Universität Dorpat und verschiedener Gymnasien, die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse, eine vollständige Katastrirung des gesammten livländischen Grundes und Bodens, endlich die Beschränkung der Leibeigenschaft, deren vollständige Aufhebung nur durch den nordischen Krieg verhindert wurde ..... Wiederum erlag ein großer Theil der Menschen und ihrer Thiere den Verheerungen der Pest, der Hungersnoth und der Waffen, wiederum verschwanden blühende Städte vom Erdboden, wiederum wurde durch Jahre nicht gesäet und nicht geärndtet, sondern unbarmherzig zerstört, was der Fleiß des Bauern und die Sorgfalt der schwedischen Regierung mühsam geschaffen hatten. Von je fünf Landpredigern blieb Einer übrig, von zwanzig Geistlichen der Stadt Riga überlebte Einer die Schrecken der Belagerung von 1710; die Armuth war so groß, daß selbst adelige Familien bettelnd von Hof zu Hof zogen und die hohen Steuern, welche Peter d. Gr. seiner Kriegsnöthe wegen erheben mußte, nur durch Verkauf eines Theils der fahrenden Habe aufgebracht werden konnten."

Hr. v. Treitschke hatte folgenden Ausspruch gethan: „In diesen Jahrhunderten der Kriege gelangte der baltische Adel zu seiner Selbständigkeit, ein Geschlecht, herrisch gegen die Bauern, ausgestattet mit dem Rechte der fliegenden Jagd und zahlreichen andern adeligen Vorrechten, zähe haftend an den alten Sitten mittelalterlicher Gastfreundschaft gegen Gäste und Krippenreiter — ein Geschlecht von Deutschen freilich, doch mit einer Sprache, welche seit Luther's Tagen aller Lebenskraft entbehrt, arm und ärmer wird, mit einem geistigen Leben, das an Gustav Adolf's

*) Baltische und russische Kulturstudien aus zwei Jahrhunderten. Von Jul. Eckardt. Leipzig, Duncker und Humblot.

edler Schöpfung, der Hochschule Dorpat, kümmerlich zehrt. Als dann Peter d. Gr. und Katharina II. die deutsche Pflanzung ihrem Zepter unterwarfen, da brachte die neue Herrschaft zwar den einen Segen des lang entbehrten Friedens" u. s. w.

Gegen diese Darstellung Widerspruch erhebend, fährt Eckardt fort: „Es wird sich schwerlich nachweisen lassen, daß der baltische Adel des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts von dem Deutschlands wesentlich verschieden gewesen; wohl aber ließe sich behaupten, daß die Edelleute der baltischen Ritterschaft auch des 18. Jahrhunderts mannigfache Vorzüge vor ihren deutschen, zumal preußischen Standesgenossenschaften aufzuweisen hatten.... Während die preußischen Monarchen des vorigen Jahrhunderts im Sinne der Civilisation und Kultur vorgingen und bei dieser Arbeit im Adel — vom Heere abgesehen — kaum irgendwelche Unterstützung fanden, herrschten in dem Rußland des achtzehnten Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen Frauen, die das Regiment in die Hände ehrgeiziger, meist unwürdiger Günstlinge legten. In dieser Epoche, in welcher der russische Staat völlig außer Stande war, Etwas für die Kultur seiner Unterthanen zu thun, ist es fast ausschließlich der baltische Adel gewesen, welcher die Aufrechterhaltung deutschen Rechts, deutscher Sprache und protestantischer Religion in den Ostsee-Provinzen trotz zahlloser Gefahren und Hemmnisse ermöglicht hat und der Träger einer Art von Fortschritt gewesen ist.... Sich mit wahrhaft aristokratischem Sinn an die Spitze einer Reformbewegung zu stellen, war der baltische Adel, der durch Jahrhunderte nur Druck und Noth gekannt hatte, allerdings außer Stande. Während aber das preußische Junkerthum der Aufklärungs- und Reformarbeit des großen Königs mißgünstig zusah und keinen anderen Beruf als den Kriegsdienst kannte, vermochte der baltische Adel doch langsam an den Zuständen seiner Heimat zu bessern und dem Hasse der nationalrussischen Günstlinge die Stirn zu bieten. Daß das Kirchenwesen geordnet, der Grund zum Volksunterricht gelegt, eine Art von Justiz geübt, wenigstens eine gelehrte Schule in Livland erhalten wurde, war dem Adel allein zu verdanken. Die Aufhebung der Leibeigenschaft unterlassen, später gehemmt zu haben, war allerdings seine schwere Schuld. Aber hat irgend eine deutsche Ritterschaft sich freiwillig ihrer Privilegien und Herrenrechte begeben?..... Aber dieselben Männer, welche die Emancipation der Bauern hinderten, haben doch wenigstens politischen Menschenverstand genug besessen, um unermüdlich auf die Kodifizirung des baltischen Rechts hinzudrängen, das damals eine in verstaubten Folianten begrabene Geheimlehre war, für Wege und Straßen zu sorgen, die Aufrechthaltung der alten Verfassung und den Zusammenhang mit der deutschen Kultur unermüdlich im Auge zu behalten und zu diesem Zweck die Regierung unablässig mit dem Gesuch zu drängen, ihnen die Wiederherstellung der Universität zu gestatten."

Wir können an dieser Stelle nicht unterlassen, noch besonders darauf aufmerksam zu machen, wie groß der Unterschied des Verhältnisses der Landstände des achtzehnten Jahrhunderts zu der Regierung hier und anderweitig ist. Während namentlich in Deutschland die Regierungen damals überall die Kultur und den Geistesfortschritt betrieben und die verknöcherten Stände beides zu verhindern suchten, mußten umgekehrt die Stände von Livland und Ehstland damals jeden Fuß breit der Entwickelung zum Besseren mühsam der mißgünstigen Regierung abringen. Kam dann endlich etwas zu Stande, wie die Herstellung der Hochschule zu Dorpat 1802, so wurde die Ehre davon den russischen Kaisern zugeschrieben. Es war nicht viel anders mit der Bauernbefreiung, welche zwar nicht von den baltischen Ritterschaften in ihrer Gesammtheit, aber doch von einer allmählich anwachsenden Partei in ihrer Mitte betrieben und endlich 1804 und 1819 durchgesetzt wurde. Alexander I. hat dazu fast nichts weiter gethan, als seine Zustimmung ertheilt; nichtsdestoweniger wird er jetzt von den Russen und leider auch von den Deutschen als der Befreier der Letten und Ehsten von ihren angeblichen Tyrannen bezeichnet.

Eckardt klärt hierauf die merkwürdig dunkle Vorstellung von Treitschke's über die Bedeutung der Universität Dorpat auf. „Die edle Schöpfung Gustav Adolf's" sei eine „schwedische Anstalt" gewesen, welche der deutschen Bildung nicht zu gut kam. Im nordischen Kriege sei sie untergegangen und erst 1802 als deutsche Hochschule wiederhergestellt. Sie habe bei allem Druck und allen Hemmungen, welche von der russischen Regierung bald mehr bald weniger gegen sie ausgeübt worden, „die Fahne deutscher Bildung und Wissenschaft siegreich zu vertheidigen gewußt und zu allen Zeiten Glieder gezählt, welche dem deutschen Namen die höchste Ehre gemacht haben". „Die Mehrzahl aller Aerzte, akademischen Lehrer, Pharmaceuten u. s. w., welche es in Rußland zu hervorragenden Stellungen gebracht, seien Dorpater Zöglinge gewesen, und in früherer Zeit habe selbst ein nicht unbedeutender Theil der national-russischen Staatsmänner und Militärs der Embach-Hochschule angehört. Darf ein geistiges Leben „kümmerlich" gescholten werden, das auf das gesammte russische Reich segensreichen Einfluß geübt und sich zugleich gegen den mächtigen Andrang der russischen Demokratie siegreich gewehrt hat? Es sind noch nicht 200,000 Deutsche in den Ostsee-Provinzen, und doch versorgen dieselben das ungeheure Reich seit Jahrzehnden mit bildenden Kräften, bestreiten alle Gebiete des geistigen Lebens ihrer Heimat mit geistigen Kräften".

„Was endlich das von meinen Landsleuten gesprochene und geschriebene Deutsch anlangt", sagt Eckardt gegen den Schluß des Aufsatzes, „so muß ich gestehen, daß ich den Vorwurf der Verarmung und des Absterbens, der demselben gemacht wird, nicht recht verstehe. Daß der Kolonist nicht aus jener Fülle des Volkslebens schöpfen kann, die den Besitz eines nach Jahrtausenden zählenden geschlossenen Volksthums zur Voraussetzung hat, versteht sich von selbst. Rein und unverfälscht ist die Sprache, welche am Riga'schen Meerbusen gesprochen wird, geblieben. Die Bücher und Zeitschriften, welche am Embach und an der Düna gedruckt werden, geben in sprachlicher Beziehung den Publikationen, die an der Spree oder Leine das Licht der Welt erblicken, nichts nach und werden verstanden, so weit es Deutsche giebt" u. s. w.

Da wir es uns versagen müssen, unserer Neigung gemäß noch ausführlicher die interessanten Erörterungen des Herrn Eckardt wiederzugeben, so brechen wir hier ab und bemerken nur noch, daß er selbst in seinen Schriften Proben der deutschen Sprache aus Livland giebt, welche sich an Unverfälschtheit, an Wortreichthum und geschickter Handhabung mit derjenigen der besten Publizisten des Mutterlandes messen können.

Professor von Treitschke hat auf das offene Sendschreiben bereits im Augustheft der „Preuß. Jahrbücher" geantwortet. Aus dem Auszug aus dem Artikel, den Dr. Eckardt wiedergiebt, ersehen wir, daß er erhebliche stillschweigende Einräumungen macht, namentlich in Betreff des verkommenen Zustandes der Ehsten und Letten in der Gegenwart, wie in der Vergangenheit, und daß er auch diejenigen Behauptungen, die er noch in engeren Gränzen aufrecht zu erhalten sucht, nicht mit schlagenden

Gründen zu beweisen vermag. Wenn er z. B. dabei beharrt, daß in Altpreußen systematisch germanisirt worden sei, in Altlivland nicht, und wenn er für diese Behauptung als Beweis anführt, daß Herzog Albrecht von Preußen die Reformation mittelst deutscher Predigten, welche zur Stelle den Preußen übersetzt wurden, unter diesen habe einführen lassen, Herzog Gotthard von Kurland dagegen lettisch habe predigen und die hauptsächlichsten religiösen Schriften „in das Undeutsche bringen“ lassen, so trifft diese Anführung nicht zu. In Ostpreußen konnte in der deutschen Sprache im sechzehnten Jahrhundert mit den Urbewohnern mehr verhandelt werden, weil sie unter ihnen durch eingesprengte ländliche deutsche Ansiedler mehr verbreitet war, als in Kurland, wo dieselben ohne Schuld der Regierung ganz fehlten. Wo aber die Preußen geschlossen wohnten, dort wurden ihnen die religiösen Schriften ebenfalls übersetzt. Bekanntlich bilden diese Uebersetzungen jetzt fast die einzige Quelle für unsere Kenntniß der ausgestorbenen Sprache. Der Vergleich ferner zwischen dem baltischen und dem ostpreußischen und märkischen Adel, wie v. Treitschke ihn aufstellt und zu Ungunsten des ersteren ausfallen läßt, kann aus naheliegenden Gründen nicht aufgestellt werden, sondern zwischen dem baltischen und dem westpreußischen. Da tritt des ersteren Verdienst um Bewahrung seines Volksthums und der deutschen Kultur in das richtige, helle Licht, während der westpreußische beides verlor, zum Theil verrieth.

Wir würden es Herrn v. Treitschke zu größerem Verdienst und zu höherer Ehre angerechnet haben, wenn er, obgleich zur Zeit Professor der Geschichte, einen Irrthum in der Beurtheilung der baltischen Zustände und ihrer geschichtlichen Entwickelung bekannt hätte, als daß er fortfährt, unhaltbare Behauptungen aufrecht zu erhalten. E. K.

Süd-Amerika.

Ein Frauenroman der amerikanischen Wildniß.

Durch Neuheit und Eigenthümlichkeit zeichnet sich ein Werk von Frauenhand aus, das in der grünen Wildniß Süd-Amerika's wurzelt und mit frischer Farbe das Leben in den Pampas ausmalt. Wenn wir es nicht durch persönliche Bekanntschaft wüßten, würden wir niemals eine weibliche Feder vermuthet haben in diesem ruhigen und kraftvollen Redefluß, in dieser männlichen, objectiven Darstellungsweise und fast gelehrten Beurtheilung eines so wenig bekannten Bodens.

Die Verfasserin ist freilich schon durch ihre Geburt demselben angehörig; sie ist eine echte Argentinerin, eine Nichte des Diktators Rosas und heißt Eduarda de Garcia; ihr Gemahl ist bei der Gesandtschaft in Paris angestellt, und sie findet inmitten der geräuschvollen Geselligkeit, die eine solche Stellung mit sich bringt, noch reiche Muße genug, um ein so großartiges Werk, wie dies Leben in den Pampas, zu schreiben. Es verdient in Einer Reihe genannt zu werden mit den besten Erzeugnissen eines Sealsfield, Cooper u. s. w. Die ethnographischen Darstellungen erinnern sogar zuweilen an Humboldt's geniale Feder. Der Roman, als solcher, trägt dagegen die Merkmale einer echt weiblichen Auffassungsweise; er wird von der Macht der Empfindung beherrscht. Die Liebe, und zwar die des Mutterherzens, spielt eine große Rolle darin.

Das originelle Werk wird unfehlbar ein weit verbreitetes werden, da es den Lesern eine so neue Welt erschließt. Es liegt uns augenblicklich eine treffliche deutsche Bearbeitung desselben vor, die aus der Feder einer ebenso fleißigen als gewissenhaften Uebersetzerin geflossen ist; Fräulein Johanna Müllenhof hat von der Autorin die Genehmigung erhalten, das Werk zu veröffentlichen, und wird binnen Kurzem ihre überaus umfangreiche und schwierige Arbeit vollendet haben. Als Probe daraus lassen wir hier einen kurzen Auszug des ersten Kapitels folgen, welches ein Bild der Pampas enthält:

„Eine weite, unbegränzte Ebene entrollt sich vor unseren Augen; es ist eine unermeßliche, unabsehbare Wiese. Der Horizont ist unendlich, die bläulich grüne, äußerste Linie verschwimmt mit dem blauen Duft des Firmaments, das, wie ein starres Riesengewölbe aus Saphir, auch nicht die leiseste Spur einer Wolke an sich trägt.

„Es ist Mittag, und die Sonne des Südens sendet mit voller Kraft ihre glühenden Strahlen auf die Erde herab. Die Hitze ist erstickend und rings umher herrscht die tiefste Stille; der glühende Boden liegt wie athemlos in der sengenden Sonne. Die Wiese besteht aus kurzem, hartem, halb verdorrtem Grase kolossale Disteln erheben ihr Haupt, und der olivengrüne Nopal, eine riesige Cactusart, streckt seine starren, arabeskenartigen Zweige gen Himmel; er trägt oben auf seinem verschnörkelten Stiele eine Krone von hellgelben Blumen, die in der Sonne zu brennen scheinen.

„Die Wiese erinnert an den Urzustand nach der Sündflut sie wird von Zeit zu Zeit überschwemmt und dann rasch von der Sonne getrocknet, daß eigentlich immer ein heißer Dunst von Moder über ihr steht. Kein Baum, kein Blatt an einem Strauch gedeiht in diesem Boden; man ist erstaunt, daß überhaupt ein lebendes Wesen auf ihm verweilen und Nahrung finden kann. Und doch schläft die muntere Gazelle dort im dürren Grase, und das Sumpfschwein duckt sich in den Rest einer schlammigen Stelle von der letzten Ueberschwemmung her. Die buntgetigerte Kuh sucht sich, langsam schreitend, das wenige genießbare Gras, und wilde Pferde sprengen zuweilen daher. Die kleine, feingliedrige Thierwelt scheint nicht für die großartige, unabsehbare Einöde zu passen; man meint, nur vorweltliche Thiergestalten könnten mit ihren riesigen Körpern in dem weiten Rahmen der Pampas erscheinen.

„Die mächtige einsame Natur hat eine eigenthümliche Wirkung auf den menschlichen Organismus. Die Schwachen fühlen sich wie vernichtet durch diese gar zu starke Luft; dagegen empfinden die Starken eine Erhöhung und Erfrischung ihrer Lebensgeister, wenn sie die reinen Aetherwellen trinken die unvermischt und frei über die Einöden dahinwehen.

„In diesem regungslosen Meere von dürrem Grase werden, ebenso wie auf dem Ocean mit seinem bewegten Spiegel, alle Gegenstände in weitester Entfernung sichtbar. So wie sich ein kleiner Punkt am Horizonte zeigt, wird das Auge ihn erfassen und immer deutlicher sich gestalten sehen. So taucht jetzt eine Spur von Menschen-Anwesenheit in dieser Wildniß auf, ein Ochsengespann, wie es zur Zeit des babylonischen Thurmbaues vielleicht schon zum Fahren benutzt ward, schreitet langsam feierlich näher. In dem urweltlichen, kulturlosen Karren, der einer wandernden Strohhütte gleicht, liegt ein junger Mann, schön und kräftig von Gestalt, wie aus kaukasischem Stamme. Er ist ein Gaucho, ein Nomade der Pampas, der Viehzucht treibt, wie die Patriarchen; er führt seine Thiere durch die grüne Wiesenwüste in ihr Heim, er selbst hat keins, sein Stall ist ihm wichtiger als sein Haus.“

Ostindien.

Indische Sprüche, von Otto Böhtlingk.*)

„Der alten Inder Weisheitslehre — Spricht fremd uns an und doch verwandt; — Beredtes Lob der höchsten Wahrheit — Klingt märchenhaft aus diesem Land."

Mit diesen Worten, welche die Herausgeberin als Vorrede an den Bruder richtet, möchten auch wir die kleine Sammlung, die manches Körnlein tiefer Wahrheit in anziehender Form enthält, dem Publikum empfehlen. Ja, fremd spricht uns die alte Weisheit der Inder an und doch verwandt, fremd ist die Form, verwandt der Inhalt. Alle Wahrheit ist schließlich doch nur Eine, ob sie an den Gestaden der nördlichen Meere in dunklen Systemen europäischer Philosophen, oder in sinnigen Sprüchen an den Ufern des Ganges und Indus von den Hütern und Pflegern altindischer Weisheit gepredigt wird. So begegnen wir denn auch hier nicht neuen Anschauungen über das ewiggiltige Sittengesetz, über Gott, über Unsterblichkeit, über das Leben und seine mannigfachen Beziehungen, aber wir treffen auf die auch uns bekannten Wahrheiten und Sprüche in anderer, nur dem Morgenlande eigener Form, die ihnen einen hohen Reiz verleihen, und leicht könnte es uns werden, aus den fünfhundert und zwei Kernsprüchen einzelne mitzutheilen, welche dieses Urtheil bestätigen würden.

Statt solcher Blumenlese wollen wir hier nur auf eine Differenz aufmerksam machen, welche in dem Unterschiede des Morgen- und Abendlandes begründet ist; es ist die Stellung der Frau in der Gesellschaft. Die auf dieses Thema bezüglichen Sprüche der Inder haben deshalb auch fast durchgehends nicht nur etwas Fremdartiges für uns in der Form, sondern auch in ihrem Inhalt. So treffen wir gleich auf S. 2 im 4. Spruch auf einen Gedanken, der uns doch etwas seltsam und hart erscheinen mag: „Ein Mann, den Weiberworte treiben, hält Unthunliches für thunlich, Unerreichbares für leicht zu erreichen, nicht Eßbares für eßbar." So mag auch der 21. Spruch uns — was die in ihm erwähnten Lehrer und Frauen betrifft — etwas ungewöhnlich erscheinen: „Fürsten, Feuer, Lehrer und Weiber bringen in allzu großer Nähe Verderben, aus der Ferne aber keinen Nutzen; daher verkehrt man mit ihnen in mittlerer Entfernung." Noch weniger möchten wir die beiden folgenden Sprüche unterschreiben: 33. „Man sagt von Frauen, daß sie den Gundscha-Beeren gleichen, indem sie im Innern voll Gift, von außen aber lieblich seien." Und Spruch 37: „Fliehe schon von fern, o Freund, vor dieser von Natur furchtbaren Schlange Weib; seine Seitenblicke sind ihres Giftes Feuer, seine muthwillige Ausgelassenheit ihre aufgeblasene Haube. Die von einer gewöhnlichen Schlange Gebissenen können durch Arzneien geheilt werden; wen die bewegliche Schlange Weib gepackt hat, den geben die Beschwörer auf." Doch das sind Divergenzen, welche aus der Stellung des Weibes im Morgenlande mit Nothwendigkeit resultiren, die aber hier, in so drastischer Weise ausgesprochen, das Interesse der Sammlung nur noch erhöhen.

*) Indische Sprüche. Uebersetzt von Otto Böhtlingk. In einer Blütenlese herausgegeben von seiner Schwester. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1868. (VI u. 112 S.)

Kleine literarische Revue.

— **Generalsuperintendent Hoffmann über religiöse Fragen der Zeit.** Zu seinem kürzlich auch in diesen Blättern besprochenen Werke: „Deutschland einst und jetzt im Lichte des Reiches Gottes", hat Herr Generalsuperintendent Dr. W. Hoffmann in Berlin einen Nachtrag „ein zurückgelegtes Kapitel": „Deutschland und Europa im Lichte der Weltgeschichte" herausgegeben*). Von demselben Standpunkte, von welchem in dem Hauptwerke die geistig-religiöse Arbeit Deutschlands historisch dargestellt wurde, werden in diesem Nachtrage „die Arbeit Europa's in der Weltgeschichte", die geistig religiösen Beziehungen Spaniens und Portugals, Italiens, Frankreichs und Englands zu Deutschland einerseits und zu Rom andererseits, die deutschen Einflüsse auf Dänemark, Schweden und Norwegen, auf die Niederlande, Belgien und die Schweiz, die kulturgeschichtlichen Beziehungen Deutschlands zu Rußland, dem Orient und Amerika einer eingehenden Charakteristik unterzogen, der überall eine, wenn auch streng dogmatische, doch auch ebenso wissenschaftliche als humane Anschauung zum Grunde liegt. Wir citiren, als Beleg, den nachfolgenden Ausspruch in Bezug auf die Aufgabe der deutschen Reformation: „Die Gewinnung einer evangelischen Volkskirche ist und bleibt die Aufgabe der deutschen Reformation; ohne diese muß Deutschland in seinem innersten Herzen entzweit und zerrissen bleiben. Alle Einheit Deutschlands bleibt eine unbefriedigende Vorstufe, so lange dieses Ziel nicht mit ganzem Ernst in die Augen gefaßt und angestrebt wird." Hoffmann erklärt dabei ausdrücklich, daß zu denjenigen deutschen Theologen, die ein solches Ziel angestrebt, vorzugsweise auch Schleiermacher gehört habe, der „den gesunden Rationalismus und den reformatorischen Glauben versöhnt hat."

Der Verf., der dem verewigten Könige Friedrich Wilhelm IV. sehr nahe gestanden, theilt eine bisher noch nicht bekannte Aeußerung dieses Monarchen in Bezug auf das neue römische Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Maria mit. Er erzählt (S. 231): „Der König Friedrich Wilhelm IV., dessen weites Herz für alles Christliche, auch wie es in der römischen Kirche sich findet, so sehr allgemein bekannt ist, daß nicht Wenige ihm eine Hinneigung zu der letzteren fälschlich zuschrieben, war über diesen Schritt, den er eine „Lossagung von gemeiner Christenheit" nannte, so empört, daß auch seine persönliche Verehrung für Pius IX. ihn nicht über das Gefühl der Pflicht hinwegheben konnte, diesen Schritt von Seiten der evangelischen Welt nicht unbemerkt zu lassen. Er sprach seine Ueberzeugung aus, daß von allen Kanzeln der evangelischen Christenheit in Europa und in Amerika ein kurzes, ernstes Wort darüber gesprochen werden müßte, daß man die katholische Kirche im Ganzen nicht mehr als eine auf festem Grunde der göttlichen Schriftoffenbarung mit ihren Hauptwurzeln ruhende betrachten könne, wenn man auch den einzelnen Angehörigen derselben nicht anders als bisher ansehen müsse. Ja, er erklärte, es müsse ein redlicher Katholik diese Kirche nach solchem Schritt eigentlich verlassen. Seine Absicht war, mit der englischen, schwedischen, dänischen Kirche Hand in Hand darin zu gehen und die preußische Landeskirche dann an die übrigen deutschen evangelischen Kirchen sich wenden zu lassen. Es wurden auch einleitende Schritte gethan, aber Schwierigkeiten, die in der Verfassung

*) Berlin, Stilke u. van Muyden, 1869. (XII und 253 S. gr. 8.)

der englischen Staatskirche lagen, ließen es zu dem entscheidenden Akte nicht kommen, so daß der König mit Schmerz davon abstand, weitere Verhandlungen zu pflegen."

— **Protestantismus gegen Orthodoxismus.***) Herr Prediger Richter vertheidigt in der vorliegenden Druckschrift den Protestantismus gegen die Beschuldigungen des Orthodoxismus, indem er seine Schrift als Nothwehr gegen die bekannte Erklärung der Friedrich-Werderschen Kreissynode bezeichnet, weil diese Erklärung kein berechtigtes Bekenntniß, sondern ein unberechtigter Angriff auf diejenige christliche Glaubensansicht sei, welche Hand in Hand mit fortgeschrittener und fortschreitender Wissenschaft das Christenthum erfaßt. Dieser Glaubensansicht wolle jene Synode die christliche Berechtigung absprechen, in ihrer Erklärung sogar behauptend, die Gegner könnten nur vor Unkundigen es wagen, die christlich-biblische Weltanschauung durch ein anderes, unerwiesenes Weltbild zu ersetzen.

Die Motive seiner kräftigen Erwiederung entwickelt Herr Prediger Richter in fünf Hauptabtheilungen, denen Folgendes möglichst kurz entlehnt wird:

Daß die heilige Schrift alten und neuen Testaments Wort Gottes sei, sei den Kirchen der Reformation ebenso wenig bekannt, als in der heiligen Schrift selbst gelehrt worden. In der lutherischen Kirche stehe allen Christen das Recht zu, die Schriften alten und neuen Testaments nach dem Evangelium Christus zu richten. Der Versuch, die historische Kritik hiervon abzusperren, sei unberechtigt. — Gegen die ausschließende Berechtigung des Wunderglaubens wird, neben Jesu so überaus klar lautenden Aussprüchen, Beziehung auf Luther genommen, welcher in seiner Vorrede zur Epistel Pauli an die Römer diese Epistel das allerlauterste Evangelium nenne, obwohl darin die Wunder Christi nicht einmal angedeutet seien. — Sehr treffend bemerkt Herr Richter: Wollte die Kirche der Volksbildung entgegen treten, der Wissenschaft Einhalt oder Umkehr gebieten, so würde das Gebiet der Schule säcularisirt werden müssen, wie die Ehe bereits säcularisirt worden sei. Ueber den Glauben an die Person Christi macht zunächst Herr Richter darauf aufmerksam, wie der Protestanten-Verein die Berechtigung der orthodoxen Ansicht friedlichst zulasse, dagegen die Berechtigung der anderen Ansicht auch aus den historischen Schriften der Kirche darzuthun vermöge. Es wird hierfür sehr gründlich der Beweis angetreten, und hiernach untersucht, wie die Apostel die Person Jesu glaubten, und wie Dieser selbst sie lehrte und geglaubt wissen wollte. Bei der innigsten Durchdringung seiner Berechtigung als der vorverkündigte Christ habe Jesus sich niemals anders als den Menschensohn genannt, der den Willen Dessen thue, der ihn gesandt habe, ohne den er nichts zu vollbringen vermöge. In Bezug auf die Union wird die Verdächtigung als ganz haltlos nachgewiesen, der Protestanten-Verein habe keine Berechtigung, sich zur Union zu bekennen, wonach Herr Richter seine, den Kampf nach allen Seiten mit erschöpfendster Gründlichkeit siegreich aufnehmende Schrift mit dem Wunsche schließt, es möchten die zerstreuten Glieder der protestantischen Kirche bald zu einem lebendigen Leibe vereinigt werden."**)

Fstr.

*) Das christliche Glaubensbekenntniß; Protestantismus gegen Orthodoxismus, von F. Richter, Prediger in Mariendorf. Berlin, Lobeck, 1868. (250 S.)

**) Im Anschlusse an die früher (Nr. 40) erwähnte Schrift des Herrn Prediger Thomas in Berlin, hat Herr Wilhelm Müller, Prediger an der Jerusalemer Kirche hier, zwei Predigten drucken lassen unter dem Titel: „Auch eine Antwort auf den Bann der Pastoral-Conferenz", die in tief erwärmenden und von klarer Ueberzeugung getragenen Worten die kirchlichen Fragen berühren, welche jetzt die Gemüther im protestantischen Norddeutschland bewegen.

— **Ueber die Gesundheit der Seele***) hat der schwedische Dichter Bernhard von Beskow eine kleine Schrift verfaßt, welche sich eng an Feuchtersleben's „Diätetik der Seele" anschließt, aber sonst nicht viel Neues über den Gegenstand enthält. Nach des Verfassers Ansicht kommt es für das Wohl der Seele weniger auf die Ausbildung der Intelligenz an: „Man könne von vielen Personen sagen, daß sie mit zunehmender Intelligenz unvernünftiger werden." ... „Das Prinzip des Bösen, Schlechten, welches die moralische Veredlung erstickt, ist dasjenige eines lasterhaften Willens. Nur wenn man den Willen frühzeitig läutert, wird man dem Zug der Leidenschaften widerstehen können. Die Macht eines geläuterten, bis zur Vollkommenheit gesteigerten Willens ist groß genug, die Sterblichen zu einer solchen moralischen Höhe zu leiten, daß ihnen der Schmerz und selbst der Tod eine Erquickung, ja ein Triumph wird."

— **Wilh. Bornemann's plattdeutsche Gedichte.****) Bornemann ist lange vor Fritz Reuter und Klaus Groth ein volksbeliebter Vertreter der plattdeutschen Sprache und Poesie gewesen. Seine Gedichte, die jetzt in siebenter Auflage vor uns liegen, sind zur Zeit von einem seiner Nachkommen aus seinen nachgelassenen Papieren vermehrt worden und können auch heutzutage noch, da sie das Gepräge ihrer poetischen Ursprünglichkeit und Jugend sich bewahrt haben, auf eine ebenso zustimmende Aufnahme im Publikum rechnen, wie vor fünfzig, vierzig und dreißig Jahren, als sie einzeln in der Spener'schen oder Vossischen Zeitung, bei Gelegenheit öffentlicher oder geselliger Feste, zum erstenmale gedruckt erschienen. Wir erinnern uns speziell des durchschlagenden Eindruckes, den die Gedichte Bornemann's auf den „ollen Fritz" im Berliner Publikum machten:

Gevaddern! nu moal bitchen still!
Von ollen Fritz, den König, will
Ick as en Ogentüg vertellen,
Dât Ju de Herzen puppern söll'n.

De olle Fritz, — potz Schlag in't Huus!
Dât was en König as en Duus!
Groot von Gestalt just was he nich,
Aem satt dât Groote innerlich.

. . . .

Dât glöb' ick fest: Sô'n König as
Uns' olle Fritz von Prüßen was —
Is noch nich west, un kümmt vörwoahr
Nich wädder in manch Dusend Joahr.

Un ick will danken allebeet
Bet an myn End den leewen Gott,
Dât noch toglliek myn Lebenspaß
Mit Fritz — den Königskönig — was.

*) Bernhard v. Beskow: Die Gesundheit der Seele. Deutsch von Ed. Prätorius. Frankfurt a. M., F. Boselli, 1868.

**) Wilhelm Bornemann's Plattdeutsche Gedichte. Aus den hinterlassenen Handschriften gesammelt und herausgegeben von Carl Bornemann. Siebente Auflage. Mit dem Bildnisse des Dichters. Berlin, R. v. Decker, 1868.

— **Poetische Illustrationen von Georgy und Füllhaas.***) In diesem kleinen, zierlich ausgestatteten Album dienen die Illustrationen weniger zur Erläuterung der darin enthaltenen Gedichte von Schiller, Göthe, Rückert, Heine, Wilh. Müller, Eichendorff und vieler anderen deutschen Poeten, als zur eigenen Einführung durch die genannten Dichter. Es ist in der That eine Galerie anmuthiger, romantischer Landschaften und Blumen, lieblicher Kinder, schöner Frauen und sittiger Liebesbilder, welche die Herren Füllhaas und Georgy gezeichnet und gestochen haben und denen eine Auswahl der besten deutschen Gedichte als Erläuterung dient.

— **„Deutscher Humor in Poesie.“****) C. F. Amelang's Verlag (Fr. Volckmar) in Leipzig sagt in der Einleitung dieses Buches: „In Folge einer anspruchslosen Vorliebe für poetischen Humor haben wir uns bestrebt, ein Büchelchen hervorzurufen, in welchem durch die entsprechende Auswahl der Gedichte und durch künstlerisch ausgeführte Illustrationen sich im raschen Wechsel ein Reich der Heiterkeit erschließen dürfte.“ Die Absicht war besser, als der Stil der Einleitung und die Ausführung dieser Absicht. Die Illustrationen von Oskar Pletsch und J. Füllhaas sind allerdings vortrefflich, aber die Gedichte, zum Theil aus trivialen Berliner Theatercouplets und unfeinen Liedern bestehend, zeigen nichts weniger als poetischen Humor. Die besten Stücke der Sammlung sind noch die alten Gedichte von Gellert, Goethe, Pfeffel, Blumauer, Lichtwer, Langbein und Chamisso, sowie einige verjährte deutsche Volkslieder. Wir bedauern, daß sowohl die Zeichner als die Verlagshandlung mit ihrer Vorliebe für poetischen Humor, Kunst und Mühe so verschwendet haben.

— **Mongolische Märchen abermals.** Dem deutschen Publikum sind zwar schon so viele Märchen aus allen Welttheilen geboten worden, daß es in unserer sehr ernsthaften Zeit von dieser Speise übersättigt sein könnte. Demungeachtet dürfte es noch kindliche Gemüther geben, die in Zeiten der Erholung von Sorgen politischer und sozialer Art solche harmlose Kinder der Phantasie gern auf ihrem Schooße schaukeln. Dahin gehört denn auch die neueste, von Prof. Jülg zu Innsbruck an's Licht gestellte Sammlung mongolischer oder vielmehr indischer Märlein in mongolischem Gewande, und mit gewissenhafter Treue in's Deutsche übersetzt. Sie enthält einen Anhang zu dem früher publizirten Siddhi-Küür und den bisher wenig gekannten kleinen Cyklus, welcher nach einem Könige Ardschi-Bordschi benannt ist. Während im Siddhi-Küür ein von einem Dämon beseelter Leichnam der Erzähler ist, übernimmt dieses Amt in dem anderen Märlein-Reigen eine mystisch beseelte — Holzfigur. Der hohe Zuhörer hätte nämlich von Herzen gern auf einem goldenen Throne sich niedergelassen, dem aus irgend einem Hügel zu Tage gekommenen vorweltlichen Sitze des hochheiligen Wikramâditja. Aber die 32 an den Stufen des Thrones befestigten Holzpuppen verwehren es ihm in ziemlich unehrerbietiger Weise, und eine derselben führt der Majestät durch erzählte Musterhandlungen des großen Herrschers der Vorzeit zu Gemüthe, wie kümmerlich es in dieser Beziehung um ihn, seinen späteren Nachfolger, steht, und wie wenig er es verdiene, seine Sitztheile mit dem hehren antiquarischen Fund in Berührung zu bringen. — Der sauber und deutlich vorgedruckte Text verdient den Dank eines jeden der sehr wenigen Pfleger mongolischer Sprache. Doch hat Herr Jülg auch für eine Sonder-Ausgabe der Uebersetzung gesorgt, das Exemplar zu Einem Thaler. Einen Theil der Druckkosten hat die Wiener Akademie der Wissenschaften übernommen.

*) Souvenir. O frage nicht. Von Georgy und Füllhaas bildlich erläutert. Leipzig, Amelang's Verlag (Fr. Volckmar), 1869.

**) 85 Gedichte mit Illustrationen von Oskar Pletsch, J. Füllhaas u. A. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag (Fr. Volckmar), 1869.

Literarischer Sprechsaal.

Die „Gartenlaube“ bringt in ihrer Nr. 50 ein die edeln, menschenfreundlichen und geistvollen Züge des verewigten Wilhelm Adolf Lette († am 5. Dec. 1868) wiedergebendes Bild dieses hochverehrten Mannes, begleitet von einer biographischen Skizze aus der Feder von Max Ring. „Unser Präsident“, ist diese Skizze treffend überschrieben, denn das Volk von Berlin war gewohnt, ihn so zu nennen, weil es ihn fast in allen, die sittlichen und die materiellen Interessen des Volkes im Sinne der humanen Bestrebungen unserer Zeit fördernden Vereinen an der Spitze, als Vorsitzenden, sah. Ein Theil dieser Vereine, wie der „Centralverein in Preußen zum Wohl der arbeitenden Klassen“, der große „Berliner Handwerkerverein“, der „Pestalozzi-Verein“, der „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“, wurde durch die Initiative Lette's in's Leben gerufen, und andere, wie der „Verein für Berliner Volksküchen“, das „Victoriastift für Erzieherinnen“, haben ihre gegenwärtige erfreuliche Wirksamkeit und Blüthe wesentlich seiner Theilnahme an ihren Bestrebungen zu verdanken. Es kommt zu alledem die öffentliche zwanzigjährige Wirksamkeit Lette's als Abgeordneter des Deutschen Parlamentes, des Norddeutschen Reichstages und des Preußischen Abgeordnetenhauses, seine unabhängige, wiewohl stets loyale Gesinnung als Staatsbeamter, um es auch Auswärtigen leicht erklärlich zu machen, daß bei seinem Leichenbegängnisse Hunderte von Bürgern Berlins es sich nicht nehmen ließen, trotz heftigen Sturms und Regens, die irdische Hülle „unseres Präsidenten“ von seinem Wohnhause hinaus nach seiner letzten Ruhestätte zu tragen.

Die im Bibliographischen Institut zu Hildburghausen erscheinenden, von Heinrich Kurz herausgegebenen Goethe- und Schiller-Ausgaben sind nunmehr, die Erstere in musterhafter, gedrängter Form bis zum neunten und die Letztere bis zum dritten Bande gediehen. Dieser dritte Band Schiller's umfaßt die drei Bearbeitungen (zwei in Versen und eine in Prosa) des „Don Carlos“, während der zweite Band die beiden Bearbeitungen der „Räuber“ und die beiden des „Fiesco“ enthält. Mit gewohntem kritischem Scharfblick hat der Herausgeber außerdem auch noch auf sonstige, in einzelnen alten Ausgaben dieser Dramen vorkommende Abweichungen des Textes hingewiesen. So interessant nun diese Varietäten für die Geschichte der Schiller'schen Productionen und seines Bildungsganges sind, so glauben wir doch nicht, daß sich im großen deutschen Publikum viele Liebhaber dafür finden werden, auch die von Schiller selbst als sehr mangelhaft erkannten und darum verworfenen, gern von ihm wie vom Publikum vergessenen, rohen und unkünstlerischen, ersten Bearbeitungen seiner ältesten Dramen kennen zu lernen. Goethe sagt von der Erscheinung der „Räuber“ in jener rohen Gestalt, sie sei ihm verhaßt gewesen, „weil ein kraftvolles, aber unreifes

Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte".*) Es scheint uns weder für die Poesie an sich, noch für den Ruhm Schiller's zuträglich, daß dieser Strom jetzt von Neuem, und zwar gleichzeitig in zwei Armen, in der großen Cotta'schen und in dieser Kurz'schen Ausgabe, über das Vaterland sich ergieße.

In seinem diesjährigen Schulprogramm der Waisen- und Schulanstalt und des Schullehrerseminars zu **Bunzlau****) liefert der Direktor der beiden Anstalten, Herr Dr. **Schneider**, eine sehr schätzenswerthe historische Skizze der Leistungen und Verdienste Frankreichs auf dem Gebiete der Pädagogik und der Volkserziehung, wobei er, mit Abälard, Anselmus (von Canterbury) und Gersonius beginnend, die Zeit des Letzteren als diejenige bezeichnet, in welcher Frankreichs Schule ihren relativen Höhepunkt insofern erreichte, als sie bis dahin hoch über derjenigen von England und Deutschland stand. Mit der Epoche der Renaissance und der Wiedererweckung der klassischen Studien trat in Europa ein Wendepunkt ein, der nach der Zeit der Reformation vollends zu Gunsten Deutschlands und Englands sich gestaltete. Rabelais, die Männer von Port Royal und Rousseau werden demnächst als weitere Zeugen citirt, um über den Gang der Volksbildung in Frankreich zu berichten. Es wird großes Gewicht darauf gelegt, daß Erziehung und Unterricht in Deutschland das gemeinsame Werk der ganzen Nation und ihrer Familien sind, während sie in Frankreich der Obsorge einiger ausgezeichneter Männer im Staat oder in der Kirche überlassen werden. Bei der Erwähnung der jetzigen Conflikte des französischen Unterrichtsministers Duruy mit dem Bischof von Orleans, Monsignor Dupanloup, wird an den Ausspruch **Jules Simon's** erinnert, daß dasjenige Land, welches die besten Schulen habe, auch das mächtigste Land sei, und daß es daher für jedes nach Machterweiterung strebende Volk und Land eine heilige Pflicht sei, **allgemeinen, unentgeltlichen Unterricht** einzuführen.

Karl Gutzkow theilt in einem der neuesten Hefte des Dohm-Rodenberg'schen „Salon", unter dem Titel: „Das Kastanienwäldchen von Berlin", Studenten-Erinnerungen aus der Zeit von 1829—30 mit, die ebenso humoristisch als pikant sind. Der Verfasser der „Wally" war damals ein Schützling des Ministers **von Kamptz** und hörte theologische Vorlesungen bei August Neander, Schleiermacher und Marheineke und philologisch-germanische bei Böckh, von der Hagen und Lachmann. Ueber diese Männer und noch viele Andere theilt uns das Essay über das „Kastanienwäldchen" manches, wenn auch nicht immer Neue und objektiv Wahre, doch jedenfalls den jungen Gutzkow und seine Studienzeit Charakterisirende mit. Von Kamptz erhielt der mittellose junge Mann einmal einen Brief mit einem Hofredouten-Billet und einem Fünfzigthalerschein, Letzteren, um einen Ballfrack, weiße Cravatte 2c. sich anzuschaffen; außerdem schenkte ihm der damalige Direktor im Unterrichtsministerium die meisten, ihm von den gelehrten Verfassern, als Beweise ihrer wissenschaftlichen Werthschätzung, überreichten, neuesten philologischen Werke in Goldschnitt und gepreßten Ledereinbänden, sämmtlich in jungfräulicher, unberührter Verfassung. Dafür hat Gutzkow a. für den Torquemada der demagogischen Umtriebinquisition ein gewisse nachsichtige Erinnerung bewahrt. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß Gutzkow im J. 1830 für seine Abhandlung De Diis fatalibus, über die Schicksalsgottheiten der Alten, einen philologischen Preis erhielt und daß Kamptz die Absicht hatte, die gekrönte Abhandlung Gutzkow's bei Ferd. Dümmler drucken zu lassen, als — der Ausbruch der Julirevolution dem freundschaftlichen Verhältnisse des Ministers und des Studenten, welcher Letztere bald darauf (1831) sein „Forum der Journalliteratur" herausgab, ein Ende machte. — In einem folgenden Hefte des „Salon" werden uns noch weitere Mittheilungen über das Kastanienwäldchen von Berlin versprochen.

Die Westminster Review (Oct. 1868) bespricht das in England geltende Recht über das **Eigenthum der Ehefrauen** und kommt zu dem Resultate, daß in keinem Kulturstaate der Welt, weder in Deutschland noch in Frankreich, weder in Italien noch in den Vereinigten Staaten, dergleichen barbarische, widersinnige, gesetzliche Bestimmungen, wie in England, hinsichtlich des Eigenthumsrechtes verheirateter Frauen bestünden. In England geht durch die Verheiratung die Persönlichkeit und das Eigenthum der Frau gesetzlich in die des Ehemannes völlig auf, unter dessen Schutz und Deckung (coverture) allein Handlungen, welche Rechtsgiltigkeit haben sollen, von ihr ausgeübt werden können. Vermöge dieser „Coverture" wird sie in dem normannisch-feudalen Rechtsjargon „feme covert" genannt und zeitlebens als eine Unmündige behandelt, die über ihr Vermögen nicht selbständig verfügen kann. Zwar sind diese Bestimmungen des Common Law im Laufe der Zeit durch die Rechtsgewohnheiten der Equity-Courts in der Praxis gemildert, doch im Großen und Ganzen befinden sich die englischen Frauen heutzutage noch unter der Herrschaft jenes barbarischen, mittelalterlichen Gesetzes. Während der letzten Parlamentssession hatten die Herren John Stuart Mill, John Lefevre und Russell Gurney eine Bill zur Reformirung der englischen Gesetze über das Eigenthum der Frauen eingebracht, doch ist diese Bill, wahrscheinlich in Folge der Vorurtheile, die noch in England gegen die von Stuart Mill verfochtene, allgemeine gesetzliche Gleichstellung der Frauen herrschen, damals nicht über ihre zweite Lesung hinausgelangt. Hoffentlich wird das neue, im Geiste der Zeit reformirte Parlament den wohlberechtigten Anforderungen der britischen Frauen bessere Rechnung tragen.

Ein geschmackvolles typographisches Weihnachtsgeschenk ging uns noch kurz vor dem Feste von der J. J. Weber'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig zu. Das im Formate der „Illustrirten Zeitung" von ihr ausgegebene „**Weihnachts-Album**" umfaßt in einem sinnvoll geschmückten Umschlage 57 große, aus dem xylographischen Institute von Weber hervorgegangene Kunstblätter, Gegenstände darstellend, die der Architektur, der Skulptur, der Portrait-, Historien-, Landschafts-, Genre-, Marine- und Thier-Malerei angehören. Die berühmtesten lebenden deutschen Künstler sind in diesem Album vertreten, dessen meisterhafte große Holzschnitte an die Feinheit des Kupferstichs erinnern.

Joseph Lehmann.

---

*) Wahrheit und Dichtung, „Biographische Einzelheiten".

**) Fortgesetzte Nachrichten über Zustand und Geist der K. Waisen- und Schulanstalt und des Schullehrerseminars. Bunzlau, Waisenhaus-Buchdruckerei, 1868.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind franco durch die Post an die Redaction (Matthäikirchstraße 16, Berlin) oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Verantwortl. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.


Stanford University Libraries
3 6105 014 916 113

